

M. 11- 14/3 91

A 1375

DAR
W.P. Magistratu w Łodzi
ponowiając średn. rozrys.
Dla Bil. ablicznej
w Godzi 19. VII. 19

6.60

Rs 5.80

Prasad

Prasad

105



Sprachschatz

H 1375

der

deutschen Literatur.

Für Schule und Haus

bearbeitet

von

Dr. Otto Lange,

Professor in Berlin.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Von den Anfängen der Literatur bis zur Zeit der Klassiker.

Berlin, 1880.

Verlag von Rudolph Gaertner.

Nohrenstraße 13/14.

Zeitschrift

deutscher Literatur



841890



Dr. Otto Fänge

Zweite, verbesserte und verbeilerte Auflage

Erster Theil

Von den Aufgaben der Poesie bis zur Zeit der Romantik

Berlin, 1880

Verlag von Knapstein, Göttingen

Kleinverlag

Vorwort zur ersten Auflage.

In der Behandlungsweise der deutschen Literaturgeschichte für unterrichtliche Zwecke machen sich in neuerer Zeit zwei Ansichten geltend, die in äußerster Auffassung einander widersprechen. Einmal wird behauptet, „dass, obwohl einerseits im Hinblick in die Gedanken- und Vorstellungsweise der Dichter unerlässlich sei, es andererseits ganz außer der Möglichkeit liege, den Schüler das Bedeutendere, selbst in einer vorsichtigen und begrenzten Auswahl lesen zu lassen, und dass man sich begnügen müsse, den Inhalt durch eine charakterisirende Analyse, durch ein charakterisirendes Citat vorzuführen.“ Dem gegenüber sprechen praktische Schulmänner den Wunsch aus, der planmäßige Unterricht in der Literaturgeschichte, dessen Erfolg nur ein sehr unbedeutender zu sein pflege, möge aus den Schulen gänzlich verbannt werden. „Nur in einer möglichst ausgedehnten Lectüre sehen sie das geeignete Mittel, der reiferen Jugend das Verständniß für die Schätze unserer nationalen Literatur zu erschließen.“ Auf jener Ansicht beruhen die gegenwärtig anerkanntesten Handbücher der Literaturgeschichte; diese liegt einer Anzahl Lesebüchern zugrunde, welche als Endzweck des Lesebuches eine Zusammenstellung literaturgeschichtlicher Denkmäler bezeichnen. Offenbar sind beide Standpunkte einseitig. Wird bei der literaturgeschichtlichen Unterweisung das Gewicht ausschließlich auf die Lectüre gelegt, so verkennt man eben so sehr die Bedeutung des Lesebuches, wie das Wesen literaturgeschichtlicher Bildung. Das Lesebuch wird man nie der Aufgabe entziehen können, den Schüler insonderheit für das Verständniß des in der Gegenwart geltenden Sprachausdrucks, seiner klassischen Formen und Wendungen heranzubilden. Es ist dabei des Grammatischen, des Stilistischen und Aesthetischen so Wesentliches zu berücksichtigen, dass eine Vereinigung dieser Zwecke des Lesebuches mit denen literaturgeschichtlicher Bildung kaum möglich ist. Wie wenig aber die Literaturgeschichte sich mit einer Stellung im Lesebuche begnügen kann, dürfte sich außerdem aus einer Vergewärtigung der Aufgaben ergeben, welche ihr theils durch wissenschaftliche, theils durch schulmäßige planvolle Behandlung zugewiesen sind. Man verschiebe nicht den Standpunkt beider Gebiete. Wenn man ein der längsten

Vergangenheit angehörendes Dichterwerk zur Lectüre in der Weise für literaturgeschichtliche Bildungszwecke verwerthet, daß man es in der Ursprache vorführt und daran Erörterungen über mittelalterliche Sprachformen knüpft, so dient man damit der deutschen Sprachwissenschaft, deren Stellung in Schulen eine Unterrichtsfrage für sich bildet. Die Literaturgeschichte verfolgt wesentlich andere Ziele. Sie ist ein Zweig der Weltgeschichte, an dem diejenigen Früchte reifen, deren Keime die sittliche und rein geistige Bedeutung der geschichtlichen Thaten des Volkes enthalten. Sie stellt den Thaten des Volkes ein Zeugnis ihres absoluten Werthes aus; sie ist in allen Abschnitten der Weltgeschichte ein Spiegel des die Thaten belebenden Geistes und somit ein Gradmesser der fort- und rückschrittlichen Bewegung im Volksleben; sie ist auf ihren Höhepunkten die Krone der Volkskultur. Daher hat denn auch ihre Behandlungsweise viel weniger auf die Sprachwissenschaft, als auf die allgemeine Geschichte Rücksicht zu nehmen. Unfre Deutsch-Philologen, welche, den geschichtlichen Geist des Mittelalters erfassend, dichterische Werke dieser Zeit durch zweckmäßige Umgestaltung in das Sprachidiom der Gegenwart dem Verständnis nahe gebracht haben, stehen auf dem Boden der Literaturgeschichte, während diejenigen, welche in die Kenntniss mittelalterlicher Sprachformen einführen, nicht unbedingt der Literaturgeschichte einen Dienst zu leisten brauchen. Wesentliche Aufgabe der Literaturgeschichte ist, das geistige Leben des Volkes als ein Produkt der Weltgeschichte darzustellen. Wenn man sie, wie es neuerdings mehrfach geschehen, in die Behandlung der allgemeinen Weltgeschichte aufnimmt, so stellt man sie auf das ihr zustehende Gebiet der Wissenschaft, ohne ihr indess die Ehre einer selbständigen Disciplin zuzuerkennen, welche sie mit allem Recht beanspruchen kann. Wir müssen daher jene Handbücher der Literaturgeschichte, welche den specifischen Zusammenhang derselben mit der Weltgeschichte betonen, ganz besonders willkommen heißen. Dann aber sind zum Verständnis dieser Disciplin auch lebensvolle Abdrücke aus der Gedankenwelt des Volkes, wie dieselbe in seinen Dichtern und Schriftstellern zur Anschauung gelangt, unbedingt erforderlich. Die Analyse eines Dichterwerkes, die Mittheilung seines Inhalts — dies muß der oben zuerst mitgetheilten Ansicht entgegnet werden — gewährt zwar eine Vorstellung, niemals aber einen Einblick in das Wesen und den Charakter desselben. Es ist neben der in dem Lehrbuche und vom Lehrer entwickelten geschichtlichen Darstellung des Geisteslebens, die sich keineswegs mit einer bloßen „Mittheilung von Namen und Titeln“ zu beschäftigen hat, das dem Literaturwerke entlehnte Charakterbild ein nicht zu entbehrender Beleg für das Verständnis der Geschichte. Wie viel solcher Belege dem reisern Schüler in der Schule vorgeführt werden sollen, wird von der dem Gegenstande zugewiesenen Zeit und dem Geschick des Lehrers abhängen; der Selbstbildner wird den Inhalt der Beispiele sich mit Gemächlichkeit zurechtlegen können.

Da für Lehrzwecke das wünschenswerthe Material nicht immer zugebote steht, so ist man seit Begründung der Literaturgeschichte als selbständiger wissenschaftlicher Disciplin darauf bedacht gewesen, durch größere und kleinere Sammelwerke den Lehrzwecken zuzuhilfen zu kommen. Sie enthalten des Guten zu viel oder zu wenig.

Die in dem vorliegenden „Sprachschatz“ dargebotenen Proben suchen die Mitte zwischen dem Viel und Wenig zu treffen. Sie sind im wesentlichen das Material, welches der Herausgeber seit zwanzig Jahren beim Unterricht oder in literaturgeschichtlichen Vorträgen benutzt hat. Es versteht sich von selbst, daß ihm dabei die umfangreichern Literaturwerke von Wackernagel, Bischoff, Göbele, Kurz u. a. dankenswerthe Dienste geleistet haben. Für die mittelalterliche Literatur konnten vor allen die verdienstvollen Arbeiten von Simrod benutzt werden, da von der Mittheilung der Proben in der Originalsprache, dem Zwecke der Sammlung gemäß, abgesehen werden mußte, und nur an einzelnen Stellen neben der Übertragung der ursprüngliche Text mitgetheilt ist, um gewissermaßen eine dilettantische Anschauung von der allmählichen Weiterbildung der Sprache zu gewähren. Ein rein sprachliches Verständnis dieser wenigen mittelalterlichen Sprachbelege wird durchaus nicht bezweckt, weil das Werk sich ebensowohl von allem gelehrten Apparat frei halten, als auch von seiner eigentlichen Tendenz nicht entfernen sollte. Wo unter neueren Übersetzungen Gelungenes sich darbot, ist es benutzt worden, so daß nicht ausschließlich Simrod, sondern neben ihm Kurz, Soltau, Tied, Rückert, Scholl, Herz u. a., öfters auch der Herausgeber selbst an dem mittelalterlichen Abschnitte des Buches ihren Antheil lieferten. Bei einer ziemlichen Anzahl von Proben wird sich eine Übereinstimmung mit dem in andern Sammelwerken Befindlichen nachweisen lassen. Wer mit den Schätzen unsrer Literatur vertraut ist, wird wissen, daß die Sammler für unterrichtliche Zwecke häufig in ihren Wahlen übereinstimmen, weil sie ein gleiches Ziel vor Augen haben. Übrigens ist meist aus den Quellen geschöpft, und wo nicht, sind dieselben doch überall benutzt worden. Es gilt dies nicht nur von den der neuesten Literatur angehörenden Proben, die in gleicher Vollständigkeit sich in keinem, selbst nicht in umfangreicheren Werken vorfinden, sondern auch von den Geistesprodukten solcher Dichter, welche die literaturgeschichtlichen Epochen der Vergangenheit charakterisiren.

Wichtiger als das „Was“ scheint dem Verfasser das „Wie“ eines Buches zu sein, welches ebensowohl von angehenden Lehrern und Lehrerinnen der Literaturgeschichte benutzt werden, als auch in die Hände der reiferen Jugend gelangen soll. Es sind nicht nur wissenschaftliche, sondern auch pädagogische Bildungszwecke, die vom Verfasser in's Auge gefaßt wurden, und er hält es daher für nothwendig, schließlich die Gesichtspunkte aufzustellen, welche ihn bei seiner Arbeit geleitet haben.

1. Die deutsche Literatur hat auf ihren Höhepunkten überall einen universalistischen Charakter. Nach dem Abschluß der sogenannten ersten klassischen Periode verdienen die prosaischen Sprachschätze eine sorgsamere Berücksichtigung, als ihnen in den meisten Sammelwerken zutheil wird. Ein Lesebuch kann aus unterrichtlichen Gründen dem Drama, dem Roman, der Novelle die Aufnahme verweigern; ein literaturgeschichtliches Sammelwerk hat alle Hauptrichtungen schriftstellerischer Thätigkeit zu beachten. Es kommt dabei nur auf das „Wie“ an.

2. Jedes Probestück muß ein in sich abgeschlossenes Ganze bilden und voll-

ständig entweder aus sich selbst oder mit Hilfe einleitender und erklärender Bemerkungen verstanden werden können.

3. Zur Charakterisirung eines hervorragenden Geistes in der Literatur sind nicht eine Menge einzelner kleiner Bruchstücke, „literarische Kosthäppchen“, geeignet, sondern umfangreiche Proben aus den Hauptrichtungen seiner Thätigkeit. Beispielsweise sei darauf hingewiesen, daß die meisten Sammlungen unter anderm zur Charakteristik des Hans Sachs nur den Anfang der „Wittenbergisch Nachtigall“ mittheilen. Will man den vom evangelischen Geiste des Christenthums innigst durchdrungenen Bürgermann verstehen, so ist, wenn auch in abgekürzter Form, eine Kenntniß des ganzen Gedichtes erforderlich.

4. Die Sammlung darf kein Beispiel enthalten, welches an irgend einer Stelle dem sittlichen Gefühl des Lesers oder der Leserin Anstoß erregen könnte. Keine Zeile sei so beschaffen, daß man über sie hinweglesen müsse.

5. Daraus ergibt sich, daß das Buch von der Aufnahme gewisser, wenn auch vielleicht geschichtlich werthvoller Beispiele entweder abstehen muß, oder der Herausgeber Änderungen vorzunehmen hat, welche den charakteristischen Werth des Beispiels nicht schwächen.

6. Es ist kein Eingriff in die Geistesrechte des Autors, wenn man mit pädagogischem Takt und ästhetischem Sinne sich Kürzungen an seiner Arbeit erlaubt, oder ihr Überschriften gibt, welche auf den Inhalt hinweisen.

7. Die dichterischen, die Anschauungs- und Gefühlswelt des Kinderlebens charakterisirenden Poesieen in unserer Literatur sind von so eigenthümlichem Werthe, daß sie ein wesentliches Moment der Literatur der Gegenwart bilden. Sie gehören nicht nur in die Kinderbibeln, sondern recht eigentlich in ein Literaturwerk. In gewissem Sinne darf unsre Literatur gerade auf diese dichterischen Schätze stolz sein.

8. Die Orthographie in den mitgetheilten Beispielen darf nur dann geändert werden, wenn sie das Verständnis erschwert. Im übrigen ist sie ein in der Entwicklung unserer Sprache so charakteristisches Moment, daß man daraus den Geist der Zeit erkennen kann.

Hiermit übergebe ich diese, lange Zeit zurückgehaltene Arbeit zunächst denjenigen, welche die Herausgabe derselben seit Jahren erwartet haben, dann aber auch allen Freunden und Freundinnen eines Bildungszweiges, dessen kostbare Früchte Geist und Gemüth der deutschen Jugend stets erquickend werden. Daß sich in dem Buche mancherlei Mängel werden nachweisen lassen, darauf ist der Verfasser um so mehr vorbereitet, als eine nach der Vollendung des Druckes gewonnene Übersicht auch ihn schon dies und jenes erkennen ließ, womit er nicht ganz einverstanden ist. Namentlich bot die Behandlung der neuesten Literatur des Materials eine so reiche Fülle, daß die Auswahl vielen Schwierigkeiten unterlag. Der Verfasser wünscht seiner Arbeit ein wohlwollendes und vielseitiges Interesse. Dann wird er imstande sein, die auf Verbesserung des Einzelnen gerichteten Wünsche seiner Leser gern zu berücksichtigen.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seitdem die erste Auflage meines „Sprachschazes“ erschienen, sind sechs Jahre verflossen. Wenn ich die dem Bücherkauf so ungünstigen Verhältnisse der Gegenwart in Erwägung ziehe, so kann ich mit dem Erfolg zufrieden sein. Ich weiß, daß das Buch sich in den Händen vieler Lehrer befindet, und daß es für einzelne höhere Bildungsinstitute, namentlich für weibliche, sogar Schulbuch geworden ist. Um so mehr fühlte ich mich verpflichtet, das Werk einer sorgfältigen Revision zu unterziehen. Dieselbe erstreckte sich nicht nur auf das Ganze, sondern in vielen Punkten auch auf das Einzelne. Da sehr verschiedene Lehrbücher dem literaturgeschichtlichen Unterricht zu Grunde gelegt werden, mußte ich vor allem darauf Bedacht nehmen, 1) die Anordnung übersichtlicher zu machen. Ich habe überall die Person der Dichter an die Spitze der aus ihren Werken mitgetheilten Literaturbilder gestellt, weil auf diese Weise das Verständnis einer literarischen Persönlichkeit in ihrer Totalität leichter gewonnen werden kann. Die Anordnung nach sachlichen Gesichtspunkten, nach den Gattungen der Dichtung, habe ich nur da festgehalten, wo der Stoff des Mitgetheilten, wie z. B. in der Lyrik, in zu reicher Fülle vorhanden war. Doch stellte ich auch hier, obwohl in Unterabtheilungen, die Person des Dichters obenan. Man wird sich so im Anschluß an jeden Leitfaden besser und schneller zurecht finden. 2) Bei der Revision der einzelnen Literaturbilder habe ich die Originale zur Hand genommen und, wenn auch hier und da aus Lehrzwecken unwesentliche Änderungen oder Weglassungen nothwendig waren, nach sorgfältiger Vergleichung die Bilder in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit festzuhalten gesucht. 3) Die Einleitungen zu den Literaturbildern sind vervollständigt und wo ich sie in der ersten Auflage weggelassen hatte, ergänzt worden. Die Zeitangaben, wann die Werke zuerst erschienen sind, habe ich überall hinzugefügt. Für die Beurtheilung schriftstellerischer Werke sind dieselben unerlässlich, weil ohne sie für die Feststellung des Urtheils ein wichtiges Moment fehlt. 4) Von dem, was die erste Ausgabe enthielt, ist manches gestrichen und durch Proben, welche die Schriftsteller, namentlich Dichter, entschiedener charakterisieren, ersetzt worden. In dem Abschnitte, welcher Beispiele aus der Zeit der neuern Romantik enthält, habe ich sogar ganz wesentliche Umgestaltungen vorgenommen. Ich konnte, obwohl dies die meisten

Sammler thun, mich nicht mit Beispielen begnügen, die als ganz ansprechende Gedichte für sich gelten: ich musste zu den charakteristischen Werken greifen und aus ihnen mit Hilfe einleitender Bemerkungen möglichst abgerundete Bilder herzustellen suchen. Das Eigenthümliche, das wunderbar Reizende, zumtheil Verschrobene der Literaturprodukte dieses Abschnittes machte eine sorgfältige Revision ganz besonders nothwendig. Nicht unbedeutende Schwierigkeiten boten sich mir ferner in der Lyrischen Poesie der Gegenwart. Das Material ist hier überreich und die Auswahl mühsam. 5) Betreffs der Orthographie bin ich dem Grundsatz, nach welchem ich in der ersten Auflage verfahren, treu geblieben. Doch habe ich für die Literatur des 18. Jahrhunderts neben der damals üblichen Schreibung auch die heute geltende angewandt, weil eine Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart gerade hier interessante Gesichtspunkte darbietet.

Ich übergebe die neue Auflage den Lehrern und Lehrerinnen, die sich derselben beim Unterrichte und zu ihrer eigenen Fortbildung bedienen wollen; ich übergebe sie allen, die für die vaterländische Literatur Interesse hegen und den Sinn besitzen, aus ihr Bildung für Geist und Gemüth zu schöpfen.

Berlin, 1875.

D. S.

Inhalt.

(Vergl. Sach- und Namen-Register Th. II.)

Erster Theil.

Erste Periode.

Anfänge der Literatur bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts.

(c. 400—1150.)

	Seite		Seite
1. Das Gebet des Herrn (Uffilas Bibel- übersetzung)	1	6. Heliand (altfäch. Evangelienharmonie) Die Geburt Christi	5
2. Das Gebet des Herrn (c. 800)	1	Die Hochzeit zu Kana	5
3. Das Hildebrandslied (c. 800)	1	7. Ditfrieds Krift	6
4. Das Ludwigslied	8	8. Das Vaterunser (11. Jahrh.)	7
5. Waispüll (c. 800)	4	9. Das Waltharilied. Walters und Hiltegunds Flucht	7
		Walters, Hagens und Guntbers letzter Kampf	10
		10. Meringarto	19

Zweite Periode.

Das Zeitalter der Helden- und der ritterlichen Dichtung.

(mittelalterliche Romantik c. 1150—1350.)

A. Literaturbilder

aus den epischen Dichtungen.

	Seite		Seite
1. Eden Ausfahrt. Wie Dietrich mit Eden kämpft	18	8. Das Gudrunlied. Gorand wirdt durch Gesang um Hilfe für König Hettel	37
2. Der kleine Rosengarten. Wie Dietrich in den Rosengarten einbricht	14	Gudrun in der Gefangenschaft	40
3. Die Rabenschlacht. Witrich, der Mörder der beiden Söhne Egels, wird von Dietrich bis ins Meer verjagt	16	9. Reinhart der Fuchs. Wie des Löwen Krankheit vom Fuchs ge- heilt wird	42
4. Der große Rosengarten. Wie Siegfried von Dietrich besiegt ward. Wie der Mönch Iffan, Hildebrands Bruder, seine Klosterbrüder bekriegt	17 20	10. Das Rolandslied. Rolands Tod	43 44
5. Der hörnerne Siegfried. Wie Siegfried hörnern ward	21	11. Flos und Blantflos. Flos wird zu Blantflos in den Thurm ge- tragen	45
6. König Rother. Wie Rother und Helena die Gefangenen aus dem Kerker befreien	22 25	12. Erel. Emte klagt, daß sie Erel zur Ritterfahrt veranlaßt hat	46 46
7. Das Nibelungenlied. Kriembildens Traum	28	13. Iwein. Beschreibung des Zaubertrummens	47
Wie Siegfried Kriembilden zuerst sah	30	14. Tristan und Isolde. Was Minne ist	48
Wie Gunther um Brunhilde ward	31	Waldens Schönheit	48
Siegfrieds Tod	32	Der Minnetrank	49
Wie Hagen und Kriembild erschlagen wurden	35	Rose und Hebe	49

	Seite		Seite
15. Parcival.		20. Der arme Heinrich.	
Parcival's Kindheit	49	Das ganze Gedicht abgekürzt	62
Parcival wird vom alten Gurnemann belehrt	50	21. Der gute Gerhard.	
Parcival's Zug nach der Gralsburg	51	Kaiser Otto rühmt sich seiner Thaten und reist nach Köln.	72
16. Titarel.		22. Der trojanische Krieg.	
Liebesgespräch zwischen Schionatulander und Sigune	56	Wie Paris ausgeführt wird	74
17. Lohengrin.		23. Salomon und Morolf.	
Lohengrins erste Fahrt	58	Gespräch über die beiden Mütter	75
18. Das Alexanderlied.		Morolf soll gehenket werden	76
Die Blumenmädchen	59	24. Der Pfaffe Amis.	
19. Gregor auf dem Stein.		Der Pfaffe Amis läßt sich examiniren	77
Wie Gregor an den Felsen geschmiedet wird	60		

B. Literaturbilder aus den Iyrischen und Lehr-Dichtungen.

	Seite		Seite
1. Dietmar von Aist.		Morgengebet	82
Es stand eine Frau allein	78	Gefährdetes Geleite	83
O wohl dir, Sommerwinne	78	Der Weise	83
2. Kürenberg.		Die Minne	83
Ich zog mir einen Falten	79	Zucht	83
Weib und Federpiel	79	11. Nithart.	
3. Spervogel.		Der Wald stand wie ein Greis	83
Er ist gewaltig und stark	79	Ich sah noch nie den grünen Wald	84
Wer gerne zur Kirche geht	79	12. Ulrich von Lichtenstein.	
Ich habe gedienet lange	79	In dem Walde süße Töne	84
4. Kaiser Heinrich VI.		13. Der Wartburgkrieg.	
Minnelied	79	Rangstreit	84
5. Heinrich von Veldeck.		Der Kreuzesbaum	85
Die sehnennden Gedanken	80	14. Markgraf Otto IV. von Brandenburg.	
Seit die Sonne ihren lichten Schein	80	Uns kommt wieder ein lichter Maie	86
6. Reinmar der Alte.		15. Heinrich von Weissen.	
Mir ist ein Leid	80	So sieh' ich hier vor werthen Frauen reine	86
Hoch wie die Sonne	80	16. Freidanks Bescheidenheit.	
7. Reinmar der Zweter.		Sprüche aus neun Abschnitten	86
Gott, Vater unser, der du bist	80	17. Der wälsche Gast.	
Die Liebe zwinget Weib und Mann	81	Vom Adel	88
8. Der Wäerner.		18. Der Gelfstein.	
Trägt der Igel Stacheln	81	Von einem Frosch und einer Maus	89
Ich rathe meinen Kindern	81	Der Kaiser und sein Gelfstein	89
9. Gottfried von Straßburg.		19. Der Renner.	
Gottes Minne	81	Von hoher Dichter Lob	90
10. Walthar von der Vogelweide.		Von zu früher Heirat	90
Maienwinne	82	Von einem Pfaffen und einem Efel	90
Trost im Leide	82	20. Berthold von Regensburg.	
Deutschlands Ehre	82	Vom seligen Anschauen Gottes	91
Bergängliche Freude	82	Vom Frieden	91

Dritte Periode.

Das Zeitalter der Volks-Literatur.

(c. 1350—1600.)

A. Literaturbilder aus der Zeit vor der Reformation.

	Seite		Seite
1. Das Heldenbuch.		Wo de hane mit großer drobenisse kumt	96
Das jüngere Hildebrandslied	92	Wie man das todt Huhn begrub	96
2. Der Teurdank.		Wie Braun zu Reineke gesandt wird	96
Wie Teurdannch durch Fürtwittig aber in gefersichait mit einem Eöven gefürt ward	94	Wie Reineke Braumen begriff	97
Auf einer Gemsejagd	94	Wie Reineke den Bären zum Honig führt	98
3. Das Buch der Abenteuer.		Wie Braun von den Bauern geschlagen wird	98
Frein hilft einem Eöven	95	Wie Reineke schwer verklagt wird	99
4. Reineke de Vos.		Wie Reineke zum Tode geführt wird	99
Der Eöve läßt einen allgemeinen Frieden ausbieten	95	Wie Reineke mit großen Ehren vom Hofe schied	99
		5. Der Pfaffe vom Kalenberg.	
		Wie der Pfaff über die Donau fliegen will	100

	Seite
6. Das Narrenschiff.	
Ere vatter und mutter	101
Berachtung der geschriß	101
7. Geiler von Kaisersberg.	
Vom unvernünftigen ze vil schweigen	101
Von sich narren	102
8. Volks- und geistliche Lieder.	
Meistergesänge	103
Hört wie die Wachtel	104
Zu Koblenz auf der Brücken	105
Es siel ein Reis	105
Warum bist du denn so traurig	105
Wohier auf dieser Erden	105
Es stand eine Lind	105
Ich stand auf einem hohen Berg	106
Es liegt ein Schloß in Osterreich	106
Ich weiß ein blum	107
Musikstuck	107

	Seite
Grin ist der mai	107
Lenz, komm herbei	107
Frisch auf in Gottes namen	107
Jörg Grundtsberg, Mein Fleisch und Milch	108
H. Krauß, O Welt, ich muß dich	108
L. Ketterer, Nun hört ir christen	108
Paul Speratus, Es ist das Heil	109
Nic. Hermann, Die helle Sonn'	110
Simmer ist der Sonnenschein	110
Michael Weise, Nun laßt uns den Keib	110
Nic. Decius, Allein Gott inn der höhe	111
Nic. Behe, Auß hergem grundt	111
Phil. Nicolai, Wachtet auff	111
Wie schön leuchtet der Morgenstern	111
Martin Schalling, Herzlich lieb hab ich dich, o Herr	112
Joh. Matthaeius, Auß meines Herzens	113
Nu schlaf mein liebes Kindelein	113

B. Literaturbilder aus der Reformationszeit.

	Seite
1. Martin Luther.	
Vorrede zur Epistel an die Römer	114
Daß Christus wahrhaftiger Gott sei	116
Dem allerheiligsten Vater Keim dem Zebnten	118
An den christlichen Adel deutscher Nation	119
Von der Ehe	120
Luthers Reden in seiner Tochter Krankheit	121
An seine Hausfrau	122
Der 130. Psalm	122
Der 67. Psalm	122
Veni sancte Spiritus	123
Das deutsche patrem	123
Der 46. Psalm	123
Ein Kinderlied auff die Weichenachten	124
Grabscrift Magdalenichin Luther	124
Reime	124
2. Ulrich von Hutten.	
An Franz von Sickingen	125
Ich habß gewagt	126
3. Hans Sachs.	
Warum betrübßt du dich mein hertz	127
Sanct Peter mit der Geiß	127
Sanct Peter mit den Landsknechten	129
Der Kofdied zu Krünfung	130
Die Wittembergisch Nächtigall	133
4. Thomas Murner.	
Der Bundeshauptmann	138
Der Dichter entschuldiget sich	139
5. Johann Fischart.	
Das glückhafte Schiff	140
Sauschned, Schneckenhaus	142
Mann und Frau	143
Wider die Jesuiten	143
Langlieb	144
6. Johann Agricola.	
Sprichwörter	145
7. Bartholomäus Ringwaldt.	
Ein Lied der Kriegsleut	146

	Seite
8. Georg Rollenhagen.	
Bröteldieb erzählt, wer Murner sei	147
Bausbad erzählt von den Priestern	148
9. Burkard Waldis.	
Von der Ameyssen und Henschreden	149
Wie ein Serobirt zum Abt wirdt	149
10. Erasmus Alberus.	
Eöwe, Beer, Wolff und Fuchß	151
11. Jacob Ayrer.	
Der vberwundenen Trummelschläger	152
12. Johannes Turmayer.	
Die Schlacht bei Mühltdorf	158
13. Das Buch der Liebe.	
Titel des Buches	159
14. Agidius Tschudi.	
Graf Rudolf von Habsburg	159
15. Johann Arndt.	
Was der wahre Glaube sey	160
16. Sebastian Frank.	
Von dem Franckenland	162
17. Till Eulenspiegel.	
Wie Blenspiegel Wolffspeß macht	164
Wie Blenspiegel von der Rauben stigen wolft	164
Wie Blenspiegel sich zum brotdiebder verbdingt	165
18. Das Valenbuch.	
Wie die Schützbürger ein Rathshaus bauen wollen	165
Eine merckliche Geschichte mit einem Krebs	166
Wie die Valenburger ihr endliches Verderben taufen	167
19. Die Fauffsage.	
Doctor Fauff's Versuchung	168
Wie Doctor Fauff den Teufel beschwört	168
Wie Doctor Fauff Gelt entleht	169
Doctor Fauffus schenkt den Studenten Wein	169
Von Doctor F. gräulich, und erschreckt. Ende	170

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Nachahmung.

(c. 1600—1750.)

A. Literaturbilder

aus der ersten schlesischen Schule und den mit ihr zusammenhängenden Dichterorden.

1. Georg Rudolph Weckherlin.	
über den Tod des Königs von Schweden	172

Grabscrift eines Faulen	172
Herr Wigstee. Leben, Rebel	172

	Seite
2. Johann Valentin Andrea.	
Christliche Gleichheit	173
Zu Gott dem Vater	173
An den Gräbber	173
3. Martin Opitz.	
Vertrauen auf Gott	173
Lebenslust	174
Sittentrieb	174
An die Bienen	174
Auff Leyd kompt Freud	174
Aus: Platna	175
4. Paul Fleming.	
An Deutschland	175
Nach des vj. Psaimens Weise	176
Das getreue Herz	177
Auf Ihre Gesundheit	177
Herrn F. Flemingi Grabschrift	177
5. Simon Dach und der Königsberger Dichtervereis.	
Lob der Frommen	177
Der 128. Psalm	178
Ich liebe Kunst und freien Muß	178
Annähen von Tharau	178
Der Mensch hat Nichts so eigen	179
Morgenlied (v. H. Albert)	179
Daß alle Menschen sterben müssen (v. R. Robertin)	180
Was oft die Menschen (v. F. v. Eiß)	180
Abschieds-Liedchen (v. D. Kofchwig)	180
Abventslied (v. B. Thilo)	181
6. Friedrich von Logau.	
Dreißig Sinngedichte	181
7. Paul Gerhard.	
An das Angesicht des Herrn Jesu	183
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt	184

	Seite
Abendlied	184
Besiehl dem Herrn deine Wege	185
Sommergefang	186
8. Georg Neumark.	
Trostlied	187
Bittlied	187
9. Johann Rist.	
Ein Abendlied	187
10. Jacob Schrieger.	
Siegreich besinget die Unnutzigkeit eines Waldes	188
Siegreich klaget über Wankelmuth	189
11. Joachim Rachel.	
Der Poet	189
12. Philipp von Besen.	
Schäferlied	190
Ranzelreim	191
13. G. Philipp Harsdörffer.	
Morgenlied	191
Die Jinnen	191
Abbildung eines zweifelhafigen Parnassus	192
Abbildung einer falschen	192
14. Siegmund von Birken.	
An die Hirten an der Pegnitz	192
Frühlings-Wiltkomm	194
15. Johann Klai.	
Morgenlied	194
Wechselgefang	194
16. Julius Wilhelm Zingref.	
Kaiserprüche von Karl und Otto d. Gr.	195
17. Andreas Grypphus.	
Gardenio und Gelinde	196
Horribilicribrifax oder der wählende Lieb- haber	200

B. Literaturbilder

aus der zweiten schlesischen Schule und den Werken ihrer Gegner.

	Seite
1. Chr. Hoffmann v. Hoffmannswaldau.	
Eginhard an Emma	205
Emma an Eginhard	207
2. Daniel Caspar von Lohenstein.	
Aeminius und Thuznelda	209
3. Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen.	
Die asiatische Banise	210
4. Christian Bernicke.	
Acht Epigramme	212

	Seite
5. Fr. Rud. Ludw. von Canitz.	
Morgenlied	213
Die Welt läßt ihr Tadeln nicht	213
6. Joh. Christ. Gütther.	
Der gewisse Trost	213
Der Seelen Unsterblichkeit	214
Abendlied	214
Ich hatte viel Bestimmerniß	215
7. Barth. Heinrich Brodes.	
Kirchblüthe bei der Nacht	215
Die Nachtigall	216

C. Literaturbilder

aus den Werken unabhängiger Dichter und Prosaisten.

	Seite
1. Friedrich von Spee.	
Die Gespons Jesu spielet	216
2. Jacob Böhme.	
Aus: Aurora	218
3. Johann Scheffler.	
Die Seele vergleicht ihren Jesum einer Nachtigall	219
Oberwinischer Wandersmann	220
4. Johann Balthasar Schupp.	
Aus dem Deutschen Lehrmeister	221
Von der Einbildung oder vorgefaßten Mey- nungen	222
5. Hans Michael Moscherosch.	
A la mode Strauss	223

	Seite
6. Johann Wilmsen Lauremberg.	
Von allmoblicher Sprache	224
Von Allmoblicher Kleder-Dracht	224
7. H. Jac. Christ. v. Grimmelshausen.	
Der abenteuerliche Simplicissimus	225
8. Abraham a santa Clara.	
Judas Hicarioth ein Lügner	226
Judas allest ein Dieb	227
9. Christian Weise.	
Absurda comica	228
Die drey ärghsten Ertz-Narren	230
10. Gottfried Wilhelm von Leibnitz.	
Unvorgreifliche Gedanken	230
11. Christian von Wolff.	
Der Satz des zureichenden Grundes	232

D. Literaturbilder

aus der Gottsched-Bodmerschen und der sächsischen Schule.

	Seite		Seite
1. Johann Christoph Gottsched.		Die Bauern und der Amtmann	251
Von verblühten Lebensarten	283	Der Bauer und sein Sohn	252
Der sterbende Cato	284	Der sterbende Vater	252
2. Johann Jacob Bodmer.		Der betrühte Wittwer	252
Von den Gemälden des Schönen	288	Gellert an Rabener	253
Aus: Die Noachide	289	8. Gottfried Wilhelm Rabener.	
3. Albrecht von Haller.		Kleider machen Leute	254
Der Schweiz Volk und Natur	240	9. Abraham Gotthelf Kästner.	
4. Friedrich von Hagedorn.		Die Tochter	256
An die Freude	242	Leibnitz	256
Der Wein	243	Auf Kepler	256
Johann, der muntre Seifenfeder	243	Die poetische Krönung	256
Das Hühnchen und der Diamant	244	Kosbach	256
Der Kukul und die Lerche	244	Ein alter Dichter	257
Eurpail	244	Das Denkmal	257
Helena und Menelaus	244	Der Egoist	257
5. Christian Ludwig Viscob.		10. Johann Adolf Schlegel.	
Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit	244	Vom Lobe Gottes	257
6. Philipp Jacob Spener.		Betrachtung der Werke Gottes	257
Aus einem Briefe	246	11. Johann Andreas Cramer.	
7. Christian Kirchgott Gellert.		Der 42. Psalm	257
Die Ehre Gottes	248	Der 86. Psalm	258
Die Güte Gottes	248	12. Johann Arnold Ebert.	
Morgengefang	248	Der gute Brauch	259
Preis des Schöpfers	249	Epistel an Herrn Schmid	259
Weihnachtslied	249	13. Friedrich Wilhelm Zachariae.	
Der Kukul	250	Der Nennommitz	260
Das Land der Hintenden	250	14. Johann Friedrich von Cronqgl.	
Der Blinde und der Lahme	250	Cobrus, ein Trauerspiel	262
Der grüne Esel	250	15. Joh. Georg von Zimmermann.	
Der Maler	251	Über die Einsamkeit	267

Fünfte Periode.

Das Zeitalter der klassischen Literatur.

(1750— c. 1805 u. ff.)

A. Literaturbilder

aus den Werken der Vorgänger und Zeitgenossen Goethe's und Schillers.

	Seite		Seite
1. Ewald Christian von Kleist.		Wiegenlied	280
Aus: Der Frühling	272	Der Sonntag	280
Ob an die preussische Armee	273	8. Christian Martin Wieland.	
2. Joh. Ludw. Wilh. Gleim.		Aus: Der Oberon	280
Die Eiche und der Kürbis	273	Aus: Die Abderiten	289
Die Milchfrau	274	9. Moritz August von Thümmel.	
Der Greis	275	Reise in die mittäglichen Provinzen Frank-	
Die Gärtnerin und die Biene	275	reichs	291
An Kobrerner des Auslandes	275	Hymne auf die Sonne	292
Schlachtsfang	275	10. Johann Georg Hamann.	
Siegeslied	275	Betrachtungen über die heilige Schrift	293
3. Johann Peter Uz.		11. Joh. Heinr. Jung gen. Stilling.	
Gott im Frühlinge	276	Heinrich Stülkings Religion	295
Das Schicksal	276	12. Johann Caspar Lavater.	
4. Anna Luise Karisch(in).		Friedrich II. v. Preußen zu Pferde	296
An Baron von Kottwitz	277	Gebuld	297
Juruf an Glogau	277	13. Friedrich Heinrich Jacobi.	
5. Karl Wilhelm Ramler.		Zufällige Ergießungen	298
An den Frieden	278	14. Friedr. Gottl. Klopstock.	
Schlachtsfang	278	Morgenslied	299
6. Johann Nicolaus Götz.		Die Auferstehung	299
An die Nachtigall	279	Der Ritzhersee	299
Der Bergnügsgame	279	Der Eislauf	300
Thamire an die Nojen	279	Die Frühlingsfeier	301
7. Johann Georg Jacobi.		Mein Vaterland	302
Vertrauen	279	Dem Erlöser	303

	Seite		Seite
An Fanny	304	An den Schlaf	379
Bermann und Thusebda	304	Der Aufjoub	379
Die Sommernacht	304	Liebe und Wein	380
Epigramm	305	Die Stillpater	380
Der Messias	305	31. Moses Mendelssohn.	
15. Christ. Friedr. Daniel Schubarth.		Aus: Pöbden	380
Friedrich der Große	307	32. Johann Joachim Winkelmann.	
Schwäbisches Bauernlied	309	Von der Grazie in den Werken der Kunst	383
16. Heinr. Wilh. von Gerstenberg.		33. Joh. Jacob Engel.	
Ariadne auf Naxos	310	Aus: Lorenz Stair	384
Aus: Ugolino	312	Aus: Die Rede auf Friedrich den Großen	388
17. Gottfried August Bürger.		34. Christian Garve.	
Das Lied vom braven Manne	318	Ueber die Leiden des jungen Werther	390
Der Kaiser und der Abt	319	35. Lyriker und Lebrdichter.	
Die Entführung	321	1. Magnus Gottfr. Lichtner.	
Der Schatzgräber	324	Der Vater und die drey Söhne	393
Das Blümchen Wunderthod	324	Die Kraten und der Hausherr	393
18. Matthias Claudius.		Die Rebe	393
Arians Reise	325	Die Mäufe	394
Geschichte von Goliath	326	Die Laster und die Strafe	394
Abendlied	326	2. Gottfr. Konrad Pfeffel.	
Rheinweintlied	327	Das Johanniswittmüch	394
Morgenslied eines Bauernannes	327	Der Goldschatz	394
An meinen Freund Andres	328	Das Schiff	394
Ein Sermon an die Mädchen	329	3. Joh. Gottfr. Willamov.	
Die Leiden des jungen Werther	330	Das Bergmügn und der Schmerz	395
19. Günther von Götting.		Der Schwan und die Lerche	395
Auf der Stelle, wo Gustav Adolf blieb	330	Die Sonne und die Thiere	395
Vier Singsgedichte	330	4. Christoph August Tiebge.	
20. Johann Martin Miller.		Die Freiheit der Vernunft	395
Deutsches Lied	331	Der menschliche Wille	396
Zur Lieblichkeit	331	5. August Friedrich Langbein.	
Aus: Siegwart	331	Die Belagerung	396
21. Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.		Die Stationen des Lebens	397
Lied eines deutschen Knaben	332	6. Joh. Christ. Friedr. Haug.	
Mein Vaterland	333	An Wahl	397
Der Felsenstrom	333	Singsgedichte	397
An die Natur	334	7. Johann Peter Hebel.	
22. Heinrich Ludw. Christoph Hölty.		Der Winter	398
Glegie bey dem Grabe meines Vaters	334	Der Abendstern	398
Aufmunterung zur Freude	334	8. Ludwig Theod. Rosegarten.	
Lebenspflichten	334	Der Spaziergang nach Artona	399
Glegie auf ein Landmädchen	335	9. Friedrich von Matthijson.	
23. Johann Heinrich Voss.		In den Ruinen eines Bergschlosses	400
Der siebzigte Geburtstag	335	Abendlandschaft	401
Aus: Luise	339	10. F. Gaudenzb. Salis-Seewis.	
Die Andersdenkenden	341	Morgensalm	401
An Goethe	341	Letzter Wunsch	401
Klingsonate	341	Das Grab	402
24. Johann Anton Leisewitz.		11. Johann Martin Usteri.	
Aus: Julius von Tarent	342	Gesellschaftslied	402
25. J. Max Klingler.		12. August Gottlob Eberhard.	
Aus: Sturm und Drang	346	Aus: Hannchen und die Klüchlein	403
26. Friedrich Müller.		13. Valerius Wilh. Neubed.	
Genosefa im Thurne	350	Aus: Die Gesundbrünnen	406
27. Salomon Geßner.		14. Friedrich Adolff Krummacher.	
Mirtill	352	Der Sturmvogel und die Schiffenden	407
Amyntas	352	Die Noestrie	407
28. Gotthold Ephraim Lessing.		15. G. Phil. Schmidt von Lübed.	
Die Geschichte des alten Wolfs	353	Des Fremblings Abendlied	407
Die Speltinge	354	Paul Gerhard	408
Reus und das Pferd	354	16. August Wahlmann.	
Nesopus und der Esel	355	Lied	409
Die drey Reiche der Natur	355	Der Vater Martin	409
Der Tod	355	Herbstlied	410
Singsgedichte	356	17. Friedr. Aug. Schmidt.	
Aus: Nathan der Weise	356	Das Gärtchen der Liebe	410
Aus: Minna von Barnheim	360	Der Mai 1795	410
Aus: Raetoon	365	36. Theodor Gottlieb von Hippel.	
Aus: Hamburgische Dramaturgie	367	Aus: Lebensläufe nach aufsteigender Linie	410
Erziehung und Offenbarung	370	37. Georg Christoph Richterberg.	
29. Friedrich Nicolai.		Ueber den Nutzen und Cours der Stockschläge	414
Aus: Das Leben und die Meinungen des		Weibliche Diensthofen	416
Magisters Sebaldus Nothanker	371	38. Johann Gottfried von Herder.	
30. Christian Felix Weiße.		Der Wassermann	416
Aus: Richard der Dritte	375	Eulfsönigs Töchter	417
Romanze	379	Das Lied vom eifersüchtigen Knaben	417
		Das Lied vom jungen Grafen	418
		Das Mädchen am Ufer	418

	Seite		Seite
Edward	418	41. Johann Gottfried Seume.	
Die Herrlichkeit Granada's	419	Aus: Mein Spaziergang nach Syrakus	448
Lied der Morgenröthe	419	42. Justus Möser.	
Das Lied der Hoffnung	420	Kariotische Phantasien	438
Klagelied von der edlen Frauen des Man-Äga.	420	43. Johannes von Müller.	
Die lustige Hochzeit	421	Die Eidgenossen auf dem Rütli	455
Frihlingszeit	421	44. Johann Georg Forster.	
Der Eid	422	Aufgabe der Kunst	456
Das Lied des Lebens	429	45. Karl Wilhelm von Humboldt.	
Das Saitenspiel	429	Schiller's geistige Persönlichkeit	459
Liebe	429	46. Friedr. Heinr. Mey. von Humboldt.	
Das Kind der Sorge	430	Das Leben in der Schöpfung	461
Die Ameise	430	47. Immanuel Kant.	
Epigramme	431	Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit	463
Was ist Humanität	431	Von der schönen Kunst	465
Stellung Deutschlands zur Humanität	432	48. Johann Gottlieb Fichte.	
Grundsätze der Entwicklung Griechenlands	433	über Vaterlandsliebe	465
39. Jean Paul Friedrich Richter.		49. Aug. Fried. Ferd. von Kotzebue.	
Der doppelte Schmerz der Besserung	435	Die Pflichten vor Raumburg	468
Traum über das All	437	Die deutichen Kleinstädter	475
Der Atheist	439	50. August Wilhelm Jffland.	
Der Mensch ohne Poesie	439	Aus: Die Jäger	481
Aus: Levana	439	51. Joh. Karl August Müllaus.	
Aus: Selina	439	Legende vom Müßezahl	488
Aus: Hesperus	440		
40. Johann Ernst Wagner.			
Aus: Historisches WS	443		

B. Literaturbilder

aus Goethe's und Schillers Werken.

	Seite		Seite
1. Johann Wolfgang von Goethe.		Die Neapolitaner	527
Aueignung	493	Für junge Dichter	529
Wanderers Nachtlied	494	2. Friedrich von Schiller.	
Ein Gleiches	494	Das Mädchen aus der Fremde	530
Jägers Abendlied	494	Die Aheilung der Erde	530
An den Mond	494	Die Nacht des Gesanges	531
Geunden	495	Die vier Weltalter	531
Nähe des Geliebten	495	An die Freunde	532
Meeresstille und glückliche Fahrt	495	Das Lied von der Glocke	532
Bundeslied	495	Der Spaziergang	536
Troist in Thränen	496	Der Tanz	539
Das Weiltchen	496	Der Genuß	539
Künstlers Abendlied	496	Das Ideal und das Leben	540
Die Freude	496	Die Worte des Glaubens	542
Rastlose Liebe	497	Die Worte des Wahns	542
Herbstgefühl	497	Hoffnung	542
Märlied	497	Sprüche des Confucius	542
Harzreise im Winter	497	Breite und Tiefe	543
Auf dem See	498	Die Gunst des Augenblicks	543
Der Fischer	498	Die Ideale	543
Erlkönig	499	Sehnsucht	544
Der Sängcr	499	Die Führer des Lebens	544
Der Schakgräber	499	Vottivafeln	545
Hochzeitlied	500	Epigramme	545
Der getreue Eckart	500	Räthsel	546
Johanna Sebus	501	Der Laucher	547
Hartenspieler	501	Der Handkuß	548
Mignon	501	Der Ring des Polykrates	549
Natur und Kunst	502	Die Kränze des Jbcus	550
Gesang der Geister über den Wassern	502	Der Kampf mit dem Drachen	551
Das Göttliche	502	Der Graf von Habsburg	554
Aus: Iphigene auf Tauris	503	Das verschleierte Bild zu Saiz	555
Aus: Hermann und Dorothea	508	Kassandra	556
Aus: Torquato Tasso	512	Klage der Ceres	557
Aus: Faust	515	Aus: Wallenstein	558
Sprüche und Epigramme	521	Aus: Wilhelm Tell	566
Epistel	522	Aus: Braut von Messina	569
Ein Brief aus: Reiden des jungen Werther	523	Die Eroberung Magdeburgs	570
Aus: Wilhelm Meisters Lehrjahre	524	Das Weien der Poete Klopstocks	572
Friedrich der Große und die deutsche Poesie	525	Das Reich des schönen Scheines	573

Zweiter Theil.

Sechste Periode.

Die Literatur der Neuzeit.

(c. 1805 — 1874.)

A. Literaturbilder

aus der Zeit der neueren Romantik.

	Seite		Seite
1. August Wilhelm von Schlegel.		12. Adalbert von Chamisso.	
August Wilhelm von Schlegel	1	Salas y Gomez	60
Das Sonett	1	Die alte Waschfrau	63
Der Hosiambre oder Stazon	2	Tragische Geschichte	64
Epigramme und literarische Scherze	2	Aus: Peter Schlemihl	64
Arión	2	13. Ernst Karl Christ, Graf von Benzels- Stiernau.	
Das Antike und Moderne in der Poesie	4	Aus: Das goldene Kalb	70
2. R. W. Friedrich von Schlegel.		14. Heinrich Büchffe.	
Geübde	7	Aus: Alamontade	74
Glosse	8	15. Wilhelm Müller.	
Calderon	8	Wanderschaft	79
Das verfuntene Schloß	8	Bohin	79
Holand	9	Der Lindenbaum	79
Charakteristik des neuen Testaments	10	Am Feierabend	79
3. Ludwig Tieck.		Ungebuld	80
Die Phantastie	12	Alexander Pyslanti auf Muntack	80
Siegfried's Jugend	13	Griechenlands Hoffnung	80
Herbstlied	14	16. Friedrich Hölderlin.	
Nacht	14	An die Deutschen	81
Pergolesi	14	Die Nacht	81
Stabat mater	15	Die Rückkehr in die Heimat	81
An A. W. Schlegel	15	Sofrates und Alcibiades	82
Wunder der Liebe	16	Diotima	82
Aus: Leben und Tod der heil. Genoveva	16	Aus: Hyperion	83
Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens	27	17. Zacharias Werner.	
Aus: Der gestiefelte Kater	34	Aus: Der vierundzwanzigste Februar	84
4. Clemens Brentano.		18. Franz Grillparzer.	
Nach Sevilla	36	Aus: Sappho	87
Binnettens Lied	36	19. Amad. Gottfr. Adolf Müllner.	
Die Gottesmutter	37	Aus: Die Schuld	89
Aus Godel, Hinkel und Gadeleia	38	20. Ernst Theod. Amadeus Hoffmann.	
5. Bettina von Arnim		Aus: Die Götze des Teufels	95
Aus: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde	41	Aus: Der Kampf der Säger	102
6. Ludwig Achim von Arnim.		21. Ernst Moritz Arndt.	
Gebet	42	Vaterlandslied	104
Der Blinde	42	Wer ist ein Mann	105
Aus: Gräfin Dolores	43	Deutscher Trost	105
7. Friedrich von Hardenberg.		Aus: Der Geist der Zeit	105
Wenn ich ihn nur habe	46	22. Theodor Körner.	
Wenn alle unreu werden	46	Auruf	107
Hymne	46	Litkov's wilde Jagd	108
Aus: Fragmente und verstreute Blätter	47	Bundeslied vor der Schlacht	108
8. Heinrich von Kleist.		23. Max von Schenkendorf.	
Aus: Michael Kohlhaas	47	Freiheit	109
Aus: Räthsen von Heilbronn	50	Weihnachten	110
9. Friedrich de la Motte Fouqué.		Frühlingsgruß an das Vaterland	110
Kriegslied für die freiwilligen Jäger	53	Auf Schamhorst's Tod	110
Erost	53	24. Karl Vebrcht Zimmermann.	
Aus: Urbine	53	Aus: Lustfántchen	111
10. Ernst R. F. Schütze.		Aus: Kristan und Stolbe	115
Aus: Die bezauberte Rose	57	25. Heinrich von Collin.	
11. Joseph von Eichendorff.		Aus: Regulus	116
Der frohe Wandersmann	59	26. Christian Dietrich Grabbe.	
Nachgebet	59	Aus: Don Juan und Faust	121
Das zerbrochene Klinglein	59	27. Adam Gottlob Ohlenschläger.	
Abschied	60	Aus: Correggio	127
Nachklänge	60		
Die Stille	60		

	Seite
28. Ernst Freiherr von Houwald.	
Aus: Der Leuchtturm	130
29. Aug. Graf von Platen-Hallermilnde.	
Bilder Newels	133
Venetianische Sonette	135
Der Keuw im Dezember 1830	135
Harmosin	136
Das Graf im Busento	136
Romanze	136
Ghajelen	137
Aus: Die verhängnißvolle Gabel	137
30. Johann Ludwig Uhland.	
Freie Kunst	140
Schäfers Sonntagslied	141
Einfuhr	141
Die Kapelle	141
Der gute Kamerad	141
Der Schmied	141
Des Knaben Berglied	141
Zimmerspruch	142
Frühlingsabnung	142
Frühlingsglaube	142
Frühlingsruhe	142
Frühlingsfeier	142
Lob des Frühlings	142
Frühlingsstrost	142
Maientsbau	142
Klein Roland	143
Roland Schildträger	144
König Karl's Meeresfahrt	146
Das Schloß am Meere	146
Der blinde König	146
Die Rache	147
Das Schwert	147
Des Sängers Fluß	147
Aus: Ernst, Herzog von Schwaben	149
31. Albert Knapp.	
Der Morgenstern	151
Des Herrn Vorsorge	152

	Seite
32. Gustav Benjamin Schwab.	
Der Reiter und der Bodensee	152
Die belligen drei Könige	153
33. Justinus Kerner.	
Alte Heimat	155
Albhorn	155
Wanderlied	155
Die schwäbisch'n Säng'er	155
34. Eduard Mörike.	
Die schöne Bude	156
Die Tochter der Haide	156
35. Gustav Pfizer.	
Angst	156
Nachkommer	157
36. Friedrich Rückert.	
An uns're Sprache	157
Das Leben ein Gesang	158
Großes aus Kleinem	158
Goethe's letztes Wort	158
Die Deutschen	158
Die Göttin im Putzzimmer	158
Aus: Liebesfrühling	159
Räthsel der Efen	160
Geharnischte Sonette	160
Aus: Die Weisheit des Brahmanen	161
Angereichte Feslen	162
Sprachweiseheit	163
Der Schulmeister von Hims	164
Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen	167
Von den grünen Sommervögeln	168
Vom Bäumlein, das spazieren ging	168
37. Die Gebrüder Wilhelm und Jacob Grimm.	
Die Bremer Stadtmusikanten	169
Der gelehrte Hirs	171
38. H. Christian Andersen.	
Der Buchweizen	172
Die Stopfnadel	172

B. Literaturbilder

aus den Werken der Historiker und Philosophen.

	Seite
1. Friedrich Christoph Schloffer.	
Friedrich Wilhelm I.	174
2. Friedrich von Ranmer.	
Die Eroberung Jerusalem's	177
3. K. August Barmhagen von Ense.	
Büße aus Blücher's Leben	180
4. Friedrich Caspar Dahlmann.	
Der Fluchtbericht Ludwig's XVI.	182
5. Leopold von Ranke.	
Karl V.	185
6. Heinrich von Sybel.	
Nobespierre's Tod	187

	Seite
7. Johann Gustav Droysen.	
Erführung des Montmartre	191
8. Theodor Mommsen.	
Julius Cäsar's Charakter	194
9. Friedr. Daniel Ernst Schlegelmacher.	
Aus: Reden über die Religion	196
Aus: Monologen	199
10. Friedr. Wilh. Jos. von Schelling.	
Wie und wann erblüht die Kunst	203
11. Georg Friedr. Wilhelm Hegel.	
Das Wesen der Tragödie	204
12. Arthur Schopenhauer.	
Aus: Die Welt als Wille und Vorstellung	206

C. Literaturbilder

aus der Zeit der realistischen Bestrebungen in der Poesie.

	Seite
1. Heinrich Heine.	
Aus: Buch der Lieder	210
Aus: Reisebilder	212
2. Ludwig Börne.	
Über Wilhelm Tell's Charakter	213
Aus: Denkrede auf Jean Paul	215
3. Nicolaus Niembch von Strehlenau.	
An mein Vaterland	216
Der Postillon	217
Die drei Zigeuner	217
Der Polenflüchtling	217
Schifflieder	218

	Seite
Bitte	218
Eichwald	219
Der Lenz	219
Liebesfeier	219
Sabonarda's Tod	219
4. A. Alex. Maria Graf von Auersperg.	
Sieg der Freiheit	221
Sein Bild	222
Der letzte Dichter	222
Der Ring	223
Mannesbräue	223
Baumpredigt	224
Der Thurm am Strande	224

	Seite		Seite
Die Martinswand	225	17. Friedrich Bodenstedt.	
Mar vor Kuffein	226	Aus: Lieder des Mirza-Schaffy	259
5. Emanuel Geibel.		Ein Bild vom Kreml	260
Gebet	228	18. Theodor Storm.	
O Jugendzeit	228	Aus: Zinnensee	261
Leichter Sinn	228	Othen	264
Im April	229	Meeresstrand	264
Vorüber	229	19. Alfred Meißner.	
Ich sah den Wald sich färben	229	Aus: Das Weib des Urias	265
Gute Nacht	230	20. Oskar von Rebwitz.	
Rheinsage	230	Aus: Amaranth	268
Schill	230	21. Ditto Noquette.	
Gegen den Strom	230	Aus: Waldmeisters Brautfahrt	268
Herbillsieder	231	Neuer Frühling	271
An Georg Herwegh	231	22. Robert Hamerling.	
6. H. A. Hoffmann von Fallersleben.		Aus: Ein Schwanensied der Romantik	272
Mein Vaterland	232	Aus: Masoveris in Rom	273
Mein Lieben	232	23. Ernst Raupach.	
Das Lied der Deutschen	232	Aus: Die Schleißhändler	277
Auf der Wandlung	232	24. Michael Beer.	
Morgenlied	233	Aus: Der P'ria	280
Waldblied	233	25. Friedrich Halim.	
Maiglöckchen und die Blümlein	233	Aus: Griseido	285
Der Mutter Grab	233	26. Heinrich Laube.	
Die Mäuse	233	Aus: Die Kriechschiller	288
Mauskästchen	234	27. Robert Griepenkerl.	
Ein schweres Räthsel	234	Aus: Die Girondinen	295
7. August Kopisch.		28. Karl Gutzkow.	
Maley und Malone	234	Aus: Das Urbild des Tartisse	298
Blücher am Rhein	235	29. Friedrich Hebbel.	
Der Schneiderjunge von Krippstedt	235	Aus: Die Nibelungen	300
Die Jzerge auf dem Baume	236	30. Otto Ludwig.	
Die Heinzelmännchen	236	Aus: Die Mastabäuer	305
Der Wassermann	237	31. Gustav Freytag.	
Hütchen	237	Aus: Die Fabier	310
8. Robert Reinick.		Aus: Söll und Haben	313
Gefährliche Nachbarschaft	237	Aus: Die Bräuer vom deutschen Hause	319
Sommernacht	238	32. S. Hermann Mosenthal.	
An den Sonnenschein	238	Aus: Deborah	322
Curiose Geschichte	238	33. Rudolf Gottschall.	
Käferlied	238	Aus: Katharina Howard	327
Vom schlafenden Apfel	239	34. Gustav Gans Eler zu Putlitg.	
Die Ganschen	239	Aus: Das Testament des gr. Kaiserlichen	331
Närrischer Tanz	239	Aus: Was sich der Wald erzählt	334
9. Julius Moser.		35. Albert Wigius.	
Andreas Hofer	240	Aus: Geld und Geist	338
Der Trompeter an der Raibach	240	36. Wilhelm Häring.	
10. Christian Friedr. Scherenberg.		Aus: Der Wärrwolf	341
Der reiche Sänger	241	37. Wilhelm Hauff.	
Mein Ostermorgen	241	Aus: Richtenstein	345
Aus: Eigny	241	Soldatenliebe	348
11. Joseph Christ. Freiherr von Bedtzig.		Reiters Morgengesang	349
Die nächtliche Heerschau	245	38. Adalbert Stifter.	
Aus: Todtenkränze	246	Aus: Der Hochwald	349
12. Robert Brüg.		39. Berthold Auerbach.	
Der Rhein	247	Aus: Edelweiß	353
Aus: Gsch. der Bauentönig	248	40. Melchior Meyr.	
13. Gottfried Kinkel.		Aus: Annemarie	358
Ein geistlich Abendlied	249	Zweierlei Zeit	361
Aus: Otto der Schütz	249	41. Paul Heyse.	
14. Ferdinand Freiligrath.		Aus: La Rabbia	362
Der Liebe Fauer	250	42. Ida, Gräfin Hahn-Hahn.	
Gesicht des Reisenden	251	Aus: Gräfin Faustine	366
Ewemritt	252	43. Fanny Lewald.	
Die Silberbibel	252	Aus: Diogenes	368
Der Blumen Rache	253	44. Joseph Victor Schöffel.	
Die Tamme	254	Aus: Etlehard	370
Huntlet	254	45. Fritz Renter.	
15. Georg Herwegh.		Ut mine Stromtid	375
Das freie Wort	255	Dat En'n	380
Rheinweinlied	256	Die Besorgung	380
Reiterlied	256	46. Friedrich Spielhagen.	
An den König von Preußen	256	Aus: Hammer und Ambos	380
16. Franz Dingelstedt.			
Frage und Antwort	257		
Meiner Mutter	258		
Aber fremde Gräber	258		

47. Lyriker und Didaktiker.

1. Franz von Gaudy. Offnung	387
Berliner Mai	387
2. K. J. Wilh. Smets. Heinrich Frauenlob	387
Der Schmied von Aachen	388
3. Helmine von Chezy. St. Johannes und das Würmlein	388
4. Annette v. Droste-Hülshoff. Der Brief aus der Heimat	389
5. Karl von Holtei. Frühlingsathem	389
6. Abrah. Emanuel Fröhlich. Wiederfinden	390
Höher nur	390
Elfengröße	390
Die Jünglinge	390
Unausprechliches	390
Lebensworte	390
7. Gustav Pfarrius. Der Trunk aus dem Stiefel	390
Wie es den Sorgen erging	391
8. Johann Nepomuk Vogl. Heinrich der Vogelsteller	381
Das Erkennen	391
9. K. J. Philipp Spitta. Ruhe in Gott	392
Sonntagsfrühe	392
10. Viktor Friedr. von Strauß. Meiner Mutter	393
Volksbüchlich	393
11. Karl Joseph Simrod. Die Propheten	393
12. Luise von Plönnies. Baum schlägt so laut mein Herz	394
Schiffschuhläufer	394
13. Theodor Franz Kugler. Nachgruß	394
Mudelsburg	394
14. Eduard von Feuchtersleben. Nach altdeutscher Weise	395
Lebensgewinn	395
15. Karl Egon Ebert. Der Abnegleischer	395
Schwerting der Sachsenbergog	396
16. K. Rudolf Hagenbach. Ruthe und Melanchthon	397
Der Wittve Haus zu Eichenach	397
17. Otto Gruppe. An der Rathbach	397
Das eiserne Kreuz	398
18. K. H. Wilhelm Wadernagel. Ein Tropfen	398
Im's Meer	398
19. Dräppler-Manfred. Leuzbrief	398
20. Hermann von Gilm. Alpenglilien	399
Frühlings Heiltraut	399
21. Julius Sturm. Nimm Christum in dein Lebensschiff	399
Wenn deine Lieben von dir gehn	400
Komm, o Nacht	400
Der Kinderengel	400
22. Karl Gerol. Der Sturm im Meer	400
23. Leopold Schefer. Aus: Raibenbrier	401
24. Friedrich von Sallet. Wer mich aufnimmt	402
25. Klaus Groth. Min Norderprat	402
Grotmoder	403
Das Moor	403
26. Julius Hammer. Guter Rath	403
Kaffe dich	403
Verbindung	403
27. Wolfgang Müller. Wäcker	403
Nächtliche Erscheinung zu Speier	404

Seite

28. Nicolaus Becker. Der deutliche Rhein	405
29. Karl Ved. Heimweh	405
30. Moriz Hartmann. Böhmisches Glegie	405
31. Hermann Ringg. Lied	406
Mondaufgang	406
32. Moriz Graf von Strachwitz. Pharao	406
Die Heimkehr	406
Liebeslied	407
33. Spiller von Hauenschild. Canzone	407
Manubeim	407
34. Theodor Fontane. Der alte Deiffing	407
Der alte Bietzen	408
Herbstmorgen	408
35. Emil Rittershaus. Heimweh	408
Winterlied	408
Sprüche	409
Im Kreise	409
36. Bernhard Endrulat. Das Glück	409
Beischeide dich	409
37. Albert Mäjer. Sonett	409
38. Adolf Bube. Mondnacht im Gebirge	409
39. Julius Rodenberg. Abendweh	410
Um Rittersnacht	410
40. Hermann Altmers. Morgen wirts	410
41. Adolf Böttger. Gebet auf den Bergen	410
Der Herbst	411
42. Otto Band. Im Sturm	411
43. Johann Georg Fischer. Reliquien	411
Dahim	411
44. Theodor Creizenach. Wachen in der Nacht	411
45. Robert Waldmüller. Morgenlaute	412
46. Albert Träger. Der Abend dämmeret	412
Mein Stern	412
47. Arnold Schönbach. Mondesliebe	412
48. Eduard Tempelieb. Ein einmal ausgesprochenes Wort	413
49. Adolf Söber. An Dichter und Leser	413
50. Karl Stelter. Gute Stunden	413
51. Karl Siebel. Spruch	413
Begrabe deine Todten	413
52. Hermann Marggraff. An einer Bahre	414
Lebens- und Trostsprüche	414
53. Hans Hopfen. An Sie	414
54. Bernhard von Sepel. Leise	414

Seite

48. Die Poesie der Kinderwelt.

1. Wilhelm Hey. Der Allgegenwärtige	415
Gottes Güte	415
Wandersmann und Lerche	415
Der Rabe	415
Knabe und Esel	416
Sperking und Pferd	416
Budel	416
2. Friedrich Güll. Som argen Wind und armen Aufbaum	416
Vom flugen Mäuslein	416

	Seite
Das Bilblein auf dem Eise	417
Das Späglein	417
Hört nur einmal an und denkt	417
Vom Hund	417
Vom Schneeflein	418
Der Schneemann	418
8. Georg Scheurlin.	
Das Glücklein im Herzen	418
Schneeglöckchen	419
4. Agnes Franz.	
Der Schmetteling	419
5. Graf Franz Poggi.	
Das Christkind	419
Der Winter	419
Die heiligen drei Könige	420
Waldschule	420
6. Hermann Rietke.	
Gotteshut	421
Blumenball	421
Abendgebet	421
Wintertag	421

	Seite
7. G. Christian Dieffenbach.	
Das Reimchen	422
Frau Schwalbe	422
8. Karl Enslin.	
Storch und Spatz	422
Sonne und Regen	423
9. Karl Frohlich.	
Morgen	423
Vom Jäger Peter Puff	423
10. Rudolf Löwenstein.	
Die Geschichte vom dummen Hanschen	423
Rüsterbeizeit	424
11. Luise Hensel.	
Die Lippe	424
12. Dilia Helena.	
Der Sittentrade	425
13. Emil Edel.	
Kinbfcher Sinn	425
Reichenbegängniß	425
14. Rudolf Reichenau.	
Aus unsern vier Wänden	426

Erste Periode.

Anfänge der Literatur bis um die Mitte des 12. Jahrh.

(c. 400 — 1150).

1. Das Gebet des Herrn.

(Nach Ulfilas' Bibelübersetzung.)

Atta unsar thu in himinam,
veihnai namô thein;
qvimai thiudinassus theins,
vairthai vilja theins sve in himina
jah ana airthai,
hlaif unsarana thana sinteinan
gif uns himma daga
jah aflet uns
thatei skulans sijaima,
svasve jah veis afletam
thaim skulam unsaraim,
jah ni briggais uns in fraistubnjai
ak lausei uns af thamma ubilin;
unte theina ist thiudangardi
jah mahts jah vulthus
in aivins, amen.

Vater unser, du in den Himmeln,
geweiht werde Name dein,
es komme die Herrschaft dein,
es werde der Wille dein wie im Himmel
auch auf Erden.
Laib unsern, den immerwährenden,
gib uns diesen Tag
und erlaß,
daß Schulbige wir seien,
sowie auch wir erlassen
diesen Schuldigen unsern,
und nicht bringe uns in Versuchung,
sondern löse uns von dem Übel;
denn dein ist (das) Herrscherhaus
und (die) Macht und (der) Glanz
in Ewigkeit, Amen.

2. Das Gebet des Herrn.

(c. 800).

Fater unser, du bist in
himilum. kauuihit (kawihit)
si namo din. piqhueme
rihhi din, uuesa din
uuillo, sama so in himile ist,
sama in erdu.
pilipi unsraz emizzigaz
kip uns eogauuanna
enti flaz uns unsro sculdi,
sama so uuir flazzames
unsrem scolom. enti ni
princ unsih inin chorunka,
uzzan kaneri unsih fona
allem sunton. amen.

Vater unser, du bist in
den Himmeln. Geweiht
sei der Name dein. Zukomme
das Reich dein. Es werde dein
Wille, so wie in dem Himmel er ist,
so auf der Erde.
Nahrung unsere immerwährende
gib uns allezeit
und erlaß uns unsere Schulden,
so wie wir erlassen
unsere Schuldner. Und nicht
bring uns in Versuchung,
sondern heile uns von
allen Sünden. Amen.

3. Das Hildebrandslied.

(c. 800, übers. v. Feuzner).

Hildebrand kehrt, nachdem er 30 Jahre am Hofe Karls gelebt, in seine Heimat zurück, wo ihm an der Grenze sein Sohn Hadubrand den Eintritt wehrt. Es beginnt zwischen Vater und Sohn ein Zweikampf, bei dem das Fragment abbricht.

Durch Sang und Volk erfuhr ich, daß heraus sich forderten
einzig die zwei Männer, zu einzeln Meßgefechte,
Hildebrand und Hadubrand inmitten zweier Heere
der Sohn- und Vatermammen. Sie setzten in Fassung ihre Wehr,
in Stand die Streitgewande, schnallten ihre Schwerter an,
die Tapfern, über die Ringe, da sie zum Treffen ritten.

Hildebrand erhob das Wort, — er war der höher bejahrte Mann, im Geiste vorbedächtger —; er begann zu fragen mit kurzgefaßten Worten, wer sein Vater wäre der Männer in dem Volke: gib Meldung deiner Vordern mir, verfehrt er, welches Stammes oder welches Geschlechts du seist. Wenn du mir einen sagest, weiß die andern ich mir; Kind, im Königreiche ist kund mir das gesammte Volk.

Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter: „Dieses haben mir gesagt so vorzeiten Leute, alte und erfah'ne, die ehe fuhren hinnen, daß Hildebrand mein Vater hieß, ich heiße Hadubrand. Vormals er nach Osten ging, floh vor Otachers (Odoakers) Haß von dannen mit Theotrich und seiner Tapfern vielen. Er ließ dahier im Lande verlassen sitzen eine Gattin in der Wohnung, einen Knaben unterwachsen; ohne Herrschaftserben hinterließ sein Volk er. Späterhin ward Theotrich betroffen vom Verluste weiland meines Vaters. Das war ein Mann so freundgetrennt; er war auf Odoaker unveröhnlich aufgebracht, der trefflichste der Tapfern, bis den Theotrich dessen Verlust traf. Er war an Volkes Spitze stets, ihm war Gefecht stets allzulieb, bekannt ob seiner Kühnheit war er kühnen Männern; nicht wähn' ich noch am Leben ihn, der war mein lieber Vater, Hildebrand den Heldenreis, Heribrands Erzeugten.“

„Weißt du, bei Gott,“ rief Hildebrand, „dem großen im Himmel oben —, daß du niemals schon zuvor einen Strauß ausfuchtest mit so eng versipptem Mann, als ich selber es dir bin?“ — Er wand da vom Arme gewund'ne Arminge, aus Kaisergoldstücken gemacht, wie sie ihm der König gab, der Hunnen Hochgebieter — „so daß ich's aus Huld dir nun gebe.“

Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter: „Mittelst des Geres soll ein Mann Gaben empfangen Eisen gegen Eisen. Du bist, alter Hunne, dir allzu sehr auf List bedacht, lockest mich mit deinen Worten, dieweil du willst mit deinem Speer mich werfen; bist ein ebenso alter Mann, als du Arglist übstest lebenslang. Das haben mir gesagt Seefahrer, segelnd westwärts über das Weltmeer, daß weggerafft ihn Krieg hat; todt ist Hildebrand, Heribrands Erzeugter.“

Hildebrand erhob das Wort: „Wohl seh' ich an deiner Heldenwehr, daß daheim du habest einen guten Herrscher, daß noch bei diesem Fürsten nicht als Flüchtling du die Fremde sahst. Doch weh! allwaltender Gott, rief Hildebrand, das Wehe naht! Ich wanderte der Sommer und Winter sechszig im Glend. Wo man mich immer scharte in das Volk der Schießenden, Gleichwohl hat vor keiner Stadt den Streich des Tod's man mir verfehrt. Nun soll mich mein leiblich Kind erlegen mit dem Schwerte, zerschmettern mit seiner Streitart, oder ich ihm Schlächter sein! Dennoch magst du ohne Müh', wenn dir deine Mannheit taugt, an so würdig-altem Mann nun Waffenpreis gewinnen, Rüstungsraub erringen, wenn du da einig Recht hast. Der müßte der feigste Mann doch sein des Morgenlands,“ rief Hildebrand, „der dir nun Streits sich sträubte, da deß so stark dich küßet! Kampf mit gleichen Waffen erkiese die Begegnung, wer des Wehrgeschmides heut verwaist ausgehen müsse, oder der Brustpanzer hier beider sich bemächt'gen.“

Da ließen sie zuvörderst mit Lanzen drein schmettern in scharfem Sturmesanbraus, daß es in Schilden starrte; dann sprengten sie zusammen, trafen zerstäubend den Steinbesatz, hieben herben Streiches hellweiße Schilde, bis ihnen ihre Linden leck in Stücke fielen zerstückelt von Schwertstreichern.

4. Das Ludwigslied.

(a. d. J. 881, überg. v. F. Scholl.)

Das in Form der Leiche (Reimpaare ohne Strophen) verfaßte Gedicht erzählt, daß Gott den Frankenkönig Ludwig III. prüfen wollte und ihm die Normannen in sein Land schickte. Ludwig rettet sein Land.

Einen König weiß ich,
der heißt Ludwig;
Gott er gerne dienet;
ich weiß, daß er's ihm lohnet.
Den Vater verlor er jung;
doch ward ihm Entschädigung:
ihn nahm auf der Herr,
sein Erzieher ward er;
glänzende Dienerschaft
und Tugenden er ihm gab,
den Thron hier in Franken.
So genieß' er es lange!
Als bald theilt' er dann
mit Herrn Karlemann,
der war sein Bruder,
die Zahl der Länder.
Als das war geschehen,
wollte Gott ihn versuchen,
ob er, so jung noch an Jahren,
möchte Drangsal ertragen.
Ein heidnisches Heer
sandt' er über das Meer,
daß er das Volk im Lande
an seine Sünden mahnte.
Manche wurden da verloren,
Manche auserlorn.
Schmach erduldete,
wer zuvor schlecht lebete,
Wer da ein Dieb war
und sich gerettet sah,
der fing zu fasten an
und ward ein guter Mann.
Mancher war ein Kügner,
Mancher ein Mörder,
Mancher voll Truges war:
die machten sich der Sünden bar.
Zu der Ferne sich der König befand,
in Verwirrung das ganze Land.
Daß Christ ihm grüßte,
das Volk entgelten sollte.
Da erbarmte es Gott,
der kannte ihre Noth;
er hieß reiten von dannen
Ludwig mit seinen Mannen.
„Ludwig, König mein,
hilf meiner Christeng'mein!
Die wilden Normannen
haben sie bezwungen.“
Drauf sprach Ludwig:
„Herr, so thu' ich.
Verwehre mir nicht der Tod,
was mir dein Mund gebot!“
Von Gott er Urlaub nahm,
ergriff die Kriegesfahn';
dann ritt er nach Franken,
entgegen den Normannen.
Es danketen Gott,
die sein hartten in Noth,
„Ach Herr,“ sie sprachen,

„wie lange wir dein hartten!“
Mit lauter Stimme sprach dann
Ludwig, der gute Mann:
„Tröstet euch, Gesellen
und wackerer Vasallen!
Mich sendete Gott;
er selber mir gebot,
daß ich, so's euch gut scheine,
mit euch zum Kampf mich eme,
und kein Mühsal scheue,
bis ich euch befreie.
Nun folget mir zum Streite,
Ihr Gott getreuen Leute!
Es wähet unser Leben,
so lang es Christ will geben;
will er unsre Hinfahrt,
deren hat er auch Gewalt.
Wer nun hier den Willen
Gottes thut erfüllen,
dem gewäh'r ich Lohn,
kommt er gesund davon;
bleibt er im Gefecht,
lohn' ich seinem Geschlecht.“
Da nahm er Schild und Speer,
gewaltiglich ritt er.
Er wolt' sich wahrhaft rächen
An seinen Widersachern.
Es dauerte nicht lange,
so fand er die Normannen.
„Gott Lob!“ rief er da,
weil er, was er begehrte, sah.
Der König kühnlich ritt,
sang ein heiliges Lied,
und all die Seinen zusammen
Kyrie eleison sangen.
Der Sang war gesungen,
die Schlacht war begonnen;
das Blut flog in die Wangen;
es rührten sich die Franken.
Die Degen sochten ritterlich;
doch keiner so, wie Ludwig.
Schnell und voll Muth:
das war er von Geburt;
Manchen durchschlug er,
Manchen durchstach er.
den Feinden man ihn da
alsbald bereiten sah
bitteres Verderben.
O weh, sie mußten sterben!
Gelobt sei Gottes Kraft!
Ludwig war sieghaft,
sagte allen Heil'gen Dank,
daß sein war der Siegeskampf.
Auch ferner bleibe Ludwig,
der kampfsfrohe König,
hilffreich, wie er immer war,
in Nothen und in Gefahr.
Auf seinem Herrscherstize
Der Herr ihn beschütze!

5. Muspilli (d. i. Weltbrand).

(c. 800, überf. v. L.).

Die Seelen barren in Himmel und Hölle des jüngsten Gerichts. Elias kämpft mit dem Antichrist. Sein Blut träufelt auf den Mittlgart (Erde), das große Weltfeuer (Muspilli) erfaßt alles. Dem jüngsten Gericht, das vor dem Kreuze Christi abgehalten wird, verfaßt die Welt. (Das Gericht ist Bruchstück.)

„Wie lange soll noch stehen,“
sagten die Jünger,
„diese Welt in Wonne,
ehe denn das Ende komme,
daß der letzte Tag
Lichtes erscheine
durch den Wolkenraum?
oder wann ist wieder dein Bahn (Absicht) zu
kommen
auf diesen Mittlgarten (Erde)
das Menschengeschlecht zu richten,
die Todten und die Lebenden?
Herr, mein guter Gott,
unser Führer ist groß,
waltender Christ,
wann das werden soll!“
Darauf gab ihnen Antwort
der allwaltende Christ.
„Das hat so verborgen,“ sagte er,
„der Herr, der gute,
auch so hart verhehlt
des Himmelreiches Vater,
waltend dieser Welt,
daß es nicht wissen kann
irgend eines Mannes Kind,
wenn die herrliche Zeit
wird in dieser Welt,
noch es auch in Wahrheit nicht kennen
Gottes Engel,
die vor ihm gegenwärtig
immer sind.
Sie es auch nicht sagen mögen
in Wahrheit mit ihren Worten,
wann es werden soll,
daß er wolle auf diesem Mittlgarten (dieser
Erde)
der mächtige Herr
die Sünden untersuchen.
Der Vater weiß es allein,
der Heilige vom Himmel;
sonst ist es verhehlt allen,
Lebendigen und Todten,
wann sein Kommen wird.
Ich mag euch jedoch erzählen,
welche Zeichen bevor
werden wunderbar,
ehe er auf diese Welt kommt
an dem herrlichen Tage.
Das wird eher an dem Monde offenbar,
auch an der Sonne eben so:
verdunkelt werden sie beide,

mit Finsterniß werden sie umfängen,
es fallen die Sterne,
die glänzenden Himmelslichter,
und es erzittert die Erde,
es hebt diese breite Welt.
Es werden solcher Zeichen viele:
es ergrimmt die große See,
es bewirket der Meeres-Strom
Schrecken mit seinen Wogen
den Erdbewohnern.
Dann verdorret das Volk
durch dieses große Drangsal,
das Volk durch die Furcht;
dann ist nicht Friede irgendwo,
sondern es wird so mancher Krieg
über diese ganze Welt,
der wilde Krieg erhoben,
und Heere führet
ein Geschlecht über das andere.
Es entsteht der könige Kampf,
ein großer Streit;
es entsteht vieler Tod,
offener Krieg.
Das ist ein schrecklich Gericht,
daß je solchen Mord sollen
die Menschen erheben.
Es entsteht die Seuche so groß
über diese ganze Welt,
Menschensterbens so viel
derer, die je auf dieser Erde
sterben durch Krankheiten.
Es liegen die siechen Menschen,
fallen und sterben,
und ihre Tage enden,
erfüllen sich mit ihrem Leben.
Es kommt ein unmäßig großer Hunger,
ein heftiger über der Menschen Kinder,
Des Speisemangels Übermaß.
Dies ist nicht das mindeste
der Leiden auf dieser Welt,
die entstehen werden
vor dem Tage des Gerichtes.
Sobald ihr daher diese Thaten sehen
werdet auf dieser Welt,
so möget ihr in Wahrheit verstehen,
daß dann der letzte Tag
den Menschen naht,
und die Macht Gottes,
der Himmelskräfte Bewegung
und des Heiligen Kommen,
des Herrn in seiner Herrlichkeit.

6. Heliand.

(Mtsächfische Evangelienharmonie, c. 830).

(Nach Dr. Rabes „Charakter-Bilder“.)

Mit Benutzung von Tatian's (c. 150) Harmonia evangeliorum gibt der Verfasser eine fortlaufende Geschichte des Heliands.

1. Die Geburt Christi.

Man brachte von Rom aus des mächtigen Manns
Über all dies Erdenvolk, Octavian's
Bann und Vottschaft; über sein breites Reich
Kam es von dem Kaiser an die Könige all,
Die dabeim saßen, soweit seine Herzoge
Über all den Landen der Leute gewalteten.
Die Ausheimischen hieß er die Heimat suchen,
Ihre Malstatt die Männer, daß männiglich vor dem Fronboten
Bei dem Stamme stünde, von dem er stammte,
In der Burg seiner Geburt. Das Gebot ward geleistet
Über die weite Welt: die Leute wanderten
Jedes zu seiner Burg. Die Boten fuhren hin,
Die von dem Kaiser gekommen waren
Schriftverständige Männer, und schrieben in Rollen ein,
Genau nachforschend die Namen alle
Des Lands und der Leute, und keinem erliefen sie
Den Zins und den Zoll, den sie zahlen sollten
Männiglich von seinem Haupt.

Da schied mit den Hausgenossen
Auch Joseph der gute, wie Gott der mächtige,
Der haltende wollte, sein wounig Heim zu suchen,
Die Burg in Bethlehem, wo beider war,
Des Mannes Malhof und der Jungfrau zumal,
Maria, der guten. Da war des mächtigen Stuhl
In alten Tagen, des Gellkönigs,
David's, des hehren, so lang er die Herrschaft durfte
Unter den Ebräern zu eigen haben
Und den Hochsitz behaupten. Seines Hauses waren sie,
Seinem Stamm entsprossen, aus gutem Geschlecht
Beide geboren. Da hört' ich, daß der Schickung Gebot
Marien mahnte und die Macht Gottes,
Daß ihr ein Sohn da sollte beschert werden,
In Bethlehem geboren, der Geborenen stärkster,
Aller Könige kräftigster. Da kam an der Menschen Licht
Der mächtige Held, wie schon manchen Tag
Davon der Bilder viel und der Zeichen geboten
Waren in dieser Welt. Da ward das alles wahr,
Was spähende Männer vordem gesprochen,
Wie er in Niedrigkeit hernieder auf Erden
Durch seine einige Kraft zu kommen gedächte,
Der Menschen Mundherr. Da ihn die Mutter nahm,
Mit Gewand bewand ihn der Weiber schönste,
Rierlichen Zeugen, und mit den zweien Händen
Legte sie liebreich den lieben kleinen Mann,
Das Kind, in eine Krippe, das doch Gottes Kraft bejaß,
Der Menschen mächtigster. Die Mutter saß davor,
Die wachende Frau, und wartete selber
Und hiltete das heilige Kind.

2. Die Hochzeit zu Kana.

Nach dreien Nächten dann ging dieser Völker Herr
Nach Galiläa, wo zum Gastmahl war
Gebeten Gottes Geborner. Eine Braut war zu geben,
Eine minnigliche Magd. Da war Maria
Mit ihrem Sohne selbst, die selige Jungfrau,
Des Mächtigen Mutter. Der Menschen Herr
Ging mit seinen Jüngern, Gottes eigen Kind,

In das hohe Haus, wo die Häupter tranken
 Der Juden im Gastfaal. Unter den Gästen war auch Er
 Und gab da kund, daß er Kraft von Gott besaß,
 Hilfe vom Himmelsvater, heiligen Geist,
 Des WALTENDEN Weisheit. Wonne war da viel,
 In Lusten sah man die Leute beisammen,
 Gutgemuthe Gäste. Umher gingen Diener,
 Schenken mit Schalen, trugen schieren Wein
 In Krügen und Kannen. Zu Kana war da groß
 Des Festmahls Freude. Als dem Volk unter sich
 Auf den Bänken die Lust am besten mundete,
 Daß sie in Wonne waren, an Wein gebracht es da,
 Am Meth beim Mahl: nicht das Mindeste war mehr
 Daheim im Hause, das vor die Herrschaft
 Die Schenken trügen. Die Geschirre waren des Tranks
 Leer und lebzig.

Nicht lange dauert' es,
 So ersah es wohl die schönste der Frauen,
 Die Mutter Christi; mit ihrem Kinde ging sie sprechen,
 Mit ihrem Sohne selbst, und sag' ihm Bescheid,
 Daß die Wirte weiter des Weins nicht hätten
 Den Gästen zu geben, und begehrte drum,
 Daß der heilige Herr Hilfe schülfe den Leuten
 Nach Wunsch und Willen.

7. Otfried's Krist.

(Evangelienharmonie c. 850.)

Eine mit frommen Betrachtungen durchwebte Darstellung des Lebens Christi, die mit der Verkündigung des jüngsten Gerichts abschließt.

Tho uuarun thar in lante
 hirta haltente;
 thes sehes datun uarta
 uuidar fianta.
 zi in quam boto sconi
 engil scinenti,
 joh uuurtun sie inliuthe
 fon himilisgen liothe
 tohtratun sie in tho gahun,
 so sinan anasahun;
 joh hintarquamun harto
 thes gotes boten uuorto.
 Sprach ther gotes boto sar:
 ih scal iu sagen uuuntar;
 iu scal sin fon gote heil.
 nales forahtha nihein.
 Jh scal iu sagen imbot,
 gibot ther himilisgo got.
 ouh nist ther er gihorte
 so fronisg arunti.
 Thes uuirdit uuorolt sinu
 zi euuidon blidu,
 joh al giscaft thi u in uuorolti
 thesa erdun ist ouh dretenti
 Niuuui boran habet thiz lant
 then himilisgon heilant,
 theist druhtin krist guater,
 fon jungeru muater
 in bethleem. thiuve kuniga
 thie uuarun alle thanana.
 fon in uuard ouh giboran iu,
 sin muater, magad sconu.
 Sagen ih iu, guate man,
 uuio ir nan sculut findan

Da waren dort im Lande
 Hirten haltende (hiltende);
 des Viehes thaten sie Warte (warteten sie)
 wider die Feinde.
 Zu ihnen kam ein Bote schöner
 ein Engel scheinender,
 und wurden sie erleuchtet
 vom himmlischen Lichte;
 fürchteten sie ihn (sich) da jähe, (d. i. plötzlich)
 so sie ihn ansahen;
 und hinterfamen hart (d. h. befolgten pünktlich)
 des Gottes-Boten Worte.
 Sprach der Gottes-Bote alsbald:
 ich soll euch sagen Wunder:
 euch soll sein von Gott Heil.
 Nicht Furcht keiner (keiner habe Furcht).
 Ich soll euch sagen ein Entbot,
 gebot der himmlische Gott.
 Auch nicht ist, der eher hörte
 so herrliche Botschaft.
 Das wird Welt seine (seine Welt)
 zu Ewigkeiten, (d. i. ewiglich) froh,
 und alles Geschöpf, das in der Welt
 diese Erde ist auch tretend.
 Neu geboren hat dieses Land
 den himmlischen Heiland,
 der ist Herr Christ guter,
 von junger Mutter
 in Bethlehem. Die Könige,
 die waren alle von da.
 Von ihnen ward auch geboren euch
 seine Mutter, eine schöne Magd.
 Sage ich euch, gute Männer,
 wie ihr ihn sollt finden.

zeiſchan ouh gizami
thuruh thaz ſeltsani.
Zi theru burgi faret hinana,
Zi findet, ſo ih in ſageta,
kind niuui boranaz
in krippsuun gilegitaz.
Tho quam, unz er zin tho sprach,
engilo heriscaf
himiliſgu menigi
ſus alle ſingenti:
In himilriches hohi
ſi gote guallichi,
ſi in erdu fridu ouh allen,
thie fol ſin guates uuillen.
Sie kundtun uns thia fruma frua
joh lertun ouh thar ſang zua.
in herzen hugi thu inne,
uuaz thaz uers ſinge.
Ni laz thir innan thina bruſt

arges uuillen gilust,
thaz er fon thir niriſtriche
then fridu in himilriches.
uuir ſculun uaben thaz ſang,
theis iſt ſconi gotes anfang,
uuanta engila uns zi bilide
brahtun iz fon himile.

Ein Zeichen auch gezeime
durch das ſeltſames.
Zu der Burg ſahret hinan,
ihr findet, wie ich euch ſagte,
ein Kind neu gebornes,
in eine Krippe gelegtes.
Da kam, während er zu ihnen da sprach,
der Engel Heerſchar
himmlische manche,
ſo alle ſingend:
In des Himmereiches Höhe
ſei Gott Preis,
ſei auf der Erde Friede auch allen,
die voll ſind guten Willens.
Sie künden uns das Frommende früh
und lehrten auch den ſang dazu.
In dem Herzen überlege du innen,
was der Vers ſinge.
Nicht laß dir innen deine Bruſt (dulde nicht
in deiner Bruſt)
arges Willens Geſtiſte,
daß er von dir nicht wegſtreiche
den Frieden in dem Himmereich.
Wir ſollen üben den ſang,
der iſt ein schöner Gottes-Empfang,
weil Engel uns zum Bilde
brachten es (ihn) vom Himmel.

8. Das Vaterunſer.

(11. Jahrhundert).

Fater unſer, du in himile biſt. Din namo uerde geheiliget. Din riche chome.
Din uuille geſeke in erdo alſo in himile. Unſer tagolicha brot kib uns hiuto. Unde
unſere ſculde belaz uns, alſo ouch uuir belazend unſern ſculdigen. Und in cho-
runge nit leiſteſt (= fiſtre) du unſih. Nu beloſe (= erlöſe) unſih tome ubele.

9. Das Waltarlied (950)

(in lateiniſchen Hexametern vom Mönch Eckhard, iſberſ. v. Joſef Scheffel).

Walter v. Nantunien und Hiltgund werden als Geſellen am Hofe König Gwels erzogen, ſiehen aber, obwohl von
ihrer Herrſchaft geliebt und in Ehren gehalten, nach ihrem Heimatlande Burgund. Sie nehmen reiche Schätze mit
und kommen an den Rhein, wo König Gunther und ſeine Kriegsmannen, unter denen beſonders Hagen, der Jugend-
genoffe Walters, ihnen auflauern. In blutigen Kämpfen erweihen ſich alle Helben tapfer und ſchlachten, nachdem ſie
zum theil verſtümmt ſind, Frieden. Walter und Hiltgund vermählten ſich.

1. Walters und Hiltgunds Flucht.

Walter ſchloß in die ſeine der Jungfrau weiße Hand,
Weid' wußten, daß von alters verlobt ſie ſeien einand.
Erröthend ſtand und ſchwieg ſie. Da ſprach er zu der Maid:
Schon lange tragen wir der Fremde herbes Leid
Und ſollten doch nach Rechten einander ſein zu eigen;
Ich hab' das Wort geſprochen, nicht länger mag ich's ſchweigen.

Die Jungfrau ſtand betrüblich, als wär's nur Spott und Hohn,
Aufklammt ihr blaues Auge, ſie ſprach mit herbem Ton:
Was heuchelt deine Zunge, was nie dein Herz begehrt?
Biel beſſerer Verlobten hältſt, Schlauer, du dich werth.

Da blickte treu und minnig, da ſprach der tapfre Mann:
Fern ſei, was du gedenkeſt, o hör' mich huldvoll an;
In meines Herzens Grunde hauß weder Falſch noch Arg,
Niemals ich mit dem Munde den wahren Sinn verbarg.
Kein Späher weißt im Saale, nur wir zwei beid' allein,
Ich wußt' ein ſüß Geheimniß, woſt'ſt du verſchwiegen ſein.
Da ſtirzte ihm zu Füßen Hiltgund und weint und ſprach:
Wohin du mich beuſeſt, o Herr, ich folg' dir nach.
Er hob ſie auf mild tröſtend: Ich bin der Fremde müd',
Ein ſüßes Heimatſehn die Seele mir durchglüh't,

Doch ohne Hiltgund nimmer steht mir zur Flucht mein Sinn,
So du zurücke bliebest, des schöpft' ich Ungerwin.
Da lachte sie in die Thränen: O Herr, du sprichst mit Zug
Das Wort, das ich seit Jahren geheim im Busen trug,
Gebiete denn die Flucht, mit dir will ich sie wagen,
Durch Noth und Fährlichkeit muß uns die Liebe tragen.

Und weiter sprach Waltari doch flüsternd nur, nicht laut:
Dienel' sie dir zu hüten den Hunnenschatz vertraut,
So stell' des Königs Helm mir und Waffenhelm zurück
Und seinen Riemenpanzer, des Schmiedes Meisterstück.
Dann fülle du zwei Schreine mit Spangen und Gold zu Hauf,
Daß du sie kaum vom Boden zur Brust magst heben auf,
Auch sollst du mir beschaffen vier Paare starker Schuh,
— Der Weg wird lang — gleichviele richt' für dich selber zu;
Darüber magst du weiter kostbar Gefäß verpacken.
Beim Schmiede aber heische krummspizige Angelhaken,
Du wirst auf unfern Fährten erschauen deinen Gefellen,
Wegzehrung uns gewinnen mit Fischen und Vogelstellen.
Dies all' sei vorbereitet heut über sieben Tage,
Da sitzt mit seinen Mannen der König beim Gelage,
Und schlafen weinbewältigt sie all' in trankner Ruh',
Glück auf! dann reiten wir dem Land im Westen zu!

Die Stunde kam des Schmauses. Mit Tüchern mannigfalt
Verhänget war die Halle. Eintrat Herr Ebel bald,
Er setzte auf den Thron sich, den Woll' und Purpur deckt,
Auf hundert Polstern rings die Hunnen lagen gestreckt.
Schier beugten sich die Tische den Speisen sonder Zahl,
Viel süßer Labtrant dampfte im glühenden Pokal,
Mit bunten Fähnlein waren die Schüsseln ausgeziert,
So hub die Mahlzeit an. — Waltari machte den Wirt,
Und wie der Schmaus zu Ende, die Tische weggeräumt,
Da sprach zu König Ebel Waltari ungesäumt:
Nun, edler Herr und König, ertheilt uns Euren Segen,
Daß alle hier im Saale der Zechlust mögen pflügen.
Der Humpen allergrößten reicht er ihm knieend dar,
Darauf aus alten Mären manch Bild geschmizet war.
Da lacht' der greise Zecher: Fiktrwahr, Ihr meint es gut,
Als wie ein Meer im Sturme entgeschäumt mir die Flut.

Doch sonder Zagen stand er, ein Fels am wogenden Strand,
Und küpft' den Riesenhumpen und wiegt' ihn in der Hand
Und trank mit tapferm Zuge ihn bis zum Grunde leer
Und macht' die Nagelprobe. Da stieß kein Tropfen mehr.
Jetzt thut mir's nach, ihr Zungen! so rief der alte Held,
Da war ein lothwerth Beispiel den andern aufgestellt.
Hurtig und hurtiger, dem Winde gleich dem schnellen,
Sah man den Saal durchreinen den Mundschenk sammt Gefellen.
Sie nahmen die Pokale, sie füllten sie auf's neu,
Da hub sich in dem Saale ein scharfes Weinturney.
Bald lallte manche Zunge, die sonst viel Ruhm gewann,
Bald wankte in den Knieen manch heldenkühner Mann;
Es kam die Mitternacht, noch zechten sie und jungen,
Dann sanken sie zur Beute dem Schlafe, weinbezwungen.
Und härt' Waltari ist die Burg in Brand gesteckt,
Kein Mann war da so nüchtern, daß er ihn drob entdeckt.

Waltari rief Hiltgunden fürsichtig nun zu sich:
Wohlauf bring' das Geräthe, wohlauf und rüste dich!
Dann führt er aus dem Stall sein Ross, der Löwe hieß es,
Hufscharrend stand's und schäumend in seine Fügel biß es.
Er wappnete mit Erze des Rosses Stirn und Seite,
Vom Bug hernieder hing er goldschwer die Schreine beide,
Dazu ein Körbchen Speise — dann gab er die wallenden Bügel
Der Jungfrau in die Hand und hob sie in den Bügel;

Er selber saß zu Rosse, vom rothen Helmbusch umwallt,
Bepanzert und beschienet in riesiger Gestalt.
Zur Linken hing gegürtet ein Schwert, zur Rechten auch
Ein scharfer krummer Säbel nach hunnischem Gebrauch;
Jetzt schrang er Schild und Lanze, es ritten auf ein ein Roß
Waltari und Hiltgunde aus König Ezel's Schloß.
Sie ritten aus dem Schlosse, sie ritten die ganze Nacht.
Die Jungfrau lenkt' das Streitroß und hatt' der Schätze Acht
Und sorgsam auch zu Händen hielt sie die Fischergerte,
Dierwil noch viel Gewaffen Waltari schier beschwerte.

Als nun die Morgensonne aufging mit lichtigem Funkel,
Entbogen sie der Heerstraß' zu tiefem Waldesdunfel,
Und hätte Haß der Fremde und Heimweh nicht gekränkt,
So hätte schier Hiltgunde das Roß nicht weiter gelenkt.
Wo nur ein Mistlein rauschte, wo ein Waldvogel sang,
Wo schrill ein Baumast knarrte, da seufzete sie bang.
So mieden sie der Menschen Behausung und Gehege
Und suchten in bahnlosem Gebirg sich Weg und Siege.

Noch schwieg der Hunnen Hofburg. Es war schon hoch am Tag,
Da wurde der König Ezel von allen der erste wach.
Er wiegt in beiden Händen sein Haupt das nebel schwere
Und schritt aus dem Gemach: Rüst mir Waltari here,
Er theile als Genosse heut seines Königs Jammer,
Er soll den Frühtrunk reichen mir in der Waffenkammer.
Da rieben sich die Diener die Augen und liefen und sah'n
Und suchten aller Orten, sie trafen ihn nicht an.
Jetztund kam auch die Fürstin Frau Dspirin gehinkt:
Wo säumt und träumt denn Hiltgund, daß sie kein Kleid mir bringt?

Da stillsterten die Diener, da ward's der Königin klar,
Daß Hiltgund und Waltari nächtlich entflohen war.
Da hub sie an: O Fluch dem Gastmahl und dreimal Fluch
Dem Wein, der meine Hunnen so schwer darnieder schlug,
Was ich den König warnte, liegt offen iht zu Tag,
Von unsres Reiches Stützen die stolzeste Säule brach!

Der alte König Ezel, von bösem Zorn entbrannt,
Zerriff den Purpurmantel und warf ihn an die Wand,
Und wie der Staub vom Sturme gewirbelt wird zu Hauf',
So wirbelte ihm im Herzen ein Schwarm von Sorgen sich auf.
Kein Wörtlein konnt' er sprechen, zu mächtig war sein Grimm,
Und Speise und Getränk stund unberührt vor ihm.
Die Nacht kam angeflogen, noch fand er keine Ruh,
Er lag auf seinem Pfühle und schloß kein Auge zu,
Er warf sich bald zur Rechten, bald zu der Linken nieder,
Als hatt' ein Pfeil durchschossen die stolzen Heldenlieder,
Dann saß er wieder aufrecht, der grambethörte Greis,
Dann sprang er auf vom Lager und lief herum im Kreis.

So ward dem Hunnenkönig der süße Schlaf verleidet,
Derweil das Flüchtlingspaar schweigsam dem Land entretet.
Doch wie am andern Morgen aufstieg der lichte Tag,
Hieß er der Hunnen Älteste zusammenkommen und sprach:
Wer mir in Banden brächte Waltari den schlauen Fuchs,
Als wie vom Wald der Jäger den hinterlistigen Luchs,
Dem schüße ich zur Stunde ein golddurchwirkt Gewand
Und wollt' mit Gold ihn decken von Haupt zu Fuß so sehr,
Daß ihm von Goldeshausen der Weg gesperrt wär'.

Doch in den weiten Landen fand sich kein einz'ger Grafe,
Kein Heerführer oder Ritter, kein Knappe oder Sklave,
Der sich vermaß, Waltari verfolgend nachzugeh'n,
Und mit des Schwertes Schneide dem Zürnenden zu sieh'n,
Und was der König flehte, gesprochen war's in Wind,
Die hohen Goldeshausen — sie blieben unverdient.

2. Walters, Hagens und Gunthers letzter Kampf.

Von Rosses Rücken schwang sich Hagen zur Erde,
 Da ließen auch Waltari und König Gunther die Pferde.
 Zum Fußkampf standen sie, zwei wider einen Mann.
 Die zweite Trittsfund' war's, da hub das Streiten an.
 Erst brach den Frieden Hagen und warf mit Macht den Speer,
 Der flog in hohem Bogen mit Pfisch und Zisch daher.
 Waltari mochte nicht ausbeugen, doch er hielt
 In schräger Richtung ihm entgegen seinen Schild;
 Rückprallte das Geschloß als wie von Marmelstein
 Und wühlte bis an Nagel sich in den nahen Rain.
 Dann warf auch König Gunther den schweren Eichenschaft,
 Er warf ihn leden Muthes, doch nur mit schwacher Kraft;
 Den Schildbrand traf er nur und konnt' ihn nicht zerreißen.
 Waltari schüttelte, da fiel das matte Eisen.
 Das war ein schlimmes Zeichen. Iht griffen sie zum Schwerte,
 Doch grimmen Blicks Waltari sich mit der Lanze wehrte.
 Die Klingen waren kurz, sie reichten nicht an ihn,
 Da fuhr ein schlimmer Plan dem König durch den Sinn.
 Sein abgeschossener Speer lag vor Waltari's Füßen,
 Den hätt' er heimlich gern zu sich zurückgerissen —
 Er winkte mit dem Aug', daß Hagen vorwärts dringe,
 Und stieß zurück zur Scheide die goldgeschmückte Klinge,
 Da ward die Rechte zum Diebesgriff — und den Schaft
 Hielt er schon festgepackt — und hätt' ihn auch erraft.
 Doch auf den Hagen stürmte Waltari plötzlich her
 Und trat mit starkem Fuß auf den gegriffnen Speer.

Der Überraschung ward der König sehr erschrocken,
 Die Knie wankten ihm, sein Athem wollte stocken,
 Schon war der Tod ihm nah. Doch sprang in schnellem Lauf
 Ihm schirmend Hagen bei. Da stund' er zitternd auf,
 Es war der bittere Kampf izt ungesäumt erneut,
 Fest stand Waltari noch, doch ungleich war der Streit —
 Er stand: so steht der Bär gejagt von wilder Hute,
 Unwillig vor der Meute und droht mit scharfer Lute
 Und duckt das Haupt und knurrt. Weh dem, der an ihn schwirrt;
 Er preßt ihn und umarmt ihn, bis er sich nimmer rührt,
 Scheu flieht der Rüdten Schar mit heulendem Gebelle. —
 So slutete die Schlacht schon auf der höchsten Welle,
 Dreifache Noth des Todes auf jeder Stirne stand:
 Die Wuth, die Last des Kampfes und glüh'her Sonnenbrand.

Gepreßten Herzens schaute bereits Waltari um,
 Ob sich kein Ausweg öffne. Zu Hagen rief er d'rum:
 O Hagdoru grün im Laub, du magst so gern mich stechen
 Und mir die Heldenkraft mit schlaun Sprüngeu brechen;
 So schwerer Müthe satt, will ich mit dir izt ringen —
 Und bist du riesenstark, ich will dich näher bringen!
 Er sprach's und hochaufspringend warf er die Lanze keck;
 Sie traf und riß ein Stück ihm von der Rüstung weg
 Und streifte seine Haut, doch nur ein wenig, an,
 Dieweil gar starken Panzer sich Hagen umgethan.
 Waltari aber riß das Schwert aus seiner Scheide
 Und stürmt' auf Gunther ein und schlug den Schild bei Seite —
 So wunderfam gewalt'gen Schwertschlag that er behende,
 Daß er ihm Bein und Schenkel ganz von der Hüfte trennte.

Halbtodt auf seinem Schild lag König Gunther da,
 Selbst Hagen wurde blaß, wie solchen Schlag er sah.
 Hoch schwang Waltari izt die blutgefleckte Klinge,
 Auf daß der wunde König den Todesreich empfinge;
 Doch Hagen warf dem Hieb das eigne Haupt entgegen,
 Da sprühte von dem Helm hoch auf ein Funkenregen;

Der Helm war hart geschmiedet. Drum brach das Schwert mit Klirren,
Durch Luft und Busch und Gras zahllose Trümmer schwirren.

Waltari, wie ihm so die Klinge war zerplittert,
Fuhr unwirlich auf, es ward sein Herz von Zorn durchschlittert;
Bewarft verächtlich er den Griff — was sollt' er nützen,
Ob er auch kunstgefüget von Golde mocht' erblicken?
Doch wie er unbedacht die Hand zum Wurf ausreckte,
That Hagen einen Hieb, der sie zu Boden streckte.
Da lag die tapf're Rechte, so furchtbar manchem Land,
So siegespreisgeschmückt — nun blutend in dem Sand,
Ob zwar ein linker Mann — Waltari war noch nicht
Der Kunst des Fliehens kundig, starr blieb sein Angesicht,
Er biß den Schmerz zusamm', und in den Schild einschob er
Den blut'gen Stumpf, und schnell mit linker Faust erhob er
Das krumme Halbschwert, das er einst im Hunnenland
Als Nothbehelf sich um die rechte Hüfte band.
Das rächte ihm am Feind. Da ward dem grimmen Hagen
Sein rechtes Auge ganz aus dem Gesicht geschlagen,
Zersäbelt ward die Stirn — die Rippen aufgeschliffen,
Dazu sechs Backenzähne ihm aus dem Mund gerissen.
So ward der Kampf geschlichtet. — Wohl durstet beide ruh'n;
Laut mahnten Durst und Wunden, die Waffen abzuthun.
Da schieden hochgemuth die Helden aus dem Streit,
An Kraft der Arme gleich und gleich an Tapferkeit.
Wahrzeichen läßt jedweder zurück von dem Gefechte,
Hier lag des Königs Fuß — dort lag Waltaris Rechte,
Dort suchte Hagens Aug'. So hob an jenem Plat
Sich jeder seinen Theil vom großen Hunnenschatz.

Die beiden setzten sich. Der dritte lag im Grunde.
Mit Blumen stillten sie den Blutstrom aus der Wunde.
Hiltgund, der zagen Maid, laut rief Waltari dann,
Die kam und legte guten Verband den Recken an.
Waltari drauf befahl: Jetzt misch' uns einen Wein,
Wir haben ihn verdient, er soll uns heilsam sein.
Es sei der erste Trunk dem Hagen zugebracht,
Der war dem König treu und tapfer in der Schlacht.
Dann reich' ihn mir, der ich das Schwerste hab' erlitten,
Zulezt mag Gümber trinken, der lässig nur gesritten.
Die Jungfrau folgt dem Wunke und bracht's dem Hagen dar,
Da sprach der Held, wie sehr er vom Durst gequält auch war:
Waltari, deinem Herrn, sei erst der Trunk gerecht,
Braver als ich und alle hat der sich heut' erzeigt!
Zwar müd', doch frischen Geists saß igt beim Wein geeint
Hagen der Dornige mit seinem alten Freund.
Nach Lärm und Kampfgetös, Schildklang und schweren Hieben
Zum Becher dort die zwei viel Scherz und Kurzweil trieben.

Zukünftig, sprach der Franke, magst du den Hirsch erjagen,
O Freund! und von dem Fell den Lederhandschuh tragen,
Und so du dir mit Wolle ausstopfest deine Rechte,
So meint noch mancher Mann, die Hand sei eine echte.
O weh, auch mußt fortan du, allem Brauch entgegen,
Um deine rechte Hüfte das breite Schlagschwert legen,
Und will Hiltgunde einst dir in die Arme sinken,
So mußt du sie verkehrt umarmen mit der Linken,
Und alles was du thust, muß schief und linksich sein ...
Waltari ihm erwidert': O Einaug', halte ein!
Noch werd' ich manchen Hirsch als Linker niederstracken,
Doch dir wird nimmermehr des Ebers Braten schmecken.
Schon seh' ich queren Auges dich mit den Dienern schelten
Und tapf'ren Helden Gruß mit scheelem Blick entgelten.
Doch alter Treu' gedenkend, schöp' ich dir guten Rath:
Bist du der Heimat erst und deinem Herd genah't,

Dann laß von Mehl und Milch den Kindleinbrei dir kochen,
Der schmeckt zahnlosem Mund und stärkt ihm seine Knochen.

So ward der alte Treubund erneut mit Glimpf und Scherz,
Dann trugen sie den König, dem schuf die Wunde Schmerz,
Und hoben säuflich ihn auf's Roß und ritten aus.

Nach Worms die Kranken zogen. Waltari ritt nach Haus.

Dort ward mit hohen Ehren begrüßt der junge Held,
Und bald ward auch Hiltgunde dem Treuen anvermählt.

Nach seines Vaters Tod thät er der Herrschaft pflegen

Und führte dreißig Jahr sein Volk mit Glück und Segen;

Noch in manch schwerem Kampf gewann er Sieg und Ruhm;

Doch stumpf ist meine Feder und billig schweig' ich drum.

Hochweiser Leser du, schenk' meinem Werke Gnade.

Wohl gleicht mein rauher Reim dem Sang nur der Cicade,

Doch für das Höchste ist mein junger Sinn erglüht.

Gelobt sei Jesus Christ! — So schließt Waltari's Lied.

10. Meringarto.

(Meergarten, d. h. meerumgebenes Land, c. 1070).

Eine naiv-rote poetische Erdschreibung (Bruchstück).

Do er derda unt daz mere giskiet,
do inliez er derda doh ana wazzer nieht.

Uz der erda sprungan

manigslachte prunnen,

manig michil se

in hohe unt in ebene,

wazzer gnogin

dei skef trogin

dei diu lant durchrunnen,

manigin nuz prungin,

der da kum unare,

ub iz an demo skeffe dar nichome.

Michili perga

skinun do an der erda,

die sint vilo hoh,

habant manigin dichin loh.

daz mag man wunteren

daz dar ie ieman durchchuam.

da mit sint dei riche

giteilit ungelih.

Als er die Erde und das Meer schied,
da ließ er die Erde doch ohne Wasser nicht.

Aus der Erde sprangen

mannigartige Brunnen,

manch großer See,

in der Höhe und in der Ebene,

Wasser genug

die Schiffe trugen,

welche die Länder durchrannten,

manchen Nutzen brachten,

der da faum wäre,

wenn er auf dem Schiffe daher nicht käme.

Große Berge

erschiene da auf der Erde,

die sind viel hoch,

haben manchen dichten Loh (d. i. Wald).

Das mag man bewundern,

daß da je jemand durchkam.

Dadurch sind die Reiche

getheilet ungleich. u. s. w.

Zweite Periode.

Das Zeitalter der Helden- und der ritterlichen Dichtung

(mittelalterliche Romantik).

(c. 1150—1350.)

A. Literaturbilder

aus den epischen Dichtungen.

1. Ecken Ausfahrt.

Der Hiese Eck soll, von drei jungen Königinnen aufgefordert, Dietrich bekämpfen, wird aber übertunden und schließlich von Dietrich beslagt und bekrattet. Das Gedicht ist im Berner Ton (2 Strophen von 8, und ein Abgesang von 7 Zeilen), die Übersetzung in der neuen Nibelungenstrophe verfaßt.

Wie Dietrich mit Ecken kämpft.

Es liefen sich kampfmütig die beiden Kämpfer an.
Auf Ecken hat der Berner da einen Schlag gethan,
Den nachmals wohl vergolten ihm hat der starke Held;
Doch jetzt ward von dem Schläge Herr Eck zu Boden gefällt.

„Wie kommt dir solche Stärke?“ rief Eck und sprang empor.
„Des Schlags will ich mich schämen; doch jetzt sieh dich vor.“
Er schlug ihm nach dem Helme, daß hoch entsprang das Blut;
Dem leuchtenden Marswinkel war gelöscht die lichte Blut.

Mit Schmerz empfand der Degen der tiefen Wunde Spalt.
Da frug er: „Wohnst Du immer in diesem Schauerwald?
Zogst du in deine Schlingen mich her durch Zauberlist?
Herr Gott, laß mir gelingen, wenn dies ein Waldteufel ist!

Er hat auf dich verzichtet, es ist der böse Feind;
Nun wehr' es deine Güte, daß er mich also peint.“
Er wär' ihm wohl entronnen, wüßst' er sein Roß nur nah;
Doch schlug ihn Eck so grimmig, daß er das Roß nicht sah.

„Du mußt die Waffen strecken und die Königinnen sehn.“
Der Berner sprach: „Die Ehre kann Dir nicht geschehn,
Daß du mich lebend bringest; im Tode möcht' es sein.“
„Gib mir dein Schwert,“ rief Eck, „du kannst nicht anders geßein.

Wie willst du dich noch fristen? zu schwach ist deine Wehr,
Du bedarfst wohl guter Listen, ich bin vor dir ein Heer:
Du mußt dich mir ergeben.“ Er schlug dem Degen gut
Durch den Helm mit Kräften und sprach aus herrlichem Mut:

„Ich schone dich nicht länger, komm lebend oder todt.“
Er schlug dem Fürsten wieder eine Wunde, die war roth,
Und sprach: „Wer soll dich sehn, wenn er dich zwingen kann?“
Er schlug ihn, daß den Halsberg das Blut hernieder ihm rann.

Als er die Wunden spürte, das schuf dem Degen Jorn.
Da quoll ihm neue Stärke aus unerschöpftem Born.
Eines Löwen Mut gewann er, das mehrte seine Macht.
Er sprach: „Ich helf euch streiten diesen Tag und auch die Nacht.“

Da standen auch die Kräfte den Kampfgesellen gleich.
Da wuchs erst beider Kummer durch manchen scharfen Streich.
Nedweder fällt jezo den andern auf den Grund,
Sie babeten im Blute; doch war der Berner nur wund.

Herr Eck war verwundert, als der ihn niederschlug,
Woher die Kraft ihm käme; du hub er an und frug:
„Wo nimmst du diese Stärke? ich hatte dein Gewalt;
Nun schlugst du mich darnieder: des engilst du, Held, mir bald.“

Wie fichtst du nun so mächtig, dem ich die Kraft gedämpft
Mit mancher tiefen Wunde? wer ist's, der mit dir kämpft?
Du streitest nicht alleine, du fichtst wie deiner zwei.
Das muß ich bald erfahren, ob einer noch in dir sei.

Wie mehrlich da du stehst, du bist gar tief verhannt.
Dich muß ein Geist besitzen (das schafft mir schier ein Graun),
Der dir mit heilen Kräften aus wundem Leibe ficht.
Ich glaubte dich zu fangen, der Geist nun duldet es nicht.“ —

„Du gabst mir Gott zu Hilfe, der leihet mir seine Kraft;
Bin ich von Gott besessen, sieh was er Wunder schafft.“
Da schlug er Ecken wieder zur Erde zorniglich:
„Was hilfst mir, daß du liegest? nicht verkehren kann ich dich.“

Drum möcht' ich ihr wohl fluchen, die dich gewaffnet hat
Mit dieser Demantkrüftung, die sah' an dieser Statt
Uns beide gern erschlagen; was frommt ihr unser Tod?
Was thatst du ihr zu Leide, die diesen Kampf dir gebot?“

Er konnt' ihn nicht ersterben; Herr Eck sprach wieder auf.
Da wollt' ihn Dietrich treffen mit seines Schwertes Knaut.
Er schwang die Faust und maß ihm so ungestümmen Schlag,
Daß er betäubt und sinnlos vor ihm auf der Erde lag.

2. Der kleine Rosengarten (König Laurin).

Dietrich verwißt den Rosengarten des Zwerges Laurin, weil er die Schwester eines seiner Dienstmannen geraubt hat. Der Zwerg wird besiegt, seines Zaubers beraubt, muß die Sieger bewirten und schließlich als Gefangener mit ihnen ziehen. (Spätere Bearbeitung t. 1850.)

Wie Dietrich in den Rosengarten eindringt.

Das Hochgebirg erritten die kühnen Helden bald;
Da suchten sie den Garten Laurins im grünen Wald.
Sie suchten und verirren sich tiefer nur im Tann:
„Wir treffen keinen Hirten in dieser Wildnis mehr an.
Hier geht kein Weg, kein Jäger fand jemals sich hierher;
Hat uns Laurin verzaubert in dieses Felsenmeer?“
Der Berner sprach: „Nur weiter! riechst du nicht Rosenduft?
Der dien' uns zum Geleiter, ganz durchbalsamt ist die Luft.“

Auch hör' ich Vögel locken mit wohniglichem Klang;
Den Athem laß ich stocken, zu lauschen dem Gesang.
Hier stehen goldne Pfosten, dies muß der Garten sein.
Laß mich die Wonne kosten; wie sind die Fäden so fein,

Die ihn ringsum besangen! und wie die Rosen blühen!
Ich trage kein Verlangen und wär' auch nicht so kühn,
Die Schönheit zu verwilsten, die mir das Herz erfreut;
Läg's an mir, sie müßten mir ewig blühen wie heut.“

Doch Wittich sprach: „Ein Blendwerk hat euch den Sinn bestrickt,
Daß ihr an solcher Hoffart viel Preisliches erblickt.
Ihr sollt vom Pferde steigen, das lehrt euch besser sehn.
Ich will die Hoffart neigen, um die Rosen ist's geschehn.“

Da brach die feinen Fäden Wittich, der kühne Mann,
Und trat die goldnen Thüren mit Füßen auf den Plan.
Er nahm den süßen Rosen mit seinem Schwert den Glanz;
Da ließen sie ihr Dufte, ihr Glühen ließen sie ganz.

Die weißen und die rothen und die gestreiften auch,
Die moosigen, die gelben; es war ein lieber Brauch.
Er trat sie in den Boden, zerriff sie mit dem Sporn,
Sie konnten sich nicht rächen, nicht ihn stechen konnt' ihr Dorn.

Die Helden saßen schweigend auf grüner Rasenbank.
Da saum Laurin geritten, die Rüstung glänzte blank;
Sein Speer war goldumwunden; im Föhlein lief ein Wild
Vor schnellen Windhunden zum Wald aus lichtigem Gefild.

Er ritt einen Schecken, ein Reh mag größer sein;
Von seiner goldnen Decken schien mancher Edelstein.
Von Gold Gebiß und Sattel, die Bügel und der Zaum,
Doch von Rubinen strahlend, der Glanz erfüllte den Raum.

Er stieß sein Roß mit Sporen, wie man im Jorne thut;
Sein Harnisch war gegoren in wilder Drachen Blut.
Ihn hielt ein Gurt zuwammen, der gab ihm Zwölfmannkraft;
Das bewies er oft in Stürmen; er übte gute Ritterchaft.

Wie rothe Flammen glühte sein edles Beingewand,
Sein Schwert nach seiner Güte war besser als ein Land;
Hell blühten bunte Steine, wenn er's im Streite schwang.
Es schnitt auch Stein und Eisen, ob eine Spanne nur lang.

Wie klein er war, er machte sich nach Belieben groß,
Und mancher fiel unsachte von seiner Lanze Stoß.
Auch trug sein Helm die Krone, er war ein König hehr,
Ihm diente tief im Berge kleiner Zwerge manches Heer.

Sein Wappenrock war seiden, mit Perlen reich durchwebt;
Im Schilde war ein Falke, gebildet wie er lebt.
So ritt er im Fluge den beiden Helden nah.
Von seinem Glanz geblendet, rief Wittich, als er ihn sah:

„O weh meinen Augen, wie ist das lichter Schein!
Dies mag der Götter Bote, der Lichtgott selber sein.“
„Den Boten,“ sprach von Berne Dietrich, Dietmars Kind,
„Den seh ich hier nicht gerne, er ist uns feindlich gesinnt.“

Und gehört ihm dieser Garten, so hat er Recht daran.
Laßt uns den Helm verbinden, ich seh ihn zürnend nah.“
Da empfiug der Hochgeborne den Zwerger mit holdem Wort;
Laut rief aus starkem Jorne Laurin der Kleine sofort:

„Gefindel ihr und Affen, verwegne Mörderbrut,
Was habt ihr hier zu schaffen in meiner Rosen Blut?
Was meint ihr zu erschlagen in dieses Gartens Pracht,
Daß ihr die schnöden Rappen in die Rosen habt gebracht?“

Und laßt ihr hier noch länger die Mähren auf der Streu,
Mit meinem Hirschfänger lehr' ich euch Bauern Scheu.
Ist dies ein Stall für Esel, wie eure Gänle sind?
Geschwind aus meinem Garten, aus meinen Rosen geschwind!

Wer rieth euch einzubrechen in meine Herrlichkeit?
Das werd' ich übel rächen, Troßhunden, die ihr seid!
Die Rosen mir zu schänden, wer lud euch her zu Land?
Dafür will ich euch pfänden den linken Fuß, die rechte Hand.

Ich frage wenig, heißt ihr Ritter oder Knecht;
Ihr gethet mir die Rosen, das ist nun hier mein Recht,
Die ich in meinem Tanne gefreit wohl Jahre lang
Vor manchem stolzen Manne; euch lohute billig der Strang.“

3. Die Rabenschlacht.

In einem Kampfe Dietrichs um sein Reich theilhaftig sich Etzels Söhne Scharf und Ort, werden aber von dem gewaltigen Wittich getödtet, während Dietrich von Raben (Rabenna) gegen seinen Oheim Ermannich kämpft und die Stadt einnimmt. Etzel und Helche klagen über den Tod ihrer beiden Söhne und werden endlich durch Rühigers Vermittelung mit Dietrich ausgeföhnt. (Spätere Bearbeitung c. 1350.)

Wittich, der Mörder der beiden Söhne Etzels, wird von Dietrich bis ins Meer verfolgt.

Es eilte zu seinem Rosse Dietrich, der edle Held,
Auf sprang der Kühne, ihm war bereit gestellt,
Gezäumt und gefattelt Falke das gute Rosß.
Er hat es bald beschritten, den seines Lebens verdroß.

Von dem bittern Leide grimmig war sein Zorn;
In die Seite greifen ließ er dem Rosß den Sporn.
Er stob dahin geschwinde, der edle Vogt von Bern;
Wittich den schnellen erritten hätt' er so gern.

Aus aller Kraft der Stimme Wittichen rief er an,
So laut er konnt' im Grimme: „Nun warte, kühner Mann,
Warte mein und harre bei allen edlen Frau'n!
Laß mich auf der Haide deine Mannheit jetzt erschau'n.

Bist du ein Recke, so erkleh' ich dich
Den Kampf mit mir zu kämpfen; halte degentlich,
Bis ich dich erreite.“ Da dachte Wielands Sohn:
„Daß ich mit dir streite, davor behüt' ich mich schon.“

Laut rief Dietrich wieder über des Schildes Rand:
„Nun halte, kühner Degen, halt' mir endlich Stand
Bei allen Frauen und Maiden,“ rief der edle Held.
„Laß mich nicht scheiden ohne Kampf von diesem Feld.

Daran gedenke, Recke, bei der Tugend dein;
Du willst,“ rief der Berner, „der Kühnen einer sein
In Stürmen und in Streiten, das hast du oft bewährt.
Bist du kühn, so harre: die Bitte sei mir gewährt.“

Je länger je ferner Wittich ihm entritt;
Er flüchtete den Berner. Wie herrlich oft er stritt,
Dietrichs zu harren, gebracht ihm jetzt der Mut.
Aus allen Kräften wieder rief ihn an der Degen gut:

„O weh, edler Wittich, nun thu' als ein Mann,
Gedenk' aller Mannheit, die du je gethan,
Und halt' auf der Haide, halt' und harre mein;
Von meinem Herzeleide möcht' ich gern geschieden sein.“

Wittich ritt und jagte je länger je mehr.
Er mahnte Schimmingen, der kühne Degen hehr;
Er mocht' ihn nicht erwarten. Das sah der Vogt von Bern
Mit trauerndem Muth, er erritt' ihn doch so gern.

„Spelz will ich dir geben, Schimming, und lindes Heu,
Erhältst du mir das Leben, noch diesmal sei getreu.“
Als der Hengst das hörte, seine Sprünge wurden weit,
Wohl griff er aus und trug ihn aus einem fährlichen Streit.

Da klagte der Berner lauter noch als je:
„O weh dieses Leides! Schimming, du thust mir weh!
Des traur' ich all mein Leben; du trägtst mir meinen Feind
Von dannen, da ich eben ihn zu erreiten gemeint.“

„Das will ich immer klagen, sprach der König gut.
Da ermahnt' er Falken, daß niederstieß das Blut.
Er lief, was er konnte. Nun hört, was da geschah:
Wittich war dem Meere nun gekommen allzunah.

Er gedacht' in seinem Muth: „Ich mag dich nicht bestehn;
Aber Gott vom Himmel, wie soll es mir ergehn?“

Ich kann auch nicht entrinnen, denn hier ist das Meer.
Gott helfe mir von himmen, sonst entgeh' ich nimmermehr.“

Raum war zwischen beiden nur eines Rosslaufs weit.
Wittich um sein Leben trug Sorg und großes Leid.
Da hob der Wellenmädchen sich eines aus dem Grund,
Wittichens Ahne; mich dünkt, sie ist euch noch kund.

Wachilde nahm den Recken und führt ihn hindann
Wittsammt dem Ross und schützte so den kühnen Mann.
Sie führt' ihn zur Stunde mit sich hinab
Zu des Meeres Grunde; ihr hört, was da sich begab.

Als ihn der Berner nicht mehr vor sich sah,
Groß ward sein Jammer, solch Leid ihm nie geschah
In allen seinen Tagen. Der edle König hehr
Wittichen nachzujagen begann er weit in das Meer.

Bis an den Sattelbogen sprengt' er in die Flut,
Das ist wahr und nicht erlogen, der edle Degen gut.
O weh, da mußt' er wenden; was hülf' ihm noch der Ritt?
Das Herz möcht' ihm bluten, daß der Feind nicht mit ihm stritt.

Als vor ihm versunken Wittich in das Meer,
Da schoß König Dietrich ihm nach den scharfen Speer.
Der fuhr in einen Felsen und blieb da lange stehn;
Ist er nicht verschwunden, mög't ihr ihn heute noch sehn.

An des Meeres Strande saß ab der König gut,
Das Ross ließ er ruhen, beronnen war's mit Blut.
Er dacht' es zu erharren, ob ihm das Heil geschäh',
Daß er Wittichen etwa wieder reiten sah'.

Als Wittich der kühne kam an des Meeres Grund,
Ihn fragte Wachilde: „Held, nun thu mir kund,
Was stohest du den Berner wider deinen Eid?
Dich keines Kampfs zu weigern, schwurest du vor langer Zeit.

Bju dich nun der Schande! wie warst du so verzagt!
Der Berner läg' erschlagen, hättest dir's gewagt,
Heut mit ihm zu streiten. Des schäme dich fürwahr;
Nun mußt du dich hüten vor dem Helben immerdar.“

„So will ich wieder kehren und will ihn bestehn,“
Sprach der Unverzagte, „der Streit kann noch geschehn.“
„O weh,“ rief Wachilde, „das ist nun zu spät,
Folge deiner Ahnen, die dir die Reise widerräth.“

„Wie wär' es mir denn eben geglückt, wenn ich ihm stand?“
Da sprach Frau Wachilde: „Das thu ich dir bekauut.
Dem Helben bramut' im Zorne so Sinn und Gemüth,
Das edle Geschmeide war ganz an seinem Leib erglüht.

Das ist nun hart geworden, verlaß dich auf mich.
Verloren wär dein Streiten, er erschlüge dich.
Es ist in diesen Zeiten so grimmig der König hehr,
Ihn möchten nun bestreiten deiner dreißig nimmermehr.

(Nach R. Simrod.)

4. Der große Rosengarten.

Egel und Dietrich werden von Kriemhild und ihrem Vater Ghibich zu einem Kampfe in den Rosengarten eingeladen. Der Lohn des Sieges ist ein Rosenkranz, ein Kuß von Kriemhild und die Unterwerfung Ghibichs; Dietrich wird in dem Kampfe außer von seinen Dienstmannen, von dem kampflustigen Mönch Hsan (Gildebrands Bruder) unterstützt, der 52 Kämpfer tödtet. Die Burgunder, selbst Siegfried werden überwunden, und Kriemhild hat 52 Klöße und Rosentränze auszuhelfen. Hsan kehrt in sein Kloster zurück und bekränzt die dortigen Mönche ziemlich umgirt. (Bearbeitung aus d. 14. Jahrh.)

1. Wie Siegfried von Dietrich besiegt wird.

Es ritt in den Garten Herr Dietrich allzuband;
Ihm kam alsbald entgegen Siegfried von Niederland
Auf einem guten Rosse, so hören wir sagen;
Es hatt' ihn oft in Streiten zu hohen Ehren getragen.

„Wo war't ihr so lange?“ sprach Der von Niederland,
„Ihr wüß't nicht wohl genesen vor meiner starken Hand.“
„Ich komme dir zu früh noch, drum laß dein Dreuen sein;
Die Zeit, die wir verloren, bring ich bald wieder ein.

Du und die Königstochter wißt kluger Listen viel,
Was ich auf meine Treue euch nicht vertragen will.
Den Helm zu Häupten binde, es ist nun an der Zeit;
Ich will dir widersagen, deine Hochfahrt wird dir leid.“

Da sprach der edle Siegfried: „Wohl, edler Vogt von Bern:
Ich hör' in meinem Leben nie einen Gruß so gern.“
Den Helm zu Häupten banden die Degen wohlgethan;
Im Rosengarten rannten die zwei einander an.

Sie trieben ihre Kasse, daß sie zusammen flogen,
Ihre Speere beide brachen, sich ihre Schilde bogen.
Sie sprangen von den Kassen herab zu gleicher Zeit;
Da hob im Rosengarten sich erst ein grimmer Streit.

Sie sprangen zu einander wohl auf den Platz der Wal,
Sie zogen von den Seiten zwei Klingen von lichtigem Stahl,
Sie bargen sich hinterm Schilde; ein Fechten hub da an,
Daß ihnen durch die Ringe der Schweiß geronnen kam.

Bermessentlich die Helden zwei scharfe Schwertler zogen,
Daß spannenlange Scherben von ihren Schilden flogen.
Um Späne von den Schilben weinte manches Weib:
„Sollen zwei Fürsten milde verlieren Leben und Leib,“

Sprachen sie, „der Königin zu lieb, das wär' zu viel!“
„Laßt sie fechten,“ sprach Kriemhilde, „es ist mir nur ein Spiel.“
Da fochten mit einander die beiden kühnen Degen
Mit ungefügen Sprüngen, dazu mit großen Schlägen.

Da mehrten sie sich beide des heißen Kampfes Noth;
Daß ihre lichten Helme von Feuer wurden roth;
Es sprang zu beiden Seiten aus ihres Helmes Wand.
Wie der Schmied an der Esse, so schürten sie den Brand.

Der Künste dachte Siegfried, die er bei Kriemhild empfing;
Da kam zu neuen Kräften der kühne Jüngling;
Man sah ihn mordlich fechten, das will ich euch sagen.
Da begann er im Kreise Dietrichen umzujagen.

Da sprach die schöne Kriemhild: „Nun schaut, ihr Frauen mein,
Das ist der kühne Siegfried, der Held vom Niederrhein.
Wie treibt er den Berner umher auf grünem Feld!
Noch trägt mein lieber Siegfried das Lob vor aller Welt.

Nun mag ich wohl mich freuen, so hatt' ichs mir erdacht;
Es wird der Vogt von Berne noch heut dazu gebracht,
Daß er mir muß dienen, dieweil er hat das Leben;
Dazu zwingt ihn Siegfried, dieser auserwählte Degen.“

Siegfried der edle war ein starker Mann;
Jetzt lief er gewaltig Dietrichen an;
Er schlug ihm eine Wunde durch seinen Eisenhut,
Daß man hernieder rinnen ihm sah das rothe Blut.

„Wie hält sich unser Herr?“ frug heimlich Hildebrand.
„Er sicht leider übel,“ sprach Wolfhart allzuhand.
„Er hat eine tiefe Wunde durch seinen Eisenhelm,
Er ist mit Blut beronnen, er sicht recht wie ein Schelm.“

„Er ist noch nicht im Zorne,“ sprach da Hildebrand.
„Nun ruf' in den Garten, du kühner Weigand,
Und sag', ich sei gestorben, er habe mich erschlagen;
Wenn das ihn nicht erzürnet, dann mögen wir wohl klagen.“

Wolffhart rief in den Garten, daß weit die Luft erscholl:
„O weh mir meines Leides, das ist so groß und voll!
Hilbrand ist erstorben, wir müssen ihn begraben;
O weh, du Vogt von Berne, was hast du ihn erschlagen!“

„Ist Hilbrand gestorben,“ rief der Berner gleich,
„So findet man an Irene Keinen, der ihm gleich,
Nun hüte deines Lebens, Siegfried, kühner Mann,
Es ist Scherz gewesen, was ich noch tritt bis heran.

Wehr' dich aus allen Kräften, es thut dir wahrlich Noth.
Uns beide scheidet niemand als des Eines Tod.
Ich hab' um deinetwillen verloren einen Mann,
Den ich bis an mein Ende nimmer verwinden kann.“

Da sprach der kühne Siegfried: „Des Dreuens treibt ihr viel.
Was ihr mit mir streitet, das ist mir nur ein Spiel.
Der hat zuletzt den Schaden, der sein am Haupt entgilt.“
Da liefen wieder beide gegen einander wild.

Wie ein Haus, das dampfet, wenn man es zündet an,
So mußte Dietrich rauchen, der zornige Mann.
Man sah eine rothe Flamme gehn aus seinem Mund;
Siegfrieds Horn erweichte, da ward ihm Dietrich erst kund.

Er brannte wie ein Drache, Siegfrieden ward so heiß,
Daß ihm vom Leibe nieder durch die Ringe stieß der Schweiß.
Den edlen Vogt von Berne ergriff sein grimmer Zorn;
Er schlug dem kühnen Siegfried durch Harnisch und durch Horn,

Daß ihm das Blut, das rothe, herabsprang in den Sand.
Siegfried mußte weichen, wie kühn er eben stand.
Er hatt' ihn hin getrieben, jetzt trieb ihn Dietrich her;
Das sah die schöne Kriemhild, die begann zu trauern schwer.

Da sprach Frau Brunhilde: „Herr Dietrich ist im Zorn;
Siegfrieden mag nicht helfen sein Harnisch noch sein Horn.
Ich seh' die Ringe fliehen von dem kühnen Mann,
Sein Blut seh' ich fließen; um den Helden ist's gethan.“

Der Berner schnitt die Ringe, als wär' es faules Stroh;
Zum erstenmal im Leben sah man, daß Siegfried floh.
Da jagt' ihn durch die Rosen der Berner unverzagt.
Nun saunte sich nicht länger die kaiserliche Magd.

Sie sprang von ihrem Sitze, ein Kleid sie von sich schwang;
Kriemhild in großer Eile hin durch die Rosen drang.
Da rief mit lauter Stimme die Königstochter hehr:
„Nun laßt von euerm Streite, Dietrich, ich fleh' euch sehr;

Steht ab um meinethwillen, und laßt das Kämpfen sein;
Euch ist der Sieg geworden zu Wormes an dem Rhein.“
Da that der Vogt von Berne, als hätt' er's nicht gehört,
Er schlug mit seinem Schwerte, schier hätt' sie ihn behört.

Er hörte nichts von allem, was die Königstochter sprach,
Bis er dem kühnen Siegfried vollends den Helm zerbrach.
Wie viel man der Stühle zwischen die Streiter warf,
Die zerhieb der Berner mit seinem Schwert so scharf.

Da warf sie ihren Schleier über den kühnen Degen;
So dachte sie dem Gatten zu fristen Leib und Leben.
Da sprach die Königstochter: „Bist du ein Wiedermann,
So laß ihn des genießen, daß er meine Huld gewann.“

Da sprach der Held von Berne: „Die Rede laffet sein;
Wessen ihr mich bittet, zu allem sag' ich Nein.
Euch Ritter und euch Frauen, ich bring' euch all' in Noth,
Ihr müßt vor mir ersterben, da Hilbrand ist todt.“

Alles, was im Garten war, wollt' er erschlagen,
 Dietrich in seinem Zorne, wie wir es hören sagen.
 Hildebrand der Alte that als ein Biedermann,
 Er sprang in den Garten und rief seinen Herren an.
 Er sprach: „Lieber Herr, laßt ab von euerm Zorn;
 Ihr habt den Sieg gewonnen, so bin ich neu gebor'n.“
 Dietrich der Kühne sah Hilbranden an;
 Da erweicht' ihm sein Gemüthe, da er stehen sah den Mann.

Der Berner ließ sein Loben, er küßt' ihn auf den Mund:
 „Gott will ich heute loben, daß du noch bist gesund!
 Sonst hätte nicht versangen ihr Flehen insgemein;
 Um Siegfried war's ergangen, das schuf das Sterben dein.

Nun laß ich von dem Harne, denn Hilbrand ist gesund.“
 Da schlug die Königs Tochter sich selber auf den Mund.
 Da sprach Frau Kriemhilde: „Ihr seid ein biederer Mann,
 Dem man seines Gleiches in der Welt nicht finden kann.“

Auf setzte sie dem Berner ein Rosenkränzelein,
 Ein Halsen und ein Küßsen gab ihm das Mägdelein.
 Sie sprachen einhellig: „Das mag man euch gestehn,
 Es ward in allen Reichen kein Mann wie ihr gefehn.“

Siegfried dem Kühnen man da zu Hilfe kam,
 Sie führten ins Gefäßle den Degen lobesam.
 Man zog ihm ab den Harnisch, dem Kühnen Weigand:
 Da verbanden ihm die Wunden die Frauen allzuband.

2. Wie der Mönch Ilfan seine Klosterbrüder bekränzt.

Zu Berne lebten die Degen nach ritterlichen Sitten;
 Es freuten sich die Herren, daß sie am Rhein gestritten.
 Stechen und Turnieren und ander Ritterspiel,
 Das trieben die Necken noch ferner bis an das Ziel,
 Bis sie Urlaub nahmen von dem Fürsten gut.
 Ein jeder fuhr zu Lande von dannen wohlgemuth.
 Da sprach wohlgezogen der Mönch Ilfan:
 „Edler Fürst von Berne, nun laßt mich Urlaub empfan.“

Ich muß in meinen Orden gen Ikenburg zurück;
 Ich gelobte meinen Brüdern, hätt' ich im Streite Glück,
 So wollt' ich jedem bringen ein Rosenkränzelein;
 Sie sollten für mich singen und auch zur Mette sein.“

Da sprach der Vogt von Berne, ein Degen unverzagt:
 „Mein Dienst und meine Habe, die ist dir unversagt;
 Die theil' ich mit dir gerne, du werth'er Kühner Mann;
 Du hast in diesen Tagen mir Liebes viel gethan.“

Er segnete den Berner und den alten Hildebrand,
 Und kam in großer Eile gen Ikenburg gerannt.
 Da er ans Kloster klopfte, das hörten drin die Jagen;
 Da erschrafen seine Brüder, daß er nicht war erschlagen.

Da ließ er vor sich kommen die Brüd' allzumal.
 „Die Rosenkränze bring' ich, z'undsunz'ig an der Zahl.
 Die will ich euch geben, ihr lieben Brüd' mein,
 Daß eure Häupter alle gekrönet sollen sein.“

Aufsetzt' er da den Brüdern die Rosenkränzelein;
 Sie mußten alle schreien, so drückt' er sie hinein
 Jeglichem in die Platte; die Herr'n bekreuzten sich;
 Was sie gebeten hatten, ward ihnen sicherlich.

Über Stirn und Ohren rannt ihnen rothes Blut.
 „Ich muß' auch Noth erleiden; wenn es euch wehe thut,
 Da wir Gebrüder heißen, wohl billig dünkt es mich,
 Daß ihr auch Pein erduldet um die Kränze so wie ich.“

Nähmt ihr sie ohne Schmerzen, die Rosenkränzelein,
Es wär' euch große Sünde, ihr lieben Brüder mein.
Nun seid ihr hübsche Knaben, die Krone steht euch fein;
Wer mehr begehrt zu haben, der hole sie sich am Rhein.

So wird er wohl inne, was solch ein Kränzlein werth.
Mir hat sie für mein Fechten die Königin verehrt.
Der Abt und der Prior und der ganze Convent,
Die wurden hold dem Mönche, den man da Ysau nennt.

That er ihnen wehe, gar schmerzlich Ungemach,
Sie durften's nicht gestehen, ihm keiner widersprach.
Im Zorne zu den Brüdern sprach der Mönch Ysau:
„Nun helst mir die Sünden bißßen, die ich gethan.“

Das mußten ihm geloben die Brüder lobesam,
Daß er nicht sollte toben, und wieder würde zahm.
Doch waren etliche, die wollten nicht daran;
Er sprach in großem Zorne: „Ihr sollt den Lohn empfan.“

Habt ihr die Kränz' empfangen und treibt nun solch ein Wesen,
Ich häng' euch über Stangen, will euch andre Vesper lesen.“
Er knüpfte sie zusammen mit ihren Bärten greis,
Und hing sie an die Stange: „Da hängt ihr reihenweis.“

Die Brüder in dem Orden, sie schrieten alle laut:
„Er wird uns noch ermorden, das böse Teufelskraut.“
Ihr Schreien half mit nichten, er lehrte sich nicht dran,
Sie mußten sich verpflichten, zu beten für den Mann.

Zur Vesper und zur Metten mußten sie für ihn gehn,
Wollten sie sich retten, sonst war's um sie geschehn.
Sie bogen ihre Kniee mit Singen und mit Lesen,
Und blüßten seine Sünden, — da ließ er sie genesen.

(Nach R. Eintr.)

5. Der hörnerne Siegfried.

Das Gedicht erzählt Siegfrieds Jugend, seine Werbung um Kriemhild, die von einem Drachen geraubt war, und die er dann nach verschiedenen Kämpfen mit dem Riesen Kuperan und dem Drachen gewinnt und heiratet. (Nur aus b. 16. Jahrb. vorhanden.)

1. Wie Siegfried hörnern ward.

Es saß im Niederlande ein König wohlbekannt,
Sehr mächtig und gewaltig, Siegmund war er genannt.
Der gewann mit seiner Frauen ein Kind, das hieß Siegfried:
Des Wesen soll man hören allhie in diesem Lied.

Der Knabe war muthwillig, dazu so stark und groß,
Daß sein Vater und Mutter des Dinges sehr verdroß.
Er wollte keinem Menschen sein Tag sein unterthan,
Ihm stand sein Sinn und Willen nur daß er zög' hindan.

Des Königs Rätthe sprachen: „Nun, laßt ihn immer ziehn,
So er nicht will verbleiben, das ist der beste Sinn.
Laßt ihn sich versuchen, das bändigt ihn fürwahr,
Er wird ein kühner Weigand, lebt er noch etliche Jahr.“

So schied alsbald von dammen der junge kühne Mann.
Da lag vor einem Walde ein Dorf, das hieß er an.
Er kam zu einem Schmiede, dem wollt' er dienen recht,
Ihm auf das Eisen schlagen wie ein andrer Schmiedelnecht.

Er schlug entzwei das Eisen, den Amboss in den Grund.
Wenn man darum ihn strafte, die Lehr' er nicht verstund.
Er schlug den Knecht und Meister und trieb sie her und hin.
Wie er sein ledig würde, das lag dem Meister im Sinn.

Da lag bei einer Linden ein merklich großer Drach';
Da schicht' ihn hin der Meister, da sollt' er fragen nach.
Ein Köhler saß im Walde, des sollt' er warten eben;
Bei derselben Linde, da sollt' er ihm Kohlen geben.

Der Schmied gedachte sicher, der Wurm gab' ihm den Tod.
Als er nun kam zur Linde, er schuf dem Wirme Noth.
Als bald thät ihn erschlagen der junge kühne Mann;
Da dacht' er an den Köhler und ging zu ihm in den Thau.

Er kam in eine Wildnis, wo so viel Drachen lagen,
Vindwürme, Kröten, Nattern, als er bei seinen Tagen
Noch je gesehen liegen zwischen Bergen in dem Thal.
Viel Bäum' er trug zusammen, die riß er aus überall.

Und warf sie auf die Würme, daß ihm keiner mocht' entfahren;
Sie mußten alle bleiben, so viel als ihrer waren.
Da lief er hin zum Köhler, bei dem er Feuer fand,
Das Holz ward angezündet und all' die Würmer verbrannt.

Der Würmer Horn erweichte, floß als ein Bächelein.
Das wunderte Siegfrieden, einen Finger stieß er drein.
Da der Finger nun erkaltete, da ward er ihm wie Horn;
Da bestrich er mit dem Bächelein den Leib sich hinten und vorn.

Da ward er allwärts hörnern, nur zwischen den Schultern nit,
Daher er an der Stelle hernach den Tod erlitt.

2. Ariemhild wird auf den Drachenstein entführt.

Eine Stadt liegt an dem Rheine, die Wormes ist genannt,
Da saß der König Gibich, das mach' ich euch bekannt.
Mit seiner Frauen hatt' er drei Söhne hochgeboren;
Viel kühne Helden gingen um seine Tochter verloren.

Als Könige herrschen sollten die Jungen einst im Land.
Es geschah an einem Mittage, daß ihre Schwester stand
An einem offenen Fenster, da kam ein Drache wild
Geflogen in den Lüften und nahm das schöne Bild.

Die Burg, die ward erleuchtet, als wär' sie hell entbrannt.
Hin flog das Ungeheuer mit der Jungfrau allzuhand;
Er schwang sich in die Lüfte zu den Wolken hoch hinan;
Vater und Mutter standen, die es gar traurig sahn.

Er trug sie in die Berge auf einen Stein so hoch,
Daß eine Viertelmeile aufs Land sein Schatten flog.
Die Magd um ihre Schöne gefiel dem Drachen grimmt;
Mit Essen und mit Trinken gebracht ihr nichts bei ihm.

Er hielt sie auf dem Steine bis in das vierte Jahr,
Nie sah sie einen Menschen derweil, das glaubt sitr' wahr.
Sie blieb auch ganz alleine zwölf Wochen oder mehr;
Sie mußte täglich weinen, die Triübsal war so schwer.

Sein Haupt der Drache legte der Jungfrau in den Schooß;
Dabei war seine Stärke so aus der Maßen groß,
Wenn er den Athem ausließ und wieder an sich zog,
Der Felsen muß' erzittern unter dem Drachen hoch.

An einem Ostertage der Drache ward zum Mann;
Da sprach die Magd, die reine: „Groß Leid habt ihr gethan,
Herr, meinem lieben Vater und auch der Mutter mein;
Sie leiden beide Jammer um mich und meine Pein.

O weh mir, lieber Herre, nun ist es mancher Tag,
Daß ich Vater und Mutter nicht sah, wie sonst ich pfleg,
Noch meine liebsten Bröder; könnt' es mit Zug geschahn,
Ich wollt' euch immer danken, düßt' ich sie wiedersehn.

Wollt ihr nach Haus mich lassen und führen wieder heim,
Ihr habt mein Haupt zu Pfande, ich keh' auf diesen Stein.
Gewährt mir's, edler Herre, euch lohut der liebe Gott,
So will ich immer gerne dann leisten eu'r Gebot.“

Da sprach der Ungeheure zu der Jungfrau hehr:
„Deinen Vater, deine Mutter erschienst du nimmermehr.
Keine Kreatur auf Erden sollst du je wiedersehn,
Mit Leib und auch mit Seele mußt du zur Hölle gehn.“

Du schöne Magd so feine, du darfst dich mein nicht schämen,
Deinen Leib und auch dein Leben, das will ich dir nicht nehmen.
Von heute nach fünf Jahren werd' ich zu einem Mann,
So nehm' ich dich zur Frauen, du Jungfrau wohlgethan.

So mußt du mir noch harren fünf Jahr' und einen Tag,
Eine Frau dann sollst du werden, wenn ich es fügen mag;
So mußt dein Leib und Seele hin zu der Hölle Grund.
Du bist ein's Königs Tochter, dem mach' ich es noch kund.

Was ich dir hier nun sage, das ist gewiß und wahr:
Ein Tag ist in der Hölle so lang als hier ein Jahr.
Da mußt du immer bleiben bis an den jüngsten Tag;
Will Gott sich dein erbarmen, das thn' er, wenn er mag.“

„Hört' ich mein Leben sagen, gewalt'ger Jesu Christ,
Daß du gewaltig wärest über alles, das da ist
Im Himmel und auf Erden und über jedes Ding;
Ein Wort zerbrach die Hölle, das aus deinem Munde ging.“

O reine Magd Maria, du Himmelskaiserin,
In deine Gnad' empfehl' ich mich mit betrübt'm Sinn.
Von der die Bücher sagen, du aller Jungfrau'n Bier,
Hilf mir von diesem Steine, allein vertrau ich dir.

Wüßten mich meine Brüder auf diesem hohlen Stein,
Und gält es ihr Leben sie brächten mich wohl heim,
Dazu mein lieber Vater, sie hülfsen mir aus Noth.“
Sie weint' aus ihren Augen täglich das Blut so roth.

Der König sandte Boten umher in allem Land
Nach seiner schönen Tochter, wem was von ihr bekannt.
Das war das größte Leiden wohl in der weiten Welt,
Bis daß sie von dem Steine erlöst' ein kühner Held.

Nun war zu diesen Zeiten ein stolzer Jüngling,
Der Siegfried war geheiß'n, eines reichen Königs Kind.
Der trug so große Stärke, daß er die Löwen fing
Und sie dann zum Gespötte hoch an die Bäume hing.

Da nun derselbe Siegfried erwuchs zu einem Mann,
Eines Morgens wollt' er jagen und reiten in den Tann
Mit Habicht und mit Hunden, der stolze Degen zier;
Den starken Thieren hatt' er den Wald verleidet schier.

Der Dracken Siegfrieds einer lief vor ihm in den Tann;
Dem säumt' er nicht zu folgen, der wunderkühne Mann,
Auf eine Spur gar seltsam, da der Drache war gefahren
Mit der edeln Jungfrau; der Dracke mocht' es gewahren.

Dem Dracken folgte Siegfried bis an den vierten Tag,
Daß er nicht Essens und Trinkens noch auch der Ruhe pflag.
Er kam am vierten Morgen an das Gebirge hoch;
Des Wunders unverdrossen folgt' er dem Dracken noch.

Da war er tief verirret in diesem finstern Tann;
Der Steige wie der Straßen ermangelte der Mann.
Er sprach: „O Gott vom Himmel, wohin hab' ich mich gewagt!“
Er wußte nicht, er käme zum Trost der schönen Magd.

Da kam der liebe Siegfried vor den Drachenstein zu stehn;
Er hatt' in seinem Leben desgleichen nicht gesehn.
Gar müde war geworden das Roß und auch der Mann;
Da sprang vor diesem Steine vom Pferd der kühne Mann.

Als Siegfried der Degen den Drachen sah von fern,
Wie da der Held gesprochen, mög't ihr vernehmen gern:
„O reicher Gott vom Himmel, was hat mich her getragen?
Der Teufel hat mich betrogen; wer soll von Wundern sagen?“

Wie bald es um Siegfrieden zu finstern da begann!
Der Degen seine Bracken all' auf die Arme nahm:
„Es wolle Gott vom Himmel,“ so sprach der Degen hehr,
„Aus diesem finstern Walde komm' ich sonst nimmermehr.“

Er ging zu seinem Rosse und wollte jetzt hindann,
Da sah er gen ihm jagen her durch den finstern Tann
Ein Zwerglein, das hieß Eugel; ganz kohlschwarz war sein Pferd
Und sein Gewand von Seide, mit Golde schön und werth.

Er trug an seinem Leibe von Jobel Worten gut
Und herrliches Geschmeide, des war er wohlgenuth.
Wie reich auch wär' ein König, es möcht' ihm wohl behagen;
Er hätt' es auch mit Ehren vor allem Volk getragen.

Er trug auf seinem Haupte eine Krone reicher Art,
Daß keine je auf Erden ihr gleich gesehen ward.
Es lag ihm in der Krone so mancher edle Stein,
Daß nie auf Erden schöner mocht' eine Krone sein.

Da sprach das Zwerglein Eugel: „Siegfried, du werther Mann,
Du sollst von himmen kehren, es ist um dich gethan.
Ein grimmer Drache wohnet auf diesem Stein hie vorn,
Und wird er dein hier innen, dein Leben hast verlör'n.“

Auch wohnt auf diesem Steine die allerschönste Magd,
Das sollst du sicher wissen; dabei sei dir gesagt:
Sie ist von Christenleuten, eines Königs Tochter hehr;
Will Gott sich nicht erbarmen, so erlöst sie niemand mehr.

Ihr Vater, der heißt Gibich und sisset an dem Rhein;
Die Königin heißt Kriemhild und ist die Tochter sein.“
Da sprach Siegfried der Degen: „Das ist mir wohlbekannt;
Wir waren hold einander in ihres Vaters Land.“

Als Siegfried der kühne die Märe recht vernahm,
Sein Schwert stieß in die Erde der Ritter lobesam;
Darauf schwur er drei Eide, der Degen allbereit,
Er käme nicht von dannen, bis er die Magd befreit.

Da sprach das Zwerglein Eugel: „Siegfried, du kühner Mann,
Willst du dich solcher Dinge umsonst hier nehmen an,
Und schwurest des drei Eide, die Jungfrau zu befrei'n,
So gib mir Urlaub balde, ich mag nicht bei dir sein.“

Ja hättest du bezwingen das halbe Theil der Welt,
Daß zwohndstiebig Jungen dir dienten, kühner Held,
Die Christen und die Heiden, die alle dienten dir,
Du liebest doch die Jungfrau wohl auf dem Steine hier.“

Da sprach Siegfried behende: „Nicht doch, du kleiner Mann,
Wenn deiner Treu und Tugend ich hier genießen kann,
So hilf mir sie gewinnen, das schöne Mägdelein,
Sonst schlag' ich mit dem Haupte dir ab die Krone dein.“

„Verlör' ich dann mein Leben um diese schöne Maid,
So entgält' ich meiner Treu; ich sag's bei meinen Eid:
Will Gott sich nicht erbarmen, dem alles offenbar,
Sonst kann ihr niemand helfen, das sag' ich euch fürwahr.“

Da ward der kühne Siegfried gar grim in seinem Muth;
Er nahm den Zwerg beim Haare, der stolze Degen gut,
Und schlug mit ganzen Kräften ihn an die Felsenwand,
Daß ihm die reiche Krone zerstückt fiel in den Sand.

Er sprach: „Nun laß dein Zürnen, du tugendhafter Mann,
Ich will dir, edler Siegfried, gern rathen, was ich kann.
Ich will mit ganzen Treuen dich weisen an das Thor.“
„So walt' es doch der Teufel! was that'st du's nicht zuvor:“

Er sprach: „Hier ist geseffen ein Aes', heißt Kuperan,
Dem ist das Land und Riesen wohl tausend unterthan.
Derselbe hat den Schlüssel, der uns erschließt den Stein.“
„Den zeige mir,“ sprach Siegfried, „so wird die Jungfrau mein.

Wenn du mich zu ihm weifest, nehm' ich dir nicht den Leib.“
Da sprach das edle Zwerglein: „Mußt sechten um das Weib
So sehr in kurzen Zeiten, wie nie zuvor ein Mann.“
„Ich freue mich,“ sprach Siegfried, „wenn ich nur sechten kann.“

(Nach R. Simrod.)

6. König Rother.

(c. 1170.)

König Rother in Bare in Apulien (in der Urfrage: König von Schweden) schickt Boten (ursprünglich sieben Söhne des alten Berchthold) zum König Konstantin nach Konstantinopel (ursprünglich zum König Melias im Heunenland an der Nordsee), um dessen Tochter Helena (ursprünglich Ute) zu werben. Die Boten werden in einen Kerker getrocknet, und Rother macht sich zu einer Seereise nach Konstantinopel auf. Hier gibt er sich für einen von Rother vertriebenen Fürsten Dietrich aus und erlangt durch Kriegsthaten die Gunst des Königs. Helena gewinnt ihn lieb und nach allerlei List und Gefahren, die er befehlt, wird sie ihm zuweilt.

Wie Rother und Helena die Gefangenen aus dem Kerker befreien.

Auf dem Hoffitz saß da das Mägdlein schlank;
Zu Füßen saß ihr Dietrich auf einer Schemelbank.
Willkommen hieß ihn die goldgelockte Maid,
Zu allen seinen Wünschen war sie in Ehren bereit.

„Nun sage mir,“ begann er, „Mägdlein schön und klar,
Doch mache mir getreulich die Wahrheit offenbar;
Um dich erworben haben erlauchter Helden viel,
Welcher deiner Freier dir am besten gefiel?“

Da schwieg eine Weile die junge Königin;
Dann sprach sie: „Nun höre, ob ich aufrichtig bin,
Ob ihr aus allen Lauden, die das Meer umfließt,
Die besten Weigande zu einander kommen ließ't.

Du bist ein Auserwählter aus aller Männer Zahl;
Doch ließe mir mein Vater von Königen die Wahl,
So nähm' ich einen Degen, der kühn ist und hehr;
Er sandte seine Boten, um mich zu werben, hierher.

In meines Vaters Kerker ward den Nacken weh;
Er ist geheissen Rother und sitzt dort über See.
Ich will auch Mägdlein bleiben bis an den jüngsten Tag,
So der edle König nicht mein Gatte werden mag.“

Da standen ihr die Zähren in den Augen hell.
Das hörte Dietrich gerne. Da sprach der Degen schnell:
„Willst du Rothern minnen, ich bringe dir den Mann;
Kein Held lebt auf Erden, der mir so lieb gethan.

Das will ich ihm vergelten durch ein schönes Weib;
Ich lieb' ihn wie mich selber und wie den eignen Leib.
Wir waren stete Freunde und genossen froh das Land;
Doch hat mich jetzt vertrieben der edle Fürst und verbannt.“

„In Treuen, Held, du hast mir ein Theil zuviel gesagt:
Du ließt den König Rother,“ so sprach die schöne Magd;
„Er hat dich nicht vertrieben, sein Bote kam'st du her,
Vielleicht bist du er selber, nun verhehl' es mir nicht mehr.“

„Wie soll ich es bewähren,“ sprach erkreut der Held,
„Als durch die armen Boten, die euer Kerker hält?
Wenn mich die ersähen, so würde bald dir kund,
Ob ich die Wahrheit sagte mit meiner Rede Mund.“

Sie sprach: „Ich will versuchen, ob mein Vater sie ans Licht
Läßt auf wenig Tage; doch er gewährt es nicht,
Als wenn ich Bürgen stelle, daß keiner ihm entflieht.
Willst du mir Bürge werden, so sorg' ich, daß es geschieht.“

„Dein Bürge will ich werden, dazu auch dein Gemahl.
Wohlan, ich komme morgen zu deines Vaters Saal;
Da verpfänd' ich ihm mein Leben, hier meine Hand darauf.“
Sie gab dem Degen Urlaub und einen Kuß in den Kauf.

Darauf am andern Morgen ging die edle Maid
Zu ihres Vaters Kammer; verschoben war ihr Kleid,
Los und ungehindert der goldnen Locken Bracht,
Bleich das schöne Antlitz, die Augen trüb und verwacht.

Sie warf sich ihm zu Füßen und sprach: „Es ist geschehn
Um deine arme Tochter! ins Elend muß ich gehn,
So weit die Füße tragen! von Wurzeln und von Kraut
Will ich lieber leben, als wieder schau'n was ich geschaut.“

Wo sich im tiefen Walde Gestripp und Dorn verflucht,
Da finden mich die Geister dieser Boten nicht,
Ich finde wieder Frieden und meiner Nächte Ruh';
Leb wohl, lieber Vater und liebe Mutter, auch du.“

„Nicht also, liebe Tochter,“ sprach Melias darein,
„Bei deinem Vater sollst du, bei deiner Mutter sein.
Was wollen denn die Boten, was geistern sie dich so?
Vielleicht kann Ich dir helfen, ich lähe gern dich froh.“

Sie sprach: „Sie kommen hager, bleich und abgezehrt
Nachts an mein Lager, daß Schauder in mich fährt.
Ihre Haut ist voller Beulen, ihre Augen die sind roth!
Ich soll sie wieder heilen, eh' sie vergehn in der Noth.“

Da sprach zu seinem Kinde der König Melias:
„Sie aus der Haft zu nehmen, erlaub' ich dir das,
Wer soll sie denn behüten, daß keiner uns entflieht?
Weißt du mir einen Bürgen, so dult' ich, daß es geschieht.“

Doch ist sein Haupt verfallen, wenn einer nur entweicht;
Solchen Bürgen finden, das dünkt mich nicht so leicht.“
Sie sprach: „Ich will ihn suchen heut überm Mahl.“

Da nun zu Tisch die Helden gingen in des Königs Saal,
(Auch Dietrich war gekommen) und man das Wasser nahm,
Da ging umher mit Weinen das Mägdelein wonesam.
Sie schritt von Tisch zu Tische, sie ging von Mann zu Mann,
Ob sie der Degen einem so Liebes hätte gethan,

Daß er ihr Bürge würde vor der Boten Flucht;
Doch all' ihr Bitten brachte, ihr Flehen keine Frucht.
Von reichen Herzogen war der Hof so voll;
Sie dachten an das Sprichwort, daß man Bürgen würgen soll.

Da wandte sich an Dietrich das edle Mägdelein;
Sie sprach: „Kühner Degen, willst du mein Bürge sein?
Verzagt sind all' die Helden in meines Vaters Lehn,
Sie getrauen Nothers Boten nicht im Kampf zu bestehn.“

Nun gedenke deiner Güte, die du hier oft bewährt,
Und nimm auf dein Leben die edeln Boten werth.
Ich will sie nur drei Tage lösen aus der Haft
Und will sie freumblich pflegen; ihnen schwindet Leben und Kraut.“

„Gerne,“ sprach da Dietrich, „hehre Königin;
Ein Werk holdrer Milde hast du im Sinn:
Das ehrt dich; mir geht es an Leben nur und Leib;
Doch gilt hier kein Bedenken: ich will dir bürgen, schönes Weib.“

Da gab man ihm die Boten, er gab sein Haupt zu Pfand.
 Der Kerker ward erbrochen und Licht hinabgesandt.
 Das blendete die Armen, sie waren's ungewohnt;
 Auch muß' es uns erbarmen, wie sie da unten gewohnt.

Ihr Stroh gefault, zerrissen die schönen Kleider kurz
 Und klein, die Blöße deckte kaum ein schlechter Schurz.
 Der Helden blüth'nde Leiber zerschunden und zerschwellt:
 Kaum daß wir sie erkannten, so sah'n sie bleich und entstellt.

Erwin war der erste, der aus dem Kerker kam.
 Daß es sein Sohn wäre, als Berchtold das vernahm,
 Da trug er nicht den Anblick, er wandte sich herum.
 Wohl konnt' er nicht weinen; doch rang er die Hände stumm.

Da gingen auch die andern hervor aus Morderdunst,
 Zwölf reiche Grafen stiegen aus der Gruft,
 Und jedem Grafen traten zwölf stolze Ritter nach;
 Doch brauchten sie Führer, sie waren selber zu schwach.

Den Jammer mußte schauen der edle Dieterich,
 Und durfte doch nicht weinen, denn sonst verrieth er sich.
 Die oft geworfen hatten mit ihm der Feinde Heer,
 Die wankten nun wie Schatten so fahl und farblos einher.

Ihm schmerzten Berchtolds Söhne, so schmerzt' ihn auch zumal
 Der fünf andern Grafen und der edeln Ritter Qual.
 Berchtold sah die einen und sah die andern an:
 Wie seine schönen Kinder hat keiner ihm Leid gethan.

Der Saal war geräumig, worin die Boten gut
 Ute, die schöne, zu einem Bade lud.
 Dietrich ließ sie führen; nur Kipold und Erwin
 Die gingen selbender ohne Führer dahin.

Da sprach Erwin zum Bruder: „Hast du ihn auch gesehen
 Den alten Mann, den grauen, mit dem schönen Barte stehn?
 Er hat mich betrachtet und schnell sich abgekehrt
 Mit stummem Händeringen, als wär' ihm Weinen verwehrt.

Vielleicht, daß Gott der Gute ein Zeichen denkt zu thun,
 Daß wir von hinnen kommen! des tröst' ich mich nun.“ —
 „Wohl hab' ich ihn gesehen,“ sprach Kipold freudenreich,
 „Den schönen Greis, den edeln, er sah unserm Vater gleich.“

Im Saale nach dem Bade war ein Mahl bereit;
 Da pflegten sie die Frauen und manche schöne Maid.
 Ute brachte selber, was sie im Schreine fand,
 Und kleidete die Degen in das herrliche Gewand.

Die Heunen wurden alle aus dem Saal geschickt,
 Mit Wein und Brot die armen Gefangenen erquickt;
 Da kam mit seiner Harfe der edle Dieterich,
 Hinter einem Vorhang vor den Freunden barg er sich.

Wie er begann zu harfen, dem Durstigen schoß
 Der Becher vom Munde, daß er den Tisch begoß,
 Und der das Brot zu schneiden gedachte, dem entfiel
 Das Messer auf den Teller; sie horchten staunend dem Spiel.

Und wie er weiter harfte, da fuhren sie empor
 Und blickten nach dem Vorhang: „Dahinter kommt's hervor;
 Das ist Rothers Brautlied, und Rother muß es sein!“
 Ueber drei Stühle sprang der schnelle Berchtwein;

Doch überließ ihn Hache und riß den Vorhang fort:
 Da stand mit der Harfe der König Rother dort.
 Ein jeder wollt' ihn küssen; sie gönnten sich nicht Frist:
 „Stehst du nun, schöne Ute, daß mein Name Rother ist?“

Die Boten hingen weinend an des Königs Mund;
 Es brauchte keiner Heilung, sie wurden all gesund.
 Ein sicherer Arzt ist Freude, wie schwer die Krankheit sei.
 Da kam auch im Barte der alte Berchtold herbei
 Und herzte seine Kinder, da ward der Jubel groß;
 Viel lieber Freunde kamen, sie priesen laut ihr Loos.
 Bald setzten sie mit Rothen wieder sich zum Maß,
 Die Becher mußten freisen und Freude füllte den Saal.

(Nach R. Simrod.)

7. Das Nibelungenlied.

(c. 1200.)

Siegfried von Niederland, der Drachentöchter und Besieger der Nibelungen, liebt Chriemhild, die Schwester des Burgundenkönigs Gunther zu Worms am Rhein. Um sie zu gewinnen, befehlt er unsichtbar für Gunther einen Kampf auf dem Nienstein mit Brunhild, die nur dem, der sie besiegt, ihre Hand geben will. Gunther vermätht sich mit Brunhild, Siegfried mit Chriemhild. Nach zehn Jahren ist sie in Worms, wo sie erfährt, daß Chriemhild um ihre Befreiung durch Siegfried weiß. Sie schwört Siegfried den Tod. Dieser fällt durch Gunthers Dienermann Hagen. Chriemhild wartet in Worms dreizehn Jahre auf einen Zeitpunkt der Rache. Während dieser Zeit entwendet ihr Hagen den Nibelungenschatz, von dem sie bisher reichlich gebendet hat. Der Schatz wird von Hagen in den Rhein versenkt. Da sendet Gisel, der Sunnentöchter, Hildeg von Bechlarn, um die Hand der Chriemhild zu werben. Sie verspricht dem König ihre Hand, wenn Hildeg den Eid leisten wolle, daß der König sie an jedem, der ihr Leid zugeflut, rächen werde. Der Eid wird geleistet, sie zieht auf die Etelzburg. Dreizehn Jahre später laßt sie alle ihre Verwandten zu sich. Sie erscheinen mit einem großen Gefolge und fallen allesammt in dem dort veranstalteten Kampfe. Zuletzt tödtet Chriemhild ihren Bruder und Hagen. Chriemhild stirbt durch Hilbebrand. (27 Handschriften. Die beiden zu Hohenems gefundenen, die eine jetzt zu Wülfringen, die andere zu Donaueschingen, sind die vollständigsten.)

1. Anfang. Kriemhildens Traum.

Uns ist in alten mæren wunders viel geseit
 von heleden lobebæren, von grözer arebeit,
 von freude und höchgezeiten, von weinen unde klagen,
 von küener recken striten muget ihr nu wunder hœren sagen.

Ez wuohs in Buregonden ein vil edel magedin,
 daz in allen Landen niht schœners mohte sin,
 Kriemhilt geheizen, diu wart eine schœne wip,
 dar umbe muosen degene vil verliesen den lip.

Ir pfâgen dri kûnege edel unde rich
 Gunther unde Gernôt, die recken lobelich,
 und Giselher der junge, ein wætlicher degene.
 diu frowe was ir swester, die helde hêtens in ir pflegen.

Ein richiu kûneginne frou Uote ir muoter hiez,
 ir vater der hiez Dancrât, der in diu erbe liez
 sit nach sime lebene, ein ellens richer man,
 der ouch in siner jugende grözer êren vil gewann.

Die herren waren milte, von arde hoch erborn,
 mit unnzænen kûene, die recken ûzerkorn.
 dâ zen Burgonden so was ir lant genant.
 si frumten starkiu wunder sit in Etzelen lant.

Ze Wormze bi dem Rine si wonten mit ir kraft,
 in diente von ir landen vil stolziu ritterschaft
 mit lobelichen êren unz an ir endes zit.
 si sturben jæmerliche sit von zweier frowen nit.

In diesen hohen êren troumte Kriemhilde,
 wie si zûge einen valken starc schoen und wilde,
 den ir zwêne arn erkrummen, daz si daz muoste sehen,
 ir enkûnde in dirre werlde leider nimmer geschehen

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
 sine kundes niht bescheiden baz der guoten:
 „der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man,
 in welle gôt behûeten, du muost in schiere vloren hân.“

„Waz saget ir mi von manne, viel libiu muoter min?
 ane recken minne sô wil ich immer sin

sus schoen ich wil beliben unz an minen töt,
daz ich von recken minne sol gewinnen nimmer nôt.“

„Nune verspricht ez niht ze sere,“ — sprach ir muoter dô —
„soltu immer herzenliche zer werlde werden vrô,
daz kumt von mannes minne: du wirst ein schœne wip,
ob dir got gefueget eins rehte guoten ritters lip.“

„Die rede lat beliben, vil liebiu frowe min.
ez ist an manegen wiben vil dicke worden schin,
wie libe mit leide ze jungest lœuen kan:
ich sol si mîden beide, sone kan mir nimmer missegân.“

Übertragung (v. L.)

Uns ist in alten Mären wunders viel erzählt
Von löblichen Helden, die mit Arbeit sich gequält,
Von Freude und Hochzeiten, von Weinen und Klagen,
Von kühner Recken Streiten, ihr nun Wunder möget hören sagen.

Es wuchs in Burgund ein schönes Mägdelein,
Daß in allen Landen nichts schöneres möchte sein,
Kriemhild war sie geheißzen und war ein schönes Weib,
Darum mußten viele Degen verlieren den Leib.

Ihrer pflegten drei Könige, edel und reich,
Gunter und Gernot, die löblichen Recken,
Und Giselher der junge, ein auserwählter Degen;
Die Frau war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie in ihrer Pfllege.

Frau Ute, eine reiche Königin, ihre Mutter hieß,
Ihr Vater der hieß Dankrat, der ihr das Erbe ließ
Nach seinem Leben, ein Muthes reicher Mann,
Der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann.

Die Herren waren milde, von Art hoch geboren,
An Kraft ohne Massen kühn, die Recken auserkoren
Da zu Burgund, so war ihr Land genannt.
Sie wirkten starke Wunder seitdem in Eghels Land.

Zu Worms bei dem Rheine sie wohnten mit ihrer Kraft,
Ihnen diente von ihren Landen viel stolze Ritterschaft
Mit löblicher Ehren bis an ihres Endes Zeit.
Sie starben jämmerlich seitdem von zweier Frauen Meid. . . .

In ihren hohen Ehren träumte Kriemhild,
Wie sie einen Falken zöge, stark, schön und wild.
Den griffen ihr zwei Aare; daß sie das mußte sehn,
Ihr kommt' auf dieser Erde größer Leid nicht geschehn.

Den Traum sie da sagte ihrer Mutter, Frau Uten;
Ihn wußt' ihn nicht zu deuten, als so der guten:
„Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann,
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan.“

„Was sagt ihr mir vom Manne, viellicke Mutter mein?
Ohne Reckenminne, so will ich immer sein;
So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
Daß ich von keinem Manne je gewinnen möge Noth.“

„Verred' es nicht so völlig,“ die Mutter sprach da so,
„Willst du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne: du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib.“

„Die Rede lasset bleiben, viel liebe Fraue mein.
Es mag an manchen Weibern genug erwiesen sein,
Wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann.
Ich will sie meiden beide, nie übel geht es mir dann.“

2. Wie Siegfried Kriemhilden zuerst sah.

Es ließ der reiche König mit seiner Schwester gehn
Hundert seiner Reden, zu ihrem Dienst erseh'n,
Mit ihr und seiner Mutter, die Schwerter in der Hand:
Das war das Hofgesinde in der Burgonden Land.

Ute, die reiche, sah man mit ihr kommen,
Die hatte schöner Frauen sich zum Geleit genommen
Hundert oder drilber, geschmückt mit reichem Kleid;
Auch ging mit Kriemhilden manche waidliche Maid.

Aus eines Zimmers Thüre sah man sie alle gehn,
Da mußte großes Drängen von Helden bald geschehn,
Die alle harrend standen, ob es möge sein,
Daß sie da fröhlich sähen dieses edle Mägdelein.

Da kam die Minnigliche: so tritt das Morgenroth
Hervor aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn.
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete gar mancher edle Stein,
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Was jemand wünschen mochte, er mußte doch gesehn,
Daß er auf dieser Erde noch nichts so schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut;
Das mochte wohl erhöhen den zieren Helden den Muth.

Die reichen Kämmerlinge schritten vor ihr her,
Die hochgemuthen Degen ließen es nicht mehr;
Sie drängten, daß sie sähen die minnigliche Maid.
Siegfried dem Degen war es lieb und wieder leid.

Er sprach in seinem Sinne: „Wie dacht' ich je daran,
Daß ich dich minnen sollte? das ist ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich sanfter todt.“
Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder roth.

Da sah man den Sieglinden-Sohn so minniglich da stehn,
Als ob er wär' entworfen auf einem Pergamen
Von guten Meisters Händen; gern man ihm gestand,
Daß man nie im Leben so schönen Helden noch fand.

Die mit Kriemhilden gingen, die hießen aus den Wegen
Jeden vor ihr weichen; dem folgte mancher Degen.
Sie freuten sich im Herzen die Wonnigen zu schau'n;
Man sah in hohen Richten viel der waidlichen Frau'n.

Da sprach von Burgonden der Herre Gernot:
„Dem Helden, der so göttlich euch seine Dienste bot,
Gunther, lieber Bruder, dem bietet hier den Lohn
Vor allen diesen Recken; des Rathes spricht mir niemand Hohn.“

Heißet Siegfrieden zu meiner Schwester kommen,
Daß ihn das Mägdelein grüße, das bringt uns immer Frommen:
Die niemals Recken grüßte, soll sein mit Grüßer pflegen,
Daß wir uns so gewinnen diesen zierlichen Degen.“

Des Wirtes Freunde gingen, wo man den Helden fand;
Sie sprachen zu dem Recken aus dem Niederland:
„Der König will erlauben, ihr sollt zu Hofe gehn,
Seine Schwester soll euch grüßen, die Ehre soll euch geschehn.“

Der Held in seinem Muthen war da hoch erfreut;
Er trug in seinem Herzen Liebe sonder Leid,
Daß er der schönen Ute Tochter sollte sehn.
Minniglicher Weise sie grüßte Siegfrieden schön.



Als sie den Hochgemuthen vor sich stehen sah,
Da erglüh' ihre Farbe; die Schöne sagte da:
„Willkommen, Herr Siegfried, ein edler Ritter gut.“
Da ward ihm von dem Gruße wohl erhöht der Muth.

Er neigte sich ihr minniglich, als er Dank ihr bot;
Da zwang sie zu einander sehnender Miene Noth;
Mit liebem Blick der Augen sahen einander an
Der Held und auch das Mägdlein; das wird verstohlen gethan.

Ward freundlich da geliebtost ihre weiße Hand
In rechter Herzensmüthe, das ist mir nicht bekannt.
Doch kann ich auch nicht glauben, sie hätten's nicht gethan.
Zwei liebende Herzen thäten unrecht daran.

(Nach R. Simrod.)

3. Die Gunther um Brunhilde warb.

Es war eine Königstochter geseffen überm Meer,
Ihr zu vergleichen war keine andre mehr.
Schön war sie aus der Wäsen und mächtig ihre Kraft;
Sie schoß mit schnellen Degen um ihre Minne den Schaft.

Den Stein warf sie ferne, nach dem sie weithin sprang;
Wer ihrer Minne gebrte, der mußte sonder Wanke
Drei Spiel' ihr abgewinnen, der Frauen wohlgethan;
Gebrauch es ihm an einem, so war das Haupt ihm verloren.

Das hatte die Jungfrau gar manchesmal gethan.
Das erfuhr am Rheine ein Ritter wohlgethan;
Der wandte seine Sinne auf das schöne Weib.
Drum mußten bald viel Degen verlieren Leben und Leib.

Als einst mit seinen Leuten saß der König hehr,
Ward es von allen Seiten berathen hin und her,
Welche ihr Herre sollte zum Weibe sich ersehn,
Die er zur Frauen wollte, und dem Lande möchte wohl anstehn.

Da sprach der Vogt vom Rheine: „Ich will an die See
Hin zu Brunhilden, wie es mir ergeh',
Ich will um ihre Minne verwagen meinen Leib,
Und den will ich verlieren, gewinn' ich sie nicht zum Weib.“

„Das will ich widerrathen,“ hub Siegfried an und sprach:
„Es lebt so grimmer Sitte die Königstochter nach,
Wer wirbt um ihre Minne, dem kommt es hoch zu stehn;
Drum mögt ihrs wohl entrathen, auf diese Reise zu gehn.“

Da sprach der König Gunther: „Nie wurde noch ein Weib
So stark und kühn geboren, daß ich nicht ihren Leib
Im Streit bezwingen wollte allein mit meiner Hand.“
„Schweig,“ sprach da Siegfried, „euch ist die Frau nicht bekannt;

Und wären euer viere, die könnten nicht gedeih'n
Vor ihrer Kraft und Kühheit, drum laßt den Willen sein,
Das rath' ich euch in Treuen; entgeht ihr geru dem Tod,
So macht um ihre Minne euch nicht vergebliche Noth.“

„Sei sie so stark sie wolle, die Reise muß ergehn
Hin zu Brunhilden, mag mir was will geschehn;
Ihrer hohen Schönheit willen muß es gewaget sein;
Vielleicht daß Gott mir silget, daß sie mir folgt an den Rhein.“

„So hör' was ich euch rathe,“ begann da Hagen,
„Ihr bittet Siegfrieden mit euch zu wagen
Die gefährliche Reise; das ist der beste Rath,
Weil er von Brunhilden so gute Kunde doch hat.“

Er sprach: „Viel edler Siegfried, willst du mein Helfer sein
Zu werben um die Schöne? Thn' nach der Bitte mein;

Und gewinn' ich mir zur Trauten das herrliche Weib,
So verwag' ich deinetwillen Ehre, Leben und Leib.“

Zur Antwort gab ihm Siegfried, Siegmundens Sohn:
„Ich thu' es, versprichst du die Schwester mir zum Lohn,
Die schöne Kriemhilde, eine Königin hehr;
So begeh' ich keines Lohnes nach meinen Arbeiten mehr.“

„Das gelob' ich,“ sprach da Gunther, „Siegfried, in deine Hand.
Und kommt die schöne Brunhild her in dieses Land,
So will ich dir zum Weibe meine Schwester geben;
So magst du mit ihr immer in Freuden leben.“

Des Schwuren sie sich Eide, die Ritter kühn und hehr.
Ihnen schuf es in der Ferne der Sorgen desto mehr;
Eh' sie die Wohlgethane brachten an den Rhein,
Da mußten bald die Kühnen darum in großen Nöthen sein.

(Nach R. Simrock.)

4. Siegfrieds Tod.

Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Berieten mit Untreuen ein Birschen in den Tann,
Mit ihren scharfen Spießeln wollten sie jagen gehn
Bären, Schwein' und Biffel; was konnte Kühnes geschehn?

Da ritt auch mit ihnen Siegfried mit stolzen Sinn.
Mancherlei Speise brachte man dahin.
An einem kalten Brummen verlor er bald den Leib;
Brunhild hatt' es gerathen, des Königes Gunther Weib.

Da ließ man herbergen bei dem Walde grün
Vor des Wildes Wechselln die stolzen Jäger kühn;
Als sie da jagen wollten auf breitem Angergrund,
Da war auch Siegfried kommen, das ward dem Könige kund.

Von den Jagdgesellen ward umhergestellt
Die Wart nach allen Enden; da sprach der kühne Held
Siegfried, der starke: „Wer soll uns in den Tann
Nach dem Wilde weisen, ihr Degen kühn und wohlgethan?“

„Wollen wir uns scheiden?“ hub da Hagen an,
„Ehe wir beginnen zu jagen hier im Tann?
So mögen wir erkennen, ich und die Herren mein,
Wer die besten Jäger bei dieser Waldreise sei'n.“

Die Leute und die Hunde, wir theilen uns darein;
Dann fährt, wohin ihn lüftet, jeglicher allein,
Und wer das Beste jagte, dem sagen wir den Dank.“
Da weilten die Jäger bei einander nicht mehr lang.

Da sprach der Herre Siegfried: „Der Hunde hab' ich Rath,
Außer einem Bracken, der so genossen hat,
Daß er des Wildes Fährte spüre durch den Tann;
Wir kommen wohl zum Jagen!“ so sprach der Kriemhilde Mann.

Da nahm ein alter Jäger einen Spürhund
Und brachte den Degen in einer kurzen Stund',
Wo sie viel Wildes fanden; was des rege ward,
Das erjagten die Gesellen, wie heut noch guter Jäger Art.

Einen großen Eber fand der Spürhund auf.
Als er stüchtig wurde, kam in schnellem Lauf
Derselbe Jagdmeister und nahm ihn gleich aufs Korn;
Anlief den kühnen Degen der Eber in großem Zorn.

Da schlug ihn mit dem Schwerte der Kriemhilde Mann;
Das hätt' ein andrer Jäger nicht so leicht gethan.
Als er ihn gefället, fing man den Spürhund.
Da ward sein reiches Jagen allen Burgonden kund.

Da vernahm man allenthalben Lärmen und Getös.
 Von Leuten und von Hunden ward der Schall so groß,
 Man hörte wiederhallen den Berg und auch den Tann.
 Vier und zwanzig Hunde hatten die Jäger losgethan.

Da wurde viel des Wildes vom grimmen Tod ereilt.
 Sie wähten es zu füllen, daß ihnen zugetheilt
 Der Preis des Jagens würde; das konnte nicht geschehn,
 Als bei der Feuerstätte der starke Siegfried ward gesehn.

Die Jagd war zu Ende, und doch nicht ganz und gar.
 Die zu der Herberg wollten, brachten mit sich dar
 Häute mancher Thiere und des Wilds genug.
 Hei! Was man zur Küche vor das Ingestube trug!

Da ließ der König künden den Jägern wohlgeborn,
 Daß er zum Imbiß wollte; da wurde laut ins Horn
 Einmal gestoßen; also ward bekannt,
 Daß man den edeln Fürsten bei den Herbergen fand.

Da sprach der Degen Siegfried: „Nun räumen wir den Wald.“
 Sein Roß trug ihn eben, die andern folgten bald.
 Sie verschüchelten mit dem Schalle ein Waldthier fürchterlich,
 Einen wilden Bären; da sprach der Degen hinter sich:

„Ich schaff' uns Jagdgesellen Kurzweil auf der Fahrt;
 Der Bracke löst, einen Bären hab' ich hier gewahrt;
 Der soll mit uns von himmel in die Herbergen fahren;
 Er mißte hurtig fliehen, wollt' er sich davor bewahren.“

Gelöset ward der Bracke, gleich sprang der Bär hindann.
 Da wollt' ihn ereilen der Kriemhilde Mann;
 Er fiel in ein Geklüfte, da konnt' er ihn nicht bei;
 Das starke Thier wähtte von den Jägern schon sich frei.

Da sprang von seinem Rosse der stolze Ritter gut
 Und begann ihm nachzulaufen. Das Thier war ohne Hut,
 Es konnt' ihm nicht entriunen, er fing es allzuhand;
 Ohn' es zu verwunden, der Degen eilig es hand.

Kragen oder beißen konnt' es nicht den Mann.
 Er band es auf den Sattel, aufsaß der Schnelle dann;
 Er bracht' es zu dem Herde in seinem hohen Muth
 Zu einer Kurzweile, der Degen edel und gut.

Da ritt der edle Degen weiblich aus dem Tann.
 Ihn sahen zu sich kommen die in Gunthers Bann.
 Sie liefen ihm entgegen und hielten ihm das Roß;
 Da süßtr' er auf dem Sattel einen Bären stark und groß.

Als er vom Roß gestiegen, löst' er ihm das Band
 Vom Mund und von den Füßen; die Hunde gleich zur Hand
 Begannen laut zu heulen, als sie den Bären sahn.
 Das Thier zum Walde wollte, das erschreckte manchen Mann.

Der Bär in die Küche von dem Lärm gerieth;
 Hei! Was er von dem Feuer der Küchenknechte schied!
 Gerückt ward mancher Kessel, zerzerret mancher Brand;
 Hei! Was man guter Speiße in der Asche liegen fand!

Da sprangen von den Sitzen die Herrn mit ihrem Bann
 Der Bär begann zu zürnen; der König wies sie an,
 Der Hunde Schar zu lösen, die an den Seilen lag,
 Und wär' es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag.

Mit Bogen und mit Spießen, man versäumte sich nicht mehr,
 Liefen hin die Schnellen, wo da ging der Bär.
 Doch wollte niemand schießen, von Hunden war's zu voll;
 So laut ward das Getöse, daß rings der Bergwald erscholl.

Der Bär begann zu fliehen vor der Hunde Zahl;
Ihm konnte niemand folgen, als Kriemhilds Gemahl.
Er erlief ihn mit dem Schwerte, zu Tod er ihn da schlug.
Wieder zu dem Feuer das Gefind den Bären trug.

Da sprachen, die es sahen, er wär' ein starker Mann.
Die stolzen Jagdgesellen rief man zu Tisch heran;
Auf einem schönen Anger saßen ihrer genug.
Hei! Was man Ritterpeiße vor die stolzen Jäger trug!

Da sprach der Herre Siegfried: „Mich verwundert sehr,
Man bringt uns aus der Küche doch so viel daher,
Was bringen uns die Schenken nicht dazu den Wein?
Pfleget man so der Jäger, will ich nicht Jagdgeselle sein.“

Da sprach der Niederländer: „Ich weiß ihnen wenig Dank;
Man sollte mir sieben Säumer mit Meth und Lauterant
Hergesendet haben; konnte das nicht sein,
So hätte man uns besser gesiedelt näher dem Rhein.“

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter schnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell;
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath' ich hinzugehn.“
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge geschehn.

Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne niemand folgen Kriemhilds Gemahl,
Wenn er rennen wolle; hei, schauten wir das einmal!“

Da sprach von Niederlanden Siegfried, der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl versuchen; wollt ihr zur Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschieht,
Soll der gewonnen haben, welchen man gewinnen sieht.“

„Wohl, laßt es uns versuchen,“ sprach Hagen, der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euern Füßen nieder in das Gras.“
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

Da sprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch sagen:
All mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer samt dem Schilde, dazu mein Birchgewand.“
Das Schwert und den Köcher er um die Glieder schnell sich band.

Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da;
Zu zwei weißen Hemden man beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den kleinen Siegfried doch eh'.

Den Preis in allen Dingen vor manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher leg' er ab,
Den starken Wurfspeer lehnt' er an den Lindenast;
Bei des Brunnens Flusse stand der herrliche Gast.

Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen floß;
Wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank,
Bis der Wirt getrunken; dafür gewann er bösen Dank.

Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte sich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
Also häit' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiseite von dem Degen werth.
Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspeer fand
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als Siegfried, der Degen, aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut seines Herzens hoch an Hagens Staat.
Kein Held begehrt wieder also große Missethat.

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerflange lang.
Der Fürst zu finden wähnte Bogen oder Schwert,
So hält' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

Als der Todwunde das Schwert nicht wiedersand,
Da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagen an;
Da konnt' ihm nicht entriunen König Gunthers Unterthan.

Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
Daß von dem Schilde nieder rieselte genug
Des edeln Gesteines; der Schild zerbrach auch fast;
So gern gerochen hätte sich der herrliche Gast.

Geftrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erscholl im Wiederhall.
Hätt' er sein Schwert in Händen, so wär' es Hagens Tod.
Sehr zilrnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr stehn.
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann;
Das Blut von seiner Wunde stromweis nieder rann;
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

Da sprach der Todwunde: „Ja ihr bösen Zagen,
Was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran,
Ihr habt an euern Freunden leider übel gethan.“

Hinliefen all die Ritter, wo er erschlagen lag;
Das war ihrer vielen ein freudeloser Tag.
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt;
Das hatt' auch wohl um alle verdient der Degen unverzagt.

Der König von Burgonden beklagt' auch seinen Tod.
Da sprach der Todwunde: „Das thut wohl nimmer noth,
Daß der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann;
Er verdient groß Schelten, er hält' es besser nicht gethan.“

Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was euch reut?
Nun hat zumal ein Ende unser sorglich Leid.
Nun mag's nicht manchen geben, der uns darf bestehn;
Wohl mir, daß seiner Herrschaft durch mich ein End' ist geschehn.“

„Ihr mögt euch leichtlich rühmen,“ sprach der von Niederland;
„Hätt ich die mörderische Weiß' an euch erkannt,
Vor euch hält' ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert nichts auf Erden als Frau Kriemhilde, mein Weib.“

Nun mag es Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Der nun auf alle Zeiten bescholten ist davon,
Daß seine Freunde jemand meuchlerisch erschlagen;
Hätt' ich Zeit und Weile, das mißst' ich billig beklagen.“

Da sprach im Jammer weiter der todwunde Held:
Wollt ihr, edler König, je auf dieser Welt
An jemand Gutes üben, so laßt befohlen sein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein.

Laßt es sie genießen, daß sie eure Schwester sei;
Bei aller Fürsten Tugend steht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harr'n mein Vater und sein Vann;
Es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan.“

Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe schnitt immer allzusehr.
Auch mußte bald ersterven dieser Degen kühn und hehr.

Als die Herren sahen, der Degen sei todt,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war vom Golde roth;
Da gingen sie zu Rathe, wie es sollt' ergehn,
Daß es verhohlen bliebe, es sei von Hagen geschahn.

5. Wie Hagen und Kriemhild erschlagen wurden.

Hin ging die Königschter, wo sie Hagen sah;
Wie feindselig sprach sie zu dem Recken da:
„Wollt ihr mir wiedergeben, was ihr mir habt genommen,
So mögt ihr wohl noch lebend heim zu den Burgonden kommen.“

Da sprach der grimme Hagen: „Die Bitt' ist gar verloren,
Biel edle Königschter. Den Eid hab' ich geschworen,
Daß ich den Hort nicht zeige, so lange noch am Leben
Meiner Herren einer blieb; so wird er niemand gegeben.“

„Ich bring' es an ein Ende,“ sprach das edle Weib.
Ihrem Bruder nehmen ließ sie Leben da und Leib;
Man schlug das Haupt ihm nieder, bei den Haaren sie es trug
Vor den Held von Tronje, da gewann er Leids genug.

Als der Unmuthvolle seines Herren Haupt erschah,
Wider Kriemhilde sprach der Recke da:

„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
Und es ist auch so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.

Nun ist von Burgonden der edle König todt,
Geiselher, der junge, und auch Gernot.
Den Schatz weiß nun niemand, als Gott und ich allein,
Der soll dir Teufelsweibe immer wohl verhohlen sein.“

Sie sprach: „So habt ihr üble Vergeltung mir gewährt;
So will ich doch behalten Siegfriedens Schwert.
Das trug mein holder Trauter, als ich zuletzt ihn sah,
An dem mir Herzensjammer vor allem Leide geschah.“

Sie zog es aus der Scheide, er konnt' es nicht verwehren.
Da dachte sie dem Recken das Leben zu verkehren;
Sie schwang es mit den Händen, das Haupt schlug sie ihm ab.
Das sah der König Etzel, dem es großen Stummer gab.

„Wehe,“ rief der König, „wie ist hier gefallt
Von eines Weibes Händen der allerbeste Held,
Der je focht im Sturme und seinen Schildbrand trug!
So feind ich ihm gewesen, mir ist leid um ihn genug.“

Da sprach der alte Hildebrand: „Es kommt ihr nicht zu gut,
Daß sie ihn schlagen durfte; so sehr es weh' mir thut,
— Denn selber bracht' er mich in Angst und große Noth, —
So muß ich dennoch rächen dieses kühnen Tronjers Tod.“

Hildebrand, der alte, zu Kriemhilden sprang,
Er schlug dem Königsweibe einen Schwerteschwang.
Wohl schmerzten solche Dienste von Hildebranden sie,
Was mocht' ihr aber helfen, daß sie so ängstlich schrie?

Die da sterben sollten, lagen all' umher;
Zu Stücken lag verhauen die Königschter hehr.

Dietrich und Ekkehard huben zu weinen an
Und jämmerlich zu beklagen manchen Freund und Unterthan.

Da waren auch die Stolzesten erlegen vor dem Tod;
Die Leute hatten alle Jammer und Herzensnoth.
Mit Leide war beendet des Königs Lustbarkeit,
Wie die Liebe Leiden gern am letzten Ende leihet.

Ich kann euch nicht bescheiden, was seither geschah,
Als daß man immer weinen Christen und Heiden sah,
Die Ritter und die Frauen und manche schöne Maid.
Sie hatten um die Fremde das allergrößte Leid.

Ich sag' euch nun nicht weiter von der großen Noth;
Die da erschlagen waren, die lasset liegen todt.
Wie es im Himmellande dem Volk hernach gerieth,
Sie hat die Mâr ein Ende: das ist das Nibelungenlied.

(Nach R. Simrod.)

8. Das Gudrunlied.

(c. 1210; die einzige vorhandene Handschrift c. 1500.)

Das aus drei Theilen bestehende Gedicht behandelt im ersten die Geschichte Dagens und Hilde's, der Großeltern Gudrun's, im zweiten die Geschichte von der Tochter der beiden, die ebenfalls Hilde heißt. Sie wird vom Friesen-König Hettel entführt, nachdem dieser durch seine Helden, namentlich durch den alle Herzen bezwingenden Sängere Horand vergeblich um sie hatte werden lassen. Die Eltern werden durch die Bitten der Tochter verführt. Der dritte Theil handelt von Gudrun, der Tochter Hettels und Hilde's. Um diese werden Hergot von Seeland und Hartmut von der Normandie. Da Hartmut abgewiesen wird, unternimmt er einen furchtbaren Kampf gegen Hettel, in welchem dieser untkommt und Gudrun mit 62 Jungfrauen gefangen wird. Im Normannenlande wird Gudrun von Hartmuts Witter Gerlint zu den niedrigen Diensten gezwungen. Nun rüstet Hilde eine Flotte gegen die Normannen aus, auf welcher sich Hergwig befindet, der Gudrun im kalten Winter am Meeresstrande Wäsche reinigend findet. Es beginnt ein Kampf, in welchem die Normannen besieg werden und Gerlint stirbt. Schließlich werden Hergwig und Gudrun, Hartmut und Hildburg, eine Freundin Gudrun's, vermählt. Ein Bruder Gudrun's erhält die Hand einer normannischen Königstochter und Hergwig's Schwester die Hand Siegfried's von Morland.

1. Horand wirbt durch Gesang um Hilde für König Hettel.

Es geschah an einem Abend, daß ihnen so gelang,
Daß vom Dänenlande der kühne Degen sang
Mit so lauter Stimme, daß es wohlgefallen
Musste all' den Leuten; davon geschwiegen der kleinen Vöglein Schallen.

Der König hört' es gerne und die in seinem Bann;
Horand, der Däne, sich manchen Freund gewann.
Auch ward die alte Königin seines Singens inne;
Es erscholl ihr durch das Fenster, als sie oben saßen an der Zinne.

Da sprach die schöne Hilde: „Was ist das für Gesang?
Die allerschönste Weise zu meinen Ohren drang,
Die ich je auf Erden von jemand hörte singen;
Wollte Gott vom Himmel, daß sie könnten meine Kämmerlinge.“

Sie ließ ihn zu sich bringen, der so herrlich sang.
Als sie ersah den Recken, sie sagt' ihm großen Dank,
Daß ihr der Abend wäre mit Freuden hingegangen.
Von Hildens Frauen allen ward der Held gar wohl empfangen.

Da sprach die Königstochter: „Hebt noch einmal an
Die Weise, die heut Abend euer Mund begann,
Und gebt mir das zur Gabe zu allen Abendstunden,
Daß ich euch höre singen; so wird euch wohl ein Lohn dafür gefunden.“

„Frau, wenn ihr erlaubet, und wird mir euer Dank,
Ich sing' euch alle Tage solchen guten Sang,
Daß jedem, der es höret, davon sein Leid verschwindet,
Und alle Sorg' ihn fliehet, der meiner Weisen Süßigkeit befindet.“

Er sprach, er dien' ihr gerne; so schied der Held hindann.
So großen Lohn sein Singen in Irland gewann,
Daß man ihm nie zu Hause solchen Gold ließ wägen;
Also diente Hetteln von Dänemark der kühne Degen.

Als die Nacht ein Ende nahm und es begann zu tagen,
Horand hub an zu singen, daß ringsum in den Hagen
Alle Vögel schwiegen vor seinem süßen Sange.
Die Leute, die da schliefen, lagen in den Betten nicht mehr lange.

Die Stimme klang ihm voller und voller immerfort;
Herr Hagen hört' es selber mit seinem Weibe dort;
Aus der Kemenate mußten sie zur Finne.
Der Gast war wohlberathen; die junge Königin ward des Sanges inne.

Des wilden Hagen Tochter und ihre Mägdelein
Saßen da und lauschten, wie selbst die Vögelein
Auf dem Königshofe vergaßen ihr Getöse;
Wohl hörten auch die Helden, wie der von Dänenlanden sang so schöne.

Da dankten ihm die Frauen und Männer insgemein.
Frute sprach, der Däne: „Mein Nefte, lasse sein
Die ungefügen Töne, die ich ihn höre singen:
Wem mag er wohl ein Ständchen mit dieser übeln Tageweise bringen?“

Da sprachen Hagens Helden: „Herr, wir thun euch kund,
Niemand kann so siechen, er würde bald gesund,
Wenn man ihm sein Singen anzuhören gönnte.“
„Wollte Gott vom Himmel,“ sprach der König, „daß ich's selber könnte!“

Als er schon das dritte Lied zu Ende sang,
Allen, die es hörten, währ' es nicht zu lang;
Es deuchte sie in Wahrheit nur spannenlange Weile,
Wenn er immer fänge, während einer ritte tausend Meilen.

Als er gesungen hatte und von der Stelle ging,
Die junge Königstochter wohl nie so froh empfing
Die ihr die Kleider brachten, die sie sollte tragen.
Das edle Mägdelein schickte sie alsbald nach ihrem Vater Hagen.

Der König ging zur Stelle, wo er die Tochter fand
Wie bekümmert sitzen; da war des Mägdeleins Hand
An ihres Vaters Kinne; sie wußt' in ihn zu dringen.
Sie sprach: „Liebes Väterlein, heiß' ihn uns noch andre Lieder singen.“

Er sprach: „Liebe Tochter, wenn er zur Abendstund'
Dir Lieder wollte singen, ich gäb' ihm tausend Pfund.
Doch sind so hochfärrig des fremden Landes Söhne,
Daß uns hier am Hore so leicht nicht mehr erklingen seine Töne.“

Was sie bitten mochte, der König blieb nicht mehr.
Nun flüß sich wieder Horand, daß er nie vorher
So wunderbar gesungen; die Siechen und Gesunden
Konnten nicht vom Plage, wo sie wie festgezaubert stunden.

Die Thier' im Walde ließen ihre Weide stehn;
Die Wärme, die da sollten in dem Graze gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte; wohl durst' ihn seiner Künste nicht verdrießen.

Was er da singen mochte, das deuchte niemand lang.
Vergessen in den Chören war aller Pfaffen Sang;
Auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl, als eh';
Allen, die ihn hörten, war nach Horanden weh.

Da ließ ihn zu sich bringen das schöne Mägdelein;
Ohn' ihres Vaters Wissen, gar heimlich sollt' es sein;
Auch hätte sie's der Mutter, Frau Hilben, gern verhohlen,
Daß der Held so heimlich sich in ihr Kämmerlein gestohlen.

Ein Kämmerling verdiente mit Listen reichen Gold.
Was sie ihm gab zum Lohne, das war allrothes Gold,
Lichtes und edles, zwölz schwere Spangen,
Daß des Sanges Meister am Abend kam' in ihr Gemach gegangen.

Er that es in der Stille; wohl freute sich der Mann,
Daß er so guten Willen hier bei Hof gewann.
Er kam von fremden Landen daher um ihre Minne;
Er dankt' es seinen Künsten, daß sie ihm trug so holde Sinne.

Sie ließ ihren Kamm'rer vor der Thüre stehn,
Daß kein andrer nach ihm zu ihr dürfe gehn,
Bis er seine Weisen all' ihr vorgejungen.
Da war niemand bei ihr, als er mit Morung, dem jungen.

Sie hieß den Helden sitzen: „Nun hebt noch einmal an,“
Sprach das edle Mägdelein, „was eure Stimme kann,
Das lästet mich zu hören; eures Mundes Töne
Sind mir eine Kurzweil über alle Freud' und alle Schöne.“

Da sprach er: Dürst' ich singen, schönes Mägdelein,
Daß euer Vater Hagen nicht zornig wolte sein
Und mir das Leben nähme, ich wollt' es nicht verschmähen,
Euch gern in allem dienen, wenn wir euch bei unserm Herren sähen.“

Da begann er eine Weise, die war von Amile,
Kein Ohr hat sie vernommen, noch lernt' ein Mund sie je;
Die hatt' er singen hören auf den wilden Fluten.
Mit dieser Weise diente Horand am Hof der schönen Maid, der guten.

Als er die süße Weise zu Ende nun ihr sang,
Da sprach das schöne Mägdelein: „Freund, nun habe Dank.“
Sie gab ihm von dem Finger, nie sah man Gold so gutes.
Sie sprach: „Ich lohn' euch gerne, dazu bin ich gar williges Muthes.“

Auch gelobte sie dem Degen freiwillig in die Hand,
Trüge sie je die Krone in eines Königs Land,
So könnte man ihn sicher ferner nicht vertreiben,
Als bis zu ihrer Veste: da möcht' er dann mit Ehren wohl verbleiben.

Was ihm die Frau geboten, das wollt' er alles nicht,
Ausser einen Gürtel. „Ob einer tabelnd spricht,
Daß ich zu viel genommen, schön Mägdelein, der bedenke,
Ich bring' ihn meinem Herrn; der empfängt ihn gerne zum Geschenke.“

Sie sprach: „Wer ist dein Herr? Und wie ist er genannt?
Trägt er auch die Krone und hat sein eigen Land?
Ich bin ihm dir zu Liebe hold, ich will's gestehen.“
Da sprach der kühne Däne: „Reichern König hab' ich nie gesehen.“

Er sprach: „Verrieth' uns niemand, schönes Mägdelein,
So sagt' ich dir gerne, wie uns der Herrre mein
Hat hierher gesendet in Gnaden sonder Schanden,
Frau, um deinetwillen, zu deines Vaters Burg und diesen Landen.“

Sie sprach: „Laß mich hören, was mir der Herrre dein
Aus eurem Land' entbietet; ob es der Wille mein,
Laß ich dich wohl erfahren, eh' wir uns hier scheiden.“
Vor Hagen bangte Horand; das mocht' ihm lange schon den Hof verleiden.

Er sprach zu der Frauen: „So entbietet er dir das:
Sein Herz trage Minne zu dir ohn' allen Haß.
Nun laß auch ihn genießen, Herrin, deiner Güte;
Er hat um dich alleine von allen Frau'n gewendet sein Gemüthe.“

Sie sprach: „Gott mög' ihm lohnen, daß ich sein Herz gewann.
Wär' er mir ebenbürtig, ich nähm' ihn gern zum Mann,
Wenn du mir singen wolltest den Abend und den Morgen.“

Er sprach: „Ich thu' es gerne, darüber seid mir, Herrin, außer Sorgen.“

Er sprach zur schönen Hilde: „Biel edles Mägdelein,
Mein Herr hat alle Tage dort an dem Hofe sein
Zwölfe, die's im Preise der Sängkunst weiter bringen.
Wohl süß klingt ihre Weise; doch kann mein Herr am allerschönsten singen.“

„Du sagst mir, wie gefüg' dein lieber Herr sei;
Wohlan, so will ich nimmer des Willens werden frei,
Die Gedanken ihm zu lohnen, die er trägt nach meiner Minne.
Dürst' ich von meinem Vater, ich wollt' euch gerne folgen von hinnen.“

(Nach R. Simrock.)

2. Gudrun in der Gefangenschaft.

Es war in den Fasten und um den mitten Tag,
Ein Vogel kam geschwommen: nun hört, wie Gudrun sprach:
„O weh, schöner Vogel, du mußt mich wohl erbarmen,
Daß du einher geschwommen kommst auf diesen Fluten,“ sprach die Arme.

Da sprach der schöne Vogel: „Du magst dich wohl versehn,
Arme Heimatlose, dir soll groß Heil geschehn.
Willst du mich fragen von deinem Heimatlande,
Ich bin der Deinen Bote; Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande.“

Da sprach die Gottesarme: „Hat dich Christ gesandt
Uns Heimatlosen zu Trost in dieses Land,
Du sollst mich hören lassen, Bote, du mein guter,
Ist Hilde noch am Leben? sie war der armen Gudrun Mutter.“

Da sprach der hehre Bote: „Das will ich dir sagen;
Hilde, deine Mutter, sah ich gesund vor Tagen,
Als sie dir ein großer Heer zu Hilfe sandte,
Als jemals liebem Kinde eine Mutter oder Nahverwandte.“

Da sprach die edle Jungfrau: „Edler Bote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen, so frag' ich dich noch mehr:
Ist Ortwin, der König von Ortland, noch am Leben?
Und Herwig, mein Verlobter? der Frage hört' ich gerne Antwort geben.“

Da sprach der schöne Vogel: „Das mach' ich dir wohl kund;
Ortwin und Herwig sind beide noch gesund.
Ich sah sie heute fahren auf des Meeres Wegen:
An einem Ruder zogen mit gleicher Kraft die beiden edeln Degen.“

Sie sprach: „So hört' ich gerne, sofern es dir bekannt,
Soll auch Horand kommen, der Held von Dänenland,
Mit seinen kühnen Helden, die mich in Sorgen ließen?
Ich weiß ihn so bieder, wohl möcht' ich armes Mägdelein sein genießen.“

„Auch Horand, dein Neffe, kommt von Dänemark
Zu manchem heißen Sturme mit seinen Reden stark.
Er soll in seinen Händen tragen Hildens Zeichen,
Wenn die Hegelingen zu streiten kommen in Hartmutens Reichen.“

Da sprach wieder Gudrun: „Kannst du mir sagen,
Lebt Wate noch von Sturmland? so wollt' ich nicht klagen.
Des Breuten wir uns alle, wenn das geschähe,
Daß ich Herrn Frute, den alten, auch bei meinem Banner sah.“

Da sprach der Bote wieder: „Dir kommt in dieses Land
Wate von Sturmland, der hält in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder in Einem Kiel mit Frute:
Bessere Freunde darfst du zum Kampf nicht wünschen in deinem Muth.“

Da mußte sie verlassen der Gottesbote her.
Die heimatlosen Frauen fragten da nicht mehr;
Doch lag auf ihrem Herzen noch großen Kummers Schwere,
Wo ihrer Helfer werth'es Jngesinde jeko wäre.

Gudrun und Hildeburg gingen nun zum Strand.
Da standen sie und wuschen wieder das Gewand,
Das sie getragen hatten nieder zu dem Gricse;
Ihrer frohen Hoffnung sah'n sie wenig Heil entsproßen.

Nach langem Harr'n und Warten sah'n sie auf dem Meer
Zwei in Einer Barken und anders niemand mehr.

Da sprach Frau Hildeburg zu Gudrum, der reichen:
„Dort seh' ich zweie schwimmen, deinen Boten scheinen die zu gleichen.“

Da sprach die Gottesarme: „Ich weiß nicht, was ich thu',
Traut' Gespiel Hildeburg, gib deinen Rath dazu.
Soll ich von dannen weichen oder mich hier finden
Lassen in der Schande? Lieber hieß' ich immer Ingesinde.“

Da wandten sich die beide und gingen eilends fort,
Doch waren so nahe die Männer schon an dem Ort,
Daß sie die schönen Frauen sahen bei dem Strande;
Da wurden sie wohl inne, daß sie wollten flieh'n von den Gewanden.

Sie sprangen aus der Barke und riefen ihnen nach:
Ihr schönen Wäßerinnen, warum ist euch so jach?
Wir sind fremde Leute, das mög't ihr an uns spüren.
Scheidet ihr von himmen, die reichen Kleider werdet ihr verlieren.“

Sie gingen in den Hemden, die waren naß zu schau'n,
Besser einß gekleidet sah man die edeln Frau'n.
Man sah ihre Locken zerzaust vom Märzwinde;
Ob es regnet' oder schneite, weh' war dem armen Ingesinde.

Herwig, der edle, ihnen guten Morgen bot;
Wohl war den Heimatlosen ein guter Morgen noth;
Von ihrer bösen Meisterin hörten sie nur schelten;
Guten Morgen, guten Abend kam den minniglichen Maiden selten.

„Laßt euch nicht verdrießen und nehmt unser Gold,
Guter Spangen viere, das sei euer Sold,
Daß ihr schöne Frauen uns Kunde möget sagen;
Wir schenken sie euch gerne, daß ihr Bescheid uns gebt auf unsre Fragen.“

„Gott lass' eure Spangen selber wohl gedeih'n;
Wir nehmen nichts zu Lohne,“ sprach das Mägdelein;
„Fraget, was ihr wollet; wir müssen schnell von himmen;
Säh' man uns bei euch beiden, das wär' mir leid von Herzen und von Sinnen.“

„Wem ist dies Erbe und dieses reiche Land,
Dazu die guten Burgen? Wie ist er genannt,
Der euch ohne Kleider läßt so schmähdlich dienen?
Hielt' er auf Ehre, euch anders zu behandeln wölr'd' ihm ziemen.“

Sie sprach: „Der Fürsten einer heißet Hartmuth,
Dem dienen weite Lande und feste Burgen gut.
Der andre heißet Ludwig von Normandie, der reiche;
Ihnen dienen viel der Helben, sie sitzen ruhmvoll hier in ihren Reichen.“

„Gern möchten wir sie sehen,“ sprach da Ortwein.
„Könnt ihr uns bescheiden, ihr schönen Mägdelein,
Wo wir die Fürsten beide in ihrem Lande finden?
Wir sind an sie gesendet, selber eines Königs Ingesinde.“

Gudrum, die lehre, sprach zu den Helben da:
„Ich ließ sie in der Weste; heute Morgen sah
Ich sie zu Bette liegen wohl mit vierzig hundert Mannen;
Ich weiß nicht zu sagen, ob sie seitdem geritten sind von dannen.“

Oftmals blickte Herwig die Jungfrau forschend an.
Sie schien so schön dem Degen und auch so wohl gethan,
Daß es ihn im Herzen oft zum Seufzen brachte;
Sie glied so sehr der Einen, an die er oft gar inniglich gedachte.

Da sprach Ortwin wieder: „Ist euch nicht bekannt:
Ein fremdes Ingesinde kam zu diesem Land.
Nach starker Heersahrt brachte man sie zu diesen Reichen.
Den heimatlosen Frauen mochte Jammer wohl das Antlitz bleichen.“

Sie sprach: „Die ihr da suchet, die hab' ich wohl gesehn
In großen Mühsalen, das will ich gestehn.“

Sie selbst war ihrer eine, die da Hartmuth brachte;
Ja, Gudrun war sie selber, daher sie dieser Dinge wohl gedachte.
Da sprach König Herwig: „Nun seht, Herr Ortwein,
Sollt eure Schwester Gudrun noch am Leben sein
In irgend einem Lande von allen Erdemreichen,
So schwör' ich, diese wär' es; niemals sah ich ihr ein Weib so gleichen.“

Sie sprach: „Wie ihr auch heißet, ihr seid untadelig.
Einem, den ich kannte, gleicht ihr so seltsamlich.
Er war geheiß'n Herwig und war von Seelanden;
Wenn der Held noch lebte, so löst' er uns aus diesen strengen Banden.“

Da sprach der edle Ritter: So seht meine Hand.
Ob ihr das Gold erkennet. Herwig bin ich genannt.
Mit diesem Malschat sollt' ich Gudrunen minnen;
Seid ihr denn meine Gattin? Wohlan, ich führ' euch minniglich von hinnen“

Sie lächelte vor Freuden; da sprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun sollt' ihr dieses sehen, das mein Geliebter sandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande.“

Er umschloß mit Armen die herrliche Maid;
Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb' und Leid.
Auch deckt' er ihr mit Küß'n den Mund, die niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen, der minniglichen Maid, der Auserwählten.

Da sprach König Herwig: „Wohl mögen wir gestehn,
Uns ist auf dieser Reise so großes Glück geschehn,
Besser konnt' es wahrlich nimmer uns gelingen,
Nun laßt uns nur eilen, daß wir sie weg von diesem Strande bringen.“

Die kühnen Degen eilten vom Gestade jach.
Gudrun, die arme, rief Herwigen nach:
„Einst war ich die Beste, nun gelt' ich für die Bös'te,
Wem läßt du mich, und wessen soll ich arme Weibe mich getrösten?“

„Du bist nicht die Böse, die Beste sollst du sein;
Edle Königin, hehle für jetzt die Reise mein;
Eh' morgen scheint die Sonne, lieg' ich hier zu Felde,
Glaub' auf meine Treue, vor dieser Burg mit achtzigtausend Helden.“

(Nach R. Simrod.)

9. Reinhart der Fuchs.

(Von Heinrich der Gluckesäre. c. 1150.)

Dem Löwen ist eine Ameise ins Gehirn getrochen. Zur Heilung der davon entstandenen Krankheit ruft er den Hof zusammen. Der Fuchs erscheint erst, nachdem er allerlei Unfug an den zu ihm abgefangenen Thieren begangen hat. Er rath dem Löwen zu einer Schwistur unter Wolf-, Hären- und Katerfellen. Zu dem Zweck werden die Thiere getödtet, andere verlassen den Hof. Der König wird geheilt, später vergiftet, und der Fuchs treibt seine Streiche fort.

Wie des Löwen Krankheit vom Fuchs geheilt wird.

Reinhart war voller List und Ränke:
„Immer, mein König, ich dein gedenke,
Sprach er, „ich komme aus weiter Ferne,
Vom Meister Bendin, dem Arzt in Salerne,
Der will euch helfen von euren Plagen,
Daß ihr nicht fürder sollet klagen.
Ich habe Katwerge hier zur Hand,
Die er zu essen euch gesandt.
Doch wünscht er mehr: Ihr möchtet finden
Einen alten Wolf und ihn lassen schinden.
Auch that er die Haut von einem Bären
Und den Hut von einer Katze begehren.
Sonst könnt' er nicht helfen eurer Noth,
Oder es wäre, weiß Gott, euer Tod.“
Als der König dies vernommen,
Ließ er vor sich die Thiere kommen

Und that nach Reinharts strengem Gebot.
Darob kamen die andern in Noth
Und sprachen: „Was haben wir hier zu ge-
winnen?

Machen wir uns schnell von hinnen,
Eh' wir unsre Felle verlieren.
Groß war die Angst unter den Thieren.
Sie zogen alle von dannen geschwinde,
Zurück nur blieb das Ingesüde.
Reinhart nun zu dem König trat
Und ließ ihm bereiten ein warmes Bad.
Der König hatte treue Knechte,
Die machten ihm das Bad zurechte
Ganz nach Meister Reinharts Gebot;
Denn sie fürchteten des Herren Tod.
In das Bad trug er Kräuter zu Haus

Und setzte der Kaze Hut dem König auf
Mit Redensarten und vielen Witten.
Im Bad ließ er den König sitzen;
Dann griff er die Ader, die zum Herzen geht.
(Man sieht, daß Reinhart seine Kunst versteht)
Und sprach: „Herr König, jetzt seid ihr gesund,
Das thut' ich euch treulich kund,
Sehr nah ist euch der Tod gewesen,
Jetzt seid ihr durch meine Kunst genesen.
Steht auf, das Bad ist euch wohl bekommen,
Die Krankheit ist nun hinweggenommen.“
Der König sprach: „Ich folge gern,
Du bedienst weise deinen Herrn.“
Da nahm Reinhart des Bären Fell,
Legte darauf den König zur Stell'
Und bedeckt ihn so warme,
Daß es Gott erbarme,
Mit einer Haut von Negrim
Bis hoch an seine Schultern hin,
Dann machte er mit kundigem Fleiß
Das Haupt des Königs tüchtig heiß.
Als die Ameis' dies gewahrt'
That sie aus dem Haupt eine Fahrt
Und froh, es ist gewislich wahr,
Tief hinein in das Kagenhaar.
Dann nahm Reinhart vom Kopf den Hut
Und trocknete ihn an der Sonne Gut.
Denn so nur bracht' es dem König Gewinn,

Und so nur war es nach Reinharts Sinn.
Mit einmal sah er die Ameise.
Da sprach er so witzig als weise:
„Ameise, du mußt gleich sterben,
Denn du brachtest dem König Verderben.
Ich will dein Leben haben,
Dich tödten und hier begraben.“
Die Ameis' da zu Reinhart sprach:
„Es ist wahr, dem König brach
Ich die Treu, weil er sie mir gebrochen,
Drum bin ich ihm ins Ohr getrocken,
Er hat mir meine Verwandten erschlagen,
Doch will ich dir im Vertrauen sagen,
Daß ich dir, läßt du mich am Leben,
Im Walde will tausend Burgen geben.“
Vor Freud' über so viel Ameis'hausen
Ließ er das Thier von dannen laufen.
Die Ameis' war dessen von Herzen froh,
Zum Walde sie drauf schnell entfloh,
Hätte sie ihm den Lohn nicht gegeben,
So mußte sie blüßen mit ihrem Leben.
Solche Dinge sind heut' noch zu finden:
Wer Geld kann zahlen für seine Sünden,
Der braucht die Strafe nicht zu scheuen,
Man sündigt immer lieber von neuen,
Als daß man befolgt des Herrn Gebot
Und spricht: Erbarme dich mein, Herr Gott!
(Frei überf. von L.)

10. Das Rolandslied.

(Vom Pfaffen Konrad; c. 1175.)

Kaiser Karl zieht als Gottesstreiter nach Spanien, um die Sarazenen zu bewältigen. Er erobert Saragossa, wo Marsilie herrscht, der zum Christenthum überzutreten und sich dem Kaiser zu unterwerfen verspricht. Rolands Stiefvater Ganelun soll mit ihm diejenfalls unterbandeln, rät ihm aber verrätherlich, die Nachhut der Christen, welche von Roland befehligt wird, zu überfallen. Die Helden Rolands kommen in der Ebene von Ronceval um, und obwohl Roland mit seinem Horn Olifant den Kaiser zu Hilfe ruft, ist doch die Niederlage so groß, daß selbst Roland dem Tode nicht entgeht. Endlich besiegt Karl alle Heiden, und Ganelun wird für seinen Verrath grausam bestraft.

1. Rolands Tod.

Es fühlt Roland, daß er dem Tode nahe,
Durch seine Ohren drängt sich das Gehirn;
Er steht zu Gott um seine Kampfgesossen
Und steht für sich zum Engel Gabriel;
Er nahm sein Horn, damit ihn niemand tadle,
Und mit der andern Hand nahm er sein
Schwert.

Soweit man einen Pfeil vom Bogen schießt,
Geht er gen Spanien vorwärts auf ein
Brachfeld;

Bei einem schönen Baum auf einem Hügel,
Da liegen rings der Marmorblöcke vier.
Er fällt nach vorn ins grüne Gras hinunter
Und liegt in Ohnmacht, nah' ist ihm der Tod.

Hoch sind die Hügel und gar hoch die Bäume,
Hier Felsen ragen dort von Marmor glänzend,
Ohnmächtig sunkt Roland in's grüne Gras;
Ein Sarazen belauert ihn beständig,
Unter den andern lag er, todt sich stellend,
Und Leib und Antlitz hob er aus dem Blut,
Er springt empor und nähert sich im Lauf;
Schön war er, stark, von großem Ritterthum,

Tödlichen Haß trug er im Uebermuth,
Er faßte Rolands Leib und Waffen an
Und sprach: „Bezwungen ist der Neffe Karls,
Dies Schwert hier trag ich in Arabien.“
Als er d'ran zog, kam Roland wieder zu sich.

Als Roland fühlt, daß er das Schwert ihm
raube,
Schlägt er die Augen auf und spricht das
Wort:

„Wie mich bedünkt, der Uferst bist du
keiner!

Den Olifant, den er nie lassen wollte,
Faßt er und schlägt ihn auf den zieren Helm,
Zerschmettert ihm dabei Stahl, Haupt und
Knochen,

Ihm stürzen beide Augen aus dem Kopf,
Vor Rolands Füßen wälzt er sich zu Tode.
D'rauf sprach der Held: „Du Schuft, was
magtest du?

Daß du mich angefaßt, wie es auch sein mag,
Für einen Narren hält dich, wer es hört.
Zersprungen ist mein Olifant im Kern,

Gold und Krystalle liegen hier am Boden.“
Da fühlte Roland, daß ihm die Sechraft
schwinder,

Zusammenrafft er sich und stellt sich auf,
Vergangen ist die Farbe seiner Wangen.
Da ragt vor ihm ein brauner Fels empor;
Zehn Schläge führt er d'rauf in Gram und
Grimm,
Es knirscht der Stahl, doch kriegt er keine
Scharte.

Da sprach der Graf: „Hilf, heilige Maria!
Ach, guter Durendal, zum Unheil war't ihr!
Wenn ich verderbe, kann ich euch nicht
wahren.“

So manchen Kampf schlug ich mit euch im
Feld,
Eroberte so viele weite Länder,
Die Karl nun hält, der Fürst mit weißem
Bart;

Nie trug ein Mann euch, der vor andern
flieht.

Ein guter Ritter hat euch lang' gehalten;
Nie wird ein solcher sein im freien Frankreich.“
Roland schlug in den Felsen von Caradour,
Es knirscht der Stahl, doch kriegt er keine
Scharte.

Graf Roland hieb in einen dunkeln Stein,
Schlug ab davon mehr als ich sagen kann,
Da plagt er bei sich selbst mit weicher Stimm':
„O Durendal, wie bist du schön und heilig!
So viel Reliquien sind im goldenen Knauf,
St. Peters Zahit und Blut von St. Basilicus
Und Haare meines Herren St. Denis
Und vom Gewand der heiligen Maria.
Es ist nicht recht, daß Heiden dich besitzen,
Im Dienst der Christen solltest du verbleiben.
Nie trage dich ein Mann, der Feigheit übt.
Viel große Länder nahm ich ein mit dir,
Die Karl nun hält mit blütenweißem Bart.
War stark und mächtig ward davon der
Kaiser.“ —

Da fühlte Roland, daß ihn der Tod bewältigt,
Vom Haupte steigt er nieder ihm zum Herzen,
Und unter eine Fichte eilt er hin,

Und vorwärts streckt er sich in's grüne Gras,
Legt unter sich das Schwert und Dilsant
Und wendet nach dem Heidenland das Haupt;
Das that er darum, weil er will in Wahrheit,
Daß Karl mit allem Frankenwolfe sage:
Der ehle Graf starb als Eroberer;
Er beichtete seine Sünden oft und viel,
Für seine Schuld reicht er empor den Hand-
schuh.

Da fühlte Roland, daß seine Zeit vorbei;
Er sitzt gen Spanien auf spitzem Hügel,
Und mit der einen Hand schlägt er die Brust.
„Erbarnt' dich, Herr, um deiner Tugend willen,
Der vielen Sünden alle, groß und klein,
Die ich beging vom Tag, da ich geboren,
Bis diesen Tag, wo ich mein Ziel erreicht!“
Er hebt zu Gott empor den rechten Hand-
schuh,

Vom Himmel steigen Engel zu ihm nieder.
Der Graf Roland liegt unter einer Fichte,
Er kehrt nach Spanien sein Angesicht,
Erinn'ung überkommt ihn mancher Dinge;
An all' die Länder, die der Held erobert,
An's süße Frankreich und die Blutsver-
wandten,

An Karl, den lieben Herrn, der ihn erzog.
Er kann nicht anders, daß er weint und
leiszt.

Doch seiner selber will er nicht vergessen,
Er beichtet seine Schuld und steht um Gnade:
„Du wahrer Vater, welcher niemals trog,
Du hast vom Tod St. Lazarus erweckt
Und Daniel behütet vor dem Löwen,
Du schirme mich vor allen den Gefahren,
Die meiner Seele droh'n der Sünden wil-
len!“ —

Den rechten Handschuh reicht er Gott empor,
St. Gabriel nahm ihn aus seiner Hand. —
Auf seinen Arm hielt er das Haupt geneigt,
Sein Ende fand er mit geschloss'nen Händen,
Gott schickt hinab den Engel Cherubin,
St. Michel, geheissen del peril,
Mit ihnen kam St. Gabriel hinab,
In's Paradies entführen sie die Seele.

2. Alda's Klage.

Der Kaiser kehrt von Spanien nach Haus
Und kommt nach Aachen, Frankreichs schön-
stem Sitz,

Steigt ab im Palast und betritt den Saal;
Da naht ihm Alda, gar ein schönes Fräulein,
Und spricht zum König: „Wo ist Held Ro-
land,

Der einst zum Eh'gemahl sich mir beschwo-
ren?“

Darob kam Karl in Schmerz und schweren
Gram,

Er weint mit Augen, rauft den weißen Bart:
„Du fragst mich, Kind, um einen todtten
Mann!“

Ich will dir geben reichlichen Ersatz
In meinem Ludwig, bess'res weiß ich nicht,

Er ist mein Sohn und hält einst meine
Marken.“

Doch Alda sprach: „Die Rede ist mir fremd;
Nicht wolle Gott und seine heil'gen Engel,
Daß ich nach Roland noch am Leben bleibe!“ —
Erbleichend fällt sie vor die Füße Karls
Und stirbt im Leid. — Gott Gnade ihrer
Seele!

Die Frankenhelden aber weinen laut.

Alda, die Schöne, fand ein jähes Ende.
Der König glaubt, sie liegen nur in Ohnmacht,
Vor großem Mitleid weint der Kaiser Karl;
Er zog sie bei den Händen in die Höhe,
Doch auf die Schulter neigte sich ihr Haupt.

11. Flos und Blankflos.

(Von Konrad Flecke; c. 1215.)

Flos ist der Sohn des heidnischen Königs Venix in Spanien, Blankflos die Tochter einer christlichen Gräfin. Sie werden gemeinschaftlich erzogen, lernen früh durch Bücher die Minne kennen und ergötzen sich einander. Da schickt Venix den Sohn nach Mantua und verkauft die Jungfrau als Skavin nach Babylon, wo sie von Dienerinnen in einem festen Thurm bewacht wird. Mit einem Wunderringe von seiner Mutter ausgestattet, geht Flos nach Babylon, wo er nach Befreiung des Wächters in einem Blumenkorb zu Blankflos in den Thurm getragen wird. Sie ziehen in die Heimat und vermählen sich. Die Mutter Karls des Großen, Bertha, ist beider Tochter.

Flos wird zu Blankflos in den Thurm getragen.

Der Wächter einer sprach:
„Uns kommet bald ein Tag,
Daß wir den Jungfrauen Blumen bringen;
Da mag's uns wohl gelingen.
Flos wollen wir lassen schneiden
Von Zindel oder auch von Seiden,
Kleider, gleich den Blumen gethan;
Die soll er haben an,
Und liegen in den Blumen fein,
Das muß in einem Korbe sein.
Seit unsrer Herr er worden ist,
Soll dies so sein, des seid gewiß.“

Als Flosses Kleider waren bereit,
Da ward gewartet nicht läng're Zeit,
In einen Korb ward Flos gestreckt
Und mit den Blumen überdeckt.
So lag er darinnen zart und fein,
Doch war ihr Herz voll Angst und Pein.
Die Blumen stellten sie hinein
In Blankflos' schönes Kämmerlein
Und setzten sie hin zu der Wand,
Im Herzen wohl sich Flos befand.
So drachten die Pförtner verborgen
Flos auf den Thurm, nicht ohne Sorgen.
Am Thor' sie schnell von dannen gingen
Mit großer Furcht, ob's würd' gelingen,
Sie sorgten übermaßen sehr,
Dem beides stand d'rauf, Leib und Ehr';
Und baten Gott in großen Sorgen,
Daß er vergönt', es bleib' verborgen.

Die Jungfrauen waren alle froh,
Mit den Blumen spielten sie so;
Nur Blankflos, die Keine,
Die trauerte, und sorgt' alleine,
Sie wollte nimmermehr sich freu'n,
Nur Flos sollt' ihr im Herzen sein,
Nimmer wollte sie fröhlich leben,
Sie hatte sich zu den Sorgen gegeben.
Klarissa, die Jungfraue fein,
Zu ihrer Kammer ging sie ein,
Da fand sie Blumen mancherhand,
Die da wuchsen in dem Land.
Sie dachte: ein Blümchen gern ich fände,
Damit ich Blankflos freuen könnte.

Sie warf die Blumen hier und dar,
Da plötzlich ward sie Flos gewahr.
Sie ward erschreckt unmäßig sehr,
Und rief: „Ihr Leute! Wehe! her!“
Die Jungfrauen hörten den Schall
Auf dem Thurme überall.

Flos, sehr erschreckt,
Klarissen schnelle sich entdeckt.
Sie sprach: „Jungfrau'n fürchtet euch nicht,
Denn Uebels mir nicht gesajcht;
Von einer Blume nur es kam,
Von der ich große Angst abnahm,
Sie war mit andern Blumen fein
Und ihres Gleich mag nirgend sein,
Ich muß euch die Wahrheit gesteh'n,
Von einer Blum' ist's mir gescheh'n.“

Klarissa dann schnell zu Blankflos ging
Und fröhlich bittend sie umfing:
„Geh'n wir in die Kammer dein,
Da sah ich eine Blume sein,
Sie dünkte mich sehr schön gewesen,
Deiner Sorge sollst du von ihr wohl genesen,
Die Blume ist von der Gestalt,
Daß sie von Leid befreit dich bald.“ —
Blankflos sprach: „Gott belohne dich,
Daß du so gern erfreuest mich,
Doch mehret sich mein Ungemach,
Beide, Nacht und Tag.
Es siehet mit mir leider also,
Daß ich nimmer mag werden froh,
Ich sei denn alleine.

Die Blume, die ich meine,
Die ist mir also ferne gar,
Ich glaub', ich nehm' ihrer nimmer wahr.“
Blankflos und Klarissa ging
In die Kammer, wo sie Freud' empfing:
Flos fand sie drinnen stehen,
Alle ihre Sorgen mußten vergehen,
Ihr Trauern mußte sie verlassen.
Vor Klarissen konnte sie es nicht lassen;
Minniglichen sie zu ihm ging
Und mit den Armen ihn umfing;
Einer küßte den andern so,
In ihren Herzen waren sie froh.

(Nach R. Simrod.)

12. Gret.

(Von Hartmann von der Aue; c. 1200.)

Gret, am Hofe des Königs Artus, kommt auf einem Kriegszuge zum Ritter Koralus, dessen Tochter Enite er im Kampf um die schönste Frau gewinnt. Heimgekehrt lebt er der Liebe und gibt das ritterliche Leben auf. Da stellt Enite an seine Ritterlichkeit nicht mehr glaubt, zieht er wieder zum Kampfe aus, und zwar mit Enite. Er wird von zwei Riesen verwundet und sinkt ohnmächtig nieder, er schlägt dann aber, als ein Graf sich Enitens bemächtigen will, seine Feinde, und so wird Enite zugleich gestrast und verlobt. Gret kehrt zu König Artus zurück und folgt seinem Vater in der Herrschaft.

1. Enite klagt, daß sie Gret zur Ritterfahrt veranlaßt hat.

Hätt' ich Gret nicht darauf gebracht,
Er hätte wahrlich nicht gedacht
An solche leidensvolle Fahrt.
O, daß verflucht sei der Tag,
Daß ich das Wort gesprochen,
Ich hab' mein Glück zerbrochen,
Gemächlichkeit und große Ehre.
O weh, wie drückt der Leiden Schwere!
Warum ich auch im Unverstand
Mit solchen Reden ihn gemahnt!
Wie nur mein Herze wollte leben,
Das hatte mir ja Gott gegeben,
Daß ich nach Wunsche glücklich war.
Ich handelte recht wie ein Narr
In thorenhaftem Sinn,
Der Ehr' und Glücksgewinn
Sich selbst erwarb und dann
Es nicht ertragen kann,
Wenn's glücklich um ihn steht,
Ehut, wie der Teufel räth,

Wodurch er muß sein Glück zerstören,
Denn er mißgönnt ihm seine Ehren.
O weh! du liebe Mutter!
Weh! Vater! weh du Guter!
Euch ist zu dieser Stund'
Mein Kummer gar unkund.
Wohl war es euer beider Wahn,
Es wäre gut für mich geihan.
Auch war es einem Wahne gleich,
Da ihr mich einem Kön'ge reich
Zum Weibe habt gegeben;
Der Wahn ist meinem Leben
Verkehrt zum Ungewinne.
Den trügen seine Sinne,
Wer's ändern zu können hat gedacht,
Damit das werde nicht vollbracht,
Was schon von Gott begonnen ist.
Denn nichts vermag Bestand noch List
Damider; fest sein Wille steht,
Der jetzt auch über mich ergeht.

2. Gret's Heimkehr.

Als Gott ihn heim nun sandte
Zur Freude seinem Lande,
Ließ er ein Freudenfest bereiten,
Wie's nie schon noch in spätern Zeiten
In diesem Lande ward gemacht
Mit gleicher Wonne, gleicher Pracht
Und durch die Herren auch gleich groß.
Herzu kam mancher Schwerigenoß,
Die ich euch gerne nennete,
Wenn ich die Namen konnte.
Des Reiches Krone jetzt er sich
Am Feste auf gar königlich,
Die König lag, sein Vater, trug
Bis auf Gret mit Ruhm genug.
Denn er war aller Jugend voll,
Auch ward ein braver Vater wohl
Ersetzt nie besser in dem Sohne.
Wer paßte mehr denn auch zum Throne?
Dem Reich und ihm geb' Gott den Segen,
Er hat's mit Zug und rechteswegen;
D'rum gönnen wir's ihm ohne Streiten,
Er trat's ja auch mit Festlichkeiten
Und stolzen Gastereien an.
Man konnte manchen Rittersmann
Und eine große Schar von Frauen
Bei ihm dort wohl sechs Wochen schauen.

Denn weil es sich hier endet,
So muß sich auch verkehren
Zur Ruhe und zu Ehren,
Zur Wonne manches Leiden.
Nach Wunsche ging es beident,
Denn ihnen hatte Gott gesandt
Zur Freude in ihr eignes Land
Die beiden Eltern lieb und werth.
Eniten Gret nun gewährt,
Was sie für Wunsche mochte hegen,
Doch nur nach eignem Überlegen,
Und nicht also, wie er sonst pflag,
Als er für sie in Trägheit lag.
Den Blick nach Ehren jetzt er lenkte
Und so, daß Gott ihn auch beschenkte
Mit väterlichem Lohne,
Und nach der ird'igen Krone
Ihm und Eniten konnte geben
Ein ewiges und sel'ges Leben.
Bei Gott! d'rum bittet alle,
Daß uns der Lohn zufalle,
Der für uns steht so schön, so hold,
— Das ist noch löstlicher, als Gold —
Nach dieser Welt Glende.
Hier hat das Gedicht ein Ende.

(Übers. v. Fißtes.)

13. Zwein.

(Von Hartmann von der Aue; c. 1200.)

Die Kämpfe, welche Zwein, ein Ritter an des Artus Hof, besteht, drehen sich um einen Zauberbrunnen, welchen der König des Waldes beherrscht. Zwein besiegt den König und heiratet dessen Gemahlin Laudine, deren Liebe er aber verliert, als er von neuen Abenteuern zu festgesetzter Frist nicht heimkehrt. Endlich kommt er zu dem Zauberbrunnen zurück und gewinnt die Gunst seiner Gattin wieder.

Beschreibung des Zauberbrunnens.

Kalt, aber wunderreim
Ist derselbe Brunne,
Den nicht Regen rührt noch Sonne,
Noch trüben ihn die Winde,
Ihn schirmt eine Linde,
Schön, wie man noch keine sah;
Die gibt ihm Dach und Schatten da.
Sie ist so breit, so hoch und dicht,
Daß Sonnenschein und Regen nicht
Vermag hindurch zu kommen.
Weder Schaden mag noch frommen
Der Winter ihrer Schön' ein Haar,
Sie steht belaubt das ganze Jahr;
Ob dem Brunnen steht ein
Hierlich behauener Stein,
Getragen von vierten
Marmornen Thieren,
Und durchlöchert hin und wieder.
Von einem Ast hernieder
Sieht man ein goldnes Becken schweben.
Bess'res Gold mag es nicht geben,
Als des Beckens, in der Welt.
Die Kette, die das Becken hält,
Ist aus Silber geschlagen.
Mußt du dann uoch nicht verzagen,
So schöp' in dieses Becken ein,
Und lasse fließen auf den Stein
Des Wassers aus dem Brunnen.
Gut Heil hast du gewonnen,
Kommst du mit Ehren hindann.
Da zeigte mir der Waldmann
Einen Pfad zur linken Hand.
Ich ritt des Endes und fand,
Daß alles so beschaffen war,
Wie er gemeldet ganz und gar,
Und fand da Pracht und Herrlichkeit.
Man hört nicht wieder weit und breit,
Die Welt steh' kurz und lang,
So wonniglichen Vogelsang
Als bei der Linden ich vernahm,
Da ich zu ihr geritten kam.
Wie stumpf einer wäre
Durch langer Büßung Schwere,
Hier fühlt' er doch sein Herz erfreut.
Sie war mit Vögeln überstreut,
Daß sich der Äste Schein verlor
Und kaum das Laub noch sah hervor.
Nicht ihrer zweie glichen sich;
Auch sangen sie verschiedentlich,
Die einen hoch, die andern nieder,
Und ihre Stimmen wieder
Gab mit gleichem Schall der Wald.
Wie da Sang dem Sang vergallt!
Den Brunnen fand ich gleichfalls dort
Und alles nach des Waldmanns Wort.

Der Stein dabei war ein Smaragd;
In jedem Ende angebracht
War ein so glänzender Rubin,
Daß selbst nicht heller jemals schien
Der Morgenstern, wenn er empor
Steigt und theilt der Wolken Flor.

Als ich das Becken hangen fand,
Bei mir gedacht' ich zu Hand,
Da ich auf Abenteuer ritte,
So wär's unmännhafte Sitte,
Wenn ich es unterließe
Zu versuchen, was das hieße.
So rieth mir mein unwiser Mann
Der mir so manchmal Schaden thut,
Daß ich goß auf den Stein.
Als bald erlosch der Sonne Schein
Und zerging der Vogelsang
Vor eines schwarzen Wetters Zwang.
Schnelle Wolken zogen
Herauf am Himmelsbogen
Aus vier Enden zugleich;
Der lichte Tag ward so bleich,
Daß ich die Linde kaum mehr sah.
Groß Unheil da der Welt geschah.
Zumal von tausend Bligen
Aus tausend Wolkenrisen
Anzuckte mich der Wetterstrahl,
Und widerhallend rings im Thal
Kracht' ein kräft'ger Donnerschlag,
Daß ich auf der Erde lag.
Dann fiel ein Hagel und ein Regen,
Hätte mich nicht Gottes Segen
Geirisset vor des Wetters Noth,
So fand ich jedesmal wohl den Tod.
Der Sturm schuf solches Lugemach,
Daß der Wald darniederbrach.
Alle Bäume, klein und groß,
Die da stunden, wurden bloß
Und der Blätter so beraubt,
Wie von Feuers Blut entlaubt.
Was da lebt' in dem Tann
Und nicht alsobald entrann,
Das war ohne Gnade todt.
Ich hatte von des Wetters Noth,
Verzweifelt am Leben,
Des Leibes mich begeben,
Und fand auch sicherlich den Tod;
Allein der Hagel und die Noth
Ließen bald wieder nach;
Auf's neue hellte sich der Tag.
Als der Graus ein Ende nahm
Und nun bess'res Wetter kam,
Wär' ich da zehn Jahre noch
Geblieben, sicher goß ich doch

Kein Wasser wieder auf den Stein;
 Ich hätt' es besser lassen sein.
 Die Vögel kamen wieder,
 Es deckt' ihr bunt Gefieder
 Auf's neu' der Linde Zweig' und Blätter.
 Sie begannen wieder ihr Geschmetter
 Und sangen lieblicher, als je.

War mir vorher auch noch so weh,
 Das war nun allzumal vergessen;
 Mir war, als hätt' ich befehen
 Das Paradies auf Erden hier.
 Die Freude preiß' ich mir
 Vor aller andern vor und nach.

(Nach R. Sturrock.)

14. Tristan und Isolde.

(Von Gottfried von Straßburg; c. 1215.)

Tristan, ein Ritter aus dem Artusreife, wohnt für seinen Oheim Marke von Cornwallis um die schöne Isolde von Irland. Die Mutter gibt der Tochter einen Liebestrank mit, von dem Tristan und Isolde unterwegs trinken, ohne von der Wirkung desselben etwas zu ahnen. Sie entbrennen in süßer Liebe für einander, werden vom König Marke verlossen und leben dann eine zeitlang in der Minnegrotte. Wieder an Marke's Hof berufen, beginnt der Liebes-Tanz in beiden auf's neue; Tristan sticht, und obwohl er inzwischen eine andere Isolde kennen lernt und liebt, ist er doch an sein erstes Glück zauberisch gebunden und stirbt mit Isolde vereint. Marke pflanzt auf ihr Grab eine Weinrebe und Kose, die sich ineinander flechten.

1. Was Minne ist.

Was ich gelesen han,
 Und wельд Gewand ich umgethan
 Der Märe, das leg' ich mit Gebürt
 Allen sehnennden Herzen für,
 Daß sie durch Unnuße gesehen,
 Es ist sehr gut für sie zu lesen.
 Gut? Ja, es ist iunig gut,
 Macht Liebe lieb, edelt den Muth,
 Stätigt Treue, reinigt das Leben;
 Es kann dem Leben wohl Tugend geben;
 Denn so man höret ober liest,
 Was von so reiner Treue spricht,
 Da liebt ein treuer Mann die Treue
 Und andre Tugenden auf's neue.
 Liebe, Treue und steter Muth,
 Ehre, und auch manch ander Gut,
 Ist nirgends ein so theurer Hort,
 Und nirgends so daheim wie dort,
 Wo man von Herzelebe saget
 Und Herzeleid von Liebe klaget.
 Lieb' ist selig vor allen Dingen,
 Ein also seligliches Ringen,
 Daß niemand ohn' ihr' Lehre

Noch Tugend hat noch Ehre;
 So vieles Glück, als die Liebe bringt,
 So viel auch Tugend von ihr entspringt.
 O weh, das alles, das da lebet,
 Nicht nach der werthen Liebe strebet,
 Daß ich so wenig finde deren,
 Die ein herzlauteres Begehren
 Zu Freundesherzen wollen leiden,
 Nur um den armen Schmerz zu meiden,
 Der bei der Liebe zu mancher Frist,
 Verborgnen in dem Herzen ist.

Wie litte nicht gern ein edler Muth
 Ein Übel für tausendfaches Gut?
 Den Schmerz zahlt viele Freude ja.
 Wem nie von Liebe Leid geschah,
 Dem geschah auch Liebes von Liebe nie.
 Lieb' und Leid, wann ließen die
 Im Minnen sich je scheiden?
 Man muß mit diesen beiden
 Ehre und Lob erwerben,
 Oder ohne sie verderben.

2. Isoldens Schönheit.

Die lichte Isolde, die ist ein Kind
 Von Geberden und von Leibe,
 Daß Kind noch Magd vom Weibe
 So herrlich und außerkoren
 Nie ward, noch wird geboren.
 Die lautere, die lichte Isold'
 Ist lauter wie arabisch Gold.
 Was ich zu wähen mich je vermaß,
 Wie ich es in den Büchern las,
 Die ihr zu Lobe geschriben sind. —
 Aurorens Tochter und ihr Kind,
 Lyndarides, die werthe,
 Die ich bis dahin ehre,
 Daß sie die Schönheit aller Frauen
 In einer Blume gab zu schauen,
 Von solchem Wahne bin ich kommen;
 Isold' hat mir den Wahn benommen.
 Ich muß ab von dem Glauben stehn,
 Die Sonne komme von Myzen;

Gänzliche Schöne ertagete nie
 Zu Griechenland: sie taget hie.
 Die Wonnige, Sonnengleiche,
 Erleuchtet alle Reiche.
 Was sie da Lob von Weibern sagen,
 Was sie mit Lobe zu Mären tragen,
 Das gilt dawider alles nicht.
 Wer Isolden schaut in's Angesicht,
 Dem läutert das Schauen Herz und Muth,
 Recht wie die Glut dem Golde thut,
 Und macht ihm heimisch Seel' und Leib.
 Doch ist durch sie kein ander Weib
 Gedämpfet noch vernichtet,
 Wie mancher Märe dichtet;
 Ihre Schöne verschönet,
 Sie zieret und sie krönet
 Frauen und Frauenwürde;
 Drum sei sie keiner zur Bürde! —

3. Der Minnetrant.

Tristan zu Ihold nieder saß
Und sie redeten dies und das
Von ihrer beider Dingen,
Er hat einen Trunk zu bringen.
Sie stund auf und ging hin zur Stund',
Wo Glas und Trank, nicht wohl firrwar,
Verborgen und aufgehoben war.
Ihrem Meister Tristan bot sie es hin,
Er aber bot es der Königin.
Sie trank mit Zaudern, ihr war so schwer,
Und gab es ihm, da trank auch er.
Nun, als die Jungfrau und der Mann,
Die beiden, Ihold und Tristan,
Den Trank getrunken, was geschah?
Da war auch der Welt Unmuße da,
Minne, die Herzensjägerin,
Und schlich in ihre Herzen hin,
Eh' sie es wurden je gewahr.
Sie stieß die Siegesfahne dar

Und zog die beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit.
Sie wurden eins und einerlei,
Die vor gewesen waren zwei:
Sie trugen nicht mehr gespaltnen Sinn;
Iholdens Haß der wach dahin.
Die starke Sühnerin Minne,
Die hatte ihre Sinne
Von Haß also gereinet,
Mit Liebe also vereinet,
Daß jegliches dem andern war
Vollkommen wie ein Spiegel klar.
Sie hatten beide ein Herze,
Sein Schmerz war ihr Schmerz,
Ihr Schmerz war der seine,
Sie waren eine Gemeine
An Liebe und an Leide,
Und bargen sich's doch beide.

4. Rose und Rebe.

Noch hört, was die Märe so schön, so hold,
Ergählt von Tristan und Ihold,
Wie sie da noch Minne pflagen,
Da sie in der Erde lagen!
Brangäne pflanzte auf das Grab,
Da man die Geliebten dem Grabe gab,
Eine Rebe und eine Rose hin.
Die Rebe, das Bild von Kraft und Sinn,
Auf Tristan's Haupt, und, niedervwärts,
Die Rose auf Iholdens Herz.
Die wurzelten zur Stunde
Im hochzeitlichen Grunde
Und trieben bald und neigten sich

Zusammen, wie geschwisterlich,
Und wuchsen in einander strebend,
Mit Liebesarmen sich umwehend;
Man konnte mit keinen Dingen
Sie von einander bringen.
Und ganz verwaist trat oft ein Mann
Zum Grab der Liebenden heran;
Er stoh vom Schwarm des Hofes fern,
Und setzte sich unter den Ulbaum gern
Und sah der Rose und Rebe zu,
Die standen so hold auf du und du,
Die wuchsen empor, verstrickt so dicht,
Beseget vom schönen Himmelslicht.

(Frei nach G. Kurz.)

15. Parcival.

(Von Wolfram von Eschenbach; c. 1210.)

Parcival aus dem Stamme der Gralskrieger wird von seiner Mutter Herzeleide in stiller Einsamkeit erzogen, dann in Ritterfittie unterrichtet, kommt an den Hof des Königs Artus, später zum Tempel des heiligen Gral. Der Hüter desselben, Anfortas, hatte sich seiner Stellung unwürdig gezeigt, war deshalb mit einem giftigen Speer verzaubert worden und schleppte sich in schwerer Krankheit dahin, von der er nur dadurch befreit werden konnte, daß Parcival den Tempel besuchte, nach des Königs Leiden und dem heiligen Gral fragte. Parcival fragt nicht und muß die Burg verlassen. Er erfährt zu spät, was er verscherzt, will aber um so mehr sich dem Dienste des Gral weihen, gibt daher die weltliche Ritterchaft auf und gelangt nach langer Zeit des Zweifels, unsichern Suchens und mancherlei weltlicher Kämpfe zu seiner geistigen Reimigung und in den Besitz des Gral-Königthums. Die vier Hüter des Grals sind: Titarel, Anfortas, Parcival, Lohengrin.

1. Parcival's Kindheit.

Es ward der junge Knab' geborgen,
Durch der Mutterliebe Sorgen
Um königliche Zucht betrogen
Und einsam in der Wälf' erzogen.
Man ließ ihm nach, mit seiner Hand
Zu schnitzen Bogen sich und Pfeile;
Das war den Vögeln nicht zum Heile;
Er tödtet' alle, die er fand.
Doch schoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor so süße Lieder
Gesungen noch, sah man den kleinen
Mit Schmerzgeberden um ihn weinen.
Er wusch am Fluß sich alle Morgen;
Noch wußte nicht sein Sinn von Sorgen;
Doch wenn der Vögel holder Sang

Ihm dau zu Ohr und Herzen drang,
Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin,
Doch fragte sie: was ihm gescheh'n?
So wußt er Rede nicht zu steh'n,
Wie's oft bei Kindern noch geschieht.
Frau Herzeleide sorgenwach
Ging lang' umsonst dem Wesen nach,
Bis sie den Knaben einst ersieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vögeln lauschet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz so schmend zwang,
Schwur Haß den bösen Vögeln sie,
Und daß ihr Singen nie mehr hie

Ihr Kind betrübe, sandte Knechte
 Sie aus, die Vöglein, gut' und schlechte,
 Zu fangen all' und umzubringen.
 Doch Vöglein waren wohlberathen;
 Gar manche schlüpfen aus den Schlingen,
 Und süßer nur durch Hain und Saaten
 Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
 Der Knabe drauf zur Kön'gin sprach:
 „Was stellt man doch den Vöglein nach?
 Weh', Mutter, wende ihre Noth,
 Gib ihnen Frieden noch zur Stund'.“ —
 Die Mutter küßt' ihn auf den Mund
 Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot
 Des höchsten Gottes auch verfehren,
 Der sie zu Freuden nur ersuch'!“
 Die Mutter hochte ihrem Ruf
 Mit Acht und sagte: „Laß mich hören,
 Mutter mein, was ist das: Gott?“
 „Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott“ —
 Begann sie — „wie der Tag so licht
 Ist er, von Menschenangeficht;
 Ihn stehe an in jeder Noth,
 Denn stete Hilfe immer hot
 Barmherzig er der Welt und liebend.
 Doch einer heißt der Hölle Wirt;
 Schwarz ist er, Untreu' stets nur stehend.
 Wie der auch lockend dich umfirt,
 Stets wende von ihm die Gedanken,
 Von ihm, und von des Zweifels Wanken.“
 So lern' er Nicht und Finst'res unterscheiden
 Und Gutes üben und das Böse meiden.

Gar herrlich wuchs der Knab' heran,
 Mit Muth und Stärke angethan.
 Schon warf den Jagdspieß er gewandt,
 Und mancher Hirsch ward froh verzehret,
 Den er erlegt mit seiner Hand.
 Es fand das Wild sich arg beschweret
 Durch seine Kunst; denn gleicher Weise,
 Ob blumenprossend, ob von Eise
 Die Erde starrend war, ihm galt

2. Parcival wird vom alten Gurnemann belehrt.

„Haltet euch treu an meinen Rath,
 Der euch bewahrt vor falscher That.
 Vor allem leget nie das Kleid
 Der Scham ab und der Sittsamkeit;
 Denn auf den Schamensblößen träuft
 Verachtung, und der Hülfe reißt
 Sein Leib entgegen. — Euer Wesen
 Zeigt, daß zum Volksherrn ihr erlesen;
 Seid ihr von hohem Stamm geboren,
 Seid ihr zu Höherem noch erkoren,
 So haltet fest doch im Gemüthe,
 Daß ihr Erbarmen stets und Güte
 Der Noth, dem Kummerlasten leihet.
 Stets seid mit Hilf' ihm gern bereit.
 Und könnt' ihr so den Kummer heilen,
 Wird Gottes Gnade bei euch weilen. —
 Verständig seid, so wie im Geben,
 Auch im Behalten. Es zeigt nicht eben
 Von hohem Sinn, mit vollen Händen
 Das Gut leichtsinnig zu verschwenden,

Es einerlei — er ging zum Wald.
 Und also nahm er zu an Kraft,
 Daß oft er heim tam so beladen,
 Daß kaum ein Maulthier ohne Schaden
 Die Beute hätte weggeschafft.
 So ging er auch an einem Tag
 Nach seiner Art dem Waidwerk nach,
 An einem Bergang niederschweifend,
 Und auf dem Blati dem Wilde pfeisend;
 Da tönte Hufschlag zu ihm her.
 Er greift geschwind zu seinem Speer
 Und laufsch. „Was war's, das ich ver-

nommen?
 Will etwa gar der Teufel kommen
 Mit Jornes Grimm? Er mag nur gehn!
 Ich würd' ihn sicherlich bestehn.
 Die Mutter Grauses von ihm sagt;
 Doch mein' ich, an Muth ist sie verzagt.“
 So stand er da in Streitbegeh'r;
 Sieh, da trottirten Ritter her,
 Gewappnet alle gar und ganz,
 Hell blüsend in der Sonne Glanz.
 Der Knabe wäthete sonder Spott,
 Ein jeder ihrer sei ein Gott.
 Drum warf er nieder auf die Knie
 Sich mitten in den Weg und schrie:
 „Ach hilf mir, hilfsreicher Gott,
 Der Hilfe gibt in aller Noth.“
 Der Ritter d'rauf: „Ich bin nicht Gott,
 Doch leiste gern ich sein Gebot.
 Wär'st du der Wahrheit auf der Spur —
 Du sah'st in uns vier Ritter nur.“
 Da fragt der Knabe süßbaß:
 „Du nennst da Ritter; was ist das?
 Sag' an, hast du nicht Gotteskraft,
 Wer kann denn geben Ritterschaft?“
 „Die theilt der König Artus aus;
 Ja, kommt ihr einzi zu dessen Haus,
 So mögt ihr Rittersnamen nehmen,
 Des ihr euch nimmer habt zu schämen.“

So wenig, als es Ehre bringt,
 Wenn man zu sehr nach Schätzen ringt.
 Beachtet immer Maß und Ziel
 Und Eins noch: — fraget nicht zu viel!
 Doch seid auch mausfaul nicht, und laßt,
 Daß Red' und Gegenrede paßt,
 Beachtsamkeit die Worte wählen;
 Denn in der Rede, im Erzählen
 Gibt sich der Thor und Weise kund.
 Mit eurer Kraft sei stets im Bund
 Barmherzigkeit. Wen ihr im Streit
 Besiegt, und steht er Sicherheit,
 (Wie schwer er euch auch mochte kränken)
 Ihr sollt mit Grozmuth sie ihm schenken.
 Ihr werdet oft die Waffen führen;
 Legt ihr sie ab, so sei doch nicht,
 Daß ihr sie trug't, an euch zu spüren,
 Und reinigt Hände und Gesicht;
 So glänzet lieblich ihr und klar;
 Gern nehmen das die Frauen wahr. —

Seid männlich fest und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.
Und seid den Frauen hold ergeben.
Denn das erhöht des Jünglings Leben.
Weht nie dem Wankelmuth euch hin,
Das ist der rechte Männersinn.
Euch wird' es, wollt ihr sie hethören,
Nur zu leicht, daß sie euch hethören;
Doch gegen treue Liebe ist
Von kurzer Dauer falsche List.
Sie verräth der Schleicher Klage leicht,

3. Parcival's Zug nach der Gralsburg.

Wer nun will hören, wo er bleibt,
Den Abenteuer von Hans vertreibt,
Der mag großer Wunder viel
Bernehmen, eh' er kommt an's Ziel.
Laßt reiten Sahnuretens Kind.
Wo nun getreue Leute sind,
Die wünschen Heil ihm und Gedeih'n;
Er muß nun leiden hohe Pein;
Bisweilen naht auch Freud' und Ehre.
Eines schuf ihm Herzeisschwere:
Er mied ein Weib, die er besaß,
So edel, daß kein Mund je las
Oder meldete die Märe,
Daß eine schöner, besser wäre.
Gedanken an die Königin
Trübten ihm den frohen Sinn;
Er hätt' ihn längst schon ganz verloren,
Wär' er nicht herzlichst geboren.

Selbst trug das Roß den Baum empor
Über Blöße, Sumpf und Moor;
Nicht führ' es seines Reiters Hand.
Uns macht die Abenteuer bekannt,
Er ritt denselben Tag so weit,
Ein Vogel hätte Arbeit,
Wollt' er's auf einmal überfliegen. . . .

Hört nun, wo er Herberg' nahm.
An einen See er abends kam,
Fischer ankerten daran;
Ihnen war das Wasser unterthan.
Wohl hören mochten sie sein Fragen,
Denn unsern vom Gestade lagen
Sie noch, da sie ihn reiten sah'n.
Einen sah er in dem Kahn
In so herrlichem Gewande,
Wenn ihm dienten alle Laude,
Es wäre schwerlich noch so gut.
Von Pfauensehern war sein Hut.
An diesen Fischer wandt' er sich,
Und ermahnt' ihn bittentlich,
Daß er ihm riethe, Gott zu Ehren,
Und seine Zucht zu bewahren,
Wo er träfe Herberg' an.
Zur Antwort gab der traur'ge Mann.

Er sprach: „Herr, unbewußt ist mir,
Wo dreißig Meilen weit von hier
Das Land bebaut und urbar sei.
Ein Haus nur kenn' ich nahebei;
Zur Herberg' darf ich es empfehlen;

Wie den Dieb, der durch das Dickicht streicht
Das dürre Holz, das bricht und kracht
Bei seinem Tritt; der Wächter erwacht!
Ich will noch mehr vom Weib euch sagen:
Innig sind Mann und Weib vereint;
So wie die Sonne, die heute scheint,
Man nicht vom Tage scheiden kann,
So innig verbunden sind Weib und Mann.
Aus einem Kern entblühen sie,
Das, junger Mann, vergeßet nie.“

Auch könnt ihr heut kein andres wählen.
Dorten, wo die Felsen enden,
Wißt ihr euch zur Rechten wenden.
Wenn ihr hinkommt an den Graben,
Der läßt euch schon nicht weiter traben.
Heißt die Brücke niedersinken,
So mög't ihr in den Burghof lenken.“ . . .

Da hob sich Parcival hindann
Und fand mit wackerlichem Trabem
Den rechten Weg bis an den Graben.
Da war die Zugbrück' aufgezogen,
Die Burg um Weste nicht betrogen,
Wie auf der Drechselbank gebricht.
Beschwingt nur, oder vom Wind geweht
Dräng' ein Feind hinein mit Sturm.
Manch hoher Saal, manch schlanker Thurn
Stand da in wunderbarer Wehr;
Und zögen alle Völker her,
Sie gäben d'rin um solche Noth
In dreißig Jahren noch kein Brot.

Ein Knappe hatt' ihn wahrgenommen
Und frug ihn, wo er hergekommen,
Und was er suche vor dem Wall?
„Der Fischer,“ sprach da Parcival,
„Hat mich zu euch hergesandt.
Ich neigte dankend seiner Hand,
Da sie mir Herberg' hier geschenkt.
Er will, daß ihr die Brücke sentt,
Daß ich reite zu euch ein.“
„Herr, ihr sollt willkommen sein.
Da der Fischer es versprach,
Man heut euch Ehr' und Gemach,
Ihm, der euch sandte, zu Gefallen,“
Sprach der Knapp' und ließ die Brücke fallen.

In die Burg ritt der Kühne,
Auf eines weiten Angers Grüne
Unzerstampft im Ritterpiel;
Kurzen Grafes stand da viel.
Da ward nicht oft turniert, gestritten,
Mit Panieren hin und her geritten,
Wie auf dem Anger zu Avenberg.
Selten war solch fröhlich Werk
Da geschehn in langer Zeit;
Sie hatten Noth und Herzeleid.

Der Gast jedoch des nicht entgalt;
Ihn empfingen Ritter, jung und alt;
Kleiner Junker volle Zahl
Sprang ihm nach dem Baum zumal;

Ein jeder thäte gern das beste.
 Sie hielten ihm den Stegreif feste,
 Dieweil er abstieg von dem Hof.
 Ritter führten ihn in's Schloß,
 Wo sie ihm schufen gut Gemach.
 Unlange währ' es darnach,
 Bis er mit Zucht entwappnet ward.

Um Wasser bat der junge Mann;
 Da er den Hof sich hindamm
 Wusch von Angesicht und Händen,
 Da schien er jung und alt zu blenden
 Wie eines zweiten Tages Helle;
 So saß der wonnige Gefelle.
 Man trug ihm einen Mantel dar,
 Der von arab'schem Pfeffel war
 Und von allem Tadel frei;
 Offen blieb der Schnüre Reih',
 Als ihn überwarf der Degen,
 Er bracht' ihm neues Lob zuwegen.

Da sprach der Kammervärter klug:
 „Repans de Schoi war's, die ihn trug,
 Meine Frau, die Königin.
 Er sei von ihr euch geliebt,
 Denn euch ist noch kein Kleid geschnitten.
 Wohl mocht' ich sie's mit Ehren bitten,
 Denn ihr seid ein werther Mann,
 Wenn ich's recht ermessen kann.“
 „Gott lohn' euch, Herr, daß ihr mir traut.
 Wenn ihr recht mich beschaut,
 So war das Glück mir immer hold;
 Gottes Kraft gibt solchen Sold.“
 Man schenkt' ihm ein und pflegt' ihn so,
 Die Traur'gen waren mit ihm froh. . . .

Hundert Kronen niederhängen
 In dem Saal, zu dem sie gingen,
 Mit vielen Kerzen besteckt;
 So war auch rings überdeckt
 Mit kleinen Kerzen die Wand.
 Hundert Ruhbetten fand
 Man an den Seiten aufgeschlagen,
 Darauf hundert Kissen lagen;
 Je vier Gefellen trug ein Sitz,
 Die Plätze unterschied ein Schütz. . . .
 Der kranke Wirt selber hat
 Vor der mittlern Feuerstätt
 Auf einem Spannbett Platz genommen.
 Es war zur Fehde gekommen
 Zwischen ihm und der Freude;
 Sein Leben war ein morsch' Gebäude. . . .

Des Wirtes Reichthum heischte leider
 Große Feur' und warme Kleider.
 Weit und lang von Zobel sein,
 So mußte aus und innen sein
 Der Mantel und der Pelz darauf.
 Der geringste Balg war theur' zu Kauf;
 Schwarz- und Grauwerk fand man da.
 Um das Haupt des Wirtes sah
 Man die gestreifte Mütze gehn,
 Von Zobel, theurer zu erstehn.
 Oben um die Mitte gingen
 Arab'sche Borten in goldnen Ringen,

Und von der Spitze nieder schien
 Als Knopf ein leuchtender Rubin.

Ritter saßen da genug,
 Als man Jammer vor sie trug.
 Herein zur Thür ein Knappe sprang,
 Eine Lanze trug er, die war lang,
 (Die Sitte war zur Trauer gut);
 Die Schuende nieder tropfte Blut
 Und lief am Schaft bis auf die Hand,
 Wo es am Armel verschwand.
 Er trug den Speer in seinen Händen
 Umher an allen vier Wänden
 Bis wieder zu des Saales Thür,
 Wo der Knappe sprang hierfür.
 Da war gestillt des Volkes Noth,
 Dem erst der Jammer gebot,
 Da es die Lanze hatt' erkannt,
 Die der Knappe trug in seiner Hand.

Währ' es nun euch nicht zu lang,
 So mach' ich hier den Anfang,
 Daß ihr vernehmet und erfahrt,
 Wie herrlich da gedienet ward.

Zu Ende an dem langen Saal
 Erhloß sich eine Thür von Stahl;
 Zwei werthe Kinder traten ein;
 Vernehm, wie die geschaffen sein,
 Daß sie wohl gäben Minnesold,
 Wem sie um Dienste würden hold.
 Das waren Jungfrauen klar,
 Kränzlein über bloßem Haar;
 Die Blumen hielt ein liches Band.
 Jedwede trug in der Hand
 Einen Leuchter von Gold.

Ihr Haar in blonden Locken rollt.
 Auf jedem Leuchter brennt ein Licht.
 Vergessen wollen wir nicht
 Von der Jungfrau'n Kleid zu sagen,
 Das sie vor den Ritters tragen.
 Die Gräfin von Tenabrock,
 Von braunem Scharlach war ihr Rock. . . .

Nun trat eine Herzogin daher
 Und ihr Gespiel. Sie trugen nicht schwer
 An zweien Stollen von Helfenbein.
 Ihr Mund gab feuerrothen Schein.
 Alle viere neigten sich;
 Zwei setzten behendiglich
 Vor den Wirt die Stollen hin;
 Das war ihr Dienst, wie es schien.
 Dann traten sie gepaart zurück
 Und waren klar und hell von Blick.

Die viere trugen gleiches Kleid.
 Nun versäumen nicht die Zeit
 Anderer Frauen zweimal vier.
 Was hatten die zu schaffen hier?
 Vier mußten große Kerzen tragen;
 Die andern durften's nicht vertragen,
 Sie trugen einen theuern Stein,
 Sein Name ist uns wohl bekannt:
 Es war ein Granatjachant.
 So lang und breit, daß er's wohl litt,
 Als ihn so dünne zerschnitt,

Der ihn zum Tischblatt zersäete,
 In dem der Wirt zu essen pflegte.
 Die Jungfrau'n traten alle acht
 Vor den Wirt, indem sie sacht
 Wie zum Gruß ihr Haupt bewegten.
 Die viere dann die Tafel legten
 Auf der Stollen schneeweiß Helfenbein,
 Das zuver man trug herein.
 Man sah sie züchtig wieder gehn
 Und bei den ersten vieren stehn.
 Röde, grün wie Gras zu schauen,
 Trugen diese acht Frauen, . . .
 Dieser acht Jungfrauen klug,
 Auf dem Haupt jegliche trug
 Ein Blumenkränzlein wohlgethan.
 Von Ronel der Graf Zwan
 Und Fernis, der Herr von Reile,
 Ihre Töchter über manche Meile
 Hatte der Gral in Dienst genommen.
 Man sah die Jungfrauen kommen
 In gar wonniglichem Staat.
 Zwei Messer, schneidig wie ein Grat,
 Trugen die Jungfrauen hehr
 Auf zweien Zwicfeln daher.
 Von Silber ist die Kling' und weiß
 Und nicht veräurmt von Künstlerfleiß,
 Geschärft, gewekt zu solcher Glätte,
 Daß es wohl Stahl geschritten hätte.
 Vor dem Silber trugen Frauen werth,
 Die auch der Gral zum Dienst begehrt,
 Lichter, daß es heller sei,
 Vier Kinder, alles Tadel's frei.
 So gingen diese sechs nun;
 Höret, was sie sollen thun.
 Sie grüßten. Zwei trugen dar
 Auf die Tafel wunderklar
 Das Silber und legten's nieder.
 Dann gingen sie mit Blicthen wieder
 Zu den ersten Zwölfen hin.
 Wenn ich recht berichtet bin,
 Hier sollen achtzehn Frauen stehn.
 Nun sieht man neue sechs gehn
 In Kleidern, die man schwer bezahlt.
 Es war zur Hälfte Pflalt,
 Zur Hälfte Pfell von Ninive.
 Sie und die sechs, der ich eh'
 Gedachte, trugen getheilte Tracht,
 Jeder Theil aus anderm Stoff gemacht.
 Nach diesen kam die Königin.
 Ein Glanz von ihrem Anlitze schien,
 Sie wähten all', es wolle tagen.
 Ein Kleid sah man die Jungfrau tragen
 Von Pfell aus der Arabie.
 Auf grünem Rissen von Schmardi
 Trug sie des Paradieses Fülle,
 So den Kern wie die Hülle.
 Das war ein Ding, das hieß der Gral,
 Erd'schen Segens vollster Strahl.
 Repanie de Schoie hieß,
 Von der der Gral sich tragen ließ.
 Der Gral war von solcher Art:
 Sie hat das Herz sich rein bewahrt,

Der man gömmt, des Grals zu pflagen;
 Sie durfte keine Falschheit hegen.

Lichter kamen vor dem Gral,
 Die waren schön und reich zumal.
 Sechs lange Gläser, hell und klar,
 D'rin brannte Balsam wunderbar.
 Da sie gemess'nen Schritts herfür
 Zur Tafel kamen von der Thür,
 Die Königin vernicgte sich
 Und jede Jungfrau züchtiglich,
 Die da Balsamgläser trug.
 Die Königin, ohne Falsch und Trug,
 Setzte vor den Wirt den Gral
 Die Märe spricht, daß Parcival
 Sie hab' andächtig lang' beschaunt,
 Der der Gral war anvertraut;
 Er hatt' auch ihren Mantel an.
 Die sieben gingen auch hindann
 Und standen bei den achtzehn ersten.
 Da nahmen alle die hehrste
 Zwischen sich; zwölf standen ihr
 Zu beiden Seiten, sagt man mir.
 Da stand die Maad, die Krone tragend,
 Schön aus den Gespielen ragend.

All' den Rittern zumal,
 Die da saßen in dem Saal,
 Ließ man von Kämmerlingen
 In goldnen Becken Wasser bringen.
 Immer vier bediente einer
 Und ein Junker, ein kleiner,
 Der eine weiße Zwicfel trug.
 Man sah da Reichthum genug.
 Der Tafeln mußten hundert sein,
 Die man zur Thüre trug herein.
 Man setzte jegliche schier
 Vor der werthen Ritter vier;
 Tischlachen, blendend weiß,
 Legte man darauf mit Fleiß.

Der Wirt nun selber Wasser nahm;
 Er war an frohem Muthe lahm.
 Da wusch sich Parcival zugleich.
 Eine seidne Zwicfel bilderreich
 Hielt ein Grafensohn ihm hin;
 Den sah man hurtig niederknie n.

Wo keine Tafel war gestellt,
 Vier Knappen sah man da gesellt,
 Daß sie zu dienen nicht vergäßen
 Denten, die da oben säßen.
 Zweie mußten knieend schneiden;
 Die andern durften's nicht vermeiden,
 Sie trugen Trank und Speise dar
 Und nahmen ihrer dienend wahr.

Hört mehr von Pracht und Reichthum sagen.
 Vier Karossen mußten tragen
 Manchen goldnen Becher dar
 Jedem Ritter, der zugegen war.
 Die wurden rings umher gerollt;
 Von vier Rittern ward das Gold
 Auf die Tafeln hingesezt.
 Ein Schaffner folgte zuletzt;
 Dem war das Amt aufgetragen,

Daß er es wieder in den Wagen
 Setzte, wenn gebietet wäre.
 Nun vernehmet andre Märe.

Hundert Knappen man gebot,
 Die nahmen in weiße Zwicken Brot
 Ehrebetig vor dem Gral.
 Zurück dann traten sie zumal
 Und vertheilten vor die Tafeln sich.
 Man sagte mir, so sag' auch ich
 Auf euren eigenen Eid:
 Vor dem Grale war bereit
 (Sollt' ich wen damit betrügen,
 So müßet ihr mir helfen lügen),
 Wonach einer bot die Hand,
 Daß er alles stehen fand,
 Speise warm, Speise kalt,
 Speise neu und wieder alt,
 Fisch und Fleisch, wild und zahm.
 Es ist kein wahres Wort daran,
 Hör' ich manchen sprechen;
 Der will sich allzuviel erfreuen.
 Der Gral war alles Segens Born,
 Weltlicher Süße ein volles Horn;
 Er that es dem beinahe gleich,
 Was man erzählt vom Himmelreich.

In kleine Goldgefäße kam,
 Was man zu jeder Speise nahm,
 Pfeffer, Salz und Agraß,
 Der Genügsame, der Fraß,
 Alle hatten da genug;
 Höflich man es vor sie trug.
 Morast, Wein, Sinopel roth,
 Wonach den Napf ein jeder bot,
 Was er Trinkens mochte nennen,
 Das konnt' er gleich darin erkennen,
 Alles durch des Grales Kraft.
 Die herrliche Gesellschaft
 Ward bewirtet von dem Gral.
 Wohl bemerkte Parcival
 Den Reichtum und das große Wunder;
 Doch nicht zu fragen unterstund er.

Er gedachte: „Treulich rieth
 Mir Gurnemanz, bevor ich schied,
 Ich sollte vieles Fragen meiden;
 Man wird mich hier wohl auch bescheiden,
 Wie es dort bei ihm geschah.
 So hör' ich ohne Frage ja,
 Wie es um diese Leute steht.“
 Wie er so dachte, sich' da geht
 Ein Knappe her und bringt ein Schwert,
 Die Scheide tausend Marken werth;
 Das Gehilz war ein Rubin;
 Auch war die Klinge, wie es schien,
 Großer Wunder Thäterin.
 Seinem Gaste gab der Wirt es hin
 Und sprach: „Es half mir in der Noth
 Manchesmal, bevor mich Gott
 So schwer am Leibe hat verlehrt.
 Ich hoffe, daß es euch ersetzt,
 Was hier gebracht an eurer Pflege;
 Führt es künfftig allewege;

Ihr seid, erkennt ihr seine Art,
 Im Streite wohl damit verwahrt.“
 Weh', daß er da vermied zu fragen!
 Das muß ich noch für ihn beklagen.
 Denn da das Schwert ihm ward gegeben,
 Das mahnt' ihn, Frage zu erheben.
 Auch jammert mich sein edler Wirt,
 Daß er der Dual nicht ledig wird,
 Der ihn enthoben hätte Fragen.
 Nun war hier sattfam aufgetragen.
 Die's anging, griffen's wieder an
 Und trugen das Geschirr hindann.

Die vier Karossen lud man da;
 Jedes Fräulein seinen Dienst verlah,
 Erst die letzten, dann die ersten.
 Sie traten alle mit der Besten
 Wieder hin zu dem Gral.
 Vor dem Wirt und Parcival
 Verneigte sich die Königin
 Und all' die Jungfrau'n wie vorhin
 Und trugen wieder aus der Thir,
 Was sie mit Zucht gebracht herfür. . . .

Der Wirt sprach zu dem Gaste da:
 „Nun ist eu'r Bette wohl bereit,
 Drum rath' ich, wenn ihr müde seid,
 Euch zur Ruhe zu begeben.“
 Nun sollt' ich Zeterfchrei erheben
 Um ihr so gethanes Scheiden!
 Hier wächst Unheil ihnen beiden.

Vor des Wirtes Bette trat
 Auf den Teppich hin und bat
 Um den Urlaub Parcival;
 Gute Nacht ihm bot der Wirt zumal.
 Auf sprang die Ritterschaft in Eil';
 Ihn zu geleiten kam ein Theil.
 Da führten sie den jungen Mann
 In ein Schlafgemach hindann;
 Das war also ausgestaffirt,
 Mit einem Bette geziert,
 Daß mich die Armut schmerzlich müht,
 Da der Erde solcher Reichtum blüht.

Die Ritter bat da Parcival,
 Sie möchten auch zur Ruhe gehn;
 Denn ein Bett sah er hier nur stehn.
 Mit Urlaub gingen sie hindann.
 Hier hebt ein andrer Dienst sich an.

Viel Kerzen und sein klar Gesicht
 Wetteifernd gaben helles Licht;
 Wie möchte heller sein der Tag?
 Vor seinem Bett ein andres lag,
 Ein Polster d'rauf; da setz' er sich.
 Jungherren gar behendiglich
 Entschuh'n ihm Beine, die sind blank;
 Mancher ihm zu Hilfe sprang.
 Auch zog ihm das Gewand herab
 Mancher wohlgeborne Knapp'. . . .

Nun legte Parcival sich nieder.
 Die Junker setzten vor ihn
 Die Kerzen auf den Teppich hin,
 Da sie ihn entschlafen sah'n;

Also eilten sie hindann.
 Parcival lag nicht allein;
 Gesellt bis zu des Morgens Schein
 War ihm strenges Herzeleid;
 Aller Kummer künft'ger Zeit
 Hat seine Boten ihm gelandt,
 Daß Schreck den Blüth'nden übermaunt. . . .

Solcher Ängstigungen Strenge
 Mußt' ihn wecken auf die Länge.
 Ihm schwitzten Adern und Gebein.
 Auch drang der Tag durch's Fenster ein.
 Da sprach er: „Weh', wo sind die Kinde,
 Daß ich sie nicht vor mir finde?
 Wer soll mir reichen mein Gewand?“
 So erhartete sie der Weigand,
 Bis er abermals entschlief.
 Niemand sprach, niemand rief,
 Sie hatten alle sich verborgen.
 Wieder um den mitten Morgen
 War erwacht der junge Mann;
 Vom Bette sprang er schnell hindann.

Auf dem Teppich sah der Werthe
 Seine Rüstung liegen und zwei Schwerte;
 Eins, das der Wirt ihm geben ließ,
 Das andre war von Gahewiß.
 Da hub er zu sich selber an:
 „Weh', wer hat mir dies gethan?
 Gewiß, ich soll mich wappnen d'rein.
 Ich litt im Schlafe solche Pein;
 Wachend ist mir Arbeit
 Heute sicher auch bereit.
 Wenn diesen Wirt ein Feind bedroht,
 So leißt' ich gerne sein Gebot,
 Und auch ihr Gebot mit Treuen,
 Die diesen Mantel, diesen neuen,
 Mir geliehen hat aus Giltte.
 Stünde so doch ihr Gemülthe,
 Daß sie meinen Dienst begehrte;
 Wie gern ich den ihr gewährte!
 Doch nicht um Minnelohns Gewinn,
 Denn mein Weib, die Königin,
 Ist von Antlitz wohl so klar
 Wie sie, und mehr noch, das ist wahr.“

Er hißt sich selber, weil er muß,
 Wappnet sich von Haupt zu Fuß,
 Daß er fertig sei zum Streite;
 Zwei Schwerter schnallt er an die Seite.
 Der Degen ging hinaus;
 Da war sein Roß vor dem Haus
 Angebunden, Schild und Speer
 Stand dabei; das freut' ihn sehr.

Oh' Parcival, der Weigand,
 Sich des Rosses unterwand,
 Der Held in manche Kammer lief,
 Wo er nach den Leuten rief.
 Niemand hörte, niemand sah er da,
 Daran ihm großes Leid geschah.
 Der Degen kam in übeln Zorn.
 Da lief er in den Burghof vorn,
 Wo er gestern stieg vom Pferde,
 Da war das Gras und die Erde

Von manchem Hufschlag berührt
 Und aller Thau hinweggeführt.

Der junge Mann mit lautem Rufen
 Kehrete zu des Hauses Stufen.
 Mit manchem scheltenden Worte
 Setzt' er sich zu Roß. Die Pforte
 Fand er weit offen stehn
 Und große Stapfen aus ihr gehn.
 Die Brücke war hinab gelassen;
 Hinüber ritt er seiner Straßen.
 Ein verborgner Knappe zog das Seil;
 Der Schlagbrücke Vordertheil
 Brachte schier sein Roß zu Fall.
 Das Haupt wandte Parcival,
 Da wollt' er gerne sich befragen.
 „Der Sonne Haß sollt' ihr tragen,
 Sprach der Knapp'. „Ihr seid eine Gans.
 Hättet ihr gerührt den Flans
 Und hättet den Wirt gefragt!
 Nun bleibt euch großer Preis versagt.“
 Laut rief der Gast um Erklärung;
 Der Bitte ward ihm nicht Gewährung.
 Wie viel er bat, wie lang' er rief,
 Der Knappe that, als ob er schlief,
 Und schlug die Pforte vor ihm zu.
 Allzu früh für seine Ruh'
 Schied da hinweg, der nun mit Leid
 Bezahlte seine frohe Zeit. . . .

Parcival versolote da
 Die Hufspur, die er vor sich sah.
 Er dachte: „Die hier vor mir reiten,
 Mich dünkt, sie werden manlich streiten
 Heut um ihres Wirtes Ehre.
 Verschmähten sie es nicht, so wäre
 Ihre Schar mit mir wohl nicht geschwächt;
 Ich wollt' in keinem Gefecht
 Von ihnen weichen in der Noth,
 Daß ich verdiene mein Brot,
 Und auch dies wonnigliche Schwert,
 Das ihr Herr mir hat verehrt,
 Und das ich unbedient noch trage.
 Sie weichen unwerdlich, ich wär' ein Zage.“ . . .

Die Fähr' allmählich ihm zerrann;
 Hier schieden, die ihm sind voran.
 Die Spur ward schmal, erst war sie breit,
 Er verlor sie ganz; das war ihm leid.
 Da erfuhr der junge Mann,
 Davon er Herzeleid gewann.

Der Degen kühn und ohne Zagen
 Hör' eine Frauentimme klagen.
 Raß von Thau noch war das Gras,
 Vor ihm auf einer Linde saß
 Ein Weib, die Treue bracht' in Noth.
 Gebalsamt lag ein Ritter todt
 Dem Fräulein zwischen beiden Armen.
 Wollt' es einen nicht erbarmen,
 Der sie also sah' in Schmerzen,
 Das geschäh' aus falschem Herzen.
 Sein Roß der Ritter zu ihr wandte,
 Der sie immer nicht erkannte;
 Sie war doch seiner Ruhme Kind.

Was ird'sche Treue nur erkunnt,
Das ward vor ihrer Treu' zunicht.
Nun grüßt sie Parcival und spricht:
„Herrin, mir ist herzlich leid,
Daß ihr so bekümmert seid.
Könnt' euch mein Dienst davon befrei'n,
Zu euerm Dienste wollt' ich sein.“

Sie dankt' ihm mit des Zammers Sitten
Und frug: „Wo kommt ihr hergeritten?“
Sie sprach: „Es folgte schlimmem Rath,
Wer noch je die Reise that
Her in diesen öden Wald.
Unkundem Gaste mag hier bald
Großen Schadens viel geschehn;
Gehört oft hab' ich und gesehn
Von Leuten, die den Tod hier nahmen
Und wahrlich doch zu sterben kamen.
Hinweg, wenn ihr das Leben liebt!
Nur saßt, wo diese Nacht ihr bleibt?“
„Eine Meile nur von hier, nicht mehr,
Steht eine Burg, wie keine hehr
Durch eine Pracht und Herrlichkeit;
Die ließ ich erst vor kurzer Zeit.“

Sie sprach: „Der euch Vertrau'n will schenken,
Den sollt ihr nicht mit Lügen kränken.
Eu'r Schild muß euch als fremd bekunden;
Ihr hättet Wald zuviel gesunden,
Von gebauem Lande hergeritten.
Dreißig Meilen weit ward nie verschnitten
Zu einem Hause Holz noch Stein.
Nur Eine Burg steht dort allein,
Reich an allem, was die Erde preist.
Wer die zu suchen sich bestreift,
Der kam sie leider niemals finden;
Doch sind viele, die sich's unterwinden.
Es muß unwise geschehn,
Soll jemand die Burg erseh'n.
Die ist euch, Herr, wohl nicht bekant.
Monsalbüsch ist sie genant. . . .

Wär't ihr gekommen dar
Zu der jämmerlichen Schar,
Vielleicht wär' nun der Wirt befreit
Von seinem langgetragnen Leid.“
Zu der Jungfrau sprach der Walcís laut:
„Groß Wunder hab' ich da geschaut
Und viel Frauen wohlgethan.“
An der Stimm' erkannte sie den Mann.
Da sprach sie: „Du bist Parcival.
Nun sage, sahest du den Gral,
Und den Wirt, den freudeleeren?“

Nun laß mich liebe Kunde hören.
Ist sein Jammer noch zu stillen?
Wohl dir, der sel'gen Reise willen!
So weit die Lüfte Land umfangen,
So weit soll deine Hoheit langem.
Dir dient alles, zahm und wild,
Aller Erdenvunsch ist dir gestillt. . . .

Es muß dir die Krone
Des höchsten Heils zum Lohne
Ob allen Würdigen werden;
Was man wünschen mag auf Erden,
Wird dir völlig gegeben;
Niemand mag so reichlich leben,
Der sich dir vergleichen kann,
Hast du der Fraug' ihr Recht gethan.“

„Keine Frage,“ sprach er, „that ich da.“
„O weh, daß euch mein Auge sah,“
Sprach die jammersreiche Magd,
„Da ihr zu fragen habt gesagt!
So große Wunder, wie ihr saht,
Daß eu'r Mund da keine Frage that!
Ihr sahet doch den hehren Gral,
Sah't edler Frauen reiche Zahl,
Sah't die werthe Garfchilole
Und Repanse de Schoie,
Schneidendes Silber, blut'gen Speer.
O weh, was kommt ihr zu mir her?
Unseliger, verfluchter Mann!
Ihr tragt des gift'gen Wolfes Zahn,
An dem die Galle bei der Treue
So früh sich zeigt zu später Reue.
Euch hätt' eu'r Wirt erbarmen sollen,
An dem Gott Wunder wirken wollen;
So fraget ihr nach seiner Noth.
Ihr lebt und seid am Heile tobt.“

Da sprach er: „Liebe Base, zeigt
Besser, daß ihr mir geneigt.
Ich bilfs' es, wenn ich was verbrach.“
„Das sei euch erlassen,“ sprach
Sigune. „Mir ist wohl bekant,
In Monsalbüsch an euch verschwand
Ehr' und ritterlicher Preis.
Ihr findet nun in keiner Weis'
Antwort fernehin bei mir.“
So schied da Parcival von ihr.
Daß er zu fragen war so laß,
Als er bei dem traur'gen Wirte saß,
Das mußte da in Treuen
Den kühnen Degen reuen.

(Nach R. Stinzel.)

16. Titurel.

(Von Wolfram von Eschenbach; c. 1210.)

Von den zwei kleinen Bruchstücken des Gedichtes behandelt das eine die Geschlechtsfolge der Graffkönige und erzählt insbesondere von der Liebe der Sigune, der Urentelin Titurels, zu Schionatulander, das andere verschiedene Abenteuer beider Personen.

Liebesgespräch zwischen Schionatulander und Sigune.

Wo die Jugend von der Liebe ergriffen wird, da währt sie am längsten.
Wenn auch das Alter noch zu lieben glaubet,
Doch zwingt nur in der Jugend der Minne Band; da ist ihrer Kraft sie unberaubet.

Beh', Minne, was willst du Kinder verführen?
Ich, einer, der nicht Augen hat, wär' er blinder noch, er könnte dich spüren.
Zu vielgestaltig, Minne, ist dein Treiben;
Gar alle Schreiber könnten dein Wesen und dein Geschlecht nie zu Ende beschreiben.

Befällt den Mönch im Kloster doch selbst die Minne,
Und auch den Klausner, so daß — sind gehorsam selbst ihre Sinne —
Ist dennoch ihre Pflicht kommt in's Gedränge.
Die Minne zwingt die Ritter unter'm Helme. Immer ist ihr der Raum zu enge.

Die Minne hält umschlingen das Nah' und das Weite;
Nimm' hat ihr Haus auf Erden, und zum Himmel ist Reintheit vor Gott ihr Geleite.
Überall ist Minne, nur nicht in der Hölle.
Die Kraft der stärksten Minne doch erlahmt, ist Zweifel mit Want ihr Geselle.

Doch ohne Want und Zweifel waren die beiden,
Die Magd Sigune und Schionatulander — in der Liebe leiden;
Jedoch mit Leid ging große Freud' im Bunde.
Von ihrer kindlichen Liebe hört ihr noch lange viel Wunders aus meinem Munde.

Ihre verschämte Zucht, die Art ihres Geschlechtes,
Sie waren in lauter Minne geboren, zwang pflegen sie des Rechtes;
Daß äußerlich sie heimlich still verhehlten
Ihre Lieb' in allen Geberden, während innen im Herzen der Liebe Sorgen sie quälten.

Die je gemüthet haben und der Minne Leid getragen,
Von jungfräulichen Sorgen und Küniglingsschmerzen hört nun sagen.
Davon will jetzt ich Thaten offenbaren
Allen, die der Sehnsucht Pein durch Herzeliebe je erfahren.

Schionatulander, den flüßen, die Liebe entbrannte,
Daß die Furcht getrost er bezwang und muthesreich sich ermannte;
„Sigune“ — sprach er — „hilfsreiche du,
O süße Magd, nun hilf mir aus der Sorge; als Helferin also thu'.

Ich kannte, süße Magd, wohl schon die Minne vom Erzählen.
Minne lebt in Gedanken; nun erfahr' an mir selbst ich ihr Quälen;
Und dazu zwinget sie die stete Liebe.
Die Minne stiehlt mir Freude aus dem Herzen, gleich einem Diebe.“

Schionatulander, mich quälet der Gedanke:
So du mir aus den Augen kommst, daß all' meine Freud' erkrankt,
Bis heimlich wieder mich dein Aug' gesehen.
So traur' ich in der Woche nicht einmal — zu oft, ach, muß das mir geschehen!“

„So brauchst du, süße Magd, mich nicht zu fragen über Minne;
Dir wird wohl ohne Fragen Kunde von ihrem Verlust und Gewinne.
Nun sieh', wie Nimm' aus Freuden Kummer werde;
D'rum thu' ihr Recht der Minne, bevor im Herzen uns beiden die Minne ersterbe.“

Sie sprach: „Kann die Minne in die Herzen so schleichen,
Daß nicht Mann, noch Weib, noch Jungfrau ihrer Schnelligkeit können entweichen;
Weiß aber niemand denn, was sie empöret
Zu Rach' an Leuten, die doch nimmer ihren Schaden wollen, daß sie deren Freuden zerstöret?“

„Ja, sie ist übermächtig den Einfältigen und den Greisen;
Niemand ist so kunstbegabt, daß ihre Zauber zu End' er könne preisen.
Mit unverholner Freundschaft wollen werben
Wir nun um ihre Hilfe. So kann mit Wantelmuth uns Minne nicht verderben.“

„Beh', deine Minne sollte anders Kraft bezeigen,
Als daß ich deinem Gebote mein freies Leben hingebe zu eigen!
Deine Jugend war zu Dienst mir nie beflissen.
Du mußt vor allem unterm Schild mir dienen. — Das sollst du wissen.“

„Frau, wenn mit Kraft ich die Waffen kann flühren,
Will ich heut und immer in der süßen sauren Arbeit mich rühren,
Daß ich mit Dienst nach deiner Hilfe ringe,
Denn dazu silhl' ich mich geboren. Nun hilf auch du, daß es an dir mir gesinge.“

17. Lohengrin.

(c. 1300.)

Auf einem von einem Schwan gezogenen Rachen gelangt Lohengrin, vom Graf zu dieser Fahrt beauftragt, zur Gräfin Else von Brabant. Er vermählt sich mit ihr unter dem Versprechen, daß sie nicht nach seinem Namen frage. Darauf kämpft er im Dienste Heinrichs I. gegen die Ungarn. Bei seiner siegreichen Rückkehr vergißt Else ihr Versprechen, fragt nach seiner Herkunft, und Lohengrin leht auf demselben geheimnißvollen Rachen in seine Heimat zurück, während Else vor Gram stirbt. (Das Gedicht ist in Klingsores schwarzem Ton verfaßt.)

Lohengrins erste Fahrt.

Als Lohengrin die Fahrt begann,
Da führten ihm die Fürsten schnell sein Roß heran,
Das also schön und muthig war zu sehen,
Daß kühn er nach dem Zaume griff.
Bald sah er aus der Fern' ein glänzend Schiff
Von einem Schwan die feuchte Flut durchwehen.
Die Kunst, das Schiff zu ziehen, hatt' ihn Gott gelehret.
Den Rittern sagte d'rauf Herr Lohengrin:
„Nun führt das Roß nur wieder zu der Krippe hin,
Ich fahr' mit diesem Schwan, wohin er fährt.“

Der Schwan fuhr dem Gestade zu,
Das Schiff bestieg der junge Held in aller Ruh'.
Der Vater trug den Schild in seinen Händen
Und reich't ihn seinem Kinde dar
Und sprach: „Wer nimmt von jetzt an deiner Pflege wahr?“
Dann ließ er schnell nach seinen Kellern senden,
Man brachte Fässer bald mit cyperischem Weine.
„Ich brauch' das nicht,“ so sprach der Sohn,
„Denn der mich fährt, läßt wohlgepflegt mich schon.“
Gefügig fuhr der Schwan auch ohne Leine.

Das schnelle Wasser ihn nun trug
Auf's hohe Meer, da kam ihm Ungemach genug,
Die Wellen tobten in des Meeres Grünten,
Es währte schon fünf Tag' und Nächte.
„Daß einer doch die Fässer Wein mir brächte
Und reiche Speise trüg' aus hohen Lüften!“
Der Schwan fing sich ein Fischelein und schlang es auf in Eile.
Da sprach der Fürst in seiner Qual:
„Bin ich doch dein Gefährt und du gibst nicht einmal
Mir von den Fischelein zu gleichem Theile!“

Der Schwan stieß nun mit Haupt und Stragen
Hinein in's Meer (nun wartet, was ich euch will sagen)
Und that also, als wollt' er Fische fangen.
Da faßt' er ein Oblatelein
Auf tiefem Grund und führt' es zu dem Munde sein.
Das sah der Fürst, er sah die Speise hangen,
Dem Schwan im Schnabel, merkte bald, daß er sie ihm hinstrecket,
Der Fürst griff nach der Spei' in Eil',
Er aß sie halb und gab dem Schwan das andre Theil.
Den beiden hat so schön noch nie 'ne Spei' geschmecket.

Nun hob der Vogel an zu singen,
Dem Fürsten that's so süß im Ohre klingen,
Als hört' er laute, holde Engelsstimmen,
In solcher Farb' und lichte'm Schein,
Daß er gedachte: „So nur singen Engel rein,
Die neben uns hier auf dem Wasser schwimmen.
Ich glaub', Gott hat mir einen hergesandt, daß er mich hütet.
Ich will nun ohne Sorge sein,
Die Noth auf diesem Wasser ist gewiß nur klein
Und alles dank' ich nur der reichen Gottesgüte.“

Das Schiff nun sicher auf dem Wasser lief.
In süßer Sonne der junge König bald entschlief.
Nun laßt ihn schlafen, denn sein Glaubt' ist rein.
Gott will ja selbst sein Hüter sein. . . .

18. Das Alexanderlied.

(Vom Pfaffen Lamprécht; c. 1175.)

Die Thaten Alexanders d. Gr. in Asien, seine Kämpfe mit Darius und Porus werden mit romantischen Beschreibungen untermischt, insonderheit eines Zauberwaldes, der von Blumenmädchen bewohnt ist, bis der große Kriegsheld an die Pforte des Paradieses gelangt. Als er auch hier Tribut fordert, wird ihm ein Stein gegeben, dessen Deutung ein Jude in Griechenland übernimmt: Der König werde des Paradieses theilhaftig werden, wenn er von Krieg und Übermuth ablasse. Alexander regiert noch 12 Jahre mit Milde und empfängt Vergebung der Sünden.

Die Blumenmädchen.

Wir ließen unsre Rosse stehn,
Um alsbald in den Wald zu gehn
Über den wonniglichen Sand.
Gar lang und weit der Weg sich wand,
Bis wir dorthin kamen,
Wo wir nun vernahmen,
Was Wunder darin mochte sein.
Gar viele schöne Mägdelein
Wir in dem Walde funden,
Die spielten in diesen schönen Stunden
Auf dem grünen Klee umher,
Hunderttausend und noch mehr.
Die spielten und sprangen,
Sei, wie schön sie sangen,
Daß wir alle, kleine und große
Durch das liebliche Getöse,
Das aus dem Walde zu uns scholl,
Ich und meine Helden wohl
Vergaßen unser Herzeleid
Und all' die Mühe in dem Streit.
Wir fühlten alle Noth vergehn
Und was uns Leides je geschehn.
Da schien es allen uns fürwahr,
Was auch gar kein Wunder war,
Daß zur Gemilge sie gegeben
Uns für die Weile, die wir leben,
Freude und des Reichthums Glanz.
Angst und Leid vergaß ich ganz,
Ich und all' die Meinen,
Und was von Kindesbeinen
Bis an denselben Tag fürwahr
Uns Leides je geschehen war;
Wir deutete wohl zu dieser Stund'
Ich würde nimmer ungesund,
Wär' ich dort immerdar gewesen,
Ich wäre ganz und gar genesen
Von aller Angst und aller Noth
Und hätte nicht geschaut den Tod.
Woll't ihr nun rechte Einsicht ha'n,
Wie's mit den Frauen war gethan,
Von mannen diese kamen,
Oder welches Ende sie nahmen,
Von allen mag auch das fürwahr
Erscheinen höchlich wunderbar.
Sobald der Winter ging von dann
Und die Sommerzeit begann
Und es grün ward überall,
Und die edlen Blumen ohne Zahl
Im Wald begannen aufzugehn,
Da waren die gar schön zu sehn.
Von Lichte strahlten sie ganz,
In rothem und in weißem Glanz
Schimmerten gar ferne sie.
Solche Blumen waren nie,
Welche schöner mochten blüh'n;

Sie waren, wie es uns erschien,
Völlig rund, als wie ein Ball,
Und fest verschlossen überall;
Sie waren wunderbarlich groß,
Und wenn die Blume sich oben erschloß,
Das merket wohl in eurem Sinne,
So fanden sich darinne
Mägdelein ganz und gar vollkommen;
Ich sag's euch, wie ich's hab' vernommen.
Sie wandelten lebendig
Und sprachen so verständig,
Und fühlten Menschenlust und Sinn;
Sie hatten völlig, wie es schien,
Ein Alter um das zwölfte Jahr.
Sie waren herrlich, das ist wahr,
Geschaffen an ihrem Leibe.
Ich hab' an keinem Weibe
Ein schöner Antlitz je gesehen,
Noch Augen also herrlich stehn;
Händ' und Arme waren hell
Wie eines Hermelines Fell,
So auch die Füße und die Beine;
Er war von ihnen keine,
Die nicht der Schönheit Reiz besaß.
Auch trieben sie in Rüchten Spaß
Und lachten viel und waren froh,
Und ihr Gesang entzückte so,
Daß nie vordem und seit der Frist
So süße Stimm' erschollen ist.

Doch mußte diesen Frauen,
Darauf dürft ihr vertrauen,
Lebenslust der Schatten geben;
Sie konnten ohne den nicht leben.
Traf sie die Sonne mit ihrem Scheine,
So blieb am Leben ihrer keine.
Das Wunder, das war mannigfalt.
Da erscholl ringsum der Wald
Von dem süßen klingen
Derer, die dardunen singen,
Die Vögel und die Mägdelein.
Wie konnt' es wonniglicher sein!
Noth und weis, wie Schnee so klar,
Denn Frauen, die so wunderbar,
Sind noch der Welt nicht worden kund.
Nach meinem Heer saudt' ich zur Stund'.
Da die nun zu mir kamen
Und selber auch vernahmen,
Wie herrlich jene sangen,
Da zogen her sie mit Verlangen
Und schlugen weißlich ihr Gezelt
Im Walde auf, nicht auf dem Feld.
Wir genossen mehr der Sonnen,
Als wir jemals noch gewonnen
Seit der Zeit, daß wir geboren.
O weh', daß wir so schnell verloren

Das wonnige Behagen!
Dies Wunder, kann ich sagen,
Durst' ich mit meinen Augen schau'n;
Ihr möget meinen Worten trau'n.
Dies wahrte, wie ich euch jetzt sage,
Drei Monate und noch zwölf Tage,
Daß ich mit meiner Helbenschar
In dem grünen Walde war
Und bei den schönen Auen
Mit den lieben Frauen,
Und wir in Lust mit ihnen lebten
Und in Wonn' und Freuden schwebten.
Doch großes Leid geschah uns dann,
Daß nie genug ich klagen kann.
Da die Zeit zu Ende ging,
Unsre Freude auch zerging;

Die Blumen ganz und gar verdarben
Und die schönen Frauen starben,
Ihr Laub die Bäume ließen,
Und die Brunnen ihr Fließen,
Und die Vögelein ihr Sungen.
Da begunnte auch zu zwingen
Ungemach und Gram mein Herze
Mit mannigfaltigem Schmerze.
Schrecklich war der Jammer da,
Den ich alle Tage sah
An den schönen Frauen,
O weh', daß ich mußte schauen,
Wie sie alle starben
Und die Blumen verdarben.
Da schied in Trauer ich von dannen
Mit allen meinen Männern.

(Übers. v. Weismann.)

19. Gregor auf dem Steine.

(Von Hartmann von der Aue; c. 1200.)

Gregor läßt sich, weil er, obwohl unwissentlich, sich mit seiner Mutter verheiratet hat, von einem Fischer an einen Felsen schmieden und soll erlöst werden, wenn der Schlüssel zu seiner Fessel, den der Fischer in's Meer geworfen, wiedergefunden wird. Bei einer Papstwahl, die nach sieben Jahren stattfindet, wird den Wählern geoffenbart, daß Gregor der rechte Mann sei. Der Schlüssel war in einem Fische gefunden worden, und so wurde Gregor ein wunderthätiger Papst, der auch seine Mutter entzündigte.

Wie Gregor an den Felsen geschmiedet ward.

Es blieb dem reichen armen Mann
Alles Heil versagt fortan,
Nur daß er immerdar sein Leid
Gar willig trug und bereit.
Er begehrt' in seinem Ruthe
Nur, daß ihn Gott, der gute,
Wiese zu einer Wüste,
Darin er einsam büßte
Die Sünde bis an seinen Tod.
Er schenkte sonder Maßen
Vor Leuten und vor Straßen
Und offenem Gefilde.
Zum Wald und zu der Wilde
Nahm der Arme seinen Weg,
Die Klut durchwatend bei dem Steg;
Mit baren Füßen strich er fort
Durch Wald und sumpfigen Ort,
Nur auf sein Gebet bedacht,
Ohne Kost bis an die dritte Nacht.

So großer Thorheit walteten,
Dich Fraß hier zu behalten,
So fiel es, großer Bauer,
Dir heute Nacht nicht sauer,
Wenn ich schlief' und auch mein Weib,
Daß du Leben uns und Leib
Beiden nähmst um unser Gut.
O weh', wie die Welt doch thut!
Daß die Leute immerhin
Dulden solchen Ungewinn,
So manchen unwilligen Mann,
Deß Gott nie Ehre gewann.
Besser nähmst du in die Hand
Den Dreschflegel in der Feimen,
Als so die Länder zu durchkreimen."

Nun ging ein Steg, der war schmal,
Nah' bei einer See zu Thal;
Den nahm der halbtode Mann
Und schritt immer voran,
Bis er ein kleines Haus erschah;
Sich auszuruhn gedacht' er da.
Ein Fischer hauste darin,
Der meinte, reichern Gewinn
An Fischen fänd' er nicht als dort.
Um Herberge sprach sofort
Ihn an der Schwerebetrübte.
Doch größern Spott übte
Der an ihm, als ihm gäbe war.
Als der Fischer so gar
Herrlich seinen Leib erschah,
Das Haupt wägend, sprach er da:

Und die Rede nahm der Gute
Auf mit lachendem Muth;,
Denn er hoffte, bei Gott
Käm' ihn zu gute der Spott,
Den er litt von den Niedern.
D'rum wollt' er nichts erwiedern
Und hörte schweigend alles an,
Bis darauf der Fischersmann
Ihn fragte nach der Märe,
Was für ein Mann er wäre.

Er sprach: „Herr, ich bin ein Mann,
Der das Maß nicht wissen kann
Seiner sündlichen Schuld.
Nun such' ich um des Himmels Huld
Einen Ort in dieser Wüste,
Auf dem ich immer büßte
Mit des Leibes harter Noth
Die Missethat bis an den Tod.
Es ist erst heut der dritte Tag,
Seit ich mich der Welt entbrach
Und immer nach der Wildnis strich.

„Ja, Erzbetrüger, der du bist,
Sähst du mich zu dieser Frist

Mit nichten versah ich mich
Hier angelesst'ner Leute.
Dieweil mich aber heute
Mein Weg zu euch getragen hat,
So such' ich euern guten Rath.
Wißt ihr vielleicht hier nahebei
Einen Ort, der für mich passend sei
Einen wilden Stein, ein Felsenhohl,
Das zeigtet mir; so thut ihr wohl."

Der Fischersmann versetzte d'rauf:
"Ist das dein Wunsch, Freund, sei wohl auf!

Ich bringe dich wohl in die Bein.
In der Nähe weiß ich einen Stein,
Ein wenig über diese See,
Ich meine wohl, da wird dir weh.
Wie mir das gelinge,
Daß ich dahin dich bringe,
Da magst du wohl in schweren Tagen
Über deine Stunden klagen. . . .
Ich weiß noch eine alte
Unnutzige Eisenhalte;
Die will ich dir zur Steuer geben,
Daß du bestehen magst dein Leben
Auf dem wilden Steine;
Die schließ' dir an die Beine.
Gereut dich dein Beginnen,
So magst du dennoch nicht entrinnen,
Und hältst da wider Willen Stand.
Um den Stein zwar ist es so bewandt:
Wer auch led'ge Fische hat,
Davonzukommen ist kein Rath.

Ist es dein Ernst, so geh' zu Wette,
Sei morgen auf mit mir zur Wette;
Die Eisenhalte nimm zu dir
Und geh' zu Schiffe mit mir,
Wenn ich fischen fahre in der Frülhe.
Mich gereut nicht der Mühe,
Ich helfe dir zu dem Steine,
Und befestige dir die Beine
Mit der Eisenhalten,
Daß du da mußt alten.
Und daß du fernere als Gast
Mir wieder siehest zur Last,
Sei es heut oder morgen,
Darüber bin ich außer Sorgen."
Ob er gleich es höhnißlich that,
So war ihm dennoch der Rath,
Wie er ihn wünschen wollte,
Wenn er wünschen sollte.

Nun hielt der unguete Mann
Mit aller Streuge daran,
Daß er Rast und Gemach
Unter seines Hauses Dach
Mit nichten finden sollte.
Die Frau, so gern sie wollte,
Mocht' es mit allen Sinnen
Nicht von dem Mann gewinnen,
Daß er darin wär' geblieben.
Vor die Thür ward er getrieben,
Auf den Hof wie ein Hund.
Er ging mit lachendem Mund.
Da mußt' er liegen zu Nacht

(Es war ihm so nicht hergebracht),
In so armem Häufelein,
Daß es nicht ärmer mochte sein;
Verfallen war es, ohne Dach.
Man schuf dem Firtsten solch Gemach,
Es würde wahrlich viel zu schlecht
Bedünken seinen Aschentrecht.
Es war nicht viel, was er da fand,
Weder Stroh noch Leinewand;
Ein wenig Rohr zu seinem Bette
Trug ihm das gute Weib zur Stätte.
Da legte er vorfichtiglich
Die Eisenhalte neben sich. . . .

Wie wenig er doch schlafend lag
Seines Gebetes er pflag!
Bis ihn Müdigkeit bezwang.
Noch aber schlief er nicht lang,
Da war es schier dem Tage nah.
Auf den Fischfang fuhr der Fischer da; —
Dazu war er früh bereit
Nach seiner Gewohnheit.
Er rief alsbald seinem Gast;
Den drückte so des Schlafes Last,
Die ihm von Ermüdung kam,
Daß er sein Rufen nicht vernahm.
Er rief zum andern mal ihm noch,
Er sprach: „Voraus ja wißt' ich's doch,
Daß es mit seiner Märe
Nicht Ernst dem Heuchler wäre.
Ich rufe dir nun auch nicht wieder.“
So ging er nach dem See hernieder.

Als dies das gute Weib erseh'n,
Sie sprach und bat ihn aufzustehn:
„Willst du fahren, guter Mann,
So versäumst du dich daran;
Mein Mann ist nach der See schon fort.“
Da hielt ihn nichts mehr an dem Ort.
Es schilf' ihm schweren Kummer;
Hätt' er's versäumt im Schlummer;
Doch fast' er wieder frohen Muth
Und dacht', es würd' ihm noch so gut,
Daß er ihn brächte nach dem Stein,
Holt' er ihn nur wieder ein. . . .
Die Eisenhalte nahm er mit
Und eilt' ihm nach in raschem Schritt.

Er beschwor ihn, still zu stehn;
Da willfahrt' er seinem Flehn
Und bracht' ihn nach dem wilden Steine.
Da beschloß er ihm die Beine
Mit der Eisenhalten,
Er sprach: „Hier mußt du alten.
Dich führe denn mit Sinnen
Der Teufel von hinne,
So entkommst du nimmermehr.“
Den Schlüssel warf er in das Meer.
Er sprach: „Das ist mir wohl bekannt,
Wenn sich der Schlüssel wieder fand
Aus dieser tiefen Wellen Schooß,
So bist du aller Sünden los
Und bist ein heiliger Mann.“
Er ließ ihn da und schied hindann.

20. Der arme Heinrich.

(Von Hartmann von der Aue; c. 1200; abgefürzt.)

Es war ein Herr
In Schwabenland geseßen,
An dem war vergessen
Raum eine Tugend,
Die ein Ritter in der Jugend
Zu vollem Lobe haben soll.
Von keines andern Ruhm so voll
War das Land in der Runde.
Man sah bei ihm im Bunde
Geburt und Reichthum zumal,
Wozu ihn eigner Werth empfahl.
So hoch ihn Reichthum stellte,
Ob ihn Geburt gefellte
Den Fürsten selber im Reich,
So war er dennoch kaum so reich
An edler Abkunft und an Gut,
Als an der Ehr' und hohem Muth.

Sein Name war gar wohl bekannt,
Herr Heinrich ward er genannt
Und war von Aue geboren.
Falschheit hatte verschworen
Sein Herz und alle Niedrigkeit,
Und hielt getreulich den Eid
Bis an seines Todes Tag,
Daß keinem Tadel unterlag
Seine Ehre, noch sein Leben.
Ihm war die Hülfe gegeben
Der weltlichen Ehren;
Die wußt' er wohl zu mehrren
Noch mit aller reinen Tugend.
Eine Blume war er der Jugend,
Weltlicher Freude Spiegel.
Eterer Treue Siegel,
Eine volle Krone der Zucht,
Der Nothbedrängten Zuflucht,
Freunden ein bewährter Schild,
Wie eine Wage allen mild;
Nichts zu wenig, nichts zu viel.
Unermüdet an das Ziel
Trug er seiner Ehren Last;
Sein Rath schien eine Brücke fast;
Er sang auch schön von Minne.
So ward ihm zum Gewinne
All' der Welt Lob und Preis;
Denn höflich war er und weiß'.

Als der edle Heinrich
Unterwinden wollte sich
Der Ehren und des Gutes,
Und fröhlichen Muthes
Und der Weltlust zumal,
Weit vor der Verwandten Zahl
War er gepriesen und geehrt:
Da ward sein hoher Muth verkehrt
Zu ein schmähdliches Leben.
An ihm ward kund gegeben
Wie einst an Abaloue,
Daß die üppige Krone
Der weltlichen Eisse
Uns stürzt vor die Flüsse

Zu ihrer vollen Herrlichkeit,
Wie die Schrift uns gibt Bescheid.

Was man immer auf der Welt
Felt gewiß und sicher hält,
Was unwandlbar uns galt,
Das hat nicht Festigkeit noch Halt.
An der Kerze mag man sehn,
Davon ein Gleichnis geschehn,
Die zu Asche sich verzehrt,
Eben da sie Licht gewährt.
So ist es mit uns Schwachen,
Seht nur, wie unser Lachen
So bald mit Weinen erlischt,
Wie unsre Süßigkeit sich mischt
Mit bitterer Gallen!
Unsre Blüte muß fallen
Zust da sie am schönsten stand.
An Herrn Heinrich ward erkannt,
Die im höchsten Ansehn
Hier auf dieser Erde stehn,
Die sind bei Gott nicht hoch im Preis.
Er fiel herab auf sein Geheiß
Von seiner höchsten Würdigkeit
In das schmähdlichste Leid;
Ihn ergriff die Missethät.
Als man diese schwere Zucht,
Die der Herr ihm sandte,
An seinem Leib erkannte,
Da ward er jedermann zur Last.
Der ein so willkommener Gast
Der Welt zuvor gewesen war,
Ein Abscheu ward er ihr so gar,
Daß ihn niemand gerne sah,
Wie auch an Hiob einst geschah.

Als der arme Heinrich da
An der Leute Thun ersah,
Er sei, wie jeder, der ihm glich,
Der Welt zur Last und widerlich,
Da schied ihn sein bittres Leid
Von Hiob's Geduldigkeit;
Denn Hiob litt, der gute,
Mit geduldigem Muth, e,
Als ihm die Marter ward zu theil,
In Hoffnung auf der Seele Heil,
Sein Siechthum und die bittere Noth,
Die ihm der Welt Verachtung bot;
Er lobte Gott und freute sich.
Da that der arme Heinrich
Leder nicht, wie er gethan,
Denn Gram und Trübsinn fiel ihn an;
Sein hoch schwebend Herz versank,
Die schwimmende Freud' ertrank,
Seine Hochfahrt kam zu Falle,
Sein Hönig ward zu Galle.

Ein wenig Freude blieb ihm doch,
Denn einen Trost besaß er noch,
Da man ihm oftmals sagte,
Das Übel, das ihn plagte,

Wär' von Art verschieden
Und oft noch Heil beschieden.
Da ward er der Gedanken voll,
Daß ihm das Herz die Hoffnung schwoll;
Er dachte, daß am Ende
Sich wohl noch Rettung fände.
Da beschloß er, es zu wagen
Und zog, die Ärzte zu fragen,
Gen Montpellier in Eile.
Da ward ihm nichts zu theile
Als die üble Märe,
Daß ihm nicht zu helfen wäre.

Das hört' er ungerne
Und fuhr gen Salerne,
Ob ihm da der Ärzte Kunst
Gewünne neuen Heiles Günst.
Der beste Meister, den er fand,
Sagt' ihm aber gleich zur Hand
Eine seltsame Märe:
Daß er zu heilen wäre,
Und sände nimmer noch Gedeih'n.
Da sprach er: „Wie kann das sein?
Was ihr sprecht, ist wunderbar.
Wenn ich heilbar bin, so heilt man mich.
Denn was erfordert werde,
Gut oder auch Beschwerde,
Ich leist' es alles fürwahr.“
„Nun laßt die Hoffnung fahren gar,“
Sprach der Meister wiederum,
„So steht's um euer Siechthum,
(Was kann's euch nützen, daß ihr's wißt?)
Die Arznei wird nur vermist,
Sonst hülfte man euch wahrlich gleich;
Aber niemand ist so reich,
Noch von so klugen Sinnen,
Daß er sie mag gewinnen.
D'rum kann euch niemand Heil verleih'n,
Gott wolle selbst der Arzt denn sein.“

Da sprach der arme Heinrich:
„Warum enttröstet ihr mich?
Iu bin so reich an Gut und Geld,
Wollt ihr euch nicht vor aller Welt
Eurer Kunst entschlagen,
Und euch selbst versagen
Mein Silber und mein rothes Gold
So mach' ich euch mir leicht so hold,
Daß ihr mich heilt von Herzen gern.“
„Der gute Wille wär' nicht fern,“
Sprach zu ihm der Arzt darauf,
„Und wär' die Arznei zu Kauf,
Oder wär' sie zwar nicht feil,
Könnte man zu euerm Heil
Sie irgend nur erwerben,
Ich ließ' euch nicht verderben.
Leider kann das nimmer sein;
So bleibt euch die Hilfe mein
Ohue meine Schuld versagt.
Ihr bedürftet einer Magd,
Die tugendlicher Ehre
Und dabei des Willens wäre,
Daß sie den Tod für euch erlitte.
Nun ist es nicht der Leute Sitte,

Daß es jemand gerne thu'.
So gehört auch anders nichts dazu
Als des Mägdeleins Herzensblut,
Das wär' für euer Übel gut.“

Der arme Heinrich sah wohl ein,
Es möge leider nimmer sein,
Daß einer den erwürbe,
Der gerne für ihn stürbe.
So war die Hoffnung ihm benommen,
Auf die er war dahin gekommen,
Da ihm jetzt auf lauge hin
Zu der Gesundheit Gewinn
Alle Aussicht entschwand.
Da nahm in ihm so überhand
Das Herzleid und ward so groß,
Daß ihn dies das schlimmste Loos
Däuchte, sollt' er länger leben.
Daheim begann er zu vergeben
Sein Erbe wie sein fahrend' Gut,
Wie ihn der cigne Muth
Und weißer Rath lehrte,
Daß er es wohl verwerthe.
Er gab es mit verständ'gem Sinn
Den Armsten der Verwandten hin,
Und gedacht' auch fremder Armen,
Daß sich der Herr erbarmen
Mög' über seiner Seele Heil;
Klöstern ward das andre Theil.
So entäußert' er sich
Seines Guts verständiglich,
Bis auf ein neu gerodet Feld;
Dahin entzog er sich der Welt.
Dieses jammervolle Loos
War nicht sein eig'ner Kummer bloß;
Es klagt um ihn das ganze Land,
Wo er den Leuten war bekannt;
Auch mußte man ihn allwärts beklagen,
Wo man nur hörte von ihm sagen.

Der ferner dies Gereute
Noch baute wie bis heute,
Das war ein freier Bauersmann,
Der selten unter ihm gewann
Ungemach und solche Noth,
Wie andern Bauern war gedroht,
Die unter schlimmen Herren wohnten,
Die sie selten verschonten
Mit Beden und Steuererheben.
Was dieser Bauer wollte geben,
Das genigte seinem Herrn.
Auch überhob er deß ihn gern,
Daß noch Frohndienst oder Schoß
Ein andrer Herr von ihm genoß;
Er war darum von seinem Stand
Der reichste Mann im ganzen Land.
Zu diesem Meier zog sich
Zurück der arme Heinrich.
Hatt' er ihn früher mild geschont,
Wie ward ihm das nun wohl gelohnt!
Wie schönen Dank er nun genoß,
Da diesen Meier nichts verdroß,
Was er litt durch seine Schuld.
Er besaß die Treu' und die Geduld,

Daß er froh und dienstbereit
Die Sorgen und das lange Leid
Ertrug um seinen kranken Herrn;
Er schuf ihm gute Pflege gern.

Gott hatt' ein selig Leben
Diesem Meier gegeben;
Gesunden rüstigen Leib
Und ein fleißiges Weib,
Dazu auch manches schöne Kind,
Die des Mannes höchste Freude sind,
Und darunter, wie man sagt,
Eine artige Magd,
Ein Kind von zwölf Jahren;
Die sah man gebären
Gütlich sonder gleichen.
Sie mochte nimmer weichen
Von ihrem Herrn nur einen Fuß.
Um seine Huld und seinen Gruß
Diente sie ihm allewege
Mit ihrer gütlichen Pflege.
So schön auch war sie von Gestalt,
Und ihr Reiz so mannigfalt,
Kein Kaiser dürfte sich schämen,
Sie zur Tochter zu nehmen.

Die andern alle mieden gern
Ihren stehenden Herrn,
Verbot es nicht die Schicklichkeit;
Sie aber stoh zu jeder Zeit
Zu ihm und nirgends anders hin.
Sie erfreute seinen trübten Sinn
Und hatt' ihr ganz Gemüthe
Mit reiner Kindesgüte
Ihrem Herren zugewandt,
Daß man sie immer sitzen fand
Zu den Füßen ihres Herrn.
So leistete dem Kranken gern
Gesellschaft die gute Maid.
Auch war er sie zu erfreuen bereit,
Und was ihr nur am Herzen lag
Und was Kindern dienen mag
Zu ihrem kindlichen Spiel,
Dessen gab der Herr ihr viel;
Auch half ihm sehr, daß so geschwind
Kinder zu gewöhnen sind.
Er kauft' ihr, was er feil nur fand,
Spiegel oder Haarband,
Und was Kindern lieb mag sein,
Gürtel oder Ringelein.
So heimlich macht' ihm dies ihr Herz,
Daß er sie im halben Scherz
Wohl sein klein Gemahl hieß.
Das getreue Mägdelein ließ
Selten ihren Herrn allein.
In ihren Augen war er rein.
Es mochten seine Gaben
Daran zwar Antheil haben;
Doch wirkt' es wohl zu allermeist,
Den Gott ihr gab, der süße Geist.

Sie dient' ihm gar so williglich.
Als so der arme Heinrich
Drei Jahre dort verblieben war,

Derweil der Herr ihm immerdar
Mit Jammer schlug den stehenden Leib,
Da saß der Meier und sein Weib
Lud ihre Tochter, die Maid,
Von der ihr schon vernahm't Bescheid,
Geschäftig einst bei ihm und klagten
Die bittern Martern, die ihn plagten.
Auch that es ihnen wahrlich noth,
Denn sie fürchteten, sein Tod
Möchte sie schwer verletzen,
Und sie gar entsetzen
Der Ehren und des Gutes,
Wenn ungnäd'gem Muthes
Ein Anderer Gutsherr würde.
Lang' trugen sie die Bürde
Der Sorgen, bis der Bauersmann
So zu fragen begann.

Er sprach: „Lieber Herr mein,
Wöcht' es mit euern Hulden sein,
So frag' ich gar zu gerne:
Da doch zu Salerne
Viel Meister sind der Arznei,
Wie kommt's daß keiner war dabei,
Der eure Sucht zu heilen
Rath wußte zu ertheilen?
Herr, das dünkt mich wunderbarlich.“
Da zog der arme Heinrich
Einen Seufzer tief vom Herzen
Herauf mit bitterm Schmerzen,
Worauf er also traurig sprach,
Daß der Seufzer ihm die Worte brach:

„Ich habe diesen Schimpf und Spott
Nur allzumohl verdient um Gott.
Denn du sahest wohl hievor,
Daß hoch offen stand mein Thor
Der Weltlust und der Eitelkeit,
Und daß niemand weit und breit
So in Fülle lebt, als ich.
Daran that ich freventlich,
So ohnmächtig, wie ich war.
Denn wenig nahm ich dessen wahr,
Durch dessen Gnade mir dies Leben
Nach allen Wünschen war gegeben.
So verirrt war da mein Herz,
Wie den Weltthoren allwärts;
Nimmer wähet ihr blöder Sinn,
Daß sie Ehr' und Glücks Gewinn
Möchten ohne Gott empfan'n.
So trog auch mich mein dummer Wahn,
Denn ich achtet' ihn gering,
Von des Gnaden ich soviel empfing. . . .
Doch was du erst mich hast gefragt,
Das sag' ich dir gerne.
Ich konnte zu Salerne
Keinen Meister finden,
Der mein sich unterwinden
Dürfte oder wollte,
Denn womit ich sollte
Genesen meiner Noth und Pein,
Das müßte eine Sache sein,
Die auf dieser Erde man
Um keinen Preis erlangen kann.

Mir ward nicht anders da gesagt,
 Als ich brauchte eine Magd,
 Die unbefleckter Ehre
 Und ganz entschlossen wäre,
 Den Tod für mich zu leiden.
 Man müßt' ihr Herz zerschneiden;
 Denn nichts anders wär' mir gut,
 Als des Mägdleins Herzensblut.
 Nun findet sich, das leuchtet ein,
 Freilich nicht ein Mägdlein,
 Die für mich leiden will den Tod.
 D'rum muß ich schmähsliche Noth
 Tragen bis an mein Ende;
 Daß Gott es bald mir sende!"

Was dem Vater ward gesagt,
 Das hörte auch die reine Magd,
 Seiner Rede nahm sie wahr
 Und behielt sie immerdar;
 Allein darauf war sie bedacht,
 Bis man zu Bett ging in der Nacht
 Und die Gute, wie sie pflag,
 Zu ihrer Eltern Füßen lag.
 Als sie nun beide schliefen,
 Schöpfte sie manchen tiefen
 Seufzer aus ihrem Herzen.
 Um ihres Herren Schmerzen
 Ward ihr Kummer so groß,
 Der Augen Regen begoß
 Der Schlafenden Flüße;
 So erweckte sie die Süße.

Als sie der Thränen sich versah,
 Erwachten sie und huben an
 Zu fragen, was ihr wäre,
 Daß sie so manche Jahre
 Vergesse unter Klagen?
 Erst wollte sie's nicht fragen;
 Doch ließ der Vater ihr nicht Ruh
 Und sprach ihr endlich ernster zu.
 Da that sie ihm den Kummer kund:

„Ihr hättet auch zu klagen Grund,
 Denn was möcht' uns leider sein,
 Als um unsern Herrn die Pein,
 Der uns zergeht in dieser Qual?
 Dann sehn wir uns mit einem mal
 Der Ehren und des Guts beraubt,
 Denn nie gewinnen wir, das glaubt,
 Einen Herrn, so mild und gut,
 Der uns thu', was er uns thut.“

Sie sprachen: „Tochter, das ist wahr.
 Nur frommt uns leider nicht ein Haar
 Das Leid, und weinten wir uns blind.
 Darum so schweige, liebes Kind.
 Es ist uns auch so leid wie dir;
 Aber leider mögen wir
 Ihm nicht zu statten kommen.
 Gott hat ihn uns benommen;
 Hätt' es ein anderer gethan,
 So verdient' er unsern Fluch daran.“

Zum Schweigen ward sie so gebracht;
 Doch blieb ihr wech die ganze Nacht

Und morgen noch den vollen Tag.
 Was jemand that, was jemand sprach,
 Dies kam von ihrem Herzen nie,
 Bis des andern Abends sie,
 Wie sie gewohnt war, schlafen ging.
 Als sie ihr altes Bett umfing,
 Wieder, wie sie gestern that,
 Machte sie ein Thränenbad
 Und weint' in ihren Sorgen,
 Denn sie trug verborgen
 Im innersten Gemüthe
 Die größte Herzensgüte,
 Die Gott noch einem Kind verlieh.
 Wo that auch je ein Kind, wie sie?
 Sie nahm sich ernstlich in den Sinn,
 Brächte sie die Nacht nur hin,
 So wollte sie ihr Leben
 Um ihren Herren geben.
 Von dem Gedanken ward sie gleich
 Wohlgenuth und freudenreich
 Und hatte keine Sorge mehr;
 Nur quälte sie die Furcht noch sehr,
 Wenn sie's dem Herren sage,
 Daß der daran verzage;
 Und eröffne sie's den Eltern gar,
 Daß sie dann es nimmerdar
 Auch da erlangen könne,
 Daß man es ihr vergönne.

Da nahm ihr Leid so überhand,
 Daß ihr Vater es empfand
 Und bald wie in der ersten Nacht
 Er sammt der Mutter war erwacht.
 Sie richteten sich auf zu ihr
 Und sprachen: „Kind, was ist mit dir?
 Recht albern bist du doch fürwahr,
 Daß du so herzlich immerdar
 Dich nimmst solcher Dinge an,
 Die doch niemand ändern kann.
 Was läßt du uns nicht schlafen?“
 So begann man sie zu strafen;
 Wozu die Klage nütze,
 Da sie doch nicht schütze
 Wider ihres Herren Leid?
 So wähten sie die süße Maid
 Zu geschweigen fürderhin;
 Sie kannten wenig ihren Sinn.

So antwortete die Magd:
 „Wie mein Herr uns hat gesagt,
 So wird ihm leicht noch Heil gewährt.
 Fürwahr, so ihr es nicht verwehrt,
 So tang' ich selbst ihm zur Arznei.
 Ich, eine Magd, entschloß mich frei,
 Eh' ich ihn seh' verderben,
 Lieber will ich für ihn sterben.“

Von dieser Rede wurden jetzt
 Beid' in Angst und Noth versetzt,
 Die Mutter und der Vater.
 Seine Tochter hat er,
 Daß sie die Rede ließe
 Und nichts dem Herrn versetze,

Wozu ihr Kraft nicht wär' verlieh'n;
Dies könne sie nicht thun für ihn.

„Tochter, du bist ein Kind,
Und deines Herzens Sorgen sind
Zu groß bei diesen Dingen.
Du kannst es nicht vollbringen,
Was du dir hast zugeiraunt.
Du hast den Tod noch nicht geschaut.
Wenn es dahin erst mit dir kommt,
Daß kein anderer Rath mehr frommt
Als gnadenlos zu sterben,
Möchtest du's erwerben,
Wie gerne lebtest du dann noch!
Das Grab ist ein finst'rer Loch,
Schliesse deinen Mund darum,
Und wirst du künft'g wiederum
Mit so eiteln Reden laut,
Fürwahr, es geht dir an die Haut.“

So mit Bitten und Droh'n
Zu geschweigen wähu't er schon
Das Kind; doch nicht vermocht' er.
Ihm entgegnete die Tochter:

„Vater mein, wie dumm ich sei,
Mir wohnt doch soviel Einsicht bei,
Daß ich wohl des Leibes Tod
Erkenn' als bitter Noth,
Die herb ist und strenge.
Wer aber auf die Länge
In Mühsalen leben soll,
Dein ist auch dabei nicht wohl.
Ob er sich müht und ringet
Und auf sein Alter bringet
Das Leben unter Dual und Noth,
So wird ihm doch zuletzt der Tod;
Und geht die Seel' ihm auch verloren,
So wär' er besser nie geboren.
Ich aber kam zu dem Entschluß,
Für den ich Gott lobpreisen muß,
Den jungen Leib zu geben
Um das ewige Leben.
Ihr dürst mir's nicht verleiden;
Ich will mir und euch beiden
Nur frommen und nützen.
Ich allein will euch beichthgen
Vor Schaden und vor Leide,
Wie ich euch gleich bescheide;
Ihr habt Ehr' und habt auch Gut,
Das gönnt euch meines Herren Muth,
Der euch nie Beleid'gung sprach,
Noch das Gut vom Munde brach.
So lang' uns den der Herr erhält,
So glückt es uns auf dieser Welt;
Doch lassen wir ihn sterben,
So müssen wir verderben.
D'rum will ich ihn fristen
Mit also schönen Listn,
Es soll uns allen wohl ergehn;
Nun gönnt mir's, denn es muß geschehn.“

Mit Weinen sprach die Mutter da,
Als sie der Tochter Ernst ersah:
„Du sprichst, du wollest dein Leben

Uns zum Opfer beiden geben;
Du willst fürwahr uns beiden
Das Leben nur verleiden.
Denn wenn der Vater und auch ich
Gerue leben, so ist's für dich.
Du solltest, liebe Tochter mein,
Unser beider Freude sein,
Gar unsers Lebens Wonne,
All' der Verwandten Sonne,
Und einst im Alter unser Stab.
Läßest du an deinem Grab
Uns Eltern steh'n durch deine Schuld,
So muß das von des Himmels Huld
Dich auf ewig scheiden;
Das verdienst du an uns beiden.“ —

„Mutter, ich getraue dir
Und meinem Vater wohl, daß ihr
Mir so hold und gnädig seid,
Als die Eltern jederzeit
Den Kindern bleiben sollen,
Wie mir Beweise zollen
Alle Tag' im ganzen Jahr.
Euch verdank' ich alles gar;
Wem soll ich Dank dafür wohl sagen?
Euch beiden nächst dem Herrn,
D'rum will ich euren Willen gern
Erfüllen morgen so wie heut,
Wie mir das Ehr' und Pflicht gebent.
Doch liebe Mutter, selig Weib,
Da ich Ehre nun und Leib
Allein verdanke eurer Huld,
So ertragt es mit Geduld,
Daß ich diese beiden
Darf von dem Teufel scheiden
Und mich dem Herrn ergeben.
Es ist dies Erdenleben
Doch nur der Seele Verlust.
Nun hat mich weltliche Lust
Bisher noch nicht herührtret,
Die hin zur Hölle führet.
Ich will dem Herrn Dank sagen,
Daß er in jungen Tagen
Mir den Verstand gegeben,
Daß ich dies eitle Leben
Nächte so gering und klein.
Ich will mich unbefleckt und rein
Antworten in des Herrn Gewalt.
Ich sorge, sollt' ich werden alt,
Daß mich der Welt Süße
Zieht unter die Füße,
Wie sie schon so manchen zog,
Den ihre Süßigkeit betrog;
So wär' mir Gottes Reich verlagt.
Es sei dem Himmel geklagt,
Daß ich bis morgen leben muß.
Mir ist die Welt ein Überdruß;
All' ihre Wonn' ist Herzeleid,
Das glaubt mir ohne Widerstreit,
Ihr süßer Lohn ist bitter Noth,
Ihr langes Leben jäher Tod.
Wir hatten nichts Gewisses je
Als heute Wohl und morgen Weh,

Und zu allerlezt den Tod:
 Das ist jämmerliche Noth!
 Das bedenkst, selig Weib,
 Im mütterlichen Herzen,
 Und säntziger die Schmerzen,
 Die ihr jetzt traagt um mich:
 So bedenkst wohl auch der Vater sich.
 Ihr liebt mich beide, das ist Pflicht;
 Nun sah' ich gerne, daß mich nicht
 Eure Lieb' am Heile tränke.
 Wenn ihr, wie ich denke,
 Ganz mit empfinden könntet
 Und mir nicht mißgönnet
 Des Glückes und der Ehren,
 So erlaubt mir, mich zu kehren
 Zu unserm Herren Jesu Christ,
 Des Gnade so beständig ist,
 Daß sie nimmer zerbricht,
 Der auch zu mir armen Kind
 Hegt so liebevollen Sinn
 Wie zu einer Königin.
 Ich will nie durch meine Schuld
 Bervirken eure Gnad' und Huld,
 So mir Gott die Kraft verleiht;
 Denn sein Gebot ist's ohne Streit,
 Daß ich euch sei unterthan,
 Durch die ich alles hab' empfahn:
 Das leiht' ich gern und williglich.
 Doch auch der Pflichten gegen mich
 Darf ich mich nicht entbrechen.
 Ich hörte immer sprechen,
 Wer den andern so erfreut,
 Daß es ihn noch selbst gereut,
 Den andern will krönen
 Und sich selber höhnen,
 In der Treue gehe der zu weit.
 Ich bin gern dazu bereit,
 Daß ich euch Treue leihe,
 Und doch mir selbst die meiste.
 Mißgönnt ihr mir das Himmelsbrot,
 So laß' ich euch um meinen Tod
 Eine Weile lieber klagen,
 Als mir zu versagen,
 Was ich mir selber schuldig bin.
 Mir sehnt das Herz sich dahin,
 Wo nichts der Freude setzt ein Ziel.
 Ihr habt der Kinder noch viel;
 Die laßt eure Freude sein
 Und getröstet euch mein.
 Denn es wehrt mir's niemand mehr,
 Fürwahr, von aller Beschwer
 Vö' ich meinen Herrn und mich.

Da sahen sie mit Thränen
 Ihr Kind den Tod erschauen
 Und hörten, wie es weißlich sprach
 Und der Menschheit Schranke brach,
 Und waren einig darin,
 Daß solche Weisheit, solchen Sinn
 Nie eine Zunge mache kund
 In eines schlichten Kindes Mund:
 „Es ist der heilige Geist,
 Der sie im Reden unterweist,

Der auch St. Nicolaus pflag,
 Als er in der Wiege lag,
 Und ihn Weisheit lehrte,
 Daß er zu Gott kehrte
 Seine kindliche Güte.“
 So erkannt' ihr Gemüthe,
 Daß sie nicht hindern sollten,
 Noch ihr verleiden wollten,
 Was sie sich vorgenommen,
 Ihr sei's von Gott gekommen. . . .

Willig also und bereit
 Sagten sie ihr alle zwei,
 Sie stimmten ihrem Willen bei.

Des freute sich die reine Magd,
 Und eh' es völlig noch getagt,
 Hin ging sie, wo Herr Heinrich schlief.
 Sein traut Gemahl dem Herren rief:
 „Herr,“ sprach sie, „schlaft ihr noch?“
 „Kein, Gemahl! Sage doch,
 Was stört so früh schon deine Ruh'?“
 „Ach, lieber Herr, mich zwingt dazu
 Das Leid um eure Krankheit.“
 Er sprach: „Gemahl, das ist dir leid,
 Du hast es oft mir dargethau;
 Gott lasse dich den Lohn empfan.
 Allein dafür ist nun kein Rath.“
 „Doch, lieber Herr, doch, in der That,
 Euch wird noch guter Rath besannt.
 Da es also ist bewandt,
 Daß man euch noch helfen mag,
 So säum' ich länger keinen Tag.
 Herr, ihr habt uns doch gesagt,
 Hättet ihr nur eine Magd,
 Die willig für euch litt' den Tod,
 Ihr würdet frei von aller Noth.
 Weiß Gott, die will ich selber sein;
 Die Welt entbehret lieber mein.“

Da dankte für den Willen
 Herr Heinrich; im Stillen
 Trieb ihm die heiße Lauge
 Nührung in das Auge.
 Er sprach: „Gemahl, es ist der Tod
 Doch keine so geringe Noth,
 Als du vielleicht dir hast gedacht.
 Du hast mir das wohl klar gemacht,
 Vermöchtest du, du hülfest mir;
 Das genügt mir auch von dir.
 Ich erkenne deinen süßen Muth,
 Gewiß, dein Will' ist rein und gut;
 Mehr will ich nicht begehren.
 Du kannst mir nicht gewähren,
 Was du jetzt im Sinne trägtst.
 Die Treue, die du zu mir hegst,
 Vergelte dir der liebe Gott.
 Ich würde aller Welt zum Spott,
 Wenn ich soviel Vertrauen
 Noch ließ' auf Heilung säuauen
 Und doch kein Frommen sähe,
 Wie es vielleicht geschähe.
 Gemahl, du bist wie Kinder find,
 Die entschließen sich geschwind;

Was ihnen kommt in Sinn und Muth,
 Es sei nun übel oder gut,
 Dazu sind sie schnell bereit;
 Doch bald genug wird's ihnen leid.
 Sieh, Gemahl, so ist dein Thum;
 Hiezu entschlossen bist du nun;
 Doch wer beim Wort dich nähme,
 So es zur That nun käme,
 Vielleicht gereut' es dich dann doch."
 Sie möchte sich die Sache noch
 Mehr überlegen, bat er.
 „Deine Mutter und dein Vater
 Thun nicht gern auf dich Verzicht;
 Auch will ich deren Unglück nicht,
 Die stets mir Gutes thaten.
 Was dir die beiden rathen,
 Lieb' Gemahl, dem folge du.“
 Also lächelt' er dazu,
 Weil er sich des noch nicht versah,
 Was in kurzer Zeit geschah.

Er verwies das gute Kind zur Ruh'.
 Die Eltern traten da hinzu;
 „Lieber Herr,“ begannen sie,
 „Ihr beleidigt uns nie;
 Nur Gutes habt ihr uns gethan.
 Wir thäten übel daran,
 Wollten wir nicht dankbar sein.
 Gott gab es unsrer Tochter ein,
 In den Tod für euch zu gehn,
 So lassen wir es gern geschehn.
 Es ist heut der dritte Tag,
 Daß sie uns immer anlag,
 Ihr Glück ihr nicht zu rauben;
 Nun wollen wir's erlauben.
 Mag Gott euch Heil durch sie gewähren;
 Wir wollen sie um euch entbehren.“

Als ihm sein Gemahl erbot
 Für sein Siechthum ihren Tod,
 Und man ihren Ernst versah,
 Großen Jammer fand man da
 Und traurige Geberden.
 Klagen und Beschwerden
 Erhuben alle mancherlei,
 Der Herr und auch die andern drei.
 Die Eltern meinten beide
 In ihrem Herzeleide;
 Das that den Guten wahrlich noth
 Um ihres lieben Kindes Tod.
 Auch der arme Heinrich,
 Ihr Herr, erwägte nun bei sich
 Dieses Kindes treuen Sinn;
 Da ergriff der Schmerz auch ihn,
 Daß er zu weinen laut begann
 Und unenüchlossen lange sann,
 Ob er's gestatten sollte,
 Oder unterlassen wollte.
 Auch hub die Maid zu weinen an;
 Sie sorgte, er verzage d'ran.
 So war beklommen jede Brust
 Und begab sich aller Lust.

Zulezt jedoch bedachte sich
 Ihr Herr, der arme Heinrich,
 Und aus ganzem Herzen Dank
 Für Lieb' und Treue sonder Wank
 Sagt' er ihnen allen drei'n,
 (Da freute sich das Mägdelein,
 Als sie sah, er duld' es gern,
 Und bereitete sich nach Salern
 Auf die schnellste Weise.
 Was ihr noth war zu der Reise,
 Das war alles bald bereit;
 Schöne Kofse, reiches Kleid,
 Wie sie nimmer trug bisher,
 Von Hermelin und Sammet schwer;
 Den besten Zobel, den man fand,
 Rahm man zu der Maid Gewand.
 So fuhr denn gen Salerne
 Wohlgenuth und gerne
 Mit dem Herrn das Mägdelein.
 Was mochte nun ihr Kummer sein,
 Als daß so fern die Reise ging
 Und sie den Tod nicht gleich empfing?
 Als er sie endlich brachte,
 Wohin er gedachte,
 Und er da den Meister fand,
 Da ward ihm fröhlich gleich zur Hand
 Von dem Ritter gesagt,
 Hier brächt' er eine solche Magd,
 Wie er begehrt vor langer Zeit;
 Und ließ ihn sehn die süße Maid.
 Unglaublich schien ihm das zu sein.
 Er sprach: „Mein Kind, hast du allein
 Dich bestimmt zu solchem Gang
 Und bringst nicht Bitte oder Zwang
 Deines Herrn dich dazu?“
 Zur Antwort gab sie ihm mit Ruh',
 Daß sie es frei begimme
 Und ganz nach eignem Sinne.

Noch schien ihm das Unmöglichkeit.
 Er sührte sie alsbald beiseit,
 Wo er sie theuer beschwor,
 Ob ihr vielleicht der Ritter nur
 Die Rede habe ausgedroht.
 Er sprach: „Kind, dir ist noth,
 Dein Herz wohl zu befragen,
 Warum, will ich dir sagen.
 Wenn du den Tod erleiden mußt
 Und es nicht von Herzen thust,
 So ist dein junges Leben hin
 Und bringt uns leider nicht Gewinn.
 Bedenke diese Schmerzen:
 Ich schneide dir zum Herzen
 Und brech' es lebend aus von dir.
 Mägdelein, nun sage mir:
 Bist du noch immer so gesinnt?
 So schlimm geschah noch keinem Kind,
 Als dir muß von mir gescheh'n.
 Daß ich's versuchen soll und seh'n,
 Mir selber raubt es Freud' und Ruh'.
 Bedenke selbst nun auch dazu;
 Und rei't es dich nur um ein Haar,

So hab' ich meine Mühe gar
Und das Leben du verloren.“
Auf's neue ward sie so beschworen,
Allein kein Zweifel mocht' ihr sprossen;
Sie war allzuseht entschlossen.

Lächelnd sprach das Mägdelein,
Denn sicher glaubte sie zu sein,
Ihr helfe heute noch der Tod
Aus aller weltlichen Noth:
„Gott lohn' euch, Herr, in jener Welt,
Daß ihr mir so unentstellt
Habt die Wahrheit gesagt.
Ich bin wirklich fast verzagt
Der Zweifel, die mich nagen;
Ich will euch aber sagen
Den Namen, den der Zweifel trägt,
Den ihr mir habt in's Herz gelegt;
Ich fürchte, daß mein Entschluß
Unvollführt bleiben muß,
Weil ihr zu feig seid und verzagt.
Einem Weib gezieme, was ihr sprach;
Ihr habt ein rechtes Halenberz.
Gar zu groß ist euer Schmerz,
Daß ich soll den Tod empfahn.
Fürwahr, ihr stellt euch läbel an
Mit eurer großen Meisterschaft.
Ich hab', und bin ein Weib, die Kraft,
Gerrant ihr mich zu schneiden,
Ich getrau' es wohl zu leiden.
Von der Angst und Todesnoth,
Womit ihr mich so sehr bedroht,
Hatt' ich wohl längst vernommen
Und wär' nicht hergekommen,
Hätt' ich mich nicht so stark geruht
Und solchen Muth in meiner Brust,
Daß ich's ertrage mit Geduld.
Auch ist mir längst, mit eurer Huld,
Die blöde Farbe benommen
Und so fester Muth gekommen,
Daß ich nicht banger werde stehn,
Als sollt' ich zum Tanze gehn.
Denn eine Noth, die, wie ihr wißt,
Sich in eines Tages Frist
An meinem Leib beschließen mag,
Ist so groß nicht, daß der eine Tag
Nicht wär' dahin zu gehn
Für das ewige Leben.
Kennt ihr meinem Herrn
Die Gesundheit wiedergeben
Und mir das ewige Leben,
Um Gotteswillen, thut's heizeit.
Was für ein Meister ihr seid,
Laßt sehn, ich habe Eil' dazu.
Auch weiß ich wohl, um wen ich's thu':
In dessen Namen es vollbracht
Wird, der hat der Dienste acht
Und läßt sie unvergolten nicht.
Ich weiß ja, daß er selber spricht,
Wer großen Dienst leiste,
Doch Lohn sei auch der meiste.
Darum halt' ich diesen Tod
Nur für eine süße Noth

Bei so gewissem Lohne.
Ließ' ich die Himmelkronen,
So hätt' ich überchten Sinn,
Da ich geringen Standes bin.“

Nun sah er wohl, sie sei fürwahr
Entschlossen und unwandelbar,
Und führte sie an seiner Hand
Hin wieder, wo der Sieche stand,
Und sprach zu dem Herrn dann:
„Es ist kein Zweifel mehr daran,
Das Mägdelein ist vollkommen gut.
D'rum seid getrost und wohlgemuth;
Ihr werdet bald genesen sein.“
In sein entlegen Kämmerlein
Hieß er die Jungfrau mit ihm gehn,
Wo sie ihr Herr nicht mochte sehn,
Und verschloß vor ihm die Thür,
Warf einen Niegel auch dafür,
Auf daß er nicht sähe,
Wie ihr Ende geschähe.

Hier in seinem Kämmerlein,
Das mit allen Arzene'n
Zimmer wohl berathen stand,
Hieß er die Jungfrau das Gewand
Von dem Leibe niederziehn.
Wie gern sie das zu leisten schien!
Sie riß die Kleider aus der Naht,
Schnell fiel herab der ganze Staat.

Als sie der Meister angefehn
Hatte, mußt' er sich gestehn,
So Schönes könn' auf Erden
Nicht mehr gefunden werden.
Sie erbarmt' ihn da so sehr,
Herz und Seele ward ihm schwer;
Schier wär' er an dem Wert verzagt.
Nun ersah die gute Magd
Eine hohe Tafel dort,
Die bestieg sie auf sein Wort.
Der Meister sie mit Stricken band
Auf den Tisch und nahm zur Hand
Ein scharfes Messer, das da lag,
Desh er zu solchen Dingen pflag.
Es war wohl lang und breit genug;
Doch schnitt es nicht mit solchem Fug,
Als ihm lieb wär' gewesen,
Da sie nicht sollte genesen.
So sehr erbarmt' ihn ihre Noth,
Er gönnt' ihr einen sanften Tod.

Nun folgt' es sich, daß eben
Ein Beststein lag daneben;
Daran mußt' er es streichen,
Die Scharten auszugleichen.
Dieses Wetzgen hörte
(Der ihre Freunde störte)
Der arme Heinrich, denn er stand
Draußen vor des Zimmers Wand.
Da erbarmt' es ihn so sehr,
Daß er die Gute nimmermehr
Lebend sollt' ersehen.
Nun hub er an zu spähen,
Und gewann einen neuen Muth.

Ihn dächte länger nicht mehr gut,
Wozu er erst entschlossen war,
Und verkehrte ganz und gar
Sin ein altes Gemüthe
In eine neue Sitte.

Als er hörte, was geschah,
Zu sich selber sprach er da:
„Wie thöricht hast du doch gedacht,
Daß du wider dessen Macht
Nur einen Tag zu leben sannst,
Deß Rathschluß du nicht ändern kannst.
Du weißt auch nicht, was du beginnst,
Da du dem Tod doch nicht entrinnst,
Daß du dies schöne Leben,
Das der Herr dir hat gegeben,
Nicht trägst als dir beschiedne Last,
Zumal du keine Bürgen hast,
Ob dieses Kindes Tod dich heilt.
Was dir Gott hat zugetheilt,
Das laß über dich ergehn;
Dieses Kindes Tod will ich nicht sehn.“

Da entschloß er sich zuhand;
Er klopfte heftig an die Wand
Und bat, zu öffnen das Gemach.
„Noch kann's nicht sein,“ der Meister sprach,
„Weil ich die Zeit noch nicht gewann,
Daß ich die Thür erschließen kann.“ —
„Nicht doch, Meister, höret mich.“ —
„Jetzt,“ sprach er, „wär' mir's hinderlich;
Ist dies vollbracht, bin ich bereit.“ —
„Nein, Herr, es hat so lang' nicht Zeit.“

Da öffnet' er das Kämmerlein.
Der arme Heinrich trat herein,
Wo er die Magd gebunden sah;
Zu dem Meister sprach er da:
„Dies Kind ist gar so wonniglich;
Wahrlich, nicht vermag ich,
Es für mich sterben zu sehn.
Mag Gottes Will' an mir geschehn;
Gebt wieder frei das gute Kind.
Wie wir eins geworden sind,
Das Silber will ich euch geben;
Laßt das Mägdlein am Leben.“

Als die gute Maid vernahm,
Daß sie nicht zu sterben kam,
Das ging ihren Herzen nah;
Der Sitte Schranken brach sie da.
Grimmig raupte sie sich;
Ihr Gebahren ward so jämmerlich,
Niemand hätte sie gesehn,
Er fühl' im Auge Thränen sehn.

Sie schrie und weinte bitterlich:
„O weh mir Armen, weh um mich!
Wie nun wird es mir ergehn!
Soll ich so verloren sehn
Die reiche Krone
(Die wäre mir zum Lohne
Geworden für die kurze Noth),
So ist das erst recht mein Tod.
O weh, gewalt'ger Herr der Welt,

Was man uns Ehren vorenthält,
Mir zugleich und meinem Herrn.
Er entbehrt und ich nicht gern
Das Glück, das uns war zugebracht.
Hätte man dies Werk vollbracht,
Er wär' geheilt von seiner Qual
Und ich im ew'gen Freudensaal!“

So brünstig bat sie um den Tod;
Doch wie sie rang in ihrer Noth,
Sie mocht' ihr Bitten sparen,
Man wollt' ihr nicht willfahren.
Da hub sie an zu schelten;
Sie sprach: „Ich muß entgelten
Meines Herrn Zaghaftigkeit.
So täufchte man mich allezeit,
Ich seh's an diesem Falle.
Die Leute sagten alle,
Daß ihr bieder wär't und gut
Und hättet festen Mannesmuth;
Gott weiß, das ist gelogen;
Man war an euch betrogen.
Ihr wart all' eu'r lebenslang
Und seid auch noch verzagt und bang.
Das erkenn' ich wohl daran;
Was ich übersehen kann,
Habt ihr nicht Muth anzusehn.
Herr, wie mocht' es nur gescheh'n,
Daß ihr erschraft, als man mich band?
Es war doch eine dicke Wand
Zwischen euch und zwischen mir.
Wie, mein Herr, ertragt ihr
Nicht einmal einen fremden Tod?
Ich steh' euch ein für alle Noth,
Daß euch niemand Leides thut;
Es ist euch nütze nur und gut.“

Doch wie sie flehte, wie sie bat,
Mit Schelten ihm zu nahe trat,
Es war doch all' vergebens,
Man schonte ihres Lebens.
Wie sie mit Schelten sich verging,
Der arme Heinrich empfing
Das mit Geduld und ohne Groll,
Wie ein frommer Ritter soll,
Wenn er edle Zucht besitzt.
Als der arme Fremdling ist
Gekleidet hatte seine Magd
Und wie dem Arzt war zugesagt,
Gelohnt dem guten Meister,
Ohne Säumen reist' er
Da wieder in sein Heimatland;
War ihm auch voraus bekannt,
Daß er da zur Stunde
Aus aller Leute Munde
Nichts sänd', als Lästerung und Spott;
Doch diese Sorge ließ er Gott.
Nun hatte sich die gute Magd
So verweint und verklagt,
Daß sie dem Tode nahe war.
Ihre Noth und Treue nahm da wahr
Cordis speculator,
Vor welchem keines Herzens Thor
Hienieden je verschlossen stand.

Wie er aus Gnade gesandt
 Hatte dieses Siedthums Leid,
 Ihn zu versuchen und die Maid —
 Wie er auch Hiob einst erprobte,
 Der den Herrn im Unglück lobte —
 So erzeigte nun der heil'ge Christ,
 Wie lieb ihm Erbarmung ist,
 Und erlöste sie beide
 Von all' ihrem Leide
 Und schuf ihn ledig aller Pein,
 Wieder ganz gesund und rein.

Also bessert' es sich
 Mit dem guten Heinrich,
 Daß er auf seinem Wege
 Durch unsres Heilands Pflege
 So frisch und schön geworden war,
 Daß er blühend schien fürwahr,
 Wie einst vor zwanzig Jahren.
 Da sie so befelegt waren,
 Das entbot er in der Heimat Land
 Allen, die er zugewandt
 Sich wußt' in Lieb' und Gütte,
 Daß sich ihr Gemüthe
 Seines Glücks erfreute.
 Da mußten wohl die Leute
 Freude von der Gnad' empfah'n,
 Die Gott hatt' an ihm gethan.

Seine besten Freunde kamen,
 Als sie sein Kommen vernahmen,
 Ihn zu empfangen,
 Ihm entgegen gegangen
 Und geritten wohl drei Tage.
 Sie glaubten nicht der Sage
 Und wollten's selbst mit Augen sehn.
 Da ließ sie Gott sein Wunder späh'n
 An seinem schönen Leibe.
 Von dem Meier und von seinem Weibe
 Wird wohl ein jeder denken,
 Er wolle sie dem kränken,
 Daß sie daheim nicht blieben.
 Es ist noch unbeschrieben,
 Was sie vor Freude thaten.
 Gott hatte sie berathen
 Mit lieber Augenweide;
 Die gaben ihnen beide,
 Ihr Herr und die getrene Magd.
 Von solcher Lust ward nie gesagt,
 Als ihnen Gott bescherte,
 Da sie der Blick belehrte,
 Daß sie gesund waren;
 Sie wußten nicht, wie gebaren.
 In der Freude wunderlich Gewand
 Ihr Empfang gekleidet stand.
 Ihre Wonne war so groß,
 Daß ihr Lachen begoß
 Ihrer Augen Regen.
 Den Glauben darf man hegen,
 Sie drückten wohl ihr Kind mit Lust
 Mehr als dreimal an die Brust.
 Da empfingen sie die Schwaben
 Mit freundlichen Gaben;

Das war ihr dienstbereiter Gruß.
 Weiß es Gott, den Schwaben muß
 Jeder Biedermann gestehn,
 Der sie daheim hat gesehen,
 So guter Wille lebt nicht mehr.
 Als er bei seiner Wiederlehr
 Von seinen Leuten war empfangen,
 Wie es da weiter sei ergangen,
 Was soll ich davon sagen mehr,
 Denn er ward reicher als vorher
 So an Ehren, als an Gut.
 Das verwandt' er auch mit stetem Muth
 Zu seines Gottes Ehren
 Und gehorchte seinen Lehren
 Mehr, als er je zuvor gethan;
 Deß wird er ewig Lohn empfahn.

Der Meier und die Meierin
 Hatten wohl verdient um ihn
 Großen Dank und reiches Gut:
 Auch trug er nicht so falschen Muth,
 Daß er das nicht hätt' erkannt.
 Da schenkt' er ihnen das Land,
 Das schöne Gerente,
 Das Land und die Leute,
 Darauf er einst im Siedthum lag.
 Sein traut Gemahl er wohl verpflag;
 Der kleinste Wunsch ward ihr gewährt.
 So hielt er sie stets lieb und werth,
 Als wär' sie wirklich sein Gemahl,
 Ja mehr, wie Pflicht ihm auch befohl.

Nun drangen täglich auf ihn ein
 Des Landes Weisen insgemein,
 Daß er sich vermähle
 Und eine Hausfrau wähle.
 Da gab er ihnen den Bescheid,
 Er wolle, dünn' es sie Zeit,
 Seine Freund' entbieten,
 Und, was ihm die dam riethen,
 Vollbringen, wenn es thunlich sei.
 Da rief er ungefüunt herbei
 Die Herren all' in voller Schar,
 Die seines Wortes nahmen wahr.
 Alle kamen sie heran,
 Seine Fremde wie sein Vam.
 Die Frage macht' er ihnen kund;
 Sie sprachen all' aus einem Mund,
 Es wäre recht und längst schon Zeit.
 Über die Wahl nur hub sich Streit;
 Jeder sprach aus anderm Sinn;
 Der rieth her und dieser hin,
 Wie stets die Leute thaten,
 Wo sie sollten rathen.

Als sich solcher Zwist entspann,
 Hub der arme Heinrich an:
 „Wie ihr Herren alle wißt,
 So hatte mich vor kurzer Frist
 Eine Krankheit so entstellt,
 Daß ich zum Abscheu war der Welt.
 Nun scheut mich weder Mann noch Weib,
 Denn gereinigt ward mein Leib
 Auf Gottes gnädiges Geheiß.“

Nun rathe, wer zu rathen weiß,
Wie ich's dem vergelten kann,
Durch den ich dieses Heil gewann,
Die Gnade, die mir Gott erwies,
Als er gesund mich werden ließ.'

Sie sprachen: „Wißt ihr, was ihr thut?
Beschließet, daß ihm Herz und Muth
Zimmer unterthänig sei.“

Sein traut Gemahl stand nah dabei;
Er blickte liebevoll sie an,
Rüßte sie und sprach sodann:

„Euch Herren ward wohl schon gesagt,
Daß ich dieser guten Magd,
Die hier an meiner Seite steht,
Verdanke, daß ihr heil mich seht.
Sie ist so frei, als ich wohl bin,
Also rath' mir all mein Sinn,
Sie zu frei'n vor aller Welt.
Wenn es Gott dem Herrn gefällt,
Will'ich sie mir verbunden sehn.

Kann es aber nicht geschehn,
So will ich sterben ohne Weib,
Da ich Ehr' und reinen Leib
Ihr verdanke ganz allein.
Wollt ihr mir nun gewärtig sein,
So bitt' ich euch alle,
Daß es euch wohl gefalle.“

Da sprachen seine Rätthe gleich
Aus einem Munde, Arm und Reich,
Daß es gut und löblich sei.
Pfaffen waren auch dabei,
Sie ihm zum Weib zu geben.
Nach langem glücklichen Leben
Empfingen sie zum Lohne
Die süße Himmelstrone.
So sei auch uns beschiednen
Nach dem Leben hienieden
Der Lohn, den sie bekamen.
Den gebe Gott uns. Amen.

(Nach R. Simrod.)

21. Der gute Gerhard.

(Von Rudolf von Ems; c. 1225.)

Kaiser Otto der Große rühmt sich vor Gott seiner guten Thaten. Die Stimme eines Engels macht ihm Vorwürfe und weist ihn auf das Leben eines reichen Kölner Kaufmanns, des guten Gerhard, hin, der bei allen guten Werken demüthig geblieben sei. Der Kaiser begibt sich nach Köln, den guten Gerhard kennen zu lernen. Dieser erzählt ihm, daß er sein großes Vermögen geopfert, um unter vielen Andern eine norwegische Königstochter Irene, die Braut des englischen Königs Wilhelm, aus der Sklaverei loszulassen, dieselbe seinem Sohne habe vermählen wollen, als aber der König im Bettlerleide in sein Haus gekommen, seinen Sohn zur Verzichtleistung bezwogen, dann den König nach England begleitet und schließlich die Krone, die dieser ihm angetragen, ausgeschlagen habe und als Kaufmann wieder nach Köln zurückgekehrt sei. Der Kaiser preist schließlich die Thaten der Demuth als das höchste.

Kaiser Otto rühmt sich seiner Thaten und reist nach Köln.

Laut klangen alle Glocken
Zu Magdeburg im Dom,
Zum Weihnachtsfest zu locken
Der gläub'gen Menge Strom,
Die Kirche steht gegründet
Und auch das Erzbisthum,
Die beide reich befrühdet
Ein Fürst hat sich zum Ruhm.

Der Kaiser war's, Herr Ote,
Des Finklers größter Sohn,
Der heischte heut' von Gotte
Für seine Milde Lohn.
Als sie zum Opfer gingen,
Wie noch die Sitte war,
Nicht Opfer darzubringen
Hin trat er zum Altar.

Er sprach: „Wir haben Spenden
Wenig dir dargebracht:
Mein Vater hat die Wenden
Festegt in mancher Schlacht.
Ich zwang dir andre Heiden;
Die Ungern schlug mein Arm;
Das Reich wird künftig meiden
Der wilden Völker Schwarm.

Dazu hab' ich erworben
Ein Lob, das ewig währt;
Die Wenden und die Sorben
Hab' ich zu dir befehrt,

Bisthümer dann gestiftet
Ob allem Slavenland,
Die reichlich hat bezirret
Mit Gütern meine Hand.

Des ließ sich nicht genügen
Mein Herz, der Milde voll,
Daß bis zum fernem Rügen
Dir Preis und Ehre scholl;
Sieh hier im Land der Sachsen
Auf meiner Väter Grund
Ein Bisthum ist erwachsen
Zum Zeugniß unserm Bund.

Das soll zu dir versammeln
Die neuen Völker all,
Die deinen Namen stammeln
Bis an der Dänen Wall.
Ich zier' es aus mit Gaben;
Es ist im alten Reich,
In Baiern, Franken, Schwaben,
Kein Erzbisthum ihm gleich.

Der Bischof ist gefreiet
Vor aller Fürsten Macht,
Der selber Fahnen leihet,
Ein Fürst mit Fürstenpracht.
Auch ich empfang sein Leben,
Der Kaiser, als sein Mann,
Mit seiner Fahne gehen
Muß ich dem Heer voran.

Als Chorberr ihm zu Füßen
Sitzt manches Fürstentind,
Die ihn als Herren grüßen,
Zu Dienst ihm willig sind.
Und wenn dem Reich zur Steuer
Man Kaiser wählt hinfür,
Da sitzt vor andern theuer
Der Bischof an der Rühr.

Das that ich dir zu Ehren,
Gott, Vater, Sohn und Geist,
Dein Reich bei uns zu mehren,
Küß ich mich allermeist.
Es lebt zu diesen Zeiten
Kein König sicherlich
In aller Länder Breiten,
Der solches that für dich.

Nun laß mich heut erfahren,
Der du im Himmel wohnst
Mit deinen Engelscharen,
Wie du dem Dienste lobnst.
Der Dienst, du hast's ernestet,
War groß vor deinem Thron,
Und bist du nicht vergessen,
So wird auch groß der Lohn."

Da so vor allem Volke
Der Kaiser hat geknecht,
Mit mancher Weihrauchwolke
Drang aufwärts sein Gebet.
Der aller Himmel waltet,
Vor dessen Angesicht
Sich jedes Herz entfaltet,
Bernahm's in Gnaden nicht.

Der Kaiser stand des Lohnes
Gewärtig am Altar
Des Vaters und des Sohnes,
Des Geistes auch fürwahr.
Da hört' er eine Stimme
Erschallen himmelher,
Beinahe wie im Grimme,
So ernst erscholl's und hehr.

"O Kaiser," sprach der Engel,
Den ihm der Herr geschickt,
"Es hat auf große Mängel
In dir Gott nicht geblickt;
Er hat die höchste Würde
Auf Erden dir verliehn
Zu mancher schweren Bürde;
Was thatest du für ihn?

Doch stand in seiner Nähe
Dir schon ein Stuhl bereit,
Wenn er dich immer sähe
In Herzensansterkeit.
Den hast du umgestoßen,
Da du vor Gott geprahlt;
Mit deinem Ruhm, dem großen,
Hast du dich selbst bezahlt.

Ward es um Ruhm gegeben,
So hast du deinen Lohn;
Hoch preist das Volk dein Leben
Und jauchzt um deinen Thron.

Gott suchet Herzensreine,
Die hat am Himmel theil,
Für die ist ihm alleine
Die ew'ge Krone feil.

Wie sehr du dich gepriesen,
Vor Gott hat sich dein Lob
So preislich nicht erwiesen,
Als es dein Mund erhob.
Dich möchte wohl gelüsten,
Daß es im Himmelmreich
Die Engel Gottes wüßten,
Dem eines Kaufmanns gleich.

Sein Nam' im Buch des Lebens
Erglänzt in goldner Schrift,
Darin man deines Lebens
Nicht eine Zeile trifft.
Du mußt dem Himmel küßen
In Demuth reuevoll,
Wenn er dereinst dich grüßen
Um dein Almosen soll."

Der Kaiser stand betroffen:
"Herr Gott, der Weg zu dir
Wär' einem Kaufmann offen
Und schloße sich vor mir?
So sei, Herr Gott, aus Gnade
Sein Name mir genannt,
Daß ich auf gleichem Pfade
Mag wandeln in dein Land."

Da sprach der Gottesbote:
"Der gute Gerhard heißt,
Der sich mit Ell' und Lothe
Gerechten Wandels fleißt.
Sie nennen ihn den guten
Zu Köln, denn immer neu
Kann er sein Herz ermuthen
Zu Milde, Lieb' und Treu'." —

"Was that er, zu behagen,
Herr Gott, dir allosehr?" —
"Fahr' hin, ihn selbst zu fragen;
Ich sage dir nicht mehr." —
"Ich will ihm Boten senden;
Ich hör's aus ihrem Mund." —
"So wirst du es nicht enden,
Er thut es niemand kund.

Und wenn du selber kämest,
Du hättest große Noth,
Eh' du's von ihm vernähmest;
Er wäre lieber todt.
Doch dann gestehst du gerne,
Er hat so viel gethan,
Daß dein Verdienst von ferne
Nicht reicht an sein's hinan."

Da das der Kaiser hörte,
Von dannen schlich er leif';
All' seine Andacht störte
Des schlichten Kaufmanns Preis.
Doch war er bald entschlossen,
Noch heute muß' es sein;
Mit wenigen Genossen
Hub er sich an den Rhein.

Da ward er wohl empfangen
Zu Köln, der alten Stadt.
Der Bischof, sein Verlangen,
Als er's vernommen hat,
Daß er die Bürger alle
Versammelt möchte sehr,
Er that es kund mit Schalle;
Da mocht' es gleich geschehn.

Die werthen Bürger wundert
Des Kaisers schnelle Kunst;
Doch eilen sie viel hundert
Zum Saal in mancher Zunft.

Sie kamen nicht gesprungen,
Geruhig schritt und schacht
Der Alte vor dem Jungen
Einher in Feiertracht.

Dem Bischof an der Seite
Satz da der Kaiser hehr
Mit wenigem Geleite;
Das wundert sie noch mehr.
Gar gnädig war das Gräßen,
Womit er sie empfing:
Sie saßen ihm zu Füßen
Umher in weitem Ring.

(Nach R. Simrock.)

22. Der trojanische Krieg.

(Von Konrad von Würzburg, † 1287.)

Ein Traum der Gattin des Priamus von der Geburt eines Sohnes wird von den Priestern so gedeutet, daß der Sohn (Paris) sein Vaterland einst in's Verderben stürzen werde. Infolge dessen läßt Priamus das Kind aussetzen. Der mit dieser That beauftragte Hirt findet nach einigen Tagen das Kind wohlbehalten bei einer Hirtin und nimmt es zu sich.

Wie Paris ausgeh't wird.

Der mächt'ge König Priamus
Fas't ohne Aufschub den Entschluß,
Das engelgleiche Kind zu tödten;
Denn lange schon war er in Röthen,
Das Kindlein brächte ihm Verderben,
Wenn er's nicht ließe sterben.
Zwei Knechte mußten jeko kommen,
Die haben das süße Kind genommen
Und weithin in den Wald getragen;
Den Knechten aber mußte man sagen,
Wenn sie das Kind am Leben ließen,
Mit schwerer Strafe sollten sie's büßen.
Wie sie waren in dem Wald,
Erfas'te sie das Mitleid bald,
Sie dachten an der Mutter Kummer,
Als sie sahn des Kindes Schummer;
Sie dachten an die schweren Klagen,
Die ihnen würden die Hofleute sagen.
Da standen sie nun jammernd beide,
Der eine zog das Schwert aus der Scheide
Und wollte das schöne Kind durchbohr'n;
Doch bald war ihm der Muth verlor'n,
Denn in dem blanken Schwerte sah
Das Kind sein eignes Bild so nah,
Das es süß zu lächeln begann.
So lieblich blickt' es die Männer an,
Wie Thau die Rose auf lichter Haide;
Daran erfreuten sie sich beide
Und sprachen: die Erde soll uns nicht tragen,
Wenn wir so kleines Kind erschlagen,
Die ganze Welt wird uns hassen,
Wenn wir es nicht leben lassen.
Das kam dem Kinde wohl zu statten,
Sie legten es auf weiße Matten
Und deckten es mit dunklem Laub,
Daß es nicht würde der Thiere Raub.
So ließen sie das Kindlein liegen.
Nun mußten sie aber den König betrügen,
Sie mußten ihm ein Zeichen geben,
Daß das Kindlein nicht mehr am Leben.
Es war ihnen gefolgt ein junger Hund;
Dem schnitten sie aus seinem Mund

Die Zunge aus, als Beweiseszeichen
Dem Priamus zu überreichen.
Denn allen Ernstes sollt' er glauben,
Sie thäten dem Kind das Leben rauben.
Der König zeigte sich ihnen hold
Und lohnte sie mit reichem Gold.
Als nun der neugeborne Degen
Eine Weile in dem Wald gelegen
Und wußte, daß ihm fehlte die Amme,
Da ward in ihm zu heller Flamme
Die Noth des Hungers, und er weinte,
Daß man ihn weit zu hören meinte.
In dieser Noth meinte Gott es gut
Und nahm ihn bald in seine Hut.
Eine Hirtin ließ er kommen,
Die hat sich des Kindes angenommen,
Es verjorgt mit süßer Speise
Auf seiner ersten Lebensreise.
Sie war bei ihm tags drei Stunden.
So hat das Knäblein Rettung gefunden
Von seiner großen Lebensnoth,
Die ihm bereiten wollte den Tod.
Nun weidete dort im Walde sein Vieh
Ein Hirt, der weinen hörte, und sieh',
Er folgt dem Jammerklange
Aus seines Herzens Orange
Über Kräuter und Gras in den Hag:
Da auf grüner Matte lag
Ein Kind von hoher Art gebor'n,
Das schon so früh die Mutter verlor'n.
Das Kind schien ihm so klar und rein,
Das Gesichtchen glänzte im Sonnenschein,
Er nahm es auf mit Herzensfreude,
Befreite es von seinem Leide
Und trug es aus der Wildnis fort
An einen sichern Mutterort.
Die Frau des Hirten nahm es in Pflege
Und hütete alle seine Wege,
So daß es wurde züchtig und weis
Und blühend wie ein Rosenreis
Von mannigfalt'ger Güte
Im Herz und im Gemüthe. (Übers. v. L.)

23. Salomou und Morolf. (c. 1250.)

Eine Gesprächs-Erzählung, in welcher Salomon von seinem Hofnarren Morolf wegen seiner beschränkten Weisheit verspottet wird.

1. Gespräch über die beiden Mütter.

Alle, die Salomon's Wort vernahmen,
Rühmten es hoch und sprachen: Amen!
Und weit und breit in allem Land
Ward bald des Königs Spruch bekannt,
Und alle Völker priesen laut
Die Weisheit, die ihm Gott vertraut.

Nur Morolf stimmte nicht mit ein;
„Herr König, lieber Herrre mein,“
Begann er, „wie erkanntet ihr
Die Mutter doch? das saget mir.“

Salomon sprach: „Ich erkannte sie
Weil sie so kläglich heult' und schrie
Und weil sie nicht gestatten wollte,
Daß man ihr Kind zerschneiden sollte.“

Da lachte Morolf überlaut:
„Du hast dein Haus auf Sand gebaut,
Und triffst du diesmal auch das Wahre,
Doch bist du, wie ich wohl erfahre,
Ein schlechter Kenner nur der Frauen,
Denn ihren Thränen willst du trauen.
Die sich am listigsten verstellst,
Die ist's, die Recht bei dir behält.
Ein Weib ist niemals, was sie scheint;
Wenn sie mit einem Auge weint,
So wisse, daß das andre lacht.
Sie ist nur auf Betrug bedacht.
Sie spricht dir viel aus losem Munde
Und meint es nicht von Herzensgrunde.
Von Anschein ist sie treu und gut,
Dahinter birgt sie falschen Muth.
Das Weib kann heucheln, schmeicheln, lügen,
Mit Worten und Geberden trügen,
An ihr ist keine Stetigkeit.“

Salomon:

„Wo Frauen sind, da ist Freude viel,
Eine Frau ist wonnigliches Spiel,
D'rum laßt sie uns in Ehren halten;
Sie freu'n die Jungen, freu'n die Alten,
Niemand ist fröhlich ohne sie.
So manches Gut uns Gott verlieh:
Silber, Gold und edel Gestein,
Reiche Kleider, köstlichen Wein,
Ehren und Würden, Herrschaft, Macht;
Wem nicht ein Weib entgegenlacht,
Von der ihm Liebes widerfährt,
Dem sind sie keine Bohne werth.
Wem nicht ein schönes Weib gefällt,
Lebendig todt ist er der Welt;
So ist die Welt für ihn verloren;
Er wäre besser nie geboren.
Wie schön beherrscht die Frau ihr Haus,
Wie pflegt sie Mann, Kind und Gefinde,
Wie füllt sie Keller, Schrein und Spinde!“

Um Unglück hört man sie nicht murren,
Sie läßt ihr Mädchen tapfer schmurren,
Und nachts verlißt ihr Lämpchen nicht;
Wenn alles schläft, ist sie erpicht,
Dem Kind ein neues Kleid zu säumen.
Keine Stunde sieht man sie verträumen,
Sie schafft und thut und wirkt wacker;
Sie denkt auf einen neuen Acker,
Einen neuen Weinberg legt sie an
Von dem, was ihre Hand gewann.
Sie fürchtet nicht des Winters Eis;
Im Sommer wirkt sie mit Fleiß
Zwiefache Kleider und warme Decken.
So weiß sie Reichthum zu erwecken,
Den Überfluß der holden Habe;
Der Armut reicht sie gern die Labe.
Sie liebt die Hungrigen zu speisen,
Die Freuden zurecht zu weisen;
Ihr Mund ist süßer Weisheit voll.
Das Wort, das ihrer Lippen quoll,
Laß dich begleiten allerwegen
Und thu' darnach, es führt zum Segen.
Das Weib schuf Gott aus Mannes Rippen
Zum süßen Labsal seiner Lippen.
Ihr Lob wird nimmer ausgehungen;
Sie ist eine Süßigkeit der Jungen,
Des Ständes Trost in Silberlocken,
Der Ständheit lautes Frohlocken,
In die Welt hat mich ein Weib gesetzt,
Ein Weib geleite mich zuletzt;
Deine Zunge müßte dir erlahmen,
Sprichst du von ihnen übel; Amen!“

Da sprach Morolf, der lose Knecht:
„Das alte Sprichwort hat wohl recht;
Wobon das Herz hat Überfluß,
Davon die Zunge sprudeln muß.
Du hast an Frauen dein Ergötzen,
Darum weißt du ihr Lob zu schätzen.
Doch lobe sie nicht allzusehr;
Fürwahr, ich sage dir vorher:
Eh' du heut' magst zu Bette gehn,
Sollst du die Frauen selber schmähen;
Zu hoch erhobst du ihren Namen,
Dafür sollst du sie schelten. Amen.“

Da kam ein Zorn über Salomon,
Er rief vom elfenbeinernen Thron:
„Verworfenener Verläumber, schweige,
Daß ich die Macht nicht an dir zeige,
Die Gott in meine Hand gegeben.
Die Frauen lieb' ich all' mein Leben
Und will sie lieben bis zum Ende.
Hinweg, daß dich mein Zorn nicht schände!“

2. Morolf soll gehenket werden.

Morolf lag zu des Königs Füßen
Und sprach bewegt: „Gern will ich beißen,
Herr König, was ich an euch that;
Es war, bekeim' ich, Hochverrath;
Doch thut's zu aller Frauen Ehre
Und mildert eures Urtheils Schwere
Dahin, daß ich den Baum mir wähle,
An dem ich büße meine Fehle.
Da ich doch einmal zappeln muß,
So thut mir nicht den Hauptverdruß,
Daß man an einen Baum mich henkt,
Dem ich das Zutrau'n nicht geschenkt.“

Da sprach der König Salomon:
„Du sprachst zwar stets den Frauen Hohn,
Und verdienst nicht, daß sie dich beschützen;
Doch soll dir ihre Güte nitzen,
Daß du erkennest, sie sind mild
Und rächen nicht, wie man sie schilt.
Du hatest mich bei ihrer Ehre;
Den Frauen dank's, daß ich gewähre.
Wohlau denn, suche dir den Baum,
Wie er gelüstet deinem Gaum,
Den schönsten, den du fannst erdenken;
Daran sollen sie dich denken;
An keinem andern. Bei euerm Eide,
Ihr Knechte, thut ihm nichts zu Leide,
Bis er den Baum sich ausgesücht,
Oder seid geächtet und verflucht.“

Da führten ihn die Knechte hin.
Sie hatten Eile, wie es schien,
Und mahnten stets: „Nun wähle bald
Den schönsten Baum in diesem Wald,
Daß wir zu Hofe wieder kommen.“
Er sprach: „Das ist euch unbenommen;
Wollt ihr zu Hof, ich halt' euch nicht.“

Ein Knecht:

Der König aber will Bericht,
An welchem Baum sein Hofnar zappelt.

Morolf:

„Ich glaube gar, euch Herren rappelt
Im Kopf, daß ihr so eilig seid;
Ich denke noch in guter Zeit
Wir keinen Galgenbaum zu suchen.
Es wären Eichen oder Buchen,
Hier ist der prangendste nicht werth,
Daß ihm die Ehre widersährt,
So auserles'ne Frucht zu tragen.
Es wär' mir leid um meinen Kragen,
Wollt' ich ihn an so winz'gem Zwerge
Verplumpern; merkt euch das, Herr Scherge,
Dazu ist Morolf viel zu stolz:
Hier wächst nur kurz verkrüppelt Holz.“

Da führten sie ihn manchen Pfad,
Durch ein Thal, geheißnen Josaphat,
Über den Oberg nach Jericho;
Morolf war keines Baumes froh,

Er muß' an allen was zu tadeln;
An Ficht- und Tannenholz die Nadeln;
Er sorgte sehr, sie möchten stechen,
Auch könnten leicht die Äste brechen;
An Eichen, daß sie Eichenlärchen trügen,
Daran die Schweine sich vergnügen;
Zu süßlich waren ihm die Linden,
Weil sich da gern Verliebte finden;
Auch Birken mocht' er nicht; dagegen
Hatt' er der scharien Ruthen wegen
Von Jugend auf ein Vorurtheil;
Und immer fand er so ein weil,
Den schönsten Baum nicht zu erlesen.

So trieb er lange fort sein Wesen,
Von Jericho zum todten Meer,
In ganz Arabien umher
Und zurück bis an des Jordans Flut.
Wohl mancher Baum gefiel ihm gut,
Allein er spürte kein Verlangen,
Zwischen Erd' und Himmel d'ran zu hangen.
Er sprach: „Ich kann mir schönre denken,
Und schmerzen mißt' es mich und kränken,
Da mir die Wahl verlihen ist
Und zum Erwägen volle Frist,
Wär' nicht der allerschönste mein.“
Das schuf des Königs Knechten Pein;
Sie merkten wohl, daß er sie foppe.
Da führten sie ihn noch bis Zoppe
Und weiter gegen Cäsarea,
Über den Karmel nach Galiläa,
Ja endlich bis zum Libanon.
Da huben sie ihm an zu droh'n,
Wenn er den Baum nicht endlich kiese:
„Sieh', diese Eeder, welsch' ein Kiese!
Ihr stolzes Haupt wie königlich!
Bis an den Himmel hebt es sich;
Die Wurzel, wie sie tief sich gründet!
Wer nicht bewundert, der verüudet
Sich an des Schöpfers schönstem Werke;
Darum erkenne seine Stärke
Und biete willig dein Genick.“

„Wie ziemte solchem Baum ein Strick!“
Sprach Morolf, „das wär' ewig schade!
Dazu ist er zu kerzengrade
Gewachsen und zu groß geworden;
Berichtont ihn mit dem Galgenorden.
Eh' ich den königlichen Baum
So schänden möchte (nur im Traum
Daran zu denken wag' ich nicht),
Thät ich aufs Hängen ganz Verzicht.“

„Verdammt der Weg zu diesen Bergen!“
So sprachen unter sich die Schergen;
„Hier schwindet unser letzter Trost.
Wie er uns gänckelt und erboft,
Wir müssen's tragen mit Geduld.
Verloren wär' des Königs Huld,
Wenn wir ein Haar ihm krümmen wolten;
Es wütd' uns Aug' um Aug' vergolten.“

Der andre sprach: „Mich dünkt fürwahr,
Und führten wir ihn sieben Jahr'
Auf allen Bergen quer und krumm,
Er zög' uns an der Ras' herum
Und würde nie den Baum erseh'n.
Ich weiß nicht, kannst du mich versteh'n?
Er hat, wahr ist's und nicht gelogen,
Uns und den König selbst betrogen.“

Da sprach der eine zu Morolsen:
„Am längsten hat dir nun geholfen
Dein Zaudern vor dem bittern Tod;
Denn nicht entrinnst du jetzt der Noth,
Du wolltest denn das Land verschwören.“
Er sprach: „Davon mag ich nichts hören;
Soll ich vielleicht in's Wasser tauchen?
Viel Wassers kann ich gar nicht brauchen,
Der Traut bekam mir niemals recht;
Ich bin ja nicht vom Frischgeschlecht.“
Sie sprachen: „Hier will Spas nicht frommen,
Verchwör' es, an den Hof zu kommen;
Sonst ist dein letztes Brot gebaden.“
Doch Morolf sprach: „Hier ist mein Nacken,
Hier euer Schwert, nun schlaget zu;
Sonst hat der Hof vor mir nicht Ruh'.
Ihr nanntet selbst mich Hofnarr heuer,
Der Titel ist mir viel zu theuer;
Ich denk' ihn, kostet' es mein Leben,
Aus Feigheit nimmer aufzugeben.“
Da sprach der eine zu dem andern:
„Das Drohen hilft uns wie das Wandern,

Wir sind nicht Herren seines Lebens,
Das weiß der Schutz, und ganz vergebens
Verthun wir Zeit und Mühe hier.
Nun rathe, Fremd, was schaffen wir?
Mich dünkt, wofern es dir genehm,
Wir führen nach Jerusalem
Ihn wieder vor des Königs Thron.
Es wird der weise Salomon
Mit dem durchtriebnen Schalk wohl fertig;
Wir aber sind des Lohns gewärtig.“
Der andre stimmte gern mit ein.
Da wurde Morolf von den Zwei'n
Zurückgeführt vor Salomon.

Der saß auf dem erhabnen Thron
Und hörte wundernd ihre Märe,
Wie gar kein Baum zu finden wäre,
An welchem Morolf möge hangen.
Auch nicht das leiseste Verlangen
Hat irgendwo ihn angewandelt.
Als sie das gründlich abgehandelt,
Versetzt' er so auf den Bericht:

„Ich mag nun wollen oder nicht,
Ich muß ihn, seh' ich, doch ernähren.
Wohlan, man soll ihn voll gewähren,
Weß er bedarf mit seinem Weibe,
Daß er am Hofe gern verleihe;
Er schafft uns hier noch frohe Stunden;
Seine Schalkheit hat mich überwunden.“

(Nach K. Simrod.)

24. Der Pfaffe Amis.

(Von Stricker; c. 1240.)

Amis ist ein frommer Priester, der wegen seiner Freigebigkeit den Unwillen seines Bischofs erregt. Dieser will ihn seiner Pröbste berauben, wenn er vor ihm nicht ein Examen besteht. Die ihm vorgelegten Fragen weiß der Pfaffe klug zu beantworten.

Der Pfaffe Amis läßt sich examiniren.

„Befehl nur! Ich will allerorten
Nicht nur in Büchern, auch in Worten,
Von meiner Weisheit Zeugnis geben,
Und mach' ich's recht, dann laßt mich leben
In meinem Amt, wie nir's gebührt
Und wie ich's treu bisher geführt.“
Der Bischof sprach: „Das will ich thun,
Ich laß euch keine Stunde ruh'n,
Ich leg' euch vor so viele Fragen,
Daß ihr nichts wißt darauf zu sagen,
Die Kampflust wird euch wohl gedämpft,
Ein Habicht ist's, mit dem ihr kämpft.
Beantwortet mir kurz und schnell,
Was ich euch frage hier zur Stell';
Wo nicht, geht euch die Pfarre ein,
Mein Jorn, der kommt noch obendrein.
Nun sagt genau mir, wenn ihr's wißt,
Wie viel im Meer des Wassers fließt.“
„Des ist ein Juder,“ sprach der Mann
Und sah den Bischof listig an.
Und dieser drauf: „Das ist nicht wahr!“
„Es stimmt genau bis auf ein Haar,“
Sprach dann der Pfaff, „wollt' ihr es sehen,
So laßt die Wasser stille stehen,

Die immerfort zum Meere fließen
Und stromweis sich darein ergießen,
Ich werde ruhig unterdessen
Das Wasser in dem Meere messen.“
Der Bischof sprach: „Das kann ich nicht,
Dazu es mir an Kraft gebricht;
Das Messen will ich euch erlassen,
Doch werd' ich euch gleich anders fassen.
Nun saget mir, wie viel der Zeit
Seit Adam ist vorbei bis heut.“
Der Pfaffe sprach: „Genau ich's sage,
Es sind bis heut' nur sieben Tage,
Denn wenn die sieben ein Erd' genommen,
So sieht man sieben wiederkommen;
So lange diese Welt besteht,
Das immer wieder von neuem geht.“
Der Bischof war drob sehr verdrossen,
Daß ihn der Pfaff' so angeschossen
Und zornentbrannt sprach er sogleich:
„Wo ist auf diesem Erdenreich
Der Mittelpunkt? Wenn ihr's nicht wißt,
Die Kirche euch verloren ist.“
Der Pfaffe sprach: „Das sollt ihr hören,
Ich will durchaus euch nicht bethören.

Die Kirche, die ich von euch habe,
Die liebe, theure, fromme Gabe,
Die stehet in der Erde Mitten,
Das wird von niemand mir bestritten.
Laßt alle eure Knechte kommen,
Nachdem sie sich ein Seil genommen,
Und laßt sie messen mit dem Seile.
Wird es an irgend einem Theile
Um einen Halm breit weiter fassen,
Dann will ich euch die Kirche lassen.“
Der Bischof sprach: „Das ist nicht wahr,
Ihr lügt, ihr trüget, das ist klar,

Doch muß ich's glauben, eh' ich fluche
Und euer Messen erst versuche.
Nun sagt mir aber ohne Scheu,
Wie weit die Erd' vom Himmel sei.“
Der Pfaffe sprach: „Das will ich sagen
Du sollst dich wahrlich nicht beklagen.
Ein Mann kann dich von hier errufen,
Wenn du hinaufsteigst alle Stufen
Auf einer Leiter; bist du droben,
Dann werd' ich rufen laut nach oben,
Und hörst du mich, dann steig' hernieder
Und du nimmst dir die Kirche wieder.“
(Übers. v. 2.)

B. Literaturbilder

aus den Idrischen und Lehr-Dichtungen.

(Manesse's Koder, der 140 Dichter enthält, in Paris. Weingarten's Koder, jetzt in Stuttgart.)

1. Dietmar von Aist. (c. 1140.)

1. Ez stuont ein vrouwe aleine
unt warte über heide,
unt warte ir liebes;
so gesach si valken vliengen.
„So wol dir, valke, daz du bist!
du vliugest, swar dir lieb ist,
du erküestest dir in dem walde
einen boum, der dir gevalle;
also han auh ich getan,
ich erkos mir selbe einen man,
den erwelten miniu ougen;
daz nident schöne vrouwen.
Owe, wan lant si mir miu liep?
joh engerte ich ir dekeines trutes niet!

Es stand eine Frau allein
und schaute über die Heide,
und schaute nach ihrem Lieb;
da sah sie Falken fliegen.
„O wohl dir, Falke, daß du bist!
Du fliegst, wohin dir lieb ist,
du erküestest dir in dem Walde
einen Baun, der dir gefalle;
also habe auch ich gethan,
ich erkor mir selbst einen Mann,
den erwählten meine Augen;
darum beneiden mich schöne Frauen.
O weh, warum lassen sie mir nicht mein Lieb?
Begehre ich doch keinen i hrer Trauten (nicht)!

2. So wol dir, sumer wunne!
daz gevogel sang ist gesunde,
alse ist der linden ir loup.
Jar lank truobent mir ouch
miniu wol stenden ougen.
Min trut, du solt dich gelouben
anderre wibe;
wan, helt, die soltu miden.
Do du mich erst e sahe,
do duhte ich dich ze ware
so rehte minneklich getan;
des man ich dich, lieber man.“

O wohl dir, Sommerwunne!
Der Vogelfang ist frisch,
wie auch (ist) der Linden (ihr) Laub.
Jahrlang sind mir auch trüb
meine wohl stehenden Augen.
Mein Trauter du mußt entfagen
andern Weibern;
ja, held, die mußt du meiden.
Da du mich erstmals sahst,
da dächte ich dich fürwahr
so recht minniglich geartet;
daran mahne ich dich, lieber Mann.“

(Übers. v. Lied.)

2. Kurenberg. (c. 1170.)

1. Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr;
Da ich ihn gezähmet, so wie ich ihn wollte han,
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand,
Da hob er sich gar hoch und flog in andre Land'.
Seitdem sah ich den Falken in Glanz und Schönheit fliegen.
Er führt' an seinem Fusse reich seidene Riemen
Und war ihm sein Gefieder allroth gülden:
Gott sende sie zusammen, die geliebt wollen gerne sein.

2. Weib und Federspiel die werden leicht zahm,
Wer sie recht locket, so suchen sie den Mann,
So warb ein schöner Ritter um eine Frauen gut,
Wann ich daran gedente, so steht recht hoch mein Muth.

(2. Lied.)

3. Spervogel. (c. 1180.)

1. Er ist gewaltig und stark,
der ze wihen naht geborn wart,
daz ist der heilige krist;
ja, lobt in allez, daz dir ist,
niwan der tievel eine,
dur sinen grozen über muot
so vart im diu helle ze teile.

Er ist gewaltig und stark,
der zu Weihnacht geboren ward,
das ist der heilige Christ;
fürwahr, ihn lobt alles, was (dir) ist,
nur nicht der Teufel allein,
dem durch seinen großen Übermuth
die Hölle zu theil ward.

2. Swer gerne zuo der kirchen gat,
unde ane nit da stat,
der mak wol vrölichen leben,
dem wirt ze jungest gegeben
der engel gemeine;
Wol im, daz er ie geborn wart!
Ze himel ist daz leben also reine.

Wer gerne zur kirche geht
und ohne Reid da steht,
der mag wohl fröhlich leben,
dem wird zuletzt gegeben
der Engel Gemeinschaft.
Wohl ihm, daß er je geboren ward!
Im Himmel ist das Leben so rein.

3. Ich han gedienet lange
leider einem manne,
Der in der helle umbe gat,
der pruevet mine missetat;
sin lon der ist böse.
Hilf mir, heiliger Geist,
daz ich mich von siner vanknisse er-
löse!

Ich habe gedienet lange
leider einem Manne,
der in der Hölle umher geht,
der veranlaßt meine Missethat;
sein Lohn, der ist böse.
Hilf mir, heiliger Geist,
daß ich mich von seiner Gefangenschaft er-
löse!

4. Kaiser Heinrich VI. († 1197.)

Minnelied.

Ich sende diesen Minnesang der Süßen,
Die ich vermeiden nimmer kann und mag;
Wohl möcht' ich lieber mündlich sie begrüßen,
Und seufze d'rum so manchen lieben Tag.
Wer dieses Lied nun singt vor ihr,
Nach der ich so unsäglich schmachte,
Es sei Weib oder Mann, der grüße sie von mir!
Mir sind die Reich' und Lande unterthan,
So lang' ich bei der Minniglichen bin;
Doch wenn ich sie nicht mehr besitzen kann,
So ist Gewalt und Reichthum auch dahin
Und bitter Schmerz nur meine Habe;
So schwankt mein Herz in Lust und Leid
Und bringt durch ihre Gunst des Glückes Spiel zu Grabe.

Seitdem ich sie von ganzer Seele minne
Und ohne Wanken immerwährend trage
In meinem Herzen wie in meinem Sinne,
Zuweilen auch mit mancher schweren Klage;
Was gab sie mir dafür zu Lohne?
Da heut sie mir so süßen Sold,
Und eh' ich ihr entsagt', entsagt' ich eh'r der Krone.

Der sündigt wohl, wer meinem Wort nicht glaubt;
Ich könnte leben manchen lieben Tag,
Wo keine Krone käme auf mein Haupt,
Was ohne sie ich wahrlich nicht vermag.
Verlör' ich sie, was hätt' ich dann?
Ich wär' für jede Lust verdorben,
Und all' mein bester Trost der wär' in Acht und Bann.

(Übers. v. B. Müller.)

5. Heinrich von Belded. (c. 1184.)

1. Die sehndenden Gedanken,
Dabei meine Sinne allgemeine
Ganz ohne Wanken,
Besorgen immer das eine,
Wie ich ihr scheine,
Daß ich nun lange
Mit Sange
Sie meine
In treuem Muth, e,
Die Gute,
Die Reine.

Selig ich wäre
Und voll Freuden in meinem Muth, e,
Wollte meine Schwere
Bedenken die Wohlgemuth, e,
Die Wohlbehute
Vor falschen Dingen
Mit Singen.

Ich anmuth, e,
Daß sie mein hltte
Mit Güte,
Die Liebe, die Gute.

2. Seit die Sonne ihren lichten Schein
Gegen die Kälte hat geneiget,
Und die kleinen Vögelein
Ihres Gesanges sind geschweiget,
Ist traurig das Herze mein;
Ich wäöhne, es will Winter sein,
Der uns seine Kraft erzeiget
An den Blumen, die man sieht,
Von lichtem Glanz
Erbleichen ganz,
Davon mir geschicht
Leid und anders nicht.

(R. Lied.)

6. Reinmar der Alte. (c. 1200.)

1. Mir ist ein Leid vor allem meinem Leide;
Nicht, daß der Sommer hat ein Ziel;
Nun was thut es, salbt die grüne Haide?
Solcher Dinge gibt es viel.
Darüber weiß ich nichts zu sagen.
Ich habe mehr zu thun, als über Blumen klagen.

2. Hoch wie die Sonne steht das Herze mein;
Das kommt von einer Frauen, die weiß stet zu sein!
Ihre Gnade, wo sie sei,
Die machet mich von allem Leide frei.

7. Reinmar der Zweter. (c. 1200.)

1. Gott, Vater unser, der du bist
Im Himmel, und Gewalt hast über alles
was da ist,
Dein Name sei gebenedeit, und werd' uns
bald dein Reich zu theil.
Gescheh' dein Wille immerdar
Hier auf der Erde wie im Himmel von der
Engel Schar;

Gib uns unser täglich Brot, und was wir
brauchen, mach' uns feil.
Vergib uns allen unser sündig Leben,
Wie du willst, daß wir auch selbst vergeben
Um deine Gnade; denn wir kamen
Durch sie zu Schaden nimmermehr.
Versuch' uns Schwache nicht zu schwer
Und löf' uns auch von allem Ubel, Amen!

(R. Simrod.)

2 Die Liebe zwinget Weib und Mann;
 Kein Wunder ist darin.
 Da sie den Himmel zwingen kann,
 Warum nicht Menschenfynn?
 So zwingt der Schatz auch seinen Knecht,
 Daß er ihn dienen muß;
 Das edle Gold hat solch ein Recht;
 Es ist ein Zauberfuß.
 Nicht minder zwingt des Weines Kraft
 Und nimmt die Sinne ganz;

Es ist ein holder Lebenssaft,
 Und wundermild sein Glanz.
 Doch eines wundert mich allein,
 Ein wunderliches Spiel;
 Wie eines Würfels todtem Wein
 Ein lebend Herz verfiel;
 Wie eines Würfels todtes Wein
 Ein lebend Herz bethört,
 Daß es mit jedem Sinn allein
 Ihm eigen angehört.

(überf. v. Müllert.)

8. Der Marner.

(c. 1200.)

1. Trägt der Igel Stacheln außen an der Haut,
 Ist es recht, sie steh'n an ihrer Statt,
 Anders hab' ich manchen falschen Mann
 geschaut,
 Der die Stacheln in dem Herzen hat.

Hüte dich vor ihm, und trau'
 Nicht dem umgekehrten Igel,
 Der von innen rauh
 Und von außen glatt ist, wie ein Spiegel.

2. Ich rathe meinen Kindern, nicht zu werden alt;
 Doch wollen sie's, so mögen sie's erfahren.
 Die Welt ist jezo schon so jämmerlich gestalt';
 Wie wird sie stehen erst in dreißig Jahren!

(überf. v. Müllert.)

9. Gottfried von Straßburg.

(c. 1215.)

Die Gottesminne ist hochgemuth,
 Dabei demüthig und gut.
 Wer nicht so thut,
 Wie er soll gegen die Minne,
 Dem wird sie nimmer rechte kund,
 Noch minniglicher Wunden wund
 Zu keiner Sand'
 Wird er in seinem Sinne.
 Sie ist also seliglich gemuth,
 Daß sie sich offenbare
 In seinem Herzen als höchstes Gut
 Und als allerliebstes Herzenblut;
 Wer das nicht thut,
 Dem bleibt sie fremd, die Klare.
 Wen Gottes Minne nie bezwang,
 Wie der in hohen Freuden rang,
 Noch gut Gedank
 Ihm nie gewirzet inne.
 Wer Gottes Minne nie empfand,
 Der ist als ein Schatten an einer Wand,
 Dem unerkannt,
 Ist Leben, Wissen und Sinne;
 Wem Gottes Minne nie besaß
 Dem Sinn noch das Gemüthe,
 Der ist der Gnaden ein leeres Faß,
 Blind ist seines Herzens Spiegelglas,
 Sein Leib ist laß
 Gegen alles Heiles Blüte.

Daß ich nun von der Minne sage
 Und ihrer doch so wenig trage,
 Das ist eine Klage
 Und auch eine Noth viel große.
 Versuchte sie mir meinen Muth,
 Wie sie den reinen Herzen thut,
 Die wohl behut
 Sind und ganz tabellose:
 So möchte ich desto besser sagen
 Von der geweihten Minne;
 Nun muß ich an der Rede verzagen,
 Denn ich ihrer leider hab' getragen
 Bei meinen Tagen
 So wenig in dem Sinne.

Getreuer Gott, nun erbarme dich
 Gnädiglichen über mich!
 Der Gnaden ich
 Bedarf von ganzem Herzen;
 Denn meiner Sünden, der ist meh',
 Als Wogen sind in einem See;
 Deß ist mir weh
 Und dulde mancher Schmerzen.
 Ich hab' dich wenig meine Tage
 Geminnet mit frommem Willen,
 Daß ich dir, Herr, auch klage;
 Ich war gegen deiner Liebe ein Jage,
 Davon ich trage
 Ein rundes Herz im Stillen.

(R. Tisch.)

10. Walthar von der Vogelweide.

(c. 1190—1230.)

1. Malenwonne.

Wollt ihr schauen, was im Maien,
Wunder man gewahrt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das stolz gebahrt!
Ja er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist niemand alt.

Uns wird alles wohl gelingen;
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen, singen —
Nur mit Höflichkeit.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Thäten wir nicht so?

Wohl dir Mai, wie du beglücktest
Alles weit und breit,
Wie du schön die Blumen schmücktest,
Wabst der Haid' ein Kleid.
War sie bunter je?
„Du bist kürzer, ich bin langer,“
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee. . .

2. Trost im Leide.

Drückt dich heimlich Sorg' und Leid,
So gedanke guter Frau'n: du wirst erlöst;
Und gedanke lichter Zeit.
Stets hat der Gedanke Muth mir eingestößt.
Hab' ich oft in schlimmen Tagen Noth,
Nehm' ich mir ein Beispiel an der Haide,
Die sich schämt im Leide;
Sieht sie den Wald ergrünen, wird sie immer
roth.

Herrin, wenn ich den' an dich,
Was für Huld in dir und reine Tugend thront,
O laß ab! du rührest mich
Mitten an das Herze, wo die Liebe wohnt.
Lieb und lieber, beides mein' ich nicht:
Du bist mir das Liebste, das ich meine;
Du bist mir alleine
Vor aller Welt, o Herrin, Trost und Zu-
versicht. . .

3. Deutschlands Ehre.

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich.
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt; jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Gold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut;
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frau'n
Solche Dinge, daß sie alle Welt

Noch begier'ger wird zu schau'n;
Dafür nehim' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt' ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr;
Darum bescheid' ich mich und bitte sie nichts
mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab' ich viel geseh'n,
Nach den Besten blickt' ich allwärts.
Übel möge mir geseh'n,
Wenn sich je bereben ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch;
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand,
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir, Gott, so schwör' ich, sie sind besser
hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelshön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Ander's wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide gibt.
Lebt' ich lange nur darinne!

4. Vergängliche Freude.

Mancher trauert, der doch glücklich ist;
Nicht sieht man immer wohlgemuth,
Ob mein Herz gleich wahre Freude mißt;
Das kommt mir eben so zu gut.
Herzensfreude hab' ich viel gekannt, doch ach!
Stets war Herzeleid dabei;
Ließen mich Gedanken frei,
So wülßt' ich nicht um Ungemach.

Nimmer ging auch nur ein halber Tag
In ungetrübter Lust mir hin;
Wenn ich jemals ganzer Freude pfleg,
So flieht sie jeho meinen Sinn.
Alle Freuden dieser Erde, sie vergeh'n
Wie der lichten Blumen Schein;
Darum soll das Herze mein
Nicht mehr nach falschen Freuden steh'n.

5. Morgengebet.

Mit Sorgen laß mich heut' ersch'n,
Herr Gott, in deinem Schutze geh'n
Und reiten, wohinaus mein Weg sich lehret;
Herr Christ, an mir gib an den Tag,

Was deiner Güte Kraft vermag
Und sieh' mir bei zu deiner Mutter Ehre,
Wie ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Um als Mensch, als Gott so alt,
Demüthig vor dem Esel und dem Kinde;
Und doch mit himmlisch treuem Sorgen
Hielt dich Gabriel geborgen
Vor Gefahren mannigfalt:
So schütz' auch mich, daß man nicht falsch
mich finde,
Noch gegen deine Liebe kalt.

6. Gefährdetes Geleite.

(So stellt das Bild in der Manesse'schen Sammlung
den Dichter dar.)

Ich saß auf einem Steine,
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht' ich sorglos lange
Dem Weltlauf nach und ir'schem Heil;
Doch wurde mir kein Rath zu theil,
Wie man drei Ding' erwirbe,
Daß ihrer keins verdirbe.
Die zwei sind Ehr' und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden thut;
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen;
Die hätt' ich gern in einen Schrein.
Ja leider mag es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichthum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz;
Sie finden Hemmung allerwärts;
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute;
So Fried' als Recht sind todesrund;
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn
werden erst gesund.

7. Der Weise.

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen.
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was krieget oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag auch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,

So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmüthiglich,
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zu nichte,
Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande,
Wie zümet dir die Schande,
Daß jede Milde hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt!
Belehre dich! Nicht mehre
Der Fürstentronen Ehre.
Die armen Kön'ge drängen dich:
Philippen setz' den Weisen auf, so weichen
sie und beugen sich.

8. Die Minne.

Die Minn' ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
Irdischs Bildnis ward ihr nicht beschieden;
Ihr Nam' ist kund, sie selber freud hiemieden,
Und es kann doch niemand ohne sie
Des Himmels Gnad' und Gnuß gewinnen;
(Vertraue denen, die da minnen;)
In falsche Herzen kam sie nie.

Viel falsche Münz' in unsern Tagen
Ward nach der Minne Bild geschlagen;
Weißt du ihr Gepräg zu unterscheiden,
So blüßg' ich dir mit meinen höchsten Eiden.
Willst du in ihrem Schutz die Straße zieh'n,
Daß dir Unfug nimmer schadet,
Minn' ist im Himmel so bequadet;
Ich fleh' um ihr Geleit dahin.

9. Zucht.

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruthen zwingen,
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruthen zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eurer Zungen;
Das geziemt den Zungen;
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herflür.
Laßt kein böses Wort herflür,
Schiebt den Riegel vor die Thür;
Das geziemt den Zungen;
Hütet eurer Zungen.

(8. Eintrödt.)

11. Nithart.

(† 1245.)

1. Der Wald stand wie ein Greis
Von Schnee und kaltem Eis,
Fest steht er in lichter Farbe gar,
Nimm sein wahr,
Du stolzes Menschenkind,
Sei froh, so lang' noch Blumen sind.

Auf manchem grünen Reise
Hört' ich süße Weise
Singen von kleinen Vögelein;
Der Blumen Schein
Ich da fand,
Die Haide' in schönem Lichte stand.

Ich bin hold dem Maienglanz,
Darin flühte Ringeltanz
Liebchen im Lindenduft;
Süße Lust
Bezwang mit Wonne
Den Strahl der heißen Sonne.

(liberf. v. 2.)

2. Ich sah noch nie den grünen Wald
So schön mit dunklem Laub bedeckt,
Ihn hatten die Vöglein mannigfalt
Mit süßem Laut geweckt.
Ihr Gesang
Sommerlich klang.

Daß nun in's Grab der Winter sank,
Davon der ganze Wald erschallt.

Wonne ist auf den Auen,
Allwärts Freude aufgethan.
Stolze Mägdelein, Ritter und Frauen,
Weib und Mann
Bringet dar
In reicher Schaar
Den Dank den Rosen schön und klar,
Ihr möget sie in Freuden schauen.

(liberf. v. 2.)

12. Ulrich von Lichtenstein.

(1200—1276.)

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein;
An der Haide blühen schöne
Blumen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Muth,
Wenn er denkt an ihre Güte,
Die mir reich macht mein Gemüthe,
Wie der Traum den Armen thut.

Hoffnung hat auf hohe Dinge
Die Erwartung mir gestellt,
Daß mir's noch an ihr gelinge,
Süßes Loos mir noch einst fällt.
Der Erwartung freu' ich mich.
Gebe Gott, daß ich's beende,
Daß sie mir den Wahn nicht wende,
Der mich freut so inniglich.

Die viel Süße, Wohlgethane,
Frei von allem Wandel gar,
Lasse mich im lieben Wahne,
Bis er endlich werde wahr,

Daß die Freude lange währe,
Daß ich weinend nicht erwache,
Noch dem Trost entgegenlache
Und der Huld, die ich begehre.
Wünschen nur und süß gedenken
Ist die meiste Freude mein.
Will sie mir den Trost nur schenken,
Daß ich stets ihr dürfte sein
Mit den beiden nahe bei;
Will sie das mit Willen leiden,
Mir so holdes Glück bescheiden:
Wünsch' ich, daß sie selig sei.

Süßer Maie, du alleine
Tröstest alle wunderbar;
Mich erfreust du im Vereine
Mit der ganzen Welt kein Haar.
Möchtest du mir Freude geben
Außer ihr, der Lieben, Süßen?
Trösten kann mich nur ihr Grüßen,
Ihres Trostes will ich leben.

(R. Simrock)

13. Der Wartburgkrieg.

(c. 1280.)

Behandelt in Gesprächsform den Sängerkreis zwischen Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Reinmar von Zweter, Vitrolf u. a., der 1207 auf der Wartburg stattgefunden haben soll. Heinrich pries das Lob Leopolds von Osterreich, Walther den Landgrafen Hermann. Ofterdingen wird befehligt und soll den Tod erleiden. Klingor aus Ungarland, ein Zauberer, wird herbeigerufen, läßt sich mit Wolfram in einen Ritterskreit ein und verläßt Thüringen, nachdem er vom Landgrafen belohnt worden.

1. Rangskreit.

Walther. Einen König und zwei Fürsten reich
Nur nehm' ich aus, die andern stell' ich zu der Sterne Licht.
Die Besten sind dem Morgensterne gleich,
Der durch die Dämm'ung bricht.

Nicht länger laß ich's ungesagt:
Der zweien Fürsten einer mag wohl gleich der Sonne sein,
Wenn sie die trübten Wolken all' verjagt
Und strahlt in vollem Schein.

Heinrich von Ofterdingen, sprich, wer mag der Edel sein,
Des Jüngend über alle Fürsten gleich der Sonne ragt?

Ofterdingen. Von Osterreich, der Herre mein,
Von seiner Milde wird noch viel gejunen und gesagt.

Nun hört, ob ich ihn richtig messen kann:
Wo er nur sei,
Ist Leu und Mann,
Denn beider Herz und Großmuth wohnt ihm bei.

Walthar. Der Tag muß doch preiswürd'ger sein,
Als Sonne, Mond und Sternenglanz, wie ich vermeinen will;
Das gestehen gern mir hohe Pfaffen ein
Und weiser Laien viel.

Wenn ich noch Reugen schuldig bin,
So weiß ich weise Meister aufzufinden fern und nah,
Die in der Schrift belesen sind und in
Der Lande Chronica.

Eble Thüringer, Hessen, Franken, Schwaben, laßt euch fragen,
Wer mag der Fürst wohl sein, der all der Welt ist übergleich?
Thüringens Landgraf mag uns tagen:
So steht ihm nach ein Sonnenschein, der Held von Österreich.

Der Tag der Welt mit Wild und Zahm erfreut,
Das ist bekannt;
Mit Freuden streut
Uns all sein Gut Hermann von Thüringerland.

2. Der Kreuzesbaum.

Klingsor. Gewachsen ist ein edler Baum,
Mit hoher Kunst gebildet in des Gartens Raum;
Seine Wurzel hat der Hölle Grund durchgangen.

Sein Wipfel rühret an den Thron,
Da der süße Gott bescheidet Freunden Lohn;
Von den Ästen ist der Garten ganz umfangen;

In voller Fierde prangt der Baum, besaunet in reicher Schöne.
Dazwischen sitzen Vögelein,
Die singen süßen Sang in Stimmen klar und fein;
Vielsach ist ihre Kunst und ihr Getöne.

Unter dem Baume liegt ein Thier,
Das heißt mit Recht nach seiner Art Alistenier (List, Falschheit);
Es achtet nicht das Doh, das nieder sinket,

Ob Sonn' es löst, ob Windesweh'n.
Nur weise Gotteskinder es zu lesen geh'n,
Wie ihnen dort ihr hoher Meister winket,

Der oben auf dem Baume steht und Früchte bricht vom Zweige.
Wer mir nun rathen kann den Stamm,
Vor seinem Löwenmunde will ich sein ein Lamm,
Da ich, wo Er will reden, billig schweige.

Wolfram. Der Garten ist die Christenheit,
Der edle Baum das heil'ge Kreuz; das mag so breit,
So hoch und weit die ganze Welt beschließen,

Den Himmel und der Hölle Grund.
Wo der leide Teufel ansümt manchen Fund;
Denn wo er liegt, da mag ihn wohl verdrießen.

Wer mit Gott gedeihen will, das Bild erwähl' er gerne,
Führe das Kreuz an seiner Hand;
Er ist behütet, kam er weit in fremdes Land,
Und sei gewiß, der Teufel bleibt ihm ferne.

Nun greif' ich an die Aste breit,
Die trägt das edle Kreuz in all' die Welt so weit,
In mancher Hand; wer sich damit will decken,

Der ist beschirmt so Nacht als Tag;
Das ist dem leiden Teufel gar ein Schwerteschlag,
Sein kranker Sinn, der muß davon erschrecken.

Erlöset hat des Kreuzes Kraft die israelischen Gäste;
Seine Wurzel drang zur Höllenglut
Und nahm daraus hervor das reine Himmelsgut,
Daran zerbrach die leide Höllenweste.

(R. Simrod.)

14. Markgraf Otto IV. von Brandenburg.

(† 1308.)

Uns kommt wieder ein sichter Maie,
Der gibt manchem Herzen Muth.
Er bringet Blumen mancherleie,
Wer sah jemals süßeres Blut?
Vögleintöne sind mannigfalt,
Wohl gelaubet steht der Wald,
Manch traurig Herz wird wohlgestalt.

Ich will nach ihrer Huld ringen
Alle meine lebenden Tage;
Soll's mir nicht von ihr gelingen,
Sterbe ich in sehrender Klage,
Tröste sie mich dann zu Stund',
Ihr durchlauchtig rother Mund
Hat mich auf den Tod verwund't.

(R. Tied.)

15. Heinrich von Meißen (Frauenlob).

(† 1318.)

So steh' ich hier vor werthen Frauen reine,
Ich lob' die zarten Frauen schon,
Die ich mit Treuen meine,
Sie tragen wohl der Ehren Kron'.
Wo ward auf Erden ihr Lob gemessen?

Ich lob' die Frauen früh und spat,
Ihr Lob, das will ich immer mehrten.
Ein Mann, der Frauen-Huld nicht hat
Und der mich von den Frauen ab wollt'
lehren,

Und soll ich dann von zarten Frauen singen,
So mög't ihr hören, ob ich's kann;
Gott laß es mir gelingen!
Ich wollt', es lebt' auf Erden kein Mann,
Der sich gen einer Frau hat vergessen.

Den wollt' fürbaß ich mit Gesang hier
lehren;
Ich lob' die werthen Frauen zart,
Sie können uns wohl alles Leids ergetzen.

(R. Tied.)

16. Freibank's Bescheidenheit.

(Vielleicht von Walther v. d. Vogelweide; c. 1230.)

Das gedankenreiche Gedicht zerfällt in Abschnitte, welche von Gott, des Menschen Seele, von allen Ständen, von öffentlichen Verhältnissen, Tugenden und Lastern (von den Kezern, von Hoffahrt, von den Pfaffen, den Königen und Fürsten, von Rom u. s. w.) handeln.

1. Gote dienen ane wanc.
deist aller wisheit anevanc.

Swer dise kurze zit
die ewigen vröude git,
der hat sich selber gar getrogen
und zimbert uf den regenbogen.

Swer die sele wil bewarn,
der muoz sich selber lazen varn.

Swer Got minnet als er sol,
des herze ist aller tugende vol.

Gott dienen ohne Want
Ist aller Weisheit Anfang.

Wer um diese kurze Zeit
Verliert die ew'ge Seligkeit,
Der hat sich selber betrogen
Und zimmert auf den Regenbogen.

Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren.

Wer Gott minnet, wie er soll,
Desß Herz ist aller Tugend voll.

2. Es sei übel oder gut,
Was im Finstern jemand thut,
Und was im Herzen wird erbacht,
Das wird noch all' an's Licht gebracht.

Man sagt, es sei der Seele leid,
Wenn sie der Leib mit Gott entzweit;
Doch wär' die Seele ohne Schuld,

So verlöre sie nicht Gottes Huld.
Wer dreier Dinge dächte,
Vermiede gern das Schlechte;
Was er war, und was er ist,
Und was er wird in kurzer Frist.
So sprechen, die da sind begraben,
Zu den Greisen, zu den Knaben;

Was ihr seid, das waren wir;
Was wir sind, das werdet ihr.
Wie die Seele beschaffen sei?
Des Wunders werd' ich nimmer frei.
Woher sie komme, wohin sie fahr',
Die Bahn ist mir verborgen gar.
Hier weiß ich selbst nicht, wer ich bin;
Gott gibt die Seele, der nehm' sie hin.
Gleich einem Hauch fährt sie von mir
Und läffet meinen Leichnam hier.

Ein Wunder ist des Windes Weh'n,
Den keiner greifen mag, noch sehn;
Großmächtig mag die Seele sein;
Wie sie sich zeigt, ist sie klein.

Die Hölle und das Himmelreich,
Von beiden ist mein Wissen gleich.

Ein Theil ist mir beruoft von dieser Welt,
Nicht weiß ich, wie's in jener ist bestellt.

3. Sich selbst kann niemand überwinden,
Der sich die Welt nicht läßt entschwinden.

Was andres ist denn diese Welt,
Als Leute, Ehre, Gut und Geld?

Was thut die Welt doch immerdar?
Wird alt und böse; nehmt es wahr.

Heute lieb und morgen leid,
Das ist der Welt Beständigkeit.

Es ringt die Welt so sehr
Nach Gut und Wit und Ehre;
Ein Weltmann fand, ich sag's mit Zug,
Der dreie nimmermehr genug.

Wer Gott und Welt vereinen kann,
Den heiß' ich einen sel'gen Mann.

So flüß ist nichts auf Erden hier,
Das nicht die Zeit entleide dir.

Was man auf Erden rechtes thut,
Das gilt im Himmel auch für gut.

Die Süße der Welt — ich sag' es frei,
Daß sie das Gift der Seele sei.

Soll die Welt ein Ding begehren,
Darfst du es ihr nur verwehren.

4. Wer sich zu einem reichen Mann
Gesellet, der verliert daran.

Das Meer noch niemals größer ward,
Weil eine Gans das Wasser spart.

Die Armen und die Reichen,
Sie suchen ihres gleichen.

Ein Land noch niemals Ruhm gewann
Von einem reichen bösen Mann.

Die reichen Freunde sind alle werth,
Der armen Freunde keiner geehrt;
So einem wird das Gut genommen,
Der ist auch um den Freund gekommen.

Wer Reichthum, Wissenschaft und Ehren
Vermehrt, wird seine Mühe mehren.

Wenn geringe Leute zu reichen werden,
So unverträglich ist nichts auf Erden.

Die Geizigen und Reichen
Soll man dem Meer vergleichen;
Wie viel des Wassers fließt in's Meer,
Es hätte des Wassers gen noch mehr.

Das Wünschen mancher nicht lassen kann
Und wird d'rum doch kein reich'rer Mann.

Wasserhuch und Meer — den beiden
Mag niemand den Durst verleiden.

5. Ein Freund ist besser nahebei
Als in der Ferne der Freunde drei.

Der Freunde hab' ich immer viel,
So lang' ich sie nicht brauchen will.

Ein selbsterworb'ner Freund bleibt fest,
Wenn der Verwandte dich verläßt.

So lang' die Sädel klingen,
Die Freunde zu Haufen dringen;
Verlieren sie das Klingen,
So schwindet sehr das Dringen.

Sich'rer Freund, erprobtes Schwert
Sind in Nöthen Goldes werth.

Viele Freunde zu gewinnen
Braucht es wenig Besinnen;
Doch der muß sein ein weiser Mann,
Der gute Freunde halten kann.

Wohl ihm, der Freunde viel gewinnt!
Weh' ihm, desß einz'ger Trost sie sind!

6. Die Liebe, — wer sich nicht hüten kann —
Sie blendet auch den weisen Mann.

Der Weiber Muth war' immer froh,
Wenn sie des Mannes ebenso
Sich könnten freu'n, wie er an ihnen;
Sie würden stets getreu ihm dienen.

Die Frauen haben langes Haar
Und kurz Gemüthe, das ist wahr.

Ein Weib wird vor sich selber werth,
Wenn sie der besten einer begehrt;
Gleichwie der Mann sich höher trägt,
Der einer hohen Liebe pflegt.

Wenn ich denn alles sagen soll —
Es ist auf Erden keinem wohl
Als wer ein Weib hat, lieb und traut,
Und fest auf ihre Treue baut.

Was gut und böses wird gethan,
Die Weiber haben ihr Theil daran,
Des schlimmsten und des besten,
Des kleinsten und des größten.

7. Liebe, Geld und großer Gewinn
Verkehren guten Mannes Sinn.

Begrab'ner Schatz, verborg'ner Sinn,
Von beiden hat niemand Gewinn.

Wo eines Schatz verborgen ist,
Da ist sein Herz zu jeder Frist.

8. Der Glieder schlimmstes, das wir tragen,
Das ist die Zunge, hör' ich sagen,
Die Zunge reizt zu manchem Streit
Und manchem langewähr'nden Reid.
Was wir von Übel je vernommen,
Das ist zumeist von ihr gekommen.
Die Zunge reizet manchen Born,
Daß Leib und Seele sind verlorn.
Die Zunge stiftet manche Noth,

9. Wie wohl that Gott, daß er verbodt,
Daß jemand wisse seinen Tod;
Nähme man ihn zum voraus wahr,
Da wäre kein der Tänzer Schar.

Ein Jammer ist's, daß niemand mag
Dem Tod entrinnen einen Tag;
Mit allem seinem klugen Sinn
Vermag ihm keiner zu entflieh'n.

Wiewohl ich sterben lerne,
Ich thu' es doch nicht gerne,
So lang' ich noch vermag zu leben,
Will ich dem Tod entgegenstreben.

Von der Freude sind die Frauen genannt,
Ihre Freude freuet alle Land';
Wie gut der Mann die Freude kannte,
Der sie zuerst die Frauen nannte!

Pfennigsalbe Wunder thut,
Erweicht manchen harten Muth.

Wer den Pfennig liebt mit Maß,
Keine Missethat ist das;
Doch heutzutage gilt das Geld
Vor allem andern in der Welt.

Die niemand wendet, als der Tod.
Die Zunge manchen schändet,
Verstümmelt und verblindet.
Die Zunge hat kein Bein
Und bricht doch Bein und Stein.
Die Zunge störet manches Land,
Die Zunge stiftet Raub und Brand,
Sie ist's, die Treue scheidet,
Der Liebe die Lieb' entleidet.

Schönheit, Adel, Zucht und Jugend,
Reichthum, Ehre, Wit und Tugend,
Die läßt der Tod nicht stete stehen,
Was wir verdient, das muß geschehn.

Vor allen Nöthen ist eine Noth:
Was lebend ist, das fürchtet den Tod;
Darüber ist mir's nie recht wohl,
Wohin ich nach dem Tode soll.

Der Tod, das ist das letzte Fest,
Zu dem die Welt uns laden läßt.

(R. Simrod.)

17. Der wälsche Gast.

(Von Thomasin von Zerklar; c. 1220.)

Vom Adel.

Ist einer noch so hoch geboren,
Der Herzensadel hat verloren,
So sage ich euch wohl klirrwahr,
Er schändet seine Abkunft gar.
Wenn einer hochgeboren ist,
So heißet sein Adel aller Frist,
Daß er auch hoch und edel thu';
Und so er sich nicht zwingt dazu,
So trifft ihn nur des Vorwurfs mehr;
Sein Adel mindert seine Ehr'!
Es wundert mich auch wahrlich sehr,
Wie nur ein tücht'ger Mann begehrt
Auf seiner Ahnen adlig Thun
Sich stolz etwas zu gut' zu thun!
Thu' er doch lieber selber das,
Dadurch er möge gelten daß
Durch sich ein Edler, als durch jene;
Als besseren Stolz ich diesen wähne.

Vom Vater her ist jeder Mann

Geadelt, wer's verstehen kann;
Wer seine Abkunft stets im Sinn,
Der hat den Adel immerhin,
Denn die sind alle Gottes Kind',
Die seinem Worte folgsam sind,
Und wer misachtet sein Gebot,
Der hat den Adel, den ihm Gott
Verlich'n, durch eig'ne Schuld verloren,
Und hat freiwillig sich erkoren
Den einz'gen Stand, der niedrig ist,
Durch eig'ne Schuld zu aller Frist.
Als er vom edlen Vater ließ,
Sich selbst er aus dem Adel stieß.
Habt ihr vernommen mich nach Zug,
So ist es euch wohl klar genug,
Der Adligste zu jeder Frist
Ist der, der wirklich edel ist.
Und wie ich auch gesagt zur Zeit,
Recht thun ist rechte Höflichkeit.
Der hat den rechten höflichen Muth,

Der, was er thut, mit Rechten thut;
Wer Recht vertritt, wo er nur kann,
Der ist der rechte Edelmann;

Dem wisset, diese Edeln sind
Gemeinlich Gottes echte Kind!

(R. Simrod.)

18. Der Edelstein.

(Von Ulrich Bonerius; c. 1330.)

Dies Büchlein heißt der Edelstein,
Enthält manch' Lehre klug und fein.
Gibt in der Weis' Beispiele gut,
Als wie der Dorn der Rose thut.
Wer nicht erkennt wohl den Stein
Und seine Kraft, des Nuz ist klein.

Wer obenhin das Beispiel nimmt
Und innen nicht wird ungestimmt,
Dem wird wohl kaum zu Nuz und Frommen
Was hier geschrieben steht, bekommen.
Das merket Frau und Mann,
Also fängt das Büchlein an.

(überf. v. L.)

1. Von einem Frosch und einer Maus.

Ein Frosch zu einer Maus sich wandt',
Als er sie auf dem Wege fand:
„Gott grüß' dich, traunter Gefelle mein,
Beständig soll unsere Freundschaft sein!“
Die Maus kommt' auf dem Weg nicht weiter,
Denn vor ihr sfoß ein Bach, ein breiter.
„Ich will dir helfen, wie mir Gott,“
So sprach der Frosch ohn' allen Spott,
„Daß du wohl kommest in dein Hans.“
An seinen Fuß band er die Maus
Mit einer Schnur. Alsdann
Der Frosch zur Maus begann:
„Ich will dich lehren schwimmen wohl,
(Von Untreu' war sein Herze voll,)
So kommst du sicher in dein Hans.“
„Wohlan!“ sprach nun die dünne Maus.
Der Frosch rasch in das Wasser sprang,
Die Maus am Fuß er nach sich zwang.
Dann wollte er sich senken
Und seinen Freund ertränken.
Die Maus strebt auf, der Frosch zog nieder;
Was er gelobt, dem that er zuwider.
So brach an der Maus er seine Treu'.
Da slog ein hungriger Weib' herbei
Und entschied den argen Krieg zur Stell',

Daß er sie beide faste schnell.
Die Maus er in den Klauen fing,
Der Frosch fest an dem Faden hing.
Er war verstridet so darin,
Daß beider Leben nun dahin.
Er ließ sie fallen in das Gras,
Wo schnell er dann sie beide fraß.

Sich selbst hat man oft eine Grube ge-
graben
Und meint, sie dem andern gegraben zu
haben;

Mit Untreu ist man nie weit gekommen,
Sie hat selten ein gutes Ende genommen.
Wo Wort' und Werke sind ungleich,
Da wird der Mensch nie an Ehren reich.
Wo unter der Zunge die Hinterlist
Und Herzensfalschheit verborgen ist,
Da hüte vor Falschen sich, wer kann,
Sowohl das Weib als wie der Mann.
Hätte der Frosch hier nicht gelogen,
Die Maus so offenbar betrogen,
So kommt' er noch lange springen auf Erden.
Die Falschen müssen zu Schanden werden.

(überf. v. L.)

2. Der Kaiser und sein Edelstein.

Ein Kaiser hatt' einen Edelstein,
Gar große Kraft war in dem Schein.
Er war viel schwerer, als ein Blei
Oder ein ander Geschmeide sei.
Legte man auf die Wag' den Stein,
Es wäre lang, groß oder klein,
Was gegen ihn gewogen ward,
Das hub er in derselben Fahrt.
Keine Schwere mocht' ihm widerstehn,
Es war ein Wunder anzusehn;
Wenn er bedeckt mit Nische ward,
So verlor er auf derselben Fahrt
Seine Schwere gar und ali' seine Kraft.
Da sprach des Kaisers Meisterschaft:
„Diesen Stein ist, Herre, dir gleich,
Weil über alle Königreich'
Der Welt gehet deine Gewalt,
Die ist groß und mannigfalt.
Dieweil du magst das Leben han,

So mag dir niemand widerstahn;
So bist du schwer, gleich wie der Stein,
Alle die Welt ist dir zu klein.
Wenn aber du nun fällest nieder,
So kommt deine Kraft nimmer wieder.
Sobald dein Haupt wird bedacht
Mit Erde, so zergeht deine Macht.
Darum sollst du bedenken dich,
Daß du bist, Herre, tödtlich,
Und sollst dich richten auf die Fahrt,
Die nie an Menschen trüglich ward.
Wenn der Gewalt'ge niederfällt,
So ist erloschen seine Gewalt.
Wer recht gedenket an den Tod,
Der hütet sich vor der Hölle Roth.
Niemand sich freue seiner Jugend
Noch seiner Gewalt; hat er Tugend,
Der mag er sich erfreuen wohl,
Wenn er von himen scheiden soll.

So groß ward nie keine Gewalt,
 Noch kein Reichthum so mannigfalt,
 Noch ist niemand also reich,
 Daß der Tod wohl von ihm weich'.
 So geschieht ihm nach des Steines Art,
 Wenn er bedeckt mit Asche ward,
 Seiner Kraft war er beraubet gar,
 So wird der Kaiser auch fürwahr
 Beraubet aller Würdigkeit,
 Seine Gewalt wird klein, die eh' war breit.

Daran gedenken Jung und Alt,
 Wie gar zergeht der Welt Gewalt,
 Weisheit, Adel und Muth.
 Wer soll denn haben hohen Muth,
 Wer in der Welt ein fröhlich Wesen,
 Seit von dem Tod nichts mag genesen!
 Alles, das je geboren ward,
 Das muß kommen auf des Todes Fahrt.
 Er sei jung, alt, arm oder reich,
 Sie müssen sterben alle gleich.

(Übers. v. 2.)

19. Der Reimer.

(Von Hugo von Trimberg; c. 1300.)

(„Wan er sol rennen durch die laut.“)

1. Von hoher Dichter Lob.

Herr Walthar von der Vogelweide
 Singt schön von Freud' und Leide,
 Obwohl er nicht war reich an Gut,
 Sang er doch mit sinnigem Muth.
 Herr Reimar und Herr Peterlein
 Können wohl seine Genossen sein.
 Dasselbe will ich dem Marner gestehn,
 Und wer Meister Konrad hat gesehn
 Von Würzburg, und was er gedichtet,
 Der weiß wohl, daß er richtet
 Sein Aug' auf aller Dichter Bahn;
 Doch rennet allen der Marner voran,
 Der lustig Deutsch und schön Latein,
 Frische Brumen und starken Wein.

Gemischt in seiner Verse Getön.
 Meister Konrad ist von Worten schön,
 Die er gar lieblich hat gerechfelt
 Und von Latein also gedrechelt,
 Daß jeder Laie sie vernimmt,
 Wenn sich's im Deutschen auch nicht ziemt.
 Wer dichten will, der dichte so,
 Daß hoch und niedrig werde froh
 An seines Dichterfluges Worten,
 So wird er geehrt an allen Orten.
 Denn was der Mensch nicht versteht,
 Träg' ihm in die Ohren geht.
 Doch hör' ich sagen von manchem Thoren,
 Meister Konrad sei kein Dichter geboren.

2. Von zu früher Heirat.

Mädchen, die früh sich vermählen,
 Der den geistlichen Stand erwählen,
 Bevor sie der Mutterpfleg' entnommen
 Und in die richtigen Jahre gekommen,
 Die kann man, die armen wie die reichen,
 Sehr wohl mit Birnen vergleichen,
 Die unreif fallen zur Erden
 Oder grün vom Baum gebrochen werden.
 Niemand weiß, wie sie gerathen;
 Sie seien gesotten oder gebraten,
 Selten schmecken sie gut.
 Manch Weib es ebenjo thut.
 Der Mann hat schlechten Zeitvertreib,
 Dem Sorge macht ein böses Weib,

Kein Thier sich schlimmer gebart,
 Als ein Weib von böser Art.
 Wenn ein gut Weib wird beschert,
 Der wird von jedem hochgeehrt,
 Man heißt ihn einen seligen Mann;
 Denn das Weib mit ihrer Tugend kann
 Beider Seligkeit vermehren,
 Sie genießen großer Ehren,
 Der Mann trägt sie mit Geduld
 Und pflegt sie mit aller Huld;
 Sie haben großen Gewinn davon,
 Von Gott empfangen sie den Lohn,
 Daß sie mit Freuden kommen zu Jahren
 Und Leib und Seele sich bewahren.

3. Von einem Pfaffen und einem Esel.

Ein Pfaff' war jung und dabei klug,
 Wie es Pfaffen gibt genug.
 Er war stolz und hochgenuth,
 Seine Stimme deuchte ihm sehr gut.
 Des Gesangs war er so voll,
 Daß, wenn's ihm aus der Kehle scholl,
 Die Leute, die ihn singen hörten,
 Ihn gern in seiner Andacht störten;
 So hoch und hell er manchmal sang,
 Den Leuten war's ein Ohrenzwang.
 Nun sang er einst vor dem Altar,
 Eine Frau ganz in der Nähe war.
 Die hatte verloren ihr Gelein.

Ihr Kummer war darob nicht klein.
 Sie weinte viel und klagte laut,
 Der Pfaff' war darob sehr erbaut.
 Als sie nun so weint' und klagte,
 Der Pfaffe zu ihr gültlich sagte:
 „Ach, liebe Frau, was bedeutet das,
 Daß eure Augen sind so naß?“
 Er wähnte, daß ihr's hätt' gefallen,
 Und sprach: „Soll ich euch singen mehr?“
 „Ach nein, mein Herr, ich hör' so jäher!“
 „Nun sagt mir doch, was ihr so klaget,
 Ich helfe gern, wenn ihr mir's saget.“

„Ich meinte, weil der Wolf gefressen,
Das Gelein, das ich befaßen.
Er fraß es auf in wildem Grimme,
Und wenn ich höre eure Stimme,
Ist mir's, als hört' ich das Gelein
Mit seiner Stimm' nach Futter schrei'n.
Mein lieber Herr, es wundert mich,
Wie ihr und Esel so gleichen sich.“
Der eitle Pfaff' empfand die Schand',
Daß seine Stimme war erkannt.
Doch ihm gefiel sein' Stimm' so sehr,
Daß er sie brauchte noch viel mehr.

Wer wähnt, daß er der Beste sei,
Dem wohnt ein Narr stets nahe bei.
Nicht wundert, daß in des Ohres Nähe
Der Mund nicht öfters ruft: „o wehe,
Was ist das für 'ne Stimm' so grell,
Als hört' man den Esel schrei'n zur Stell'!“
Wenn man sich hörte mit fremden Ohren,
So würde man nicht zu einem Thoren,
Wie hier dem Pfaffen ist geschahn.
Auch hör' ich oft die Rede gehn:
Die schlechten Sänger singen am meisten,
Die guten thun sich nicht erdreisten.
(Übers. v. 2.)

20. Berthold von Regensburg.

(† 1272.)

1. Vom seligen Anschauen Gottes.

Alle die freude, di do zu himel ist, der ist nit, wanne von dem schine, der von unsers herren antlitze get. Unt rehte als alle sternen ir lihte von der sünnen nement, also habent alle heiligen ir gezierde und ihr schonheit von gote, und engele und allez himelische her. Reht als alle die sternen dez himels, der mane und die planeten, groze und kleine; die habent allesampt ihr liht von der sünnen, die uns da lühtet; und also hat alles himelisches her, engel und heiligen, die hohsten und die minnesten, die habent allesampt ihr liht von der sünnen, die uns da lühtet, und also hat alles himelisches her, engel und heiligen, die hohsten und die minnesten, die habent allesampt ir freude und ir wünne und ir gezierde und die ere und wirde und auch die schöne, daz habent sie allesampt von der angesichte gotes, daz si got ansehent. Die engele, die do unser hütent, die sehent in aller zit an, als ob si bi im wern. Wanne alle die freude, die im himelriche ist, die duhte sie zu nihte, solten sie got niht ansehen. Und do von selig sint, di reins hertzen sint, wann sie werdent got sehende. Nu sehent, ir liebe cristenheit, wie selig die sint, die da reines hertze tragen.

2. Vom Frieden.

Der almechtig got hat uns allen sampt gepotten, das wir thun ain ding, do uns aller past nutz ist und das uns gar sanfft thut, und das alle die welt gern thut. Wann er gedacht, ob er uns ains ding gepotten hette, das wir ungerne gethan hetten, das wir das nymmer hetten behalten, und davon hat er uns das gepotten, das wir alle gern thun. Also gern sach uns' herr, das vil gesindes in seinem kunigreich worn. Got helff nur, das wir all dar komen. Secht, wolt ir mir nu volgen, so kunt ir gar sanfft zu dem himelrich, do so vil freuden ist und also weit und also gross ist. So behaltent nur das ain ding, das uns got gepotten hat und das wir doch alle gern thun, und do uns gar wol mit ist, des sol uns holt wol lusten. So lang und lanck ir es gern thut und doch das himelrich damit gewinnet. Und der sein ye mer und ye oft thut, so im got ye mer eren und freuden geben wil in seinem himelrich. Nun secht, ob ir es thun wolt oder nicht. Wann es ist also gut dasselb ding, das uns got gepotten hat, das wir damit zu himel komen, dass sein der vogel in den lufften begehrt, der wolf in dem wald, der visch in dem wage, der wurm in d' erde, die thir, das viech und ett alles das lebt, das begehrt alles sampt des selben dinges, es sei man od' fraw, arm od' reich, gelert od' ungelert, alt od' jung, dieb od' d' raub; sein wird halt der tiufel nach dem jungsten tag begerende, sein begerent die v'dampften in der helle, die im segfuir und ett alles, das lebt auff erde, das ist des dinges begerend, das uns der almechtig got do gepotten hat; das ist ein kuniglich gepot, das man also wol behaben mag und do man also grosse ere und freud mit v'dienen mag. Secht, nu wil ich iuch es nennen und recht auf iuw' genad der worten, das ir es also behaltent, dass ir zu dem grossen und schonen himelrich kumpt, do d' ewigen freuden nymmer zu rumet. Nu mugt ihr es gern haben, so lang sein alle die welt begehrent ist und alie creatur und es heisset: frid, frid, frid.

Dritte Periode.

Das Zeitalter der Volks-Literatur.

(c. 1350—1600.)

A. Literaturbilder

aus der Zeit vor der Reformation.

1. Das Heldenbuch.

(Von Caspar von der Rön; c. 1472.)

Enthält Bearbeitungen der Helden sagen von Hildebrand, Ortnit, Wolf Dietrich, Ecken, großem und kleinem Rosengarten.

Das jüngere Hildebrandslied.

„Ich will zu Lande reiten,“ sprach Meister Hildebrandt,
„Ist gleich von alten Zeiten der Weg mir unbekant.
In fremden Landen waren wir manchen lieben Tag,
Daß mein in dreißig Jahren Frau Ute nicht mehr pflag.“

„Wilst du zu Lande reiten,“ sprach Herzog Anelung.
„Was begegnet dir auf der Haide? ein stolzer Degen jung,
Dort auf des Berners Marke, der junge Hebrand;
Und rittest du selbzwölfter, du wirtdest angerant.“

„Ist er mit Reiten dem so wild in seinem Übermuth,
Ich zerhau' ihm seinen grünen Schild, es thut ihm nimmer gut.
Ich zerhau' ihm seine Brilme mit einem schnellen Schlag,
Daß wohl ein Jahr darüber seine Mutter klagen mag.“

„Daß thu' du nicht,“ verietzte von Bern Herr Dieterich,
„Daß du den Jungen tödtest, Hilbrand, bitt' ich dich.
Du sollst ihn freundlich bitten, wohl um den Willen mein,
Daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm mag sein.“

Als er vom Garten ansritt wohl zu des Berners Mark,
Er kam in große Arbeit von einem Helden stark.
Von einem jungen Degen ward er da angerant:
„Was suchst du hier, du Alter, in meines Vaters Land?

Du führst einen Harnisch lauter, recht wie ein Königskind,
Du machst mich jungen Helden mit seh'nden Augen blind.
Du solltest daheim verbleiben und haben gut Gemach
Bei heißen Kohlengluten.“ Der Alte lacht' und sprach:

„Sollt' ich daheim verbleiben und haben gut Gemach?
Viel Streitens muß ich treiben, davon werd' ich oft schnach;
Muß reiten und streiten so manche Heeresfahrt;
Das glaube mir, du Junger, d'rinn grauer mir der Bart.“

„Den Bart will ich dir raufen, du alter grauer Mann,
Daß dir das Blut soll laufen herab wohl auf den Plan.
Den Harnisch und den grünen Schild mußt du mir übergeben,
Dazu auch mein Gefang'ner sein, daß du behälst das Leben!“

„Mein Harnisch und mein grüner Schild hat stets mir Schutz gewähret,
Ich traue Gott vom Himmel wohl, mir ist leicht Glück bescheret.“
Sie ließen von den Worten und griffen nach dem Schwert.
Was diese begehrten, deß wurden sie gewährt.

Der Junge gab dem Alten gar einen harten Schlag,
Daß Hildebrand, der Alte, von Herzen sehr erschrak.
Der Junge sprang zwölf Klaster zurück mit seinem Leib.
Der Alte sprach: „Solch' Springen, das lehrte dich ein Weib.“

„Sollt' ich von Weibern lernen, das wär' mir eine Schand';
Ich habe Ritter und Knechte in meines Vaters Land;
Viel Ritter sind und Grafen an meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernt hab', das lern' ich aber noch.“

Wohl kluger Sinne pflegen sah man den alten Mann,
Bis er dem jungen Degen sein' Waffen unterrann.
Er thät' ihn zu sich zücken, wo er am schmalsten was,
Und warf ihn auf den Rücken wohl in das grüne Gras.

„Wer sich an alten Kesseln reibt, den schwärzt gar leicht der Rahn;
Also geschieht dir Jungen hier von mir alten Mann.
Nun sage mir und beichte, dein Priester will ich sein,
Bist du ein junger Wölfling, so laß ich dich gedeih'n.“

„Wölflinge, das sind Wölfe, die laufen in dem Holz;
Ich bin aus Griechenland ein junger Degen stolz.
Meine Mutter heißt Frau Ute, die edle Herzogin,
Und Hildebrand mein Vater, dem ich gar unkund bin.“

„Heißt deine Mutter Ute, die edle Herzogin,
So wisse, daß ich Hildebrand, dein lieber Vater bin.“
Auf schloß er seinen goldnen Helm und küßt' ihn auf den Mund;
„Nun sei der reiche Gott gelobt, daß wir beide noch gesund.“

„Ach Vater mein, die Wunden, die ich dir hab' geschlagen,
Die wollt' ich dreimal lieber an meinem Haupte tragen.“
„Nun schweige still, mein lieber Sohn, der Wunden wird wohl Rath;
Der reiche Gott, der sei gelobt, der uns vereinigt hat.“

Das währte von der None bis zu der Besperzeit,
Da kehrte heim gen Berne Herr Utebrand vom Streit.
Was führt' er an dem Helme? Von Gold ein Kränzelein.
Was führt' er an der Seiten? Den liebsten Vater sein.

Er führt' ihn an der Mutter Tisch und setzt' ihn oben an,
Er bracht' ihm Essen und Trinken; die Mutter war ihm gram;
„Ach Sohn, mein allerliebster Sohn, der Ehren ist zu viel,
Der den Gefangenen oben an zur Tafel setzen will.“

„Nun schweiget, liebe Mutter, und hört, was ich euch sage,
Er hat mich auf der Haiden schier gar zu Tod geschlagen.
Nun hört mich, liebste Mutter, kein Gefangener soll er sein,
Es ist Hildebrand, der alte, der liebste Vater mein.“

„Ach Mutter, liebste Mutter, nun biet' ihm Zucht und Ehr'.“
Da hub sie an zu schanken und trug's ihm selber her.
Was hatt' er in dem Munde? Von Gold ein Ringelein;
In den Becher ließ er's sinken der liebsten Frauen sein.

2. Der Teurdant.

(Von Kaiser Maximilian und Melchior Pfingzing; c. 1515.)

Das Gedicht stellt die Brantwoerbing Kaiser Maximilians um Maria v. Burgund allegorisch dar. Auf seinem Zuge treten ihm Fürwittig, Unfals, Neidelbart (Botweiz, Unglück, Neid der Zeitgenossen) entgegen, die schließlich vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt werden.

1. Wie Teurdant durch Fürwittig aber in ein gefersicht mit einem Löwen geführt ward.

Eines tags da furt Fürwittig
Den Helden mit Im felschialich
Vnd spaziren durch ein gassen,
Darinn ein Leo, aus der massen
Groß vnd freissam, gefangen lag.
Als pald den Fürwittig ersach,
Ziel im in seinen syn: möcht ich
Zu disem Löben bringen dich
Zu das kleine hevwlein hinein,
So hoffet ich, es solt in pein
Der selb leb bringen dich sitwar.
Zu den gedancken thamens dar;
Kint der Fürwittig an vnd sprach:
„Her, in disem hütkem gemach
Wart ein löben gefangen helt;
Wartlich, der möcht werden gezelt
Für tewrlich freydig vnd manhaft,
Der demselben löben aus krafft
Griff truslichen in seinen mundt;
Dann er khenndt zu der selben stundt
Gleich einen freidigen man
Vnd lest in widerumb weg gan
Von in gemnlichen on alles leyh.
Doch so rat ichs, bei meinem ayd,
Nit, das ir solt euchs vnderfahen;
Dann wurdet ir schaden empfahen,
So mocht mir darinn werden die schuld
Gegeben, dardurch ich etw huld
Verlur; das het ich nit geren.
Wolt irs aber nit emperen,
So mügt ihr das thun, ob ir welt.
Aber der Künigin es gefelt
Wol, wann sy hört von einem man
Sagen, der sich darff vnderstan
Der geleiches erlich sachen.
Euren namen wurdet ir machen
In gar vil manchem frembden landt

Durch solch that mit eren bekandt.“
Der Teurdant zu dem löwen ging
Vnd sich das zu thun vndersteng,
Bedacht die sachen auch nicht paß,
Dann er dafir hielt, alles das,
So im der Fürwittig sagt vor,
Es beschach on list vnd wer war:
Grepff damit den löwen in schundt,
Der stund vor im als ein zam hund,
Dann er des Helbs mandlich gemüet
Erkannt, darumb er mit nicht willet
Gegen im, als er vor het than.
Teurdant gieng on schaden darinn;
Des wundert sich Fürwittig seer,
Gedacht heimlich: Ich sich, das nit mehr
Wich wellent mein reind vnd anschleg
Helffen, ich gedenck wohl, der teg
Er wer ye nit thomen darinn.
In den dancken sach er hergon
Gegen im den tewrlichen Held,
Zu dem er sprach: „Her, euch erwelt
Billichen mein frau zu der Ge,
Dann ich der gleichen sach nit mee
Gehöret hab von eim sagen
Vet allen meinen lebtagen;
Vnd dieweil ichs selbs hab gesehen,
So mag ichs mit warheit jehen
Vnd öffnen der edlein Künigin,
Die wirt darab vol freuden sein.“
Mit den worten sy hin thamen
Widerumb zuhaus vnd namen
Von einander ein gute nacht.
Fürwittig sich weiter bedacht,
Wie er mocht durch subtilig weg
Den Held bringen, das er widerleg.
Sein possheit die lernet in das,
Wiewol es als verlorn was.

2. Auf einer Gemienjagd.

Unfals eins mals zum Held kam,
Sprach: „Her, gesteren ich vernam
Von einem vast guten Jeger,
Wie ein steinbock het sein leger
In disem gepyrq vor eich hoch.
Der selbigen tier habt ir noch
Bisher nye faines gefangen;
Wo ir het darnach verlamgen,
Auf dises hoch gepyrq zugan,
So will ich euch hinführen lan.“
Teurdant sprach: „Das gefelt mir wol!“
Unfals der wisset, das hol
Was der selbig perq liberal,
Darumb so müest der Held thun ain sal,

Das mocht er sich nicht ennthalten.
Teurdant lies die sach got walten,
Ging af den perq mit dem Jeger,
Suchten den steinbock im leger.
Als sy in alle hoch kamen,
Sprachen sy all bed zusamen:
„Wir sein nit an aim guten enndt.“
Der Jeger sprach: „Wich dunckt, die wendit
Seh an disem ort mitrb vnd faul.“
Er het kaum aufgethan das mau,
Ein stain vnder dem Teurdant brach,
Dardurch er schier in vngemach
Wer thomen, gelauket mir das;
Dann als er in dem fallen was,

Begriff der Held zu seinem gelick
 Ein stauden, dieselbig was did,
 Daran er sich des vals erhielt.
 Darnach vunder dem Jeger spielt
 Ein staim, das er viel auch hernach.
 Dem zugleich weys kein laid geschach,
 Dann er auch an ainer stauden behieng.
 Twerdanna als palbt aus der waundt gieng.
 Der Jeger volget im auch nach,
 Herwunden zu dem Helden sprach:
 „Ich glaub, Vnsalo hab vuns herein
 Darumb gewest, das wir solten sein
 Werab zutodt gefallen.
 Es ist vuns ye auf herot allen
 Beden warlich genaw gewesen.“
 Twerdanna sprach: „West ich das, genesen
 Solte er nit vor meiner hanndt!“
 In dem khamen sy auf das landt,
 Gienngen mit einander zu haus.
 Vnsalo lieff gen in heraus,

Sprach zu dem Helden vnuerzagt:
 „Herr, habt ir den staimbod geiagt
 Oder denselben gar gefangen?
 Sagt mir, wie ist es euch ergaungen?“
 Twerdanna zu im aus zoren sprach:
 „Ich main, ir habt mir dieselb sach
 Darumb zugericht, das ich het sollen
 An dem perg nich zutodt fallen.“
 Vnsalo sprach: „Es ist ewr schertz,
 Gott erkhem mein getrewes hertz,
 Ob ich nit ee mein leib verlor,
 Dann das eich newr ein finger ichwur,
 Geschweig, das ich wolt vrsach sein,
 Das ir solt kumen in tods pein.“
 Also belib die sach gestilt,
 Vnsalo was heimlichen wild,
 Die stauden er gennzlich verflucht,
 Darneben amnder vrsach sucht,
 Damit der Held mit khem daruon,
 Wie ir hernach vintd geschrieben stan.

3. Das Buch der Abenteuer. (Von Ulrich Fürterer; c. 1470.)

Das Gedicht behandelt in schwerfälliger Titulrestrophe die Stoffe des bretonischen und Gral-Sagenkreises mit Einleitung über Helden- und Ritterorden.

Zwein hilft einem Löwen im Kampf mit einem Drachen.

Eines Tages Herr Zwein ging von damen
 Und kam in dunkeln Wald.
 Da hört' er, wie im Sturme rannen
 Ein Löw' und ein Drache, daß es schallt
 Von ihrem wilden Kampf und Streit
 Durch die Bäum' und Blätter,
 Und macht' sich d'rauf zur Hilf' bereit.
 Ihr Würgen und ihr Schnaufen,
 Das sah Herr Zwein wohl,
 Auch ihr Kratzen und ihr Klauen.
 Er weiß nicht, wem er helfen soll,
 Und denkt, wen ich vom Tod befreie,
 Der wird zu Dank und Lohne
 Mich genießen lassen meine Treue.
 Dem Wurm aus dem Munde
 Wie Feu'r und Schwefel drang
 Himans in die weite Runde
 Ein gräßlicher Gestank.

Herr Zwein an des Löwen Seite
 Litt große Angst und Pein,
 Und dunkles Blut floß in die Weite.
 Mit seinem scharfen Schwerte
 Schlag er den Wurm durch's Haupt,
 Der war, ob er sich wehrte,
 Des Lebens bald beraubt.
 Nun dacht' Zwein, wie werd' ich kommen
 Vom Löwen frei? Der zeigt sich zärtlich,
 Daß er zu Hilf' ihm war gekommen.
 Nun ritt er durch die Wilde
 Noch manchen langen Tag,
 Über Berge und Gefilde.
 In weiter Ferne lag
 Beim Brummen eine Kapelle
 In seiner lieben Frauen Land,
 Dahin begab er sich zur Stelle.

(überf. v. E.)

4. Reineke de Vos. (1498.)

Das muthmaßlich von Hermann Barlhufen in Rostock verfasste und 1498 in Lübeck erschienene Gedicht, aus einer niederländischen Quelle hervorgegangen, behandelt die Thiersage am vollständigsten.

1. Der Löwe, der König der Thiere, läßt einen allgemeinen Frieden ausrufen und allen Thieren anbieten, an seinen Hof zu kommen.

Es war an einem Maientag,
 wo Blum' und Laub die Knospen brach,
 die Kräuter sproßten, froh erklang
 in Busch und Hain der Vögel Sang;
 der Tag war schön und Balsamduft
 erfüllte weit umher die Luft;
 der Thiere König, Nobel der Leu

hielt Hoftag und ließ mit Geschrei
 ihn laut verkünden überall.

Da kamen stracks mit großem Schall
 der edlen Herr'n und stolzen Gesellen
 so viel, daß man sie nicht konnt' zählen;
 selbst Kükle der Kranich, Matz der Staar

und Marquart der Häher erschienen sogar; denn Nobel wollte mit seinen Herren ein Fest begeh'n in Freuden und Ehren, darum er alles zusammen berief, was ging, was hoch, was slog, was lief, Thier und Vögel groß und klein, bis auf Meinken den Fuchs allein, der so viel Muthat vorgenommen, daß er nicht durst' nach Hofe kommen.

Wer Böses thut, der scheut das Licht; So ging es Meinken, dem bösen Wicht, er hatt' am Hofe bösen Gerich, d'rüm er zu kommen Bedenken trug. So bald der Hofstag nun begam, klagt' über ihn auch jedermann. Grimbart allein, der Dachs, blieb nach, der nicht von Meinken Böses sprach.

(Nach Soltan.)

2. Wo de hane mit groter drobenisse kumt unde klaget.

Hane Heunink quam mit synem geschlecht in des konninges hof gebaren und brachten up ener dobenbaren ene dode henne, de het Krassebot, de Meinke hatte gebetten dot; hals unde hovet hadde he er afgebetten; dit moeste nu de konnink wetten. De hane quam vor den konnink stan unde sach ene ser drofsik (traurig) an; he hadde by sik twe hanten grot, de drovich weren umme dessen dot. de ene was geheten Krejant, de beste hane, den men vant twischen Holland unde Brantryk; de ander was em ser gelst

unde het Kantart, ser kone und upricht. se drogen en bernende licht. der heimen broder weren dessen twe, se repen bede wach und wo! umme Krassebot, ever suser dot dreben se rewte unde drofnisse grot. noch weren twe ander, de trogen de boven, men mochte ere drofnisse bern horen. Hane Heunink vor den konnink gink unde sprach: guedige here, her konnink, horet myne worde dorch guaden unde enfermet ju des groten schaden, den my Meinke best geban unde mynen kindern, de hier stan u. s. w.

3. Wie man das todte Huhn begrub.

Der König sprach: Hahn Henning, deiner Tochter, dem guten Huhn, wollen wir Todtenrecht erst thun, wollen Vigilien für sie singen und sie zu ihrer Ruhstatt bringen; das soll gescheh'n mit allen Ehren. Darin wollen wir mit diesen Herren uns über die besten Mittel besprechen, um diesen schnöden Mord zu rächen.

Als bald gebot er Jungen und Alten, Vigilien bei der Leiche zu halten. Und kaum war das Gebot ergangen, so ward „Placebo“ angefangen. Wer damals (ungern oder froh) mitsang: Placebo Domino, das zu erzählen wär' zu lang, auch wer die Litaneien sang und Responsorien nach Gehöhr; darum beklirzen wir uns hier. Man ließ sie in die Gruft hinab und dann bedeckte man das Grab. wer in der Gruft begraben lag, dieselbe Grabchrift also sprach:

Kratzfuß liegt hier, der Heimen beste, Stets fand man Eier in ihrem Neste. Sie konnte trefflich scharren und schaben; Jetzt leider! liegt sie hier begraben. Meineke hat sie todt gebissen; das thut sie aller Welt zu wissen, und daß er es aus Frevel gethan, damit es leid sei jedermann.

Der König ließ den Rätthen entbieten, die immer guten Rath ihm riethen, sie sollten sich mit Fleiß besprechen, wie man den Unfug sollte rächen an Meinken, der kein Heiliger war. Den Rätthen sämmtlich schien es klar, da sie den Fuchs als listig kannten, man miß't ihm melden durch Gesandten, er sollt', zum Schaben oder Frommen, unfehlbar gleich nach Hofe kommen und stellen sich vor Ding und Recht, und daß ihm Braum die Botschaft bräch't.

(Nach Soltan.)

4. Wie Braum der Bär mit einem Brief zu Meinken gesandt ward, und wie er ihn fand und ansprach.

Der König sprach zu Braum dem Bären: „Euch will ich mit dieser Botschaft beehren. Ich befehl' euch, Braum, werdt sie mit Fleiß; doch seht euch vor, seid klug und weiß', sehr falsch ist Meineke, voll von Ränken, er weiß manch' losen Rath zu erdenken; er wird euch schmeicheln und belligen, und kann er, wird er euch sicher betriegen.“ —

„O nein,“ sprach Braum, „beruhig't euch nur, ich sag' euch bei meinem höchsten Schwur, so laß es Gott mir nimmer glücken, wenn mich Meineke höhnen soll und berücken. Ich wollt' es so übel ihm wieder eintränten, daß er zu bleiben nicht wußte mit seinen Schwänken.“

Da machte Braun der Bär sich auf mit stolzem Muth den Berg hinauf; durch eine Wüste, groß und lang, nahm er zuwörderst seinen Gang. Dann kam er, wo zwei Berge lagen und sein Nefse pflegte zu jagen; er war erst dort den Tag zuvor. So kam er vor Malepartus Thor, denn Reineke hatte manch' schönes Haus; doch Malepartus, die Burg, voraus war die beste von allen gar; da lag er, wenn er in Sorgen war. Als Braun nun vor dem Schlosse stand und dessen Thor geschlossen fand, durch welches Reineke pflegte zu gehn, da blieb er vor der Pforte stehn und dachte bei sich, was zu beginnen. „Freund Reineke,“ rief er, „seid ihr darinnen? Ich bin Braun, den der König zum Boten erkoren.

Er hat bei seinem Gott geschworen, kommt ihr nicht an Hof zu Gericht, oder bring' ich euch mit mir nicht, da Recht zu nehmen und zu geben,

5. Wie Reineke nach vorsichtigem Bedenken hinausging und Braunen mit freundlichen Worten willkommen hieß.

Als Reineke so des Bären Worte vernommen hatte bei der Pforte, da glaubt' er dem Stolzen nicht alsbald; er sorgte für einen Hinterhalt. Doch als er's gründlich jezt vernommen, daß Braun alleine war gekommen, da war's um seine Furcht gethan. Er ging hinaus und sprach ihn an: „Willkommen, Ohm Braun, in meinem Heimwesen!

Ich hatte so eben die Bepser zu lesen, Drum kommt' ich nicht eher zu euch kommen. Ich hoffe gewiß, es soll mir frommen, daß ihr hierher gekommen seid. Seid willkommen, Ohm Braun, zu jeder Zeit; weiß ich gleich dem keinen Dank, der da schuld ist, daß ihr diesen Gang übernahmt, der allzuschwer euch war. Ihr schreit ja, daß euch trieft das Haar. Hand unser Herr, der König reich, seinen andern Boten zu senden, als euch? Denn ihr seid der größte, der edelste Mann, den man am Hofe finden kann. Doch wird es mir ganz absonderlich frommen, daß ihr zu mir seid hergekommen. Sehr wird mir helfen eu'r kluger Rath bei dem König, der uns zu gebieten hat. Hättet ihr die Fahrt nicht übernommen, Ich wär' doch morgen zu Hof gekommen. Zwar dünkt mich jezt in meinem Sinn, daß ich zu gehn unfähig bin. Ich aß mich schier heut überfatt An fremder Speise, das macht mich matt; der ganze Leib, seht, schwoll mir an.“ Da fragte Braun: „Was aßet ihr dann?“

so soll es euch kosten euer Leben. Bleibt ihr aus, ihr verwirrt des Königs Gnade, euch ist gedräu't mit Galgen und Rade. Drum rath' ich euch gut, mit mir zu kommen.“

Reineke hatte wohl alles vernommen; er lauerte drinnen und dachte bei sich: „Wenn es das Glück doch wollte, daß ich den Bären bezahlte für die Worte, die er so hochfährig spricht an der Pforte! ich will's bedenken, das ist das beste.“ Da ging er tiefer in seine Bestie. Malepartus war ein winkliger Ort, hier ein Loch, eine Höhle dort, viel krumme Schlitze, eng und lang, und zur Flucht manch' wunderlicher Gang, die kommt' er zuthun und versperren, wenn er hörte, daß der Feind nicht fern. Wenn er seinen Raub hinein brachte, oder mußte, daß man ihn zu fahen gedachte um seine falsche Mißthat, so fand er hier den sichersten Rath. Auch lief einfältig hinein manch' Thier, das fing der Verräther mit schlauer Bier.

Reineke sprach: „Was hilft' euch das, Wenn ich euch sagte, was ich aß? Es war schlechte Kost, die ich hier traf; ist doch ein armer Mann kein Graf! Wissen wir bess' res nicht auszutreiben, so essen wir frische Honigscheiben. Das aß ich heut' aus Hunger auch; davon ist mir so dick der Bauch. Ich muß' es essen wider Willen und kann die Schmerzen nun nicht stillen. Wenn ich was besser's finden kann, so rühr' ich keinen Honig an.“

Berwundert sprach Herr Braun sofort: „Ei, ei, was hör' ich für ein Wort! Dünkt Honig euch so wenig werth, den mancher doch mit Fleiß begehrt? Honig ist eine so süße Speise, die ich vor allen Gerichten preise. Reineke, helfst mir dazu kommen, so beden' ich wieder euer Frommen.“ — Er sprach: „Ohm Braun, es ist euer Spott!“ — „D nein,“ sprach Braun, „so helfe mir Gott! soll' ich spotten? das thut' ich nicht.“ Da gab ihm Reineke, der rothe, Bericht: „Ist das euch Ernst, das laßt mich wissen; seid ihr des Honigs so besiffen? Hier wohnt ein Bauer, heißt Rüsteseile, es ist nur eine halbe Meile, der hat viel Honig, versteht mich recht, nie sah' ihr es mehr, noch eu'r ganzes Geschlecht.“

Braun den Bären gelüstete sehr, nach Honig stund all' sein Begehrt; er sprach: Zeigt mir den Weg dahin,

ich gedenk' es euch wieder, so wahr ich bin;
wenn ich mich Honigs satt sollt' essen,
man müßt' ihn mir mit Scheffeln messen.“
Reineke sprach: „Nur gleich auf die Fahrt!
Der Honig werde nicht gespart.
Ich bin zwar noch gar schlecht zu Fuß,
die Liebe jedoch mich stärken muß
und die Ehrfurcht vor des Königs Befandten;
auch weiß ich keinen von meinen Verwandten,
dem ich Gutes stets so gern gegönnt.
Zumal ihr mir wieder dienen könnt
gegen meine Freunde und ihre Klage,
an des Königs Hof, am Herrentage.

Ich mach' euch Honigs satt und voll
noch heut, von dem besten, merket wohl;
ihr werdet ihn nicht alle mögen;“
doch Reineke sprach es von herben Schlägen.

Reineke lief voraus geschwind,
da folgte Braum ihm nach wie blind.
Reineke dachte: will's gelingen,
ich will dich schön auf den Honigmarkt bringen.
Sie kamen bald an Rüstseils Haus;
da freute Braum sich im voraus;
doch daß er sich freute, das ward zunicht:
so geht es noch manchem unflugen Wicht.

6. Wie Reineke Braum den Bären dahin geleitete, wo er Honig essen sollte, was ihm übel bekam.

Der Abend war herangefommen;
bald hatte Reineke vernommen,
daß Rüstseil, wie stets er pflag,
zu Hans in seinem Bette lag.
Rüstseil war als Zimmermann
berühmt; in seinem Hofe sah'n
sie eine Eiche, die wollt' er zerklöben.
Schon hatt' er eingeschlagen oben
zwei Keile, die waren glatt.
Reineke merkt' es an der Statt.
Das Holz war schon an einer Seite
Gespelzt in einer Ellen Weite.
Er sprach: „Nun hört mich, Oheim Braum!
Seht hier, in diesem hohlen Baum
ist des Honigs mehr, als ihr wohl glaubt.
Nun steckt tief hinein das Haupt;
übernehmt euch nicht, ich rath' euch zum
es möcht' euch übel sonst bekommen
in euer'm Leib, laßt euch berichten.“
Braum sprach: „Reineke, sorgt mit nichten.
Meint ihr gar, ich sei ein Fraß?
Zu allen Dingen tut ist Maß.“
Also ward der Bär zum Thoren;
er steckte das Haupt bis über die Ohren
mit den Vorderfüßen in den Spalt.
An die Arbeit gab sich Reineke bald,
er brach die Keile heraus mit Kraft.
Da lag der Bär in schmählicher Haft;

die Eiche klemmt' ihm Haupt und Füße,
ihm half nicht schelten noch schmeicheln süße.
Sonst war er stark und kühn, doch nun
hatt' er mit Überkraft zu thun.
So brachte der Nefse den Ohm mit List
In den Baum, aus dem keine Rettung ist.
Er begann zu heulen und zu schnarren,
Mit den Hinterfüßen im Sand zu scharren,
und machte solchen Lärm vor dem Haus,
daß Rüstseil eilends sprang heraus.
Was bedeutet, dacht' er, dies Geheul?
Er brachte mit ein scharfes Beil
für den Fall, daß es zu brauchen wär'.
Braum lag indeß in Angsten schwer.
Der Kloben, d'rin er lag, ihn kluiff,
er zog und zerrte sich, daß er pfiß;
die Müß' war all' umsonst geschehn,
schon glaubt' er nimmer zu entgehn.
Auch Reineke meint' es und sah Rüstseil
von ferne kommen mit dem Beil.
Da rief er dem Bären: „Wie steht es, Braum?
Eßt nicht zu viel, das rath' ich euch traun,
des Honigs! sagt mir, mündet der Schmaus?
Ich sehe, Rüstseil kommt heraus,
vielleicht will er den Gast bedenken
und will euch auf die Mahlzeit schänken.“
Hiermit ging Reineke heim zuhant
Nach seinem Schloß, Malepartus genannt.

7. Wie der gefangene Braum von den Bauern geschlagen wird.

Da kam Rüstseil gerannt.
Als er den Bären gefangen fand,
da gab er hastig sich an's Laufen;
Er wußte einen Bauernhausen
im Wirtshaus sitzen über'm Bier.
Er sprach: „Kommt eilends all' mit mir!
Es hat sich in meinem Hofe dort
ein Bär gefangen, auf mein Wort!“
Sie folgten ihm all' und liefen sehr;
ein jeder nahm mit sich seine Wehr,
was er zuerst zu fassen bekam,
der die Gabel, jener die Hacke nahm,
der dritte den Spieß, der vierte den Rechen,
der flünfte ging einen Stab aus dem Zaune
brechen.

Der Kirchherr und der Küster, beide
kamen auch hin mit ihrem Gereide;
die Passentöchin, Frau Fülte genannt,
die beste Grüte im ganzen Land
bereiten konnte, auf den Socken
kam sie gelaufen mit ihrem Woden,
an dem sie den ganzen Tag gefessen,
den armen Braum damit zu messen.
Als Braum hörte den Lärm mit Angst
Noth,
gefangen lag auf den Tod:
da zog er das Haupt heraus mit Gewalt,
doch sitzen blieb ihm in dem Spalt
von Gesicht und Ohren Haar und Haut:
ein kläglicher Thier ward nie geschaut.

Das Blut ihm über die Ohren lief.
Zwar bracht' er das Haupt heraus, doch tief
hielt ihm der Spalt die Füße gefaßt.
Nun ruckt' er sie auch heraus in Hast,
als wär' er rasend und ganz von Sinnen.
Da blieben ihm die Klauen drinnen
und das Fell dazu von beiden Rissen.
Der Honig war nicht von dem süßen,
zu dem ihm Reineke Hoffnung gemacht.
Eine üble Reise hatte Braun vollbracht,
ja, es war ihm eine sorgliche Fahrt.
Das Blut lief hell über seinen Bart;
die Füße schmerzten ihn so sehr,
er konnte nicht gehen noch stehen mehr.
Da kam Ristefeit, der zu schlagen begann,

sie fielen ihn allzumalen an;
alle, die mit ihm kamen daher,
Braunen zu schlagen, war ihr Begehr!
Der Pfaffe trug einen langen Stab;
wie manchen Schlag er damit ihm gab!
Er konnte sich nirgend nur verschnaußen,
sie bedrängten ihn in dichten Haufen,
ein Theil mit Spießern, ein Theil mit Beilen,
der Schmied mit dem Hammer und mit der
Feilen;
etliche hatten Schaufeln, etliche Spaten;
damit zermürbten sie ihm den Braten.
Sie gaben ihm so manchen Schlag,
daß er im eigenen Blute lag. . .

8. Wie Reineke von vielen Widersachern schwer verklagt wird.

Es kam zusammen ein groß' Parlament
die im Kreise standen, wollten behend
Reineken das Leben abgewinnen;
sie sprachen ihn an mit klugen Sinnen,
man vernahm da mancherlei Klagen;
doch verstand er jedem Antwort zu sagen.
Niemand hat gehört noch gesehen,
daß an einem Tage wär' geschehn
so manche Klage von Vögeln und Thieren,
so listiger Rath, so scharfes Bissen,
als man da hörte und vernahm.
Wenn aber Reineke an's Antworten kam,
ward nie schönere Ausflucht vernommen,
als da aus Reinekens Mund ist gekommen.
Er entschuldigte sich von allen Dingen,
die man wider ihn auch mochte bringen,
daß es all' die Herr'n zu wundern begann,
wie schöne Rede Reineke konnte,

und sich der Sachen all' entschlagen,
die man wider ihn mochte sagen.
Zulezt, daß ich die Rede nicht länger,
brachten ihn Zeugen in's Gedränge,
deren Redlichkeit außer Zweifel war;
die zeugten wider Reineke laut und klar,
daß er schuldig sei der Missethat.
Da ging der König in den Rath;
sie stimmten ihm einhellig bei,
daß Reineke des Todes schuldig sei:
D'rum solle man ihn binden und fangen,
An seinem Halse ihn lassen hangen.
Da halsen ihm kluge Worte nicht viel:
nun ging es Reineken aus dem Spiel.
Der König selber das Urtheil sprach,
Reineke erschraf, als rühr't ihn der Schlag;
auch ward er jetzt ohn' alles Weilen
gesangen und gebunden mit Seilen.

9. Wie Reineke gefangen und zum Tode geführt ward.

Da Reineke also ward gefangen,
und das Urtheil war, er sollte hangen,
und Reinekens Freunde dies hatten vernommen,
so viel ihrer waren an Hof gekommen,
wie Martin der Affe, der auch stand zu Rechte,
und Grimbart mit vielen, die seinem Ge-
schlechte
als Blutsverwandte angehörten;
als die von diesem Urtheil hörten,
betrübtien sie darüber sich schwer,
niemand glaubt wohl leicht, wie sehr;
denn Reineke, der ein Bannerherr war,
den sprach man nun aller Ehren bar

und verdammt' ihn zu einem schmählischen Tod.
Seine Freunde mochten diese Noth
nicht ertragen, nahmen Urlaub gleich
und räumten des Königs Hof und Reich.
Aber den König betrübtie dies,
daß ihn so mancher Knappe verließ
aus Reinekens großem Geschlechte.
„Es wäre gut, daß ich's bedächte,“
sprach er zu einem aus seinem Rath,
„wie groß auch Reinekens Missethat,
in seinem Geschlecht ist doch mancher Mann,
den der Hof nicht wohl entbehren kann.“

10. Wie Reineke mit großen Ehren vom Hofe schied.

Reineke dankte dem König sehr:
„Habt Dank, großmächtiger König sehr,
für die Ehre, die ihr mir mochtet schenken;
ich will es euch immer, wie billig, gedenken.“ —
Der Dichter, der diese Historien schrieb,
erzählt uns ferner, wo Siegrim blieb.
Er lag in dem Kreise, sehr übel verletz't;
ihn besuchten seine Verwandten jetzt:
sein Weib und Hünze und Braun der Bär,
sein Gesunde, seine Kinder, seine Freunde mehr;

die trugen ihn aus dem Kreise mit Klagen,
sie brachten ihn auf einer Bahre getragen;
da lag er warm, von Heu umwunden.
Darauf besah man seine Wunden;
Reineke sagte den Freunden Lebewohl;
darauf verließ er wohlgenuth
den Hof: gelungen war's ihm gut.
Der König bot ihm sein Geleit,
als er zu scheiden war bereit.
„Reineke,“ sprach er, „kommt bald wieder!“ —

Reineke kniete sich vor ihm nieder;
 er sprach: „Wie dankbar ich euch bin!
 Und meiner Frau, der Königin,
 euer'm Rath und all' den Herrn daneben,
 Erhalt' euch Gott zu langem Leben!
 Ich leiste gern, was ihr begehrt;
 ich hab' euch lieb, das seid ihr werth.
 Ich will nun fort zu Weib und Kindern
 und ihre Sehnsuchtschmerzen lindern,
 wofern es euch, o Herr, behagt!“
 Der König sprach: „Seid unverzagt!
 Fahrt frank und frei von Ort zu Ort!“ —
 So schied mit manchem schönen Wort
 der Fuchs und stand in großer Gunst.
 Wer sich versteht auf Reinekens Kunst,
 der ist noch an allen Höfen werth,
 bei allen Fürsten hochgeehrt,
 ob sie geistlich oder weltlich sein:
 sie stimmen mit Reineken meist überein.
 Reinekens Geschlecht hat Ehr' und Macht,
 es wächst noch täglich bei Tag und Nacht.
 Wer aber Reinekens Kunst nicht kann,
 den sieht die Welt mit Verachtung an.
 Der Reineke werden nun viel gewahrt,

nicht jeder trägt einen rothen Bart;
 ob er beim Papsi, beim Kaiser sei,
 sie treiben's nur schier alzufrei.
 Simon und Gebhart behaupten das Feld;
 man kennt bei Hof nichts besser als Geld.
 Das Geld schwimmt oben, deckt die Sünden;
 wer Geld hat, kommt wohl auch zu Freunden.
 Wer Reinekens List zu üben weiß,
 gelangt zu Ehr' und hohem Preis.
 Hiervon genug: nun höret recht,
 wie Reineke schied mit seinem Geschlecht,
 wohl ihrer vierzig an der Zahl.
 Die freuten sich nun allzumal,
 da sie mit Ehren zogen nach Haus.
 Reineke schritt als ein Herr voraus
 und zeigte sich voller Fröhlichkeit;
 der Schwanz war ihm geworden breit.
 Er hatte des Königs Gunst errungen,
 in seinen Rath sich wieder geschwungen.
 Daraus wird, dacht' er, kein Schade kommen!
 Wem ich wohl will, dem kann ich frommen;
 meinen Freunden erzeig' ich mich allzeit hold;
 noch preis' ich Weisheit über das Gold!

(Nach Simrod.)

5. Der Pfaffe vom Kalenberg. (Von Ph. Frankfurter; c. 1380.)

Ein durchtriebener Student erwirbt sich durch seine Späße die Gunst des Herzogs von Oesterreich und wird Pfarren.
 Als solcher treibt er theils böse, theils lächerliche Späße fort.

Wie der Pfaffe über die Donau fliegen will.

Darnach der Pfarrherr kundte denken
 Wie er seine Wein' wolt auß schencken,
 Die waren all kanig und zäch.
 Das jm nicht schad daran gehech,
 Ein abentheur er bald zurich,
 Wol vor der Bawen angücht,
 Vnd saget ihn one triegen,
 Er wolte iber die Thonaw fliegen,
 Wol ab dem Thurn vom Kalenberg.
 Es war doch niergen Kii' noch Zwerg.
 Beide, von Mannen vnd von Frauen,
 Sie wollten all das wunder schauen;
 Vnd wie er doch nu fliegen wolt,
 Pfaun federn hett er verholt,
 Die hieng er hien den vnd vorn an sich
 Vnd deucht sich gleich als ein Sittich (Papagei).
 Also trat er da hin vnd har
 Vnd bran recht wie ein Engel klar,
 Der da kompt auß dem Paradeiß.
 Er trieb seltsame geberd vnd weiß,
 Schwang da gar oft sein gefider
 Als wolte er gleich fliegen hernider.
 Vnd sprach allweg: nu beit nu beit (warte),
 Es ist noch nicht an meiner zeit!
 Das Volk lebt durst von grosser hitz
 Wol von der Sonnen heissen ghit;
 Daher der Pfarrherr als ich sag
 Sein Wein bracht auff den Kirchtag.
 Dem Volk war da die weil so lang,
 Den Wein es allen da austranc,
 Eh sie der abentheur innen wurn
 Der Messner lieff hin auff den Thurn
 Vnd saget das baldt dem Pfarrherr.

Von herzen freuet er sich der mår,
 Das jm sein Wein also außgieng;
 Mit hübschen Worten er anfieng,
 Er sprach zu jm mit Worten lind:
 „Nu lofend all mein lieben kind,
 Eh das ich fliege, so jagt mir hie
 Solch Wunder nun, wo saht ihrs je,
 Das ein Mensch je geflogen hat.“
 Mit fleiß er ihm das sagen bat.
 Sie sprachen all mit gemeinem Mundt:
 „Wir haben nie zu keiner stund,
 Ja, Herr, wir sahen es noch nie.“
 „So solt jr es auch sehen hie,
 Das ich nicht will des fliegens pfelegen.
 Nun fahrend heim in Gottes seggen
 Vnd sprecht, jr seit all hie gewesen,
 Gott der Herr laß euch wohl genesen,
 Das jr mir mehr austrinkt den Wein,
 Will ich gen Gott euer bitter sein,
 Des solt jr keinen zweifel har,
 Ich wil sein der ewer Caplan.“
 Das ein jm danckt, das ander nit,
 Das dritte sprach, schütt dich der rit (schüttelt
 dich das Fieber),
 Zu einem betrogenen Pfaffen,
 Du hast heut gemacht viel Affen,
 Das vierdt das schmuntzt vnd lachet,
 Das fünfft das schalt das trachet,
 Einer redt diß, der ander das.
 Dem Pfarrherr war es ein Aderlaß,
 Vnd war im gar ein kleine klag,
 Damit nam ein endt der Kirchtag.

6. Das Narrenschiff.

(Von Sebastian Brant; c. 1458—1521.)

Zu dem aus 113 Abschnitten bestehenden Gebicht rüstet der Verfasser ein Schiff aus, welches Narren (Eitern-Narren, Schrifträchter, Abergläubische, Bücherer u. s. w.) enthält, die er allesammt beschreibt.

1. Ere vater vnd mutter.

Der ist ein narr, der kunden gyt,
Do er syn zyt solt leben myt,
Verloffen sich vff guten won,
Das inn syn knd nit sollen lon
Vnd jm ouch helffen in der not;
Dem wünsch man allen tag den dot
Vnd wurt gar bald eyn überlast
Den kunden syn, eyn unwert gast.
Doch lebt derselb nit lang vff erdt,
Dem vatter, muter synt unwerdt;
Jnn mit der vinsten lescht das lpecht,
Wer vatter vnd muter ert wcht.
An syn vatter bschuldt Absalon,

Das inn solt unglück jung an gon;
Balthear hatt nit vil glück,
Das er syn vatter hlinv inn stück;
Sennaherib von syn sünden stark,
Jr seynner doch das rich erward;
Thobias gab syn sun die lere,
Er solt syn muter han in ere;
Dar vmb stund künig Salomon
Synr mutter vff von synem tron:
Wer leben will, spricht gott der herr,
Der bliit vatter vnd muter ere;
So wirt er alt vnd richen sere.

2. Verachtung der geschriff.

Der ist eyn narr, der nit der geschriff
Wil glouben, die das heyl antriff,
Und meynt, das er leben soll,
Als ob kehyn gott wer, noch kehyn helle,
Verachten all predig vnd ler,
Als ob er nit sähe noch hör.
Käm ehner von den doten har,
So lieff man hundert mylen dar,
Das man von jm hort nitwe mer,
Was wesens in der hellen wer,
Und ob vil lit siten dar in,
Ob man ouch schaukt do nitwen wohn,
Vnd des gleichen ander affen spiel.
Jnn hat man doch der geschriff so vil
Ben alter vnd von nitwer ee,
Man bedarff kehyn zügniß furter me,
Noch suchen die kappel vnd klusen

Des sachpiffers von Nickselshusen.
Gott redt das vß der warheit syn:
Wer hie sünd dit, der sidt dort pyn,
Wer hie sin tag zu wissheit kert,
Der wirt in ewigkeyt geert,
Gott hat geschaffen, das ist war,
Das sähe das aug vnd hört das or,
Dar vmb ist der blündt vnd ertoubt,
Der nit hört weissheit vnd jr gloubt,
Oder hört gern nitwe mår vnd sag,
Jch vörcht, es kumen bald die tag,
Das man me nitwer mår werd jnne,
Dann vnß gefall vnd syg zu synn.
Jheremias der schrey vnd lert
Vnd wart von nitman doch gehört,
Des gleichen ander weisen me,
Des ging har noch vil plag vnd we.

7. Geiler von Kaisersberg.

(c. 1415—1510.)

Von den durch Geilers Schüler ausgezeichneten Predigten sind die über Seb. Brant's Narrenschiff, über die Sünden des Mundes, über das Gebet des Herrn, über der Seelen Paradies die besten.

1. Vom unvernünftigen ze vil schweigen.

Wie sich ein mensch mit vil schwagen mag verflünden, also mag er sich auch verflünden oder verhönen mit still schweigen, so er also sitz und redt nichts. —

Nun fragstu, was ist unvernünftig schweigen? Waz schades erwachset draus? Vnd wie sol man diße blatter heilen?

Zu dein ersten hastu gefragt, was vnbescheiden oder vndernünftig schweigen sei? Jch antwort kürzlich und sprich: Es ist dreierlei schweigen. Zu dein ersten so ist ein löblich schweigen: es ist, so ein mensch schweigt, vmb eines guten ends willen, und das mag geschehen in dreierlei weg: propter mansuetudinem, fatuitatem, oportunitatem; vmb tugenthafft willen, vmb der thoreheit willen, vmb schidung willen.

Zu dem ersten geschicht schweigen vmb tugenthafft willen. So einer merkt, wann er mit ein redt, daß derselb ein klappermann ist, so schweigt er, denn er möcht im nit gnüg antwort geben. Wan er ein wort redet, so muß er dreiffige dargegen hören. Darumb spricht der weiß man: „Mit einem zügnigen Menschen soltu nit kriegem, du solt nit scheiter werffen in das feuer, dan je me du wort woltest geben einem klapperer, je me sich der krieg einflucht in das grösser wirt.“ Mit einem frumen man, der ein gute consciens hat vnd nit gerne leugt, ist gut reden, dan er ist nit wider die gerechtigkeit. Aber mit einem klappermann kann niemand

naher kumen; er leugt vnd streuſt ſich wider die gerechtigkeit vnd erbarkeit, als auch die ſir-
ſprech vnd ſolich buhen volck thut: ſie liegen eins vber daz andere. Darumb iſt das ein löblich
ſchweigen, ſo einer also ein zilungigen menſchen ſchweig auß tugenthaſſte.

Es iſt zu dem andern löblich, da einer ſchweiget auß ſeiner thorheit. Es iſt, ſo einer
ſitzt bei weißen leuten vnd er merckt, das er zu einſtlig vnder ſie iſt vnd zenerriſch, ſo kan er
auß ſeiner thorheit nit zu den ſachen reden; dan ließ er ein wort ſchießen, ſo wirt gemerckt
ſein thorheit. Darumb ſo ſchweig er, ſo er das nit weiß vnd nit geſchickt daz zu iſt. Er hat
der Ding nit gepflogen, deßhalb vnderwint er ſich der ſach nit, die er nit gelernt hat. Daz
ſchweigen iſt vernünfftig, da einer ſchweig zu den Dingen, die er nit gelernt hat. Wan ich
welt reden in den rechten, damit die Juristen vmbgond, oder ſolt von der erzene reden, ſo
ſünd es mir vbel an, dan ich wüßt kein grunt in diſen künſten. Item wan ein Jurist welt
reden von der hl. geſchriſt, das würd im eben anſon, als wan ich welt jegeriſch oder weiblich
reden: „Ich wil ein haßen ſchinden,“ ſo ich doch ſolt ſprechen: „Ich wil den haßen ſtreißen.“
Auch kan ich dem ſchumacher nit ſagen, wie er die ſchuh machen ſol; ich ſag im wol, wo ſie
mir zu eng ſein vnd mich truden. Einem jeglichen menſchen iſt zeglauben in ſeiner kunſt.
„Nemo mittat falcam in meſſem alienam.“ Niemand ſol ſein ſichel laſſen in ein frembde
ern. Es ſol niemants von Dingen reden, davon er nichts gelernt hat. Dan ſo er lang redt,
iſt es Altris lris leres. —

Zu dem dritten ſo ſchweig ein menſch vernünfftiglichen, ſo es nit zeit noch ſtat hat
zereben. Als wan ich ſeß in ein wirtzhauß vnder anderen leuten, vnd ſie ſtengen an zereben
von ſchamperen dingen oder von unkeuſcheit, als man dann thut; da iſt es nit zeit, das ich
red, dan ich möcht geſchlagen werden, ſo ich einen ſtröfft. Er ſprach: „Was get es dich an,
was ich red?“ Aber wan er allein wer, vnd da ich meint, das er es ſir gut von mir vffnem,
vnd ich ſprech zu im: „Lieber geſell, du haſt vnrecht gethon, laß es hiñſir vnder wegen.“
Dan iſt zeit zereben. Man muß nit an allen ſtetten vnd zu allen zeiten die warheit ſagen.
Darumb iſt es ein böß argument, als da einer ſpricht: „Ich hab die warheit geſagt, darum
ſo hab ich recht gethon.“ Der weiß man ſpricht: „Es iſt ein zeit zereben, vnd iſt ein zeit
zeſchweigen.“ Ippocras ward einiſt gefragt von bößen ſchamperen dingen; er ſchweig ſtill vnd
gab kein antwort daruff. Da ſprachen ſie, warumb er nit antwort geb, ſo er doch gelernt wer?
Da ſprach er: „Antwort zu diſer Frag iſt ſchweigen.“ Darumb wan es ſich also begibt, ſo
iſt kein better antwort, dan ſchweigen.

Das ander ſchweigen iſt taciturnitas mortalis, tödlich ſchweigen; ſolich tödlich ſchweigen
geſchicht in ſechs weg:

Auß faulheit,	auß vngeſchicklichkeit,
auß entriehung des zorns,	auß neid,
auß hoffart,	auß ſcham.

Zu dem erſten ſo iſt ſchweigen tödlich, ſo ein menſch ſchweig auß faulheit; es iſt dan, da
einer ſolt reden vnd redt nichts, als in den prelaten, die da laſſen hingon ond ihre vnderthonen
nit ſtraffen, vnd ſie ſchweigen daz zu auß liederlichkeit vnd auß faulheit. Ich mein die prelaten
vnd die oberen in zeitlichen vnd in geiſtlichen Dingen. Do der biſchoff reden ſolt wider ſeine
vnderthonen, ſo ſchweig er; deßgleichen der Dechan gegen denen, die im zuſton. Also thut auch
der apt in dem kloſter gegen ſeinen münchen; dan ſo er die wüſſel leget, ſo iſt dem convent
erlaubt ze ſpielen. Item ſo die liederlichen regenten ſchweigen gegen ihren vnderthonen, ſo ſie
mißhandeln vnd allein ir ſach daruff ſetzen, das man ſich füllet vnd der ſedel voll darvon wirt;
vnd ſo man in ſunſt gehorſam iſt, ſo fragen ſie nit weiter. Sie ſchweigen vnd laſſen hingon,
ſo man ſündet. Welcher will aber den andern verriegen? Der teuffel. Oberſich du mir, ſo
oberſich ich dir; da ſtrafft keiner den andern: daz macht es, ſie ſeint gleich als wol ſchuldig,
als die vnderthonen. Das ſchweigen iſt wiſünd; vnd es trifft an die prelaten von dem Papt
oben abher biß uff den Meßner, vnd von dem kaiſer abher biß uff den armen hirtten.

Zu dem andern ſo iſt ſchweigen tödlich auß vngeſchicklichkeit, als wan du deinem geſund
geſtatteſt zeſünden vnd wilt es nit ſtraffen. Du ſpricht: „Es iſt noch vnd ein fierteil jahrs
zeitun, ſo wil ichs ein andres laſſen ſtraffen vnd ziehen; es möcht mir bößes nachreden.“
Nit also: du ſolt dich halten vor deinem geſund, das ſie dich mit der wahrheit nit klünden ver-
klappern; du ſolt ſie ſtraffen, denn thuſtu es nit, ſo wiſtu theilhaftig aller der ſünden, die du
inen geſtatteſt vnd es wohl mochteſt weren.

(Predigten über die Sünden des Mundes.)

2. Von kirch narren.

Die andere ſchel (Schelle = Nartheit) iſt: gots dienſt irren. Es ſeint ettlich, wan ſie
in die kirchen wölten gon, ſo riſten ſie ſich, als wolten ſie gon beißen oder jagen, und nemmen
die vögel mit den ſchellen uff die hend, und ein huſſen hünd: ſo klingeln da die ſchellen und
beißen die hünd einander, und wird der predicant geirret, und hört man nit, was man im
chor ſingt, und klünnen die lit nit betten. O brüder, es iſt nit da ein feld venandi, ſed ve-

niandi: (nicht zu jagen, sondern zu verzeihen). Nun wiewol es ynn allen menschen straffbar ist, so stot es doch geweychten leuten übler an, dan anderen; als dann vill paffen throntt, die vögel uff den henden tragen, mit federspil umhond. Darumb das sie edel seint, so wenen sie, inen zimmt das und anders noch reitter (baz), den anderen priestern; wann am morgen so seint die priester, und am andern tag ein edelman. Denen sol geantwurt werden, wie ein buer ein mal ein bischoff ein bequembliche oder quote antwurt gab.

Es reit ein bischoff uff ein mal über selb mitt viertzig pferden und mit seim zug; da ließ ein buer den pfluog ston und sach dem zeug zuo, und het dz mul offen und die hend yn die seitten gestekt. Der bischoff der sach es, reit zuo im und sprach: „meier, was denckstu, das du uns also zuolugst?“ Der buer sprach: „Her, ich hab gedacht, ob sant martin auch also mitt ein reissigen zeug geritten sei, der auch ein bischoff waz.“ Der bischoff wart rott im antlit, schamt sich und sprach: „Ich bin nit allein ein bischoff, ich bin auch ein weltlicher fürst; jets bin ich ein fürst. Wiltu aber ein bischuff sehen, so lum uff den tag in die kirchen, so wlrtd ich dz fron ampt haben.“ Der buer sieng an lachen, das er in einander hoglet. Der her fraget yn, wesz er lachte. Der buer sprach: „Herr, da lach ich, da gott vor sei; wan der teuffel den fürsten am letzten nimpt, was thet dan der bischoff darzu?“ Also fuor der bischoff darvon und het kein antwurt gelöst.

(Predigten über das Narrenschiff.)

8. Volks- und geistliche Lieder.

(Aus der Reformationszeit.)

1. Meistergesänge.

a. In der Chorweise.

1. Stoll.

Fröhlich will ich heben an
Meinen Gesang auf der Dichterbahn;
Ich führ' in der Hand eine Siegesfahn',
Gar schmuck und zierlich hängt daran
Ein Kranz, von Rosen angethan,
Wer mir den abgewinnen kan
Mit Dichten und mit Singen!

2. Stoll.

Die Fahne durch die Listte schwenkt,
Das Kränzlein an der Stangen hängt!
Wer sich nach seinen Blumen lenkt,
Bleibt in der Kunst wohl ungekränkt,
Und wer die rechten Maß' erdenkt,
Dem wird das Kränzlein hier geschenkt,
Ich will's ihm selber bringen.

Abgesang.

Das Kränzlein, sieh' es an genau,
Es hängt an seib'nem Faden grau,
Du siehst auch d'rin der Weischen Blau
Mit Rosen bunt geschmückt.
Die Farben glänzen wie am Psau;
Das Kränzlein mit den Augen schau',
Auf seinen Werth im Herzen trau',
Wärst du damit beglückt!
Laß deine Kunst nicht fließen lau,
Nach Weischen und nach Rosen schau',
Auf Blumenlohn nur zlichtig bau',
Sonst wirst der Kunst entlückt.

1. Stoll.

Hat er zu guten Künsten Fleiß,
Und fucht er züchtig fromme Weis',
Sei er noch jung, Mann oder Greis,
Wenn er gewinnt des Sanges Preis,
So bin ich selber wohl so weis',
Daß ich dann meines Kranzes Reis
Auf's Haupt ihm zierlich sebe.

2. Stoll.

Wer singt aus seines Herzens Quell,
Der seh', daß er die Reime stell'
Nach Zahl und Maß, daß er nicht fehl'
Mit falschem Wort an falscher Stell',
Oder mit blinden Weisen schnell
Das Ohr des Hörers scharf und grell
Durch seinen Sang verlege.

Abgesang.

Ich will ihm geben weise Lehr',
Wie er den Sinn zum Kränzlein Lehr',
Daß er die Blätter nicht versehr',
Wenn er des Sangs will pflegen.
Singt er von uns'rer Jungfrau hehr,
Von Gottes Leiden, und wie sehr
Er ist gekränkt, gemartert schwer,
Und wie am Kreuz erlegen;
Singt er von der Planeten Heer
Und von der weiten Himmelsphär':
So wirbt er um des Kranzes Ehr',
Den trag' ich ihm entgegen.

b. In Herzog Ernst's Ton.

O reicher Gott im höchsten Saal,
Hilf mir probiren Maß und Zahl
Die Silben reimweis zwingen.

Ich bitt' dich, steh mir helfend bei,
Denn es ist keine Stampenei (Poffe, Tanzlied),
Wovon ich jetzt will singen:

Von einem Ritter aus Steiermark,
Von Adel, hochgeboren,
Der schön war, stolz und jung und stark,
Der kürzlich hatt' verloren

Den Vater durch des Todes Bande.
Seit Land er einem Ritter gab,
Ritt selbst nach Dienst in fremde Lande x.

c. Im langen Regenbogenton.

Uns sagt die Schrift, es sei gefessen
Ein edler Graf, gewaltig und an Gütern reich,
Vor Schande stets auf seiner Hut,
In einem Land, das heißt Saboyen mit Namen.

Einstmals hatt' er sich kühn vermessen,
Daß niemand in der Welt ihm sei an Tugend
gleich,

Der Fürsten keiner gleich an Muth,
So viele ihrer auch zu Hofe kamen.

Des Grafen Frau war fein und zart,
Ich den! daß jede ihrer Schönheit weiche,
Ihr Stamm war von sehr hoher Art,

Ein Königskind aus nahem Frankenreiche.
Sie trug der Ehren schönste Kron',
War rein und rein und gut,
Des freute sich des jungen Helden Muth.
Da sprach der junge Graf so frei:
„Ich glaub', daß in der Welt nicht sei geboren
Ein Weib, das also schöne sei,
Als ich mir selber habe auserkoren;
Sie ist der Tugend kräft'ger Stamm,
Mein Herz an ihrer Treu' erglüh't,
An ihr erfreut sich jedermann,
Sie machet frei dem jungen Helden das
Gemüth.“

d. Priameln.

Wer einen Bock zum Gärtner setzt,
Und Schaf' und Gän' auf Wölfe hegt,
Und zum Zahnstocher braucht einen Ast,
Und sorgt, daß der Hund die Bratwurst faßt,
Und gute Kost salzt mit Asche,
Und sein Geld steckt in eine löch'rige Tasche,
Und in Reusen giehet Wein:
Der schein't mir nicht sehr witzig zu sein.

Und Unglück will tragen feil,
Und Narren will binden an ein Seil,
Und einen Kahlen will scheer'n:
Der thut auch unnutzige Arbeit gern.

In dem Haus' fröhlich und tugendlich,
Auf der Gasse ehrsam und züchtiglich,
In der Kirche demüthiglich und inniglich,
Auf dem Feld männlich und sinniglich,
In allen Enden fromm und ehrenfeste,
Allzeit gottesfürchtig: Das ist das Beste.
(übers. v. L.)

Wer einen Raben will baden weiß
Und darauf legt seinen ganzen Fleiß,
Und an der Sonne Schnee will dörrern,
Und alle Wind' in eine Truhe sperren,

2. Hört, wie die Wachtel im Grünen schön
schlägt,

Lobet Gott, lobet Gott!
Mir kommt kein Schauder, sie sagt,
Fliehet von einem ins ander grün' Feld
Und uns den Wachstum der Früchte ver-
meld't,

Rufet zu allen mit Lust und mit Freud':
Danke Gott, danke Gott!
Der du mir geben die Zeit.

Morgens sie ruft, eh' der Tag noch anbricht:
Guten Tag, guten Tag!
Wartet der Sonnen ihr Licht;
Ist sie aufgangen, so jauchzt sie vor Freud',
Schüttet die Federn und strecket den Leib,
Wendet die Augen dem Himmel hinzu:
Dank sei Gott, Dank sei Gott,
Der du mir geben die Ruh'.

Winket der kühlende Thau auf der Haib',
Werd' ich naß, werd' ich naß!
Zitternd sie balde ausschreit,
Fliehet der Sonne entgegen und bitt',
Daß sie ihr theile die Wärme auch mit,
Laufet zum Sande und schwarret sich ein.
Hartes Bett, hartes Bett!
Sagt sie und legt sich darein.

Kommt nun der Waidmann mit Hund und
mit Blei,
Fürcht' mich nicht, fürcht' mich nicht!
Liegend ich beide nicht scheu'.
Steht nur der Weizen und grünet das Laub,
Ich meinen Feinden nicht werde zum Raub,
Aber die Schnitter, die machen mich arm,
Wehe mir, wehe mir!
Daß sich der Himmel erbarm'!

Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz led:
Tritt mich nicht, tritt mich nicht!
Liegend zur Erde gestreckt.
Fliehet von geschnittenen Feldern hin dann,
Weil sie sich nirgends verbergen mehr kann,
Klaget: Ich finde kein Körnlein darin,
Ist mir leid, ist mir leid!
Fliehet zu den Saaten dahin.

Ist nun das Schneiden der Früchte vorbei,
Harte Zeit, harte Zeit!
Schon kommt der Winter herbei.
Hebt sich zum Lande zu wandern nun fort,
Hin zu dem andern weit fröhlicheren Ort,
Winket indessen dem Lande noch an:
Hüt' dich Gott, hüt' dich Gott!
Fliehet in Frieden bergan.

3. Zu Koblenz auf der Brücken,
Da lag ein tiefer Schnee,
Der Schnee, der ist verschmolzen,
Das Wasser fließt in See.

Es fließt in Liebchens Garten,
Da wohnt niemand d'rein,
Ich kann da lange warten,
Es weh'n zwei Bäumelein.

Die sehen mit den Kronen
Noch aus dem Wasser grün,

4. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublitzelein:
Sie sind verwelkt, verdorret.

Sie sind gewandert wohl hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern:
Sie sind verderben, gestorben.

5. „Warum bist du denn so traurig?
Bin ich aller Freuden voll.
Meinst, ich solle dich verlassen?
Du gefällst mir gar so wohl!“

„Morgen will mein Lieb abreisen,
Abschied nehmen mit Gewalt;
Draußen singen schon die Vögel
In dem Walde mannigfalt.“

6. Allhier auf dieser Erden
Kann ja nichts schön'res sein,
Als wenn zwei junge Herzen
Mit einander scherzen
Und treu verlobet sein.

Keine Kohle, kein Feuer
Kann brennen so heiß,
Als die verborg'ne Liebe,
Als die verborg'ne Liebe,
Von der noch niemand weiß.

Man darf nicht alles glauben,
Nicht alles, was man sagt;

7. Es stand eine Lind' im tiefen Thal,
War oben breit und unten schmal.

Darunter zwei Liebende saßen,
Vor Liebe all' ihr Leid vergaßen.

„Fein's Liebchen, wir müssen von einander,
Ich muß noch sieben Jahre wandern.“

„Mußt du noch sieben Jahr wandern,
Nehm' ich mir keinen andern.“

Und als die sieben Jahr um war'n,
Mein' sie, ihr Liebchen käme bald.

Da ging sie in den Garten,
Ihr Feinslieb zu erwarten.

Sie ging wohl in ein grünes Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.

Mein Liebchen muß d'rein wohnen,
Ich kann nicht zu ihr hin.

Wenn Gott mich freundlich grüßet
Aus blauer Luft und Thal,
Aus diesem Flusse grüßet
Mein Liebchen mich zumal.

Sie geht nicht auf der Brücken;
Da gehn viel schöne Frau'n,
Sie thun mich viel anblicken,
Ich mag die nicht anschau'n.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Saßen da zwei Turteltauben,
Saßen wohl auf grünem Ast:
Wo sich zwei Geliebte scheiden,
Da wächst nicht mehr Laub und Gras.

„Laub und Gras, das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kommst mir wohl aus meinen Augen,
Doch aus meinem Herzen nicht!“

Ich hab' in meinem Herzen
Nichts als Kummer und Schmerzen,
Bei Tag und bei der Nacht.

Da drüb'n an jener Linden,
Da liegt ein breiter Stein,
Darauf da steht's geschrieben:
Du sollst keine and're lieben
Als nur wie mich allein.

Da kam das kleine Waldvögelein
Und sang das Liedelein:
Begraben mußt du werden
Wohl in die grüne Erden
Vor lauter Liebesträu'.

„Gott grüß dich, Mädchen feine,
Was machst du hier alleine?“

Sind dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann?“

„Mein Vater und Mutter sind mir nicht gram,
Ich habe auch heimlich keinen Mann?“

Gestern war es drei Wochen und sieben Jahr,
Daß mein Feinslieb geschieden war.“

„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Wo dein Feinslieb g'rad' Hochzeit hatt'.

Was thust du ihm denn wünschen an,
Daß er sein' Treu' nicht gehalten hat?“

„Ich wünsch' ihm all' das Beste,
So viel der Baum hat Äste.

Ich wünsch' ihm so viel Glücke sein,
So viel wie Stern' am Himmel sein.

Ich wünsch' ihm so viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breüt."

Was zog er von dem Finger sein?
Ein feines gold'nes Ringelein.

Er warf den Ring in ihren Schoß,
Sie weint', daß ihr der Ring zerfloß.

8. Ich stand auf einem hohen Berg,
Sah wohl den tiefen, tiefen Rhein,
Und sah ein Schifflein schweben,
Biel Ritter tranken d'rein.

Der jüngste, der darunter was,
Hob auf sein römisches Glas,
Thät mir damit zwincken:
„Feinslieb, ich bring' dir das!“

„Was thust du mir zutrinken?
Was biet'st du mir den Wein?
Mein Vater will mich in's Kloster thun,
Soll Gottes Dienerin sein.“

Des Nachts, wohl um die halbe Nacht,
Träumt es dem Ritter so schwer,
Als ob sein herzallerliebster Schatz
In's Kloster gegangen wär'.

„Knecht, saddle mir und dir zwei Ross',
Mein Haupt ist mir so schwer;
Ich leerte gar viel mein römisches Glas,
Das Schiff ging hin und her.

9. Es liegt ein schloß in Osterreich,
Das ist ganz wol erbawet
Von silber und von rotem gold,
Mit marmelstein vermauret.

Darinne ligt ein junger knab
Auf seinen hals gefangen,
Wol vierzig klasten tief unter der erd
Bei nattern und bei schlangen.

Sein vater kam von rosenberg
Wol vor den turm gegangen:
„Ach sone, liebster sone mein,
Wie hart ligt du gefangen!“

„Ach vater, liebster vater mein!
So hart lig ich gefangen,
Wol vierzig klasten tief unter der erd
Bei nattern und bei schlangen.“

Sein vater zu dem herren gieng:
„Gebt mir los den gefangen!
Drei hundert gülden will ich euch geben
Wol für des knaben sein leben.“

„Drei hundert gülden die helfen da nicht,
Der knabe der muß sterben;
Er tregt von gold ein ketten am hals,
Die bringt ihn umb sein leben.“

„Tregt er von gold ein ketten am hals,
Die hat er nicht gestolen,

Was zog er aus der taschen?
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen.

„Troctn' ab, troctn' ab dem Augelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein!

Ich wolte dich nur versuchen,
Ob du wilt'd'st schwören oder fluchen.

Hät'tst du einen Schwur oder Fluch gethan,
Von Stumb' an wär' ich geritten davon.“

Mir träumt', ich hätt' eine Nonn' gesehn,
Ich trank ihr zu mein Glas,
Sie wollt' nicht gern in's kloster gehn,
Ihre Auglein waren namß.

Halt' an! halt' an am klosterthor!
Ruf' mir mein lieb hervor!“

Da kam die ält'ste Nonn' heraus:
„Mein lieb soll kommen heraus!“

„„Kein Feinslieb ist hier innen,
Kein Feinslieb kann heraus.““
„Und wenn kein Feinslieb d'rinnen ist,
So steck' ich an das haus!“

Da kam Feinslieb gegangen,
Schneeweiß war sie gekleid't,
„Mein Haar ist abgesehntet,
Leb' wohl in Ewigkeit!“

Er vor dem kloster niederlaß,
Und sah in's tiefe, tiefe Thal,
Zersprang ihm wohl sein römisches Glas,
Zersprang ihm wohl sein Herz!

Hat im ein zarte jungfrauwe verert,
Darbei hat sie in erzogen.“

Man bracht den knaben wol auß dem turm,
Man gab im das sacramente:
„Hilf, reicher Christ vom himmel hoch!
Es geht mir an mein ende.“

Man bracht in zum gerichte hinauß,
Die leiter must er steigen:
„Ach meister, lieber meister mein,
Laß mir ein kleine weile!“

„Ein kleine weile laß ich dir nicht,
Du möchtest mir sonst entrinnen;
Langt mir ein seiden tischlein her,
Daß ich im seine augen verbinde!“

„Ach meine augen verbind mir nicht,
Ich muß die Welt anschawen,
Ich sehe sie heut und nimmermer
Mit meinen schwarzbraun augen.“

Sein vater beim gerichte stund,
Sein herz wolt im zerbrechen:
„Ach sone, liebster sone mein!
Deinen tod wil ich schon rechen.“

„Ach vater, liebster vater mein,
Meinen tod solt ir nicht rechen!
Bringt meiner selen ein schwäre pein,
Umb unschuld wil ich sterben.

Es ist nicht umb mein stolzen leib,
Noch umb mein junges leben,
Es ist umb mein frauw mutter daheim,
Die weinet also fere.“

Es stund kaum an den dritten tag,
Ein engel kam vom himmel:
Man solt den knaben nemen ab,
Sonst würd die stat versinken.

10. Ich weiß ein blum, hat großen rum,
sie wächst im grünen selde:
Die zart viol ist tugendvoll,
man zalt sie nicht mit gelde.
Ob sie wol klein, wächst in gemein,
wil ich sie doch hoch achten,
im herzen mein sol ich allein
ihr jederzeit nachtrachten.

Biel blümlein blau auf grüner au
ihr kraft und schönheit weisen:
Die braun viol ich haben soll,
ihr tugend ich wil preisen;

11. Musikalklang,
lieblicher gesang,
erquidt allzeit,
wo trübsal leit,
und tut darin erfreuen
kein falsches Herz,
sondern bewährt
an dem, ders meint in treuen.

12. Griln ist der mai,
mit mancherlei
schönen blümlein gezieret
sind berg und tal,
drin überall,
mit sonderm fleiß geführt,
vil kalte brunnlein rauschen,
drauf die waldböglein lauschen.

13. Lenz, kom herbet!
nun wil ich frei
ein frölichs leben ansangen,
weil sommerzeit
nun ist nicht weit,
der Winter ist vergangen.
All feld tun jezund grunen,
du lenz bringst schöne blumen.

Nichts siebres auf erd
ich je begert
im harten winter kalt,
als lenzenschein,

14. Frisch auf in Gottes namen,
du werthe deutsche nation!
sitwar, ihr solt euch schamen,
wird euer gut lob untergon,
das ihr lang habt behalten
mit ebrn und ritterchaft.
Darum tut wie die alten!

Es stund kaum an ein halbes jar,
Der tod der ward gerochen:
Es wurden mer dann drei hundert man
Umb's knaben willen erstochen.

Wer ist, der uns diß lieblein sang?
So frei ist es gesungen;
Zu haben getan drei jungfreundlein
In Wien in Osterreich.

ihr braunes kleid demütigkeit
und freundlichkeit anzeiget;
das blümlein auch hat den gebrauch,
zur erden sich gern neiget.

Standhaftigkeit und erbarkeit
ist eingepflanzt eben
der zart viol, bekräftigt wol,
erquidt mir leib und leben;
kein Wind sie acht, kein finster nacht,
kein frost sobald sie scheuet,
sich nit verstell, ihr kraft behält,
drum's billig mich erfreuet.

Drum komm zu mir,
ist also dir!
bist trübselig,
gar nit frölich;
mach dir selber nit schmerzen!
und wenn man singt,
daß lieblich klingt,
wirst freud haben im herzen.

Des menschen gemüht,
dazu gebillt
sol sich gleichfalls ergehen
zu dieser zeit,
mit lust und freud
sich an dem maien legen
und bitten Got gar eben,
er wöll weiter gnad geben.

da frölich muß sein
all creatur gar balde.
All feld tun jezund grunen,
du lenz bringst schöne blumen.

Got geb dir zwar,
daß du vil jar
magst frölich und blumen bringen!
Du edler lenz
mit deinem glänz
wie sommenschein her tust bringen.
All feld tun jezund grunen,
du lenz bringst schöne blumen.

Der lieb Got muß es walten
und geb euch sieges kraft.

Ir handefeste männer
habt eines löwen mut,
des rechten megs bekemmer,
der hertz leucht wie in glut!

Was uns Got hie verliehen,
umb seintwillen alles magt,
leib, gut und ehr dran setzen!
er kanns uns wol ergetzen.
Her, her, frisch unverzagt!

Bedenket euren namen,
der weit und breit bekannt,
und tretet frisch beisammen
mit ritterlicher hand!
Brüder sind wir geneunt
von wegen warer treu,
die wollen wir behalten,
nachfolgen unsern alten,
alt brüderschaft ist neu.

Deswegen alle stunden
bitten wir Got hierbei,

mit herzen und dem munden,
daß er uns gnad verleih.
Darneben uns selbst stellen,
wie es Got wol gefällt.
Werden wirs nicht verschlafen
und halten uns rechtschaffen,
er treulich bei uns hält.

Unser macht ist geringe,
dazu bald gar verlorn,
Got helf, daß uns gelinge
durch Christum auserforn!
Er ist der recht nothhelfer,
wie uns sein wort zusagt,
darauf wir uns verlassen,
feste mannsherzen fassen.
Her, her, frisch unverzagt!

Jörg Brundsberg. (c. 1525.)

15. Mein fleiß und müß
ich nie
hab gespart
und allzeit gewart
dem Herren mein,
zum besten sein
mich geschickt darein,
gnad, gunst verhofft;
doch gunst zu hof verkehrt sich oft.

Wer sich zukauft,
der lauft
weit vor
und klint empor;
doch wer lang zeit

nach ehren streit,
muß dannen weit.
Das tut mir ant (verdriest mich)
mein treuer dienst bleibt unerkannt.

Wenig dank eben
darvon
ich bring,
man wies mich ring
und ist mein zwar
vergesen gar.
groß not und gfar
ich hstanden hab.
Was freud soll ich haben drab.

H. Knaust. (c. 1575.)

(Nach: Linsbrud, ich muß dich lassen etc.)

16. O welt, ich muß dich lassen
und far dahin mein strafen
ins vaterland hinein.
irdisch freud ist mir genommen,
die ich nicht mer bgehr zu bekommen,
weil ich in elend bin.

Groß leid muß ich jetzt tragen,
Daß ich allein tu klagen
dem liebsten herren mein.

ach Got, nu laß mich armen,
im herzen dein erbarmen,
weil ich so arm muß sein!

Mein trost in allen leiden,
von dir sol mich nicht scheiden
kein not in dieser welt,
kein armut sein so schwere,
mein sinn und all mein bgehr
zu dir allein gestellt.

L. Kettner. (c. 1545.)

17. Nim hört, ir christen, neue mår,
die ich euch sing mit schmerzen,
die uns aus Sachsen kummen her,
o laßtis euch gehn zu herzen.
von dem ich sing, von dem ich sag,
den werdt ihr gar wol keunen,
wil ihn nennen,
von dem ich stell mein klag,
wird gerühmt an allen euden.

Martinus Luther, der ist tot,
in fried und freud verschieden,
der Gottes wort herfür bracht hat,
auf erden vil gelitten,
was teufels und wels büberei,

allein von Christi wegen,
auszufegen
falsch lehr und kegerei
mit Gottes wort und segn.

Gen Fisleben er gefordert ward,
solt da in großen sachen
mit sein gellen zur selben sart
einigkeit helfen machen
und was mer war zu richten aus.
Darumb ste hin sein kummen
zu nutz und frummen.
Ist gewest ein großer strauß,
also hab ichs verummen.

Alsa verändert sich gar bald
des Luthers Leib und Leben;
sein stärke und kraft und all gestalt,
die ihm Got hat gegeben,
entgingen ihm und namen ab,
die zeit war schon vorhanden,
ins tods banden
Got seinen leibe gab,
also hab ichs verstanden.

Ein tag im hornung wird genennt,
da solches tät geschehen.
an seine end der Luther bekennet
und tät also vergehen:
ach Got, ach Got, wie weh ist mir!
ich muß hie zu Eisleben
mein geist aufgeben;
ich halt's gänzlich darfür,
weil Got mit widerstreben.

O Got, Vater, Herr Jesu Christ,
sprach er mit rechtem Herzen,
hilf mir jezund zu diser frist
und wende meine schmerzen.
Dein sohn hast du mir offenbart,
von dem hab ich gelehret,
ihn geehret,
darin kein müß gespart,
also habst's lehr zerhöret.

Herr, dein wort ich gepredigt hab,
welchs die gottlosen schänden;
hab davon nicht gelassen ab,
niemand hant das verwenden.
Du bist mein herr mitten im tod,
mein erlöser, mein heiland.
Tu mir beistand,
o herr, o lieber Got,
mach mir jetzt dein reich bekant.

Paul Speratus. († 1554.)

18. Es ist das Heil uns kommen her
Von Gnad' und lauter Gütten;
Die Werl' helfen nimmermehr,
Sie mögen nit behütten;
Der Glaub' sieh't Jesum Christum an,
Der hat g'mug für uns alle gethan,
Er ist der Mittler worden.

Was Gott im G'setz geboten hat,
Da man es nicht konnt' halten,
Erhub sich Zorn und große Noth
Für Gott so manngfaltig;
Von Fleisch wollt' nicht heraus der Geist,
Vom Gesetz erfordert allermeist;
Es war mit uns verloren.

Es war ein falscher Wahn darbei;
Gott hätt' sein Gesetz drum geben,
Als ob wir möchten selber frei
Nach seinem Willen leben;
So ist es nur ein Spiegel zart,
Der uns zeigt an die sündig' Art,
In unserm Fleisch verborgen.

Denn so hastu geliebt die welt,
daß du für uns hast geben
dein sohn, wer ihm sein glauben stellt,
soll han das ewig leben.
Zu dir, herr, ich mein hoffnung g'setz,
Herr, Dir tu ich vertrauen,
auf Dich bauen,
das sag ich zu der lez.
Dem ang'sicht laß mich schauen.

Zum b'schluß sprach er: Herr in Dein händ
ich Dir mein seel tu senden.
der wöllst Du gebn ein seligs end,
Dein gnad nit von mir wenden.
Herr, mich allein befiel ich Dir,
in Deim nam wil ich sterben
und vererben,
was Du hast zugesagt mir,
Dein ewig reich erwerben.

Darum ihr christen all zugleich,
tröst euch mit disen Worten,
daß ihr kumet ins himmelreich,
in d' engelische pforten.
bitt Got, daß ihr mit eurem mund
auch also kündet sagen,
also wagen,
euch geb ein selig stund,
daß ihr nicht mögt verzagen.

Bitt ihn, daß er wöll geben mehr,
die also tun beschiltzen
sein heilig wort und göttlich lehr,
und sie nit laßen trügen;
Dann was wir von dem vater wern (werden)
bitten in Christi namen
alle samten,
das gibt er allzeit gern;
wer das begehrt, sprech amen!

Nicht möglich war, dieselbig' Art
Uns eignen Kräften lassen;
Wiewohl es oft versucht ward,
Noch mehrt sich Sünd' ohn' Maßen;
Wann Gleichners Werl' er hoch verdammt,
Und je dem Fleisch der Sünde Schand'
Allzeit war angeboren.

Noch muß das Gesetz erfüllet sein,
Sonst wär'n wir all' verdorben;
Darum schickt Gott sein Sohn herein,
Der selber Mensch ist worden;
Das ganze Gesetz hat er erfüllet,
Damit sein's Vaters Zorn gestüllet,
Der über uns ging alle.

Und wenn es nun erfüllet ist
Durch den, der es konnt' halten,
So lerne jetzt ein frommer Christ
Des Glaubens rechte Gestalten;
Nicht mehr dann, lieber Herr mein,
Dein Tod wird mir das Leben sein,
Du hast für mich bezahlet.

Daran ich keinen Zweifel trag',
Dein Wort kann nicht betrügen,
Nun sagst du, daß kein Mensch verzag',
Das wirst du nimmer lügen:

Wer glaubt in mich und wird getauft,
Demselben ist der Himmel erkauft,
Daß er nicht wird verloren.

Er ist gerecht vor Gott allein,
Der diesen Glauben fasset,
Der Glaub' gibt aus von ihm den Schein,
So er die Werk' nicht lasset.

Mit Gott der Glaub' ist wohl daran,
Dem Nächsten wird die Lieb' Guts than,
Bist du aus Gott geboren.

Es wird die Sünd' durchs G'setz erkannt
Und schlägt das G'wissen nieder;
Das Evangelii kommt zu Hand
Und stärkt den Sünder wieder
Und spricht: Nur kreuch zum Kreuz herzu,
Im G'setz ist weder Rast noch Ruh'
Mit allen seinen Werken.

Die Werk', die kommen g'wisslich her
Aus einem rechten Glauben.
Wenn das nicht rechter Glaube wär',
Wollt'st ihn der Werk' berauben;
Doch macht allein der Glaub' gerecht
Die Werk', die sind des Nächsten Knecht',
Dabei wir'n Glauben merken.

Nicolaus Hermann. († 1561.)

19. Die helle Sonn' leucht igt herfür,
Fröhlich vom Schlaf aufstehen wir,
Gottlob, der uns heint diese Nacht
Behüt hat für des Teufels Macht!

Herr Christ, den Tag uns auch behüt'
Für Sünd' und Schand' durch deine Güt'
Laß deine liebe Engelein
Unser Hüter und Wächter sein!

Hinunter ist der Sonnenschein,
Die finstre Nacht bricht stark herein;
Leucht' uns, Herr Christ, du wahres Licht,
Laß uns im Finstern tappen nicht!

Dir sei Dank, daß du uns den Tag
Für Schaben, Fahr und mancher Plag'
Durch deine Engel hast behüt'
Aus Gnab' und väterlicher Güt'.

Die Hoffnung wahrh' der rechten Zeit,
Was Gottes Wort, zu sagen;
Wenn das geschehen soll zu Freud',
Setz Gott kein' g'wissen Tage:
Er weiß wohl, wenn's am besten ist,
Und braucht an uns kein argen List,
Des soll'n wir ihm vertrauen.

Ob sich's anließ, als wollt' er nit,
Laß dich es nit erschrecken,
Denn wo er ist am besten mit,
Da will er's nit entdecken;
Sein Wort, das laß dir g'wisser sein,
Ob dein Fleisch spreche lauter nein,
So laß doch dir nicht grauen.

Sei Lob und Ehr' mit hohem Preis
Um' dieser Gutheit willen,
Gott Vater, Sohn, heiligem Geist;
Der woll' mit Guad erfüllen,
Was er in uns ang'fangen hat,
Zu Ehren seiner Majestat,
Des heilig werd' sein Namen.

Sein Reich zu komme, sein Will' auf Erd'
Steh' wie im Himmels Throne,
Das täglich Brot noch heut' uns werd',
Wohl unser Schuld' verschone,
Als wir auch unsern Schuldnern than,
Mach' uns nit in Versuchung stan,
Löf' uns vom Übel, Amen!

Daß unser Herz im G'horsam leb',
Dein Wort und Wille nicht widersreb',
Daß wir dich stets vor Augen han
In allem, das wir heben an.

Laß unser Werk' gerathen wohl,
Was ein jeder ausrichten soll,
Daß unser Arbeit, Müß' und Fleiß
Gereich' zu dei'm Lob, Ehr' und Preis!
Amen.

Womit wir han erzürnet dich,
Dasselb' verzeih uns gnädiglich,
Und rechne's unser Seel' nicht zu,
Laß uns schlafen mit Fried' und Ruh'.

Durch deine Engel die Wach' bestell',
Daß uns der böse Feind nicht fäll'!
Für Schrecken, Gespunst und Feuersnoth
Behüt' uns heint, o lieber Gott! Amen.

Michael Weisze. († 1553.)

20. Nun laßt uns den Leib begraben,
Bei dem wir keinen Zweifel haben,
Er werd' am letzten Tag aufstehn
Und unverrücklich herfür gehn.

Erd' ist er und von der Erden,
Wird auch wieder zu Erd' werden
Und von Erden wieder aufstehn,
Wenn Gottes Posam' wird angehn.

Sein Seel' lebt ewig in Gott,
Der sie allhie in seiner Gnad'
Von aller Sünd' und Wissethat
Durch seinen Bund gefeget hat.

Sein' Arbeit, Trübsal und Glend
Ist kommen zu ei'm guten End',
Er hat getragen Christi Joch,
Ist gestorben und lebet noch.

Die Seel', die lebt ohn' alle Klag',
Der Leib schläft bis an' letzten Tag,
An welchem ihn Gott verklären
Und der Freuden wird gewähren.
Hier ist er in Angst gewesen,
Dort aber wird er genesen,

In ewiger Freud' und Wonne
Leuchten wie die schöne Sonne.
Nun lassen wir ihn hier schlafen
Und gehn all'sammt unser Straßen,
Schiden uns auch mit allem Fleiß,
Denn der Tod kommt uns gleicher Weis'.

Nic. Decius. († 1541.)

21. Allein Gott inn der höhe sey ehr
Vnd danck fur seine gnade,
Darumb das nu vnd nimmermehr
Vns rühen kann ein schade!
Ein wolgefallen Gott an vns hat,
Nu ist gros fried on unterlas,
All fehde hat nu ein ende.

Wir loben, preisen, anbeten dich
Für deine ehre, wir danken,
Das du, Gott Vater, ewiglich
Regierest on alles wanden;
Gang ungemessen ist deine macht,
fort gschicht, was dein will hat erbacht,
Wol vns des feinen Herren!

O Ihesu Christ, Son eingeborn
Deines himlischen Vaters,
Persöner der, die warn verlorn,
Du stiller vnser habers,
Lam Gottes, heiliger Herr vnd Gott:
Nim an die bit von vnser noth,
Erbarm dich vnser, Amen!

O heiliger Geist, du grösstes gut,
Du aller heilsampft Tröster:
Fürs Teuffels gvalt fort an behlt
Die Ihesus Christ erlöset
Durch grosse marter vnd bitterm tod!
Abwend all vnsern jamer vnd noth,
Dazu wir uns verlassen!

Nich. Behse. (1540.)

22. Auß hertzem grundt schrey ich zu dir,
Herr Gott erhör mein stymme,
Denn ohren Herr neyg du zu mir,
Vnd meine bit vffstymme,
Denn so du wilt des haben acht,
Wie vil der mensch hat sund volbracht,
Wer vil das mögen leyden.

Beh dir ist Herr der gnaden vill
Die sunden zu vergeben,
Herr, dein gesatz ist's rechte zhell
Nach dem wir sollen leben.
Dein heylges wort ist allzeit war,
Das macht das ich gern vff dich har,
Deins heylß will ich erwarten.

Mein seel daruff hat tröstet sich
Vnd daran alzeit gedacht,
In meiner noth verlaß nit mich
Dan von morgen bis zur nacht
Hoff ich in dich mit Israel
Vnd all mein sach zu dir gern stell,
Mein wollst du nit vergessen.

Dann Herr bei dir, dem waren Gott,
Ist seer vill barmhertzigkeit
Zu helfen vns auß aller noth
Vyst du willig vnd bereit.
Du bist alleyn das höchste gutt,
Das Israel erlösen thut
Auß seinen sunden allen.

Phil. Nicolai. († 1608.)

23. Wachet auff, rufft vns die Stimme
Der Wächter sehr hoch auff der Zinnen,
Wach auff, du Statt Jerusalem.

Mitternacht heißt diese Stunde,
Sie ruffen vns mit hellem Munde,
Wo sendt ihr klugen Jungfrauen?
Wol auff, der Bräutigam kömpt,
Steht auff, die Lampe nimpf,
Halleluja,

Macht euch bereit, zu der Hochzeit,
Ihr müßet ihm entgegen gehn.
Zien hört die Wächter singen,
Das Herz thut ihr vor Freudten springen,
Sie wachet vnd steht eilend auff:
Ihr Freund kömpt vom Himmel prächtig,
Von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig;
Ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auff.

Nu komm du werthe Kron,
Herr Jesu, Gottes Sohn,
Hosianna.
Wir folgen all zum Freudten Saal,
Vnd halten mit das Abendmal.

Gloria sey dir gesungen
Mit Menschen vnd Englischen Zungen,
Mit Harpfen vnd mit Cymbaln schön;
Von zwölff Perlen sind die Pforten
An deiner Statt, wir sind Consorten
Der Engeln hoch vmb deinen Thron,
Kein Aug hat je gespürt,
Kein Ohr hat mehr gehört
Solche Freunde,
Deß sind wir fro, jo jo,
Ewig in dulci júbilo.

Wie schön leuchtet der Morgenstern,
Voll Gnad' und Wahrheit von dem Herrn,
Die süße Wurzel Jesse! ;:

Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Hast mir mein Herz beseffen.

Lieblich,
Freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
Reich von Gaben
Hoch und sehr prächtig erhaben!

Ei meine Perle, du werthe Kron',
Wahr Gottes und Marien Sohn,
Ein hochgeborner König! ::
Mein Herz heißt dich ein Litzum;
Dein süßes Evangelium
Ist lauter Milch und Honig.
Ei mein
Blümlein!
Hosianna!
Himmlich Manna,
Das wir essen,
Deiner kann ich nicht vergessen!

Geuß sehr tief in mein Herz hinein,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flamme deiner Liebe, ::
Und erfreu' mich, daß ich doch bleib'
An deinem auserwählten Leib
Ein lebendige Kippe!
Nach dir
Ist mir,
Gratiosa
Coeli Rosa.
Krank und glimmet
Mein Herz, durch Liebe verwundet.

Von Gott kommt mir ein Freundschein,
Wenn du mit deinen Engeln,
Mich freundlich thust anblicken. ::
O Herr Jesu, mein trautes Gut,
Dein Wort, dein Geist, dein Leib und Blut
Mich innerlich erquiden.
Nimm mich
Freundlich
In deine Arme,

Daß ich warme
Werd' von Gnaden.
Auf dein Wort komm ich geladen.

Herr Gott Vater, mein starker Held,
Du hast mich ewig vor der Welt
In deinem Sohn geliebet. ::
Dem Sohn hat mich ihm selbst vertraut,
Er ist mein Schatz, ich bin sein' Braut,
Sehr hoch in ihm erfreuet.
Eia!
Eia!
Himmlich Leben
Wird er geben
Mir dort oben.
Ewig soll mein Herz ihn loben.

Zwingt die Saiten in Cithara,
Und laßt die süße Musica
Ganz freudenreich erschallen! ::
Daß ich möge mit Jesulein,
Dem wunderschönen Bräutigam mein,
In steter Liebe wallen.
Singet,
Springet,
Jubiliret,
Triumphiret,
Dankt dem Herrn!
Groß ist der Herr der Ehren.

Wie bin ich doch so herzlich froh,
Daß mein Schatz ist das A und O,
Der Anfang und das Ende. ::
Er wird mich doch zu seinem Preis
Aufnehmen in das Paradies:
Des klopf ich in die Hände.
Amen,
Amen!
Komm, du schöne
Freudenkrone!
Bleib' nicht lange!
Deiner wart' ich mit Verlangen.

Martin Schalling. († 1608.)

24. Hertzlich lieb hab ich dich, o Herr!
Ich bit, wölst sein von mir nicht fern
Mit deiner güt vnd gnaden!
Die gantze welt nit fremet mich,
Nach himel vnd erd nit frag ich,
Wenn ich dich nur kan haben.
Vnd wein mir gleich mein hertz zerbricht,
So bist du doch mein zuversicht,
Mein theil vnd meines hertzen trost,
Der mich durch sein blut hat erlost.
Herr Jesu Christ, mein Gott vnd Herr,
In schanden laß mich nimmermehr!

Er ist ja, Herr, dein gisend vnd gab
Mein leib vnd Seel vnd was ich hab
In diesem armen leben;
Damit ichs brauch zum Lobe dein,
Du nutz vnd dienst des nechsten mein,
Wölst mir dein gnade geben!

Behüt mich, Herr, vor falscher lehr,
Des Satthans mord vnd lügen wehr,
In allem creutz erhalte mich,
Auff das ichs trag gedultiglich!
Herr Jesu Christ, mein Gott vnd Herr,
In schanden laß mich nimmermehr!

Ach Herr, laß dein Engeln
An meinem eelelein
In Abrahams schoße tragen,
Der leib in sein schlafkammerlein
Gar sanfft on einige qual vnd pein
Ruhe bis an Jüngsten tage.
Als dann vom tode erweck mich,
Das meine augen sehen dich
In aller freud, o Gottes Son,
Mein heiland vnd mein gnadenthron!
Herr Jesu Christ, erhöre mich,
Ich will dich preisen ewiglich.

Joh. Matheus. († 1565.)

25. Auß meines Herzen grunde
Sag ich dir Lob vnd danck
In dieser Morgenstunde
Darzu mein Lebenlang,
O Gott in deinem Thron.
Dir zu Preis, Lob vnd Ehren
Durch Christum vnsern Herren,
Dein eingebornen Sohn,

Vnd daß du mich auß Gnaden
In dieser vergangnen Nacht
Vor gfahr vnd allem Schaden
Behütet vnd bewacht;
Ich bitt demiltiglich,
Wöllst mir mein Sünd vergeben,
Womit in diesem Leben
Ich hab erzürnet dich.

Du wöllst auch gnediglich
Mich bhüten diesen Tag
Vor des Teuffels List vnd woltten
Vor Sünden vnd vor Schmach,
Vor Feur vnd Wassers noth,
Vor Armut vnd vor Schanden,
Vor Ketten vnd vor Banden,
Vor bösem schnellen Tod.

Mein Seel, mein Leib, mein Leben,
Mein Weib, Gut, Ehr vnd Kind
In deine Händ thu geben;
Darzu mein Haußgesind

Iu schlaff mein liebes Kindelein,
Vnd thu deine auglein zu.
Dem Gott der wil dein Vatter sein,
Drumb schlaff mit quier rhu.

Dein Vatter ist der liebe Gott
Vnd wil auch ewig sein.
Der Leib vnd Seel dir geben hat
Wol durch die Eltern dein.

Vnd da du warst in Sünd geborn,
Wie Menschen kinder all,
Vnd lagst darzu in Gottes zorn
Vmb Adams Sünd vnd fall,

Da schenck er dir sein lieben Son,
Den schenck er in den todt.
Der kam auß Erd von Himmels thron,
Halt dir auß aller not.

Ein Kindelein klein wardt er geborn,
Am Creutz sein blut vergoß.
Damit stilt er seins Vatters zorn,
Macht dich von sünden bloß.

Hör was dir Christ erworben hat,
Mit seiner martir groß.
Die heilig Tauff, das selig Bad,
Auß seiner Seiten flos.

Darinn bist du nu new geporn
Durch Christus wunden iot.

Ist dein Geschenk vnd Gab,
Mein Eltern vnd Verwandten,
Mein Brüder vnd Bekandten
Vnd alles, was ich hab.

Dein Engel laß auch bleiben
Vnd weichen nicht von mir,
Den Sathan zu vertreiben,
Auff daß der böß Feind hier
In diesem Jammerthal
Sein Tücl an mir nicht ilbe,
Leib vnd Seel nicht betrübe
Vnd bring mich nicht zu fall.

Gott will ich lassen raten,
Denn Er all Ding vermag;
Er gsegne meine Thaten,
Mein vornemen vnd Sach!
Dann ich ihm heimgestellt
Mein Leib, mein Seel, mein Leben
Vnd was Er mir sonst geben:
Er machs, wies ihm gestellt!

Darauff so sprich ich Amen
Vnd zweiffel nicht daran,
Gut wird es alls zusammen
Ihm wolgesallen lan,
Vnd streck nun auß mein Hand,
Greiff an das Wort mit freuden,
Dazu mich Gott hat bcheiden
In mein Veruff vnd Stand.

Verschlungen ist Gottes grimmig zorn,
Dein schuld ist quit in todt.

Mit seinem Geist er dich auch krönt
Auß lauter lieb vnd trew.
Der in dein zartes hertzlein stönt
Vnd macht dich gar span new.

Er spendt dir auch sein Englein
Zu Hütern tag vnd nacht.
Das sie beh deiner wiegen sein
Vnd halten gute wach,

Damit der böße Geist kein theil
An deinem Seelichen find.
Das bringt dir alles Christus heil,
Drumb bist ein selig kind!

Dem Vatter vnd der Mutter dein
Besicht er dich mit fleiß,
Das sie dein trewe Pfleger sein,
Zieh dich zu Gottes preis.

Darzu das liebe Jesulein
Das gestellt sich zu dir fein.
Will dein Emanuclen sein
Vnd liebes Brüberlein.

Drumb schlaff, du liebes Kindelein,
Breiß Gott den Vatter dein.
Wie Zacharias Henselein,
So wirstu selig sein.

Der heilig Geist der segne dich,
Bewar dich alle zeit.
Sein heilger nam behüte dich,
Schütz dich für allem leid!

Amen, Amen, Ja, das ist war,
Das sagt der heilige Geist.
Geb' Gott, daß du von heut zu jar
Ein gottselig Mensch seist.

B. Literaturbilder aus der Reformationszeit.

1. Martin Luther.

(1483—1546.)

I. Aus: Vorrede zur Epistel St. Pauli an die Römer.

Diese Epistel ist das rechte hauptstück des Neuen Testaments, und das aller lauterste Evangelium, welche wohl würdig und wehrt ist, daß sie ein Christen-Mensch nicht allein von wort zu wort auswendig wisse, sondern täglich damit umgehe, als mit täglichem brodt der seelen. Denn sie nimmet kan zu viel und so wohl gelesen oder betrachtet werden, und je mehr sie gehandelt wird, je köstlicher und angenehmer sie wird, und besser schmecket.

Darum will ich auch meinen dienst dazu thun und durch diese vorrede einen eingang dazu bereiten, so viel mir Gott verlieden hat, damit sie desto besser von jedermann verstanden werde.

Aufs erste müssen wir der sprachen kündig werden und wissen, was St. Paulus meynet durch diese worte: Gesetz, Sünde, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Fleisch, Geist und dergleichen. Sonst ist kein lesen nüt.

Das wörtlein Gesetz muß du hie nicht verstehen menschlicher weise, daß eine lehre sey, was für wercke zu thun oder zu lassen sind, wie es mit menschen-gesetzen zugehet, da man dem gesetz mit werden gnug thut, ob das hertz schon nicht da ist. Gott richtet nach des hertzen grund, darum fordert auch sein gesetz des hertzen grund, und lasset ihn an werden nicht begnügen, sondern strafet vielmehr die wercke ohne hertzen-grund als heuchelei und lügen. Daher alle menschen lügner heißen, Ps. 116, 11. darum, daß keiner aus hertzen-grund Gottes gesetz hält, noch halten kan, denn jedermann findet bey sich selbst zum guten nicht lust, aber wohl lust zum bösen. Wo nun nicht ist freye lust zum guten, da ist des hertzen grund nicht am gesetz Gottes, da ist denn gewißlich auch sünde und zorn verdienet bey Gott, ob gleich auswendig viel guter wercke und ehrbares leben erscheinet.

Daher schliesset S. Paulus am 2. cap. daß die Juden alle sündler sind, und spricht: Daß allein die thäter des gesetz gerecht sind bey Gott, will damit, daß niemand mit werden des gesetz thäter ist, sondern sagt vielmehr zu ihnen also: Du lehrest, man sol nicht ehebrechen, und du brichst die ehe. Item, worinnen du einen andern richtest, darinnen verdammeest du dich selbst, weil du eben dasselbige thust, das du richtest. Als solte er sagen: Du lebest außserlich sein in des gesetz werden und richtest, die nicht also leben, und verziehest jederman zu lehren, den splitter siehest du in der andern augen, aber des balden in deinem augen wirfst du nicht gewahr, Matth. 7, v. 3.

Denn ob du wol auswendig das gesetz mit werden hältst, aus furcht der straffe oder liebe des lohn, so thust du doch alles ohne freye lust und liebe zum gesetz, sondern mit unlust und zwang, woltest lieber anders thun, wenn das gesetz nicht wäre. Daraus sich denn schliesset, daß du von hertzen-grund dem gesetz feind bist. Das ist denn, daß du andere lehrest nicht stehlen, so du im hertzen selber ein dieb bist, und außserlich gern wärest, wenn du dürftest. Wiewohl auch das außserliche werck, die länge nicht nachbleiben bei solchen heuchlern. Also lehrest du andere, aber dich selbst nicht, weißest auch selbst nicht, was du lehrest, hast auch das gesetz noch nie recht verstanden.

So gewehne dich nun der rede, das viel ein ander ding ist, des gesezes werd thun, und das gesez erfüllen. Des gesezes werd ist alles, das der mensch thut, oder thun kan am gesez, aus seinem freyen willen und eigenen kräften. Weil aber unter und neben solchen werden bleibt im herten unlust und zwang zum geseze, sind solche wercke alle verloren und kein nütze. Das meynet S. Paulus am 3. cap. v. 20. da er spricht: Durch des gesezes werd wird vor G^odt kein mensch gerecht. Daher sehest du nun, daß die Schulzänder und Sophisten verführer sind, wenn sie lehren mit werden sich zur gnade bereiten. Wie kan sich der mit werden zum guten bereiten, der kein gut werd, ohn unlust und unwillen, im herten thut? Wie sol das werd G^odt geflüssen, das aus einem unlustigen und widervilligen herten gehet?

Aber das gesez erfüllen, ist mit lust und liebe seine wercke thun, und frey ohne des gesezes zwang göttlich und wohl leben, als wäre kein gesez oder straffe. Solche lust aber freyer liebe giebt der heilige Geist ins hertz. Der geist aber wird nicht, denn allein in, mit und durch den glauben an I^hsum Christ gegeben. So kommet der glaube nicht, ohn allein durch G^ottes wort oder Evangelium, das Christum prediget, wie er ist G^ottes Sohn und mensch gestorben und auferstanden, um unsern willen.

Daher kommts, daß allein der glaube gerecht macht und das gesez erfüllet, denn er bringet den geist aus Christi verdienst. Der geist aber machet ein lustig und frey hertz, wie das gesez fordert; so gehen denn die guten wercke aus dem glauben selber. Das meynet er am 3. cap. v. 31. nachdem er des gesezes werd verworffen hatte, daß es lautet, als wolte er das gesez aufheben durch den glauben. Nein (spricht er) wir richten das gesez an durch den glauben, das ist, wir erfüllen es durch den glauben.

Sünde heisset in der Schrift nicht allein das äußerliche werd am leibe, sondern alle das geschäfte, das sich mit reget und bereget zu dem äußerlichen wercke, nemlich, des herten grund mit allen kräften. Also, daß das wörtlein Thun sol heißen, wann der mensch ganz dahin fällt und fährt in die sünde. Denn es geschichet auch kein äußerlich werd der sünde, der mensch fahre denn ganz mit leib und seel hinan. Und sonderlich siehet die Schrift ins hertz und auf die wurzel und hauptquell aller sünde, welche ist der unglaub im grunde des herten.

Daher Christus allein den unglauben sünde nennet, da er spricht, Joh. 16, 9. Der Geist wird die welt straffen um die sünde, daß sie nicht glauben an mich. Darum auch, ehe denn gute oder böse wercke geschehen, als die guten oder bösen fruchte, muß zuvor im herten da seyn glaube oder unglaube, als die wurzel, fast und hauptkraft aller sünde. Welches in der schrift auch darum der schlangen kopf und des alten drachen haupt heisset, den des weibes saame, Christus zertreten mußte, wie Adam verheissen ward, 1. Mos. 3, 15.

Gnade und Gabe sind des unterschieds, daß Gnade eigentlich heisset G^ottes huld oder gunst, die er zu uns trägt, bey sich selbst, aus welcher er geneiget wird Christum und den Geist mit seinen Gaben in uns zu giessen, wie das aus dem 5. cap. v. 15. klar wird, da er spricht: Gnade und Gabe in Christo &c. Ob nun wohl die gaben und der geist in uns täglich zunehmen, und doch nicht vollkommen sind, daß also noch böse luste und sünde in uns überbleiben, welche wider den Geist streiten, so thut doch die gnade so viel, daß wir ganz und siltz vollgerecht vor G^odt gerechnet werden, denn seine gnade theilet und sücket sich nicht, wie die gaben thun, sondern nimmet uns ganz und gar auf in die huld, um Christus unsers Siltz-sprechers und Mittlers willen, und um daß in uns die gaben angefangen sind.

Also verstehst du denn das 7. cap. v. 25. da sich S. Paulus noch einen sündner schilt, und doch im 8. cap. spricht: Es sey nichts verdammlisches an denen, die in Christo sind, der unvollkommenen gaben und des Geistes halben. Um des ungetödteten fleisches wille: sind wir noch sündner, aber weil wir an Christum glauben, und des Geistes anfang haben, ist uns G^odt so gnädig und gnädig, daß er solche sünde nicht achten noch richten wil, sondern nach dem glauben in Christo mit uns fahren, bis die sünde getödtet werde.

Glaube ist nicht der menschliche wahn und traum, den etliche siltz glauben halten, und wann sie sehen, daß keine besserung des lebens, noch gute wercke folgen, und doch vom glauben viel hören und reden können, fallen sie in den irrtum, und sprechen: Der glaube sey nicht genug, man müsse wercke thun, sol man fromm und selig werden. Das machet, wann sie das Evangelium hören, so fallen sie daher und machen ihnen aus eigenen kräften einen gedanken im herten, der spricht: Ich gläube, das halten sie denn siltz einen rechten glauben; aber wie es ein menschlich gedicht und gebaud ist, denn des herten grund es nimmer erfähret, also thut er auch nichts, und folget keine besserung hernach.

Aber der glaube ist ein göttlich werd in uns, das uns wandelt und neu gebietet aus G^odt, Joh. 1, 13. und tödtet den alten Adam, machet uns ganz andere menschen von herten, muth, sinn und allen kräften, und bringet den heiligen Geist mit sich. O! es ist ein lebendig geschäftig, thätig, mächtig ding um den glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohn unterlaß solte gutes werden. Er fraget auch nicht, ob gute wercke zu thun sind, sondern ehe man fraget, hat er sie gethan, und ist immer im thun. Wer aber nicht solche wercke thut, der ist ein glaubloser mensch, tappet und siehet um sich nach dem glauben und guten werden und

weiß weder was glaube oder gute wercke sind, waschet und schwähet doch viel worte vom glauben und guten wercken.

Glaube ist eine lebendige, ervegene zoversicht auf Gottes gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche zoversicht und erkänniß göttlicher gnade machet frölich, vergnügt und lustig gegen Gott und alle creaturen, welches der heilige Geist thut im glauben. Daher der mensch ohne zwang willig und lustig wird jeberman gutes zu thun, jederman zu dienen, allerley zu leiden Gott zu lieb und lob, der ihn solche gnade erzeiget hat. Also, daß unmöglich ist, werdt vom glauben scheiden, ja so unmöglich, als brennen und leuchten vom feuer mag geschieden werden. Darum siehe dich für, für deinen eigenen falschen gedanken und unnützen schwärmern, die vom glauben und guten werden klug seyn wollen zu urtheilen, und sind die größesten narren. Bitte Gott, daß er den glauben in dir wircke, sonst bleibest du wol ewig ohne glauben, du dachtest und thust, was du wilt oder laust.

Gerechtigkeit ist nun ein solcher glaube und heißet Gottes gerechtigkeit, oder die vor Gott gibt, darum, daß sie Gott giebt, und rechnets für gerechtigkeit um Christum willen unsers Mittlers, und machet den menschen, daß er jeberman giebt, was er schuldig ist. Denn durch den glauben wird der mensch ohne sünde und gewinnet lust zu Gottes geboten; damit giebt er Gott seine ehre, und bezahlet ihm, was er ihm schuldig ist. Aber dem menschen dienet er williglich, womit er kan, und bezahlet damit auch jederman. Solche gerechtigkeit kan natur, freyer wille und unsere kräfte nicht zuwege bringen, denn wie niemand ihm selber kan den glauben geben, so kan er auch den unglouben nicht wegnehmen, wie wil er denn eine einige kleine sünde wegnehmen? Darum ist alles falsch, heuchelei und sünde, was ausser dem glauben oder im unglouben geschieht, Röm. 14, 24. es gleisse wie gut es mag.

Fleisch und Geist mußt du hie nicht also verstehen, daß Fleisch allein sey, was die unkeuschheit betreffe, und Geist, was das innerliche im hertzen betreffe, sondern fleisch heißet S. Paulus, wie Christus, Joh. 3, 6. alles, was aus fleisch geboren ist, den ganzen menschen mit leib und seele, mit verunft und allen sinnen, darum, daß es alles an ihm nach dem fleisch trachtet. Also, daß du auch den fleischlich wiisset zu heissen, der ohne gnade von hohen geistlichen sachen viel dichtet, lehret und schwähet, wie du das aus den werden des fleisches, Gal. 5, 19. wol kanst lernen, da er auch keterey und haß fleisches wercke heißet. Und Röm. 8, 3. spricht: Daß durchs fleisch das gesetz geschwächt wird, welches nicht von unkeuschheit, sondern von allen sünden, allermeist aber von unglouben gesagt ist, der das allergeistlichste lafter ist.

Wiederum auch den geistlich heißet, der mit den alleräußerlichsten werden umgehe, als Christus, da er der jünger süsse wusch, und Petrus, da er das schiff führete und fischete. Also, das Fleisch sey ein mensch, der inwendig und auswendig lebet und wirket, das zu des fleisches nutz und zeitlichem leben dienet. Geist sey, der inwendig und auswendig lebet und wirket, das zu dem Geist und zukünftigen leben dienet.

Ohne solchen verstand dieser wörter wirst du diese Epistel S. Pauli, noch kein buch der heiligen schrift nimmermehr verstehen. Darum hüte dich für allen lehrern, die anderst diese worte brauchen, sie seyn auch wer sie wollen.

2. Daß Christus wahrhaftiger Gott sei.

Daß Christus, der Jungfrauen Marien Sohn, rechter wahrhaftiger Gott sei, deß ist die heilige schrift allenthalben voller Zeugnisse, vornehmlich aber im Evangelisten Johanne B. 8, 25., da die Jüden sich an seiner lehre ärgerten, fragten und sprachen: „Wer bist du denn? Und Jesus sprach zu ihnen: Erstlich der, der ich mit euch rede;“ als sollte er sagen: Ich bin euer Prophet und Prediger, nach dem Spruch Moses 5. Mos. 18, 15.: „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr, dein Gott, dir erwecken, aus dir und deinen Brüdern, dem sollt ihr gehorchen. Und wer meine Worte, die ich in seinen Mund gebe, und alles, was ich ihm gebiete, nicht hören wird, die er in meinem Namen reden wird, von dem will ich's fordern.“ Das ist: Erstlich und vor allen Dingen höret mich, denn werdet ihr sehen, wer ich bin. Ich bin eben der, davon Moses geweissaget hat. Es lautet etwas milder und höflicher, denn wenn er gefaget hätte: Ich bin euer Messias. Und über diesem Spruche hat sich St. Augustinus heilig demüthet, hat sich zerbrochen und geplaget. Darum soll man die lieben alten Väter und Lehrer mit großem Unterscheid und christlichem Verstande lesen, denn sie sind gleich sowohl Menschen gewesen, als wir, haben auch oft gefehlet und geirret.

Auf eine andere Zeit redete D. Martin Luther von der Gottheit des Herrn Christi, und sprach: Alle Sprüche in der heiligen schrift, die da reden vom glauben an Christum, die zeigen klar an, daß er wahrer natürlicher Gott sei, sonst wäre es Abgötterei, und wider das erste Gebot: „Du sollst nicht andere Götter haben,“ an Christum gläuben und ihn anbeten, so er nicht Gott wäre, denn Gott gibt seine Ehre keinem andern, Jes. 42, 8. Nun ist aber dieser Artikel, daß Christus wahrer Gott sei, durch gewisse starke Zeugnisse in der heiligen schrift, sonderlich im neuen Testamente gegründet, da Christus oftmal, mit klaren ausgedruckten Worten Gott genennet wird. Als Joh. 1, 1.: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei

Gott, und Gott war das Wort.“ Und Johannis am 20. Kap. V. 28., nennet Thomas, der Apostel, Christum auch Gott, da er spricht: „Mein Herr und mein Gott.“ Dergleichen St. Paulus Röm. 9., 5 spricht von Christo, daß er Gott sei, da er sagt: „Der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit.“ Colos. 2, 9.: „In Christo wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig,“ das ist wesentlich.

Also gedachte sich abermal D. M. Luther, daß Christus müßte wahrer Gott sein, diemeil er das Gesetz durch sich selber erfüllt und überwinden habe. Denn freilich niemand das Gesetz sonst überwinden würde, er sei gleich Engel oder Mensch; Er allein aber hat es überwunden und erfüllt, also daß es denen, so an ihn glauben, nichts schaden noch sie verdammen kann. Darum ist er auch gewißlich Gottes Sohn, und natürlicher Gott. Wenn du Christum also ergreifst und fassst, wie ihn die heilige Schrift, sonderlich aber St. Paulus dir vormalst, so kannst du gewiß nicht irren noch zu schanden werden. Und denn wirst du auch leichtlich und gewiß urtheilen können, was zu halten sei von allerlei Ständen, Religionen und Gottesdiensten, so in der ganzen Welt sind. Wo dir aber dieses Bild Christi aus den Augen weggenommen wird, oder in dir verdunkelt wird, so mußt gewißlich folgen ein unordentlich Thun, denn menschliche Natur und Vernunft kann von Gottes Gesetz nicht recht richten noch urtheilen. Es zerrennet hie allen Philosophen, gelehrtesten Weltweisen und Juristen, ja, allen Menschen alle ihre Kunst; denn das Gesetz herrschet und waltet über den Menschen, darum richtet es auch den Menschen, und nicht der Mensch das Gesetz.

Es sagete D. M. Luther auf eine andere Zeit, daß Christus wahrer natürlicher Gott sei. Denn, sprach er, ist Christus nicht Gott, so ist weder der Vater noch heilige Geist Gott, denn unser Artikel des Glaubens sagt also, daß Christus mit dem Vater und heiligen Geist Gott sei. Hier reden von der Gottheit Christi, wie der Papst und andere dergleichen mehr, aber eben wie der Blinde von der Farbe redet. Darum wenn ich Christum höre reden, so glaube ich, daß die unzertrennte Gottheit redet. Also redet der Vater, Sohn und heilige Geist, da er spricht Matth. 11, 28.: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beschweret seid, ich will euch erquicken.“ Hier redet die ganze Gottheit in unzertrenntem und unzertheiltem Wesen. Deshalb, wer mir einen solchen Gott vormalst und prediget, der nicht für mich gestorben ist, denselbigen nehme ich nicht an zum Gott. Wer nun diesen Artikel hat, der hat den Hauptartikel des christlichen Glaubens, wiewohl dieser Artikel sehr närrisch ist vor der Welt. Christus spricht Joh. 14, 16.: „Der Tröster, welchen ich euch senden will, wird“ nicht von euch weggehen, sondern „bei euch bleiben,“ und euch fest machen, allerlei Unglück und Übel zu leiden. Jetzt sagt er: Ich will den Vater bitten; zuvor hat er gesagt: Ich will's thun. Zuvor redet er wie ein Gott, jetzt wie ein Mensch. Also lerne ich meinen Artikel, daß Christus redet als Gott und Mensch.

Item, D. Martin Luther bezugete aus seiner selbsteigenen Erfahrung, daß Jesus Christus ein wahrer Gott sei, solchen wollte er auch öffentlich bekennen; denn wenn Christus nicht Gott wäre, so wäre gewiß kein Gott. Und sprach D. Luther: Ich will, ob Gott will, kein Epicurer werden, ich weiß wohl, was der Name Jesus an mir gethan hat. Es ist wohl geredet und die lautere Wahrheit, da der 68. Psalm V. 21. singet: „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch; wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet.“ Darum soll mich, ob Gott will, keine Trübsal, Unglück, oder andere Creatur von meinem Herrn Christo scheiden.

Unser einiger Trost ist, daß wir an Jesum Christum glauben. Ich bin oft dem Tode so nahe gewesen, daß ich nicht anders wußte, ich müßte jetzt sterben, darum, daß ich sein Wort vor der argen Welt gelehret und ihn bekannt hatte; aber er hat mich allzeit gnädiglich wieder geröstet und lebendig gemacht. Darum laßt uns Fleiß thun, daß wir allein ihn behalten, so soll's keine Noth haben, wenn der Teufel noch so böse und listig, und die Welt noch so arg und falsch wäre. Ich will bei dem lieben Herrn Christo bleiben, es begegne mir darüber was da kann; ich bin auf ihn getauft, ich kann und weiß nichts, denn was er mich gelehret hat. Aber es ist sitrwar eine sehr große und schwere Kunst, da auch viel und mancherlei Aufsetzungen und Erfahrungen zugehören, daß man könne von Herzen Christum einen Herrn und Gott heißen, der vom Tode errettet, wie er 68. Psalm V. 21 sagt; und von desselbigen Wort und Vertrauen will ich mich, ob Gott will, nimmermehr lassen abreißen.

Daß Christus wahrer Gott sei, folgt aus dem gewaltiglich und gewißlich, daß ihm die heilige Schrift, vornehmlich aber St. Paulus allenthalben gleich das zuschreibt, was er dem Vater zugeeignet, als nämlich, göttliche Macht; item, daß er geben könne Gnade, Friede des Bewußens, Vergebung der Sünde, Leben, Überwindung der Sünden, Todes und Teufels. Welcher Sünde St. Paulus ihm keines zuschreiben dürfte, (er wollte dem Gott seine Ehre rauben, und sie einem andern, der nicht Gott wäre, zueignen,) wo Christus nicht wahrer Gott wäre. So sagt auch Gott selber Jesaia 42, 8.: „Ich will meine Ehre keinem andern geben, das er selbst nicht hat; weil aber Christus gibt Gnade, Friede, den heiligen Geist, erlöset von der Gewalt des Teufels, von Sünde und Tod, ist es gewiß, daß er eine unendliche, unmaßige und allmächtige Gewalt habe allenthalben wie der Vater.“

3. Dem Allerheiligsten in Gott Vater Leoni, dem Zehnten, Pappst zu Rom, alle Seltigkeit in Christo Jesu unserm Herrn, Amen.

Allerheiligster in Gott Vater! Es zwingt mich der Handel und Streit, in welche ich mit etlichen wissen Menschen dieser Zeit nu bis ins dritte Jahr kommen bin, zuweilen nach dir zu sehen und dein gedenken. Ja, dieweil es dasir gehalten wirt, du sehest die einige Hauptfach dieses Streits: so kann ichs nit lassen, dein ohn Unterlaß zu gedenken. Dann wiewohl ich von etlichen deiner unchristlichen Schmeichler, welch' ohn alle Ursach auf mich erhebt seyn, gedrungen bin, mich auf ein christlich frey Concilio von deinem Stul und Gericht in meiner Sach zu beruffen: so habe ich doch meinen Muth noch nie also von dir entpfremdbbet, daß ich nit aus allen meinen Kräften dir und deinem Römischen Stul das Beste allzeit gewünnst, und mit fleißigem herzlichem Gebet, so viel ich vermocht, bey Gott gesucht habe. Wahr ist es, daß ich die, so bisher mit der Hohe und Größe deines Namens und Gewalt zu bedräuen sich bemilhet haben, gar fast zu verachten und überwinden sitrgenommen habe. Aber eins ist nu vorhanden, welches ich nit darf verachten, welchs auch die Ursach ist, daß ich abermal zu dir schreibe; und ist nämlich, daß ich vermerck, wie ich versprochen, und mir übel ausgelegt werde, daß ich soll auch deiner Person nit verschonet haben.

Ich will aber frey und öffentlich das bekennen, das mir nit anders bewußt ist, denn so oft ich deiner Person habe gedacht, allzeit das Ehrlichst und Beste von dir gesagt habe. Und tro ich das irgend nit hätte gethan, konnt ichs selbst in keinem Weg loben, und müßte meiner Kläger Urtheil mit vollem Bekenntniß bekräftigen, und wolt nit liebers, dann solches meines Frevels und Bosheit das Widerspiel singen, und mein sträfflich Wort widerrufen.

Darumb bitt ich, heiliger Vater Leo, woltst diese meine Entschuldigung dir gefallen lassen und mich gewiß für den halten, der wider deine Person nie nichts Böses habe sitrgenommen, und der also gefinnet sey, der dir wünnst das Allerbeste, der auch keinen Hader noch Gezänk mit jemand haben wolle, umb jemand böses Lebens, sondern allein umb des göttlichen Wortes Wahrheit willen. In allen dingen will ich jedermann gerne weichen; das Wort Gottes will ich und mag ich auch nicht verlassen noch verläugnen.

Laß mich die, heiliger Vater, meine Sach auch einmal sitr dir handeln, und dir deine rechte Feinde verklagen. Es ist dir ohn Zweifel bewußt, wie mit mir gehandelt hab zu Augsburg der Cardinal St. Sixti, dein Legat; sitrwahr, unbescheiden und unrichtig, ja auch untreu, in welches Hand ich umb deinem willen alle meine Sach also stellet, daß er Fried gebieten sollte; ich wolt der Sachen ein End lassen seyn und stille schweigen, so mein Widersacher auch stille stünden, welchs er leicht mit einem Wort hätt mocht austrichten. Da judet ihn der Stülhel zeitlichs Ruhm zu sehr, verachtet mein Erbieten, unterfund sich, meine Widersacher zu rechtfertigen, ihnen nur länger Raum lassen, und mir zu widerrufen gebieten, deß er keinen Befehl hatte. Also ist's geschehen durch seinen muthwilligen Frevl, daß die Sach ist seint viel ärger worden, die zu der Zeit an einem guten Ort war. Darumb, was weiter darnach ist gefolgt, ist nit mein, sondern desselben Cardinals Schuld, der nicht mit gönnen wolte, daß ich schweige, wie ich so höflich bat. Was sollt ich da mehr thun?

Darnach ist kommen Her Carol von Mültitz, auch deiner Heiligkeit Botschaft, welcher mit vieler Mühe hin und her reisend und allen Fleiß sitrwendend, die Sach wider auf einen guten Ort zu bringen, dabon sie der Cardinal hochmüthig und frevelich verstoßen hat; zuletzt durch Hilf des Durchlauchtigsten Hochgebornen Kurfürsten, Herzog Friedrich zu Sachsen ꝛ. zuwegen bracht, etlichmal mit mir zu besprechen.

Sie hab ich abermals mich lassen weisen und deinem Namen zu Ehren schweigen, die Sach den Erzbischof zu Trier oder Bischof zu Nimburg verhören und scheiden zu lassen, verwilligt; welchs also geschehen und bestellt. Da solches in guter Hoffnung und Fried stund, fällt einher dein größter rechter Feind, Johannes Eccius, mit seiner Disputation zu Leipzig, die er hat ihm sitrgenommen wider Doctor Carlstad, und mit seinen wetterwendischen Worten findet er ein Fundlein von dem Pappsthum und lehret auf mich unversehens seine Fahnen und ganzes Heere, damit des sitrgenommen Friedens Firschlag ganz zerstört.

Indeß wartet Herr Carolus; die Disputation ging sitr sich; Richter wurden erwählt, ist aber nichts ausgerichtet. Welchs mich nit wundert. Denn Ed mit seinen Klagen, Sendbriefen und heimlichen Practiken die Sache also verbittert, ververret und zerschellet, daß, auf welch Seit das Urtheil gefallen wäre, ein größer Feur, ohn Zweifel, sich erzündet hätte; denn er suchte Ruhm und nit die Wahrheit. Also hab ich allzeit than, was mir ist aufgelegt, und nichts nachgelassen, das mir zu thum gebilhet hat. Ich bekenne, daß aus dieser Ursache nit ein klein Theil des Römischen unchristlichen Wesens ist an Tag kommen; aber was darau verschuldet, ist nit mein, sondern Eccii Schuld, welcher einer Sach sich untermunden, der er nit Manns gmug gewesen, durch sein Ehr suchen, die Römische Laster in alle Welt zu Schanden gesetzt hat.

Dieser ist, heiliger Vater Leo, dein und des Römischen Stuels Feind. Von seinem einigen

Exempel mag ein Iedermann lernen, daß kein schädlicher Feind sey, denn ein Schmeichler. Was hat er mit seinem Schmeicheln angericht, denn nur solch Unallid, das kein König hätt mögen zuwege bringen. Es stinkt iht übel des Römischen Hof's Namen in aller Welt, die päpstliche Aht ist matt, die Römische Unwissenheit hat ein böse Geschrei; welcher keins wäre gehört, so Et Carolus und meinen Firtschlag des Friedens nit hätt verlickt; welchs er auch nu selbst empfindt, und, wiewohl zu langsam und vergebens, unwillig ist über meine ausgegangene Büchle. Das sollt er vorhin bedacht haben, da er nach dem Ruhm wie ein muthiges Ross himmerte, und nichts mehr denn das Seine, mit deinem großen Nachtheil, suchet. Er meinete, der eitel Mann, ich wüird mich für deinem Namen fürchten, ihm Raum lassen und schweigen (denn der Kunst und Geschicklichkeit, halt ich, hab er sich nicht vermessens). Nu, so er siehet, daß ich noch getrost bin und mich weiter hören lasse, kompt ihm die spate Reu seines Frevels, und wird innen (so er anders innen wird), daß einer im Himmel ist, der den Hochmüthigen widersteht und die vermessene Geister demüthigt.

Da nu nichts durch die Disputation ward ausgericht, denn nur großer Unehre des Römischen Stuls, ist Herr Carolus Miltig zu den Vätern meines Ordens kommen, Rath begehret, die Sache zu schlichten und schweigen, als die dem außs allerwilligst und fährlichst stund. Da seyn etlich Tapfere von denselben zu mir gesandt, dieweil es nicht zu vermuthen, daß mit Gewalt gegen mir mög etwas geschafft werden, haben begehrt, daß ich doch wollte deine Person, heiliger Vater, ehren, und mit unterthäniger Schrift dein und mein Unschuld entschuldigen; vermeinend, es sey die Sach noch nicht im Abgrund verloren und verzweifelt, wo der H. V. Leo wollte nach seiner angebornen hochberühmten Gültigkeit die Hand daran legen. Dieweil aber ich allzeit hab Fried angeboten und begehret, auf daß ich stillem und bessern Studiu warten mocht, ist mir das eine liebe fröhlich Botschaft gewesen, hab sie mit Dank aufgenommen und mich außs willigst lenken lassen, und für ein sondere Gnade erkennet, so es also, wie wir hoffen, geschehen mocht. Denn ich auch auß keiner andern Ursach so mit starkem Wuth, Worten und Schreiben gewehet und gerumort hab, daß ich die niederlegt und stillet, die ich wohl sahe, mir weit zu gering seyn.

Also komm ich nu, H. V. Leo, und zu deinen Füßen liegend, bitte, so es möglich ist, wollst deine Hand dran legen, den Schmeichlern, die des Friedens Feind seyn, und doch Fried fürgeben, einen Zaum einlegen. Daß ich aber sollt widerursen meine Lehre, da wird nichts aus; darfs ihm auch niemand fürnehmen, er woll denn die Sach noch in ein großer Gewirre treiben. Dazu mag ich nit leiden Regel oder Maße, die Schrift auszulegen; dieweil das Wort Gottes, das alle Freyheit lehret, nit soll noch muß gefangen seyn. Wo mir diese zwey Säcck bleiben, so soll mir sonst nichts aufgelegt werden, das ich nit mit allem Willen thun und leiden will. Ich bin dem Haber feind, will niemands anregen noch reizen; ich will aber auch ungereizet seyn. Werde ich aber gereizet, will ich, ob Gott will, nit sprachlos noch schriftlos seyn.

4. Aus: An den christlichen Adel deutscher Nation. (c. 1520.)

Wo es die Noth fodert und der Pappt ärgerlich der Christenheit ist, soll dazu thun, wer am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht frei Concilium werde; welches niemand so wohl vermag, als das weltlich Schwert, sonderlich dieweil sie nun auch Nichtristen sind, Mitprieester, mitgeistlich, mitnächig in allen Dingen, und sollen ihr Amt und Wert, das sie von Gott haben über jedermann, lassen frei gehen, wo es noth und nitß ist zu gehen.

Wäre das nicht ein unnatürlich Fürnehmen, so ein Feuer in einer Stadt aufgieng und jedermann sollt stille stehen, lassen für und für brennen, was da brennen mag, allein darum, daß sie nicht die Macht des Bürgermeisters hätten, oder das Feuer vielleicht an des Bürgermeisters Hauße anblübe? Ist die nicht ein jeglicher Bürger schuldig, die andern zu bewegen und herusen? Wie viel mehr soll das in der geistlichen Stadt Christi geschehen, so ein Feuer des Argerniß sich erhebt, es sei an des Pappts Regiment, oder wo es wolle! Des selben gleichen geschieht auch, so die Feinde eine Stadt überfelen: da verdienet der Ehre und Dank, der die andern am ersten ausbringet. Warum sollt denn der nicht Ehre verdienen, der die höllischen Feinde erkundet und die Christen erweckt und beruft? —

Was der weltlichen Gewalt und dem Adel zu thun sei, hab ich meines Dünkens gnugsam gesagt im Büchlein von den guten Werken. Denn sie leben auch und regieren, daß es wohl besser taugte. Doch ist kein Gleichen weltlicher und geistlicher Mißbräuch, wie ich daselb angezeigt habe.

Ich adt' auch wohl, daß ich hoch gesungen hab, viel Dings fürgeben, das als unmäßig wird angesehen, viel Säck zu scharf angriffen. Wie soll ich ihm aber thun?

Ich bin es schuldig zu sagen. Konnte ich, so wollte ich auch also thun. Es ist mir lieber, die Welt

zürne mit mir, denn Gott. Man wird mir je nicht mehr, denn das Leben können nehmen. Ich hab bisher vielmal Fried angeboten meinen Widersachern; aber, als ich sehe, Gott hat mich durch sie zwingen, das Maul immer weiter aufzuthun, und jenen, weil sie unnißig sind, zu reden, belien, schreien und schreiben, anug geben. Wohlan, ich weiß noch ein Vieblein von Rom und von jenen. Tucket sie das Ohr, ich wills ihnen auch singen und die Noten außs höchste stimmen. Verstehst dich wohl, liebes Rom, was ich meine.

Auch hab ich mein Schreiben vielmal auf Erkenntniß und Verhör erboten, das alles nicht geholfen. Wiewohl auch ich weiß, so mein Sach recht ist, daß sie auf Erden muß verdammt und allein von Christo im Himmel gerechtfertigt werden; denn das ist die ganze Schrift, daß der Christen und Christenheit Sache allein von Gott muß gerichtet werden. Ist auch noch nie eine von Menschen auf Erden gerechtfertiget, sondern ist allezeit der Widerpart zu groß und stark gewesen. Es ist auch mein aller größte Sorge und Furcht, daß mein Sache möchte unverdammt bleiben, daran ich gewißlich erkennet, daß sie Gott noch nicht gefalle. Darum laß nur fröhlich einbergehen; es sei der Pabst, Bischof, Pfaff, Mönch oder Gelehrte; sie sind das rechte Volk, die da sollen die Wahrheit verfolgen, wie sie allezeit aethan haben. Gott geb uns allen einen christlichen Verstand, und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation rechten geistlichen Muth, der armen Kirchen das Beste zu thun. Amen.

Für allen Dingen solt in den hohen vnd nidern Schulen die fürnehmst vnd gemeynst Lection sein die heilig Schrift, vnd den innigen Knaben des Euangelium, vnd wolt Got, ein jeglich Stadt het auch ein Maydschulen, darinnen des tags die Maydlin ein Stund das Euangelium horeten, es were zu deutsch oder latinisch. Fürwar, die Schulen, man vnd frauen Kloster sein vorzeiten drauß angefangen gar aus löblicher Christlicher Meynung, wie wir lesen von sanct Agnes vnd mehr heyligen; da wurden heilige Jungfrauen vnd märtärer, und stund ganz wol in der Christenheit. Aber nu ist nit mehr, dan beten vnd singen drauß worden. Solt nit billich ein jeglich Christen mensch bey seinen neun oder zehen jaren, wissen das ganz heylig Euangelium, da sein Namen vnd Leben innen set? Lehret doch ein Spinnerin vnd Netzerinne ihr Tochter dasselb Handwerk in iungen Jaren. Aber nu wissen das Euangelium auch die großen gelereten Prelaten vnd Bischoff selbs nit. . . .

Wir solten auch, wo die hohen Schulen fleißig weren in der heyligen Schrift nit dahin schicken jederman, wie ist geschicht, da man nur fragt nach der Menge, vnd ein jeder wil einen Doctor haben, sondern allein die allergeschicktesten, in den kleinen Schulen vor wol erzogen, darüber ein fürst oder radt einer Stadt solt acht haben vnd nit zulassen, zuzenden, dan wol geschickte. Wo aber die heilige Schrift nit regieret, da rad ich fürwar niemand, das er sein Kind hin thu. Es muß verderben alls, was nit gottis wort on unterlaß treybt; darumb sehen wir auch, was für Volk wird vnd ist in den hohen Schulen; ist niemand schuld, den des Pabsts, Bischoff vnd Prelaten, den solch des iungen Volcks nutz befohlen ist. Dan die hohen Schulen solten erzihen eytel hochberfendige leut in der Schrift, die so mochten Bischoff vnd Pfarrer werden, an der Spizen stehen wider die Ketzher vnd Tenffel vnd aller Welt. Aber wo findt man das? Ich hab groß Sorg, die hohen Schulen sein große Pforten der Hellen, so sie nit emsiglich die heylig Schrift üben vnd treiben ins iunge Volk.

5. Von der Ehe.

Doctor Martinus redete von seinem Freien. Wenn ich, sprach er, vor 13 Jahren hätte wollen freien, so hätte ich Eva Schönfeldin genommen, die jetzt der D. Basilus, der Medicus in Preußen, hat. Meine Käthe hatte ich dazumal nicht lieb, denn ich hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig. Aber Gott gefiel es also wohl, der wollte, daß ich mich ihrer erbarmte. Und ist mir, Gott Lob, wohl gerathen, denn ich hab ein fromm, getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen darf, wie Salomon sagt Sprüchw. 31, 11.: Sie verberbt mir's nicht.

Ach, lieber Herr Gott, die Ehe ist nicht ein natürlich Ding, sondern Gottes Gabe, das allersüßeste und lieblichste, ja keuscheste Leben, über allen Eölibat und allein ohne Ehe leben, wenn es wohl geräth; da es aber auch übel geräth, so ist's die Hölle. Denn wiewohl sie (die Weiber) gemeinlich alle die Kunst können, daß sie mit Weinen, Lügen, Entreden einen Mann gefangen nehmen, können es sein verdrehen, und die besten Worte geben; doch, wenn diese drei Stücke in dem Ehestande bleiben, nämlich, Treue und Glauben, Kinder, und Sacrament, daß man es für ein heilig Ding und göttlichen Stand hält, so ist es gar ein seliger Stand.

Ach, wie herzlich sehnete ich mich nach den Weinen, da ich zu Schmalkalden todtkrant lag. Ich meinete, ich würde Weib und Kinderlein nie nicht mehr sehen. Wie wehe thäte mir solche Sonderung und Scheidung. Nun gläube ich wohl, daß in sterbenden Leuten solche natürliche Neigung und Liebe, so ein Ehemann zu seinem Eheweibe, und die Eltern zu Kindern haben, am größten sei. Weil ich aber nun wieder gesund bin worden, von Gottes Gnaden,

so hab ich mein Weib und Kinderlein desto lieber. Keiner ist so geistlich, der solche angeborne, natürliche Neigung und Liebe nicht fühlete; denn es ist ein groß Ding um das Bündniß und die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib.

(Aus d. Tischreden.)

6. D. M. Luthers tröstliche Reden in seiner Tochter Krankheit und Begräbniß.

Da seine Tochter noch sehr krank lag, sprach er, D. Martinus: Ich habe sie sehr lieb, aber, lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gerne bei dir wissen. Und da sie also im Bette lag, sprach er zu ihr: Magdalenichen, mein Töchterlein, du bliebest gerne hie bei deinem Vater, und ziehest auch gern zu jenem Vater; sprach sie: Ja, herzer Vater, wie Gott will. Da sagte der Vater: Du liebes Töchterlein, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Und wandte sich herum und sprach: Ich habe sie ja sehr lieb; ist das Fleisch so stark, was wird denn der Geist sein?

Da nun Magdalenichin in Zügen lage und jetzt sterben wollte, fielen der Vater vor dem Bette auf seine Kniee, weinete bitterlich und betete, daß sie Gott wolle erlösen. Da verschied sie und entschlief in des Vaters Händen. Die Mutter aber war auch wohl in derselben Kammer, doch weiter von dem Bette, um der Traurigkeit willen. Das geschah ein wenig nach neun Uhr, am Mittwoch des siebenzehnten Sonntages nach Trinitatis, Anno 1543.

Er, der Doctor, wiederholte oft, wie droben angezeigt, und sprach: Ich wollte gerne meine Tochter behalten, denn ich habe sie gar sehr lieb, wenn mir sie unser Herr Gott lassen wollte; doch geschehe sein Wille. Ihr kann zwar nichts Bessers geschehen. Da sie noch lebete, sprach er zu ihr: Liebe Tochter, du hast noch einen Vater in dem Himmel, zu dem wirst du ziehen. Da sprach M. Philippus: Der Eltern Liebe ist eine Gleichniß und Bild der Gottheit, so menschlichem Herzen eingebruct ist. Ist nun eine so große Liebe Gottes gegen das menschliche Geschlecht, wie groß der Eltern ist gegen ihre Kinder, wie die Schrift saget, so ist sie fürwahr groß und hitzig.

Da sie nun in Sarg gelegt ward, sprach er: Du liebes Lenichen, wie wohl ist dir geschehen? Sah sie also liegend an und sprach: Ach du liebes Lenichen, du wirst wieder aufstehen, und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Da man ihr aber den Sarg zu enge und zu kurz gemacht hatte, sprach er: Das Bette ist zu klein, weil sie nun gestorben ist. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig: das Fleisch will nicht heran, das Scheiden verjret einen über die Maasse sehr. Wunderding ist es, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein.

Und da das Volk kam, die Leiche helfen zu bestatten, und den Doctor, nach gemeinem Brauch und Gewohnheit, anredeten und sprachen: Es wäre ihnen sein Betrißniß leid; sprach er: Es soll euch lieb sein, ich hab' einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen. O hätten wir einen solchen Tod! einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen. Da sagte einer: Ja, es ist wohl wahr, doch behält ein Jeder gerne die Seinen. D. M. Luther antwortete: Fleisch ist Fleisch, und Blut ist Blut, ich bin froh, daß sie hindüber ist, keine Traurigkeit ist da, denn des Fleisches. Aermal sprach er zu Kindern, die da kamen: Lasset euch nicht leid sein, ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt; ja, ich habe ihrer zween hingeschickt. Unter Andern, die zur Leiche kamen, da man singet: Herr, gedenke nicht unser vorigen alten Missethat, sagte er: Ich spreche: O Herr, nicht allein der vorigen und alten, sondern auch der jetzigen und gegenwärtigen Sünden, denn wir sind Bucherer, Schänder, Geizhässer x., ja, da ist noch der Grauel der Messen in der Welt.

Da man sie einscharrte und begrub, sprach er: Es ist die Auferstehung des Fleisches. Und da man wieder von der Begräbniß kam, sprach er: Meine Tochter ist nun beschidet, beide an Leib und Seele x. Wir Christen haben nichts zu klagen, wir wissen, daß es also sein muß, wir sind je des ewigen Lebens auf's allergewisseste; denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesagt hat, der kann je nicht lügen.

Unter andern sagete er weiter: Man muß die Kinder doch versorgen, und sonderlich die armen Mägdelein: wir dürfen nicht sorgen, daß sich ein andrer ihrer annehmen wird. Ich habe mit den Knaben keine Barmherzigkeit: ein Knabe ernähret sich, in welches Land er kommt, wenn er nur arbeiten will. Will er aber faul sein, so bleibt er ein Schlingel. Aber das arme Mägdelein muß einen Etab in der Hand haben. Ein Knabe kann in die Schule laufen, daß ein feiner Mann aus ihm werden kann, wenn er's thun will. Das kann ein Mägdelein nicht thun, es kann bald zu Schanden werden. Item: ich gebe diese Tochter unserm Herrn Gott sehr gerne, nach dem Fleisch aber hätte ich sie gerne länger bei mir behalten; weil er sie aber weggenommen hat, so danke ich ihm.

Als Magdalena, D. M. Luthers Tochter, Anno 1543 gestorben war, da hatte D. M. Luthers Frau die Nacht zuvor einen Traum gehabt, daß sie gedäucht hatte, daß zween schöne, junge, wohlgeschmückte Gesellen gekommen wären und hätten ihre Tochter wollen zur Hochzeit führen. Als nun Philippus Melanchthon des Morgens in's Kloster kam und sie fragte: Was

ihre Tochter machte, da hat sie ihm den Traum erzählt. Aber er war darüber erschrocken, und zu anderen gesagt: Die jungen Gesellen sind die lieben Engel, die werden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich, in die rechte Hochzeit führen. Und am selbigen Tage war sie auch gestorben.

(Aus d. Eißtreben.)

7. An seine Hausfrau.

(Letzter Brief.)

Meiner freundlichen, lieben Hausfrauen, Katherin Lutherin von Bora zu Wittenberg zu Händen.

Gnade und Friede im Herrn. Liebe Käthe! Wir hoffen diese Woche wieder heim zu kommen, ob Gott will. Gott hat groß' Gnade hie erzeigt; denn die Herrn durch ihre Rätthe fast alles verglichen haben, bis auf zween Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zween Brüder Graf Gebhard und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll vernemen, und will sie zu mir zu Gast bitten, daß sie auch mit einander reden; denn sie bis daher stumm gewesen, und mit Schristen sich hart verbittert haben. Sonst sind die jungen Herren fröhlich, fahren zusammen mit den Narren-Glücklein auf Schlitten, und die Fräulein auch, und bringen einander Mumschensz und sind guter Ding', auch Graf Gebhard's Sohn. Also muß man greifen, daß Gott ist exauditor precum.

Ich schide dir Forellen, so mir die Gräfin Albrecht geschenkt hat; die ist von Herzen froh der Einigkeit. Deine Eöhnichen sind noch zu Mansfeld. Jacob Luther will sie wohl versorgen. Wir haben hie zu essen und trinken als die Herrn, und man wartet unser gar schön, und allzu schön, daß wir euer wohl vergessen möchten zu Wittenberg.

Sie ist das Gerücht herkommen, daß D. Martinus sei weggeführt, wie man zu Leipzig und zu Magdeburg redet. Solchs erdichten die Naseweijen, deine Landsleute. Etliche sagen, der Kaiser sei dreißig Meil Wegs von himmen, bei Soest in Westphalen; Etliche, daß der Franzeose Knecht annehme, der Landgraf auch. Aber laß sagen und singen: wir wollen warten, was Gott thuen wird. Hiemit Gott befohlen.

Zu Eisleben am Sonntag Valentini, 1546.

M. Luther.

8. Der 130. Psalm.

Aus tieffer not schrey ich zu dir,
Herr Gott, erhöhr mein ruffen,
Dein gnedig ohren ker zu mir
Vnd meiner bit sie offen,
Denn so du wilt das sehen an
Was sind vnd vnrecht ist gethan,
Wer kan, Herr, sitr dir bleiben?

Bei dir gilt nichts denn gnad vnd gunst
Die funde zuuergeben.
Es ist doch vnser thun vnd sunst
Auch in dem besten leben.
Sitr dir niemand sich rhilmen kan,
Des mus dich fürchten jedermann
Vnd deiner gnaden leben.

Darumb auff Gott wil hoffen ich,
Auff mein verdiens nicht barwen.
Auff jm mein hertz soll lassen sich
Vnd seiner glüte trawen,

Die mir zusagt sein werdes wort,
Das ist mein trost vnd trewer hort,
Des wil ich allzeit harren.

Vnd ob es werd bis in die nacht
Vnd wider an den morgen,
Doch sol mein hertz an Gottes macht
Verzweiveln nicht noch sorgen.
So thu Jsrael rechter art,
Der aus dem Geist erzeuget ward
Vnd seines Gottes erharre.

Ob bey vns ist der funden viel,
Vey Gott ist viel mehr gnaden.
Sein hand zu helfen hat kein ziel,
Wie gros auch sey der schaden.
Er ist allein der gute hirt,
Der Jsrael erlösen wird
Aus seinen funden allen.

9. Der 67. Psalm.

Es wolt vns Gott gnedig sein
Vnd seinen segen geben,
Sein antlitz vns mit hellem schein
Erleucht zum ewigen leben,
Das wir erkennen seine werck
Vnd was jm liebt auff erden,
Vnd Ihesus Christus heil vnd sterck,
Bekand den heiden werden
Vnd sie zu Gott bekeren.

So danken, Gott, vnd loben dich
Die heiden ober alle,
Vnd alle welt die frewe sich
Vnd sing mit grossen schalle,
Das du auff erden richter bist
Vnd lestt die fund nicht walten,
Dein wort die hut und weide ist,
Die alles volck erhalten
In rechter ban zu wallen.

Es dancke, Gott, vnd lobe dich
Das völd in guten thaten,
Das land bringt frucht vnd bessert sich,
Dein wort ist wol geraten.
Vns segen Vater vnd der Son,

Vns segen Gott der heilig Geist,
Dem alle Welt die ehre thu,
Für jm sich fürchte allermeist,
Ihu spricht von hertzen Amen.

10. Veni sancte Spiritus.

Vom heiliger Geist, Herre Got,
Erfüll mit deiner gnaden gut
Deiner gleybigen hertz, mit vnd sin,
Dein brünstige lieb entzünd in jn.
O Herr, durch deines liechtes glast
Zu dem glauben versamlet hast
Das völd aus aller Welt zungen,
Das sey dir, Herr, zu lob gesungen.
Haleluia, Haleluia.

Du heiliges liecht, edler hort,
Ias vns leuchten des lebens wort,
Vnd ler vns Gott recht erkennen,
Von hertzen Vater jn nennen.
O Herr, behüt für frembder lehr,

Das wir nicht meister suchen mehr
Denn Ihesum mit rechtem glauben
Vnd jm aus ganzer macht vertrauen.
Haleluia, haleluia.

Du heilige brunst, süßter trost,
Iu hilf vns frölich vnd getrost
In dein dienst bestendig bleiben,
Die trübsal vns nicht abtreiben.
O Herr, durch dein krafft vns bereit,
Vnd sterck des fleisches blödigkeit,
Das wir hie ritterlich ringen,
Durch tod vnd leben zu dir bringen.
Haleluia, haleluia.

11. Das deutsche vntrem.

Wir glauben all an einen Gott,
Schöpffer himels vnd der erden,
Der sich zum vater geben hat,
Das wir seine kinder werden.
Er wil vns allzeit eruehren,
Leib vnd seel auch wol bewaren,
Allen vnfall wil er wehren,
Kein leid sol vns widersaren,
Er sorget für vns,
hut vnd wacht,
Es steht alles in seiner macht.

Wir glauben auch an Ihesum Christ,
Seinen Son vnd vnsern Herren,
Der ewig bey dem Vater ist,
Gleycher Gott von macht vnd ehren,
Von Maria der Jungfrawen
Ist ein warer mensch geboren

Durch den heiligen geist im Glauben,
Für vns, die wir warn verloren,
Am creutz gestorben
Vnd vom tod
Wider auffstanden durch Gott.

Wir glauben an den heiligen Geist,
Gott mit Vater vnd dem Sone,
Der aller blöden tröster heisst
Vnd mit gaben zieret schöne.
Die ganz Christenheit auff erden
Helt in einem sin gar eben,
Hie all sund vergeben werden,
Das fleisch sol auch wider leben.
Nach diesem elend
Ist bereit
Vns ein leben in ewigkeit. Amen.

12. Der 46. Psalm.

Eine feste burg ist vnser Gott,
Ein gute wehr vnd waffen.
Er hilfft vns frey aus aller not,
Die vns igt hat betrosfen.
Der alt böse feind
Mit ernst ers igt meint,
Gros macht vnd viel list
Sein grausam rüstung ist,
Auff erd ist nicht seins gleichen.

Mit vnser macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragstu, wer der ist?
Er heisst Ihesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Vnd ist kein ander Gott,
Das felt mus er behalten.

Vnd wenn die welt vol Teuffel wer
Vnd wolt vns gar verschlingen,
So fürchten wir vns nicht so sehr,
Es sol vns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
Wie sawr er sich stelt,
Thut er vns doch nicht,
Das macht, er ist gericht,
Ein wörtlein kan jn sellen.

Das wort sie sollen lassen stan
Vnd kein danc dazu haben,
Er ist bey vns wol auf dem plan
Mit seinem Geist vnd gaben.
Nemen sie den leib,
Gut, ehr, kind vnd weib:
Ias fahren dahin,
Sie habens kein gewin,
Das Reich mus vns doch bleiben.

13. Ein Kinderlied auff die Weihenachten.

Vom Himmel hoch da kom ich her,
Ich bring euch gute neue mâr,
Der guten mâr bring ich so viel,
Dauon ich singen und sagen wil.

Euch ist ein kindlein heut geboren,
Von einer Jungfrau auferkorn,
Ein kindelein so zart vnd fein,
Das sol ewr freud vnd wonne sein.

Er ist der Herr Christ vnser Gott,
Der wil euch fûrn aus aller not,
Er wil ewr Heiland selber sein,
Von allen sunden machen rein.

Er bringt euch alle seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit,
Das jr mit vns im himelreich
Solt leben nu vnd ewigleich.

So merket nu das zeichen recht,
Die krippen, windelein so schlecht,
Da findet jr das kind gelegt,
Das alle welt erhelt vnd tregt.

Des lasst vns alle frölich sein
Vnd mit den hirten gehen hinein,
Zu sehen was Gott vns hat beschert,
Mit seinem lieben Son verehrt.

Merk auff, mein hertz, vnd sich dort hin:
was liat doch in dem krippelin,
Was ist das schöne kindelin?
Es ist das liebe Jhesulin.

Bis willekom, du edler gast,
Den Sunder nicht verschmehest hast,

Vnd kömpst ins elend her zu mir,
Wie sol ich imer danken dir?

Ah Herr, du schöpffer aller ding,
Wie bistu worden so gering,
Das du da ligst auff dürrem gras,
Dauon ein rind vnd esel aß.

Vnd wer die welt viel mal so weit,
Von edel stein vnd gold bereit,
So wer sie doch dir viel zu klein,
Zu sein ein enges wigelein.

Der sammet vnd die seiden dein
Das ist grob hew vnd windelein,
Darauff du König so gros vnd reich
Her prangst, als wers dein Himelreich.

Das hat also gefallen dir,
Die warheit anzuzeigen mir:
Wie aller welt macht, ehr vnd gut
Für dir nichts gilt, nichts hilfft noch thut.

Ah, mein hertzliebes Jhesulin,
Mach dir ein rein sauft bettelin,
Zu rügen in meines hertzen schrein,
Das ich nimmer vergesse dein.

Dauon ich allzeit frölich sey,
Zu springen, singen imer frey
Das rechte Suffianinne schon,
Mit hertzen lust den süßen thon.

Lob, ehr sey Gott im höchsten Thron,
Der vns schenckt seinen einigen Son.
Des freuen sich der Engel schar
Und singen uns solch neues jar.

14. Grabschrift Magdalenichin Luther, D. M. Luthers Töchterlein,
vom Vater selber gemacht.

Sie schlaf ich Lemichen, D. Luthers Töchterlein,
Ruh mit alln Heiligen in mein Bettlein,
Die ich in Sünden war geboren,
Hätt' ewig müssen sein verlorn;
Aber ich leb nun und habs gut,
Herr Christe, erlösi mit deinem Blut.

15. Reime.

Wer sich nimt an,
Unds Kätlein kan
Hülfsch auß der Wahn
Kan umher gan,
Und schmeicheln schon,
Sind jeberman
Ein Fehl und Wan,
Ist igt in Korb der beste Han;
Oder der geht zu Hof igt oben an;
Oder der ist zu Hof am besten dran.

Denn wer gedächt
Zu leben schlecht,
Ganz from und gerecht,
Die Wahrheit brächt,
Der wird durchächt,
Und gar geschwächt,

Gehöhnt und geschwächt,
Und bleibt allzeit des Andern Knecht.

Beim Schmeichelstab,
Gewinnt mancher Knab'
Groß Gut und Hab',
Geld, Gunst und Gab',
Preis, Ehr' und Lob,
Stößt andre rab,
Daß er hoch trab,
So geht die Welt igt auß und ab.

Wer solchs nicht kan
Zu Hofe than,
Thu' sich dauon,
Ihm wird zu Lohn
Nur Spott und Hoh'n,

Dem Heuchelman,
Und Spötter Zahn,
Ist ist zu Hof am besten dran.

Wer was weiß, der schweig',
Wem wohl ist, der bleib',
Wer was hat, der behalte,
Unglück das kommt kalde.

Herrschaft ohne Schutz,
Reichthum ohne Nutz.
Richter ohne Recht,
Pottzer und Spitznecht.
Bäume ohne Frucht,
Frauen ohne Zucht.
Adel ohne Tugend,
Underschämte Jugend.
Hochmüthige Pfaffen,
Buben, die unnützlich kaffen.
Böse eigensinnige Kind',
Leute, die niemand nützlich sind.
Neidische Mönche, geizige Platten,
Mag man auf Erden wohl gerathen.

Es ist auf der Erden kein besser List,
Denn wer seiner Zungen ein Meister ist.
Viel wissen und wenig sagen,
Nicht antworten auf alle Fragen.
Rede wenig und machs wahr,
Was du borgest, bezahle baar.
Laß einen Jeden sein, wer er ist,
So bleibst du auch wohl, wer du bist.

Christus läßt wohl sinken,
Aber nicht vertrinken.

2. Ulrich von Hutten.

(1488—1523.)

1. An Franz von Sickingen.

(A. d. Vorrede d. Gesprächbüchleins v. 1521.)

On ursach ist das sprichwort (In nöten erkennt man den freund) nit in gebrauch komen. Dann warlich darf nyemand sagen, daß er mit einem freund verwaret sei, er hab dann den in seynen notthürfftigen anliegenden sachen, der massen, das er in inwendig und außwendig kenne, versucht und geprüft. Wiewohl nun der glücklichig zu achten, dem nie von nöten ward, einen freund dieser gestalt zuo probieren, mögen doch auch sich die der gnaden gots berümen, so in iren nöten beständige und harthaltende freund erfunden haben, under welschen ich mich dann nit wenig, gott und dem glück zu bedanken hab. Dann als ich uff desz auferlichts an leit, ereu und guot, von meinen freyhenden genöiget, so ungestünniglich, daß ich kaum freund anzuruffen zeit gehabt, bist du mir mit tröselichen worten, sonder hilfstragender that begegnet. Ja mag ich (als das sprichwort ist) sagen, von himel herab zuogefallen. Hherumb ist wol die freuntschafft, deren, die sich zuo guoten und glücklichigen zeiten behoven (wiewol die mer nur lustige gesellschaft, dann wore freuntschafft genemmet werden mag) dannocht nit zuo verwerffen. Aber ich hab under den zweyen eben den unterscheyt, den die ärsi under den speißen, denen eßliche allein süß und schmachhaftig, eßliche auch darzu gesund und heylsam seint. So ist es mir darzu komen, daß ich nit lustigs geschmacks, sonder heylsamer arznei, nit frölichs bewensens, sond' gewärtiger hilf bedörfft, hab ich als dann dich (ich achte auß göttlichem zuoschieden unversehung) funden, der nit geachtet, was ein heder von meiner sachen rede, sonder wie du in ir selbst gestalt, behertiget. Hast dich nit durch schreden meiner widerwertigen, von vorfächung der unschuld abzuehen lassen, sonder auß libe der warheit und erbarmnuß meiner vergewaltigung, sitr und sitr über mir gehalten. Und do mir auß große der sar, die stätt verschlossen genest, alsbald deine häuser (die ich auß der und anderer ursachen willen Herbergen der gerechtigkeit nennen mag) auffgethan, und also die angefochten und verjagte warheit in die schoß deiner hilf empfangen, un in den armen deiner beschirmung ganz kettlich gehalten. Daraus dann gefolgt, dß ich in meinem fürsatz, den auch du erbar und redlich nennest, nit wenig gesterckt, alle gelerten und kunstliebenden Teutscher nation (den dann auch nit weniger dann mir selbs an dieser sachen gelegen) sich in freuden und froloden erhoben, und gleich als nach einen trüben wetter, von der freudenreichen sonnen erquicket worden. Dargegen die boßhaftigen Curtisanen und Romanisten, die mich verlassen gemehnt, und derhalben nahet einen trümpf von mir geführt hätten, do sy gesehen, daß ich mich an ein veste unerschützte wand gelänet hab, iren stulz und übermuot gegen mir, etwas nidergelassen, sich vast ingethon und keines laut worden. Für solche deine wohlthat dir genuogamen dank sagen, hab ich nit mangel an gemüß und willen, sonder am glück und vermögen gebrechen. Wilt mir aber ye ein bessere zeit erscheinen vnd sich andering des glücklich (als dann mein freye hoffnung zuo gott) begeben, wil ich dir, allem meinen vermögen nach, der massen wider thienen, daß du ye us weniget mich keinen fleiß, dir danckbarkeit zuo erzöigen, gespart haben, spüren solt, und mitler zeit mit dem, das mir kein frevel noch gewalt, kein troß noch übermacht, kein armuot noch eulent benennen mag, das ist: mit krefftigen meiner spinnen und vermögen der verstantnuß trewlich und fleißiglich thienen, auch dir hezo, wie etwan Vergilius den zweyen wolvertienten jünglingen zuo gesagt haben:

Wo etwas mein geschriff vermag,
Dein lob muosßz sterben keinen tag.

Wiewol, ob du dich schon gegen mir der massen (wie oberlirt) nit gehalten, hettest du dannocht on das mit deinen ritterlichen erlichen gethaten vertiebt, das ich vnd alle, deren vermögen ist, gegenwärtige oder vergangene ding durch behelff der geschriff in erkantnuß zu- künftiger zeht bringen, deinen namen vß dunckelem vergeßz in das luecht der ewigen gedäch- tuuß setzten. Dann on schmechelen vnd lieblosen zuo reden, bist du, der zuo dizer zeht, do yederman bedäucht, Teiltischer Abel hette etwas an strengheit der gemiltten abgenommen, dich der massen erzügt vund bewisen hast, das man sehen mag Teiltisch bluot noch nit verzygen, noch das adelich gewächs Teiltischer tugend ganz außgerwurzelt sein. Vund ist zuo wünsch- en vnd zu bitten, das gott vnserem haubt, keyßer Carlen, deiner tugenthafftigen vnerschrockenen muosfamkeit erkentnuß ingebe, damit er dich deiner geschicklichkeit nach in hohen trefflichen seinen händeln, das Römisch Reich oder auch gantze Christenheit betreffend, so mit rat vnd der that brauche; denn als dann würde frucht deiner tugent zuo weiterem nutz kommen. Fürwar, einen solchen muot solt man nit ruwen lassen, noch inwendig bezyräs kleiner sachen gebraucht werden lassen. Aber ich hab mir nit fürgenommen, in dizer vorred dein lob zuobeschreiben, sonder einmal meinem herzen, das gesteckt voll guoter gebänden vnd freimütlicher gnotwilligkeit die ich gegen deinen unwidergeltlichen an mir begangenen wolthaten, die doch du noch täglich ye mer vnd mer überhauffest, trag, einen lustt geben, schend dir zuo diesem neuen jar die nach- folgende meine bichslin, die ich in uecht verschinenen tagen in der gerechtigkeit (wie vor genant) herbergen eplendts vnd on grösseren fleiß verteiltscht hab; vund wünsch dir damit, nitt, als wir oft vnserem freimunden pflegen, ein fröliche sanfte ruo, sonder grossze, ernstliche, dapsere und arbeitfame geschäft, darinn du vilen menschen zuo quot dein stolzes heldisch gemuot brauchen vnd üben mögest. Darzuo wöl dir gott glück, heyl vnd wolfram verleyhen. Geben zu Ebern- biltzrg, off den heyligen neuen jars abent, im jar nach Christi geburt MCCCC. vnd einvnd- zweyzigsten.

Zuo dem leser disser nachfolgenden bichslin
Ulrich von Hutten.

Die warheit ist von neuen gborn,
Vnd hatt der btrug sein schein verlorn.
Des sag Gott yeder lob vnd eer
Vnd acht nit fürter lügen meer,
Ja, sag ich, Warheit was verruckt,
Ist wider nun härfür geruckt;
Des solt man billich gupessen ion,
Die darzuo haben arbeit gthon;
Dann vilen es zuo nutz erscheiñt,
Wiewol es manchen auch verdreißt.
Die faulen psaffen lobents nit.
Darumb ich yeden frommen bitt,
Das er gemeynen nutz bedend
Vnd ker sich nit an losse schwend.
Es ist doch ye ein Papsit nit gott,
Dann auch im ist gewißz der todt.
Ach fromme Teiltischen, halt ein rat,
Das nun so weht gegangen hat,
Dass nit gech wider hinderlich
Mit trewen habz gefordert ich
Vnd bger des anders keinen gnheßz,
Dann, wo mir geschäh deshalb verdrheßz,
Das man mit hilff mich nit verlassz.
So will ich auch geloben, das
Von warheit ich wil nyemer lan;
Das sol mir bitten ab kein man.
Auch schafft zuostillen mich kein wer,
Kein haun, kein acht, wie vast vnd seer
Man mich darmit zuoschreden meynt;
Wiewol mein fromme muoter weynt,
Do ich die sach hett gfangen an.
Gott wöll sye wösten! es muosßz gan,
Vnd solt es brechen auch vorn end.
Wils Gott, so magz nit werden gwend,

Darumb wil brauchen küß und hend.
Ich habz gewagt.
Ulrich von Hutten.

2. Ich habz gewagt.

Ich habz gewagt mit sinnen
Und trag des noch laun rew,
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muosß man spiltzen trew;
Dar mit ich main nit aim allain,
Wen man es wolt erkennen:
Dem land zuo quot, wie wol man tuot
Ain psaffenfeint mich nennen.

Da laß ich ieden liegen
Und reden was er wil;
Set warhait ich geschwigen,
Mir wären hulder vil.
Nun hab ichs glagt, bin drum verjagt,
Das slag ich allen frammen,
Wie wol noch ich nit weiter fleich,
Billeicht werd wider kummen.

Umb gnad wil ich nit bitten,
Die weil ich bin on schult;
Ich het das recht gelitten,
So hindert ungedult,
Das man mich nit nach altem lit
Zuo ghör hat kummen lassen;
Billeicht wilz got und zwingt sie not
Zuo handeln diser maßen.

Nun ist oft diser gleichen
Geschehen auch hie vor,
Das ainer von den reichen
Ain quotes spil verlor,
Oft großer stam von sünklin kam,
Wer waiß, ob ichs werd rechen!

Stat schon im lauf, so setz ich drauf:
 Muoß gan oder brechen;
 Dar neben mich zuo trösten
 Mit guotem gewissen hab,
 Das lainer von den büßen
 Mir eer mag brechen ab,
 Noch sagen, daß uff einig maß
 Ich anders sei gegangen
 Dan eren nach, hab dise sach
 In guotem angefangen.
 Wil nun ir selbs nit raten
 Dis frumme nation,
 Jes schadenß sich ergatten,

Als ich vermanet han,
 So ist mir laid; hie mit ich schaid,
 Wil mengen haß die farten,
 Bin unverzagt, ich habß gewagt
 Und wil des ends erwarten.

Ob dan mir nach tuot denken
 Der curtisanen list:
 Ain herz last sich nit frenken,
 Das rechter mainung ist;
 Ich waiß noch vil, wöln auch ins spil
 Und soltens drüber sterben:
 Auf, landsknecht guot und reuters muot,
 Last Guttin nit verderben!

3. Hans Sachs.

(1494—1576.)

1. Warum betrübßt du dich mein hertz.

Warumb betrübßt du dich mein hertz,
 Bekümmerst dich vnd tregest schmerz
 Nur umb dz zeitlich gut?
 Vertrau du deinem Herrn vnd Gott,
 Der alle ding erschaffen hat.

Er kan vnd wil dich verlassen nicht,
 Er weiß gar wol, was dir gebriecht,
 Himmel vnd Erdt ist sein,
 Mein Vater vnd mein Herrre Gott,
 Der mir beisteht in aller not!

Weil du mein Gott vnd Vatter bist,
 Dein Kind wirst du verlassen nicht,
 Des Väterliches hertz!

Ich bin ein armer erden kloß,
 Auf Erden weiß ich keinen trost.

Der Reich verlest sich auff sein zehlichß gut,
 Ich aber will dir vertrauen, mein Gott;
 Ob ich gleich werdt veracht,
 So weiß ich vnd glaub vestiglich:
 Wer dir vertraut, dem mangelt nicht!

Da er lag vnter dem Wacholder baum,
 Der Engel Gottes vom Himmel kam,
 Bracht jm Speiß vnde tranck;
 Er gieng gar einen weiten gang,
 Bis zu dem Berg Horeb genandt.

Des Daniels Gott nicht vergaß,
 Da er vnter den Löwen saß;
 Sein Engel sand er hin,
 Vnd ließ jm speise bringen gut
 Durch seinen Diener Habacuc.

Joseph in Eghypten verkauffet ward,
 Vom König Pharao gefangen hart
 Vmb sein Gottesfürchtigkeit;

Gott macht jr zu ein grossen Herrn,
 Das er kundt Vatter vnd Brüder ernehren.

Es verliß auch nit der trewe Gott
 Die drey Meiner im Feuer ofen rot;
 Sein Engel sandt er jhn,
 Bemart sie für des Feures gluth
 Vnd halfß jhnen auß aller noht.

Ach Gott, du bist noch heut so Reich,
 Als du gewesen Ewigleich!
 Mein trawen steht zu dir;
 Mach mich an meiner Seelen reich,
 So hab ich gmig hie vnd ewigleich!

Der zeitlichen ehr will ich gern entpern,
 Du wöllest mich nur des ewigen gewern,
 Das du erworben hast
 Durch deinen herben bittern todt:
 Das bit ich dich, mien Herr vnd Gott!

Alles, was ist auff diser Welt,
 Es sey silber, Gold oder gelt,
 Reichthumb vnd zeitlich gut,
 Das wert nur eine kleine zeit
 Vnd hilfft doch nichts zur seligkeit!

Ich danc dir, Christ, Gottes Son,
 Das du mich solchs hast erkennen lon
 Durch dein Gotliches Wort;
 Verley mir auch bestendigkeit
 Zu meiner seelen seligkeit!

Lob, ehr vnd preiß sey dir gesagt
 Für alle dein erzeigte mohtthät,
 Vnd bit ich demuetig:
 Laß mich nicht von dem angesicht
 Verstoßen werden ewiglich.
 Amen.

2. Sanct Peter mit der Gelf.

Da noch auff Erden gieng Christus,
 Vnd auch mit jhm wandert Petrus,
 Eins tags auß ein Dorff mit jhm gieng,
 Bei einer Wegschend Petrus außgieng;
 O Herrre Gott vnd Messier mein,
 Mich wundert sehr der Giltte dein,
 Weil du doch Gott allmechtig bist,
 Laßt es doch gehn zu aller list

In aller Welt gleich wie es geht.
 Wie Habacuc sagt der Prophet:
 Frefel vnd Gewalt geht für recht,
 Der Gottloß übervortheit schlecht
 Mit schaltheit den Gredten vnd frommen,
 Auch könn kein Recht zu end mehr kommen,
 Die Lehr gehu durcheinander sehr,
 Eben gleich wie die Bißch im Meer,

Da immer einer den andern verschlind,
 Der böß den guten überwind,
 Deß sieht es übel an allen enden,
 In oben vnd in nidern Ständen,
 Des sichts du zu vnd schreygest still,
 Samb kümmer dich die sach nit vil,
 Vnd geh dich eben glat nichts an,
 Könst doch als übel vnderstan,
 Rembst recht in dhand die Herrschafft dein,
 D solt ich ein Jar Herr Gott sein,
 Vnd solt den Gwalt haben wie du,
 Ich wolt anderst schawen darzu,
 Führen vil ein besser Regiment,
 Auff Erberich durch alle Ständt,
 Ich wolt steuern mit meiner hand
 Wucher, Betrug, Krieg,raub vnd brand
 Ich wolt anrichten ein rüwig leben.
 Der HErr sprach: Petre sag mir eben:
 Meinst du woltst je besser regieren,
 All ding auff Erd baß ordinieren,
 Die frommen schützn, die bösen plagen.
 Sanct Peter thet himmider sagen:
 Ja es müst in der Welt baß stehn,
 It also durch einander gehn,
 Ich wolt vil besser Ordnung halten.
 Der HErr sprach: Nun so mußt verwalten,
 Petre, die hohen Herrschafft mein,
 Heut den tag solt du Herr Gott sein,
 Schaff vnd gebeut als was du wilt,
 Sey hart, streng, gütig oder milt,
 Gib auß den Fluch oder den Segen,
 Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
 Du magst straffen oder belohnen,
 Plagen, schützn oder verschonen,
 In summa mein ganz Regiment
 Sey heut den tag in deiner Händt.
 Darmit reichet der HErr sein Stab
 Petro, den in sein Hände gab.
 Petrus war deß gar volgemut,
 Daucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
 In dem kam her ein armes Weib,
 Ganz dlirr, mager vnd bleich von Leib,
 Darfuß in ein zerrissen Kleid,
 Die trieb ihr Geiß hin auff die Wehd.
 Da sie mit auff die Wegscheyd kam,
 Sprach sie: Geh hin in Gottes Nam,
 Gott bhilt vnd bhült dich immerdar,
 Das dir kein übel widerfahr
 Von Wolfßen oder Angewitter,
 Wann ich kan warlich je nit mit dir,
 Ich muß arbeiten das Taglohn,
 Heint ich sonst nichts zu essen hon
 Daheim mit meinen kleinen kinden;
 Nam geh hin wo du Wehd thust finden,
 Gott der bhilt dich mit seiner hand.
 Mit dem die Fraw widerum wend
 Ins Dorff, so gieng die Gaiß ihr straf.
 Der HErr zu Petro sagen was:
 Petre, hast das Gebet der Armen
 Gehört, du mußt dich ihr erbarmen,
 Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
 So sehet dir auch billich zu,
 Daß du die Gaiß nembst in dein hut,

Wie sie von herzen bitten thut,
 Vnd bhilt sie den ganzen Tag
 Daß sie sich nicht verirrt im Hag,
 Nit fall noch mög gestolen wern,
 Noch sie zerreißen Wolff noch Bern,
 Das auff den Abend widerumb
 Die Gaiß unbeschedit heimkumb
 Der armen Frawen in ihr Haut,
 Geh hin vnd richt die sach wol auß.
 Petrus nam nach des HErren wort
 Die Gaiß in sein hut an dem ort,
 Vnd trieb sie an die Wehd hindan,
 Sich fieng Sanct Peters vnrhu an,
 Die Gaiß war mutig, jung vnd frech,
 Vnd bliebe gar nit in der nech,
 Loff auff der Wehde hin v id wider
 Stieg ein Berg auff, den andern nider,
 Vnd schloß hin vnd her durch die stauden.
 Petrus mit ächzen, blasn vnd schnauden
 Mußt immer nachtrollen der Gaiß,
 Vnd schin die Sonn gar ober haiß,
 Der schweiß über sein Leib abran,
 Mit vnrhu verzehret der alte Mann
 Den tag, biß auff den Abend spat,
 Machtloß, heilig, ganz müd vnd mat,
 Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
 Der HErr sach Petrum an vnd lacht,
 Sprach: Petre wilt mein Regiment
 Noch lenger bhaltu in deiner Händt?
 Petrus sprach: Lieber HErr meim,
 Nimb wider hin den Stabe dein,
 Vnd dein gewalt, ich beger mit nichten
 Forthin dein Ampt mehr aufzurichten,
 Ich merck, das mein Weißheit kaum töcht,
 Das ich ein Gaiß regieren möcht,
 Mit großer angst, müß vnd arbeit,
 O HErr vergib mir mein Thorheit,
 Ich will fort der Regierung dein
 Weil ich leb, nit mehr reden ein.
 Der HErr sprach: Petre dasselb thu,
 So lebst du fort mit stiller rhu,
 Vnd vertrau mir in meine Händt
 Das allmechtige Regiment.

Der Beschluß.

Dise Fabel ist von den Alten
 Uns zur vermanung sîr gehalten,
 Daß der Mensch hie in diser zeit
 Gottes vnerforschlich Weßheit
 Vnd sein Allmechtigen gvalt,
 Wie er Himmell vnd Erd erhalt,
 Vnd die verborgenlich regier,
 Nach seinem willen ordiner,
 Alle Geschöpf vnd Creatur,
 Als der Allmechtig Schöpffer pur,
 Daß er dem sag lob, preiß vnd ehr,
 Vnd forsch darnach nit weiter mehr,
 Auß sîrwiß, mutwillig vnd frech,
 Warumb diß oder jens geschêch,
 Warumb Gott solch übil verheng,
 Sein Straff verzieh sich in die leng,
 Vnd die Bosheit so ob laß schweben.
 All solch gedanken kommen eben

Gestossen her auß Fleisch vnd Blut,
 Das auß Thorheit vrtheilen thut,
 Vnd läßt sich dunden in den sachen,
 Es wöll ein ding vil besser machen
 Denn Gott selber in seinem Thron,
 Vnd wens ihn etwan noth solt than,
 Solt er mit müß, noth vnd angstschweiß
 Auch hie regieren kaum ein Gaß.
 O Mensch erkenn dein vndermügen,
 Das dein Weißheit vnd kräfte nit tügen
 Nach zursorschen Göttlichem willen,
 Laß den Glauben dein herze stillen,
 Das Gott ohn vrsach nichtsen thu,
 Sonder außß best, vnd sey zu rhu.
 Dergleich vrtheil in diser zeit
 Auch nit die Weltlich Oberkeit,
 Samb solts das thun vnd jenes lassen,

Dieweil sie ist von Gott dermassen
 Zu regieren hie außeroest,
 Vnd sein Bolt zu gut fürzestelt,
 Das sie Gottes befehl außricht,
 Vnd ob sie gleich dasselb thut nicht,
 Sonder eben das widerspiel,
 So ist es doch auß Gottes will,
 Zu straff der grossen Sünde dein,
 Sie wirdt tragen das vrtheil sein.
 Derhalb mans auch nit vrtheiln soll,
 Bitten vnd Beten mag man wol,
 Das vns Gott wöll die Sünd verzeihen,
 Vnd sein gunst vnd genad verzeihen
 Der Oberkeit im Regiment,
 Weil ihr herz steht in seiner händ.
 Auff das rhu vnd frid aufferwachs
 In Christlicher gmein, wölnsch Hans Sachs.

3. Sanct Peter mit den Landsknechten.

Neun armer Lands Knecht zogen auß,
 Vnd garteten von Hauß zu Hauß,
 Dieweil kein Krieg im Lande was,
 Eins morgens da trug sie ihr straß
 himmauß biß für das Himmel Thor,
 Da klopfien sie auch an darvor,
 Wolten auch in den Himmelgarten.
 Sanct Peter thet der Forthen warten;
 Als er die Lands Knecht darnor sach,
 Wie bald er zu dem HErrn sprach:
 HErr, drauffen steht eine arme rott,
 Laß sie herein es thut ihn noth,
 Sie wolten gerne hinuen garten.
 Der HErr sprach: Laß sie lenger warten.
 Als nun die Landsknecht musten harren,
 Kiengens an zu suchen vnd scharren,
 Martir, Leyden und Sacrament.
 Sanct Peter diser Fluch nit kennt,
 Meint sie reden von Geistling dingen,
 Gedacht in Himmel sie zu bringen,
 Vnd sprach: O lieber HErrne mein,
 Ich bitte dich, laß sie herein,
 Wie frömmere Leut hab ich gesehen.
 Da thet der HErr hinwider jehen,
 O Petre du kennst ihr nit recht,
 Ich sich wol, das es sind Landsknecht,
 Sollen wol mit mutwillig sachen
 Den Himmel vns zu enge machen.
 Sanct Peter der hat aber mehr,
 HErr laß sie herein durch dein ebr.
 Der HErr sprach: Du magst lassen rein,
 Du must mit ihn behangen sein,
 Schaw wie dus wider bringst hinauß.
 Sanct Peter war fro vberauß,
 Vnd ließ die frommen Landsknecht ein.
 Bald sie in Himmel kamen nein,
 Gartens herum bey aller Welt,
 Vnd bald sie zsamb brachten das Belt,
 Knockten sie nider auff ein plan,
 Vnd siengen zu vmbhschanen an,
 Vnd eh ein vierteil stund vergieng,
 Ein Hader sich bey ihn anfieng,

Von wegen einer vmbeschant,
 So wurden sie entkräftet gant,
 Zuckten von Leber sie allsammen,
 Vnd hanten da mit kräften zsammen,
 Jagten einander hin vnd wider,
 In dem Himmel da auff vnd nider.
 Sanct Petrus disen strauß vernumb
 Kam, zant die Lauds Knecht an darumb,
 Sprach: Wolt ihr in dem Himmel palgen
 Hebt euch hinauß an liechten Galgen.
 Die Landsknecht ihn dückisch ansahen,
 Vnd theten auff Sanct Peter schlagen.
 Das ihn Sanct Peter must entlauffen,
 Zum Herrn kam mit ächzn vnd schnauffn
 Vnd klagt ihm vber die Landsknecht.
 Der HErr sprach: Dir geschicht nit vurecht,
 Hab ich dir nit gefaget heut,
 Laß sie drauß es sind freche Leut.
 Sanct Peter sprach: O HErr der ding
 Verfund ich nit, hilfß daß ichß bring
 Hinauß, soll mir ein witzung sein,
 Daß ich kein Landsknecht laß herein,
 Weil sie sind so mutwillig Leut.
 Der HErr sprach: Ein Engel gebent,
 Daß er ein Trummel nem zuhand,
 Vnd für des Himmels Pforten stand,
 Vnd einen Lerman darvor schlag.
 Sanct Peter thet nach seiner sag,
 Bald der Engel den Lerman schlug,
 Loffen die Lanzknecht ohn verzug
 Eplend auß durch das Himmelthor,
 Nequent ein Lerman wer davor.
 Sanct Peter bschloß die Himmelpforten,
 Versperrt die Landsknecht an den orten.
 Da keiner seit hinein ist kumen,
 Weil Sanct Peter thut mit ihn brumen,
 Doch nempt auf schwandweiß diß gdiht,
 Wie Hans Sachs on allß arges spricht.

Anno Salutaris, M. D. LVII. Am ersten tag
 Januarij.

4. Der Kofhdieb zu Fünfsing mit den tollen diebischen Bawren.

(Ein Faſtnachtsſpiel.)

Drey Bawren gehn ein, vnd

Gangl Dötsch ſpricht:

Zr Bawrn, wir ſind von der Dorff Gmein
Als die Alten, erwehlt allein
Zu berhatschlagen und bedenden,
Wenn wir doch ſollen laſſen henden
Den Dieb, der ligt in unſern Thurn,
Von dem wir lang beſchedigt wurn,
Der mit mein graue Meern hat geſtolzt.

Steffl Köll:

Mit lang wir drob Taglenſten ſohn?
Beſſer wer, wir hett'n den Dieb ghangen,
Eh denn wir ihn haben gefangen,
So hett wir jm nit dürff'n zrefſſen geben.

Lindl Frits:

Steffl Köll, poß Wetter, du nimbt mirs eben
Aufm Maul, ich wolt daß er ſchon hieng,
Eh vil unfoſt vber ihn gieng,
Der Dieb iſt kaum drey Häller werth.

Gangl Dötsch:

Drumb rhat ich darzu hevr als fert
(jezt wie früher)
Daß wir ihn auff den Montag henden.

Steffl Köll:

Zr Nachbarwn, thut euch baß bedenden,
Mein Kornacker am Galgen leit,
Solt wir ja henden zu der zeit,
So wütden mir dleut ins Korn ſtehn,
Zu ſehen, wie man hendet den
Und würd mirs Trehd zu ſchande bracht.

Lindl Frits:

Bev mein Ahd, dran hab ich nit dacht,
Wann ich je auch ein Acker hab
Zur dencken Hand unterm Galgenrab,
Den ich von mein Vater ererb't,
Derſelb würd mir je auch verderbet,
Wenn mir die Leut ſtilnden darauſſ,
Und gienten an den Galgen nauſſ,
Wenn man unſern Kofhdieb hieng.

Gangl Dötsch:

Ey ſo weiß ich kein beſſer ding,
Denn man den Dieb hend' jezund nit,
Sondern verzieh biß nach dem Schnit,
So das Trehd lomb vom Welbt hinein.

Steffl Köll:

Das wird ein gute meinung ſein,
Drey Wochen iſt ein kurze bit.

Lindl Frits:

Zr Nachbarwn, es reimt ſich aber nit,
Solt der Dieb noch drey Wochen leben,
Wer wolt jm die zeit zrefſſen geben?
Zr wißt, die Dieb die freſſen ſehr,
Der Dieb, poß Wetter, koſt uns vor mehr,
Denn zehen Kreuzer, die acht tag.

Gangl Dötsch:

Zr lieben Nachbarwn, drauff ich ſag,
Wir wöllen den Dieb wol dargegen
Das Futtr ein wenig höher legen
Und in nit füllen wie bißher,
Auff daß er nit werd ſeyß und ſchwer,
So wird er deſter leichter zhendn.

Steffl Köll:

Zr Nachbarwn, ich thu eins bedenden,
Wie wenn wirn Dieb ein wehl liſſ'n lauffen,
Da dörfst wir jm nit zeffen kauſſen,
Zedoch also mit dem beſched
Daß er uns ſchwür ein harten Eyd,
Vber vier wochn herwider thet lenden
Gen Fünfsing her, und ließ ſich hendn,
Diewehl ſo hetten wir mit ſitten
Umb den Galgen gar eingehnitten,
Und wern die Eder leer und glat.

Lindl Frits:

Das iſt der aller klügſt rhat,
So lönd wir vil unfoſt erſparn
Und unſer Eder auch bewarn,
Und hetten derweil zum Halsgericht
Zu urthehlen den Diebsböſtwicht.
Mein Gangelböſch, was thut du ſagen?

Gangl Dötsch:

Wir müſſen vor den Dieb drumb fragen,
Ob ihm ſey diſer Rhatschlag eben.
Thut er ſein willen darzu geben,
So laß wirn lauffen, mitler zeit
Ein jeder ſein Getrehd einſchneidt.
Steffl Köll, geh hin, iſt dir es lieb,
Und hol auß dem Thurn den Dieb,
Auff daß wir da verhören ihn;
Doch ſchaw, daß er dir nit enttrinn.

(Steffl Köll geht ab.)

Lindl Frits:

Schaw Gangel Dötsch, der Steffl hat
Uns geben ein ſpitzigen Rhat.

Gangl Dötsch:

Ich het warlich, mein Lindl Frits,
Bev ihm nicht geſucht ſo vil wig.

Lindl Frits:

O du mein Gangl Dötsch ſolt wiſſen,
Der Steffl iſt verſchmitzt und gliſſen
Zu Fünfsing für all ander Bawren,
Er gab den rhat zu der Kirchmawren,
Daß man ſie ſolt mit Lahmen klaphen,
Ich halt, wer er Burger auff glaphen
Drinnen zu München in der Statt,
Er wer lengſt kommen in den Rhat.

(Steffl Köll bringt den Dieb
an einem ſtück.)

Gangl Dötsch:

Hör Ul von Friſing die Dorff Gmehn hat
Alſo beſchloſſen in dem Rhat,
Sie wöllen dich jezund ledig laſſen,

Daß du hinziehen mögst beim straffen
 Vier wochen lang, biß nach dem Schnitt,
 Doch daß lenger bleibst aussen mit,
 Sonder lombst wider und laßt dich henden,
 Darauf magst du dich kurz bedenden.

Steffl Röll:

Doch mußt vor schweren uns ein Eyd,
 Daß du nachkommen wöllst dem bshcheyd.

(Die drey Bawren gehn auß.)

Der Dieb (redt mit ihm selbst und spricht):

Nun mag ich auff mein warheit jehen
 Größer Narrn hab ich nie gesehen.
 Recht thut man noch, daß man die Bawren
 Zu Fünfsing nemmt die wollen Lawren.
 Sie hetten mich wol mit ehren ghangen,
 Weyl ich vor hab zwo weyh empfangen,
 Jezt wöllens mich gar ledig lassen,
 Bil in wol schweren aller massen,
 Weyl die Alten gefaget haben,
 Sänffter sey Eyd schweren, denn rubn graben.
 Kein Eyd schweren sol mir sein zu schwer,
 Ich aber lomb nicht wider her.
 Mich bring denn ein Rab in seim Kropff;
 Wenn ich kömb, wer ich wol ein tropff,
 Ich thet mich denn zu nacht verheln
 Ins Dorff, in mehr etwas zu steln,
 Weyl sie tholl und einseitig sind,
 So wil ich in mit listen geschwind
 Noch einen possen reissen eben,
 Daß sie mir noch Geldt darzu geben.

(Die drey Bawren treten ein.)

Gangl Dötsch:

Ul von Frising, sag an mit macht,
 Weß hast du dich in der sach bedacht?

Der Roßdieb:

Ir lieben Herrn der Dorff Gemeyn
 Zu Fünfsing, ich wil ghorjam seyn
 Und euch ein herten Eyd da schwern,
 Nach dem Schnitt wider her zu lehren
 Gen Fünfsing, und mich lassen henden;
 Doch bitt ich, wolt das best gedenken,
 Mit eirr zehrung begaben mich,
 Weyl kein baren Pfennig hab ich;
 Solt ich wider steln und wüldt gfangen
 Und an ein andern ort ghangen,
 So löndt ich je nit wider kommen,
 So hielt jr mich denn für kein frommen,
 Denn wüldt mir ubel nachgesprochen.
 Solt ich denn die vier ganzer Wochen
 Herumbher betteln in dem Land,
 So wers euch Fünfsingern ein schand,
 Weyl man euch kennet weyt und brecht.

Lindl Fritz:

Ja, lieben Nachbawrn, auff mein Eyd,
 Sol unser Dieb betteln im Land,
 So wers dem ganzen Dorff ein schand.
 Wir wölln aufhalten den guten Mann;
 Ist einem umb ein Kreuzer zthan,
 Weyl unser Bawern sind gleich drehffig,
 Die will ich selb einsammeln fleiffig,

Ich leyh den halben Güllden dar,
 Da hast du drehffig Kreuzer baar.
 Heb auff zwen Finger, ihu uns schwern,
 In vier wochen wider zu lehren,
 Daß man dich henc nach diser zeit,
 Wie solches Recht und Urtheit geit.

Der Roßdieb

(redt zwen Finger auff, schwert, und spricht):

Das wil ich thun, bey meinem Eyd
 Und noch zu mehrer sicherheyd
 So nemet hie auß meiner Hand
 Mein rote Kappe zu eim pfand,
 Daß ich endlich wil kommen wider,
 Daß jr mich hent, das merd ein jeder,
 Ich lomb, es sey tag oder nacht.

Gangl Dötsch:

Hör Ul, noch eins han wir bedacht,
 Wo du dich aber schalkheit rhümest
 Und nach dem Schnitt mit wider kümmeß,
 So wird man dich nicht henden allein,
 Sonder dir wird die ganz Dorff Gmein
 Beyde Ohren ablassen schneiden,
 Plust auch darzu das henden leiden,
 Das sagen wir dir unverborgen.

Der Roßdieb:

Ir lieben Herren, jr dürfft nicht sorgen,
 Meintr, daß ich mein Kappe dafinden laß,
 Ir lieben Herrn, vertraut mir baar,
 Ich wil eh kommen denn jr meßt.

Gangl Dötsch:

Nun seyn wir der sach gar vereynt,
 Geh lauff nur hin, glück zu, glück zu,
 Doch rechter zeit lomb wider du.
 (Der Dieb laufft hin.)

Lindl Fritz:

Er thut mehr, denn wir habn begert,
 Die Kapp ist wol neam Kreuzer wert,
 Dierweyl ich einer bin der Alten,
 Wil ich die Diebskappen behalten.
 Was schadts? Ob ichs ein weyle trag,
 Jedoch nur an dem Fehertag,
 Und wann der Dieb herwider lumb,
 Wil ich mit im marden darumb.

Gangl Dötsch:

Wir wölln anzeihn der Dorff Gmein
 Die handlung mit dem Dieb allein.
 O es wird in sehr wol gefallen.
 Ich glaub wol, daß unter ihn allen
 Die aller geschchdesten geacht,
 Die sach nit hetten also verbracht.
 (Die Bawrn gehn ab.)

Der Dieb

(schleicht ein, tregt den blawen Rock und spricht):

Es hetten sorg die närrschen thummen
 Fünfsinger, ich wüldt nit wider kommen,
 So bin ich doch so fromb und bider
 Und lomb in nur zu bald herwider.
 Ich hab mich heint ins Dorff verboln
 Gen Fünfsing, und hab da gestoln
 Dem Lindl Fritzern sein alten Bod

Und Steffel Völln sein blawen Rock,
 Wie wird morgn ein gschrey vber mich!
 Darnach thu mit sehr fragen ich,
 Ich wil mit 'nein gen München lauffen,
 Die, und mehr gswolne Wahr verkauffen
 Am wochenmarkt, wie ichs hab gwant,
 Die Bawrn haben ein gutes pfandt
 An meiner roten zötenden Klappen,
 Die laß ich den Fünffinger Lappen,
 Ich hol jr nit, bin so vermessen,
 Und solten sie die Schaben fressen,
 Und wil die Bawren, als die Narren
 Nach dem Schnitt auff mich lassen harren.
 Ich muß mich nur mit mauien nehren,
 Ich thet kein ander Handwerck lehren,
 Ist umb ein böse stund zu than,
 Weßß daß ich nit ertrinden kan.
 Dann was zu theyl sol werd'n den Raben,
 Wie wir ein altes Sprichwort haben,
 Das ertrindt nit in Wassers walgen,
 Es geh deun hoch vber den Galgen.

(Der Kofhdieb geht ab.)

Lindl Fritz

(geht ein mit Gangl Dötschen, und spricht):

Es ist vergangen schir der Schnitt,
 Und kombt doch unser Kofhdieb nit.
 Werlich kombt er nicht nach der Ern,
 Sein Kapp sol jm nit wider wern,
 Er schid darnach her, wenn er wöll.

Gangl Dötsch:

Schaw zu, da kombt der Steffel Völl,
 Der ist erst nechten kommen spat
 Herauß von Münnichen der Statt.
 Frag, was er bring für newe Mehr.

Lindl Fritz:

Wann her, mein Steffel Völl, wann her,
 Hörst nichts vom Kofhdieb in der Statt?

Steffl Völl:

Ich hab in gesehen nechten spat.

Lindl Fritz:

Wolst in nit heissen kommen auß,
 Wann gester ist sein zeit gleich auß,
 Daß er her kömb, und liß sich henden.

Steffl Völl:

Mein Lindl Fritz, ich thets wol denden,
 Jedoch ich nichten sagen thet,
 Der Dieb gar vil zu schaffen het.

Gangl Dötsch:

Was hett der Kofhdieb für ein handel?

Steffl Völl:

Ey liebr, er führt ein ehrbarn wandel,
 Er het dort am Brendelmark seyl
 Allerley Haußzehrns einen theyl.
 Er thet recht gute Pfennerwerth geben,
 Ich hab jm selbst ablaufet eben
 Sie disen guten blawen Rock,
 Auch het er seyl ein alten Bock,
 Den het ich jm ablaufet gern;
 Wir kondtens kauffs nit einig wern.

Er wollt mirn umb zwölff Kreuzer geben.
 Der Bock sah werlich gleich und eben
 Wie dein Bock, het auch nur ein Horn.

Lindl Fritz:

Bog angst, ich hab mein Bock verlorn
 Bey mein Eyd, erst bei zweyen nachten;
 Wenn ich den sachen nach bin trachten,
 So hat mirn warlich der Kofhdieb hin,
 Warum wolst nit einbringen in,
 Daß man in in der Statt hett gfangen?

Steffl Völl:

Ey, so hetten sie in gehangen,
 So wern wir umb den Kofhdieb kommen.

Lindl Fritz:

Ich glaub, du habst theyl mit im quommen.
 An deim theyl ist dir wordn der Rock,
 So hat der Dieb behalt'n mein Bock,
 Du bist sonst auch nicht aller reyn.

Steffl Völl:

Du leugst, die red ich dir verueyn,
 Ich habn umb dreyzehn Kreuzer kaufft.

Gangl Dötsch:

Wie ist der Rock mit Bier betraufft!
 Er ist etwann eins Kretschmanns (Schantworn
 gewesen,
 Kern ein meng ab mit einem Besen
 Schaw, wie hengt er sebern so voll!

Steffl Völl:

Ey lieber, der Rock thut mirs wol,
 Dieweyl ich in nur an wil tragen
 Allein an schlechten Feiertagen,
 Hab noch ein blawen Rock dabeim,
 Ich muß da auch sehen nach eim.
 Bog leichnam hirn, das ist mein Rock,
 Der Kofhdieb hat mirn mit dem Bock,
 Werlich die fördern (worige) nacht auch hin.

Gangl Dötsch:

Mein Steffel, wo bey kennst du in?

Steffl Völl:

Ey bey der Nestl (Schleife), die hat kein stefft (Nastl)
 Ey wie hat mich der Dieb geäfft,
 Wie hat er mir mein Augen blindt,
 Daß ich mein eygen Rock nicht kennt.
 Weyl er mirn also wolkeyl gab,
 Ich mit dem kauff bald drüdet ab,
 Schawet in nit lang, gieng mit daruon,
 Doch ich mich schon gerochen hon
 An dem Kofhdieb, doch heymlich.

Gangl Dötsch:

Warmit hast du gewochen dich.

Steffl Völl:

Ey, als der Dieb hat vil zu schaffen
 Und thet sehr hin und wider gassen,
 Wann umb in war ein groß gedreng,
 Des Volkes gar ein grosse meng,
 Da schub ich das baar Händschuch ein,
 Dacht, der Rock möcht zu thewer sein,
 Und machet mich darvon verholn.

Lindl Fritz:
So hat ein Dieb dem andern gestoln.

Steffl Löll:
Ey nit gestoln, nur zugenommen,
So ist der Rod dest wolkenle kommen.

Lindl Fritz:
Ich kannt nit anders denn gestoln nennen.

Steffl Löll:
Gör, thust nit die Heugabel kennen,
Die du mir heimlich trugest auß,
Die ich darnach fand in dein Hauß.
Drum spricht man: Steln und wider geben,
Das sey ein Dieb ein hartes leben,
Das trifft dich an, mein Lindl Fritz.

Lindl Fritz:
Was darffst du darvon sagen jetz,
Es ist wol vor ein Jar geschehen,
Und wenn du mich wolst sehr mit schmehen,
Ich wolt dir bald dein Maul zerklopfen.

Steffl Löll:
Ey so schlag mir her, allers Tropffen,
Und hol dir Triß und das Hertgleyd.

Gangl Dötsch
(laufft unter und spricht):
Ey was wolt jr hie alle beyd
Von Kinderwerck wegen euch zertragen,
All beyd an einander lam schlagen.
Der Bader nimbt von euch das Gelt,
Darnach euch auch der Amptmann strekt,
Und legt euch beyd in die Halsseissen;
Thu einr dem andern ein wort verbeissen,
Was wolt jr drumb einander schmeissen.

Lindl Fritz:
Ey was darff er mich denn Dieb heissen,
Dieweyl ich bin so fromb als er,
Trutz ein, der andersst sagen wer.

Gangl Dötsch:
Ja, jr seht im grund beyde sauder (zusammen),
Einr eben gleich fromb wie der ander,
Ir seht rechter Gesellen zwen.

Steffl Löll:
Mein Gangl, du thust wol bei uns stehn,
Der frümbleit halb, hast dus vergessen?

Gangl Dötsch:
Was unehr wolt mir da zu messen?
Du meynst villeicht die Ehren Schin,
Die ich hab von dem Wagen hin?
Hab ichs nit darnach müssen zalen,
Was darffst denn jezund darvon kalen?
Weyls ist mit Biderleutn verragen,
Ich dörrft dir bald dein Maul zerschlagen,
Du unwerschämpter grober Löttsch.

Steffl Löll:
Ey so schlag her, mein Gangl Dötsch,
Haw her, ich gib dir keinen zagen (seig).

Lindl Fritz:
Ich wil auch ein par Weß (Weißel) dran wagen,
Und mit ju schirmen vor den Schupffen (Süßen),
Daß die Seel in dem Graß umhuppfen.
(Sie ziehen all drey von leder und schlagen einander zu
der stuben hinaus.)

Der Kozdieb
(schleicht hinein und spricht):
Ich meyn, die Bawrn haben abfehrt
Einander leichnam ubel beert,
Ich hab lang zugehört und zugesehen
Hinter ein Haun, dorfft nichten sehen,
Das war ein rechter Diebshader.
Jetzt bindt man sie all drey beim Bader.
Es hat werlich der Lindl Fritz
Unterhalb seinem Rücken ein schlitze,
Einr legt ein querdie Hand darein.
Deß Gangl Dötschn Had ist auch nit Klein;
Jhn haben gehawen die andern zwen,
Daß man im sicht all seine Zen.
So kondt der Bader dem Steffl Lölln
Das Blut unden lang nit verkölln,
So hettns im zu Aern glaffen,
Zwen Zen gehawen auß der Nasen.
Nach diesem hader hab ich unden
Mein rote Kappen wider funden,
Die sie im hader verzetet hand.
So hab ich wider gholt mein pfand,
Und hab mich gstellt zu rechter zeit,
Hab nun genug than meinem Eyd,
Mein ehren nach, als fromb ich bin.
Ich dörrft wol zu den Bawrn hin,
Der frümbleit halb ich wil es wagen,
Die Fünfinger werdu mirs nit abschlagen,
Ich hoff jr einfalt zu genieffen,
Wir wölln einen Wein dran gieffen,
Daß gleich und gleich wider zammwachs
Im Dorff zu Fünfsing, wülnsch Hans Sachs.

5. Die Wittembergisch' Nachtigall, Die man jetzt höret überall.

(Abgekürzt.)

Wach' auf, es nahet gen dem Tag',
Ich hör' singen im grünen Haag
Ein' wunnigliche Nachtigall,
Ihr' Stimm' durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth'
Ist durch die trübten Wolken geht,

Daraus die lichte Sonn' thut blicken,
Des Mondes Schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen Glinster,
Die ganze Heerd' Schaaf' hat gblend't,
Daß sie sich haben abgewend't
Von ihrem Hirten und der Weid',
Und haben sie verlassen beid',

Sind gangen nach des Mondes Schein
 In die Wildnis den Holzweg ein,
 Haben gehört des Löwen Stimm',
 Und sind auch nachgefolget ihm,
 Der sie geführt hat mit List,
 Ganz weit abweg's tief in die Wüste,
 Da haben s' ihr süß' Weid' verlorn,
 Haben gefressen Unkraut, Distel, Dorn,
 Auch legt' ihn'n der Löw' Strid' verborgen,
 Daren die Schaaß' fielen mit Sorgen,
 Da sie der Löw' dann fand verstricket,
 Zerriß er sie, darnach verschlucket.
 Zu solcher Hut haben geholfen
 Ein ganzer Hauf' reisender Wolfen,
 Haben die elend' Heerd' beissen,
 Mit Scheeren, Melken, Schinden, Fressen,
 Auch lagen viel Schlangen im Gras,
 Sogen die Schaaß' ohn' Unterlaß
 Durch all' Geid' bis auf das Mark,
 Deß wurden die Schaaß' dürr und arg
 Durchaus und aus die lange Nacht,
 Und sind auch allereerst erwacht,
 So die Nachtigall so hell singet,
 Und des Tages Glanz herdringet,
 Der den Löwen zu kennen geit,
 Die Wölff' und auch ihr falsche Weid'.
 Deß ist der grimmig' Löw' erwacht,
 Er lauret und ist ungeschlacht
 Über der Nachtigall Gesang,
 Daß sie meld't der Sonnen Aufgang,
 Dabon sein Königreich End' nimmt,
 Deß ist der grimmig' Löw' ergrimmt,
 Stellt der Nachtigall nach dem Leben
 Mit List vor ihr, hinten und neben;
 Aber ihr'r kann er nit ergreifen,
 Im Hag kann sie sich wohl verschleifen,
 Und singet fröhlich sitr und sitr.
 Nun hat der Löw' viel wilder Thier',
 Die wider die Nachtigall blecken,
 Waldfesel, Schwein', Bock', Katz' und Schnecken,
 Aber ihr Heulen ist all's sehl,
 Die Nachtigall singt ihn'n zu hell,
 Und thut sie all' hernieder legen.
 Auch thut das Schlangenzücht' sich regen.
 Es wispelt sehr und widerficht,
 Und fürchtet sehr des Tages Licht,
 Ihn'n will entgeh'n die elend' Heerd',
 Davon sie sich haben genährt
 Die lange Nacht, und wohl gemä'st,
 Loben, der Löw' sei noch der Best',
 Sein' Weid' sei süße und gut,
 Wünschen der Nachtigall die Blut.
 Desgleichen die Frösch' auch quaden.
 Hin und wieder in ihren Läden
 Über der Nachtigall Getön,
 Denn ihr Wasser will ihn'n entgeh'n,
 Die Wildgänß' schreien auch Gag Gag
 Wider den hellen lichten Tag,
 Und schreien ingemeine All':
 Was singet Neu's die Nachtigall?
 Verkündet uns des Tages Bunn',
 Sam macht allein fruchtbar die Sumn',
 Und verachtet des Mondes Gest,

Sie schwieg' wohl still in ihrem Nest,
 Macht' kein Aufruhr unter den Schaafen,
 Man sollte sie mit Feuer strafen.
 Doch ist dies Mordg'schrei alles umsonst,
 Es leuchtet her des Tages Brunnst,
 Und singt die Nachtigall so klar,
 Und sehr viel' Schaaß' an dieser Schaar
 Kehren wieder aus der Wild
 Zu ihrer Weid' und Hirten Mild'.
 Etlich' melden den Tag mit Schall,
 In Maasß' recht, wie die Nachtigall,
 Gegen die die Wölff' ihr' Zähn' thun b'lecken,
 Jagen sie in die Dornenhecken,
 Und martern sie bis auf das Blut,
 Und drohen ihn'n bei Feuersglut,
 Sie sollen von dem Tage schweigen,
 So thun sie ihn'n die Sonnen zeigen,
 Der'n Schein niemand verbergen kann.
 Nun, daß ihr klarer mögt versta'n,
 Wer die lieblich' Nachtigall sei,
 Die uns den hellen Tag ausschrei,
 Ist Doctor Martinus Luther,
 Zu Wittenberg Augustiner,
 Der uns aufwecket von der Nacht,
 Daren der Mondschein uns hat bracht.
 Der Mondschein deut't die Menschenlehr'
 Der Sophisten hin und her
 Innerhalb der vierhundert Jahren,
 Die sind nach ihr'r Vernunft gefahren,
 Und hab'n uns abgeführt ferr
 Von der evangelischen Lehr'
 Unseres Hirten Jesu Christ
 Hin zu den Löwen in die Wüß'.
 Der Löwe wird der Papst genent,
 Die Wüß' das geistlich' Regiment,
 Darin er uns hat weit verführt
 Auf Menschensünd, als man jetzt spürt.
 Damit er uns geweidet hat,
 Deut't den Gottesdienst, der jekund gah!
 In vollem Schwang auf ganzer Erden,
 Mit Mönichs-, Nonnen-, Pfaffen werden,
 Mit Kuttentragen, Kopfbescheeren,
 Tag und auch Nacht in Kirchen plärren,
 Metten, Prim', Terz, Vesper, Complet,
 Mit Bachen, Fasten, langem Bet,
 Mit Gertenhauen, Kreuzweisliegen,
 Mit Knien, Neigen, Bücken, Biegen,
 Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
 Mit Heilthum, Kerzen, Fahnentragen,
 Mit Räuchern und mit Glockentaufen,
 Mit Lampen schüren, Gnad' verkaufen,
 Mit Kirchen, Wachs, Salz, Wasserweihen,
 Und desgleichen auch die Laien
 Mit Opfern und dem Lichtleinbrennen,
 Mit Wallfahrt, und den Heil'gen dienen,
 Den Abend fasten, den Tag feiern,
 Und beichten nach der alten Leiern,
 Mit Brüderschaft und Rosenkränzen,
 Mit Abtlesern, Kirchenschwänzen,
 Mit Bacem Küssen, Heilthum Schauen,
 Mit Mes Stiften und Kirchen Bauen,
 Mit großem Kost die Altar' zieren,
 Tafel auf die Welschen Manieren

Sammetne Messg'wand, Kellich gliden,
 Mit Monstranzen und silbern Bilden,
 In Klöster schaffen Rent' und Zins,
 Dies alles heißt der Papsi Got' sdienst,
 Spricht, man verdient damit den Himmel,
 Und löst mit ab der Sünden Schimmel.
 Unzählig hat der Papsi solcher Bot',
 Deren doch kein's hat geboten Gott,
 Jagt die Leut' in Abgrund der Höll'
 Zu dem Teufel mit Leib und Seel'.
 Paulus hat ihn'n gezeiget an
 Am vierten zu Timothean,
 Und spricht: der Geist saget deutlich,
 Daß zu den letzten Zeiten sich
 Etlich' vom Glauben werden treten,
 Und anhangen des Teufels Rätchen,
 Werden Leuten die Eh' verbieten,
 Und etlich' Speiß', die Gott durch Güten
 Geschaffen hat mit Dankagung.
 Ich mein', das sei je klar genug.
 Nur laßt uns schauen nach den Wölfen,
 Die dem Papsi haben darzu geholfen,
 Zu führen solche Tirannei:
 Bischof, Probst, Pfarrer und Abtei,
 All' Prälaten und Seelsorger,
 Die uns vorsagen Menschen Lehr',
 Und das Wort Gottes unterdrücken,
 Kommen mit vorgemelt' ten Stücken,
 Und wenn man's bei dem Licht besicht,
 Ist es All's auf das Geld gericht.
 Man muß Geld geben von dem Tausen,
 Die Firmung muß man von ihn'n kaufen,
 Zu beichten muß man geben Geld,
 Die Mess' man auch um Geld bestellt,
 Das Sacrament muß man ihn'n zahlen,
 Hat man Hochzeit, man giebt ihn'n Allen,
 Städt Ein's, um Geld sie es besingen,
 Wer's nicht will thun, den thun sie zwingen,
 Und sollt' es einen Rock verkaufen.
 Also sie uns die Woll' ausraufen,
 Und was sie lang' ersimoneien,
 Sie wieder um Wucher hinleihen,
 Von zwanzig Gulden ein Malter Korn,
 Ich mein', das heißt die Schaaf' geschor'n.
 Alle Kirchweib' sie nach Geld auch dichten,
 Ein'n Jahrmarkt mit Heilthum aufrichten,
 Darbei sie Ablasbullen haben.
 Geldstöck' lass'n sie in die Kirchen graben.
 Also richt' man dem armen Volke,
 Das heißt die Schaaf' Christi gemolte.
 Auch kommen Stationirer,
 Antonier, Valentiner,
 Die sagen viel erlog'ner Wort',
 Das sei geschehen hie und dort,
 Befreien Frauen und auch Mann
 Mit ein'm vergüld'ten Eselszahn,
 Und erschinden auch Geldeskrast,
 Schreiben Leut' in ihr' Brüderschaft,
 Holen die Zins' alljährlich Jahr.
 Darnach kommt ein' ehrfame Schaar,
 Heißt man zu deutich die Romanisten,
 Mit großem Ablas, Bullen, Kisten,
 Nichten auf rothe Kreuz' mit Fahnen,

Und schreien zu Frauen und Mannen:
 Legt ein! Gebt eure Hülf' und Steuer,
 Und löst die Seel' aus dem Feg'feuer,
 Sobald der Gulden im Kasten klinget,
 Die Seel' sich auf gen Himmel schwinget.
 Wer unrecht Gut in sein'm G'waalt,
 Dem helfen sie es ab gar bald,
 Auch geben sie Brief' für Schuld und Pein,
 Da legt man ihn'n zu Gulden ein.
 Der Schalkstrik' sind so mancherlei.
 Das heißt mir römisch' Schinderei,
 Fürbas merket von den Bischöfen,
 Wie es zugeh' an ihren Höfen,
 Auch wie man da zerreiß' die Eh',
 Und nimmt Geld und Andres meh',
 Und nöth't sie auch, zusamm'n zu g'loben,
 Auch wie sie mit den Leuten toben,
 Die man zu ihn'n jagt in die Beicht',
 Die etwan gefessen hab'n vielleicht
 Fleisch oder Eier in den Fasten,
 Das thun sie also scharf antasten,
 Als hätt' einer ein'n Mord gethan.
 Auch wie sie umgeh'n mit dem Bann,
 Wie sie ihn beschwer'n und verneuern,
 Auch wie das arme Volk sie steuern.
 Auch mit dem Wilt' und dem Gejeid
 Thun sie ihn'n Schaden am Getraid',
 Halten Räuber in ihren Fleeten,
 Die rauben, morden, speißen, plüden.
 Auch führen Bischöf' Krieg' mit Trug,
 Bergießen viel Christliches Blut's,
 Machen elend Wittwen und Waisen.
 Dörfer verbrennen, Städt' zerreißen,
 Die Leut' verderben, schämen, pressen,
 Ich mein', das heißt die Schaaf' gefressen.
 Christus solch' Wöl' verlimbet hat,
 Mathäi am siebenten es stah:
 Seht euch vor vor falschen Propheten,
 Die in Schaafskleidern herein treten,
 Inwendig reisend' Wöl' er' s' nennet,
 An ihren Früchten sie erkennenet.
 Marci am zwölften er's erklärten,
 Spricht: Habt Acht auf die Schriftgelehrten,
 Die gern gehn in langen Kleidern,
 Und lassen sich auch grüßen gern
 Am Markt und Gassen, wo sie stahn,
 Und sitzen gern oben an
 In Schulen und auch ob dem Essen,
 Den Wittwen sie ihr' Häuser fressen,
 Und wenden für lange Gebet',
 Darum so werden sie, verstehti,
 Desto mehr in Verdammnis fallen.
 O! wie thut sie Christus abmalen
 Unser Geistlichen gottlos Wesen,
 Als wär' er jetzt bei ihn'n gewesen.
 Dabei erkenn't man sie unter Augen.
 Die Schlangen, so die Schäflein jangen,
 Sind Mönche, Nonnen, der faul' Haufen,
 Die ihre gute Wer' verkaufen
 Um Geld, Käf', Eier, Licht und Schmalz,
 Um Hühner, Fleisch, Wein, Korn und Salz,
 Damit sie in dem Vollen leben,
 Und sammeln auch groß' Schätz' darneben.

Viel neuer Jühd' sie stets erdichten,
 Viel Bet- und Brüderschaft aufrichten,
 Viel Traum', Gesicht' und kindisch' Fet,
 Das ihn'n der Papst denn All's bestätt,
 Nimmt Geld und giebt Ablass darzu,
 Das schreien s' dann spat und früh.
 Mit solcher Fabel und Abweis
 Hab'n sie uns geführt auf das Eis,
 Daß wir das Wort Gottes verließen,
 Und nur thäten, was sie uns hießen,
 Viel Werk', der'r Gott doch kein's begehrt,
 Hab'n uns den Glauben nie erklärt,
 In Christo, der uns selig macht.
 Dieser Mangel bedent' die Nacht,
 Darin wir Alle irr' sind gangen.
 Also hab'n uns die Wöls' und Schlangen
 Bis in die viert'halbhundert Jahr
 Behalten in ihr'r Hut fürwahr,
 Und mit des Papsis Gewalt umtrieben,
 Bis Doctor Martin hat geschrieben
 Wider der Geistlichen Mißbrauch,
 Und wiederum aufgedeckt auch.
 Das Wort Gottes, die heilig' Schrift,
 Er mündlich und schriftlich ausruif'
 In vier Jahren bei hundert Stücken
 In deutscher Sprach', und läßt sie drucken.
 Daß man versteh', was er thu' lehren,
 Will ich kürzlich ein wenig erklären:
 Gottes Gesetz und die Propheten
 Bedeuten uns die Morgenröthen,
 Darin zeigt Luther, daß wir All'
 Miterben sind Adams Fall,
 In böser Begier und Neigung,
 Deshalb kein Mensch dem G'setz thut g'nung.
 Halten wir's schon auswendig im Schein,
 So ist doch unser Herz unrein,
 Und zu allen Sünden geneiget.
 Das Moses ganz klärlig anzeiget.
 Nun seit das Herz denn ist vermeilet, (bestect)
 Und Gott nach dem Herzen urtheilet,
 So sind wir All' Kinder des Zorns,
 Verflucht, verdammt und verloren.
 Wer solches im Herzen empfind't,
 Dem nagen und beißen sein' Sünd'
 Mit Trauern, Angst, Furcht, Schrecken, Leid,
 Und erkennt sein' Unmöglichkeit,
 Dann wird der Mensch demüthig ganz.
 So dringet her des Tages Glanz,
 Bedent't das Evangelium,
 Das zeigt dem Menschen Christum,
 Den eingebornen Gottessohn,
 Der alle Ding' für uns hat thon,
 Das Gesetz erfüllt mit eig'ner G'walt,
 Den Fluch vertilgt, die Sünd' bezahlt,
 Und den ewigen Tod überwunden,
 Die Höll' zerstört, den Teufel gebunden,
 Und uns bei Gott erworben Gnad',
 Als Johannes gezeigt hat,
 Und Christum ein Lamm Gott's verkünd't,
 Das hinnimmt aller Welten Sünd'.
 Auch spricht Christus: Er sei nit kommen
 Auf Erd' den Gerechten und Frommen,
 Sondern den Sündern. Er auch spricht:

Der G'sund' bedürft' kein's Arztes nicht.
 Auch Johannes am dritten meld't:
 Gott hat so lieb gehabt die Welt,
 Daß er gab seinen einigen Sohn.
 All', die an ihn glauben thun,
 Dieselben sollen nit verderben,
 Noch des ewigen Todes sterben,
 Sondern haben das ewig' Leben.
 Auch spricht Christus am Eilften eben,
 Welcher gelaubet in mich,
 Der wird nicht sterben ewiglich.
 So nun der Mensch solch tröstlich Wort
 Von Jesu Christo sagen hort,
 Und das gelaubt, und darauf bau't,
 Und den Worten von Herzen trau't,
 Die ihm Christus hat zugelegt,
 Und sich ohn' Zweifel darauf wagt,
 Derselb' Mensch neu geboren heist
 Aus dem Feuer und heiligen Geist,
 Und wird von allen Sünden rein,
 Lebt in dem Wort Gottes allein,
 Von dem ihn auch nit reißen künde,
 Weder Höll', Teufel, Tod noch Sünde.
 Wer also ist im Geist verneu't,
 Der dient Gott im Geist und Wahrheit,
 Das ist: daß er Gott herzlich liebt,
 Und sich ihm ganz und gar ergiebt,
 Hält ihn für einen gnäd'gen Gott.
 In Trübsal, Leid, in Angst und Noth
 Er sich all's Gut's zu ihm versieht,
 Gott geb', Gott nehm' und was geschieht,
 Ist er willig und Trostes voll,
 Und zweifelt nicht, Gott woll' ihm wol
 Durch Jesum Christum seinen Sohn,
 Der ist sein Fried', Ruh', Freud' und Wonn',
 Und bleibt auch sein einiger Trost.
 Wem solcher Glaube ist genost,
 Derselbig' Mensch, der ist schon selig,
 All' seine Werk' sind Gott gefällig,
 Er schlaf', er trink', oder arbeit',
 Solcher Gelaub' sich dann ausbreit'
 Zu dem Nächsten, mit wahrer Liebe,
 Daß er kein'n Menschen thut beirübe,
 Sondern übt sich zu aller Zeit
 In Werken der Barmherzigkeit,
 Thut Jedermann herzlich all's Gut's
 Aus freier Lieb', sucht keinen Nutz,
 Mit Rathen, Helfen, Geben, Leihen,
 Mit Lehren, Strafen, Schutzverzeihen,
 Thut Jedem, wie er selbst auch wollt',
 Als das von ihm geschehen sollt'.
 Solch's wirkt in ihm der heilig' Geist;
 Also das G'setz erfüllt heißt.
 Christus, Mathäi am siebenten,
 Sie merf', daß dieses allein sen
 Die wahren christlich guten Werk';
 Daß man aber sie fleißig merf',
 Daß sie zur Seligkeit nicht dien'n,
 Die Seligkeit hat man vorhin
 Durch den Glauben in Christum.
 Dies ist die Lehr' kurz in der Summ',
 Die Luther hat an Tag gebracht.
 Deß ist Leo der Papst erwacht,

Und schmedet gar bald diesen Braten,
 Fürcht' ihm entgegen die Annaten
 Und würd' ihm das Papst-Monat lohm,
 Darinn er zeucht die Pfünd' gen Rom.
 Auch würd' man sein'n Ablass nimmer laufen,
 Auch Niemand gen Rom Wallfahrt laufen,
 Würd' nimmer können schätzen Geld,
 Würd' auch nimmer seyn Herr der Welt.
 Man würd' nimmer halten sein Gebot,
 Sein Regiment würd' ab und todt,
 So man die rechte Wahrheit wüßt'.
 Darum brauchet er geschwinder List,
 Hät' die Wahrheit gerne verdrückt,
 Und bald zu Herzog Friedrich schickt,
 Daß er die Bücher brennt' mit Rom,
 Und ihm den Luther schickt' gen Rom.
 Jedoch Se. Kurfürstlich' Genad'
 Christus ob ihm gehalten hat,
 Zu beschützen das Gottes Wort,
 Das er dann merkt, prüfet und hort.
 Da dem Papst dieser Griff war fehl,
 Schickt er nach ihm gen Augspurg schnell.
 Der Cardinal bot ihm, zu schweigen,
 Und konnt' ihm doch mit Schrift nicht zeigen
 Klärlich, daß Luther hätt' geirrt.
 Da dem Papst dies auch nicht ging für,
 That er den Luther in den Bann,
 Und Alle, die ihm hingen an,
 Chn' all' Verhör, Schrift und Probir;
 Doch schrieb Luther für und für,
 Und ließ sich diese Bull' nicht irren.
 Erst that ihn der Kaiser citiren
 Auf den Reichstag hinab gen Worms;
 Da erlitt Luther viel des Sturms,
 Kurzum, er sollt' nun rebocir'n,
 Und wollt' doch Niemand disputir'n
 Mit ihm, und ihn zum Ketzer machen.
 Des blieb er b'ständig in sein'n Sachen,
 Und gar kein Wort nicht widerrißt,
 Dem es war ja all sein Geschrift
 Evangelisch, apostolisch.
 Des schied er ab fröhlich und frisch.
 Und konnten Nichts mit Schrift probiren,
 So that Luther stets Schrift anführen,
 Daß es ein Bauer merken möcht',
 Daß Luther's Lehr' sei gut und q'recht.
 Des wurden sie wild und unsinnig.
 Nun die Schlangen, Nonnen und Mönnich
 Wollen ihr' Menschenfünd' verteid'gen,
 Und schreien laut in ihrem pred'gen,
 „Luther sagt's Evangelium,
 Hat er auch Brief und Siegel d'rum,
 Daß 'Evangelium wahr sei?
 Luther richt' auf neu' Kereci.
 O lieb's Volk, laßt euch nicht versühren,
 Die Römisch' Kirch', die kann nicht irren,
 Thut gute Werk', halt't Päpstlich' Bot,
 Stiß't und opfert, es gefällt Gott,
 Laßt Mess' lesen, es kommt zu Steuer
 Den armen Seelen im Feg'feuer.
 Was will der Mönch Neues lehren,
 Und die ganz' Christenheit verkehren?
 Uns're gu' Werk' thut er verhiemen,

Will, man soll den Heiligen nicht dienen,
 Zu Gott allein sollen wir gelsen,
 Kein Kreatur möge uns helfen.
 Uns're Wallfahrt er auch abstellt,
 Von Fasten, Feiern er nicht viel hält,
 Wie wir's lang' haben gehabt im Brauch,
 Desgleich von Kirchen Sätzen auch.
 Die Orden heißt er Menschenfünd',
 Auch schreibt Luther, es sei kein' Sünd',
 Als was uns hab' verboten Gott,
 Veracht' damit des Papst's Gebot,
 Römischen Ablass auch veracht',
 Spricht: Christus hab' uns selig g'macht,
 Wer das glaubt, und der hab' g'nug,
 Ich mein', der Mönnich sei nicht klug,
 Denkt nicht, es sei'n vor Leut' gewesen,
 Die auch haben die Schrift gelesen.
 Uns're Eltern, die vor uns waren,
 Sind ja auch nicht gewesen Narren;
 Die solche Ding' uns haben gelehrt,
 Hat etlich' hundert Jahr' gewährt,
 Sollten die Alle haben getret,
 Und uns mit sammt ih'n'n hab'n verwirret?
 Das woll' Gott nicht, das will ich treiben,
 Und in mein'm alten Glauben bleiben,
 Luther schreibt seltsam Abentheuer,
 Man sollt' ihn werfen in ein Feuer,
 Ihn und all' sein'n Anhang vertreiben.“ —
 Doch hilft all's Widerbellen nicht,
 Die Wahrheit ist kommen an's Licht.
 Deshalb die Christen wiederkehren
 Zu den evangelischen Lehren
 Unseres Hirten Jesu Christ,
 Der unser Aller Löser ist,
 Desß Glaub' allein uns selig macht.
 Drum sind all' Menschenfünd' veracht'.
 Und die Päpstlichen Gebot' vernicht'.
 Als Pilgen und Menschengedicht,
 Und hängen nur an Gottes Wort,
 Das man jetzt hört an manchem Ort
 Von manchem Christenlichen Mann.
 Nun nehmen's sich die Bischöf' an
 Mit sammt etlich' weltlichen Fürsten,
 Die auch nach Christenblut thut dürsten,
 Lassen solche Prediger fahen,
 In Gefängnis und Eisen schlagen,
 Und sie zu widerrufen dringen,
 Ihn'n auch ein Lied vom Feuer singen.
 Daß sie möchten an Gott verzagen.
 Das heißt, die Schaaf' in d' Hecken jagen,
 Der'n thut man Viel' heimlich verlieren,
 So sie gleich ihre Lehr' probiren.
 Ein's Theil's bleiben im Eisenband,
 Ein's Theil's verjagt man aus dem Land;
 Luthers Schrift man auch verbrennt,
 Und verbeut sie an manchem End'
 Bei Leib und Gut, und bei dem Kopf.
 Wen man ergreift, der läßt den Schopf,
 Oder jagt ihn von Weib und Kind.
 Das ist des Widerchrist's Hofgesünd'.
 Christus das All's verkünder hat.
 Matthäi am zehenten es stah:
 Nehmt wahr! Ich send' euch, wie Schaaf' auf,

Mitten unter der Wölfe Hauf,
 Darum seyd wie die Schlange klug,
 Und wie die Tauben ohn' Betrug,
 Und hüt' euch vor den Menschen, die
 Werd'n euch überantworten hie
 Vor ihre Rathhäuser, und denn
 Euch geißeln in ihren Schulen,
 Und werden euch vor Fürsten, Kün'gen
 Um meinetwillen gefangen bringen;
 Dann sorgt Nichts, was ihr reden wollt,
 Es wird euch geben, was ihr sollt
 Reden durch eures Vaters Geist.
 Ein Freund gen andern wird erpreist,
 Und ihm den Tod anhelsen than,
 Ihr werd't gehaft von Jedermann
 Um willen meines Namens heilig.
 Wer an das End' verhart, wird selig.
 Verfolgt man euch von einer Stadt,
 So zieht in eine and're drat.
 Auch kommt die Zeit, und wer euch tödt't,
 Wird mein'n, er diene damit Gott,
 Fürcht't die nicht, die euch den Leib tödten,
 Der Seel' können sie nicht genöten.
 Ihr Christen, merkt die tröstlich' Wort':
 So man euch fah't hie oder dort,
 Laßt euch kein' Tyranei abtreiben,
 Thut bei dem Worte Gottes beleiden;
 Verlasset eher Leib und Gut.
 Es wird noch schreien Abels Blut
 Über Kain am jüngsten Tag.
 Laßt morden, was nur morden mag;
 Es wird doch kommen an das End'
 Des wahrer' Antichristis Regiment.
 Apokalypsis steht es hell;
 Am achtzehnten Kapitel
 Schreit der Engel mit lautem Schallen
 Zweimal: Babbylon ist gefallen,
 Ein' Behausung der Teufel wor'n
 Recht von dem Wein des grimmen Zorn.

Ihr' Unkeusch' hab'n all' Heiden trunken,
 In ihrer Unkeusch' sind verunten
 König' und Fürsten dieser Erden,
 Auch ihre Kaufleut' ganz reich werden,
 Handthieren mit der Menschen Seelen.
 Darnach weiter thut er erzählen:
 Und eine and're Stimm' hört' ich schier:
 Mein liebes Volk, geh' aus von ihr,
 Denn ihr' Sünd' ist vor Gott auffommen,
 Der hat ihr's Frevels wahrgenommen.
 Zahlt sie, wie sie euch hat bezahlt,
 Und wiedergeltet ihr zwiefalt,
 Denn sie spricht stets in ihrem Herzen:
 Ich sit' ein' Königin ohn' Schmerzen;
 Und sit' sicher in ihrem Dunken,
 Und von der Heil'gen Blut ganz trunken.
 Darum so werden ihre Plag'
 Zusammenkommen auf einen Tag.
 Denn wahrlich, stark ist Gott der Herr,
 Der sie wird richten. Nun hört mehr!
 Daniel am Neunten meld't,
 Und alle Wahrzeichen erzählt,
 Daß man ganz klärl'ich mag verstohn,
 Das Papstthum deut't das Babbylon,
 Von dem Johannes hat geseit.
 Darum, ihr Christen, wo ihr seid,
 Kehrt wieder aus des Papstes Wüste
 Zu unserm Hirten Jesu Christe,
 Derselbig' ist ein guter Hirt',
 Hat sein Lieb' mit dem Tod' probirt,
 Durch den wir Alle sind erlost,
 Der ist unser einiger Trost,
 Und unser' einige Hoffnung,
 Gerechtigkeit und Seligung,
 All'n, die glauben an seinen Namen.
 Wer das begehrt, der spreche Amen.

1523 am 8. Tage Heumonds.

(Nach Büsching's Ausgabe.)

4. Thomas Murner.

(1475 — c. 1535.)

1. Der Bundeshauptmann.

(Aus d. großen Lutherischen Narrn, 1522.)

Der ist zu unserm hauptman gut,
 Der mit freventlichem mut
 Dem babst und kaysr greift in bart
 Und sunst auf erden niemands spart.
 So uns der groß narr hat herbracht,
 Zu fuß und roß mit solcher macht,
 Daß wir der ganzen weiten welt
 Streit vermügen in dem felt
 Riffen und ein schlachten geben,
 So müssen wir auch jez daneben
 Hauptman, sandrich, hienant
 Profoß und weibell hon zur hant.
 So ich nun niemals wissen kan,
 Denn diese sach liegt härter an,
 Inbrünstiger ist in diesen sachen,
 Den wir zum hauptman sollten machen,
 Dan den Luther selv uff erden,

So muß er unser hauptmann werden.
 Dann er dazu ist wol bereit
 Und hat die kutt hin selbst geleit
 Und wil nit me im kloster betten,
 So kan er gl'imeidig inder tretten,
 Und kan die Menschen abhortieren,
 Das sie den bund mit eren fieren.
 Auch kan er mit sein büchlin machen
 Das manchem wird die schwarze krachen
 Und dorff den babst selbst griffen an
 Mit dem kaysr tun in ban,
 Auch die paffen mit sein schwezen
 Dorff er von ampt und eren sehen;
 So dorff er alle bischöf schenden
 Und die cardinal anwenden
 Und sie alle heissen weit mulaffen
 Dazu die mönch und auch die paffen

Schalmen, huben, lecker nennen
 Und dem babst sein recht verbrennen
 Darum er sich hat on not
 Höher usgesetzt dan Got.
 Darum zucht er im ab zwo kron
 Und hat im nur die kleinst gelon,
 Auch hat der babst in Gottes namen
 Dorzu die Menschenn allesamen
 Die bei dem babst auch wollen stou
 In ungnade Gottes gethon.
 So nun der keiser bei im stat
 Und den babst beschirmet hat,

So dorff er in auch greifen an
 Mit seinem zorn un seinem han.
 Darum ist er ein dapfer han
 Und ist uns ein guter hauptman.
 Warum wollt er nit hauptman sein,
 So er dorff greifen in bart hinein
 Und hat abthon die sacrament
 Damit der babst uns hat gebent?
 Wan Got im nit entrinnen wer
 In himmel gestigen also fer
 Er hat in selber griffen an
 Der grime zind und dopffer man.

2. Der Dichter entschuldigt sich.

(Aus der Narrenbeschwörung, 1510.)

Ob mir das standt zun eren an,
 Das ich so manch schymff red hab than,
 So ich doch bin ein geistlich man,
 Ich hoff vnd truw, wercs wol betracht
 In mit den schymff des ernst nympt acht,
 Der merck, das ich mit schymff red hab
 Kartheit wöllen dücken ab,
 Die oft mit grossem ernst nit mag
 Berathen werden, noch mit clag.
 Ich weiß das mich der selb nit schendt,
 Der wol bedendts das fundament.
 Er sich, das ich mit schymff red hon,
 Dem ernst für war genüg gethon,
 Des heist myn dicht den narren beschworen.
 Wann sich ein mensch laßt wyßlich leren
 Vnd volgt den weg der erberkeit,
 Duch laßt syn sündt im werden leit,
 Der legt schon hin syn narren kleit,
 Berbürgt die langen esels oren,
 Das heist ein narren wyß beschworen.
 Also verstonde durch gott myn dicht
 In allem guttein anders nicht,
 Ich hab mit willen vnd mit wissen
 Mit sich wort keinen menschen bitten,
 Allein ein schymfflich straff gethon,
 Mit schymff vnd ernst gemischet schon,
 Vnd hab's geredt als in der gemein
 In sunderheit genennet kein.
 Hab ich aber etwar trocken
 Vnd manchem durch den bart geloffen,
 Duch über synen danck beschworen,
 Bngenehet dapfer geschoren,
 Der geb syner ehgnen thorheit schüldt,
 Pödt sich mit mir vnd hab gedüldt,
 So ich mir selber manigs mol
 Oft vnd dick hab zwagen wol
 Vnd mir warlichen ouch geseit,
 Wie tief ich steck im narren kleid.
 Ich bitt gott, das mirs werde leit.
 Das ich ick narren hab genant,
 Das hab ich thon in dem verstandt,
 Das ich ick all vor sunder scheidt
 Die wider gott vnd syn geleh
 Handlent oft vß Blödigkeit,
 Das in zu legt würt werden leit.
 Ich heiß den billich einen narren,
 Der in sunden thut verharren
 Vnd nympt allhie ein zytlich an,

Das er mieß ewig mangel han.
 Darum hab ich durch gottes eren
 All nartheit miessen hie beschworen,
 Zu bekerung diser welt,
 Dir zu nutz vnd vmb kein gelt,
 Gott zu lob, der sy myn züg,
 Das ich in diser red nit illg.
 Warum ich aber sträfflich wer,
 Sol mir keins menschen straff syn schwer
 Ich bin ein mensch, des irt ich ouch,
 Vnd hab ouch gudet mit dem ouch. (Narrensag.)
 Darumb wer myn gedichten strafft,
 Do es mit vnthat ist behafft,
 Das danck im gott dem frummen man,
 Der mich mit wyßheit straffen kann,
 Vnd myn dicht gern hören lesen,
 Wa es vnsträfflich ist gewesen.
 Wa es aber sträfflich ist,
 Vnd mir vnzymlich's wer entwiicht,
 So bit ich styffig wederman,
 Das niemans sich wol ergern dran.
 Ich hab's in gutter meinung than,
 Ich bit besunder wyßlich gschlecht,
 Ob ich sy hett gestrafft villecht,
 Wytters dann (anders als) mit bscheidenheit,
 So wer es mir von herzen leit,
 Wa es in sol zu nachteil kummen,
 Vnd spöttlich von mir vff genummen.
 Thorheit der wyher hab ich tariert,
 Die frummen nie mit schymff beriert.
 Dann alle wyher hier vff erden
 Geeret billich sollent ioerden
 Von einer wegen wol bekant,
 Die rein vnd zart maria genant.
 Die selbig fründtlich keiseryn
 Wöll vebundt myn kundtschafft syn,
 Das ich's gemein von herzen gut
 Gediechet hab on argen mut.
 Ich wolt der welt louff beschryben,
 Do must ich vff der form behyben,
 Spotten, lachen, schymffstred tryben.
 Das alles mir wer überleben,
 Hett ich von gott vnd tugendt gschriben.
 Dann wer von gott schrybt vnd von tugent,
 Der trybt kein spottred oder lugent.
 Nun ist es als der welte tandt,
 Wie man in trybt in allem landt,
 Den ich mit schaden hab erfahren,

Gott wöll mich fūrter hin bewaren,
 Wie ichs beschriben hab zu mōll
 Als ist begundt die welt gantz voll.
 Wa mit die öde welt vmb gat,
 Das selb mit schympff hie innen stat,
 Das sich ein yeder hietten magt,
 Et das er kumm in narren sac.
 Wolstu aber tugent lesen,
 Wissen von christlichem wesen,
 Das hab ich dir beschriben sijn,
 Do ich die narren zu latyn
 On schympff mit ernst beschwören hatt.
 Ein yeder wyser da verstat,
 Das ich on schympff auch ernst kan,
 Wer das selb buch sīhet an

Vnd list es auch mit hohem slyß,
 Der sich woll, das ich schwarz vnd wyß
 Beid erkenn böß vnd auch gut.
 Ernstlich bin vnd fröhlich muß,
 Ein yedes tryb zu syner zyt,
 Wie sich ein sach geschicklich gyt.
 Zu latyn far ich mit wyßen,
 Zu tütisch muß ich mit narren reysen.
 Diß entschuldigen ist genug.
 Wer an wil sehen ghympff vnd fug,
 Den ich dar thu, vnd gutten willen,
 Der laßt diß bit sich tschilich stillen
 Vnd nympt myn schryben do für an
 In guttem als ichs hab gethan.

5. Johann Fischart.

(† 1589.)

1. Das glückhafft Schiff. (1576.)

Die Züricher Schützen fahren mit einem in Zürich gekochten Hirsebrei die Limmat und den Rhein hinab nach Straßburg und wollen den Straßburgern dadurch, daß der Drei in Straßburg noch toarm ist, beweisen, wie schnell sie im Nothfall ihnen zu Hilfe kommen können.

a. Abfahrt der Gesellschaft.

Man list von Kerze dem Beherscher
 Des auffgangs, vnd der Edeln Perfer,
 (Welcher neun hundert dauent man
 Fūret wider die Griechen an.)
 Das, als er het zu Mer gestritten,
 Vnd sehr großen verlust gelitten,
 Da ward er so ergrimmet sehr,
 Das er gehselen ließ das Mer,
 Vnd wurff fätten drein, es zu stillen,
 Vnd es zufässeln nach seim willen.
 Aber was half in diser hon?
 So vil als nichts, er sloch davon.
 Dergleichen hört man von Benedig
 Das sie, zu schaffen das Mer gnädig,
 Fürtlich werfen hinein ein Ring,
 Das es sin wie ein Braut umbfing.
 Aber wie oft hats sich erweisen
 Ganz feindtlich mit den Ubergilßen?
 Auch wan sie jrer Gmahl wohl trauten,
 Was dorffts, das sie vil Dämm ombbauten?
 Deshalb ein andre weiß ist gwiß,
 Zu zämen die Wasser vnd Fließ,
 Das sie geschlacht und folgja werden
 Vnd die leut färtigen on schwerden.
 Welchs ist dieselb? Nemlich nur die
 Welche wir han erfahren hie
 Das neulich sie gebraucht hat
 Die jung Mannschafft auß Zürich der Statt,
 Das ist, hantfest Arbeitfamtejt
 Vnd standhafft vnuerdrossenheit,
 Durch Rudern, Rimen, stofen, schalten
 Ungeacht müß ernsthafft anhalten,
 Nicht schwenen hīz, schweis, gfürligkeit,
 Noch der wasser ungtlūmmigkeit,
 Nicht erschrecken ab wirbeln, wällen,
 Sonder sich herzhafft gegenstellen,
 Ze meh die Fließ laut rauischend trutzen

Ze kräftiger hinwider stutzen.
 Inn summa, durch standhafft gemitt,
 Vnd strenge hand, die nicht ermild:
 Dann nichts ist also schwer vnd scharff,
 Das nicht die arbeit vnderwarff,
 Nichts mag kaum sein so vngelegen,
 Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen.
 Was die faulkeit halt für unmöglich,
 Das vberwind die Arbeit siltlich.
 Die Arbeit hat die Berg durchgraben
 Vnd das Thal inn die höh erhaben,
 Hats Land mit Städte wonhaft gmacht,
 Vnd die Ström zwischen Damm gebracht,
 Hat Schiff gebaut, das Mer zuzwingen
 Das es die leut muß vberbringen,
 Vnd die leut ober fließ muß dragen,
 Vnd sich mit Rudern lassen schlagen,
 Das es die Schiff so gschwind muß fūren,
 Als die vögel der Luft thut rūren.
 Derwegen die weil durch solch weiß,
 Nemlich durch arbeitsamen fleiß
 Die Züricher haben vorgebroffen
 Bilen, die auch dergleichen hoffen,
 Vnd han ein bessern weg gefunden
 Wie die fließ werden vberwunden.
 Vnd also han geschafft ein Nam
 Der bleibt, so lang der Limmattstram
 Zu jrem Vater laufft inn Rein,
 Vnd der Rein lehr in Meerreis ein. . .
 Derhalben weicht jr Poeten,
 Die war geschicht inn falsch gdiacht nöten
 Vnd laßt vns hören mit verlangen,
 Wie im Sommer newlich vergangen,
 Von Zürich ein Gsellig Burgerchaft
 Mit gutem Glück vnd Mannesraft
 Gen Straßburg auff das Schiessen fuhr,
 Da sie all freuntlichkeit erfuhr.

Als nun war außgebrochen weit
 Deren von Straßburg willigkeit
 Zu pflanzung Nachbarlicher freundschaft
 In jrem Ausschreiben gemeinshaft,
 Hin vnd wider an Ständ vnd Stätt,
 Vnd alle Nachbawrn, die es hett,
 Zu einm Hauptschießen schön mit lust,
 Zugleich mit Büchsen und Armbrust
 Zu deren jedem war das best
 Hundert gulden, on sonst den Rest.
 Da sind von hoch vnd nyder Stand
 Erschienen vil auß Stätt vnd Land.
 Deshalb die Voblich lieblich Stätt
 Zürich, die nach seim Nam Stifften that
 Ulrich, ein Künig der Helmballen
 Vnd Balgerhelden, starck vor allen,
 Vor Christt gburdt zweitausent jar,
 Von dem auch Triler gbowet war,
 Vnd im Helbsaß die Stätt Tütracburg
 Bei den Trüuwonern, heut gnant Stratburg,
 Welche berühmte Tütruchiner
 Zu Cäsars zeiten waren künier
 Als andre im Helbvätterland
 Vnd zogen oft mit gwerter hand
 Den Römern inns Keyserlich gbiet,
 Zu schülten jr freiheit damit;
 Wie sie sich dan auch Mannlich stelten
 Bei Rudolff von Habspurg dem Helben
 Und andern Keyhern, so nach kamen,
 Daher groß freyheit sie bekamen:
 Ja die Stätt ward so hoch geacht
 Vonwegen jrer Tugendmacht,
 Das sie den Eydgenossen hat gfallen
 Zu sein das erst ort vnder allen;
 Ja dise alt berlimbte Stätt,
 So die Limmat eingefangen hat
 Mit etlich schönen weyten Brücken,
 Vnd ist berümt von vilen stücken,
 Von Policei, Religion,
 Von mancher Gelerter Person,
 Von Weisen Leuten zu dem Mhat
 Vnd Streitbarri leuten zu der that:
 Dieselbig wolt auch nicht erlösen
 Die glegenheyt jr auffgestosen,
 Ir vralt freund vnd Nachbar leut
 Heimzuzuchen inn freuden weit,
 Vnd solches auff ein sonder weis
 Die sich reimpt zu der freudenweis.
 Dann gleich wie sein zeit hat das leyb,
 Also hat sein zeit auch die freud,
 Vnd wie das leyb inn vnmut steht,

Also die freud auff kurtzweil geht.
 Verhalben sich ein ehrlch Gselltschaft,
 Von vier und fünffzig sammenthaft
 So all inn Leybsfarb warn gekleidt,
 Zu zeigen jr einmiltigkeit,
 Verglichen haben einyes stücks,
 Welches bedoft wol großes Glück:
 Nemlich in ein tag thun ein fart,
 Die man kaum inn vier tagen fahrt,
 Vnd in dem folgen den Vorfahren,
 Die auch dergleichen Schiffeut waren.
 Dann was stah baß? dann wan die jugent
 Nachschlägt jrer Vorfaren tugent?
 Dann also grünen die Stätt hie
 Wann Tugend bleybt bei alter plüß;
 Aber wo auß der art man schlägt,
 Vnd täglich newe bräuch erregt,
 Da kumpt gewis ain Newerung,
 Die selten ein Land wol gelung.
 Vnd wie wol heut die junge welt
 Für schlecht der Alten thaten hält
 Von schlecht richtiger vnmständ wegen,
 So solte doch dieselb erwegen,
 Das sie durch die schlecht Nichtigkeit
 Jnen solch macht hat zubereit,
 Da man durch new vnrichtigkeit
 Heut täglich sich entstehen groß leyb.
 Darumb vil anders gesinnet war
 Dise Zürichsch Gselltschaft zwar,
 Die auch erwysen wolt die kraft
 Der Alten, bey junger Mannschafft,
 Vnd erzeigen durch solch Wagstück,
 Das mit Zürich noch halt das alt Glück.
 Rülsten derwegen zu ein Schiff,
 Welchs inn ein Tag gen Straßburg lief;
 Versahen es mit aller ghör,
 Damit recht zuerlangen ehr,
 Bestellten Schiffeut zu regirten
 Vnd die jung Mannschafft wol anführten.
 Nachdem nun alles war versehen,
 Ward zu der Absart angesehen
 Im Brachmonat der zwenzigst tag,
 Das man es mit dem Wagschiff wag,
 Kamen darauf fast um zwo Uren
 Gleich gegen tag, das sie abfuhren,
 Dringen ein warmen hirs inns Schiff
 Inn eynen großen hafen tif,
 Zu zeygen an, das wie sie könten
 Den Hirs warm lifern an ferrn enden,
 Also weren sie allzeit gnärtig
 Zu dienen jren freunden färtig, . .

b. Wie die Sonne sie begleitet.

Die manlich Raisgefärten
 Achten nichts der beschwården,
 Ir ehrenhitzig Rumbegird
 Stritt mit der Sonnen Hitz vngeirrt,
 Die äußerliche prunst am leib
 Die innerlich prunst nicht vertreib;
 Je meh erhitzigt ward jr Blut,
 Je meh entgudet ward jr Mut,
 Je meh von jnen der Schwais floß

Je meh Mutz in die Rais ingoß,
 Dan arbat, milhde, Schwais vnd Frost
 Sind des Rums und der Tugend kost,
 Das sind die staffeln vnd stegrais,
 Darauf man zum lob steigt steif.
 Mit müßiggang vnd gmachlichait
 Man kainen Namen nicht berait,
 Aber von ernsthitigem fleis
 Mus der Stal schmelzen wie das Eis,

Vnd widerum durch stanthaft anhalten
 Mus das Eis inn Kristall erkalten,
 Gleich wie auch von der Sonnen glücht
 Wie man im Schweizerbürg oft sieht.
 Mit der weis kan ain stanthaft Man
 Eben dis, so die Sonn auch kan,
 Wie solt dan solchen stanthaft Freunden,
 Die zu der Arbeit sich veraiuten,
 Die Sonn nun etwas angewinnen,
 So sie doch ire Kunst auch können?
 Vnd, gleich wie sie die Erd erhärt
 Vnd das Wachs erwaicht und versert,
 Also zu trotz dem Sonnenstral,
 Erhärten sie gleich wie Kristall,
 Und die müß, welche scheint Kristallen,
 Waichen sie, das sie mus zerfallen,
 Vnd halten nur der Sonnen stich
 Für anmannung, zu fördern sich;
 Dan wer schön Wetter haben will,
 Mus leiden, das er die Sonne fül.
 Derwegen das die Sonn vermerkt,
 Das nur jr Manhait wurd gestärkt,
 Vnd sah allweil das Schiff forteilen,
 Da sorgt sie, sie möcht sich verweilen.
 Das jr vileicht das Schiff for kam
 Vnd also ihr das Lob benäm,
 Derhalben nicht halb ausgerhut
 Spannt sie frisch Pferd vor wolgemut,
 Lis sich aus irem gulden Sal,
 Vnd rennt inn ain Rib (Eiser) ab zu thal,
 Als wan vom Himmel ain Feuerstral
 Schießt plötzlich inn ain ferres thal.
 Sie praucht sich auch so emsiglich
 Das sie bei Reinau inn vorstrich,
 Vnd zeigt sich dem Schiff auf den seiten,
 Im zu dem Wettlauf auszubeiten,
 Welchs dise Männer meh ermant
 Das waidlich sie anlegten hand,
 Förmlich da sie daucht von fere
 Wie ain neu gstirn in forschin her

Vom widerschein der hohen spitzen
 Des Thurns zu Strasburg durch hell spitzen
 Die auf der spiz die Sonn erregt
 Auf das sie die Gleschaft bewegt,
 Vnd also gleichsam mit jr scherzt
 Vnd sie zuzaren macht beherzt,
 Dan jr der Rib vergangen war,
 Als sie ward jres vortails gwar,
 Vnd lis die Pferd gern langsam traben,
 Meh kurzweil mit dem Schiff zuzaben,
 Welchs mit jr, vngewonter weis
 Auf dem Reim wett lif om den preis,
 Dan grose händel vnterstehn
 Wird so wol globt als sie begehñ;
 Aber sie muß hermid eilen,
 Die Erd sich lasen zuerfüllen,
 Vnd sich selbs im Mör zuerfrischen,
 Vnd den feurig Schwais abzuwischen;
 Doch zulezt eh sie verlauf
 Sprang sie zu etlich malen auf
 Hinter den Bergen mit jn pliden,
 Zusehen wie sie sich nach schiden,
 Vnd als sie es sah schir vollpracht,
 Sprang sie noch ains zu guter nacht,
 Vnd besal die Gleschaft dem Reim,
 Der sie lait gar inn dStat hinein,
 Welches der Reim gar treulich that,
 Vnd lis sich hören am gestad
 Mit größern rauschen, vor mehr fräuden,
 Das sie so nah der Stat zulaiten,
 Sie lifen auch zu Lob dem Reim
 Vnd zum zaihen, das sie da sein,
 Die Trommen und Trommeten gehñ,
 Da es gab ain gros fräudengthön,
 Sie dankten Got auch sonderlich,
 Der jnen hat so gnädiglich
 Sein Gschöpf zu der fart dinen lon,
 Die Wasser, Wetter vnd die Sonn,
 Vnd sie vor aller gfar bewart,
 Auch in kräft geben zu der fart.

2. Hauschnecl, Schneclenhaus.

(Aus dem philosophischen Eheuchtbüchlein, 1578, das in profaischer Form durch Gefühlstiege, Reinheit der Gefinnung in seinen Sprüchen und Gedichten durch Ernst und Lieblichkeit ausgezeichnet ist.)

Es trägt ein Schnecl für vnd für
 Wo sie hingehet jr Hawß mit ihr,
 Drum meint man, das die leut von schneclen
 Han gelehrt häuser bawen vnd decken:
 Also wann ein Fraw muß gehn auß,
 Soll sie tragen inn sinn das hauß,
 Es nicht an einen nagel henden,
 Vnd weiß nicht wie lang nicht heim denden.
 Ja sie soll werben stäts zu hauß
 Gleich wie der mann muß werben drauß,
 Welchs jr ein vnehr ist so wenig
 Als im Bienkorb der Imenkönig,
 Welcher daheim bleibt stets zuhauß
 Vnd laßt die andern fligen auß.
 Man sihet ja, das nie fein fisch
 Ausser dem wasser bleibet frisch,
 Vnd das ein schnecl stirbet allemal;
 Wann sie heraubet wird der Schal;
 Daher soll auch ein Weib sein bang,

Wann sie muß auß dem Hauß sein lang.
 Wiewol heut finden etlich sein
 Ein legen weg, Schneclen zu sein,
 Nämlich, das sie die Köpff stäts strecken
 Auß Fenster, Läden, wie die Schneclen.
 Von disen pflegt man Deutsch zuzagen,
 Das sie das hauß an dem Haß tragen;
 Aber dis sind gar läge Schneclen,
 Welche die Dren stäts austrecken,
 Recht Schneclen thun solchs leichtlich nit,
 Es sei dann, das man lang drumb bit.
 Auch thun es die gar grob verkeren,
 Die langsam sein von Schneclen lehren,
 Langsam vom Bett, vom Tanz und Tisch,
 Vnd langsam sind zur Arbeit gerüst,
 So sie von Leib nicht Schneclen sein,
 Sonder von sinn sein, stünd in sein:
 Sie solten dafür dis erzeugen,
 Das sie wie Schneclen lehrnten schweigen.

Dann wie die Schneck groß Oren hat
 An der Stimme vnd der Zungen stat,
 Also soll ein Weib hören mehr
 Dann reden, welchs jr ist ein Ehr.
 Die Schnecken die Haidechsen meiden,
 Weil sie die Häuslichkeit gar meiden,
 Vnd drumd auch nicht der Zimnen schonen,
 Vnd im zerfallnen Smäuer gern wonen.
 Also soll auch ein Ehefraw meiden,
 Was sie von Häuslichkeit will scheiden,
 Vnd gleich wie die Schnecken zernagen
 Die Käben, wanu sie vil Wein tragen,
 Also soll auch ein Frauenbild
 Dem Wein nicht sein zu gneigt vnd wild.
 Gleichwie das Schneckenhaus zerfällt,
 Wann es die Schneck nicht auffenthält,
 Also gehet auch zu grund diß Hausß,
 Wo das Weib bleibet vil darauß.
 Dann wann vom Häußlin kriecht die Schneck,
 So trägt ein jedes Kind hinwegt,
 Ja da nieman steckt in dem Häußlin,
 Sah ich spilen damit ein Mäußlin:
 Also wo das Weib lang bleibet auß,
 Wird das best viech die Katz vnd Mausß.
 Wiewol man nie kein Hausß weg trug,
 Ist doch der Schnecken schaden gnug,
 Wann man zertritt in jhrn abwesen

Das rund gemelbt Hausß on genesen:
 Also ist's ein Weib schadens gnug,
 Wann sich im Hausß ichiet ein vnflug.
 Vnd gleich wie die Schneck brauchet jr Hausß
 Für einen Schilt in allem strauß,
 Also solts Hausß vnd die Hausßhaltung
 Sein des Weibs zuflucht, auffenthaltung;
 Dann außershalb dem Hausßgelegt
 Kann man kein rechte sicherheit.
 Gleich wol soll auch am Schnecken lehren
 Ein Mann, wie er sein Weib soll ehren;
 Dann gleich wie die Schnecken zerstiessen
 Wann man sie thut mit Salz begiessen,
 Also der sein Weib zu ranch halt,
 Verterbt sie noch meh mit seinm gewalt.
 Aber gleich wie vom Fenchelkraut
 Den Schnecken lindglat wird die Haut,
 Also macht man die Weiber lind,
 Wann man mit lindigkeit sie grint.
 Secht, wie man allein bei einm Schnecken
 So schöne Lehren kann außeden.
 Darum that jener Bräutigam wol,
 Welcher gab seiner Spons cinnol
 Ein Smalring, darauff stand erhaben
 Ein Schneckenhäußlin, schön gegraben,
 Daran zu sehen für vnd für
 Was sei ihr Ampt vnd Ehegebitr.

3. Mann und Frau.

(Aus dem Ehezuchtbüchlein.)

Verhalten soll ein Mann sein wonen
 Mit vernunft beim Weib, vnd jr schonen,
 Soll nicht austrichten alls mit räuhe
 Sonder gelindiglich vnd mit treue:
 Dan Räuhe machet doch nur scheue
 Vnd Scheue bringt alsdan vntreue,
 Also bringt Räuhe alsdan Reue
 Wann sie sicht, wie sie nichts gebäue.
 Aber sanfmut vnd gelindigkeit
 Bringt willig treu, schafft willig Leut.

Ein Mann soll nicht ein Sturmwind sein,
 Der im Hausß einßmals alls werv ein,
 Sonder prauchen der Sonnen woz
 Die allgemach wirdet durch jr Htz.
 Soll nicht einßmals alls wölln temmen,
 Sonder allgemach das böß hinnehmen:
 Vnd da die Kält nichts will erhalten
 Da soll die Wärm jr statt verwalten;
 Dan wo man alles nur will stürmen,
 Da tringt man die Leut sich zuwirmen.

Bam er schreiet, Sie nur schweiget,
 Schweigt er dan, Redt sie in an,
 Ist er grimßinnig, Ist sie küßinnig,
 Ist er Bilgrimmig, Ist sie küßinnig,
 Ist er Stillgrimmig, Ist sie Trost-sümmig,
 Ist er Bngstümmig, Ist sie kleinstümmig,
 Tobt er aus grim, So weicht sie jm,
 Ist er wutig, So ist sie güttig,
 Mault er aus grim, Redt sie ein jm.
 Er ist die Sonn, Sie ist der Mon,
 Sie ist die Nacht, Er hat Tagßmacht.
 Was nun von der Sonnen Am tag ist ver-
 pronnen

Das kilt die nacht Durch des Mons macht.
 Also wird stillt Auch was ist wild:
 Sonst gern geschicht, Gleich wie man spricht,
 Zween harte stain Maln nimmer klain.
 Ein gscheid Frau laßt den Mann wol wüiten;
 Aber dafür soll sie sich hulten,
 Das sie in nicht lang maiken laße,
 Sonder durch linde weis vnd mafe
 Vnd durch holdselig freundlich gspräch
 Bei zeiten jm den Mund aufprech.

4. Wider die Jesuiten.

(Aus dem Jesuiterbüchlein, 1580.)

Fort fort jr Romanisten,
 Zeigt recht, daß jr seid Amdchristen
 Welche die höchste Mayestäten,
 Die Oberkeit, mit stüßen treten,
 Ja eine solche Oberkeit
 Die mit euch glaubt ein Heiligkeit.

Man hat nun lange zeit her eben
 Den Hugonoten oft schuld geben,
 Als daß sie ihren Königen
 Wölln die Kron vom Haupt tringen.
 Wo hat man aber je vernommen,
 Oder ist etwas je stürkommen,

Daß mehr oder ein Hugonot
 Sich so vergessen het an Got
 Daß er nur het villeicht gedacht
 (Wil weniger es dan vollbracht)
 Auff ein dergleichen Schelmenstück
 Wie hie ein Mönch erzigt ein duck?
 Der seinen Nathtlichen König
 Ersticht, durch that des Volcks abtrinnig?
 Ihr Papisten habts lang getrieben,
 Vnd wider sie sehr vil geschrieben,
 Wie sie nit solln sein widerspenig
 Ein Gewissenzwingenden König.
 Euch aber ist es Heyligthumb,
 Wann ihr pringt einen König vmb,
 Der euch ewer Gewissen lasset,
 Ja der mit euch ein Glaub hat gaffet,
 Vnd nur sein zeitliches Regiren
 Nach seiner Meynung will vollfihren,
 Vnd sein Rebelligsch Vnderthanen
 Will wider zum Gehorsam manen?
 Aber diß macht, ihr habt zu Rom
 Einen, der macht euch wider fromm,
 Welcher die König setzet ab,
 Vnd schenckt die Reich, die er nie gab.
 Gleichwol erscheint hierauß nun klarlich,
 In welcher meynung ihr hält ehrlich
 Die Oberkeit, nemlich alsdan
 Wann sie thun alls, was euch steht an.
 Aber wo sie nicht zwingt die Gewissen,
 Vnd will kein Christenblut vergießen,
 Da steht sie euch gar nicht mehr an,
 Der Papsit muß sie gleich thun in bann;
 Alsdann ist Mönchen vnd den Pfaffen
 Erlaubt, dieselben hinzuschaffen.
 Ja alsdann mögen vngeschmächt
 Wider ihr eygen geistlich Recht
 Die geistlich Händ ersudeln sich
 Im Fürstenblut vermessenlich.
 Alsdann gilt Messer, Büchß vnd Giffit,
 Nur das man abschafft, was Gott stüfft.

Alsdann mag ein Beichtwatter gelingen
 Auch in der Beicht ein vmbzubringen.
 Heißt diß gehrt die Oberkeit,
 Welches kaum thet ein frommer Haid?
 Aber man weiß wol anbereit,
 Woher bei euch Papisten heut
 Entspringt der Oberkeit verachtung,
 Die vor der zeit war mehr in Achtung.
 Das macht, daß die new Heuchlersect,
 Das Jesuitisch Papsitgebed
 Anfangt, vnd päpstlich Hölligkeit
 Kennet die höchste Oberkeit,
 (So mit dem Titul doch allein
 Keiser vnd König genennet sein)
 Vnd macht die weltlich Oberkeit
 Veracht mit dem Wort Weltlichkeit.
 Darumb wird in der Welt kein ruh
 Allweil man diesem Giffit sich zu.
 Wie kompts aber, daß Prediger Orden
 So gern sich praucht zu solchem Norden?
 Brisch, weil im ist zugefallen
 Das Käysermeister ampt vor allen,
 Drum er vor anderm Otterngzlicht
 Bluteiffriger muß erzeigen sich.
 Ist aber nicht die geistlich Herd
 Von den Papisten wol gehrt zu.
 Daß sie die brauchen zu Verthättern
 Zu Vergifftern und Mordthättern?
 Danc habt der Ehren, daß man weiß,
 Wofür man halten soll die schmeiß.
 Drum hat Papsit Pius recht gesagt,
 Daß kein Teuffel was ein Mönch waagt.
 Wolan fart fort jr Romanisten,
 Erweist euch gleich die Antichristen,
 Die Gotts vnd menschlich Maifesteten
 Durch Wort und Mord mit süßen treten.
 So wird best ehe ewr Maß erfüllt,
 Daß man euch doppel dran vergüß
 Gleich wie jr andern habt gespielt.

5. Tanzlied.

(Aus dem Eheguchtblüchlein.)

Kejn größer freud
 Als wo zwey gleiche Herzen
 Eynander liebend beyd:
 Kejn größer leyb
 Dan mit vnband vnd schmerzen
 Lieb haben on bescheyd.
 Dan gleich vnd gleich
 Gesellt sich gleich:
 Vngleich gepräuch
 Trennen eyn Reich.
 Derhalben wol
 Eyn jeder soll
 Seins gleichen jm erlesen
 Das auch die Lieb steh;
 Dann bei vngleichem wesen
 Sint vngleich Sinnen vnd Eh.
 Es schicken sich
 Nicht gleich allerhand Blumen
 Zusammen ordentlich.

Sonder man sich
 Das sein zusammen kummen
 Die Gruch vnd farb verpflicht.
 Dan so die eyn
 Solt riechen rein:
 Die ander sein
 On Gruch vnd schein.
 So schändt je eyns
 Dem andern seins.
 Also ist mit der Bulschafft
 Da mus ein gleicheyt sein
 Vnd ein armut zur Huldtschafft
 Sonst kommts nicht überein.

Dan wer ist der
 So eyn vngleich par Kinder
 Kan zwingen vngefär
 Das es daher
 Riecht gleich, keins meh noch minder?
 Dem will ich folgen sehr.

Aber ich halt
 Das man nicht bald
 Find solcher gestalt
 In ders verwalt,
 Also ist auch
 In lieb der prauch.
 Da spannt man nicht zusammen
 Zwey ungleich Herzen nur
 Sonder die zsammen kamen
 Aus Anmut der Natur.

Alsdan wird leicht
 Als was sie in fütrennemen,
 Weil sich jr Gmilt vergleicht.
 All unwill fleucht,
 Thut keyns sichs andern schämen,
 Die Lieb all säl verstreicht.
 Vnd keyns rupfft auff
 Den andern den lauff
 Da es zu hauff
 Gezwungen lauff.
 Sonder sie seind
 Fridsam verfreundt
 Gedenden, das sie beide
 Gott so zusammen fligt
 Aus der Natur bescheyde
 Welche dan nicht betrigt.

Derhalben auß,
 Was sich nicht recht verehnet.
 Es macht sonst eng das haus.
 Aber voraus
 Ist eynkleyt das kleynet (Kleinod),
 Welchs macht das man wol haufft.
 Dan wie solln secht
 Zweg tanzen recht,
 So das eyn schlecht
 Nicht folgen möcht?
 Also wie soll

Die Lieb stehn wol,
 So das eyn sicht gen Norten,
 Das ander sicht gen West:
 Wie Adler auf den Orten
 Eyns schirt, das ander lescht.

Aber wie silt
 Wo gleich Menschenlich treten
 Zur Melodei die Filt!
 Dan je gewiß
 Der Tanz der ist ein Schätten
 Wie lieb vnd Eh sein müß.
 Das wie der gang
 Geht nach dem Klang
 Also on zwang
 Jr Herz auch gang
 Nach beyder will
 Gestimmt inn sül.
 Wo dan sich eyns so stimmt
 Nachs andern Sinn vnd stimm,
 Alsdan der sprlich sich gzinnet
 Das was sich reimt sich rilm.

Drumm hab ich mir
 Meins gleichen eyn erwehlet,
 So ist die Blum vnd zir.
 Vnd nur nach jr
 Mus sein mein Herz gestellet
 Von nun an silt vnd sül.
 Sie ist der Klang,
 Nach dem ich gang,
 Sie ist das Gesang,
 Nach dem ich hang.
 Sie ist die Lieb,
 In der ich leb.
 Sie ist mein Ruh und Friden,
 In der ich ru auf Erd:
 O Gott geb du eym iden
 Das im sein Eva werd!

6. Johann Agricola.

(1492 — 1566.)

Ans: Drei Hundert gemeine Sprichwörter. (1529.)

a. Gedanken sind zoll frey.

Gedanken sind schnell, vnd lauffen weyt vnd niemand mag sie hindern an jrem wandern, wie Freyband sagt: „Des herbeem auge gibt keyn pfand, geet durch meher vnd alle land, Durch hymel vnnnd durch helle nidder, vnd kompt doch schnell herwyder. Man sehet gar wol weyb vnnnd man, gedanken nyemandt sahen kan; Die bande kmdt nyemandt vhe erfinden, da mit man die gedanken mocht gebinden.“ Die weltliche öbrideyt muß umb rechts vnd freides willen zu erhalten, vnd solche grosse vnkost, so auff ein regiment gehet zuerdulden, schoß, zintse, gülte vnnnd renthe auff die vnterthanen schlagenn, auch von denen fordern, so durch vhyre landt wandlen, reypiten, saren vnnnd gehen, vnd hie ist nichts frey. Es muß sich alles verzollen lassen, damit man auff erden handelt alle ware, pferde, wachß, flachs, vnnnd wie alle ding namen haben; allein gedanken, weyl sie heymlich vnd verporgen sind, sind sie zoll frey. Freiband sagt: Es sind so diel nicht manvren drey, ich wolt gedenden durch sie frey.

- b. Behen jar ein kindt,
 Zwenzig jar ein jüngling,
 Dreyßsig jar ein man,
 Bierzig jar wol gethan,
 Fünffzig jar stille stan,

Sechzig jar gehet dichs alter an,
 Siebenzig jar ein grehß,
 Achtzig jar nymmer wehß,
 Neunzig jar der kinder spott,
 Hundert jar gnad dir Gott.

Die alter eynes menschen sind hierynn wol gefasset, mit allem das eynem beglichen alter folget. Eyn kindt wil mit seines gleichen spilen, wirdt bald zornig, ist wauclelmülig, wirdt bald wider muts. Ein jüngling hat lust zur reutterey, zu jagen vnd auff dem selbe zu seyn, tan vbel leyden die ihm einjagen, was er sihet wil er nachhün, wie ein Affe, es sey gut oder böß, hat nicht grosse acht auff, das was gut ist, bringt vil vnnutz vmb, hat eynen hohen mut, legt sich gern lieb haben, vnd wird eynes dings bald vberdruß, sellet bald darauff. Ein Man im dreyßigsten jare trachtet zur narung, suchet freundschaft, dencket nach ehren, beynnet sich wol ehe er ansecht, vnd schemet sich, wenn es nicht nach seynem stürnemen hynaus gehet. Vierzig jar ist das beste alter, denn wir heßten eynen solchen man, eynen man bey seynen besten tagen. Funffzig jar ist der berg, dahyn des menschen leben kummen ist, was darüber ist, das laufft den berg wider herunder. Sechzig jare ist alter, da nympt der mensch ab an stercke, dawen, synnen, vnd wirt wunderlich, larg, verdrossen, schlefferig, vnachsam. Im sibentzigsten ist das ende. Denn die Schrift sagt, des menschen zept ist sibentzig jare, was darüber ist, das ist mühe vnd arbeyt, als der nymmer wehße, der kinder spott, vnd endtlich der todt.

7. Bartholomäus Ringwaldt.

(1530—1598.)

Ein Lied der Kriegsleut wider den Erbfeind.

(Aus: Die lauter Warheit, 1585.)

Nun mach dich eilends auff,
 Du Teutsche Nation,
 Denn sieh es kömpt ein hauff
 Bons Türckischen Keyßers Kron,
 Mit Spiessen vnd Hellparten,
 Mit Ross vnd Wagen viel,
 Vnd Bogen ohne ziel,
 In Vngern wolln sie warten.

Gemelte lose Leut,
 Die rühmen sich gar frey,
 Wie daß sie grosse Beut,
 Von dingen mancherley,
 Vns wollen abstreiffen.
 Daneben alle Fest,
 Vnd Wien die allerbest,
 Zubrechen vnd zuschleiffen.

Sie drawen auch gar frech,
 Daß sie ohn widerstand,
 Mit Pulver vnd mit Bech,
 Das gantze Teutsche Land,
 Stracks wollen niderbrennen,
 Vnd aller Menschen Schar
 Im Blut ersauffen gar,
 Die Jesum Christ bekennen.

Darumb so nemet bald,
 Die Rüstung von der Wand,
 Vnd macht euch jung vnd alt,
 Hinein ins Vngerland
 Mit Harnisch, Spieß vnd Degen,
 Mit hurtigem Geschöß,
 Zu fuß vnd auch zu Ross,
 Vnd zieht dem Feind entgegen.

Vnd wenn ihr kommen seid
 Dahin mit ewer Wehr,

So fürchtet nicht ein meit
 Das wunderliche Heer,
 In sich gar hoch vermessen,
 Seht sie nur tapffer an,
 In Gott dem starken Man,
 Sie werden euch nicht fressen.

Doch nemet euch in acht,
 An diesem scharffen Tantz,
 Seid nüchtern, bett vnd wacht,
 Vnd sterdet ewre Schantz,
 Bei tag vnd auch bey nachte,
 Vnd schickt euch alle stund,
 Als solt ihr mit dem Hund
 Rilmbspringen in der Schlachte.

Vnd da ihr vnterweil,
 Mit jm scharnütteln müßt,
 So seid mit ewrem Pfeil,
 Des Glaubens wol gerüßt,
 Vnd rückt hinein mit freuden,
 Vnd brennt sie mit dem kraut,
 Geschwinde auff die haut,
 Sie werden vbel leiden.

Vnd da in solchem Ritt,
 Ein Man zwey oder drey,
 Im Felde blieben mit,
 Was wer es vor Geschrey,
 Was könt ein solches machen,
 Dierweil dieselben sein,
 In Gott verschieden sein,
 Vnd in dem Himmel lachen.

Ach wie kan doch ein Man,
 In dieser argen welt,
 Sein Leben besser lan,
 Dierweil er in dem selb

Auff Christum wird erschossen,
Dieweil er auch sein Blut,
Der Christenheit zu gut,
Gar willig hat vergossen.

Derhalben seid getrost,
Ihr Reuter vnd ihr Knecht,
Frei in die Feinde stost,
Gar ritterlichen secht,
Vnd seid also gelunnen,
Ihr sieget oder salt,
Den Glauben doch behalt,
Vnd habt in Gott gewonnen.

Darumb wenn nun der Feind,
In seiner grossen Macht,
Euch anzugreifen meint,
Mit einer feldeschlacht,
Vnd kömpt daher gedrungen,
In heftlicher gestalt,
Wie ein verbortter Wald,
Geschrien vnd geklungen:

So seid nur wolgemut,
Gedenkt an Jesum Christ,

Der mit der Engel Hut,
Forn an der spizen ist,
Den angriff erst zu setzen,
Da er mit eine stich,
Die feinde wunderlich
Wird schrecken vnd verlegen.

Vnd wenn ihr so mit Gott,
Vnd Gideonis Schwert
Die lesterliche Rott,
Behert angriffen werd,
So wird ihr Ross vnd Wagen,
Darzu der Man im helm,
Gleich wie ein schlimmer Schelm,
Erschrecken vnd verzagen.

Derwegen rüdt hinan,
Macht erer Euglein auff,
Vnd schlägt in Gottes Nam
Mit allen freuden drauff;
Der Heiland wird euch sterden
Vnd seine Herrligkeit,
Bei euch in diesem Streit,
Gewaltig lan vermerden.

8. Georg Kollenhagen.

(1542—1609.)

Aus: Der Froschmäusler. (1695.)

Der Froschkönig Baußback hält an seinem See „einen fröhlichen Weitag mit allerlei Ritterpiel.“ Hier empfängt er den Besuch des jungen Mäufsprings Bröfeldieb, und es werden Gespräche über die Feinde der Frösche und Mäuse geführt. Insonderheit erzählt Bröfeldieb von den Mäufestallen, von Murner, der Rabe, die ihn beinahe überfallen, wenn ihn nicht seine Frau Mutter gewarnt hätte. Baußback erzählt von dem ursprünglich unabhängigen Leben der Frösche, bis sich ein Priester Beißtopf (Bischof) zum König aufgeworfen und durch Ränke die Welt um Freiheit und Gut gebracht habe. Dann ladet Baußback den Mäufspring auf sein Schloß, nimmt ihn auf den Rücken, wobei er ertrinkt. Der alte Mäufelönig Partekelfresser überzieht aus Rache den Froschkönig mit Krieg, in dem die Frösche ungelommen wären, wenn Gott sich ihrer nicht angenommen und ihnen die Kröten zu Hilfe geschickt hätte.

1. Bröfeldieb erzählt, wer Murner sei.

Murnern, der Raßianer Patron,
Leit mich kennen mein Mutter from.
Ich bath, wie ich noch war ein Kind,
(Wie die Kinder fürwitzig sind,)
Sie wolts lassen ein mal gesehen,
Mich auch lassen die Welt besehen,
Dieweil ein heim gezogen Kind
Bauerständig blieb als ein Kind,
Wie sie denn oftmal diese wort
Bom Herrn Vater selbst hett gehört.
Sie wehret ab mit Hand vnd Mund,
Predigt mir viel von Ratz vnd Hund,
Wie die vns weren so gefehr.
Ich bath vnd giffert immermehr,
Biß sie zu lezt williget drein,
Das ich ein stund möcht von ihr sein,
Warnet doch mich mit ganzem fleiß
Vnd saget von des Murners weis,
Dass er verheckt im windel seß
Vnd die Meußlein ohn broth einstref:
Das wer sein allerliebste spris;
Den solt ich ja meiden mit fleiß.
Ich schlich vnter der wand herfür
Nach vnsers schlosses vordertür,
Die in des Manthiers Haus hingeng,

Dauon es werne vnd rauch empfieng,
Vnd küßt heimlich zu erst heraus,
Wie ein unbewanderte Maus,
Ob auch da wer sicher geleit,
Ober ob der Murner seß zur seit.
So saß im Haus im Sonnen schein
Ein schönes weißes Jungferlein:
Sein euglein glantzten heil vnd klar,
Es leet vnd schlichtet seine hahr,
Küßet die hend vnd wusch sie rein
Vber die zarten Wängelein.
Das hertz im leid verlanget mir,
Das ich nur möcht treten herfür,
Dasselb mit Adelschen sitten
Vmb seine lieb vnd freundschaft bitten,
Küssen ihre schneweiße heng,
So hett all meine Sorg ein end.
Es trait aber am platz herum
Im Hauff die leng vnd in die trilm
Ein erschredliches wunderthier,
Dafür die Haut erschuttert mir,
Bom Heupt zu fuß aller gestalt,
Wie man ein Basilschen malt.
Ich dacht, ob das der Murner wer,
Der vns Meusen ist so gefehr.

Fornen am Kopff war er geschlacht,
 Wie man die bösen Geister macht,
 Mit einem krummen, spitzen Schnabel,
 Hat sils getheilt wie ein Mistgabel,
 Vnd ein zwei spitß getheilten barth,
 Nach Manthiers gewölicher arth,
 Vnd auff dem Heupt ein glüend kron
 Mit viel thürnen erhoben schon.
 Aus dem Leib gingen beflammen
 Ein grosser hauff gelber Feurflammen,
 Gekrümmt vnten vnd ober sich,
 Vberaus heßlich vnd erschrecklich.
 Damit pranget er vber Erd,
 Trat heran wie ein Reissig Pferd,
 Vnd seiner Trabanten wol zehen
 Gingen allzeit hinter ihm stehen,
 Doch nicht so stattlich ausgemacht;
 Der König sitz allein den pracht.
 Wie ich nun blieb im löschlein steden,
 Dem Abentheur zu sehe mit schreden,
 Fengt er an dem Boden zu schnabeln,
 Scharret mit dem zween Mistgabeln,
 Vnd rufft: „gud, gud, curith, merd auf!“
 Da erhob sich ein gros zulauff;
 Die Trabanten waren gar schnell,
 Zu hören des Königs befehl,
 Rechten auch die Köpff zu der steth,
 Zusehn, was er geschrieben hett.
 Bis der König mit grossem praffen
 Sprang auff die Hausthür nach der gassen,
 Vnd schlug die arm auff beide seit,
 Sperret den Rachen auff gar weit
 Vnd rieff, man heis ein meil gehort,
 Diese drey erschreckliche Wort:
 „Rüch, Rüch ihn heraussfer beym kragn!“
 Als hett mich der Donner geschlagen,
 So stürzt ich zu dem loch hinein,
 Ließ zu meinem fram Mitterlein;
 Die erschrach vnd fragt, was mir wer,
 Das ich fast hett kein Athem mehr
 Vnd also sehr fieng an zu beben?
 Wolt mir ergehen fürs schreden geben.

2. Baußbad erzählt von den Priestern.

Es war ein Sommer heiß vnd truden,
 Das man wenig gebraucht der Brücken,
 Sondern stracks setz durch Leich vnd Pflügen,
 So ließ das Wasser sich wegl nitzen,
 Im Ader flohe der staub vnd sand,
 Das einer kaum den andern tant.
 Da fluchten wir, das nicht regnen wolt,
 Der Südwind neht mehr denn er sollt,
 Bracht auch mit sich einen grossen goß,
 Das jeder grund mit Wasser floß.
 Wir hüpfsten frölich auff das land,
 Zu spacieren im feuchten sand,
 So werden wir allda gewahr
 Eine vberaus grosse schar,
 Der schwarzen Krötlein hin vnd widder,
 Als weren sie gereget nidder,
 Die wollten vnser Bilder sein,
 Dazu sprachten wir lauter nein,
 Weil sie trugen schwarz grawe Kappen,

Ich sprach: „O Mutter, der Murner
 Hat mich erschreckt also sehr,
 Das ich schier nimmer athem hoßl.
 Wie habt ihr mich gewarnt so wol!“
 „Was that er denn?“ die Mutter sprach.
 Ich sagt: „Im Haus ich sitzen sach
 Ein zartes, schönes Jungfrewlein
 Im weissen Pelzlein, artig, fein,
 Das schmückt sich mit gelechter Hand.
 Ich hett mich gern zu ihm gewand
 Vnd vndt ein kus freuntlich gebeten:
 So kömpt der Murner hergetreten
 Mit gabelfüssen, mit der kron,
 Mit brennenden schwantz angethon,
 Das mich daucht sehr erschrecklich stehen.
 Der Schelm het mich im loch gesehen,
 Springet auf die thür vnd ruffet laut,
 (Wenn ichs gedend, graust mir die haut):
 „Rüch, Rüch ihn heraussfer beym kragn!“
 Damit wolt er sein Dienern sagn,
 Das sie mich solten nemen an.
 Vnd sie hettens warlich gethan,
 Wenn ich nicht bald entlauffen wer.
 Davon ich bin erschreckt so sehr.“
 Da sagt die Mutter: „liebes kind,
 Die so schrecklich anzusehen sind,
 Die thun vns Meusen nichts zu leid;
 Die aber dichten freuntligkeit,
 So leiß vnd lieblich einher schleichen,
 Die hendlein küssen, wilkom reichen,
 Die sind giftige Creatur,
 Teuffl unter Englischer figur;
 Die sind die geferalche Katzen,
 Die vorn ledern, hinden tragen.
 Judas kuß ist geworden newe,
 Für gute wort, hett falsche Trewe.
 Der dich anlacht, der reißt dich hin,
 Das ist dieser Welt weis vnd sinn.
 Das Jungfrewlein, das so schön war,
 Bringt vns Meusen die größt gefahr,
 Futtert sein Pelz mit vnserm Blut.
 Gott sey danck, das er dich behült!“

Vnd für der Brust besleckte lappen,
 Nicht hüpfsten, sondern langsam giengen,
 Die Rasen nach der Erden hiengen,
 Der böcker machten auff dem Rücken,
 Mit ihrem wunderlichen bilden,
 Welches bedeutet Heuchelei,
 Vnd ein veraißtes Hertz dabey.
 Aber vnser Beyßtopff fieng an:
 Das sind allsamt Heylige Man,
 Von Gott vom Himmel abgeschickt,
 Wol mir, das ich sie anblickt,
 Sie sollen der Kirchen vorstehen
 Mit auff meins Gotts Schäßlein sehen.
 Sollen mit mir läsen vnd beten,
 In ein Geystlichen orden treten.
 So ward ein new Kriegsvold auffbracht,
 Das vns plundert bei tag vnd nacht.
 Noch sprachten wir sehr listige reud,
 Der ich mein lebelang gedend.

Auff kundschafft durch das ganze Reich,
 Kein König that je dessen gleich.
 Was nur einer auff seinem bett
 Seim Weib ins Ohr vertrauet hett,
 Kont er erfahren alles gar,
 Weil die Weicht so verordnet war,
 Das jeder nach seinem befehl,
 Bei eufferstem verlust der Seel,
 Biernahl must erzellen im Jahr,
 Sein wort, werd, vnd gebanden bahr.
 Viel denn nur für ein wörtelein,
 Das seim thun wolt zu widder sein,
 So folgt der Bann; war da kein geld,
 So ist bezwungn die ganze Welt.
 Der Bann aber war ein gebott,
 Das der verbant nicht kem zu Gott,

Des Teuffels wer sein leib vnd Seel,
 Darumb solt man auff der Munch befehl,
 Seine Gesellschaft ewig meyden,
 Oder ein gleich verdammnis leiden.
 Aller Ehr solt man ihn entsetzen,
 Für einen Kezr, vnd Schelmen schezen,
 Im Tod begraben als ein Hund.
 Solch urteil sprach des Beißtopfs mund.
 Vnd schonet weder groß noch klein,
 Jeder must des gewertig sein.
 Ja auch der mechtigst Edelman,
 Dem sich jeder macht vnterthan,
 Muß für der Kirchtür sich aufstrecken,
 In den Staub sein Angesicht hinstecken,
 Den Beißtopff demüthig anbeten,
 Vnd sich lassen mit füßen treten.

9. Burkard Waldis.

(1490—1556.)

1. Von der Amehß vnd Hewschreden.

(Aus: Hopus ganz neu gemacht vnd in Reime gefaßt, 1548.)

Ein Amehß in dem Winter kalt
 Under ein Baum het jrn enthalt,
 Vnd in der Erdt ein loch gemacht,
 Darin sie het zusamen bracht
 Von Gersten, Wehgen manchen kern,
 Damit sie möcht des hungers wern.
 Da lam ein Hewschred oder Grillen,
 Vat die Amehß vmb Gottes willen,
 Das sie jr wolt ein Körulin geben,
 Der hunger brecht sie sonst vmbß Leben;
 Der hunger vnd der Winter kalt
 Beengsten sie gar manichfalt,
 Vnd sprach: „wegerstu mir das Korn,
 Vor hunger hab ichß leben verlorn.“
 Die Amehß sahe da jren jamer,
 Sprach: „was hastu gethan im Somer,
 Im Somer vmb Sanct Jacobs tag,
 Das man das Korn zu schneiden pflag?
 Im Augst solstu dich han versorgen,
 So dürftus vonn mir kein Korn jetzt borgen.“
 Sie sprach: „ich hab den Sommer lang
 Auch mit hinbracht mit müßiggang;
 Da saß ich teglich in dem Korn,
 Da die Schnitter bei eyinander worn,

Ich sang in vor den ganzen tag,
 Damit ich in der kurzweil pflag.“
 Da hub die Amehß an vnd lacht:
 „Hastu den Sommer also hinbracht
 Mit kurzweil vnd mit Lieder singen,
 So magstu jekunt auch wol springen
 Vnd machen dir mit Tanzen warm.
 Des saulen ich mich nit erbarm.“
 Des Sommers sollu wir fleißig werben,
 Das wir nicht mögen hungers sterben
 Im Winter, in der harten zeit,
 Wenn all ding tobt, gefroren leit.
 Das ist: wir sollen in der jugent
 Streben nach Künsten vnd nach tugent;
 Denn Gelt vnd gut ist farende hab,
 Vnd mit dem gliick gehtß auff vnd ab.
 Kunst, weißheit ist zu tragen wol,
 Man gibt dauon auch keinen Zoll;
 Du kanstß im Busen wol verhehlen,
 Dir könnens auch die Dieb nicht stehlen.
 Drumb fleiß dich jung der Kunst vnd wißzen,
 Die mögen dir im Alter nützen
 Vnd dich in aller not erhalten,
 Wenn du der sachen Gott leßt walten.

2. Wie ein Sewhirt zum Abt wirdt.

Vor zeiten da der Geiz hub an,
 Den sieg gewan, das einnam,
 Da stieß sich bald die ganze Welt
 Zu trachten nach dem Geiz vnd Gelt,
 Mit diebstal, raub, wucher, finantz,
 Drauff stissen sie sich gar vnd gantz,
 Zucht vnd all erbarleit vergassen,
 Niemand thet sich der Kunst anmassen,
 Wer nit mitbracht groß Gelt vnd Gut,
 Den stieß man auß, wie man noch thut.
 Ja wenn Homerus selber kem
 Vnd all sein Musas mit im nem,
 Vnd brecht kein Gelt, noch gut, noch haab,
 Man jagt in auß, vnd blieb schabab,

Denm wir auch von den Alten lesen,
 Daß viel gelehrter Leut gewesen,
 Da Kunst noch mehr denn jetzt thet walten,
 Noch wurden etlich ybel gehalten.
 Da sagt man von ein gelehrten Gfellen,
 Der thet nach Künsten fleißig stellen
 Vnd sich denselben gar ergab,
 Daß er verzehret sein gut vnd haab,
 Biß er zu lesten gar verarmt,
 Doch sandt niemandt dens hett erbarmt,
 Der im solchs thet mit hillß vergiltten,
 Biß er zuletzt der Seuw must hüten.
 Da war ein Fülst in selben Land,
 Dem stieß ein vnfall an die hand,

Daß er bedorft einr grossen Summen,
 Doch wist ers nit all zu bekommen,
 Wiewol ers weit zusamen schrap.
 Er hett im Land ein reichen Abt,
 Der hett gantz rüthlich lang gehauset,
 Den langt er an umb etlich tausent;
 Des weget sich der Münch zum theil,
 Zeigt an den gbrechen vnd den sephl,
 Hoch allegiert des Klosters not,
 Zum halben theil sich doch erbot.
 Da sprach der Fürst, hör was ich sag,
 Will dir fürlegen etlich Frag.
 So du mich kanst in drepen tagen,
 Wol berichten derselben Fragen,
 Erlass ich dir der bestimpten schulden
 Für jede Frage tausent gulden.
 Erstlich sag mir on argelst,
 Wie weit hinauf gen Himmel ist,
 Zum andern sag mir auch gut runder,
 Wie tieff da sey des Meeres grundt,
 Auch wie viel küssen mußt machen lassen,
 Das grosse Meer darinn zu fassen,
 Vnd diß sol seyn das vierde stück,
 Wie weit vom vnglück sei das glück.
 Num war dem Fürsten wol bewußt,
 Daß doch der Abt (wiewol er lust
 Reich war, vnd grosser Prelatur)
 An weisheit war ein grober Bur,
 (Wie sie auch jetzt zu vnsern zeiten)
 Klünner nur schlemmen, jagen, reiten)
 Solch hohe Frag nicht würd auflösen,
 Drumb wolt er ju also bedöfen.
 Der Abt (wiewol ers thet nit gern)
 Do mußt zu gefallen seinem Herrn
 Annemmen die bestimpte radhol,
 Welche jm nit bhagten all zuwol,
 Vnd machten jm ein groß beschwern,
 Wust sich derhalb auch nit zu kern,
 Bey seinen Brüdern suchten raht.
 Da war keiner in höhrem grad,
 Gelehrter denn der Abt dafelb,
 Zu seiner Art fand er kein Helb,
 Für grossen leyb ins Feldt spaciert,
 Dngsehr würdts gewar der Sewohirt,
 Er kam vnd neigt sich gegen jm,
 Sprach, gnediger Herr, wie ich vernimm,
 Seht jr nit frolich wie jr pflegen,
 Sagt mir, woran istß euch gelegen?
 Der Abt sprach, wenn ich dirß schon klag,
 Davon lang schwaget vnd viel sagt,
 So bistu doch der Mann zwar nit,
 Der mir köndt rahten etwan nit,
 Wenn ich zu Cöln jetzt wer am Rhein,
 Da die Magistri nostri seyn,
 Tausent gülden ließ ichs mich kosten,
 Weßß aber jetzt kein solchen Posten,
 Der mir die sach so bald bestellt,
 Das vnglück für der Thür da helt.
 Wo ich morgen nit antwort breng,
 Werden mir alle böcher zeng,
 Beschezt werd vmb viel tausent Thaler,
 So wirdt mein stadt vnd herschafft schmaler,
 Derhalbten mag ich jetzt wol traworen,

Vnd stieß den kopff schier an die Mauren,
 Der Sewhirt sprach, damit fahr schon,
 Wer weßß, ob ich euch helfen kan.
 Da sprach der Abt, schweig du deß nun,
 Solch ding ist nicht von demein thun.
 Er sprach, Herr sezt nit so verrucht,
 Was thet ein ding doch vnversucht?
 Bitt wölt der demut euch erwegen,
 Mir etwas von der Sach fürlegen,
 Es seyn wol eh: (ob ichs nit rieth)
 Bergebens so viel wort verschütt.
 Der Abt hub an, verzehlt jms gar,
 Wie es jm beim Fürsten gangen war,
 Vnd wie die Fragen warn gerüht,
 Drauff er gar nit zu antworten wist.
 Er sprach: Wenn jr mir folgen wolt,
 Der sorg jr bald los werden solt,
 Vnd euch eins gringen vnderwinben.
 Rieft euch in meinen kleidern finden,
 Mich wider in die euor verkapt,
 So wolt ich morgen wie ein Abt
 Vor dem Fürsten von euorent wegen
 Antwort geben, er solt sich segnen,
 Vnd solt leicht, wenn jr das jetzt theten,
 Etlich tausent damit erretten,
 Vnd geben mir ein klein geschend.
 Da sprach der Abt, komm bald vnd hend
 Mein Kappen, laß ein blatten schern,
 Vnd thu recht wie ein Abt gebern,
 Vnd antwort, wie du weißt, zu sachen,
 Ich weiß jetzt besser nit zu machen.
 Nichts wol aus, wil dich begaben,
 Daß du dein lebtag gnug solt haben.
 Ich hab michs doch wol halb getrüß,
 Vnd würd ich so durch dich erlößt,
 Es wer fürwar ein grosses wunder.
 Er sprach: folgt mir in dem jetzunder,
 Wie ich gefagt hab, also thut,
 Vnd habt derhalb ein guten mut.
 Deß morgens legt die Kappen an
 Vnd trat her in deß Abts person
 Fürm Fürsten, daß er antwort geb,
 Sprach: gnädiger Herr, daß ich anheb,
 Wie mir euor gnad hat auffgelegt,
 Weil sichs denn jetzt also zutregt,
 Die erst Frag, die mir fürgestellt,
 Sich der gestalt vnd massen helt,
 Der Himmel ist nit (wie man meynt)
 So hoch, wie er da für vns scheint,
 Eine kleine tagreiß, auch nit mehr,
 Mit gemeinem spruch ich das bewer;
 Da Christus seinen Jüngern schruw,
 Darnach hinauff zum Vatter fuhr,
 Gschachs vor mittag am heiligen ort,
 Denselben abendt war er dort.
 Das Meer, dadurch lauffen die Schiff,
 Ist auch nit (wie man meynt) so tieff,
 Daß man sich drumb bekümmern darff,
 Ist nit mehr denn ein ebner steinwurfß,
 Vnd wie viel Ruffen ober Töpfen:
 Man dörrß das Meer darinn zu schöpfen,
 Wo man ein hett, die groß gnug wer,
 So dörrß man sonst kein machen mehr.

Das vierdte stück merck auch dabey,
Wie weit glück von dem unglück sey,
Das ist, wie ich mich hab bedacht,
Nit weiter denn ein tag vnd nacht,
Recht must ich hindern Seumen traben,
Fest bin ich zu eim Abt erhaben,
Vnd der Abt ist auß seinem Orden
Kommen, vnd zu eim Seuwirt worden.
So kurtz sich das Glückrad umbwendt,
Der Fürst bald mercket all umbstend,
Behagt jm wol deß Gsellen red,
Vnd er so weißlich geantwort hett,
Vnd sprach, für dein geschicklichkeit
Soltu bey all der herrlichkeit,
Dazu bey all den gütern bleiben,
Vnd laß den Mönch die Seuw heim treiben.
Weil diß wol seyn mag ein gedicht,
Vnd ichs auch nit für ein geschicht
Dasselb jemand zu glauben treib,
Nach dem ich jetzt nur Fabeln schreib,
So zeigt er doch gar hößlich an

Vnd gibt uns gnugsam zu verstahn,
Daß man der Weißheit, Kunst vnd Lehr
Erzeigen sol gebürlich ehr,
Obs wol zum ersten wird geschmeht
Vnd oftmals ernlich bettlen geht,
Von vngelerhten vnderdrückt,
So wirdts zuletzt doch auffgerückt
Vnd thutis zu ehren hoch erheben,
Nach jr gebilt muß oben schweben,
Vnd muß (wie etlich davou schreiben)
Die schreibfeder Keyserin bleiben,
Vnd mag die welt (wie man sich heut)
Nit bstehen on Gelehrte leut.
Man stell sich auch wie man sich stel,
Oder bring zwoegen was man wöll,
So kan es doch die leng nit wehren,
Der Gelehrten kan man nit entbernen,
Drumb sol sie solches nit gereuwen,
Ob sie ein weil an armut leuwen,
So werdens doch zuletzt ergezt
Vnd nach gebühr zun ehren gjezt.

10. Erasmus Alberus.

(1500—1553.)

Löwe, Beer, Wolff vnd Fuchß.

(Aus: Von der Tugend vnd Weißheit, 1534, enth. 84 Fabeln.)

Der Löw ein Schloß hatt, das war sterd,
Dnn ward genant Tyrannenberg,
Das Schloß ward ihm darnach verbrennt,
Daß man die stätt kaum jehundt kennt,
Doch sind die Funden mächtig ferrn
Geflohen vnter andern Herrn.
Als nun der Löw das Regiment
Noch inn hat, hatt er außgefendt
Sein Botschafft in das Landt vmbher,
Vnd vnter andern war der Beer,
Auß seinem Schloß, hieß Greiffenthal,
Beruffen in des Löwen Sal.

Der Wolff mit jm zog also bald,
Der saß nit ferrn von jm im Wald,
Dasselbt war er ein reicher Graf,
Hatt mehr denn sieben tausent Schaf,
Bier hundert Geis, vnd Gänß ohn Zal,
Sein Schloß das hieß man Wirgethal.

Das Füchßlin macht sich auch herbey,
Daß jr zu hauß warn eben drey,
Der Fuchß auch einr vom Adel war,
Vnd hatt nit weniger all Jar,
Denn sechßthalbhundert Hünner falln,
Die müßten täglich zu jm walln

Mit herrlicher Procession.
Der Fuchß empfieng die Hünner schon,
Vnd zog mit jm in sein Gemach,
Das hieß mit Namen Greiffenach,
Er hat auch Gänß vnd Enten gmug,
Vnd man jm teglich mehr zutrug.

Der Beer ein reicher Herzog war,
Dem must man lieffern alle Jar,
Auff Martini des Morgens frü

Neuen hundert Gsel, tausent Khli
Vnd darzu viele tausent Schwein,
Daß sie kaum all zu zehlen sein.

So wöllten wir nun zeigen an,
Was sie beim Löwen han gethan.
Sie kamen für deß Löwen Hauß,
Da schickt der Löw ein Knecht herauß,
Daß er dem Bern solt sagen an,
Er sol hinein zum König gahn.

Als er zum Löwen kompt bineyn,
Da heißt der Löw jm willkomm seyn.
Vnd must mit jm spaciern der Beer
Allenhalten im Sal umbher,
Da sprach der Löw, mein Beer sag mir
Dein Meinung, wie gefelt es dir?

Er sprach, wolt jr dann wissen wie?
Es stündt so trefflich vbel hie,
In der Spelunken möcht ich nicht
Haußhalten, das ist außgericht.

Da sprach der Löw, wie sagstu Troppf,
Vnd nam jm flux bey seinem Kopff,
Vnd riß jm nider zu der Erden,
Ein heilger Merker must er werden.

Solchs macht den Wolff vnd Fuchß verzagt,
Bald ward dem Wolff auch angelagt,
Er soll zum Löwen gehn hineyn,
Er dacht, das wil der Teuffel seyn.

Als er hineyn zum Löwen kam,
Der Löw den Wolff bald mit sich nam,
Vnd führt jm in im Pallast vmbher,
Der Wolff sach, wie der arme Beer
Dort lag, vnd ander tier darzu,
Da lag ein Schwein, dort lag ein Khu,

Hie lag ein Kopff von einem Gaul,
Dort lag ein rauhes Ochsenmaul,
Da lag ein Schwantz, dort lag ein Horn,
Hie lagen lange Esels Ohren.

Su leht, da er in hat nun lang
Umbher gefüht, da ward im dang,
Er dacht, was wiltu zu im sagen,
Wann er dich wirbt umb Antwort fragen?

Der Löw fragt ihn, wies im gefiel?
Dem Wolff gefiel nit wol das Spiel,
Er dacht, ich wil im dennoch geben,
Solch Antwort, daß ich bleib bey Leben.
Er sprach zu im: Auff meine Treu
Sag ich, es ist ein schön Gebäu,
Vnd reucht darzu so mächtig wol,
Daß billich ein Löw hie wohnen sol,
Das sag ich auß das Sterben mein,
Es geht ein süßes Pflüßlin reyn
Vom grünen Wald, O Gott wie gut,
Das einem sanfft im Herzen thut.

Der Löw gedacht, es hilfft dir nit,
Er sprach: O feiger Bösewicht,
Wie kan der Wolff so weidlich liegen,
Daß sich dovor die Balcken biegen,
Drumb ich dich warlich straffen muß,
Wolan, ich leg dir auff die Buß.
Da nam er in beim Hals behendt,
Vnd halff im zu seins Lebens End.

Der Wolff hat nun auch sein Bescheidt.
Dem armen Fuchs war draussen leyd,
Doch fand er bald ein feinen Rand,
Wie er sich gegen dem Gestand

Wolt halten, vnd tröffs dennoch eben,
Also, daß er erhielt sein Leben.
Dann als er ward berufft hinein,
Vnd sagen solt die Meynung sein,
Da hielt er zu die Raß und sagt,
Ich werd vom Schnupffen wol geplagt,
Nun länger dann vierzehnen Tag,
Es ist warlich ein heßlich Plag,
Die macht, daß ich nichts riechen kan,
Ich wolt sonst geren zeigen an

Mein Meynung, wann der schändlich Schnupff
Nit so verwillt hett meinen Kopff.
Dem Fuchs halff also seine List,
Daß er beim Leben blieben ist.

Morale.

Der Leut findt man jezunder vil,
Die listig sind vnd schweigen sil,
Vnd nemmen sich des Schnupffens an,
Wie dieses Fuchßlin hat gethan,
Als ob der Weg der sicherst sey,
Daß man sich heng an kein Parthey,
Dann entweder sie bleiben stum,
Oder sprechen, Mum, mum, mum, mum,
Das sind die Weisen in der Welt,
Kein frommer aber von in hett.

Der Beer wirt für gerecht erkennt,
Der hat Weiß weiß, Schwarz schwarz genennt,
Ein frommer Mann die Warheit sol
Verleugnen nimmer, ob er wol
Darumb muß wagen Leib vnd Leben.
So wirdt in Gott doch wider geben,
Im wirdt gewiß nach dieser Welt
Sein Leben wider zugestellt.
Es ist ja Christ auch so gestorben,
Vnd doch darüber nit verdorben,
Dann er, der fromme Jesu Christ
Von aller seiner Martier ist
Auserstanden am dritten Tag,
Der Todt an ihm nun nichts vermag,
Er hat seinr lieben Christenheit
Durch seinen Todt die Stadt bereit,
Daß sie mit im solt ewiglich,
Ins Vatters Reich erquiden sich,
Erlöst forthin auß aller Noht,
Da wirdt sie dann tragen den Todt,
Wo ist dein Stachel, lieb Gesell,
Wo ist dein Sieg, du böse Hell?
Du hast den Sieg mit großem Spott,
Sampt deiner Teuffelschen Nott
Verlor, dagegen vnser Christ,
Ein hochgelobter König ist,
Der wöll von wegen seiner Ehr
Vns nicht verlassen nimmermehr.

11. Jacob Myrer.

(† 1605.)

Der vberwunden Trummelschluger.

Auß: Opus theatricum. (1618.)

Die Fastnachtspiele des Dichters drehen sich nach dem Vorbilde der englischen zumtheil um die Figur des tölpelhaften Hanswurst Jean Posset.

Birgilius der Schreiber
(geht ein, schüttelt den Kopff vnd spricht):

Mein Herr, der Grafe von der Ripp,
Hat fürwar einen Schelm vnd Dieb
An seinem Hof, das bringt mir grauß,
Denn er macht mich sogar oft auß,
Verlehrt mir die redt in dem Mumbt;
Doch verhoff ich, es kum ein stundt,
Den ich mich an den losen frechen
Tellerschleder könn füglich rechen,

Vnd im vergeben sein hochmuth.
Der Graf in gar sehr lieben thut
Bou wegen seiner poffen vnd schwendt,
O würd im war, was ich oft denck,
So wer der leder lengst gehangen;
Dann will er ein glechter aufangen,
So muß ich ihm oft halten her.
Wenn mein gnediger Herr nit wer,
Den ich muß glimpffes halben scheuen,
Ich wolt den Bößwicht so zerbleuen,

Er solts keinen mehr thun hinfort.
 Ich hab den Grafen gesehen dort.
 (Er will sich abdröhen, der Graf geht ein, vnd sagt):
 Verzeich, vnd thu ein wenig gmach,
 Laß dir befehlen vor ein sach.

Virgilius der Schreiber
 (thut Reuereng):

Gnediger Herr, was will eur gnad?

Friderich der Graf:

Dieweil das Pfingstfest herzu gaht,
 Auff die ich mit jungen vnd altn
 Rein Zartag hab feirlich gehalten,
 Geladen Fürsten, Herrn vnd Freyen,
 Vnd all die an vnsern Hof seyen,
 Auch brauchst Music vnd Seidenspil,
 So hat vns gemacht der kurzweil vil
 Der Thurbüter Jahn Posset,
 Dem all sein sach gar wol ansteht,
 Der kan auff Fitter, Geign vnd Trummen,
 Den mußt du heissen zu vns kommen,
 Daß er vns thu gut possen machen.

Virgilius der Schreiber
 (schüttelt den Kopff):

Eur gnaden haben gut zu lachen,
 Wenn er anderleut so verlacht,
 Versuchschwenkt, verliigt, vnd veracht,
 Wie er mir schon oft hat gethan;
 Eur gnaden muß ich scheuen dran,
 Het in sonst lengst an halb geschlagen.

Der Graf.

Weiß nicht, wie ein alts sprichwort thut sagen:
 Wer will anderleut spöter sein,
 Der muß wider spott nemen ein;
 Dumb kanst in auch ein schalckheit than,
 So darffst du mein nicht schonen dran,
 Ich lach sein gleich so wol als dein,
 Er kummt von Narren weiß megn rein,
 Derhalb darff man in wol bezirn,
 Halten wie er sich thut tazirn,
 Vnd wollt er darumb saur sehen,
 Würd ihm nur desto übler geschehen,
 Dann ich nem mich sein gar nichts an.

Virgilius:

Nun, gnediger Herr, gedenc dran,
 Wenn ich in auch ein schalckheit thu,
 Daß eur gnad auch nur lach darzu,
 Drauff geh ich hin, vnd wilß in sagn.

Graf:

Du magst versuchen, vnd mit in wagn,
 Welchers dem anderns am besten mach,
 Den halt ich Meister in der sach.

(Der Graf geht ab.)

Virgilius (schüttelt den Kopff, lacht):

Halt, leder, ich will dirs mercken schon,
 Greiffstu mich mehr wie vorhin an,
 Mit dein paz worten vnd gespöt,
 Darwider ich vor nie geredt,
 Hab gefürch meines Herr vngnad,
 Der den stoc Narrn gar lieb hat,
 So will ich dich der massen zahln,

Du solst nicht thun ein andermaln.
 Schau dort geht gleich der stockfisch her.

Jahn Posset (geht ein vnd sagt):

Ey, Herr schreiber, was bringt jr für meer?
 Wißt jr was neus, so zeigt mirs an.

Virgilius:

Mit meern ich nicht vmbgehen kan,
 Sonder was ich bring das ist war.
 Mein Herr hat mich bergschicket zwar,
 Vnd hat mir ernstlich befohlen,
 Daß jr vnd eur gselltschafft sollen
 Jr gnaden vnd derselben gesten
 Musicirn, vnd nach dem besten
 Kurzweil machen vnd stockeren,
 Weil die Pfingstfeurtag streichn herbey,
 Daß will ich iht außgerichtet han.

Jahn:

Hört, jr könt wol ein dinst mir than:
 Mein Trummel zwen böß böden hat,
 Nun mach man alhie in der Statt
 Die Trummelfell lang nit so gut,
 Als mans zu Blumberg machen thut,
 Da könt jr mir zugfallen sein,
 Im namen deß gnedigen Herru mein
 Ein Brieflein schreiben an Praelaten,
 Vnd das sie beten jre Gnaden,
 Mich mit selln theten begaben.

Virgilius:

Na wol, ein schreiben solt jr haben,
 Wenn mirs der Graff befolcht zu schreiben,
 Wie jr thut eur saywerck (Bosenspiel) treibn,
 Auß mir gar oft vor jr Gnaden,
 Macht mich schamrott, das ich mit schaden
 Mußt mein jederman lachen lahn,
 Das ich nit gar wol leiden kan,
 Dazfür bit ich, laßt mich zu frid.

Jahn: (sagt spöttlich):

Vnd köndt jrß Veriren leiden nit,
 So mußt jr ein Brief darfür haben,
 Wie sie vor jarn die Narren gaben,
 Frem gech zornigen Hofgesundt.

Virgilius:

Kein Narrn jr an mir nit sind,
 Dann ich meines Herrn Diener bin.

Jahn:

Wem jr dient, demselben ich auch dien,
 Vnd ist schon geschied der Herr mein,
 Kan ich dennoch wol ein Narr sein,
 Meint jr nicht, euch sey auch also?

Virgilius (schüttelt den Kopff):

Ey schweigt, jr drescht ein lehrß stro,
 Ich blünd mich besser als jr seit.

Jahn:

So blünd mich, ich sey euch zu gschaid,
 Vnd könn euch zu ein Narrn machen,
 Das als Hofgsind nur muß lachen,
 Vnd sagen, ich hab euch recht than.

Virgilius:

Vielleicht ich euch auch einmal kan
Bezahlen all euren hochmuth.

Jahnn:

Ich dank euch nit, wenn irs nit thut;
Wie wenn jr aber mich wolt essen,
Vnd thet der schalk den leder treffen,
Daß eur gespöt dann würd zwifach?

Virgilius:

Ich will der sach schon denken nach,
Vnd sehen wie ich vor euch bleib.
Ich will gehn, daß ich dem Abt schreib,
Das er euch geb die Trummelfell.

Jahnn:

Ja, jr thut recht bey meiner Seel,
Macht das schreiben deß besser mir,
Von mir solt es gewissen jr,
Vnd ich will eur guter freund sein.
(Jahnn gibt jm die Hand vnd geht ab.)

Virgilius:

Der schalks Narr thut noch spotten mein,
Ich aber wils jm bald vertreiben,
Dem Abt von Blumberg wil ich schreiben,
Wie er nicht gar wol sey bey sinnen,
Dahem wir ja nicht leiden können,
Er sol ja spern in ein Presaun,
Dann wenn in ankunnen sein laun,
Daß er von Trummelfellen redt,
So bald sein dolle weis angeht,
Daß ja der Teuffel thu regern,
Müßt der nechst Mensch das lebn verlern!
Drum soll man jm bey Leib nit trauen,
Sonder mit fleiß hörn vnd schauen,
Wenn er der Trummelfell begert,
Daß man ja niderwerff zur erd,
Vind ja hart vnd thu ja wol schlagu,
Daß er die haut kaum kan ertragen,
Vnd thu den Teuffel von jm beschwern;
Was gilts, man soll jm den Buck bern,
Daß er fort thu mein müßig stehn;
Ich wil in die Gangley 'nein gehn.

(Abgang.)

Jahnn

(kummt vnd tregt ein grosse Trummel (wo mans haben
kan) mit einem offenen boben):

Nun will ich gehn zu dem Grafen,
Daß er thu sein schreiber schaffen,
Daß er mir schreib ins Closter 'nein,
Weil sehr wenig ist des geltes mein,
Wücht ich durch jrer gnaden gunst
Etliche fell trigen vmbjunst,
Dem schreiber gib ich gute wort,
Daß er mein sach mir brechte fort,
Sonst wolt ich ihn habn beschlagu,
Das er sein tag von mir lönd sagu;
Ich gehe dahin, dann es ist zeit,
Der weg ist eben zimlich weit.

Virgilius (geht ein, tregt ein offnen Brieff
in der Hand).

Den Brieff hab ich gefertigt schon,
Ich mein er werd mit kommen an,

Diß schreiben bekummt im nicht baß,
Dann wie dem Hund bekummt das graß,
Den Brieff ich euch gleich lesen will,
Doch daß ihr darzu schweiget still:

(Er liest den Brieff.)

Würdiger in Gott vnd Prelat,
Eur lieb wünschn wir vnser gnad,
Brieffzeiger vnseren Spilmann
Ist nemlich ein krankheit kommen an,
Daß wir darauß müßen ermessen,
Er sey mit einem Geist besessen,
Darumb solt jr all fleiß ansehn,
Vnd diesen bösen Geist beschwern,
Der ja fast alle Tag hart plagt,
Drumb merckts: so bald der krank nur sagt,
Daß man jm sol Trummelfell gebn,
So bringt er alle die vmbß lebn,
Die vor jm stehn, wenn man nicht bald
Ihn zu der Erden schlägt mit gewalt,
Vind ja, werfft ja in ein Presaun,
Daß ja wider vergehe sein laun,
Dem bestelt gut stark lede Leut,
Vnd wenn er solche red für geut,
So laßt ja wol schmirn, daß er
Widrum ein wenig gduiltig wer,
Vnd wenn euch die Beschwernung glückt,
Vns ja wider zu Haus herhschickt,
So verschulden wirs denn mit gnad.
Geben zu Dermelt, in der Stadt,
Den sechsten Monatstag Aprillen.

(Er lacht.)

Was geltß, ich wil den Leker stillen,
Daß er ja schaff ein andern Knecht,
Der ja sey zu eim Stocknarrn recht.

(Virgilius geht ab.)

Kommt Abbas, der Abt, Fridbert, der
Conventual, Georgius, der Gastknecht,
vnd Morax, der Büttel.

Der Abt (setzt sich vnd spricht):

Vor der pfort hab ich Leut vernommen,
Morax, geh, sich wer es mag sehn.

Morax (geht zum Thor).

Des Grafen Bott begert herein,
Der hat an eur Gnad ein schreiben.

Jahnn (geht ein, thut den Brieff aus der Tafel
Ehruwürdiger, in Gott, Herr Prelat,
Mein Herr der Graf schreib eur Gnad:
Wie ja im Brieff vernemmen werd.

Der Abt (liest den Brieff):

Mein Freund, jr wolt doch vnbeschwerd
Ein fleins von vns hie tretten ab,
Mit ja ich was zu reden hab.

Jahnn (geht gegen den abgang, kehrt doch wider
Ich kan eur Gnad nicht recht verstehn:
Sol ich ein weill auffn Saal nauß gehn?

Prelat sagt ja.

(Jahnn neigt sich vnd geht ab.)

Prelat:

Ir lieben getreuen, daßß jez auch wiß,
Der Mensch gar hart befeßen ist,
Der hat der Graf geschickt hieber,
Daß er von uns beschworen wer,
Allein jr müßt euch sehen für,
Dann der Graf hat geschrieben mir,
Wenn er thu von Trummelfell sagu,
Sol wir in bald zu boden schlagen,
Vnd darzu alle viere binden,
Jhn in ein Presaun werfen binden,
Dann wenn der Teuffel in auficht,
So schon' er keines Menschen nicht,
Sonder thut als zu hauffen schlagu;
Drumb so balt in einer hört fragu
Bon Trummelfelln, so wart nicht lang,
Schlagt in zu boden, daß man in fang,
Biß solche Lobsucht thut auffhörn,
Alsdann so wöll wir in beschwern,
Nun geh, laß in wider herein.

Morax:

Gnädiger Herr, dasselb sol seyn.

(Man heiß in wider ein.)

Jahnu (kommt, neigt sich).

Herr Prelat thut mir nicht verhehlen,
Ir Gnad schreibu nach Trummelfelln;
Wer ich der bey euch haben können?

Georg der Gastknecht (setzt ihn an).

Ja, ja, du solt jr gar gnug sinnen.

(Morax setzt auch auff ihn, schlägt zu.)

Jahnu (schreyt):

Ach weh! was thut jr schlagen mich?
Meins Herrn Trummelschlagel bin ich!
Wolt gern etlich Trummelfell hon.

Der Prelat (schreyt):

Halt vett, daß er nicht komm davon,
Vnd bind jm gar stark Fuß vnd Händ!

Jahnu (schreyt):

Wolt jr mir kein Trummelfell gebn,
So lasset mir jedoch das Lebn,
So zieh ich meins Wegs wider hin!

(Sie halten in stark.)

Prelat:

Beh Leib last noch nicht ledig in,
Herr Fridbert, im Capitul Hauß
Sind jr viel Ruhten, die tragt rausß,
Damit sol man in gar wol streichen,
Ob der Teuffel von jm wolt weichen.

Fridbert (geht ab, bringt etliche Ruthen, wirfft sie
den zweien für):

Seht, da habt jr der Ruhten gnug,
Streicht dapffer drauß, so wird er klug.

(Sie schlagen ihn weidlich mit Ruthen.)

Jahnu (schreyt):

Ach Gott vom Himmel, erbarm dich mein!
Ich wolt ich wer nicht kommen sein;
Hab ich doch niemand kein leid gethan.

Der Prelat:

Still, still, mich dunckt er wöll noch lachn
Bon seiner groben Unbinnnenheit.

Jahnu (setzt die Händ zusam):

Ach, gnediger Herr, gebt mir bschid,
Ob ich sol Zell haben, oder nicht.

Der Prelat:

Balt schlagt zuhauffen den Hößrecht,
Der Teuffel ist noch nicht außgsahrt.

(Sie schlagen wider auff ihn.)

Morax:

Wir wölln dir der Streich nicht sparn,
Sonder den Teuffel treiben von dir.

Jahnu:

Ach, es ist kein Teuffel bey mir,
Ich meint die Trummelfell zu frigen.

Prelat:

Des Grafen schreiben wird nicht ligen,
Dem muß man mehr glauben als dir.

Jahnu:

Hat man dann das geschrieben von mir,
Daß ich sol seyn ein bessener Mann,
So hats allein der Schreiber than,
Vnd weiß mein Herr kein Wort darum,
In das Spil ich unschuldig kumm,
Jedoch ich mich besinnen thu,
Daß er mir gedroht immer zu;
Er wöll mir noch ein Poffen reissen.

Prelat:

Da steht geschrieben, ich kan dirs wohl wissen,
Doch glaub ich nicht deiner außredt,
Deß Grafen Sigl auff dem Brieff steht,
Daß der Graf davon wissen muß.

Jahnu:

Gnädiger Herr, habis kein verdruß,
Ich bin halt des Grafen Jagmann (Poffen-
reißer),

Hab dem Schreiber verdruß gethan
Mit meinen seltsamen Jagpoffn,
Das hat den Schreiber hart verdrossn,
Vnd hat mir auch gar oft geschworn,
Daß er wöll ewig seyn verlorn
Oder er wöll sich an mir rechen.

Nun thet ich den Grafen ansprechen,
Der balt ein Gastung halten wolt,
Auff der ich jm hofiren solt,
Daß mich sein Gnad verschrieb hieber,

Sintmal ich bedröfftig wer
Etlich Boden zu meiner Trummen,
So hats der Schreiber unrecht vernommen
Und mich alher so commendirt,
Daß man mich weidlich ab hat geschmirt,
Dardurch auch bekomn meinen lohn,
Vmb das, so ich jm oft gethon;
So muß ichs annemen zu gnaden
Vnd den Spott behalten zum schaden,
Das dunckt mir schier ein weng zu vil.

Prelat (schreit):

Ich thu dir gewiß nicht glauben,
Daß dein süßgeben als war sey,
Wil dich gwarnet haben dabei,
Du wolst nichts vom Trummelfell sagen,
Ich laß dich sonst zu boden schlagen,
Deinen Leib mit Ruhten streichen;
Wilt du aber fort davon schweigen,
So sol man dich wider auffbinden.

Jahnn (zittert):

O laß mich nur die Gnad finden,
Daß ich von hin gelassen wer,
Kein Trummelfell ich mehr beger,
Sondern will als halt heimwärts kehren.

Fridbert:

Ich meint, man sol in vor beschwern,
Ob etwann ein Teuffl bey jm wer,
So wird dardurch auftrieben er,
Weil er der Fell nicht kan vergeffen.

Jahnn (hebt die Händ auff):

Ich bin doch auff mein Eyd nicht besessen,
Derhalb bitt ich euch, laßt mich gahn.

Prelat:

So hör vor mein Beschwörung an:
Ich beschwer dich, du böser Geist,
Daß du mir balt gehorsam seyst,
Vnd fahrst von diesen Christen auß
In Walt in das wilt rötig nauß,
Vnd kommst fort nimmermehr in in,
So hellig ich ein Prelat bin,
Vnd thu bald was ich dir gebeut,
Bei meines Ordens reinigkeit.
Nun firt in ab vnd thut in baden
Im Beywasser, das thut vertreiben
Die Teuffel, daß keiner kan bleiben,
Vnd so balt er kommt auß dem Badt,
Laß wir in bald wider von stadt.

(Sie nemmen Jahnnen, reißen in hin vnd wider.)

Morax:

Komm fort, wir wölln dich außbaden.

Jahnn (legt die Händ zusammen, zittert):

Durch Gott so bitt ich eur Gnaden,
Ich hab kein Teuffel auff mein Eyd.
Georg der Gastknecht (gibt ihm eins an Kopff).
Ey, geh deins Wegs, du hast dein scheid!

(Sie führen ihn ab.)

Der Prelat vnd der Münch
(bleiben stehn).

Prelat:

Ich muß mir des Scherz selber lachn:
Sol man in diesen Boffen machn,
Vnd er sol nicht besessen sein,
Kommt solches für den Herren mein,
Was werden jr Gnad darzu sagen?

Münch:

Was darff eur Gnad darnach fragen?
Ist er schon ein weng abgeschmirt wort,
Vnd die Beschwörung an im verlorn,

So kan es jm doch schaden nicht,
Vnd geh halt eur genad Bericht,
Daß man allhie in der Abtey
Ihr Gnaden beselch nachkommen sey,
Verantwort, der in geschrieben hat.

Der Prelat:

Weil ich bin gweffen ein Prelat,
Ist mir nichts selkamer kommen für,
Hab mich halb krank gelachtet schier,
Es geh nun hinauß wie es wöll,
Kein graues Haar mir bringen soll.

(Sie gehen ab.)

Jahnn (ist verbunden, greint).

Ach, secht wie mich die Closter Ragen,
Der Büttel vnd ander wüßt Fragen,
So jämmerlich gericht zu,
Daß ich mich selbst nicht kennen thu!
Ich weiß nicht, bin ichs oder nit,
Beh in halff weder stehen noch bitt,
Ihr font ich mich je nicht erwehrt,
Theten mich stoffen, stauchen und knörn,
Woltten den Teuffel von mir treiben:
Der schreiber sol mir nicht mehr schreiben,
So wil ich auch mein Tag forthan
Mit im nichts mehr zu schaffen han,
Wel in bleiben lohn wer er ist,
Die Schreiber stein voll arger list,
Doch wil ichs meinem Herr klagen,
Hörn, was er darzu wird sagen.

(Er geht ab.)

Kommt Herr Friderich, der Graf, mit
Virgilio, dem Schreiber.

Der Graf:

Ist Jahnn noch mehr widerkommen?

Virgilius:

Ich hab noch nichts von jm vernommen,
Verhoff, er sol balt kommen her,
Als wenn hett Wildbret tragen er,
Auch mein Schreiben mir gerahten,
Vnd es müssen sagen eur Gnaden,
Ich mich wol hab an im gerochen.

Jahnn (geht ein).

Ja, ja, sie hettn mich balt erstochen;
D ins Kloster komm ich nicht mehr.

Der Graf:

Sieh, da kommt er, bey meiner Ehr;
Ey, Jahnn, wie hats auff der Reiß gangen?

Jahnn:

O, die Münch haben mich gfangen,
Vnd nidergriffen zu der Ern,
Kund kaum dem dritten zutheil wern,
Auch theten sie mich herum rucken,
Mit Ruhten mein Leib durchjucken,
Daß das rohte Blut floß davon.

(Er weint.)

Virgilius:

Wie da, Jahnn, was hast den München than?
Bmbsonst haben sie dich nicht geschlagen.

Jahnn:

Flirtwar eurn Brieff mücht jr drumb fragn,
Den eben derselbig hats gemacht:
Balt ich eins Trummelfells gedacht,
Hett ich wol zehen Händ ob mir,
Haben mir bunden alle vier,
Vnd offentlich aufgeben dabei,
Daß ich vom Teuffel blesset sehn,
Ob dem ich gar verstückt bin worn,
Der Abt selbst der hat mich beschworn,
Darnach mich gebadt im Weywasser,
Aus dem Kloster jagt triffnasser,
Vnd darzu kein Trummelfell gebn,
Das schadt mir so lang ich thu lehn.

Der Graf:

Wie hat sich das als tragen zu?
Vns außführlich berichten thu,
Dann wie mich die Sach sibet an,
Hast du dem Wein zuviel gethan,
Etwann die Stiegen gefallen nab,
Deshalb ich dich nicht außgeschickt hab,
Ist worden dein verdienter lohn,
Muß du in zu dank nemmen an.

Virgilius:

Gnediger Herr, vermercket mich:
Der Jahnn mit seiner Stoderey
Hat mir Schalkheit thon mancherley,
Drumb ich eur Gnad vor der Zeit,
Ich wolt jm auch thon ein Schalkheit,
Dieweil mich dann der Jahnn neckt hatt,
Weil man alhie in dieser Statt
Die Trummelfell nicht machet auß
So gut wie in dem Kloster drauß,
Solt ich jm dem Abt Commendirn,
Auff daß er kund sein Trummel zirn,
Auff künfftig eur Gnaden wolleben
Sol man etlich derselben jm gebn,
Dieweil ich jm dann geschworn han,
Jm widrumb ein Schalkheit zu thon,
Vnd ewer Gnaden theten jehen,
Wenn ich es könnt, wolten fies sehen,
Hab ich jm gemacht Urias Brieff
Ein solchen Innhalts vnd begriff:
Daß nemblich er beseffen wer,
Vnd eur Gnaden vom Abt beger,
Daß in sein Gnaden beschwern sol,
Doch sol man in acht haben wol,
Bald er saget von Trummelfelln,
Säß in der Teuffel in der Kehln,
Fiel auff den nächsten, thet in reißn,
Drum sollens dapffer auff in schmeißn,
Vnd darzu alle viere binden,
Auch eine Beschwernung erfinden,
Daß doch der Teuffel von jm fern.

Jahnn:

Fleißig hat Mann euch gsolgt in dem,
Sie haben mich zu boden gerießn,
Mit säusen vnd mit Ruhten geschmießn,

Haben mir bunden Fuß vnd Händ;
Nun merck ich, daß die Schreiber send
Solche Leut, denen wil gebürn,
Daß man sie nur nicht thu verirn,
Sie zahlen sonst ein doppelt wider,
Dasselb mag wol thun ein jeder,
Daß es jm nicht wie mir ergeh.

Der Graf:

Jetzund ich die Müntz recht versteh,
Daß dich der Schreiber uerwunden,
Hast auch einsmals deins Männleins sunden,
Du hast jm auch viel Schalkheit thon,
Wenn er dich hatt bezahlet schon,
So ist es erst gleich worden wet;
Also es solchen Gselln geht;
Die jedermann schellen anhenden,
Vnd gut Leut zu verschimpffen denken,
Die fallen leylich in den Grabn,
Den sie andern gemacht habn;
Mein Jahnn, sag mir was dich gedeucht,
Dann jeso bist du gschmirnt vnd gweicht,
Darzu stir dem Teuffel beschworn,
Mücht leicht du werst gar geistlich worn,
Lieber sag mir, thuts dir nicht and?

Jahnn:

Ich hab den schaden zu der schand,
Ich dacht, daß man mir Fell solt gebn,
So hats weit sehl gschlagen darnebn.
Daß man mich umbsonst ab hat blänt,
Muß schlaffen mit zerschlagner Häut,
Dem Balbirer zahlen Arzlohn,
Vnd wenn ich Trummelfell wil han,
So muß ichs kauffeu in der Stadt,
Darumb so bitt ich jekt euer Gnad,
Die thu etwann das best bey mir.

Der Graf:

Nichts vbel's hab ich gemacht dir,
So wil ich dir auch nichts guts than,
Als ich mir selbst gemacht han.
So gehts auch als an mir nur auß,
Tropff heim wie ein getauffte Mauß.

(Der Graf vnd sein Schreiber gehn ab, vnd lachen.)

Jahnn:

Jetzt seh ich, wie oft mancher Mann
Einem ein Zech lang borgen kan,
Vor hab ich oft ander verlacht,
Jetzund so werd ich außgemacht,
Vor hab ich oft ein guten Mann
Ein schmach Schellen gehendet an,
Die kling mir jekt vor mein Ohrn,
Manchen icht oft hilt fir ein Tohrn,
Jetzund helt man mich auch darfir:
Darumb hab ich sitzgenommen mir
Vergleichen sach nicht mehr zutreibn,
Sonder in mein beruff zu bleibn,
Erfahrung hat mich gscheid gemacht;
Damit habt euch ein gute Nacht.

(Abgang.)

12. Johannes Turmayer (Aventinus).

(1477—1534.)

Die Schlacht bei Mühldorf.

(Aus der bairischen Chronik, 1533.)

Da die Schlachtordnung auff beyden seiten gemacht ward, zohen sie zusamen, vnd traffen auff beyden seiten mit einander, ward ein strenger hefftiger Streit, währet von dem auffgang der Sonnen bis zum Niedergang, bei zehen Stunde an einander, auff beyden seiten stund man stark, wolt niemand weichen.

König Friderich war selbst der oberste Feldhauptmann auff seiner seiten, tummelte sich redlich, thet alles was einem redlichen Kriegshauptmann vol anstehet, war fornen im treffen. Die Böhmen, so den Vorzug auff der Beyerischen seiten hatten, wurden zuletzt hauffenweis hindersich gedrungen, jrem König ward der Gaul ersochen, vnd er auff einen andern gebracht, fünffhundert Böhmen wurffen die Wehr von ihnen, und ergaben sich. Da solches sahe Seyfried Swepherman, kam er zu hülf mit dem Beyerischen hauffen den Böhmen, hielt die Feinde auff, bis die Böhmen ihren Vorthail auff einer Höhe ennamen, vnd sich tröghlich wider stellten, vnd auffs neue tröghlich wider traffen, vnd der Swepherman auch auff ein neues die Schlachtordnung macht, brauchte zu der Mambheit einen besondern List, wie etwan Hannibal wider die Römer thete. Es war ein schöner heißer tag, die Sonn schien klar vnd war windig, da macht obgenannter Swepherman die Ordnung dermaßen, daß der Wind den Staub den Feinden in die Augen trieb, dergleichen den Glantz der Sonnen (so in die Harnisch fiel) so ein grossen widerschein gab, die Feinde blindet, daß sie meynten der Himmel brennte. Zu dem allem brach auß der Hinderhut, auß geheiß des Swephermans, der Burggraff von Nürnberg mit den Francken, führten ein Osterreichische Fahn, zohen ober die Fiem hinten auff die Feind, die meynten, da sie das Osterreichische Paner sahen, Herzog Leopold von Osterreich der zoh daher vnd läme jnen zu hülf. Also gieng es erst recht an ein treffen. Die Osterreichischen waren umbgeben von jren Feinden, mußten sich hinden vnd fornen wehren, vnd gieng also fast darnder. Da solchs sahen die fünffhundert Böhmen, so sich zuvor ergeben hatten, die grieffen auch wider zur Wehr vnd theten großen Schaden. Nach dem kam König Friderichs Vold auß der Ordnung, die Ungerischen gaben am ersten die Flucht vnd kamen fast alle vmb. Herzog Heinrich von Osterreich, Dietrich von Bischenborff, der Fährich, ward lebendig gefangen. König Friderich wehrete sich lang vnd redlich, aber Albrecht Rindmaul der thet jm so drang vnd zwang, daß er sich jm ergab. Vnd der Rindmaul brachte den gefangnen König Friderich für König Ludwig, daß sich groß verwundert mehrgedachter König Friderich, denn er nicht anders meynte, er hette König Ludwig schon in der Schlacht erschlagen. König Ludwig (wie auch oben gemeldet) hatte seine gewöhnliche Kleidung vnd Harnisch einem andern angethan, vnd hatte sich, da gleich die Schlacht solte angehen, verkleidet, daß ihn die Feinde in der Schlacht nicht kennen kontden.

Vnd der gefangene König ward wol verhütet, mit jm wurden gefangne Osterreichische deren vom Adel tausentt hundert vnd sechzig. Da die Bischöffe zu Mühldorff solches erhörten, gaben sie die Flucht, flohen auß der Statt darvon.

Da nun König Ludwig solchen grossen Sieg erlanget, sein Vold (das den ganzen Tag gestritten, sich abgezabelt hatte) schleimig, hungerig, vnd hellig war, schuff er, daß man das Vold auff der Wahlstatt mit essen vnd trincken labet. Der Küchenmeister sagt, er hette nichts denn Eyer, antwort König Ludwig: Jederman ein Ey, dem frommen Swepherman zwey, das noch heut ein Sprichwort ist.

Nach dem allen wolte König Ludwig wider Herzog Leopold ziehen, so zu Dieffen lag. Aber es kam jm gewisse Kundtschafft, das Herzog Leopold (als bald er vernommen hatte, wie es seinem Bruder ergangen war) sich in die Flucht mit seinem Vold geben hatte, das Land gereumet. Nach dem ward ein Bneinigfeit in dem Heer König Ludwigs, ein jeder wolt den freudigen König Friderichen gefangen haben. Die Böhmen wolten jm haben, so vernemten ihn auch die Francken zu haben, so sagten die Beyern, sie hetten jm gefangen, vnd zohen sich daß an den gefangnen König selbst. Da sagt König Friderich, sie solten im jr Schilt vnd Helm fürtragen, so wolt er jnen guten Bescheidt geben, wem er Gefängnuß gelobt sich ergeben hette. Das solches geschah, da klofft er auff ein Bliffelstopff mit einem Ring (das Albrecht Rindmauls Wapen war) vnd sprach: Vor dem Rühmaul hab ich mich heut nicht hüten können, das hat mich gefangen, dem hab ich mich ergeben.

Also ward diese Auffruhr gestillet. . . . König Ludwig führet am ersten den gefangnen König

seinen Bettern gen Dornberg, befaß in dem Pfleger, mit namen Wolfgang von Goldack, den andern tag führet er in gen Ding, nachmals gen Landshut, von dannen gen Regenspurg.

Zu Regenspurg nam den gefangenen König an Weichtrand Bisthumb, führet in hinauff gen Narpurg gefangen in das Schloß Trauschnitz. Da der gefangene König das Schloß ansichtig ward, fragte er wie es hieß. Vnd da er höret wie es Trauschnitz hieß, sagt er: Du heißt wol recht Trauschnitz, ich habe sein je nit getrauwet, daß ich solt dermassen also daher gefangen geführt werden. Vnd ist in dem Schloß gefangen gelegen drey jar und sechs Monat. Vnd obbechriebene Schlacht ist geschēhen in dem jar nach Christi unsers HERREN Geburt dreyzehnhundert vnd zwey vnd zwentzig an S. Michels Abend.

13. Das Buch der Liebe.

(c. 1587.)

Das Buch enthält die aus französischen Volksbüchern entlehnten Geschichten von Fortunatus, Octavian, Tristan, Siegfried u. a. Über den Charakter desselben gibt der Titel genügenden Aufschluß.

Titel des Buches.

Das Buch der Liebe, Inhaltendt Herrliche Schöne Historien, Allerley Alten und neuen Exempel, darauff menniglich zu vernemen, beyde was recht ehrliche, dargegen auch was unordentliche Lieb sey, Wie so gar Wunderbarlicher weiß, die so wol hoher als nidere stands Personen offtermals ehngenommen, Auch mit was seltzame Abentheuren, und großer Leibs und Lebengefahr, sie solch ihr fürnehmen ins Werck gericht, bis ihnen endlich durch Glücks schickung zum theil ein frölich gewülnschtt endt, zum theil aber ein erbärmlicher aufgang erfolget. Wie dann solches aus den Exempeln der unschuldigen Prinzessin, Keyser Octaviani Gemahl, sampt der teutschen Herzogin in Britannien, welche beyde bey höchster unschuldtt zu dem gremigen Tode des Feuerers verurtheilt. Aber doch endlich durch Gottes des gerechten Richters vorsehung ihre unschuldtt hell an Tag kommen, So auch ungehlich viel andrer hohen stands Personen, als Königin, Fürstin, Grävin, und vov Adel, deren diese Historien meldung thun, augenscheinlich zu ersehen. — Demnach, welcher gestalt die vom Adel, und andere zu Hof seyn, Ritterschafft uben, oder sonst nach hohen Ehren streben, sich zu verhalten, damit sie bei großen Potentaten gnad und gunst erwerben, so auch bei menniglich Lob und Preiß erlangen mögen. — Ferner wie in allen weltlichen Handeln, beborab in Liebesfachen und Ritterspielen, das Glück sogar wankelmüthig und unbestendig und jetzt durch öffentliche gewalt, dann mit heimlicher Tücke der Tugendt und Frömbkeit zuzusetzen pflegt und dadurch von ihrem guten Fürsatz abwendig zu machen vermeynet. — Vezlich, wie in solchen Fällen, Tugend und Frömbkeit, ire Nachfolger und Liebhaber, ungehindert allerhand anstoß und widerwertigkeit, allwegen heraufzureißen, und endlich mit großen Freuden in Ehrenstandt zu bringen und setzen pflegen. — Allen hohen Standtspersonen, Ehrliebenden vom Adel, züchtigen Frawen und Jungfrawen, Auch jederman in gemein so wol zu lesen lieblich und kurzweilig, als liebs und leyds nahe verwandtschaftt, Glücks und Unglücks wunderbarliche wechsel und dann die kräftige Hülf Gottes in nöten hiewaß zu erkennen, und in dergleichen fällen sich desto bescheidener zu verhalten, fast nützlich und vortrüglich. In gegenwärtiger Form und zierlicher Teutcher Sprach, mit kurzen verständlichen Summarien uber alle Capitel, auch schönen Figuren, außs new zugericht, und in Truck geben, dergleichen vor nie gesehen. — Frankfurt am Meyn, in Verlegung Sigmund Carle Feyerabendts 1587.

14. Ägidius Eschudi.

(1505 — 1572.)

Aus der „Helvetischen Chronik“, welche die Geschichte der Eidgenossen von der ältesten Zeit bis 1470 erzählt. Das sich anschließende Jahrhundert bis 1570 ist nur in einzelnen Abschnitten ausführlich behandelt.

Graf Rudolf von Habsburg.

— — — Dero Zit reit Graf Rudolf von Habsburg (harnach König) mit sinen Dienern uffs Weid-Werck gegen Weizen und Jagen, und wie Er in ein Durw kam allein mit sinem Pferd, hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach durch das Gestrüß ze erfaren, was das wäre, do fand er ein Priester mit dem Hochwürbigen Sacrament, und sin Messner, der Im das Glöckli vortrug, do steig Graf Rudolf von sinem Pferd, kniet nider und tet dem H. Sacrament Reverenz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das H. Sacrament nebend sich, fieng an sin Schuh abzuziehen, und wölt durch den Bach (der groß

uffgangen) gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung des Wassers verrunnen was; der Graf fragt den Priester, wo Er uff wölt? der Priester antwort: Ich trag das h. Sacrament zu einem Sechen der in grosser Krankheit ligt, und so ich an diß Wasser kumm, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verlürt werd; Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigem Sacrament uff sin Pferd sigen, und damit biß zum Krancken faren, mit sin Sach uff richten, damit der Kranck nit verjumbt werd. Bald kam der Dienern einer zum Grafen, uff des Pferdts saß Er und sur der Weidny nach.

Do nun der Priester wider heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfsen das Pferd wider mit grosser Danksagung der Gnaden und Tugend, die Er Im erzeigt; do sprach Graf Rudolf: das wöll Gdt niemmer, daß ich oder keiner meiner Dienern mit Wissen das Pferd überschrite, das miñ Herrn und Schöpffer getragen hat, dunckt üch, daß Jrs mit Gdt und Recht nit haben mögen, so ordnend Jr es zum Gottzienst, dann ich habß dem geben, von dem ich Seel, Lib, Er und Gut zu Lehen hab: Der Priester sprach: Herr, nun wölle Gott Er und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewiglich an üch legen.

Mornedes darnach reit der Graf zu dem Klosterlin Bar an der Rimagt, zwlischen Zürich und Baden gelegen, da was ein selige geistliche Kloster-Frow, die wollt Er heimsuchen: die sprach zu Im: Herr, Jr hand des vordrigen Tags Gdt dem Allmächtigen ein Er beruhen mit dem Roß, so Jr dem Priester ze Almosen geben, das wird der Allmächtig Gdt üch und iüwer Nachkommen hinwider begaaben, und söllent fürwar wissen, daß Jr und iüwer Nachkommen in höchste zitliche Er kommen werdend: daruach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Erz-Bischoffs von Metz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, ouch von Mannheit dißes Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin Nam im ganzen Reich rumwürdig und bekant ward, deß Er harnach ze Römischen König erwelt ward.

15 Johann Arndt.

(1555—1621.)

Was der wahre Glaube sey.

(Aus den vier Büchern vom wahren Christenthum, 1605.)

1. Joh. 4. Wer da gläubet, daß Jesus sey Christus, der ist aus Gott geboren.

Der Glaube ist eine hertzliche Zuversicht, vñ ungezweifeltes Vertrauen auff Gottes Gnade in Christo verbeissen von Vergebung der Sünde, vñ ewigen Leben, durch das Wort Gottes, vñ den heiligen Geist angezündet. Durch diesen Glauben verlangen wir Vergebung der Sünden, lauter umbsonst, ohn allen vnsern Verdienst, aus lauter Gnade, vmb des Verdienstes Christi willen, auff daß vnser Glaube einen gewissen Grund habe, vñ nicht wande. Vñ diese Vergebung der Sünde ist vnserer Gerechtigkeit, die warhafftig, beständig vñ ewig ist für Gott. Denn es ist nicht eines Engels Gerechtigkeit, sondern des Gehorsams, Verdienstes vñ Blutes Christi, vñ wird vnser eigen durch den Glauben. Ob nun diß wol in grosser Schwachheit zugehet, vñnd wir noch mit vielen vbrigen Sünden behafftet seyn, dennoch werden dieselben zugedeckt aus Gnaden vmb Christi willen, Psalm 32. Durch diese hertzliche Zuversicht, vñ hertzliches Vertrauen, gibt der Mensch Gott sein Hertz gantz vñ gar, ruhet allein in Gott, läßt sich ihm, hanget ihm allein an, vereiniget sich mit Gott, wird theilhaftig alles deß, was Gottes vñ Christi ist, wird ein Geist mit Gott, empfähet aus ihm neue Kräfte, neues Leben, neuen Trost, Friede vñ Freude, Ruhe der Seelen, Gerechtigkeit vñ Heiligkeit, vñ also wird der Mensch aus Gott durch den Glauben new geboren. Denn wo der wahre Glaube ist, da ist Christus mit aller seiner Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erlösung, Verdienst, Gnade, Vergebung der Sünde, Kindschafft Gottes, Erbe des ewigen Lebens. Das ist die neue Geburt, die da kömpt aus dem Glauben an Christum. Daher die Epistel an die Ebreer am 11. cap. den Glauben eine Substantz nemet, oder eine ungezweifelte warhafftige Zuversicht derer Dinge, die man hoffet, vñ eine Werkzeugung deß, so man nicht siet. Denn der Trost des lebendigen Glaubens wird dermassen im Herzen kräftig, daß er das Hertz überzeuget, in dem man das himlische Gut empfündet in der Seelen, nemlich, Ruhe vñ Friede in Gott, gewiß vñ warhafftig, daß man auch darauff sterben kan mit fremdigem Herzen. Das ist die Stärke im Geist an dem inwendigen Menschen, vñ die Fremdigkeit des Glaubens oder Varrhesia, Eph. 3. Phil. 1. 1. Joh. 2. vñ 3. Das ist die Fremdigkeit in Gott, 1. Theß. 2. vñ die Pterophoria, die ganze ungezweifelte Gewißheit, 1. Theß. 5. Worauff ich nun sterben sol, das muß mich in meiner Seelen stärken, vñ muß mich von innen durch den heiligen Geist versichern, es muß ein innerer, lebendiger, ewiger Trost seyn, das muß mich auch als ein

ubernatürliche, göttliche, himlische Kraft stärken und erhalten, in mir den Tod und die Welt überwinden. Und muß eine solche Versicherung und Veremigung mit Christo seyn, die weder Tod noch Leben scheiden kan. Darumb S. Johannes spricht: Alles was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt. Aus Gott geboren seyn, ist warlich kein Schattenwerd, sondern ein recht Lebenswerd. Gott wird nicht ein todte Frucht, ein lebloses und kraftloses werd gebären, sondern aus dem lebendigen Gott muß ja ein lebendiger neuer Mensch geboren werden. Und vnser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Was nun überwinden sol, das muß eine mächtige Kraft seyn, sol der Glaube der Sieg seyn ober die Welt, so muß er eine lebendige, obfegende, thätige, wirksliche, göttliche Kraft seyn, ja Christis muß es alles thun durch den Glauben. Durch diese Kraft Gottes werden wir wiederum in Gott gezogen, zu Gott geneiget, in Gott versetzet, und transplantirt, aus Adam als aus einem verfluchten Weinstock in Christum den gesegneten und lebendigen Weinstock, Joh. 15. Also, daß wir in Christo besitzen alle seine Güter, und in ihme gerecht werden. Gleich wie ein Pflöpfkeislein in einen guten Stamm eingestropffet, in demselben grünnet, blühet, und Frucht bringet, ausser demselbigen aber verdorret: Also ist ein Mensch ausser Christo nichts denn ein verfluchter Weinstock, und alle seine Werde sind Sünde, Deut. 32. Ihre Drauben sind Drachengift. In Christo aber ist er gerecht und selig: Darumb S. Paulus 2. Cor. 5. spricht: Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, sithr vns zur Sünde gemacht, auff daß wir würden in ihme die Gerechtigkeit, die sithr Gott gilt. Daraus sifestu nun, daß dich die Werde nicht können gerecht machen. Denn du mußt zuvor in Christum versetzet seyn durch den Glauben, und in ihm gerecht seyn, ehe du ein einiges gutes werd thun kannst, und sifest ja, daß deine Gerechtigkeit Gottes Gnade und Gabe ist, die allein deinem Verdienst zuvor kömpt. Wie kan ein todter Mensch gehen, stehen, und etwas gutes thun, wenn man ihn nicht zuvor lebendig machet? Also weil du in Sünden tod, und Gott abgestorben bist, kan ja kein Gott wolgefällig werd von dir geschehen, wenn du zuvor in Christo nicht wüßt lebendig gemacht. Also kömpt deine Gerechtigkeit allein aus Christo durch den Glauben, denn der Glaube ist im Menschen als ein new gebornes, kleines, nadendes, und blosses kind, das stehet da bloß vor seinem Erlöser und Seligmacher unbekleidet, und empfähet alles von dem, der es geboren hat, nemlich, die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit, die heiligung, die Gnade, und den heiligen Geist. Also wird diß nadende blöße kindlein mit Gottes Barmhertigkeit bekleidet, und hebet beyde Hände auff, und empfähet alles von Gott, die Gnade sampt aller Seliakheit und Frömmigkeit. Diß empfangen machet fromb, heilig und selig. Darumb kömpt die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben, und nicht aus den Werden. Ja der Glaube empfähet Christum gar, und machet denselben ihm gar zu eigen, mit alle dem, was er ist und hat. Da muß weichen Sünde, Loh, Teuffel und Helle. Und wenn du auch gleich aller Welt Sünde allein auff dir hättest, kan sie dir nit schaden, so stark, mächtig und lebendig ist Christus in dir mit seinem Verdienst durch den Glauben. Und weil nun Christus durch den Glauben in dir wohnet und lebet, so ist ja seine Einwohnung nicht ein todtes werd, sondern ein lebendiges werd. Daher kömpt die Erneuerung aus Christo durch den Glauben. Denn der Glaube thut in dir zwey Ding: Erstlich versetzet er dich in Christum, und machet dir ihn zu eigen. Zum andern, erneuert er dich in Christo, daß du in ihm grünest und blühest und lebest. Denn was sol das Pflöpfkeislein im Stamm, wenns nicht wil grünen und Frucht bringen. Und gleich wie zuvor durch den Fall Adams, und durch die Verführung und Betrug des Teuffels in den Menschen gesäet ist der Schlangensame, das ist, die böse Sathanische Art, daraus so eine böse giftige Frucht gewachsen: Also wird durch Gottes Wort und den heiligen Geist der Glaube im Menschen gesäet, als ein Same Gottes, in welchem alle göttliche Tugenden, Arten und Eigenschaften verborgener weise begrieffen seyn, und heraus wachsen zu einem schönen und neuen Bilde Gottes, zu einem schönen neuen Baum, darauff die Früchte seyn, Liebe, Gedult, Demuth, Sanftmuth, Friede, Keuschheit, Gerechtigkeit, und der neue Reich, und das ganze Reich Gottes. Denn der wahre seligmachende Glaube erneuert den ganzen Menschen, reiniget das Hertz, vereiniget mit Gott, macht das Hertz frey von irdischen Dingen, hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, würdet die Liebe, gibt Friede, Freude, Gedult, Trost in allem Creutz, überwindet die Welt, machet Gottes Kinder, und Erben aller himmlischen ewigen Güter und Werten Christi. Befindet aber jemand die Frewdigkeit des Glaubens nicht, sondern ist schwachgläubig und trostlos, der verzage darumb nicht, sondern tröste sich der verheißenen Gnade in Christo, denn dieselbe bleibet allezeit fäst, gewiß und ewig. Und ob wir gleich aus Schwachheit fallen und straucheln, so fällt doch Gottes Gnade nicht hin, wenn wir nur durch wahre Buße wieder aufstehen: Christus bleibet auch immer Christus und ein Seligmacher, er werde mit schwachem oder starkem Glauben ergriffen. Es hat auch der schwache Glaube so vil an Christo als der starke, denn ein jeder, er sey schwach oder starkgläubig, hat Christum ganz zu eigen. Die verheißene Gnade ist allen Christen gemein und ist ewig, darauff muß der Glaube ruhen, er sey schwach oder stark. Gott wird dir zu seiner zeit den empfindlichen fremdenreichen Trost wol wiederfahren lassen, ob er ihn gleich in deinem Herten eine zeitlang verbirget.

16. Sebastian Franck.

(1500—1545.)

Die, nicht auf Quellenstudium beruhenden Geschichtswerke des Verfassers, insonderheit sein „Zeitbuch und Geschichtsbibel von anbegehñ bis außs Jahr 1501“, seine „Chronika von ganz Teutschland“ und sein „Weltbuch, Spiegel und biltniß des ganzen erdbodens“ gehören zu den seltlichsten besten Arbeiten ihrer Zeit.

Von dem Franckenland vnd der Francken legerstatt, sitten vnd gewonheit.

Franconia oder Francia das ist Franckenland, hat Schwaben vnd Bayern gegen mittag, den Rhein gegen den vndergang, die Böhem gegen dem auffgang, Hessen vnd Thüringen gegen mitternacht, ein weit wol bewaret mit bergen verschlossnen land, dem schwerlich zuo zuokommen ist, innwendig aber eben, mit vil stetten vnd schlössern, norffst, die auch der Schwarzwald an etlichen enden zuoschleißt, vnd die flüß Moganus, Sala, Tauber, vnd der Räder durchstessen, sy ist durch auß fruchtbar an allerley treyd vnd weinwachs, vñnd gibt auch alles zemeß oder gemueß mit vil wuocher. Grösser ruoben, zibeln, vñnd krautköpff hat kaum ein land. Item sießholz, melonen ꝛc. werden in Bamberger gegne mit hauffen auß graben. Es ist auch diß land mit schönen wisen vnd baumgärten geziert, vnd mit allerley vñbe übersüßig, nit weniger ist diß land fischreich, auß vile der fisch tragenden wasser, doch reicher an wiltpret vnd vogelgang. An vil Orten äßet man in offenen thiergarten das wild mit salt vnd anderer fuetterung, haben auch darzuo gemachte hiltten, darumber sy sich vor der vngeßtimligkeit des himmels enthalten. Dise darff niemand auß der gemeynen landtschafft weder jagen noch fahen, mit großem überlast des volcks. An disem land haben fünff Fürsten, dem hedem ein theil vnderworfen ist, nemlich der Pfaltzgraff von Nürnberg, der Pfaltzgraff am Rhein, der Bischoff von Bamberg, Würzburg vnd Wiertz, der von Würzburg hat die meyste herrschafft. Derhalb man ym, so er meiß helt, ein bloß schwerdt vorhelt, oder fürstelt auf den altar.

So ein Bischoff etlich das bistum besitzen, vñnd an sich nemmen will, so reißt er mit einem wolgebuznen zelt für das thor, der hauptstatt Würzburg, steet allda nach gewonheit ab, legt von ym all sein herrliche kleider, thuoet an ein grauen schlechten rock, mit einem strid gegürtet, vñnd geet demuertig barfuß vnd barhaupt in das münster, für die versamleten vñnd auß yhn wartenden Thuombherren, welchen, nach dem er yn yr privilegien besteeet, vnd sy darbey zuo bleiben lassen schwört, wirt er zuo einer alten bildteil eines Bischoffs seiner vorefaren gefuert, vnd allda ermanet, das er ein solcher man wöl sein, vnd ein solch leben fueren, wie dieser durch das bild angezeyget, gewesen ist, der den stand der kirchen wol hab regiert, vnd von niderem stand oder Adel darzuo gestigen. Als bald er diß gelobt, wirdt er in sein thron gesetzt, herrlich über die maß, vñnd zum bischoff bestettigt. Die Thuombherren, auff das die wal bey yn bleib, wölen sye keinen auß den Fürsten oder Herzogen zum Bischoff, sunder allweg einen auß ynen ein schlechten Edelmann.

Es ist auch ein herrlich Fürsten Probstey zuo Würzburg, so oft ein neilwer erwölt, einreißt, so muoß er in allen Dörffern vnd flecken, dadurch er reißt, vñnd auch in anderen da er den zehend hat, ein groß geschir mit wein, öffentlich auß den blatz stellen, vnd ein schüßel darenin, das wer da wöl vñnd lust hab, trincke.

Die Francken seind ein arbeitam volck, von leib gestalt vñnd kleidung auf Teiltischen sitten. Das volck von armout wegen, bauwet wein, trinckt aber gemeynlich wasser. Das hier verachten sy, und lassen es nit leichtlich yn zuogefuert werden. Allein zur zeit der fasten, so sich etlich auß andacht vom wein enthalten, wirt etlich hier bei den reichen verlaufft, die des wassers ungewont diß für wasser trincken.

Zwei laster schreibet man den Francken vor anderen völdern zuo, nemlich rauberey, oder mord vnd Gotslesterung, dann es ein raubgierig, gotslesterig volck ist, welches sy yn bedes auß langem brauch zimlich vnd eerlich, als ein wolstand achten, vnd in schwand haben bracht.

Ehe haben vil seltsamer breüch die ich darumb erzölen will, das man diß, so von außlendern gesagt wirt, bester ee geglaubt werd, vñnd das wir nit vermenen, die Juden, Türcken, Heyden ꝛc. seyen allein narren, weil wir wol so torecht breüch vor der thür in vnsern landen haben, vñnd dennoch Christen wöllen sein.

Drey Dornstag vor Weihenacht klopfen die meüdlin vñnd buoben von hauß zuo hauß, durch die statt an den thüren an, die zuokunft der geburt des Herren verkündigende, vñnd ein glückseliges jar den einwohnern wünschende, dauon entpfahen sy von den hauffeligen öpffel, biren, nuff vñnd auch pfeningn zuolon.

Zuo Weihenacht begehñ sy die kindtheit Christi also, sy seyen ein wiegen auß den altar, darenin ein geschnitzte kind geleget, diß wiegen die statt kind ein grosse menge, springen vñnd tanzen vmb das kind in einem ring, darzuo die alten zuofehen, vñnd mitt singen mit vil seltsamen liedlin, von dem neilugebornen kindlin, das mich ermanet wie etwan die Soryban in der höle des berges Ibee bey dem weynenden neilugebornen kind vñnd Got Joui, ein freü

vnd spil gehabt haben, zabuliert wird, gerad auch wie etwa die Römer das fest Saturnii begiengen, vnd ein ander schendung schideten, das sy Saturnalia neuten. Die Griechen Apophoreta, so einem guoten eingang diß jars, schideten. Also thuond dise Christen zur zeit des Nüwren jars, schiden einander gaben, alt vnd jung vnd mit gebottne hand wünschlen sy einander ein quots seligs neitws jar, was sy ferer dise tag dersejrt treiben, besthe der Römischen Christen glauben, hernach beschriben.

Item in disen Feyren geen die knecht vnd lebigen gesellen auff dem land daraffter herumb durch die gantz nacht vor den heilsern, auch an etlichen orten in den stetten, vnd singen die leit an, mit grosser heilsherey, loben den haußuatter vnd sein gesind von souß auff, vnd erlamen mitt hrem heilichlen vil geltis. Etlich diser ziehen herumb durch das gantz land mit einem glöcklin, leitlen vnd singen darein an ein Gotschauß samlende, dise bringen auch nit eine kleine schatzung auß dem land, doch niendert der mülnchen gleich.

An der heyligen drey Künig tag bacht ein yeder vatter ein gouten leck knochen oder kegelen, darnach er vermag vnd ein haußgesind hat groß oder kleyn, vndt knidt inn dem knetten ein pfsening darein, darnach schneidet er den gebachen leck knochen in vil stück, gibt vndem auß seinem haußgesind eyngs. Item Christus Maria, vnd die heyligen drey Künig haben auch hre stück da, welche man von hrent wegen umb Gots willen gibt; wem nun diß stück wirt, darinn der pfsening ist, der wirt von allen als ein Künig erkent vnd erhaben, vnd drey mal mit zübel in die höhe gehebt, der nimpt allmal ein freid in die hand, macht ein credit an die düln oder balden im hauß, vnd stuben, welche credit silt vil vnglück vnd gespenst sollen helffen, werden auch in großer obseruation gehalten.

Zu mitterfasten machen sy an etlichen orten ein stroten man, oder buzen angethon vnd zuogericht wie ein todt, den tragen die versamleten jungen in die nahend gelegnen döffer. Dise werden von etlichen schon enupfangen, vnd mit düren hutlen, milch, vnd erbiß gelabet vnd gespeißt, von den andern die es silt ein anzeihen zukünfftigs todtis halten, werden sy übel enupfangen, vnd von hren hoffstatten getriben, mit scheltworten vnd etwan mit freyechen.

Item sy flechten ein alt wagenrad voller strow, tragen es auf ein hohen gehen berg, haben darauff so sy vor kette mögen bleiben, den gauken tag ein guoten muot, mit vilerley hirtzweil, singen, springen, dantzen, geradigkeit, vnd anderer abentheilt. Vmb die Vesperzeit zinden sy das rad an, vnd lassen es mit vollem lauff in das Thal lauffen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonn von dem himmel lieff.

Zuo Ostern bacht man die staden, da gibt etwan ein reicher zwen staden, den einen den jungen knaben, den andern den jungen meyßlin, vmb dise auff einer wißsen vor aller menge zuolauffen.

Zuo der kirchweibe kummen die jungen gesellen mit trummen vnd pfeiffen, gewapnet, als zuo einem krieg, den sy auch etwan finden oder erwegen, vnd geen oft mit pluwtigen köpffen von der kirchweibe wider heym.

Vmb das korn, wein, vnd alle felder, reiten sy in Pfingstseyren, mit dem pffaffen, der das heylig Sacrament in einem beittel am halß mit umbher fuert, bitten Got mit frechem muot, das er yn hre felder wöll lassen besolhen sein, vor allem vngewitter. An Sanct Erbens tag richten die weinhäcker am offnen markt oder anderem platz ein thisch zuo mit zwebeln, thischthuoch, wolriechenden kreutern, überlegt, darauff stellen sy Sanct Erbens bild, ist diser tag schön, so thuond sy disem bild vil eer an, mit krönen, speisen. Ist es aber regenwetter, so eeren sy yn nit allein nit, sunder werffen yn das kat mit vil schmachworten, dann sy darauff haben, der wein, so zuo diser zeit in der bluet steet, soll, so es regnet übel, aber so es schön ist, noß gerathen.

Zur zeit des weinleßens darff nit ein yeder weinhäcker lesen, wann vnd wa er will, sunder auff ein bestimpten tag, wann der, des der zehend ist, will, darzuo auch nit allenthalb, sunder war er yn hin verschafft; also listet man ein berg vnd ort nach dem andern ab, nach ordnung, hetz da, hetz dort, biß es herumt geet. Den zehend samlet man in talen vnder den weinbergen, wer spötter, dann yhm gebotten ist, lesen will, der muoß es nit allein mit vrlaub thuon, sunder auff seinen kosten den zehend bereyt in des Herren preiß oder teller verordnen. In einem yeden weinberg hat es sein jungen von dem Herren verordnet, der den zehenden bitten in seins Herren saß zuogehörig, mercken vnd verschaffen muoß, dann man yn nit darumb vertrauwet.

Zuo außgang des lesens, kummen dise erstgemelten knaben all inn einem feld zuosamen, vnd machen yn allda von stro, das dahin darzuo verordnet ist, quot handuöllig sackeln, vnglicher zuo, geen zuonacht singend in einer ordnung in die statt, damit leuchten sy dem herbst auß.

Sanct Martins vnd Sanct Niclaus fest celebriert dises volk wunder eerlich, doch vnder-schidlich, Sanct Martin im hauß ob tisch, Sanct Niclas in der kirchen. Erstlich loben sy Sanct Martin mitt guotem wein, genßen, biß sy voll werden. Unselig ist das hauß das nit

auff diß nacht ein ganß zuo essen hat, da zepffen sy yre neilow weint an, die sy bißher behalten haben, da gibt man zuo Wirtzburg vnd anderßwa auff disen tag den armen ein quotte notturfft.

Zwey eberschwein schleißt man in ein circel oder ring auff disen tag zuosammen, die einander zerreißen, das fleisch teylt man auß vnder das volck, das best spickt man der Oberstet.

An Sanct Nicolaus tag wölen die schuoler vnder yn ein Bischoff zwen Diacon, die sitzen in yhren ornaten mit einer procession in die kirch geleytet, bis das anpft für ist, als dann gehet der Nicolaus Bischoff mit all seinem hoffgeind zuo singen für die bißzer, vnd das heßzt mit gebetlet, funder dem Bischoff ein steir gesamlet.

Etlich kinder fasten Sanct Nicolaus abend so fest, das man sy etwa zuo essen nöten muoß, darumb das sy vermeynen, die gab so sy vnder yren küssen, oder in den schuohen vnder dem tisch von den eltern darein gelegt finden, sey yn darumb von Sanct Nicolaus beschört, das alles sage ich darumb, das wir die Türtzen mit allein für narren halten.

17. Tull Eulenspiegel.

Das die Streiche des Volksnarren Tull Eulenspiegel, der wahrscheinlich 1350 starb, behandelnde Volksbuch erschien zuerst 1483, dann durch Wurner 1519. Die späteren Bearbeitungen stammten aus dieser Quelle.

1. Wie Blenspiegel zu Berlin einem kürzner Wolff für Wolffspelz machet.

Gros listige leut sein die Schwaben, vnd wo die des ersten hinkomen vnd narung vnd die nicht finden, da vertirbet ein anderer gar. Doch sein jr etliche auch mehr geneiget auff den bierkrug vnd auff das sauffen, denn auff ihr arbeit, deshalben ihre werckstat wüßt ligen u. s. w. Auff eine zeit wonet ein kürzner zu Berlin, der was ein schwab, seins handwercks sehr künstreich, auch guter anschleg; er was reich vnd hielt ein gute werckstat, denn er mit seiner arbeit an ihm het den fürsten des landts, die ritterschafft vnd viel guter leut vnd bürger. Also begab es sich, daß der fürst des landts ein grossen hoff mit remnen vnd stechen des winters halten wolt, darzu er sein ritterschafft vnd andere herren beschreib. Als denn keiner der hinderst sein wil, worden zu denselben zeiten viel wolffspelz bei dem vorgemelten kürzner zu machen bestellt. Das ward Blenspiegel gewar, kam zu dem meister vnd bat ihn um arbeit. Der meister bedorfft auff die zeit gefinde, was seiner zukunfft fro, vnd fragt ihn, ob er auch Wolff machen künd. Blenspiegel sagt: ja; er wer nicht der minst in Sachßen land bekant. Der kürzner sprach: „lieber knecht, du kömpst mir eben recht, kom her, des lohns wollen wir vns wol vertragen.“ Blenspiegel sagt: „ja, meister, ich sihe euch wol so redlich an, ihr werdet selbs erkennen, wenn ihr mein arbeit sehet. Ich arbeit auch nicht bei den andern Gesellen; ich mus allein sein, so kan ich mein arbeit nach willen vnd ungetürt machen.“ Also gab er ihm ein stüblin ein, vnd legt ihm für viel wolffsheut, die zu pelzen bereit waren, vnd gab ihm die maß von etlichen pelzen gros vnd klein. Also begund Blenspiegel die Wolffspelz an zu gehn, schneid zu vnd macht aus allen den fellen eitel wolff vnd fület die mit hew, und macht ihn bein von stecken, als ob sie all lebten. Da er nu die fell all zerchnitten vnd die wolff aus gemacht hat, da sprach er: „meister, die Wolff sind bereit; ist auch etwas mehr zu thun?“ der meister sprach: „ja, mein knecht; nehe sie als viel du das jmer thun kanst.“ mit dem ging er hinaus jnn die stuben: da lagen die Wolff auf der erden, klein vnd gros; die sahe der meister an vnd sprach: „was sol das sein? dz dich der ritt schit (daß dich das Fieber schilttele)! was hastu mir grossen schaden gethan! ich will dich fahen vnd straffen lassen.“ Blenspiegel sagt: „meister, ist das denn mein lon? ich hab es doch nach ewrem eigen willen gemacht; ihr hießet mich doch Wolff machen. hettet ihr gesagt: „mach mir Wolffs pelz;“ das het ich auch gethan; vnd het ich das gewost, das ich nicht mehr danck solt verdient haben, ich wolt so grossen vleys nicht gebraucht haben.“ Also schied der gut from Blenspiegel von Berlin vnd lieh niergent guten rhum hinder ihm, auch ward ihm selten etwas gutes nach gesagt; vnd zog also gen Leipzig.

2. Wie Blenspiegel sich außgab, das er zu Magdenburg von der Lauben fliegen wolt.

Also bald nach dieser zeit, als Blenspiegel ein Mesner was, kame er gen Magdenburg vnd trib vil anschleg, dauon sein Namme ward von erst bekant, das man von Blenspiegel wußt zusagen, vnd ward angesochten von den fürnehmsten der Burger von der statt, das er etwas abentherwiges treiben solt; da sagt er, er wolt es thun, auff dem Rhat haus, vnd von der Lauben herabfliegen, machet ein geschrey in der statt, das sich jung vnd alt samleten auff dem Markt, vnd wolten es sehen. Also stand Blenspiegel auff der Lauben vor dem Rhathaus vnd berouget sich mit den armen, gleich als er fliegen wolte, die selte stunden, theten jre augen vnd meuler auff, vnd meyneten er wolt fliegen. Blenspiegel lacht vnd sprach: Ich meynt es

were kein Thor oder Narr mer in der welt dann ich, so sihe ich wol, das hie schier die gantz rath vol thoren ist, vnd wann jr mir alle sagten, das ir fliegen künndt, ich glaubte es nicht, ich bin doch weder ein Ganß noch Vogel, so hab ich nicht flügel, vnd on federn kann niemandt fliegen, nun sehet jr offenbar, das es erlogen ist, vnd lief also von der Lauben, lief des volcks ein theil fluchen, das ander lachen, und sprachen das ist ein schalcksnarr, dannoch dat er war gesagt.

3. Wie Blenspiegel zu Braunschweh sich verdingt zu einem brodtbeder.

Da nun Blenspiegel sein Braunschweh kame, zu der Beder stuben, wohnet ein Beder nah dabei, der rilfft in sein hauß, vnd fragt in, waz er für ein gefell were, er sprach: Ich bin ein Bederknecht; der brotbeder sprach: Ich hab eben yetzt kein knecht, wilt du mir dienen? Blenspiegel sagt ja. Als er nun zwen tag war bei im gewesen, hieß in der Beder bachen auff den abendt, dann er künndt in nicht helfen biß au den morgen. Blenspiegel sprach ja, was soll ich aber bachen? der Bede was ein schimpfflich Mann, waz doch zornig vnd sprach in spott, bistu ein Bederknecht, vnd fragst erst was du bachen solt? was pflegt man zu bachen? Gulen oder Mörkzen? vnd ging damit schlaffen, da gieng Blenspiegel in die Bachstuben, vnd macht den Teyg zu eitel Gulen vnd Mörkzen, vnd buch die. Da der Meyster des morgens auffstund, vnd wolt ihm helfen, vnd geht in die Bachstuben, so findt er weder Semmel noch weden, hunder eitel Gulen vnd Mörkzen, da ward der Meyster zornig vnd sprach, hilf Herrgott was hastu gebachen? Blenspiegel sprach, was jr mich gehehffen habt. Der bed sprach, was soll ich nun mit der Narrey thun? solchs brodt ist mir nirgendt zu nützz, vnd ergreiff ju bei dem halß, vnd sprach bezale mir den Teyg; Blenspiegel sprach ja, wann ich euch den Teyg bezale, soll dann die wahr mein sein, die dauon gebachen ist? der Meyster sprach, was frag ich nach solcher wahr? also bezalt er im sein Teyg, vnd nam die gebachen Gulen vnd Mörkzen in ein Korb, trug sie in die Herberg zu dem Wilden mann, vnd gebacht in im selber, du hast oft gehört, man künndt niches so selhams gen Braunschweh bringen, man löst gelt darauß, vnd was an der zeit, das am andern tag S. Nicolaus abendt was, also stund Blenspiegel für d' kirchen mit seiner Rauffmannschatz, vnd verkaufft die Gulen vnd Mörkzen all, vnd löset vil mer gelt darauß, denn er dem Beden für den Teyg hat geben. Das ward dem Beden künndt gethan, den verdroß es, vnd lief für S. Nicolaus kirchen, vnd wolt in anfordern für den kosten, die ding zu bachen. Da was Blenspiegel erst hinweg mit dem gelt, vnd batte der Beder das nachsehen.

18. Das Kalenbuch.

(1597.)

Das Volkbuch, „die Schiltbürger“, Bewohner des sächsischen Städtchens Schilda, erschien unter dem Titel „Kalenbuch“, 1597. Spätere Bearbeitungen griffen über diese Ortlichkeit hinaus, so daß sich in vielen Gegenden und Ländern ein ähnlicher Volkscharakter an andere Ortlichkeiten anlehnt.

1. Wie die Schiltbürger das Bauholz zu ihrem Rathhaus fällen.

Die Schiltbürger waren gleichwohl noch so weitsüchtig, (dann ihre Weisheit allgemach als ein Licht abnehmen sollen,) daß sie wußten, daß man zuvor Bauholz und andere Sachen mehr haben müßte, ehe man den Bau anfangen könnte, dann die rechte Narren würden ohne Holz, Stein, Kalk und Sand zu bauen sich unterstanden haben. Darum zogen sie sämmtlich und einmüthiglich mit einander gen Holz, so jenseit des Bergs in einem Thal gelegen, und sungen an das Bauholz zu fällen, nach ihres Baumeisters Rath und Angeben. Da es nun von Aßen gefäubert und zubereitet gewesen, wünschten sie allzumal, daß sie eine Armbrust hätten, auf dem sie es könnten heimtschießen, vermehnten, sie würden durch solches Mittel unläglicher Mühe und Arbeit überhaben werden. Aber,

Der Hätlich und der Woltich,
Desgleichen auch der Soltich,
Sind Brüder gewesen alle,
Gewannen doch nichts zumale.
Hätlich und Woltich nichts hätten:
Des Soltichs Bruder gar nichts thäten.

Darum mußten sie, die Kalenbürtger, die Arbeit selbstn verrichten, welches ihnen genug gethan. Also machten sie sich hinter die großen Baumhölzer, und mit ans der maßen hartschwerer Arbeit oft in die Hand gespeißet, glaubt mir, nicht ohne viel Schnaufen und Athem lassen, brachten sie zuletzt dieselben den Berg hinauf und jenseit wieder hinab, alle, bis an einß, so nach ihrem Verstand das letzte gewesen.

Dasselbige fesseln sie zugleich den andern auch an und bringens mit heben, lupsen, schieben,

treiben, stoßen, krollen, rollen, wällen, schleifen, ketschen, tragen, legen, schalten, schürzen, rutschen, ziehen, kehren, stellen, winden und wenden, für sich, hinter sich, ob sich, niedersich, nebensich, links und rechts, in die Breite, in die Länge, und überzwerch den Berg hinauf, und auf der andern Seite halber hinab.

Ich kann aber nicht wissen, ob sie es übersehen haben, und das Holz nicht recht angefeßelt und gebunden, oder ob die Strick und Seiler zu schwach gewesen und deshalb gebrochen seien, der Baum entgeht ihnen, also, daß sie ihn nicht mehr erhalten konnten, und fängt an selbstn fein gemach den Berg hinab zu laufen, bis er zu den andern Hölzern hinab kommt, da er still liegt wie ein anderer Stod. Solchen Verstand dieses groben Holzes haben die Valenbürger bis zum Ende zu, und verwunderten sich höchlich darüber.

Nun sind wir alle (sprach ein Valenbürger) ja große Narren und doppelte Zwölfs-Esel, daß wir so große Müß und Arbeit gehabt, ehe wir die Bäume den Berg hinab gebracht, und ist unser keiner so witzig gewesen, daß er gedacht hätte, diese Bäume könnten selbst besser hinab gehen, dann wir sie hinab schleifen, ketschen und tragen. Aber mit unserm selbst eigenen Schaden müssen wir Narren kug werden. Diesem (sagt ein anderer Valenbürger) ist Rath zu schaffen und zu helfen, ehe eine blinde Kat ein Aug aufthut. Wer sie hinab gethan hat, der kann sie auch wieder hinauf thun. Darum, welcher mit mir daran ist, der macht ein Eselohr: Wir wollen alle Hölzer wiederum hinauf schrauben, so können wir sie dann fein allgemach lassen dadurch hinunter rollen, da dann wir mit zusehen, unsern Lust haben und also unserer geübten Müße wiederum ergöget werden.

Solcher Rath gefiel ihnen allen über die massen sehr wohl, machten alle Eselohren und schämte sich einer für dem andern, daß er nicht so witzig gewesen. Doch freueten sie sich gleichwohl alle, daß sie ihrer angelegten Thorheit und angenommenen Narrerey eine anfängliche Prob thun solten.

Darum machten sie sich wiederum an die Hölzer, thäten den Rücken darhinter, und hatten sie zuvor, als sie solche den Berg hinab gebracht, unfägliche Müße und ungläubliche Arbeit gehabt, so haben sie es jegunder gewißlich dreysach mehr, ehe sie die wieder hinauf brachten, dann sie sich schon zuvor also gearbeitet und abgemattet gehabt, daß sie kaum mehr vermochten, wären lieber ins Wirthshaus gangen. Leßlich brachten sie die Hölzer wieder zu oberst auf den Berg, ohne das eine nicht, welches sie nur halb hinauf, dieweil es schon zuvor halb hinab gelaufen gewesen, und nachdem sie eine Weil verschauafet, ließen dieselben fein allgemach hinab rogehn, je eines nach dem andern. Sie aber stunden oben und sahen zu, und ließens ihnen wohlgefallen. Hiemit wurd ihr Herz zufriednen gesetzt und das erste Muster oder Probstück ihrer Narrerey gegeben. Welcher Ursach halber, dieweil es ihnen das erstmal so wol gelungen, sie ganz frölich heimzogen, ins Wirthshaus sassen, und dieweil sie ein gemeines Wert gethan, billich ein groß Loch ins gemeine Gut fraßen.

Wann nur der solt das gemeine Gut
Verzehren, ders gemein Wert thut,
Wie würde er so köstlich leben,
Und dennoch seinen Schaden geben.
Wo aber solch Gut wird verzehrt
Durch die, so es nicht haben gemehrt:
Viel minder helfen es erhalten,
Wie solt da nicht alles Unglück walten?

2. Eine merckliche Geschicht, so sich mit einem Krebs zu Valenburg zugetragen.

Ein unschuldiger armer Krebs hat sich auf eine Zeit irre gegangen, und als er vermeynt in ein Loch zu kriechen, kam er zu allem Unglück gen Valenburg in das Dorf. Als ihn etliche gesehen hatten, daß er so viel Füße gehabt, hinter sich und für sich gehen kont und was dergleichen Tugenden mehr ein ehrlicher redlicher Krebs an sich hat, erschraden sie über die massen sehr darob, dann sie vormals keinen niemals gesehen, schlugen derowegen Sturm an, kamen alle über das ungeheure Thier zusammen, zerriethen sich, was es doch seyn möchte. Niemand konts wissen, biß leßlich der Schultheiß sagte: Es werde gewiß ein Schneider seyn, dieweil er zuwo Scheren bey sich habe. Solches zu erkundigen, legten ihm die Bauren ein Stuck lindtsich Tuch, wie die Bauren ihre Wölfe daraus machen, und wo der Krebs darauf hin und her kroche, da schnitt ihm einer mit der Scheer hinten nach. Dann sie vermeynten nit anders, denn der Krebs als ein rechtschaffener Meister Schneider, entwerfe ein Muster eines neuen Kleides, welchen sie, inmassen unser Valenburger auch thun, nachaffen wollen. Zer schnitten als endlich das Tuch ganz, daß es nirgend zu mehr nutz war.

Als sie nun gesehen, daß sie sich selbst betrogen hätten, da trat einer unter ihnen auf und spricht: Er habe einen sehr wohlverfahrnen Sohn, der sei in dreyen Tagen 1 Meil Weg weit und breit gewandert, habe viel gesehen und erfahren, es zweiffle ihm nicht daran, er wer-

dergleichen Thier mehr gesehen haben und wissen, was es seye. Also war der Sohn beruffen, derselbe besah das Thier lang, hinten und vornen, oder wo es den Kopf hätte. Dann wann der Krebs hinter sich kroch, so meynte er, er hätte den Kopf beim Schwanz. Kont sich also gar nicht drein richten, sprach doch endlich: Nun hab ich doch mein Tag hin und her viel Hunderts gesehen, aber desgleichen ist mir nicht für kommen. Doch, wann ich sagen soll, was es für ein Thier sey, so sprich ich nach meinem hohen Verstand. Wann es nicht eine Taube ist, oder ein Storch, so ist es gewißlich ein Hirsch, unter diesen muß es eins seyn.

Die Valenburger wußten jetzt eben so viel, als vor, und als einer angreifen wolt, erwischte er ihn mit der Scheer dermassen, daß er anfing um Hilf zu ruffen und zu schreyen: Es ist ein Mörder, ein Mörder. Als solches die andern gesehen, hatten sie schon genug, besetzten derowegen alsbald gleich ohne Verzug, von Stund an auf der Stätt eilends, alda am selbigen Ort auf dem Platz, da der Bauer gebissen worden, das Gericht, und ließen ein Urtheil über den Krebs ergehen, das lautet ungefährlich solcher massen: Sineimal niemand wisse, was dieses für ein Thier sey, und aber sichs befinde, dieweil es sie betrogen, indem es sich für einen Schneider ausgeben und doch nicht sey, daß es ein Leut betriegendes und schädliches Thier sey, ja ein Mörder, so erkennen sie, daß er solle gerichtet werden, als ein Leut-Betriegler und ein Mörder, mit dem Wasser und was darzu gehört.

Solches Urtheil Statt zu thun, ward einem unter ihnen befohlen, derselbe nahm den Krebs auf ein Brett, trug ihn dem Wasser zu, und gieng zu Valenburg die ganze Gemein mit; da ward er im Beseyn und Zusehen jedermänniglichen hinein geworfen. Als der Krebs das Wasser kommen sich wiederum empfunde, zabelt er und kroch hinter sich. Solches erfahren die Bauren, deren huben etliche an zu weinen und sprachen: Nun solt eins wohl fromm seyn, schauet doch, wie ihm der Tod so wehe thut.

3. Wie die Valenburger einen Maushund, und hiemit ihr endliches Verderben kaufen.

Nun hatten die zu Valenburg keine Katzen, und aber sehr viel Mäuse, daß ihnen auch im Brodlokb nichts sicher war; was sie nur neben sich stelleten, das ward ihnen gestressen oder zernaget, daß sie dann in Angsten waren. Es begab sich auf eine Zeit, daß ein Wandersmann durch ihr Dorf zog, der trug eine Kat auf dem Arm, und lehrte bei dem Wirth ein. Der Wirth fragte ihn, was doch dieses für ein Thier seye? Er sprach, es sei ein Maus-Hund. Nun waren die Mäuse zu Valenburg so heimlich und zahm, daß sie auch vor den Leuten nicht mehr flohen, liefen bey Tag hin und her ohn alles Scheuen. Darum ließ der Wandersmann die Kat laufen, die erlegt alsbald, im Beseyn des Wirths, der Mäuse gar viel.

Als solches der Gemein durch den Wirth angezeigt ward, fragten sie den Mann, ob ihm der Maushund feil wäre? sie wolten ihm den wohl bezahlen. Er antwortete: Er sey ihm zwar nicht feil. Dieweil sie aber sein so nothwendig, so wolle er ihn ihnen überlassen, wann sie wolten darum geben, was recht sey; fordert derowegen 100 Gulden darfür. Die Bauren waren froh, daß er nicht mehr gefordert hätte, wurden mit ihm des Kaufes eins, ihm das halbe also baar zu erlegen, das übrige Geld solt er über ein Jahr bekommen und holen. Also ward von beyden Theilen der Kauf eingeschlagen, diesem das halbe Geld zu geben; so trug er ihnen den Maushund in ihre Burg, darinnen sie ihr Getraid liegen hatten, da auch am meisten Mäuse gewesen. Der Wanderer zog eilends mit dem Geld hinweg, fürchtete sich, daß sie nicht etwan der Kauf gereue und sie ihm das Geld wiederum nehmen möchten, und im Gehen sahe er oft hinter sich, ob ihm nicht jemand nacheilte.

Nun hatten die Bauren vergessen zu fragen, was der Maushund fresse, darum schickten sie dem Wandersmann in Eil einen nach, der ihn deshalb solte fragen. Als der mit dem Geld sahe, daß ihm jemand nacheilte, eilte er desto mehr, also, daß ihn der Bauer nicht erreichen konte, darum schrie er ihm von ferne zu: Was isset er? was isset er? Jener antwortet: Was man ihm geit! Der Bauer verstaude, er habe gesagt: Vieh und Leut, Vieh und Leut; lehrte derowegen in großer Unmuth wieder heim und zeigte solches seinen gnädigen Herren an, welche darob sehr erschraden, und sprachen: Wann er keine Mäuse mehr zu fressen hat, so wird er darnach unser Vieh fressen und endlich uns selbst, ob wir ihn schon mit unserm guten Geld an uns erkaufst haben. Rathschlagen derowegen, die Kat zu tödten, aber keiner wolt sie angreifen. Darum wurden sie Raths, sie in dem Schloß mit Jener zu verbrennen, dann es wäre besser ein geringer Schaden, als daß sie alle solten um Leib und Leben kommen. Also zündeten sie das Schloß an.

Da aber die Kat das Feuer schmedte, sprang sie zu einem Fenster aus, kam davon und flohe in ein ander Haus. Das Schloß aber verbrannte bis auf den Boden hinweg.

Niemand war je ängster, als den Valenbürgern, die des Maushund nicht konten abtönnen. Hielten derowegen ferner Rath, und kauften das Haus, darinnen die Kat war, auch an sich, und zündeten es auch an. Aber die Kat entsprang auf das Dach, saß da ein Weil und mutzet sich, wie ihr Gewöhnheit war, mit dem Täpplein über den Kopf, da verstanden die

Bauern, als wann die Katz ein Hand aufhülbe und einen Eid schwöre, daß sie solches nicht wolt ungerochen lassen. Da wolt einer mit einem Spieß nach der Katzen stechen, sie aber ergrieffe den Spieß und fieng daran herab zu laufen, dessen der und die ganze Gemeinde erschrauden, davon liefen und das Feuer breimen ließen. Und dieweil dem Feuer niemand gewehret, noch dasselbig gelöscht hat, verbrennte das ganze Dorf bis auf ein Haus, und kam gleichwohl die Katz davon. Die Bauern aber waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen. Damalen verbrannte auch ihre Ganzley, also, daß von ihren Geschichten nichts ordentliches mehr verzeichnet zu finden.

19. Die Fausttage.

Das erste Buch, welches die Teufelsagen vorangegangener Jahrhunderte zusammenfaßt, erschien 1587, eine spätere weitschweifigere, von G. R. Widmann bearbeitet, 1599.

1. Doctor Fausts Versuchung und höllisches Bündniß.

Doctor Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen, zu Rod bei Weimar gebürtig. Zu Wittenberg hat er viele Blutsfreunde gehabt; auch waren seine Eltern gottselige und christliche Leute, und sein Ohm, der zu Wittenberg gefesthat und ein vermögender Bürger war, hat Faustum auferzogen und wie sein Kind gehalten; denn weil er ohne Erben war, nahm er diesen Faustus zu einem Kind und Erben an und ließ ihn in die Schule gehen, Theologie zu studiren. Er ist aber von diesem gottseligen Fürnehmen abgegangen und hat Gottes Wort mißbraucht.

Da Faustus als ein gelehriger und geschwinder Kopf zum Studiren geeignet und geneigt war, ist er bald so weit gekommen, daß man ihn zum Magister examinierte, und neben ihm noch sechszehn Magister, welchen er allen in Fragen und Geschicklichkeit obsiegte, also, daß er zu seinem Theil genugsam studirt hatte und Doctor der Theologie ward. Weil er aber einen unsinnigen und hoffärtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allzeit den Speculirer genannt hat, ist er in böse Gesellschaft gerathen, hat die heilige Schrift eine Weile hinter die Thür und unter die Bank gelegt und ein ruch- und gottloses Leben geführt, wie es denn ein wahr Sprichwort ist: Was zum Teufel will, das läßt sich nicht aufhalten. Begab sich also gen Cracau in Polen, eine der Zauberei halber vor Zeiten berühmte Hochschule und fand allda seines Gleichen, die mit chaldäischen, persischen, arabischen und griechischen Worten, figuris, characteribus, conjurationibus, incantationibus umgingen, oder wie sonst solche Beschwörung und Zauberei genannt werden mag. Das gesiel Doctor Fausto wohl, speculirte und studirte darin Tag und Nacht und wollte sich hernach keinen Theologen mehr nennen lassen, sondern ward ein Weltmensch, ein Astrologus und Mathematicus, nannte sich einen Doctor der Medicin, half auch erstlich vielen Leuten mit Kräutern, Wurzeln, Wassern und Recepten, und war dabei redselig und in der göttlichen Schrift wohl erfahren. Er wußte die Regel Christi gar wohl: Wer den Willen des Herrn weiß, und thut ihn nicht, der wird zwiefach gestraft. Item: Niemand kann zween Herren dienen. Item: Du sollst Gott den Herrn nicht versuchen. Dies alles schlug er in den Wind, setzte seine Seele eine Weile über die Oberthüre, darum für ihn keine Entschuldigunng sein soll.

2. Wie Doctor Faustus den Teufel beschworen hat.

Wie obgemeldet, war Doctor Fausts Sinn dahin gestellt, das zu lieben, was nicht zu lieben war; dem trachtete er Tag und Nacht nach, nahm an sich Adlersflügel und wollte alle Gründe von Himmel und Erden erforschen, denn sein leichtfertiger Fürwitz stachelte und reizte ihn also, daß er sich auf eine Zeit vornahm, etliche zauberische Vocabeln, Figuren und Beschwörungen zu versuchen und ins Werk zu setzen, damit er den Teufel vor sich fordern möchte. Kam also zu einem dichten Wald, der, wie etliche auch melden, bei Wittenberg gelegen und der Spefferwald genannt war. In diesem Walde, gegen Abend, auf einem Kreuzwege oder doppelten Wegscheide, machte er mit einem Stab etliche Cirkel, beschwor also den Teufel in der Nacht zwischen neun und zehn Uhr. Da wird gewißlich der Teufel in die Faust gelacht haben und gedacht: Wohlan, ich will dir dein Herz und Muth erkühlen, dich auf das Affenbänklein setzen, damit mir nicht allein dein Leib, sondern auch deine Seele zu theil werde. Wohin ich nicht will, dahin will ich dich als meinen Boten senden; wie auch geschah, indem der Teufel den Faustum wunderbarlich äfzte und zum Narren machte. Denn als Doctor Faustus den Teufel beschwor, da ließ sich der Teufel an, als wenn er nicht gern an das Ziel und an den Reichen käme, wie denn der Teufel im Wald einen solchen Tumult anhub, als sollte alles zu grund gehen, daß sich die Bäume bis zur Erde bogen. Darnach ließ der Teufel sich an, als wenn der Wald voller Teufel wäre, die in und neben den Cirkeln des Doctor Faustus her erschienen, darnach als Bolzen und Stralen in vier Ecken in den Wald gingen, worauf ein Blüchsenknall vernommen ward und eine Helle erschien; auch sind im Wald viel lieblicher Instrumente, Musik und Gesang gehört, auch etliche Tänze und Turniere mit Spießen und Schwertern gesehen

worben, also, daß Doctor Faustus die Weile so lange ward, daß er schier aus den Cirkeln gelaufen wäre. Zuletzt sagte er wieder einen verwegenen, gottlosen Vorsatz, nahm sich vor auszuhalten, was auch daraus werden möchte, und hub von neuem an den Teufel zu beschwören. Da machte ihm der Teufel ein Geplär vor die Augen, wie folgt: Es ließ sich sehen, als ob über den Cirkeln ein Greif oder Drache schwebte und flatterte, und wenn Doctor Faustus seine Beschwörung vornahm, kirrte das Thier jämmerlich. Bald darauf fiel drei oder vier Klaster hoch ein feuriger Stern herab, und verwandelte sich in eine feurige Kugel, dessen denn auch Dr. Faustus gar sehr erschrak. Jedoch blieb er bei seinem Filtznehmen und rechnete sich hoch an, daß ihm der Teufel unterthänig sein sollte, wie denn Doctor Faustus in einer Gesellschaft sich berüthmte, es sei ihm das höchste Haupt auf Erden unterthänig und gehorsam; worauf die Studenten antworteten, sie wüßten kein höher Haupt denn den Kaiser oder Paps; aber Faustus sagte, das Haupt, das mir unterthänig ist, ist höher, und bezeugte solches mit der Epistel Pauli an die Epheser: Der Fürst dieser Welt, auf Erden und unter dem Himmel u. s. w. Er beschwor also die feurigen Stern zum ersten, andern und dritten Mal. Darauf ging ein Feuerstrom mannhoch auf und ließ sich wieder herunter; da wurden sechs Lichtlein darauf gesehen. Einmal sprang ein Lichtlein in die Höhe, dann das andere hernieder, bis sich verwandelte und die Gestalt eines feurigen Mannes annahm; der ging um den Kreis herum eine Viertelstunde lang. Bald darauf verwandelte sich der Geist in Gestalt eines grauen Mönchs, kam mit Fausto zu reden und fragte, was er begehrte.

(Nach R. Simrod.)

3. Wie Doctor Faust Geld von einem Juden entlehnet und demselbigen seinen Fuß zum Pfand gegeben, er ihm selbst in des Juden beheln abgesetzt.

Als Doctor Faustus auf eine Zeit nicht bey Gelte war, ist er verursacht worden, bey den Jüden Geld aufzuborgen; dem setzt er auch nach, nam bey einem Juden 60 Thaler auff einen Monat lang. Als nun die Frist verlaufen vnd der Jude seines Geldes sampt dem Interesse gewertig war, Doctor Faustus aber nicht im sinne hatte, dem Jüden was zubezahlen, kömpt der Jude auff solche Zeit zu ihm in sein Haus, thut seine Anforderung. D. Faustus spricht zu jm: „Jüb, ich hab kein Gelt vnd weiß auch keines aufzubringen, darmit du aber der Bezahlung versichert sehest, so will ich mir ein Glied, es sey ein Arm oder Schendel, abschneiden vnd dir zum Bnterpand lassen, doch mit dem außdrücklichen Geding, so ferne ich zu Gelte kommen vnd dich widerumb bezahlen werde, das du mir mein Glied widerumb zu stellen wollest.“ Der Jüde, so ohne das ein Christen feind war, gedachte bey sich selbst, das müsse ein verwegener Mann sein, der seine Glieder für Gelt zu Pfande setzen wolte, war derhalben mit dem Pfande zu frieden. D. Faustus nimpt eine Sege vnd schneid seinen Fuß damit abe, gibt in dem Jüden (es war aber lauter Verblendung) mit der Condition, so bald er zu Gelt keme, ihn zu bezahlen, das er ihme seinen Schendel wider zustellen solt; er wolte jm denselben wol wider ansehen. Der Jüde war mit diesem Contract wol zufrieden, zeucht mit dem Schendel daruon. Als er nun darob verdrossen vnd milde war, darneben gedacht: was hilfft mich ein Schelmenbein? trage ich es heim, so wird es richten, so ist es auch mißlich, wider anzuheilen; vnd ist dieses ein schwer Pfand, das er sich nicht höher verbinden hette können, denn mit seinem eigenen Gliede; es wird mir doch nicht mehr daflr. Mit solchen vnd anderen Gedanken (Wie dieser Jüde hernach selbst bekant hat) gehet er vber einen Steg vnd wirfft den Fuß hinein. Dieses wußte nun Doctor Faustus gar wol; schidet derhalben Doctor Faustus vber drei Tage nach dem Jüden: Er wolte ihn bezahlen. Der Jüde kömpt. Doctor Faustus fragt: Wo er das Pfand habe? er solle es ihm widerumb zustellen, so wölle er ihn bezahlen. Der Jüd sagte: Dieneils niemant nichts genlßt, hett ers hinweg geworffen. Doctor Faustus wolte aber kurzumb sein Pfand vnd Schendel widerumb haben, oder der Jüd solte ihm seinen Willen darumb machen. Wollte der Jüd seiner loß werden, so mußte er ihm noch 60 Thaler darzu geben, vnd hatte doch D. Faustus seinen Schendel noch.

(Nach Widmann.)

4. Doctor Faustus schenkt den Studenten zu Leipzig ein Faß Wein.

Es hatten etliche fremde Studenten aus Ungarn, Polen, Rärnthen und Nherreich, die zu Wittenberg mit Doctor Fausto viel umgingen, die Bitte an ihn gestellt als die Leipziger Messe anging, er möchte mit ihnen dahin ziehen; sie möchten gern sehen, was da für ein Gewerbe wäre und für Handelssteute zusammen kämen; so hätten ihrer etliche auch Vertröstung, Geld daselbst zu empfangen. Doctor Faustus willigte ein und leistete ihnen Gesellschaft. Als sie nun zu Leipzig hin und wieder spazierten, die Universität, die Stadt und die Messe besahen, gingen sie von Ohngefähr bei einem Weinkeller vorüber. Da waren etliche Schröter über einem großen Weinfas von etwa sechzehn bis achtzehn Eimer, und wollten es aus dem Keller schroten, konnten es aber nicht herausbringen. Das sah Doctor Faustus und sprach: „Wie stellt ihr euch so läppisch; eurer sind so viele, und einer allein konnte doch dies Faß herausbringen, wenn er sich recht dazu zu schiden wüßte.“ Die Schröter wurden solcher Rede halb

unwillig und warfen mit unnützen Worten um sich, weil sie ihn nicht kannten, wie solches Volk zu thun pflegt. Als aber der Herr des Weins solchen Janck vernahm, sprach er zu Faustus und seinen Gesellen: „Wohlan, welcher von euch das Faß allein herausbringen wird, dem soll es sein.“ Faustus war nicht faul, ging alsbald in den Keller, setzte sich auf das Faß wie auf ein Pferd, und ritt es also schnell aus dem Keller, worüber sich jedermann verwunderte. Des erschraf der Weinherr, der solches nicht für möglich gehalten hätte; mußte aber doch seine Zusage halten und Faustus das Faß mit Wein verabfolgen lassen. Der gab es seinen Wandergesellen zum Besten; die luden andere gute Freunde dazu und hatten etliche Tage lang einen guten Schlampamp davon und wußten von Glück in Leipzig zu sagen.

5. Folgt nun von Doctor Fausti gräulichem und erschrecklichem Ende, an welchem sich jeder Christenmensch genugsam zu spiegeln und davor zu hüten hat.

Die 24 Jahre des Doctor Faustus waren schier verlaufen und in der Woche vorher erschien ihm der Geist, hielt ihm seine Briefe vor und zeigte ihm an, daß der Teufel in der andern Nacht seinen Leib holen werde; dessen sollte er sich versehen. Doctor Faustus klagte und wäunte die ganze Nacht, also, daß ihm der Geist in dieser Nacht wieder erschien und zu ihm sprach: „Mein Fauste, sei doch nicht so kleinmüthig. Ob du schon deinen Leib verlierst, so ist doch noch lange dahin, bis dein Gericht wird. Du mußt doch zuletzt sterben, wenn du gleich viel tausend Jahre lebst. Müßten doch die Türken und Juden und andere Unchristen, und ob sie Kaiser hießen, auch sterben und in gleicher Verdammniß sein. Weißt du doch noch nicht, was dir auferlegt ist. Sei beherzt und verzage nicht so gar; hat dir doch der Teufel verheißen, er wolle dir einen stählernen Leib geben, daß du nicht leiden solltest, wie andere Verdammte.“ Solchen und noch mehr Trostes gab er ihm, jedoch falsch und der heiligen Schrift zuwider. Doctor Faustus, der nicht anders wußte, denn seine Verschreibung müsse er mit der Haut bezahlen, geht an demselben Tage, da ihm der Geist angesagt hatte, daß ihn der Teufel holen werde, zu seinen vertrauten Gesellen, Magistern, Baccalariis und andern Studenten mehr, die ihn zuvor oft besucht hatten, und bittet sie, mit ihm in das Dorf Nimlich, eine halbe Meile von Wittenberg gelegen, zu spazieren und allda mit ihm eine Mahlzeit zu halten, welches sie ihm zusagten. Also gehen sie mit einander dahin und essen ein Morgenumahl mit vielen köstlichen Gerichten an Speisen und Wein, so der Wirth austrug. Doctor Faustus war mit ihnen fröhlich, doch nicht aus rechtem Herzen, bittet sie alle wiederum, sie möchten ihm den Gefallen erweisen, mit ihm zu Nacht zu essen und dann die Nacht vollends bei ihm zu bleiben, er wolle ihnen etwas Wichtiges sagen; welches sie ihm zusagten und auch die Mahlzeit annahmen. Als nun der Schlaftrunk auch geschehen war, bezahlte Doctor Faustus den Wirth und bat die Studenten, sie möchten mit ihm in eine andere Stube gehen; er wolle ihnen etwas sagen. Das geschah. Doctor Faustus sprach also zu ihnen:

„Meine lieben, vertrauten und günstigen Herren! Warum ich euch berufen habe, ist dies, daß euch seit vielen Jahren bewußt ist, was ich für ein Mann war, in Zauberei und vielen Künsten erfahren, welche aber nirgends anders her, denn vom Teufel gekommen, zu welcher teuflischen Lust mich auch niemand gebracht, als die böse Gesellschaft, die mit dergleichen umging, darnach aber mein unwerthes Fleisch und Blut, mein halsstarriger gottloser Wille und die hochfliegenden teuflischen Gedanken, welche ich mir fürgesetzt, wofür ich mich dem Teufel versprechen mußten, nämlich Leib und Seele nach 24 Jahren. Nun sind diese Jahre bis auf die nächste Nacht zu Ende gelaufen und steht mir das Stundenglas vor den Augen, daß ich gewärtig sein muß, wenn es ausläuft, daß er mich holen wird, zumal ich ihm Leib und Seele zum andernmal so theuer und mit meinem eigenen Blute verschrieben habe. Darum habe ich euch, freundliche, günstige, liebe Herren, vor meinem Ende zu mir berufen und mit euch einen Johannistrank zum Abschied thun wollen und euch mein Hinscheiden nicht verbergen. Bitte euch nunmehr, günstige, liebe Brüder und Herren, ihr wolleet alle die Weinen und die meiner im Guten gedenken, brüderlich und freundlich grüßen, daneben mir nichts für läbel halten und wo ich euch jemals beleidigt, mir solches herzlich vergehen. Was aber die Abenteuer anbelangt, so ich in diesen 24 Jahren getrieben habe, das werdet ihr alles nach mir aufgeschrieben finden. Und laßt euch mein gräulich Ende euer Lebtag ein Vorbild und eine Erinnerung sein und wolleet Gott vor Augen haben und ihn bitten, daß er euch vor des Teufels List und Betrug behüten und nicht in Versuchung führen wolle. Dagegen hanget ihn an und fallt nicht so gar von ihm ab, wie ich gottloser und verdammter Mensch, der ich abgesetzt habe der Taufe, dem Sacrament Christi, Gott selbst, den Menschen und allem himmlischen Heer, einem solchen Gott, der nicht begehrt, daß einer sollte verloren werden. Laßt euch auch böse Gesellschaft nicht verführen, wie es mir begegnet ist, besucht fleißig und ernstig die Kirchen, steigt und streitet allezeit wider den Teufel, mit gutem Glauben an Christum und gottseligem Wandel.

Endlich und zum Beschluß ist meine freundliche Bitte, ihr wolleet euch zu Bett begeben, mit Ruhe schlafen und euch nichts ansehen lassen; auch wenn ihr ein Gepolter und Ungehör im Hause hört, wolleet ihr drob mit nichten erschrecken, es soll euch kein Leid widerfahren:

wollte auch vom Bett nicht aufstehen und so ihr meinen Leib todt findet, ihn zur Erde bestatten lassen. Denn ich sterbe als ein böser und guter Christ; ein guter Christ darum, daß ich eine herzlich Reue habe und im Herzen immer um Gnade bitte, damit meine Seele möchte errettet werden; ein böser Christ, weil ich weiß, daß der Teufel meinen Leib will haben und ihm den gerne lassen will, ließe er mir nur meine Seele zufrieden. Hierauf bitte ich euch, ihr wöllt euch zu Bette verfügen und wünsche euch eine gute Nacht; mir aber eine ärgerliche, böse und erschreckliche.“

Diese Erklärung und Erzählung that Doctor Faustus mit beherzten Gemüth, damit er sie nicht verzagt, erschrocken und kleinmüthig machte. Die Studenten aber verwunderten sich aufs höchste, daß er so verwegen gewesen, sich nur um Schlemmerei, Filzwitz und Zauberei in solche Gefahr an Leib und Seele zu begeben. Das war ihnen herzlich leid, denn sie hatten ihn lieb, und sprachen: „Ach, mein Herr Fauste, was habt ihr euch geziehen, daß ihr so stille geschwiegen und uns nichts offenbaret habt; wir wollten euch durch gelehrte Theologos aus dem Netz des Teufels errettet und gerissen haben. Nun aber ist es zu spät und eurer Leib und eurer Seele schädlich.“ Doctor Faustus antwortete, „er hätte es nicht thun dürfen, obschon er es oft im Sinne gehabt, sich zu gottseligen Leuten zu wenden, und Rath und Hilfe zu suchen; wie mich denn auch mein Nachbar angesprochen, daß ich seiner Lehre folgen, von der Zauberei abstehen und mich bekehren sollte. Als ich aber dessen schon willens war, kam der Teufel und wollte mit mir fort, wie er diese Nacht thun wird, und sagte, sobald ich die Bekehrung zu Gott mir vorsehen würde, wolle er mir den Garaus machen.“ Als sie solches von Faustus vernommen, sagten sie zu ihm: Dieweil nun nichts anders zu gewarten sei, solle er Gott anrufen, ihn um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen um Verzeihung bitten und sprechen: Ach Gott, sei mir armen Sünder gnädig, gehe nicht mit mir ins Gericht, denn ich kann vor dir nicht bestehen. Biewohl ich dem Teufel den Leib muß lassen, so wollest du doch die Seele erhalten; vielleicht will denn Gott etwas wirken. Da sagte er ihnen zu, er wolle beten; es wollte ihm aber nicht eingehen, wie dem Kain, der auch sagte, seine Sünden wären größer, als daß sie ihm verziehen werden möchten; also gedachte er auch immerdar, er hätte es mit seiner Verschreibung zu grob gemacht. Diese Studenten und gute Herrn, als sie Faustus gesegneten, meinten sie und umfingen einander; Doctor Faustus aber blieb in der Stube. Und da die Herren sich zu Bett begaben, konnte keiner recht schlafen, zumal sie den Ausgang hören wollten. Es geschah aber zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht, daß gegen das Haus her ein großer ungezügelter Wind sich erhob, der das Haus an allen Seiten umgab, als ob er alles zu grunde richten und das Haus zu Boden reißen wolle. Die Studenten meinten darob zu verzagen, sprangen aus dem Bette und huben an einander zu trösten, wollten aber nicht aus der Kammer; der Wirth lief aus seinem in ein ander Haus. Die Studenten lagen nahe bei der Stube, darin Doctor Faustus war; da hörten sie ein gräuliches Pfeisen und Wischen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlichen Wiltner wäre. Indem geht Doctor Fausti Stubenthür auf, er fängt an Mordio und um Hilfe zu schreien, aber kaum mit halber Stimme; bald darauf hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag ward, und die Studenten die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, gingen sie in die Stube, darin Doctor Faustus gewesen war; sie fanden aber keinen Faustus mehr und nichts als die Stube voller Bluts gesprüht und das Hirn an den Wänden klebend, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zähne da, ein gräulich und erschrecklich Spectakel. Da huben die Studenten an ihn zu befragen und allenthalben zu suchen. Zuletzt aber fanden sie seinen Leib draußen auf dem Miste liegen, welcher gräulich anzusehen war, da ihm der Kopf und alle Glieder schlotterten.

Also endet sich die ganze wahrhaftige Historie und Zauberei Doctor Fausti, daraus ein jeder Christ, sonderlich aber die eines hoffärtigen, stolzen, filzwitzigen und trogigen Sinnes sind, lernen mag, Gott zu fürchten, Zauberei, Beschwörung und ander Teufelswerk zu fliehen, so Gott ernstlich verboten hat, und den Teufel nicht zu Gast zu laden, noch ihm Raum zu geben, wie Doctor Faustus gethan hat, indem uns hier ein erschrecklich Exempel an seiner Verschreibung vorgebildet ist. Dessen müßig zu gehen und Gott allein zu lieben und vor Augen zu haben, ihn allein anzubeten, ihm zu dienen und ihn zu lieben von ganzem Herzen und ganzer Seelen und von allen Kräften, und dagegen dem Teufel und allem seinem Anhang abzusagen und mit Christo ewig selig zu werden, Amen, Amen; das wünsche ich einem jeden von Grund meines Herzens. Amen.

(Nach R. Simrod.)

Vierte Periode.

Das Zeitalter der Nachahmung.

(c. 1600—1750.)

A. Literaturbilder

aus der ersten schlesischen Schule und den mit ihr zusammenhängenden Dichterorden.

1. Georg Rudolf Weckherlin.

(1584—1651.)

1. Über den Tod des Königs von Schweden.

(Oben und Gefänge, 1618.)

Dein eigner Muth, o Held, weil Gottsfurcht, Ehr' und Recht
Dein Herz und Schwert allein gestärket und geweget,
Weil auch der Erden Kreis für dich zu eng und schlecht
Hat in den Himmel dich (zu früh für uns) versetzet.

Denn gleichwie deine Faust der Gläubigen Geschlecht,
Als es in höchster Noth, errettet und ergöset,
Also hat durch dein Haupt die Kugel (leider!) recht
Der deutschen Freiheit Herz und Tugend Haupt verletzet.

Siegreich und selig zwar hat dich, weil in der Schlacht
Du frei für Gottes Wort dein theures Blut vergossen,
In die endlose Freud' und Ehr' dein End' gebracht;

Jedoch in Leid und Noth sind deine Bundsgenossen,
Weil deine Herrschung du mit Sieg, Triumph und Pracht
Dort in dem Himmelreich ansangend, hie beschloffen.

2. Grabschrift eines Faulen.

Hier ruhet Martin Faulermann,
Wenn man den ruhen sagen kann,
Der seinen Lebtag nichts gethan.

3. Herr Witzleer.

Du bist keines Weisen Freund,
Weil du selbst keiner,

Und den Narren bist du feind,
Weil du selbst einer.

4. Leben, Rebel.

Mensch, bist du klug
Und willst recht wissen, was dein Leben,
So merl' das Wörtlein Leben eben,

Da hast du g'nug:
Nies es zurüd, so wirst du sehen
Was es, und wie es thut vergehen.

2. Johann Valentin Andreä.

(1586—1654.)

1. Christliche Gleichheit.

(Geistliche Kurzweil, 1619.)

Wem Loben ist wie Schelten,
Rans umb Gott nit vergelten;
Wem Schelten ist wie Loben,
Der preiß sein Gott hoch oben.
Wem darben ist wie reichen,
Rans umb Gott nit vergleichen;
Wem reichthumb ist wie armut,
Der dancke Gott für solches Gut.
Wem Ehre ist wie Schand,
Der lobe Gott umb solchen stand.

Wem Schand ist wie Ehr,
Der preiße Gott je mehr vnd mehr;
Wem Weisheit ist wie Einfalt,
Der lobe Gott drumb manigsalt;
Wem Einfalt ist wie weisheit,
Der danck deß Gott zu allerzeit.
Wem das Leben ist wie der Todt,
Der preiß dafür sein trewen Gott,
Wem der Todte ist wie Leben,
Soll deß danck sein Gott geben.

2. Zu Gott dem Vater.

Ah mein Batter, schöpffer und Herre,
Zu dir kom ich dein Gschöpff vnd Kind
Nach deiner Gült mich jest erhöre,
Das ich bei dir mein Zuflucht find.

Gib mir ein Herz, das dir vertraue,
Das ich auß deinen Worten lern,
Auff eigne Krafft ja gar nit bawe,
Von eigner Liebe mich mach fern.

Mit laß mein Fleisch in mir regieren,
Das ich vollbring den Willen sein,

Wann michs will in der Welt umbführen
Das ich mit ihr mich verunrein.

Ein ghorfams Herz, vnd willig Gmüthe,
Verleih, vnd das demüthig sey,
Damit vor Frechheit ich mich hülte,
Vor Hoffart immer bleibe frey.

Sorg vnd groß acht meins armen lebens,
Die kurze Zeit sei fern von mir,
Denn durch die Lieb han wir vergebens
Was vns noht ist, o Herr von dir.

3. An den Gräbler.

Ohn Kunst, ohn miltz, ohn Fleiß ich dacht,
Drumb nit nach deinem kopf mich richt,
Biß du wigt, schwigt, spigt, schnigt im Sinn,
Hab ich angsetzt, vnd fahr dahin.
Biß du gucht, bucht, schmucht, trucht im Kopff

Ist mir schon außgelehrt der Topff:
Biß du sticht, spicht, zwiicht, stricht im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt die Zwiern.
Gfelts dir nu nit, wie ich im thu,
Machs besser, nimb ein Jahr darzu.

3. Martin Opiz.

(1597—1639.)

1. Vertrauen auf Gott.

(Teutsche Poemata, 1623.)

Wer Gott das Herze giebet
So nie sich von ihm trennt,
Vnd eine Seele liebet
Die keine Falschheit kennt,
Der mag ohn Sorgen wachen,
Mag schlaffen wie er wil,
Weil seine rechte sachen
Gehn auff ein gutes Ziel.

Laß böse Zungen sprechen
Was ihnen nur gefellt,
Laß Neid vnd Eier stechen,
Laß toben alle Welt.

So wird er dennoch machen
Was sein Gemüthe wil,
Weil seine rechte Sachen
Gehn auff ein gutes Ziel.

Ich lege Neid vnd hassen
Bestendig vnter mich,
Vnd stelle thun vnd lassen,
O Gott, allein auff dich,
Du wirst es alles machen,
Thun was mein Herze wil,
Weil seine rechte Sachen
Gehn auff ein gutes Ziel.

2. Lebenslust.

Ich empfinde fast ein Grauen,
 Daß ich, Plato, für und für
 Bin gefessen über dir;
 Es ist Zeit hinaus zu schawen,
 Vnd sich bey den frischen Quellen
 In dem grünen zu ergehn,
 Wo die schönen Blumen stehn
 Vnd die Fischer Netze stellen.
 Worzu dienet das studiren
 Als zu lauter Vngemach?
 Vnter dessen laufft die Dack
 Unsers Lebens, daß wir führen,
 Ehe wir es inne werden,
 Auff ihr letztes Ende hin,
 Dann kömpt ohne Geist vnd Sinn
 Dieses alles in die Erden.
 Holta, Junger, geh' vnd frage,
 Wo der beste Trundt mag sehn,
 Nimb den Krug vnd fülle Wein.
 Alles Trawren, Leid vnd Klage,

Wie wir Menschen täglich haben,
 Eh' vns Lotho fortgerafft,
 Wil ich in den süßten Saft,
 Den die Traube gibt, vergraben.
 Kauffe gleichfals auch Melonen
 Vnd vergiß des Zuckers nicht;
 Schawe nur, daß nichts gebricht.
 Jener mag der Heller schonen,
 Der bei seinem Gold vnd Schätzen
 Tolle sich zu frenden pflegt
 Vnd nicht satt zu Bette legt:
 Ich wil, weil ich kan, mich legen.
 Bitte meine gute Vröder
 Auff die Music vnd ein Glas;
 Nichts schickt sich, dünckt mich, so daß
 Als gut Trand vnd gute Lieder.
 Laß' ich gleich nicht viel zu erben,
 Ey so hab' ich edlen Wein;
 Will mit andern lustig sehn,
 Muß ich gleich alleine sterben.

3. Hirtenlied.

Kompt laßt vns außspazieren,
 Zu hören in dem Wald
 Die Vögel musirciren,
 Daß Berg vnd thal erschalt.
 Wohl dem, der frey kan singen,
 Wie ihr, ihr Vold der lustt,
 Mag seine stimme schwingen
 Zu der, auff die er hofft.
 Ich werde nicht erhöret,
 Wie hoch ich schreyen thu,
 Die, so mich singen lehret,
 Stopft gantz die Ohren zu.
 Mehr wohl dem, der frey lebet,
 Wie du, du leichte Schar,

In trost und furcht nit schwebet,
 Ist außser der gefahr.
 Ihr werd zwar hingergangen,
 Doch helt man euch in werth
 Ich bin von der gefangen,
 Die meiner nicht begert.
 Zu lezt ich bin in leiden,,
 Ihr seit in lust vnd scherz,
 Ihr singt auß lust vnd freuden,
 Vnd ich auß angst vnd schmerz.
 Ihr könt noch mittel finden,
 Entfliehen auß der pein,
 Sie muß noch mehr mich binden,
 Soll ich erlöset sein.

4. An die Bienen.

(Sonett.)

Ihr Honigvögeln, die ihr von den Viole
 Vnd Rosen abgernet den wunder süßen Saft,
 Die ihr dem grünen Klee entbogen seine Krafft,
 Die ihr das schöne Feld so oft vnd viel bestohlen,
 Ihr Feldteinwohnerin, was wollet ihr doch holen,
 Daß, so euch noch zur Zeit hat wenig Nutz ge-
 schafft,
 Weil ihr mit Dienßbarkeit der Menschen seyd
 behaftt,
 Vnd ihnen mehrentheils den Honig müßet
 zohlen?

Komt, komt zu meinem Lieb' auff ihren Rosen-
 mund,
 Der mir mein krankes Herz' hat inniglich ver-
 wundt,
 Da solt ihr Himmelspeiß' auch überflüssig
 brechen;
 Wann aber jemand sie wil setzen in Gefahr,
 Vnd ihr ein Leid anthun, dem soltu stark
 Schar
 Für Honig Galle seyn, vnd ihn zu Tode
 stechen.

5. Auff Vndt kompt Freud.

Seh wohlgemuth, laß trawren sein,
 Auff Regen folget Sonnenschein,
 Es gibet endlich doch das Glück
 Nach toben einen guten Blick.
 Vor hat der rauhe Winter sich
 An vns erzeiget grimmitlich,
 Der gantzen Welt Revier gar tieff
 In einem harten Traume schlieff.

Weil aber jetzt der Sonnen Liecht
 Mit vollem Glanz heraußerbricht,
 Vnd an dem Himmel höher steigt,
 Auch alles frölich sich erzeigt.
 Das frostig Eyß muß gantz vergehn,
 Der Schnee kan gar nicht mehr bestehn,
 Favonius der zarte Windt
 Sich wider auff die Felder findt.

Die Saate gehet auff mit macht,
Das Gras grünt in vollem Pracht,
Die Bäume schlagen wieder auß,
Die Blumen machen sich heraus.

Das Vieh in Feldern inniglich,
Das Wild in Büschen frewet sich,
Der Vögel schaar sich frölich schwingt,
Und lieblich in den Lüfften fängt.

So stelle du auch tranvren ein
Mein Hertz, vnd laß dein Zagen sein,
Vertraue Gott vnd glaube fest
Daß er die feinen nicht verkehrt.

Blyffes auch, der freye Heldt,
Nachdem er zehn Jahr in dem Feldt
Vor Troja seine Macht versucht,
Zog noch zehn Jahr vmb in der flucht.

Durch widerwertigkeit im Meer
Ward er gemorffen hin und her,
Noch blieb er standhafft allezeit,
In Noth vnd Todt, in Lieb und Leydt.

Die Circe mit der Zauberkunst
Bracht ihn niemals zu jhrer Gunst,
Auch der Sirenen süßser Mundt
Vnd Harfen ihn nicht halten kundt.

Er warff doch endtlich von sich noch
Des rauhen Lebens schweres Joch,
Penelopen er wieder sandt
Vnd Ithacen, sein Vatterland.

So biß auch du getrost, mein Hertz,
Vnd vberseh des Glückes scherz,
Traw Gott, sey nur auff ihn bedacht,
Die Hoffnung nicht zu schanden macht.

6. Aus: Zlatna. (1622.)

D wohl dem Manne, wohl, der kann in Ruhe leben,
Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust und ihren falschen Schein,
Da oft zwar pfllegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu sein!
Er darf sein Hültein nicht stets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten,
Th' er Audienz — Gehör ist viel zu schlecht —
Zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet einer her mit großen weiten Schritten,
Der, wenn ein guter Mann ihn hat um was zu bitten,
Der besser ist als er, und viel mehr weiß und kann,
So stehet er ihn kaum halb über Achsel an
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine Stunde,
Wenn niemand drauf gedent, so geht er selbst zu grunde,
Und seine Pracht mit ihm. Es pfllegt nun so zu gehn;
Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen und bald stehen.
Noch blähen sie sich auf und dürfen sich erheben,
Ob jeder, gebe Gott, müßt' ihrer Gnade leben;
Verbringen mit Banket und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts, als blos die Frömmigkeit. —

Das weiß ein Landmann nicht. Die grausame Trompete
Noch auch der Trommel Schall jagt ihn nicht aus dem Bette,
Daß er noch halb voll Schlaf müß' auf die Wälle gehn
Aus seines Weibes Arm, und in der Rüstung stehn.
Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind und Wellen
Ein armes schwaches Schiff fast stürzen zu der Höllen
Und stoßen an den Grund. Er ehrt den Herren nicht,
Der oftmals wenig hält und dennoch viel verspricht.
Sein Thun ist schlecht und recht; man sieht ihn niemand neiden,
Noch an des Nächsten Noth die falschen Augen weiden.
Nicht wünschen, was ihm fehlt, ist seine ganze Lust,
Lebt außer Furcht und Noth und ist sich sein beruht.

4. Paul Fleming.

(1609—1640.)

1. An Deutschland.

(Teutsche Poemata, 1642.)

Nach Vernehmung des Todesfalles Herrn Opitzens.

Biß hieher und an uns hast du nur einen Preiß,
D großes Vaterland, daß man so weit der Erden

Gevierter Kreis bisher gewußt hat können werden,
So ritterliches nichts, als dich zu nennen weiß.

Diß ist dein eigener Ruhm für deinen eignen Schweiß,
Daß Rom, daß Spanien, daß aller Völker Heerden,
Die sich an dich gewagt, für dir und deinen Pferden
Bestunden besser nicht, als ein gewärmtes Eiß.

Wein denn, (unangesehn, wie lange du den Ruhm
Deß ungezwungen hast, dein ewigs Eigenthum,)
Du durch nichts zeitlich's igt zu brechen wirst gezwungen,

Und nun auch Opitz stirbt, dein ander Preis der Welt,
So falle froh und frei, und, der du bist ein Held,
Du hast auff's edelste gerungen und gesungen.

2. Nach des vj. Psalms Weise.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rasten,
Der alles kan und hat,
Er muß zu allen Dingen,
Sols anders wol gelingen,
Selbst geben Raht und That.

Nichts ist es spat und frühe
Umm alle meine Mühe,
Mein sorgen ist ümsonst,
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinen Willen machen,
Ich stell's in seine Günst.

Es kan mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist,
Ich nähm' es, wie ers gibet,
Was ihm von mir geliebet
Das hab' auch ich erkiet.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich für allen Schaden,
Für allen Übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verlesen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auff mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestelt.
Sein Segen wird mir lassen
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir.
Der Helfer in Gefahren,
Der kan mich doch bewahren,
Wie dorte so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wol helfen hm und her.

Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und alles nach Begeh'r.

Sein Engel, der getreue,
Nacht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir soweit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie.

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg', oder zieh' ich fort.
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stoßt zu handen,
So tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen,
An mein Verhängniß gehn,
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
So bald er mir gebeut.
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die beste Zeit.

Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergänglich's zu,
So werb' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen,
Daheim in meiner Ruß.

In deß wird er den einen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz wie meiner sein,
Wird beiderseits gewehren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

So sei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
Weiß allen Sachen Raht.

3. Das getreue Herze.

Ein getreues Herze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begriffen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wol bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Läufft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders, als man will und meint,
Ein getreues Herz hilft streiten
Wider alles, was ist feind.
Mir ist wol bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Sein Vergnügen sieht alleine
In des andern Redlichkeit,
Hält des andern Noth für seine,
Reicht nicht auch bei böser Zeit.
Mir ist wol bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Gunst, die lehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum, das zerstreut.
Schönheit läßt uns bald zurüde,
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wol bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Eins ist da sein und geschieden.
Ein getreues Herze hält,
Gibt sich allezeit zufrieden,
Steht auff, wenn es nieder fällt.
Ich bin trotz bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Nichts ist süßers, als zwei Treue,
Wenn sie Eines worden sein.
Diß ist, daß ich mich erfreue,
Und Sie gibt ihr Za auch drein.
Mir ist wol bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

4. Auf Ihre Gesundheit.

Was ich schaffe, was ich wache;
Was mir träumet für und für;
Was mir Angst macht, was Begier?
Was ich lasse, was ich mache,
Was ich weine, was ich lache,
Was ich nähm' an Kost zu mir,
Schreibe, lese, denke hier

Die und die und diese Sache;
Was ich nicht thu, was ich thu,
Nichts und alles, was ich ruh;
Angst und Freuden, Lust und Schmerzen:
Dieses alles, alles das
Thu ich hier ohn Unterlaß
Auf Gesundheit meines Hertzen.

5. Herrn Pauli Flemingi der Med. Doct. Grabchrift,

so er ihm selbst gemacht in Hamburg, den xxix. Tag des Mertzens m. dc. xl. auf
seinem Todtbette drei Tage vor seinem seel. Absterben.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren.
Frei. Meine. Kunnte mich aus meinen Mitteln nehren.
Mein Schall flog überweir. Kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreist; für keiner Mühe bleich.
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören.
Biß daß die letzte Stut diß alles wird verstören.
Dies, deütsche Klarien, dies ganze danc' ich Euch.

Verzeiht mir, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde.
Ich sag' Euch gute Nacht und trette willig ab.
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Obem auffzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

5. Simon Dach

(1605—1669.)

und der Königsberger Dichterkreis.

1. Tod der Frommen.

(Poetische Werke, 1698.)

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seyd entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Muß man doch wie im Kerker leben,
Da nur Sorge, Furcht und Schrecken schweben;
Was wir hie kennen,
Ist nur Müß' und Herzenleid zu nennen.

Ihr hergegen ruht in eurer Kammer,
Sicher und befreit von allem Jammer;
Kein Kreuz und Leiden
Ist euch hinderlich in euren Freuden.
Christus wäscht ab euch alle Thränen;
Habt das schon, wornach wir uns erst sehnen;
Euch wird gesungen,
Was durch keines Ohr allhie gedungen.

Ah, wer wollte denn nicht gerne sterben
Und den Himmel für die Welt ererben?
Wer wollt' sie bleiben,
Sich den Jammer länger lassen treiben?
Komm, o Christe, komm, uns auszuspannen,
Löß' uns auf, und führ' uns bald von dannen!
Bei dir, o Sonne,
Ist der frommen Seelen Freud' und Wonne.

2. Der 128. Psalm.

Wer auf Gottes Wegen wandelt
Und in seiner Furcht sich hält;
Alles, was er sumt und handelt,
Auf den Grund der Unschuld stellt;
Der ist wahrlich wohl daran
Und ein segensreicher Mann.

Wer du bist, du wirst dich nähren
Von der Arbeit deiner Hand;
Sie wird reichlich dir gewähren
Beides, Gut und Ehrenstand.
Wohl dir, was dein Vorsatz thut,
Überall hast du es gut!

Dein geliebtes Weib wird eben
Um dein reiches Haus her sein,
Wie ein Stock mit fruchtbar'n Reben,

Deine Kinder, groß und klein,
Wie die Dlzweig' ungesähr
Deinen vollen Tisch umher.

Siehe! mit so großem Segen
Wird begabt ein solcher Mann,
Nimmt er nur sich allerwegen
Fein der Furcht des Höchsten an.
Gott, der Frommen Schild und Lohn,
Wird dich segnen aus Zion.

Was Jerusalem wird bauen,
Ihren Schmuck, ihr Glück und Ruh',
Wirst du, weil du lebest, schauen,
Kindeskinder auch dazu;
Es wird schweben Lust und Bier
Über Israël und dir.

3. Ich liebe Kunst und freyen Muth.

Wol dem, der sich nur läßt begnügen
Daran, was Ihm auff Gottes Gunst
Das Glück unfeilbar zu muß silgen,
Vnd nähret sich redlich seiner Kunst!
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Wie bald kan Reichthumb dich verlassen,
So bist du elend gnug daran!
Kunst aber wird dich stets umbfassen,
Sie nähret treulich ihren Mann.
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Giebt Sie mir nicht viel Goldes-Tonnen,
So macht Sie mich doch besser satt,
Als den fein Geld, der viel gewonnen,
Vnd Herr nicht ist des, was er hat.
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Wie manchem hat der Krieg genommen
Was ihm vorhin das Glücke gab,
Der jetzt für alles Geld bekommen
Nur einen lahlen Bettelstab!
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Wer Was gelernt, schewt keiner Waffen,
Die Kunst ist ihm für alles Geld;
Der muß in steten angsten schlaffen,

Der nur den Schatz im Kasten heht.
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Was ich besitz ist nicht im Kasten,
Wil jemand meinen Glittern an,
Der muß mein Leben selbst antasten,
Ist dieß nun hin, was darff ich dann?
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Bring mich dahin auß diesem Lande
Wo nie der Tag recht bricht herfür,
Durch Kunst kan ich in fremden Sande
So seelig leben gleich wie hier!
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Muß gleich die Kunst nach Brod jetzt gehen,
Wie man von ihr verächtlich schwägt;
So wil ich dennoch bey ihr stehen,
Weil sie mich inniglich ergetzt.
Ein ander halt auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunst vnd freyen Muth.

Wenn mir der Höchste das nur giebet,
Was mir zu leben nötig ist,
Vnd eine Seele, die mich liebet,
Vnd mich vor allen außerkiebt,
So lieb' ich vber Geld vnd Gut
Sie, vnd die Kunst, vnd freyen Muth.

4. Annchen von Tharau.

Anke van Tharaw öß, de my gesößt,
Se öß mihn Leven, mihn Goet on mihn Gölt.
Anke van Tharaw heft wedder eer Hart

Dp my geröchtet ön Löw' on ön Schmart
Anke van Tharaw mihn Rihdom, mihn
Du mihne Seele, mihn Fleisch on mihn Blut

Quom' allet Wedder gliht ön vns to schlahn,
 Wv syn gesönnt by een anger tho stahn.
 Krancheit, Versälung, Bedrösnos on Pshn,
 Sal vnser Löve Bernöttinge syn.
 Recht as een Palmen-Bohm äver söck stöcht,
 V mehr en Hagel on Regen anföcht,
 So wardt de Löw' an uns mächtig vnd groht,
 Dörch Kröhh, dörch Lyden, dörch allerley Noht.
 Wördestu gliht een maht van my getrennt,
 Leevdest dar, wor öm dee Sönnne kuhm kennt;
 Et wöhl dy folgen dörch Wöler, dörch Mär,
 Dörch Yhs, dörch Jhsen, dörch sündlöcket Hähr.
 Anke van Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
 Mihn Leben schlüht öd ön dihnet henönn.
 Wat öd geböde, ward van dy gedahn,

Wat öd verböde, dat lätstu my stahn.
 Wat hefft de Löve däch ver een Bestand,
 Wor nich een Hart öß, een Mund, eene Hand?
 Wor öm söd hartaget, kabbelt on schlepht,
 On gliht den Hungen on Ratten begehht.
 Anke van Tharaw dat war wy nich dohn,
 Du böst mihn Dyhffen, mihn Schappfen, mihn
 Hohu.

Wat öd begehre, begehrest du öhd,
 Et laht den Rock dy, du lätst my de Broht.
 Dit öß dat, Anke, du söteste Kuh,
 Een Lih on Seel wart uht öd on Du.
 Dit maht dat Leven tom hämmischen Nih!,
 Dörch zanden war et der Hellen gliht.

5. Der Mensch hat Nichts so eigen.

Der Mensch hat nichts so eigen,
 So wohl steht ihm nichts an,
 Als daß er Treu erzeigen
 Vnd Freundschaft halten kan;
 Wann er mit seines gleichen
 Sol treten in ein Band,
 Verspricht sich nicht zu weichen
 Mit Herzen, Mund vnd Hand.

Die Reb' ist uns gegeben,
 Damit wir nicht allein
 Vor vns nur sollen leben
 Vnd fern von Leuten seyn;
 Wir sollen vns befragen
 Vnd sehn auff guten Raht,
 Das Leid einander klagen,
 So vns betreten hat.

Was kan die Fremde machen,
 Die Einsamkeit verheelt?
 Das giebt ein duppelt Lachen
 Was Freunden wird erzehlt;

Der kan sein Leid vergessen,
 Der es von Herzen sagt;
 Der muß sich selbst auff fressen,
 Der in geheim sich nagt.

Gott stehet mir vor allen,
 Die meine Seele liebt;
 Dann sol mir auch gefallen,
 Der mir sich herzlich giebt;
 Mit diesem Bunds-Gesellen
 Verlach' ich Pein vnd Noht,
 Geh' auff den Grund der Hellen
 Vnd breche durch den Tod.

Ich hab', ich habe Herzen
 So treue, wie gebilht,
 Die Heuchelei vnd Schertzen
 Nie wissenschaftlich berihrt!
 Ich bin auch jhnen wieder
 Bon grund der Seelen hold,
 Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
 Als alles Erden Gotd.

6. Morgenlied.

(Von Heinrich Albert.)

Gott des Himmels vnd der Erden,
 Vater, Sohn vnd Heilger Geist,
 Der es Tag vnd Nacht läßt werden,
 Sonn' vnd Mond vns scheinen heist,
 Dessen starke Hand die Welt
 Vnd was drinnen ist, erhelt.

Gott ich danke dir von Herzen,
 Daß Du mich in dieser Nacht
 Für Gefahr, Angst, Noht und Schmertzen
 Hast behlittet vnd bewacht,
 Daß des bösen Feindes List
 Mein nicht mächtig worden ist.

Laß die Nacht auch meiner Sünden
 Jetzt mit dieser Nacht vergehn!
 O, Herr Jesu, laß mich finden
 Deine Wunden offen stehn,
 Da alleine Hülf' vnd Raht
 Ist für meine Missethat!

Hülf, daß ich mit diesem Morgen
 Geistlich auferstehen mag,
 Vnd für meine Seele sorgen,

Daß, wenn nun dein grosser Tag
 Vns erscheint und dein Gericht,
 Ich davor erschrecke nicht!

Führe mich, o Herr, vnd leite
 Meinen Gang nach deinem Wort,
 Sey vnd bleibe Du auch heute
 Mein Beschützer vnd mein Hort!
 Nirgends, als von dir allein
 Kan ich recht bewahret seyn.

Meinen Leib vnd meine Seele,
 Sampt den Sinnen vnd Verstand,
 Großer Gott, ich Dir befehle
 Vnter deine starke Hand!
 Herr, mein Schild, mein Ehr' vnd Ruhm,
 Nimm mich auff, dein Eigenthum!

Deinen Engel zu mir sende,
 Der des bösen Feindes Macht,
 List vnd Anschlag von mir wende,
 Vnd auch halt in guter Raht,
 Der auch endlich mich zur Ruh
 Trage nach dem Himmel zu!

7. Daß alle Menschen sterben müssen.

(Von Robert Robertſin.)

Daß alle Menschen sterben müssen,
Befremdet vnser keinen mehr,
Weil wir es neben Gottes-Lehr'
Auß aller Tag Erfahrung schliessen.
Was einmal seinen Anfang nimpt,
Dem ist sein Ende gleich bestimmt.

Nur dieses scheint zu beklagen:
Wenn man gantz wieder Hoffen sieht,
Daß einer aus der besten Blüthe
Ins finstre Grab wird hingetragen,
Eh' er des lieben Lebens Tag
Biß an die Helffte bringen mag.

Der Bnmuth aber muß sich stillen
Vnd einig seyn an dem begnügt,
Was sich mit vnserm Leben fügt,
Nach dem (ohn zweiffel) weisen Willen
Deß, der vns seinen Athem giebt
Vnd wegnimpt, wenn es Ihm geliebt.

Auß, wenn in vnsern Sommertagen
Die Jungfraw eine Rose bricht,
Vnd achtet andrer Blumen nicht;
Die Rose sich nicht kan beklagen,
Als sey Ihr Leid daran geschehn,
Daß Sie für andern ward erlehnt;

Sie hat mehr Ursach' hoch zu prangen,
Daß Sie in ihrer schönsten Arth
Von lieber Hand geraubet wardt,
Da andre, die noch blieben hängen,
Der Sonnen- oder Regens Reid
Verzehrt ohn alle Nutzbarkeit.

So, wenn Gott einen den Er liebet,
Aus seinem besten Stande nimpt
Vnd seinen Tod ihm früle bestimmt;
Seyn wir mit Vnrecht drum betrübet.
Er weiß die rechte Zeit gar wol,
Wann vnser Tod vns nützen soll.

8. Was oft die Menschen denken.

(Von Johann Peter Ley.)

Was oft die Menschen denken,
Worauff ihr Sinn gericht,
Kan Gott bald anders lenden,
Sein Will ist vnser nicht.
Wir halten Zubelste
Vnd wollen frölich seyn:
Doch kömpt das allerbeste
Vom Höchsten nur allein!

Und ob es oft zwar scheint,
Als were, was Er thut,
Mit vns nicht wol gemeynet,
So ist es democh gut.
Was ist doch hier für Frewde,
Die nicht zugleich dabey
Mit Eitelkeit, mit Leide,
Mit Müß' vermischet sey?

O wol der Frommen Seelen,
Die Gott verliehet hat
Aus ihres Herders Hölen
In seine grosse Stadt!
Ihr' Ohren können hören,
Ihr' Augen sehen an,
Was keine Zunge rennen,
Kein Herz ermessen kan.

Kan hier vns so ergehen
Was Menschenwitz beginnt;
Wie hoch ist das zu schätzen,
Was Gottes Geist erkunnt!
Da, da wird angefangen
Die rechte Jubelzeit,
Die jimmer wird begangen
Und währt in Ewigkeit!

9. Abschieds-Liedchen.

(Von Daniel Koschwitz.)

Liebe läßt von Liebe nicht,
Ob sie schon mus weichen;
Selten, daß ihr Trost gebricht
Hülffe zu erreichen;
Muß sie aus der Welt schon gehn,
Liebe bleibt bey Liebe stehn.

Liebste, muß ich mich mit dir
Jetzt schon traurig scheiden,
Wil ich dich doch meine Zier
Wieder sehn mit Frewden;
Scheiden bringet Herzeleid,
Wiederkommen Trost und Frewd.

Wolten uns dann Reid und Dual,
Feind und Freunde trennen,
Vnd wir solten uns kein mal

Braut und Bräutigam nennen,
Sol mein Trost doch dieser sein,
Daß ich sterben werd' allein.

Keine, wer sie immer sey,
Darff wol nicht gedencken,
Daß sie mich in Lieb' und Treu
Wolte zu sich senden.
Nein: Ich sterbe schon allein,
Sol ich ohn dich, Liebste, seyn.

Eine, das bist du, mein Lieb,
Die hab' ich erkohren,
Ob der Reid mich von dir trieb,
So ist je gebohren
Keine hier noch sonst wo nicht,
Der ich leiste meine Pflicht.

Bnder deffen wil ich dir
Leiden, sterben, leben,
Alles Leid, so über mir
Wird auff Erden schweben,
Sol mir Creütz ohn Creülze sehn,
Eine Pein ohn alle Pein.

Liebste, dencke diesem nach,
Was du siehst geschrieben:
Wisse, daß kein Bugemach
Trenne wahres Lieben;
Liebe, die nicht ist erticht,
Sieht, noch hört, noch gläubet nicht.

10. Adventslied.

(Von Valentin Thilo.)

Mit Ernst, o Menschenkinder,
Das Herz in euch bestell!
Bald wird das Heil der Sünder,
Der wunderstarke Held,
Den Gott aus Gnad allein
Der Welt zum Licht und Leben
Versprochen hat zu geben,
Bei allen Lehren ein.

Bereitet doch sein tüchtig
Den Weg dem großen Gast,
Macht seine Steige richtig,
Läßt alles, was er haßt;
Macht alle Bahnen recht,
Die Thal' laßt sein erhöhet,
Macht niedrig, was hoch stehet,
Was krumm ist, gleich und schlecht!

Ein Herz, das Demuth liebet,
Bei Gott am höchsten stehet;
Ein Herz, das Hochmut ilbet,
Mit Angst zu grunde geht.
Ein Herz, das richtig ist
Und folget Gottes Leiten,
Das kann sich recht bereiten,
Zu dem kommt Jesus Christ.

Das war Johannis Stimme,
Das war Johannis Lehr';
Gott strafet den mit Grimme,
Der ihm nicht gibt Gehör.
O Herr Gott, mach' auch mich
Zu deines Kindes Krippen;
So sollen meine Lippen
Mit Ruhm erheben dich.

6. Friedrich von Logau.

(1604—1655.)

Aus: Salomons von Solaw deutscher Singedichte drei Tausend. (1638.)

1. Von meinen Reimen.

Mein Reim ist oft was frey; noch freyer ist
mein Mut,
Auff das was lasterhaft, von deme was nicht
gut;
Ich rede frey von dem, was Schande heist
und bringt,
Vielleicht ist wer, den Scham von Schänden
abzwingt.

2. Von meinen Reimen.

Hat jemanden wo mein Reim innerlich ge-
troffen,
Daß er zürnt und grimmig ist, ey so wil ich
hoffen,
Daß er sich, und nimmer mich, schelten wird
verräther,
Weil er selbstn Kläger ist, wiz er selbstn
Thäter.

3. Poeterei.

Ich kühl nicht Hitze auff Hofegunzt zu schnappen,
Ich biege keine Knie und rücke keine Klappen
Nur auf gepuhter Ehr und angestrichner Günst,
Die mancher sucht mit Müß, durch schönöde
Schmeichellunst.
Gewig! wann ich mir selbst im Friede kan
befehlen
Und darff zu fremder Pflicht nicht Tag und
Stunden zehlen;

Ein König bin ich so, mein Haus ein König-
reich,
Da weder Gold noch Gram mich hold macht
oder bleich.
Der Himmel, hat mir der vertraut und was
gegeben,
So geb ich dieses dem, der bey mir wohnt
daneben,
Ich diene wem ich kan, bin eines jeden Knecht,
Doch daß mir über mich bleibt unverlickt mein
Recht.

Hierzwischen laß ich nun zur Zeit mit unter-
lauffen
Die viel-gefüllten Reim und führe sie zu Hauffen
Zitr gute Freunde hin; gefallen sie? Gar wol!
Wo nicht, was liegt mir dran? Es ist kein
nötig sol
Gefällig allen seyn. Ein jeder mag es machen,
Daß über seinem Thun die Engel selbstn lachen,
Und daß die Weißheit selbst sich drob ver-
wundern kan;
Der, dem ich wo nicht taug', der seh' mich
nur nicht an.

4. Von der deutschen Poesie.

Was ist ein deutscher Reim? Deutsch kan hier
jedermann;
Drum ist mir lieb, daß ich kan auch was
jeder kan;
Doch kan mein Reim noch was, das Zoilus
nicht kan,

Daß meinen Reim wie ihr, besticht nicht jeder-
mann.

5. Poetinnen.

Wann Weiber Reime schreiben, ist dupelt ihre
Zier,
Dann ihres Mundes Rose bringt nichts als
Rosen für.

6. Bekrönte Poeten.

Einen zum Poeten krönen
Hält man heute für verhöhnen,
Bebet ihnen für das kränzen
Was im Beutel pflegt zu glänzen;
Dieses bringt, ihr hohen Leute,
Euch viel Namen, ihnen Beute;
Vorbeerblätter können schmücken,
Aber nicht gar hoch entzücken;
Rosenobel können zieren
Vnd den Geist zum Höchsten führen.

7. Hoffnung.

Auff was gutes ist gut warten,
Vnd der Tag kommt nie zu spat,
Der was gutes in sich hat;
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

8. Das höchste Gut.

Zum höchsten Gut in dieser Welt
Wehlt jeder, was ihm selbst gefällt;
Gar im Schoß sitzt der dem Glücke,
Dem gegeben sind vier Stücke:
Ein göttig Gott,
Ein liebes Weib,
Ein frischer Leib,
Ein selig Tod.

9. Welt-Gunst.

Die Welt-Gunst ist ein See,
Darinnen untergeh,
Was wichtig ist vnd schwer;
Das leichte schwimmt daher.

10. Das beste der Welt.

Weistu, was in dieser Welt
Mir am meisten wolgefällt?
Daß die Zeit sich selbst verzehret,
Vnd die Welt nicht ewig währet.

11. Deß Menschen Alter.

Ein Kind vergift sich selbst; ein Knabe kennt
sich nicht;
Ein Jüngling acht sich schlecht; ein Mann
hat immer Pflicht;
Ein Alter nimmt Verdruß; ein Greiß wird
wieder Kind:
Was meinstu, daß doch diß für Herrlichkeiten
sind?

12. Freundschaft mit Gott.

Wenn ein Mensch mit Gott gut steht,
Der steht wol, wenns übel geht,
Denn er kan die höchsten Gaben,
Vater, Bruder, Tröster haben.

13. Spieler.

Spielen soll Ergehung sehn;
Dieses will mir doch nicht ein,
Wie daß der, der einblüßt viel,
Glauben kan, es sey ein Spiel.

14. Wiedergeltung.

Für gut nicht gutes geben, ist eine böse That;
Für böses böses geben, ist ein verkehrter Rath;
Für gutes böses geben, ist schändlicher Beginn;
Für gutes gutes geben, gebühret fromem Sinn;
Für böses gutes geben, ist recht vnd wol ge-
than,
Dann dran wird so erkennet ein rechter Christen-
mann.

15. Horror vacui.

Der da saget: Daß kein leer
Frgend wo zu finden wär,
Der hat nicht gesehn so weit
In die Beutel vnser Zeit.

16. Friede vnd Krieg.

Ein Krieg ist köstlich gut, der auff den Frieden
bringt;
Ein Fried ist schändlich arg, der neues kriegem
bringt.

17. Ein Engländischer Gebrauch.

Niemand darff auß Engelland was von Reich-
thum mitte nehmen,
Niemand darff auß Deutschland sich, was er wol
zu rauben schämen.

18. Engländer, Königsmörder.

König Carl in Engelland
Ward der Krone quit erkant;
Daß er dürffe keiner Krone,
Machten sie ihn Köpffes ohne.

19. Hofe-Künste.

Künste, die zu Hoff im Brauch,
Wolt ich, dünckt mich, können auch;
Wann nur eine mir wolt ein,
Nämlich: vnverschämt zu seyn.

20. Fürsten-Diener.

Wann diener löblich rathen,
So finds der Herren Thaten;
Wann Herren größlich fehlen,
Ist's Dienern zuzuzehlen.

21. Adel.

Die Tugend alleine gibt tüchtigen Adel,
Das Wassen Gemäld
An Helm vnd an Feld
Bedeutet vergebens den inneren Tadel;
Die Wiege deß Cyrus ist Thon;
Ein leeres Geflänge,
Ein gläsern Gepränge
Sind Ahnen, wo Tugend ist ferne davon.

22. Die blühende deutsche Sprache.
Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;

Wann sie lernen doch auch wolten,
Wie recht Deutsch sie handeln solten.

23. Französische Sprache.

Wer nicht Französisch kan,
Ist kein gerühmter Mann;
Drum müssen wir verdammen
Von denen wir entstammen,
Bey denen Herz und Mund
Alleine Deutsch gekunt.

24. Die deutsche Sprache.

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie daß so
kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der
Liebe, lieblich spricht?

25. Die Deutsche Sprache.

Deutsche mühen sich jetzt hoch, Deutsch zu reden
fein und rein;
Wer von Herzen redet Deutsch, wird der beste
Deutsche seyn.

26. Französische Kleidung.

Diener tragen in gemein ihrer Herren Lieberey;
Solls dann sehn, daß Frankreich Herr, Deutsch-
land aber Diener sey?

Freyes Deutschland, schäm' dich doch dieser
schänden Knechtereiy.

27. Hunger.

Hunger ist der beste Koch;
Dieses mangelt ihm nur noch,
Daß er, wie sonst andre Sachen,
Sich nicht selbst kann schmaghafft machen.

28. Demuth.

„Ich trachte nicht nach hohen Dingen,
Ich gehe gern auf ebner Bahn;“
Fing Celsicus zu schreien an,
Da man ihn sollt an Galgen schlingen.

29. Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Feiselband,
Damit man durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

30. An den Leser.

Leser, wie gefall' ich dir,
Leser, wie gefällst du mir?

7. Paul Gerhard.

(1606—1676.)

1. An das Angesicht des Herrn Jesu.

(Aus: Pauli Gerhards geistliche Andachten, bestehend in 120 Liedern, 1667.)

O Haupt voll Blut und Wunden,
Boll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkrone!
O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber höchst schimpfret,
Gegrüßet seist du mir!

Du edles Angesichte,
Davor sonst schriedt und schreit
Das große Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit,
Wie bist du so erleichtet,
Wer hat dein Augensicht,
Dem sonst kein Licht nicht gleichet,
So schändlich zugericht'et?

Die Farbe deiner Wangen,
Der rothen Lippen Pracht
Ist hin und ganz vergangen;
Des blassen Todes Macht
Hat alles hingenommen,
Hat alles hingerafft,
Und daher bist du kommen
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,
Ist alles meine Last,
Ich hab' es selbst verschuldet,
Was du getragen hast.

Schau' her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verbietet hat;
Gib mir, o mein Erbarmen,
Den Anblick deiner Gnad'!

Erkenne mich, mein Hülter,
Mein Hirte, nimm mich an!
Von dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Gut's gethan,
Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und süßer Kost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit mancher Himmelslust.

Ich will hier bei dir stehen,
Verachte mich doch nicht!
Von dir will ich nicht gehen,
Wann dir dein Herze bricht;
Wann dein Haupt wird erlassen
Zu letzten Todesstoß,
Alsdann will ich dich fassen
Zu meinen Arm und Schooß.

Es dient zu meinen Freuden
Und kommt mir herzlich wohl,
Wenn ich in deinem Leiden,
Mein Heil, mich finden soll.
Ach! möcht' ich, o mein Leben,
An deinem Kreuze hier
Mein Leben von mir geben,
Wie wohl geschähe mir!

Ich danke dir von Herzen,
 O Jesu, liebster Freund,
 Für deines Todes Schmerzen,
 Da du's so gut gemeint.
 Ach! gib, daß ich mich halte
 Zu dir und deiner Treu',
 Und wann ich nun erhalte,
 In dir mein Ende sei.

Wann ich einmal soll scheiden,
 So scheide nicht von mir;
 Wann ich den Tod soll leiden,
 So tritt du dann herfür.

2. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
 Das soll mir niemand nehmen.
 Er lebt, und was ihm widerstrebt,
 Das muß sich endlich schämen.
 Er lebt fürwahr, der starke Held,
 Sein Arm, der alle Feinde fällt,
 Hat auch den Tod bezwungen.

Deß bin ich herzlich hoch erfreut
 Und habe gar kein Scheuen
 Vor dem, der alles Fleisch zerstreut,
 Gleichwie der Wind die Spreuen;
 Nimmt er gleich mich und mein Gebein
 Und scharrt uns in die Gruft hinein,
 Was kann er damit schaden?

Mein Heiland lebt, ob ich nun werd'
 In's Todes Staub mich strecken,
 So wird er mich doch aus der Erd'
 Hernachmals auferwecken;
 Er wird mich reiß'n aus dem Grab
 Und aus dem Lager, da ich hab'
 Ein kleines ausgeklappt.

Da werd' ich eben diese Haut
 Und eben diese Glieder,
 Die jeder jezo an mir schaut,
 Auch was sich hin und wieder
 Von Adern und Gelenken find't
 Und meinen Leib zusammen bind't,
 Ganz richtig wieder haben.

Awar alles, was der Mensch trägt,
 Das Fleisch und seine Knochen,
 Wird, wenn er hin sich sterben legt,
 Zermalmet und zerbrochen

Wann mir am allerbängsten
 Wird um das Herze sein,
 So reiß' mich aus den Angsten
 Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
 Zum Trost in meinem Tod,
 Und laß mich sehn dein Bilde
 In deiner Kreuzesnoth.
 Da will ich nach dir blicken,
 Da will ich glaubensvoll
 Dich fest an mein Herz drücken.
 Wer so stirbt, der stirzt wohl!

Von Maden, Motten und was mehr
 Gehöret zu der Würmer Heer,
 Doch soll's nicht stets so bleiben.

Es soll doch alles wieder stehn
 In seinem vor'gen Wesen;
 Was niederlag, wird Gott erhöhn,
 Was umkam, wird genesen,
 Was die Verfaulung hat verheert
 Und die Verwesung ausgeehrt,
 Wird alles wiederkommen.

Das hab' ich je und je geglaubt
 Und saß' ein fest Vertrauen:
 Ich werde den, der ewig bleibt,
 In meinem Fleische schauen.
 Ja, in dem Fleische, das hier stirbt
 Und in dem Stank und Koth verdirbt,
 Da werd' ich Gott in sehen.

Ich selber werd' in seinem Licht
 Ihn sehn und mich erquick'n,
 Mein Auge wird sein Angesicht
 Mit großer Lust erblick'n,
 Ich werd' ihn sehen, mir zur Freud',
 Und werd' ihm dienen ohne Zeit,
 Ich selber und kein Fremder.

Troß sei nun allem, was mir will
 Mein Herze blöde machen;
 Wär's noch so mächtig, groß und viel,
 Kann ich doch fröhlich lachen;
 Man treib' und spanne noch so hoch
 Sarg, Grab und Tod, so bleibt doch
 Gott, mein Erlöser, leben.

3. Abendlied.

Nun ruhen alle Wälder,
 Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
 Es schläft die ganze Welt;
 Ihr aber, meine Sinnen,
 Auf, auf! ihr sollt beginnen,
 Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du Sonne, blieben?
 Die Nacht hat dich vertrieben,
 Die Nacht, des Tages Feind;
 Fahr' hin, ein' andre Sonne,
 Mein Jesus, meine Wonne,
 Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,
 Die güldnen Sternlein prangen
 Am blauen Himmelsaal:
 So, so werd' ich auch stehen,
 Wenn mich wird heißen gehen
 Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Der Leib, der eilt zur Ruhe,
 Legt ab das Kleid und Schuße,
 Das Bild der Sterblichkeit;
 Die zieh' ich aus, dagegen
 Wird Christus mir anlegen
 Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Haupt, die Füß' und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sei;
Herz, freu' dich, du sollst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt;
Es kommen Stund' und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd'.

Mein' Augen stehn verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen,
Wo bleibt dann Leib und Seel'?

Nimm sie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden,
Du Aug' und Wächter Israel!

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzt sein.

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall noch Gefahr!
Gott laß euch ruhig schlafen,
Stell' euch die güldnen Waffen
Um's Bett und seiner Helden Schar!

4. Befiehl dem Herrn deine Wege.

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Gibst Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohl ergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Gramen
Und mit selbststeigner Pein
Laßt Gott ihm gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein.

Dein ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater! weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Gebiüt;
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehl't's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erfriesslich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn;
Was er ihm vorgenommen
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer jagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regenie,
Der alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet alles wohl.

Ihn, ihn laß thut und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaus geführt,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und sollst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Frag' er doch nichts nach dir.

Wirds aber sich befinden,
Daß du ihm treu verbleibst,
So wird er dich entbinden,
Da du's am wen'gsten glaubst.
Er wird dein Herze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu seinem Bösen
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgesänge
Den Sieg und Ehrenkron'.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach End', o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noth!
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen sein,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

5. Sommergesang.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau' an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narzissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein flucht aus seiner Klust,
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Vöcklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist ihr' Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh'
In's tiefe Gras gesprungen.

Die Bäcklein rauschen in dem Sand
Und mahlen sich und ihren Mand
Mit schattenreichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Zecht hin und her, sucht hier und dar
Ihr' edle Honiggrise;
Des süßen Weinstocks starker Saft
Kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wächst mit Gewalt,
Darüber jauchzet jung und alt
Und rühmt die große Gütte
Des, der so überflüßig labt
Und mit so reichem Gut begabt
Das menschliche Gemilthe.

Ich selbst kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen;

Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hie so schön,
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelzelt
Und glüd'nem Schlosse werden?

Welch' hohe Lust, Welch' heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein?
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit eingestimmtem Mund und Stimm'
Ihr' Almelujah singen?

O wär' ich da! O stünd' ich schon,
Ach, süßer Gott! vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weiß'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch will ich gleichwohl, weil ich noch
Hier trage meines Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen,
Mein Herze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fließt,
Daß ich dir stetig blüh'e!
Gib, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spät
Viel Glaubensfrücht' erziehe.

Mach' mir in deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wohl bekleiben.
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradeis
Und laß mich bis zur letzten Reif'
An Leib und Seele grünen.
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und sonst keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

8. Georg Neumark.

(1621—1681.)

1. Trostlied.

(Boetischer Lustwald, 1657.)

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Der wird Ihn wunderbarlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die schweren Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseuffen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

Man halte nur ein wenig stille,
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsres Gottes Guadenwilde,
Wie sein' Allwissenheit es flügt;
Gott der uns Ihm hat auserwehlt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns seht.

Er kennt die rechte Freundensunden,
Er weiß wohl, wenn es nützlich sey,
Wenn Er uns nur hat treu erfunden,

Und merket keine Heuchelei;
So kömmt Gott eh wir uns versehen,
Und leset uns viel Guts geschehn.

Denk nicht in deiner Drangsalsthitze,
Daß du von Gott verlassen seyst,
Und daß Gott dem im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist.
Die Holzzeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem sein Ziel.

Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöh'n, bald stürzen kan.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Bericht das deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird Er bey dir werden neu.
Denn Welcher seine Zuversicht,
Auf Gott setzet, den verläßt er nicht.

2. Bittlied.

Höchster Gott voll Gnad' und Güte,
Vater der Barmherzigkeit,
Höre doch, was mein Gemüthe
Von dir bittet dieser Zeit,
Laß mein Flehen zu dir ein
Und von dir erhöret sein,
Laß mich doch vor meinem Sterben
Dieses, Gott, von mir erwerben.

Gib mir nicht solch' eitle Sinnen,
Welche diese böse Welt
Und ihr Wesen liebgerwinnen,
Sondern was dir wohlgefällt.
Laß von mir entfernet stehn,
Was Abgöttisch anzusehn;
Meinen Mund laß nimmer irren,
Noch mit Klagen sich verwirren.

Sonderlich wollst du mir geben
Nahrung, zwar nur der Gestalt,
Damit mein vergnüglich Leben
Habe seinen Unterhalt.
Großes Reichthum bitt' ich nicht,
Doch daß mir auch nichts gedriecht;
Mein Bescheiden-Theil zu haben,
Wirfst du, Gott, mich schon begaben.

Denn durch Reichthum möcht' ich fehlen
Von dir ab zum Hellenod',
Und durch Armuth möcht' ich stehlen,
Angetrieben durch die Noth.
Darum segn' aus deiner Hand,
Treuer Vater, meinen Stand,
Was und wieviel dir beliebt,
So bleib' ich wohl unbetrübet.

9. Johann Rist.

(1607—1667.)

Ein Abendlied.

(Himmliche Lieder, 1644.)

Werde munter mein Gemüthe
Und ihr Sinne geht herfür,
Daß ihr preiset Gottes Güte,
Welch' er hat gethan an mir,
Als Er mich den ganzen Tag
Für so mancher schweren Plag'
Hat erhalten und beschütztet,
Daß mich Satan nicht beschmitzet.

Lob und Dank sey dir gesungen,
Vater der Barmherzigkeit,
Daß mir ist mein Werk gelungen,
Daß du mich für allem Leid
Und für Sünden mancher Art
So getreulich hast bewahrt,
Auch die Feind' hinweg getrieben,
Daß ich unbeschädigt blieben.

Keine Klugheit kann verstehen
Deine Güte und Wunderthat,
Ja, kein Menschenkind kan sehen,
Was dein' Hand erwiesen hat;
Deiner Wohlthat ist zu viel,
Sie hat weder Maaß noch Ziel.
Herr, du hast mich so geführt,
Daß kein Unfall mich berührt.

Dieser Tag ist nun vergangen,
Die betrübte Nacht bricht an,
Es ist hin der Sonnen Prangen,
Welch' uns all' erfreuen kan.
Stehe mir, o Vater, bey,
Daß dein Glanz stets vor mir sey,
Und mein kaltes Herz erhitze,
Wenn ich gleich im finstern sitze.

Herr, verzeihe mir aus Gnaden
Alle Sünd' und Missethat,
Die mein armes Herz beladen
Und so gar vergiftet hat,
Daß auch Satan böß und still
Mich zur Hellen stürzen wil,
Aber, Herr, du kannst mich retten,
Straffe nicht mein Ubertreten.

Bin ich gleich von dir gewichen,
Stell' ich mich doch wieder ein,
Hat uns doch sein Sohn verglichen
Durch sein Angst und Todes Pein.
Ich verleugne nicht die Schuld,
Aber deine Gnad' und Huld
Ist viel grösser als die Sünde,
Welch' ich stets in mir befunde.

O du Licht der frommen Seelen,
O du Glanz der Ewigkeit,
Dir will ich mich ganz befehlen
Diese Nacht und allezeit.
Bleibe doch, mein Gott, bei mir,
Weil es nunmehr dunkel schier
Und ich mich drob sehr betrübte,
Tröste mich mit deiner Liebe.

Schütze mich fürs Teufels Netzen,
Für der Macht der Finsterniß,
Die mir manche Nacht zu segen
Und erzeigen viel Verdriß.
Laß mich dich, o wahres Licht,
Nimmermehr verlieren nicht,
Wenn ich dich nur hab' im Herzen,
Fühl' ich nicht der Seelen Schmerzen.

Wenn mein' Augen schon sich schliessen
Und ermüdet schlaffen ein,
Muß mein Herz dennoch geiffen
Und auff dich gerichtet seyn,
Meiner Seele mit Begier
Träume stets, o Gott, von dir,
Daß ich fäst an dir bekeibe
Und auch schlaffend dein verbleibe.

Laß mich diese Nacht empfinden
Eine sanft und süße Ruh,
Alles Ubel laß verschwinden,
Decke mich mit Segen zu.
Leib und Seele, Müht und Bluth,
Weib und Kinder, Haab und Guht,
Freiunde, Feind' und Haatzgenossen
Sind in deinen Schutz geschlossen.

Ach bewahre mich für Schrecken,
Schütze mich für Übersall,
Laß mich Krankheit nicht aufwecken,
Treibe weg des Krieges Schall,
Wende Feur und Wassersnoht,
Pestilenz und schnellen Tod,
Laß mich nicht in Sünden sterben,
Noch an Leib und Seel' verderben.

O du grosser Gott, erhöre,
Was dein Kind gebeten hat,
Jesu, den ich stets verehere,
Bleibe ja mein Schutz und Raht,
Und mein Hort du wehrter Geist,
Der du Freund und Tröster heist,
Höre doch mein sehnlichs Flehen,
Amen, ja das sol geschehen.

10. Jacob Schwieger.

(1624—1665.)

1. Stegrich besinget die Anmutigkeit eines Waldes.

(Liebes-Grillen, 1854.)

O schöner Wald, dein süßler Schatten,
Dein' angenehme Lustigkeit
Kommt mir iht trefflich wol zu statten,
Ingleichen meinem Hertzeleid;
Vor war ich fast zu Grabe gangen,
Als mich umschloß ein wüster Ort,
Du aber, durch dein schönes prangen,
Hast meinen Schmerz getrieben fort.

Vor, als ich sah' in Wüsteneien
Nichts dann betrübte Grausamkeit,
Beglünte kläglich ich zu schreien,
Zu selfften nach der gülden Zeit.

Ich sahe zwar das Wild sich lieben,
Das mich auch sehr verliebt gemacht,
Doch ward davon mir nur Betrübten
In meine schwache Seele bracht.

Nun aber meine Seel erquicket
Durch deinen Schatten, süßler Wald,
Hat deine Gutthat mich bestricket,
Daß ich dich meinen Aufenthalt
Wil nennen; und ich wil vol Freuden
Besuchen dich, o süßler Ort,
Auch wil ich dir von meinem Leiden
Oftt hören lassen manches Wort.

Ich danke dir, geschmühter Himmel,
Ihr diese deine gute Günst,
Daß du mich dieser Welt gerümmel
Erfahren läßt. Doch daß umsonst

Ich nicht darff hin und wieder wallen;
Vor diese Gnade wil ich dir
Ein Vieblein singen zugefallen,
So gut es kan geschehn von mir.

2. Siegreich klaget über den Wankelmuth seiner ihm erwählten Chloris.

Ihr Wälder, höret meine Klagen,
Ach höret meinen Worten zu,
Ich wil von meiner Chloris sagen,
Wie sie mich bringt auß meiner Ruh;
Bald sibt sie saur, bald wieder guth,
Ihr Sinn der ist wie Ebb' und Fluth.

Wann ich bin weit von ihr entessen,
So rufft sie, das ich kommen sol;
Sie könn' ohn' mich nicht frölich essen,
Sie lebe Traurigkeiten vol.
Ach aber seht, ihr Sinn und Muth
Fleust ab und zu wie Ebb' und Fluth.

Komm' ich zu ihr, so sieht sie sauer
Und wil, daß ich von hinnen geh';
Sie sagt wol gar: du grober Bauer,
Geh' hin, daß ich dich nimmer seh'.
Ist das mir nicht ein Wankelmuth,
Der gleich fleust wie die Ebb' und Fluth?

Komm' ich zu ihr sie umzufahn,
Läßt sichs ins erste zimlich an:
Red' aber ich nur vom bejahren,

Als dann diß Bild nicht hören kan.
Drüm gleicht ihr Herze, Seel' und Muth
Der nimmer füllen Ebb' und Fluth.

Ihr Wälder sagt, was sol ich singen,
Damit ich mög' ihr Wandel Herz
Zu meinem treuen Willen bringen
Und kühlen meinen heissen Schmerz,
Damit nicht mehr ihr Herz und Muth
Fließ' ab und zu wie Ebb' und Fluth?

Wir wissen dir nicht mehr zu sagen,
Als daß du dich entziehst ihr;
Daß du einstellst deine Klagen,
Denn sie bleibt falsch in ihrer Zier.
Ihr Herze, Seele, Sinn und Muth
Fleust ab und zu wie Ebb' und Fluth.

Wolan, so laß ich Chloris bleiben,
Wil hassen ihrer Stolzheit Pracht
Und wil mich anders wo beweiben,
Drüm, Chloris, habe gute Nacht!
Ich nehm' ein Bild von treuem Muth,
In derer Sinn kein' Ebb' und Fluth.

11. Joachim Rachel.

(1618—1669.)

Der Poet.

(Satirische Gedichte, 1664.)

... Wer ein Poet will sein, der sei ein solcher Mann,
Der mehr als Worte nur und Reime machen kann,
Der aus den Römern weiß, die Griechen hat gesehen,
Was für gelahrt, beredt und sinnreich kann bestehen;
Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn und Salz im Munde führt;
Der durch den bleichen Fleiß aus Schriften hat erfahren,
Was Merkwürdigs ist geschehn vor viel hundert Jahren;
Der guten Wissenschaft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Del als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht;
Der endlich aus sich selbst was vorzubringen waget,
Das kein Mensch hat gedacht, kein Mensch zuvor gesagt;
Folgt zwar dem Besten nach, doch ohne Dieberei,
Daß er den Höchsten gleich, doch selber Meister sei;
Dazu gemeines Ding und kahle Fragen meidet,
Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet;
Der keinen lahmen Vers läßt untern Haufen gehn,
Viel lieber zwanzig wirgt, die nicht für gut bestehn.
Wer sich solch einen Mann mit Recht will lassen nennen,
Der muß kein Narr nicht sein, sowohl was Gutes können
Als unser Tadelgern, der neu geborne Held,
Der nicht geringen Muth und Titel hat für Geld.
Geh', wie Diogenes, des Tages bei den Flammen,
Und bringe dieser Art, so viel du kannst, zusammen;
Setz' gute Brillen auf, sühr eine zwei Mal drei,
Komm dann und sage nur, wie theu'r das Hundert sei.
Es werden kaum so viel sich finden aller Orten,
Als Nilus Thüren hat und Thebe schöne Pforten,

So viel du Finger hast, die Daumen ohngezählt,
 Im Fall dir Einer noch vom ganzen Haufen fehlt.
 Arar tausend werden sich und viel mal tausend finden,
 Die abgezählte Wort' in Reime können binden;
 Des Zeuges ist so viel, als Fliegen, in der Welt,
 Wenn aus der heißen Luft kein Schnee noch Hagel fällt.
 Auf einem Hochzeitmahl da kommen oft geflogen
 Des künstlichen Papiers bei vier und zwanzig Bogen,
 Ein schöner Vorrath traun, bevorab zu der Zeit,
 Wenn etwa Heu und Stroh nicht allzumohl gedeiht.
 Kein Kindlein wird gebor'n, es müssen Verse fließen,
 Die oft so richtig gehn und treten auf den Füßen,
 Als wie das Kindlein selbst, die (wie es ist bekannt)
 Auch haben gleichen Witz und kindischen Verstand.
 Stirbt Jemand, so muß auch des Druckers Arbeit sterben,
 Wiewohl dem Drucker nicht so schädlich als dem Erben.
 Bald kommt der Dichter selbst, erwartet bei der Thür
 Des Halses süßen Trost, der Faust und Kunst Gebühr.
 Nun, eben diese sind's, die guten Ruhm beschmeißen;
 Dies Lumpenvölllein will (mit Günst) Poeten heißen,
 Das nie was Guts gelehrt, das niemals den Verstand
 Hat auf was Wichtiges und Redliches gewandt,
 Die Nichts denn Worte nur zu Markte können tragen;
 Zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
 Bei Herren eiteln Ruhm, d'ran keiner Weisheit Spur,
 Kein Salz noch Effig ist, als bloß der Fuchschwanz nur.
 Drum dürfen sich auch wohl in diesen Orden stecken
 Die niemals was gethan, als nur die Feder lecken.
 Ein Schriftling, der kein Buch, als Deutsch, hat durchgesehen,
 Will endlich ein Poet und für gelahrt bestehen. . . .
 Ja endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
 Daß auch das Weibervolk läßt Spuhl' und Haspel fahren
 Und macht ein Kunstgedicht. Sie wenden klüglich für:
 „Sind nicht die Muses all auch Jungfern gleich wie wir?
 Ist nicht Minerva selbst, die Fürstin kluger Sinnen,
 In beiden gleich geübt, im Schreiben wie im Spinnen?
 War Sappho nicht ein Weib? Ist irgendwo ein Mann,
 Der einer Schürmannin sich gleich erweisen kann?“ —
 Ihr schlechte Tauben ihr, wo sonderliche Gaben
 Fast wider die Natur sich eingefunden haben,
 Was geht euch solches an? Um aller Welt Gewinn
 Bringt ihr mir nimmermehr noch eine Schürmannin.
 Was von Minerva wird geschrieben und gelesen,
 Ist niemals in der That geschehen noch gewesen,
 Sie hat so wenig Fleiß an Büchern je verlor'n,
 Als sie aus dem Gehirn des Vaters ist gebor'n.
 Dies Bild will mit Verstand also sein angenommen,
 Daß Kunst und Weisheit nur vom Himmel müßte kommen.
 Die Muses alle neun sind Wissenschaften nur,
 Die sind abgemalt in weiblicher Figur.
 Was Sappho nun betrifft, so wirst du ihre Sitten,
 Sammt aller ihrer Kunst nicht wünschen oder bitten;
 Ein ehrliches Weibsbild, ein fromm gewöhntes Kind,
 Wird nimmermehr also, wie Sappho, sein gesinnt. . . .

12. Philipp von Besen.

(1619—1689.)

1. Schäffertied.

(Frühlingslust, 1648; Getreuzigte Liebesflammen, 1651.)

Schöner flus, bei dessen strande
 Seine liebe Liebste wohnt,
 Die ihn lägt in schwere bande

Und mit harten worten lohnt,
 Steh' und hämme deine flut,
 Ihm zu gut.

Höre, wie er sich beklaget
Für der Allerliebsten Thür;
Schau, wie er zitternd jaget,
Und darf selbst nicht zu ihr.
Seiner Wangen farb' entweicht
Und verbleicht.

Er wird igt in Ohnmacht fallen,
Noch küßt seine Schafferin,
Die er liebt für andern allen
Und die ihn von anbegin
Selbst so herzlich hat geliebt,
Nun betrübt.

Ihrer schönen Augen Sterne,
Das bekamte Blißel-zwei,
Blickt ihm nicht mehr so gerne,

Sind erzürnt und werden schau;
Ihre sor-beliebte zier
Weicht von ihr.

Sie erkant und sieht ihn klagen,
Aber hören wil sie nicht,
Noch mit ihm ein leiden tragen;
Mahrhold, Mahrhold, wie sie spricht,
Ist mein feind, drum heiß' ich ihn
Von mir ziehn.

Nicht so scharf, o Schafferinne,
Mahrhold hat kein feindlichs Herz;
Halt', o harte, halt' nur inne;
Doch es ist vielleicht dein scherz,
Und auf Sturm folgt ins gemein
Sonnen=schein.

2. Ringel-Reim.

Es geht rund um. Ein Trank schmekt auf
den Schinken,

Die Rechte faßt das Glas und mit der Linken
Führ' ich den Schlag und singe mit darein;
Bergönter art last uns igt lustig seyn.

Nun seh' ich an, wil nach der Reihe trinken,
Weil uns amoch die güldnen Sternlein winken;
So schlagt die Laut' und blaset mit den Zinken.

Uns wol erfreut ein guter Trunk vom Wein.
Was sichts uns an des geitzes trauer=Pein?

Es geht rund um.

Das Glas ist aus, nun laß ich's wieder sinken;
Hab' ich's vollbracht, so laß ich mich bedünken,
Wol! Nachbar, laß dir wieder schenken ein.
Auf unfers Herrn Gesundheit soltu trinken.

Es geht rund um.

13. G. Philipp Harsdörffer.

(1607—1658.)

1. Morgenlied.

(Nathan und Josham, geistliche und weltliche Lehrgebichte, 1651; Gesprächspiele, 1641.)

Die Morgensonne gehet auff,
Erfreut zu wallen ihren Lauf.
Wie ein Bräutigam kommt geziert,
So holden Glantz sie mit ihr führt.

So viel der Himmel Sterne zehlt,
Ist sie vor allem ausserwehlt.
Es muß ein grosser Herrscher sein,
Der ihr ertheilt den güldnen Schein.

Die Himmel rühmen Gottes Ehr'
Und geben uns auch solche Lehr',
Daß wir ihn stets mit unfrem Mund
hoch preisen sollen alle Stund'.

Der Sonnen Lauf niemals besteht
Und sonder Ruhe schleunigst geht.

So sollen wir ohn' Unterlaß
Ihr folgen nach des Himmels Straß'.

Herr, deine Gnade, Gilt' und Treu
Ist alle Morgen bey uns neu.
Erleuchte das entblöde Herz
Mit deinem Wort, der Himmelssterg.

Erwärme nun durch deine Gilt'
Sinn, Seele, Herz und das Gemitt,
Daß deiner Gnaden heller Schein
Erleucht' in uns alls, was wir seyn.

So wollen wir dir allezeit
Hier danken in der Christenheit
Und dorten mit der Engellschaar
Dich ewig loben immerdar.

2. Die Immen.

Ein Vieblein will ich singen
Von Honig-Vögelein,
Die hin und her sich schwingen,
Wo bunte Blumen seyn,
Das Vöcklein in den grünen,
Des Zeitlers Nutz und Freud'.
Ich rede von den Bienen,
Dem Bild der Christenheit.

Der Winter hält gefangen
Das zarte Jungfer-Vöck,
Bis daß der Schnee vergangen,
Frost, Schauer, Nebel-Vöck,

Und wann die Westen stimmen
Nach linder Leuten Art,
So machen sich die Immen
Auf ihre Blumen=Fahrt.

Sie ziehen mit der Trummel,
Der Stachel weist das Schwert.
Ihr Brummel und Gehummel
Hat niemand nicht gefährt.

Sie nehmen sonder morben
Den zarten Blumen=Staub,
Und ihre Beut' ist worden
Der Baum und Blüten=Laub.

Wie sie die Waxburg bauen
 Von guldnem Pergament,
 Kan niemand nicht beschauen.
 Ja, keines Künstlers Händ'
 Hat man so sehr verwundert.
 Die Zimmer alle gleich,
 Sechseckigt wird gesondert
 Das Hönig Königreich.
 Man sieht sie friedlich leben,
 Ohn' Eigennutz und Streit,
 In steter Mühe schweben
 Zu Lenz- und Winters-Zeit:
 Sie pflegen einzutragen
 Der Blumen Saft und Tau,
 Und führen mit behagen
 Gesammt den Zuckerbau.

Im Sommer, wann die Sonne
 Im warmen Zeichen steht,
 Da sihet man mit Wonne,
 Wie daß der Schwarm entgeht.
 Man schläget auf den Becken
 Ting = tang = ting = tang = tang,
 Ting = tang soll sie erschrecken
 Und treiben sonder Zwang.
 So sollen alle Christen
 Das Hönig wahrer Lieb'
 Ohn' Haß und Reid gelüsten
 Aus frehem Hertzens = trieb,
 Die Freundschaft disilliren
 Der Zucker süßen Drei'
 Und die Gnad' ob sich führen,
 Die alle Morgen neu.

3. Abbildung des zweispitzigen Parnassus.

Hohe	Berge
welcher	Weide
nehet unser	Hirtenfreude
eure Spitzen	Sonnenstrahlen
morgens mahlen	und erhitzen.
Phöbus und die Pierinnen	wohnen auf so großen Zinnen,
welcher Lustbereiche Frucht	unser Pegnitz Hirt Montan
für die Ceres und den Pan	zu besingen hat gesucht
Schaut die neu begrünten Hügel	wünschen pfeilgeschwinde Flügel,
Bald wir auf der Pfeiffen klingen	und der Heerd' zu Tische singen.

4. Abbildung einer Flaschen.

❖
 Was
 reimet
 sich zu dem
 Westphälischen
 Schinken? das Trinken.
 Was reimet sich zu den
 stets nassen Poeten? Die
 Nasen veröthen. Es machet
 das Dürsten die Mägen
 zerbürsten. Es leeret die
 Taschen das Füllen
 der Flaschen.

14. Siegmund von Birken.

(1626—1681.)

1. An die fürtreffliche sämtliche Hirten an der Pegnitz.

(Pegnitz oder Blumen-Genuß-Schäfer-Feldgedichte, 1673.)

Für Leid und lauter Schmerzen,
 Der mich quält in dem Herzen,
 Der mich im Herzen plaget,
 Für Schwermuth, die mich naget,
 Muß ich die Feder netzen,
 Mit Klagen mich ergeben.
 Vor Klagen, edle Hirten,
 Verblaffen meine Myrten.
 Ein' Ahe hat gereiffet,
 Der Winter zwier gestreiffet
 Die Blätter von den Baumen,
 Seit daß ich mußte raumen

Der Pegnitz Blumenfelder,
 Die edlen Schattenwälder,
 Die Wälder mein erquiden,
 Die Felder mein entzüden.
 Es ließ sich alles leiden.
 Nur sich von Freunden scheiden,
 Nur scheiden ist ein Schmerz,
 Ein Schmerz, der das Herz,
 Das Herz mit Unmuth kränket
 Und stets mit Threnen tränket.
 Vermeiden, was man liebet,
 Hat viel zu todt betrübet.

Die Lieb' bleibt nicht verborgen,
Sie flackert in den Sorgen,
Und stehet an der Stirne,
Und wachet im Gehirne.
Des Herze wird zerstücket,
Der ofte wird entricket
Von Freunden, da die Flammen
Sich nah zusammen stammten.

Die Saal' wolk' erstlich rinnen
In meine Schäferinnen.
Die Pegenitz lehrte greiffen
Ein Lied auf sieben Pfeiffen.
Die Oer hat die Blätter,
Die sonst nur sind vor Götter,
Geflochten in die Myrten,
Die meinen Scheitel zierten.

Der Saal' hold grüne Gassen
Und edle Nebenstrassen,
Die schlanken Schlangestaden,
Nächst den bebüschten Pfaden,
Die Thäler, Berg' und Hügel,
Das muntre Luftgestügel,
Die halten meine Sinnen
Noch halb verzaubert innen.

Was soll ich, ach behagen!
Von meiner Pegenitz sagen?
Die Lust- und Wasserräder,
Die klaren Nymphenbäder,
Die Bäche samt den Brunnen,
Von welchen abgerunnen
Die Blumen ihrer Hirten
Noch meinen Geist bewirten.

Seit her hab' ich gestritten,
Viel Ungemachs erlitten,
Erlitten und erduldet,
Das Glück hat mich entschuldet,
Ihr Wandelrad getrehet,
Mich unberhofft erhöhet,
Bald wieder abgestürztet,
Verworfen und verfürztet.

Doch nicht die grünen Felder,
Die Felder und die Wälder,
Die Wälder und die Schatten,
Die Blumbeseeten Matten,
Der Pegenitz silberwellen,
Der Oer Nymphen Zellen,
Der Saale Goldgerinne
Erhalten meine Sinne.

Nein, nein! die Hirtenbrüder,
Der Pegenitz Blumensieder
Sind meiner Sinne sehnen.
Die Clarien, die Schönen,
Dort an den Saalgestaden
Mich immer zu sich laden;
Doch kan der Oer rinnen
Am meisten mich gewinnen.

Vor allen andern Flüssen
Hat mich die Oer müssen
Bezaubern und gewinnen
Und rauben meine Sinnen.
Ich weiß nicht, woz mich ziehet,
In steten Sorgen siehet.
Man siehet mich in Sorgen
Den Abend als den Morgen.

In Sorgen geh' ich schlaffen,
Die mir mein Leben raffen,
Mein Leben, das sich quälet
Und doch die Qual verhälet.
Ich leb' hier weit von Hirten.
Hier wachien keine Myrten.
Hier tanzten keine Nymphen
In ungewohnten Sümpfen.

Ich muß auf meiner Pfeiffen
Nur Trauerlieder greiffen,
In trauern muß ich singen,
Die Zeit in Leid verbringen.
Hier springen keine Panen,
Man siehet nicht Sylvanen.
Es liebet meine Heerden
Allhier kein Gott der Erden.

Die Blumbeseeten Auen,
Das Perlenreiche Tauen,
Der Oer Lustgerinne
Macht auch, daß ich beginne,
Beginne mich zu kränken,
Mich miid' und krank zu denken.
Diß denken macht mir bange,
Ach bange gar zu lange.

Ich denk' auch jener Freuden
In meinen Oerheiden,
Ich denke meiner Lieben,
Die mich aus mir getrieben,
Die an der Saal' die Auen
Voll tausend Anmuth schauen.
Je mehr ich aber denke,
Je mehr ich mich durchkrenke.

Ich lasse da und dorten,
Ich laß' an allen Orten
Ein Stück von meinem Herzen,
Und sehne mich mit Schmerzen,
Und sehne mich mit Peine,
Zu werden doch der Meine,
Mich wieder mir zu geben,
Bei meinem Geist zu leben.

Solt' ich wol in der Erden
Der Würmer Speise werden,
So soll diß Lied bezeugen
Mein dienstergebnes Neigen.
Komm' ich nicht selber wieder,
So liebet meine Pieder.
Ligt Florian verschlungen;
Doch nicht, was er gesungen.

2. Frühlings-Willkomm.

(Abgekürzt.)

Floridan.	Kl.	Die hupfenden Büsche.
Es flinken, und winken, und blinken	Es rauschet, und lauschet, und zauschet	
Klajus. Buntblümigte Auen,	Fl.	Ihr holdes Gezische.
Es schimmert, und wimmert, und glimmert	Es dirrditst, dirrditst, dirrditst —	
Fl.	Kl.	lirret die Lerche.
Es zittern, und flittern, und splittern	Es klappern, und bappern, und blappern	
Kl.	Fl.	Schlankbeinichte Störche.
Es säufeln, und bräufeln, und kräufeln	Es krekken, krekken, und quellen	
Fl.	Kl.	Grüngeblüche Frösche.
Es singen, und klingen, und ringen	Sie lechzen, und ächzen, und krächzen	
Kl.	Fl.	Mit hellem Gedrösch.
Den Mayen am Rehen Schalmehen	Es summeln, und brummeln die Hummeln,	
Der Hirten verschweiffen.	Kl.	in heiteren Lüften.
Fl.	Es spielt, und sület, und wület	
Es bellern, und gellen, und schellen	Fl.	Das Wald = Wild bey Klüften.
Kl.	Was klimmet, und schwimmt, und brümmet	
Es stralet, und pralet bemalet	Kl.	will Frölichkeit machen.
Fl.	Was lebet, und schwebet, und webet,	
Es witzchern, und zitichern, und zwitchern		verjünget sein Lachen.

15. Johann Klai.

(1616—1656.)

1. Morgenlied.

(Schäfergedicht, 1644; Andachtlieder, 1646; Freudenberichte, 1650.)

Dein Lob, o Gott, vermehre	Nun diese deine Hulde
Mein Mund an jedem Ort;	Werb' alle Morgen neu,
Dir bleib' allein die Ehre,	Bergib uns unsre Schuld
Du bist der einig' Hort,	Und stetig um uns sey.
Des Glüte wir vertrauen,	Kein Feind uns nicht beruffe,
All unser Thun erbauen	Die Sorgenlast nicht drucke,
In deinem Gnadenport.	Die Nahrung wol geden.
Du hast mich und die Heerden,	Dein Lob darum erklinget
Die dein Geschenk und Gab',	Auf grüner Heid' und Au'.
Beschützet für Gefährden;	Und mein Mund frölich singet
Du segnest meinen Stab,	Bei frilem Morgentau,
Der du uns sicher machest	Auf daß dein Nam' erschalle
Und mächtiglich bewachest	Und aller Ort erhalte,
All unser Thun und Gab'.	Wie ich dir, Gott, vertrau'.

2. Wechselgesang.

(Abgekürzt.)

Helianthus und Montano.

Hel. Es klappern, und plappern, und pappern,	Es blinkert, und zwinkert, und flinkert,
Mont. in Nesten die Störche.	Mont. Der Fink bey den Schatten.
Es tirlirtlirt, tirlirt, und schwirt,	Es pfeiffet, umschweifet, beleuffet,
Hel. in Lüften die Lerche.	Hel. die Wachtel die Matten.
Es kittert, und stittert, sich mittert,	Was singet, sich schwinget, und springet,
Mont. der Stiglitz bey Tag.	Mont. wil frölich sich machen.
Es zwitzert, und witzert, und zizert,	Was lebet, und schwebet, sich hebet,
Hel. das Zeißlein im Haag.	Hel. die Luften belachen.
Es schlürffet, und schürffet, sich wülfset,	Es schallen, durchhallen, durchwallen,
Mont. der Nachtigal Stimme.	Mont. Die Vögel die Büsch'
Es kirket, und girret, verwirret,	Und legen, und hegen, und regen,
Hel. der Tauber im Grimme.	Hel. im Grünen sich risch.
Es kispлет, und wispлет, und fispлет,	Sie zausen, zerzausen, durchlaufen,
Mont. der Sperling am Dach'.	Mont. das mosicht Gefäude.
Es schnattert, und dattert, und flattert,	Sie hupfen, zerwipfen, zerwipfen,
Hel. der Andrecht im Bach'.	Hel. das Raube mit Freude.

16. Julius Wilhelm Zingref.

(1591—1635.)

Kaisersprüche von Karl dem Großen und Otto I.

(Der Teutschen scharffmüthige kluge Sprich, 1628.)

Wann man Carolum den Grossen wegen seiner Kriegsthaten zu sehr loben wolte, pflegt er solche alle Gott dem Herren zuzuschreiben mit diesem spruch: Christus regiert, Christus uberrindet, Christus Triumphiret.

Sein Insigel hatte er auff seinem Wehrknopff, vnd pflegte darvon, wann er etwas siegelte, also zusagen: Was dieses Schwert mit dem Insigel bekräftiget, das wird es auch mit der schärpff gegen alle widerwertige vertheidigen vnd Handhaben.

Von einem Bischof von Metz, der ein gulden mit Edelsteinen versectes Creutz machen sieffe, sagt er: Die des armen Christi Creutz also tragen vnd gern dem Keyser gleich sein wolten, tragen wenig sorg vor ihre Schaaf.

Einem Bischoff hat er das Bistumb strack deß andern tags, nach dem ers ihm geben, wieder genommen, dieweil er deß Abends zuvor eine grosse gastung angestellt, sich beweinert vnd das H. Ampt darüber verschlafen hatte; zu dem sagt er: Bistu gleich am ersten tag so farleisig, wie würdestu dann erst sein, wann du nun im Bistumb würdest erwarmet und ruhig sein, würdestu nichts thun dann Gott erzürnen.

Als er die Schul zu Paris besichtigte, vnd die jugent examiniren half, aber befande, daß die Adlichen Kinder von den Burgers vnd Baur's söhnen weit ubertroffen wurden, redet er diese also an: Wolan, ihr Jüngling, die ihr vns gefolget habt, fahret fort, wie ihr angefangen, deß fleißes lob und lohn zuerwerben, euch will ich Gelt und Gut verschiffen vnd für andern werth halten, auß euch will ich machen Stifftsherren, Bischoff und Pöpst, jr solt Land und Leut regieren vnd die Ehr haben, zu dieser meiner rechen zu siten. Ihr vbrige zärtling aber (sprach er zu den jungen Edlen), die ihr also mit gezierten aufgeprüfften Haaren herein ziehet, euch auff ewrer Eltern Reichthumb, Ehr vnd Stand verlasset, dem müßiggang vnd den wollüsten nachhanger, eines Römischen Keyser's befeld und Majestät weder achtet noch folget, solt mir nicht gut genug sein (weil ihr die studia hindan setzt vnd auß anderer exempel vnd guten Lehren ewern verstand nit zu lob, Tugend vnd Weißheit vnderrichten lassen wolt), daß ich mich ewer annehmen solte, und solten diese arme geringe euch an allen Ehren vorgezogen werden, jedoch da ich solte pfeilen, daß ihr es den fleissigen mit der zeit werdet gleich thun, solt ihr billich, auch wegen ewers Stands, andern vorgezogen werden.

Als die Teutschen vnd Francken der Walen oder Gallier, vnder denen sie kriegten, ihre kurze Röcklin oder Manteglin zutragen anfingen, vnd Keyser Carl dieses sahe, sagt er im zorn zu ihnen: Sehet dann meine Teutschen vnd freye Franken, das bedeutet nichts guts, daß ihr derjenigen kleydung an euch nemmet, die ihr doch überwunden habt; ihr nembt ihnen ihr kleydung, so werden sie euch ewer Herz nennen; was sollen diese wälsche Lumpen, die kaum den halben Leib bedecken und weder vor hitz noch vor Kält gut sein?

Als er sahe, daß seine Hoffleut von den Venedischen Kauffleuten viel Seidene gewandt lawfften und darinn prangten, führt er sie zu Regenszeit mit ihm auff die Jagt, durch Hecken vnd Stauden, daß also die kleyder nicht allein verrissen, sondern aller naß wurden, führte sie hernach heim, vnd musten gleich beim Camin zur Tafel siten. Als nun die kleyder von der hitz noch mehr verderbt wurden, zeigt er ihnen seinen Wolfssbelts, welchen er wider am Lufft trüchnen lassen, dem nichts ware, vnd sagt: Ihr läppische Leut, wessen kleyd ist nun nutz, das mein, das mich ein schilling steht, oder das ewer, darauff ihr ewer gantz Väterlich Erb verwendet habt?

Seinem Sohn Lubwigen, der nach ihm Keyser worden, hat er offentlich bei der Krönung folgende Lehren gegeben: 1. Cristlich, Gott den Allmächtigen zu fürchten, zu lieben vnd seine Gebott zuhalten. 2. Die Kirch zu beschützen vnd vor falscher Lehr zubewahren. 3. Seinen Brüdern, Schwestern vnd Blutsfreunden liebs vnd guts zuerweisen. 4. Die Geistlichen in ehren zuhalten. 5. Seine vnderthanen gleich als seine kinder zulieben. 6. Gottesfürchtige, trewe, fleissige Rätth vnd Diener zuhalten, die vnrechtmäßige geschenck meiden. 7. Keinen Diener vbbedachtam oder ohne erhebliche vrsach zuberendern.

Kaiser Otto der erst, genant der Grosse, hat oft zu den seimigen pflegen zu sagen: Ihr wißt nicht, meine liebe Männer, was ein last es sei, daß Römisch Reich verwalten, glaubt mirs, der ich es versucht hab, ich wolte lieber sterben, als länger regieren.

Wann er seine Keyserlichen zierat vnd schmuck tragen muste, bettete er allezeit Gott zuvor vnd ein demüthig Herz, damit er sich dieser herrlichkeit nicht uberschülte.

Er hatte das fest Castel Brisach belegert. Als aber etlich Bischoff deß nachts heimlich mit ihrem Volk davon zogen, entfiel auch seinem vbrigen Volk der muth, vnd betten ihn gern berebet, daß er auch abziehen solte, dann sie allein nicht streiten wolten. Da sprach er ihnen alsozu: Ey warumb seyd ihr so verzagt? vertrauet Gott, der kan und wird helfen, der Sieg stehet in

seiner Hand, ist unser Stund kommen, so wollen wir alle herrlich vnd Christlich sterben, vnd vns die schand der flucht nicht anthun, denn es ist ja besser vmb Gerechtigkeit willen sterben, als mit schand vnd schaden Feldsüchtig werden, thut ihr das ewre, so wird auch Gott das seine bei vns thun. Mache also dem Volk wider ein Herz vnd erheilt den Sieg.

Ein junger Herzog auß Schwaben nam einen Osterladen von der Keyserlichen Tafel, ehe sich der Keyser gesetzt hatte, des Keyfers Marschall schlug ihn drum mit einem Steden auff den Kopff. Henrich von Kempfen, des Herzogen Hoffmeister, erstach den Marschall driiber vor der Tafel. Der Keyser kompt dazu, besicht also bald, man solte ihm das Haupt abschlagen. Kempfen fällt auff die Knie, bitt umb auffschub des geschwinde vrtheils, weil das Osterfest wäre, der Keyser verharrete auff seiner meynung, befaht ihn nachmals, angesichts, ohne vrtheil vnd Recht, zutödtten. Der Edelman gerieth darüber in solche Bestürzung, das er halb von sinnen kam, fiel dem Keyser in den Bart, ropfft ihm ein gut theil dessen auß, bracht ihn auch vnder sich zur Erden, truct ihm fast die Gurgel zu, als wolt er ihn erwürgen, biß ihn der Keyser bate, er solte ihn lassen, vnd ihm nichts am Leben zuthun verbiesse. Als aber die Rätzh anhielten, der Keyser solte den freuel strafen, antwortet er: Nein, ich hab ihm zu viel gethan, ich solt ihn zuvor flir ordentlich Gericht zu verhör vnd antwort haben kommen lassen, vnd das vrtheil zum wenigsten umb des festes willen auffgeschoben haben, darumb hat Gott meine geschwinde Raachgierigkeit durch ihn gestrafft.

17. Andreas Gryphius.

(1616—1664.)

1. Cardenio und Celinde.

(Andreas Gryphii Deutsche Gedichte, 1657.)

Cardenio liebt Olympia, die Gattin Eysanders, der durch äußere Rücksichten in ihren Besitz gelangt ist, und geht mit dem Plane um, sie zu entführen. Doch scheitert der Plan an der Eitsamkeit und Treue Olympia's. Zugleich aber wird Cardenio von Celinde, die Zaubermittel zu ihren Zwecken anwendet, leidenschaftlich geliebt. Um Cardenio und Celinde auf den Weg der Tugend zu bringen, läßt der Dichter Gespenster auftreten. In der hier folgenden Schlusszene erzählen sie, wie sie von ihrem Wahne bekehrt worden sind.

Cardenio.

— Die dunkelbraune Nacht

Hatt' in den Mittelpunkt des Himmels sich gemacht;
Diane stieg empor mit halb-verwandten Wangen,
Als ich, entbrand von Haß, ganz einsam ausgegangen,
Eysander seinen Tod zu fördern durch diß Schwerdt.
Ich wußt' es, wo er schon vor Abends eingekehrt,
Ich wußt' es, daß er noch würd' (ob wol spät) antommen.
In dem ich mir den Schluß zu fördern stürgenommen,
Und halt' um seinen Hof, seh' ich die Thür auffgehn.
Ich schau' ein Frauenbild unnschleiert vor mir stehn!

Olympia.

Cardenio, so ist's: schwermüthige Gedanken
Beneheln die Vernunft, die außer allen Schranken
Auf solche Träume fällt!

Cardenio.

Man höre mich recht an!

Ich ward, Olympie, mehr denn sie glauben kan,
Berwirret und bestürzt, als der sie ganz nicht kannte,
Biß auf mein Wort sie sich mit eignen Namen nennte.
Sie sagte ernstlich mir, daß sie die halbe Nacht
Bei ihr, Olympien, am Tische zugebracht.

Olympia.

Bei mir! die gestern, Herr! kein fremdes Weib geschauet!

Cardenio.

Geduld! ich, der hierauff ohn' Argwohn fest gebauet,
Bot mein Geleit ihr an und ging, an ihre Seiten;
Sie, ob sie zwar sich ließ die ganze Gaß abgleiten,
Gab auf mein Reden doch kein' enig' Antwort mehr,
Wie heftig ich auch bat, biß Eiser, Rach' und Ehr'
Vor ihr zu Herzen gieng. Was? Solt' ich diese führen,
Die mir den Mund nicht göunt, und dort die Zeit verlieren,
Die nicht mehr wiederkommt? Die Stunde rennt zu sehr;
Die Nacht, so lezt vergeht, gewinn' ich nimmermehr.
So schloß ich, und entschloß, sie plötzlich zu segnen;
Sie aber, mehr bereit als vor mir zu begeuen,
Fuhr recht entrüstet aus, klagt' über meine Treu',

Schalt meinen Bankelmuth und sprach ohn' eine Scheu,
Daß sie Olympe selbst, die mich so herzlich liebte,
Die nun von mir veracht, aus Eifer sich betrübte.
Warff mir Selinden vor, bestund auf diesem Wort,
Daß sie bey stiller Nacht in einem wüsten Ort
Gemohnet, über mir viel Thränen zu vergießen.

Olympia. Gott, aller Götter Gott! wosern mein rein Gewissen
Mich nicht unschuldig macht, so sey mein ganzes Hauß
Mir Zeuge! Was noch mehr: Eysander sag' es aus,
Wenn, wo und wie er mich noch diese Nacht gefunden.

Cardenio. Olympe, sie verzeih', wo sie, wie meine Wunden
Von Grund aus sind verheilt, umständlich wissen wil,
So muß sie, in was Noth mein sicher Geist verfiel,
Erkennen von mir selbst. Ich, über mein Verhoffen,
Starrt' eine lange Zeit, von diesem Blitz getroffen,
Biß ich mich unterwand, zu lindern ihren Grimm;
Doch, wie es schien, umsonst. Sie schloß die süße Stimm'
Und eilte neben mir durch nicht bekaute Stege
In ein sehr fest umzäunt und lustiges Gehege,
Voll Blumen, voll Cypress und was das Aug ergetzt;
Da hat die Schönste sich auf einen Fels gesetzt,
Und ich mich neben sie; doch schwieg sie, was ich klagte,
Gleich einem Marmelbild mein brennend Herz verzagte,
Weil sie die Lippen schloß. Lieb', Einsamkeit und Nacht
Bestritten mich so fern, biß ich schier sonder Macht
Und zitternd mich erkühn', ihr Antlitz zu entdecken.
Da sah' ich und erstarrt' in ungeheurem Schrecken;
Da sah' ich und erblast'; da sah' ich keine Zier!
Da sah' ich und vergieng, Olympen nicht vor mir!
Ich sah' ein Todten-Bild! ohn' Aug', ohn' Lipp' und Wangen,
Ohn' Adern, Haut und Fleisch, gehärt mit grünen Schlangen,
Das, eh' ich mich versamm, die Kleidung von sich rief
Und Sehn' und Pfeil ergriff, als mich der Geist verließ
Und grimmig auf mich zielt', als ich in Schwindel stürzte
Und Ohnmacht mir zugleich so Furcht als Athem kürzte.
So fällt ein Reitersmann, der vor dem Feinde steht,
Wenn ihm das heisse Bleh durch Brust und Rücken geht.

Eysander. Ich wartet', als entzückt, wie sich das Spiel wolt' enden.
Nun spür' ich, daß Gott selbst den Unfall wollen wenden.
Der mich doch oder ihn, durch, wo nicht beyder Tod,
Doch eines Untergang, hätt' in gewisse Noth
Geführt, eh' ich's gefürcht.

Olympia. Was soll mein Herz vermuthen?
Zielt dieß auf meine Schmach, geschicht es mir zum guten?
Soll ich zu eigner Schand' und eines andern Pein,
Hör' an, gerechter Gott! der Geister Maske sein?

Cardenio. Nachdem sich mein Gebliit anfangen zu bewegen,
Und ich gleich als erweckt die Glieder konte regen,
Befand ich mich allein auf einem rauhen Feld,
Daß durch gehäuften Grauß und Heden ganz verstell't.
Ich eilte zitternd weg als einer, der der Drachen
Bergiffet Nest entdeckt, und der dem heißen Rachen
Der Löwen kaum entkömmt. Doch find' ich für und für
Und spür', ob ich's nicht seh das Traur-Gespess vor mir.
Diß zwingt mich, kommt mir ein, wie rasend es sich wittert,
Wie es den Bogen spannt, wie es den Pfeil erschüttert,
Zu denken, wer ich sei, auf welcher Bahn ich steh';
Wie alle Pracht der Welt in Eitelkeit vergeh';
Wie schnell ich dieses Fleisch der Erden soll vertrauen,
Und den gerechten Thron des höchsten Richters schauen,

Der schon mein Lebens-Buch durchsucht und überschlägt
 Und das geringste Wort auf schnelle Wage legt. —
 Ich irte sonder Raht, mir war kein Weg bekand,
 Bisß ich mich unverhofft vor einer Kirchen fand,
 Da fand ich auf die Knie und schwur dem wüßten Leben
 Auf ewig gute Nacht von diesem Nun zu geben.
 Es floß auf jedes Wort der Thränen milde Bach,
 Bisß ein Gepolter mir die Red' und Andacht brach.
 Erschreckte fürchten leicht. Was kont' ich anders denken,
 Als daß ein neu Gespenst erschienen mich zu kränken?
 Ich gab mich in die Flucht, doch fiel mir endlich ein,
 Es lönten Räuber wol daselbst in Arbeit seyn.
 Ich glaubte, was ich wähnt', und schloß, mit steiffer Klinge
 Den Freolern auf der That die Beuten abzubringen.
 Was mich noch mehr verstärkt, war, daß des Tempels Thür
 Ganz Schloß und Kiegel-frey. Die redliche Begier
 Zwang mich ins Heiligthum, in welchem keine Zeichen
 Von einem Kirchen-Raub. Doch fand ich eine Leichen
 Gelehnt an eine Mau'r, halb von der Grufft verzehrt;
 Mit diesem läuft ein Mensch, den ich mit Kertz und Schwerdt,
 Wiewohl umsonst verfolgt, aus den geweynten Schranken.
 Bisß eben brachte mich auf vorige Gedanken,
 Daß eine freche Schaar sich dar um Raub versteckt,
 Bisß mir ein strahlend Licht ein offen Grab entdeckt.
 Als ich nach diesem gieng, in Meynung sie zu finden,
 Traff ich in dieser Höl (O fremder Fall!) Gelinden,
 Die mich (den neue Furcht und größser Angst betrat)
 Mit schier erstarrter Stimm' um Lebens Rettung bat.
 Ich starrt' und zweiffelt, ob der Himmel mein Verbrechen
 Durch solche Traur-Gespenst entschlossen sey zu rächen;
 Ich glaubte, wenn ich sie mit einer Hand berühr',
 Daß, gleich Olympens Bild das mich zuvor verführt,
 Sie in ein Knochenbild sich würd' alsbald verkehren.
 Doch mußt ich endlich ihr, was sie begehrt, gewähren.
 Ich haufft ihr aus der Grufft, in die der Leichnam eilt,
 Der an dem Pfeiler sich, wie schon erwehnt, verweilt.
 Wir rennten aus der Kirch' und wie durch gleiche Wunden
 Vor (vorher) beyder Hertz verletzt, so sind wir gleich verbunden.
 Sie tolet mit Thränen aus der tollen Liebe Gut,
 Ich flieh', was flüchtig ist, und such' ein höher Gut.

Olympia. Hat jemand, weil (seitdem) der Bau der runden Welt gegründet,
 Weil Gott das grosse Licht der Sonnen angezündet
 Vergleichen Stilk erhört? Welch' ungeheure Macht
 Hat in ein Todten-Grab Gelinden lebend bracht?

Geliude. Daß euch Cardenio, sein Unrecht zu bekennen,
 Ganz kein Bedencken trägt, möcht' iemand Wahmwitz nennen;
 Ich fühl' in mir, daß der noch wol zu retten sey,
 Der seine Sünd' entdeckt. Man wird von Sünden frey,
 Wenn man die Sünden nicht entschuldigt, schmückt und färbet.
 Ich bin's, Olympie, die auf den Tod verderbet,
 Die, wie sie selber weiß, nie nach dem Schmutz getracht,
 Der einer Frauen Geist vor allen herrlich macht.
 Bald rief ich weiter aus und ward durch den gefangen,
 Der ihr, Olympie, so heftig nachgegangen.
 Cardenio, als er an der verzweifeln mußt',
 Der ihre Treu' zu wehrt, ergeyte meine Lust.
 Ich, die weit mehr durch ihn, als er durch mich verstrickt,
 Vergieng durch seine Kält', und als er mich verlassen,
 Begonnt' ich Sonn' und Tag und Leben selbst zu hassen.
 Ich such', und nur umsonst, durch alles seine Gunst,
 Bisß mir Verschmachenden die tolle Zauber-Kunst
 Versprach ein Feu'r in ihm, das ewig, zu entzünden,

Wofern ich könnt' ein Herz aus einer Leichen finden.
 Was solt' ich Arme thun? Die Noth hat mich gezwungen,
 Und in Marcellens (ihr Bruder) Gruft bey stiller Nacht gedrungen,
 Die Cleon (Satrissan), den mehr Geiz als mich die Liebe quält,
 Mir mit der Kirch' erschloß, als er mein Gold gezehlt.
 Er half Marcellens Sarg mir in Geheim entdecken;
 Da ich die Leich' erblickt', erzittert' ich vor Schrecken.
 Und ob ich zwar bestürzt, erlöhnt' ich doch die Händ',
 Zu öffnen seine Brust. Als ich die Leinwand trennt',
 In die sein Leib verhüllt, (O grause grimme Sachen!)
 Begonnt' er aus dem Schlaf des Todes zu erwachen.
 Er zuckt' und richte sich von seinem Läger auf
 Und sprach: (weil Cleon mir entsprang in vollem Lauff)
 Ha! Grausamste, was führt dich her zu mir?
 Ist's nicht genug, daß um dich und vor dir
 Ich diese Stuch' in meine Brust empfangen,
 Durch die mir Blut und Seel' ist ausgegangen?
 Erbrichst du noch die stille Todten-Kluft
 Und willst diß Herz? Kan denn die heil'ge Gruft
 Nicht sicher sehn, und ich in der nicht rasten?
 Mußt du mich hier, auch nun ich hin, antasten?
 So sprach er und erhob sich aus dem Staub der Erden.
 Ich sank auff seinen Sarg. Was noch erzehlt kan werden,
 Hat schon Cardenio vor mich euch dargethan.
 Der seiner Faust entgieng durch unbekannte Bahn,
 Ist Cleon zweiffelsohn', und die erblaste Leichen,
 Die an dem Pfeiler stund, war meines Lasters Zeichen.
 Sie war des Ritters Leib, an den ich mich gewagt,
 Den meine freche That aus seiner Gruft verjagt.
 Hab' ich nun, was vorhin ich suchte, nicht gefunden,
 So bin ich doch der Angst und aller Band' entbunden.
 Veracht' Cardenio mein vor geliebt Gesicht;
 Ich, die das Grab erklimt, fühl' auch sein Feuer nicht.
 Fahr' hin, verfälschte Lust! Fahr' hin, nicht reine Flammen,
 Ihr Vorbild höll'scher Gluth! Gelinde wil verdammen,
 Was ihr Verdammen würrt! Gelinde wil allein
 Von dieser Sünd' an Gott ein reines Dpffer sehn!
 Weg Perlen! Weg Rubin und indianische Steine!
 Die Thränen, darmit ich mein' Übelthat beweine,
 Sieht der vor Thränen an, dem ich besleckte Frau
 Zu einer Magd mich selbst auf ewig anvertrau'.
 Fahr' hin, Cardenio, den ich von Gott gezogen!
 Cardenio, den ich um Ehr' und Ruhm betrogen!
 Cardenio, den ich um alles, was geacht,
 Um Redligkeit und Treu' und rein Gewissen bracht'!
 Ade Cardenio, durch den ich bin entgangen,
 Als meiner Straffen Heer mich diese Nacht umfangan!
 Ade Cardenio, mein Herze bricht entzwey
 Vor Wehmuth! Noch ein Wort: Cardenio, verzeih'!
 Der Mensch fällt nur durch sich; ich selbst verklage mich.
 Hat mir Olympie, die ich umsonst betriaget,
 Nach starker Gegenwehr so herrlich obgesieget,
 Kont' ich Gelinden denn nicht unter Augen gehn
 Und unverletzt dem Pfeil der Liebe widerstehn?
 O Wunder dieser Zeit! Die ich allein erhebe
 Und vorhin stets verfolgt', Olympie, sie vergebe
 Dem, der vor auffser sich, sie und sich selbst verkennt,
 Der als ein toller Föro' ihr, keusches Lamm, nachrennt.
 Ist lob' ich ihre Zucht und unvergleichlich' Ehr;
 Vor diesem war ich blind und rast' ie mehr und mehr
 Nach eigenem Untergang. Ich bin durch sie gestiegen
 Und schau Cupido dicht vor meinen Füßen liegen.
 Der Köcher ist entleert, der Bogen sehnenfrey,

Cardenio.

Des Todes strenge Faust bricht seine Pfeil' entzwey,
Die Fackeln leihen aus von meinen feien Zähren.
Vor hast du mich verletzt, jetzt kan ich dich entwehren.
Und mangelt mir noch was, zu dämpfen deine Bein,
So soll Olympens Sieg des meinen Nischtschnur seyn.

Olympia. An mir, Cardenio, wird man nichts preisen können.
Ich preise mehr, was ihm der Höchste wollen gönnen.
Was bisher ie von ihm zu wider mir geschahn,
Rührt daher, daß er mich nicht selbst hat angesehen.
Ihn hat mein nichtig Fleisch, der falsche Schnee der Wangen
Und des Gesichtes Laro' und dieser Schmutz gefangen,
Den mir die Zeit abnimmt; nun hat die wahre Nacht
Mein Antlitz recht entdeckt. Herr, dieser Lilien Pracht,
Des Halses Elfenbein sind nur erborgte Sachen.
Wenn das gesteckte Ziel mit mir wird Ende machen,
Und mein beslagter Leib, den er so werth geschätzt,
Nun zu der langen Ruh' in seine Gruft versetzt,
Dann such' er meinen Nest; was ihm der Sarg wird zeigen,
In den man mich verschloß, das schätz' er vor mein eigen.
Das ander war entlehnt!

Celinde. O wol und mehr denn wol
Dem, der so fern sich kennt, weil (während) er noch leben soll,
Nicht, wenn der Tod schon ruft.

Pamphil. (Cardenio's Freund) Wohl dem, der stets gestieffen
Auf ein nicht sllchtig Gut und unverletzt Gewissen!

Pyxander. Wol dem, der seine Zeit nimmt (weil noch Zeit) in Acht!

Biren. Wol diesem, der die Welt mit ihrer Pracht verlacht.

Pamphil. Wol dem, dem Gottes Hand wil selbst das Herze rühren!

Olymp. Wol dem, der sich die Hand des Höchsten läßet führen!

Celind. Wol dem, der jeden Tag zu seiner Gruft bereit!

Pamphil. Wol dem, den ewig krönt die ewig' Ewigkeit!

Carden. Wer hier recht leben wil und jene Kron ererben,
Die uns das Leben gibt, denk jede Stund ans Sterben.

2. Horribilicribrifax oder der wählende Liebhaber. (1665.)

Horribilicribrifax von Donnerkeil und Daradiridatumdarides Winddreher von Tausendmord, zwei kaiserliche Officier, und Sempronius, ein alter eingebildeter, aber gelehrter Schulmeister, wollen ihr Glück durch Heiraten machen. Winbbeuteleien und Gelehrtenstolz sind Mittel zu ihren Zwecken, die zwar nicht von ihnen, aber doch von andern Personen des Stückes schließlich erreicht werden. Die Bedeutung des Scherzspiels liegt in der Sprachengerei und in der Charakterisirung des prahlerischen Soldatenwesens zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

a. Daradirid. unterhält sich mit seinen beiden Dienern.

Darad.

Don Diego, rildet uns den Manuel zurechte, Don Cacciadiavolo, ich halte, daß das N-liche Theil des Bartes mit der West-Seiten nicht allzuwohl übereinkomme.

Don Cacc.

Großmächtigster Hr. Capiten, es ist kein Wunder! die Haare der linken Seiten sind etwas versenget von den Blitzen seiner Feuerschießenden Augen.

Darad.

Blitz, Feuer, Schwefel, Donner, Salpeter, Bley und etliche viel Millionen Tonnen Pulver sind nicht so mächtig, als die wenigste reflexion, die ich mir über die reverberation meines Unglücks mache. Der große Chach Sefi von Persien erzittert, wenn ich auf die Erden trete. Der Türkische Kayser hat mir etlich mahl durch Gesandten eine Offerte von seiner Kron gethan. Der weitberühmte Mogul schätz seine reitenehmeute nicht sicher für mir. Africa habe ich vor- längst meinen Cameraden zur Beute gegeben. Die Prinzen in Europa, die etwas mehr courtesse halten Freundschaft mit mir, mehr aus Furcht, als wahrer Affection. Und der kleine ver- lederte Bärnhäuter, der Rappschnabel, ce bugre, ce larron, ce menteur, ce fils de Putain, ce traistre, ce saquin, ce brutal, ce bourreau, ce Cupido, darff sich unterstehen, sein Schuch an meinen Vorber-Kränzen abzuwischen. Ha Ma Deesse! merville de monde adorable beauté! Unübertwindliche Schöne! unvergleichliche Sylene! wie lange wolt ihr mich in Courtegarde eurer Ungunst verarrestiret halten?

Don Diego.

Signor mio illustrissimo! Mich wundert nicht wenig, daß ihr das Bollwerk von Selene noch nicht habt miniren können. Die Damofellen dieses Landes erschrecken, wenn sie euch von Spießern, Schlachten, Köpff-abhauen, Städte-anzünden und dergleichen discurren hören. Sie meinen, daß ihr todos los Diabolos in der Vorbruch (Barrontafche) traget. Mich dünkt, Palladius richte mit seiner anmuthigen Courtesi weit mehr aus, als wir mit allen unsern Rodomantaden.

Darab.

Palladius? Wenn er mir ihumd begegnete, wolte ich ihn bey der äuffersten Behe seines linden Fußes ergreifen, drey mal um den Hut schländern und darnach in die Höhe werffen, daß er mit der Nasen an dem grossen Hundstern solte kleben bleiben.

Don Cacc.

Es wäre zu viel, daß er von solchen Rittermäßigen Händen sterben solte. Wenn er uns gleich ihumd begegnete, wolte ich ihm bloß in das Gesicht sehen, er würde Zweiffels ohne bald in Asch und Staub verkehret werden.

Darab.

Behüte mich der grosse Vishspuzli, was ist das? dort! (Es erscheinet von ferne eine Raçe.) Sehe ich zwei brennende Fackeln uns entgegen kommen?

Don Cacc.

Holla! ins Gewehr! ins Gewehr! Die Nacht ist niemands Freund.

Darab.

Ey, laßt uns weichen! wir sind aus unserm Vortheil, und möchten verrätherlich überfallen werden. Ich wil nicht von mir sagen lassen, daß ich mich der Finsterniß zu meiner Victorie mißgebrauchet.

Don Cacc.

Bey der Seel des General Wallensteins, sie blasen zu Sturm.

Don Diego.

Ey, laßt uns stehen bleiben! sehet ihr nicht? es ist eine Raçe, die also mit den Augen flinkelt.

Don Cacc.

Es mag der Beelzebub wohl selber seyn.

Darab.

Ho! ich bin vor ihm unerschrocken. Der ganze Leib zittert mir vom Zorn wie eine Gallart. Ich werde ganz zu lauter Herge und kenne mich schier selber nicht, ich schwinde vor Begierde zu sechten. Voicis le bras qui rompt le cours de destins de tous! (Zeucht den Regen aus:) Sa! sa! heran, heran, du seyst auch wer du seyst! je brave le main des parques, ich habe wohl eher alleine dreißig mal hundert tausend millionen Geister bestanden.

Don Diego.

Minder eine halbe.

Don Cacc.

Wol was Geras' ist dieses?

(Der Nachtwächter beginnt zu singen: „Ihr lieben Leute laßt euch sagen,“ und dergleichen.)

Darab.

Bey meinen Adelichen Ehren, ich halte doch, es gehen Gespenster um. Was ist's nöthen, daß wir die Zeit so früh auf der Gassen zubringen. Herein, herein ins Gemach. Wer Unglück sucht, der verdirbet darinnen.

b. Horribilicribrifax und Sempronius begegnen einander.

Horribilicribrifax. Harpar (sein Diener).

Horrib.

Hast du es glaubwürdig vernommen?

Harpar.

Mit diesen meinen zweien Ohren hab ich es gehört.

Horrib.

Und du hast es gehört?

Harpar.

Ich hab es gehört.

Du hast es gehöret?

Horrib.

Ich, ich, ich, ich hab es gehöret.

Harpaz.

Mit deinen Ohren?

Horrib.

So wol mit den Ohren, als offanem Munde, ja Gehirne und alle fünf Simmen!

Harpaz.

Horrib.

Daß Sempronius sich unterstehet, seine Gedanken da einzuquartieren, wo allein der unüberwindliche Horribilicribrifax Winterlager halten soll?

Harpaz.

Signor Capitano, wird eure Herrlichkeit nicht bey Zeiten darzu thun, so dürfften noch wol andere, als Sempronius ehe eine Feldschlacht all dort liefern, als er an das Winter-Quartier gedendenk.

Horrib.

Se mi monta il grillo nella testa sarò huomo da scannar Marte e Morte, e Sempronio, e far si, che di lei non si ragioni mai piu. Welch Bellerophon, Rinoceros, Olibri, Palmerin, Roland, Galm, Peter mit dem silbernen Schlüssel, Tristrant, Pontus dürfften sich unterstehen, nur dergleichen Sache zu gedendenk, schweige denn ins Werk zu setzen.

Ich erbafiliste mich ganz und gar, die Haare vermedustren sich in Schlangen, die Augen erdrachen sich, die Stirne benebelt sich mit Donnerspeienden Wolcken. Die Wangen sind Atma und Mon Sibello, die Feuerfunden stieben mir aus dem Munde wie aus dem Hecelberge, der Hals startet wie der Thurm zu Babel, es blizet mir im Herzen nicht anders, als wenn tausend Heren Wetter darinnen gemacht hätten, jedweder Finger vertheilet sich in noch dreißig andere. Die Füsse schießen in so viel Wurzeln aus, Somma ich erzürne mich zu tode. Io Sputo Archibusi, Pistolle, e fulmini, daß mir nicht einer von den Mordböaeln entgegen geflogen käme, daß ich meinen Grimm an ihm auslassen könnte, mit einem Anblick wolte ich ihn in lauter Asch verkehren, nicht anders, als die Granaten, wenn sie in die Heuschoder fliegen.

Harpaz.

Signor Capitano, Signor e Patron mio gloriosissimo, darff ich euch unter die Augen treten?

Horrib.

Wozu dient diese Frage?

Harpaz.

Ich fürchte, ihr möchtet mich auch anzünden, ich bin etwas dürre von Hunger.

Horrib.

Sey sonder Sorgen! meine Augenstrahlen haben Verstand. Quelli che meco vivono, e che Servono la persona mia ornata di tanti trofei e trionfi, non vivono in pericolo.

Harpaz.

Nun ist Noth vorhanden; Sempronius kommt selbst selber zu seinem Unglück & Herrschaft in die Hände.

Sempron.

Omnes homines summa ope niti decet, ne vitam silentio transigant veluti pecora. Salust. de Conjuratone Catilinae. Multa dies variusque labor multabilis aevi rettulit in melius. Virgil. lib. 9. An. Amavi, amavisti, amavit, amo, der Fuchß ändert die Haare, nicht das Gemlithe, saget das Deutsche Sprichwort. Unter dieser grauen Aschen meines Kopfs, sub hisce canis, liegen noch viel glihende Kohlen der Liebe verborgen.

Horrib.

Er ist verlohren! er hat gelebt! er ist todt.

Harpaz.

Ey, ey, Herr Capitain!

Sempron.

Sed quid sibi vult Pyrgopolynices iste qui ita gladiatorio animo ad nos affectat viam?

Horrib.

Wer bist du?

Sempron.

Wer bist du?

Horrib.

Questa e una domanda impertinente, la quale merita per risposta una pugnata nel cuore.

Sempron.

Du magst wohl ein Bernhäuter in der Haut sein! hast du redliche Leute nicht lernen geüßten? Saluta libenter, sagt Cato.

Horrib.

Ich werde rasend.

Sempron.

Helleboro opus est homini! er ist toll.

Horrib.

Bisogna ch'io faccia in pezzi, ch'io Fulmini questo ladrone! Sag ihm, wer ich sey!

Harpa.

Mein Herr Sempronius thut sehr übel, daß er sich an einem so fürtrefflichen Mann vergräñt! Er ist der Welt berühmte Capitain Horribilicribrifax von Donnerkeil!

Sempron.

Ist er Horribilicribrifax von Donnerkeil, so bin ich Sempronius von Wetterleuchten, fama super aethera notus.

Horrib.

Tun sei un Bufalo. Wo ich mich recht erzürne, so haue ich euch in kleine Stücken, daß euch die Ameissen in zweyen Augenblicken wegtragen.

Sempron.

Meinet ihr, daß ich in meiner Jugend auf der Universität nicht auch habe sechten lernen? πολλῶν ἐγὼ θρηῶν ψήφους ἀκηκοα. (Ich habe die Weissagungen vieler parnassischer Nympphen vernommen).

Harpa.

Ich verstehe nichts, was er wolle. Ich glaube, daß er gesonnen, uns zu beschweren.

Horrib.

Ihr habt die unvergleichliche Cölestinam lieb.

Sempron.

Das thu ich zu Troß, euch und allen, den es leid ist, quid id ad te?

Horrib.

Ich sage, daß ich ihrer Liebe würdiger bin.

Sempron.

Mentiris, das heißt auf Deutsch, es ist erlogen.

Horrib.

Oh qual' oltragio! Soll ich dis Wort hören? Was hindert mich, daß ich euch nicht in einem Streich in hundert tausend Stücken zertheile?

Sempron.

Quid me retinet, daß ich nicht mit diesem meinem alten guten Spanischen Degen, mit welchem ich auff so vielen Universitäten den Bachanten Böcher geschlagen, den Häschern Schendel und Köpff abgehauen, die tollesten Teuffel blutrünstig gemacht, die Steine auf der Gassen zuspalten, dem Rector Magnifico die Fenster ausgestochen, den Pedellen die Züße gelähmet, eine solche That verübe, daß die Sonne am Himmel trüber erschwärze und die Planeten zurilde lauffen, nec dum omnis haeret effoeto in corpore Sanguis. Virgil.

Horrib.

Ob ich euch wol mit diesem Degen könnte auf andre Meynung bringen, (havend' io un giorno nel amfiteatro di Verona ucciso di mia mano molto mille gladiatori) wil ich euch doch darthun aus eurer eignen Wissenschaft, daß ich besser sey als ihr, damit ihr sehen solltet, daß ich eben wohl studiret bin und in Artem Aratoriam Verstand habe. Ihr seyd ein Gelehrter und machet profession von dem Buch, als ich von dem Degen. Ist das nicht wahr?

Sempron.

Rem acu!

Horrib.

Nu wisset ihr ja wohl, daß man das Buch unter dem linken Arm trägt und den blossen Degen in der rechten Hand führet, ergo, gehen die Gelehrten unten und wir oben an.

Sempron.

Als wenn man nicht den Degen auf der linken Seiten trägt und ein offen Buch in der rechten Hand hielte, als wenn man nicht die Feder oben auf den Hut steckte, welches ich weisläufiger mit vielen Syllogismus, Enthymematibus, Soritibus, Inductionibus, Elenchis Mesosyllogismus, Argumentationibus crypticis, Distinctionibus, Divisionibus, Exceptionibus ausführen könnte, nisi res esset liquidissima per se, und klarer als die Sonne in ipso meridie.

Harpar.

Last uns fliehen, mein Herr, er zaubert, er redet der bösen Geister Sprache.

Horrib.

Si me le direte: lo sapero! Als wenn ich nicht mit vielen Sonnetten, Madrigalen, Quadrimen, Oden, Canzonen, Concerten, Sarabanden, Serenaden, Aubaden das Wiederpiel beweisen könnte; doch damit ich euch Schamröthe abzwinge und beweise, daß ich ein Arator bin, als ihr, so wil ich eine Karation halten, die ich gethan, als Pappenheim Magdeburg einnahm und man kurz zuvor in dem Kriegsrath herum tottirete. Habt ihr so viel Wuths, so beantwortet mir dieselbe augenblicks.

Sempron.

Ego sum contentissimus.

Horrib.

Harpar, du solst unterdessen General Tylli sehn. Setze dich derowegen hier nieder. Bildet euch nun ein, hier sitze General Tylli und neben ihm Feldmarschall Pappenheim. Hora, diamo principio alla narrariva! Es wurd deliberiret, ob man Magdeburg denselben Morgen antaften, oder vorziehen solte, bisz unstre Abgeordnete wieder ins Lager kamen, Don Arias von Toletto, welcher in dem übrigen ein hurtiger Cavalier, aber in dergleichen actionem troppo ardito: hatte vor mir geredet, ich richtete mich con la grandezza mia superbissima e con meraviglia e tremore di tutti circostanti auf diese meine marmörne Schendel, gab ihm einen unversehnen Blick mit diesen zweien brennenden Carfunkeln oder glänzenden Laternen dieses meines fleischlichen Thurms. Die Franzosen nennen es une oelliade.

Harpar.

Ich zittere und bebe über diesem Angesichte!

Horrib.

Nachmals als ich sah, daß ich dem Don Arias ein Schrecken durch alle Beine gejagt und die ganze Compagnie über mir entfahete, wolte ich die Gemüther etwas sämftigen, damit sie mich mit desto größerer Anmuth hören möchten, derowegen Prima d' ogn' altro, bacio le ginocchia Ihrer Excellenzen, des Tylli und des Pappenheims, come si conviene. Nachmals, inchinai la testa gegen die umstehenden Herren, und sprach also.

Harpar.

Herr Semproni! ihr habt schon verloren! Ihr werdet diß nimmermehr nachthun.

Horrib.

Sintemal, Ihre Excellenzeste Excellente, die Zeit sehr kurz, indem wir den Feind vor der Stirne haben und eine Stunde, Minute, ja Augenblick uns die Victorie geben oder nehmen kan; diro ancor' io qualche cosa, und wil mit wenigen mein Gemüth entdecken und sagen, daß, ob es wohl uns Cavalieren übel anstehe, mehr mit der Zungen, als dem Degen zu reden, und du mein berühmtes Schwert, tu mia spada fulminea, tagliante e fendente! Wenn du eine Zunge hättest, eben diß sagen würdest; nichts desto weniger wil ich sagen, weil mir zu sagen gebühret, und die Nehe zu sagen an mich gelanget ist, und wil nicht sagen, daß ich zu beweisen willens, daß ich wohl und viel sagen könnte, sondern wil außs einfüchtigste vor euch sagen, was mich dünket, das gesaget werden müste, und wil nichts weniger sagen, als was gesaget ist von den berühmtesten Leuten, denn wenn ich etwas anders sagete, würde ich sagen wieder Kriegsmanier, nach dessen Gewonheit ich aufgestanden bin, etwas zu sagen. Und so jemand unter dem Häuffen ist, der sich einbildet, daß er mir sagen dürffte, ich solte nicht also sagen, der mache sich herfür und sage es, ich weiß, daß er nicht anders sagen wird, als was ich sagen wil. Ich sage denn, was drey Personen aus diesem unzähligen und unüberzähligen Heere werden sagen, können sagen, müssen sagen, wollen sagen und sagen auch sonder ein Wort zu sagen. Die ersten Zwey sind Ihr Excellenzeste Excellenz (und hiermit machte ich

einen Reverent) die Dritte bin ich. Weil mir aber nicht wohl anziemet, was zu sagen, schweige ich aus Modestie und remittire mich im übrigen auf dieselbe, die etwas gesagt haben und noch sagen werden. Hor su, Finiamo, la qui. Könnte man wohl was schönere gesagt haben, Garpar?

Garpar.

Das ist ein schön untereinander gemischtes Gesagel wäre nicht eine Abschrift davon zu erlangen?

Horrib.

Mi sara di sommo contento, gar sehr wohl, aber zu einer andern Zeit! . . .

B. Literaturbilder

aus der zweiten schlesischen Schule und den Werken ihrer Gegner.

1. Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau.

(1618—1679.)

1. Eginhard an Emma.

(Gedlenbriefe, 1679.)

Des großen Carles Knecht ist die Gedult entrissen,
Ich schreibe, was vielleicht mein Leben kosten kan,
Doch darf ich nur einmal dein schönes Auge küssen,
So tret' ich wohl vergnigt hernach die Marter an.

Dein hoher Purpur läßt mich nicht vom Tode denken,
Die steiffe Zuversicht streicht allen Kummer hin;
Beliebt dir einen Blick auf meinen Brief zu lenken,
So mein' ich, daß ich schon der Sonne gleiche bin.

Mein Fräulein, straffe nicht mein eystriges Beginnen,
Und reiß das treue Blat nicht vor der Zeit entzweh,
Erwege vor die Noth und Schwachheit meiner Sinnen,
Hernach mach' einen Spruch; ob ich zu tadeln seh.

Ich weiß, das meine Gut sich denckt zu hoch zu heben,
Und daß mein Kieselstein zu Diamanten will;
Doch die Erfahrung wird vor mich die Antwort geben,
Der Stände Gleichheit ist der Liebe Possenspiel;

Sie bindet Gold an Stahl und Garn zu weisser Seyde,
Macht, daß ein Nesselstrauch die edle Rose sucht,
Zu Perlen leget Grauß, zu Kohlen legt sie Kreyde,
Und pftropft auf wildem Baum oft eine süsse Frucht.

Sie lachet, was die Welt von Blutverwandtnuß saget,
Diß was man Ehlich heist, hemmt ihre Pfeile nicht,
Der Keyser wird ihr Knecht, der Jäger wird erjaget,
Man spürt, wie ihre Macht in Siod und Closter bricht;

Ich schreibe, was ich muß, ich steh itund gebunden,
Die Beile, so du siehst, will selbst nicht meine seyn,

Der Gott, der alles kan, der hat sie auch erfunden,
Ich aber liebre sie dir nur gezwungen ein.

Diß was ich hier gesagt, ist kein so fremdes Wesen.
Das Fieber, so mich plagt, ist dir genug bekant,
Aus meinem Auge hat dein Auge schon gelesen,
Was ich vor Liebes Schrift hier eingeprägt befand;

Vor Seufzen kont ich oft kein rechtes Wort beginnen,
Die Augen branten mir, das Herze ward mir kalt,
Die Hände bebeten, es irrten alle Sinnen,
Ich war ein rechtes nichts an Farb' und an Gestalt;

Du weist, wie oftmahls ich der Zellen Reih' verloren,
Wann ich dem grossen Carl geheime Schreiben las,
Es fehlten manchesmal mir Augen, Zung' und Ohren,
Wann meine Herrscherin mir gegen über saß.

Es drang das heisse Blut aus meinen Liebes Wunden,
Wann meine Mörderin auf mich Ihr Auge warff,
Hat deine schöne Hand, o Emma, mich gebunden,
So laß mir doch nur zu, daß ich mich regen darf.

Ich fall' iezund als Knecht zu deinen zarten Füßen,
Ich ruff' als Göttin dich mit bleichen Lippen an,
Laß einen milden Strahl auf meinen Scheitel schüßen,
Und zeige, daß bey dir auch Wehmuth wohnen kan!

O Göttin, stürze mich doch nicht durch deinen Blitzen
Und denc', ein treuer Knecht ist eines Blickes werth;
Du wirst mit mehreren Ruhm auff deinem Throne sitzen,
Wenn deiner Demuthglang auch in die Thäler fährt.

Die Flamme, so mich treibt, das ist ein Zug von Oben,
Ich muß dasselbe thun, was mein Verhängniß heist,
Es wird die Nachwelt noch den heissen Fürsag loben,
Der mich iezund verblend't zu deinen Knien reist.

Will denn ein schöner Grimm mich gang und gar verderben,
Brich deine zarte Hand die Hofnung-Seulen ein,
Thust du den Fremden diß, wie wollen diese sterben,
Die deinem Vater Feind und dir zuwider sehn?

Mein Fräulein, weigre nicht der Liebe Platz zu geben,
Es ist ein solcher Gast, der Freude mit sich bringt,
Es will der Balsam sehn vor unser junges Leben,
Der in die Augen träuft und zu dem Herzen dringt.

Es schmückt der schöne Trieb die Blumen unsrer Jugend,
Und führt uns in das Feld der rechten Frühlings Zeit,
Man nennt die Liebe zwar die süsse Gift der Tugend,
Doch den Verleumbder selbst lobt Ihre Liebligkeit;

Es ist die edle Saat, so von dem Himmel kommen,
Und auff der Erde nichts, als Zucker Früchte trägt,
Es ist der beste Leim aus Gottes Hand genommen,
So Mensch zu Menschen filgt, und uns zur Lust bewegt;

Mein Fräulein, meine nicht, daß solches dich beslecket,
Es ist ein solches Werk, so Gott uns selber hieß,
Ein etwas, so Er uns im Paradies erwecket,
Und mit dem Athem tieff in Adams Nase bließ.

Ich rede wohl zu kühn, ach Fräulein! diese Flammen
Verzehren, was von Furcht und Schrecken übrig war,
Lust und auch Ungebulst verbinden sich zusammen,
Und meine Zuversicht verkleinert die Gefahr.

Laß diese heisse Gluth doch nicht vergebens brennen
Und dencde, Liebe sey allein der Liebe werth,

Soll ich mich ohne Furcht stets deinen Sklaven nennen,
Der ohne deinen Mund sich durch sich selbst verzehrt?

Sprich, sprich ein süßes Wort, laß mich mit meinen Ketten
In tiefster Dienstbarkeit für deinen Augen stehn,
Ich komme; darff ich auch für dein Gesicht treten?
Ach, solt ich doch vergnügt von dir zurücke gehn!

Und eines Kusses darf dein Purpur sich nicht scheuen,
Es soll ein Geißel seyn von meiner Dienstbarkeit,
Laß dich die hohe Gunst, o Fräulein, nicht gereuen,
Die Kette, so mich druckt, durchdringt kein Biß der Zeit.

Sprich doch ein süßes Wort, benenne Stell' und Stunde,
Ruffst du, so hält mich auch der Himmel selbst nicht auf;
Dein Willen wird mein Schluß; ein Spruch aus deinem Munde
Soll ein Verhängniß sein vor meinen Lebenslauf;

Izt will ich meinen Brieff, doch nicht die Hoffnung schließen,
Er hat, ich neid' ihn fast, weit mehr Glück, als ich,
Er will von mir zu dir; ich muß euch beyde küssen,
Zwar mit den Lippen ihn, und in Gedanken dich.

2. Epithema an Eginhard.

Wär' ich, mein Eginhard, was ich zuvor gewesen,
Und müßt ich nicht igund in Brand und Banden stehn,
So soltest du ein Wort von meinen Händen lesen,
Das auch dem Donner würd' an Wirkung gleiche gehn;

Ich schreibe: kahler Knecht, dein Hals ist nun verloren,
Was Purpur fleckig macht, das fällt dem Tod anheim,
Es hat des Himmels Schluß zum Feuer dich erkoren,
Vor Wespen, gleich wie du, ist nicht mein Honigseim.

Was aus dem Scepter sproßt, das soll kein Knecht entführen,
Und Keyser Kronen seyn vor deinen Garten nicht,
Du solt des Keyfers Brief, doch nicht sein Kind berühren,
Es muß was höhers seyn, so hier ein Siegel bricht.

Auff dieser hohen Bahn wirstu den Tod erjagen,
Wenn Wachs zur Sonne kömpt, so wird es bald verzehrt,
Die Hoffnung, die du hast, soll dich zu Grabe tragen,
Auch nur ein Traum davon ist aller Heuler werth.

Des Keyfers Schreiber soll des Keyfers Tochter küssen,
Wie, lef ich? schlaf ich bald? wer irrt? ich oder du?
Des Königs Farbe soll mit Ruß gemischt seyn müssen?
Das lasse Gott und auch mein Vater doch nicht zu.

Ein Mensch, der nicht zu wohl darf seinen Anfang nennen,
Und der mehr Dint' als Blut vor uns vergossen hat,
Soll gegen mich, o Spott! in Liebesbrunst entbrennen,
Sehn Foltern auch genug vor solche Frevelthat?

Es müß' ein schnödes Beil dir deinen Hals zuschmeißen,
Es reiß' ein kalter Stahl den heißen Firsatz ein,
Dann wolt' ich deinen Brief in tausend Stücken reißen
Und sagen: Eginhard muß auch zerrissen seyn.

So schreib' ich, Eginhard, wär' ich noch ungebunden,
Nach dem ich aber Magd, ja Sclavin worden bin,
Und mich das süße Garu der Liebe hat ümwunden,
So nimm von meiner Faust die schlechten Wörter hin.

Ich bin izt hochbestürzt mein Feuer zu entdecken,
Doch wahre Liebes Brunst ist voll Verrätheren,
Und konte dein Gesicht hier diesen Brand erwecken,
So weiß ich nicht, was dir mehr zu verhalten sey.

Mein Irthum, wie mich deucht, ist trauern werth zu schätzen,
 Ich weiß nicht, wie ich doch in diese Flammen kam,
 Ich mußte noch zur Zeit kein Wort von Liebesnegen,
 Als mich das schlaue Garn in Eil' gefangen nahm.

Es trat das heisse Blut mir in das Angesichte,
 Als ich das erstmal dich bey dem Vater fand,
 Es scheint, daß daselbst ein Strahl von deinem Lichte
 Mich schon ersehen hat, zusetzen in den Brand.

Ich weiß nicht, ob mein Geist dasselbemal verspüret,
 Daß ihm ein heißer Geist an seine Gränze sprang,
 Das weiß ich, daß mein Blut sich überall gerühret,
 Und als ein strenger Fluß zu dem Gesichte drang.

Nach diesem hat es sich mehr als zuviel begeben,
 Daß man mich hat gesehn vor dir erstarrt stehn,
 In deiner Augen Pech blieb oft mein Auge kleben,
 Und konnte sonder Pein nicht wohl zurücker gehn.

Drauff fühlt' ich einen Trieb, vermischt mit Lust und Leiden,
 Den ich bekennen muß, doch nicht zu nennen weiß;
 Ein Mangel von Begier, Bedencken, Furcht und Freuden,
 Bald ward mir wohl, bald weh, bald kalt, bald wieder heiß.

Mein mattes Herze ließ viel tausend Seufzer fahren,
 Die Thränen füllten mir oft beyde Nichten an,
 Und kanten doch nicht recht, was meine Feinde waren
 Und was mir unerbhofft Gewalt hat angethan.

Drauff hat ein kühner Traum mich gänzlich angezündet,
 Der dich mir allzuschön und lieblich flirgestellt,
 So man auch schlafende (im Schlaf) Bandt, Kett' und Netze findet,
 Wo bleibt endlich doch die Freyheit dieser Welt?

Ich und entdeck' ich dir bestürzet meine Wunden,
 Betrachte sie, mein Freund, als Wercke deiner Hand;
 Ein Kriepel dient wohl sonst zur Kurzweil der Gesunden,
 Doch deine Behmuth ist mir allzuwohl bekant.

Denn darff ich deinem Brieff und deinen Worten trauen,
 (Verzeihe, wo allhier ein kleiner Argwohn stecht,)
 So kan ich sonnenklar die schönen Flammen schauen,
 Die einen hellen Strahl nach meiner Seelen streckt.

Nicht bitte, dich forthin als einen Knecht zu lieben,
 Du herrschest über mich, ich bleibe deine Magd,
 Du wirst mich eher sehn die ganze Welt betrüben,
 Als ungehorsam sehn in dem, das dir behagt.

Des Waters Kronen-Gold, sein Purpur, seine Schätze,
 Das ist mir ohne Werth, ich tret' sie unter mich,
 Dein Wort ist mein Gebot, dein Willen mein Gesetz,
 Mein größtes Armuth ist, zu leben ohne dich.

Genug, mein Eginhard, ich kan nicht ferner schreiben,
 Die Finger zittern mir, du hast genug Bericht,
 Wer Wort und Meinungen kan auf das höchste treiben,
 Der steckt voll Betrug, gewiß, er liebet nicht.

Komm, komm und säume nicht! die Arme stehn dir offen,
 Dir, dir verschreib' ich mich, nur fordre deine Schuld;
 Mein Wünschen ist ich und vermählt mit deinem Hoffen,
 Du bist dem Vater treu und auch der Tochter hül.

Der Himmel blase nun in unsre Liebes Flammen,
 Es weh' uns dessen Gunst Ziebeth und Wisem zu;
 Es hefft uns seine Hand durch einen Drath zusammen
 Der keinen Mangel hat und lieblich ist, wie du.

Begehrt du eine Zeit, ich wart' auf dich nach Achten,
 Mein Zimmer wird alsdann ohn' alle Miegel sehn,
 Die Flammen lassen sich am füglichsten betrachten,
 Wann uns entzogen ist der klare Tages Schein.

2. Daniel Caspar von Lohenstein.

(1635—1683.)

Arminius und Thusnelda. (1689—1690.)

In dem Roman wechseln Liebesabenteuer zwischen Arminius und Thusnelda auf der einen Seite, andererseits zwischen dem armenischen Fürstenpaar Bero und Erato, mit Behandlung deutscher Geschichte und allerlei moralischer und politischer Streitfragen.

Die Schlacht im Teutoburger Wald.

Quintilius Varus, als er Herzog Hermann dem Römischen Haupt-Adler nahe kommen sahe, machte sich mit seiner Leibwache, als denen äuffersten Kräften des Römischen Heers gegen ihm herfür. Dieses waren tausend mit kupffernen Schilden und schuppichten Panzern aus dem alten Kerne der Römischen Kriegsleute ausgelesene freyhwillige, welche schon ihre zwanzigjährige Dienste ausgestanden und ansehnliche Kriegs-Amter verwaltet, auch keine Wache oder andere Arbeit mehr zu vertreten, sondern nur den Feldherrn zu beschirmen hatten, und auff ihren Schilden den Nahmen des Kaisers mit Golde eingeezt führten. Diese thaten wohl ihr bestes unter ihrem streitbaren Führer Cäcina und fochten nach Gelegenheit des engen oder geräumten Orts bald mit ihrem kurzen, bald mit dem langen Spanischen Degen, womit die linke, wie mit jenem die rechte Seite versehen war. Alleine die Redesten wurden unverlängt von der deutschen Reuterey zu grunde gerichtet, und der Feldherr kam dem Varus so nahe, daß, obwohl die Römischen Kriegsleute ihn mit ihren Schilden auff's möglichste verdeckten, er ihm einen Wurffspieß in die Schulter jagte; dem Quintilius Manlius aber in Hals einen tödtlichen Stich versetzte, und mit eigener Hand ihm den Römischen Adler ausriß. Nachdem auch inzwischen beide Römische Flügel ganz aus dem Felde geschlagen waren, drang Fürst Catumer und Sasiach mit der Reuterey auff den Varus loß. Wodurch der letzte noch stehende Rest des Römischen Heeres in öffentliche Flucht, Quintilius Varus aber in eufferste Verzweiflung gebracht ward. Denn als er seine noch standhaltende Hand voll Bolcks auff allen Seiten umringt und nirgendshin einige Ausflucht mehr sahe, bezugte er endlich grössere Herzhastigkeit zu sterben, als zu kämpfen, und redete die nächsten mit diesen Worten an: „Lasset uns, ihr ehrlichen Römer, diesen letzten Schlag des veränderlichen Glücks beherzt ertragen und lieber dem Tode frisch in die Augen sehen, als aus einer bevorstehenden Gefängniß noch einige Erlösung hoffen, und also eine freyhwillige Entlebung einer knechtischen Dienstbarkeit sürziehen. Der sürbt desto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich gestehe, daß uns Segestes und die Götter unfer Verderben vorher gesagt; allein wenn das Verhängniß an unser Glücksrath die Hand anlegt, können uns keine vertraüliche Warnungen aus seiner Verfolgung entreißen, und der Scharfsinnigsten Anschläge werden stumpf und verwirret. Jedoch lasse ich gerne geschehen, daß der Schluß der Götter mit meinem Versehen belleidet und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht hat. Mein Großvater Sextus Varus hat in der Pharisalischen Schlacht durch seine eigene, mein Vater Varus Quintilius in dem Philippinischen Kriege durch seines freygelassenen Hand sich lieber hingerichtet, ehe sie sich der Willkühr ihrer Feinde, die doch Römer waren, unterwerfen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieser Barbarn Hände falle, und euch ein Beispiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlassen: Ob ich durch meine Schuld oder durch ein besonders Verhängniß meines Geschlechts also vergehe. Crassus hat durch seine Niederlage gegen die Parther weniger Schande eingelegt, als daß er nicht, wie Publius, Censorinus und Megabachus ihm selbst das Leben verkürzet, sondern sich in die verrätherischen Hände des Surena vertrauet und des Mararthes Sebel die Kehle dargereicht hat. Von dem Tode mehr Worte zu machen, ist ein Stück der Kleinmüthigkeit. Wie feste ich mir zu sterben sürgesetzt, könnet ihr dahero schlüssen, daß ich niemanden einige Schuld beymesse. Denn sich über Menschen und Götter beklagen, siehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein König aber soll seines Reiches, ein Knecht seines Herrn, ein Kriegsmann seines Obersten, ein Feld-Hauptmann seines Heeres Wohlstand nicht überleben.“ Hiemit umhüllete er mit seinem Goldgestüchten Purpur-Mantel sein Haupt und stach seinen Degen ihm biß an den Griff ins Herze. Also verhüllete sich auch der ermordete Pompejus und Julius, womit niemand ihre sterbenden Ungeberden sehen möchte. Die fürnehmsten und herzhaftesten thaten es ihrem Heerführer nach, und benahmen durch eigene Entseelungen dem Feinde die Lust und die Ehre, von seinen Streichen zu fallen. Andere, welche gleich noch genugsame Kräfte zu sechten hatten, warffen ihre Gewehre weg, und reichten, aus Verdruß zu leben, ihre Hälsen den feindlichen

Schwerdtern hin. Zumal von denen neun Obersten dieser anderthalb Legionen nur noch einer von den neunzig Hauptleuten mehr nicht als ihrer fünfzig übrig waren. Die Flüchtigen worden von der Reuterey zu Boden gerannt, die Liegenden von den Pferden extreret, die stehenden wie das Vieh zerfleischt, also, daß das Feld nunmehr keine Gestalt eines Kampfplatzes, sondern einer Schlachtbank fürstellte. Sesitach ward über des Varus und anderer Obersten eigner Entleibung sehr verbittert, weil er mit seiner Reuterey sie lebendig in die Hände zu bekommen ihm eingebildet hatte, und daher sprang er selbst vom Pferde, schnitt den Kopf des Varus Leiche ab und steckte selbst, nach der Deutschen und Gallier Gewonheit, und den Römern desto mehr Schrecken zu machen, auff eine Lanze. Das ganze Feld ward mit Todten bedeckt, und die zwischen denen Hügeln dieses Forstes lauffenden Bäche von dem Blute der Erschlagenen aufgeschwellet, insonderheit an denen drey engen Furthen, wodurch das Römische Heer seine Flucht zurücker nahm. Ihr jämmerlicher Zustand aber ward dadurch vergrößert, daß Vala Numonius und seine zum ersten durchgegangene Reuterey, Cäditius, welcher zwischen den Pässen noch über zwölftausend streitbare Männer wieder zusammen gezogen und in Ordnung bracht hatte, in Meinung, mit der bald anbrechenden Nacht noch nach der Gatten Festung zu entrinnen, ingleichen Britomar und Arbogast mit mehr als zehn tausend Galliern gerade auff den Herzog Jubil traffen, welchen der Feldherr dem Feinde in den Rücken zu gehen befehlicht hatte. Es ist unschwer zu ermessen, was denen Römern die Müdigkeit von einer so hefftigen Schlacht, einem sitzenden Feinde auff dem Rücken, und einem frischen von sonnen zu begegnen, für Hinderniß schaffte, ja was die Furcht, allwo des Böfels Träume sowohl, als kluger Leute Gutachten gehöret werden, für seltsame Meinungen auff die Bahn brachte. Einer rieth, sich durch den frischen und vielleicht nicht allzugroffen Hauffen des Hermundurischen Herzogs durchzuschlagen, und, weil doch das zwar nähere Läger keine Sicherheit, die Festung Aulon aber keinen genügsamen Raum und Lebens-Mittel schaffen könnte, den anfangs schon erkieseten Weg gegen der Gattenburg oder gar an den Rhein fortzusetzen. Ein ander hielt diß für ein verzweifelt Werk und wolte, daß, nachdem Sejonus mit dem größten Theil des linken Flügel und dem einigen noch erhaltenen Adler sich wieder in das Läger gezogen hätte, man dahin folgen, sich darinnen bis auff den letzten Mann wehren, und von denen zwey Legionen, welche Lucius Asprenas nicht allzuweit von ihnen unter seinem Gebiete hatte, Hülffe erwarten sollte. Wie nun die Zwotracht in Begebenheiten, welche keine langsame Rathschläge erdulden, der geradeste Weg zum Verderben ist, also wartete Herzog Jubil die Erörterung ihres Zweifels nicht aus, sondern bediente sich der wider die Uneinigkeit höchst vortheilhaftesten Geschwindigkeit. Einem flüchtigen Feind jagt auch ein rauschendes Blat Schrecken ein. Was sollte nicht dieser freudige Held, mit seinen streitbaren und unermüdeten Böldern, gegen die, welche zum ersten ausgriffen und allhier zwischen Thür und Angel waren, ausrichten? Fürst Jubil traff selbst in Person auff den Numonius und durchrennete ihn mit seiner Lanze; also fiel dieser verzaagte Ausreißer nicht nur schimpfflicher, sondern auch eh, als die, welche er im Stiche gelassen hatte. Britomar ward von ihm durch einen Wurfpieß heftig verwundet, und nachdem von einer Seiten dieser Herzog, auff der andern das ganze obliegende Heer mit aller Gemalt nachdrungen, mußte dieser Ueberrest des Feindes in den Wohnstädten der wilden Thiere ihre Sicherheit suchen und ein Hauffen hier, der ander dort sich in die dicksten Wälder vertriehen. Alleine auch in diesen wären sie von ihren Feinden nicht unverfolget blieben, wenn nicht die stockfinstere Nacht mit einem hefftigen Platzregen eingebrochen und die schwarzen Wolcken das sonst volle Mondenlicht ganz verdhilhet, und also dem Todschlagen nicht so wohl ein Ende, als einen Anstand gemacht hätte.

3. Heinrich Anselm v. Ziegler und Klipphausen.

(1653—1697.)

Die asiatische Vanise oder blutiges, jedoch muthiges Pegu. (1688.)

Der Prinz Balacin von Ava besteht um Vanise, die Prinzessin von Pegu, deren Bild ihm im Traum erschienen eine Menge ritterlicher Thaten, besonders als Pegu vom König Chaumareen von Brama mit Krieg überzogen erobert wird. Endlich gelangt er in den Besitz der Geliebten.

Auf! Prinz von Ava! erinnere dich desjenigen, womit du Vanisen verpflichtet bist, und wisse, daß du die glückselige besitzung einer so himmlischen schönheit nicht eher würdig genießest, laußt, du habest dich dann durch wirkliche rache an ihren feinden sattam um sie verdient gemacht. Ach! aber, was schwärmest du noch weiter, unglückseliger Prinz! erinnere dich, daß du dich nicht, daß du zwar ein König vom stände, doch nicht vom lande, bist? Ein ohnmächtiger Prinz, welchen das leben seines unbarmherzigen vaters aller mittel beraubet hat, seine unglückseligste Vanise von schande und tod mächtigst zu befreien. Ich wünsche mir den tod, wenn ich bedenke, wie ich ihr nicht mehr, als einer ihrer geringsten sclaven, zu rathen oder zu helfen vermag, wie wie hingegen auch der wenigste bezug zu ihrem und meinem höchsten nachtheil gerathen kann. Jedoch, kan ich ihr nicht mit meinem leben dienen, so soll sie doch mein todt von dem tyrannen

betreten. Ich will in die burg, mich mitten unter die feinde wagen, ja, so bald ich mich dem Nord-Könige dermassen genähert habe, daß ich ihn werde erreichen können, diese meine faust mit seinem mörderischen blute färben, und seinen schwarzen geist, als ein höllisches rath-opfer, der brennenden fusterniß zuschicken. Mit solchen verzweifelten worten ließ sich Balacin vernehmen, als ihm bey aufgehender sonne der glantz, derer auf der Kaiserlichen burg mit purem golde gedeckten thürme, die augen blendete, und er von einem hügel die grosse und prächtige stadt Raou übersehen konnte, nachdem er die ganze nacht durch, bloß allein von tausend widerwärtiger gedanken begleitet, geritten und sein ermüdetes Pferd in die weide geschlagen, sich aber selbst, um seine ruhbedürftige glieder in dem behauten gras zu erquicken, auf seinen mantel gelehgt hatte. Allein, bey endigung der letzten Worte ersah er drey verwegene Bramaner mit entblößten iebeln aus einem strauche hervor gesprungen kommen, welche ihn sofort mit entseßlichen geberden anschrten: und du bist der einige verräther, welchem das rechtmäßige verfahren unsers mächtigsten Kaisers mißfallen, und sich, als ein sclave, in seffeln rächen will? Halt, dein Kopf soll uns tausend Besos gekostet! So fort wurde Balacin von ihnen ohne ferneres wort-wechseln überfallen, daß er kaum aufspringen und den ins gras gelegten sebel ergreifen konnte. Weil sich aber zu allem unglücke sein riemen über das gefäße geschlungen hatte, vermochte ihn Balacin nicht auf den ersten zug zu entblößen; daher er von dem einen bösewicht einen ziemlichen hieb in die linke schulter bekam, daß sein himmel-blauer rock in kurzer Zeit mit blute gefärbt war. Doch der himmel, welcher diesen tapfern Prinzen noch zu etwas größern aufbehalten, als daß er von so schnöder Faust liederlich verderben sollte, gab gnade, daß er bald seines sebel's mächtig ward und im andern streich den thäter so ungestüm an den hals zeichnete, daß er gleich zur erden stürzte. Hierauf ersah der Prinz sein vorthail, und sprang, um den rücken zu versichern, an einen baum; da sich denn diese schelmen über den tod ihres mit-gefellens dermassen ereiferten, daß sie gleichsam als blind und rasend einzulauffen sich bemüheten. Dahero sich auch einer den vorgehaltenen sebel des Prinzen unter der linken brust dermassen einließ, daß er todt davon niedersank und den vorgelegten streich nicht vollziehen konnte. Es würde aber unserm Balacin noch ein größerer unfall betroffen haben, wenn nicht das verhängniß selbst vor ihn den streich aufgenommen hätte. Denn als er den sebel nicht so geschwinde, wie es die noth erforderte, aus dem leibe des eingelauffenen ziehen konnte, versuchte der dritte durch einen grausamen hieb den topf seiner cameraden zu rächen, und holte demnach aus allen kräften aus, dem Prinzen den kopf zu spalten: welches ihm auch richtig gelungen wäre, wenn nicht ein treuer und über hangender ast den streich aufgefangen hätte. Denn als der mörder vor raserey den ast nicht bemerkte, hieb er so grimmig hinein, daß er nicht allein den sebel stecken lassen, sondern auch, als Balacin hiedurch seinen sebel wieder zu gewinnen zeit bekam, von selben einen schweren streich in die Achsel empfing, daß er so fort, wo er nicht den andern beyden gleich werden wollte, das reiß aus spielen mußte; wiewol er leicht würde einzubolen gewesen seyn, wann nicht Balacin so wol wegen der fernern reise, als auch ziemlichen verwundung dermassen ermildet, daß er vor ohnmacht in das Gras niedersank und sich in ziemlich weise nicht zu entsinnen wußte, in was vor elendem Zustande und gefährlichem orte er wäre.

Als nun der verwundete Prinz fast bey einer stunde ganz enträthet gelegen hatte, erholte er sich endlich in etwas wiederum und bemerkte von fernem einige redende stimmen. Dahero er sich nicht unbillig eines fernern überfalls besorgte und deswegen einen sichern ort, allwo er nur etliche stunden der höchst-benöthigten ruhe pflegen und so dann des himmels schidung mit gebult erwarten konnte, zu suchen bedacht war. In solcher entschließung bemühet er sich zu erheben. Als er sich aber kaum auf einen schandel steuerte, fiel er vor grosser schwachheit, so ihm der grosse verlust des gebültes verursachte, wieder dahin. Weil aber die stimmen sich näherten, versuchte er sein äußerstes, auf allen vieren diesen gefährlichen platz zu verlassen, indem er sich befürchtete, der entrißene möchte ein größeres unglück über ihn herbey führen. Deswegen trach er voller mättigkeit und furcht bey dreyhundert schritte fort, bis er an einen breiten fluß gelangte, welcher ihm hoffnung und flucht benahm. Nachdem er aber ein starkes geräusche hinter sich vernahm, entschloß er, sich dem sandichten ufer anzuvertrauen, welches, ob es zwar ziemlich erhöht war, dennoch etliche schritte breit trudenen sand unter sich zeigte und von einigen bäumen beschattet wurde. Dannhero er sich, so viel seine schwachheit zuließ, sanfte am ufer herunter ließ, allwo ihm das glücke eine weite höhle unter den wurzeln der bäume, die das reißende wasser unterwaschen hatte, darbot, sich derer in dieser gefahr bedienen. Welche angenehme gelegenheit er willigst ergrieff und sich nach vermögen eilends darein verbarg, indem er bereits einige personen auf dem hohen ufer also reden hörte: Hätten wir unser vordahan eine stunde eher beschleuniget, wir hätten den fremden vogel auf stüden zerreißen können. In-mitteltst laßet uns fleißig suchen, wer weiß, ob nicht der fund die milbe belohnet. Welchem der andere antwortete: er kan nicht ferne von hier seyn, weil er gleichfalls sein theil bekam, daß er unmöglich weite sprünge wird haben machen können. Unterdessen laßet unsere entseßten cameraden dem ufer dieses flusses anbefehlen, derselbe mag sie bey anwachsenden wasser hinführen, wo ihr grab bestimmt ist. Befommen wir aber den mörderischen verräther, so soll er

ihnen ein grausames Schlacht-opfer werden. Hiermit führten sie die zwey vom Prinzen entlehnte Körper vom Ufer auf den Sand, daß sie gleich vor die Höhle zu liegen kamen, und giengen mit harten Bedrohungen davon. Solches sah und hörte Balacin alles an. Weil ihn aber die Wunde sehr schmerzte, und er des schlaffen sehr benöthiget war, also riß er den Saum vom seinem Japanischen Rocke, verhüllte die Wunde so viel möglichen, daß nur das Geblüt gefüllet wurde, wickelte sich in den Mantel, welchen er nebst dem Sebel wohl bedachtam mit sich genommen hatte, und schloß also vor höchster Mattigkeit ein.

4. Christian Bernide (Warnecke).

(c. 1710.)

Acht Epigramme.

(Überschriften oder Epigrammata, 1697.)

1. Auff die Mäßigkeit.

Der seiner vollen Kräfte schonet,
Ist mäßig, und nicht der, der Durst gezwun-
gen leidet;
In einem leeren Fasse wohnet
Der Durst und nicht die Mäßigkeit.

2. Almosen.

Almosen giebt man zwar den Armen,
Doch mehr aus Hoffarth, als Erbarmen,
Und drum erreichet hier kein Reicher Ziel und
Zweck;
Am besten geben die, die selbst im Glend
wandern;
Ein Reicher wirfft die Gabe weg,
Ein Armer lehnet sie dem andern.

3. Über gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt woll.
Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts, als der
Verstand verblüht.

4. Uneigennütige Liebe.

Lieb' ist der Großmuth Frucht, und die sich
darin üben,
Die schlagen in den Wind der Liebe Wieder-
schein;
Du kannst, sey wie du wilt geliebt, unglücklich
sein;
Sey wie du wilt unglücklich, dennoch lieben.

5. Fabeln und Historien, Oder Gedichte und Geschichte.

Sucht nach der Wahrheit in Gedichten
Und nach den Lügen in Geschichten;
Daß die Gedicht' euch nützlich sein,
Und die Geschicht' euch nicht betriegen;
Denn jene zeigen uns die Wahrheit unter'm
Schein
Der Lügen; unter'm Schein der Wahrheit diese
Lügen.

6. Leutseligkeit gegen Geringere.

Berachte niemand nicht, ob gleich du größter
bist;
Damit sich niemand nicht vor deinem Anspruch
scheu';
Lieb' einen, weil er würdig ist,
Den andern, weil er würdig sey.

7. Das Französische Edict. Car tel est nôtre plaisir.

Zu Regensburg sint kurze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß seine Mei-
nung sagen;
Und zu Versailles so viel Wort',
Die manche Hand ausführt an mehr als
einem Ort,
Die machen, daß uns Frankreich drücket
Und die verstellte Krö' oft unsern Adle
pflichtet;
Bey uns heists: Ob? Wie? Wenn? Was?
Wer?
Und dort in einem Zug: Denn das ist mein
Begehr.

8. An Jh. Königl. Majestät von Preussen.

Daß Preussen dich bisher als Herzog hat
erkannt,
Und Thur-Fürst dich die Mark genannt;
Daß dich mit aller Würd' das Römische Reich
belehnt,
Ist nichts, nachdem man dich zum König hat
gekront.
Daß deine Mild' und Gü' und unverzagte
Muth,
So manche Wunderwerke thut;
Daß niemals Günst noch Haß auf dem
Nichtstul steigt,
Ist nichts gegen dem, was deine Klugheit
zeigt.
Die macht, daß dein Verdienst, wie der der
deine Macht
Gleich unumschrenket wird geacht;
Denn in des Königs Würd' liegt alle
der Welt,
Wie alle Tugenden die Klugheit in sich

5. Friedr. Rud. Ludwig Frhr. von Canitz.

(1654—1699.)

1. Morgenlied.

(Nebensunden unterschiedener Gedichte, 1700.)

Sieh, es sind die finstern Stunden
Abermahl verschwunden.

Schwinge dich mit deinen Sinnen,
Eh sie anders was beginnen,
Seele, zu den Himmels-Zinnen!

Gott, von dem das Licht entsprungen,
Dir sey Dank gesungen,
Daß du mich vor Noth und Schrecken
Wollen durch dein Heer bedecken
Und igt aus dem Schlaf erwecken.

Meinen Leib und mein Gemüthe
Will ich deiner Güte
Böhlgemeint zum Opfer schenken,
Das du magst mein Thun und Denken,
Wie es dir gefällig, lenken.

Was ich sonst, als deine Gabe,
Noch auf Erden habe,
An Vermögen, Glück und Ehren,
Mag sich mindern oder mehren,
Du wirst mirs zum besten kehren.

2. Die Welt läßt ihr Tadeln nicht.

Werd auf, ich bitte dich, wie's jenem Alten
ging,

Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wan-
dern sieng:

Ein Esel trug ihn fort, sein Sohn war sein
Gefährte.

Als nun der sanftste Ritt kaum eine Stunde
währte,

Da rief ein Reisender ihm unterwegens an:
Was hat euch immerdar das arme Kind ge-
than,

Daß ihrs laßt neben euch auf schwachen
Füßsen traben?

Drum stieg der Vater ab und wich dem mil-
den Knaben.

Doch als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf
ihn wiesf.

Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern
Leuten,

Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben
reiten.

Er folgte diesem Raht, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dis für übel
nahm.

Es schry ein ganzer Markt: ihr thut dem
Thiere Schaden,

Man pflegt nicht, so wie ihr, sein Vieh zu
überladen.

Der Alte, der noch nie die Welt so wohl ge-
lant,

Der lehrte wiederum, wie ers am besten fand
Und sagte: solt ich mich in alle Menschen
schicken,

So packten sie mir gar den Esel auf den
Rücken.

6. Johann Christian Günther.

(1695—1723.)

1. Der gewisse Trost.

(Gedichte, zuerst 1726; 4. Aufl. 1746.)

Der Herr führt meine Sache,
Drum schau' ich keinen Feind;
Die Mißgunst tob' und lache,
Weil mir kein Glückstern scheint;
Die Lästler kitzeln sich
An meinen Unglücks-Pfeilen,
Gott wird die Wunden heilen,
Und dessen tröst' ich mich.

Drückt mich der Sünden Menge,
Mein Heiland schwächt die Last;
Er hilft aus dem Gedränge,
Wenn mich die Furcht umfaßt.
Das Schrecken tiefer Nacht
Ruß unverzüglich weichen,
Wenn mich das Siegeszeichen
Des Kreuzes tapffer macht.

Sin ich anjezt verlassen
Und alles Trostes leer;

Mein Geist! du mußt dich fassen,
Sonst wird die Noth zu schwer.

Im Himmel lebt ein Freund,
Der wird mir nicht entfallen,
Obgleich die Welt von allen
Mich zu entblößen scheint.

Muß ich mich in der Fremde
Um Brod und Wasser mühn,
Und mit dem nassen Hemde
Mein Blut vom Leibe ziehn;
Ich will dem Höchsten traun,
Er wird die Armuth wenden
Und mir mit starken Händen
Mein eignes Hüttchen baun.

Raht immerhin, ihr Spötter!
Nacht meiner Thränen viel!
Vielleicht macht auch das Wetter
Aus euch ein Unglücksziel.

Ich wünsch' es nimmermehr;
Darum beehrt euch lieber,
Ihr seyd noch nicht hinüber;
Worauf trogt ihr so sehr?

Herr! führe meine Sache!
Ich übergebe dir

Den Lohn und auch die Rache;
Steh meiner Schwachheit für!
Und laß mir doch einmal
Den Tag des Heyls erscheinen;
Du siehst mein bitteres Weinen
Und schägest meine Dual.

2. Der Seelen Unsterblichkeit.

Seele! wirf den Kummer hin,
Deiner Hoheit nach zu denken,
Und laß dir den freien Sinn
Durch des Leibes Last nicht kräncken,
Diese Bürde, so man trägt,
Wird in kurzem abgelegt.

Die Gefangenschaft vergeht,
Stahl und Fessel müssen brechen;
Unsers Lebens Alphabeth,
Ist ja noch wohl auszusprechen,
Macht doch auch die ganze Zeit
Keinen Punct der Ewigkeit.

Slaven werden endlich frey
Und der Kerker aufgebrochen,
Wein des Todes Branney
Ihren Feinde Hohn gesprochen,
Ja der längste Richterstab
Reicht selten bis ins Grab.

Heyden mögen mit der Gruft
Ihren Hoffnungs-Port verschließen,
Und wenn das Verhängniß ruft,
Thränen vor Verdruß vergießen;
Weil sie dieser Bahn betrügt,
Daß der Geist zugleich verfliegt.

Unser Glaube bricht die Bahn
Durch den Kirchhof in das Leben,
Wer die Welt nicht griffen kan,
Lernt ihr zeitlich Abschied geben;
Denn er glaubet, daß der Geist
Sich der Sterblichkeit entreißt.

Nun wohlan! ich bin bereit,
Meine Glieder hin zu legen;
Denn des Todes Bitterkeit
Führt uns auf Dornenwegen
In des Himmels Rosenfeld,
Wo die Wollust Tafel hält.

3. Abendlied.

Abermahl ein Theil vom Jahre,
Abermahl ein Tag vollbracht!
Abermahl ein Brer zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reiser werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge!
Der du mir den Tag verliehst,
Höre, was ich thränend singe,
Laß mich würdig nieder knien;
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute schuldig bin!
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater! deine Güte
Heisset überschwenglich groß;
Drum erquicke mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frey und loß!
Gieb der Buße stets Gehör,
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Geseze, deinem Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heyland scharf geküßht,
Hat in seinen Todesstunden
Deine Zorngluth abgeküßht.
Schweig, wenn dieses Lösegeld
Meiner Schuld die Waage hält,
Und beschicke mich im Schlafe
Durch kein Aufboth deiner Strafe.

Laß mich an der Brust erwarman,
Die am Creuze nackend hieng!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schädel noch umfieng!
Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schildowacht vor!
Satan mögte sonst ein Schrecken
In der Finsterniß erwecken.

Schütze den, der meiner Liebe
An das Herz gebunden ist!
Daß kein Fall sein Ohr betrübte,
Das vielleicht den Seiger mißt.
Stärck ihm den betrübteten Geist,
Wenn er bitter Salfen speißt,
Und laß noch in diesem Leben
Uns einander wieder geben!

Trag das Alter meiner Eltern
Auf den Flügeln deiner Huth,
Tritt vor sie die Schwachheitskeltern;
Nehre derer Haab und Guth,
Die mir jemals Guts gethan;
Nimm dich meiner Freundschaft an,
Und verzeih den Lasterzungen,
Über die ich oft gesprungen.

Segne die gerechten Waffen -
Deiner werthen Christenheit,
Uns den Frieden her zu schaffen,
Den der Feind zu stehlen dräunt!
Halt den Schatten rechter Hand
Über unser Vaterland,
Daß die drey berühmten Plagen
Weder Vieh noch Völcker schlagen.

Gute Nacht, ihr eillen Sorgen!
Ich begehre meiner Ruh,
Jesus schließet bis auf Morgen
Auge, Thür und Kammer zu;

Sanftes Lager, sey gegrüßt!
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich demaleinst im Grabe
Sicher zu erwarten habe.

4. Über die Worte: **Ich hatte viel Bekümmerniß** 2c.

Laßt mich doch nur in der Still
Ohne Licht und Reugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will,
Daß mir beste Lage scheinen;
Das Bekümmerniß der Brust
Wird durch Mitleid nicht zur Lust.

Meines Lebens schwerer Lauf
Ist klüßwahr so kurz als böse;
Seh ich gleich mit Sehnsucht auf,
Ob und wer mich bald erlöse;
Seh ich gleichwohl allemal
Für den Stern den Donnerstrahl.

Nicht verzweifeln ist ein Werk
Derer, die noch mäsig tragen.
Hier ein Abgrund, dort ein Berg,
Abends Jammer, Morgens Klagen.
Also wechselt bis ins Grab
Glend stets mit Glend ab.

Seufzer sind mein Zeitvertreib,
Brod und Trund mischt Asch' und Thränen;
Creutz und Schwachheit biegt den Leib,
Und die Seele lechzt mit Sehnen,
Wie ein matt und durstig Reh,
Nach der Hills' aus Salems Höh'.

Freunde weichen, wie das Laub,
Welches Wind und Herbst verjagen;
Feinde treten mich in Staub,

Reider spotten meiner Klagen,
Alles lacht und flieht von mir,
Nur die Unruh bleibet hier.

Ach! wie schrey ich! ach wie viel
Werden mir der langen Nächte!
Sieht die Hoffnung gar kein Ziel,
Daß sie sich erholen möchte?
Soll, o Gott! denn meine Pein,
Wie dein Exser, ewig sein?

Doch was überfällt mein Herz
Für ein innerlicher Frieden?
O! wo ist denn schon vor Schmerz?
Bin ich etwan gar verschieden?
Oder giebt ein Traumgesicht
Mir nur Schatten für das Licht?

Herr! vergieb der Ungedult,
Denn jetzt seh ich deine Stärke;
Und die grosse Vaterhuld
Wird an mir zum Wunderwercke,
Und erquickt mich in der Thau,
Wie der Thau die welcke Saat.

Sünden, greift mich grausam an!
Sorgen, kränckt mein schwach Gemilthe!
Ich verbeisse, was ich kan;
Feinde rasel! Mißgunst wüthe!
Herr! mein Glaube und dein Wort
Stärckt mich hier und hält mich dort.

7. **Barth. Heinrich Brodes.**

(1680—1747.)

1. **Kirschblüthe bei der Nacht.**

(Irdisches Vergnügen in Gott, 1721—1748.)

Ich sahe mit betrachtendem Gemilthe
Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,
In kühler Nacht beim Mondenschein;
Ich glaubt, es könne nichts von grössrer Weisse
seyn.

Es schien, ob wär' ein Schnee gefallen.
Ein jeder, auch der kleinste Ast
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weissen runden Ballen.

Es ist kein Schwan so weiß, da nemlich jedes
Blatt,
Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und sonder Schwärze
hat.

Unmöglich, dacht' ich, kan auf Erden
Was weisseres angetroffen werden.

Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe:

Sah ich von ungesehrer
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weissern Schein,
Der tausendmal so weiß, der tausendmal so
klar,

Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüthe Schnee schien schwarz zu seyn
Bei diesem weissen Glantz. Es fiel mir ins
Gesicht

Von einem hellen Stern ein weißes Licht,
Das mir recht in die Seele strahlte.
Wie sehr ich mich am Irdischen erzege,
Dacht' ich, hat Gott dennoch weit grössrer
Schätze.

Die größte Schönheit dieser Erden
Kann mit der Himmlischen doch nicht verglichen
werden.

2. Die Nachtigall.

Ich hörte die Siren' der Büsche,
Die Wunder-lüfte Nachtigal,
Wie sie mit klingendem Geziſche
Erfüllte Wälder, Berg und Thal;
Ich hörte sie bezaubernd streicheln
Mit holdem Sürgelein Luft und Ohr;
Es brachte ihrer Kähle Schmeicheln
Die Leiter der Music hervor;
Sie machte Fugen, Pausen, Sprünge,
Und Contra-Puncten, daß es ließ,
Ob sie mit tausend Zungen lünge
Und in viel hundert Röhren blies.
Bald ist's, als ob sie jemand riefte;
Bald kräufelt sie den reinen Schall;
Bald senckt sie ihn in holer Tiefe
Durch einen angenehmen Fall.
Es läßt, als wären im Geäder
Von ihrem eingeschrenkten Schlund
Vom Wirbelwind getriebne Räder.
So scharf, so reinlich und so rund

Formirt ihr enger Hals die Töne,
Ja selbst die schwersten ohne Müß',
Ohn' alles Zwingen hell und schöne:
Bald zieht, bald dreht, bald schärftst sie sie.
Kein Fechter schwingt so rasch den Degen;
Die Wellen wallen nicht so kraus;
Kein Pfeil kan sich so schnell bewegen,
Als sie die Noten bringt heraus.
Ist's möglich, dacht' ich, wohnt solch Klingen
So einem kleinen Seelchen bey?
Ist's möglich, daß von solchem Singen
Die Duell' ein tönend Stäubgen sey?
Ein Federchen, drin Ton und Leben?
Ein Flügel-schwingender Gesang?
Ein Schall, ein Hauch, mit Haut umgeben?
Ein singend Nichts? ein blosser Klang?
In solchen forschenden Gedanken
Vertiefte sich mein munt'rer Sinn.
Ich schloß, nach Hin- und Wieder-Wänden,
Es sey was Himmlisches darin.

C. Literaturbilder

aus den Werken unabhängiger Dichter und Prosaisten.

1. Friedrich von Spee.

(1592—1635.)

Die Gespons Jesu spielt im Waldt mit einer Echo oder Widerschall.

(Trug-Nachtigal, 1649.)

Zu grünem waldt ich newlich saß,
Gen einer steinen Klausen,
Da kam durch zartes laub vnd grasß
Ein sanfftes windlein sausen.
Ein brütlein klar
Bey seiten war,
So frisch, vnd frölich sprizet
Ein Bächlein rein,
Auch eben fein
Von holem Felsen schwitzet.

Der schöne Frühling schon begund,
Es war im halben Merzgen,
Da seuffzet ich von Seelen grundt,
Der brand mir schlug vom hertzen.
Ich Jesum rieff
Auß hertzen tieff,
Ach Jesu, thet ich klagen;
Da hört ich baldt
Auch auß dem Waldt
„Ach Jesu,“ deutlich sagen.

Gar laut es mir zu Ohren kam;
Dacht, jemandt wär' im Walde;
Nichts drum nit also wunder nam,
Noch merckets also balde.
Ich sah mich vmb,
Vnd wider vmb,
Ach Jesu rieff beyneben;
Alß baldt in eil,
Wie schneller pfeil,
„Ach Jesu“ rieff es eben.

Ich dacht, es wurd auch jemandt sein,
Den Jesu lieb möcht brennen;
Vnd sprach: nun bin ichs nit allein,
Ach möcht ich ihn dann kennen!
Ich rieff Hola!
Vnd schnell: Wer da?
Ob Leuth furüber giengen;
Da thäts „HOLA!“
Vnd schnell: „Wer da?“
Im selben Thon erklingen.

Ich sprach: hieher, hieher gar hell,
 Vermeint zu mir solls kommen;
 Da sprach's „hieher, hieher“ gar schnell,
 Doch niemandt hab vernommen.
 Ich dacht bey mir:
 Er ruffet dir,
 Mich ließ nach ihm entführen;
 Trat auff die Bein
 Zum Wald hinein;
 Da kont ich niemand spüren.

Ach laß dich sehn; Ich suche dich,
 Rieff abermahl behende;
 Da rieß es nur: „Ich suche dich,“
 Die letzte Wort vom Ende.
 Ich widerum
 In kurtzer sum: In
 Weil suchest mich, lomb here;
 Da gab es nur,
 Als wie zuvor,
 Die letzte Wort von fehre.

Er, dacht ich dau, ist wunderlich;
 Ruff ich, rufft er mir wider;
 Such ich nun Ihn, so sucht er mich;
 Mein Haupt ich sendet nider.
 Da fiel mirs ein,
 Es möchte sein
 Mein Jesus, den ich liebe,
 Dems brechte lust,
 Daß unbewußt
 Er mich in scherz umbtriebe.

Ich sprach: bistu dan Jesus nicht?
 Vnd seufftet auß dem grunde.
 Da sprach es deutlich: „Jesus nicht;“
 Vnd seufftet auch zur stunde.
 Er, wer bist dan?
 Mir zeig es an,
 Gar freundlich thet ich fragen;
 Doch nichts gewan,
 Weil: „zeig es an“
 Zu mir es auch thät sagen.

Bald Jesu rieff ich vberlaut,
 Ach Jesu, mehr vnd mehr.
 Da rieß es „Jesu“ gleich so laut,
 „Ach Jesu,“ gleich so sehre.
 Gschwind ich gedacht:
 Man deiner lacht,
 Nur hebe dich von himmen;
 Weil jederzeit
 Dhn recht bescheidt,
 Man hie mag nichts gewinnen.

Ich sprach: was werd ich machen dan?
 Wei mir wilt recht bescheiden.
 Drauff bald (als viel ich kont verstan)
 Es riehe mir zu scheiden.
 Ja scheiden zwar
 Ich muß fürwar,
 Bey dir ich nichts erjage;
 Doch eines dich
 Muß fragen ich,
 Nur dieses mir noch sage.

Mein, wo dan Jesum treff ich an?
 Ist dir's halt vnderborgen?
 Da seiner wolts kein wissen han;
 Gab nur daß wort „verborgen?“
 Er, dan ich troll,
 Rieff ich im groll,
 Fahr hin in Gottes nahmen;
 Ich auch tratt an
 Vnd wolte gan,
 Da klang von weitem: „Amen.“

Ich rieß: bistu der Widerschall?
 Hieß willkom ihn beyneben;
 Da rieß es laut: „der Widerschall,“
 Auch willkom mir thäts geben.
 Alsdan bereit
 Wir alle beyd
 Noch weiter thäten spielen;
 Weil ohne maß,
 Dhn vnderlaß
 Die Fugen vnß gefielen.

Wolan, wolan, o widerschall,
 Weil einmal dich hab sunden,
 Ich spielen will mit dir im Ball
 Hinfürter manche stunden.
 Der Ball, so dir
 Dan kompt von mir,
 Soll heißen Jesus name,
 Der Ball, so du
 Solt schlagen zu,
 Soll sein auch Jesus name.

In diesem Wald, bey diesem Thall
 Gar oft ich wil spaziren,
 Vnd mich mit dir, o Widerschall,
 Gar freundlich verlustiren.
 O süßer Schall!
 O schöner Ball!
 Mit dir wil vilmahl spielen;
 Biß zu dem Grab
 Mit laß ich ab,
 Wenn schon all' Himmel flien.

Mein Jesum wil nur tausendmal
 In Wälden lan erklingen;
 Mit mir auch sollen vberal
 Die Bäum vnd Stauden springen.
 Daß Laub vnd Gras,
 Wans merden daß
 Mit missens auch zum Heyen;
 Vnendtllich mah!l
 Durch Berg vnd Thal
 Wil Jesum frölich schreyen.

O Jesu, liebster Jesu mein,
 Wie brint mir mein Glückel!
 Nun bit ich dich, ey laß es sein
 Durch deine grosse gütel:
 Daß tag vnd nacht
 In stäter wach
 Die Welt von dir nur singe;
 Vnd inmerdar,
 Daß gantze jahr
 Vor dir auß freuden springe.

2. Jacob Böhme.

(1575—1624.)

Aus: *Aurora, oder Morgenröthe im Aufgang.* (1612.)

1. Von Gott dem Vater.

Daß Christus seinen Vater einen himmlischen Vater nennt, damit meint er, daß seines Vaters Glanz und Kraft ganz lauter, hell und rein im Himmel erscheine und daß über dem Zirkel oder Sphäris, den wir da mit unsern Augen sehen, das wir Himmel heißen, erscheine die ganze triumphirende, heilige Dreifaltigkeit, Vater, Sohn, heiliger Geist.

Auch so unterscheidet Christus hiemit seinen himmlischen Vater von dem Vater der Natur, welcher ist die Sterne und Elemente; dieselben sind unser natürlicher Vater, daraus wir gemacht sind und in dessen Trieb wir allhie in dieser Welt leben, und von welchem wir unsre Speise und Nahrung nehmen.

Es ist aber darum unser himmlischer Vater, daß unsre Seele sich stets nach ihm sehnet und ihn begehret, ja sie dürstet und hungert stets nach ihm. Den Leib hungert und dürstet nach dem Vater der Natur, welches sind die Sterne und Elemente, und derselbe Vater speiset und tränket ihn auch. Die Seele aber dürstet nach dem himmlischen heiligen Vater, und er speiset und tränket sie auch mit seinem heiligen Geiste und Freudenquell. Nun aber haben wir nicht zwei Väter, sondern nur Einen. Der Himmel ist aus seiner Kraft gemacht und die Sterne aus seiner Weisheit, die in ihm ist, die von ihm ausgeht.

2. Von der Substanz und Eigenschaft des Vaters.

Wenn man nun betrachtet die ganze Natur und ihre Eigenschaft, so siehet man den Vater; wenn man anschaut den Himmel und die Sterne, so siehet man seine ewige Kraft und Weisheit. Also viel Sterne über dem Himmel stehen, die doch unzählig und der Vernunft unbegreiflich, auch ein Theil unsichtlich sind: also viel und mancherlei ist Gottes des Vaters Kraft und Weisheit.

Nicht mußt du denken, daß Gott im Himmel und über dem Himmel etwa stehe und walte wie eine Kraft und Qualität, die keine Vernunft und Wissenschaft in sich habe, wie die Sonne, die da läuft an ihrem Zirkel herum und schüttet von sich die Hitze und das Licht, es bringe gleich der Erde und den Kreaturen Schaden oder Frommen, welches dann freilich geschähe, so die andern Planeten und Sterne nicht wehrten. Nein, so ist der Vater nicht, sondern ist ein allmächtiger, allweiser, allwissender, allsehender, allhörender, allriechender, allführender, allschmedender Gott, der da ist in sich sänftig, freundlich, lieblich, barmherzig und freudereich; ja die Freude selber.

Er ist von Ewigkeit zu Ewigkeit also unveränderlich, er hat sich in seinem Wesen noch nie verändert, wird sich auch in alle Ewigkeit nicht verändern. Er ist von nichts herkommen oder geboren, sondern ist selber Alles in Ewigkeit, und alles was da ist, das ist von seiner Kraft worden, die von ihm ausgeht. Die Natur und alle Kreaturen sind aus seiner Kraft worden, die von ihm ist von Ewigkeit ausgegangen. Seine Weite, Höhe und Tiefe kann keine Kreatur, auch kein Engel im Himmel erforschen, sondern die Engel leben in des Vaters Kraft ganz sänftig und freudereich und singen immer in des Vaters Kraft.

3. Von Gott dem Sohne.

So man will Gott den Sohn sehen, so muß man abermal natürliche Dinge anschauen; sonst kann ich nicht von ihm schreiben. Der Geist siehet ihn wohl, aber man kann es nicht reden oder schreiben; denn das göttliche Wesen bestehet in Kraft, die sich nicht schreiben oder reden läßt. Müssen derowegen Gleichnisse von uns nehmen, wenn wir wollen von Gott reden, denn wir leben in dieser Welt in Stückwerk und sind aus Stückwerk gemacht worden. Es wolle der liebhabende Leser derweil auf des Geistes Sinn sehen, so wirds nicht fehlen; er wird auch ein Kräftelein davon bekommen, so ihn nur hungert.

Nun merke. Der Vater ist alles, und alle Kraft bestehet in dem Vater; er ist der Anfang und das Ende aller Dinge, und außer ihm ist nichts, und alles, was da worden ist, ist aus dem Vater worden. Denn vorm Anfang der Schöpfung der Natur war nichts als nur allein Gott, und wo nun nichts ist, daraus wird nichts; alles Ding muß ein Urjache oder Wurzel haben, sonst wird nichts. — Nun aber mußt du nicht denken, daß der Sohn ein anderer Gott sei, als der Vater; du darfst auch nicht denken, daß der Sohn außer dem Vater sei und sei ein besonderer Theil, als wenn zwei Männer neben einander stehen, da einer den andern nicht begreift: nein, eine solche Substanz hat es nicht mit dem Vater und Sohne; denn der Vater ist nicht ein Bild, mit etwas zu vergleichen, sondern der Vater ist der Quell aller Kräfte, und sind alle Kräfte in einander von Einer Kraft. Darum heißt er auch ein

aiger. Sonst wo seine Kräfte zertrennt wären, so wäre er nicht allmächtig; nun aber ist er der selbständige, allmächtige und allkräftige Gott. Der Sohn aber ist das Herz in dem Vater; alle Kräfte, die in dem Vater sind, die sind des Vaters Eigenthum, und der Sohn ist das Herz oder der Kern in allen Kräften in dem ganzen Vater; er ist die Ursache der quellenden Freude in allen Kräften in dem ganzen Vater. Von dem Sohne, der da ist des Vaters Herz in allen seinen Kräften, steigt auf die ewige himmlische Freude, und quillt in allen Kräften des Vaters, eine solche Freude, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz ein gestiegen ist, wie St. Paulus sagt 1 Cor. 2, 9. — —

4. Von Gott dem heiligen Geist.

Gott der heilige Geist ist die dritte Person in der triumphirenden heiligen Gottheit und gehet vom Vater und Sohne aus, der heilige wallende Freudenquell in dem ganzen Vater, ein lieblich, sanftes, stilles Sausen aus allen Kräften des Vaters und Sohnes, 1 Kön. 19. 12., wie beim Propheten Elias am Berge Horeb und am Pfingsttage bei den Aposteln Christi zu sehen ist. So man aber seine Person, Substanz und Eigenschaft aus rechtem Grunde beschreiben will, so muß man's auch im Gleichniß vorbilden; denn den Geist kann man nicht schreiben, diereil er keine Kreatur ist, sondern die waltende Kraft Gottes. Nun sieh aber einmal die Sonne und die Sterne an, die mannig- und vielerlei Sterne, die unaussprechlich und unzählig sind: die bedeuten den Vater. Aus denselben Sternen ist worden die Sonne; denn Gott hat sie daraus gemacht: die bedeutet den Sohn Gottes. Nun sind von der Sonne und den Sternen worden die vier Element, Feuer, Luft, Wasser, Erde, wie ich hernach klar beweisen will, wenn ich von der Schöpfung rede. Nun merke! Gleichwie die Elemente Feuer, Luft und Wasser von der Sonne ausgehen, und sind Ein Corpus in einander und machen die lebendige Bewegung und den Geist aller Kreaturen in dieser Welt: also auch gehet der heilige Geist vom Vater und Sohne aus und macht die lebendige Bewegung in allen Kräften des Vaters. Und gleichwie die drei Elemente in der Tiefe walten als ein selbständiger Geist, und machen Hitze, Kälte, Wolken, und fliehen aus aller Sterne Kraft, und alle Kräfte der Sonne und Sterne sind in den drei Elementen, als wären sie selber die Sonne und Sterne, daraus denn aller Kreaturen Leben und Geist wird und darinnen besteht: also gehet der heilige Geist aus vom Vater und Sohne und waltet in dem ganzen Vater und ist aller Kräfte Leben und Geist in dem ganzen Vater.

3. Johann Scheffler (Angelus Silesius).

(1624—1677.)

1. Die Seele vergleicht ihren Jesum einer Nachtigall.

(Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psiche. 1657.)

Nachtigall, wann dein Gesang
Mir so angenehmen Klang
Durch den Wald erschallet:
So gedenk ich ans Gethön,
Das auß Jesu Mund so schön
Mir zu Trost erhallet.

Ich gedenke, wie er sich
So verliebt und inniglich
Lufft das Creutz geschwungen;
Und mir sieben Nedelein
In der größten Hitz und Pein
Erblich hat gesungen.

Erstlich sang er, daß mir Gott
Solte seine Pein und Tod
Ewiglich verzeihen;
Und weil ich auß Unverstand
Ihm diß Leiden zugewand,
Mir Genad verlehnen.

Drauff sing er ganz lieblich an:
Heute werd' ich dir die Bahn
Voller Rosen streuen;
Heut wirst du im Paradeis
Gott und mir zu ewigem Preis
Dich mit mir erkreuen.

Drittens sang er, daß die Brust
Seiner Mutter mir die Kost
Solt' als Sohne geben:
Und ich solt' auch als ein Sohn
Diesem seiner Weißheit Thron
Stets gehorsam leben.

Drauff schrye er sehr kläglich:
Gott, mein Gott, wie läst du mich
So verlassen leiden:
Daß mir solte kundbar seyn,
Wie er alle diese Pein
Lidt ohn Trost und Freuden.

Weiter sang er tröstlich fort,
Und ließ mich das guldne Wort,
Daß ihn dürste, hören:
Daß ihn dürstete nach mir
Für so inniger Begier,
Wolt er mich da lehren.

Dann sang er, es ist vollbracht,
Satan ist mit seiner Macht
Endlich überwunden:
Deine Schulden, meine Braut,
Sind bezahlt mit meiner Haut,
Du bist loß gebunden.

Drauff gab er matt und verwundt
Seinen Geist mit süßem Mund
In des Vaters Hände:
Daß auch ich so solte thun
(Wann ich selig wolte ruhn)
An dem letzten Ende.

Dieses hat mit werthem Schall
Meine liebste Nachtigall
Jesus mir gefungen:

Und auß diesem seinem Lied
Ist mir Trost, Freud, Ruh und Fried
Ewiglich entsprungen.

Drumb erfreuet es mich bald,
Wann ich höre durch den Wald
Nachtigall dich singen:
Sing, du schöne Sängerin,
Dann du machst mir Herz und Sinn
In dem Herrn ausspringen.

2. Aus: Cherubinischer Wandersmann.

(Zuerst unter dem Titel: Geistreiche Sinn- und Schlußreime, 1657.)

a. Gott lebt nicht ohne mich.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun
kan leben,
Werd' ich zu nicht, Er muß von Noth den
Geist auff geben.

b. Ich bin wie Gott, und Gott wie ich.

Ich bin so groß als Gott, Er ist als ich so
klein:
Er kan nicht über mich, ich unter Ihm nicht
seyn.

c. Ein Christ so Reich als Gott.

Ich bin so Reich als Gott, es kann kein
Stäublein seyn,
Das ich (Mensch glaube mir) mit Ihm nicht
hab gemein.

d. Der Ewige Tod.

Der Tod, auß welchem nicht ein Neues Leben
blühet,
Der ist's, den meine Seel auß allen Töden
fliehet.

e. Wie wird man Gotte gleich?

Wer Gott wil gleiche seyn, muß allem ungleich
werden,
Muß ledig seiner selbst, und loß seyn von Be-
schwerden.

f. Der Geist bleibt allzeit frey.

Schleuß mich, so streng du wilt, in tausend
Eisen ein,
Ich werde doch ganz frey und ungefäßelt seyn.

g. Immer dasselbige.

Ich ward das, was ich war, und bin, was
gewesen,
Und werd' es ewig seyn, wenn Leib und Seel
genesen.

h. Die Vergöttung.

Gott ist mein Geist, mein Blut, mein Fleisch,
und mein Gebein:
Wie sol ich dann mit Ihm nicht ganz durch-
göttet seyn?

i. Die Lieb ist über Furcht.

Gott fürchten ist sehr gut: doch ist es besser
lieben:
Noch besser über Lieb' in ihn seyn aufgetrieben.

k. Gott liebet sich allein.

Es ist gewißlich wahr, Gott liebet sich allein,
Und wer sein ander Er in seinem Sohn kan
seyn.

l. Gott ist, Er lebet nicht.

Gott ist nur eigentlich: Er lebet und liebet nicht,
Wie man von mir und dir und and'ren Din-
gen spricht.

m. Die Ewige Gnadenwahl.

Ach zweiffele doch nicht: Sey nur auß Gott
gebohr'n,
So bistu ewiglich zum Leben außerkohr'n.

n. Fünff Staffeln sind in Gott.

Fünff Staffeln sind in Gott: Knecht, Freund,
Sohn, Braut, Gemahl:
Wer weiter kombt, verwird, und weiß nichts
mehr von Zahl.

o. Die Gottes gewürdigte Einfalt.

Denkt doch, was Demut ist! seht doch, was
Einfalt kan!
Die Hirten schauen Gott am aller ersten an.
Der sieht Gott nimmermehr noch dort noch hier
auf Erden,
Der nicht ganz inniglich begehrt ein Hirt zu
werden.

p. Die Gottheit.

Die Gottheit ist ein Brun, auß ihr kombt
alles her:
Und laufft auch wider hin, drumb ist sie auch
ein Meer.

q. Die Perlen-Geurt.

Die Perle wird vom Thau in einer Muschel
Höle
Gezeuget und gebohr'n, und diß ist bald be-
weist,

Wo du nicht glauben wilt: Der Thau ist Gottes-Geist,
Die Perle Jesus Christ, die Muschel meine Seele.

r. Das Paradies auf Erden.

Du suchst das Paradies, und wünschest hin zu kommen,
Wo du von allem Leyd und Unfried bist entnommen.
Befriedige dein Hertz, und mach es rein und weiß:
So bistu selbst noch hier dasselbe Paradies.

s. Die Sünde.

Die Sünd' ist anders nichts, als daß ein Mensch von Gott
Sein angesicht abwendt, und kehret sich zum Tod.

t. Der Mensch.

Das größte Wunder Ding ist doch der Mensch allein:
Er kan, nach dem ers macht, Gott oder Teuffel seyn.

u. Der beste Freund und Feind.

Mein bester Freund, mein Leib, der ist mein ärgster Feind:
Er bindt und hält mich auff, wie gut ers immer meint.

Ich haß und lieb ihn auch: und wann es kombt zum scheiden,
So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.

v. Gott schafft die Welt noch.

Gott schafft die Welt annoch: kombt dir diß fremde für?
So wiss', es ist bey ihm kein Vor noch Nach, wie hier.

w. Christus ist gewesen, eh' er war.
Daß Christus lang zuvor, eh daß er war, gewesen,
Ist klar: Weil man ihn aß und trank, daß man genesen.

x. Der Reiche ist wahrhaftig arm.
Der Reiche, wann er viel von seiner Armut spricht,
So glaub es ihm nur gern, er leugt wahrhaftig nicht.

y. Die neue und alte Liebe.

Die Liebe, wenn sie neu, praust wie ein junger Wein:
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie seyn.

z. Der nächste Weg zu Gott.

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür:
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.

4. Johann Balthasar Schupp.

(1610—1661.)

(B. Schuppii Schriften, 1663.)

1. Aus dem Teutschen Lehrmeister.

(Ein Discurs von Erlernung und Fortpflanzung der freyen Künste und Wissenschaften in teutscher Sprache.)

Ich war einsmals auff einer Gasterey, und als ich wieder nach Hause gehen wolte, stunde ein junger Phantast bey einem Mägdelein in einer Ecken und löffelte mit ihr, brauchte unter andern diese Worte: „Allerschönste Jungfrau, indem ich verliere, gewinne ich, und indem ich gewinne, verliere ich. In dem ich verliere, scilicet meine vorige Gesellschaft, gewinne ich eure längst erwünschte Gegenwart, und indem ich eure Gegenwart gewinne, verliere ich meine Libertät. Eure Schönheit, welche weit über den Horizont der Vollkommenheit gestiegen, hat mein Hertz und Verstand so gefangen, daß, ob ich wol hievor die scharffe Pfeile deß Cupidinis verlachet, so muß ich doch jetzo vor dem Altar eurer Extraordinari Qualitäten niederknien, und euch mein inbrünstiges Hertz in tieffer Demuth auffopffern. Ja, ich schwere euch bei dem höchsten Gott Jupiter, daß der kleine Knabe Cupido mein Hertz dermassen verletzet, daß es mir in meinem Leibe thut, als wolte es Capreol schneiden. O ihr allerschönste Venus, die ihr viel schöner seid, als die Venus auß Cypren, was vor Superlativos sol ich doch jetzo brauchen, damit ich euch bezeugen könne, wie hoch ich eure perfection venerire? Ach Mademoiselle, die ihr so schön seyd, als unbarmhertzig, und so unbarmhertzig, als schön, ich könnte euch billich vergleichen mit dem Rähser Nerone, welcher seine Lust daran hatte, daß er von einem Thurn die Stadt Rom brennen sahe. O ich klage gleichsam die Natur an, daß sie in einen solchen schönen Leib ein so steinernes Hertz gesetzt hat, daß sich weder mit Thränen oder Seufftzen wil bewegen lassen. Wenn ihr euch nicht über mich erbarmen wollet, so wil ich die Eumenides und die Furias, auch alle Götter und Göttinnen, die nur Rache üben können, bitten, daß sie euch mit gleicher Plage verfolgen sollen.“ Ich konte dem Narren nicht länger

zuhören, und mußte über diese und andere harte Bedrängungen, die er auß dem Amadis hervor brachte, von Herzen anfangen zu lachen. Ich muß bekennen, daß solche Reden im Französischen nicht uneben klingen. Aber diejenigen, welche dergleichen Bücher ins Teutsche übersetzen, betrachten nicht, daß die Französische Sprache eine andere Art und Genium habe, als die Teutsche Helden = Sprache.

2. Von der Einbildung, oder vorgefaßten eingebildeten Meynungen der Menschen.

Es bestehet die Predigtkunst nit in selzamer und vielfältiger Bewegung. Die action oder Bewegung auff der Cangel ist die ziemenste, wann Bescheidenheit vor die abenteuerliche Geberden gebraucht wird; sondern siehet vielmehr in heiligen Leben und Wandel; vergebens lehret, der fliehet, das er thun, und thut was er fliehen sol. Eine recht ehferig gemeinte Predigt, ob sie gleich gering und schlecht, bauet mehr als tausend hochkünstliche alamodische. Daß die Wolredenheit etwas hierbey aufrichte, gesehen wir gerne, aber auß der Possilla nicht genommen. Wie sehr werden doch so lieblich von der opinion betrogen und angeführt die Pöpstler, wann sie des Fegfeuers Straffen nach dem Stundenglaß abzirckten. Die Calvinisten in Holland disputiren um Hals und Kopf, der Mensch habe seinen freyen Willen auch in weltlichen Dingen verloren: werden aber von der opinion betrogen. Die heiligen Closter brüder (wollen nicht unwillig werden, daß ich sie heilig nenne), wie betrügen sie doch die arme Leute mit so heiligen und scheinbaren opinionen und Einbildungen. Sie fliehen Ehre und Reichthumb, haben aber nichts liebers als daß man sie damit jaget. Wer ist, der nicht gerne höre, er sehe bey seinen Zuhörern in großem Lob und Ansehen. In Büchern, die sie schreiben von Verachtung, Hoheit, Ehr und Reichthumb, untersetzen sie ihre Namen mit großem Gepräng, Pomp und Titulu. Es werden gefunden, die da meynen, sie können kein Recht finden, sie haben dann ein halb tausend Thaler in einer Sach verrecht, oder ein halb duzent Rechtsgelehrten reich gemacht, werden aber von der bösen opinion eßlich betrogen. Die besten Richter werden zu Hof in der Rücken gefunden, da wird jedem sein jus, verstehe das Frühestück wol und genau abgemessen und zugeheilet. Drey Hauptstücke sind bey der Medicin, die Wissenschaft, die Erfahrungheit und die opinion und Einbildung. Beyde erste aber ohne opinion und nichtige Dinge. Ich habe im Kriege einen vornehmen Befehlhaber gekennet, der schriebe seinen Soldaten, die das Fieber hatten, einen Zettel mit diesen Worten: Ein Wolffsbelz und ein Bernhaut sind vor das Fieber und Friesen gut. Die guten Tropffen bildete ihnen ein, dieses were ein bewehrte Arznekunst auß des Hipocratis geheimsten Schule genommen: und wurden alleine von der Einbildung curiret. Die Wundärzte heilen oftters einen Schaden mit geringen und verachteten Mitteln, fordern doch für eine so nichtige Cur einen sehr grossen Lohn, unterlassen nichts, daß sie nur die Leute mit opinion betrügen. Die Philosophi oder Weltweisen halten das spitzfindige disputiren höher und besser seyn, als erbar, weißlich leben; werden aber von der nährischen opinion betrogen. Lehret uns dann die Natur nichts mehr, kann der angeborne Gemilthsverstand uns nicht die Wahrheit zeigen, daß man nur immerdar zu den ehtelen disputanten lauffen müßte, und die um Wahrheit fragen? Claus Narr sah eine Ziege auff der Mauer umbspazieren, und forchte, sie möchte den Hals entzwey brechen, wurffe geschwind die Leiter an und wiese ihr die Sprossen herabe zu gehen; aber der Schneidergesist funde balde einen andern Weg und achtet der Leiter wenig, kame doch ohne allen Scharden darvon. Die Mathematici oder Sternseher, so oft sie der Erden überdrüssig, verstecken und vertriechen sie sich in das Gestirn hinein und wollen desselben Größe, Zahl und Weite mit dem Finger und Schnur abmessen, die doch oftters nicht wissen, an welchem End und Ort sie leben, wann sie nicht die Erdkugel zur Hand nehmen. Sie wollen der Sonnen, wo sie gehen solle, den Weg zeigen. Erstlich durch den Widder, bald durch den Stir, dann durch Zwilling, leßlich durch den Krebs, und so fort. Daß aber solche durch opinion betrogen werden, schweret Stein und Wein das Mond = Männlein, der Menippus. Die Physici und Naturkündiger, so oft sie von der opinion betrogen werden, nehmen ihren recurs und Zuflucht zu den verborgenen qualiteten und Eigenschafften als zu einer wol verwahrten Feslung der Unwissenheit. Die Politici und Weltverständige bilden ihnen ein, es seye keiner zu dem Regiment geschickt genug, er wisse dann wol und genau zu disputiren, ob der Regierungsstand, da einer alleine im Regiment sitzet, vorzuziehen seye deme, wan die Vornehmst- und Verständige regieren? Ob die freye Wahl zum Regiment besser seye, als wann einer Erbnams Weise regieret und so fort? aber sie werden von der opinion betrogen. Es hat bisweilen auch der hinter dem Pflug gehet, etwas gerathen und ist der kein rechter Weltkluger, der nit auß andern Menschen Thun und Vorhaben seinen Verstand formiret. Wiewohl in Weltfachen ich wenig verstehe und versiret bin, dennoch wann man mich fraget: welches meine besten Lehrmeister darinnen gewesen? Antw. Die Welt.

5. Hans Michael Mosherosch.

(1601—1669.)

A la mode Kehraus.

„A la mode Kehraus“ ist das erste Gesicht des zweiten Theiles aus dem Werke „Wunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittewald, b. i. Straff-Schriefften 1645“. — (In dem vorliegenden Abschnitt kommt Philander auf das Schloß Geroldsbeck, wo alte deutsche Helden versammelt sind, und König Ariovist ihn vor ein Gericht zieht, dem er beweisen soll, daß er ein Deutscher sei.)

„Ich bin auf meiner gestrigen Meinung,“ sprach König Ariovist, „je länger ich dich ansehe und höre, gestärket, daß du nicht ein geborner Teutscher, sondern ein Wälscher seist, und als ein Kundschafter hierhero kommen. Dann es darum nicht folget, weil dir die teutsche Sprache bekant, daß du deswegen ein geborner Teutscher seiest und ein teutsch Gemüth und Herz habest.“

„Gnädigster Herr König,“ sprach ich, „wie könnte ich doch einem Wälschen im Herzen je und immer hold sein, da ich doch alles Creuz und Glend, alle Noth und Zwang von ihnen bishero habe dulden und erleiden müssen?“

„Warum denn so du ein geborner Teutscher bist, hast du nicht auch einen teutschen Namen? Was soll dir ein griechischer oder hebräischer Name in Teutschland? was ist Philander für ein Gefräß? bist du von Sittewaldt, warum hast du einen wälschen Namen? was? hm? was meinst du? Hä? —“

„Gnädigster Herr König,“ sprach ich, „es sind solche Namen gemein bei uns!“ — „Gemein? ja wie die wälschen Laster auch. Was habt ihr vermeinte Teutsche denn für Treu in euren Herzen gegen euer Vaterland, wenn ihr bedächtet, wie durch die Römischen Tyrannen, insonderheit den Cäsar, und durch die Wälsche Untreu alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwol ihre Namen zu gebrauchen euch noch gelüsten lasset? haben denn die teutschen Namen nicht Lusts und Zierde genug, euch zu nennen? Euere Tugenden und Thaten antag zu geben? Ist euch denn das liebe Teutsch fogar erleidet, daß ihr Erman, Erhardt, Manholdt, Adelhhardt, Baldfried, Karl, Kunrath, Degenbrecht, Cittelieb, Frierberich, Goisfried, Adelhoff, Hartwert, Theurdank, Volkhart &c. und andere liebe, schönklingende teutsche Namen nur über Achsel ansehst und verlachet? Muß euch denn in euren Bocks-Ohren das griechische Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus &c. und andere besser lauten? Schämst ihr euch denn eurer selbst und eurer redlichen Vorfahren? — Welches unvernünftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach oder Stimm nur ändere? Hastu je eine Raß, dem Hund zu gefallen, bellen, Ein Hund der Raßen zu lieb manchen hören? Nun sind warhaftig in seiner Natur Ein teutsches festes Gemüth, und ein Schlipffriger Wälscher Sinn anders nicht, als Hund und Raßen gegen einander geartet, und gleichwol woltet Ihr unverständiger als die Thiere ihnen wider allen Dank nacharten? Hastu je einen Vogel blären, eine Kuh pfeiffen hören? und ihr woltet die edele Sprach, die euch angeboren, so gar nicht zu obacht nemmen in euereem Vaterland, Psui dich der schand.“

Fast jeder Schneider
Will jetzund leider
Der Sprach erfahren seyn
Und redt Latein:
Wälsch und Französisch,
Halb Japanesisch,
Wann er ist doll und voll
Der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies
Spricht: bona dies,
Wann er gut Morgen sagt,
Und grüßt die Magd:
Die wend den Kragen,
Thut ihm Dank sagen,
Spricht: Deo gratias,
Herr Hippocras.

Ihr bösen Teutschen,
Man sollt euch peitschen,
Daß Ihr die Muttersprach
So wenig acht.
Ihr liebe Herren,
Das heißt nit mehren;
Die Sprach verkehren
Und zersöhren.

Ihr thut alles mischen
Mit faulen Fischen,
Und macht ein miß gemäsch,
Ein wisse wäsch.
Ihr böse Teutschen,
Man sollt euch peitschen
In unserm Vaterland,
Psui dich der schand!“

Schäme dich für dem Teuffel, wann du ein ehrlich Teutsche Ader in deinem Leib hast, daß du einen andern Namen, einen Ausländischen Namen, und den du vielleicht selbst weder versteht, noch weißt, solst einem verständlichen, bekanten Teutschen Namen vorziehen, oder mit Wälschen Farben anstreichen, mit De und Di füttern wollen.

Wer sein anererbten Namen
Fliedt mit wälſchem Nät zuſamen,
Vnd wär gern ein Junderlein,

Der hat mangel an ein ſparren,
Vnd gehört ins Buch der Narren,
Solt er ſonſt ein Doctor ſein. — —

Wie viel gattungen von Hüten habt ihr in wenig Jahren nicht nachgetragen? Jetzt ein Hut, wie ein Zuckerhut, wie ein Cardinals-Hut, dann wie ein Schlapphut, da ein ſtilp Ehlen breit, dort ein ſtilp fingers breit; dann von Weiſſenhaar, dann von Kameelshaar; dann ein Hut als ein Schwarzwälder Käß, dann wie ein Schweizer-Käß. Und das iſt heut die neue närrische Tracht; bald komt eine andere in geſtalt eines Fingerhuts hernach;

Dann trägt man kurz, dann lange Röck,
Dann große Hilt, dann ſpitz wie Wed,
Dann Ermel lang, dann weit, dann eng,
Dann Hofen mit viel farb und ſpreng.

Ein Feind dem andern kaum entweichet,
Dann Teuſch Gemüth iſt alſo leicht.
Das zeigt, was in dem Herzen leyt.
Ein Narr hat änderung allezeit. — — —

Und wie zu unſrer zeit der Hut ein zeichen war der Freyheit, alſo iſt es nun in eitren zeiten dahinn gerathen, daß der Hut iſt ein Zeichen der Dienſtbarkeit; dann warlich mit ſolchen neuen Trachten halten die Wälſche eure Herzen gefangen und gebunden und lenken ſie wohin ſie wollen.

Du trägſt ein Wälſchen Hut:
Die Wälſche deiner lachen,
Vnd zwaden dir dein Gut

Vnd dich zum Narren machen.
Drum wer hat Teuſchen Muth,
Hab Sorg zu ſeinen Sachen.

6. Johann Wilmsen Lauremberg. (1591—1659.)

1. Von allmodiſcher (D. h. à la mode'scher) Sprache und Titeln.

(Aus: De veer olde beröhmde Scherzgedichte, 1654.)

Süß Schipbröck hefft de Düdsche Spraeck geleden,	Noven und Stehlen dat het künstlyck an- pachen,
De Françoſche hefft er de Neſe affgeſchneden, Und hefft eine frembde Neſe wedder ange- ſtiect,	De Fluſcht nehmen und die Kuggen lehren, Dat heſet in kriege, ſich retireren, Wo da ein Schlingel was, das ys nu ein Kojon,
De ſick by de düdsche Ohren nicht wol ſchicket, De olden Nedder-Sagen plegend nicht ſo tho mafen,	Wat domals was fort, fort, ys nu allohn, allohn, —
Se ſpreken als ere Boröldern hadden ge- ſpraken.	Domals im gantzen Land was nicht ein Servitör,
Dat rechte was lyck, das krumme ſcheſ men heet,	Nicht ein Signor, nicht eine Dame, nicht ein Monſör.
Die Ermel wären Mowen, die Helbard was en Speet.	Were domals einer to den Junfern gekamen, Und hed tho en geſecht, Godt grüß euch ſchöne Dainen,
Dar weren Deener noech, men dar was nich ein Paſte,	Se hedden ehm gar bald den Rüggen tho- geleht,
Se geben ihren Knechten Lohn und gantz keine Gaſte,	En nicht geachtet eines Pechelherings werth.
Se vörden up Wagen end nicht up Kutzen, Ein Schelmſtück was genömmt wat man nu heet Putzen.	Eine von en hedde wol geſecht, wat bildeſtu dir in?
De der plechten tho roven und ſtehlen, De heten ſe Devede, und hengten ſe up by der Kehlen.	Wat menſtu, growe Eſel, wat nimſtu by in den Sinn?
Nu hört man Godt Loſſ von keinen Deveden ſchnaden,	Westu Bernhiltter nicht mehr wo id hete? Wyn Nahme ys Annemecken oder Grete: Ick bin keine Dame, du lichterfirdige Fink, Ick bin ein ehrtlyck Medden gebahren, Laet meg mit süßden ölentahm ungeſchoeren.

2. Von Allmodiſcher Kleder-Draecht.

Ben einer klimt daher getreden: ſlicht und recht,
De ein geringes, doch ein ehrtlyck Kleecken drecht,
Man geht vör en vörby, man ſilth en kum einſt an,
All wehr he of ein ryl und vornehm Man:
Klimt ein Sammitte ſtück herlopen up der Strate,
Dorin ein Schnider hefft loſeert na ſpner mate

Einen Man edder Frum, stray man de Segel strickt,
 Und bald mit revents veer Schrit by syden wickt.
 Deß men nu sülle Ehr mit negn und mit bilden,
 Der Kramer waer, de all geschneden ys in stücken
 Und helt kum vierzehn Ehl, veelmehr werd se geehrt,
 De wyl se dar noch ligt by Hupen unversehrt,
 By Kisten vul: Darum schall man de Kramer prysen,
 Dewyl man synt waer moet sülle Ehr bewysen.
 All ys de Ehr nicht syn, he krigt doch etwas mit,
 Gelyf als en Esel krigt, darup ein Höge sit.

7. Hans Jacob Christian von Grimmelshausen.

(c. 1625—1676.)

Aus: *Der abenteuerliche Simplicissimus*. (1669.)

Simplicius wird als Kind von Bauern auferzogen, dann mehrfach vom Kriegsvolk aufgegriffen, lebt ein lustiges Leben bei einem schwedischen Officier, der sein Großvater ist, wird wieder aufgefangen, geht unter die Soldaten, wird reich und angesehen, dann arm; wird Soldat und Räuber, dann ein ordentlicher Mensch, bis er schließlich nach wiederholten Abenteuern der Welt entsagt und Einsiedler wird.)

a. Simplex erzählt sein Bäurisch Herkommen, Was er vor Sitten hab an sich genommen.

Mein Herkommen und Anserziehung läßt sich noch wol mit eines Fürsten vergleichen, wann man nur den grossen Unterschied nicht ansehen wolte, was? Mein Knän (dann also nennet man die Vätter im Speffert) hatte einen eigenen Pallast, sowol als ein anderer, so artlich, dergleichen ein jeder König, Er mag auch mächtiger, als der grosse Alexander selbst seyn, mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wol unterwegen lassen wird: er war mit Laimen gemahlet, und an statt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleyes, und rothen Kupffers, mit Stroh bedeckt, darauff das edle Getraid wächst, und damit er, mein Knän, nur auch mit seinem hochgeachteten, und von Adam selbst herstammenden Adel und Reichthumb recht prangen möchte, ließ er die Maur umb sein Schloß nicht mit Maursteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbet, viel weniger mit lieberlichen gebadenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebräuch werden können (wie andere grosse Herren zu thun pflegen), aufführen, sondern er nam Eichenholz darzu, welcher nutzliche edle Baum, als worauff Bratwürste und fette Schunden wuchsen, biß zu seinem vollständigen Alter, über 100 Jahre erfordert: Wo ist ein Potentat, der ein gleiches ins Werck zu richten begehret? Seine Zimmer, Säle und Gemächer, hatte er inwendig vom Rauch ganz anschwärzen lassen, nur darum, dieweil diß die beständigste Farbe von der Welt ist, und dergleichen Gemähd biß zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mahler zu seinen trefflichen Kunststücken erheischet. . . . An statt der Bagen, Laquehen und Stallnechte hatte er Schaf, Böde und Säu, jedes sein ordentlich in seine natürlüche Liberty gelleidet, welche mir auch oft auff der Weid auffgewartet, biß ich, ihres Dienstes ermüdet, sie von mir gejaget und heimgetrieben. Die Rist- oder Harnisch-Kammer war mit Pflügen, Kärsten, Arten, Hauen, Schaulen und Hengabeln genugsam und auff das beste und zierlichste versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übete. Dann Hacken und Reuthen war seine disciplina militaris, wie bey den alten Römern zu Friedens-Zeiten: Ochsen anspannen war sein Hauptmannschafftliches Commando, und Ackern sein Feldzug, Holtzhaden war sein tägliches Exercitium Corporis, seine adeliche Kurtzweile und Turner-Spiel. Hiermit bestritte er die ganze Weltkugel, so weit er reichen konte, und jagte ihr damit alle Erndten eine reiche Beute ab. Dieses alles setze ich hindan, und überhebe mich dessen gantz nicht, damit niemand Ursache habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobilisten auszulachen, dann ich schätze mich nicht bäsler, als mein Knän war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nemlich im Speffert (allwo die Wölfe einander gute Nacht geben) liegen hatte. Daß ich aber nichts ausführliches von meines Knäns Geschlecht, Stamm und Namen vor dißmal erwähne, beschiehet umb geliebter Kürze willen, vornemlich, weil es ohne das allhier umb keine Adelige Stiftungen zu thun ist, da ich soll auffschwören; genug ist es, wann man weiß, daß ich im Speffert geboren bin.

b. Simplex vermeldet, warum er die Welt Wieder verlassen, weiß ihm nicht gefällt.

Adieu Welt! dann du nimst uns gefangen, und läßt uns nicht wieder ledig, du bündest uns, und lösest uns nicht wieder auff, du berrübest und trösteest nicht, du raubest und giebest nichts wieder, du verklagest uns, und hast keine Ursache, du verurtheilest, und hörest keine

Parthey; also, daß du uns tödtest ohne Urtheil, und begräbest uns ohne Sterben! Bey dir ist keine Freude ohne Kummer, kein Fried ohne Uneinigkeit, keine Liebe ohne Argwohn, keine Ruhe ohne Furcht, keine Fülle ohne Mängel, keine Ehre ohne Madel, kein Gut ohne böß Gewissen, kein Stand ohne Klage, und keine Freundschaft ohne Falschheit.

Adieu Welt! dann in deinem Pallast verheisset man, ohn Willen zu geben, man dienet ohn Bezahlen, man liebkoset um zu tödten, man erhöht um zu stürzen, man hilft um zu fällen, mau ehret um zu schänden, man entlehnet um nicht wieder zu geben, man straffet ohn verzeihen.

Behüt dich Gott, Welt! dann in deinem Hauß werden die grosse Herren und Favoriten gestürzet, die Unwürdige herfür gezogen, die Verräther mit Gnaden angesehen, die Getreue in einen Wüdel gestellet, die Bosshafftige ledig gelassen, und die Unschuldige verurtheilt, den Weisen und Qualificirten gibt man Urlaub, und den Ungeschickten grosse Besoldung, den Hinterlistigen wird geglaubt, und die Aufrichtige und Redliche haben keinen Credit, ein jeder thut was er will, und keiner was er thun soll.

Adieu Welt! dann in dir wird niemand mit seinem rechten Namen genennet, den Vermessenen nennet man kühn, den Verzagten fürsichtig, den Ungefügigen ernstig, und den Nachlässigen friedsam; Einen Verschwender nennet man herrlich, und einen Kargen eingezogen; einen hinterlistigen Schwäher und Blanderer nennet man berebt, und den Stillen einen Narren oder Phantasten; einen Rachgierigen nennet man einen Eiferigen, und einen Saufftmüthigen einen Phantasten, also, daß du uns das Gäbige vor das Ungäbige, und das Ungäbige vor das Gäbige verkauffest.

Adieu Welt! dann in deinem Pallast findet weder Wahrheit noch Treue ihre Herberge! wer mit dir redet, wird verschämt, wer dir trauet wird betrogen, wer dir folget, wird verführet, wer dich fürchtet wird am allerübelsten gehalten, wer dich liebet wird übel belohnet, und wer sich am allermeisten auff dich verläßt, wird auch am allermeisten zu Schanden gemacht, an dir hilft kein Geschwende so man dir giebet, kein Dienst so man an dir erweist, keine liebliche Worte so man dir zuredet, keine Treue so man dir hält, und keine Freundschaft so man dir erzeiget, sondern du betrügest, stürzest, schändest, besudelst, drohest, verzehrest und vergift jederman; dannenhero weepet, seuffzet, jammert, klaget und verdirbt jederman, und jederman nimmt ein Ende, bey dir sühst und lernet man nichts, als einander hassen biß zum würgen, und reden biß zum lügen, lieben biß zum verzweifeln, handeln biß zum stehlen, bitten biß zum betriügen, und sündigen biß zum sterben.

Behüte dich Gott, Welt! dann dieweil man dir nachgeheth, verzehret man die Zeit in Vergessenheit, die Jugend mit rennen, lauffen und springen über Zaun und Steige, über Weg und Stege, über Berg und Thal, durch Wald und Wildnus, über See und Wasser, in Regen und Schnee, in Hitze und Kälte, in Wind und Ungewitter; die Mannheit wird verzehret mit Ergschneiden und schmelzen, mit Steinhauen und schneiden, hacken und zimmern, pflanzen und bauen, in Gebanden dichten und trachten, in Rathschlägen ordnen, Sorgen und Klagen, im Kauffen und Verkauffen, Zanden, Habern, Kriegen, Lügen und Betriügen; das Alter verzehret man in Jammer und Glend, der Geist wird schwach, das Angesicht runtsicht, die Känge krum, und die Augen werden dundel, die Glieder zittern; der Kopff wird laßl, das Gehör verfällt, der Geruch verliert sich, der Geschmack gehet hinweg, er seuffzet und ächzet, ist faul und schwach, und hat in Summa nichts als Mühe und Arbeit biß in den Tod.

Adieu Welt! dann niemand will in dir fromm seyn, täglich richtet man die Mörder, viertheit die Verräther, hänget die Diebe, Straffenräuber und Freyhenteur, köpfft Todschläger, verbrennt Zauberer, strafft Weineidige, und verjaget Aufrührer.

Adieu Welt; dann niemand ist mit dir content oder zufrieden; ist er arm, so will er haben! ist er reich, so will er viel gelten! ist er veracht, so will er hoch steigen! ist er injuriert, so will er sich rächen! ist er in Gnaden, so will er viel gebieten; ist er lasterhaftig, so will er nur bey gutem Muth seyn! u. s. w.

8. Abraham a santa Clara.

(1642—1709.)

1. Judas Iscarioth war ein unverschämter Lügner.

(Aus: „Judas der Erzschelm, 1689“, in welchem die sagenhafte Geschichte des Judas Iscarioth zu predigtartigen Betrachtungen, Erzählungen benutzt wird, um Untugenden und Laster zu veranschaulichen.)

Nach laut des gemeinen Sprüchwort, heist es, das Letzte das Beste. Wie dann in der Wahrheit auf der Hochzeit zu Cana der letzte Trund, den man auf die Tafel gebracht, der allerbeste war, und halben Theil besser als der erste. Aber in der Wahl und Aufnahme der Apostel geschicht das Widerspiel. Massen in dem Apostolischen Collegio Thabäus der Erste war, nach diesem ist erst Judas Iscarioth als der Zwölfte und letzte beruffen worden. Dies

Letzte ist gewest der Letzte, indem er seinem heiligen Beruff nicht gemäß gelebet hat, sondern mit lasterhaftem Diebstahl sein heil. Ambt spöttlich entnehret. Weilen aber gemeinlich ein Sünd der andern die Thür auffperrt, und gar selten eine ganz allein ist, sondern mehrestentheil ein Begleitschafft vieler andern mit sich führt. Wie dann jene Mörder dem armen Tropffe, welcher von Jerusalem nach Jericho gereist, nicht nur eine, sondern gar viel Wunden verseiget. Also war die Seel Judä nicht nur mit einer Sünd, sondern mit mehreren durch die höllische Mörder vermundet. Und ist gar glaublich, daß er ein unverschämter Lügner zum öfftern seie gewesen, massen Lügen und Stehlen also nahe befreundt seyn, wie Jacob und Eau: und sehet denen diebischen Händen niemand besser an die Hand als die verlogne Zung. Wann gutwillige Leuth etwann ein H. Almosen Christo dem Herrn vorgestredet, hat er jedesmal solches Geld ungezehlet dem Judä eingehändiget. So ihm nachmals der Petrus oder Johannes, oder ein andrer Apostel befraget, wie viel dieser oder jener Herr hab gespendiret? da hat mehrestentheil der saubere Judas weniger angefraget, und also im Lügen gar nicht schamroth worden; auch hat dieser verstohne Kasser gar oft Geld in das Haub gebracht. Und da ihn Christus sein Meister gefragt, wo er seye gewesen, hat er gleich eine papete Lüg aus dem Ermel geschlitt, spredend, er habe einen Kranken besucht. Wann er allezeit hätte ein Maultaschen müssen aushalten so oft er gelogen; ich halt davor, der Dieb wäre selten ohne geschwollnen Baden gewest.

Viel schöne Music in vielen Arten, von vielen Leuten, an vielen Freudenfest, mit vielen Instrumenten seynd gehalten worden im alten Testament, also bezeuget es die H. Schrift selbst. Bey dieser erschallenden Music hat man hören lassen die Trummel, aber nie ein Pfeiffen, die Posaunen, aber nie ein Pfeiffen, die Lehern, aber nie ein Pfeiffen, die Zinken, aber nie ein Pfeiffen, die Zithern, aber nie ein Pfeiffen, die Cymbalen, aber nie ein Pfeiffen, außer ein einiges Mal, wie der stolze und übermüthige Nabucodonosor ein guldenes Bild hat aufgericht, und bei dieser Solemnität seine Vasallen mußten erscheinen, und diesen guldenen Göyen anbetten mit gebognen Knien. Dazumalen hat man neben andern musicalischen Instrumenten auch die Pfeiffen genommen, sonst nie. Aber gar recht damals die Pfeiffen, dann es war gar ein hässige Lüg und unverschämte Lüg, daß dieser guldene Trampel ein Gott seye, deswegen ist gar recht geschehen, daß man darzu pfeiffen hat. Wann einer der Zeiten zu emer Lüg pfeiffen sollte, so müsse einer jederzeit ein gespißtes Maul machen. Dann kein Land, kein Stand, kein Wand, wo man nit der Warheit ein Schmitzen gibt. Es seynd der geredten Lügen, der geschriebnen Lügen, der gemachten Lügen, der druckten Lügen, der gestochenen Lügen, der geschnitzelten Lügen, der gesungenen Lügen, der Teutschen Lügen, der Lateinischen Lügen, der Spanischen Lügen, der Französischen Lügen, der Polnischen Lügen, der Ungarischen Lügen, der großen Lügen, der kleinen Lügen, der mittelmäßigen Lügen, der hösslichen Lügen, der groben Lügen, der verschmitzten Lügen, der plumphen Lügen, der gemeinen Lügen, der neuen Lügen, der alten Lügen, der frischen Lügen, der wochentlichen Lügen, der täglichen Lügen, der stündlichen Lügen, der geschwinden Lügen, der langamen Lügen, der Stadt-Lügen, der Markt-Lügen, der Dörffer-Lügen, der Schloß-Lügen, der Haub-Lügen, der Zimmer-Lügen, der Tisch-Lügen, der Nacht-Lügen, der Tag-Lügen, der Gassen-Lügen, der Windel-Lügen, der Männer-Lügen, der Weiber-Lügen, der Kinder-Lügen, der Herrn-Lügen, der Frauen-Lügen, der Diener-Lügen, der Menschen-Lügen, so viel, so viel, daß, wann mau von einer nur ein Pfennig Mauth sollt ablegen, in kurzer Zeit ein so hefftiges Geld gesammelt wurde, als der weltkündige Crofus in seinem Reichthumb gehabt. Ja so gar redet der Psalmist David: Omnis homo mendax: Daß alle Menschen Lügner seyen. Etwann will der gekrönte Prophet sagen, daß kein Stand ohne Lügen.

2. Judas allzeit ein Dieb.

Es hat der Allmächtige Gott dem Kriegsfürsten Josua einen ernstlichen Befehl geben: Wann er werde mittelst seiner Göttlichen Behülff die Stadt Jericho erobern, solle bei Miedung höchster Straff und Ungnad keiner eines Fadens groß, einen Heller werth's rauben oder Beuth machen. Das war ein hartes Gesez: Venire di guerra e no verubato? aus dem Krieg zurückkommen ohne Diebstud? Das gehört unter die Raritäten. Gleichwohl haben sich die wackeren Soldaten also scrupulos gehalten, daß sie mitten unter Geld und Gut nach Eroberung der Stadt nicht einen Pfennig eingeschoben, ausgenommen einer mit Namen Achau, der hat einen rothen Mantel von Silber und Gold gestohlen, aber ganz behutsam, mauffstill; sogar hat er das Silber unter die Erden gegraben, dann wie er gesehen hat, daß ihm niemand zuschawe, weder der Obrist, weder der Wachtmeister, weder der Rittmeister, weder der Prososz. O, gedachte er, jezt heißt es, Herr mein Fisch, der Mantel taugt mir stattlich ins Regenwetter, in Winterszeit ist er mir viel lieber, als mein alter Ragen, der mausen thut, oder ein Madragen, die durchschüg; das Silber und Gold taugt mir zu meiner nothwendigen Wirtschaft, kann ich doch alles vernuschen, ist nicht nöthig, daß ich einem an die Nasen bind, der Dharmi mein Vater muß ebenfalls nicht darum wissen. O du plumper Manteldieb! siehst dich niemand? Niemand siehet mich. Halts mau, auf solche Lüg gehört ein Maultaschen, es ist ja der

Allerhöchste Gott, welcher deinem Kriegsfürsten Josua das Gebot gesetzt: es soll keiner was aus der verruchten Stadt Jericho mit sich nehmen. Es ist nicht lang angestanden, so hat der gerechte Gott diesen ungerechten Beutelmacher entdeckt. Weßwegen er von dem gesammten Volk versteiniget worden, und der vorhero mit Silber und Gold umgangen, mußte anseho wider Willen mit Steinen handeln. Was hat nicht schon der Niemand gestiftet? Der Niemand stiehlt am mehresten. Augustinus, der große Erzbater, da er noch ein muthwilliger Bub ware, ist mehrmals denen Leuten in die Obs-Gärten gestiegen, aber allzeit in Obacht genommen, ob ihn niemand sehe. Wann er vermerdet, daß der Herr zum Fenster hinausgeschauet, so hat ers wol bleiben lassen. Der Mensch wird nicht ein Speiadel entfremden. Der Bub wird nicht ein Pfennig verrucken. Der Diener wird nicht eine halbe Ellen taffete Bändl einschleichen, wann sie wahrnehmen, daß es ihr Herr siehet. Ich hab noch nie gehört, daß auch der frechste Dieb auf einem Jahrmarkt krumme Finger gemacht, wann ihm der Stadt-Richter hat zugeschauet. Wie kanst du denn so freh, ohne Scheu und ohne Keu, begehen so manche Schelmereyen, indem du vergewiß bist, daß dir der obere Herr zuschauet. Respicians per fenestras. Welcher dir solches in dem Thal Josaphat vor dem gesanten Menschlichen Geschlecht wird vorhalten und verrupfen. Der gebenedeyte Heyland sagt selbstien bei dem Evangelisten Joannes c. 8. Ego sum lux mundi. Ich bin ein Licht der Welt. Man mag das Wörtlein lux Lateinisch oder Teutsch verstehen, so schidet sich doch beides auf unsern Herrn, massen er ein Licht, so alles durchleucht und ein Lux, so alles durchsethet, zumalen wegen Schärpfe der Augen von diesem Thiere gesagt wird, es könne durch eine Mauer sehen. Das Wörtlein Lux hat jener Fuchs erst in seinem hohen Alter erfahren, daß Gott habe gesehen, was er gestiftet in jungen Jahren. In Osterreich hat ein Schneider-Bursch seinem Meister 50 fl. entfremd, mit solcher Beut hat er das Haus gemeidt, und in andre Länder gewandert, biß er auch ist Meister geworden, welcher zwar schon zuvor meisterlich zu stehlen wußte. Nachdem 50 Jahr von diesem begangenen Diebstahl verlossen, so hat Gott auch wollen die 50 fl. wunderbarlich offenbaren. Dann als einmal erstgedachter Meister, ein bereits alter Greiß, auf dem Marktet spazieren gangen, allwo die unruhige Gassen-Buben mit Kreiden unterschiedliche Tüntlerei verübt an einem Fenster-Laden. So hat sich dieser alte Beck auch unter die Kinder gemischt und ebenfals mit der Kreiden wollen schreiben. Wie es aber Gott so wunderlich geschickt: dieser hatte sein Lebenlang niemahlens schreiben noch lesen gelernt. Indem er dann vermeint, mit der Kreiden nur krumme und gerade Strich zu machen, so hat er aber ganz deutlich diese Wort auf das Bret verzeichnet: Ich bin ein Dieb. Wie solches die ohnedas muthwilligen Buben gelesen, fangen sie alsbald an mit lauter Stimme diesen saubren Tilt zu reintoniren: Der ist ein Dieb. Der ist ein Dieb. Die Sach gelangt vor den Magistrat, welcher diesen alten Schneider hierüber zur strengen Frag gezogen und endlich aus ihm geprest, daß er ein Dieb sehe und vor 50 Jahren jenem Meister 50 Gulden entfremdbet, nach welcher Erkandnuß der zuvor weiße Tilt denen schwarzen Raben einen Mitgespan mißsen abgeben und ein solcher Sail-Tanzer worden, daß er am Strick ist hangen blieben. Sag jeho mehr, es sehe dich Niemand. Wann wir den Allmächtigen Gott stäts vor Augen hätten und wohl zu Gemüth führeten, daß derjenige uns zusehe, welcher uns kan augenblicklich in die Höll abfürtzen, so würden wir unzweifflet mit Lastern nicht also beladen seyn.

9. Christian Weise.

(1642—1708.)

1. Aus: Absurda comica.

(Jittausches Theatrum, 1683.)

Das Stück behandelt, wie der nach Shakespears Epifode im Sommernachtstraum verfaßte Peter Saury des Gryphius, ein Comödienpiel, welches Handwerker zu Ehren ihres Herrn verankalten. Die in der Absurda comica auftretenden Personen seihen auf einer etwas höhern Stufe, haben ein jeder bereits eine Comödie verfaßt, und es handelt sich darum, wessen Stück erwählt werden soll. Nach getroffener Wahl geht der Streit unter den Schauspielern los, so daß die Aufführung nicht zu Ende kommen kann.

Robert (grüßlicher Hofrath).

Nun, ihr lieben Freunde, ihr seid alle insonderheit verhört worden, und es ist an dem, daß ein jedweder eine wunderschöne Comödie geschriben hat: Allein weil mein gnädigster Herr nur eine Comödie zu sehen verlanget, so wird es uns schwer fallen, daß wir eben die beste Comödie erwählen.

Bonifacius Lautensack

(Kirchschreiber zu Bettelrode).

Ihr wohlweisse Magnificenzen werden noch

wol wissen, was ich gesagt hab: so hier geredet und niemandem was zu Leide nachgesaget, ich bin wol der beste, und also wird meine Findung nicht die schlimmste seyn.

Beit Habermuß

(Waisen-Sänger und Zeitungsschreiber zu Hohenbuckow).
Derowegen können wir uns ebensoviel mit unsern Rünsten einbilden: wenn wir unsere Briefe auf die Wage legten, wer weiß, die schwersten Buchstaben gemacht hat.

Detlef Ziegenhwanz

(Sachseisser und Vogelsteller zu Plumpenau).

Ihr lieben Leute, stellt doch alles dem gnädigsten Herrn anheim; so lange wir streiten, so wird ein jeder Schäfer seine Keule loben.

Robert.

Nun, wißt ihr einen Vorschlag, wie wir aus der Sache kommen sollen?

Detlef.

So weit kömmt's. Ein jedweder will das beste Lob verdienen haben.

Robert.

Das wissen wir ohne dem wol. Ihr solltet einen Vorschlag thun, wie die beste Comödie durch eine gute Probe könnite ansgelesen werden.

Bonifacius.

Ich halte darvor, man gebe sie dem gnädigsten Herrn hin: er ist ein verständiger Herr, und er dürffte die Sache nur einmahl lesen, so dürffte sich bald weisen, wer sich am besten dürffte sehen lassen.

Stephen Thats

(Blasebalgretzer zu Kemmerwalde).

Ei, so ein vornehmer Herr hat eben Zeit, daß er die Briefe durchsiehet, es wäre besser, wir nehmen einen Blasebalg und blasen drunter; wenn das leichte weggeslogen wäre, so würde das beste wol liegen bleiben.

Veit.

Ich dachte, wir sollten eine Wurffschauffel oder eine Futterfchwinge nehmen, seht, welche am besten geschrieben ist, bleibt gewiß darinnen.

Melcher Tummering

(Cantor zu Cwerelquiffch).

Ich habe mein Tag viel Narren-Bossen gesehen, die zierlich geschrieben sind. Hengt die Comödien alle an die Luft; die der Wind am ersten wegführet, die ist gewiß die schlimmste.

Grolmus Wetterhahn

(Glockenleuter zu Rumpelskirchen).

Ich dächte, wenn man eine Comödie nach der andern an den Glockenthurm bindete, und ließe hernach läuten, bei welcher die Glocke am schönsten klänge, die müßte auch wol die schönste seyn.

Kilian Schwalbennest

(Leitengraber zu Gelswiese, redet als ein Bauer).

Ich als Todtengraber gedachte so: wenn man den Plunder in die Erde verscharrte, welche hernach am ersten verfaulete, die müßte wol die schlimmste seyn.

Peter Meffert (Kartennacher zu Zschandelsberge).

Gebt eine Karte her, wir wollen drum spielen; wer den blaumännlichen Scherwenzel kriegt, dessen Comödie soll die beste seyn.

Alexander Wunderlich

(Stettensänger und Thyriatsrämer zu Burschwitz).

Gebt mir nur die Fettel zusammen; von welchen meine Ottern sterben, die werden gewißlich die kräftigsten seyn.

Merten Fuchs

(Stetengucker, Kalendermacher und Wein-Bistret in Lohenschurt).

Wir wollen im Kalender sehen: welche Comödie im besten Zeichen gemacht ist, die wird unserm Herrn auch am gesündesten seyn.

Nicodemus Lehermann

(wolverdienter Siegelgraber, Bildschneider, Korb- und Sandseigermacher auf der Lausche, ein alter Keil im grauen Barte).

Ich habe meine Sandseiger bey mir; du laß ein groß Glas herumgehen, wer es am geschwindesten austrincket, daß im Seiger der meiste Sand drinnen bleibt, der mag den Vogel abgeschossen haben.

Cursi (Ranzleidener).

Ihr Herrn, wenn ich einen Vorschlag thun darf, so will ich mit einem guten Rathe darzwischen kommen. Ich habe einen Hund, der hat einen so subtilen Geruch, daß er flugs errathen kam, welcher Mann vornehmer ist als der andre. Denn wenn unser Gerichts-Schulze kömmt, so wedelt er allemahl mit dem Schwantze zehen mahl; aber wenn der Thülmärter kömmt, so ließe er sich eher todtschlagen, ehe er mit dem Schwantze mehr als zwey mahl wedelte. Legt die Sachen nach einander hin: bey welcher Comödie er am meisten wedelt wird, dieselbe muß unstreitig die beste seyn.

Robert.

Der Vorschlag ist nicht uneben: wo der Hund da ist, so wird der Art bald ein Stiel gefunden werden.

Jabius

(Tobias filius, Paedenterii Zitschdorfensis Collega prima).

Ich sage mich los. Der Hund versteht nicht lateinisch. Ja, wenn es Lysisca wäre apud Virgilium, so wüßte ich wol, wer die andern abstechen solte.

Nicodemus.

Ey, die Hunde haben nur eine Sprache. Denn wie die Sprachen sind verwirret worden, da blieben die Hunde bei ihrer Stimme, einmahl wie das andre.

(Die Comödien werden hingelegt, an dieselbe, die Bonifacius gemacht hat, wird ein Stükke Fleisch gebunden.)

Cursi

(bringt den Hund und locket ihn, bis er des Fleisches gewahr wird und die Comödie damit aufhebet, also nimmt er ihm das papierne Zeug).

Meine Herren, der Hund hat nicht alleine gewedelt, sondern hat auch den Brief mit dem Munde selber aufgehoben.

Robert.

Es ist ein verständiger Hund; ich halte immer, es ist einmahl ein Schatzgraber darein verbannt worden. Doch es bleibe darbey: Herr Bonifacius Lautensack, wolbestallter Kirchschreiber zu Bettelrode, sol seine Comödie von Tobias und der Schwalbe noch heute vor der gnädigsten Herrschaft präsentiren.

2. Aus: Die drey ärgsten Erz-Narren in der ganzen Welt. (1672.)

Rorindo erhält durch ein Testament den Auftrag, die drei ärgsten Narren in der Welt malen zu lassen und begibt sich, um solche zu finden, mit Freunden auf die Reise. Er erlebt die wunderbarlichsten Dinge, was zu allerlei Betrachtungen und Abzweiflungen, an denen der vielverbreitete Roman reich ist, Anlaß gibt.

Über dem Essen dachte Gelanor an den alten Gänseglauben, welchen er an dem Schneider observiret, und belustigte sich trefflich mit der Einfalt des Menschen. Doch hörte er, daß dergleichen Aberglauben sowohl bei vornehmen als gemeinen Leuten im schwange gingen. Denn da war ein Frembder von Adel, der erzehlte Folgendes:

„Mein Herr,“ sagte er, „wird hier zu Lande nicht viel bekannt seyn, denn sonst würde er von solchen Albertäten etwas erfahren haben, indem die Leute auf die eiteln Einbildungen mehr halten, als auf Gottes Wort. Da geht mancher und will Gottes Befehl zur schuldigen Folge in die Kirche gehen, doch weil ihm eine alte Frau begegnete, so muß Gottes Befehl nachbleiben. Warum? Es ist nicht gut! Da ließe sich mancher eher erschlagen, ehe er durch zwey Weibspersonen durchginge. Ich kenne Leute, die stehen in der Meynung, wenn sie nicht an der asche mittwoch gelbe muß, am grünen Donnerstag ein grün kraut von neuerley kräutern, an der pfingstmittwoch schollen mit knobloch bößen, so würden sie noch dasselbe jahr vor Martini zu eseln. . . .“ Gelanor fragte, was doch solche aberglauben müßten vor einen Ursprung haben. Dieser sagte: „Ich habe den Sachen oft mit verwunderung nachgedacht, und befunde zwar, daß etliche aus blossen possen hervorgebracht und hernach von einfältigen Leuten im ernste verstanden worden. Ingleichen sprechen sie, es sey nicht gut, wenn man das kleid am leib ließe, und mancher ließe lieber durch ein feuer, als daß er sich ließe einen stich am leibe thun. Doch ist es nicht thorheit? wenn es gut wäre, dürffte man es nicht flicken. Was vor händel geglaubt werden, die man thun solle, wann ein wolff oder ein haaze über den weg läufft, ist verhoffentlich bekannt; denn wenn der wolff davon läufft, ist es ein besser zeichen, als wenn er dort bleibt. Aber läufft der haase darvon, so ist es ein böses zeichen, daß er nicht soll in der schüssel liegen. Ingleichen ist an etlichen orten der brauch, daß sie das brod, welches zuletzt in den backofen geschoben wird, sonderlich zeichnen und es den wirth nennen; da halten sie davor, so lange der wirth im hause sey, mangle es nicht an brode, glauben derwegen, wenn das gezeichnete brod vor der Zeit abgeschnitten würde, so müßte theuer zeit erfolgen. Doch darff man alle aberglauben auff solche possierliche Auslegungen nicht führen. Das meiste kommet meines erachtens daher, weil die eltern ihren kindern ein und ander morale haben beybringen wollen und haben ihrem kindischen Verstande nach eine ursache beygefügt, welche hernachmahls vor wahr genommen und in der welt als eine sonderliche Weißheit fortgepflanzt worden. Zum exempel, es stehet unhöflich, wann man auff alles mit den fingern weist. Drum hat ein vatter ungefehr wider sein kind gesagt: Bei leibe weise nicht mit dem finger, du erschickst einen engel! Solches ist von dem kinde auffgesungen und auf die nachkommen gebracht worden, daß jekund mancher nicht viel geld nähme und wiese mit den fingern in die höhe, wenn es auch die höchste noth erforderte. Ingleichen weiß ein jedweder, wie gefährlich es ist, wenn man das messer auff den rücken legt, denn es kann ein ander leicht drein greiffen und sich schaden thun; drum hat der vatter gesagt: Liebes kind, lege das messer nicht so, die lieben engel treten sich hinein! Nun ist der aberglauben so eingerissen, daß ich einen priester in einer vornehmen stadt kenne, der in einem gastgebot öffentlich gesagt, wenn man zugleich ein kind im feuer und ein messer auff dem rücken liegen sähe, sollte man eher dem messer als dem kinde zulauffen. Hätte nun ein solcher kerl nicht verdient, daß man ihn mit blossen rücken in die heisse asche setzte und ließe ihn so lange zappeln, biß man ein messer zur ruh gelegt hätte?“

10. Gottfried Wilhelm von Leibnitz.

(1646—1716.)

Aus: Unvorgreiffliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache. (1697.)

Ich finde, daß die Teutschen ihre Sprache bereits hoch bracht, in allem dem, so mit den flinß Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Mann fürkomet; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftiget gewesen und die Muttersprache dem gemeinen Lauff überlassen, welche nichts desto weniger auch von den so genandten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl betrieben worden. Und halt ich dafür, daß keine Sprache in der Welt sey, die zum Exempel von Erz und Bergwerken reicher und nachdrucklicher rede, als die Teutsche. Dergleichen kan man von allen andern gemeinen Lebensarten und Professionen sagen, als von Jagt- und Waid-Werck, von der Schiffahrt und dergleichen. Wie dann alle die Europäer, so

auffm grossen Weltmeer fahren, die Nahmen der Winde und viel andere Seeworte von den Teutschen, nemlich von den Sachsen, Normannen, Osterlingen und Niederländern entlehnet.

Es ereignet sich aber einiger Abgang bey unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kan; als bei Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, so zur Sitten-Lehr und Regierungs-Kunst gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgemeinten Erkenntnissen, so die Liebhaber der Weisheit in ihrer Denkkunst und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logik und Metaphysik auff die Bahne bringen, welches alles dem gemeinen Teutschen Mann etwas entlegen und nicht so üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann sich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in dergleichen fast allein und in so weit zu viel befleissen; also daß es denen Teutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutsch gegeben, so ist kein Zweifel, daß dasjenige, so vornehm und gelehrten Leuten mehr fürkommt von diesen, wenn sie gewolt, auch sehr wohl, wo nicht besser, in reinem Teutsch gegeben werden können.

Nun wäre zwar dieser Mangel bey denen Logischen und Metaphysischen Kunstwörtern noch in etwas zu verschmerzen, ja ich habe es zu Zeiten unser ansehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmahl nenne (ignorat inepta). Daher ich bey denen Italianern und Franzosen zu rühmen gepflegt: Wir Teutschen hätten einen sonderbaren Proberstein der Gedanken, der andern unbekandt, und wann sie denn begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsere Sprache selbst sei; denn was sich darinn ohne entlehnte und ungebrauchliche Worte verheimlich sagen lasse, das seye wirklich was Rechtschaffenes, aber leere Worte, da nichts hinter und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine Teutsche Sprache nicht an.

Am allermeisten aber ist unser Mangel, wie gedacht, bey denen Worten zu spüren, die sich auff das Sittenwesen, Leidenschaften des Gemüths, gemeinlichen Wandel, Regierungs-Sachen und allerhand bürgerliche Lebens- und Staatsgeschäfte ziehen; wie man wohl befindet, wenn man etwas aus andern Sprachen in die unsrige übersetzen will. Und weisen solche Wort und Neben am meisten für fallen und zum täglichen Umgang wackerer Leute sowohl als zur Brief-Wechselung zwischen denselben erfordert werden, so hätte man sühnehmlich auff deren Ersehung, oder, weil sie schon vorhanden, aber vergessen und unbekandt, auff deren Wiederbringung zu bedenken, und wo sich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Worten der Ausländer das Bürger-Recht zu verstaten.

Wie es mit der Teutschen Sprach hergangen, kan man aus den Reichs-Abschieden und andern Teutschen Handlungen sehen. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein Teutsch, ausser weniger Italianischer, zum Theil auch Spanischer Worte, so vermittelt des Kayserlichen Hofes und einiger fremder Bedienten zuletzt eingeschlichen, dergleichen auch die Franzosen bey sich Zeit der Catharina vom Haus Medices gespürt und damals mit eigenen Schrifften geahndet, wie denn etwas dagegen von Henrico Stephano geschrieben worden. Solches aber, wann es lössiglich geschieht, ist weder zu ändern, noch eben zu sehr zu tabeln, zu Zeiten auch wohl zu loben, zumal wenn neue und gute Sachen zusamt ihren Nahmen aus der Fremde zu uns kommen.

Alein wie der dreßßigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Teutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserfluth überschwemmet worden und nicht weniger unsere Sprache als unser Gut in die Rappuse gangen; und siehet man, wie die Reichs-Acta mit Worten angefüllet seyn, deren sich freyhlich unsere Vorfahren geschämet haben würden.

Bis dahin nun war Teutschland zwischen den Italianern, so Kayserlichen und den Franzosen, als Schwedische Partey, gleichsam in der Wage gestanden. Aber nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die Französische Macht als Sprache bey uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit auffgevorffen, und unsere junge Leute auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigne Heimath nicht gelennet und bezwogen alles bey den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bey den Fremden in Verachtung gesetzt, sondern auch selbst verachten helfen und einen Eitel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zunehmenden Jahren und Verstand bedenden blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bey einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und sühnehmen Ämtern gelanget, haben solche frantz-Gesinnten viele Jahre über Teutschland regieret und solches fast, wo nicht der frantzösischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der Frantzösischen Mode und Sprache unterwürffig gemacht, ob sie gleich sonst dem Staat noch gute Patrioten geblieben und zuletzt Teutschland von Frantzösischen Joch, wiewohl klümmerlich, annoch erretten helfen.

Ich will doch gleichwohl gern jedermann recht thun und also nicht in Abrede sehn, daß mit diesen Franz- und Fremd-entzen auch viel Gutes bey uns eingeführet worden; man hat gleichwie von den Italiäneri die gute Vorsorge gegen ansteckende Krankheiten, also von den Franzosen eine bessere Kriegs-Anstalt erlernet, darin ein freyherrschender grosser König andern am besten vorgehen können; man hat mit einiger Munterkeit im Wesen die Teutsche Ernsthaftigkeit gemässigt und sonderlich ein und anders in der Lebens-Art etwas besser zur Hierende und Wohlstand, auch wohl zur Bequemlichkeit, eingerichtet und, so viel die Sprache selbst betrifft, einige gute Redens-Arten als fremde Pflanzen in unsere Sprache selbst versetzt.

Derwegen, wann wir nun etwas mehr als bisher Teutsch gesinnet werden wolten und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr behertzigen möchten, als einige dreyßig Jahr her in diesem gleichsam Französöschsen Zeit-Wechsel (periodo) geschehen, so könnten wir das Böse zum Guten kehren und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpfen und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder herfür suchen, als solchen mit dem neuen äusserlichen, von den Franzosen und andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffieren.

11. Christian von Wolff.

(1679—1754.)

Der Satz des zureichenden Grundes.

(Aus: Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes, 1712.)

Wenn ein Ding A etwas in sich enthält, daraus man verstehen kan, warum B ist, B mag etwas entweder in A oder ausser A sein, so nennet man dasjenige, was in A anzutreffen ist, den Grund von B; A selbst heisset die Ursache und von B saget man, es sey in A gegründet. Nehmlich der Grund ist dasjenige, wodurch man verstehen kan, warum etwas ist, und die Ursache ist ein Ding, welches den Grund von einem andern in sich enthält. Ich wil es durch ein Exempel erläutern. Wenn ich nachforsche, wie es zugangen, daß im Garten alles geschwinde gewachsen, und finde, daß der Wärme der Luft solches zuzuschreiben sey, so ist die Wärme der Grund des geschwinden Wachsthums, und die Luft, in so weit sie warm ist, die Ursache; der geschwinde Wachsthum aber ist in der warmen Luft gegründet. Man kan auch die Wärme eine Ursache nennen und ihre Wirkung in das Gewächse den Grund. Wiederum, wenn ich ausgehen will, weil schönes Wetter ist, so ist die Vorstellung des schönen Wetters der Grund von meinem Wollen, und die Seele, so sich diese Vorstellung macht, die Ursache des Wollens; die Schönheit des Wetters ist der Grund von meinem Ausgehen und das Wetter, in so weit es schön ist, eine Ursache meines Ausgehens.

Wo etwas vorhanden ist, woraus man begreifen kan, warum es ist, das hat einen zureichenden Grund. Derwegen, wo keiner vorhanden ist, da nichts ist, woraus man begreifen kan, warum etwas ist, nehmlich, warum es wirklich werden kan, und also muß es aus nichts entstehen. Was demnach nicht aus Nichts entstehen kan, muß einen zureichenden Grund haben, warum es ist, als es muß an sich möglich seyn und eine Ursache haben, die es zur Wirklichkeit bringen kan, wenn wir von Dingen reden, die nicht notwendig sind. Da nun unmöglich ist, daß aus Nichts etwas werden kan, so muß auch alles, was ist, seinen zureichenden Grund haben, warum es ist; das ist: es muß allezeit etwas seyn, daraus man verstehen kan, warum es wirklich werden kan. Diesen Satz wollen wir den Satz des zureichenden Grundes nennen. Der Herr von Leibnitz hat die Wichtigkeit dieses Satzes, darauf schon vor langen Zeiten Archimedes seine Lehre von der Gleichwichtigkeit oder dem Wagerechten Stande der schweren Körper gegründet und noch vorher Confucius in der Sitten-Lehre und Staats-Kunst gesehen, erst in unsern Tagen durch herrliche Proben erwiesen, so wohl in seiner Theodicée als in den Briefen, welche er mit dem Engländer Clarcke über einige streitige Punkte gewechselt. Er hat ihn angenommen als einen in der Erfahrung gegründeten Satz, dawider man kein Exempel aufbringen kan, und daher keinen Beweis gegeben, ob ihn gleich Clarcke gefordert. Es kann Beweises genug seyn, wenn wir zeigen, daß durch ihn die Unterscheid zwischen Wahrheit und Träume, ja zwischen der wahren Welt und dem Schlaraffen-Lande entstehet.

D. Literaturbilder

aus der Zeit der Gottsched-Bodmerschen und der sächsischen Schule.

1. Johann Christoph Gottsched.

(1700—1766.)

1. Von verblühten Redensarten.

(Aus: Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen, 1730.)

Folgende Redensarten halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet schreibt: Titans frohes Licht strahle mit neuer Blüten, und mache die saphirne Burg zu Hyacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein solcher, der Egyptens finstre Nacht statt Gofens Sonne küßet. Die Nilus lacht mit reinstem Silber; ihr bemilchter Thron macht die Perlen schamroth, und ihr Atlas sinkt ins Verwesungsreich. Auf den Blättern der Blumenkönigin, die von Cithereus Blut den Ursprung haben soll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Luft schneit amb-irte Perlen. Man soll uns einst in Edens güldnen Auen mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne schauen u. s. w. Das Galimathias will ich aus dem Schlusse des Gedichtes hernehmen und da Gryphius es gar wohl ein Wischmasch genennet hat: So will ich einen jeden fragen, ob man wol mehr verschiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durcheinander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieser Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Canaan, güldne Blumen, Titans Strahlen, der Thetis Wellen, Wetter, Orcan, Purpur, Regengüsse, Schmuck, Lenz, Sonne, smaragdne Felder, Perlenwasser, Schnee und Eis, holbe Blumen, Rosenblut, Frost, Dornen, bittere Aloe, der Myrrhen herbes Bech, öde Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Nesselu, die Sternenhöhe, Zuckerbrod, Ambrosin, Nektar, diamantne Auen, Honigseim und Alicant, ja damit nichts vergessen wird, so kommt zulezt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müssen nunmehr die Stelle selbst sehen.

Hier ist das Canaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Strahlen nie in Thetis Wellen steigen.
Kein Wetter, kein Orcan darf ihren Purpur bleichen.
Hier ist kein Regenguß, der ihren Schmuck zerschlägt.
Hier ist kein solcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das smaragdne Feld mit Perlenwasser tränket,
Sald aber Schnee und Eis statt holder Blumen schenket.
Hier wird das Rosenblut durch keinen Frost gebleicht.
Von Dornen weiß man nichts, die bittere Aloe.
Der Myrrhen herbes Bech, die öden Coloquinten
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden.
Die Nesselu sind verbannt von dieser Sternenhöh.
Hier ist nur Zuckerbrod und süßer Ambrosin,
Der Nektar stiehet hier durch diamantne Auen,
Hier ist nur Honigseim und Alicant zu schauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.

Dies ist nun ein rechtes Meisterstück durcheinander gewetzter Metaphoren und anderer überausgezonener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimathias mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts desto weniger hat sich unser Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gefirnigte Verse aufs äußerste verliebt gehabt; Und man hat keinen für einen Poeten gehalten wollen, der nicht diese hochtrabende Sprache reden können, die doch oft weder der Verfasser, noch seine Leser, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Das beste Mittel wider den schwülstigen Geist ist das Lesen der alten Lateiner und der neuern Franzosen. Wer sich die Schönheiten des Terenz, Virgils Horaz und Juvenals bekannt und geläufig gemacht hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Moliere mit Verstand gelesen und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernt: Der wird gewiß unmöglich auf eine so seltsame Art des poetischen Ausdruckes verfallen; gesetzt, daß er noch so erhaben zu schreiben gezonnen wäre.

2. Aus: Der sterbende Cato. (Trauerspiel, 1732.)

(Pharnaces, König von Pontus und Bundesgenosse Cäsar's, liebt die Tochter Cato's, Porcia, und erbeucht, um sie zu gewinnen, Freundschaft für Cato. Weder dieser, noch die Tochter wollen von dem Bunde etwas wissen, da Cato jede Krone haßt und einer seiner Söhne im Kampfe mit Pharnaces gefallen ist, Porcia selbst aber den Cäsar liebt, doch schließlich durch den ihr angebornen republikanischen Sinn auf diese Liebe verzichtet.)

Schluß des Trauerspiels.

Cato

(allein, der in tiefen Gedanken sitzt, und ein Buch in Händen hat. Es liegt neben ihm ein bloßer Degen auf dem Tische, und an der Seite steht ein Ruhebett.)

Ja, Plato, du hast recht! dein Schluß hat großen Schein!

Wahrhaftig! unser Geist muß doch unsterblich seyn.

Woher entstünde sonst das Hoffen und Verlangen,

Ein unaufhörlich Glück und Leben zu empfangen?

Wo kommt der Schrecken her, das uns so zaghaft macht?

Woher die kalte Furcht vor unsers Grabes Nacht?

Erbebt die Seele nicht vor ihrem Untergange?

Und was macht ihr so sehr, als Gruft und Moder bange?

Ja, ja, es wohnt in uns ein göttlich hoher Trieb:

Der Himmel macht uns selbst die stete Dauer lieb,

Und führt uns aus der Welt in ungleich größere Schranken.

O Ewigkeit! Du Duell entzückender Gedanken!

Durch wieviel Kimmerniß, Bemühung, Noth und Pein,

Und Wechsel, dringet man zu deinen Thoren ein!

Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Gesichte,

Man sieht sehr weit hinaus; allein bey schwachem Lichte:

Dem Schatten, Dampf und Nacht verhindern stets den Blick,

Und ziehn der Augen Stral allmählich gar zurüd.

Hier will ich stille stehn. Giebt es ein höchstes Wesen;

(Jedoch Natur und Welt läßt tausend Proben lesen,

Und ruft: Es ist ein Gott!) so folgt auch zweifelstrey,

Daß Gott der Tugend stets geneigt und gnädig sey.

Wem er nun gnädig ist, der muß auch glücklich werden.

Doch wenn geschieht's? und wo? — Gewiß, nicht hier auf Erden;

Die fällt ja Cäsarn zu, und scheint für ihn gemacht!

— Wo denn? das weiß ich nicht, so sehr ich nachgedacht.

(Er greift nach dem Degen.)

Dies Eisen soll mir bald den langen Zweifel heben!

Nun bin ich doppelt stark; mein Sterben und mein Leben,

Mein Gift und Gegengift liegt beydes da vor mir.

Das eine führet mich im Augenblick von hier: Das andre lehret mich, ich könne niemahls sterben.

Die Seele bleibt getrost, und scheuet kein Verderben;

Mein Geist verlacht dieß Schwert und höhnt den spizen Stahl.

Die Sonne selbst wird alt, so wie der Sterne Zahl

Allmählich blässer scheint; Natur und Welt gehn unter:

Nur du allein, mein Geist, bleibst ewig jung und munter:

Du lebst, wenn sich der Krieg der Elemente regt,

Und aller Körper Bau in Stülk und Trümmer schlägt.

Welch eine Mattigkeit will meine Brust besfallen!

Ich fühle schon den Schlaf durch alle Glieder wallen.

Mein schweres Aug und Haupt ist von den Sorgen matt,

Und sehnt sich nach der Ruh. Wohlan, ich geb ihr statt!

Ich überlasse mich dem Schlummer, den ich merke!

Daß mein erwachter Geist hernach mit voller Stärke

Die Flucht ergreifen kann; und dann an Kräften neu,

Dem Himmel, den er ehrt, ein würdig Opfer sey.

Wen sein Gewissen plagt, dem stört die Angst den Schlummer:

Davon weiß Cato nichts; kein Laster macht mirummer!

Drum gilt auch in der That mir Schlaf und Tod gleichviel:

Dem beydes labet mich und setzt dem Gram ein Ziel.

(Er legt sich auf den Arm, um zu schlafen.)

Cato. Porcius.

Cato.

Wer kömmt? wie das, mein Sohn? du dringst dich so herein?

Hab ich dir's nicht gesagt, ich bliebe gern allein?

Gehorcht du mir also?

Porcius (Cato's Sohn ergreift den Degen).

Ach! was soll dieser Degen?
Mein Vater! laß mir zu, das Mordschwert
wegzuliegen!

Cato (will ihn behalten).

Was unternehmst du dich? verwägner Jüng-
ling, halt!

Porcius.

Ach! liebster Vater, thu dir selber nicht Ge-
walt!

Laß dich der Freunde Heil, Gefahr und
Thränen rühren!

Cato.

Willst du mich selber denn in Cäsars Lager
führen?

Soll ich sein Sklave seyn? Verräthst du
selber mich?

O Sohn? gehorche mir, weich, und ent-
ferne dich!

Porcius (läßt den Degen los).

Sieh mich so hart nicht an: viel lieber will
ich sterben,

Als ungehorsam seyn, und deinen Zorn er-
werben.

Cato.

So recht! nun bin ich doch von neuem wie-
der frey!

Nun, Cäsar, komm, und zeuch mit deiner
Macht herbey;

Bersperre Thor und Paß; verksleuß durch
deine Flotten

Das Meer und jeden Port; ich will dich doch
verspotten:

Ein Cato öffnet sich den Weg und Aus-
gang schon!

Porcius.

Mein Vater und mein Herr: verzeihe deinem
Sohn!

Ein Kummer drückt mich sehr: es wird viel-
leicht geschehen,

Daß ich dich dieses mal zum letztenmal ge-
sehen?

Ach strafe doch nur mich und meine Thränen
nicht,

Diemeil ihr heißer Strom aus treuer Seelen
bricht.

Verlaß doch, bitt ich dich, was du dir vor-
genommen!

Cato (umarmet ihn).

Noch bist du deiner Pflicht gebührend nach-
gekommen:

Dann weine nicht, mein Sohn: es wird noch
alles gut!

Die Götter geben mir von neuem guten Muth,
Und schützen, voller Huld, auch künftig meine
Kinder.

Porcius.

Durch diesen Zuspruch wird mein herber Gram
gelinder.

Cato.

Du kannst, mein Porcius, nur ganz auf mir
beruhn:

Was sich für mich nicht scheidt, das werd ich
auch nicht thun:

Doch geh, mein Sohn, und sieh, ob deines
Vaters Freunde

Schon in den Schiffen sind, zur Flucht vor
unserm Feinde?

Sieh, ob sich Wind und See bequem zur
Reise zeigt?

Dann komm und melde mirs. Indes bin
ich geneigt,

Mich einen Augenblick im Schlummer zu er-
quiden.

Porcius.

Nun bin ich wieder froh! ich hoff, es wird
uns glücken.

(Cato legt sich auf das Bett, um zu schlafen, und der
innere Vorhang fällt zu.)

Porcius. Porcia.

Porcius.

Ach, Schwester Porcia, ich hoffe noch zur Zeit!
Der Vater lebet noch, der unsrer Sicherheit
Und Rom so nöthig ist; er will auch ferner
leben!

Den Augenblick hat er sich nur zur Ruh
begeben,

Noch hat er, wie es scheint, zum Friedens-
schlusse Lust.

Er hat mich angereizt, daß ich mit starker Brust
Die Großmuth üben soll, und mir Befehl er-
theilet,

Zu sehn, ob allbereit die Fremde fortgeeilet,
Für die schon längst ein Schiff im Hafen
fertig lag.

Wach hier nur kein Geräusch, damit er
schlafen mag!

(Er geht ab.)

Porcia.

O ihr Unsterblichen! die ihr das Recht be-
schützet,

Bewacht sein Lager doch, und gebt ihm, was
ihm nützet.

Verbannt der Sorgen Heer und gebet keinem
Traum,

Der ihm die Ruhe stört, in seiner Seele Raum.
Erinnert euch, wie viel er Gutes ausgeübet,
Und zeigt uns Sterblichen, daß ihr die Tu-
gend liebet!

Porcia. Phönice.

Phönice (Dienerin Porcias).

Wo ist denn Cato igt? dein Vater, Porcia?

Porcia (behuftsam).

Phönice, nicht so laut, wir sind ihm gar zu
nah!

Er schläft ein wenig; still! wir möchten ihn
sonst stören.

Indessen will sich schon die Hoffnung wieder
mehren,
Daß uns des Himmels Huld bald Glück und
Ruhe schenkt.

Phönice.

Mein schwaches Herz erschrickt, wenn es an
ihn gedenkt;
Ich beb und zittere gar, so bald ich ihn er-
blicke.

Er ist so streng und hart, und weicht dem
Ungeflück
So wenig, als ein Gott! Kein Mitleid nimmt
ihn ein;

Denn weil er selbst nicht fehlt, so will er nie
verzeihn.

Porcia.

Ganz recht, den Feinden Roms ist Cato streng
und wilde:

Doch seinen Freunden bleibt sein Wesen weich
und milde.

Da ist er voller Gilt und sanfter Zärtlichkeit;
Kurz, der gelindeste Mann! Noch hab ich
allezeit,

Seitdem das Schickal mich an diesen Ort
geführt,
Das zärtste Vaterherz in seiner Brust ge-
spitret.

Phönice (bekümmert).

O gieng' er itzo nur auch Cäsars Vor-
schlag ein!

So könnt auch ich nebst dir vollkommen glück-
lich sehn.

Der Parther Thron und Reich ist nun für
dich verloren;

Wer weis, was Cäsar uns für Unglück zu-
geschworen!

Zumal, wenn er zwar siegt, doch dich, als
Catos Kind,

Das ihn nicht lieben kann, nicht auch zugleich
gewinnt.

Porcia (mit Thränen).

Der Himmel selber weis für unser Glück zu
wachen,

Darauf verlaß ich mich!

(Sie weinet.)

Phönice.

Doch was wird Cato machen?

Wer weis, was er beschließt! Wer weis, was
Porcius,

Auf väterlichen Wink, noch unternehmen muß!
Vielleicht gelingt es ihm!

Porcia.

Ach blieb er nur am Leben!
Das andre wollt ich gern den Göttern über-
geben.

(Sie weinet.)

Phokas (Cato's Diener).

Wie sanft, wie süße schläft ein tugendhafter
Mann,

Den sein Gewissen nicht im Schlummer stören
kann!

Ich kam und habe selbst den Cato liegen
sehen:

Es ist ihm zweifelsfey ein harter Fall ge-
schehen,

Da er den Sohn verlor; doch bleibt er
tugendhaft;

Vermuthlich stärket ihn der Götter eigne Kraft;
Daß er nicht zaghaft wird, und gleiche Größe
zeigt,

Obgleich die ganze Welt sich schon vor Cä-
sars beugt.

Ich sah ihn, Porcia, gemächlich hingestreckt;
Und da die Phantasey ihm einen Traum
erweckt,

Rief er mit Lächeln aus: „Es soll dir nicht
gelingen!

Nein, Cäsar, nein! du sollst, du kannst mich
nicht bezwingen!“

Porcia (weinend).

Es liegt ihm ganz gewiß sein Kummer noch
im Sinn!

Phönice.

Wo will denn, Porcia, das stete Grämen hin!
Was weinst du jederzeit? Wir dürfen gar
nicht sorgen,

Wenn Cato nur noch lebt, so sind wir auch
geborgen.

Artabanus (ein Parther).

Die Reiter sind zurück und habens ausgespiert,
Wie stark das Kriegsheer ist, das Cäsar be-
sitzt,

Und wie entfernt es steht. Man sieht es
deutlich liegen,

Wenn man auf einen Thurm, nach Osten zu,
gestiegen;

Die Sonne, die bereits allmählich untergeht,
Macht, daß ein Widerschein von Schild und
Helm entsteht,

Der fast das ganze Feld mit Gold und Glanz
bedeckt.

Indessen hat der Feind sein Lager abgestedt;
Und Cäsar wartet noch, weil er den Frieden
sieht,

Was Catos Antwort ihm für einen Aus-
schlag giebt.

Phokas.

Wir werden also wohl den Vater wieder
müssen!

Was dünkt dich, Porcia? Hier muß er sich
entschließen.

Phokas.

Dein Anblick, Porcius, erschreckt mich
gemin,

Die Zeitung, die du bringst, muß groß
wichtig seyn:

Dein Auge will uns schon was unverhofft
sagen?

Porcius (bewegt).

Ich eilte zu dem Port, wo unsre Freunde lagen,

Die voller Ungebuld auf den erwünschten Wind,

Bis diese Stunde noch nicht abgeleget sind.

Da lief ein Segel ein von des Pompejus

Sohne,

Das brachte Zeitung mit: daß er kein Sor-

gane schone,

Die Völker Spaniens um Beystand anzusehn,

Bis er des Vaters Tod gerächet könne sehn.

Stünd hier ein Cato nur an dieses Heeres

Spitzen;

So würd es uns und Rom vielleicht was

mehrs nutzgen!

(Man höret einen Tumult drinnen.)

Doch, halt! welch ein Geräusch! Ach laßt mich

eilend gehn,

Dem Vater selbst vielleicht in etwas bezusehn!

(Porcius läuft hinein.)

Phokas.

Er denkt gewiß an Rom, auch mitten in dem

Schlummer,

Und bey dem Ungeflüm von dem empfundenen

Kummer,

Erzähnt er sich vielleicht, daß Rom sich selbst

verflört.

(Man hört ein neues Gepolter.)

Allein das Poltern wird zum andernmal gehört!

Ihr Götter! steht uns bey!

Porcia.

Ach! hier ist nicht zu säumen;

So ächzt, so stöhnt kein Mensch im Schlafen

oder Träumen!

Er liegt in Todesangst; den Laut erweckt

der Tod!

Porcius (kömmt eilend wieder).

Ach, Schwester Porcia! O Anblick voller Noth!

Was wir bisher besorgt, das ist nunmehr ge-

schehen!

Er hat sich selbst entleibt!

(Sie fällt in Ohnmacht, und Phönice hält sie.)

Phokas.

Kommt, laß uns selber sehen!

Denn Worte taugen nichts, wo man nichts

weiter thut.

Porcius (mit bebender Stimme).

Umsonst! ihr kommt zu spät: er lag schon

voller Blut,

Als ich ins Zimmer trat. Ich hub ihn von

der Erden,

Und sah ihn in den Stuhl. Er schien schon

blaß zu werden,

Als er ganz matt und kalt die Augen nach

mir schlug,

Und seine Freunde noch zu sehn Verlangen trug.

Die Diener bringen ihn bereits hieher getragen,

Und weinen insgesammt, den Unfall zu be-

klagen.

Porcia (mit Thränen).

O Himmel! steh mir doch in dieser Stunde bey,

Daß ich ihm wenigstens im Tode dienstbar sey!

Artaban.

Das ist nun dein Triumph! So, Cäsar, kannst

du siegen!

Phokas.

Nun ist es aus mit Rom, so hoch es auch

gestiegen!

Porcius (geht ihm entgegen).

Mein Vater, stirb doch nicht!

Cato

(den man getragen bringt, ganz matt).

So weit! hier setzt mich her,

Getrost, mein Sohn, getrost! Das Reden fällt

mir schwer.

Tritt näher, Porcius. Wie stehts mit unsern

Freunden?

Sind sie schon eingeschifft? Entkommen sie

den Feinden?

Sprich, ob ich ihnen sonst noch dienen

kann?

Du aber ruf den Feind nie um Vergebung an.

Bersäume niemals was, die Freiheit Roms

zu retten.

Iht folgt sie mir ins Grab! noch sterb ich

sonder Ketten.

Und bin recht sehr erfreut, daß, da ich frey

gelebt,

Ich noch ein Römer bin, indem man mich

begräbt.

Dem Beispiel folge nach! Du stammst aus

meinem Saamen:

Befleisse dich denn auch, dem Cato nach-

zuahmen!

Gehab dich wohl, mein Sohn!

(Er umarmt ihn.)

Du aber, Porcia,

Die ich vorlängst verlohr, iht wenig Stun-

den sah,

Und wiederum verliehr; denk meiner Vater-

liebe,

Und folg in allem Thun dem tugendhaften

Triebe,

Der dich bereits erfüllt. Beweine nicht mein

Grab:

Rom! Rom! dein Vaterland, dring dir die

Thränen ab!

Verdamme Cäsars Blut, die dich zur Sla-

vinn machet,

Und weil was römisches in deiner Brust er-

wachet,

So wähle künftig mir den Held zum Tochter-

mann,

Der den Tyrannen straft und Rom befrehen

kann.

Umarme mich, mein Kind! —

Ihr Freunde, seht mich sterben!

Ihr seufzet? thut es nicht! Beweinet Roms

Berberben!

Lebt wohl, seyd Rom getreu!

Ihr Götter! hab ich hier

Vieleicht zu viel gethan: ach! so vergebt es
 mir!
 Ihr kennt ja unser Herz, und prüfet die Ge-
 danken!
 Der Beste kann ja leicht vom Tugendpfade
 wandern.
 Doch ihr seyd voller Huld. Erbarmet euch!
 — Ha!
 Artabanus.
 Er stirbt!
 Photas.
 O Schmerz! O harter Fall! Der größte
 Mann verdirbt,
 Den jemals Rom gesehn! Das Ebenbild der
 Götter,
 Und, hätten sie gewollt, des Vaterlandes
 Retter.
 Porcius.
 Kommt! tragt den todten Leib vor Cäsars
 Angesicht!
 Wer weis, ob ihm nicht noch sein Herz vor
 Wehmuth bricht;
 Wenn er den Helden sieht in seinem Blute
 liegen?
 Artabanus.
 O Rom! Das ist die Frucht von deinem
 Bürgerkriegen!

2. Johann Jacob Bodmer.

(1698—1783.)

1. Von den Gemälden des Schönen in der materialischen Welt.

(Aus: Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter, 1741.)

Postel hat in dem Trauerspiel von Cleopatra den Anton und den Proculejus mit ein-
 ander streiten lassen, welcher von beyden eine schöne Frau mahlen könnte, und da sagen sie
 nach Vohsensteinischen Ideen:

A. Rubin deckt ihren Mund.

A. Die Glieder sind aus Schnee.

A. Die Brust aus Mabaß.

A. Ihr Sterne des Gesicht's!

B. Octaviens Corallen.

B. Dort gar aus Helffenbein.

B. Und dort aus Marmelstein.

B. Dort sind die Augen Sonnen.

In dem Anstritte, der hiernächst folget, fährt Canidius in demselben Tone fort:

Die holden Wangen lachen,
 Auf denen Schnee und Blut zusammen Hochzeit machen,
 Ihr himmlisch Antlitz ist ein Paradies der Lust:
 Der Adern blauer Lürks durchfließt die zarte Brust;
 Der Augen schwarze Nacht läßt tausend Wisse fallen,
 Die kein beherzter Geist nicht ohne Brand empfündt.
 Ihr süßer Athem ist ein eingebieamt Wind.
 Es kann der Schnecke nichts auf Zung und Muskel rinnen,
 Das den Rubinen wird der Lippen abgewinnen.
 Ihr wellicht Haar entfärbt der Morgenröthe Licht.
 Es gleicht kein Helffenbein sich ihren Gliedern nicht."

Einige von diesen verblühten Ausdrücken könnten schön heißen, wenn sie nur einzel an-
 gebracht würden, aber die hyperbolische Verschwendung derselben und die Vermischung so vieler
 kostbarkeiten verwirret den Begriff, und wenn man sich lange bestrebet hat, durch die Dunkel-
 heit durchzubrechen, so hat man nichts weiter gelernt, als daß die Farbe ihrer Glieder von der
 hellesten gewesen war, aber was vor eine Bildung und was vor Lineamente sie gehabt haben, bleibt
 uns verborgen. Die Hochzeit der Blut und des Schnees ist eines von den Spielen der Meta-
 pher, das eben so lustig als seltsam ist, aber wie Schnee zerschmelzen und wie Blut ver-
 löschen wird, wenn man die Metapher auflösen und statt der entlehnten die eigenen Nahmen
 setzen wird. . . . Der geschickte Günther, der gestorben, bevor sein poetischer Geist noch zu
 seiner männlichen Vollkommenheit und Stärke gestiegen war, hatte doch diese Ausschweifungen
 bald erkannt, und sehr artig über sich selbst gelachet, daß er in seiner ersten Jugend in diesem
 falschen Geschmade geschrieben.

„Und wollt' ich dazumal ein schönes Kind beschreiben,
 So ließ ich ihren Mund mit Scharlach-Beeren reiben.“

Daher ist von dieser Art zu mahlen schon unterschieden, wie er in einem reifern Alter
 gemahlet hat:

„Die Schönheit wies in allen Zügen,
 Was dort Anakreon bestellt;
 Die nette Locke schien zu fliegen,
 Das Haar war Schnee, der jeko fällt;
 Die Lippen schwellen, wie die Rosen,
 Und waren gleichsam schon bereit,
 Mit solchen Küssen lieb zu tosen,
 Als Friede und Gerechtigkeit.“

Wie angenehm ist hier nicht die Vergleichung der Lippen mit den Rosen, die nicht in der Farbe, sondern in der Aufschwellung beruhet, und wie geschickt wird die Annehmlichkeit dieser etwas aufgeschwollenen Lippen, welche die Lateiner Os prominulum heißen, durch den Gedanken erhöht, daß sie sich anbieten, auch solche Kisse zu geben, wie wein Friede und Gerechtigkeit einander küssen. Was auf diese Zeilen von den Augen folget, ist eben so stark an Begriffen von Anmuth und geistigem Feuer:

Was nur von Anmuth und Entzücken
Apollens Kunst entwerffen mag
Das schoß hier aus den holden Blicden
Und gab ein Feuer an den Tag:
Ein Feuer, dessen Geist und Stärke
Die Schönheit des Gemüths entdeckt,
Und durch verborgne Wunderwerke
Auch in der Ferne Glut erweckt."

Vergleichen Züge eröffnen uns selbst das Herz und die Gedanken einer Person. Aber hier ist es uns mehr um die Abbildung der Gestalt, der Farbe und des Ebenmaßes zu thun, woraus die Schönheit besteht. Addison hat etliche allgemeine Sätze von dieser Art in dem menschlichen Angesichte geschickt vorgestellt, wenn er an einem Orte sagt:

„Die Natur hat all ihre Kunst darauf gewendet, damit sie das Angesicht schön machte. Sie hat es mit röthlichem Glanze getuschet, eine doppelte Reihe Helffenbein darinnen gepflanzt, und zu dem Sitze des Lachens und der Schamröthe gemacht, und mit dem hellen Licht der Augen ausgeschmückt und belebet, an beyden Seiten wunderbare Werkzeuge der Sinnen daran gehänget, ihm Winen und Lieblichkeiten mitgetheilet, die man nicht beschreiben kan, und es mit einem wallenden Schatten von Haaren umgeben, der seine Schönheit in das angenehmste Licht setzet.“ Und sein poetischer Held Johann Milton hat noch andere in seinem Contersey Adams angemercket: „Seine schöne, breite Stirn und seine erhabne Augen zeugeten von seiner unbedingten Herrschaft, und hyacinthene Haarlocken hiengen von seiner getheilten Scheitel rund herum in großen Ringen mächtig herab, aber nicht tiefer als seine Schultern.“ Die lebhafteste Deutlichkeit dieser Schilderungen rühret größtentheils von der geschickten Sorgfalt her, mit welcher diese Verfasser hier meistens die eigenen Worte einsätzig gebraucht haben.

Unsere Poeten Postel und Lohenstein fehlen am meisten in der Vorstellung der Farben, die allein durch das Mittel der Gleichnisse und daher formirter Metapher in ihren Graden lebhaft können vorgestellt werden, indem sie die Bilder dazu allzuweit hersuchen und mit einem weitläufigen Gewebe und einer gelehrten Spitzfindigkeit überkleistern. Ein einziges geschicktes Gleichniß, das von Sachen, die uns täglich vor Augen kommen, wäre hergeholet worden, hätte ihrem Geist dieses müßsame Bestreben erspart, und doch das nöthige Licht und Leben ihrem Verlangen gemäß, in dem Begriffe zuwege gebracht. Also haben es die Poeten des Alterthums gemacht.

2. Aus: Noachide.

(Der Noach, in 12 Gesängen, 1752, als Noachide umgearbeitet in 12 Gef., 1781.)

Ehe die vierte Sonne mit ihren blassesten Strahlen
Noch die Stirn der Aurora entfärbet hatte, ging Sypa
Nach dem Haine, wo Gott das erste Verbrechen gerichtet.
Auf dem Altar, den er da gebaut, den köstlichen Weibrauch,
Seinen aufrichtigen Sinn und gelassnen Willen zu opfern.
Als er mit stillem Gemüthe die große Verheißung durchdenket,
Die mit göttlicher Milde der Richter der ersten Gefallnen
Ihnen gethan, daß einst der Same des Weibes der Schlange
Sollte den Kopf zerquetschen, und jetzt anbetend gedachte,
Welcher göttliche Mensch der Sieger des Satans sein müßte,
Und im Geist mit verlangendem Arm ihn gläubig umfaßte;
Siehe, da lauschte der Tod im Hinterhalte verborgen,
Sah ihn in stiller Betrachtung die Wege des Heiles erforschen.
Einer von seinen sanftesten Pfeilen in Balsam getunket
Trifft ihn ins Herz; die Bande des Leibs von Staube zerbrochen,
Und er sagt die letzten Worte: „Welch zuckendes Zittern
Tönet durch meine Nerven wie sanft gerührter Saiten!
O ich zerfließe! mir schwimmt das Haupt in süßer Betäubung.
Ist es der Tod? wie ist er so leicht! Mein Gott und mein Vater,
Nimm du, nimm meinen Geist auf! — Wo bin ich? aus welchem Gefängniß
Bin ich entflohn? Ich seh es, die irdische Schal' ist gespalten,
Welche Leichtigkeit fühl' ich! ein Strahl des Lichts ist nicht leichter;
Und wie hell ist's um mich herum! ich saß in der Dämm'ring,

Und ich bin in die Sonne gekommen. — Vor meinem Gesichte
Neigt sich der Himmel und Wolken von Nordus steigen hernieder,
Mir sich unterzulegen. — O laßt mich die Flügel entfalten,
Cherubsflügel an Stärke, mich über die Sterne zu schwingen!“

Also fing er im sterblichen Leib an und endigt' im Glanze
Eines ätherischen Geistes, mit neuen Kräften begabet.
Um sich her steht er Schaaren von früher Verhimmelten warten,
Pögert' nicht länger; sie fliegen mit ihm empor zu den Vätern,
Nicht unerwartet von ihnen, nicht fremd in der neuen Gesellschaft.

3. Albrecht von Haller.

(1708—1777.)

Der Schweiz Volk und Natur.

(Aus: Die Alpen, 1729.)

Beglückte güldne Zeit, Geschenk der ersten Gütte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in krätem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgeplückt;
Nicht weil freiwillig Korn die salben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw die schwachen Hirten schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief:
Nein, weil der Mensch zum Glück den Überfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurfft Reichthum war, und Gold zum sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur! ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich von fabelhafter Pracht,
Wer mißt den äuffern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wann Tugend Müß zur Lust, und Armuht glücklich macht?
Das Schicksal hat euch zwar kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reis und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eiß umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Wehrt hat alles diß verbessert,
Der Elementen Reid hat euer Glück vergroßert.

Wohl dir, vergnügtes Volk! Dir hat ein hold Geschick
Der Laster reichen Quell, den Überfluß versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuht selbst zum Glück,
Da Pracht und Üppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haus.
Als aber ihm das Maasß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus,
Du aber hülte dich, was größers zu begehren,
Bleib deiner Einfalt treu, so wird dein Wohlstand währen.

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat erinnt;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäumen,
Weil sich die Menschen selbst die größte Plage find;
Dem Trant ist reine Fut, und Milch die meisten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eichel Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Denn, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe milder,
Die Felsen sind beblümt, und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern!
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuht gleicht;
Die Eintracht wohnt bey euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zweytrachts-Apfel reicht:

Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod nicht haßt;
Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält für Last;
Was Epictet gethan, und Seneca geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterscheid, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan, und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh befehlet die Nacht:
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frist die heut'ge Freude nie.
Die Freyheit theilt dem Volk aus unparthey'schen Händen,
Mit immergleichem Maas, Vergnügen, Ruh und Müh.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläfft, man liebt, und danket dem Gescheide.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit:
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern mahlt sie schwarz, kein schwülstig Glück roht.
Der Jahre Lust und Müh ruhn stets auf gleicher Waage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh entwunden.

Wann durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So samlet sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Armuht sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gesteckten Ziele,
Von starker Hand besetzt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schafferinnen.

Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weisse,
Das blüht, und Lust und Ziel im gleichen Zeit durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleisse,
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sähen fort.
Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen,
In dem zertretenen Gras bey einer Dorff-Schallmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Tacte wenden
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Die grauen Alten selbst ruhn dort in langen Reihnen,
Die an der Kinder Freud ihr zärtlich Herz erfreuen.

Und hier, wo Gotthardts Haupt die Wolken übersteiget
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint:
Wahr ist, daß Lybien uns noch mehr neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Anthier siehet;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nuzet, blüht,
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da, und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergülDET,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt,

Durch den zerfahrenen Dunst von einer dünnen Wolke,
Grösnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmahl, was sein Bezirk enthält:
Ein sanfter Schwindel schließt die allzu schwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehmes Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Gebölz im Thale widerhallt;
Bald scheint ein breiter See ein Weitenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt:
Bald aber öfnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz im Kreis umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll Futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reisendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer-gleichen Spitzen,
Ein Wald-Strom eilt hindurch und stürzt Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig's Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Doch wer mit einem Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Den grossen Bau der Welt aufmerksam durchgeseht,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunderwerk ihn stehn und forschen heist.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silber-Blumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht das holde Reich der bunt-geschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen trinkt:
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stäts graben, nie ergründen.

4. Friedrich von Hagedorn.

(1708—1754.)

1. An die Freude.

(Sämmtliche Werke, 3 Theile, 1770.)

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich.
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen;
Was hier tönet, tönt durch dich.
Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!

Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hülter tochter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein larger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen
Und den Alten neues Blut.

Du erheitest, holde Freude!
Die Vernunft.
Zieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

2. Der Wein.

Aus den Reben
Kleust das Leben,
Das ist offenbar.
Ihr, der Trauben Kenner,
Weingelehrte Männer!
Macht dieß Sprichwort wahr.

Niemals glühten
Rechabiten
Edler Most, von dir!
Aber, Weinerfünder,
Noah, deine Kinder
Zechten so wie wir.

Überzogen
Regenbogen
Gleich das Firmament;
So ward deiner Freude
Mehr als Augenweide,
Ihr ward Wein gegönnt.

Deinetwegen
Kam der Segen,
Wuchs der beste Wein.
Nach den Wasserfluten
Konnte nichts den Guten
Größern Trost verleihn.

3. Johann, der muntre Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Vieder,
Und sang mit unbeforgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aß, so must' er singen;
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freyer Brust.
Beym Morgenbrodt, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon
wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach;
Er las nichts, als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu sehn,
Oft singend, öfter lesend, ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufenen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sproßling eigennützig'er Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich;
Ein Garloch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Raum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Säng'er nimmer zu.
Zum Heuler! lärmst du dort schon wieder,
Bermaledehter Seifensieder?

Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Auster, feil!

Den Säng'er, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen
Und spricht: Mein lustiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein jeder eure Waare;
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bey,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sey.
So rechn' ich nicht! Ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drey hundert fünf und sechszig Mal

Ganz recht! doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr;
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feyerstage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wol, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifensieder.

Dieß schien den Reichen zu erfreun.
Hans, spricht er, du sollst glücklich seyn.
Ist bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlasse den Gesang,
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücker.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,

Den Band und starke Schlösser hüten,
 Behm Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
 Den auch der farge Thor bey Nacht
 Aus banger Vorficht selbst bewacht.
 So bald sich nur der Haushund reget,
 So bald der Kater sich beweget,
 Durchsucht er alles, bis er glaubt,
 Daß ihn kein frecher Dieb beraubt,
 Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
 Sich endlich beyde packen müssen:
 Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
 Und wedelnd bei dem Kessel saß:
 Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
 So glatt von Fell, so weich von Lagen.
 Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
 Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
 Und manches Zärtlings dunkle Freuden

Ihn ewig von der Freyheit scheiden,
 Die nur in reine Seelen strahlt
 Und deren Glück kein Geld bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewecket,
 Bis er das Geld ihm zugesteket,
 Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh,
 Den vollen Beutel wieder zu
 Und spricht: Herr, lehrt mich bessere Sachen,
 Als, statt des Singens, Geld bewachen.
 Nehmt immer euren Beutel hin
 Und laßt mir meinen frohen Sinn.
 Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
 Ich tausche nicht mit euren Freuden.
 Der Himmel hat mich recht geliebt,
 Der mir die Stimme wieder giebt.
 Was ich gewesen, werd' ich wieder:
 Johann, der muntre Seifensieder.

4. Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
 Einen feinen Diamant,
 Und verscharrt' ihn in den Sand.

Mögte doch, mich zu erfreuen,
 Sprach es, dieser schöne Stein
 Nur ein Weizenkörnchen seyn!

Unglücksel'ger Überfluß,
 Wo der nöthigste Genuß
 Unfern Schätzen fehlen muß!

5. Der Aukut und die Lerche.

Der Aukut fragt die Lerche:
 Wie kömmt es, sage mir,
 Daß die gereisten Störche
 Nicht schlauer sind, als wir?

Sie sollen uns beweisen,
 Erwiedert er und lacht,
 Daß nicht das viele Reisen
 Die Dummen klüger macht.

6. Turpill.

Turpill, der reiche Filtz, gab einmal, doch im Traum,
 Ein königliches Mahl, und hatte fünfzig Gäste.
 Aus Cypem war der Wein bei diesem Freudenfeste.
 Der Schüsseln Menge fand nicht auf der Tafel Raum.
 Zugleich sieht er sich selbst im besten Stutzerkleide.
 Wie krümmt und quälet sich der ächzende Turpill!
 Ihn wecken Geiz und Angst. Gleich schwört er tausend Eide,
 Daß er, so lang' er lebt, nicht wieder träumen will.

7. Helena und Menelaus.

Zum Menelaus kam die Helena zurtück
 Und sprach, mit Recht beschämt und mit bethrüntem Blick:
 Es ward dir zwar mein Leib, die ird'sche Last, entrißen;
 Doch, wie der Himmel weiß, blieb meine Seele dein.
 Er sprach: ich glaub' es gern; hingegen magst du wissen:
 Was du mir liehest, scheint dein schlechtestes Theil zu sein.

5. Christian Ludwig Nisow.

(1701—1760.)

Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten.

(Aus: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, 1739.)

Ich möchte gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elende Scribenten in der Welt wären? Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben; von uns leben sie, und müßten also betteln gehen, wenn wir anhören sollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brodt nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerey

und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Blicher, die alle Messe herauskommen, nur von zehn Jahren her, und mache den Überschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefähr drey gute Blicher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht eine große Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten nach dem Wunsche unserer Feinde, vom Erdboden vertilget wären?

Den Tag sollen sie nimmer erleben. Aber man siehet doch daraus, was unsere Verfolger vor böse, schädliche Leute, und wie lieblos sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß sie ihren Nächsten lieben sollen, da sie sich selbst nicht lieben? Sie kennen ihren eigenen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten. Allein wie übel würden sie nicht daran sein, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichen sollten? Wir machen ihnen durch unsere Schriften so manche fröhliche Stunde; woran wollten sie sich dann wohl belustigen, wenn wir nicht schrieben? Das Vergnügen, dessen sie in dieser Welt genießten, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja, sie würden nicht seyn, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennet sie jegund gute Scribenten; aber müßten sie diesen Ehrentitel nicht fahren lassen, wenn es keine schlechte gäbe? Dieses wäre schon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsere Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen. Sie spotten gerne, und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen und ihre Tadelsucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Gesundheit stehen, wenn sie uns nicht hätten? Wo wollten sie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich scherze; denn es ist kein Kinderpiel mit einem verhaltenen Späß. Er verursacht viele Quaal. Es ist mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines bösen Scribenten noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten, und da weiß ich, wie mir zu Muth gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Späß, den ich nicht zu rechter Zeit los wurde, mir so viel Ungemach verursachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, nicht für Quaal empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und Timms soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Mund halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte. Unsere Feinde würden also ganz gewiß bersten, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpft ist?

Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten, so würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir sind eben diejenigen, welche die sinnreichsten und artigsten Schriften, an welchen sich die Welt so sehr belustiget, von ihnen heraus loden. Wo wollten aber so viele stattlichen Satyren herkommen, wenn unsere Feinde niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerkt, daß, obgleich der Esel eben nicht die beste Stimme habe und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne. Und unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der elend und lächerlich schriebe.

Dieses ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat, weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstreckt. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger, und beweiset unsere Nothwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meinungen und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnüglichen Leben so unentbehrlich sind. Wir verteidigen die väterlichen Weisen und säubern die Kirche von Kettern. Es ist wahr, unsere Feinde thun dieses letzte auch; aber sehr selten; und wann sie es thun, so thun sie es mit Vernunft; und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehen und unsere Feinde alles umkehren. Und dieses einzige ist genug zu beweisen, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsere Verdienste sind so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechts verdienen; allem niemand will sie erkennen. Man lobt uns mit Unbank, und es ist, leider! schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften lachen für ein sicher Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie inbessen den Frommen alles zum Besten dienen muß, so hat auch unser schweres Kreuz, welches niemand, als wir, zu ertragen fähig ist, seine Vortheile. Und mich deucht, es ist ungemein geschickt, unsere Nothwendigkeit ausser Zweifel zu setzen.

6. Philipp Jacob Spener.

(1635—1705.)

Aus einem Briefe an seinen Sohn.

Göttliche gnade und krafft des heiligen Geistes von dem himmlischen Vater durch Jesum Christum
seinen Sohn!

Lieber Sohn,

Es ist mir dein schreiben und neujahrswunsch angenehm gewesen; der Gott, zu dem alle unsere wunsche gehen, erfülle ihn an mir, wie es zu seinen ehren dienlich, meinem amte heilsamlich und den meinigen insgesamt nützlich seyn wird. Er lasse dir aber auch ein solches jahr eingetreten seyn, oder vielmehr alle deine jahre, so viel er dir in dieser zeitlichkeit bestimmet haben wird, also zugebracht werden, daß sich täglich das göttliche licht und krafft in deiner seele durch den heiligen Geist vermehre, daß in dessen gnade alle deine verrichtungen geschehen und ihm mögen gefällig seyn, daß er dir auch an gesundheit und übrigen dieses lebens seegen alles zuwerffe, so viel er dir selig zu seyn erkennt. Dieses ist mein täglicher wunsch, vor dich und alle deine geschwister; damit aber solcher auch an euch möge kräftig seyn, so setze dein herzlichliches gebet auch täglich hinzu und wandle vor Gott, wie es demselben gefällig ist. Lasse also deine haupt-sorge diese zeit und dein lebenlang seyn, wie du deinem himmlischen Vater treulich dienen könnest, daran du weißest, daß alles gelegen ist. Liese auch, so viel du zeit haben kanst, in der heiligen bibel und andern gottseligen büchern, und höre das wort Gottes in den predigten mit andacht, damit der gute anfang der erkännuß Gottes möge mehr und mehr fortgesetzt und dieselbe immer so viel tiefer dir in die seele getruget werden.

Darzu aber ist nicht eben gar viel lesens nöthig, sondern daß du das wenige, was du liesest, fleißig erwegest, und wo du morgens nicht mehr als ein sprüchlein gelesen hättest, hingegen den ganzen tag unter deiner arbeit daran gedenkest, ist dir's nütlicher, als ganze capitel ohne weiter nachsinnen. Nimm dir also täglich einen solchen spruch vor, zur übung deines ganzen tages, und nach dem er von etwas handelt, mache ihn zu nutz, entweder, wenn er von einer wohlthat handelt, daß du den ganzen tag solche wohlthat dir lässest vor den augen stehen und immer in dir Gott dafür dank sagest; oder ist's etwas, was du thun sollest, daß du auch gedenkest, ob du dergleichen zu thun dich biß dahero beflissen habest, und den ganzen tag dir vornimmest, daß du dich darnach in deinem leben richten wollest. Dieses wird der rechte weg seyn, darauff du zu einer fernern erkännuß kommen und darinn gestärket werden wirst. Am alleraußersten aber lasse dir das liebe gebet befohlen seyn, daß du so wohl morgens als abends, vor und nach der mahlzeit, dein gebet thuest, aber allezeit so, daß es mit herzlicher andacht geschehe, und du dir allezeit in deiner seelen vorstellest, mit wem du redest und vor wem du trittest. Gedende aber auch nicht, daß es mit solchem gebet alsdenn genug setze, sondern erinnere dich dessen treulich, in welcher seelen allezeit bethen sollen, daß du also, wo du an deine arbeit gehest, was du angreiffest, in deiner seele Gott um seine gnade, welche er dir darzu verleihen wolle, inniglich anruffest, ja unter aller arbeit manchmahl dein herz zu Gott erhebest, er wolle dich in gaaden ansehen, er wolle dir seinen heiligen Geist geben, er wolle dich behüten vor allen sünden, er wolle dir krafft verleihen, dasjenige zu thun, was ihn angenehm ist, er wolle dir hingegen deine fehler um seines Sohnes willen vergeben und was dergleichen stoßgebethlein und seufftzer seyn mögen, dazu keine kunst gehöret, sondern wo du dich daran gewehnest, wird der gute Geist allezeit dasjenige eingeben, was du in deiner Einfalt zu bitten habest. Wie du auch den anfang in unserem hause gemacht hast, aus dem herzen und mit eigenen worten zu bethen, so unterlaß solches nicht, sondern übe dich mehr und mehr darin, und gläube, je vertraulicher du mit Gott wirst und zu reden dich wehnest, so viel gnade wirst du von ihm genießen.

Am lieben sonntage suche sonderlich die zeit, so viel dir dessen werden mag, zum geistlichen anzuwenden, und thue dich je mehr und mehr ab von der gemeinen gewohnheit, da man den sonntag ansiehet vor den tag der lust und frölichkeit; suche du aber lieber deine lust in Gott und in dem geistlichen, als versichert, daß dieselbe die vergnüglichste seye; was du also ohne den öffentlichen Gottesdienst vor zeit erlangen kanst, so wende sie an zu dem geistlichen, beten, lesen, singen und nachdenken, was dir Gott die vorige woche gutes gethan, oder vor bösem bewahret hat, daß du ihm dankest vor alle solche wolthat, ihn um vergebung bittest, wo du gesündigt hast und dir auff die nächste woche einen herzlichen vorsatz in Gott nimmest. Wo du dich also den sonntag zu heiligen bekehrtest, so wirst du allezeit eine recht gesegnete woche bekommen und in deinem christenthum zunehmen, daß dichs ewig nicht reuen solte. Gedende aber ferner, daß die gottseligkeit nicht nur bestehet in lesen, hören oder beten, sondern auch in der übung selbst. Ach

mein kind, gewehne dich bald daran, daß, wann du morgens aufstehst, du bey deinem gebeth dir gleich vornimmest, du wollest dich den tag treulich vor allen sünden hüten, hingegen alles, was du den tag thun werdest, Gott zu gefallen thun, weil es dein lieber himmlischer vater also haben wolle, und dich in den stand, worin du stehst, gejezet habe; damit du lernest aus deinem gantzen leben einen rechten Gottesdienst machen, wann du nemlich alles bestreuen thust, daß du Gott darin zu dienen begehrest, und dich über nichts mehr freuest, als wo du abends nachdenckst, was du gethan, und findest, daß du was gutes gethan habest, hingegen über nichts mehr betriffest, als wann du gewahr wirst, etwas gutes versäumet, oder böses gethan zu haben.

Dencke immer, alle zeit in der welt sey verlohren, da man sich Gott nicht vor augen stellet und etwas ihm zu gefallen thut. Damit du aber also immerfort ihm treulich dienen mögest, so lasse dir auch dieses unauffhörlich vor augen stehen, daß wo du bist, Gott bey dir und also zugegen sey, daß er alles sehe und höre, was du gedenkst, redest oder thust. Wo du fleißig hieran gedenkst, wird dich's von vielem bösen abziehen und zu dem guten eifriger machen, ja ein grund seyn alles übrigen guten, was du thust. Nächst Gott hastu an deine Eltern zu gedencken, daß du so wol fleißig vor sie betest und der treue dich erinnerst, die sie an dir thun, um deinem Gott davor allezeit zu danken, als auch, daß du dich bestreuest, derer statts gethanen vermahnung treulich nachzukommen und dich also zu halten, daß sie kein betrübnuß oder schande vor dir haben, sondern sich deiner freuen und Gott über dich preisen; dieses ist die fürnehmste dankbarkeit, die du ihnen erzeigen kanst und sollest.

Nachdem dich aber nunmehr der himmlische Vater aus deiner Eltern haufe zu einem andern Herrn geführt hat, so gedende, daß du solchem deinem Herrn und Frauen alle diejenige pflicht auch schuldig sehest, welche du deinen Eltern schuldig bist; du hast sie von grund deiner seelen zu lieben, und nicht nur aus furcht der straffe, sondern von hertzen ihnen zu gehorchen. Wo du ihnen nutzen schaffen kanst, oder schaden verbiten, solle dir's eine groffe freude seyn, nicht anders, als wäre es dein eigener nutzen; du solt dich in worten und thaten gegen sie demüthig und ehrerbietig bezeigen und ja nichts mit willen und unvorsichtigkeit versäumen, was zu ihrem dienst gehöret; welches du alsdenn so viel sorgfältiger thun wirst, wann du allezeit gedenkst, was du ihnen zu liebe oder zu leide thust, werde alles von Gott angenommen, als obs ihm selbst geschehe.

In deiner lehre selbs sey fleißig, gib auff alles acht, gedende, das sey diejenige kunst, welche du igo lernest, davon du nicht allein dein stück brodt dein lebenslang verdienen, sondern auch Gott und deinem nächsten dienen solt, und lieget also ziemlichen theils daran, nach dem du diese zeit anwenden wirst, ob du dein lebenslang ein verdorbener mensch, oder auch in der welt etwas nützlich seyn oder werden mögest; daher du so wol Gott um seinen geist darüber herzlich anzuruffen, als allen möglichen fleiß und sorgfalt anzuwenden hast, diejenige kunst (Apothekerkunst) gründlich zu begreifen, an dero vieler menschen gesundheit gelegen seyn kan.

In dem haufe selbs sey getreu, und da dir einiges geld und geldes werth unter händen gegeben wird, so haste es für eine so schwere sünde, auch einen heller zu veruntreuen, als eine groffe summa, wie dann Gott auff das gemüthe, nicht auff die vielheit oder wenige siehet. Gehe mit allem vorsichtig um, damit du auch nicht aus unvorsichtigkeit schaden thuest; wo dir aber ein unglück begegnet, so leugne es nicht, noch es auff andere zu wälzen, sondern zeige deine auffrichtigkeit mit offenhertziger bekantnuß.

Hiermit hast du lieber sohn, was ich als dein vater, der dein zeitlich, geistlich und ewiges heyl verlangt, dir vor ditzmal zu deiner erinnerung, sonderlich im gegenwärtigen stande, worin du igo lebest, dienlich erachtet habe und versichert bin, wo du solche regeln fleißig in acht nimmest, sonderlich vor allem übrigen deinen Gott und seine gegenwart dir stets vor augen stellet, aus seinem wort so wol seine wolthaten als deine pflicht dagegen täglich herzlich erwege, alle deine freude in der gnade deines Gottes und dem schatz deiner seeligkeit, welcher dir in der taufe würdlich geschendet worden, und du im glauben seiner genießest, suchest, hingegen deinen verspruch in derselben gethan, da du dem teuffel, seinen wercken und der weltlichen üppigkeit abgesagt, der heiligen Dreieinigkeit aber glauben und gehorsam zugeschworen hast, zur richtschuur deines lebens sehest, daher alles, was du thust, vorher bedenkst, ob es auch mit denselben überein komme, und über alles dieses Gott den himmlischen Vater um die regierung seines heiligen Geistes, der dich auff richtiger bahn führen möge, unablässig anruffest, auch zum grunde wie alles deines trostes also auch deines gebets das verdienst Jesu Christi legest, daß dir in zeit und ewigkeit wohl seyn werde.

Liese diesen brieff vielmal, sonderlich fontages, und examinire dich allemal darnach, worinne du denselben nachgekommen sehest, oder zurück geblieben wärest, damit du alsobald, wo du fehler findest, sie wiederum besserst.

7. Christian Fürchtegott Gellert.

(1716—1769.)

1. Die Ehre Gottes aus der Natur.

(Geistliche Oden und Lieder, 1757.)

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne,
Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt:
Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärk:
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub kühllos beschau'n?
Durch wen ist alles? O gib ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertrau'n.

Mein ist die Kraft, mein Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich:
Ich bin's und werde sehn, der ich sehn werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil:
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüth,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

2. Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rühret?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank ersticht, der ihr gebühret?
Nein, seine Liebe zu ermessen
Sey ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig sein!

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehen?
Er sollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will' ist mir in's Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dieß ist mein Dank, dieß ist sein Wille.
Ich soll vollkommen sehn, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb' in meiner Seele,
So treibt sie mich zu jeder Pflicht;
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herricht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott, laß deine Gült' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sehn!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn;
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

3. Morgengesang.

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank;
Erheb' ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing' ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen ohne Macht,
Lag ich, und schlief in Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?
Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?

Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erkält,
Und mir's ist neu gegeben.

Gelobet seist du, Gott der Macht,
Gelobt sey deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege walken;
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Seh mir ein Ketter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gib mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkennt' und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,

Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächsten beizustehn,
Nie Fleiß und Arbeit schenz,
Mich gern an Andern Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In seiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebest, beschließe.

4. Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wachet,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schooß der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güte' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist!
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, seh gepreist,
Und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn,
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern;
Wer wollte Gott nicht dienen?

5. Weltaachtslied.

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist.

Die Völker haben dein geharrt,
Bis daß die Zeit erfüllet ward;
Da sandte Gott von seinem Thron
Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.

Wenn ich dieß Wunder fassen will,
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
Er betet an und er ermüht,
Daß Gottes Lieb' unendlich ist.

Damit der Sünder Gnad' erhält,
Erniedrigst du dich, Herr der Welt,
Nimmst selbst an unsrer Menschheit theil,
Erscheinst im Fleisch und wirst uns Heil.

Dein König, Zion, kommt zu dir.
„Ich komm, im Buche steht von mir;
Gott, deinen Willen thu' ich gern.“
Gelobt sey, der da kommt im Herrn!

Herr, der du Mensch geboren wirst,
Immanuel und Friedebüß,

Auf den die Väter hoffend sahn,
Dich, Gott Messias, bet' ich an.

Du, unser Heil und höchstes Gut,
Vereinst dich mit Fleisch und Blut,
Wirst unser Freund und Bruder hier,
Und Gottes Kinder werden wir.

Gedanke voller Majestät!
Du bist es, der das Herz erhöht.
Gedanke voller Seligkeit!
Du bist es, der das Herz erfreut.

Durch Eines Sünde fiel die Welt,
Ein Mittler ist's, der sie erhält.
Was zagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
Der in des Vaters Schooße sitzt?

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt;
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

6. Der Rufuf.

(Fabeln und Erzählungen, 1746.)

Der Rufuf sprach zu einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man,“ fieng er an zu schreyen,
„Was spricht man in der Stadt von unsern
Melobeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?“
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
„Und von der Lerche?“ rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall“
„Und von der Amsel?“ fuhr er fort.

„Auch diese lobt man hier und dort“
„Ich muß dich doch noch etwas fragen:“
„Was,“ rief er, „spricht man denn von mir?“
„Das,“ sprach der Staar, „das weiß ich nicht
zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.“
„So will ich,“ fuhr er fort, „mich an dem
Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.“

7. Das Land der Sinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er red'te,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht' er, wird man dich im Gehn be-
wundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füßten.
Er gieng, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.

Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht;
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen.
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; genug zur Schande!
Man spottet fein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wird's ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Blos, weil er klüger ist, als wir.

8. Der Blinde und der Lahme.

Von ungesehr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, bezustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sehn.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.

Bereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern manqeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwäl'te;
So würd' er nur für sich allein
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig seyn.

9. Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht
Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln noch
erzählen,

Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die
Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel
gehn.

Man liess die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewunderung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Kranckheit Plag,
Wenn man vom grünen Esel sprach.

Die Kinder in den Schlaf zu bringen
Sang keine Wärterin mehr von dem schwar-
zen Schlaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers
gesehn.

Das Volk bezeugte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn;
Und so bewundernswerth er anfangs allen
schien,

10. Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde
sehn

Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
D. rief er bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, wach ein Meisterstücke!

11. Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein, so gut er sie gethan,
So fund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andre
Mann,

Der hatte recht auf seinen Text studiret
Und Gottes Wort, wie sich gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschendiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt' er nur
Bericht,

Wir mögen diesen Herrn nicht haben.“
„So sagt doch nur, warum denn nicht?“
„Er hört's ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
Wie der verstorbne Herr.“
Der Amtmann widerspricht;
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören
nichts.

Man mag Amphion sehn, und Fels und Wald
bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern wider-
legen.

Kurz, man erstattete Bericht,

So dacht' igt doch kein Mensch mit einer
Schw' an ihn.

Ein Ding mag noch so nährisch seyn,
Es sey nur neu, so nimmt's den Böbel ein.
Er sieht, und er erslaut. Kein Kluger darf
ihm wehren.

D'rauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre
Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu
befehren,
Sie mögen wollen oder nicht.

Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Krüftung angebracht!
Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet,
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
Da strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Weil alle fleiß auf ihrem Sinn beharrten.
Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es
kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert.

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Lands-
herr wollte,
Daß man dem Candidat das Priestertum
vertrau'n,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen
sollte.

Der Suprintend fing an die Bauern zu er-
bau'n,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
„Herr Doctor! stel ihm drauf der Amtmann
in das Wort,

Wozu soll diese Saustmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid:
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn be-
halten.

Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn igt sind
wir noch da.“

Die Bauern lächelten. „Ach ja, Herr Amt-
mann, ja!“

12. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauernbabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten
Gabe

Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Ging, kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Lag auf die unverschämteste Weise.
Zu seiner Unglück kam ein großer Hund
gerannt.

Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mir's glauben, oder nicht,
So sag' ich's euch und jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey — Sag gesehen
habe,

Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich
fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als euer größtes
Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn izunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn.)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu rich-
tig sehn.)

Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
Auf den stößt man, wenn man denselben Tag
gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein.

Der Bub' erschrak, sobald er dieß vernommen.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr.

13. Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der
war dumm.

Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph
um.

Sohn! fing er an, mich quält ein trauriger
Gedanke;

Du hast Verstand, wie wird dir's künfftig
gehn?

Hör' an, ich hab' in meinem Schranke

Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen war?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel ge-
hören.

Der Hund, ist fällt mir's ein, war erst ein
halbes Jahr;

Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie gingen noch ein gutes Stüde;
Doch Fritzgen schlug das Herz. Wie konnt' es
anders seyn!

Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und süßte schon den Beinbruch halb.

Ja Vater, fing er an, der Hund, von dem
ich redte,

War groß, und wenn ich ihn auch was ver-
größert hätte,

So war er doch viel größer, als ein Kalb.
Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird
dir's gehen!

Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn
geschwind.

Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde
sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Beck zu lügen sich er-
kühnt.

Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn
zu beschämen,

So machst du dich um ihn und um die Welt
verdient.

14. Der betrübte Witwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend
nennen,

Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt.)

In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib be-
graben;

Allein, man merk' es wohl, man ist in
Poitou;

Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.

Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterbe-
röcken,

Und trägt den Sarg, ohn' ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.

So trug man auch den off'nen Sarg ists fort;
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;

Hier rißt ein Dorn die todte Frau in's Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzu-
schlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, dencht mich, hör' ich viele fragen?
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen sein?
Das letzte wird man gleich erfahren.

Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweytemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr von neuem das Geleite,
Und ging gefest an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauerleute.
Allein, sobald er nur die Hecke wieder sah,
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände.
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach, rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

15. Gellert an Rabener.

Leipzig, den 29. Januar 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben! denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin, daß er sich von vier Uhr bis drei Viertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curirt, und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat, daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, bloß das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könne? „Nein, Sire.“ „Bestimme Er sich doch, Herr Professor, ich will eiliche Male in der Stube auf- und niedergehen.“ Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „Nun,“ sagte er, „das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?“ „In der Schule der Natur.“ „Hat Er Lafontaine nachgeahmt?“ „Nein, Ihre Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ „Nein, ich muß Jhn loben.“ Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. „Komme Er wieder zu mir und stecke Er seine Fabeln bei sich, und lese Er mir welche vor.“ Allein, guter Rabener, ich bin nicht wieder gekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Worte gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Obristleutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und andere, die mir's wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel sein würde. Der König sprach bald deutsch, bald französisch, ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch.

Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit sein. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sei. Das Ende Ihres Briefes, lieber Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden und getrost wie Sie reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige.

Gellert.

N. S.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen und nicht gekonnt; morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Härte und Unförmlichkeit der deutschen Sprache. „Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Blätter, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?“ „Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch fehlen uns noch Auguste und Louis XIV.“ „Sachsen hat ja schon zween Auguste gehabt.“ „Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, rügte die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten.“ „So? Gefallen ihm diese Zeiten nicht? Sind's böse Zeiten?“ „Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen

wäre, so hätten die Deutschen Frieden.“ „So? Steht dies bei mir? Drei wider Einen?“ „Ja wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden.“ „Ja, ja!“ Gellert.

8. Gottfried Wilhelm Rabener.

(1714—1771.)

Kleider machen Leute.

(Satiren; von 1751—1772 zehn Auflagen.)

In diesen drei Worten liegt eine unerhöpliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glücklich und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grausam sind unsere Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz untrüglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch wunden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen väterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakay weist ihn an den andern, und seiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Kamine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heut Gesellschaft im Zimmer! — — Aber wäre es nicht möglich — — Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelbiste annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliehet ins Zimmer seines Herrn; es wird ein Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wenn einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt und den Schwanz seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisst ist; sein Geschmac besteht in der Kunst, sich artig zu bilden. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ähnen beschämen und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadensversicherungen. Er borgt, er betrügt, er klist, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entriren und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider und geringere Verdienste? Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch die äußerliche Pracht öffnen und sie durch ein vornehmes Geräusch

antworten. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid verwickelt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt und die Entwicklung des Spiels abzuwarten. Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe und vertausche die Kleider. Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehlichen Mannes anzuziehen und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einemmale verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so viel der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kommt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut und ungezwungen als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander und ärgern sich über die Unverschämtheit dieses gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun und etwas mehr sehn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig und flucht ein *sacre bleu!* Man lacht über den Narren und läßt ihn durch die Heybuden als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des Barons angezogen hat. Er erscheint das erstmal darinnen und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm und hält ihn für einen Fremden, dessen Striktheit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art und die Fächer rauschen ihm mit Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarin, wer dieser Herr seyn müsse? es kenne ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit und sein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatsfachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarin an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlansändigkeit. Er darf die Hand küssen, und Seine Excellenz nützlich, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Kamin stand und allen Bedienten lächerlich war, ist iho die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht, zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer aus dem Stich seiner Nabel hervorpringen, so wie das erste Roß aus dem Ufer muthig hervorsprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den Sand trat.

Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchem er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherren zu und war sehr imzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwichtigen Bauch auszubilden. Über dem Stuhle hingen zwei Excellenzen ohne Arme. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pächter zwei Quartale hatte vorchießen lassen, um seine hochadeligen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stützer; liebenswürdige junge Herrchen und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwicklung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stand ein großes Pacht schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschick genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stand bei dem Meister, hielt den Hut unter dem Arme und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrwürdigen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin.

Mein Schneider ist in bergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint, so verbindet uns unsere Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schnei-

ders in seiner Werkstatt zusehe, so Kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider das, was uns Menschen die Begräbniße sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines wichtigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrüblicher ist es, wenn die prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reich gestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt und der besungungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Mäusen gewesen, endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in die Trödelbude stülchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schliesse, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist. Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprichwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme und, wie es bei den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumassen, so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unserer Stadt zum Besten noch viele Jahre.

9. Abraham Gotthelf Kästner.

(1719—1800.)

1. Die Tochter.

(Vermischte Schriften, 1755 und 1772.)

Mama, daß Sie mich liebreich bitten,
Das kann ich Ihnen nicht verbieten;
Und ist gleich die Gefahr noch weit,
Dank' ich doch Ihrer Zärtlichkeit;
Doch nehm' ich mich nicht selbst in Acht,
So werd' ich nur umsonst bewacht.

Vielleicht, was ich sonst nie begehrte,
Reizt mich nur, weil man mir es wehrte;
Frei soll mich sanfte Tugend ziehn,

Doch Fesseln brech' ich, sie zu fliehn:
Drum, nehm' ich mich nicht selbst in Acht,
So werd' ich doch umsonst bewacht.

Nie wird den Müttern Klugheit sagen,
Was munt're Mädchen listig wagen.
Damit ich keine Thorheit thü',
So trauen Sie mir Weisheit zu;
Denn nehm' ich mich nicht selbst in Acht,
So werd' ich ganz umsonst bewacht.

2. Leibniz.

Von mir ward Leibniz dir gegeben,
Warf Sachsen einst Hannover vor;
Dir, sprach Cherusien, hieß ihn ein Zufall
leben,
Mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erkor.

Das Glück gab dir ihn erst; du lieffest dir ihn
nehmen;
Ist das zum Prahlen Grund? Ist's einer, sich
zu schämen?

3. Auf Kepler.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnoth.

Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

4. Die poetische Krönung.

Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen,
Sprach Hermann; Schönaich darf es wagen
Und fugt ein schläfrig Lied von mir.

Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

5. Roszbach.

Die Gallier, daß sie von Roszbach an
Eiskertig stets den Weg zurück genommen,
Das hat der Deutschen Kraft gethan.

Und wenn nicht mit bey ihrem Heere
Auch deutsche Kraft gewesen wäre,
Sie wären nie nach Roszbach hingekommen.

6. Ein alter Dichter.

Was ich gesungen haben soll,
Was seit Jahrtausenden die Welt empfindungs-
voll.

Kalt, kritisch wird nunmehr gelesen,
Was darthut: Ich sei nie gewesen.

7. Das Denkmal.

Der, schlecht bezahlt, so viel für ihn gedichtet,
Ein Monument hat er dem nun errichtet.

Hätt' er ihm Brod bei seinem Leben,
Nicht nach dem Tode Stein gegeben!

8. Der Egoist.

Eisförmig untersucht der Mann,
Warum sein Ich was wissen kann.

Viel nützlicher wär' ihm der Fleiß,
Fragt' er sich: Ob sein Ich was weiß?

10. Johann Adolph Schlegel.

(1721—1793.)

1. Vom Lobe Gottes.

(Bermüdete Gedichte, 1787.)

Wer saßt, wie groß du, Schöpfer, bist?
Du, aller Gott! Dein Tempel ist
Das ganze Weltgebäude.
Lob schallt durch dieß dein Heiligthum
Ohn Unterlaß, dem deinen Ruhm
Verkündigen bringt Freude.
Droben,
Loben,
Singen: Heilig,
Heilig, heilig,
Dir zur Ehre
Deiner Engel hohe Chöre.

Und dennoch sollen wir allein,
Wir Menschen kalt und träge seyn,
Zu dieß Lob einzustimmen?
Nein, unsre Herzen müssen stets
Zu frohen Opfern des Gebets
Von heißer Andacht glimmen.
Rühmet,
Rühmet!
Singet, Brüder,
Zubeltlieder,
Daß die Erde
Ganz voll seines Lobes werde!

2. Betrachtung der Werke Gottes.

Wie groß sind, Schöpfer, deine Werke!
Wer schaut sie und wird nicht erfreut?
Herr, dein ist Weisheit, dein ist Stärke;
Und was gleicht deiner Mildigkeit?

Wohin ich nur mein Auge wende,
Strahlst du aus allem mir hervor;
Und alle Werke deiner Hände
Erheben mich zu dir empor.

Wer ist wie du? Dein Nam' ist Ehre,
Das Weltgebäu dein Heiligthum.
Stets füllen's deiner Engel Chöre
Mit deines großen Namens Ruhm.

Gott, deiner Werke lehr' mich achten!
Dieß ehrt, dieß adelt meinen Geist.
Doch lehr' mich nicht, sie bloß betrachten;
Nein, fühlen auch, wie groß du seyst.

Von deinem Ruhm soll ich auch singen.
Mich, Unsichtbarer, bis zu dir
Hinauf aus meinem Staub zu schwingen,
Solch hohes Vorrecht gabst du mir.

Und das Gefühl der frommen Seele
Ström' in ein lautes Lob dahin.
Mein Wandel, wie mein Mund, erzähle
Die Ehre deß, durch den ich bin.

11. Johann Andreas Cramer.

(1723—1788.)

1. Der 42. Psalm.

(Poetische Uebersetzung der Psalmen, 1765—1764.)

Wie der Hirsch in schwülber Zeit
Nach der frischen Quelle schreht,
Also schreht in ihrem Leide,
Lange schon entwöhnt der Freude,
Meine Seele, Gott, zu dir.
Wann erscheinst, wann hilfst du mir?

Nur nach Gott, dem Quell des Lebens.
Ach, wann endigt er einmal
Unerfüllter Wünsche Qual?

Ach, befriedigst du sie nie?
Abgemattet dürstet sie. ●
Lange seuzte sie vergebens

Wann belohnt er mein Vertrau'n?
Soll ich nie sein Antlig schau'n?
Meine Speise sind nur Thränen,
Tag und Nacht mir sind es Thränen.
Täglich fragt des Läst'ers Spott:
Wo ist nun dein Retter, Gott?

Wenn, in tiefen Gram versenkt,
Meine Seele dieß bedenkt,
Ganz ihr Elend sieht, wie zittert
Sie, von diesem Blick erschittert!
Welch ein herber Schmerz zerreißt
Meinen tiefgebeugten Geist!

Ach; in's Heiligthum des Herrn
Gien'g' ich mit dem Haufen gern.
In dem fehernden Gedränge
Gien'g' ich, jauchzt' ich mit der Menge,
Dankt' ich auch mit denen gern,
Die ihm danken, meinem Herrn!

Was verzagst du so, mein Herz,
So voll Unruh', Sorg' und Schmerz?
Hoff' auf Gott; ihm werd' ich singen,
Dank und Preis werd' ich ihm bringen,
Daß er meiner nicht vergißt,
Daß mein Gott mir gnädig ist.

Schmerz und Gram, mein Gott, zerreißt
Meinen hartgeprüften Geist.
Zu der Wüst', am Jordanflusse,
An des hohen Hermons Fuße,
Hier an diesem Hügel steht
Dir, o Helfer, mein Gebet.

Fluthen rauschen her von dir,
Tiefen da und Tiefen hier.
Gott, sie brausen und es schwellen

Über mich her deine Wellen;
Deine Wogen, jed' ein Meer
Stürzen über mich sich her.

Dennoch harr' ich in Geduld.
Täglich rühm' ich seine Huld,
Lob und Dank will ich ihm bringen,
Auch des Nachts will ich ihm singen.
Meine Seufzer drängen sich,
Meines Lebens Gott, vor dich.

Meinem Felsen, meinem Herrn
Sag' ich: Tritt doch nicht so fern!
Wirst du meiner nie gedenken,
Ewig mich in Gram versenken?
Soll der Feinde Grimm und Spott
Ewig mich verfolgen, Gott?

Wenn sie deinen Ruhm entweihn,
Tödtet's, Gott, in mein Gebein
Wie ein Mord. Ach! Soll ich's tragen,
Wenn die Läst'rer täglich sagen:
Wer ist dein Erretter ist?
Wo ist Gott nun, der dich schützt?

Was verzagst du doch, mein Herz,
So voll Unruh', Sorg' und Schmerz?
Hoff' auf Gott; ihm will ich singen,
Dank und Preis will ich ihm bringen,
Daß er meiner nicht vergißt,
Daß mein Gott mir gnädig ist.

2. Der 86. Psalm.

Herr, erhö're meine Klagen,
Schau' her auf meine Plagen,
Elend bin ich, arm bin ich.
Ich bin dir allein ergeben;
Rette deines Knechtes Leben,
Hilf mir, denn ich traun' auf dich!

Ach, es leucht' ein Strahl des Lichtes
Deines Vaterangesichtes
Dem, den du gebeugt hast, mir!
Täglich ruf' ich: Hilf dem Knechte
Deiner Wahl mit deiner Rechte,
Denn mein Herz verlangt nach dir!

Du bist gnädig, zeigst an allen,
Die dir flehn, ein Wohlgefallen;
Ach vernimm, Gott, mein Gebet!
Lange hab ich schon gelitten;
Merk' auf meiner Stimme Bitten,
Höre, wie mein Herz dir fleht!

Eitel ist die Macht der Götter,
Du allein bist ein Erretter;
Wer kann Wunder thun als du?
Alle Völker, deine Werke,
Kommen, preisen deine Stärke,
Jauchzen deinem Namen zu.

Dir ist niemand zu vergleichen;
Du bist groß und du thust Zeichen,
Du, o Herr, bist Gott allein;

Weise, Herr, mir deine Wege,
Daß ich richtig wandeln möge,
Laß mich treu der Wahrheit sehn!

Eins mit dir laß deinen Willen
Mich mit frommer Lust erfüllen;
Herzlich dank' ich dir, mein Gott.
Ewig dankt dir mein Gemüthe;
Denn wie groß ist deine Güte,
Deine Hülf' in meiner Noth!

Nahe war ich schon dem Grabe,
Du befreiest mich vom Grabe,
Aus der Tiefe haßst du mir!
Stolze haben mich umgeben;
Plagen dräuen meinem Leben
Und erzittern nicht vor dir.

Aber du bist ganz Erbarmen,
Ein Verschoner, mild dem Armen,
Treu dem Frommen, der dir klagt.
Sei mir gnädig! Hilf dem Knechte
Deiner Wahl mit deiner Rechte!
Hilf dem Sohne deiner Magd!

Laß ein Zeichen, Herr, geschehen,
Mir zum Heil, und laß, Gott, sehen,
Daß dein Knecht dir theuer ist!
Laß sich meine Haßer schämen,
Sich, daß sie mir feind sind, grämen,
Gott, der du mein Heiland bist!

12. Johann Arnold Ebert.

(1723—1795.)

1. Der gute Brauch.

(Episteln und vermischte Gedichte, 1789.)

Ich höre gern beim Weine singen,
 Zumal, wenn man vom Weine singt.
 Er macht, daß alle Stimmen klingen,
 Daß selbst des Dichters Lied gelingt.
 Ihr werdet ihn doch nicht vertreiben?
 Mich dünkt, es ist ein guter Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
 Er ist vortrefflich; er soll bleiben.

Nach meinem wenigen Bedünken
 Muß wohl der Trieb, uns zu erfreu'n,
 Die Lust und das Talent, zu trinken,
 Dem Menschen angeboren sein.
 Der Trieb ist uns als Grundtrieb eigen
 Und nicht etwa ein bloßer Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
 Das wollen wir noch heute zeigen.

Von guten Bräuchen alter Zeiten
 Pflegt man doch nicht leicht abzugehen.
 Und wer wird hier nicht ohne Streiten
 Dem Wein den Vorrang zugefehn?
 Wir ließen's also doch beim Alten,
 Wär' auch das Trinken nur ein Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
 Wir wollen's immer beibehalten.

Wenn's auch noch nicht erfunden wäre,
 O, wir erfänden's noch der Welt.
 Wir pflanzten Wein, bei meiner Ehre!
 Und gäben ihr ihn ohne Geld.
 Wie würden wir sie uns verbinden!
 Wir würden ewig, wie der Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
 Wir würden's ganz gewiß erfinden.

Ihr wißt, wie Scherz und Spott gefallen;
 Es fehlt uns nicht an Stoff und Muth.
 Zum Stoff sind nun gewiß vor allen
 Die Myriaden Narren gut.
 Wie nützt man nicht durch scharfes Spotten!
 Und selbst der Wein erhält den Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
 Wir denken sie noch auszuwotten.

Fang' ich erst an, ein Glas zu leeren,
 So schenk' ich auch gleich wieder ein.
 Man pflegt sobald nicht aufzuhören,
 Und dazu fehl's hier nicht an Wein,
 Das wird wohl euer Lob erlangen.
 Man sagt, es sei ein alter Brauch.

Chor.

Wir haben ihn auch;
 Allein man pflegt auch anzufangen.

2. Epistel an den Herrn C. A. Schmid.

— Es befiehlt uns zwar die Pflicht,
 Wann uns der Freude Sinn gebricht,
 Der Freude gute Nacht zu geben:
 Allein, o Freund, vergiß auch nicht,
 So lange du noch lebst — zu leben.
 Laß uns nicht kargen Reichen gleich,
 (Dem glaube mir, noch sind wir reich)
 Nach Gütern schmachten, die uns fehlen,
 Und was wir haben, uns verhehlen.
 Laß uns mit froher Dankbarkeit
 Und edler Selbstzufriedenheit
 Der Freuden Vorrath überzählen.
 Ist nicht das süße Tageslicht
 Auch unsern Augen aufgegangen?
 Sah'n wir den schönen Frühling nicht
 In seinem ganzen Schmucke prangen?
 Wie meiner Kindheit Sonnenschein,
 So hell und neu strahlt mir noch immer
 Des heitern Lenzes goldner Schimmer
 Ins Aug; — und nicht ins Aug allein,
 Er strahlt mir bis ins Herz hinein.
 Geschmelzt von seinem Hauche, fließet
 Des Blutes Bach mit schnellerm Lauf.
 Beflekt von seiner Wärme, schließet
 Mein Geist sich mit den Blumen auf,

Und dusset Andacht, Dank und Wonne
 Zu jeder milden Morgensonne,
 Und dem, der sie bestammt, hinauf.
 Mit süßem, innigerm Entzücken
 Pflegt ich vormem als Knabe kaum
 Den ersten blätterreichen Baum,
 Die ersten Weichen zu erblicken,
 Die frühsten Rosen abzupflücken.
 Den ersten bunten Schmetterling
 Seh ich noch jetzt mit dem Vergnügen
 Selbst Blüthen gleich, auf Blüthen fliegen,
 Womit ich einst ihn sah — und fieng.
 Denn sie und Mädchen noch zu fangen —
 (Eiu Mädchen und ein Schmetterling
 Sind ja beinah dasselbe Ding) —
 Dazu ist mir der Muth vergangen;
 Sie sind mir beide schon zu flink.
 Und wenn ich dann die lautern Chöre
 Der liederreichen Schöpfung höre,
 Wie schwingt sich da mein Geist durchs Ohr
 Zur aufgeschwungenen Lech' empor!
 Wie fließt aus deiner vollen Kehle
 Der Liebe Liebling, Philomele,
 Dein schmelzend honigsüßes Lied,
 Wovon kein Seufzer mir entflieht,

In meine lustberauschte Seele,
Wie ämfig bin ich noch bemüht,
Dem Sitze, den sie sich erstelt,

Mit leisem Tritte nachzuschleichen,
Und wie besorgt, sie zu verschrecken!

13. Friedrich Wilhelm Zachariae.

(1726—1777.)

Der Kenommiste. (1744.)

(Der Kenommiste, ein komisches Heldengedicht in den scherzhaften epischen Poesien, 1754. Die mitgetheilte Probe nach einer späteren Veränderung.)

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht.
Der, wenn man ihn erzürnt, ein ganzes Heer bekriegte,
Und wenn er secht, auch schlug, und wenn er schlug auch siegte.
Ich singe, wie er hat so manchen Feind bekämpft,
Wie sein berühmter Stahl des Stürzers Stolz gedämpft,
Den er, als er ihn sah, erst höhnte, dann bestritte,
Und da er ihn bezwang, voll Furcht aus Leipzig ritte.
Wirf einen Blick auf mich, du Geist der Schlägerei,
Damit mein Heldenlied des Helden würdig sei.
So wird die Nachwelt noch aus diesen Blättern lesen,
Wie schön sein letzter Sieg, wer Raufbold einst gewesen. — — —

Da, wo die Pleiße sich mit krummen Fluthen schlingt
Und durch das ebne Feld und grüne Flächen dringt,
Liegt eine stolze Stadt, die sich wie Tyrus zeigt,
Die durch die Mäusen prangt und durch den Handel steigt;
Von der nahm man bereits der Thürme Spitzen wahr;
Die Dächer stellten erst sich Raufbolds Augen dar,
Darauf kam ihm die Pracht von einzeln Häusern nahe,
Bis er zuletzt die Stadt in vollem Glanze sahe.
Ein Spornstich und ein Hutsch beflügelten sein Roß;
Der großen Peitsche Knall macht, daß es fliegend schoß;
Er jagt es schäumend fort, und fast im Augenblicke
Legt er den halben Theil des letzten Wegs zurücke.
Es war ein jenißch Pferd. Es flog mehr, als es lief;
Ihm war kein Weg zu schmal, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch; im Laufsen und im Setzen
Erfüllt es Wuth und Ruf, dem Reuter zum Ergetzen. — —

Mit klatschendem Geräusch ritt er in Leipzig ein.
Die Schatten herrschten schon, doch heller Lampen Schein
War an den Wänden hier, was an den Himmelskugeln
Bestrahlte Sterne sind, die Nacht und Dunst verklären.

Ein Gasthof, dem ein Hecht ein blauer Zierrath war,
Stellt ihm Wirth, Lagerstatt, ein eignes Zimmer dar.
Er setzte sich und warf mit grimmißer Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh auf die Erde.
„Armsel'ger!“ rief er aus; „in Leipzig bist du nun.

Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruh'n.
Wer wird dich Kenommist allhier zu nennen wagen;
Hier, wo man fast nicht weis, daß Burische Degen tragen?
Ach, Jena! denk mein Herz an deine Lust zurück,
O, wie befeuß' ich nicht mein widriges Geschick!
O Schicksal, war denn dieß dein mir geneigter Wille?
O Schnurren! o Pedell!“ Hier schmiegt er plötzlich stille
Und warf sein schmerz's Haupt in die gehöhlte Hand;
Die starren Augen sah'n verwirret nach der Wand.
Der Hut, den er bald hoch, bald tief, bald anders rückte,
Und jeder Blick verrieth, daß ihn die Schwermuth drückte.
Drauf greift er mit der Faust an den geschärften Stahl,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn und wegt dreymal,

Haut dreymal in die Luft und schleudert ihn im Grimme
Entblößet von sich weg, doch ohne Wort und Stimme.

Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein,
Ihr Angesicht erblaßt bey seines Degens Schein,
Ihr Herz klopft voller Angst vor seinen trotz'gen Mienen,
Die ihr zum Unglück schnell, zum Tödten willig schienen.
„Geht hin,“ spricht er zu ihr, „holt mir von Jena drey;
Sprecht, daß ein guter Freund hier angekommen sei,
Der sie zu sehn verlangt; ihr find't sie in der Krone,
Doch seyd gleich wieder da, sonst geh' ich, euch zum Lohne.“
Sie eilt mit Schrecken fort; die Stimme, die es sprach,
Rief in der Feigen Brust nichts als Entsetzen nach;
Die Drohung machte sie, statt ihrer Neigung, flüchtig;
Sie richter' alles aus, zwar voller Furcht, doch richtig.

Dies Kleeblatt, das er schon in Jena wohl gekannt,
Mit welchem er vorlängst sich Brüderchen genannt,
Das ihm die Jungemagd so schlemmig rufen sollte,
Und er in seiner Noth am ersten sprechen wollte,
War ist in Leipzigs Zucht; doch blieb es roh und wild;
Ihr mürrisch Angesicht war der Verzweiflung Bild.
Wer sich nur untersund, sie kühnlich anzublicken,
Dem drohte schon ihr Zorn von Sterben und Zerstückten.
Ihr Stiechblatt, das die Hand an ihrem Degen deckt,
War wie Medusens Schild, der jede Feinde schreckt.
In Leipzig blieben sie von Jena treue Glieder;
Bei ihnen fand man nichts als Bier, Taback und Brüder.

Die Dirne traf sie gleich, nach edler jen'scher Art;
Auf einem Zimmer an. Die Thüre war verwahrt.
Sie klopft. Man ruft: herein! man macht ihr auf und fraget,
Und jeder zieht sich an und thut, was sie gefaget.
Doch dünkt es ihnen fremd, und jeder fragt und rieth,
Wer nach dem blauen Hecht sie wohl so spät beschied.
Doch keiner traf den Zweck; sie forschten, doch verdrossen;
Des Schicksals ewig's Buch blieb unerklärt verschlossen.

Sie gehn und finden bald, was erst verborgen war;
Man öffnete die Thür und Raufbold stellt sich dar,
Sogleich sprang jeder zu. „Herr Bruder!“ schrie ein jeder
Und jeder schlug den Arm um seines Fremdes Glieder.
„Welch Schicksal führt dich her?“ ruft endlich einer aus;
„Wie bleich, wie blaß bist du! kömmt du von einem Schmans?
Du kömmt von Jena? Ja! Was machen die Scharmanten?
Bringst du auch einen Gruß von jeglichem Bekannten?
Was Teufel, wie verwirrt liegt alles um dich her!
Warum das Schwerdt entblößt? Was soll dieß Mordgewehr?“
Doch Raufbold nöthigt sie: „Laßt euch zusammen nieder.“

Sie thaten's und er sprach: „Ihr wißt es, werthe Brüder,
Ihr wißt, wie oft mein Stahl für Jena sich gewagt;
Wie oft ich ganz allein der Schnurren Heer gejagt;
Ihr wißt, wie sorgsam ich für eure Freiheit wachte,
Wenn sie ein neu Edict uns zu entreißen dachte.
Dafür hab' ich den Lohn. Wißt, ich bin relegirt.
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
Dreymal hatt' ich mich nun auf off'nem Markt geschlagen,
Und dreymal hatt' ich auch den Ruhm davon getragen.
Ich war bereits berühmt, in Stoß und Liebe schnell:
So störte meine Lust Prorektor und Pöbelle.
Man forderte mich vor. Wie, Brüder, müßt' ich schweigen!
Ich bot zwölf Thaler an; nichts konnte mich beschützen.
Ich sollt' und mußte fort; ein Zettel an der Thür
Und der am schwarzen Brett, die beyde riefen's mir.“

Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen;
Was ist nunmehr zu thun? Ihr Brüder, rathet mir!
Verlaß ich diesen Ort, wie? oder bleib' ich hier?" — — —

Wie, wenn ein großes Volk von Rednern wird bewegt,
Sich der zu der Partei, der zu der andern schläget,
Ein murrendes Geräusch die stille Luft durchweilt,
Die Zwietracht drauf das Volk in zwei Parteien theilt,
Davon die eine will, was jener Mund verneinet,
Bis sich zuletzt das Heer der Streitenden vereinet:
So war auch hier der Streit in Kaufbolds Gegenwart.
Der eine sprach: zieh fort! dem andern schien dieß hart,
Und Kaufbold war auch selbst, doch insgeheim, entschlossen,
Von Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen.
Zuletzt fing einer an: „Hört, was mein Anschlag ist!
Herr Bruder höre zu: Du bist ein Renommist.
Dieß ist genug; bleib' hier, es wird dich nicht gereuen;
Man wird dich eher hier, als dort in Jena, scheuen.
Bleib' da, dieß ist mein Rath, besieh' erst diesen Ort.
Gefällt er dir, so bleib'; wo nicht, so reise fort.“
„Seht,“ sprach der Dritte drauf, „seht doch die großen Thaten!
Könnt ihr der Dinge Reih' und ihren Zweck errathen?
Verhindert euer Rath des künft'gen Schicksals Wuth,
Daß das, was es beschließt, unvidertreiblich thut?
Nein, dieses könnt ihr nicht, und doch seid ihr beflissen,
Durch einen magern Schluß das Künftige zu wissen.
Ein jeder thue das, was ihm erlaubt bedünkt.
Der allerbeste Rath ist dieser: Brüder, trinkt!“

So sprach er und ihm wird der andern Wort gegeben:
„Ja, Bruder, du hast recht, du und dein Rath soll leben!“
Sogleich rief Kaufbold laut: „Schafft Bier!“ Der Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwei grüne Flasen nahm;
Er brachte Bier, Taback, zwei Karten und vier Pfeifen,
Und dann das schönste Stück, ein Paßglas mit zweien Greifen,
Zween Vögel, welche stets mit Ritters Krieg geföhrt,
Die zierten dieses Glas, wie sie ein Pfeil verfehlet,
Und dann der Ritter sie mit seiner Lanz' entselet.
„Nun, Brüder,“ rief der Wirth, „zieht eure Kleider aus,
Denn heute geb' ich euch den jen'schen Abschiedsichmaus.“
Er sagt's und man gehorcht; sogleich lag auf dem Tische
Stech, Kleider, Handschuh, Hut in seltsamem Gemische.
„Gebt Achtung,“ rief er aus, „geb't Achtung, folget mir!“
Und alsobald füllt er das große Glas mit Bier;
Er trinkt dem ersten zu: „Auf's Wohlseyn der Scharmanten!“
Und leert es eher aus, als sie sich dankbar nannten.
Es war den Augenblick von neuem angefüllt,
Daß der getührnte Schaum bis in die Höhe quillt.
Man folgt ihm treulich nach; man leert es auf zweien Züge,
Und wer am besten zog, gewann in diesem Kriege.

14. Johann Friedrich von Cronest. (1731—1758.)

Aus: **Codrus**, ein Trauerspiel. (1758.)

Artander, König der Dorer; Codrus, König von Athen; Elisinde und Philaide, von Theseus abstammend, Fikstinnen, die erstere Mutter, die letztere Braut des Medon; Nileus, Vertrauter des Codrus; Cleant und Picas, Vertraute des Artander. Medon ist von den Dorern gefangen.

Schluß.

Artander. Föhrt diesen Jüngling ab! Laßt ihn auf freier Straßen,
Von knecht'scher Hand entseelt, Athen und Welt verlassen,
Dann bringet mir sein Haupt.

Du sagest nichts von mir;

Philaide. Ich geh' mit ihm!

Mein Sohn!

Artander (zur Wache auf Elifinde und Philaide zeigend). Laß diese beide hier; Sie möchten nur das Volk durch ihr Geschrey erregen. Zum Mitleid läßt sich leicht des Pöbels Herz bewegen. Bleibt hier; ihr sollt sein Haupt mir überliefern sehn.

Philaide. Nein! nichts hält mich zurück; nein, ich will mit ihm gehen. O Medon! Will man uns sogar im Tode trennen?

Medon. Dein Medon wird vielleicht alleine sterben können. Vielleicht wird durch mein Blut der Götter Zorn gestillt. Der Tod wird mir verflüßt durch dein geliebtes Blut. Mein letztes schwaches Ach soll deinen Namen nennen.

Philaide. Artander! Laß uns nicht in unserm Tode trennen; Sey diesmal noch ein Mensch! Es tödt' ein einz'ger Streich, Von deiner Wuth geführt, uns alle zwei zugleich! Trenn' uns nicht! tödt' uns selbst! Sei grausam aus Erbarmen!

Elifinde. Sohn! wahrer Schmerz ist stumm! Sohn, laß dich noch umarmen! Ich hemm' die Thränen noch, halb Wuth, halb Bärtlichkeit; Sie rührten dich, und jetzt ist's nicht zum Weinen Zeit; Zeit ist's zum Tode. Stirb! Der Wuth standhafter Seelen Zwingt Götter zu bereu'n, daß sie die Tugend quälen. Ich folge dir in Tod!

Medon. Soll ich noch muthig sein, So weint nicht! Bleibt zurück!

Philaide. Nein, du stirbst nicht allein —
O Medon!

Elifinde. Liebster Sohn!

Medon. Prinzessin! — Elifinde!
Das ist des Todes Schmerz, was ich anjetzt empfinde. Was sonst noch übrig bleibt, ist nichts für meinen Muth. Euch Götter von Athen weih' ich mein treues Blut! Stärkt mich, wenn's möglich ist, schiltzt diese zwo Betrübte, Den besten Theil von mir, die Mutter, die Geliebte! Mein Geist wird in mir frei; der Leib, der ihn noch hält, Wird bald nur Asche seyn. Es schwindet Aual und Welt Vor meinen Augen schon. (Zur Wache.) Kommt, ihr sollt sterben lernen! Nie stirbt ein wahrer Held; er will nur zu den Sternen. Nehmt dieses Leben hin, seht meinen Tod so still Und so gelassen an, als ich ihn leiden will. Wenn ihr in meinem Tod mir gleich zu werden strebet, So wißt: Nur der stirbt frei, der tugendhaft geleet. Folgt mir —

Philaide (sich haltbohnmächtig auf Elifinden lehrend).
O Medon!

Medon (auf sie zugehend). Ach! (vor sich) Sei standhaft, armes Herz! Helft ihr! — Leb' wohl! — Dies war des Lebens letzter Schmerz. (Medon geht mit einem Theil der Wache ab.)

Elifinde. Ja stirb! Das letzte Glück, das Helden sich erwerben, Ist, für das Vaterland und für die Tugend sterben. Für diese Welt zu groß, ja, gehe hin, mein Sohn! In einer besseren erwartet dich dein Lohn. Laß, laß mich wenigstens ihn nicht lang überleben, Tyrann, und eile, mir nun selbst den Tod zu geben!

Picas (eilend). Herr! Codrus stirbt! Er will vor seinem Tod dich sehn; Man bringt ihn her.

Philaide. Er auch? Er stirbt! Es war Athen — —

Artander. Er stirbt? Von welcher Hand hat er den Tod empfangen?

Picas. Du weißt, daß ich mit ihm aus dem Pallast gegangen.

Ein Eifer voller Muth verdoppelt seinen Schritt;
 Ich eil' ihm nach, zu spät, mit ungleich schwächerem Tritt.
 Sobald als er beim Thor sich ohne mich erblickte,
 Griff er die Wache an. Ich sah, daß es ihm glückte,
 Daß er zweien Dorier noch mit dem Dolch durchstieß,
 Den seine Hand geführt, als er dich hier verließ.
 Die Wache kannt' ihn nicht; ich rufte, doch vergebens.
 Ihr Arm, von Zorn gereizt, beraubt ihn bald des Lebens.
 Er fällt! Ich kam dazu; er bittet, dich zu sehn.
 Die Wache, die ihn trägt, beklaget ihr Versehn.
 Ich suchte nur umsonst dieß Unglück zu verhüten;
 Er scheint mit ruh'gem Blut dem Tode Trotz zu bieten.
 Das Volk sieht es erstaunt, und steht, und weint um ihn.
 Man sieht von trüber Nacht den Pol sich überziehen.
 Es blüht, die Erde bebt, und scheint aufzubrechen.
 Es scheint, der Himmel will den Tod des Codrus rächen.
 Hier wird er selbst gebracht!

Der sterbende Codrus, der sich auf die Wache lehnet, Artander, Elifinde, Philaide, Licas.

Elifinde (die ihm entgegen geht).

Mein König!

Codrus.

Weine nicht!

Es ist geschehn. — — Mein Herz erfüllte seine Pflicht.

Artander.

Vor deiner eignen Wuth kann niemand dich bewahren;
 Durch welche Raserey — —

Codrus.

Lies und du wirst erfahren!

Dieß hat der Götter Spruch zu Delphos ausgesagt.
 Lies! — — Zittre!

(Er giebt Artandern ein Blatt und wird auf einen Lehnstuhl gesetzt.)

Artander.

Schwaches Droh'n macht mich noch nicht verzagt!
 (stest) Wird eines Königs Blut vergossen
 Von seiner Feinde zorn'gen Hand,
 So wird der Krieg beschloffen;
 So siegt sein Vaterland.

Und dieses trieb dich an, nach deinem Tod zu streben?
 Darum erhieltest du vor kurzer Zeit mein Leben,
 Als ihre Wuth auf mich den zorn'gen Dolch gezückt?

(Er weist auf Elifinden.)

Du stirbst und dünkest dich in deinem Wahn beglückt?
 Du glaubst, dein Vaterland soll jetzt den Sieg erwerben?
 Dein Reid verwehret mir den Ruhm, zuerst zu sterben.
 Ich danke dir. Vielleicht hält nicht Apoll sein Wort.

(Man höret den Donner von ferne.)

Doch, was sühr eine Nacht verfinstert diesen Ort?
 Will Zeus dann, daß ihn auch die Fürsten fürchten sollen?
 Hör' ich den Donner nicht von ferne rollen?
 Es blüht! Die Erde bebt! Ein schrecklich Klaggeschrei
 Erfüllt die dunkle Luft! Man kömmt! Wer eilt herben?
 Es tönt ein wild Geräusch mir fürchtbar in den Ohren;
 Ich zittre! — — Freunde, helft!

Artander, Elifinde, Philaide, der sterbende Codrus, Cleanth, Licas, Wache.
 Cleanth

(eilig mit bloßem Schwerte). Herr, alles ist verloren!
 Ein unbekanntes Volk dringt siegreich durch die Stadt,
 Durch's Thor, da Codrus Tod das Volk bestürztet hat.
 Komm, hilf uns, such den Muth der Dorier zu wecken!
 Es herrscht in ihrer Brust ein ungewohntes Schrecken.
 Die Götter streiten selbst für unsre Feinde mit.
 Sie nah'n sich dem Pallast und nichs hemmt ihren Schritt.
 Die Dorier entflieh'n und sterben im Entfliehen;
 Die fallen durch den Blitz, die sich dem Schwert entziehen.

Der Sturm erfüllt ihr Herz mit banger Furchtsamkeit;
Die meisten sind entseelt, noch viele sind zerstreut.
Man kämpft, man wirret, man stirbt und will sich sterbend rächen.
Es herrschen Nacht und Tod! Ach! alles auszusprechen,
Macht mich die Furcht zu schwach. So vieler Schreden Bild
Hat auch mein Herz mit Angst und Schauer angefüllt.
Die Feinde nahen sich; es weicht schon die Wache,
Und auf des Medons Tod folgt eine schnelle Rache?

(Artander steht bestürzt.)

Philaid. Auf Medons Tod?

Elisinde (mit Schmerz). Mein Sohn! — (muthig) Der Himmel schützt Athen!

Ich soll der Götter Spruch noch selbst erfüllet sehn!

Ich danke dem Geschick!

Artander. Erzürnter Himmel, siege!

Doch glaube nicht, daß schon Artander unterliege.

Kommt, Freunde, sterbt mit mir! Verzweiflung sieget oft,

(Er zieht das Schwert.)

Wenn alle Rettung fehlt und wenn man nichts mehr hofft.

Kommt, Freunde, sterbt mit mir! doch laßt uns tödtend sterben!

Die Götter stützen mich; sie wollen mein Verderben;

Sie fordern nun von mir der Unterthanen Blut,

Das meinetwegen floß. Durch meine größte Wuth

Trog' ich noch ihrem Grimm. Lebt' ich nur, um von ihnen

Durch größern Frevel noch die Rache zu verdienen!

(Artander, Picas, Ueantb, die Wache gehen mit bloßm Schwertem ab.)

Der sterbende Codrus, Elisinde, Philaid.

Elisinde. Dank' ich nun dem Geschick? Beklag' ich meine Noth?

Mein Vaterland ist frey! Doch ach! mein Sohn ist todt.

Ich bin bestürzt, betäubt; es kämpft in meinem Herzen

Ein trauriges Gemüch von Freuden und von Schmerzen.

Philaid. In meinem siegt der Schmerz. O Medon, welch Geschick

Trieb dich so schnell zum Tod? In einem Augenblick

Wärst du vielleicht befreyt. Was nützet dir dein Siegen,

Unglückliches Athen, wann du bey künft'gen Kriegen

Von ihm verlassen bist? Wann er und Codrus fällt,

Was herrscht dann für ein Fürst? Was kämpft dann für ein Held?

Es soll das Siegesgeschrey nicht meine Klagen stören;

Ich will nichts mehr von Sieg, nichts mehr von Freude hören.

Mein Herz, das Vaterland, Natur und Sieg vergißt,

Fragt nichts nach einer Welt, wo Medon nicht mehr ist.

Codrus. Hemmt eure Thränen, hofft und unterwerft den Willen

Dem Himmel; er allein kann eure Schmerzen füllen.

Was uns unmöglich scheint, verrichtet seine Macht.

Ich folgte seinem Spruch; sein Rathschluß ist vollbracht.

Ich bin dem Tode nah! — — Ich weiß nicht, welches Leben

Noch meine Kräfte stärkt, um mir die Zeit zu geben,

Der Götter Spruch erfüllt und euch beglückt zu sehn.

Dich kann die schwache Hand zum Himmel noch erhebn,

Die schon beynah erstarrt. Ihn bitten meine Thränen,

Mein Vaterland noch stets mit Sieg und Heil zu krönen.

Es müßte jeder Fürst dem Codrus ähnlich seyn!

Das Laster müßte nie der Bürger Herz entweihn!

Das Alter schmücket Muth, und Mäßigkeit die Jugend!

Durch Siege werd' es groß, noch größer durch die Tugend!

Ich werde matt; den Geist, der schon die Welt verläßt,

Hält unbekanntes Macht kaum noch im Körper fest.

Elisinde. Hört seine Bitten an, ihr, die ihr uns beschützt,

Ihr Götter, deren Macht Athen zu rächen blühet!

Es sieg', es sieg' Athen! und du, beklemmtes Herz,

Erstreck' auf ein'ge Zeit den zu gerechten Schmerz!

O Sohn! du kannst nunmehr von den gestirnten Höhen
Den Sieg des Vaterlands und meine Thränen sehen.
Es ist nichts Menschliches, nichts Schwaches mehr an dir,
Und frei von Schmerz und Pein siehst du herab nach mir.
Flöß' mir die Großmuth ein, mein Unglück zu ertragen,
Bei dem gemeinen Glück nicht weibisch zu verzagen.
Es soll dir meine Treu' ein ewig's Denkmal bau'n;
Kein Bürger in Athen soll's ohne Thränen schau'n,
Die Jungfrau'n sollen es mit frischen Rosen krönen;
Man soll dir Lieder weihn, doch oft gestört von Thränen.
Es soll dein Vaterland dir jährlich Weihrauch streu'n,
Beschütz' dein Vaterland, du sollst sein Schutzgeist seyn!
Dein Geist zieh' vor dem Heer in allen seinen Kriegen
Und schrecke jeden Feind — —

Codrus, Elisinde, Philaide, Medon, Nileus, Gefolge mit bloßen Schwerdtern.
Medon. Wir sind nun frey; wir siegen!

(Sie laufen ihm beyde entgegen und führen ihn gegen den Rand der Bühne, wo Codrus sitzt.)

Philaide. Er ist's! Er lebt!

Elisinde. Mein Sohn!

Philaide. O Medon! Welches Glück!

Codrus. Tritt näher! — — Welcher Gott gab dich Athen zurüch?

Medon. In welchem Zustand muß mein Auge dich erblicken?
Es kam nun unser Sieg Athen nur halb entzücken,
Wenn unser König fällt. Herr! Der Thebaner Schaar,
Die, wie ich dir gesagt, der Stadt schon nahe war,
Kam unversehens an, von ew'ger Macht bewogen.
Die Nacht, mit welcher sich der Himmel überzog,
Das schreckliche Geräusch, von nahem Sturm erweckt,
Die Götter, die mit Furcht der Feinde Herz geschreckt,
Ließ ihnen zu, mit Muth in unsre Stadt zu dringen,
Als die bestimmte Schaar, mich zu dem Tod zu bringen,
Mich auf den Markt geführt. Das Schwerdt war schon gezückt,
Als unversehns ein Pfeil, von fernem abgedrückt,
Den, der mich tödten sollt', todt auf den Boden strecket.
Nileus war's, der sich, von edlem Muth erwecket,
Von Banden los gemacht, als mir das Schwerdt gedroht.
Man läuft verwirrungsvoll, erschrickt und glaubt mich todt.
Nunmehr fing Thebens Volk an, muthig loszubrechen;
Sie wollten meinen Tod an allen Feinden rächen.
Ich zeige mich zuletzt; wir siegen, alles fällt.
Artander, den man noch bisher gefesselt hält,
Erwartet seinen Tod und zittert in den Banden.
Der Sturm, der uns bisher im Siegen beygestanden,
Macht sanfter Stille Platz. Die Nacht ist schon zerstreut;
Der glit'ge Himmel glänzt mit neuer Heiterkeit.

(Es blit und linker Hand hört man donnern.)

Der Donner läßt sich noch, der Götter Macht zu lehren,
Zum Zeichen ihrer Günst, von linker Seiten hören.
Der Krieg und unsre Qual ist auf einmal vorbei;
Die Götter sind gerecht, Athen ist wieder frey!

Codrus. Es ist geschehn! Ich seh's aus diesen Donnerstreichern, — —
Ihr Götter, dieser Blitz, jezt eurer Gnaden Zeichen,
Treff' jedes Königs Herz, der sich im Glück vergißt,
Und der nicht für sein Volk bereit zu sterben ist!
O Medon nahe dich! Du nur bist, zu regieren
An meiner Stelle, werth. Laß nicht dein Herz verführen.
Ein hoher Stand droht oft der Tugend mit Gefähr!
Beschütze dieses Volk, von dem ich Vater war!

Medon (bet vor ihm auf die Kniee fällt).

Nein! Niemand ist es werth, daß er nach dir regieret.
Die Götter, deren Macht dieß alles ausgeführt,
Sind es alleine werth. Die mögen nun allein
Mit ungetheilter Macht Athens Beherrscher sehn!
Die freygewordne Stadt soll keinen Herrn erkennen.
Und welchen Namen kann man wohl nach Codrus nennen?
Als Bürger von Athen bring' ich mein Leben zu,

(Er steht auf und gibt Philaiden die Hand.)

Beglüct durch deine Hand, in ungestörter Ruh'.
Der Kronen prächt'ge Last mag sich, wer will, erwerben;
Ich wünsche mir nichts mehr, — als einst wie du zu sterben.

Codrus.

Genug — — — Athen ist frey — — — und ich that meine Pflicht.
Lebt wohl! — — Umarmet mich! Lebt wohl, vergeßt mich nicht!

(Medon und Clifinde umarmen ihn.)

Baut mir kein Denfmal auf, als nur in eurem Herzen.
Wie glücklich sterb' ich nicht! Ich fühle keine Schmerzen.
(zu Philaiden) Prinzessin, lebe wohl! Du weinst, du scheinst gerührt!
Ihr Götter, deren Macht die Sterblichen regiert,
Laßt nur die Seele frey! — — O letzte süße Stunden!
Im Leben hab' ich noch kein solches Glück empfunden.
Wie schön ist nicht der Tod, der Tod für's Vaterland!
Leb' wohl — — Ich werde schwach, — — Drück' tzt mit sanfter Hand
Die Augen zu — — Der Tod — —

Clifinde.

Er stirbt — — Empfangt ihn, Götter!
Die freye Seele steigt in einem Donnerwetter
Zu dem Olymp empor! Ihr Klagen haltet ein!
Sein Tod will nicht beweint, er will bewundert sehn.

15. Johann Georg von Zimmermann.

(1728—1795.)

Aus: Über die Einsamkeit.

(Zuerst als Betrachtungen, 1756; dann in 4 Thln., 1784—1785. Der mitgetheilte Abschnitt aus dem Kapitel:
„Vortheile der Einsamkeit für das Herz.“)

Glücklich ist jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück ist leicht zu Richters-
wyl am Zürchersee; aber doch auch leichter als ihr glaubt in der Kammer, da ich dieses Buch
über die Einsamkeit schreibe, wo ich seit sieben Jahren nichts sehe, als ein paar elende unförm-
liche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchturms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt mit jeder Tugend,
die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird
man auch nur bei dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer
hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man
mehr Ursache unter den Menschen zu stiehen, als die Menschen. Friede mit sich selbst
ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und
Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in ländlicher
Einsamkeit die Menschen lieben. Entzückt uns die ganze Natur umher, überfließen wir von
Wohlmollen, dann seht uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß Alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum unter gleich gestimmten Seelen auf dem Lande un-
ausprechlich vermehrt. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz würden Allem zur Seite
gehen, was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man sich aus dem Schooße
ländlicher und häuslicher Glückseligkeit, gegen seinen Willen weggerissen sähe in den Fallast
einer Königsstadt, und in das schale Leben, wo man nichts thut, als spielen und gähnen,
Längeweile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreißen.

Gewiß ist's immer: wahre, innige Freude, Liebe, Treue und Sitten der Vorwelt gedeihen
doch nirgends so gut wie auf dem Lande. Rousseau sagte darum den Menschen in Städten
so herzlich: das Landleben habe Vergnügungen, von denen sie nichts wissen; diese Vergnügungen
seien weniger abgeschmackt, weniger grob, als sie glauben. Auch da könnte Geschmack, Wahl
und Niedlichkeit herrschen. Ein Mann von Verdienst, der mit seiner Familie aufs Land sich
begebe, und sein eigener Pächter werde, sehe da sein Leben eben so sanft hinfließen, als ihr auf

euren Assenbleen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reizende Frau sein, eine Frau von Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böse in der Welt vergiftet man in kühlen Schatten, einsamen und armuthigen Thälern. Schon in Städten hasset man die bösesen Menschen nicht, sobald man sie nicht sieht. Nur im Gewirre des gesellschaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der gesellschaftlichen Verhältnisse, ist das beständige Anprellen des Wahrheitsfinns und der Vernunft gegen beschlammte Dummheit die ergiebige Quelle, aus der so vieles Gland über das menschliche Leben strömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft; bestreuen jedem, der mehr Verstand hat als sie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mißmuths, des Aergers, und der Thränen. Wie mancher Biedermann bei Hofe, wie mancher brave und geistvolle Offizier, wie mancher vernünftige und arme Teufel im Amte, wie mancher wackerer, sich aus dem Trost der Gemeinheit erhebende Geschäftsmann, wie mancher patriotische Bürger würde darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich süße, und etwa bliese! Siehe, so wollte ich mich fern weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entranne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit und Schabenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beim Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, vornämlich solche, die Ansehen und Einfluß hat, wird insonderheit dadurch schädlich und gefährlich, weil sie Alles in der ganzen Stadt so klein machen will, als sie selbst ist, weil sie jeder Sache immer den unwechten Namen gibt, weil sie jeden Menschen immer gerade für das Gegentheil von dem hält, was er ist, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiße immer schwarz. Freie, offene und redenschaffene Menschen müssen, wenn sie städtischer Dummheit entgegen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben so gut kennen, wie der Fuchs bei Saadi, dem indianischen Fabeldichter. Jemand sah einst einen Fuchs eiligt nach seinem Loch laufen, sagt Saadi; und fragte ihn, warum so schnell? Hast du etwas Ubles begangen, und fürchtest du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, sprach der Fuchs, mein Gewissen ist rein; aber eben hörte ich die Jäger sagen, sie möchten wohl ein Kameel haben, sie wollen eins fangen, und es dann in die Auechtshaft führen. Ei, was kimmert dich das, du bist ja kein Kameel? Lieber Gott, sagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte, und ihnen sagte, da läuft ein Kameel, so würden mich die Kerle fangen und krumm schließen, und keiner würde untersuchen: ob ich auch wirklich das Thier sei, wofür jener mich angab.

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rafen, und blumenreiche Wiesen bedarf man darum nicht unumgänglich, um die Wund seiner Feinde zu vergessen. O, die vergiftet man überall, im stillen frohen glücklichen Kreise der Seintigen — in der Einsamkeit häuslichen Glücks! Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bestimmnisse versiegen da wie Staub vor dem Familienvater, der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu leben. Nur im Weltzwang und in der Dienstbarkeit wird freien Seelen das Leben vergiftet, und stiehet Anbe: Zufriedenheit, Kraft auch in glänzendem Wohlstand, Reichthum und Ueberfluß.

Also kommt durch Einsamkeit, ländliche oder häusliche, nicht nur Ruhe ins Herz; also macht sie nicht nur gutmüthig; also überwindet und vergiftet man in derselben nicht nur Dummheit, Bosheit, und Keid: Einsamkeit bringt dem Herzen noch weit mehr und größern Vortheil.

Freiheit, wahre Freiheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle, und allen unwillkürlichen Weltverhältnissen. Vortrefflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreuung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klars inniges Bewußtsein von dem, was er ist und hat, und lebe mehr in sich und für sich, als in äußern Dingen. Er trete da in einen natürlischen und freien Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sei er ganz das, und nichts anders, als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Amtsgesicht und kein Tyrann; da verlache er Niemanden, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitzwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit und willkürlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Stael hat es für einen großen Irrthum, daß man sich am Hofe frei glaube, wo man doch bei seinen geringsten Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gefinnungen sich immer nach Allem richten müssen, was uns umgibt, wo Alles, was uns nahe kommt, das Recht zu haben scheint, uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals genießen. Selbstgenuß, sagte diese Dame, ist nirgends, als in der Einsamkeit; die erste Bekanntschaft mit mir selbst machte ich in der Basilie. — — —

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Familien-Leben, schützen gegen allen diesen Zwang. Nur so macht man sich unabhängig und frei von Allem, was dem Herzen wehe thut, dem Geiste eckelt und den Mägen belästigt.

Einsamkeit zerstört allen eiteln Ehrgeiz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Anter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr lang sein Feld selbst nicht bauen konnte; und Cincinatus, der vom Pfluge geholt ward, um an der Spitze einer römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, bemesterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom, und war in sechszehn Tagen wieder bei seinem Pfluge.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle großen Staatsverwalter gehen wie Nester von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzt sehen in ländliche Ruhe, unter die Bäume, die ihre Voreltern gepflanzt haben, und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Minister seinem König mißfällt, wenn dieser ihm befiehlt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe, die er verschönert und zum lieblichsten Aufenthalte gemacht hat: ach, so ist ihm dieser holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er schläft nicht, sobald er sein eigener Herr ist. Müße und Freiheit machen ihn zu einem unselbischen Hypochondristen, der Alles um sich her drückt, und von Allem gedrückt wird; die Ungnade ist sehr oft der Tod eines Franzosen. In England ist es nicht so. Da gratulirt man dem abgehenden Minister wie einem Menschen, der von einer großen Krankheit sich erholt hat. Er kann darauf zählen, daß er jetzt mehr und bessere Freunde hat, als vorher; denn seine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß sie uns das Beispiel von Menschen geben, die sich genug fünd, Alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen, als sie werth ist. So wahrwitzig sich auch viele Engländer gegen Gott empören, so höhnisch sie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anstand, alles sitlich Schöne und Gute verlachen: so gibt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunst verstehen, mit sich selbst zu leben, viele, die auf ihren stillen und anmuthigen Landsitzen weit männlicher, freier und erhabener denken, als irgend ein tollkühner, unangefärbter Trostkopf im Parlament. — —

Die Glückseligkeit eines Landpredigers übertrifft jede andere Glückseligkeit, wenn er will. Solche Glückliche gibts in Hütten aus Holz und Lehm; wo man jedesmal in Gefahr ist, sich todt zu stürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann, der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund schlägt; wo man über den Mist sein Haus kommt, aus dem Stall in die Stabieshube, und durch die Rauchkammer zur Frau Pastorin. Trockene Erbsen und rohe Schinken sind Lackerbissen für diese Patriarchen. Milch und Bier ist ihr Getränke, und sie wissen nichts von Kalk. Kein Fenster ist dicht, und sie verkälten sich nie. Die Frau Pastorin liest keine Romane, und ihre Nerven sind stark. Ihr einziger Almanach ist der Gartenkalender. Hüften und Nähen ist die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfsputz macht sie selbst. Ihre einzige Liebe sind ihre Kinder, jeder Verunglückte und ihr Mann. Der Herr Pastor lehrt Tugend auf der Kanzel und durch sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immervährende Nichtigungen zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bei Tage sein Führer, und Glauben sein Leitstern bei der Nacht. Von Religionszänkereien weiß er nichts. Er denkt über Alles billig und mäßig. Beim Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hüngert kein solcher Pastor. Sein Beutel ist oft leer, und sein Herz ist nie traurig; und darum ist er glücklicher, als ein König und ein Consistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bei so vielen Vortheilen, wenn man nicht in derselben dem Geübten an seinem Glücke entzage. Durch das immervährende Nachdenken über das, was noch etwa besser seyn könnte, vergißt man Alles, was gut. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schniffest, Alles gerade haben willst, was nun einmal schief ist und schief bleiben soll, so mußt du auch nicht in der Welt mit deinem Augenmaaß messen; denn ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig!

Es ist ein vortrefflicher Wegweiser zu unfehlbarer Glückseligkeit, wenn man sich Alles in der Welt gefallen läßt, wie es ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosophen zum Grundstein der ganzen Moral annimmt: man müsse so viel Gutes thun, als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, so wie sie sind, zufrieden seyn. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanfttheit ist dies freilich; aber sie schlägt doch gar zu leicht in MönchsMoral um; taugt nicht für kluge Menschen, und macht nicht Völker frei. Indessen ist es wahr, daß nichts so sehr zur Unzufriedenheit führt, als wenn jeder Mensch gegen Alles, was ist, etwas zu erinnern findet. — —

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann ich behaupten: Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen seyen dem Menschen doch mehrertheils zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen biete Einsamkeit zu beiden die Hand.

Freunde, die das Schicksal getrennt hat, veredeln nirgend ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da, wo nichts dieses süße Andenken stört, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit, in die man durch das Gewirre des Lebens und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beisammenseyn der zärtlichsten Gemüther weniger mild. Man denkt in diesen unglücklichen Augenblicken nur an das, was man sich heute nicht ist, und nicht an das, was man in jeder großen Angelegenheit des Lebens sich war, auch noch jetzt und immer seyn würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süße Lebensfreude geht darüber verloren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwidere durch üble Laune. Kurzes Mißvergnügen und ein so leicht zu hebendes Übergewicht von Gram können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellte, und das immer so mild in mein Herz wirkt. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verhehlt mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freilich ist das eine Folge unserer zwanglosen Freimüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und Alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch wechselseitigem Genusse immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Parthei gegen Schärfe. In der Gegenwart geschieht dieß alsdann nicht, wenn jeder seinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspakt, sondern von den Stacheln seines eigenen Lebens genect, nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereizt bleibt und immer reizt. Aber wie verschwindet dieß Alles in der Einsamkeit, die das Andenken aller Geliebten unserer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet, was nicht gegenwärtiger Freundschaftsgenuß war. Sicherheit, Festigkeit und erprobte Treue steigen da wieder zu dem hohen Range, den sie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles ist jetzt Einklang; ich verstehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundin verstanden. Die lieben Unsichtbaren umschweben mich bei jedem Gedanken und jeder Empfindung, die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das sie auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Liebe endlich, die dem Herzen doch Alles ist, scheint einen großen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf. — — —

Die süßesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach, das erste Errothen, der erste kleine Händedruck, der erste Jorn über eine unerwartete Störung oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süßen Unterredungen, dieß Alles sind unvertilgbare Eindricke! O! glaubt man, die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es gibt Fächer in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stoßt ihr die Thür nur ein wenig auf, so stürzt Alles heraus. So geht es mit der ganzen Reihe unserer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gern nachhängen. Ewig bleibt der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzündung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süße Augenblick, da beide Geliebte gewahr werden, daß sie sich lieben. — — —

Achte Liebe wird in der Einsamkeit nie überwunden, aber geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit dem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht und wegkost. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglückt dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entzöhnt auch sie dich, durch freie und süße Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannigfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles so unübertrefflich lehrt, und sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung, kein Gedanke, der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe, der nicht erwidert, keine Gefälligkeit, die nicht vergolten, keine Freude,

die nicht mitgenossen würde, und keine Empfindung, die sich nicht beiden Herzen mittheilte! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, Alles wichtig seyn, was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genießt, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tabeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, versehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über Alles, selbst das geringste Gute, das dem andern wiederfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilt, mit Ruhe, Zufriedenheit und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusammentreten, dann wird die Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gefinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verschleichen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer übeln Laune gemildert, die Heftigkeit unserer Leidenschaften besänftigt, und der bittere Kelch des Lebens verflüßt. So erheitert sich freudig auf alle unsere Wege.

Fünfte Periode.

Das Zeitalter der klassischen Literatur.

(1750—c. 1805.)

A. Literaturbilder

aus den Werken der Vorgänger und Zeitgenossen
Goethe's und Schillers.

1. Ewald Christian von Kleist.

(1715—1759.)

1. Aus: Der Frühling. (1749.)

Hier, wo der gelehnete Fels mit immergrünen Tannen
Bewachsen, den blänlichsten Strom zur Hälfte mit Schatten bedeckt,
Hier will ich ins Grüne mich setzen. — O! welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land! Friedfertige Dörfer und Heerden
Und Hügel und Wälder! Wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die sich in schmälern den Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verliert?
Dort unter den Teichen, bekränzt mit Rosenhecken und Schlehdorn? —
Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort,
Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen; die strahlende Sonne
Wirft einen Himmel voll Sterne darauf; die Riesen des Wassers
Durchtaumeln aufs neue belebt die unabsehbare Fläche. —
Sieh, ländliche Muse, den Acker voll finsterner Kasse. Sie werfen
Den Nacken empor und stampfen mit freudig wiehender Stimme;
Der Fichtenwald wiehert zurück. Geflechte Röhre durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs blüschichte Sittmpfe.
Ein Gang von Esen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt sich
Ein Nebengebirg' empor mit Thyrjussäben bepflanzt!
Ein Theil ist mit Schimmer umwebt, in Flohr der andre gefüllet;
Jzt flieht die Wolke: der Schimmer eilt staffelweis über den andern.
Die Lerche bestieget die Luft, sieht unter sich selbige Thäler,
Bleibt schweben und jubiliert. Der Klang des wirbelnden Liedes
Erregt den ackernden Landmann: er horcht gen Himmel; dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Aelstern. Der Säemann schreiet gemessen,
Gießt goldenen Regen ihm nach. — O! streute der fleißige Landwirth

Für sich den Saamen doch aus! Wenn ihn sein Weinstock doch tränkte!
 Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten!
 Allein der gefräßige Krieg, vom zähneblekenden Hunger
 Und rasenden Horden begleitet, verheeret oft Arbeit und Hoffnung.
 Gleich Hagel vom Sturme geschleudert zerkschlägt er die nährenden Halmen;
 Reißt Stab und Rebe zu Boden; entzündet Dörfer und Wälder
 Zur Luft — Wo bin ich? Es blitzen die fernen Gebirge mit Waffen,
 Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus offenen, ehernen Rachen
 Und donnern und werfen mit Keilen umher: zerrissene Menschen
 Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
 Verhüllt sich, die Grausamkeit scheneud, in blaue Finsternis. — Siehe
 Den blühenden Jüngling! Er lehnt sein Haupt an seinen Gefährten
 Und hält das strömende Blut und seine stiehende Seele
 Noch auf und hoffet, die Braut noch wieder zu sehen, und zitternd
 Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu ernten.
 Ein Schwert zerspaltet ihn ist. — Sie wird in Thränen zerrinnen,
 In ihm wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger Dichter erblassen.

2. Ode an die preußische Armee.

(Im März 1757.)

Unübertwindnes Heer, mit dem Tod und Verderben
 In Legionen Feinde dringt,
 Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel
 schwingt,
 O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!
 Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast ver-
 sinken,
 Den Erdkreis beben macht,
 Zieh gegen dich und drohn mit Dual und
 ewger Nacht;
 Das Wasser fehlt, wo ihre Kasse trinken.
 Der bitre, scheele Reid treibt niederträchtige
 Schaaren
 Aus West und Sild heraus,
 Und Nordens Höhlen spein, so wie des Osts,
 Barbaren
 Und Ungeheur, dich zu verschlingen, aus.
 Verdopple deinen Muth! Der Feinde wilde
 Fluthen
 Hemmt Friedrich und dein starker Arm;
 Und die Gerechtigkeit verjagt den tolln Schwarm:
 Sie blüht durch dich auf ihn, und seine Rücken
 bluten.
 Die Nachwelt wird auf dich, als auf ein
 Muster sehen,
 Die künftigen Helden ehren dich,

Zieh dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich,
 Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen.
 Nur schone, wie bisher, im Lauf von großen
 Thaten
 Den Landmann, der dein Feind nicht ist;
 Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet
 bist.
 Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten.
 Ich seh', ich sehe schon — freut euch, o Preußens
 Freunde! —
 Die Tage deines Ruhms sich naht.
 In Angewittern zieht die Wilden stolz heran;
 Doch Friedrich winket dir: wo sind sie nun,
 die Feinde?
 Du eilest ihnen nach und drückst mit schweren
 Eisen
 Den Tod tief ihren Schedeln ein,
 Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu
 erfreut,
 Die jauchzend dich emphan und ihren Retter
 preisen.
 Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir,
 o Himmel! —
 Einher vor wenig Helden ziehn.
 Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen
 stiehn,
 Und find Ehr' oder Tod im rasenden Getimmel.

2. Johann Ludwig Wilhelm Gleim.

(1719—1803.)

1. Die Giche und der Kürbiß.

(Sämmtliche Werke, 1811.)

Sohn, mit Weisheit und Verstand
 Ordnete des Schöpfers Hand
 Alle Dinge. Sieh umher!
 Keines steht von ohngefähr
 Wo es steht! Das Firmament,
 Wo die große Sonne brennt,
 Und der kleinste Sonnenstaub,

Deines Athems leichter Raub,
 Trat, auf unsers Gottes Wort,
 Jegliches an seinen Ort.
 Jedes Ding in seiner Welt
 Ist vollkommen; dennoch hält
 Mancher Thor es nicht dafür,
 Und kunstrichtet Gott in ihr!

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbiß hangen sah,
Groß und schwer, wie deiner da,
Den du selbst gezogen hast,
Den verzweigten Gedanken
Sagte: Nein, solch eine Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbiß, gelb und weiß,
Reih' bei Reih', in gleichem Raum,
Hätte sollen herrlich prangen
Hoch am starken Eichenbaum!

Also denkend geht er fort,
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche; lagert sich
Längelang in ihren Schatten,
Und schläft ein. —

Die Winde hatten

Manchen Monath nicht geweht;

Aber als er schläft, entsteht
Zu der Eiche hohem Wipfel
Ein Gebrause; starke Weste
Schütteln ihre vollen Aste:
Plötzlich stürzt von dem Berwegen
Brasselnd ein geschwinder Regen
Reiser Eicheln von dem Wipfel.
Viele liegen auf dem Grase,
Aber Eine fällt gerade
Dem Rumpfrichter auf die Nase!

Plötzlich springt er auf, und sieht,
Daß sie blutet. Dieser Schade
Geht noch an! denkt er, und sieht,
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbiß, tragen sollte.
„Tras ein Kürbiß mein Gesicht,“
Sprach er, „nein so lebt' ich nicht!
O wie dumm hab' ich gedacht!
Gott hat Alles wohl gemacht!“

2. Die Milchfrau.

Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib,
Geliebt von ihrem Mann, gesund an Seel' und Leib,
Früh Morgens nach der Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süße Milch in einem großen Topfe;
Sie lief, und wollte gern: „Kaufst Milch!“ am ersten schrei'n:
Denn, dachte sie bei sich, die erste Milch ist theuer;
Will's Gott, so nehm' ich heut' sechs baare Groschen ein!
Dafür kauf' ich mir dann ein halbes Hundert Eier;
Mein Hühnchen brütet sie mir all' auf einmahl aus;
Gras, eine Menge, steht um unser kleines Haus;
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören,
Die werden herrlich da sich legen und sich nähren;
Und ganz gewiß! der Fuchs, der müßte listig sein,
Ließ' er mir nicht so viel, daß ich ein kleines Schwein
Dafür ertauschen könnte! Seht nur an!
Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann!
Zu mästen kostet's mir ja nur ein wenig Kleie!
Hab' ich das Schweinchen fett, dann kauf' ich eine Kuh
In meinen kleinen Stall, ein Kälbchen wol dazu;
Das Kälbchen will ich dann auf meine Weide bringen,
Und munter hüpf't's und spring't's, wie da die Lämmer springen!

„Hei!“ sagt sie, und springt auf! Und von dem Kopfe fällt
Der Topf; das baare Geld,
Und Kalb und Kuh und Reichtthum und Vergütigen
Sieht nun das arme Weib vor sich in Scherben liegen!
Erschrocken bleibt sie stehn, und sieht die Scherben an,
„Die schöne weiße Milch,“ sagt sie, „auf schwarzer Erde!“
Weint, geht nach Haus, erzählt's dem lieben Mann,
Der ihr entgegen kommt, mit ernstlicher Geberde.
„Kind,“ sagt der Mann, „schon gut! Bau' nur ein andermahl
Nicht Schlösser in die Lust! Man bauet seine Qual!
Geschwinder drehet sich um sich kein Wagenrad,
Als sie verschwinden in den Wind!
Wir haben all' das Glück, das unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind!“

3. Der Greis.

Ein ist alle meine Kraft!
Alt und schwach bin ich,
Wenig nur erquicket mich
Scherz und Rebensaft!

Ein ist alle meine Zier;
Meiner Wangen Roth

Ist hinweggeflohn! der Tod
Klopft an meine Thür!
Unersehret mach' ich ihm auf;
Himmel, habe Dank;
Ein harmonischer Gesang
War mein Lebenslauf!

4. Die Gärtnerin und die Biene.

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.

„Bienenchen,“ spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,

„Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?“

„Ja,“ sagt sie zur Gärtnerin,
„Ja, das Gift laß ich darin!“

5. An Lobredner des Auslandes.

(Den 20. Mai 1792.)

Laßt uns Deutsche sehn und bleiben:
Deutscher Handschlag steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Das sei deutschen Herzens voll!

Deutsches Herz hat deutsche Triebe,
Treibt zu deutscher Kecklichkeit,
Treibt zu Vaterlandsliebe,
Treibt uns zur Bescheidenheit.

Laßt uns Deutsche sehn und bleiben:
Deutscher Ausdruck steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Sei des deutschen Geistes voll!

Deutscher Geist bleibt in den Schranken
Unserer guten Menschlichkeit,
Lebt und webt in Lichtgedanken,
Hütet sich vor Dunkelheit!

Wer von unserm deutschen Boden
Will auf fremden Boden gehn,
Der soll unsern Klopstock's Oden
Weber lesen noch verstehen;

Der nehm' unsern deutschen Segen
Mit auf seinen Weg zu Glück;
Dem sei wohl auf seinen Wegen;
Komm' er aber nicht zurück!

6. Schlachtgesang.

(Bei Eröffnung des Feldzuges 1757.)

Auf! Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frift,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Bandur,
Was soll die träge Raft?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verspätet hast.

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flaße sehn.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist unser Waffen Spiel;
Denn was kann wider unsern Gott
Theresia und Brühl?

Was helfen Waffen und Geschiltz
Im ungerechten Arieg?
Gott donnerte bey Womosty,
Und unser war der Sieg.

Und hüt uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz;
So lachten wir doch ihrer Macht:
Denn Gott ist unser Schutz.

7. Siegestied.

(Nach der Schlacht bey Prag, den 6. Mai 1757.)

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott.
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Zom hohen Sternenzelt.

Er gieng voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahne,
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn;

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschiltz!“
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
 Indem er uns gebot;
 Wir aber stürzten in den Feind,
 Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
 Du fochtest königlich!
 Wir sahen alle, That vor That,
 Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker tritt
 Mit rechtem Christenmuth:
 Noth ward sein Schwerdt, auf jeden Schritt
 Floß dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
 Die Mützen von dem Bär.
 Da, Friedrich, gieng dein Grenadier
 Auf Leichen hoch einher.

Dacht, in dem mörderischen Kampf,
 Gott, Vaterland und dich;

Sah, tief in schwarzem Rauch und Dampf
 Dich, seinen Friederich.

Und zitterte, ward feuerroth,
 Im kriegerischen Gesicht.
 (Er zitterte vor deinem Tod,
 Vor seinem aber nicht.)

Verachtete die Kugelsaat,
 Der Stille Donneron,
 Stritt wüthender, that Heldenthat,
 Bis deine Feinde flohn.

Nun dankt er Gott für seine Macht,
 Und singt: Victoria!
 Und alles Blut aus dieser Schlacht
 Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
 Den Feinden vorzuziehn;
 So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
 Und dann führ uns nach Wien.

3. Johann Peter Uz.

(1720—1796.)

1. Gott im Frühlinge.

(Wrische und andere Gedichte, 1755; Sämmtliche Werke, 1788.)

In seinem schimmernden Gewand
 Hast du den Frühling uns gesandt,
 Und Rosen um sein Haupt gewunden.
 Goldbläuelnd kömmt er schon!
 Es führen ihn die Stunden,
 O Gott, auf seinen Blumenthron.

Er geht in Büschen und sie blühen;
 Den Fluren kömmt ihr frisches Grün,
 Und Wäldern wächst ihr Schatten wieder,
 Der West, lieblosend, schwingt
 Sein thauendes Gefieder,
 Und jeder frohe Vogel singt.

Mit eurer Lieder süßem Klang,
 Ihr Vögel, soll auch mein Gesang
 Zum Vater der Natur sich schwingen,
 Entzückung reißt mich hin!

Ich will dem Herrn lobsingn,
 Durch den ich wurde, was ich bin!

O Gütigster! Denn wer ist gut,
 Wie du, der allen Gutes thut?
 Du sorgtest auch für mein Vergnügen,

Als aus dem großen Plan
 Erstaunte Welten stiegen,
 Und Sonnen sich geschaffen sahn.

Schön ist die Erde, wann sie blüht,
 Und, ganz um unsre Luft bemüht,
 Sich in des Frühlings Farben kleidet,
 Und überall voll Pracht,
 Selbst, wo die Heerde weidet,
 In bunter Fierde duftend lacht:

Der Gottheit würdiger Altar,
 Worauf das blumenreiche Jahr,
 O Herr, zu deinem Wohlgefallen,
 Sein süßes Rauchwerk bringt,
 Indeß von Nachtigallen
 Ein froher Lobgesang erklingt!

Du hast mit Schönheit, die entzückt,
 Das Antlitz der Natur geschmückt,
 O aller Schönheit reiche Quelle!
 Dir geht kein Wesen vor!
 Die reinste Liebe schwelle
 Mein ganzes Herz zu dir empor!

2. Das Schicksal.

Nicht immer wird das Glück den Schaaren
 Ostreichs lachen:

Bald, bald siegt wieder Preußens Held.
 Der große Friederich wird schrecklicher erwachen,
 Im waffenvollen Feld.

Der Krieg erhob jetzt ihn, jetzt seine Feinde
 wieder,

Der unentschiedne lange Krieg!
 Noch steigt von Heer zu Heer mit blutigem
 Gefieder

Der zweifelhafte Sieg.

Bewaffnet mit dem Blitz zieht auf gebahnten
 Wegen

Noch einmal Friedrich gegen Wien:
 Das Schicksal stellt ihm ein Dmiltz nun entgegen,
 Wie vormals ein Collin.

Wir sahen Friedrichs Stadt bedroht auf allen
 Seiten

Von Ueberichwenimmungen der Wuth:
 Doch legte nicht ein Gott bey Rossbach und
 bey Leuthen

Die aufgeschwollne Fluth?

Den stolzesten Entwurf, der schon Verderben
brühet,
Und loszubrechen fertig steht,
Hat oft der Ewige, der Königen gebiethet,
Durch einen Hauch verweht.
Dem Thun der Sterblichen hat er ein Ziel
gesteckt,
Nach welchem still und unbemerkt
Selbst fliehend, alles geht, eh uns die Furcht
erschrecket,
Eh uns die Hoffnung stärkt:

Ich sollt' erzürntem Glück ein thranend Antlitz
zeigen,
Mich froh erheben, wenn es lacht?
Ich Sterblicher will nicht den stolzen Nacken
beugen,
Vor einer höhern Macht,
Die vom umwölkten Thron, aus heiligen Finster-
nissen
Das große Ganze still regiert,
Und uns nach einem Plan, von dem wir wenig
wissen,
Durchs kurze Leben führt?

4. Anna Luise Karisch(in).

(1722—1791.)

1. An Baron von Kottwitz.

(Gebichte, herausgegeben von der Tochter der Dichterin, 1792.)

Der mich aus unanständigen Geschäften,
Aus einem pöbelhaften Leben ohne Ruh
herausgerissen, mit des Menschenfreundes
Kräften,
Mein Theurer Kottwitz, der bist Du!

Daß mich zu meines Vaterlandes Ehre,
Der zungenwolle Ruf in fremden Ländern
nennt,
Und daß mein Sagenspiel nun thönt, bis
zum Gehöre
Des Weisen, der die Geister kennt;

Daß Friedrich jüngst des Musengottes Flöte
Von Seinen liebreichen Lippen nahm und
mir
Entgegen lächelte, wie Frühlingmorgenröthe:
O Freund, dies alles dank ich Dir!

Denn ohne Dich wär an dem Ostseestrande
Mißselig unterdrückt mein glückliches Genie;
Ein Blumen-Saame stirbt in unbetautem
Sand,
Keimt auf des Steines Rildern nie.

Die Pflanze stirbt, von Wolken unbegossen,
Vom Gärtner unbepflügt, wenn Erdie-Sonne
glüht;

Der edle Fruchtkern treibt zum wilden Apfel-
sprossen,
Wenn nicht die Kunst den Baum erzieht.

So wär auch ich verwildert; aber Deine
Von einem Gott gelenkte, rechte Freundes
Hand
Zog mich zum grossen Sitz des Königes, der
seine
Gekrönte Schläfe grün umwand.

Du dachtest nicht die Thaten fremder Krieger,
Nicht Heerden, die der Feind trieb von zer-
tretener Trift,
Du nanntest den Verlust ein Opfer für den
Sieger,
Der alle Sieger übertrifft.

Du machtest mir in sorgenlosen Tagen
Zum Elsäer Sitz das prächtige Berlin.
So ward einst übers Meer ein Dichter fort-
getragen
Von einem freundlichen Delfhin;

Und ward von viel hinzugeströmtem Volke
Bewundert und gelobt; ich aber streife schon
Mit stolzem Nacken an die lusterfüllte Wolke,
Getheilt von meiner Leyer Thon.

Auf überlebtes Glend blick ich nieder,
Und nenne Deinen Rahmen laut, vor einer
Welt,
Der dieses, Dir gewenhte, Opfer meiner Lieder
Wie Deine schöne That gefällt.

2. Zuruf an Glogau.

(Den 24. Jenner 1760.)

Der König lebt! und dein Gesang,
O Glogau, soll er seyn!
Dich schloß er, nah am Untergang
Im Arm des Schutzes ein.

Schon zeichnete um dich der Krieg
Mit Flammen seine Spur,
Und wenn der Rauch gen Himmel stieg,
Erschaute die Natur.

Mitleidig sah dein Blick umher.
Der Mächtling schreckte dich;

Und brausend wie das wilde Meer,
So wies der Russe sich.

Dein Schutz-Geist kam, und Friedrich trat
Den Feinden vor den Schritt;
Zurück taumelte ihr Rath,
Und ihre Wuth gieng mit.

Ein Schrecken redte durch das Heer;
Ihr Auge sah empör,
Und von dem Himmel rollte schwer
Der Donner in ihr Ohr!

Du aber froh und unberührt
Von eines Feindes Hand,
Sahst die Gefahr zurückgeführt,
Und sicher ward das Land.

Seh ruhig, seh voll Zuversicht!
Dein König lebt, und schließt
Den rauhen Feldzug eher nicht,
Bis er noch Sieger ist!

Der Nordwind und der Mangel bringt
Den Feind nicht aus dem Feld;
Doch wenn ihn nicht der Winter zwingt,
So zwingt ihn unser Feld.

Er lebt! und in ihm lebt der Geist,
Der groß ist in der Schlacht,

Und, wenn das Glück sich ihm entreißt,
Den Feind noch zittern macht!

Er lebt! Sein Leben und sein Sieg
Seh heute dein Gesang!
Ihm singe, wer sein Lob verschwieg,
Durch schwerer Zeiten Zwang.

Ihm singe, wer ein redlich Herz
Im Busen klopfen hört,
Und wer mit fromm empfund' nem Schmerz
Die Sorgen Friedrichs ehrt.

Er schützt sein Volk, und opfert ganz
Uns seine Ruhe auf.
Groß ist Er; ewig seh sein Glanz
Und lang sein Lebenslauf!

5. Karl Wilhelm Ramler.

(1725—1798.)

1. An den Frieden. (1760.)

(Eyrische Gedichte, 1772.)

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

Wohnst du nicht noch auf einer von den Fluren
Des Oceans, in Klippen tief versteckt,
Wohin kein Wucherer, keine Missethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

Nicht wo, mit Wilsten rings umher bewehret,
Der Wilde sich in deinem Himmel dünkt?
Sich ruhig von den Früchten seines Palm-
baums nähret?

Vom Saft seines Palmbaums trinkt?

O! wo du wohnst, laß endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein süßer Feldgesang
Von heerdevollen Hilfgeln, mid aus Wein-
beerhütten,

Und unter Kornaltären klang.

Sieh diese Schäferitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Rosengärten schön,
Nun sparsam, nun wie Bäumchen auf ver-
braunter Haide,
Wie Gras auf öden Mauern stehn.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Länze;
Die jüngst verlobte Garbenbindein
Trägt, ohne Saitenspiel und Lieder, ihre
Kränze
Zum Dankaltäre weinend hin.

Dem ach! der Krieg verwüßtet Saat und
Reben
Und Korn und Most; vertilget Frucht und
Stamm;

Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch
uns geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

Mit unsern Rossen fährt er Donnerwagen,
Mit unsern Sichelu mäht er Menschen ab;
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann
erschlagen,

Nun fordert er den Knaben ab.

Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Überrest!
Bind' an der Hölle Thor mit siebenfachen
Kette

Auf ewig den Verderber fest.

2. Schlachtgesang. (1778.)

Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht ist unser Krieg;
Uns führt Deutschland's größter Held:
Uns folget Ehr' und Sieg.

Ihr Feinde zittert! unser Heer
Hat Kriegeskunst und Muth,
Ist schneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

Wir streiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaaget vier.
Wir fragen nicht, wie stark ihr seid;
Wo stehn sie? fragen wir.

Auf, Brüder! schlägt den stolzen Feind,
So kehrt ihr fröh zurück:
Wer starb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

Der Knabe wünscht sich seinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der schützt, als Krieger, unser Land,
Der schilt' auch mich als Mann!“

Hört ihr der Stücke Donnerschlag,
So grüßt ihn mit Gesang:
Euch lohnet diesen einen Tag
Der Friede lebenslang.

Die Kugel treffe, wer sich bückt,
Und scheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Des Raden trefft' ein Schwert!

Nein! eh ich flühe, stürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seid Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland!

6. Johann Nicolaus Götz.

(1721—1781.)

1. An die Nachtigall. (Triolett.)

(Bermischte Gedichte, herausgeg. von Ramler, 1785.)

Süßeste der Nachtigallen,
Schweige, denn ich bin allein,
Pießest du dein Lied erschallen
Scheelsucht käme bald zum Hain,
In die grüngewölbten Hallen,
Wo mir Thränen süß und rein,
Heimlich in den Busen fallen,

Säh es, und verrieth es allen,
Daß mir Thränen süß und rein
Heimlich in den Busen fallen,
Nachte mir dann lange Pein.
Glücklicher, wein' ich allein,
Süßeste der Nachtigallen.

2. Der Vergnügliche.

Seit mich die Huld des Geschickes
Mit weiser Einsicht versehen,
Hör ich die Kugel des Glückes
So, wie sie rollere, gehn.

Bei kleiner Güter Genüsse
Ver schmäh' ich, was mir gebracht,

Und sah dem eilenden Flusse
Der Jugendtage nicht nach.

Frei von verzehrendem Neide
Von Unvergnüglichkeit frey,
Wußt' ich, daß heutige Freude
Ein Quell der morgenden sey.

3. Thamire an die Roien.

Mein Geliebter hat versprochen,
Wann ihr blühet, hier zu seyn.
Diese Zeit ist angebrochen,
Rosen! und ich bin allein.

Holde Töchter der Cythere,
Rosen! schonet meine Ruh,
Schonet meines Schäfers Ehre:
Schließt euch, schließt euch wieder zu!

7. Johann Georg Jacobi.

(1740—1814.)

1. Vertrauen.

(Sämmtliche Werke, 1774; 1819 u. f.)

Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erdentag
Ins Dunkel, wo verborgen
Der Ungebohrne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mir ins Leben,
Er weichte mich zur Lust,
Zum ersten Bonneleben
An einer Mutter Brust;

Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßt' ich sie mit Weinen
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen,
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder graun:
Wo Gottes Liste wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in Seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, Dir;
Es preisen Deine Güte
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erden-Weisheit nicht;
Jedoch beh Dir ist Leben,
Ist Liebestraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden,
Und was Dich Vater heißt,
Das ruht in Deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

2. Wiegenlied.

Schlummre, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Stral des Mondenlichts,
Und von Wald und Bäumen nichts.
Liebchen, schlummre, werde groß,
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Über Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühen.
Veilchen werden dann gepflückt;
Du an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spieltst du froh im Morgenwind.
Über dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Reise rauschen Bäum' und Fluß,
Und du fühlst den Mutterfuß.

Liebchen, schlummre, wach's heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Glut,
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Gesang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallenlied
Kömmt der helle Mond, und siehst
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich,
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen: „Gott ist hier!“

3. Der Sommertag.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Äste so rein!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl,
Die süßen Vöglein allzumahl!

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit,
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

8. Christ. Martin Wieland.

(1733—1813.)

1. Der Oberon.

(Gedicht in 14 Gefängen, 1760.)

Dem Ritter Hyon wird von Karl dem Großen, weil er einen Sohn desselben getödtet, die Heldenthat auferlegt, nach Bagdad zu gehen, in den Festsaal des dortigen Kalifen einzudringen, seinem ersten Minister den Kopf abzuschlagen, dessen Tochter als Braut heimzuführen und dem Kalifen selbst vier Backzähne und eine Hand voll Barthaare auszureißen, und diese sodann heimzubringen. Untertwegs findet Hyon den Einsiedler Scherasmin, der, weil er früher ein Anapfe seines Vaters gewesen, ihn begleitet. Während dessen ist Oberon, König der Esen, mit seiner Gattin Titania in Zwist und will sich mit ihr nicht eher ausöhnen, als bis er ein treues Liebespaar gefunden. Er beschließt auf einem Zuge durch den Zauberwald, Hyon, den er dort findet, in der Ausführung seines Auftrages zu unterstützen, giebt den beiden Reisenden einen Zauberbecher und ein Zauberhorn, die sie vor allen Gefahren hüten. Er sorgt daher, daß dem Hyon des Kalifen Tochter Rezia, und der Rezia wiederum Hyon im Traume erscheint, so daß sie sich in Bagdad erkennen. Nach den wunderbarlichsten Abenteuern und Gefahren gelangen Hyon und die Geliebte an den Hof Karls des Großen zurück.

a. Hyon befindet sich auf der Reise nach Babylon und begegnet dem Einsiedler Scherasmin.

Der Paladin, mit dessen Abenteuern
Wir euch zu ergötzen (sofern ihr noch ergötzlich
seid)
Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit
Gebunden durch sein Wort, nach Babylon zu
feuern.

Was er in Babylon verrichten sollte, war
Halsbrechend Werk, sogar in Karls des Gro-
ßen Tagen,
In unsern wird' es auf gleiche Gefahr
Um allen Ruhm der Welt kein junger Ritter
wagen. . . .

Ginst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und
Regen,

Wald links, bald rechts, den ganzen langen
Tag

Und mußte oft erst mit seinem breiten Degen
Durchs wilde Gebüsch sich einen Ausgang
ham.

Er ritt bergan, um freier auszuschauen.
Weh' ihm! der Wald scheint sich von allen
Seiten,

Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

Was ganz natürlich war, dächte' ihm ein
Zauberspiel.

Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war bei Tage sich zu
finden,

Zuletzt die Nacht ihn überfiel!

Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.

Kein Sternchen glimmt durch die verwachsenen
Wipfel:

Er führt sein Pferd, so gut er kann, am
Baum,

Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen
Baum.

Die dicke rabenschwarze Hülle,
Die um den Simmel liegt, ein unbekannter
Wald,

Und, was zum ersten Mal in seine Ohren
schallt,

Der Löwen donnerndes Gebrülle

Tief aus den Bergen her, das, durch die
Todesstille

Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen wie-
derhallt:

Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen
Leben,

Den machte Alles dieß zum ersten Mal er-
beben!

Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem
Ton

An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läufte' ihm eiskalt über'n
Rücken.

Allein den Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht erschüttern;
Und mit gezogenem Schwert, sein Roß stets
an der Hand,

Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen
wand.

Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er, in der Fern den Schein von
Feuer zu sehn.

Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in
seine Wangen,

Und, zwischen Zweifel und Verlangen,
Ein menschlich Weien vielleicht in diesen öden
Höh'n

Zu finden, fährt er fort, dem Schimmer
nachzugehen,

Der bald erstickt und bald sich wieder zeigt,
Sowie der Pfad sich senket oder steigt.

Auf einmal gähnt im tiefsten Fessengrund'
Ihn eine Höhle an, vor deren finstern
Schlund'

Ein prasselnd Feuer flammt. In wunder-
baren Gestalten

Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte
Gestein,

Mit wildem Gebüsch versetzt, das aus den
schwarzen Spalten

Herabnickt und im Wiedererschein'
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermeng-
tem Grauen

Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzu-
schauen.

Indem schallt aus dem Bauch der Brust ein
donnernd Halt!

Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von
rauhem Gestalt,

Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzen-
fellen,

Der, grob zusammen geflickt, die rauhen
Schenkel schlug;

Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in
krausen Wellen

Bis auf den Magen herab, und auf der
Schulter trug

Er einen Cedernast, als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu
fällen.

Der Ritter, ohne vor dem Mann'
Und seiner Ceder und seinem Bart zu er-
schrecken,

Beginnt in der Sprache von Oc, der einz'-
gen, die er kann,

Ihn seinen Nothstand zu entdecken.
Was hör' ich? ruft entzückt der alte Wald-
mann aus:

O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehn Mal durchläuft den Sternen-
kreis die Sonne,

Und all die Zeit entbehr' ich diesen Ohren-
schmaus.

Willkommen, edler Herr, auf Libanon, will-
kommen!

Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.

Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes
Mahl für gut,

Wobei die Freundlichkeit des Wirths das
Beste thut.

Mein Wein (er springt aus diesem Felsen-
feller)

Berdiinnt das Blut und macht die Augen
heller.

Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude
gab,

Folgt ungesäumt dem Landsmann' in die
Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwässnet da, gleich einem jungen
Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquifs
Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen
waltet.

Wie ähnlich, ruft er, o wie ähnlich, Stilk für
Stirn', Auge, Mund und Haar! — Wem
ähnlich? fragt der Ritter.

„Verzeihung, junger Mann! Es war ein
Augenblick,

Ein Traum aus besser Zeit! so süß und
auch so bitter!

Es kann nicht seyn! — Und doch, wie Euch
dieß schöne Haar

Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh'
ihn selber

Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck
ganz und gar;

Nur er von breiter Brust, und Eure Locken
gelber.

Ihr sehd, der Sprache nach, aus meinem
Lande; vielleicht

Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten
Herrn so gleicht,

Um den ich hier in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn
Jahre weine.

Ach! ihn zu überleben, war
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die
Augen geschlossen,

Dieß Auge sein frühes Grab mit treuen
Zehren begossen,

Und jetzt, ihn wieder in Euch zu sehn, wie
wunderbar!“

Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,
Verfehlt der Jüngling. — Sey es dann,

Fährt jener fort: genug, mein wacker jun-
ger Mann,

b. Nachdem Hyon erzählt, wie er von des Kaisers Sohne, dem heimtückischen
Charlot, angefallen sei und diesen getödtet habe, berichtet er von dem ihm
zur Strafe auferlegten Zweikampf und dem Urtheile des Kaisers.

Gekommen war nunmehr der richterliche Tag,
Versammelt alles Volk. Mit meinem süßer-
blanken

Turnierschild vor der Brust und, wie ich sagen
mag,

Von Allen mit Liebe begrüßt, erschien ich in
den Schranken.

Schon stand der Kläger da. In einem Erker
lag

Der alte Karl, umringt von seinen Fürsten,
Und schien, in offenem Vertrag

Mit Amors, nach meinem Blut zu dürsten.

Die Liebe, womit ich mich zu Euch gezogen
fühle,

Ist, traum! kein Wahn; und gönnet ihr den
Lohn,

Daß Scheramin bei Eurem Namen Euch
nenne?

„Mein Nam' ist Hyon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von
Gubenne.“

O, ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
So log mein Herz mir nicht! O, tausendmal
willkommen

In diesem einsamen unwirthbaren Theil der
Welt,

Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner
bessern Zeit

Ich manches Abenteuer in Schimpf und
Eruft bestanden!

Ihr hüpfet noch im ersten Flügelfleid',
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns
verbanden.

Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifle Keiner je, dem in der trübsten
Nacht

Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude
plaudern macht.

Last mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind Euch in dieses
Land verschlagen?

Herr Hyon läßt am Feuerheerd'
Auf einer Bank von Moos sich mit dem
Alten nieder,

Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn
besichert,

Und etwas Honigseim gestärket,
Beginnt er seine Geschichte dem Wirth zu er-
zählen, der sich

Nicht satt an ihm sehen kann und stets noch
was bemerkt,

Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter gleich.

Die Sonne wird getheilt. Die Richter setzen
sich.

Mein Gegner scheint vor Ungeduld zu brennen,
Bis die Trompete ruft. Man ruft sie, und
wir rennen

Und treffen so gewaltiglich
Zusammen, daß aufs Knie die Rosse stürzen,
und ich

Und Hohenblat uns kaum im Sattel halten
können.

Eifertig machen wir uns aus den Bügeln los,
Und nun in einem Blitz sind beide Schwerter
bloß.

Daß ich von unserm Kampf dir ein Ge-
mähle mache,
Verlange nicht. An Grimm und Stärke war,
Wie an Erfahrung, mein Gegner offenbar
Mir überlegen; doch die Unschuld meiner
Sache

Rechützte mich und machte meine Kraft
Dem Willen gleich. Der Sieg blieb lange
zweifelhaft;

Schon floß aus manchem Quell des Klägers
Blut herunter,
Und Hilon war noch unverletzt und munter.

Der wilde Amory, wie er sein dampfend Blut
Den Panzer färben sieht, entbrennt von neuer
Wuth

Und stürmt auf Hilon ein, gleich einem Un-
gewitter,

Das Alles vor sich her zertrümmert und ver-
heert,

Wißt Schlag auf Schlag, so daß mein jun-
ger Ritter

Der überlegnen Macht mit Mühe sich erwehrt.
Ein Arm, an Kraft mit Roland's zu ver-
gleichen,

Bringt endlich ihn, nach langem Kampf, zum
Weichen.

Des Sieges schon gewiß, faßt Amory sogleich
Mit beiden angestrengten Händen

Sein mächtig Schwert, den Kampf auf einen
Schlag zu enden.

Doch Hilon's gutes Glück entglitscht dem
Lodesstreich'

Und bringt, eh jener sich ins Gleichgewicht zu
schwingen

Vermag, da, wo der Helm sich an den Kra-
gen schnürt,

So einen Hieb ihm bei, daß ihm die Ohren
klingen,

Und die entervte Hand den Degengriff verliert.

Der Stolge sinkt zu seines Gegners Füßen,
Und Hilon, mit gezücktem Schwert,

Dringt auf ihn ein. Entlade dein Gewissen,
Ruft er, wenn noch das Leben einen Werth

In deinen Augen hat. Gesteh' es auf der
Stelle —

Bandit, schreit Amory, indem er alle Kraft
Zum letzten Stoß mit Grimm zusammen rafft,
Nimm dieß und folge mir zur Hölle!

Zum Glücke streift der Stoß, mit ungewisser
Hand

Vom Boden aufgeführt, durch eine schnelle
Wendung,

Die Hilon macht, unschädlich nur den Rand
Des linken Arms; allein mein Ritter, in der
Blendung

Des ersten Horns, vergißt, daß Hohenblat,
Um öffentlich vor Karln die Wahrheit kund zu
machen,

Nach etwas Athem nöthig hat,
Und stößt sein breites Schwert ihm wüthend
in den Rachen.

Der Frevler speit in Wellen rother Flut
Die schwarze Seele aus. Der Sieger steht,
entzündigt

Und rein gewaschen in seines Klägers Blut,
Vor allen Augen da. Des Herolds Ruf ver-
kündigt

Es laut dem Volk. Ein helles Jubelgeschrei
Schallt an die Wolkten. Die Ritter eilen
herbei,

Das Blut zu füllen, das an des Panzers
Seiten

Herab ihm quillt, und ihn zum Kaiser zu be-
gleiten.

Doch Karl, (so fährt der junge Ritter fort,
Dem Mann vom Felsen zu erzählen,)
Karl hielt noch seinen Groll. Kann dieser
neue Mord

Mir, rief er, meinen Sohn beseelen?
Ist Hilon's Unschuld anerkannt?
Rief Hohenblat ein Wort von Widerruf ent-
fallen?

Auf ewig sey er denn aus unserm Reich ver-
bannt,
Und all sein Land und Gut der Krone heim-
gefallen!

Streng war dieß Urtheil, streng der Mund,
Aus dem es ging; allein was konnten wir
dagegen?

Das einzige Mittel war, auf's Bitten uns
zu legen.

Die Pairs, die Ritterschaft, wir alle knieten,
rund

Um seinen Thron, uns schier die Kniee wund
Und gaden's endlich auf, ihn niemals zu be-
wegen,

Als Karl zuletzt sein langes Schweigen brach:
Wohlan, ihr Fürsten und Ritter, ihr wollt's,
wir geben nach.

Doch höret den Beding, den nichts zu wider-
rufen

Vermögend ist! — Hier neigt' er gegen mich
Herunter zu des Thrones Stufen
Den Scepter — Ich begnadige dich:
Allein aus allen meinen Reichern
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde stracks
entweichen,

Und, bis du Stück für Stück mein kaiserlich
Gebot

Vollbracht, ist Wiederkunft unmittelbarer Tod.

Zieh hin nach Babylon, und in der fest-
lichen Stunde,
Wenn der Khalif, im Staat, an seiner Tafel-
runde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl
vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur
Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel über-
spritze.

Ist dieß gethan, so nahe züchtig dich

Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem
Sitze,
Und küß' als deine Braut sie dreimal öffentlich.
Und wenn dann der Khalif, der einer sol-
chen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht verschah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle, hin, nach Morgenländer
Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre
Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen
Bart.

Geh' hin, und, wie gesagt, eh du auf's Haar
vollzogen,
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir ge-
wogen.

Der Kaiser sprach's und schwieg. Allein, wie
uns dabei
Zu Muthe war, ist nothlos zu beschreiben.
Ein jeder sah, daß so gewogen bleiben
Nichts besser als ein Todesurtheil seh.

Ein dumpfes Murren begann im tiefen Saal
zu wittern.

Bei Sanct Georg! (sprach einer von den
Rittern,

Der auf der Lanzelot und Tristan rauher Bahn
Manch Abenteuer mit Ehren abgethan)
Sonst pfleg' ich auch nicht leicht vor einem
Ding zu zittern;

Setz' einer seinen Kopf, ich seh' ihm meinen
dran:

Doch was der Kaiser da dem Hñon ange-
somen,
Hätt' auch, so brav er war, Herr Garwin
nicht begonnen!

Was red' ich viel? es war zu offenbar,
Daß Karl durch dieß Gebot mir nach dem
Leben trachte.

c. Hñon begiebt sich in den Palast des Kalifen von Bagdad, wo eben die
Hochzeit der Rezia mit einem ihr aufgedrungenen Drusensfürsten
gefeiert werden soll.

Schon tönen Cymbeln, Trommeln, Pfeifen,
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitslaale
her;

Schon nickt des Sultans Haupt von Weind-
dunst doppelt schwer,

Und freier schon beginnt die Freude auszu-
schweifen;

Der Braut allein theilt sich die Lust nicht mit,
Die in des Bräutigams Augen glüheth,
Als, eben da sie starr auf ihren Teller siehet,
Herr Hñon in den Saal mit edler Freiheit
tritt.

Er naht der Tafel sich, und alle Augen-
brauen

Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung oder Trost, was mich so tollkühn
machte,

Genug, ich trat vor ihn, und sprach mit Zu-
versicht:

Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth
nicht beugen.

Ich bin ein Franz! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seyd ihr Alle Zeugen!

Und nun, kraft dieses Worts, mein guter
Scherasmin,

Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen
Entschlossen. Willst du mir dahin

Den nächsten Weg aus diesen Bergen weisen,
So habe Dank; wo nicht, so mach' ich's, wie
ich kann.

Mein bester Herr, versetz der Felsenmann,
Indem die Zähren ihm am Bart' herunter
beben,

Ihr ruft, wie aus dem Grab', mich in ein
neues Leben!

Hier schwör' ich Euch, und da, zum heil'gen
Pfand,

Ist diese alte zwar, doch nicht entnervte Hand,
Mit Euch, dem theuren Sohn und Erben
Von meinem guten Herrn, zu leben und zu
sterben.

Das Werk, wozu der Kaiser Euch gesandt,
Ist schwer, doch ist damit auch Ehre zu er-
werben!

Genug, ich fñhr' Euch hin und steh' Euch
festen Muths

Bis auf den letzten Tropfen Bluts.

Der junge Fürst, gerührt von solcher Treue,
Fällt dankbarlich dem Alten um den Hals.

Drauf legen sich die beiden auf die Streue,
Und Hñon schläft, als wär' es Flaum. Und als
Der Tag erwacht, erwacht mit munterm
Blicke

Der Ritter auch, schnallt seine Rüstung an,
Der Alte nimmt den Quersack auf den Rücken,
Den Knüttel in die Hand und wandert frisch
voran.

Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden an-
zuschauen.

Die schöne Rezia, die ihre Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ersten Blick
gesenkt;

Auch der Khalif, den Becher just zu leeren,
Beschäftigt, läßt sich nicht in seinem Opfer
stören:

Nur Babekan, den seines nahen Falls
Kein guter Geist verwarnt, dreht seinen langen
Hals.

Sogleich erkennt der Held den losen Mamm
von gestern,

Der sich vermaß, der Christen Gott zu lästern:

Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt
Und seinen Nacken selbst der Straf' entgegen
bieget.

Raich, wie des Himmels Flamme, blüht
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden
fliehet,

Und hoch aufbrausend übersprigt
Sein Blut den Tisch und den, der ihm zur
Seite liegt.

Wie der Gorgone furchtbares Haupt
In Perseus Faust den wild empörten
Schaa ren

Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt
der Aufruhr, schnaubt

Die Mordlust ungezähmt im Busen der
Barbaren;

Doch Perseus schlüttelt kaum den Kopf mit
Schlangenhaaren,

So starrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder steht, zum Felsen hinge-
bannt:

So stockt auch hier, beim Anblick solcher Thaten,
Verrätherischen That, des frohen Blutes Lauf
In jedem Gast. Sie fahren allzubaus,
Als sah'n sie ein Gespenst, von ihren Sitzen
auf

Und greifen nach dem Schwert. Allein, ge-
lähmt vom Schrecken,
Erschlafft im Ziehn der Arm, und jedes
Schwert blieb stecken;

Unmächt'gen Grimm im starren Blick
Sank sprachlos der Khalif in seinen Stuhl
zurück.

Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezia aus ihrer Träumerei:
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ur-
sach sey;

Und wie sie sich nach Hilons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!

Sie ist's, sie ist's, ruft er und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban
fallen,

Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken
wallen.

Er ist's, beginnt auch sie zu rufen, doch die
Scham

Ersickt den Ton in ihrem Rosenmunde.
Wie schlug das Herz ihr erst, da er geflogen
kam,

Im Angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebestüß in seine Arme nahm
Und, da sie glühend bald, bald blaß wie eine
Wüste

Sich zwischen Lieb' und jungfraulichem Gram
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen
küßte!

Schon hatt' er sie zum zweiten Mal geküßt,
Wo aber nun den Trauring herbekommen?

Zum Glücke, daß der Ring an seinem Fin-
ger ist,

Den er im Eisenhurm den Riesen abge-
nommen,

Zwar, wenig noch mit dessen Werth vertraut,
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlechteste
kaum geringer;

Doch stecht er ihn aus Noth jetzt an des
Fräuleins Finger

Und spricht: So eign' ich dich zu meiner
lieben Braut.

Er küßt mit diesem Wort die sanftbezwungne
Schöne

Zum dritten Mal auf ihren holden Mund.
Ha! schreit der Sultan auf und knirscht und
stampft den Grund

Vor Ungeduld, ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken so mich höhne?

Ergreift ihn! Zaudern ist Verrath!
Und, tropfenweis' erpreßt, versöhne
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!

Auf einmal blitzen hundert Klängen
In Hilons Aug', und kaum erhascht er noch,
Eh sie im Sturm' auf ihn von allen Seiten
dringen,

Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es
dräuend. Doch

Die schöne Rezia, von Lieb' und Angst ent-
geißert,

Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust
zum Schild

Der feimigen — der andre Arm beneißert
Sich seines Schwerts. Zurück, Barmegne,
schreit sie wild.

Zurück! es ist kein Weg zu diesem Busen,
Als mitten durch den meinen! ruft sie laut;

Und ihr, noch kaum so sanft, wie Amors
holde Braut,
Gibt die Verzweiflung jetzt die Augen von
Nebusen.

Bermess'ne, haltet ein, ruft sie den Emirn zu,
Zurück! — O, schöne sein, mein Vater! und,
o du,

Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,
O, spart mein Blut in euer beider Leben!

Umsonst! des Sultans Wuth und Drämm
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.

Der Ritter läßt sein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängst-
lich Schrein

Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu
schützen,

Noch übrig, als sein Horn von Esfenbein?
Er setzt es an den Mund und zwingt mit
sanftem Hauche

Den schönsten Ton aus seinem krummen
Bauche.

Auf einmal fällt der hochgezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Laumel schlingen
Der Emirn Hände sich zu tänzerischen Ringen;

Ein lautes Hufsa schallt bachantisch durch den Saal,
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß springen;

Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia, bestürzt, dieß Wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hion stehen.

Die nie erhörte Schwärmerlei
Lockt bald aus jedem Borgemache
Der Kämmerlinge Schaar herbei,
Sodann das Frauenvolk und endlich gar die Wade.

Sie All' ergreift die lust'ge Raserei:
Der Zaubertaumel setzt den ganzen Harem frei;

Die Gärtner selbst in ihren blauen Schürzen
Sieht man sich in den Reihn mit jungen Nymphen stürzen.

Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Athems fast beraubt.
Welch Wunder! rüft sie aus, und just in dem Momente,

Wo nichts als dieß uns retten könnte!
Ein guter Genius ist mit uns, Königin,
Versetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen

Der Tanzenden sein treuer Scheramin
Mit Fatmen gegen sie gelaufen.

Kommt, leidet er, lieber Herr! Wir haben keine Zeit,

Dem Tanzen zuzusehn; die Pferde stehn bereit,
Die ganze Burg ist toll, die Thüren alle offen
Und unbewacht; was säumen wir?

Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,

Zur Flucht bepackt, als wie ein lastbar Thier.
Seh ruhig, spricht der Held, noch ist's nicht Zeit zu gehen,

Erst muß das Schwerste noch geschehen.

Die schöne Rezia erblickt bei diesem Wort,
Ihr ängstlich Auge scheint zu fragen und zu bitten:

„Warum verziehn? warum am steilen Bord
Des Untergangs verziehn? O, laß mit Hiltgeschritten

Uns eilen, eh der Taumelgeist zerrinnt,
Der unsrer Feinde Sinne bindt!“
Doch Hion, unbewegt, begnügt sich, mit Blicken

Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken.

Allmählich ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach;

Die Köpfe schwindelten, die Beine wurden schwach,

Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und, in der athemlosen Brust
Geschwellt, begann das dicke Blut zu stocken.

Zur Marter ward die unfreiwill'ge Lust.
Durchnäht, als stieg' er gleich aus einer
Badenanne,
Schwankt der Khalif auf seine Ottomane.

Herr Hion macht die Stille sich zu Ruhe,
Die auf dem ganzen Saale ruht;
Läßt seine Königin, nah' bei der Thür, im Schutze

Des treuen Scheramin, dem er auf seiner Hut

Zu sehn gebeut; gibt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Eisenbein und naht sodann
der Stelle,

Wo der Khalif, vom Ball noch schwach und matt,

Auf einem Polstert tron sich hingeworfen hat.

In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten
Flügeln

Leis' athmend die Erwartung rings umher,
Die Tänzer all', von Schlaf und Taumel schwer,

Bestreben sich, die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehen, der sich nach solcher That

Mit unbewehrter Hand und bittenden Geberden

Dem stutzenden Khalifen langsam naht.

Was, denkt man, wird aus diesem Allen werden?

Er läßt sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,

Und mit dem sanften Ton und kalten Blick
des Helden

Beginnt er: „Kaiser Karl! von dem ich
Dienstmann bin,

Läßt seinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden

Und bittet dich — verzeih'! mir fall's zu sagen hart!

Doch, meinem Herrn den Mund, sowie den Arm zu lehnen,

Ist meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen

Und eine Hand voll Haar aus deinem Silberbart.“

Er spricht's und schweigt und steht gelassen,
Des Sultans Antwort abzapfen.

Allein, wo nehm' ich Athem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu schüdern?

Wie seine Züge sich verwildern,
Wie seine Nase schnaubt? mit welchem Ungestimm

Er auf vom Throne springt? wie seine Augen klozen,

Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern strozen?

Er starrt umher, will fluchen, und die Wuth
Bricht schäumend jedes Wort an seinen blauen Lippen.

Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!
 Zerhackt ihn, Glied für Glied! zapft sein ver-
 ruchtes Blut
 Mit Pfeilen ab! weg mit ihm in die
 Flammen!
 Die Asche streut in alle Winde aus,
 Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott ver-
 dammen!
 Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem
 eignen Haus?

Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
 Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
 So sehr nach meinem Bart und meinen
 Zähnen klistet,
 Und wagt's, sie selber auszuführen?
 Der Mensch muß unter seiner Mütze
 Nicht richtig sehn, versetzt ein alter Khan:
 So etwas allenfalls begehrt man an der
 Spitze
 Von dreimalhunderttausend Mann.

Khalif von Bagdad, spricht der Ritter
 Mit edlem Stolz, laß' Alles schweigen hier
 Und höre mich! Es liegt schon lange schwer
 auf mir,
 Karls Auftrag und mein Wort. Des Schick-
 sals Zwang ist bitter:
 Doch, seiner Oberherrlichkeit
 Sich zu entziehen, wo ist die Macht auf Erden?
 Was er zu thun, zu leiden uns gebet,
 Das muß gethan, das muß gelitten werden.

hier seh' ich, Herr, ein Sterblicher, wie du,
 Und seh' allein, mein Wort, trotz allen deinen
 Wachen,
 Mit meinem Leben gut zu machen:
 Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
 Entschließe dich, von Mahomed zu weichen,
 Erhöb das heil'ge Kreuz, das edle Christen-
 zeichen,
 In Babylon und nimm den wahren Glau-
 ben an,
 So hast du mehr, als Karl von dir begehrt,
 gethan.

Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig
 loszusprechen
 Von jeder andern Forderung,
 Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,
 Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
 Du hier mich siehst, was du bereits erfahren,
 Verkündigt laut genug, daß Einer mit mir ist,
 Der mehr vermag, als alle deine Schaaren.
 Wähl' jetzt das beste Theil, wofern du weise
 bist!

Indes, an Kraft und Schönheit einem Boten
 Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
 Uneingebeut der Lanzen, die ihm drohten,
 So mannhaft spricht, so mutbig dar sich stellt:
 Beugt Kezia von fern, mit glühend rothen
 Entzückten Wangen liebevoll

Den schönen Hals nach ihm, doch schauernd,
 wie der Knoten
 Von all den Wundern sich zuletzt entwickelt
 soll.

Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort ge-
 sprochen,
 So fängt der alte Schach wie ein Besess-
 ner an
 Zu schreien, zu stampfen und zu pochen,
 Und sein Verstand tritt gänzlich aus der
 Bahn.

Die Heiden all' in tostem Eifer springen
 Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit
 Dräu'n,
 Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
 Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

Doch Hüon, eh sie ihn erreichen, reißt in Eile
 Der Männer einem rasch die Stange aus der
 Hand,
 Schlägt um sich her damit, als wie mit einer
 Keule
 Und zieht, stets sechtend, sich allmählich an
 die Wand.
 Ein großer goldner Napf, vom Schentisch
 weggenommen,
 Dient ihm zugleich als Schild und als Ge-
 wehr;
 Schon zappeln Viel' am Boden um ihn her,
 Die seinem Grimm zu nah gekommen.

Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern
 Zum Schutz der Schönen steht, glaubt seinen
 ersten Herrn
 Im Schlachtgedräng zu sehn und überläßt vor
 Freude
 Sich einen Augenblick der süßen Augenweide:
 Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn
 Des Fräuleins Angitgeschrei; er sieht der Hei-
 den Rufen,
 Sieht seines Herrn Gefahr, setzt flugs das
 Hilfsthorn an
 Und bläst, als läg' ihm ob, die Todten auf-
 zublafen.

Die ganze Burg erschallt davon und fracht;
 Und stracks verschlingt den Tag die fürchter-
 lichste Nacht,
 Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,
 Und unter stetem Donner schwankt
 Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz
 erkrankt;
 Sie taumeln Trunknen gleich, Gehör, Gesticht
 vergehen,
 Der schlaffen Hand entglitschen Schwert und
 Speer,
 Und gruppenweis liegt Alles starr umher.

Der Sultan, überäubt von solchen Wunder-
 dingen,
 Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu
 ringen:
 Sein Arm ist nervenlos, sein Athem schwer,

Sein Puls schlägt matt und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Saal mit frischem Lilienduft,
Und, wie ein Engelsbild ob einer Todtenarust,
Läßt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen.

Ein lauter Schrei des Schreckens und der Lust
Entfährt der Perserin; ein unfreiwillig Grauen
Bekämpft in ihr das schüchternen Vertrauen.
Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der süßen Schuld jungfräulich sich
bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen aufzuheben.

Gut, Hilon, spricht der Geist, du hast dein
Ehrenwort
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank ist dir dieß schöne Weib be-
schieden!

Doch, eh' ihr euch entfernt von diesem Ort,
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschließt,
Eh' sie vielleicht mit unfruchtbarer Keu'
Die rasche Wahl verführter Augen bilffet!
Zu bleiben oder gehu läßt ihr das Schicksal
frei.

So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren
ward,
Um sich, auf ungewisse Fahrt,
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann
zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbestand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schicksals
Schläge tragen,
(Und, ach! oft kommt der Schlag von einer
lieben Hand!)
Da lohnt sich's wohl, vorher sein Herz genau
zu fragen.

Noch, Rezia, wenn dich die Wage schreckt,
Noch steht's bei dir, den Wunsch der Liebe zu
betrügen:

Sie schlummern nur, die hier als wie im
Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, sobald mein Stab sie
weckt.

Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,
Berzeln, trotz dem, was er dabei verlor,
Und Rezia wird wieder, wie zuvor,
Von aller Welt sich angebetet sehen.

Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher
als der Tod,
Steht Hilon da, das Urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der Grausame, bedroht,
In Asche sinkt das Feuer seiner Wangen.
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu bestechen,

Starrt er zur Erde hin mit tief verhaltenem
Schmerz,
Und läßt nicht einen Blick zu seinem Vortheil
sprechen.

Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten Kuß,
Braucht keines Zunders mehr, die Flamme zu
erhitzen.

Wie wenig dünkt ihr noch, was sie verlassen
muß,
Um Alles, was sie liebt, in Hilon zu besitzen!
Von Scham und Liebe roth bis an die Fin-
gerspitzen,
Verbirgt sie ihr Gesicht und einen Thränenkuß
In seinem Arm, indem hoch schlagend von
Entzücken,
Ihr Herz empor sich drängt, an seines sich zu
drücken.

Und Oberon bewegt den Lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,
Und eine Thräne fällt aus seinem Aug' herab
Auf beider Stirn. So eil' auf Liebeschwim-
gen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein Wagen
steht bereit,
Bevor das nächste Licht der Schatten Her
zerstreut.
Euch sicher an den Strand von Askalon zu
bringen.

Er sprach's, und eh' des letzten Wortes laut
Verklungen war, verschwand er ihren Augen.
Wie einem Traum erwacht, steht Hilons schöne
Braut,
Den süßen Duft begierig aufzusaugen,
Der noch die Luft erfüllt. Drauf sinkt ein
scheuer Blick
Auf ihren Vater hin, der, wie in Todes-
schlummer,
Zu starren scheint. Sie senkt, und wehmuths-
voller Kummer
Mischt Bitterkeit in ihres Herzens Glück.

Sie hillt sich ein. Herr Hilon, dem die Liebe
Die Sinne schärft, steht nicht so bald
Ihr Herz beklemmt, ihr schönes Auge trülbe,
So drückt er sie mit zärtlicher Gewalt,
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden
Zum Saal hinaus. — Komm, spricht er, eh'
die Nacht

Uns überrascht, und jeder Arm erwacht,
Den, uns zu Lieb', der Geist mit Zauberschlag
gebunden.

Komm, laß' uns fliehn, eh' uns den Weg zur
Flucht

Ein neuer Feind vielleicht zu sperren sucht;
Und sey gewiß, sind wir nur erst geborgen,
Wird unser Schützer auch für diese Schläfer
sorgen.

Dieß sprechend, trägt er sie mit jugendlicher
Kraft
Die Marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,

Den Oberon zu ihrer Flucht verschafft,
Und eine süßere Last hat nie ein Mann getragen.
Die ganze Burg ist furchtbar still und leer,
Wie eine Gruft, und, Leichen ähnlich, liegen
In tiefem Schlaf die Hülter hin und her;
Nichts hemmt der Liebe Flucht; der Wagen
Wird bestiegen;
Doch traut das Fräulein sich dem Ritter nicht
allein;
Mit Scheramin steigt auch die Amme hastig
ein.
Sie, die zum ersten Mal so viele Wunder
siehet,
Die arme Frau weiß nicht wie ihr geschieht.

Wie wird ihr, da sie rückwärts schaut
Und sieht, an Pferde Statt, vier Schwänen
vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! — Wie schaudert ihr
die Haut,
Da sie empor gelupft und durch die Luft ge-
tragen
Sich fühlt und kaum zu athmen sich getraut
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzu-
schlagen,
So schwer bepackt der Wagen sich erhebt
Und, steter als ein Rahm, auf leichten Wolken
schwebt!

2. Aus: Die Abderiten. (1774.)

In der Stadt Abdera in Thrasien genießen die Bewohner eines ähnlichen Rufes, wie die Schildbürger in Deutsch-
land. Der lachende Philosoph Demokrit, ein Abderite, hänselt die Abderiten durch seine Rathschläge und seine Urtheile
über sie. Schließlicb verlassen sie die Stadt, um keinen der heiligen Frösche zu zertreten, weil dieselben in einem
Prozeß sich um sie verdient gemacht hatten.

Ein Abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen, war bei den Abderiten ungefähr, was
bei uns ein Schildbürger-, oder bei den Helvetiern ein Valleburgerstreich ist; und die guten Ab-
deriten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu
versetzen. Für ist mögen davon nur ein paar Beispiele zur Probe dienen.

Einsmals fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Delphina billig auch einen schönen Brunnen
haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Be-
streichung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer
von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres
auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen mit Nymphen, Tritonen und Delphinen um-
geben, vorstellte. Die Seepferde und Delphinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen
hervorprügeln. Aber wie alles fertig stand, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um
die Nase eines einzigen Delphins zu besencken; und als man das Wert spielen ließ, sah es
nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphine den Schnupfen hätten. Um nicht
ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des Neptuns bringen;
und so oft man sie einem Fremden wies, bedauerte der Küster sehr ernsthaft im Namen der
süßlichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar
bleiben müsse.

Ein andermal erhandelten sie eine schöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meister-
stücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der
Liebesgötin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über
die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für seine Kenner und schwärmerische
Liebhaber der Kunst aus. „Sie ist zu schön (riesen sie einhellig), um auf einem niedrigen
Platz zu stehen; ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht und so viel Geld gekostet
hat, kam nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste sehn, was dem Fremden beim
Eintritt in Abdera in die Augen fällt.“ Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das
kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war
zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Aufsternymphe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch
alle Fremden zu gestehen, daß man nichts Vollkommeneres sehen könne.

Die Abderiten waren bei allen ihren menschlichen Schwachheiten wenigstens keine sehr
bösarigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates so alt werden können, als Homers Nestor. Sie
hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und sich über eine vermeintliche
Thorheit lustig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem
Charakter. Demokrit ging so scharf mit ihnen zu Werke, daß ein weniger joviales Volk die
Gehuld dabei verloren hätte. Gleichwohl bestand alle Rache, die sie an ihm nahmen, darin,
daß sie (unbekümmert mit welchem Grunde) eben so übel von ihm sprachen, als er von ihnen,
alles tabellen, was er ihnen rieß, gerade das Gegentheil thaten. „Man muß dem Philosophen
durch den Sinn fahren,“ sagten sie; „man muß ihm nicht weiß machen, daß er alles besser
wisse als wir.“ — Und, dieser weisen Maxime zu Folge, begannen die guten Leute eine Thor-
heit über die andere, und glaubten Wunder, wie viel sie dabei gewonnen hätten, wenn es ihn
verdreße. Aber hierin versahen sie ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokrit lachte dazu, und
ward aller ihrer Neckereien wegen nicht einen Augenblick früher grau. — „O die Abderiten,

die Abderiten!“ rief er zuweilen; „da haben sie sich wieder selbst eine Ohrfeige gegeben, in Hoffnung, daß es mir weh thun werde!“

Aber (sagten die Abderiten) kann man auch mit einem Menschen schlimmer daran sein? Über alles in der Welt ist er anderer Meinung, als wir. An allem, was uns gefällt, hat er etwas auszufetzen. Es ist doch sehr unangenehm, sich immer widersprechen zu lassen!

„Aber wenn ihr nun immer Unrecht habt? antwortete Demofrit. — Und laßt doch einmal sehen, wie es anders sein könnte! — Alle eure Begriffe habt ihr eurer Anmuth zu danken, über alles denkt ihr noch eben so, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper sind gewachsen und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele sind wohl unter euch, die die Mühe gegeben haben, den Grund zu erforschen, warum sie etwas wahr oder gut oder schön nennen? Gleich den Unmündigen und Säuglingen ist euch alles gut und schön, was eure Sinne trifft, was euch gefällt. Und auf was für kleinsüßige, oft gar nicht zur Sache gehörende Ursachen und Umstände kommt es an, ob euch etwas gefallen soll oder nicht! Verlegen würdet ihr oft seyn, wenn ihr sagen solltet, warum ihr dies liebt und jenes häßlich findet. Grillen, Launen, Eigensinn, Gewohnheit, euch von andern Leuten gängeln zu lassen, mit ihrem Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, und was sie euch vorgepfeifen haben, nachzupfeifen, — sind die Triebfedern, die bei euch die Stelle der Vernunft ersetzen. Soll ich euch sagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falschen Begriff von Freiheit in den Kopf gesetzt. Eure Kinder von drei und vier Jahren haben freilich den nämlichen Begriff davon; aber dies macht ihn nicht richtiger. Wir sind ein freyes Volk, sagt ihr; und nun glaubt ihr die Vernunft habe euch nichts einzureden. „Warum sollten wir nicht denken dürfen, wie es uns beliebt? lieben und hassen, wie es uns beliebt? bewundern oder verachten, was uns beliebt? Wer hat ein Recht, uns zur Rede zu stellen, oder unsern Geschmack und unsere Urtheile vor seinem Richterstuhl zu fordern?“ — Nun denn, meine lieben Abderiten, so denkt und faßelt, liebt und haßt, bewundert und verachtet, wie, wenn und was euch beliebt! Macht euch Thorheiten, so oft und so viel euch beliebt! Macht euch lächerlich, wie es euch beliebt! Liegt am Ende was daran? So lang' es nur Kleinigkeiten, Puppen und Stedenpferde betrifft, wär' es unbillig, euch im Besitze des Rechtes, eure Puppe und euer Stedenpferd nach Belieben zu putzen und zu reiten, stören zu wollen. Gesezt auch, eure Puppe wäre häßlich, und das, was ihr euer Stedenpferd nennt, sähe von vorn und von hinten einem Ochsen oder Elefanten ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und niemand unglücklich machen, was geht es andere Leute an, daß sie Thorheiten sind? Warum sollte nicht der hochweise Rath von Abdera, in feierlicher Procession, einer hinter dem andern, vom Rathhause bis zum Tempel der Latona — Buzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und dem Volke von Abdera so gefällig wäre? Warum solltet ihr euer bestes Gebäude nicht in einen Winkel, und eure schöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk setzen dürfen? — Aber, meine lieben Landesleute, nicht alle eure Thorheiten sind so unschuldig, wie diese; und wenn ich sehe, daß ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, so müß' ich euer Freund nicht seyn, wenn ich still dazu schweigen könnte. Zum Beispiel, euer Frosch- und Mäuselstreich mit den Lemniern, der unnöthigste und unbesonnenste, der jemals angefangen wurde, um einer Tänzgen willen! — Es fiel in die Augen, daß ihr damals unter dem unmittelbaren Einfluß eures bösen Dämons waret, da ihr ihn beschloßet; alles half nichts, was man euch dagegen vorstellte. Die Lemnier sollten gezüchtigt werden, hieß es; und, wie ihr Leute von lebhafter Einbildung seyd, so schien euch nichts leichter, als euch von ihrer ganzen Insel Meister zu machen. Dem die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch am Nase daran erinnert. Doch dies alles möchte noch hingegangen seyn, wenn ihr nur wenigstens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Afrou zum Feldhern zu machen, ohne daß sich irgend ein möglicher Grund davon erdenken ließ, als weil eure Weiber fanden, daß er in seiner prächtigen neuen Rüstung so schön wie ein Paris sey; und — über dem Vergnügen, einen großen feuerfarbenen Federbusch auf seinem hirnlosen Kopfe nicken zu sehen — zu vergessen, daß es nicht um ein Lustigesecht zu thun war: dieß, läugnet nur nicht, dieß war ein Abderitenstreich! Und nun, da ihr ihn mit dem Verlust eurer Ehre, eurer Galeren und eurer besten Mannschaft bezahlt habt, was hilft es euch, daß die Athener, die ihr euch in ihren Thorheiten zum Muster genommen habt, eben so fanatische Streiche, und zuweilen mit eben so glücklichem Ausgang zu spielen pflegen?“

In diesem Tone sprach Demofrit mit den Abderiten, so oft sie ihm Gelegenheit gaben; aber, wiewohl dieß sehr oft geschah, so konnten sie sich doch unmöglich gewöhnen, diesen Ton angenehm zu finden. „So geht es, sagten sie, wenn man nasereisen Jünglingen erlaube, in der weiten Welt herum zu reisen und sich ihres Vaterlandes schämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländischer Begriffe als Kosmopoliten zurück zu kommen, die alles besser wissen als ihre Großväter und alles anderswo besser gesehen haben, als zu Hause. Die alten Aegypter, die niemand reisen ließen, eh' er wenigstens fünfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weise Leute!“

Und eilends gingen die Abderiten hin und machten ein Gesetz, daß kein Abderitensohn: hinfort weiter, als bis an den Korinthischen Isthmus, länger als ein Jahr und anders, als unter der Aufsicht eines bejahrten Hofmeisters von altabderitischer Abkunft, Denkart und Sitte sollte reisen dürfen. „Junge Leute müssen zwar die Welt sehen, sagte das Decret, aber eben darum sollen sie sich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis sie alles, was mit Augen da zu sehen ist, gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe sie angetroffen, wie sie gegessen und wie viel sie bezahlen müssen; damit ihre Mitbürger sich in der Folge diese ersprießlichen Geheimnachrichten zu nutze machen können. Ferner soll (wie das Decret weiter sagt) zu Ersparung der Unkosten eines allzulangen Aufenthalts an einem Orte, der Hofmeister dahin sehen, daß der junge Abberit in keine unnöthige Bekanntschaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimische und umfangene Personen, können ihm am besten sagen, was da merkwürdiges zu sehen ist, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heißen, wo sie wohnen und um welche Zeit sie zu sprechen sind; dies bemerkt sich der Hofmeister in sein Tagebuch; und dann läßt sich in zwei oder drei Tagen, wenn man die Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenschein nehmen.“

9. Moriz August von Thümmel.

(1738—1817.)

1. Aus: Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. (1791.)

Ein Reiseroman, in welchem ein Hypochonder in Begleitung eines Dieners und eines fetten Wopfes von Berlin bis in die Provence reist und in Briefform seine Erlebnisse und Ansichten namentlich über gesellschaftliche und städtische Zustände in Frankreich mittheilt. (Im folgenden kleinen Bruchstück macht der Kranke mit seinem Freunde, einem Marquis, todtewillens eine Spaziertour.)

Gott bewahre doch jedermann vor witzig-siblen Launen! Ich konnte der meinigen nicht mehr Herr werden. So abschmeckend sie anfangs war, eine so laugenhafte Schärfe nahm sie an, als wir bei dem Schauspielhause und der bunten Menschenmenge, die dahin strömte, vorbeifahren; und sie ward noch beißender, als wir unter die Frachtwagen auf der staubigen Chaussee geriethen; denn, statt es lieber gerade herauszusagen, wie ungern ich heute die Stadt und Alziren (ein Schauspiel) um die Bekanntschaft einer Bastide (Landhaus) vertauschte, gab ich es durch mein Bezeigen auf eine viel auffallendere Weise zu erkennen. Ich schmiegte mich quer über in die Ecke des Wagens, drückte meinen runden Hut in die Augen, und bei jeder Staubwolke, die aufstieg, hielt ich Mund und Nase so geziert zu, als ob die Sandstraßen um Berlin mit Teppichen belegt wären. Jeder Sonnenstich schien ein Epigramm in mir zu entwickeln und mir zu einer sinnreichen Anspielung zu verhelfen, die den contrastirenden Unterschied meines fruchtbaren Vaterlandes mit der dürrn Provence auf die ungeschickteste Art, wie ich glaubte, in das Licht setzte. Zudem ich mich mit meinem Handschuh fächelte und mir den Hals kühlte, sprach ich entweder von den schattigen Alleen, die nach Charlottenburg führen, oder erinnerte meinen Freund an unsere kleinen Soupers in den Lauben zu Sanssouci. Ich war wie ausgetauscht, Euard; fühlte in meiner Ungezogenheit weder den scharfen Verweis, der in dem Stillschweigen des Marquis lag, noch ließ ich mich durch den Gedanken, wie er doch nicht mehr, als sein Land erlaube, zu meinem Zeitverreißer gewähren könne, so wenig irte machen, daß ich endlich sogar Hagedorn und Kleist zu Hilfe nahm, um die große Wahrheit zu bestätigen, daß nichts in der Natur an Reiz über den Eintritt des Frühlings in Deutschland und unsern Maimonat gienge. Das Blut trat mir bei dieser vaterländischen Erinnerung in das Gesicht. Ich blicke wild meinem Freund in die Augen. Er faßte mich bei der Hand, und: „Was ist dir, lieber Wilhelm?“ fragte er verwundert. „O der herrlichen Dichter!“ antwortete ich mit beschwerter Stimme. „Sie haben das Bild des Mais mit einer solchen Gewalt in mir rege gemacht, daß ich dich bei Gott versichern kann, lieber Saint-Sauveur, ich glaube in diesem Augenblick jenen Monat erreicht zu haben, unsre Frühlingsvögel zu hören, und den balsamischen Duft unsrer jungen Birken zu athmen. Eine lebhafte Einbildungskraft ist doch eins der wichtigsten Geschenke Gottes. Sie weiß dem Betrug die Gestalt der Wahrheit zu geben, und unsere Wünsche in wirklichen Genuß zu verwandeln.“ — „So wie sie?“ fiel mir Saint-Sauveur in das Wort, „die auffallendste Wahrheit zu Betrug herabwürdigten laun.“ — Dieser Einwurf meines Freundes war so parador, daß ich ihn unmöglich ungerügt hingehen lassen konnte. „Ein ganz neuer Satz,“ sagte ich höhnißch; „aber wo ist der Beweis dazu, lieber Marquis? Willst du ihn führen?“ — „Ja,“ war seine bestimmte Antwort; und wahrlich, Euard, er führte ihn, — und wie? — — Wie hat mich ein philosophischer Beweis durch eine angenehmere Erörterung übertracht, als dieser. Die Wendung, deren er sich dabei bediente — sehr verschieden von den Subtilitäten der Scholastik — kam aus seiner und seines Rutschers Hand, an dessen Arm die Schnur befestigt war, die er

anzog. Ein Griff in den Jügel, ein Hieb mit der Peitsche, und seine Behauptung — ich hätte vor Scham vergehen mögen — war vollständig erwiesen. Was ich eine Minute vorher für Magie der Einbildungskraft hielt, war Wirklichkeit. Ich hörte die Nachtigallen mit meinem körperlichen Ohren und zog die besungene deutsche Mailust mit beiden Lungenstügeln in mich; denn — hier siehst du die Beule, die ich aufstechen muß — wir befanden uns, wie durch einen Zauberstab, in eine lange Allee von hundertjährigen Birken versetzt.

Ich konnte in der Fülle meines Erstaunens nicht zu Worte kommen, so gewaltig sie sich auch bis zu meinen Lippen vordrängen, war lange verloren in meinem Gefühl, ehe meine scheuen Blicke sich an meinen Freund wagten und um Vergebung des Unsinns der vergangenen Stunde ansetzten. Er verstand sie; aber er bestrafte mich nicht durch Gegenpott, so sehr ich ihn auch verdiente, sondern durch Güte. „Reisende,“ sagte er mit freundlicher Stimme, „sollten nie absprechende Urtheile über ein fremdes Land fällen, bis sie nicht alle seine Winkel durchkrochen haben. Könnte ich dich doch, lieber Wilhelm, von allen deinen kleinen Vorurtheilen glücklich heilen, als es mir bei diesem gelang! denn sie hauptsächlich sind es, deren Cur mir Sabbathier überlassen hat. Wie froh bin ich, daß ich dich bis jetzt ruhig in deiner trogigen Lage erhalten konnte! Ein einziger Blick deiner Augen neben der Querlinie, auf der sie hinfarnten, würde dir schon von weitem das Ziel der Belehrung, die ich dir aufhob, entdeckt und ihre gute Wirkung und deine Epigramme geschwächt haben. Jetzt blicke nur, ohne dich weiter zu kümmern, an diese hohen Birken hinauf. Gibt es wohl in Charlottenburg ihres gleichen? Sieh, mit welcher Pracht immer grüne Fische sich hier ausbreiten. Wie reich würde sich euer König dünken, wenn ein solcher Fremdling seinen Park verschönerte! Sättige dein Auge an unserm Besessenen, an dem gelb blühenden Geniste, das als eine Seltenheit in euren Gewächshäusern gepflegt wird, bade dich in dem Aushauche unserer wirzhaften Kräuter, und siehe, — ich verlange keine andere Genugthuung — daß euer Wonnemonat nicht reizender sein kann, als unser Hornung.“ — Es hätte mir die harmnächteste Vorliebe meiner Heimath so fest in dem Herzen sitzen müssen als einem Lappländer, wenn ich nur ein Wort gegen die offenen Beweise und die billige Forderung meines Freundes hätte vorbringen wollen. Seitdem ich Athem schöpfe, hat mich von allen den Maitagen, die ich in Deutschland erlebte, keiner in ein solches Wohlbehagen versetzt, als die gegenwärtige Stunde. Das konnte ich ihm mit Wahrheit sagen. Es war seit meiner Krankheit der erste Ausflug ins Grüne, und die Sinnlichkeit hat ein desto leichteres Spiel, da die Saiten, die sie rührte, frisch aufgezo-gen und zur Freude gestimmt waren. In dem sultanischen Gefühle eines mühelosen Genusses lag ich in dem schwebenden Phaeton, freute mich der wohlriechenden Bogengewölbe über mir und des begleitenden Gesangs der Vögel, wovon ich bei dem gehemmten Trabe der Pferde keine Note verlor. Wie ein kraftvoller Jüngling, dem ein langes frohes Leben vorliegt, sich am Ausgange desselben seinen nebeligen Grabhügel als eine Ruhebank denkt, die seiner Ermüdung wartet, so blickte auch ich auf den geraden breiten Weg hin, der sich durch den unabsehbaren Wald zog.

2. Hymne auf die Sonne.

(Vermischte Ged. Werke I., 1811.)

Staub, der, zu Gott emporgedrungen,
Am Fußtritt seines Thrones glimmt,
Ziel meines Psalms, im Chor gesungen,
Das jubelnd, dich umschlungen,
In deinem Aether schwimmt!

Seit du, der leeren Nacht entfunken,
Dein stolzes Licht von ihm geholt,
Sah es in dem Gewühl der Funken,
Die durch den Luftraum prunken,
Schon manchen Stern verfohlt.

Nur deinem Urgeirn veraltet
Kein Keiz! Mit gleicher Kraft beflammt,
Treibt es sein großes Rad, entfaltet
Die Zeiten, und vernaltet,
Wie sonst, sein Mitternacht.

Und lenten aller Erden Psalmen
Gleich nicht den Ausfluß deines Strahls,
Doch überkleidest du die Palmen
Des Athos, wie die Halmen
Des rauhesten Schweizerthals.

Hat nicht ein Geist, aus dir geboren
Der Liebe Freudenquell gewürzt,
Der aus den Urnen alter Horen,
Vertheilt — doch unverloren,
In alle Wesen stürzt?

Juwel in des Erschaffers Kranze
Und erstes Wunder seines Hauchs,
Du leitest, schmückst, vereinst das Ganze;
Eins fehlt nur deinem Glanze:
Bewußtsein des Gebrauchs.

So viel dir Kraft ward, doch entquellen
Dir Triebe nie, die warm und rein
Die Brust des edlen Mannes schwellen,
Freund seiner Mitgefellen
Am Bau der Welt zu sein.

Du stehst im größten Wirkungskreise
Als Sklave, der im Focke prangt:
Beherrscher seiner kurzen Reise
Durchs Leben, dringt der Weise,
Wohin sein Herz verlangt.

Er wagt sein Dasein nur nach Thaten,
Nach Pfunden, die sein Geist erringt,
Froh, wenn die Hoffnung seiner Saaten
Auch nur im Keim gerathen,
Der in die Zukunft dringt.

Sei größer noch! Um deine Würde
Vertauscht, selbst auf dem Weg ins Grab,
Der Staubbewohner einer Hürde
Nicht seines Lebens Würde,
Nicht seinen Wanderstab.

Dem bald zu höhern Geistesproben
Entlickt den Prüfungen der Zeit,
Schwingt ihn die Hand, die dich erhoben,
Von diesem niedern Globen
In die Unsterblichkeit.

Durch diesen heitern Blick ins Freie
Verliert im Nebel meiner Bahn
Sich keine Stunde mir — ich weihe
Dem Ausgang sie und reihe
Sie meiner Zukunft an;

Daß, wenn ich einst zu höheren Sphären
Auf deinem Lichtweg übergeh',
Der Fruchstaub vieler guten Lehren
Noch in dem Thal der Jahren
Um meinen Hügel weh'.

10. Johann Georg Hamann. (1730—1788.)

Betrachtungen über die heilige Schrift. (1816.)

Ich will einige allgemeine Bemerkungen über die göttliche Offenbarung machen, die mir einfallen werden. Gott hat sich geoffenbart dem Menschen in der Natur und in seinem Worte. Man hat die Ähnlichkeiten und Beziehungen dieser beiden Offenbarungen noch nicht so weit auseinander gesetzt und so deutlich erklärt, noch auf diese Harmonie gedrungen, worin eine gesunde Philosophie sich ein weites Feld öffnen könnte. Beide Offenbarungen müssen auf eine gleiche Art in unzähligen Fällen gegen die größten Einwürfe gerettet werden; beide Offenbarungen erklären, unterstützen sich einander und können sich nicht widersprechen, so sehr es auch die Auslegungen thun mögen die unsere Vernunft darüber macht. Es ist vielmehr der größte Widerspruch und Mißbrauch derselben, wenn sie sich selbst offenbaren will. Ein Philosoph, welcher, der Vernunft zu gefallen, das göttliche Wort aus den Augen setzt, ist in dem Falle der Juden, die desto hartnäckiger das neue Testament verwerfen, je fester sie an dem alten zu hängen scheinen. An diesem wird die Prophezeiung erfüllt, daß dasjenige ein Argerniß und eine Thorheit in ihren Augen ist, was zur Bestätigung und zur Erfüllung ihrer übrigen Einsichten dienen sollte. Die Naturkunde und Geschichte sind die zwei Pfeiler, auf welchen die wahre Religion beruht. Der Unglaube und der Aberglaube gründeten sich auf eine leichte Physik und leichte Historie. Die Natur ist so wenig einem blinden Ungefähr oder ewigen Gesetzen unterworfen, als sich alle Begebenheiten durch Charaktere und Staatsgründe aufschließen lassen. Ein Newton wird als Naturkundiger von der weisen Allmacht Gottes, ein Geschichtschreiber von der weisen Regierung Gottes gleich stark gerührt werden.

Gott offenbart sich — der Schöpfer der Welt ist ein Schriftsteller. — Was für ein Schicksal werden seine Bücher erfahren müssen; was für strengen Urtheilen, was für scharfsinnigen Kunstrichtern werden seine Bücher unterworfen sein? Wie viele armselige Religionspöner haben ihr täglich Brod von seiner Hand genossen; wie viele starke Geister, wie Herodotus, in der Verwegenheit, in ihrer Schande eine Unsterblichkeit gesucht, deren Todesangst um eine bessere gekostet hat. — Gott ist gewohnt, seine Weisheit von den Kindern der Welt getadelt zu sehen. Mosis Stab war in seiner Gefahr, ohngeachtet ihn die Zauberstäbe der weisen Ägypter umzingelt anzusehen. Diese Tausendkünstler waren endlich genöthigt, den Finger Gottes in dem verächtlichsten Ungeziefer zu erkennen und dem Propheten des wahren Gottes auszuweichen. Der Begriff, daß das höchste Wesen selbst die Menschen einer besonderen Offenbarung gewürdigt hat, scheint dem Wislinge so fremd und außerordentlich zu sein, daß er mit Pharao fragt, was dieser Gott haben will und worin sein Gesuch besteht. Mit diesem Begriffe sollte man aber notwendiger Weise eine Betrachtung derjenigen verbinden, denen diese Offenbarung zu gut gesehen. Gott hat sich Menschen offenbaren wollen; er hat sich durch Menschen offenbart. Er hat die Mittel, diese Offenbarung den Menschen nützlich zu machen, sie für solche einzunehmen, sie unter den Menschen auszubreiten, fortzupflanzen und zu erhalten, auf die Natur der Menschen seiner Weisheit am gemäßeften gründen müssen. Ein Philosoph, der Gott in der Wahl aller dieser Umstände und Wege, in welchen Gott seine Offenbarung hat mittheilen wollen, tabeln und verbessern wollte, würde immer vernünftiger handeln, wenn er seinem Urtheile hierin zu wenig zutraute, damit er nicht Gefahr ließe, wie jener gekrönte Sternkundige das Ptolomäische System oder seine Erklärung des Sternelaufs für den wahren Himmelsbau anzusehen. Hat Gott sich den Menschen und dem ganzen menschlichen Geschlechte

zu offenbaren die Absicht gehabt, so fällt die Thorheit derjenigen desto mehr in die Augen, die einen eingeschränkten Geschmack und ihr eigenes Urtheil zum Probestein des göttlichen Wortes machen wollen. Die Rede ist nicht von einer Offenbarung, die ein Voltaire, ein Bolingbroke, ein Shaftesbury annehmungswürth finden würden; die ihren Vorurtheilen, ihrem Wis, ihren moralischen, politischen und epischen Grillen am meisten eine Genüge thun würde, sondern von einer Entdeckung solcher Wahrheiten, an deren Gewisheit, Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen wäre. Leute, die sich Einsicht genug zutrauen, um einen göttlichen Unterricht entbehren zu können, würden in jeder anderen Offenbarung Fehler gefunden haben, und haben keine nöthig. Sie sind die Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen. Gott hat es unstreitig seiner Weisheit am gemäßigsten gefunden, diese nähere Offenbarung seiner selbst erst an einen einzigen Menschen, hierauf an sein Geschlecht und endlich an ein besonderes Volk zu binden, ehe er erlauben wollte, selbige allgemeiner zu machen. Die Gründe dieser Wahl lassen sich eben so wenig von uns erforschen, als warum es ihm gefallen, in sechs Tagen zu schaffen, was sein Wille eben so fitglic in einem einzigen Zeitpunkte hätte wirklich machen können. Ferner, Gott hat sich so viel möglich bequemt und zu der Menschen Neigungen und Begriffen, ja selbst Vorurtheilen und Schwachheiten heruntergelassen. Dieses vorzügliche Merkmal seiner Menschenliebe, dabon die heilige Schrift voll ist, dient den schwachen Köpfen zum Spott, die eine menschliche Weisheit oder eine Gemüthung ihrer Neugierde, ihres Vorwitzes, eine Übereinstimmung mit dem Geschmack der Zeit, in der sie leben, oder sich an ein besonderes Volk bekennen, im göttlichen Worte zum Voraus setzen. Kein Wunder, wenn sie in ihrer Vorstellung sich hingegangen sehen und wenn der Geist der Schrift mit eben der Gleichgültigkeit zurückgewiesen wird, ja wenn dieser Geist eben so stumm und unnützlich scheint, als der Heiland dem Herodes, der ihn ungeachtet seiner großen Neugierde und Erwartung zu sehen, mit mehr als Kaltstimm zu Pilatus bald zurückschickte. Wer sollte sich einbilden, daß man in den Büchern Moses eine Geschichte der Welt hat suchen wollen? Viele scheinen ihn bloß deswegen zu lästern, daß er ihnen nicht Mittel gibt, die Fabeln eines Herodotus zu erklären, zu ergänzen oder zu widerlegen. Wie lächerlich wird ungläublich würde ihnen vielleicht die Geschichte der alten Welt vorkommen, wenn wir sie so vollkommen hätten, als sie selbige wünschen.

Ich danke Gott aufrichtig und herzlich für sein seligmachendes Wort, das ich geprüft gefunden, als das einzige Licht, nicht nur zu Gott zu kommen, sondern auch uns selbst zu kennen; als das theuerste Geschenk der göttlichen Gnade, das die ganze Natur und alle ihre Schöpfung so weit übertrifft, als unser unsterblicher Geist den Keim des Fleisches und Blutes; als die erstaunlichste und verehrungswürdigste Offenbarung der tiefsten, erhabensten, wunderbarsten Geheimnisse der Gottheit, im Himmel, auf der Erde und in der Hölle von Gottes Natur, Eigenschaften, großem überflüthendem Willen, hauptsächlich gegen uns elende Menschen, voll der wichtigsten Entdeckungen durch den Lauf aller Zeiten bis in die Ewigkeit; als das einzige Brot und Manna unsrer Seelen, dessen ein Christ weniger entbehren kann, als der irdische Mensch seiner täglichen Nothdurft und Unterhalts — — ja ich bekenne, daß dieses Wort Gottes eben so große Wunder an der Seele eines frommen Christen, er mag einfältig oder gelehrt seyn, thut, als diejenigen, die in demselben erzählt werden; daß also der Verstand dieses Buchs und der Glaube an den Inhalt desselben durch nichts anders zu errichten ist, als durch denselben Geist, der die Verfasser desselben getrieben; daß seine unaussprechlichen Seufzer, die er in unsern Herzen schafft, mit den unausdrücklichen Bildern Einer Natur sind, die in der heiligen Schrift mit einem größern Reichthum, als aller Saamen der ganzen Natur und ihrer Reiche, aufgeschüttet sind.

Das zweyte ist das Geständniß meines Herzens und meiner besten Verunft, daß es ohne Glauben an Jesum Christum unmöglich ist, Gott zu erkennen, was für ein liebreiches, unaussprechlich gürtiges und wohlthätiges Wesen er ist, dessen Weisheit, Allmacht und alle übrige Eigenschaften nur gleichsam Werkzeuge seiner Menschenliebe zu seyn scheinen; daß dieser Vorzug der Menschheit, der Insecten der Schöpfung, unter die größten Tiefen der göttlichen Offenbarung gehört; daß Jesus Christus sich nicht nur begnügt ein Mensch, sondern ein armer und der elendeste geworden zu seyn, daß der heilige Geist uns ein Buch für sein Wort ausgegeben, worin er wie ein albern und wahnsinniger, ja wie ein unheiliger und unreiner Geist unsrer stolzen Verunft Nährlein, kleine verächtliche Begebenheiten zur Geschichte des Himmels und Gottes gemacht, 1 Cor. 1, 25 — — daß dieser Glaube uns alle unsere eigenen Handlungen und die edelsten Früchte der menschlichen Tugend nicht anders als die Krise der feinsten unter einem Berggrößterungsglas entdeckt oder die zarteste Haut unter gleichem Anblick; daß es daher unmöglich ist, ohne Glauben an Gott, den sein Geist wirkt und das Verdienst des einzigen Mittlers, uns selbst zu lieben und seinen Nächsten; kurz, man muß ein wahrer Christ seyn, um ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffenes Kind, ein guter Bürger, ein rechter Patriot, ein guter Unterthan, ja ein guter Herr und Knecht zu seyn; und daß, im strengsten Wortverstand, jedes Gute ohne Gott unmöglich ist, ja daß er der einzige Urheber desselben.

11. Johann Heinrich Jung genannt Stilling.

(1740—1817.)

Heinrich Stillings Religion.

(Aus: Heinrich Stillings Lehrjahre, 1804.)

Es werden wohl alle meine Leser überzeugt seyn, daß ich kein großer Mann, großer Geist oder großes Genie bin — denn ich habe zu meiner ganzen Führung im geringsten nichts beigetragen; auch meine natürlichen Anlagen mußten durch viele Mühe und auf langwierigen Leidenswegen, erst mühsam vor- und zubereitet werden; ich war bloß leidende Materie in der blunden Hand des Künstlers, Thon in der Hand des Töpfers. Wer mich also für einen Mann von großen Talenten und Tugenden ansieht, oder mich gar als einen großen Heiligen taxirt, der thut mir sehr unrecht: er verfährt gerade so unschicklich, als wenn einer eine alte eichene, grob und häuerisch ausgearbeitete Kiste darum für ein großes Kunst- und Meisterwerk rühmen und preisen wollte, weil ein großer Herr kostbare Schätze zum täglichen Gebrauch darin aufbehielt. Wer sich über mich wundern und freuen will, der bewundere meine Führung, bete den Vater der Menschen an und danke Ihm, daß Er sich noch immer nicht unbezeugt läßt, und auch auf seinen heiligen Wegen Zeugen ausrüstet, und um die eilfte Stunde noch Arbeiter in seinen Weinberg sendet.

Jetzt bitte ich nun inständig, Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben, und folgende Sätze genau zu prüfen:

1. Zeigt meine ganze Lebensgeschichte nicht unwiderstehlich, daß mich nicht menschlicher Verstand und Weisheit, sondern der — der der Menschen Herz, Handlungen und Schicksale — doch ohne Zwang ihres freien Willens — zu leiten versteht von Anfang bis zu Ende wahrhaft nach einem vorbedachten Plan geleitet, gebildet und erzogen habe?

2. Zeigt meine Geschichte nicht ebenfalls unwiderlegbar, daß von meiner Seite nicht das Geringste, weder zum Entwurf, noch zur Ausführung meines Lebensplanes geschehen sey? — weder Schwärmerei noch Irrthümer hatten an jenem Plan, an dessen Ausführung Theil: denn wo ich schwärmte oder irte, da wurde ich immer durch die Entwicklung eines Bessern befehrt.

3. Wenn mich also nun der Allweise, Allgütige und Alles vermögende Weltregent selbst geleitet, vor- und zubereitet hat, ohne daß weder ich selbst, noch irgend ein Mensch, Antheil an seinem Plane hatte: kann ihm da sein Werk mißlungen seyn? — kann er einen Irgeist, einen Schwärmer und Obscuranten — so — leiten und führen wie mich, um die Menschen zu täuschen? Ja! zulassen kann Er's, daß sich ein Schwärmer und Verführer selbst durch Schwierigkeiten durcharbeitet und eigenmächtig sich ein Publicum erwirbt: denn Er läßt freie Wesen auch frei wirken, so lange es mit seinem hohen Rath bestehen kann; aber zeige mir Einer in meinem ganzen Leben, daß ich mich irgendwo durch Schwierigkeiten von der Art durchgearbeitet oder gesucht habe, mir ein Publicum in religiöser Hinsicht zu erwerben.

4. Folgt also nun nicht aus dem Allen, daß mein religiöses Lehrsystem, welches kein andres ist, als dasjenige, welches Christus und seine Apostel — und nachher alle rechtgläubigen Kirchenväter alle Jahrhunderte durch, gelehrt haben, wahr, und abermals durch meine Führung legitimirt worden sey? — ich kann Ideen — ich kann Nebenbegriffe haben, die noch unlauter, noch nicht genug berichtigt sind, aber in der Hauptsache des Christenthums irre ich so gewiß nicht, als ich gewiß bin, daß mich Gott mein ganzes Leben durch geführt, und selbst zum Zeugen der Wahrheit gebildet hat. Indessen bin ich mir vor Gott mit der vollkommensten Aufrichtigkeit bewußt, daß keine meiner religiösen Ideen durch mühsames Nachdenken entstanden, oder Resultat irgend einer Deduction der bloßen Vernunft sey, sondern alle sind Aufschlüsse in meinem Gemüthe, die mir bei dem Betrachten schwieriger Bibelstellen von selbst gekommen sind. Die Hauptsache des Christenthums aber beruht, nach meiner Überzeugung, auf folgenden Grundsätzen:

1. Die heiligen Schriften, sowie wir sie gegenwärtig haben, enthalten vom ersten Kapitel des ersten Buches Moses an, bis auf's letzte Kapitel des Propheten Maleachi, und vom ersten Kapitel des Evangeliums Matthäi an, bis auf's letzte Kapitel der Apocalypse, die Geschichte der Offenbarungen Gottes an die Menschen, und sind daher die einzige zuverlässige Quelle aller derer übersinnlichen Wahrheiten, die dem Menschen zu seiner Bestimmung nöthig sind.

2. Die ersten Menschen waren von Gott vollkommen erschaffen worden, sie sündigten aber durch Ungehorsam gegen Gott, und verloren dadurch das Gleichgewicht zwischen den sinnlichen und sittlichen Grundtrieben; die sinnlichen wurden immer überwiegender, und daher wurde in ihrer ganzen Nachkommenschaft das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse von Jugend auf und immerdar.

3. Vorher war auch schon eine Klasse höherer geistiger Wesen von Gott abgefallen und böse geworden; der Fürst dieser Wesen hatte die ersten Menschen zum Abfall verleitet; diese bösen Geister können dann auf den geistigen Theil des Menschen wirken, wenn er ihnen Anlaß dazu gibt; es gibt aber auch gute Geister, die um den Menschen her sind, und ebenfalls auf ihn wirken, wenn es die Umstände erfordern. Jene bösen Geister nebst ihrem Fürst, dem Satan, seine Engel und alle böse Menschen, nenne ich das Reich der Finsterniß.

4. Gott hat von Ewigkeit her ein Wesen ausgetobren, das mit ihm gleicher Natur in und gegen ihn in dem Verhältniß steht, wie ein Sohn gegen seinen Vater, daher nennet es auch die Bibel den Sohn Gottes, den Logos, das Gottwort. Dieser Sohn Gottes übernahm die Führung und Erlösung des gefallenen menschlichen Geschlechtes, im alten Bunde offenbarte er sich unter dem Namen Jehovah, und im neuen Bunde als wahrer Mensch unter dem Namen Jesus Christus. Er ist Gott und Mensch in Einer Person.

5. Dieser Gottmensch Jesus Christus erlöste die gefallene Menschheit durch seinen blutigen Opfertod, von der Sünde, vom Tode, und von der Strafe der Sünden. In diesem blutigen Opfertod liegt der Grund zur Versöhnung mit Gott, zur Vergebung der Sünden, wie auch der Seligkeit. Die Sittenlehre Christi, die schon in allen ihren Punkten im alten Testament enthalten und sogar von Heiden fast vollkommen gelehrt worden ist, dient nur bloß dazu, damit man prüfen könne, ob der blutige Opfertod Christi, und in wiefern er an einem Menschen seine Wirkung gethan habe? Sie ist natürliche Folge des Erlösungsgeschäfts, aber ohne dieses eben so wenig Gottgefällig auszuüben möglich, als daß ein Kranker sollte die Geschäfte eines Gesunden verrichten können.

6. Jesus stand von den Todten auf, und wurde dadurch auch die Grundursache der Auferstehung der Menschen, dann fuhr er gen Himmel und übernahm die Weltregierung. Er ist also jetzt der Gott, der Alles regiert, alle Schicksale der Menschen lenkt, und im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen, Alles zum großen Ziel der Menschenerlösung leitet und endlich hinausführt. Zu dem Ende steht Er mit allen seinen wahren Verehrern und treuen Dienern, nebst den heiligen Engeln als das Reich des Lichtes, dem Reiche der Finsterniß gegenüber; beide kämpfen so lange gegeneinander, bis das Letzte ganz überwunden, und so das Erlösungsgeschäft vollendet ist; dann überantwortet der Sohn dem Vater wieder das Reich, und dieser ist dann wieder Alles in Allem.

7. Gott will und muß in Jesu Christo, in seinem Namen, d. i. in seiner Person angebetet werden. Gott außer Christo, ist ein metaphysisches Nüding, das sich die kühne Vernunft von der Idee eines höchst vollkommenen Menschen abstrahirt hat; dieses Nüding, das nirgends als im Kopf der Philosophen existirt, anbeten, ist pure Abgötterei. In Christo findet man nur den Vater der Menschen, nur da will und kann er angebetet werden.

8. Der heilige Geist, der Geist des Vaters und des Sohnes, ist wahrhaft Ein Wesen, mit dem Vater und dem Sohne gleicher göttlicher Natur. Er ist eine moralische, göttliche Liebeskraft, die von beiden ausgeht, so wie Licht und Wärme von der Sonne ausstrahlt; seit den ersten Pfingsten bis daher ist er beständig wirksam; Jeder, der von Herzen an Christum glaubt, seine Heilslehre annimmt, sein Sündenelend herzlich bereut, und nun mit inniger Sehnsucht wünscht, von der Sünde frei und ein wahres Kind Gottes zu werden, der zieht nach dem Verhältniß seines Glaubens und in dem Grad seiner Sehnsucht den heiligen Geist an, so, daß dann seine sittlichen Kräfte immer mehr und mehr gestärkt, und seine sündlichen je mehr und mehr geschwächt werden.

Dies ist mein beständiges, wahres, durch viele Prüfungen, Erfahrungen und Läuterungen bewährtes Glaubens-, Lehr- und Lebenssystem, welches ich nicht durch Speculation und durch Vernüthung des Kopfes, sondern während meines vierßährigen Ringens nach Licht und Wahrheit, aus Drang und Bedürfniß des Herzens, einzeln nach und nach, wie seltene Goldkörner, an meinem mühseligen Pilgerwege, aufgelesen, gesammelt, und dann in ein vernünftiges Ganzes gebracht habe.

12. Johann Caspar Lavater.

(1741—1801.)

1. Friedrich II., König von Preußen, zu Pferde.

(Aus: Physiognomische Fragmente, 1775—1778.)

Mit unbeschreiblicher Neugier habe ich vor zwölf Jahren den Moment erwartet, das Schrecken und Erstaunen von Europa von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Alle die unzahligen Portraits von ihm in Eins zusammengeschnitten, standen vor mir, bis auf den Moment, wo der Große, er selber, vorbeiritt. Wie die Sonne die Sterne verdrängt, weg auf einmal

alle Bilder von ihm! O wie ein ganz anderer. Er stand vor mir! Damals wußte ich noch nicht, was Pnyfiognomie war, aber den Schauer vergeffe ich nicht, der auf mich herabfuhr, als ich ihn selber jah. . . Nicht auf die Art schön, wie unphyfiognomifche Maler ihn idealifiren, nicht auf die Art groß, ganz und gar nicht schön; aber dennoch von der Natur, von feines Befens erftem Anfchluff an, zum großen Manne, zum König und Monarchen angelegt und geformt. Unter allen Menfchengefichtern ift noch keins vor meine Augen gekommen, das fo ganz eigentlich zum Königsgefichte gefchaffen zu fein fchien. Alle Reider — doch ein König ift zu hoch, um Reider zu haben, als — feine Neben-Erdenkönige? Alle Reider und alle Antiphyfiognomiften müffen beim Anblide diefes Mannes, wo nicht fagen, doch empfinden: „Ein großer Mann!“

Ich rede jetzt nur von der Hauptform des Gefichts, wovon uns leider das Befte durch den Hut bedeckt, doch aus dem fichtbaren Profile der Nafe leicht vermuthbar ift. Aus diefer Hauptform, was mußte darauff an werden? Des Monarchen Augen find allberühmt. Bald heißt es:

Der Gnad und Huld im fcharfen Blick
Der großen Augen trägt.

(Glein.)

bald:

„Leute, die es verftehen, fagen, daß er das Zeichen eines großen Mannes im Auge, des Königs aber in feinen Gefichtszügen trage.“
(Eichtenberg.)

Ich habe diefes Auge lange und nahe angefehen. Mehr treffend als blendend! Durchdringend als blitzend! Man fieht mehr vom Weißen, der Stern fcheint daher fo groß nicht, dafür concentrirter. Gewiß kann fo eine Form keinen fchlechten Blick haben. Übrigens habe ich diefen berühmten Blick, wenn ich fo fagen darf, nicht in feinem Brennpunkte gefehen.

Aber man decke das Auge, man verbinde dem Pnyfiognomiften die Augen, man erlaube ihm, mit dem bloßen Gefühl der äußerften Fingerpitze von der Höhe der Stirn bis ans Ende der Nafe fanft herabzuglitschen, neuntaufend neunhundert neun und neunzig vor ihm werden ihm vorgeführt, Friedrich der Zehntaufendfte, und der Pnyfiognomift wird wiederfallen und ausrufen: „Ein prädefinirter König oder Welterschütterer! Ohne Thaten lebt der nicht, fo wenig als ohne Odem. Vordrang, hohes Selbftgefühl, das in Menfchenverachtung ausarten muß, weil es feines Gleichen nicht finden kann und die Nächften bei ihm grade die kleinften find.“

Ja, Menfchenverachtung! Siehe aus diefer mit der Nafe lineal grade fortlaufenden Stirn muß fie auf Wangen und Lippen fließen. Faltenreich und fleingeadert ift des Königs Geficht, voller Entwirre und durcheinander fich furchender Anschläge.

Eine genaue Silhouette von diefem in feiner Klasse einzigen Individuum würde das Auge fehr wenig von diefer Verachtung fehen, und den Verftand fehr viel davon vermuthen laffen; daher der furchtbar auffallende Kampf von Größe und Mißmuthigkeit, daß die Einen in diefem Gefichte den Himmel, die Andern die Hölle zu fehen glaubten.

Die Stellung ift nicht die des muthigen Helden; Laften von Jahren und Thaten von Sorgen und Entwirren fcheinen auf feiner Schulter zu liegen. Ich glaube, die Taille ift etwas zu lang, und diefe Länge contrastirt mit der, wenn ich fo fagen darf, gleichfam eifernen Gedrängtheit des Gefichts.

Der fpornlöfe Stiefel ift insofern phyfiognomifch, als man ihn als Emblem voll Wahrheit und Bedeutung anfehen kann; wenigftens harmonirt er mit der Nonchalance des Ganzen. Das Pferd hat eine Königspnyfiognomie, obgleich der Hals oben herum etwas zu dick ift. Der Tritt des Pferdes ift stolz-fanft mit gehaltenem Muth.

2. Geduld. (1773.)

(Aus: Poesien, den Fremden des Verfassers gewidmet, 1781.)

Tragen will ich fie doch, der Leiden drückende Beftaft!

Schweigen! Verftummen und ftehn!

Leiden und lächeln! Die Liebe der Liebe will, daß ich trage,

Feffeln, die Ehre nur find!

Opfer werden will ich für Brüder, für Schwestern, wie Christus.

Leiden und lieben ift Eins!

Auf die Hefen will ich des Jammers Bitterkeit fchlürfen —

Gott! dein Heil ift im Kelch!

Klimmen will ich empor durch Gewitternacht an dem Felfspfad!

Himmliſcher Tag ift mein Ziel!

Bald! Erkrümmt ift es bald! Mir ift, du trockneft den Schweiß ſchon,

Vater! die Thräne mir weg!

Hauhe find wieder geathmet zurück! Schon fißt' ich dem Ziele

Näher mich wieder! Ich bin's!

Schatten! Erschmachtet bist du nach wen'gen Schritten — und bald, bald
 Aufgelöst lieg' ich in Ruh!
 Ha! Ich athme sie schon, die sanft mich kühlende Lichtluft!
 Ewige Freiheit ist mein!
 Ha! Wie breitet sich aus — Wie überfließt mir die Seele
 Von der Luft des Triumphs!

13. Friedrich Heinrich Jacobi.

(1743—1819.)

Zufällige Ergänzungen eines einjamen Denkers.

(Aus: F. H. Jacobi's Werke, I. Bd., 1812.)

Minder oder mehr zufällig ist die Verknüpfung der Vorstellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menschen, weßwegen auch nie ein Mensch durchaus einerley Meinung mit einem andern werden kann. Die stärkste dieser Verknüpfungen ist diejenige, welche aus früher und langer Angewöhnung entstanden ist. Eine auf diese Weise eingepflanzte Denkungsart kann die ungereimteste von der Welt seyn, und darum nicht im geringsten weniger Nachdruck und Festigkeit beweisen. Wahr oder falsch, der Nachdruck ist derselbe, wenn die Meinung nur lebendig ist; denn in unsrer eigenthümlichen, lebendigen Meinung, sie sey beschaffen, wie sie wolle, erkennen wir uns, sie allein macht uns unser Dasein wahr und wirklich.

Da wir nun keine größere Gewißheit haben, als die Gewißheit unsers Daseyns, unsrer Identität und Personalität, so wägen wir mit dieser Grundwahrheit alle andere Erkenntniß. Was uns wahr macht, daß wir sind, davon sagen wir, daß es ist, empfinden es als offenbar gewiß; was uns unwahr machen würde, daß wir sind, das läugnen wir, das empfinden wir als ungereimt.

Wohl hat dieser Gedanke etwas sehr niederschlagendes: daß durch eine bloß angewöhnte, zufällige, fast durchaus schon gedankenlos gewordene Verknüpfung von Vorstellungen, Urtheilen und Empfindungen, das Wahrheitsgefühl des Menschen gleichsam von seiner Stelle gerückt, sich selbst untreu werden und falsches Zeugniß geben kann; der Gedanke, daß wir nie die Wahrheit selbst, sondern immer nur unser Leben lieb haben; nie recht erfahren können, was nur Wahrheit ist. Sie ist verborgen in unserm Leben; Geheimes in noch Geheimerem. Doch schimmert hier ein Licht der Hoffnung. Es ist ein Gedanke hoher Ahnung, daß nur Entwicklung des Lebens Entwicklung der Wahrheit ist; beyde, Wahrheit und Leben, Eins und Dasselbe.

Jener gewissen Erfahrung indessen: daß Begriffe, Urtheile, Meinungen und Leidenschaften, zu denen wir, wie zu unserer Muttersprache, die unsern Verstand uns allmählig einflößte, gekommen sind, durch bloße Autorität und Angewöhnung auf unsern Beyfall mächtiger als die blüdigsten Schlüsse, als die auffallendsten Beweise wirken, steht eine andere gleichfalls gewisse Erfahrung zur Seite: die Erfahrung, daß eben diese Meinungen dennoch der Vernunft nicht unüberwindlich sind.

Stärker ist allemal und kräftiger der implicite Glaube, der sich seiner Gründe nicht bewußt ist, als der implicate, der kein Glaube im eigentlichen Verstande ist, und auch keine Stärke, die ihm für diese oder jene besondere Sache eigen wäre, gar keine Kraft für sich selbst im Grunde hat. Der implicate Glaube aber, wenn er nur auf zufälligen und willkührlichen Verknüpfungen beruht, verschwindet, sobald er sich selbst zu verstehen anfängt; die Zergliederung vernichtet ihn. Derjenige implicate Glaube hingegen, dem keine bloß zufällige und willkührliche, sondern eine der Natur der Dinge gemäße Verknüpfung zum Grunde liegt, kann die Zergliederung aushalten, und nach derselben seine eigenthümliche Kraft und Stärke wieder annehmen.

Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus sinnlose Gewohnheit, eine ganz und gar ungeordnete Meinung oder Maxime sind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie verkehrt er auch in der Folge erscheinen mag, ist bey seinem Ursprunge ein wahrer Glaube, das ist, ein notwendiges Resultat der Verhältnisse gewesen, worin jene Menschen, bey denen er entstand, sich gegen Gott, Welt und Mitmenschen befanden. Aber rückwärts die Spur wieder aufzufinden bis dahin, wo eine jezt ungereimte Meinung, Gewohnheit oder Maxime wahr und vernünftig gewesen, möchte in den mehrsten Fällen beynah eben so unmöglich seyn, als aus irgend einer Sprache, die wir reden, ihren ersten Anfang und die Gründe ihrer Eigenheiten zu entwickeln. Dennoch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß jede künstliche, minder oder mehr willkührliche Bezeichnung durch Worte, Schriftzüge und Geberden, aus einer natürlichen und unwillkührlichen hat entspringen müssen. Man mußte sich unmittelbar und von selbst verstehen, sich gegenseitig schon verstanden haben, ehe man sich untereinander auf irgend eine andere Weise zu verstehen — lernen, lehren, übereinkommen konnte. Auch wird diese Zunge

Gottes unter allen Sprachverwirrungen sich erhalten, und in jeder Mundart sich als das beweisen, was das Wort zum Worte, zur mächtigsten der Energien macht.

Wie mit dem Worte, so mit der Wahrheit. Sie ist der Odem Gottes, Gottes ausgedandter Geist. Ganz und rein kann der Mensch die Wahrheit nicht empfangen; er steht sie nur in einem Bilde, in einem Bilde, das ihm gleich ist. Wie die Gottheit selbst, ist die Wahrheit überall und nirgend; Alles und Nichts von allem. Laßt uns keine ihrer Erscheinungen verachten! Aber auch keine so verehren, als wäre sie in eigener Gestalt die Wahrheit, die hier ganz und ein für allemal erschienen wäre. Das kann sie nicht, und aller Bilderdienst, womit man sie zu ehren meint, ist ihr ein Gräuel. Dies ist die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths.

14. Friedr. Gottl. Klopstock.

(1724—1803.)

1. Morgenlied. (1758.)

(Sämmtliche Werke, 1823—1830.)

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh,
Und von dieses Lebens Kummer
Frei, den schönern Morgen seh:
O, dann wach ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träume sind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag an deinem Morgen.

Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unsterblichkeit,
Jenem Nichtenden einst sage,
Er sei ganz von mir entweht!

Auferstehn, ja auferstehn wirst du
Mein Staub, nach kurzer Ruh!
Unsterblich's Leben
Wird, der dich schuf, dir geben!
Halleluja!

Wieder aufzublühn, werd' ich gesä't!
Der Herr der Erndte geht
Und sammelt Garben
Uns ein, uns ein, die starben!
Halleluja!

Tag des Danks! der Freundentränen Tag!
Du meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe

Auch noch heute wach' ich auf:
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ' mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage.

Daß ich gern sie vor mir sehe,
Wenn ihr letzter nun erscheint.
Wenn zum dunkeln Thal ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint:
Vindre dann des Todes Pein,
Und laß mich den Stärksten sehn,
Mich, der ihn gen Himmel weise,
Und dich, Herr des Todes, preise!

2. Die Auferstehung. (1758.)

Genug geschlummert habe,
Erweckst du mich!

Wie den Träumenden wird's dann uns sehn!
Mit Jesu gehn wir ein
Zu seinen Freuden!
Der milden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

Ah, in's Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligthume,
Zu seines Namens Ruhme!
Halleluja!

3. Der Zürchersee. (1750.)

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung
Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh
Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden
her,
Oder, slohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm' in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm' und lehre mein Lied jugendlich heiter
sein,
Elke Freude, wie du, gleich dem befehlteren

Schnellen Fauchzen des Jünglings,
Sanft der süßenden Faunz gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nähr;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben, vorbeigeisohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfin-
dender,

Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

„Haller's Doris,“ die sang, selber des Liedes werth.
Hrzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen
liebt;

Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden, wie Hagedorn.
Jezo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel
frönt;
Da, da kamest du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab!
Göttin Freude, du selbst! Dich, wir empfan-
den dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Mensch-
lichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!
Sitz ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung
Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein
Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.
Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt
durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!
Lieblich winket der Wein, wenn er Empfin-
dungen,
Befre sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher,
Von der thauenden Ros' umkränzt;
Wenn er dringt bis in's Herz und zu Ent-
schließungen,
Die der Säuser verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.
Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit

Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edeln werth!
Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Ent-
zückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,
Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe,
dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's sanfte
Herz,
Ist, beim Himmel, nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edeln werth!
Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freundes wissen ein Freund
zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!
Ereuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesentem
Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:
Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne
liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir
verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;
O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft
uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schatten-
wald
Wandelt uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

4. Der Gislaufr. (1764.)

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu ost!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, mügen wir,
Aber belohnt Ehre sie auch?
Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Nay, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?
Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Reihn selber nicht hat?
Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er
hin,
Kreiset umher, schöner zu sehn.
Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gib dem Tanz Melodie!

Mond und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Gile gebeut.
O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beselen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!
Sein Licht hat er in Dülste gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen
gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!
Wie schweigt um uns das weiße Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.
Wir haben doch zum Schmausen genug
Von des Palmes Frucht? Und Freuden des
Weins?
Winterlust reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuß reizen sie mehr!

Zur Linken wende du dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn:
Nimm den Schwung, wie du mich ihn neh-
men siehst;
Also! Nun flieg schnell mir vorbei!

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Stülste nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrene Käufer tönen dort her;
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Reize noch nicht unter ihm fort.

5. Die Frühlingsfeier. (1759.)

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! Schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der
Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! Und in Entzückung ver-
gehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und an-
beten!

Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Sieben-
gestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des
Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre
Sonne wurde,

Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolf herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des
Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die
Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnen?
Und wer bin ich?

Halleluja dem Schaffenden! Mehr, wie die
Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen
zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgoldnen neben mir spielt,
Du lebst, und bist vielleicht
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Thräne dem Endlichen,
D du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen.
D du, der mich durch das dunkle Thal

Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todesston wehklagt auf der Flut!
O wie tönt's anders! Wie hallt's, wenn der
Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! Laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn wo dort Tiefen sie deckt, strömt's viel-
leicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod!
Glitt'st du auch leicht, wie dies Laub, ach,
dorthin
Sänkest du doch, Jüngling, und stürb'st!

Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mai's, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Har' umwunden! Ich singe dem
Herrn!

Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! Und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du,
Ramenloser, du
Schufest sie!

Küfte, die um mich wehn und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Guch, wunderbare Küfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwill!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die
Winde!

Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der
Strom!

Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! Barmherzig und gnädig!
Du Naher! Erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Bater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Über den stärkenden Halm!
Über die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still!
Auch das Wirtmchen, mit Golde bedeckt, merkt
auf!

Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es un-
sterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste,
zu preisen!

Immer herrlicher offenbarst du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den züklen-
den Strahl?

Hört ihr Jehova's Donner?
Hört ihr ihn? Hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

6. Mein Vaterland. (1768.)

So schweigt der Jüngling lang,
Dem wenige Lenze verwehnen,
Und der dem silberhaarig thatenungebenen
Greise,
Wie sehr er ihn liebe, das Flammenwort hin-
strömen will.

Ungestim fährt er auf um Mitternacht,
Glühend ist seine Seele!
Die Flügel der Morgenröthe wehen, er eilt
Zu dem Greis' und saget es nicht.

So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit!
Die Flügel wehen, die Laute schimmerte
Und begann von selber zu tönen, allein mir
bebte die Hand.

Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die
Laute nehmen,
Fliegen den kühnen Flug!
Reden, kann es nicht mehr verschweigen,
Was in der Seele mir glüht.

O schone mein! Dir ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm! Du hebst den Tritt
der Unsterblichen
Und gehst hoch vor vielen Landen her!
O schone mein! Ich liebe dich, mein Vater-
land!

Ach, sie sinkt mir, ich hab' es gewagt!
Es hebt mir die Hand die Saiten herunter;
Schöne, schöne! Wie wehet dein heiliger Kranz,
Wie gehst du den Gang der Unsterblichen daher!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den
Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den
fliegenden Strahl?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner des
Herrn?

Er ruft! Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsere Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im
Wetter,

In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Frie-
dens!

Ich seh' ein sanftes Lächeln,
Das schnell das Herz mir entlastet;
Ich fing' es mit dankendem Frennderuf dem
Wiederhall,

Daß dieses Lächeln mir ward!
Früh hab' ich dir mich geweiht! Schon da
mein Herz

Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erfor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehr-
begier,

Zog ich weit sie vor. Sie führt hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!

Noch geh' ich sie, und wenn ich auf ihr
Des Sterblichen Bürden erliege,
So wend' ich mich seitwärts und nehme des
Varden Teln (Hort)

Und sing', o Vaterland, dich dir!

Du pflanzetest dem, der denket, und ihm, der
handelt!

Weit schattet und kühl dein Hain,
Steht und spottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Bilsch' um sich her!

Wen scharfer Blick und die tanzende, glückliche
Stunde führt,

Der bricht in deinem Schatten, kein Mär-
chen sie,

Die Zaubertrübe, die nach dem helleren Golde,
Dem neuen Gedanken, zucht.

Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich
 an der Rhone,
 Oft das Land an der Them' in die dünneren
 Wälder.
 Warum sollten sie nicht? Es schießen ja bald
 Andere Stämme dir auf!
 Und dann so gehörten sie ja dir an. Du
 sandtest
 Deiner Krieger hin. Da klangen die Waffen!
 Da ertönte
 Schnell ihr Ausspruch: Die Gallier heißen
 Franken!
 Engelländer die Britten!
 Lauter noch liebest du die Waffen klingen.
 Die hohe Rom
 Ward zum kriegerischen Stolz schon von der
 Wölfin gesängt:
 Lange war sie Welttyrannin! Du stürzetest,
 Mein Vaterland, die hohe Rom in ihr Blut!

Nie war, gegen das Ausland,
 Ein anderes Land gerecht, wie du!
 Sei nicht allzugerecht. Sie denken nicht edel
 genug,
 Zu sehen, wie schön dein Fehler ist!
 Einfältiger Sitte bist du und weise,
 Bist ernstes tieferes Geistes. Kraft ist dein
 Wort,
 Entscheidung dein Schwert. Doch wandelst du
 gern es in die Sichel und trieffst,
 Wohl dir! von dem Blute nicht der andern
 Welten!
 Mir winket ihr eiserner Arm! Ich schweige,
 Bis etwa sie wieder schlummert;
 Und sinne dem edlen schreckenden Gedanken
 nach,
 Deiner werth zu sein, mein Vaterland.

7. Dem Erlöser. (1750.)

Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
 Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
 Dein hohes Lob, o Sohn! Wer bin ich,
 Daß ich mich auch in die Jubel dränge?
 Bom Staube Staub! Doch wohnt ein Un-
 sterblicher
 Von hoher Abkunft in den Verweisungen!
 Und denkst Gedanken, daß Entzückung
 Durch die erschütterte Nerve schauert!
 Auch du wirst einmal mehr wie Verweisung
 sein,
 Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
 Und and'rer Schauer Trunkenheiten
 Werden dich dort, wo du schlummerst,
 wecken.
 Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlum-
 merten,
 Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
 Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
 Jauchzend entriß, und ein Leben dastand!
 O Feld, vom Aufgang bis wo sie untergeht
 Der Sonnen letzte, heiliger Todter voll,
 Wann seh' ich dich? Wann weint mein Auge
 Unter den tausendmal tausend Thränen?
 Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
 Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich aufersteh'!
 Allein sie säumen, und ich bin noch
 Diesseit am Grabe! O helle Stunde,
 Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
 O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
 Dies Leben reißt, noch nie beluchter
 Acker für ewige Saat, wo bist du?
 Laß mich dort hingehn, daß ich die Stätte seh'!
 Mit hingeworrenem trunkenen Blick sie seh'!
 Der Ernte Blumen drüber streue,
 Unter die Blumen mich leg', und sterbe!

Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
 Wenn du, die süße Stunde der Seligkeit,
 Da wir dich wünschen, kämst; wer gleiche
 Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?
 Dann mischt' ich kühner unter den Thron-
 gejang
 Des Menschen Stimme, fänge dann heiliger
 Den meine Seele liebt! den Besten
 Aller Gebornen, den Sohn des Vaters!
 Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
 Ich sterbe! Daß erst, wenn es gesungen ist
 Das Lied von dir, ich triumphirend
 Ueber das Grab den erhabnen Weg geh'!
 O du mein Meister, der du gewaltiger
 Die Gottheit lehrtest, zeige die Wege mir,
 Die du da gingst, worauf die Seher,
 Deine Verkündiger, Wonne sangen.
 Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne
 Nacht
 Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest;
 Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
 Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn:
 Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
 Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
 Nach Palmen ringt er, die im Himmel
 Für der Unsterblichen Rechte sprossen.
 Zeig' mir die Laufbahn, wo an dem fernem
 Ziel
 Die Palme wehet! Meinen erhabensten
 Gedanken, lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
 Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!
 Daß ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
 Den Menschen singe! daß mein geweihter Arm
 Vom Altar Gottes Flammen nehme!
 Flammen ins Herz der Erlösten ströme!

8. An Faunus. (1748.)

Wenn ich einst todt bin, wenn mein Gebein
zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
lang', über meines Lebens Schicksal
Brechend, im Tode nun ausgeweint hast,
Und still anbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinausblickst; wenn mein erfungener
Ruhm,
Die Frucht von meiner Lieblichsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias,
Nun auch verweht ist oder von wenigen
In jene Welt hinübergerettet ward;
Wenn du alsdann auch, meine Faunus,
lange schon todt bist und deines Auges
Still heitres Lächeln und sein besetzter Blick
Nuch ist verloschen, wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,
Des Nachruhms werther, als ein unsterblich
Lied;
Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren,
Als mich, geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern!
Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auf-
erstehn;
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auf-
erstehn;

Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmt hast.

Dann wägt, die Wagtschal' in der gehobenen
Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich.
Was in der Dinge Lauf jetzt mißlingt,
Tönet in ewigen Harmonien.

Wenn du dann dastehst jugendlich aufgewekt,
Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen, dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens,
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied
nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Herz ist.

Rinn' unterdeß, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht, und umweht uns dunkel!

9. Hermann und Thusnelde. (1752.)

Ha! dort kömmt er, mit Schweiß, mit Römer-
blute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So
schön war
Hermann niemals. So hat's ihm
Niemand vom Auge geflammt.
Komm, ich bebe vor Lust! Reich' mir den
Adler
Und das triefende Schwert! Komm, athm'
und ruh',
Hier in meiner Umarmung
Aus von der donnernden Schlacht!
Ruh' hier, daß ich den Schweiß der Stirn
abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die
Wange!
Hermann! Hermann! so hat dich
Niemand Thusnelde geliebt!

Selbst nicht, da du zuerst im Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder faßtest!
Fliehend blieb ich, und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,

Die nun dein ist! Erzähl't's in allen Hainen,
Daß Augustus nun bang mit seinen Göttern
Nektar trinket! daß Hermann,
Hermann unsterblicher ist!

Warum lockst du mein Haar? Liegt nicht der
stumme
Todte Vater vor uns? O hätt' Augustus
Seine Heere geführt, er
Läge noch blutiger da!

Laß dein sinkendes Haar mich, Hermann,
heben,
Daß es über dem Kranz in Loden drohe.
Siegmar ist bei den Göttern!
Folg' du, und wein' ihm nicht nach!

10. Die Sommernacht. (1766.)

Wenn der Schimmer von dem Monde nun
herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerliche
Mit den Duffen von der Linde
In den Kühlen wehn:
So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde

Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüthe nicht her.
Ich genoss einst, o ihr Todten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duff und die
Kühlung!
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

11. Epigramm.

(Aus der Gelehrtenrepublik, 1774.)

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,

Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum brennen nicht, nur zum erleuchten.

12. Der Messias. (Anfang.)

(1748 angefangen, 1751 die fünf ersten, 1755 die zehn ersten, 1769 die funfzehn ersten Gesänge, 1775 beendet.)

Sing' unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlichtet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhob sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf; er that's, und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o That, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbede,
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzündung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen.
Nähste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!
Kein sey dein Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottverföhner besingen,
Und die suchbare Bahn, mit verziehn'em Straucheln durchlaufen.

Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfindet,
Da der Schöpfer der Welt Verföhner wurde; so höret
Meinen Gesang, und ihr vor allen, ihr wenigen Edlen,
Theure, herzlich Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrauliche Seelen,
Hört mich, und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.

Nah' an der heiligen Stadt, die sich jetzt durch Blindheit entweihte
Und die Krone der hohen Erwählung unwissend hinwegwarf,
Sonst die Stadt der Herrlichkeit Gottes, der heiligen Väter
Pfliegerin, jetzt ein Altar des Bluts, vergossen von Mördern;
Hier war's, wo der Messias von einem Volke sich losriß,
Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit jener Empfindung,
Die untadelhaft bleibt vor dem schauenden Auge der Gottheit,
Jesus verbarg sich diesen Entweihten. Zwar lagen hier Palmen
Vom begleitenden Volk; zwar klang dort ihr lautes Hosanna;
Aber umsonst. Sie kannten ihn nicht, den König sie nenneten,
Und, den Gesegneten Gottes zu sehen, war ihrem Auge zu dunkel.
Gott kam selbst von dem Himmel herab. Die gewaltige Stimme:
Sieh, ich hab' ihn verklärt, und will ihn von neuem verklären!
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit.
Aber sie waren, Gott zu verstehn, zu niedrige Sünder.
Unterdeß nahte sich Jesus dem Vater, der wegen des Volkes,
Dem die Stimme geschah, mit Zorn zu dem Himmel hinauffstieg.
Dem noch einmal wollte der Sohn des Bundes Entschließung,
Seine Menschen zu retten, dem Vater feyerlich kund thun.

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschau'n erst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg'. Der fromme Johannes
Er nur folgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.

Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
 Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
 Die den ewigen Vater noch jetzt im Wille versöhnten.
 Ringsum nahmen ihn Palmen in's Kühle. Gelindere Lüfte,
 Gleich dem Säusel der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlit.
 Und der Seraph, der Jesus zum Dienst auf der Erde gesandt war,
 Gabriel neunen die Himmlischen ihn, stand febernd am Eingang
 Zwoer umdufteter Cedern, und dachte dem Heile der Menschen
 Lud dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöser
 Seinem Vater entgegen vor ihm in Stille vorbeiging.
 Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlösung herantam.
 Diese Betrachtung entrückt' ihn, er sprach mit leiserer Stimme:

Willst du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
 Oder verlangt dein ermüdetes Leib nach seiner Erquickung?
 Soll ich zu deinem unsterblichen Haupt ein Lager bereiten?
 Siehe schon streckt der Sproßling der Cedar den grünenden Arm aus,
 Lud die weiche Staude des Balsams. Am Grabe der Seher
 Wächst dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
 Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
 Ach, wie bist du, Erlöser, ermüdet! Wie viel erträgst du
 Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geschlechte!

Gabriel sagt's. Der Mittler belohnt ihn mit segnenden Blicken,
 Steht voll Ernst auf der Höhe des Bergs am näheren Himmel.
 Dort war Gott. Dort betet' er. Unter ihm tönte die Erde,
 Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
 Als sie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahm.
 Denn sie war es nicht mehr des Fluches Stimme, die Stimme
 Angekündet im Sturm, und in donnerndem Wetter gesprochen,
 Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
 Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschloffen.
 Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämm'ring,
 Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Wille geschaffen.
 Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
 Gränzlos; dieß nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:

Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
 Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkoren,
 Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
 Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
 Da wir der Zeiten Reich' durchschauten, die Tage der Zukunft,
 Durch mein göttliches Schan'n bezeichnet, und glänzender sahen.
 Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
 Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschloffen.
 In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe
 Waren wir bey einander. Voll unsrer göttlichen Liebe,
 Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter.
 Edens selige Kinder, ach, unsere Geschöpfe, wie elend
 Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde!
 Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
 Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen!
 Also beschloffen wir unser Geheimniß, das Blut der Versöhnung,
 Und die Schöpfung der Menschen verneut zu dem ewigen Wille!
 Hier erfolgt ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
 Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
 Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!
 Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
 Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und, o Kanan,
 Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
 An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
 Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
 Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte

Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechter der Menschen
 Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
 Noch nach deinem Bilde geschmückt mit dem Zeichen der Menschheit,
 Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
 Blutig entstellen und unter den Staub der Todten begraben.
 Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich, und einsam
 Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn.
 Schon durchbringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
 Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Jorne der Gottheit
 Tödtetest, unempfindbar! Ich seh' den nächtlichen Garten
 Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
 Lieg', und bet', und wunde mich, Vater, in Todeschweiß.
 Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
 Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorjam ertragen,
 Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
 Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
 Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte
 Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt! Hier bin ich!
 Töde mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Veröhnung!
 Noch bin ich frei; noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
 Mit Myriaden von Seraphim auf und führet mich jauchzend,
 Vater, zurück in Triumph zu deinem erhabenen Throne!
 Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
 Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
 Ich will leiden, den fürchtbarsten Tod ich Ewiget leiden!
 Weiter sagt' er und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
 Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey mir selber,
 Der ich Gott bin wie du: Ich will die Menschen erlösen.
 Jesus sprach's und erhob sich. In seinem Antlit' war Hoheit,
 Seelenruh' und Ernst und Erbarmung, als er vor Gott stand.
 Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
 Sprach der ewige Vater und wandte sein schauendes Antlit'
 Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
 Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
 Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben.
 Also sprach er, und schwieg. Indem die Ewigen sprachen,
 Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
 Seelen, die jeso wurden, noch nicht zu denken begannen,
 Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
 Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz und um ihn lag wartend,
 Wie vor naßem Gewitter, die Erde, sein schweigender Weltkreis.

15. Christian Friedrich Daniel Schubart.

(1743—1791.)

1. Friedrich der Große.

Ein Hymnus.

(Zu März 1786.)

Als ich ein Knabe noch war
 Und Friedrichs Thatenruf
 Über den Erdkreis scholl,
 Da weint' ich vor Freude über die Größe des
 Mannes,

Und die schimmernde Thronen galt für Gesang.
 Als ich ein Jüngling ward
 Und Friedrichs Thatenruf
 Über den Erdkreis immer mächtiger scholl,
 Da nahm ich ungestillt die goldne Harfe,
 Drem zu führen Friedrichs Lob.

Doch herunter vor Sonnenberge
 Hört' ich seiner Barben Gesang;
 Hörte Kleist, der für Friedrich
 Mit der Harf' in's Blut stürzte;
 Hörte Gleim, den Kühnen,
 Der des Liedes Feuerpfel
 Wie die Grenade wirft;
 Hörte Kammern, der mit Flaktus Geist
 Deutschen Biederfinn einigt.
 Auch hört' ich Willamov, der Friedrichs Namen
 Im Dithyrambensturme wirbelt.

Dich hört' ich auch, o Karfchin, deren Gesang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft. Da verstummt' ich,
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?
Soll die Bewund'ung und der Liebe Wogen-
drang
Den Busen mir sprengen? Nein, ich wag's,
Ergreife die Harf' und singe Friedrichs Lob!

Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf gesteintem Rücken herunter
Du, meines Hymnus Feuerstrom!
Er säub' und donnr' im Thale,
Meines Hymnus Feuerstrom,
Daß es hören die Völker umher!
Auf schwerer Prüfungen Nachspad
Führte die Vorsicht den Helden,
Oh' er drang in der Größe Heiligthum.
Sah er nicht tränken das Schwert
Von Cat, seines Fremdes, Blute?
Sah er nicht bliuten das Schwert
Auf seinem eignen Naden?
Muthig und furchtlos blieb Er, denn Furcht
Kann't er schon als Jüngling nicht.

In der Muse keuschen Umarmung
Liebt' er sich, zu tragen den goldnen Scepter.
Schon flammt' auf seinem Haupte das Königs-
diadem.

Wie der wolkenfammelnde Zeus
Sas er auf dem Thron und schüttelte Blitze.
Da floh die Dummheit und der Unsinn
Und Barbarei, die Nachtgefährtin.
Er selbst war das Urbild der Weisen;
Riß dir, Machiavell, die Larve vom Antlitz
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst.

Die Geister seiner Ahnen flogen aus der Gruft;
Mit des Meisters Pinsel zeichner' er sie;
Sang hohe Gesäng' in die Lyra
Und spielte die Flöte Apolls.
Wie aus der Urnacht Tiefe,
Von Gott gerufen, Sonnen flocten,
So flogen Weise und Künstler empor,
Und der Städte Fürstin ward Berlin.
Von Friedrichs Schwert berührt,
Erstickt das Schlangenumgehener, die Schitane,
Im ausgesprudelten Giftschäum,
Und des Bentlers und Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schale gewogen.
Hektor, Achill und Cäsar und Julian,
Der Vorwelt und der Aftwelt Helden,
Stamnten, als sein Kriegerruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengeseid.
Furchtbar bildet' er das Heer.
Er fand nicht Friedrich jenen Knäul,
Der, plötzlich ausgerollt,
Größere Heer' in den Staub wirft?
Zünftmal donnerte Friedrich Wodan
Und sein war Silesia, seiner Krone
Köstliches Gestein.

Seiner Größe Sonnenpunkt kam.
Habsburgs Adler schwebte schreckbar über ihm,
Er dürrtete Friedrichs Blut.
Moskoviens Hår mit eisbehangnen Haaren
Dürrtete Friedrichs Blut.
Gallia schwing die lichtweiße Lilie,
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.
Selbst Wafas Enkel
Und Germania's mächtigste Fürsten und Städte
Zuckten die Schwerter, in's Schlachtthal zu
gießen

Friedrich Wodans Blut.
Er aber, der Einzige, warf
Die ergene Brust entgegen
Der todtschnaubenden Feindeschaar,
Achtete ihrer schreckbaren Menge,
Ihrer Roffe wie Heuschreckenschwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen
Und ihrer metall'nen Donnerschlünde nicht.

Sieben Jahre flog er
Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk
Unter seiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark sloß
Und spritzt' an seines Rosses Schenkel;
Leichen dampften, und Grabhügel
Thürmten wie Berge sich.

In Riesengestalt trat einher der Würggeist,
Von Wuthgebrüll und Sterbgerinself begleitet.
Zwanzig schreckliche Schlachten wurden ge-
schlagen:

Ost schien das Schicksal an Friedrichs Thron
zu rütteln

Und den Goldsit zu werfen in Staub.
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz'
Der Säuglinge, der Greise,
Der Kranken und Sterbenden gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und traurten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viel.
Schwerin und Keith und Kleist und Winter-
feld.

Und im Entfliehn aus ihren Leibern
Kümmerten sich noch die Geister der Tapern
Um Friedrichs Heil.

Aber der Held stand mit der Rache gezücht
Schwert,
Stand im Geschiltdouner, im Säbelgeklir,
Achtete nicht des bäumenden Rosses Hufschlag,
Nicht des Hochverraths Drachenblick,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth Preis gab.
Ja, so stand er sieben Jahre im Feld des
Todes,

Hehr und frei und groß wie ein Geist.
Es staunten die Völker. Der Helden Geister
Nächten ihm Beifall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Schaaren der
Hasser,
Und so stand er in seiner Heldehoheit
Allein da!
Auf Hubertusburgs Zinne

Trot der Gerichtsel und sprach:
Es ist genug! — Die Donner verstummen.
Friedrich zog in seine Königsburg
Und lenkt' dem Triumph aus.

Groß und glücklich zu machen sein Volk,
War Friedrichs erhabner Gedanke.
In des Landes Wunde träufelt er Balsam.
Paläste stiegen aus Brandstätten empor.
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.
Die Mäusen sonnten sich wieder in Friedrichs
Strahl;

Er selbst war noch immer ihr Lieblich.
Liebt euer Vaterland!
"Sprecht eure Helden Sprache stark und rein!
Schlürft aus der Krystallquelle,
D'raus Griechenland und Latium geschlürft!
Macht durch's Geißte weicher Auslandsstite
Erne Knochen nicht zu Marzipan!"

Sprach er zum Biedervolke seines Reichs.
Doch nie legt' er Europens Wagschal'
Aus der Rechte. Der Gauen des Helden
Würden ohne Schwertschlag immer mehr.
Weit hinaus in jedes Labyrinth,
Von der schlauesten Staatskunst geflochten,
Sah seines hohen Auges Wetterstrahl.
Werkbar war das Wehen seines Odems
In jeder großen That der Welt.
Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürsten.
Auch hängt' er furchtlos die Wagschal' an's
Schwert.

Da drängten sich Teutoniens Fürsten
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese

Sinnt auf dem eisernen Lager.
Sie boten ihm die Hand und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, sprachen:
"Sei unser Führer, Friedrich Hermann!"
Er willt's. Da ward der deutsche Bund.

Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger, nie ausgefungen'ner Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Gebirg-
last;
Und der Unsterblichkeit Ruh' wird über dir
säuseln.

Voran sind schon deiner Helden viele gegangen:
Dessau, Schwerin und Winterfeld
Und Reith und Kleist und Seidlitz und Zietzen
Harren deiner im Tempel der Größe.
Stark kämpftest du den Kampf des Lebens;
Stark wirst du kämpfen den Kampf des
Todes.

Deinen Herrschergeist gab dir Gott.
Erhalten wird dir Gott
Diesen Herrschergeist.
Hulbläselnd wird er deiner Seele sagen:
"Du schwurtest im Drange der größten Gefahr,
Als König zu denken, zu leben, zu sterben!
Und Wort hast du gehalten.
Man bring' ihm die Krone,
Die leuchtender strahlt
Als alle Kronen der Erde!
Denn Friedrichs, meines Lieblings, Geist
Ist's werth, ewig Kronen zu tragen."

2. Schwäbisches Bauernlied.

So herzig wie mein Pösel
Gibt's halt nichts auf der Welt.
Vom Köpfelein bis zum Füllsel
Ist sie gar wohl bestellt;
Die Wänglein weiß und roth,
Ihr Mund wie Zuckerbrod.
So herzig wie mein Pösel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Bild weicher als die Seide
Ist ihr tohlschwarzes Haar,
Und ihre Auglein beide
Sind wie die Sternlein klar;
Sie blinzeln hin und her,
Sind schwarz wie Vogelbeer'.
So herzig wie mein Pösel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Im Dörflein ist kein Mädchen
So flechtig wie mein' Braut;
Im Winter dreht sie's Mädchen,
Im Frühling pflanzt sie's Kraut,
Im Sommer macht sie Heu,
Trägt Obst im Herbst herbei.
So herzig wie mein Pösel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Auch schreibt sie, 's ist ein Wunder;
Züngst schickt sie mir 'nen Brief,
Daß mir die Backen 'runter
Das helle Wasser lief.
Lief't sie in der Postfil',
So bin ich mäusleinstill.
So herzig wie mein Pösel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Ihr sollt sie tanzen sehen,
Mein trautes Pöselin;
Sie hüpfet und kann sich drehen
Als wie ein Wieselein;
Doch schleift und tanzt sie dir
Am liebsten nur mit mir.
So herzig wie mein Pösel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

O, traute Pösel! länger
Kenn' ich nicht hin und her;
Es wird mir immer bänger.
Wenn doch die Hochzeit wär!
Im ganzen Schwabenland
Kriegst keine treu're Hand!
O du, mein' traute Pösel!
Wenn doch die Hochzeit wär!

16. Heinrich Wilhelm von Gerstenberg.

(1737—1823.)

I. Ariadne auf Naxos. (Cantate 1766.)

Ariadne (erwachend).

Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhen,
Aurorens goldner Wagen!
Sei mir gegrüßt! Seit drei vergnügten Tagen
Hat deine Göttin mich in Theseus Arm gesehn!
Erröthend sah sie mich, und nie so schön.

Aurora, nie so schön
Hab ich, Erröthende, dein Ausitz glühen sehn.
Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhen,
Aurorens goldner Wagen!

Zwar hier, mein Theseus, glänzt kein sonnen-
heitrer Tag,

Wie in den kretischen, dädalschen Gängen,
Wo uns die Lieb im Schatten, ach!
So reizend zu verbergen pfleg;

Wo Silberquellen sich um sanfte Myrthen
schlangen,

Und süß umduftete Westwinde sich
Um Floren's Busen eifersüchtig drangen.

Wie ist dies Meer so wild, der Fels so fürchter-
lich!

Ach, du mein Theseus, komm, umarme mich!
Du schläfst noch? Nein, du irrst vielleicht im
Thale,

Tagst mit dem Morgenstrahle
Nach Löwen, deiner munteren Jagd.

Sieh auf! Dein Mädchen ist erwacht!

Mein Theseus, Theseus! Erst in dieser Nacht
Hab' ich in Träumen ihn, mit welcher Angst
beneinet;

Umsonst streck' ich die Hände nach ihm aus,
Umsonst sah ich in diese Wüstenei hinaus,
Wo außer mir kein menschliches Geschöpf er-
scheinet!

Mein Theseus! Theseus! Nicht der Minotaurus
nur

War furchtbar für dein Heldenleben.

Es gibt viel Schrecken der Natur!

Es können Drachen um dich schweben!

Es können Hydren sich um deine Schenkel
weben!

Wer, Götter, wer errettet dich?

Sieh Ariadne weinen!

Mich, die du liebst, sieh um dich weinen,

Dein Mädchen, mich! —

O du, für den ich lebe, leb', um dich

Und nichts als dich zu lieben,

Mein Wunsch, mein Gott, mein Alles, kannst
du mich

Einsame so betrüben?

Der wüste Fels ist fürchterlich.

Wo find' ich dich?

Dreade des Felsens.

Zu weit entfernt das Meer den Frevler schon;
Er ist auf ewig dir entflohn!

Ariadne.

Entflohn? Wer donnerte mich nieder?

Dreade.

Ich, Nymphe dieser Höhen,
Hab ihn im Sturme dir entfliehen sehen.
Er fürchtete das Licht,
Dein bittend Angesicht,
Dein weinend Auge, nur den Sturm der Woge
nicht.

Der Männer Herz ist muthig zum Verrath,
Sie wagen jede Frevelthat!
Doch der betrogenen Liebe Klagen,
Den Vorwurf ihrer Tücke, wagen
Sie nicht, die Feigen, zu erragen;
Sie schreckt der Vorwurf, nicht die That.

Ariadne.

Ist wahr? Ihr, des Olympus fürchterliche
Mächte!

Bin ich verlassen? Hier allein am Fels? am
Meer?

Verlassen? Götter, Götter, und kann er,
Kann Theseus mich verlassen? mich am Fels,
am Meer,

Verlassen? Die ihr seinen Schwur gehört, ge-
rechte

Beleidigte, ihr, des Olympus fürchterliche
Mächte!

Warum trifft mich, nicht ihn der Donner eurer
Rechte?

Warum? O alle Götter, rettet mich! Da fliegt
Am Horizont das Schiff mit Ungestüm

Vorüber! Ha, vorüber der Barbar auf ihm,

Der über dieses Herz gesiegt,

Das er also, also betrügt!

Kannst du, mein Herz?

Unter diesem stehenden Schmerz

Fühllos und wund und dumpf erliegen?

Brich, brich, o brich!

Warum, warum verfolgt ihr mich?

Götter, laßt mein wundes Herz

Unter diesem stehenden Schmerz,

Laßt, o laßt's erliegen!

Was für ein Gram

Herrscht hier an diesem stürmischen Gestade!

Ist der Kozht so furchtbar anzuschau

Wie dieses Meer? Gleich diesem Sitz der Dreade

Das Flammenreich des Dis, des Erebus?

Und bin ich hier? Und muß,

Die einst gefeierte Kretenserin,

Die Hoffnung und die Lust der stolzen Kret,

Die Königstochter, eines Gottes Enkelin,

Muß ich in meines Lenzes Morgenröthe

Auf diesem Felsen irren? Hier allein

Die Hände ringend und verlassen,

Der Götter Spott, ein Raub der Thiere sein?

Minos Tochter und Theseus Liebe,

Wie war ich zu beneiden! Ha,

Stolzes Mädchen, wie tief gefallen!

Schweift, gejagt von allen Wiederhallen,

Unter den reißenden Thieren allen
Dieser Felsen, allen am Meer
Heulenden Ungeheuern umher!
O Schmach, Unseliger! und Schand und
Grauen!

Mich, die ihn liebte! die den ausgestreckten Klauen
Des Ungeheuers ihn entriß!

Mich, mich verließ der Undankbare! ließ
Mich hier zurück, die so voll Zärtlichkeit
Von aus dem Labrynth des Untergangs befreit!
Mein eignes Leben
Sitzt ihn gevagt,
Um es von Müttern nicht mehr, von Töchtern
vergebens beklagt,

Den Thieren dieser Felsen hinzugeben!

Weh mir! Warum mußt' ich ihn sehn!
Wie schien er mir, gleich einem Gott, so männ-
lich schön!

Er, der Gefährt' Alcids, so tapfer, so voll-
kommen!

Ah, weiches, weibliches Herz, wie warst du
eingenommen!

Sein Haar so lockig! so voll edlen Ernsts sein
Blick!

Sein Stolz, sein Muth, nicht unterjocht vom
Glück,

Zu seinem Gange, seinen Mienen!

So traurig jetzt sein Loos:

Und doch er ganz in stiller Ruh so groß!

Welch Mitleid schien er zu verdienen!

Wenn man nur mit Bewundrung von ihm
sprach,

Wie weint' ich heimlich Freudenthränen! ach,
Wie hob sich diese Brust!

Wie wallte sie, wie bebte sie von süßer Luft
Und Lieb und Mitleid! Nun bezwang ich mich
nicht mehr,

Floh, wie ein Strahl vom Himmel, seinen
Armen zu,

Schlang mich um seinen Hals und weinte:
„Erstaunest du,

O Theseus? Liebe führt mich her!

Ein zärtlich Mitleid! Fleuch, und rette mir dein
Leben!

Sieh hier den Ausgang, sieh den Minotaurus
beben,

Die Liebe hat ihn dir in deine Hand gegeben! —
Und er erschlug das Ungeheuer, halb Thier,

nahm mich in seinen Arm. Da flohen wir.
Wohin? O Erd' und Himmel! und nun bin
ich hier,

Hier ich? Verräther! Sah der Himmel, sah
die Erde

Je einen Frevler, der sein Herz gestählt, gleich
dir?

Bin ich denn hier verlassen?
Am öden Fels verlassen

Ich, die ihn so geliebt!

Und konnt' er so mich hassen?

Mich armes Mädchen hassen?

Ah, die ihn so geliebt!

An dem mein Leben hing, für den ich unbetrübt

Geschwister, Vater und Mutter verlassen,
Hatt' er ein Herz, mich so zu hassen?

Und konnte mich verlassen?

Am öden Fels verlassen!

Wach, die ihn so geliebt! —

Enst war ich schuldlos; meine Frühlingstage
Flohn sanft, flohn ohne Thränen, ohne Klage
Noch unbekannt der Liebe, hin.

Der holden Maja gleich, der Blumenkönigin,
Umtanzten mich die rosenfarb'nen Stunden.

Mit jungen Zweigen war mein Haupt,
Von Krokus und Jasmin umlaubt,

Mit Veilchenkränzen meine Brust umwunden.
An meiner Mutter Busen hingelehnt

Ihr Stolz, ihr süßes Mädchen, still bethrünt
Von ihren Freudenthränen! sanft umschlungen

Von ihren Mutterarmen! tief durchdrungen
Von edler Reuegung töchterlicher Zärtlichkeit!

So, so entflohest du mir, beste, goldene Zeit!

Ah, werd' ich dich nie wiedersehen?

Mir dich nie mehr zurückersieh'n?

Folgt dem Vergehn so schnell die Strafe nach?

Und bin ich nun ein Gegenstand der Schmach?

O laß mich noch einmal zu deinen Füßen sinken,

O meine Mutter! In den Staub gebeugt,

Mich, deine Tochter, mich, aus Götterblut
gezeugt,

Noch einmal, reuig, deine Thränen trinken!

War mein Verbrechen groß? Es wars!

Ich kann bereuen!

Bereuen ist edel, edler ist verzeihen!

Dre adne.

Schweig und erzitter!

Glende, du mußt sterben!

Rittre!

Die Löwen brüllen Verderben,

Die Felsen stürzen Verderben,

Verderben trägt das Meer

Auf dich her!

Schweig' und erzitter!

Glende! du mußt sterben!

Ariadne.

Wohin? Wo flieh ich hin? Rings um mich Tod!

Neben mir, unter mir, über mir Tod!

Von jeder Seite verfolgt! von allen Mächten
bedroht!

Wehe! Wehe mir!

Mit fliegendem Haare! Wohin?

Irr' ich am Ufer und bin

Das Spiel der Winde!

Nicht dieses Ende, diese Schmach

Hab' ich um dich verdient, o Theseus, nicht
dies Grab

In diesen Wellen! Sieh dann einst herab

Von deinen Ufern, wenn einst die beglücktere
Braut

In deinem Arm mit Schaudern hier hinunter
schaut,

Sieh dann herab auf mich und sage:

„Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ihrer Mutter
Klage!

Sie war einst glücklich, fand doch hier ihr Grab.“

2. Aus: *Ugolino*, Tragödie. (1768.)

In der Tragödie treten Ugolino Gherardesca und seine drei Söhne, der 20jährige Francesco, der 13jährige Anselmo, der 6jährige Gaddo auf. Der dem Dichter Dante entlehnte Stoff spielt in dem Hungerthurm zu Pisa, in dem die vier Personen durch den Erzbischof Ruggieri eingekerkert sind. Der älteste Sohn rettet sich durch einen Sprung, um sich und den Seinigen Beirathung zu erwirken, wird aber von dem Erzbischof in einem Sarge, nachdem er vorher das Gift trinken müssen, zurückgeschickt. In einem zweiten Sarge liegt die bereits getödtete Gattin Ugolino's, Bianca. Die Handlung besteht nur in gräßlichen Todesgesprächen.

Schluß der Tragödie.

Francesco.

Ruggieri hat mir Gift gegeben, und ich werde sterben. Mein Vater wädhnte, ich hätte mich betrogen; ich wädhnt' es selbst. Mein Vater soll mich nicht sterben sehen. Mein Vater hat mich zum letzten Male gesehen. Du erblassest? Was ist dir, mein Werther?

Anselmo.

Rithäron fällt, die erhabne Pallene zittert, und Tempe wehlt!

Francesco.

Noch immer diese hochfliegenden Phantomen! Ach! wie quälst du mich, mein Anselmo!

Anselmo.

Sprich es nochmal aus, das geliebte tonvolle Wort. Wie war's? Sterben?

Francesco.

In dieser Stunde. Daß ich euch schon zurück lassen soll, meinen niedergebeugten Vater, dich, mein Anselmo, dich, mein Gaddo, — (indem er Gaddo mitleidig anseht) — das, das thut mir weh. Doch, ihr Armen, ich gehe nicht lange voraus.

Anselmo.

Ha!

Francesco.

Anselmo, ich will dir etwas in's Ohr sagen, ehe ich sterbe. Ich fürchte unsers Vaters Stillschweigen. Er ist arm an Worten, schwer beladen mit Jammer, schwerer, als ein Mensch es vor ihm gewesen ist. Kann er seine Seele bis an's Ende behaupten, so ist er der größte Sterbliche der Erden, wie er der größte in Pisa war. Aber seine Leiden sind zu vielfach. Deswegen hab' ich gewünscht, ihn zu überleben, mein Bruder, um der Stab seines sinkenden Alters zu sein. Du bist ein Knabe von starker Seele, Anselmo; ja du bist mehr als ein Knabe! Weine nicht, Liebster. — Doch — weine nur. Ich verstehe den ganzen Sinn dieser Zähre.

Anselmo.

Wie schwach ich mir jetzt vorkomme, du Goldzüngiger!

Francesco.

Ein Wort sagte unser Vater: es gelte noch in meinen Ohren. Ach, Herr! bewahre mich vor Verzweiflung! So sagte unser Vater! so sagte Gherardesca! Er nannte sich den von Gott Verlassenen. Entsetzen fuhr durch meine Seele; aber ich hielt mich, daß ich nicht aufschrie. Vere für unsern Vater, Anselmo! — (Aindem er ihm die Hand drückt.) — Ich wollte dich auffordern — nun vergeß' ich, wozu ich dich auffordern wollte. Die Rede eines Sterbenden . . .

Anselmo.

Sprich nicht eines Sterbenden, ehrwürdiger Jüngling! Wie? Lichtbeller, du wirst mich nicht in diesem engen Thurme, von der Welt und aller menschlichen Hilfe abgesondert, mit Gaddo allein lassen? Ueberdem ist mein Kopf zerstört. Ich schaudre, zurück, ich schaudre, vorwärts zu schauen.

Francesco.

Recht so! das wär's, wozu ich dich auffordern wollte. Laß Ruggieri nicht über die Seele eines Gherardesca triumphiren! Sei stärker als deine Jahre. Tritt mit Anstand in die Laufbahn. Wache über deine Vernunft! Ruggieri allein sei der Lobende, aber auch der Zähnelappernde! Er, der jetzt jauchzt, sei der Winselnde, der Stiehende, das Insekt! Stirb du deines Namens würdig, Anselmo. Stirb, daß ich dich an jenem Ufer umarmen könne, wie ich dich hier umarme. Gut! das Zittern deines Antlitzes verspricht viel! Dein stolzes Herz steigt sichtbar in deinen Wienen empor! Du bist mein Bruder!

Anselmo (fällt ihm in die Arme).

Ach!

Francesco.

Meine Bitte hat ihre Deutung, Geliebter. Auch deines Vaters wegen wünsch' ich dich standhaft. Kränk' ihn nicht durch vergeblichen Kummer: er hat der Leiden genug. Laß mich seine

Rehbitte thun; gib mir deine Hand darauf. — So. — Ist sterb' ich vergnügt — ohne heilige Rehbitten zwar der Knechte Gottes! Keine Thräne fließt um mich in seinen Tempeln. Kein Adler im uralten Pisa trägt meinen wandernden Geist auf den Fittgeln seiner Andacht zum Himmel. Aber wo ihr seid, will ich sein. Auf dieser Grabinselfoll soll mein Geist verweilen, auf dieser schwankenden Spitze hingeheset ruhn, mit dem Winde Freudigkeit des Todes auf euch niederspielen, bis ihr verklärt seid, wie ich.

Anselmo (entschlossen).

Da hast du meine Hand, Kind der himmlischen Grazie, Erstgeborner des großen Gherardesca! Nimm sie, nimm sie zum zweiten Male. Er soll kriechen! er soll winseln! Ich bin eingedenk meines Schwurs, des Erstlingsgelübdes; und ich will's halten.

Francesco.

Ah! deine Geister sind im Aufruhr! Sammle sie, geliebter, theurer Anselmo!

Anselmo.

Rache! Rache!

Francesco.

Es gibt nur Eine. Verzeih' ihm.

Anselmo.

Wenn das Schwert meiner männlichen Hand ihn nicht erreichen kann, so treff' ihn das Gebet meiner Seele in der Todesstunde! —

Francesco.

Das Gebet ihrer Großmuth und herablassenden Huld. So rächen die Beleidigten im Himmel.

Anselmo.

O du! — ich kann deine Glorie nicht ertragen. Aber es sei, wie du gebiest.

Francesco.

Ich fühl's, ich muß eilen. Nimm, mein Bruder, nimm meinen Abschiedskuß. Ich sollte Gabdo umarmen — Seltsam! meine Füße wollen mich nicht hintragen. (Reht sich auf Anselmo.)

Anselmo.

Siehst du? ich bin stark, Francesco.

Francesco.

Er schlummert.

Anselmo.

Mächtig pocht das Herz des Knaben, wie meins pocht. Wie kann es pochen?

Francesco.

Schon ist's seiner Wohnung zu groß. So ist deins. Freue dich. Die Gekerkerten sind am Ziele ihrer Freiheit.

Anselmo.

Wenn dies Schlummer ist, so ist's ein angstvoller.

Francesco.

Die Stunde wird kommen. Fahre wohl, Unschuld! Für dich darf ich nicht beten! — (Macht das Kreuz über ihn.) — Laß uns eilen. Ist! ist! Ich will am Sarge meiner Mutter sterben. Gute Nacht! Erde! du stiefmütterliche! — (Er legt sich in einiger Entfernung, mit Bedacht, an die Seite des Sargs. Anselmo hält ihn in seinen Armen.) — Gute Nacht! Hier will ich besser ruhn. Ist verlaß mich! (Indem er Anselmo mit der Hand winkt, wegzugehn.)

Anselmo.

Nicht also! Ich habe noch nie einen Sterbenden gesehen. — (Nach einer kurzen Pause.) — Ist das sterben? Betracht' es wohl, Anselmo! Ist das sterben? Gott sei mir gnädig!

Francesco.

Er hat mich ergriffen — Gott! Gott!

Anselmo.

Erbarmer! Erbarmer! Erbarmer! Noch windet der Wurm sich? Noch? Noch? Wehe mir! Sterben ist grauenvoll!

Francesco (streckt den Arm gegen Anselmo aus und stirbt).

Anselmo (schlägt sich vor die Brust, und entfernt sich schnell).

Er ist dahin! mit ihm meine Entschlossenheit. Sterben ist grauenvoll! Geboren werden ist auch grauenvoll! Dies Räthsel ist mir zu fein. — (Er betrachtet den Leichnam.) — Wer nennt den Tod ein Gerippe? Ich hab' ihn gesehn: sein Fleisch ist Sehne, seine Knochen sind gegossnes

Erz. Ein vollblütiger breitschultriger Mann. Francesco rang mit ihm, es ist wahr; aber Francesco ist der Kraftvollste der trotonischen Jugend. Francesco hat einen Stier an den Hörnern zu Boden gestürzt; allein dem erhabenen Fremdling erlag Francesco. Ich bewundere den Bau seiner Glieder. Wenn dieser Jüngling in der Schlacht gefallen wäre, wöchl ein Mädel für die Adler! Hier ist liebliche Speise! hier ist Vorrath! Jupiter ist parteiisch; den Raubvögeln giebt er im Ubersuß; Menschen darben. Huch! warum nenn' ich ihn parteiisch? Sorgt er nicht für mich, wie für die jungen Raben? Ladet er mich nicht ein? Nein! hier widersteht etwas! In meinem Herzen empört sich's, und ruft: Ist nicht, Anselmo, ist nicht von diesem Fleische! Ein guter Rath! Dies Fleisch könnte mir schaden; es ist vergiftet. Hierher wink' der Versorger. Ein offner Sarg, der einen weiblichen Körper voll himmlischer Schönheit für mich aufbewahrt! Soll ich? Glück! soll ich? Ich folge dir, Glück! Meine Zähne knirschen! Der Wolf ist in mir! Ha! verwünscht will ich sein, wenn ich dieser Weibsb Brust schone! (Indem er sich über den Sarg erhebt, fällt der Deckel.)

Ugolino.

Tiger! in deiner Mutter Busen wolltest du deine Zähne setzen? Du greinst? Du bist deiner Mutter Sohn nicht, du Ungeheuer!

Anselmo.

Woher dieser Starke? Der Tod kann er nicht sein: er ist hager und bärtig.

Ugolino.

Wenn Ruggieri dies sähe! dies hörte!

Anselmo.

Er droht mir!

Ugolino.

Der Mensch ist Mensch; mehr nicht. Herrscher im Himmel! deine Lasten sind zu schwer! Was hab' ich nicht erlitten! Könn' ich, wie das morgenländische Weib, eine Marmorsäule da stehn, so wollt' ich zurück schaun! O nun beb', Erde! nun brüll, Sturmwinde! nun wimmre, Natur! wimmre! wimmre!

Anselmo.

Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino.

Dies Weib war deine Mutter, du mit dem dreifachen Rachen!

Anselmo (indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlägt).

Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino.

Gorgo! was hast du gethan?

Anselmo.

Hunger! Hunger! Ach! er wüthet in meinem Eingeweide! er wüthet in meinem Gehirne!

Ugolino.

Du Gräuel meiner Augen! der du wie ein bösarziger Krebs deiner Mutter Busen zernagt!

Anselmo.

Unmenschlich! o unmenschlich!

Ugolino.

Wenn der Sohn mit dem Gebiß einer Hyäne am Fleische zehrt, das ihn gebar: o ihr Elemente! so sei der Krieg allgemein! Sulphurisches Feuer zerprenge den Schooß der Mutter Erde! der Abend verschlinge den Morgen! die Nacht den Tag! ewiger chaotischer Nebel die heilige Quelle des Lichts! Hebe dich weg von mir, Abart! Du trieffst von dem Blute deiner Mutter! Sei unstät und flüchtig! Die Rache zeichnet dich aus!

Anselmo (wirft sich auf Francesco's Leichnam).

Berbirg du mich dem Grimme meines Vaters, brüderlicher Busen! Bei den Todten will ich Schutz suchen; denn ach! die Lebenden sind fürchtbar!

Ugolino (indem er Francesco's Leichnam sieht).

Sie ist da, die feierliche Stunde! die mächtige! die prüfende! sie ist da! Nun, Gherardesca! nun, wenn du ein Mann bist! die entscheidende feierliche Stunde ist da! Wann ward dieser erste Ast vom Stamme gerissen? Das Schrecken hat den unglücklichen Knaben getödtet. Warum zürnt' ich? O Himmel! Er wußte wohl nicht, was er that. Anselmo! mein Sohn Anselmo! Du ängstigst mich! Sohn des Eitsetzens! ach! bist du der dritte dieser Leichname?

Anselmo (seines Vaters Stnie umfassend).

Sei milde! schone! schone!

Ugolino (ihn aufrichtend).
Betrübe mich nie wieder so!

Anselmo.

Nie! oder du magst mich zertreten wie einen Skorpion. Ein reißendes Thier bellt in meinem Eingeweide! Ich will mit ihm kämpfen! kämpfen will ich mit dem reißenden Thiere. Aber ach! mein Vater! warum muß Gaddo hungern? Dich hungert nicht, sagtest du: warum soll denn Gaddo hungern? Betrachte Gaddo, mein Vater!

Ugolino.

Kann ich den Hüßlosen sehn, den ich nicht zu retten weiß? Lieber will ich diesen vom Leben Entbundenen sehn!

Anselmo.

Dieser Entbundne ist Francesco.

Ugolino.

Und diese im Sarge ist deine Mutter. Zwei sind hier Leichname der Todten; Drei tappen noch an ihrer Grabstätte. Francesco verließ mich schnell.

Anselmo.

Er starb in meinem Arme.

Ugolino.

Der Großmüthige! Ich sollt' ihn nicht sterben sehn! warum sah ich ihn gestorben! Hier ist keine Erquickung! nirgend ein Winkel, der mir nicht einen Gegenstand des Grauens darbeut! So weit die Schöpfung reicht, ist kein Ort, von dem der Erschaffende seinen Blick abwandte, als der Ort der ewigen Finsterniß und dieser!

Anselmo.

O steh! steh! mein Vater! Gaddo bewegt sich herwärts. Was ist dem Kinde?

Ugolino.

Daß ich mit Blindheit geschlagen wäre! mein Auge Nichts sähe! mein Ohr Nichts hörte! Sind alle Leiden der Erde in eine einzige Stunde zusammen gedrängt?

Gaddo (kriecht zu seinem Vater hin, dessen Zügel er faßt).

Nur ein Brosämchen, mein Vater! nur eins! oder ich sterbe zu deinen Füßen!

Ugolino (zitternd).

O Gott!

Gaddo.

Ach, Anselmo! hilf mir meinen Vater erbitten! Der Tod sitzt auf meinen Lippen: warum soll ich Hungers sterben?

Anselmo (den andern Zügel anfassend und gleichfalls knieend).

Um deiner Liebe willen! laß Gaddo nicht Hungers sterben!

Gaddo.

Schier verschmacht' ich! bin doch nicht vaterlos, noch mutterlos! Gib mir, daß dein Vater im Himmel dir's wiedergebe!

Anselmo.

Da dich selbst nicht hungert, o Versorger! gib Gaddo von deinem Vorrathe! Laß den Wolf hungern. Der Wolf mag hungern! Laß den schändlichen Anselmo hungern. Der schändliche Anselmo mag hungern! Aber, o du mit der finstern Stirne! warum dieses fromme, sanftmüthige, schweigende Lamm?

Gaddo.

Schon ein halber Bissen wird mir das Leben retten! ja die Hälfte eines halben Bissens wird mich retten!

Anselmo.

Als der Mangel ferne von uns war, strömten die Schätze des Gottes wie ein Sommerregen herab! herab auf den gierigen Adler! herab auf das idäische ambrosiaduftende Kind!

Gaddo (indem er kraftlos zurück sinkt).

Hier will ich mein Leben ausschmachten! hier auf dieser Stelle! Den Trost soll man mir doch nicht nehmen, daß ich zu meines Vaters Füßen sterbe. — (Mit gebrochener Stimme.) — Gott segn' ihn!

Ugolino.

Mark und Wein kann es nicht aushalten! (Er sinkt bei seinen Kindern zu Boden.)

Anselmo.

Jenseits, wo sie am Styr schweben, ist die Aussicht. So pflegte unsre theure Mutter zu sagen. Jenseits ist die Aussicht!

Gaddo.

Engel Gottes! der du mich hier abfordern wirst, laß ein Blümchen unter meines Vaters Füßen aufblühen! — (mit schwächerer Stimme) — ein geknicktes kleines Blümchen! — (mit seines Vaters Füße) — so blühe mein Leichnam!

Anselmo.

Getroßt, schöner Sterbender! Das Leben ist der Thränen nicht werth! Was sagte unsre Mutter Ops? Sicherheit blüht nicht unter der Senfe des Göttervaters! Jenseits ist die Aussicht!

Ugolino.

Ihr Mütter der Kinder und Säuglinge! ihr Weiber mit zartfühlenden Herzen! Menschen- geschlecht! heult zum Mond auf! heult zu ihm auf, der höher als der Mond ist! zu ihm, der eure Wehklage hören kann! Klagt's dem Unwissenden, daß dies Loos ein Loos der Kinder und Säuglinge ist! Und du, blasse Bewohnerin dieses Sarges! — (Kniet vor den Sarg hin.) — Heilige unter den Heiligen! Verkörte am Thron! wenn du auf mich herabsiehst, durchschaue die Leiden deines Ugolino!

Anselmo.

Armer neugeborner Unglücklicher! umsonst! der Alte hat seine Zähne gewetzt, und du mußt sterben!

Ugolino.

Wenn er stirbt, wenn der Unschuldige stirbt! o Ugolino! o Ruggieri! wo ist eine Verdammniß, die euch Grausamen, euch wider diese duldbende Unschuld Verschwornen! nicht gebührt?

Anselmo.

Mit Verwünschungen spricht er das Todesloos über dich aus! Aber deine gebrochenen weißschimmernden Augen reden eine Sprache! und wohl mir, daß ich sie verstehe!

Ugolino (nimmt Gaddo in seine Arme).

Ich lasse dich nicht, Engel! nicht aus meinem Arme sollst du mir entschlüpfen! Ringender! willst du die Hülle auf deinen Vater herabrufen?

Anselmo.

So! reiß ihm das Herz aus dem Leibe! Frisch! Nun hast du's! Dies Zucken kenn' ich. Fahre wohl! schöner Knabe, fahre wohl!

Ugolino.

Verderben komm über mein Haupt! (Läßt Gaddo fallen, und tritt zurück.)

Anselmo.

Frisch! du Vater deiner Kinder! wohlthätiger Saturnus! diesen hast du gewiß! Aber warum scheu? warum bleich und mit entstelltem Antlitze? Warum wendest du deine gelben Blicke? warum nagst du deine Hände? Will er sein Fleisch von seinem Gebein abnagen, seinen Hunger zu stillen? Sieht er mich denn nicht? Ich bin ja der einzige übriggebliebene? Ich kann ihm nicht entschlüpfen, und ich will nicht! Er nagt an seinem Fleisch! Beim Styr! große Schweis- tropfen fallen von der Stirn auf die zernagten Hände Saturns, des Niedergebeugten! Kann er mich nicht abmähren? Warum säumt er? Oder soll ich mein Fleisch ihm darbiehen? So will's die kindliche Pflicht! Ich soll mein Fleisch ihm darbiehen! Ich fühle mich von Mitleiden und Erbarmen durchdrungen, diesen Alten so ungewöhnlich hungern zu sehn. Ich weiß auch, was Hunger ist! Nein, ich kann's nicht ausstehn! — (Er hängt sich an seines Vaters Arm.) — Mich! mich! mich verzehre, du eisgrauer Alter! Sieh, dein einziger Zurückgebliebener lebt! Mir laß das Verdienst, deinen Hunger zu stillen!

Ugolino (in einer Art von Betäubung).

Ruggieri! Ruggieri! Ruggieri!

Anselmo.

Schwer liegt die eiserne Tazze des Tigers auf meinem Nacken. Hülf! Hülf!

Ugolino.

O! Hab' ich dich so, Ruggieri? Hab' ich dich endlich so — so! in meinen Armen! Ha! — (Anselmo schiebt.) — Also Verräther, — (indem er die Arme nach ihm ausstreckt) — also treffe dich —

Anselmo (tritt im Fliehen auf den Dolch, stößt, und richtet ihn gegen die Brust seines Vaters).

Holla! War es so gemeint? Da, Tiger, nimm dies, und dies, und dies —

Ugolino (ringt mit ihm, und stürzt ihn mit einer tödtlichen Verbundung zu Boden).

So recht! Da liegt der alte Saturn, der seine eignen theuern Kinder verzehrte; da liegt er durch die kraftvolle Faust des Stärkern zu Boden gestürzt. Und hier stehe ich, ein Jupiter unter den Leichnamen! Hier steh' ich, der Rächer! ein Gott! Königlichcr Anblick! Nun winde dich, Hydr! schuppiges Ungeheuer! Nun umflehete meine Schenkel! umflehete meine Arme! umflehete meinen Nacken! Da liegst du, schuppiges vielköpfiges Ungeheuer! — (Indem er seine klappende Hand bezieht, und den Dolch fallen läßt, tricht er laut auf.) — Ha, ha, ha! wer hätte dieser verschrumpten Hand noch so viel Blut in ihrer Pulsader zugebraut, eine solche Perseuskeule zu schwingen? So mußte es kommen, wacker Gherardesca! So mußte mein alter, schon halb verschrumpter Arm sich euch noch einmal fühlbar machen! Habt ihr mich nun erkannt, den Sieger am Arno?

Anselmo (jammernd).

Heil mir, Vater! oder tödte mich ganz! Ach, kennst du deinen Anselmuccio nicht?

Ugolino.

Der Sterbenden Geschrei! der Kinder Wehflag' im Leichengefild! Gewinsel der Weiber und ihrer Säuglinge! Und ich ihr Rächer am Ufer des silbern strömenden Arno! — Alles wieder still; kein Hauch mehr in der Luft; keine Kühlung um meine Schläse; und mir ist besser. Doch meine Augen sind mit Blindheit geschlagen. Wo finde ich meine Laute? — (Nachdem er einige Weisse auf der Laute gesthan, wird außerhalb des Thurms eine sanfte traurige Musik gehört.) — Ist's Ruggieri, der Leichenbestatter? Diese Harmonieen schweben nahe um den Hungerturm. Oder seid ihr's, ihr wenigen Rechtschaffnen, die ihr unter Ugolino's martervollem Kerker weint? Francesco ist am Gifte gestorben, sagst du, mein Sohn? Was ist's mehr, mein Gaddo? Wär' er vom Schwerte, vom Dolch, vom Beil gestorben, würd' er weniger todt sein? Lern' es, mein Sohn: vergiften, ermorden, durch Hunger tödten, ist ein heiliges Vergnügen; es ist ein bischöfliches Vergnügen. — Wie ist das? Spreche ich hier mit mir allein? Wer dieser Jüngling an der blutbetraunten Mauer? — (Anselmo schreit, da sich sein Vater ihm naht. Dieser fährt voll Entsetzen zurück.) — Verflucht sei die Stumbe, in der ich geboren ward!

Anselmo.

Nur verzehre mich nicht, du hungernder Vater! nur mich Lebenden nicht!

Ugolino.

Und hab' ich —? O Furchtbarster in deiner Rache! — Hier liege, Mörder! — (Er wickelt sich beifig neben Anselmo hin.) — Hier verbirg dich dem Anschau der zürnenden Menschheit auf ewig! — (Er spreitet seine Arme über den Boden aus. Die Musik fährt fort.) — Anselmo! — (wehklagend) — einst mein Anselmo! einst Freude und Labsal meiner Augen! Dein Vater ist's, der dich in's frühe Grab sandte! Die Klage des Mörders eilt von einer Leiche zur andern! Sie wird ihn verklagen auf ewig.

Anselmo.

Heil ihm! Dich, Hungertod, werd' ich nicht sterben. Heil ihm! am Ende ist's Wonnesang! am Ziel Auflösung und Wonnesang!

Ugolino.

Mörder! Mörder! was hast du gethan? An dem Sarge seiner holden Mutter, auf den Leichnamen seiner unschuldigen Kinder hast du mit dieser Hand deinen einzigen Uebergebliebenen ermordet? Deinen Anselmuccio? — (schlachzend) — ihn, deinen Einzigen? D ich bin milde und lebensfatt! Hier, o schmerzhaft erselter Tod, Vernichtender, Vollender, hier sollst du den gemeinschaftlichen Staub des Mörders und des Ermordeten dem Staube zurückgeben. Hier zertrieb' er, bis die Gerichtspfaume diesen Gesammtstaub, diesen, und diesen, und diesen erweckt! Hier vermische der Staub des Gesammtmörders sich mit der Verwesung der schuldlos Ermordeten, die hier, hier, und hier, und hier um mich, ihren Mörder, zerstreut liegen! — Und Pestilenz, du Verwesungslust der Gherardesca's, sei den Verräthern, Allen, die dich eintrinken. —

Anselmo (mit gebrochener Stimme).

Ich hatte gegen meinen Vater meine Hand aufgehoben! gegen den besten der Väter meine bewaffnete Hand! Ach, mein Vater, ich wußte nicht, was ich that! Laß dies büßen! Ich sterbe —

Ugolino.

Mein Anselmuccio! — (weint bitterlich) — mein Anselmuccio! Siehe, dein Vater weint! Ach schrecklich, schrecklich ist's, wenn das Alter weinen muß! Siehe, in Thränen schwimmen die erlöschenden Augen deines alten jammervollen Vaters! O Gott! schrecklich sind die Schmerzens- thränen des Alters. Aber fürchterlich, dreimal fürchterlich ist's, wenn die Verzweiflung auch nicht einmal diesen Ausweg hat! wenn der Wahnsinn seiner eignen kramphastigen Gefühle lacht!

O Allbarmerziger, züchtige mich nach deiner väterlichen Gerechtigkeit, wie ich es, ach nur zu sehr! verdient habe; nur erhalte meinem schwachen ausgetrockneten Gehirne noch seine Thränen! nur übergib mich nicht zum zweiten Male dem krampfhaft aufstachelnden Wahnsinne der Selbstvernichtung! Erhalte mir meine Thränen, daß ich bei den Zuckungen, unter denen hier mein Einziger, mein Letzter, mein zweites Selbst, — (schluchzend) — vor meinem Angesichte erliegt, mich nicht aufstraffe, und der Vertilger seines Vertilgers werde! — (Nach einer langen Pause.) — Der Vertilger, sagte ich? Unsiim! ist denn der Tod nicht Fortdauer? Übergang aus diesem Erdeleben in ein anderes, dessen Momente Aeonen sind? — (Pause.) — Ach wie wohl wäre mir's, wenn der Tod Ugolino's auch sein Vertilger wäre! wenn mit dem Gefühle meines Zammers auch die Erinnerung in mir erlöschen könnte, daß ich, daß dies Selbst es war, was — Nein! ich kann den entfesselten Gedanken nicht ertragen! Wie würde Ruggieri, wie würde der Mitverdammte sich freuen, wenn er mit fleischendem Zahne auch noch diesen wissenschaftlichen Mord des Selbst durch das Selbst mir vorzuwerfen hätte! Diesen schrecklichsten, vorzüglichsten, der keiner Ausgleichung mehr fähig ist! Die Freude eines Teufels! eines Erzbischofs unter den Teufeln! — (Springt hastig auf, und schlägt sich wüthend vor die Stirne.) — Teufel! Ruggieri? er? der das Urtheil eines Verdammten, mich und sie alle Hungers sterben zu lassen, über mich aussprach? er mein Richter? wer hat den Geier, der an meinem Eingeweide nagt, zu meinem Richter gemacht? Teufel! Teufel! du mein Richter? ich, an diese Felsmauer geschmiebet, den Heißhunger dieses Ungeheuers zu stillen, ich Gherardesca! dein Prometheus? Pächterlich! bis zur Peinlichkeit! — (Racht fürchterlich.) — Teufel! Teufel! du mein Richter? Weißt du, was der Tod des Verhungerns ist? Hungertod? Ha, ha, ha! Hungertod! — Hungertod, dein Name ist Tartarus. — (Hier erst bemerkt er den Dolch, der auf dem Fußboden liegt, und den er, indem er ihn aufhebt, mit Verwunderung betrachtet.) — Ein stattlicher Säbel! Wie ist diese prächtige Waffe hier in den Thurm gekommen? Unfreiwillig vom Himmel gefallen! Nein, Gherardesca, nicht Hungers sterben, aber auch nicht — Nein, das geht nicht — Gherardesca Hungers sterben? O ich möchte rasend werden; es ist ja zum Todlachen. — (Er schwingt den Dolch, und lacht wieder.) — Erzbischof, siehst du denn nicht, daß ein Engel vom Himmel mir dies zweischneidige prächtige Schwert gebracht hat, um mir die Wahl zwischen deinem Richterspruche und dem eines Höhern zu erleichtern? Hörst du nicht das Säusen seiner klangreichen Fittige? — (Die Musik kommt näher.) — Horch! er ruft mich. Jeder Buchstabe meines irdischen Namens ist in seiner Engelsstimme zur Melodie geworden. Ich komme, Seliger! Ich komme, du Rächer mit dem Flammenschwerte! Heilbringer! Vollender! O du mein Erlöser! Gnade! Gnade! ich komme! ich komme! (In dem Augenblick, da er den Dolch gegen seine Brust richtet, fällt der Vorhang.)

17. Gottfried August Bürger.

(1748—1794.)

1. Das Lied vom braven Manne. (1776.)

(Gedichte von G. A. Bürger, 1823.)

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths dich rühmen kann,
Der lohnt nicht Gold, den lohnt Gehang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er jagte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiefenthal begrub ein See;
Des Landes Heersrom wuchs und schwall;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,

Und mitten stand ein Häuschen drauf,
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! O Zöllner! Entfleuch geschwind!“

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Bog' um's Haus.
Der Zöllner sprang in's Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bedende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!“ —

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gassern groß und klein,
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter sehn.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und
Wind. —

Wann klangst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! so nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, o braver Sang?
Wah' nabet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

Wah' galloppirt' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!“

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoh die Flut,
Und immer lauter schob der Wind,
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm' geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler horst und brach.
Laut trachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis anpor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Der Zöllner, vergebens, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und
Wind. —

Sieh', schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe Schritt daher,

Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlig hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendräng
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Rachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sehn.

Und dreimal zwang er seinen Kahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendräng
Kam der Erretter glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Lehnen in sichern Port,
Da rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran.
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier,“ rief der Graf, „mein wad'rer Freund,
Hier ist dein Preis! Komm' her! Nimm hin!“
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmlischer wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit ablichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

2. Der Kaiser und der Abt.

Ein Schwank. (1784.)

Ich will euch erzählen ein Märchen gar
schmurrig:

Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig.
Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Aur Schade! sein Schäfer war klüger als Er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hit' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Dit hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und
Wurst;

Und oftmals noch litt er gar Hunger und
Durst.

Das Pfäfflein, das mußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu
pflegen.

Wie voller Mond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch
ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reißigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtey.

„Ha!“ dachte der Kaiser, „zur glücklichen
Stunde!“

Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem
Munde:

„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir deucht
wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch deucht mir daneben, euch plage viel Weile.

Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile?

Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann. Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euren zwey tüchtigen Backen Zur Kurzweil drey artige Nüsse zu knachen. Drey Monden bestimm' ich von nun an zur Zeit. Dann will ich auf diese drey Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rathe Zu Throne mich zeige im Kaiserornate, Dam sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein, Wie viel ich wohl werth, bis zum Heller, mag sein.

Zum zweyten sollt ihr berechnen und sagen, Wie bald ich zu Koffe die Welt mag umjagen?

Um keine Minute zu wenig und viel! Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten nun sollst du, o Preis der Prälaten, Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen. Die will ich dann treulich bekennen; allein Es soll auch kein Titeltchen Wahres dran sein.

Und könnt ihr mir diese drey Fragen nicht lösen,

So seyd ihr die längste Zeit Abt hier gewesen; So laß ich euch führen zu Eitel durch's Land, Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.“ —

Drauf trachte der Kaiser mit Lachen von hinten. Das Pfäfflein zerriß und zerplüß sich die Sinnen,

Kein armer Verbrecher süßte mehr Schwulst, Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwey, drey, vier Universtitäten,

Er fragte bey ein, zwey, drey, vier Facultäten, Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf; Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen, bei herzlichem Zagen und Pochen,

Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen, Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!

Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun such' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,

In Wäldern und Feldern die einsamsten Örter. Da traf ihn, auf selten betretener Bahn, Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt,“ sprach Hans Bendix, „was mögt ihr euch grämen?

Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.

Maria und Joseph! Wie hozelt ihr ein! Mein Sixchen! Es muß euch was angethan seyn.“

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.

Der Kaiser will geru mir am Zeuge was stücken, Und hat mir drey Nüss' auf die Zähne gewack. Die schwerlich Beelzebub selber wohl knack.

Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rathe Zu Throne sich zeigt im Kaiserornate, Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein, Wie viel er wohl werth, bis zum Heller, mag seyn.

Zum zweyten soll ich ihm berechnen und sagen: Wie bald er zu Koffe die Welt mag umjagen? Um keine Minute zu wenig und viel! Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten, Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen. Die will er dann treulich bekennen; allein Es soll auch kein Titeltchen Wahres dran seyn.

Und kann ich ihm diese drey Fragen nicht lösen, So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen, So läßt er mich führen zu Eitel durch's Land, Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.“

„Nichts weiter?“ erwidert Hans Bendix mit Lachen.

„Herr, gebt euch zufrieden; das will ich schon machen.

Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid,

So will ich schon geben den rechten Bescheid. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,

So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.

Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.“

Da sprang, wie ein Bocklein, der Abt vor Behagen.

Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen

Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt

Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe, Hoch prangt' er mit Scepter und Kron im Orate:

„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,

Wie viel ich ist werth, bis zum Heller, mag seyn.“

„Für dreßsig Reichsgulden ward Christus ver-schachert;

Drum gab' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,

Nur euch keinen Deut mehr als zwanzig und
neun;
Den Guten müßt ihr doch wohl minder werth
sehn.“ —

„Gut,“ sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich
hören
Und mag den Durchlauchtigen Stolz wohl be-
lehren.“

„Ihr häßt ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr!
Geglaubet, daß so spottwohlselt ich wär.“

„Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Ihm keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein
Spiel?“

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt
und reitet,
Und stets sie in einerley Tempo begleitet,
So seh' ich mein Kreuz und mein Rappchen
daran:
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan.“ —

„Ha,“ lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber er-
dacht,
hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.“

„Nun aber, zum dritten, nun nimm dich zu-
sammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel ver-
dammen.“

„Was den' ich, das falsch ist? Das bringe
heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu
Hans!“ —

„Ihr denket, ich wäre der Abt von St. Gal-
len.“ —

„Ganz recht! Und das kann von der Wahr-
heit nicht fallen.“ —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trügt eur'
Sinn;

Dem wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur
bin!“ —

„Was Heuter! du bist nicht der Abt von St.
Gallen?“

Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es
sehn!“

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vortjahr besteige den Esel und trabe,
Und lerne fortan erst quid jur is verstehn!
Denn wenn man will eruten, so muß man
auch sä'n.“ —

„Mit Günsten, Herr Kaiser! das laßt mir
hübsch bleiben!

Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und
schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht
mehr ein.“

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht
Schade!

Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Es hat mich ergötet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein
Dank.“

„Herr Kaiser! groß hab' ich so eben nichts
nötzig.

Doch seyd ihr im Ernst mir zu Gnaden er-
bötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen Hochwürdigen Herren Pardon.“ —

„Ha bravo! du trägst, wie ich merke, Gefelle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigsten
Stelle.“

Drum sey der Pardon ihm in Gnaden ge-
währt,
Und obenein dir ein Panisbrief bescheert.

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schase mehr
hiltten.

Der Abt soll sein pflügen, nach unserm Gebot,
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod.“

3. Die Entführung,

oder: Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg. (1778.)

„Knapp, sattle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh' erreite!
Es wird mir hier zu eng im Schloß;
Ich will und muß ins Weite!“
So rief der Ritter Karl in Hast,
Voll Angst und Ahndung, sonder Raß;
Es schien ihn fast zu plagen,
Als hätt' er wen erschlagen.

Er sprengte, daß es Funken stob,
Gammter von dem Hofe;
Und als er kaum den Blick erhob,
Sah da! Gertrudens Rose!

Zusammenschraf der Rittersmann,
Es packt' ihn wie mit Krallen an
Und schüttelt' ihn wie Fieber,
Hinüber und herüber.

„Gott grüß euch, edler junger Herr!
Gott geb' euch Heil und Frieden!
Mein armes Fräulein hat mich her,
Zum letztenmal, beschieden.
Verloren ist euch Trudchens Hand;
Dem Junker Blump von Pommerland
Hat sie vor aller Ohren
Der Vater zugeschworen.“

„Mord!“ flucht er laut, „bei Schwert und Spieß!

Wo Karl dir noch gelüftet,
So sollst du tief ins Burgverließ,
Wo Molch und Unke nistet.
Nicht rasten will ich Tag und Nacht,
Bis daß ich nieder ihn gemacht,
Das Herz ihm ausgerissen
Und das dir nachgeschmissen.“

Jetzt in der Kammer zagt die Braut
Und zuckt vor Herzenswehen,
Und ächzet tief, und weinet laut,
Und wünschet zu vergehen.
Ach! Gott der Herr muß ihrer Pein,
Bald muß und wird er gnädig sein.
Hört ihr zur Trauer läuten,
So wißt ihr's auszudeuten.

„Geh, meld' ihm, daß ich sterben muß!“ —
Rief sie mit tausend Zähren.
„Geh, bring' ihm, ach! den letzten Gruß,
Den er von mir wird hören!
Geh unter Gottes Schutz und bring'
Von mir ihm diesen goldnen Ring
Und dieses Wehrgehente,
Wobei er mein gedenkt!“

Zu Ohren braust ihm wie ein Meer
Die Schreckenspost der Dirne.
Die Berge wankten um ihn her!
Es stürzt ihm vor der Stirne.
Doch jach, wie Windeswirbel fährt
Und rührig Laub und Staub empört,
Ward seiner Lebensgeister
Verzweigungsmuth nun Meister.

„Gottslohn! Gottslohn! du treue Magd,
Kann ich's dir nicht bezahlen.
Gottslohn, daß du mir's ange sagt,
Zu hunderttausend Malen.
Biß wohlgenuth und tummle dich!
Flugs tummle dich zurück und sprich:
Wär's auch aus tauenden Ketten,
So wollt' ich sie erretten.“

Biß wohlgenuth und tummle dich!
Flugs tummle dich von hinten!
Ha! Riefen gegen Hieb und Stich,
Wollt' ich sie abgewinnen.
Sprich: Mitternachts bei Sternenschein
Wollt' ich vor ihrem Fenster sein,
Mir geh' es wie es gehe!
Wohl oder ewig wehe!

Riſch auf und fort!“ — Wie Sporen trieb
Des Ritters Wort die Dirne.
Tief holt' er wieder Luft und rieb
Sich's klar vor Aug' und Stirne.
Dann schwenkt' er hin und her sein Roß,
Daß ihm der Schweiß vom Buge floß,
Bis er sich Rath eronnen
Und den Entschluß gewonnen.

Drauf ließ er heim sein Silberhorn
Von Dach und Zinnen schallen.

Herangesprengt durch Korn und Dorn
Kam stracks ein Heer Vasallen.
Draus zog er Mann vor Mann hervor
Und raunt' ihm heimlich Ding ins Ohr:
„Wohlauf! wohlan! Seid fertig
Und meines Horns gewärtig!“

Als nun die Nacht Gebirg und Thal
Bermummt in Nebenschatten,
Und Hochburgs Lampen überall
Schon ausgeflimmert hatten,
Und alles tief entschlafen war,
Doch nur das Fräulein immerdar
Voll Fieberangst noch wachte,
Und seinen Ritter dachte:

Da horch! ein süßer Liebeston
Kam leis emporgeflogen:
„Ho, Trudchen, ho! da bin ich schon!
Riſch auf, dich angezogen!
Ich, ich, dein Ritter, rufe dir;
Geschwind, geschwind herab zu mir!
Schon wartet dein die Leiter.
Mein Klepper bringt dich weiter.“

„Ach nein, du Herzenskarl, ach nein!
Still, daß ich nichts mehr höre!
Entränn' ich, ach! mit dir allein,
Dann wehe meiner Ehre!
Nur noch ein letzter Liebeskuß
Sei, Liebster, dein und mein Genuß,
Eh' ich im Todtenkleide
Auf ewig von dir schade.“

„Ha, Kind, auf meine Rittertreu
Kannst du die Erde bauen.
Du kannst beim Himmel, froh und frei
Mir Ehr' und Leib vertrauen.
Riſch geht's zu meiner Mutter fort;
Das Sacrament vereint uns dort.
Komm, komm! du bist geborgen,
Laß mich und Gott nur sorgen!“

„Mein Vater! — Ach, ein Reichsbaron! —
So stolz von Ehrenstamme!
Laß ab, laß ab! Wie beh' ich schon
Vor seines Jorues Flamme.
Nicht rasten wird er Tag und Nacht,
Bis daß er nieder dich gemacht,
Das Herz dir ausgerissen
Und das mir vorgegeschmissen.“

„Ha, Kind, sei nur erst sattelfest,
So ist mir nicht mehr bange.
Dann steht uns offen Ost und West.
O, zaudre nicht so lange!
Horch, Liebchen, horch! Was rührte sich?
Um Gotteswillen! Tumme dich!
Komm, komm! die Nacht hat Ohren!
Sonst sind wir ganz verloren.“

Das Fräulein zagte — stand — und ~~stand~~
Es graus't ihr drauß die Glieder. —
Da griff er nach der Schwanenhand,
Und zog sie flink hernieder.

Ach! was ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust,
Belauschten jetzt die Sterne
Aus hoher Himmelsferne!

Er nahm sein Lieb mit einem Schwung
Und schwang's auf den Polaken.
Hui! saß er selber auf und schlug
Sein Heerhorn um den Nacken.
Der Ritter hinten, Trudchen vorn;
Den Dänen trieb des Ritters Sporn,
Die Weische den Polaken,
Und Hochburg blieb im Nacken.

Ach, leise hört die Mitternacht!
Kein Wörtchen ging verloren.
Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterin,
Voll Hies nach schönem Geldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

Halloh! Halloh! Herr Reichsbaron!
Hervor aus Bett und Kammer!
Eu'r Fräulein Trudchen ist entflohn,
Entflohn zu Schand' und Jammer.
Schon reitet Karl von Eichenhorst
Und jagt mit ihr durch Feld und Forst.
Geschwind! ihr dürft nicht weilen,
Wollt ihr sie noch erteilen."

Hui! auf der Freiherr, hui! heraus,
Bavehrte sich zum Streite,
Und donnerte durch Hof und Haus
Und weckte seine Leute.

„heraus, mein Sohn von Pommerland!
Sit auf! Nimm Lanz' und Schwert zur Hand!
Die Braut ist dir gestohlen;
Fort, fort, sie einzuholen!"

Nach ritt das Paar im Zwielficht schon,
Da horch! ein dumpfes Rufen, —
Und, horch! — erscholl ein Donnerton
Von Hochburgs Pferdehufen.
Und wild kam Plump, den Zaum verhängt,
Weit, weit voran, daher gesprengt,
Und ließ zu Trudchens Grausen
Vorbei die Lanze sausen.

Halt an, halt an, du Ehrendieb,
Mit deiner losen Beute!
Herbei vor meinen Klängenhieb,
Dann raube wieder Bräute!
Halt an, verlaufsne Sünnerin,
Daß neben deinen Schurken hin
Dich meine Rache strecke,
Und Schimpf und Schand' euch decke!"

„Das leugst du, Plump von Pommerland,
Da Gott und Ritterehre!
Herab! herab! daß Schwert und Hand
Dich andre Sitte lehre!" —
Halt, Trudchen, halt den Dänen an; —
Herunter, Junker Grobian,
Herunter von der Währe,
Daß ich dich Sitte lehre!"

Ach, Trudchen, wie voll Angst und Noth!
Sah hoch die Säbel schwingen.
Hell funkelten im Morgenroth
Die Damascener Klängen.
Von Kling und Klang, von Ach und Krach
Ward rings umher das Echo wach.
Von ihrer Fersen Stampfen
Begann der Grund zu dampfen.

Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert
Den Ungeschliffnen nieder.
Getrudens Held blieb unveriehr't
Und Plump erstand nicht wieder. —
Nun weh, o weh! erbarm' es Gott!
Kam fürchterlich, Galopp und Trott,
Als Karl kaum ausgetritten,
Der Nachtrab angeritten.

Trarah! Trarah! durch Flur und Wald
Rief Karl sein Horn nun schallen.
Sieh da! hervor vom Hinterhalt
Hopp hopp! sein Heer Basallen. —
„Nun halt, Baron, und hör' ein Wort!
Schau auf, erblickst du jene dort?
Sie sind zum Schlagen fertig
Und meines Winks gewärtig.

Halt an, halt an und hör' ein Wort,
Damit dich's nicht gereue!
Dein Kind gab längst mir Tren' und Wort
Und ich ihm Wort und Treue.
Willst du zerreißen Herz und Herz?
Soll dich ihr Blut, soll dich ihr Schmerz
Vor Gott und Welt verklagen?
Wohlan, so laß uns schlagen!

Noch halt! Bei Gott beschwör' ich dich!
Bevor's dem Herz gerene.
In Ehr' und Züchten hab' ich mich
Dem Fränlein stets geweiht.
Gieb — Vater! — gieb mir Trudchens Hand!
Der Himmel gab mir Gold und Land.
Mein Ritterthum und Adel,
Gott Lob! trotz jedem Tadel."

Ach Trudchen, wie voll Angst und Noth!
Verblüht' in Todesblässe.
Vor Zorn der Freiherr heiß und roth
Glich einer Feuereffe.
Und Trudchen warf sich auf den Grund
Und rang die schönen Hände wund,
Und suchte baß mit Thränen
Den Eifer zu versöhnen.

„O Vater, hab' Barmherzigkeit
Mit eurem armen Kinde!
Verzeih' euch, wie ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde;
Glaubt, bester Vater, diese Flucht,
Hab' ich aus Angst und Noth versucht.
O Vater! laßt den grausen Blick!
Ermodet nicht mein ganzes Glied!
Ihr tödtet sonst daneben
Auch eures Kindes Leben."

Der Freiherr warf sein Haupt herum
Und wies den krausen Nacken.

Der Freiherr rief, wie taub und stumm,
Die dunkeltrauen Barden.
Vor Wehmuth brach ihm Herz und Blick.
Doch schlang er stolz den Strom zurück,
Um nicht durch Vaterthänen
Den Ritterstun zu höhnen.

Bald sanken Zorn und Ungestim,
Das Vaterherz wuchs über.
Von hellen Zähren strömten ihm
Die stolzen Augen über.
Er hob sein Kind vom Boden auf,
Er ließ der Herzensstut den Lauf,
Und wollte schier vergehen
Vor wundersüßen Wehen.

„Nun wohl! verzeih' mir Gott die Schuld,
So wie ich euch verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie aufs neue!
In Gottes Namen, sei es drum!“

Hier wandt' er sich zum Ritter um —
„Da! nimm sie memetwegen
Und meinen ganzen Segen!

Komm, nimm sie hin und sei mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde!
Vergeben und vergessen schon
Ist jegliche Beschwerde.
Dein Vater, einst mein Ehrenfeind,
Der's nimmer hold mit mir gemeint,
That vieles mir zum Hohne.
Ihn hast' ich noch im Sohne.

Mach's wieder gut! Mach's gut, mein Sohn,
An mir und meinem Kinde!
Auf daß ich meiner Güte Lohn
In deiner Güte finde.
So segne denn, der auf uns sieht,
Euch segne Gott von Glied zu Glied!
Auf! Wechselt Ring und Hände!
Und hiemit Lieb am Ende!“

4. Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur darnach!“ — „An welchem Platz?“
Schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur!...“ O weh! da starb der Mann.

Raum war der Alte behgeschafft,
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaden ward
Der Weinberg um und um geschartt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durch's Sieb,
Und zog die Harken Kreuz und Quer

Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verpirrt,
Und jeder hielt sich angeflüht.

Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein, Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus.

Ihr Leuten, Schatzgräber
Ist just nicht immer Narreth.

5. Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnen-Strahl;
Das ist viel köstlicher als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold“
Mit gutem Fug genannt.

Wohl fänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traum! mein Blümchen dir.
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen trägt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Rieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es wehet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor,
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut.
Doch spielen sie oft, Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Von deinen Wünschen flieh'n,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegestränzen zieh'n.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schweimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strozet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Dem Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Nur hart zu glauben fällt.
Wem Lied ist nur der Widerschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war! —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinter'm Traualtar. —
Dann würdest du es ganz verstehen,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wenn ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungebuld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

O, was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth
Ihr, meiner Holdbinn, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold“.
Sonst heißt's — Bescheidenheit.

18. Matthias Claudius.

(1740—1815.)

1. Urians Reise um die Welt, mit Anmerkungen.

(Aus: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten, 1774 u. f.)

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und that das Reisen wählen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
Da war es kalt, bei Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daß es hier besser wäre.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankeg her;
Ich ließ ihn aber stehen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

Die Esquimaux sind wild und groß,
In allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloß,
Und trigte viele Schläge.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: „Lieber!
Nordwestpassage ist doch da;
Mach' dich einmal darüber!“

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

Flugs ich an Bord und aus in's Meer,
Den Tubus fest gebunden.
Und suchte sie die Kreuz und Duer
Und hab' sie nicht gefunden.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

Von hier ging ich nach Mexiko,
Ist weiter als nach Bremen;
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh,
Du sollst 'n Sack voll nehmen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Sten,
Und ließ den Sack da liegen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Berzäh! Er doch weiter, Herr Urian!

Drauf kauft' ich etwas kalte Kost
Und vieler Sprott und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost,
Land Asta zu besuchen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Der Mogul ist ein großer Mann
Und gnädig über Massen,
Und klug; er war ist eben dran,
'n Zahn auszieh'n zu lassen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein
Bey aller Größ' und Gaden! —
Was hilst's denn auch noch, Mogul seyn?
Das kann man so wohl haben.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Nach Java und nach Otaheit,
Nach Afrika nicht minder;
Ich sah bei der Gelegenheit
Viel Städ' und Menschenkinder.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren,
Die Menschen grade so wie hier,
Und eben solche Narren.

Tutti.

Da hat Er übel übel dran gethan;
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

2. Die Geschichte von Goliath und David, in Reime gebracht.

War einst ein Riese Goliath,
Gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Treffen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und alles so nach advenant.

An seinen Schnurrbart sah man nur
Mit Gräsen und mit Graus,
Und dabey sah er von Natur
Pur wie der — aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groß schier als ein Weiberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn,
Gab jedem einen Rippenstoß,
Und stumkerte und prahlte groß.

So kam er alle Tage her
Und sprach Frael Hohn:
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?“

Seh Vater oder Sohn.
Er komme her, der Lumpenhund,
Ich bar' ihn nieder auf den Grund.“

Da kam in seinem Schäfervock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als einen Stock
Als Schleuder und den Stein,
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her.“

Und damit schleudert' er auf ihn,
Und traf die Stirne gar;
Da fiel der große Fels hin,
So lang und dick er war.
Und David hau' in guter Ruh'
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau' nicht auf deinen Treffenhut,
Noch auf den Klunker dran!
Ein großes Maul es auch nicht thut;
Das lern' vom langen Mann.
Und von dem kleinen lerne wohl,
Wie man mit Ehren sechten soll.

3. Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Däm'm'ring Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sinder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's bauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einsfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Die Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollt endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod,

Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du lieber, treuer, frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch,
Berschön' uns Gott mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern franken Nachbar auch!

4. Rheinweinstück.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europa, ihr Herren Zecher,
In solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn noch aus
Polen,
Noch wo man franzmännisch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich
holen!
Wir holen ihn da nicht!

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle.
Wie wär' er sonst so gut?
Wie wär' er sonst so edel, wär' so stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäume
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,

Ist's aber nicht; man kann dabey nicht
singen,
Dabey nicht fröhlich sehn.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Kobaltstücken
Und etwas Lausgold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukul und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein! am Rhein! da wachsen unsre
Reben!

Gefegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein!

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sehn! —
Und müßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

5. Morgenlied eines Bayermanns.

Da kömmt die liebe Sonne wieder,
Da kömmt sie wieder her!
Sie schummert nicht und wird nicht müder,
Und läuft doch immer sehr.

Sie ist ein sonderliches Wesen!
Wenn's Morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen,
Wie beim Altargeräth.

Von ihr kömmt Segen und Gedeihen,
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen
Und meine Bäume blüh'n.

Und meine Kinder spielen drunter
Und tanzen ihren Reih'n,
Sind frisch und rund und roth und munter;
Und das macht all' ihr Schein.

Was hab' ich dir gethan, du Sonne,
Daß mir's so widersährt?
Bringst jeden Tag mir neue Sonne,
Und bist fürwahr nicht werth.

Du hast nicht menschliche Geberde,
Du stest nicht wie wir;

Sonst holt' ich gern von meiner Heerde
Ein Lamm und gab' es dir.

Und stünd' und schmeichelte von ferne:
„Iß und erquicke dich!
Iß; liebe Sonn', ich geb' es gerne,
Und willst du mehr, so sprich!“

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güte und Barmh.

Und da wir Ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen Sein,
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich Er müß' seyn.

O biß mir denn willkommen heute,
Biß willkommen, schöner Feld!
Und segn' uns arme Bauerleute
Und unser Haus und Feld!

Bring' unserm König heut auch Freude
Und seiner Frau dazu!
Segn' ihn und thu' ihm nichts zu Leide,
Und mach' ihn mild wie du!

6. An meinen Freund Andres.

Es ist sonderbar, daß Du von mir eine Weisung über's Gebet verlangst; und Du verstehst's gewiß viel besser als ich. Du kannst so in Dir seyn und auswendig so verstört und albern aussehen, daß der Priester Eli, wenn er Dein Pastor loci wäre, Dich leicht in bösen Ruf bringen könnte. Und das sind gute Anzeigen, Andres. Denn wenn das Wasser sich in Staubbregen zersplittert, kann es keine Mühle mehr treiben, und wo Klang und Nummer an Thür und Fenster ist, passiert im Hause nicht viel.

Daß einer beim Beten die Augen verdreht z., find' ich eben nicht nöthig, und halte ich's besser: natürlich! Indes muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt; doch daß einer groß und breit beim Gebet thut, das muß man lästern, dünkt mich, und ist nicht auszusehen. Man darf Muth und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstknecht seyn; denn weiß einer sich selbst zu rathen und zu helfen, so ist ja das kürzeste, daß er sich selbst hilft. Die Hände falten ist eine feine äußerliche Zucht, und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergiebt und's Gewehr streckt z. Aber das innerliche heimlich: Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen. Ist eben so viel, als wenn sie sagten, man solle nichts wünschen, oder man solle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja 'n hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte, und erst 'n halben Tag deliberrte, ob er's zu der Extremität wolle kommen lassen oder nicht. Wenn der Wunsch in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Complexion ist, so wird er nicht lange anfragen; er wird Dich übermannen wie 'n starker gewappneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen.

Aber das ist eine andere Frage, was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt und trachtet er ungeheuchelt nach dem, was besser ist, dann hat's mit dem Gebet seine gewiesene Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und thöricht von Mutterleib an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, Andres, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen: und also muß man nicht auf seinem Stüch stehen, sondern blöde und discret seyn und Dem lieber alles mit anheim stellen, der's besser weiß als wir.

Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht gestattet, wie einige Herren Gelehrte meinen, darüber lasse ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Respekt für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabey an Simjon zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeschädigt ließ und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug. Und kurz, Andres, ich glaube, daß der Regen wohl kömmt, wenn es dürre ist, und daß der Hirsch nicht umsonst nach frischem Wasser schreie, wenn einer nur recht betet und recht gesinnt ist.

Das „Vater Unser“ ist ein für allemal das beste Gebet, denn Du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeinet hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schadet aber nicht, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das beste thun, und der weiß, wie's seyn soll. Weil Du's verlangst, will ich Dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem „Vater Unser“ mache. Ich denke aber, 's ist nur so sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines bessern befehlen lassen.

Sieh', wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor, und alle Menschen in Europa, Asia, Africa und Amerika sind denn in Gedanken meine Brüder und Schwestern, und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl, und hat seine Rechte Hand über's Meer und bis an's Ende der Welt ausgestreckt und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und denn sang' ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name.

Das versteh' ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondere Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut seyn, und wünsche nur, daß das Andenken an Gott und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig seyn möge.

Zu uns komme dein Reich.

Siebey denk' ich an mich selbst, wie's in mir hin und her treibt, und bald dies, bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und denn denk' ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott aller Fehd' ein Ende machen und mich selbst regieren wolle.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Siebey stell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen

Willen thun, und keine Dual rührt sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten, und frohlocken Tag und Nacht; und denn denk' ich: wenn es doch also auch auf Erden wäre!

Unser täglich Brot gieb uns heute.

'n jeder weiß, was täglich Brot heißt, und daß man essen muß, so lange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen und so flugs und fröhlich bey der Schüssel sind. Und denn bel' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergieh uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Es thut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kommt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksnecht aus dem Evangelium unter die Augen; und mir entfällt das Herz, und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknecht vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem übel.

Mir sind hier die Versuchungen noch im Sinn, und daß der Mensch so leicht verführt werden und von der ebenen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindesnoth, Kaltenbrand und Wahnsinn, und das tausendfältige Leid und Herzeleid, das in der Welt ist und die armen Menschen martert und quält, und ist Niemand, der helfen kann. Und Du wirst finden, Andres, wenn die Thränen nicht vorher gekommen sind, hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraus sehnen und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hülfe wäre. Denn muß man sich aber wieder Muth machen, die Hand auf den Mund legen und wie im Triumph fortfahren:

Demm dein ist das Reich, und die Kraft, und die Macht, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

7. Ein Sermon an die Mädchen.

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön sein, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muß ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut, und ein gewisser Zaubervogel Colibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt und nistet, wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt am Gemüth und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daß sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiß und sich auf nichts einläßt.

Der Colibri findet gewaltig vielen Beifall, und die Mädchen wollen ihn alle gern haben und laufen ihm nach. Aber, ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Riternadel, darin kein edles Gemüth großen Werth setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben und du magst sie dir nicht erhalten; 'n Paar Jahre weiter, und sie ist dahin. Zweitens schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen besseren Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'nmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh' deine Mutter an: sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Werth hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und ihr müßt mir nicht böse sein, ihr schönen Mädchen, daß sie nicht mehr ist. —

Ich möchte euch darüber so gerne recht capitelfest machen. Denn sie werden's euch anders sagen, werden um euch stehen und lieblosen und bewundern. Und das möchte euch bethören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andere Maschinieren bedacht zu werden; und das wäre Schade um euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Wage; so wie die eine in eurem Gemüth steigt, fällt die andere. Und das wissen die Lieblosen zum Theil, und erheben deswegen vor euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daß die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach und suchen euch Keuschheit und Zucht als Alfsanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber, fürchet den Mann, der das thut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n

Böfewicht, ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur hat ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Distraction verließ; aber er war der Großmuth nicht werth und sollte eine tragen, und ich thäte sie ihm gern in seinen Haarbeutel oder hieng' ihm eine an's Ohr, daß er vor sich warne, wo er hinsömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbtheil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eigenen Engel, der hinter euch hergeheth und über euch wacht, so lange ihr unschuldig seid. Erzürnet ihn nicht, und glaubet für ganz gewiß, daß, wenn er von euch weicht, euer Glück von euch gewichen ist!

Mädchen, ich weiß, was ihr werth seid! Und was ihr dem Manne sein könntet, wenn ihr's vorzieht und euch entschließt, eines Mannes Weib zu werden. Ihr seid ihm eine edle Gabe Gottes und er lebt des noch eins so lange; er sei reich oder arm, so seid ihr ihm ein Trost und machet ihn allezeit fröhlich. Ihr seid Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich euch ansehe und an euch denke. . . .

Nun, ihr seid in der Welt und müßet durch, was auch euer Beruf sei. Gehet in Frieden, und sehet nicht viel umher!

Und der Engel der Unschuld begleite euch!

8. Die Leiden des jungen Werther.

Weiße nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich gehis her, und werf' einem die Thränen recht aus 'm Kopf herauszuholen. Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Art zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt.

Der arme Werther! Er hat sonst so seine Einfälle und Gedanken. — Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feu'r und Bratspieß, und wendet sich so lange dran herum, bis er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grabbank machen, daß man sich darauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweinest hast, sanfter guter Jüngling, wenn du ausgeweinest hast, so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Heim mit der Hippe kommt.

19. Günther von Göding.

(1748—1828.)

1. Auf der Stelle, wo Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen blieb.

(Gedichte, 1780 u. f.)

Laßt den Wagen halten oder fahren,
Denn ich bleib' hier sitzen! Dieser Stein
Soll des Mannes, der an seiner Schaaren
Spitze hier geblutet, Altar sein!

Thränen will ich opfern. Denn von allen
Königen, die vor ihm, wie nachher,
Unter deinem Schwert, o Krieg, gefallen,
War nur Gustav kein Eroberer!

Auf die Stelle, die sein Blut getrunken,
Wälzten Vahren weinend diesen Stein,
In die Erde halb schon ist verjunken,
Und ich kann ihm keinen bessern weih'n.

Solch ein Denkmal für das große Leben
Dieses Retters einer halben Welt! —
Murren nicht' ich, (mag mir's Gott vergeben!)
Daß die Armuth mich gefesselt hält!

Zwar bedarf er nicht der Marmorsäule,
Die hier stehen sollte; aber dann
Ruhte hier der Wanderer eine Weile,
Läß' und segnete den braven Mann;

Läß' und weinte seinen Muth wohl größer,
Seinen Stolz geringer durch die Scham,
Denn auch ich, das fühl' ich, gehe besser
Weg von diesem Steine, als ich kam.

2. Singsgedichte. (1778.)

a. Sie ist an Geist und Herzen ohne Tadel,
Verbündlich gegen jedermann,
Und (was man fast nicht glauben kann)
Bey alledem, von altem deutschen Adel.

b. Statuen will für seinen Garten
Arant erstehn?
Warum stellt er nicht seine Töchter
In die Aaleen?

c. Der Prior ließ von da uns weiter
 Zu einem Schranke gehn,
 Und zeigt' uns drin ein Stückchen von der
 Leiter,
 Die Jacob einst im Traum gesehn.

d. Wie doch die Leute sind! Kaum stirbt Herr
 Almeroch,
 So soll auch schon sein Geist erscheinen!
 Und, als er lebte, sprach man doch,
 Er habe keinen!

20. Joh. Martin Miller.

(1750—1814.)

1. Deutsches Lied. (1774.)

(Gebichte, 1783.)

Daß ein deutscher Mann ich bin,
 Deß erfreuet sich mein Sinn:
 Denn ein ächter Deutscher ist
 Immer auch ein guter Christ.

Daß ein guter Christ ich bin,
 Deß erfreuet sich mein Sinn:

Denn in Noth und Ungemach
 Folgt ihm Glück und Ruhe nach.

Und als Bruder zugethan
 Ist ihm jeder gute Mann.
 Drum erfreuet sich mein Sinn,
 Daß ein deutscher Mann ich bin.

2. Zufriedenheit. (1777.)

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
 Wenn ich zufrieden bin?

Gibt Gott mir nkr gesundes Blut,
 So hab' ich frohen Sinn,
 Und sing' aus dankbarem Gemüth
 Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt im Übersuß,
 Hat Haus und Hof und Geld,
 Und ist doch immer voll Verdruß,
 Und freut sich nicht der Welt.
 Je mehr er hat, je mehr er will,
 Nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal
 Und dünkt mir doch so schön,
 Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
 Läßt keinen leer ausgehn.
 Das Käferchen, das Vögelein
 Darf sich ja auch des Maies freu'n.

Und uns zu Liebe schmücken ja
 Sich Wiese, Berg und Wald,
 Und Vögel singen fern und nah,
 Daß alles wiederhallt.
 Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
 Die Nachigall bey süßer Ruh'.

Und wenn die gold'ne Sonn' aufgeht,
 Und golden wird die Welt,
 Wenn alles in der Blüthe steht,
 Und Ähren trägt das Feld;
 Dann denk' ich: „Alle diese Pracht
 Hat Gott zu meiner Lust gemacht.“

Dann lob' ich Gott und preise Gott
 Und schweb' in hohem Muth,
 Und denk': „Es ist ein guter Gott,
 Er meint's mit Menschen gut.
 Drum will ich immer dankbar sehn
 Und mich der Güte Gottes freu'n.“

3. Aus: Siegwart, eine Klostergeschichte. (1776.)

Siegwart, von Haus aus zur Melancholie geneigt, will sich dem Klostersdienst widmen. Er gibt den Gedanken auf, als er auf der Unversität Marianne kennen lernt. Diese, von ihrem Vater zu einer andern, ihr widerstehenden, Verbindung bestimmt, geht in ein Kloster. Siegwart nimmt seinen früheren Man wieder auf und geht ebenfalls in ein Kloster. Hier wird er zu einer sterbenden Nonne gerufen und erkennt in ihr Marianne. Man findet ihn eines Tages todt auf dem Grabe Mariannen's.

Mariannen's und Siegwart's Tod.

Es kam ein Bote aus dem Nonnenkloster Bergkirch schnaubend in den Garten gelaufen und verlangte den Guardian zu sprechen. P. Anton ging mit ihm auf die Seite, und dann wieder zu Siegwart, der langsam vorausgegangen war. Ich habe, sagte er, einen Auftrag an dich, mein lieber Siegwart. Eine Nonne liegt in Bergkirch in den letzten Zügen und verlangt ihren Beichtvater und letzte Selung. Du mußt eilig hinüber, weil P. Hildebrand krank ist.

Siegwart nahm den Auftrag willig an, ob ihm gleich das Herz schlug, als er von einem Nonnenkloster hörte. Mit den lebhaftesten und traurigsten Gedanken an seine Marianne ging er nach dem Kloster und kam mit Untergang der Sonne an. Die Abtissin ließ ihn vor sich kommen. Er sagte, sein Guardian habe ihm aufgetragen, die Stelle des P. Hildebrand zu vertreten und die Beichte der kranken Klosterfrau anzuhören. Man führte ihn in eine dunkle Zelle, wo eine junge Nonne äußerst schwach auf einem Bette lag, um welches ein paar andere Nonnen herumstanden.

Als man der Kranken sagte, der Beichtvater sei da, so verlangte sie zu beichten. Die andern Nonnen gingen also fort, nachdem sie erst eine düstere Lampe auf den in der Ecke der Zelle stehenden Tisch gesetzt hatten. Siegwart setzte sich zu ihr ans Bett, um die Beichte zu

hören. Der Ton der Stimme schien ihm bekannt zu sehn. Gott im Himmel! Es war Mariannen's Stimme; Marianne war die Nonne! —

Mit einem lauten Schrei, und dann sprachlos stürzte er über sie her und hielt sie fest in seinen Armen. — Erst nach einer Viertelstunde kam er wieder zu sich selber. Bist du's? Bist du's? rief er. — Mit gebrochener Stimme sagte sie: Siegwart! Ich bin Marianne . . . Lebst du noch?

— Er taumelte auf, nahm die Lampe, hielt sie ihr vor's Gesicht. Es war Marianne, todtenbleich und abgezehrt. Auf ihrer Brust lag das weiße Schnupftuch, mit dem Blutstet von seiner Wunde. Sie schlug ihr mattes Auge auf und sah ihn an. Er ließ die Lampe fallen und stürzte wieder über sie her. — Man hat dich getäuscht, sagte sie, in Mariensfeld — ich war nicht gestorben — — — Hier lies! . . . (Indem sie aus ihrem Busen etliche versiegelte Blätter langte und ihm gab.)

— Siegwart! Siegwart! leb wohl . . . Komm nach! . . . Sie sprach noch etliche Worte, ohne zu merken, daß er ohnmächtig im Stuhle lag.

Erst nach ein paar Stunden gingen die Nonnen, denen es zu lange dauerte, mit einem Licht in die Zelle. Marianne lag tod auf dem Bette. Siegwart war, noch halb ohnmächtig und sprachlos, im Sessel zurückgelehnt.

Die Nonnen waren voll Bestürzung, wußten nicht, was vorgefallen war, und brachten ihn in einem andern Zimmer aufs Bett. Die ganze Nacht durch fiel er aus einer Ohnmacht in die andere. Den andern Morgen that man sogleich Bericht an sein Kloster. Pater Anton kam selbst nach ein paar Stunden.

Jesus Maria! sagte er, indem er ins Zimmer trat, was hat sich mit dir zugetragen, Siegwart? Nichts! antwortete dieser ganz matt. Das Gewitter ist vorüber . . . und die Sonne lacht . . . und der Tag bricht an . . . und Ruhe . . . Anton bat, man möchte ihn mit Siegwart allein lassen. Nun erfuhr er von ihm, Marianne sei die Nonne gewesen. — Lebte sie noch, der Engel? sagte er, und richtete sein Auge auf Anton, indem er seine Hand ausstreckte, als ob er die Hand seines Freundes suchte. — Sie hat ausgelitten! sagte P. Anton. — Nun, Gottlob! sagte Siegwart, und faltete die Hände. Bald auch ich . . .

Und wo bin ich jetzt? fragte er nach einiger Zeit wieder . . . In ihrem Kloster, war die Antwort. — Ihr so nah? . . . Gott sey Dank! . . . Ihr so nah . . . — Pater Anton war im tiefsten Schmerze. Siegwart wurde immer schwächer, sprach zuweilen nur ganz abgebrochen: Gottlob! . . . Engel! Marianne! Gott sei Dank! Jesus! bald! u. s. w.

Man hatte nach einem Arzt geschickt. Dieser machte höchstens auf fünf bis sechs Tage Hoffnung.

Um eiß Uhr wachte Siegwart von einem sehr lebhaften Traume auf. Es war ihm vorgekommen, seine Marianne winkte ihm. Sein Blut und seine Phantasie war durch die Lebhaftigkeit des Traums sehr erhitzt und in der heftigsten Bewegung. Er sprang auf, und ans Fenster. Der Mond, der durch dünne Wölkchen öfter schien, warf etliche Strahlen an das Kreuz auf Mariannen's Grab. Ein unwiderstehlicher Zug trieb ihn, auf das Grab zu gehen. Er lief, mit dem Kreuz am Arm, an die Thüre, machte sie leise auf, ging durch den Kreuzgang, und suchte eine Thüre nach dem Gottesacker. Zum guten Glück fand er eine. Hastig lief er aufs Grab, stürzte sich darauf hin, umarmte das Kreuz, hing den Kranz darau und weinte laut. O Marianne, Marianne! rief er: Auf deinem Grabe, auf deinem Grabe! Nimm mich zu dir! Nimm mich zu dir, Engel! Von der heftigen Bewegung und der schnellen Verkältung entkräftet, sank er ohnmächtig an dem Kreuz nieder.

Therese wachte erst um 1 Uhr wieder auf. Sie erschrak, weil sie dachte, lang geschlafen zu haben, sprang auf und eilte auf das Zimmer ihres Bruders. Die Thüre war offen: zitternd trat sie hinein, und — Jesus Maria! das Bett war leer. — Siegwart! Bruder! Siegwart! rief sie laut und ängstlich. Ein paar Nonnen sprangen auf ihr Schreien herzu. Er ist fort, fort! Mutter Gottes! sagt, wo ist er? Die Bestürzung ward allgemein. Therese riß die Haare auseinander. Alle liefen umher und suchten, und wußten nicht, was sie wollten und suchten.

Auf dem Grabe! Auf dem Grabe! rief endlich eine Nonne, die am Fenster stand. Alle flogen hinab auf den Kirchhof, und der edle Jüngling lag erstarrt und todt im blassen Mondschein auf dem Grabe seines Mädchens, dem er treu geblieben war bis auf den letzten Hauch.

21. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

(1750—1819.)

1. Lied eines deutschen Knaben.

(Gedichte der Brüder Christian und Fr. Leop. Grafen zu Stolberg, 1799.)

Mein Arm wird stark und groß mein Muth;
Verachte nicht mein junges Blut!
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand;
Ich stürb', o Vater, stolz wie du,
Den Tod für's Vaterland!

Schon früh in meiner Jugend war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt' ich nur Gefahr,
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrey erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugebacht.

Da neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie ein Vogel, der Husar
Das Haus vorüberflog:

Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

Mein Arm wird stark und groß mein Muth
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter werth!

2. Mein Vaterland.

Das Herz gebeut mir! Siehe, schon schwebt,
Boll Vaterlandes, stolz mein Gesang!
Stürmender Schwingen sich Adler
Nicht und Schwäne nicht tönender!

An fernem Ufer rauschet sein Flug!
Deß staunt der Belt und zürnet und hebt
Donnernde, schäumende Wogen;
Denn ich singe mein Vaterland!

Ich achte nicht der scheltenden Fluth,
Der tiefen nicht, der thürmenden nicht.
Mitten im freisenden Strudel
Sänge Stolberg sein Vaterland!

O Land der alten Treue! Boll Muths
Sind deine Männer, sanft und gerecht;
Rosigt die Mädchen und sitzsam;
Blitze Gottes die Jünglinge.

In deinen Hiltten sichert die Zucht
Den Bund der Ehe. Fest ist die Treu'
Zärtlicher Gatten und Liebe
Auhmend ihre Umarmungen.

Vom Segen Gottes trieset dein Thal,
Und Freude reift am Nebengebirg;
Eingenden Schnittern entgegen
Rauscht die wankende Halmensaaf.

Kolumbia, du weinste, gehüllt
In Trauerschleier, über den Fluch,

Welchen der lachende Mörder
Oden Fluren zum Erbe ließ.

Da sandte Deutschland Segen und Volk;
Der Schooß der Jammererde gear,
Staunte der schwellenden Ahren
Und der schaffenden Fremdlinge.

Nach fernem Golde düstete nie
Der Deutsche, Sklaven fesselt' er nie;
Zimmer ein Schild des Verfolgten
Und des Drängenden Untergang.

Ich bin ein Deutscher! Stürzt herab,
Der Freude Thränen! daß ich es bin,
Fühlte die erbliche Tugend
In den Jahren des Kindes schon.

Von dir entfernet, weiß ich mich dir
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den südblichen Himmel
Ost und denke des Vaterlands!

Auch greifet oft mein nervichter Arm
Zur linken Hüfte; manches Phantom
Blutiger Schlachten umflattert
Dann die Seele des Sehrenden!

Ich höre schon der Reifigen Huf
Und Kriegsdrummeten! sehe mich schon
Liegend im blutigen Staube,
Rühmlich sterben für's Vaterland!

3. Der Felsenstrom.

Unsterblicher Jüngling!

Du strömest hervor
Aus der Felsenluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Fallen des Edlen im sprudelnden Quell.

Wie bist du so schön
In silbernen Locken!
Wie bist du so fürchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Lanne.

Du stürzest die Lanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felsen.
Du hachst die Felsen,
Und wälzest sie sportend, wie Kiesel, dahin!

Dich kleidet die Sonne
In Strahlen des Ruhines!
Sie malet mit Farben des himmlischen Bogens
Die schwebenden Wolken der stäubenden Flut!

Was eilst du hinab
Zum grünlichen See?
Ist dir nicht wohl bei'm näheren Himmel?
Nächt wohl im hallenden Felsen?
Nicht wohl im hangenden Eichengebüsch?

O, eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, du bist noch stark, wie ein Gott!
Frei, wie ein Gott!

Zwar lächelt dir unten die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des schweigenden Sees,
Bald silbern vom schwimmenden Monde,
Bald golden und roth im westlichen Strahl.

O Jüngling, was ist die seidene Ruhe,
Was ist das Lächeln des freundlichen Mondes.
Der Abendsonne Purpur und Gold,
Dem, der in Banden der Knechtschaft sich
fühlt?

Noch strömest du wild,
Wie dein Herz gebeut!

Dort unten herrichen oft ändernde Winde,
Ost Stille des Todes im dienstbaren See!
O, eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, noch bist du stark, wie ein Gott!
Frei, wie ein Gott!

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin,

Athme süße Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbrust.

Ach, wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für;
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

4. An die Natur.

22. Heinrich Ludwig Christoph Hölty.

(1748—1776.)

1. Elegie bey dem Grabe meines Vaters.

(Gebichte, 1782.)

Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riesen;
Und du gingst in Gottes Ruh'.

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst, im Wink, durch tausend Sonnen-
fernern,

Schauest Gottes Angesicht.

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkst durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinth, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Überwinderkrone
Senkst du noch den Engelblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnt,
Auf mein Sterbebett herab!

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler schaue,
Wo die Auferstehung reift.

Daß ich mit dir durch die Himmel schwebe,
Bonnestrahlend und beglückt wie du;
Und auf Einem Sterne mit dir lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'!

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur um sein Grab zu streu'n!
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingeseßtes Gebein!

2. Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blith'n?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düst're Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmeket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriff'ne Seelen Ruh'.
O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sehn;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

3. Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kleine Spame Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpfst im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Bonne führt die junge Braut
heute zum Altare;
Ist die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.

Gehet den Harn und Grillensfang,
Gebet ihn den Winden!
Habt bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden!

Lasset keine Nachtigall
Ungehört verstummen,
Keine Bien' im Frühlingssthal
Unbelauscht entsummen!

Schmecht, so lang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kömmt, sie euch zu rauben!

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüstert,
Dufstet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüßert;

Tönst nicht der Bommelklang
Angestößner Becher,
Noch der frohe Mundgesang
Weinbelaubter Becher.

4. Elegie auf ein Landmädchen.

Schweremuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute;
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkrön' im goldnen Haar,
Schlummert Köschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Mißgeschickes,
Denken nicht an Pfänderpiel und Tanz,
Stehn am Sarge, winden nasses Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach, kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist!
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Köschens ist!

Wie ein Engel stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür;
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Weilchen ihres Busens Zier.
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel,
Und der Morgenhain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloß, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Küßte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweibe
Rief die Edlen in den Buchenhain;
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelsbläue,
Flogen sie den deutschen Ringelreih'n.
Köschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saß mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth;

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte
Band und ängelt' ihrem Lieblich nach,
Bis die Kühlung kam und Abendröthe
Durch die kalben Westgewölke brach.
Ueber alles war ihm Köschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Köschen liebten und ihr Treuer,
Liebten sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an;
Schwarzbestorbte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran.
Wilhelm wankt mit seinem Lieberbuche,
Nasses Auges, an das offene Grab,
Trocknet mit dem weißen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebart!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

23. Johann Heinrich Voss.

(1751—1826.)

1. Der hiezigste Geburtstag. (1780.)

(Sämmtliche Gedichte, 1802.)

Auf die Postille gebücht, zur Seite des wärmenden Ofens
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Fuchts voll schwellender Haare geziert war,
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolz, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrfamer Küster,
Der fast Allen im Dorf bis auf wenige Greise der Vorzeit
Einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntniß,

Dann zur Trauung gespielt und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ' und oft mit lauterem Durchein
Was er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählich
Starre sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer;
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke,
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt und, von dem Pfarrer
Ausersehen für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn,
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz
Und seit Kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tabak mit der Frucht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie Beide, das Fest mit dem Vater zu feiern
Und zu empfangen den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen und Töchterchen nannten und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröfung
Und wie sich Alles nunmehr auflös' in behagliches Alter:

„Gutes, gewollt mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führt zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig!
Bei' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!“

Feuriger rief es der Greis und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr' und die Lilie bleibe der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn und duftete silbe Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten und mit Bewirhung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt und mit feinerem Sande gestreuet,
Keine Gardinen gehängt um Fenster und lustigen Alkos,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klappisch
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und Spanischen Pfeffer und Goldlack
Sammt dem grünenden Korb mit Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schlüssel
Auf dem Gestimf; auch hingen ein Paar Stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pföcken, die Feuerkiese von Messing,
Desem und Mangelholz und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Bult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing —
Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauf' ihn zum Brautschatz —
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschiffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel.

Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
 Stand das Mütterchen auf vom binsenbeslochlenen Spinnstuhl,
 Langsam, trippelte dann auf hürrendem Sande zur Wanduhr
 Leis' und kniffte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
 Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Ruckst.
 Jesso sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
 Rieselten und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
 Raufsch' und der hüpfenden Kräh'n Fußtritte verweht' an der Scheuer.
 Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
 Stand sie, vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:

„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich anhäuft!
 Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr,
 Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
 Hungerig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
 Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Viehs sich erbarmet!
 Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
 Was er wollte, das wollt' er von Kind auf! Gar zu besonders
 Wütht mir das Herz! Und seht, wie die Rag' auf dem Tritte des Tisches
 Schmutzt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
 Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urtheil!“

Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
 Welche der Vater verschob, mit dem Fuß ausgleichend den Zwiespalt;
 Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
 Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfszeug!
 Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.
 Neben dem schlummernden Greis, an der andern Ecke des Tisches
 Deckte sie jesso ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
 Stellte dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
 Auch die blecherne Dof' und darin großklumpigen Zucker
 Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
 Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
 Auch dem Gesim' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
 Grün und roth, und legte Tabak auf den zinnernen Teller.

Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,
 Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knurre der Drücker.
 Aus der Gefindestube darauf vom rummelnden Spulrad
 Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
 Welche gefaspettes Garn von der Wind' abspulte zum Weben
 Haftigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
 Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung.
 „Hink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharrt,
 Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
 Daß ich fröh — denn er schmeckt viel kräftiger — brenne den Kaffee!
 Heize mit Kien dann wieder und Torf und hüchenem Stammholz,
 Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
 Sinkt das Feuer in Gluth, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
 Der in die Nacht fortglimme dem leidigen Froste zur Abwehr!
 Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
 Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter;
 Auch für die Kinderchen wohl brauchst's gründliche Wärme zum Aufsthaun.“

Und der Ermahnenden folgte Marie und sprach im Herausgehn:
 „Barth durchfaltet der Of'; wer im Sturm lustreifer, ist unklug;
 Nur ein wähliges Paar wie das unfrige dämmelt hindurch wohl.
 Wärmenden Trauf auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchkuh'n,
 Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blümming
 Brummten am Trog und lekten die Hand und ließen sich fraueln.“

Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharrt,
 Legte sie Feurung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
 Hüftend, und schimpfte den Rauch und wischte die thranenden Augen.

Emfig stand an dem Herde das Mütterchen, brannte den Kaffee Über der Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Köffel; Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker Duftender Qualm aufdampfte, die Milch' und die Diele durchräuchernd. Sie nun langte die Mühle herab vom Gefimse des Schornsteins, Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knien sie zwängend, hielt sie den Kumpf in der Linken und drehte munter den Kopf um, Ost auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd, Goß sie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee. Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Müh'l' in dem Umlauf, Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend: „Gile, Marie, und sperre den wachsamem Hund in das Backhaus, Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater! Denkt auch Thoms an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor, Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters? Hof' er vor dunkler Nacht! Sonst geht ihm der kitzlige Fische Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring ihm den Beutel! Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet, Splitterte! Bring ihm das Beil und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankomm't!“

Raum gesagt, so enteilt Marie, die geschäftige Hausmagd, Nehmend von rufiger Hand das Beil und den maskigen Beutel, Voctte den treuen Monarch mit Geburtstagsbroden zum Backhaus Fern an den Garten hinab und schloß mit der Krampe den Kerker. Anfangs kratzte der Dogg' und winselte; aber sobald er Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brotes, Sprang er behend auf den Ofen und streckt' ausruhend die Glieder. Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit Häckerling schnitt, denn ihn froh, und sie sagt' in der Eile den Auftrag:

„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Karpfen, Thoms, vor dunkler Nacht! Sonst geht dir der kitzlige Fische Schwerlich zum Hälter hinab trotz unserm Sohn und dem Pastor!“

Thoms antwortete drauf und stellte die Häckerlinglad' hin: „Splitter Marie, und Karpfen verschaff' ich dir frülher, denn Noth ist. Wenn an dem heitigen Tage sich kitzlig zeigt der Fische, Treib' ich den Kizel ihm aus; und bald ist der Hälter geöffnet!“

Also der rüstige Knecht; da raunte sie durch das Geflüber, Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände, Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern. Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten, Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter Stieg sie herab und brachte der emstigen Mutter die Botschaft, Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee. „Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!“ Also Marie. Da verlor die erschrodene Mutter den Köffel; Unter ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen, Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel. Jene lief zur Pfort' und öffnete. Näher und näher kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel. Nun, nun leuchten herein die muthigen Ross' in den Hofraum, Blankgeschirrt; und der Schlitten mit halb schon offenem Verdeckstuhl hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Kerner.

Mütterchen rief: „Willkommen daher! Willkommen, ihr Kindlein! Lebt ihr auch noch?“ und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl, „Lebt in dem grimmnigen Ost mein Töchterlein?“ Dann, für sich selber Nur zu sorgen ermahnt: „Laßt, Kinderlein!“ rief sie: „dem Sturmwind Wehret das Hans; ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt! Steis war unser Geschlecht stelmalt und Verächter des Wetters; Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft.“

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
 Hüßte das Töchterchen dann aus dem bärenzottigen Fußsack
 Und liebkosete viel mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
 zog dann Beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
 Raich in das Haus, dem Gesunde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
 „Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstags?“
 Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:
 „Still! Das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Kessnhuhl!
 Laß mit kindlichem Kuß dem junges Gemahl ihn erwecken;
 Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen jegnet!“

Sprach's und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
 Voll von Tisch' und Gestühl, Schreibzeug und bezifferter Tafeln,
 Wo sie an Pföck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
 Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
 Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
 Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
 „Tochter und Sohn, willkommen! Aus Herz willkommen noch einmal!
 Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset,
 Stets einmüthigen Sinns und umwohnt von gedeihenden Kindern!
 Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
 Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch ausblühendes Herzblatt!
 Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühbet vom Ostwind!
 O du Seelengesicht! Denn ich duße dich, weil du es forderst.
 Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein.“

Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkosete die Tochter:
 „Mutter, ich duße dich auch wie die leibliche, die mich geboren;
 Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
 Denn du gebartst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
 Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
 Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein.
 Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
 Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
 Klopfe die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit.“

Jeso sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
 „Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und geschlanf, wie sie dastehet,
 Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
 Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwahe des Vaters!
 Kommt denn und bring als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag!“

Schallhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
 „Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
 Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen ohne dein Wissen!“
 Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
 Öffnete leise die Thür und ließ die Kinder hineingehn.
 Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlit,
 Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
 Sah er empor und hing in der trauesten Kinder Umarmung.

2. Ans: Rutse, ein ländliches Gedicht in drei Gesängen. (1795).

An Luise's Geburtstag wird von ihrem Vater, dem Pfarrer zu Grünau, ihrer Mutter und ihrem Bräutigam, dem Pfarrer Walther, ein Fest im Walde gefeiert. Besuch des Bräutigams im Hause der Braut. Vermählung.

Das Kaffeefest im Buchenhain.

Wohlant nun, Feuer gezündet;
 Flint, und Kaffee gefocht! Die lieben Kinder sind durstig!
 Jener sprach's: da gebot die alte verständige Hausfrau:
 Haus, an den blühenden Genst das Gepäc und Feuer gezündet;
 Daß uns nicht anwehe der Rauch. Hier, denk' ich, am Vorland,
 Lageru wir uns im Schatten der alten Familienbuche,
 Die vorlängst uns bekennt mit schon ausgewachsenen Namen.
 Hier ist saunt die Kühlung, und weich der Rasen wie Polster;
 Und im Geräusch der Well' und des Schilfrohrs labt uns die Aussicht

Über den See nach dem Dorf und den Krümmungen fruchtbarer Ufer.
Sammelt nun Holz, ihr Kinder! Wer fischen will, scheue kein Wasser!

Also die Frau; und den Hilgel ereilten sie, welcher mit dunkeln
Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken bekränzt war,
Fanden Kien und Reiser, und sammelten; dann zu dem Buchhain
Gitten sie, links im Thal, wo der Ast' ein unendlicher Abfall
Unter Laub und Gefröuch rings moderte. Aber der Hausknecht
Fing die sprühenden Funken des Stahls in schwammigem Zunder,
Fas't ihn in trockenes Laub, und schwang mit Gewalt, bis dem dickern
Qualm aufleuchtendes Feuer entloderte; häufte geschickt dann
Reiser und Kien, daß die Flamme, des Harzes froh, durch den Holzstoß
Knatterte, finstern Rauch seitwärts aufdampfend zum Himmel.
Jetzt, wo der Wind in die Glut einsaufete, stellt' er den Dreifuß
Sammt dem verschlossenen Kessel, gefüllt mit der Quelle des Gartens.
Wehend umleckt' ihn die Loh, und es braust' aufstehend der Kessel.
Aber das Mitterchen goß in die bräunliche Kanne den Kaffee
Aus der papiernen Tüte, gemengt mit klärendem Hirschhorn,
Strömte die Quelle darauf, und stellt' auf Kohlen die Kanne,
Hingehnet, bis steigend die farbige Blase geplatzt war.

Schleunig anjehzt rief jene, das Haupt um die Achsel gewendet:

Setze die Tassen zurecht, mein Töchterchen; gleich ist der Kaffee
Gar. Die Gesellschaft nimmt mit unserm täglichen Steingeug
Wohl im Grünen vorlieb, und ungetrübterem Kaffee.

Vater verbot Umständen'; und dem Weibe geziemt der Gehorsam.

Sprachs und die Tochter enthüllt aus dem Deckelkorbe die Tassen,
Auch die Flasche mit Rahm, und die blecherne Dose voll Zucker,
Ordnet umher auf dem Kafen; und jetzt, da sie alles durchwühlet,
Neigte das blühende Mädchen sich hold, und lächelte schalkhaft:

Nehmen Sie mir's nicht übel, Mama hat die Köffel vergessen.

Sprachs, da lachten sie all', auch lachte die gütige Mutter,
Welche die dampfende Kanne dahertrug. Aber der Züngling
Gilt zur nahen Birk', und schnitt von den hangenden Zweiglein
Schöngeglättete Stäb', und vertheilte sie rings der Gesellschaft.
Freundlich reichte Luise dem lieben Papa und dem Züngling
Pfeifen dar, und Toback in der flechtigen Hülle des Seehums.

Und sie lagerten sich im schattigen Gras': an des Vaters
Rechte der Knab' und Mama, die den klaren Trank in die Tassen
Rühmend goß; und zur Linken die schöne Luise' und der Züngling.
Zwar sie kostete selten des Kaffees; aber gefällig

Trank sie heut ein wenig, und russischen Thee mit dem Kleinen.

Rebreich sprach der Vater, die rosige Wang' ihr streichelnd:

Kind, dir brennt ja die Wange wie Glut! Zwar ist es nicht übel
Anzusehn; doch nimm mir, mein Töchterchen, wegen der Zugluft
Etwas mehr um den Hals. Man erkaltet sich leicht in der Hitze.

Jenem küßte die Hand und erwiderte freundlich die Tochter:

Zugluft heißt die Kühlung, die sanft durch Erlen des Ufers
Athmet, und kaum ein Band mir bewegt? Wir gehen ja langsam,
Ruhten auch oft im Schatten. Ich bin nur so fröhlich, mein Vater!

Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:

Ja, du geliebte Tochter, ich bin auch fröhlich! so fröhlich,
Als die singenden Vögel im Wald' hier oder das Eichhorn,
Welches die lustigen Zweige durchhüpft um die Jungen im Lager!
Achtzehn Jahr sind es heute, da schenkte mir Gott mein geliebtes,
Jetzt mein einziges Kind, so verständig und fromm und gehorsam!
Wie doch die Zeiten entfliehn! Zehn kommende Jahre, wie weißt du
Dehnt sich der Raum vor uns! und wie schwindet er, wenn wir zurücksehn!
Gestern erst geschah es, so deucht es mir, als ich im Garten
Sieng, und Blätter zerpfückt', und betete; bis nun mit Einmal
Fröhlich die Botschaft kam: Ein Töchterchen ist uns geboren!
Manches beschied seitdem der Allmächtige, gutes und böses.
Auch das Böse war gut! denn Seine Guad' ist unendlich!
Weißt du, Frau, wie es einst nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luise' auf dem Arme, mit dir in der Frische des Gartens

Athmend gieng; wie das Kind nach dem Regenbogen emporgriff,
 Und mich küßte: Papa! da regnet es Blumen vom Himmel!
 Streut die der liebe Gott, damit wir Kinder sie sammeln? —
 Ja, vollblühende Seegen und himmlische streuet der Vater,
 Welcher den Bogen der Huld ausspannte: Blumen und Früchte,
 Daß wir mit Dank einsammeln und Fröhlichkeit! Denk ich des Vaters,
 O dann erhebt sich mein Herz, und schwillt von regerer Jubelbrunst
 Regen unsere Brüder, die rings die Erde bewohnen:
 Zwar verschieden an Kraft und Verstand; doch alle des Vaters
 Liebe Kindlein, wie wir, von einerlei Brüsten genähret!
 Und nicht lange, so geht in der Dämmerung eins nach dem andern
 Müde zur Ruh, von dem Vater im kühlen Lager gegnet,
 Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
 Schläft, und erwachet gestärkt und verständiger. Kinder, wir freuen uns
 Alle vereint, wenn Gottes verklarter Morgen uns aufweckt!
 „Dann erfahren auch wir wahrhaft, daß Gott die Person nicht
 „Ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut,
 „Der ist ihm angenehm!“

3. Die Andersdenkenden. (1794.)

An Stolberg.

Wohlan! wir bleiben einig,
 Und gönnen uns die Ruh!
 Ich sage, dieses mein' ich;
 Und jenes meinst du.

Scheint künftig, was ich meine,
 Dir gar zu wunderbar;
 So denk', ob's anders schein
 Mir selbst, und fasse mich.

Die Worte, Lieber, haben
 Nit mancherlei Verstand;
 Nit hat man tief gegraben,
 Bis man den rechten fand.

Nit sehn wir nur Erscheinung,
 Die wir uns selbst verrückt,
 Wie besser sich die Meinung
 Zum Widerlegen schiebt.

Ich pflegte sonst doch billig
 Besonnen noch zu sein;
 Und jezo tappt' ich willig
 In Albernheit hinein?

Doch immer werd', als thöricht,
 Was mir vernünftig scheint,
 Geworfen in den Kebricht;
 Nur nicht als böß, mein Freund!

Dein Bruder meint's, du Lieber,
 Mit Gott und Menschen gut.
 Sonst, sage mir, wie hüß' er
 So fröhlich Aug' und Muth?

Laß denn die bösen Namen
 Auf aner, ist, und at!
 Sie streun des Bösen Samen,
 Und dämpfen Rath und That.

Die Summe der Vereingung:
 Der Gegner sei geehrt!
 Verfolgt sei mir die Meinung,
 Die freie Meinung stört!

Komm, edler Freund, wir brechen
 Den Bissen Salz und Brot,
 Und gehn dabei, und sprechen!
 O sieh das Abendroth!

4. An Goethe. (1808.)

Auch du, der sumreich durch Athene's Schen-
 kung,
 Sein Flügelroß, wann's unflugsam sich bäumet,
 Und Finken schnaubt, mit Kunst und Milde
 zäumet,
 Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung:
 Du hast, nicht abhold künstelnder Beschränkung
 Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
 Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,

Den Geist mit Stimmklung lähmend und Ver-
 renkung?

Laß, Freund, die Urform alter Truaduren,
 Die einst vor Barbarn, halb galant, halb
 mystisch,
 Ableierten ihr klingelndes Sonetto;
 Und lächle mit, wo äffische Naturen
 Mit rohem Sang' und Klingklang' afterchristlich,
 Als Lumpenpilgrim, wallen nach Voretto.

5. Klingonate.

Grave.
 Mit
 Prall-
 Hall
 Sprüht
 Süß

Trall-
 Fall-
 Lied.
 Kling-
 Klang
 Singt;

Sing=
Sang
Klingt.
Scherzando.
Aus Moor=
Gewimmel
Und Schimmel
Hervor
Dringt, Chor,
Dem Himmel=
Getimmel
Ihs Ohr.
O höre
Mein kleines
Sonett.
Auf Ehre!
Klingt deines
So nett?

Mästoso.

Was finget ihr und klingelt im Sonetto,
Als hätt' im Flug euch grade von Toscana
Geführt zur heimatlichen Tramontana
Ein kühnlich Englein, zart wie Amoretto?
Auf, Klingler, hört von mir ein andres Detto!
Klangvoll entsteigt mir achtem Sohn von Mana
Geläut der pomphast hallenden Kampana,
Das summend walt zum Eisenmuetto!
Mein Haupt, des Siegers! krönt mit Ros
und Lilie
Des Rhythmos und des Wohlklangs holde
Charis,
Achtlos, o Kindelein, eures Parifari's!
Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Peterfilie!
Von schwülhem Anhauch ward euch das Ge=
müth heiß,
Und fiebert, ach! in unheilbarem Südschweiß!

24. Joh. Anton Reisewitz. (1752—1806.)

Aus: Julius von Tarent. (1776.)

Julius und Guido, die Söhne des Fürsten Constantiu von Tarent, lieben die in ein Kloster gegangene Blanka. Der erstere ist von freuem und imigen, der andere von leidenschaftlichem und oberflächlichem Gemüthe. Guido wird dem Vater begünstigt. Da entschließt sich Julius, die Geliebte aus dem Kloster zu entführen. Guido lauert ihm auf, erschßt ihn und empfängt den Tod von der Hand des Vaters, der sein Fürstenthum dem König von Neapel überläßt. Nebenfiguren sind die Gräfin Cäcilia, Blanka's Freundin, Graf Aspermonte, Julius' Freund, und des Fürsten Bruder, der Erzbischof von Tarent.

Vor dem Kloster, im Palast, und Schluß.

Aspermonte. Hier lassen Sie uns warten. — Einen bessern Abend hätten wir nicht treffen können. Wie schön der Mond scheint.

Julius. Vortrefflich, und ich habe nie die Nachigall zärtlicher schlagen, oder die Grille angenehmer zirpen hören.

Aspermonte. Sie haben auch noch nie ihr Brantlied gehört.

Julius. Und doch hör ich es etwas bange, eher mit dem unruhigen Erwarten einer Braut, als dem raschen Entzücken eines Bräutigams.

Aspermonte. Fassen Sie Muth.

Julius. Mein Muth wird schon wiederkommen, wenn nur erst Gefahr und Tumult da war.

Aspermonte. Sehn Sie, in der Kirche ist noch Licht, die Nonnen halten die letzte Hora.

Julius. Ach Blanka hat auch für mich gebetet. — Mein Name in Blanka's Stimme im Himmel gehört, was für eine Idee!

Einer von den Bewaffneten. Sehn Sie, die Rakete — dort über der Kirchhofsmauer?

Aspermonte. Wo? ja dorten, so ist Philipp mit den andern schon an der Gartenthür! Eine Pistole, Thomas! — Man möchte die Thür verschließen, wenn man uns so in hellen Haufen anziehen sähe. Ich will allein vorans gehn und mich des Thürhüters versichern. —

Julius. Thun Sie das.

(Aspermonte geht einige Schritte vorwärts.)

Guido (der mit gezogenem Dolche auf ihn zuspringt). Halt, so leicht entführt man Guidos Geliebte nicht!

Aspermonte. Ist das die Stimme eines Fürsten oder eines Banditen?

Guido (reißt sich die Larve ab). Was? — Bandit?

Julius (der mit den übrigen näher gekommen). Sey ruhig, Bruder! — Du wirst mich nicht hindern. — Marcellus, Amilius, haltet ihm die Hellebarde vor!

Guido Mich halten? Guidon von Tarent? (Er erschßt Julius.)

Julius (indem er sinkt). Blanka!

Aspermonte (wirft sich auf den Leichnam). Julius, Julius, ermuntern Sie sich!

Guido. So schwer wird mich der Himmel nicht strafen.

Aspermonte (schreit dem Leichnam ins Ohr). Blanka! Blanka! (Springt auf.) Da er das nicht hört, wird er nie wieder hören. (Wirft sich wieder auf den Leichnam.)

Guido. Erst eben starb er, — Denn erst eben fuhr der Fluch des Brudermörders durch meine Gebeine! — Seht ihr nicht das Zeichen an meiner Stirne, daß mich niemand tödte? Aspermonte, Fluch über mich und dich!

Aspermonte (dreht sich um). Behalt Deine Flüche für Dich, ich will mir selber schon suchen.

Guido. Nun so werde denn der ungetheilte Fluch über mich ausgegossen, und daß kein Tropfen zu spritze! (W.)

Aspermonte (nach einer Pause). Ach, es war dein Sterbelied — (springt auf und nimmt Guidos blutigen Dolch). Da, Thomas, bring ihn dem Alten, frag ihn, ob das sein und seines Sohnes Blut sey. Bey alle dem ist er doch ein Greis; — doch ich kan mich ja selbst zum Greise machen! (zieht den Degen.) Marcellus, führe mein Pferd vor.

Marcellus. Wohin, gnädiger Herr!

Aspermonte. Die Frage eines Dummkopfs! — nach Ungarn in die Säbel der Ungläubigen.

Der Fürst. Hätt' ich's doch nicht gedacht, daß in der bisgen Reige meines Lebens nitres wäre, als Tod!

(Er deckt Julius Gesicht auf.)

Mein Sohn, mein Sohn! —

So lange war ich Vater, und mußte erst kinderlos werden, um zu wissen, was ein Vater sey. — Da liegen nun meine angenehmen Entwürfe! — In deinen Kindern, dacht' ich, noch lange zu leben, das süße väterliche Band, dacht' ich, wird immer eine Generation mit der andern, und mich mit einer späten Nachwelt verbinden — Ja, Nachwelt? — kinderlos, unbeweint werd' ich sterben! Wer wird mich beklagen? — Ein Fremder drückt mir gleichgültig die Augen zu, spricht höchstens: Gott sey seiner armen Seele gnädig, und legt sich ruhig schlafen. — Hält es der Höfling der Mühe werth, um den letzten eines Hauses unbeachtet zu wäuen? und wenn ich vorher Klagen miedhete und Seufzer bezahlte, sie würden mir nicht Wort halten.

Schändlich, schändlich bist du gefallen! (Er giebt dem Leichnam die Hand und schüttelt sie.) Aber ich verspreche Dir Rache! — Was lächelst Du, Leichnam? fürchte nichts von der väterlichen Liebe! — Dein Mörder ist mein Sohn nicht. — Was ist Deine Hand so kalt, — aber eben so kalt will ich ihn dir opfern — daß sein scheidendes Blut auf meiner Hand, wie auf Eis, zäheln soll!

— Aber ist das der Ton eines Richters? — ich muß mich noch mehr abkühlen — Noch einen Gang unter den Almen.

Blanka (mit aufgelöstem Haar läuft herein). Wohin, wohin haben sie Dich getragen! (Deckt das Tuch ab und wirft sich über den Leichnam.) Julius, Julius — ach er ist wahrhaftig todt!

Peter über mir, ich bin sein Mörder! (Pause.) Julius, Julius — ach könnt' ich nur meinen Schmerz in einen Schrey zusammenpressen, er müßte, er müßte erwachen. — Warum bin ich geboren, warum bin ich geboren! D würde doch alles, was da ist, vernichtet! — (Wirft sich wieder über den Leichnam; Pause, etwas gemäßig.) Julius, Julius, wann giebst Du mir meinen Rosenkranz wieder zum besten Hochzeitsegelnde? Aber auch ich, auch ich will ein Zeichen Deines jetzigen Standes. (Zieht ein Messer hervor, faßt eine von Julius Locken, um sie abzuschneiden, fällt aber von neuem auf den Leichnam.) Deine Mörderin, Deine Mörderin! (Pause.) Fasse Muth, Blanka! Du hast den Kelch des Leidens schon ganz ausgeleert, was Du jetzt schmeckst, ist sein Hefen — Verzweiflung! (Schneidet die Locke ab und wickelt sie um den Finger.) Das ist der Trauring, den ich meinem Kummer geben will, mich nicht von ihm zu scheiden, es sey denn, daß uns der Tod scheide — ist das Strafe genug für eine Mörderin? — D ich will thun, was ich kan. — Hier leg ich Dir das Gellübde eines beständigen Leidens ab, (küßt ihn) hier hast Du alle meine Freuden, (küßt ihn) hier hast Du mein ganzes Glück — Nimm sie, Julius — Seine Mörderin, Seine Mörderin! — umsonst lass' ich die Spitze des Gedankens auf meine Seele fallen, der Tod verstopft den Wink nicht.

Cäcilia. Du hier, Blanka!

Blanka. Laß mich, laß mich! bist Du gekommen, mir meinen Schmerz zu rauben. Wahrhaftig nicht — Wahrhaftig nicht. Es ist jetzt mein liebstes, jetzt hat er keinen Nebenbuhler mehr.

Cäcilia. Ich bin nicht gekommen, Dich zu trösten; — ich bin kein Vöte des Himmels.

Blanka. Seine Mörderin! Seine Mörderin! (Zieht den Leichnam tieffümmig an.)

Cäcilia. Ich bitte Dich, Blanka, bedenke, was Verzweiflung ist, komm mit mir — laß Deinen Schmerz Schmerz bleiben, auch ich, ich kan den Anblick des Leichnams nicht aushalten.

Blanka (die immer den Leichnam starr ansieht, mit ruhiger Stimme). O daß der Mensch so über die Erde hingeh, ohn' eine Spur hinter sich zu lassen, wie das Lächeln über das Gesicht, oder der Gesang des Vogels durch den Wald!

Cäcilia. Armes, unglückliches Geschöpf! —

Blanka. Siehe, da liegt er im Schooße der Erde — Sonne und Mond halten über ihn den ewigen Zirkeltanz, öfnen und schliessen das fruchtbare Jahr; und er weiß es nicht, des Herz, das mich liebt, wird Staub, zu nichts mehr fähig, als vom Regen durchnässet und von der Sonne getrocknet zu werden. —

Cäcilia. Der ganze Julius ist nicht todt.

Blanka. Kennst Du die Haarlocke?

Cäcilia. Es scheint Julius Locke zu seyn — aber ich bitte Dich, warum rollst Du die Augen so wild?

Blanka (in einem munteren Tone). Wer Du auch seyst, liebes Mädchen, freue Dich mit mir. Heut, heut ist endlich der Tag meiner Verbindung! — o was sind mir meine vorigen Qualen so lieb!

Cäcilia. Hilf, gütiger Himmel, sie hat den Verstand verloren!

Blanka. Aber siehe, es ist schon Mitternacht, alles wartet, und Julius kommt nicht! — Ich bitte Dich, warum werden die Hochzeitsgäste so blaß? Siehe, das Schreden sträubt mir das Haar empor, daß mir seine Spizen den Brautkranz herabstossen — Ich unglückliche Braut, da bringen sie Julius Leichnam! (Zeigt auf den Leichnam.)

Cäcilia (ängstlich). Kennst Du mich nicht, Blanka? — Wenn sie der Alte hier fände; komm mit mir, Blanka!

Blanka. Merk' auf meine Worte, Mädchen, denn ich rede Wahrheit; das Menschen-geschlecht wird nimmermehr aussterben, aber unter Tausenden kennt kaum Einer die Liebe.

Cäcilia. O ich dacht' es, daß ihre Ruhe betröge. Liebe? —

Blanka. Hülf, Hülf! — das Ungeheuer, das alle Augenblicke seine Gestalten ver-wandelt, verschlingt mich! In was für schreckliche Formen es seine Muskeln wirbelt — ein Leopard, — ein Tiger, — Bär! (schreudend) Guido!

Cäcilia. Ich bitte Dich, Kind, geh mit mir!

Blanka (die in Cäcilien's Arme sinkt). Liebe Cäcilia, es ist ein großes Unglück, seinen Ver-stand zu verlieren.

Cäcilia. Gott sey Dank — ich hoffe, der Zufall soll blos die Wirkung des ersten Schreden ohne folgende seyn. Aber, ich bitte Dich, komm mit mir!

Blanka. Ach, ich habe mein Gelübde des ewigen Leidens gebrochen! da erscheint mir Julius, der Engel, mit der Schaale des Zorns, deren Dunst schon Tod ist — ach, ich habe mein Gelübde des ewigen Leidens gebrochen! — geuß Deine Schaale aus!

Julius, es ist eins, Vernichtung oder ewige Qual; und laß keine Deiner lindernden Thränen hinein fallen, um sie zu mildern.

(Eine Nonne tritt auf und geht auf Blanka zu.) — Bist Du hier, Blanka? wir haben Dich alle gesucht.

Cäcilia. Ach, die Unglückliche ist verrückt! — aber warum ließt ihr sie aus dem Kloster?

Nonne. Verrückt? — Verrückt? —

Cäcilia (zornig). Aber warum ließt ihr sie auch aus dem Kloster?

Nonne. Wahrhaftig, wir sind unschuldig — sie erfuhr es gleich, und wollte zu ihm, wir hielten sie ab, und da hat sie einige Stunden in wüthendem Schmerz zugebracht — Gott, ich möchte das nicht noch einmal sehn! — auf einmal ward sie außerordentlich ruhig, wir brachten sie in ihre Zelle, und so ist sie uns entsprungen.

Blanka. Julius, diese Erschütterungen sind unnatürlich. Ich seh es, ich seh es, das Ende der Tage ist gekommen, die Schöpfung senzet den lebendigen Odem wieder aus, und alles, was da ist, gerinnet wieder zu Elementen. Siehe, der Himmel rollet sich angstvoll, wie ein Buch, zusammen, und sein schlichternes Heer entflieht! — In Mittelpunkt der ausgebrannten Sonne steckt die Nacht die schwarze Fahne auf — Julius, Julius, umarme mich, daß wir mit einander vergehen!

Cäcilia. O Gott — beste, beste Blanka, laß uns gehn!

Blanka (indem sie näher an den Leichnam tritt). Ha, wie ruhig er schläft, der schöne Schäfer! Laß uns einen Kranz winden, und ihn dem Schlafenden aufs Haupt setzen, daß er, wenn er erwacht, unter den Schäferinnen eine suche, die vor ihm erröthe! (leise) aber ich werde zu laut! Hi! Hi! daß der schöne Schäfer nicht erwache! (Weht schleichend mit Cäcilia und der Nonne ab.)

(Der Fürst drängt sich herein. — Der Erzbischof will ihn daran verbindern.)

Fürst. Laß mich, laß mich!

Erzbischof. Nein, Bruder, Du darfst nicht in den Saal, Dein Schmerz ist zu groß!

Fürst. Stelle mich vor ein Gericht von Vätern, und ich will meinen Schmerz verantworten — aber nicht gegen einen Priester. Was väterliche Liebe ist, versteht niemand als ein Vater. Bruder, schwaze von Büchern und Kirchen!

Erzbischof. Ich darf, ich darf Dich nicht lassen.

Fürst. Was! hier ist Tarent, und ich bin Fürst von Tarent! — Und was brauch' ich mich darauf zu berufen. Ist es ein Majestätsrecht, sein Haar am Sarge seines Sohnes auszuraufen? — das kan ja jeder Bettler.

Erzbischof. Ich kenne Dein Herz, und schandre vor dem, was es jetzt leidet.

Fürst. Nicht doch — mein Schmerz ist ja so ruhig, und hier bin ich am allerruhigsten, ich seh hier an seinem Leichnam sein ruhiges Lächeln, aber abwesend erscheint er, und fodert mit fürchterlichen Geberden Blanca und sein Leben von mir.

dann gehst Du auch mit, versprich mir das.

Fürst. Ich versprech' es Dir. (Erzbischof ab.)

Jetzt bin ich so als ich seyn soll — He, Thomas!

(Ein Bedienter kommt.) Hast Du den Vater geholt?

Bedienter. Ja, er ist im Vorzimmer.

Fürst. Laß ihn ins Nebenzimmer treten, und ruf Guido. (Bedienter geht ab.) — Kalt, kalt, meine Seele, daß der Vater dem Richter nicht ins Amt greife, das ist billig, ich will ja dieses nur einen Augenblick sehn, und jenes mein ganzes Leben.

(Er nimmt unter dem Tuch zu Julius Füssen Guidos blutigen Dolch heraus, und macht damit die Fantomime, als wenn er auf jemand zuschiesse.)

Gut — Gut — die alten Sehnen sind stärker, als ich dachte. —

(Er legt den Dolch wieder weg.)

Guido. Hier bin ich, Vater — ich hasse das Leben, und ich werde mich an Sie halten; Sie haben es mir gegeben. Verbessern Sie nun, was Sie verdorben haben.

Fürst. Still — tritt näher! (Indem er Julius Gesicht aufdeckt.) Kennst Du den Leichnam?

Guido. Den Tod, Vater!

Fürst. Kennst Du den Leichnam?

Guido. Ach, ich kenne ihn!

Fürst (indem er Guidos Dolch zu Julius Füssen aufdeckt.) Kennst Du den auch?

Guido. Nur halb, (indem er darnach greift) aber ich werde ihn ganz kennen lernen.

Fürst (hält ihn ab.) Häufe nicht Sünde auf Sünde! — Verflucht sey die Stunde, in der ich mein Weib zum erstenmal sah; — verflucht jeder Tropfen, den die Hochzeitsgäste tranken, jeder Reihnen, den sie tanzten; verflucht meine Ehe und ihre Freuden!

Guido. Fluchen Sie nicht auf Ihr Leben! Ihren Namen wird die Nachwelt mit Ruhm nennen, aber wenn sie meinen kennt, so hat sie ihn an einer Schandfäule gelesen: — den Tod, Vater! Ach, man hat mich aus dem Tempel des Ruhms ausgegeschlossen! und vielleicht bin ich es auch aus den Wohnungen der Seligen. — Nur Tod kan mein Verbrechen tilgen, das Brandmark der Sünde an meiner Stirne auslöschen — Den Tod, Vater!

Fürst. Daß ich keinen Vater habe! — Armer, alter Mann! Liegt doch genau so viel Unglück auf mir, als mein Gehirn tragen kann; gütiger Himmel, gib nur noch ein Quentchen Unglück mehr, als es trägt! Dann seh ich in der Phantasia meine Kinder immer neben mir. Wer über ein Unglück verrückt ist, sieht ja immer das entgegengesetzte Glück — aber ich bin so ausgezeichnet unglücklich, daß das vielleicht nicht einmal bey mir emträse. Und soll ich doch noch hier eine angenehme Stunde haben, so muß es ja in der Kaseren sein. Nicht wahr, Guido?

Guido (kalt). Es giebt mehr Dolche, auch Feuer und Wasser, Berge und Abgründe. (Er will abgehn.)

Fürst. Du sollst sterben — als der Vater meiner Unterthanen darf ich es nicht leiden, daß unschuldig Blut auf dem Lande klebe, und Krieg und Pest und alle Landplagen herbey rufe — Von meinen Händen, als ein Fürst, sollst Du sterben. Daß aber das nicht unvorbereitet geschehe, wartet im Nebenzimmer ein Vater auf Dich.

Guido. Ich bin augenblicklich wieder hier. (Ab.)

Fürst. Wahrhaftig, es wird Tag — ich dacht', es würde nie wieder helle. — (Er nimmt den Dolch.) Guido straf' ich? — und wer ließ Blanca ins Kloster bringen? — (Besieht die Spitze des Dolchs.) ha, ich bin klüßern nach Dir — wenn Du so gut Wesen zerschneiden könntest, als das Band zwischen zwey Wesen! — Aber wer ist mir Bürge, daß in ewigen Strafen diese Geschichte nicht Millionen mal wieder komme! (Streckt den Dolch weg.) Geh, Spielzeug, Du bist um kein Haar besser, als jeder andere Trost der Erde!

Selbstmord ist Sünde: — aber wir werden Dich ohne Selbstmord quälen, Constantia, wir werden Dich quälen.

Selbst einen Hang zur Traurigkeit möcht' ich hassen können — Hang das ist ja Vergnügen! — Was das Vergnügen hinterlistig ist! aber dies eine, denk' ich, soll die andern schon verschrecken — immer will ich diese Geschichte sehn — sie mahlen — oft mahlen lassen, auf ein Gemälde soll der erste, und auf das andere der letzte Stral der Sonne fallen. — Mit dem Namen Julius sollen sie mich einen Tag wecken, und mit dem Namen Guido den andern! — ein Lied will ich aus dem ganzen Zimmer machen, und das soll mir Blanka um Mitternacht singen.

So geschwind, Guido? — hat Dir der Himmel vergeben?

Guido. Ich hoff' es.

Fürst (ihn umarmend). Ich vergebe Dir auch. Bring Julius diesen Kuß des Friedens. Guido (stürzt sich auf den Leichnam). Erst igt mag ich mich Dir nähern — Verweile, verweile, Märtyrer, wenn Du noch nicht in den Wohnungen der Seligen bist, verbirg mich Sinder in deinem Glanze, daß ich mit hineindringe!

Fürst. Noch einmal umarme mich, mein Sohn! (Umarmt ihn mit dem einen Arm und durchsticht ihn mit der andern Hand.) mein Sohn! mein Sohn!

Guido (fällt über den Leichnam, und ergreift dessen Hand). Veröhnung, mein Bruder! (Sieht die andere Hand sprachlos seinem Vater.)

Fürst (fällt auf die Keden, liegt einige Zeit auf denselben und geht nachher verzweifelt auf und ab). Ja, ja, ich lebe noch! (Gibt wieder auf und ab.)

Erzbischof. Bruder, was hast Du gemacht!

Fürst. Mein obrichterliches Amt zum letztenmale verwaltet. Jetzt gieb den Carthäusern Befehl, daß sie mich bey sich aufnehmen, übernehm so lange die Regierung, und laß dem König von Neapel wissen, daß er mein Fürstenthum in Besitz nehme.

Erzbischof. Bedenke dein Alter, und was ein Carthäuser ist!

Fürst. Mein Haus ist gefallen, die jungen Orangenbäume mit Blüthe und Frucht sind umgehauen, es war ein schändlicher Anblick, wenn ich alter verdorrter Stamm allem da stünde.

Auch hat mich der Schmerz schon zu einem Carthäuser geweiht. Memento mori.

Erzbischof. Ich beschwöre Dich, bedenke, was Du Deinem Lande schuldig bist, und die harte neapolitanische Regierung!

Fürst. Memento mori.

Erzbischof (umarmt ihn). Bruder, Bruder!

25. J. May Klinger.

(1752—1831.)

Aus: Sturm und Drang. (1776.)

Drei leidenschaftliche, halb von Uebermuth, halb von Melancholie getriebene Jünglinge, Wild (eigentlich Karl Ludwig La Feu und Blasius, kommen in Amerika zusammen. Wie und warum? wissen sie selbst nicht. Wild findet bei dem Tod Berken mit seiner Tochter Jenny Caroline, die von seinem Vater, dem alten Verb Dushy, aus ihrem Vatersystem verdrängt worden sind. Jenny Caroline ist Wild's Geliebte, die zu suchen es ihn vornehmlich nach Amerika getrieben hat. Die beiden andern lassen sich auf närrisch-phantastische Liebesgeschichten ein; namentlich gedenkt La Feu mit des alten Berken Schwester Katharine ein phantastisches Liebelöben zu führen. Zu ihnen gesellt sich der Bruder Carolinens, ein Kapertkapitän, der darauf ausgegangen ist, seinen Vater an dem alten Dushy zu rächen, und ihn auch mittheilt, daß er den Alten dem Meere und dem Hungertode preisgegeben habe. Die Feindschaft zwischen Wild und dem Kapitän wächst um so mehr zu einem unerhörlichen Haß. Der Kampf der Engländer gegen die Amerikaner, in dem beide eine und dieselbe Sache vertreten, vereinigt sie zwar um dieses höheren Zweckes willen. Nachdem aber ihre Sache gesiegt, soll der Haß von neuem ausbrechen; da zeigt sich, daß der Wohrentnabe des Kapitän's den alten Dushy nicht ins Meer geworfen, sondern heimlich am Leben erhalten hat. Vor Rührung versöhnen sich alle.

1. Die drei Stürmer im Gasthause.

La Feu. In welchem Viertel der Stadt sind wir denn eigentlich?

Wild. In einem Feenschloß, La Feu! Siehst Du nicht den goldnen Himmel? Die Amors und Amoretten? Die Damen und Zwerglein?

La Feu. Bind mir die Augen zu! (Wild bindet ihm zu.) Wild! Esel! Wild! nicht zu hart! (Wild bindet ihn los.) He! Blasius, lieber bissiger, kranker Blasius, wo sind wir?

Blasius. Was weiß ich.

Wild. Um euch auf einmal aus dem Traume zu helfen, so wißt, daß ich euch aus Ruß-

land nach Spanien führte, weil ich glaubte, der König sanze mit dem Mongol Krieg an. Wie aber die spanische Nation träge ist, so war's auch hier. Ich packte euch also wieder auf, und nun seid ihr mitten im Krieg in Amerika. Ha, laßt mich's mir recht thölen, auf amerikanischem Boden zu stehen, wo alles neu, alles bedeutend ist. Ich trat auf Land — O, daß ich keine Freunde rein lassen kann!

La Feu. Krieg und Mord! o meine Gebieter! o meine Schutzgeister! So gib mir doch ein Feenmärchen! o weh mir!

Blasius. Daß Dich der Donner erschläg,
toller Wild, was hast Du wieder gemacht?
Willst Du reden?

Wild. Ha, ha, ha! Du wirst ja einmal
ordentlich aufgebracht.

Blasius. Aufgebracht? Einmal aufgebracht?
Du sollst mir's mit Deinem Leben bezahlen,
Wild! Was? Bin wenigstens ein freier
Mensch. Geht Freundschaft so weit, daß Du
in Deinen Rasereien einen durch die Welt
schleppest, wie Koppelhunde? Uns in die
Kutche zu binden, die Pistole vor die Stirn
zu halten, immer fort, klisch! klatsch! In der
Kutche essen, trinken, uns für Rasende aus-
geben. In Krieg und Getümmel von meiner
Rasion weg, das einzige, was mir übrig
blieb —

Wild. Du siehst ja nichts, Blasius.

Blasius. Nein, ich liebe nichts. Ich hab's
so weit gebracht, nichts zu lieben, und im
Augenblick alles zu lieben, und im Augen-
blick alles zu vergessen. Ich hab' alle Figuren
angenommen. Dort war ich Säufer, dort
Wildefang, dort wölpiſch, dort empfindsam.
Um wieder zurückzukommen — Deine Pistolen
sind geladen —

Wild. Du bist ein Narr, Blasius, und ver-
steht keinen Spaß.

Blasius. Schöner Spaß, dies! Greif zu!
ich bin Dein Feind den Augenblick.

Wild. Mit Dir mich schießen? Sieh, Bla-
sius! ich wünschte jetzt in der Welt nichts
als mich herumzuschlagen, um meinem Her-
zen einen Lieblingsſchmaus zu geben. Aber
mit Dir? Ha, ha! Ich brauch' und lieb'
euch, und ihr mich vielleicht auch. Der Teufel
konnte keine größeren Narren und Unglücks-
vögel zusammenführen, als uns. Deswegen
müssen wir zusammenbleiben und auch des
Spaßes halber. Unser Unglück kommt aus
unserer eigenen Stimmung des Herzens, die
Welt hat dabei gethan, aber weniger als
wir.

Blasius. Toller Kerl! Ich bin ja ewig am
Bratpfieß!

2. Wild findet Carolinen.

Wild (tritt auf, ohne anzuklopfen, den Hut durch die
Szene auf dem Kopfe, fährt zurück, da er die Lady
sieht).

Caroline (erschrocken). Wie? Wer?

Wild (mit ganzer Seele sie anschauend). Vergeben
Sie, Miß, ich habe mich in der Nummer geirrt.

Carol. Sir! Ein Irrthum, der in einem Gast-
hause leicht möglich ist (ihn ruhig anschauend).

Wild (verwirrt, verwildert, forschend). Mylady,
darf ich? — Mylady — ja ich gehe —
gehe ja schon — (immer näher tretend) aber
Mylady — ich bleibe ja hier — Und wenn
Sie eine Engländerin sind, wie man mir
gelagt hat, wenn Sie —

Carol. (wie sich zu fassen sucht). Darf ich bitten,

La Feu. Mich haben sie lebendig geschunden
und mit Pfeffer eingeböfelt. — Die Hunde.
Wild. Wir sind mitten im Krieg hier, die
einzige Glückseligkeit, die ich kenne, im Krieg
zu sein.

La Feu. Ich bin nicht für'n Krieg.

Blasius. Ich bin für nichts.

Wild. Gott mach euch mütter! — Es ist
mir wieder so taub vorm Sinn. So gar
dummpf. Ich will mich über eine Trommel
spannen lassen, um eine neue Ausdehnung
zu kriegen. Mir ist so weh wieder. O,
könnte ich in dem Raum dieser Pistole er-
stirren, bis mich eine Hand in die Luft knallte!
O, Unbestimmtheit! Wie weit, wie schieſ
führst du die Menschen!

Blasius. Was soll's aber hier am Ende
noch werden?

Wild. Daß Ihr nichts seht! Um aus der
gräßlichen Unbehaglichkeit und Unbestimm-
theit herauszukommen, muß' ich fliehen. Ich
meinte, die Erde wankte unter mir, so un-
gewiß waren meine Tritte. Alle gute Men-
schen, die sich für mich interessirten, hab' ich
durch meine Gegenwart geplagt, weil sie mir
nicht helfen konnten.

Blasius. Sag' lieber, nicht wollten.

Wild. Ja, sie wollten. Ich mußte überall
die Flucht ergreifen. Bin alles gewesen.
Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte
auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag
und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe
des Himmels, von den Winden geküßt und
von innerem Feuer gebrannt. Nirgend's Ruh',
nirgend's Raſt. Die Edelſten aus England
waren verloren in der Welt. Ach! und ich
finde die Herrliche nicht, die einzige, die da
steht. — Seht, so frohe ich voll Kraft und
Gesundheit und kann mich nicht aufreiben.
Ich will die Campagne hier mitmachen als
Volontär, da kann sich meine Seele aus-
reden, und thun sie mir den Dienst und
schießen mich wieder, gut dann! Ihr nehmet
meine Barschaft und zieht.

Blasius. Hol' mich der Teufel! Dich soll
keiner todt schießen, edler Wild!

mit wem habe ich die Ehre zu reden? Mein
Vater wird sich sehr freuen, einen Landsmann
zu sehen.

Wild. Ihr Vater? Miß! Haben Sie einen
Vater? Ach! hier! hier! Mir ist so gut, so
verwildert gut — Ja, Mylady, ich bin ein
Engländer — ein Unglücklicher — heiße
Wild — und es ist mir — ja, Lady, in
diesem Augenblick —

Carol. (leidend). Wild? Sind Sie nicht aus
Yorkshire? Ihr Gesicht — Ihr — Ihr —
ja, Sir, aus Yorkshire, meine ich, müssen
Sie sein.

Wild. Aus Yorkshire? Nein! — Mir schläg't's
so in der Seele — ach, hier find' ich, was

ich in der weiten Welt suchte. Sie sind ein Engel, Mylady, ein herrlich, gefühlvolles Geschöpf. (Zum Himmel blickend.) Hast du mir noch solch einen Augenblick aufbewahrt! Lassen Sie mich's sagen! Ich kühl's so tief — Ihre Augen — ja, Ihre Augen voll Seel' und Leiden und dieses Herz hier — zerrissen und tief! tief unglücklich. Ich reiste hierher, um mich in der nächsten Bataille todtschießen zu lassen — und — und — will mich todtschießen lassen.

Carol. So verworren — o, Sir, leiden Sie?

Wild. Ja, leider! o, des Menschen Leiden ist so mannigfaltig — oft so wunderbar — und dabei — Mylady's Name?

Carol. Mein Vater, Sir, ist Lord Berkley?

Wild. (fährt zusammen). Lord Berkley! — das war's — das lebendige Bild!

Carol. Was, fällt Ihnen das so auf? Kennen Sie den unglücklichen Lord Berkley?

Wild. Kennen? Nein! und Sie Jenny Caroline Berkley?

Carol. Ja, Sir (sich umsehend im äuffersten Kampf). O, Sir, Sir! wer sind Sie?

Wild. (vor ihr knieend, ihre Hände fassend). Nein, Miß — ich bin — meine Zunge ist so schwach, meines Herzens so viel — ich bin — Miß Berkley — (geschwind aufspringend) der Glückliche, der Sie gesehen, der Sie durch alle Welten —

(nach der Thür) der unglückliche —

Carol. Carl Bushy! — Mein Carl!

Wild. (an der Thür). Ach hier, hier! (seine Arme nach ihr ausstreckend).

Carol. (auf ihn zufliehend). Carl Bushy, und verläßt mich? bist Du? bist Du? Nur dies Wort, ach! und laß sich dann meine Seele lösen!

Wild. (sie umfassend). Ja, ich bin's, Jenny, ich bin Carl Bushy, bin der Glückliche — Jenny! — Ach, habe Dich gefunden!

Carol. Laß mich doch zu mir kommen! — Die Freude — die Angst — Du bist Carl — es ist mir — doch Carl Bushy!

Wild. Was erschrickst Du? Was tödest Du die Freude in meinen Gebeinen, die mich durchhebt? Ich bin's, der Dein Bild im Herzen, Dich und Deinen Vater in allen Winkeln der Erde suchte.

Carol. Meinen Vater! Meinen Vater! Rette Dich! Er haßt Bushy und seinen Sohn. Rette Dich! Fliehe! Ach, mich verlassen! fliehen! und habe Dich noch kaum gesehen!

Wild. Ich! Jenny, fliehen? und ich bin hier in Deiner Gegenwart, hänge hier an Deinen süßen Augen, und kehrt so eben die erste Freude meines Lebens zurück — Fliehen? Wer reißt mich weg von hier? Alle Wildheit meines Sinnes ergreift mich! Wer reißt mich weg von hier? Wer reißt Carl Bushy von Miß Berkley? Laß Deinen Vater kommen! Bist Du nicht mein? Warst mein von den ersten Jahren meiner Kindheit? Wuchs mit Dir auf, unser Herz, Seel' und Wesen ver-

einigten sich. Warst meine Braut, ehe die Bedeutung des Wortes verstandest. Ich bleibe hier! Miß, ich bleibe hier! —

Carol. Du machst mir bang.

Wild. Soll ich gehn, Jenny? Jenny, ich habe Dich ja!

Carol. Laß mich doch einen Augenblick nach dem Balkon!

Wild. Gut, Miß! ich bleibe hier. Nichts bringt mich weg von hier. Der Himmel hat ein Band um uns geschlungen, das keine menschliche Hand trennen kann. Ich warte ich den Feind Deines neuen Landes ab, warte meinen Feind ab.

Carol. (sanft). Nur diesen wilden, fürstlichen Blick nicht! Besprich mir, Deinen Namen zu verbergen.

Wild. Was Du willst, o Jenny! Fühlst Du einen Augenblick die Qualen, die dieses Herz durch die Welt jagten! Ich habe mich abgearbeitet, ich wollte mich zu Grunde richten. Und ach! diese Stunde noch über und doch alles Glend? Aber ich will nicht sinnen und fühlen mehr. Ich habe Dich ja, und Trost sei geboten! Trost sei geboten dem Starckopf!

Carol. Was diese Verzweiflung, diese schreckliche Unbehagliche, dieser Grimm in Deinen jagenden Augen?

Wild. Dein Vater! ja, Dein Vater! mein Vater — beide zu Grunde. Miß, ich laß Dich nicht. Es ergreift mich so ungestüm — ja, Jenny, Du fliehst weg mit mir, verläßt dieses Land mit mir! (Sie umarmen)

Carol. Laß mich doch!

Wild. Lauscht Dein Vater auf mein Leben? O, es ist mir so wohl in dem Tinneln meiner Beste!

Carol. Einen Augenblick, Carl, wenn mein Vater käme!

Wild. Und noch Haß? Immer noch rachgierige Berkley? Und meine liebend süße, kleine Miß! Gott sei Dank! Der mir bei diesem ungestümen Sinn so viel seine liebsten Gabe zugetheilt hat. Ja, Miß, die Liebe hat diese Maschine zusammengehalten, die durch ewigen, inneren Krieg ihrer Zerstörung so nahe war!

Carol. Lieber Carl, Du bist doch immer der wilde gute Junge! So dachst ich Dich mir! O, die Jahre! die Jahre, die hingingen! Glaubst Du wohl, ich war dreizehn Jahre, Du funfzehn, wir wurden von einander gerissen, ich in diesen andern Welttheil kam her, Du warst da, ja, Du warst da, und wo ist der Ort in der Welt den Du nicht ausfülltest?

Wild. Und Du! Was denn nun? Es ist alles, das mich plagt! Du bist's, was ich in der Welt suchte und begehre, dich an mein Herz auszuföhnen. Ich fand Dich, Du bist in Amerika; wo ich den Tod suchte, finde ich Ruhe und Seligkeit in

füßen Augen. (Umfaßt sic.) Und so habe ich Dich, so habe ich Dich, Miß Berkeley; und halte Dich, und was Wild hält — ich kann Deinen Vater erwidern, Dich zu befüßen. Aber so ist's Wonne, so ist's saust.

(Küßt sic.)
Carol. (sich lösend.) Erschrecklich! Wild! Carl! Wo ist der Blick, der mir Leben gibt für dies Wort?

Wild. Hier, Miß! (Küßt sic.)

Berkley. Hm! morgen — Ha! Was da? Was ist das?

Wild. (seht.) Ich küßte Mylord.

Berkley. Und Du, Miß, liebest's gelichen?

Carol. Mylord!

Berkley. (bitter.) Adieu, Miß!

Wild. Mylord, wollen Sie mich beleidigen? Ich bitte Sie, Miß, bleiben Sie. Unmöglich kann Lord Berkeley einen Menschen beleidigen, den er nicht kennt. Ich bin ein Engländer, heiße Wild, und wollte Sie besuchen.

Berkley. Bravo, mein Herr!

Wild. Ich habe gelitten in der Welt, habe gelitten und meine Sinne sind etwas wir geworden. Ungestimmt bemeistert sich oft mein. Ein Unglücklicher findet in der Welt so wenig Theilnehmung, ich fand sie bei Miß — Mylord, und wo man das findet — ich küßte die Miß, und würde es gethan haben, wenn ihr Vater gegenwärtig gewesen wäre.

Berkley. So jung und unglücklich? Sehen Sie mich an, Miß, Mylord!

Wild. Ja, Mylord, so jung und unglücklich, und unglücklicher, da es an Geduld fehlt, da das Gefühl so stark ist. Es hat mich bitter gemacht, und nur diesen Augenblick fühlte ich, daß noch Freude in der Welt ist.

Berkley. Ich könnte mich für Sie interessieren. Ich bitte Sie, Sir, setzen Sie sich in ein anderes Licht. Diesen Zug und diesen in Ihrem Gesichte kann ich nicht ausstehen.

Carol. O, mein Vater, er leidet so viel.

Berkley. Du könnest uns verlassen. Ich sehe ja, daß man ansichtig mit ihm sein kann. Al sein verwildertes Wesen spricht so herzlich.

Carol. Wenn Sie befehlen — Wild an der Thür (stehend zurückweisend.)

Berkley. Aus welcher Gegend von England sind Sie?

Wild. Aus London.

Berkley. Nun dann, Lord Berkeley's Schicksal müssen Sie wissen.

Wild. Ich hab' davon gehört.

Berkley. Nur nicht kalt darüber weg, junger Mensch.

Wild. Bin nicht kalt, Mylord, nur grimmig über die Menschen, die so vieles anders haben könnten, die sich ewig scheren.

Berkley. Hast Du Sinne, Mensch? Hast Du Herz? Ich bin Lord Berkeley, verfolgt, verdrängt, ausgeworfen, um Weib und Sohn gebracht. Hast Du Herz, junger Mensch, oder hat Dich eigenes Glend stumpf gemacht? Nun denn, so strecke Dich aus und segne die Welt! und kennen Sie Bushy?

Wild. Nein, Mylord!

Berkley. Haben Sie von ihm gehört? Ich bitte Sie, wie geht's ihm? Glend, kümmerlich?

Wild. Glücklich, Mylord!

Berkley. Schämen Sie sich! Glücklich! Haben Sie das Mädchen gesehen? Sehen Sie meine grauen Haare, meine stieren Augen! Glücklich?

Wild. Hat Haus und Hof verlassen müssen. In's Königs Ungnade gefallen, ist unsichtbar geworden.

Berkley. Tausend Dank, Sir, tausend Dank! Ha! Bushy! so bin ich etwas gerochen! Geht ihm recht kümmerlich? Es kann ihm nicht elend genug gehen. Nicht wahr? Er hat kein Haus, das ihm Obdach gebe, keine Hand, die sein Alter pflegte?

Wild. Er ist glücklich, Mylord!

Berkley. Ich bitte Sie, gehen Sie aus meinem Zimmer. Sie sind ein Freund von ihm und mein Feind. Haben seine Sprache, seine Mienen — und bei Gott! ich sehe Bushy in Ihnen. Gehen Sie doch, wenn Sie einen alten Mann nicht aufbringen wollen.

Wild. Glücklich, daß er's nicht achtet. Glücklich in seinem Sinn, meine ich.

Berkley. Das sollt' er nicht sein. Seine Haare sollten ihm zu stehenden Schlangen werden, und die Fasern seines Herzens zu Storpionen. Sir! Er sollte nicht schlafen, nicht wachen, nicht beten, nicht fluchen können, und so wünschte ich ihn zu sehen. Dann wollte ich großmüthig sein, ihm eine Kugel vor den Kopf geben, sehen Sie! das hat er verdient, in Ewigkeit Dual zu leiden; aber großmüthig wollte ich sein, Sir, meiner Miß zu gefallen. Hätten Sie meine Lady gekannt, die aus Schmerz starb, ich weiß, Sie würden mit mir Ihre Hände aufheben und Bushy und seinen Nachkommen fluchen. Aber sagen Sie mir, wie geht's Bushy's Sohn?

Wild. Zieht in der Welt herum ohne Ruhe. Glend durch sich, elend durch das Schicksal seines Vaters.

Berkley. Das ist gut! Das ist gut! Glauben Sie, daß er noch lebt?

Wild. In Spanien jetzt.
Berkeley. Aber ich hoffe, daß sein Vater
ihn nie mehr sehen soll, hoffe, daß er in
der besten Jugend hinwelken soll. Er soll
ihn nie mehr sehen. Sir, die Freude wäre

zu groß, meinen Sohn wieder zu sehen.
Denken Sie, meinen Sohn wieder
sehen, was das einem sein muß! Ich könnte
rausend werden!

26. Friedrich Müller.

(1750—1825.)

Genobefa im Thurne.

(Balladen vom Malher Müller. 1776.)

(Das Innere eines dunklen Thurnes — Genobefa sitzt
in Ketten mit ihrem Stinde auf'm Stroß — Golo
schließt die Thüre auf.)

Golo.

Zu dir komm ich gegangen
Am schönsten Frühlings Tag,
Wiltu nicht mein Verlangen
Heut stillen, Liebchen sag?

Fröhliche Vögel pfeifen
Auf Blüthen reichem Zweig,
Rehchen springen und streifen
Boll Wuths am blumlichten Teich'.

O wie sprudelt die helle
Klare duftende Quelle
Durch Moos und bogicht Ried,
Wie schlagen wie klagend
Auf Hoßen geragen
Sinken ihr Lied.

Auf Genobefa meine Wonne!
Alles springt, singt, lacht,
Nur du liebst Kerkers Nacht,
Verbannest Scherz und Sonne.
Wiltu denn stets veragen
Vindrung meiner Quaal,
Soll ich alleine klagend,
Unter Blumen im Frühlingsthal?

(Er läßt auf Genobefens Schooß einen Blumenstrauß
fallen.)

Komm wollen im Garten
Lust wandlen gehn,
Lulpen mancher Arten
Flora mahlen sehn,
Werne wollt ich sterben,
Könt ich mir
Deine Lieb erwerben,
Aller Frauen Zier.

Genobefa.

Meine Liebe erwerben!
Falscher Rittersmann
Sieh mich nicht an
Sonst muß Scham meine Wangen färben.
Wangen o wie bleich und matt!
Drücket schwerer Kummer
Herz und Auge lebensfatt
Wünschen Todeschlummer!
Wiltu sonst schwingt Fröhling fein farbicht Panir
Kofet süßer Liljenzier,
Was hilfts, Sigfrid ist fern von hier,
In blutigen Schlachten zu siegen.
O Himmel alle Mahenzzeit
Floh mit fort — alle Freund

Al' seelig Vergnügen.
Fühls dich diese Fluren wohl,
Gestehs, hier sproßt nicht eine Blol
Zu seinen Füßen, nur blühn Jacynthen
Keine Lust, statt Freuden, Leyd
Keine süße Mahenzzeit,
Spielet unter Linden.

(Sie schüttelt die Blumen vom Schooß.)

Verlassen schmacht ich
Mit meinem Kind ach! in Ketten,
Niemand höret mich,
Niemand will mich retten.
Lust und Freude Mahenzzeit
Die mich sonst so sehr erfreut,
O wie flohet ihr so weit.
Trauerleben! o wie matt
Drückt schwerer Kummer
Herz und Auge lebensfatt
Wünschen Todeschlummer.

(Golo faßt ihre Hand, die sie schnell wieder zurück zieht.)

Golo.

Weine nicht du schöne Frau,
Mein Herz weint mit dir,
Glaub mirs, Blüthen blühn auf der Au,
Ist gleich dem Siegfried nicht hier,
Fühls du doch selbst wie Liebe brennt,
Ach daß ich dir's nur sagen könnt,
Wolltestu mit mir
Freundlich in schmucker Lockenzier,
Ueber blühnde Beeten gehn,
Es glänzte der Fröhling noch einmal so schön,
Dort in der Laube die Rosen durchwehn,
Wollten wir lieblich singen hörn,
Dir schlägt der Fink und die Nachtigall,
Dir klingt der Harfen Silberschall,
Dir tönen der Mädchen Chören.

Hat doch mein Herz dreymal geweint,
Als ich in Fessel dich schloß,
Aber ach mein Leyd ist so groß
Vater und Mutter würd ich feind,
Wißt ich dich Liebchen verließen,
Leuf nur einen Liebesstrahl,
Schöne Frau, auf meine Quaal.
Laß dich mein Fiehn rühren,
Schnell wird dein Kerker ein Rosenthal,
Deine Ketten, Rubin und Saphiren.

(Er schließt ein Schmuckkästchen auf, kniet vor ihr nieder.)

Sieh hier hab ich ein Perlenband,
Dürft ichs doch mit eigner Hand,
Schlingen um dein Händlein,

Weiß und glatt wie Esenbein,
 Ha! wie wollt ich fröhlich seyn.
 Lieb diesen Ring, von Gold so fein,
 Häng ich an dem Dehrlein,
 Dein Dehrlein müschehrund und klein.
 Bereit steht dir noch ein Saal,
 Voll Kostbarkeiten allzumal,
 Voll Purpur, Gold und Seiden,
 Dich königlich zu kleiden.

Dem kannst du, wie die Liebe, schön,
 In stolzem klaren Schimmer gehn,
 Dich wird die Welt verehren,
 Wo du gehst, werden Dörfer wehn,
 Vor dir sich Blumen in Goldthau blähen,
 Wo du ruhst, wirft Nachtigallen hören.
 Schon laden sie, ihr sanfter Schall
 Durchläuft der Saiten Wirbelfall,
 Schon tönen der Mädchen Chören,
 Komm Liebe, wollen hören.

Genovefa.

Sehens Geiänge der Nachtigallen,
 Sehens Lieder, Harfen entflohn,
 Mögen sie an stummen Felsen verhallen,
 Nichts kann mir süßer schallen,
 Als Lallen,

Von meinem unmündigen Sohn,
 Verflucht deine Zaubergefänge,
 Fluch deine Schmeicheln,
 Mein Herz zu bestricken,
 Zu fälschen meine Treu,
 Sind sie gericht.

Nie soll es dir glücken,
 Sing, sing, ich höre nicht.

Deine Untreu wird dich selbst schlagen,
 Wird gegen dich's Beil tragen,
 Golo, Golo, meine Klagen
 Fallen auf deinen Schätzel schwer,

(Sie hebt ihr Kind vom Stroh auf, drückt's ans Herz
 und küßt's.)

Auf uns blicken Engel nieder,
 Drum schläft sicher Unschuld im Hahn.
 Deckt uns nicht heilig Gefieder,
 Schöhnchen, wo wär dein und mein Gebein,
 Schluchze nicht trauer, müssen deine Wiegen-
 lieder

Seufzerlein,
 Ketten gleich dein Wiegenbetten seyn.
 Der Mond geht auf, sinket nieder.
 Der Morgen kommt, und stiehet wieder,
 Es fällt die Fluth, es wächst das Meer,
 Es läuft der Sternen lichter Heer,
 Es stirbt des Frühlings Melodie,
 Nur meine Treue weicht nie,
 Zurück! Golo, zurücke,
 Von hier! von hier!
 Verhaßt sind mir deine Blicke,
 Nimmer rede von Liebe mir.

Golo.

Harte Frau, härter als Stein,
 Dich kann kein Flehn erweichen,
 Grausam muß man sein,
 Wilden Thieren gleichen:

Noch bist in meiner Hand,
 Siehst, fühlst meine Zähre,
 Fürchtestu der Untreu Schand,
 Wohl! so höre:
 Dein Gemahl ist hin, der junge H.-d.,
 Erbleicht liegt er im Siegesfeld,
 Sein Grabmal baut die Ebre;
 Es sank sein prächtiges Panier,
 Der tapfere Ritter Bellamir,
 Durchramt ihn mit dem Speer,
 Glaubst ist keine Falsche Mähr,
 Bringt Knechte, bringt die Waffen her.

(Stampft mit dem Fuß, Knechte treten herein, bringen
 blutige Waffen, legen sie auf den Boden vor Genovefa
 nieder, geben ab.)

Sieh hier den Schild, sie hier den Speer,
 Diß Schwert so er geführet,
 Und diesen Helm, den ich vorher
 Mit Palmen schon gezieret:
 Von seinem Heldenblute roth,
 Er starb — laß dir's erzählen,
 Sein letztes Wort war noch im Tod,
 Wir sollten uns vermählen.

Genovefa.

Mein Gemahl — Siegfried Tod.

(Sie sinkt nieder.)

O Himmel drückt mich nieder!
 Dies Schwert von seinem Blut roth,
 Tod! tod!

Mein Siegfried, mein Gebieter!
 Auf Erden wohnt kein Erbarmen,
 Verstoßen allein,
 Niemand will sich mehr erbarmen,
 Erbarmen meiner Pein!

O du Wesen, das Herzen zerschlägt,
 Mir diesen Jammer zuwägt,
 Was that dir meine Seele!
 Kind hörstus, dein Vater ist hin,
 Fall ihn zurück, ruf ihn,
 Aus Todes nächstlicher Höhle!

(Sie springt wild auf, schluchzt, starrt die blutigen Waffen
 an — blickt wild in Golo's Aug.)

Nein, es war Teufels List
 Golo, Golo du bist
 Ein Vlliger! ein Verruchter,
 Du willst mich betriegen,
 Bestücken, bestigen,
 Er lebt — Quaal auf dem Herzen Verfluchter!

(Sie schlägt die Hände überm Haupt zusammen und
 starrt.)

Sieh her, her, hab ein Schwert,
 Ha! meines Sigfrieds Schwert,
 Will tief ins Herz mir's drücken,
 Anlachen dich

Ich, ich?
 Lieber den Teufel als dich,
 Entweich Scheusal, tödtest mich,
 Hölle sind mir deine Blicke,
 Verrätherischer — elender Mann,
 Lächelstu mich noch einmal an,
 So stoß ich zu, so ist's gethan.

(Sie fest sich das Schwert auf die Brust, Golo ergreift
 schnell das Kind.)

Golo.

Zerschmettern soll, hier schwing ich ihn,
 Am Beine hoch, siehst du ihn,
 Ohn Mitleid, ohn Bedauern,
 Dein Sohn hier an den Mauern,
 Wirf geschwind das Schwert zurück,
 Ich schlag ihn den Augenblick,
 Wird fallen, röcheln, sich krümmen,
 Weib voll Eigensinn,
 An deinen Füßen hin

Genovefa.

Erbarmen! ach Erbarmen,
 Das Schwerdt liegt schon,
 O! den Sohn — den Sohn!
 Zurück in meine Armen,
 Hier knieh' ich
 Hier wälz ich mich,
 O Golo! trag Erbarmen.

27. Salomon Geßner.

(1730—1787.)

1. Mirtili.

(Zdylten, 1756.)

Bei stillem Abend hatte Mirtili noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondenschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stiller Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben, vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater sanft schlummernd am Mondschein hingelunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihm hin. Lang stand er da, sein Blick ruhte unverwandt auf dem Greise, nur blüht er zuweilen auf, durch das glänzende Nebelau zum Himmel, und Freudenthränen floßen dem Sohn vom Auge.

O du! so sprach er jetzt, du! den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß gieng dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern und betend schliefst du ein; du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet; oder warum ruhet unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Ästen? warum ist der Segen auf unserer Heerde, und auf den Früchten unseres Feldes? Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinst; wenn du dann gen Himmel blickst und freudig mich segnest, ach, was empfind' ich dann, Vater! Ach, dann schwellt mir die Brust und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte giengest, an der wärmenden Sonne dich zu erquickn, und die frohe Heerde um dich her hahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: „Meine Haare sind unter Freuden grau worden; seid immer gesegnet, Gesilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchsiren, bald werd' ich euch an seligere Gesilde vertauschen.“ Ach Vater! bester Freund! bald soll ich dich verlieren. Trauriger Gedanke! Ach dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen; und dann so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmal streuen.

Jetzt schwieg er und sah mit thränendem Aug' auf den Greisen. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend. Es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Jetzt küßt er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

2. Amyntas.

Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einem Zaun, und trug ihre Last geklümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinaufschendenden Bach; und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblößet, und der Baum stand da, traurig und drohte zu sinken. „Schade,“ sprach er, „solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen; nem, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen sein!“ Ist nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. „Ich kann mir andre Stäbe holen,“ sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Ist war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; dann nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andre Stäbe zu holen. Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: „Soll' ich unbelohnet Dich weglassen,

gütiger Hirt? Sage mirs, was wünschst Du zur Belohnung? Ich weiß, daß Du arm bist und nur fünf Schafe zur Weide führst.“ „O, wenn Du mir zu bitten vergönnt, Nymphe!“ so sprach der arme Hirt: „Mein Nachbar Palemon ist seit der Erndte schon krank; laß ihn gesund werden!“

So hat der Redliche, und Palemon ward gesund. Aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde und bey seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungefegnet.

28. Gottfried Cphr. Lessing.

(1729—1781.)

1. Die Geschichte des alten Wolfs.

(Drei Bücher Fabeln, 1759.)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen und faßte den gleißenden Entschluß, mit dem Schäfer auf einem gültigen Fuße zu leben. Er machte sich also auf und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer,“ sagte er, „du nennest mich den blutigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.“

„Wenn du satt bist, das kann wohl sein,“ versetzte der Schäfer. „Aber wenn bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh’ deinen Weg.“

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

„Du weißt, Schäfer,“ war seine Anrede, „daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.“

„Sechs Schafe?“ sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Heerde!“

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit flinken begnügen,“ sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfere ich kaum dem Pan.“

„Auch nicht vier?“ fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?“ — —

„Nicht ein einziges,“ stiel endlich der Bescheid. „Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feind zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.“

Alle gute Dinge sind drei; dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe,“ sprach er, „daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrien bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie Unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf, welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?“

„O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?“ sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

„Erzürne dich nicht, alter Hegerim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du pießest den Uneigennützigem, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können.“

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch und ging zu einem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

„Schäfer,“ sprach er, „ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde verunemigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber statt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur Scheel anleben sollen.“

„Du willst sie also,“ versetzte der Schäfer, „gegen deine Brüder im Walde beschützen? —“

„Was meine ich denn sonst? Freilich!“

„Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnehme, sag mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb in's Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen — —“

„Ich höre schon!“ sagte der Wolf; „du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!“

„Wäre ich nicht so alt!“ knirschte der Wolf. „Aber ich muß mich leider in die Zukunft schicken.“ Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

„Kennst du mich, Schäfer?“ fragte der Wolf.

„Deines Gleichen wenigstens kenne ich,“ versetzte der Schäfer.

„Meines Gleichen? daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.“

„Und wie sonderbar bist du denn?“

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß von todtten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht — —“

„Spare die Worte!“ sagte der Schäfer. „Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todtte, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todtte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt und gesunde für krank ansehen. Mach' auf meine Freundschaft also keine Rechnung und geh!“

Ich muß schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen; dachte der Wolf und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?“ fragte der Wolf.

„Dein Pelz?“ sagte der Schäfer. „Laß sehen! er ist schön, die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.“

„Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode und ich vermach' dir meinen Pelz.“

„Er sieh doch!“ sagte der Schäfer. „Kommst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es aber dein Ernst, mir damit ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt.“ — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

„O die Unbarmherzigen!“ schrie der Wolf und gerieth in die äußerste Wuth. „So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!“

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerste brachten und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!“

2. Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebeffert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. „Zu was,“ schrienen sie, „taugt nun das große Gebäude? Kommt, verlasset den unbrauchbaren Steinhaufen!“

3. Zeus und das Pferd.

„Vater der Thiere und Menschen,“ so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zeus, „man will, ich sei eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezierest, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?“ —

„Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an,“ sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht,“ sprach das Pferd weiter, „würde ich stüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schwächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, denn

Schöpfung, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

Gut," versetzte Zeus; „gebilde dich einen Augenblick!" Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

„Hier sind höhere und schwächere Beine," sprach Zeus, „hier ist ein langer Schwanzhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel. Willst du Pferd, daß ich dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.
„Geh," fuhr Zeus fort, „diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenhaftigkeit aber daun und wann reuend zu erinnern, so dauere du fort, neues Geschöpf!" —, Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schauern."

4. Asopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Asopus: „Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen."

„Dich etwas Sinnreiches!" sagte Asop; „wie würde sich das schiden? Würde man nicht sprechen, du seist der Sittenlehrer und ich der Esel?"

5. Die drey Reiche der Natur.

(Kleinigkeiten, 1751.)

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Daß sie, die Schöpfung, dreifach sey,
Die, nach der Reih' der sichtbar'n Wesen,
Der Allmacht Wink zum Seyn erlesen.
Einnäus sagt's; doch sagt er wohl,
Wie man sie recht beschreiben soll?
Vielleicht, daß ich es besser kann.
Ihr lacht? O hört mich doch erst an:

Die Thiere sind dem Menschen gleich;
Und beyde sind das erste Reich.
Die Thiere leben, trinken, lieben,
Ein jegliches nach seinen Trieben.
Der König, Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und neht den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem ersten nicht an Güte gleich.
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niedersinken.
So trinkt die Ceder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das andre Reich gethan.

Das Steinreich ist das dritte Reich;
Und dieß macht Sand und Demant gleich.
Kein Stein fühlt Durst noch zarte Triebe,
Er wächst ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich Mensch, was bleibst du noch? —
Ein Stein!

6. Der Tod.

Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern bey dem Saft der Trauben,
(Stellt euch mein Entsetzen sitr!)
Gestern kam der Tod zu mir!

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Hört, du theurer Bacchusknecht!
Hört, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein sitr dich!
Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd griff er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Waage,
Aut der Pest Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich besreyet,
Als er schnell sein Drohn erneuet.

Narve, sitr dein Gläschen Wein,
Denkst du, sprach er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden,
Laß mich, ich verspreche dir
Meine Kranken halb dastir.

Gut, wenn das ist, magst du leben,
Sprach er. Nur sey mir ergeben.
Lebe, bis du satt gekifft,
Und des Trinkens milde bist.

O, wie schön klingt dieß den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben.
Ewig denn beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreu'n!

7. Sinngedichte. (1753 und 1771.)

a. Die Sinngedichte an den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sehn.

b. An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein als dir nur mög-
lich, lügen,
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen;
Das kam daher: du hattest nicht gelogen.

c. Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz'
ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es
kaufte, war.

d. An Einen.

Du schmähst mich hinterlichs? Das soll mich
wenig kränken.
Du lobst mich in's Gesicht? Das will ich
dir gedenken.

8. Aus: Nathan der Weise. (1779.)

Nathan, ein reicher Jude, der zugleich im Anse großer Weisheit steht, ist von einer weiten Handelsreise mit Schätzen heimgekehrt. Der Sultan Saladin, ein wohlthollender, aber doch verschmenderischer Fürst, braucht Geld und läßt Nathan rufen, will ihn aber, da er von des Juden Weisheit gehört hat, vorher prüfen, wie weit seine Weisheit sich erstrecke.

Saladin und Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz
her! —

Nur ohne Furcht!

Nathan.

Die bleibe deinem Feinde!

Saladin.

Du nennst dich Nathan?

Nathan.

Ja.

Saladin.

Den weisen Nathan?

Nathan.

Nein.

Saladin.

Wohl! nennst du dich nicht; nennst
dich das Volk.

Nathan.

Kann sehn, das Volk!

Saladin.

Du glaubst doch nicht, daß ich
Berächtlich von des Volkes Stimme denke?
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu
kennen,

Den es den Weisen nennt.

Nathan.

Und wenn es ihn
Zum Spott so nennete? Wenn dem Volke
weise

e. Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine liebe Pavian,
Der uns so manches nachgethan.
Ich wette, was er igt gethan,
Thun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.

f. Sittensprüche.

Man würze wie man will mit Widerspruch
die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost und Widerspruch
nicht Fehde.

g. In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

h. Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm;
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beim Weine kehrt sich's um;
Dieses lernet an unsern Tischen.
Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Nichts weiter wär' als klug? und klug nur
der,

Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?

Saladin.

Auf seinen wahren Vortheil, meynst du doch?

Nathan.

Dann freylich wär' der Eigenmüthigste
Der Klügste. Dann wär' freylich klug und
weise

Nur eins.

Saladin.

Ich höre dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen
wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du.
Hast du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht; das auch allem
Macht schon den Weisen.

Nathan.

Zu sehn.
Der sich jeder dünkt

Saladin.

Nun der Bescheidenheit genug!
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trodene Vernunft erwartet, ekelt.

(Er springt auf.)

Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber,
Aufsrichtig, Jud', aufsrichtig!

Nathan.

Will sicherlich dich so bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du sollst das beste haben
Von allem; sollst es um den billigsten
Preis haben.

Saladin.

Wobon sprichst du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird
mit dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherin!)
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan.

So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerk, getroffen? — Wenn ich unver-
hohlen...

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Befeuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —

Nathan.

Gebiete, Sultan.

Saladin.

Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was andern; ganz was andern. — Da
du nun

So weise bist, so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Ich bin ein Jud'.

Sultan,

Saladin.

Und ich ein Muselmann.

Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen
drei

Religionen kann doch eine nur
Die wahre seyn. — Ein Mann, wie du,
bleibt da

Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des
Bessern.

Woblan! So theile deine Einsicht mir
Dann mit. Laß mich die Gründe hören,
denen

Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese
Gründe

Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen —
wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. — Wie?

Du stutest? wägst mich mit dem Auge? —

Kann

Wohl seyn, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede
doch!

Sprich! — Oder willst du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch be-
lauschen;

Will hören, ob ich's recht gemacht. —) Den!
nach,

Geschwind den! nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich
Sittah begeben.)

Nathan allein.

Hm! hm! wunderbar! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? was?

— Ich bin

Auf Geld gefaßt, und er will — Wahrheit.
Wahrheit!

Und will sie so, — so baar, so blank, —
als ob

Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn
noch

Uralte Münze, die gewogen ward! —

Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's

Bret

Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf

Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der
Jude?

Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch
wohl

Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? —
Zwar,

Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —

Zu klein? — Was ist für einen Großen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß, er stürzte mit

Der Thüre so in's Haus! Man pocht doch,
hört

Doch erst, wenn man als Freund sich naht.
— Ich muß

Behutjam gehn! — und wie? wie das? —
So ganz

Stoßjude seyn zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht nicht
minder.

Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur
fragen,

Warum kein Muselmann? — Das war's!
Das kann

Mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist
man

Mit Märchen ab. — Er kömmt. Er kömme
nur!

Saladin und Nathan.

Saladin.
(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm'
dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Überlegung. — Nun, so rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.
Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.
So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Wie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.
Ja! ja! wenn's nöthig ist und nutzt.

Saladin.
Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes
Mit Recht zu führen.

Nathan.
Traum, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz ver-
traue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen.

Saladin.
Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.
Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.
Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach'! erzähl', er-
zähle!

Nathan.
Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verflügung traf,
Auf ewig ihn bey seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sey; und stets der liebste,
Dhn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Ring's, das Haupt, der Fürst des Hau-
ses werde. —
Versteh' mich, Sultan.

Saladin.
Ich versteh' dich. Weiter!
Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu
Sohn,
Auf einen Vater endlich von drey Söhnen,
Die alle drey ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser,
bald

Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Des fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allen
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn,
zwey

Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bey dem er, nach dem Muster seines Ringes
Zwey andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Gibt jedem insbesondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst
doch, Sultan?

Saladin
(der sich betroffen von ihm gewandt).
Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem
Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.
Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von
selbst. —
Raum war der Vater todt, so kömmt ein
jeder
Mit seinem Ring', und Jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man
zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war
nicht

Erweislich; —
(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort
erwartet.)

Fast so unerweislich, als
Uns ist — der rechte Glaube.

Saladin.
Wie, das soll
Die Antwort seyn auf meine Frage? . . .

Nathan.
Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getraut zu unterscheiden, die

Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! —
Ich dächte,

Daß die Religionen, die ich dir
Benannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und
Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Dem gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? —
Nicht? —

Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man
denn

Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umge-
kehrt. —

Kann ich von Dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Missethaten strafft, um meinen nicht
zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht!
Ich muß verstummen.)

Nathan.

Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagen sich! und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr!
— Nachdem

Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! —

Der Vater,

Beiherrte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen laß: eh' müßt' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das beste
Berent zu glauben sey, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu
hören,

Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan.

Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den
Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weiß' ich euch

Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich
Räthsel

Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne?
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das

muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben
zwey

Von euch am meisten? — Macht, sagt an!
Ihr schweigt?

Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seyd ihr alle drey
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drey nicht ächt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drey für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches,
mollt:

Gehet nur! — Mein Rath ist aber der: ihr
nehmt

Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den ächten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Euren Ringes nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und

gewiß,

Daß er euch alle drey geliebt, und gleich
Geliebt, indem er zwey nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an
Tag

Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanft-
muth,

Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülff! Und wenn sich dann der Steine
Kräfte

Bei euern Kindes-Kindesfindern äußern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich; und sprechen. Gehet! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,

Wenn du dich fühltest, dieser weisere
Versprochne Mann zu seyn . . .

Saladin (der auf ihn zukürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).

Ich Staub? Ich Nichts?

O Gott!

Nathan.

Was ist dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan!

Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht

Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sey
mein Freund.

9. Aus: Minna von Barnhelm.

(1763 geb., 1767 herausgegeben.)

Das sächsische Fräulein Minna von Barnhelm ist die Verlobte des preussischen Majors von Tellheim, der unter der Annahme eines Geldbetruges steht, welchen er im siebenjährigen Kriege gegen die sächsischen Stände begangen haben sollte, während er in der That aus eigenen Geldmitteln geholfen und dadurch sein Vermögen verloren hatte. Der redliche und stolze Mann gibt Minna auf und wohnt einsam in einem Gasthose zu Berlin. Noth treibt ihn, den von Minna empfangenen Ring dem Wirth zu versenden. Minna, von seiner Ehrenhaftigkeit überzeugt, kommt, indem sie, von seiner Lage in Kenntniß gesetzt, ihn aufsucht, in denselben Gasthof und sieht in des Wirthes Hand ihren Ring. Die Verlobten begegnen nun einander. Da Tellheim Minna in sein trauriges Schicksal nicht hineinziehen wollte, erbeugt sie den Verlust ihres zu erwartenden Vermögens. Nun kann Tellheim sie nicht verlassen, und da zu gleicher Zeit ein Schreiben des Königs die Entscheidung des Gerichtes bringt, daß Tellheim unschuldig sei und somit seine Ehre wieder hergestellt ist, löst sich die Handlung zu gunsten beider auf.

1. Einkehr des Fräuleins von Barnhelm mit ihrer Jungfer Franziska in den Gasthof.

Der Wirth (den Kopf voranstreckend). Ist es erlaubt, meine gnädige Herrschaft? —

Franziska. Unser Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth (mit einer Feder hinter dem Ohre, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand).
Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünschen, —
(zur Franziska) und auch Ihr, mein schönes Kind, —

Franziska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franziska. Und wünschen Ihm auch einen guten Morgen.

Der Wirth. Darf ich mich untersehen zu fragen, wie Ihre Gnaden die erste Nacht
unter meinem schlechten Dache geruhet? —

Franziska. Das Dach ist so schlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten besser
sehn können.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruht? Vielleicht, daß die gar zu große
Ermüdung von der Reise —

Das Fräulein. Es kann seyn.

Der Wirth. Gewiß! gewiß! denn sonst — — — Indes, sollte etwas nicht vollkommen
nach Ihre Gnaden Bequemlichkeit gewesen seyn, so geruhen Ihre Gnaden nur zu befehlen.

Franziska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir sind auch nicht blöde; und am wenigsten
muß man im Gasthose blöde seyn. Wir wollen schon sagen, wie wir es gern hätten. —

Der Wirth. Hiernächst komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre
hervorzieht).

Franziska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihre Gnaden schon die weisen Verordnungen
unserer Polizei?

Das Fräulein. Nicht im geringsten, Herr Wirth. —

Der Wirth. Wir Wirthse sind angewiesen, keinen Fremden, weiß Standes und Ge-
schlechtes er auch sey, vierundzwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimath,
Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts und so weiter, gehörigen Orts
schriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihre Gnaden werden sich also gefallen lassen — (indem er an einen Tisch
tritt und sich fertig macht zu schreiben).

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (Er schreibt.) „Dato, den 22.
August a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt.“ — Nun Dero Namen, gnä-
diges Fräulein?

Das Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Der Wirth (schreibt). „von Barnhelm“ — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Vätern aus Sachsen.

Der Wirth (schreibt). „Vätern aus Sachsen“ — Aus Sachsen! Ei, ei, aus Sachsen,
gnädiges Fräulein? aus Sachsen?

Franziska. Nun? warum nicht? Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus
Sachsen zu seyn?

Der Wirth. Eine Sünde? Behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachen also? Ei, ei! aus Sachen! Das liebe Sachen! — Aber wo mir recht ist, gnädiges Fräulein, Sachsen ist nicht klein und hat mehrere — wie soll ich es nennen? — Districte, Provinzen. — Unsere Polizei ist sehr exact, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verstehe; von meinen Gütern aus Thüringen also.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das ist besser, gnädiges Fräulein, das ist gewauer. — (Schreibt und liest.) „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebst einer Kammerfrau und zwei Bedienten“ —

Franziska. Einer Kammerfrau? das soll ich wohl seyn?

Der Wirth. Ja, mein schönes Kind. —

Franziska. Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt Kammerfrau Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei ist sehr exact; es möchte ein Mißverständniß geben, welches mir bei meinem Aufgebot einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer und heiße Franziska; mit dem Geschlechtsnamen Willig; Franziska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Vater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Kammisdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung auf den Hof und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter, künftige Stämmen einundzwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es soll mir lieb seyn, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein schönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihre Gnaden etwas bei des Königs Majestät?

Das Fräulein. O nein!

Der Wirth. Oder bei unsern hohen Justizcollegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eigenen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen sich diese eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen sich — Franziska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franziska. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein schönes Kind; die Polizei will alles, alles wissen; und beionders Geheimnisse!

Franziska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was ist zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin sagen?

Franziska. Wir kommen, dem Könige einen Offizier wegzufapern —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind! mein Kind!

Franziska. Oder uns von dem Offizier kapern zu lassen. Beides ist eins.

Das Fräulein. Franziska, bist du toll? — Herr Wirth, die Nase weise hat Sie zum besten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann sie scherzen so viel, wie sie will, nur mit einer hohen Polizei —

Das Fräulein. Wissen Sie was, Herr Wirth? — Ich weiß mich in dieser Sache nicht zu nehmen. Ich dünkte, Sie ließen die ganze Schreiberei bis auf die Ankunft meines Oheims. Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, warum er nicht mit mir zugleich angekommen. Er verunglückte zwei Meilen von hier mit seinem Wagen und wollte durchaus nicht, daß mich dieser Zufall eine Nacht mehr kosten sollte. Ich mußte also vortan. Wenn er vierundzwanzig Stunden nach mir eintrifft, so ist es das längste.

Der Wirth. Nun ja, gnädiges Fräulein, so wollen wir ihn erwarten.

Das Fräulein. Er wird auf Ihre Fragen besser antworten können. Er wird wissen, wem und wie weit er sich zu entdecken hat; was er von seinen Geschäften anzeigen muß, und was er davon verschweigen darf.

Der Wirth. Desto besser! Freilich, freilich kann man von einem jungen Mädchen (Sie Franziska mit einer bedeutenden Miene ansehend) nicht verlangen, daß es eine ernsthafte Sache, mit ernsthaften Leuten, ernsthaft tractire —

Das Fräulein. Und die Zimmer für ihn sind doch in Bereitschaft, Herr Wirth?

Der Wirth. Völlig, gnädiges Fräulein, völlig bis auf das eine —

Franziska. Aus dem Sie vielleicht auch noch erst einen ehrlichen Mann verreiben müssen?

Der Wirth. Die Kammerjungfern aus Sachsen, gnädiges Fräulein, sind wohl sehr mitleidig? —

Das Fräulein. Doch, Herr Wirth, das haben Sie nicht gut gemacht. Lieber hätten Sie uns nicht einnehmen sollen.

Der Wirth. Wie so, gnädiges Fräulein, wie so?

Das Fräulein. Ich höre, daß der Offizier, welcher durch uns verdrängt worden —

Der Wirth. Ja nur ein abgedankter Offizier ist, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Wenn schon! —

Der Wirth. Mit dem es zu Ende geht. —

Das Fräulein. Desto schlimmer! Es soll ein sehr verdienter Mann seyn.

Der Wirth. Ich sage Ihnen ja, daß er abgedankt ist.

Das Fräulein. Der König kann nicht alle verdiente Männer kennen.

Der Wirth. O gewiß, er kennt sie, er kennt sie alle. —

Das Fräulein. So kann er sie nicht alle belohnen.

Der Wirth. Sie wären alle belohnt, wenn sie darnach gelebt hätten. Aber so lebten die Herren während des Krieges, als ob ewig Krieg bleiben würde; als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben seyn würde. Jetzt liegen alle Wirthshäuser und Gasthöfe von ihnen voll; und ein Wirth hat sich wohl mit ihnen in Acht zu nehmen. Ich bin mit diesem noch so ziemlich wegkommen. Hatte er gleich kein Geld mehr, so hatte er doch noch Geldeswerth, und zwei, drei Monate hätte ich ihn freilich noch ruhig können sitzen lassen. Doch besser ist besser. — Apropos, gnädiges Fräulein; Sie verstehen sich doch auf Juwelen? —

Das Fräulein. Nicht sonderlich.

Der Wirth. Was sollten Ihre Gnaden nicht? — Ich muß Ihnen einen Ring zeigen, einen kostbaren Ring. Zwar gnädiges Fräulein haben da auch einen sehr schönen am Finger, und je mehr ich ihn betrachte, je mehr muß ich mich wundern, daß er dem meinigen so ähnlich ist. — O! sehen Sie doch, sehen Sie doch! (Zudem er ihn aus dem Futteral herausnimmt und dem Fräulein zureicht.) Welch ein Feuer! der mittellste Brillant allein wiegt über fünf Karat.

Das Fräulein (ihn betrachtend). Wo bin ich? was seh ich? Dieser Ring —

Der Wirth. Ist seine fünfzehnhundert Thaler unter Brillanten werth.

Das Fräulein. Franziska! — Sieh doch! —

Der Wirth. Ich habe mich auch nicht einen Augenblick bedacht, achtzig Pistolen darauf zu leihen.

Das Fräulein. Erkennst du ihn nicht, Franziska?

Franziska. Der nämlich! — Herr Wirth, wo haben Sie diesen Ring her? —

Der Wirth. Nun, mein Kind? Sie hat doch wohl kein Recht daran?

Franziska. Wir kein Recht an diesem Ringe? — Inwärts auf dem Kasten muß der Fräulein verzogener Name stehen. — Weisen Sie doch, Fräulein.

Das Fräulein. Er ist's, er ist's! — Wie kommen Sie zu diesem Ringe, Herr Wirth?

Der Wirth. Ich? auf die ehrlichste Weise von der Welt. — Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, Sie werden mich nicht in Schaden und Unglück bringen wollen? Was weiß ich, wo sich der Ring eigentlich herschreibt? Während des Krieges hat manches seinen Herrn, sehr oft mit und ohne Vorbewußt des Herrn, verändert. Und Krieg war Krieg. Es werden mehr Ringe aus Sachsen über die Grenze gegangen seyn. — Geben Sie mir ihn wieder, gnädiges Fräulein, geben Sie mir ihn wieder!

Franziska. Erst geantwortet: von wem haben Sie ihn?

Der Wirth. Von einem Manne, dem ich so was nicht zutrauen kann; von einem sonst guten Manne —

Das Fräulein. Von dem besten Manne unter der Sonne, wenn Sie ihn von seinem Eigenthümer haben. — Geschwind bringen Sie mir den Mann! Er ist es selbst, oder wenigstens muß er ihn kennen.

Der Wirth. Wer denn? wen denn, gnädiges Fräulein?

Franziska. Hören Sie denn nicht? unsern Major.

Der Wirth. Major? Recht, er ist Major, der dieses Zimmer vor Ihnen bewohnt hat, und von dem ich ihn habe.

Das Fräulein. Major von Zellheim.

Der Wirth. Von Zellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein. Ob ich ihn kenne? Er ist hier? Zellheim ist hier? Er? er hat in diesem Zimmer gewohnt? Er! er hat Ihnen diesen Ring versetzt? Wie kommt der Mann in diese Verlegenheit? Wo ist er? Er ist Ihnen schuldig? — — Franziska, die Schandliche her! Schließ auf! (Zudem sie Franziska auf den Tisch setzt und öffnet.) Was ist er Ihnen schuldig?

Wem ist er mehr schuldig? Bringen Sie mir alle seine Schuldner. Hier ist Geld. Hier sind Wechsel. Alles ist sein!

Der Wirth. Was hör' ich?

Das Fräulein. Wo ist er? wo ist er?

Der Wirth. Noch vor einer Stunde war er hier.

Das Fräulein. Häßlicher Mann, wie konnten Sie gegen ihn so unfreundlich, so hart, so grausam sehn?

Der Wirth. Ihro Gnaden verzeihen.

Das Fräulein. Geschwind, schaffen Sie mir ihn zur Stelle!

Der Wirth. Sein Bedienter ist vielleicht noch hier. Wollen Ihro Gnaden, daß er ihn auffuchen soll?

Das Fräulein. Ob ich will? Eilen Sie, laufen Sie! für diesen Dienst allein will ich es vergessen, wie schlecht Sie mit ihm umgegangen sind. —

Franziska. Fir, Herr Wirth, hurtig, fort, fort! (Stößt ihn heraus.)

2. Gespräch bei der Ankunft des königlichen Briefes.

v. Tellheim (gegen den Feldjäger). Zu wem wollen Sie?

Ein Feldjäger. Ich suche den Herrn Major von Tellheim. — Ah, Sie sind es ja selbst. Mein Herr Major, dies königliche Handschreiben (das er aus seiner Brieftasche nimmt) habe ich an Sie zu übergeben.

v. Tellheim. An mich?

Der Feldjäger. Zufolge der Aufschrift —

Das Fräulein. Franziska, hörst du? — Der Chevalier hat doch wahr geredet!

Der Feldjäger (indem Tellheim den Brief nimmt). Ich bitte um Verzeihung, Herr Major; Sie hätten es bereits gestern erhalten sollen, aber es ist mir nicht möglich gewesen, Sie auszufragen. Erst heute auf der Parade habe ich Ihre Wohnung von dem Lieutenant Niccaut erfahren.

v. Tellheim. Ich bin Ihnen für Ihre Mühe sehr verbunden.

Der Feldjäger. Es ist meine Schuldigkeit, Herr Major. (Geht ab.)

v. Tellheim. Ah, mein Fräulein, was habe ich hier? Was enthält dieses Schreiben?

Das Fräulein. Ich bin nicht befugt, meine Neugierde so weit zu erstrecken.

v. Tellheim. Wie? Sie trennen mein Schicksal noch von dem Ihrigen? — Aber warum steh' ich an, es zu erblicken? — Es kann mich nicht unglücklicher machen, als ich bin; nein, liebste Minna, es kann uns nicht unglücklicher machen; — wohl aber glücklicher! — Erlauben Sie, mein Fräulein! (Erbricht und liest den Brief.) Ha, er hat sich auch hier nicht verläugnet! — O, mein Fräulein, welche Gerechtigkeit! — welche Gnade! — Das ist mehr, als ich erwartet! — Mehr, als ich verdiene! — Mein Glück, meine Ehre, alles ist wieder hergestellt! — Ich träume doch nicht? (Indem er wieder in den Brief sieht, als um sich nochmals zu überzeugen.) Nein, kein Blendwerk meiner Wünsche! — Lesen Sie selbst, mein Fräulein; lesen Sie selbst!

Das Fräulein. Ich bin nicht so unbescheiden, Herr Major.

v. Tellheim. Unbescheiden? Der Brief ist an mich, an Ihren Tellheim, Minna. Er enthält, — was Ihnen Ihr Oheim nicht nehmen kann. Sie müssen ihn lesen; lesen Sie doch!

Das Fräulein. Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, Herr Major — (Sie nimmt den Brief und liest.)

„Mein lieber Major von Tellheim!

Ich thue Euch zu wissen, daß der Handel, der mich um Eure Ehre besorgt machte, sich zu Eurem Vortheil aufgeklärt hat. Mein Bruder war des nähern davon unterrichtet, und sein Zeugniß hat Euch für mehr als unschuldig erklärt. Die Hofstaatskasse hat Ordre, Euch den bewußten Wechsel wieder auszuliefern und die gethanen Vorküßnisse zu bezahlen; auch habe ich befohlen, daß alles, was die Feldkriegskassen wider Eure Rechnungen urgiren, wieder geschlagen werde. Meldet mir, ob Euch Eure Gesundheit erlaubt, wieder Dienste zu nehmen. Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer Bravour und Denktungsart entbehren. Ich bin Euer wohlaffectionirter König u.“

v. Tellheim. Nun, was sagen Sie hierzu, mein Fräulein?

Das Fräulein (indem sie den Brief wieder zusammenschlägt und zurückgibt). Ich? nichts.

v. Tellheim. Nichts?

Das Fräulein. Doch ja: daß Ihr König, der ein großer Mann ist, auch wohl ein guter Mann sehn mag. — Aber was geht mich das an? Er ist nicht mein König.

v. Tellheim. Und sonst sagen Sie nichts? Nichts von Rücksicht auf uns selbst?

Das Fräulein. Sie treten wieder in seine Dienste; der Herr Major wird Oberlieutenant, Oberster vielleicht. Ich gratulire von Herzen.

v. Tellheim. Und Sie kennen mich nicht besser? — Nein, da mir das Glück so viel zurückgibt, als genug ist, die Wünsche eines vernünftigen Mannes zu befriedigen, soll es einzig von meiner Minna abhängen, ob ich sonst noch jemanden wieder zugehören soll, als ihr. Ihrem Dienste allein sey mein ganzes Leben gewidmet! Die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten. Minna ist keine von den Eiteln, die in ihren Männern nichts als den Titel und die Ehrenstelle lieben. Sie wird mich um mich selbst lieben, und ich werde um sie die ganze Welt vergessen. Ich ward Soldat aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politischen Grundfälle, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sey, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Unschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus diesem Verluhe eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun ist mein ganzer Ergeiz wiederum einzig und allein, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu seyn. Der werde ich mit Ihnen, liebe Minna, unschwer werden; der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben. — Morgen verbinde uns das heiligste Band; und sodann wollen wir um uns sehen und wollen in der ganzen weiten bewohnten Welt den stillsten, heitersten, lachendsten Winkel suchen, dem zum Paradiese nichts fehlt, als ein glückliches Paar. Da wollen wir wohnen; da soll jeder untrer Lage — Was ist Ihnen, mein Fräulein? (Die sich unruhig hin und her wendet und ihre Mißthung zu verbergen sucht.)

Das Fräulein (sich fassend). Sie sind sehr grausam, Tellheim, mir ein Glück so reizend darzustellen, dem ich entzagen muß. Mein Verlust —

v. Tellheim. Ihr Verlust? — Was nennen Sie ihren Verlust? Alles, was Minna verlieren konnte, ist nicht Minna. Sie sind noch das süßeste, lieblichste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne; ganz Güte und Großmuth, ganz Unschuld und Freude! — Dam und wann ein kleiner Muthwille; hier und da ein wenig Eigensinn — Desto besser! desto besser! Minna wäre sonst ein Engel, den ich mit Schauern verehren müßte, den ich nicht lieben könnte. (Ergreift ihre Hand, sie zu küssen.)

Das Fräulein (die ihre Hand zurückzieht). Nicht so, mein Herr! — Wie auf einmal so verändert? — Ist dieser schmeichelnde, stürmische Liebhaber der kalte Tellheim? — Konnte nur sein wiederkehrendes Glück ihn in dieses Feuer setzen? — Er erlaube mir, daß ich bei seiner fliegenden Hitze für uns beide Überlegung behalte. — Als er selbst überlegen konnte, hörte ich ihn sagen, es sey eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trage, ihren Gegenstand der Verachtung auszufsetzen. — Recht, aber ich bestrebe mich einer eben so reinen und edeln Liebe, als er. — Jetzt, da ihn die Ehre ruft, da sich ein großer Monarch um ihn bewirbt, sollte ich zugeben, daß er sich verlebten Träumereien mit mir überlasse? daß der ruhmvolle Krieger in einen tändelnden Schäfer ausarte? — Nein, Herr Major, folgen Sie dem Wink Ihres bessern Schicksals —

v. Tellheim. Nun wohl! Wenn Ihnen die große Welt reizender ist, Minna, — wohl! so behalte uns die große Welt! — Wie klein, wie armselig ist diese große Welt! — Sie kennen sie nur erst von ihrer Fliederseite. Aber gewiß, Minna, Sie werden — Es sey! Bis dahin, wohl! Es soll Ihren Vollkommenheiten nicht an Bewunderern fehlen, und meinem Glücke wird es nicht an Neidern gebrechen.

Das Fräulein. Nein, Tellheim, so ist es nicht gemeint! Ich weiße Sie in die große Welt, auf die Bahn der Ehre zurück, ohne Ihnen dahin folgen zu wollen. — Dort braucht Tellheim eine unbescholtene Gattin! Ein sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen —

v. Tellheim (auffahrend und wild um sich sehend). Wer darf so sprechen? — Ah, Minna, ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich mir vorstelle, daß jemand anders dieses gesagt hätte, als Sie. Meine Wuth gegen ihn würde ohne Grenzen seyn!

Das Fräulein. Nun da! Das eben besorge ich. Sie würden nicht die geringste Spöterei über mich dulden, und doch würden Sie täglich die bittersten einzunehmen haben. — Kurz, hören Sie also, Tellheim, was ich fest beschloßen, wovon mich nichts in der Welt abbringen soll —

v. Tellheim. Ehe Sie austreden, Fräulein, — ich beschwöre Sie, Minna! — überlegen Sie es noch einen Augenblick, daß Sie mir das Urtheil über Leben und Tod sprechen! —

Das Fräulein. Ohne weitere Überlegung! — So gewiß ich Ihnen den Ring zurückgegeben, mit welchem Sie mir ehemals Ihre Treue verpflichtet, so gewiß Sie diesen Ring zurückgenommen: so gewiß soll die unglückliche Barnhelm die Gattin des glücklichen Tellheims nie werden!

v. Tellheim. Und hiermit brechen Sie den Stab, Fräulein?

Das Fräulein. Gleichheit ist allein das feste Band der Liebe. — Die glückliche Barnheim wünschte nur für den glücklichen Tellheim zu leben. Auch die unglückliche Minna hätte sich endlich überreden lassen, das Unglück ihres Freundes durch sich, es sey zu vermehrern oder zu lindern. — Er bemerkte es ja wohl, ehe dieser Brief ankam, der alle Gleichheit zwischen uns wieder aufhebt, wie sehr zum Schein ich mich nur noch weigerte. —

v. Tellheim. Ist das wahr, mein Fräulein? — Ich danke Ihnen, Minna, daß Sie den Stab noch nicht gebrochen. — Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er ist zu haben. (Kalt.) Ich empfinde eben, daß es mir unanständig ist, diese späte Gerechtigkeit anzunehmen; daß es besser seyn wird, wenn ich das, was man durch einen so schimpflichen Verdacht entehrt hat, gar nicht wiederverlange. — Ja, ich will den Brief nicht bekommen haben. Das sey alles, was ich darauf antworte und thue! (Im Begriff, ihn zu zerreißen.)

Das Fräulein (das ihm in die Hände greift). Was wollen Sie, Tellheim?

v. Tellheim. Sie besitzen.

Das Fräulein. Halten Sie!

v. Tellheim. Fräulein, er ist unsehbar zerrissen, wenn Sie nicht bald sich anders erklären. — Alsdann wollen wir doch sehen, was Sie noch wider mich einzuwenden haben!

Das Fräulein. Wie? in diesem Tone? — So soll ich, so muß ich in meinen eigenen Augen verächtlich werden? Nimmermehr! Es ist eine nichtswürdige Kreatur, die sich nicht schämt, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken!

v. Tellheim. Falsch, grmdfalsch!

Das Fräulein. Wollen Sie es wagen, Ihre eigene Rede in meinem Munde zu schelten?

v. Tellheim. Sophistin! So entehrt sich das schwächere Geschlecht durch alles, was dem stärkern nicht ansteht? So soll sich der Mann alles erlauben, was dem Weibe geziemt? Welches bestimmte die Natur zur Stütze des andern?

Das Fräulein. Beruhigen Sie sich, Tellheim! — Ich werde nicht ganz ohne Schutz seyn, wenn ich schon die Ehre des Ihrigen ausschlagen muß. So viel muß mir immer noch werden, als die Noth erfordert. Ich habe mich bei unserm Gesandten melden lassen. Er will mich noch heute sprechen. Hoffentlich wird er sich meiner annehmen. Die Zeit verfließt. Erlauben Sie, Herr Major! —

v. Tellheim. Ich werde Sie begleiten, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Nicht doch, Herr Major; lassen Sie mich! —

v. Tellheim. Eher soll Ihr Schatten Sie verlassen! Kommen Sie nur, mein Fräulein, wohin Sie wollen, zu wem Sie wollen. Überall, an Bekannte und Unbekannte, will ich es erzählen, in Ihrer Gegenwart des Tages hundertmal erzählen, welche Bande Sie an mich verknüpfen, aus welchem grausamen Eigensinne Sie diese Bande trennen wollen. —

10. Aus: Laokoon, oder: über die Grenzen der Malerei und Poesie. (1766.)

Es gibt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Übereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen sein, die sich nichts weniger als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sei, als für den Künstler. Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sei. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig dem Künstler, als der Künstler dem Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei älteren Quellen geschöpft. Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es blos annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Über das Geschrei habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen lehret.

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeugt. Wem gehört er? Dem Dichter oder den Künstlern? Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hilfe kommt, ergreifen sie auch ihn. Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten und mit

ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Anblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheint eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künstlern entwischt sein, in deren verständiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet? In den Bindungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vernebelt er sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen. Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts gibt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl, als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit und da am meisten beschäftigt, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freiheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden und both mit ihren Köpfen über ihn hinausragen. Dieses Bild füllt unsre Einbildungskraft vortreflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Gesichte. Dessenungeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frei sein als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Bindungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben sein. Was man über oder unter oder zwischen den Bindungen von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Ausschwellungen erschienen sein, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Es gibt Zeichner, welche unverständlich genug gewesen sind, sich dessenungeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten alle Bindungen von dem Leibe und Halse um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Bindungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. . . .

Ich finde, Homer malet nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malet er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeinlich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler, da wo Homer malet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und daß seine Grundte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig wählen, als er will. . . .

Für Ein Ding hat Homer gemeinlich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schmale Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Landen des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unseren Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so wird demohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem es anders erscheint und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammenkommt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. . . . Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbschleier, den Degen; und so ist er fertig und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Kleidens malet: ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franse gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.

11. Aus: Hamburgische Dramaturgie. (1767 und 1768.)

Die Dramaturgie soll ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke ist keine Kleinigkeit; aber Wahl setzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meisterstücke aufgeführt werden sollten, so sieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indes ist es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es ist; und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urtheilen lernt. Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man es nur auswendig zu setzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verdirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist.

Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeigt sich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens, unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Den einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht.

Besonders darf es der Schauspieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes raucht gleich schnell vorbei; und nicht selten ist die heutige Laune des Zuschauers mehr Ursache, als er selbst, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme sind Dinge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nöthig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.

Merope von Voltaire fand den außerordentlichsten Beifall, und das Parterre erzeugte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begnügte ehemals das Publikum auch dem großen Corneille sehr vorzüglich; sein Stuhl auf dem Theater ward beständig frei gelassen, wenn der Zulauf auch noch so groß war, und wenn er kam, so stand jedermann auf; eine Distinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdigt werden. Corneille ward im Theater wie in seinem Hause angesehen; und wenn der Hausherr erscheint, was ist billiger, als daß ihm die Gäste ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltaires widerfuhr noch ganz etwas anders; das Parterre ward begierig, den Mann von Angesicht zu kennen, den es so sehr bewundert hatte; wie die Vorstellung also zu Ende war, verlangte es ihn zu sehen, und rief, und schrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire herausstretete und sich begaffen und belustigen lassen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindische Neugierde des Publikums, oder die eitle Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausfiehet? Nicht wie andere

Menschen? Und wie schwach muß der Eindruck sein, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger ist, als die Figur des Meisters dagegen zu halten? Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllt uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als das Product eines einzelnen Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten. Young sagt von der Sonne, es wäre Sünde bei den Hebräern gewesen, sie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieser Hyperbel liegt, so ist es dieser: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne ist so groß, so überschwebend, daß es dem rohen Menschen vergehen, daß es sehr natürlich war, wenn er sich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz sei, wenn er sich also in der Bewunderung der Sonne so sehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermüthe, die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverlässiges von der Person und den Lebensumständen des Homers wissen, ist die Vortrefflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem breiten rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsere Rechnung dabei, es zu vergessen, daß Homer, der Schulmeister in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer ist, welcher uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieser Gesellschaft viel Langerweile haben, um uns nach dem Thirsteher zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muß sehr schwach sein, man muß wenig Natur, aber desto mehr Künsterei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist. So wenig schmeichelhaft also im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publikums, ihn von Person zu kennen, sein müßte (und was hat er dabei auch wirklich vor dem ersten dem besten Marmelstiere voraus, welches der Böbel gesehen zu haben eben so begierig ist?): so wohl scheint sich doch die Eitelkeit der französischen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das Pariser Parterre sah, wie leicht ein Voltaire in diese Falle zu locken sei, wie zahm und geschmeidig so ein Mann durch zweideutige Caressen werden könne: so machte es sich dieses Vergnügen öfter, und selten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, dessen Verfasser nicht gleichfalls hervor mußte und auch ganz gern hervor kam. Von Voltaires bis zum Marмонтel bis tief herab zum Cordier haben fast alle an diesem Prauger gestanden. Wie manches Armesündergesicht muß darunter gewesen sein! Die Pöffe ging endlich so weit, daß sich die Ernsthafteren von der Nation selbst darüber ärgerten. Der sinnreiche Einfall des weisen Polichinell ist bekannt. Und nur erst ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach sich rufen zu lassen. Er erschien durchaus nicht; sein Stück war mittelmäßig, aber dieses sein Betragen desto braver und rühmlicher.

Ich bin überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilt. Es gibt ebenobviel witzige Engländer, als witzige Franzosen: und ebenobviel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer.

Was will ich denn? ich will bloß sagen, was die Franzosen gar wohl haben könnten, daß sie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? Dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine: sie haben es noch nicht, weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun frehlich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzelnen Menschen. — Gottsched galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter nicht zu unterscheiden mußte. Philosophie und Kritik setzte nach und nach diesen Unterschied ins Helle: und wenn Gottsched mit dem Jahrhundert nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmac nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmace seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte: und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Raim riß Corneille ihre Theater ein wenig aus der Barbarey: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben, und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie gewesen) ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem

andern so ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber mir, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquisset, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen ausschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraus pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer bescheiden oder verbrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbaue kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeachtet sein kann, als ich.

Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber specielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren rüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben, ja öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadelt oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Ansehung der Kritik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt.

Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenem dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Blumpheit für Ungewogenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geflinge von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat.

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mißsprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, so wie der Maler sich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch mir eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer sein würde, als ein Fische.

Aber man kann studiren und sich tief in den Irrthum hinein studiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeiten nicht äußern könnte. Indes steh ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unübertreffbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Epicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unvorsprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Nischenschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

12. Erziehung und Offenbarung.

(Die Erziehung des Menschengeschlechts, 1780.)

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht; und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

Ob die Erziehung, aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viel Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellt.

Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie gibt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinde und leichter. Also gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde; sondern sie gab und gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt, wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann, eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß halten müssen.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde, so konnte doch dieser mitgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem diese Theile ein Merkzeichen.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte noch wollte, so wählte er sich ein einziges Volk zu seiner besondern Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

Dies war das israelische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht theil nehmen; und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten, es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben sei nur ein Vorrecht der besseren Aegyptier, und das, um es mit so viel größerem Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven jetzt viel anders?

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs bloß als den Gott seiner Väter erkündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Canaan einsetzte, bezog er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sei, als irgend ein anderer Gott.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur ein er sein kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transcendenten Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen und Eicherheit schließen lernen!

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben; und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigen, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbar sinnliche Strafen und Belohnungen.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anderes Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch nicht gewachsen war, was würde es bei Gott anders gewesen sein, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte. Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

29. Friedrich Nicolai.

(1733—1811.)

Aus: Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Rothaufer.

Der Dorfprediger Sebaldus ist ein Theologe von ehrbarem Charakter, zugleich aber von rationalistischen Grundfäßen, so daß er die christlichen Lehren vom Glauben und von der Gnade nicht anerkennt, die Lehren der Schrift überhaupt mit dem Maßstabe der praktischen Nützlichkeit mißt. Dies zieht ihm Haber mit der Kirchenbehörde, namentlich mit dem Dr. Staunius zu, und er wird seines Amtes entsetzt. Darüber verliert er seine Gattin Wilhelmine; seine Tochter Marianne muß Erzieherin werden, sein Sohn ist den verführerischen Einflüssen der Welt preisgegeben, und er selbst wandert ins Elend. Auf seinen Wanderungen begegnet er Personen, mit denen er in theologischen Streit geräth, er wird von Räubern überfallen, erleidet Schiffsbruch und führt so zwischen Weilin und Holland ein wunderliches Leben. Seine Tochter ist in ihren Stellungen allerlei Gefahren ausgesetzt, wird aber schließlich für die Treue, welche sie ihrem Geliebten (er heißt Säugling) bewährt, belohnt, da das Haupthinderniß einer Verbindung dadurch zusammenfällt, daß Sebaldus in der Lotterie einen bedeutenden Gewinn macht. Er beschließt sein Leben auf einem Landgute, das er sich gekauft. Die Rationalisten in dem Roman sind eble, die Gläubigen boshafte und heuchlerische Menschen.

a. Der Charakter des Sebaldus.

Sebaldus hatte mit vielen seiner wohllehrwürdigen Amts-Brüder, denen er sonst in so vielen Stücken unähnlich war, dennoch eine besondere Ähnlichkeit. Man sollte kaum glauben, daß viele Landprediger, die den Sonntag mit lauter Stimme das Gesetz predigen und die Ungläubigen und Keger mit starken Auszufungen und gelehrten Citationen aus dem Grundtexte so fein zusammenzutreiben wissen, eben die Männer wären, die man die ganze Woche über, als dickstämmige Bächter, wilde Pferdehäudiger, drollige Trinkgesellschaftler und vorlichtige Bucherer gesehen hat. Eben so, wenn man des Sonntags den einfältigen, allen Bauern verständlichen Vortrag des Pastor Sebaldus hörte, so hatte man sich kaum vorstellen sollen, daß dieß der grundgelehrte Mann sey, der alle Commentarien über die prophetischen Bücher durchsühdert hatte, der alle alten und neuen Prophezeungen nebst ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder, wie Schachtel und Dedel, zusammenpassen konnte und dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war.

So wie die meisten großen Begebenheiten aus sehr geringfügigen Ursachen zu entspringen pflegen, so ging es auch derjenigen Hypothese über die Apokalypse, auf die sich Sebaldus am meisten zu gute that. Wilhelmine war, als sie von Hofe kam, sehr Französisch gesimmt, sie sprach und las gern französisch, sie ließ sich sogar merken, daß sie nichts eifriger wünschte, als einmal in ihrem Leben Paris zu sehen, und warf es ihrem Manne mehr als einmal vor, daß er gar nichts von Französischer Artigkeit an sich hätte. Nun fügte es sich unglücklicher Weise, daß der ehrliche Sebaldus schon vorher an allem, was Französisch war, einen überaus großen Mißfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule ein herzlicher Deutscher Haß gegen die Krone Frankreich eingepägt worden, man hatte ihm oft wiederholt, daß sie, nebst dem leidigen Türken, der Erb- und Erzeind von Deutschland sey, daß sie Kaiser und Reich so oft betrogen und ganze Provinzen von dem Deutschen Reiche abgezwickelt habe. Da nun Frankreich außer dem vielen und öftern Unheil, das es auf deutschem Boden angerichtet hatte, sich auch gar in des Sebaldus Herzensangelegenheiten mengte, (dem er ließ sich nicht ausreden, daß

bloß die Neigung zur Französischen Sprache Ursach sey, daß ihn Wilhelmine nicht so herzlich liebte, als ers wünschte,) so verdoppelte sich sein Haß gegen alles, was Französisch war. Weil er nun sonst kein Mittel sah, seinen Unwillen auszulassen, so wandte er sich mit Ernst zu seiner allgemeinen Zuflucht, der Apokalypse, und forschte nach, ob denn in diesem Magazine von Weissagungen nicht eine Weissagung wider die Franzosen enthalten seyn sollte.

Es hat einer von den zweyhundert Schwäbischen Theologen, die die Offenbarung Johannis erklärt haben, es als einen sichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inspiration dieses Buchs angegeben, daß man alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin suche. Dieß erfuhr auch Sebaldus. Denn da er die Apokalypse mit einem Seitenblicke auf Frankreich las, so glaubte er gewisse bisher geheime Bilder in der unstreitigsten Klarheit zu sehen; und er überzeugte sich gänzlich, daß ein großer Theil der Offenbarung Johannis nichts als ein Compendium der Französischen Geschichte wäre, welches vor dem Hamult und Mezeray nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tausend Jahre eher geschrieben worden, als die Begebenheiten sich zugetragen hätten. Er war fest versichert, daß die große Babylon im 17. Kapitel weder die Stadt Rom noch die Freymäurey, sondern die Stadt Paris aneunte. Die Bedeutung der beiden Thiere im 13. und 17. Kapitel konnte er aus dem B. Daniel erläutern, den er deshalb ausdrücklich, nach der Nürnberger Uebersetzung, durchgelesen hatte. Die Entdeckung aber, worauf er sich am meisten einbildete, war, daß die Zahl des ersten Thieres 666 oder 788, die Jesuiten bedeuete, deren Verjagung aus Frankreich er wirklich einige Jahre eher wußte, als der Herzog von Choiseul daran gedacht hatte. Nebenher war er auch versichert, daß das Büchlein im 10. Kapitel, das im Munde süß war, wie Honig, und hernach im Wauche grimmete, offenbar auf die vielen schlüpfrigen sittenverderbenden Französischen Duodezgebände gedeutet werden müßte, die wir Deutschen mit so vieler Begierde lesen. Alle diese und mehrere neue Entdeckungen über die Apokalypse sammelte er in einem großen Werke, an dem er unablässig arbeitete.

Freylich hatten diese gelehrten Bemühungen nicht ganz den Beyfall der schönen Wilhelmine. Sie warf sich zwar, nachdem sie den Hof gänzlich verlassen hatte, in die Litteratur, so wie sich die vom Hofe verwiesenen Französischen Damen in die Devotion werfen; aber diese Litteratur war von der, die Sebaldus trieb, himmelweit unterschieden. Wilhelmine war eine süße Verehrerin der schönen Wissenschaften, wovon Sebaldus ganz und gar nichts verstand. Sie hatte alle guten Deutschen und Französischen Dichter fleißig gelesen und führte in der Konversation nicht selten Stellen daraus an. Im Urtheile über den Werth der Romane war sie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unsre besten neuern Dichter ganz frisch von der Presse, und die Bremischen Beiträge, die Sammlung vermischter Schriften und die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, stückweise kommen ließ. Von ihr erhielten sie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger und die Konrektoren in den benachbarten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unsere schönen Geister des Lesens würdigten.

b. Sebaldus wird von dem Konsistorium verhört.

Sebaldus ward in Person nach der fürstlichen Residenz, vor dem Konsistorium zu erscheinen, gefodert. Als er erschien, sah ihn der Präsident von oben bis unten an, senzte, machte die Augen zu, hob das Angesicht gen Himmel und hielt ihm in einem feinen, etwas hifern und laungezogenen Ton seinen Unfug vor, daß er von etwas anderm, als von Buße und Zerkürschung des Herzens gepredigt hätte, welches den symbolischen Büchern schwurstracks zuwider sey. Kaum hatte er ausgeredet, als der Superintendent aufstand. Er schrie mehr als er sprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Gesichte, runzelte seine starken halbgrauen und halbrothen Augenbraunen, konnte noch nicht sprechen, und schüttete, als er anfang, in einem hohlen bellenden Ton, so schnell, daß ein Wort das andere jagte, ein gestotertes Anathema über das andere auf den armen Sebaldus aus. Er hielt ihm vor, daß die zehn angeworbenen Bauerkerle vermuthlich hätten in den Stand der Gnade kommen können, daß sie nun aber in dem Lande, wohin sie gebracht würden, Atheisten werden und also ewig verdammt werden müßten. Auch er, Sebaldus, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen Schuld wäre, u. s. w.

Sebaldus antwortete bescheiden mit wenig Worten, und ließ am Ende seiner Rede einfließen, „daß Gott gnädiger wäre, als erbitterte Menschen; daß er uns nach der reinen Absicht unsers Herzens, nicht aber nach einem nicht vorhergesehenen Erfolge unserer Handlungen richten werde.“

Stauzins fuhr ihn mit unbeschreiblicher Wuth an: „Ob er die Ewigkeit der Höllenstrafen glaube?“

Sebaldus antwortete ganz gelassen: „Er glaube nicht, daß es Menschen gezieme, der Güte Gottes Maaß und Ziel zu seyn.“ „Sie sehen, meine Herren,“ redete der äußerst angebrachte Superintendent die Anwesenden an, „daß dieser gottlose Mann in den Grundlehren

des Glaubens irrig ist und schändliche grundstürzende Irrthümer behauptet; ich trage also darauf an, daß er unverzüglich seines Amtes entsetzt werde, damit er die Seelen der ihm anvertrauten Heerde nicht ferner in Gefahr bringe."

Der Präsident antwortete hierauf mit sanftmüthiger Miene: "Es ist zwar wahr, daß Ebrn Rothanker sich eine schwere Verschuldung hat zur Last kommen lassen; doch erfordert die christliche Liebe, daß man in einer so wichtigen Sache, als die Absetzung vom Amte ist, sich nicht übereilen müsse. Daher ist meine Meinung, daß dem Fiscal aufgetragen werde, eine in gehöriger Form abgefaßte Klage zu überreichen, welche dem Beklagten, mit dem Bedenten, sie in zween Tagen zu beantworten, sub poena præclusi, und daß alsdann in contumaciam wider ihn erkannt werde, zu communiciren sey, desgleichen, daß derselbe auf nächste Session in vierzehn Tagen beschieden werde, um die alsdann abzuhassende Senteriz anzuhören." Dieser Meinung fielen alle bey, und Sebaldus verflügte sich mit schwerem Herzen nach Hause.

c. Sebaldus wandert mit einem Pietisten nach Berlin.

Sebaldus genoß den schönen Morgen, sang ein frohliches Morgenlied und war so innig vergnügt, daß er gar nicht daran dachte, wie nützlich sein Zustand war, und welchen Zweck die Reise, auf der er jetzt eben begriffen war, haben könnte, bis sein Reisegefährte selbst das Gespräch auf Berlin brachte, wohin sie gingen. Dieser besetzte mit auf die linke Achsel gesentem Haupte und gen Himmel erhobenen Augen das Geseud dieser großen Stadt, wo, wie er versicherte, die Religion ein Gespötte sey, wo niemand in die Kirche gehe, wo ein jeder rechtschaffne Christ verachtet werde, und wo Rotten und Kezereyen regierten. Er beklagte den Sebaldus recht gekliffentlich, weil er, als ein Fremdling, der sich nicht in den besten Umständen befindende, in dieser Stadt voll Frgläubigkeit und voll Unglaubens, ganz gewiß werde umkommen müssen.

"Ich habe," sagte Sebaldus, "bessere Hoffnung. Ich weiß aus der Erfahrung, daß bey dem, was viele Leute Unglauben und Kezerey nennen, die Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen kann."

"Nein! nein!" rief der Pietist mit erhabener Stimme, "wo Glauben ist, da ist auch Liebe! Die findet man aber in dieser Stadt, ja im ganzen Lande, gar nicht. Da herrscht lauter Eigennutz und Betrug, da gehen alle Laster im Schwange, da ist die Ausschlosigkeit aufs höchste gestiegen, da ist alle christliche Liebe erloschen."

Er sagte dieses mit so vieler Dreistigkeit und versicherte so oft, er kenne Berlin, wo er sich oft aufgehalten habe, so genau, und es sey überhaupt eine weltbekannte Sache, daß Sebaldus anfang, darüber nachdenkend zu werden.

"Ich gestehe," sagte er nach einiger Überlegung, "wenn die Einwohner dieser Stadt, ja dieses ganzen Landes, so beschaffen sind, als Sie sie beschreiben, so muß es ein wahres Unglück seyn, unter ihnen zu wohnen. Aber," fuhr er fort, — nachdem er nochmals ein wenig geklaut hatte, — "sollten Menschen, die so gesinnet sind, wohl in Gesellschaft leben können? Sollte ein Staat wohl in kurzer Zeit blühend werden können, der lauter solche Biltzer enthielte? Und doch soll, wie man mich versichert hat, der Preussische Staat, nur seit Menschen-gedanken, sehr blühend geworden seyn; besonders soll ja Berlin am Wohlstande seit dreißig Jahren sichtlich zugenommen haben."

"Der Pietist, der dieses Raisonnement nicht fassen konnte, sagte mit dummer Gleichgültigkeit: "Was hat das Zeitliche mit dem Himmlischen zu thun? Die Kinder dieser Welt sind immer klüger, als die Kinder des Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es gibt in dieser großen Stadt, einige wenige fromme Seelen ausgenommen, die noch ihren Heiland lieb haben, nichts als böse Atheisten, die keinen Gott, keinen Teufel und keine Hölle glauben."

"Ey nun!" sagte Sebaldus, "wenn diese Leute keinen Gott glauben, so glaube ich einen und weiß, daß er keinem seiner Geschöpfe mehr Glend auflegen wird, als es tragen kann."

Sie waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen und hatten sie nur unterbrochen, um beyhm Hereingehen und Herausgehen die kurzen Fragen der wachthabenden Unteroffiziere zu beantworten, die ein Paar so unansehnliche Passagiere nicht des Aufschreibens oder Melbens werth hielten. Als sie an Charlottenburg kamen, erblickte Sebaldus mit Vergnügen jenseit der Spree im königlichen Garten die lange Allee dichtbelaubter Kastanienbäume, unter denen einige einzelne Spaziergänger auf- und abgingen. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Vor dem Schlosse hingegen ging er vorbei, ohne daß es ihm nur einmal eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dieß wäre. So sehr war er gewohnt, von den Schönheiten der Natur schnell gerührt zu werden, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Sie kamen nunmehr in den berühmten Thiergarten. Je mehr sie fortgingen, desto mehr ward Sebaldus entzückt. Man muß anmerken, daß in der Nacht ein starker Strichregen gefallen war, welcher den Sand, mit dem die Natur in diesen Gegenden so freigebig gewesen ist, zum Stehen gebracht und den Staub von den Baumblättern abgewaschen hatte, den

tausend Frauenzimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern und Pferdeflüßen bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pfliegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgelklärt und bereits seit einigen Stunden schien die Sonne. Die gänzlich reine Luft erhob das Grün der Bäume, das auf mannigfaltige Art abgewechselt das Auge belustigte.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weißrindigen Birken und glatten Alazien unterbrochen, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lärchenholze und von düstern Eibenbäumen führen auf weite Plätze und auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Heden von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie gingen durch beschattete Gänge, mit Linden und breitbelaubten Platanusbäumen besetzt, hinter welchen dicke Gebüsche von Erlen und Espen die feuchten Gründe anfüllen, neben ihnen der verwachsene Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappel und der Masholder, wo die weit sich ausbreitende Buche ihre grünen Aste wiegt und erhabene Tannenfichten auf schlantem und geradem Stamme die belaubte Krone, hoch über den dichten Wald einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadelholzes, vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe erquickten sie, so wie sie gingen, und beyh Übergange über jede Querallee begrenzte die Aussicht der benachbarte Spreestrom, auf dem aufgespannte Segel vorbeyswallten.

Sie kamen endlich Nachmittags gegen drey Uhr auf den Platz bey den Zeltern, den weil es Sonntag war, eine Menge Spaziergänger anfüllte. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche die schöne Welt in den Zirkel zusammen bringt, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich nicht längst erst zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen kaueten noch an den reichgewürzten Fricasseen, schmeckten die zusammenconcentrirten Säfte des feinen Ragouts, in Schüsseln mit Ala Fötida grieben, und zogen im voraus das Filmet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinweine gesättigt und fingen an, beyh Desserte den Peter Semeyns, Syrakuser, Ribesaltos und Capwein aus kleinen Gläsern zu schlürfen. Die schönen Damen bürgerlichen Standes waren eben im Begriffe, zu Kaffeewisten zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages, so wie sie sie erzählten wollten, in ihrem Kopfe zusammen, und die französische Kolonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war drey Uhr, und es war also von der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und sich und ihr Leben bey einem Spaziergange und bei einem geringen Labetrunk herzlich genießen. Arbeiter auf Webestühlen und in Schmiedeeisen füllten die Zelter an und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftig über das gemeine Beste die Köpfe zusammen, weißagten neue Auflagen und fällten Urtheile über Gerichte von bevorstehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen vornehmen Standes sehn sollte, war ißt vom gemeinen Manne, im besten Anpuzze und voll frühliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunde Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hut köstlich gepuzt, neben ihm in silberbebrämter Milze seine rothbächtige Liebste, die, zur Feyer dieses ihm längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke übereinander gezogen und ihre neuen kalmanenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre funfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorbllickten. Die große Alice von der Stadt her war von Spaziergängern zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe und Aufsätze nach der neuesten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebalduß Stirn erheiterte sich bey dem Anblicke so vieler vergnügten Leute. Des Pietisten Stirn aber ward dadurch noch mehr gerunzelt. Er rief voll geistlichen Verdrusses aus: „Siehe da die Kinder Belials, wie sie den Lüsten des Fleisches nachziehen! Wie sie den Weg der Sünden gehen, reiten und fahren! Immer gerade in den höllischen Schwefelspuhl hinein!“

„Beyhite Gott!“ sagte Sebalduß, „ich sehe nichts sündliches darin, daß diese Leute den herrlichen Tag genießen, den uns Gott gibt; so weit ich sehen kann, ist ihr Vergnügen sehr unschuldig.“

„O, wie sündlich!“ sagte der Pietist mit entflammten Augen; „das ist recht des Teufels Lothspeiße, wenn er uns mit dem weltlichen Vergnügen ankörnen kann. Ein rechtes Unaben“

und kann kein anderes Vergnügen haben, als sein eignes Elend zu kennen, und zu fühlen, was es heißt, ein recht armer Sünder zu seyn.“

Sebalbus, dem diese gesalbten Weisprüche nicht gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die Herzlichkeit zum Heilande ergriffen hatte, fing an, die Vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die Abtödtlichkeit des Spaziergehens an einem schönen Tage vorzustellen, und ihnen dafür das Seitenhölzgen anzupreisen, in welchem sie recht selige Spaziergänge halten könnten u. s. w.

Einige gingen vor ihm vorbei, beynahe ohne ihn zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen, was sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den Kopf. Endlich versammelte sich doch allerhand Pöbel, der schrie und lärmte und vom Tollhause zu reden anfing, ja einige hoben Erdkloßer auf und warfen sie über ihn weg.

Sebalbus fing an zu fürchten, daß der Auftritt ernsthafter werden möchte, und suchte seinen Reisegefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; diesem aber hatte der geringe Anschein, eine Art von Mäurer zu werden, den Kopf entflammt, und er fing an, mit stärkerer Stimme den Vorübergehenden ein Wort aus dem Herz zu legen.

Endlich gerieth er an einen Kerl, der nach seinem braunen Rocke und rund um den Kopf herum abgesechnittenen Haaren nichts anders, als ein Schlächter oder Gerber seyn konnte. „Mein Freund,“ redete er ihn an, „er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben; o! wenn er wüßte, wie wohl dem ist,

„Der da seine Stunden
In den Wunden
Des geschlacht'nen Lammes verbringt.“

„Herr,“ sagte der Kerl mit starren Augen, „was kann mir das helfen, ich bin vorigen Sonntag im Lamm gewesen, aber das Bier war sauer.“

Und damit ging er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf und verließ unsre Reisenden. Der Pietist vernahmte.

Sebalbus, da sie indessen ins Thor traten und unter den Linden fortgingen, genoß die Schönheit dieser Allee, sog den Duft der Lindeublüthe ein und freuete sich über die fröhlichen Gesichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie gingen einige Straßen stillschweigend fort, bis sie an eine Kirche kamen, in welcher Gottesdienste gehalten wurde. „Siehe da!“ rief der Pietist aus, „wie leer der Weg zum Gottesdienste ist, und wie angefüllt der Weg zu den Häusern des Teufels war! O! wie ist doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum Heilande in dieser großen Stadt ganz ausgeilget! Wie wandelt doch jedermann im Pfade der Ruchlosigkeit, läuft dem Teufel in den Nachen und stürzt sich in das ewige Verderben!“

Sebalbus schauete ungeduldig einigemal rechts und links um sich.

„O Stadt!“ fuhr der Pietist fort; „die du bist wie Sodom und Gomorrha, wie bald wird Gott seinen Feuer- und Schwefelregen über dich ergießen! Und dies wäre schon lange geschehen, wenn nicht wenige Gerechten in dir wären, um derentwillen dich der Herr schonet! Na, mein Freund!“ (hier fing er an zu weinen,) „es gibt hier einige erwählte Seelen, die bis über den Kopf in den Wunden des Lammes sitzen, die zu einem Pünktlein, einem Stäublein, zu einem Nichts geworden sind, und sich nur in das blutige Lamm verliebt haben, diese halten noch diese Stadt, daß sie nicht fällt.“

Indem er dieses sagte, blieb er plötzlich an emer Ecke stehen, zog des Sebalbus alten Überrock aus und gab ihn zurück. Sebalbus bat ihn, denselben so lange zu behalten, als er ihn brauchte. „Nein,“ sagte er, „ich trete nunmehr bei einem lieben Bruder ab. Wie wird dem sein Herz seyn, wenn er mich in meiner Nacktheit siehet; wenn er siehet, was ich um des Heilandes willen gelitten habe! Er wird dann thun, so viel ihn der Heiland heißt.“ Hier drückte er dem Sebalbus die Hand, wünschte ihm den Segen des Herrn, verließ ihn, klopfte an ein vierzig Schritte davon entferntes, großes, wohlgebautes Haus, und gieng, nachdem es geöffnet worden, hinein.

30. Christian Felix Weiske.

(1726—1804.)

1. Aus: Richard der Dritte.

(Trauerspiel, 1776—1780.)

Richard III. ist nach seines Bruders Edwards IV. Tode Protector von England. Um auf den Königsthron zu gelangen, läßt er die Söhne Edwards (Edward und Richard von York) einkerkern. Threl, der Hüter des Gefängnisses, beauftragt, die Knaben zu ermorden, wird von Mitleid ergriffen, so daß Richard selbst die Ermordung übernimmt.

Catesby, vertrauter Höfning des Königs. Richards Minister, Stanley, der den König vergeblich auf die Reblüchkeit zu lenken versucht hat, verbindet sich mit seinem Gegner, Heinrich von Richmond, dem Bräuhaim der Tochter der verwitweten Königin. Richmond besiegt des Königs Heer und dieser fällt schließlich selbst, wird König und vermählt sich mit Elisabeth.

Die Ermordung der Söhne Edwards.

Richard (allein). Ha! er verschloß sie nicht? Ja, dies sind Tyrrels Thaten!
 Wie übel wählt' ich ihn. — Ich seh's, ich bin verrathen!
 Der niederträchtige, verzagte Bösewicht —
 Und er, er lebet noch, und ich erschlug ihn nicht?
 Kaum hört der feige Sklav der Kinder stehend fallen,
 So läßt er schreckenvoll der Hand den Dolch entfallen!
 Er bittet, da sie schrey'n, und fleht gebeugt für sie,
 Und traf sie nicht mein Arm, er tödtete sie nie. —
 Dank sei es diesem Arm! Das Opfer ist geschehen —
 Wohlan; so mögen sie das ganze Schauspiel sehen!
 Es stieß ein Thränenstrom in der Erschlagenen Blut;
 Man fluche meinem Grimm, was fürcht' ich ihre Wuth?
 Die Knaben schreckten mich in Purpur und in Banden;
 Doch nun ist keiner mehr, als ich zum Thron vorhanden. —
 Ich mußte . . . welch Geschrey! Doch dies erweckt sie nicht. . . .
 Ha, Catesby —

Catesby (sehr eilig und außer Ohnem).

Richard. Bringst Du vom Siege mir Bericht?

Catesby. Um uns geschehn, Verräther? Es ist — um uns geschehn!

Richard. Um uns geschehn, Verräther?

Catesby. Ja, Herr — und Stanley ist —

Richard. Wo ist der Missethäter?

Catesby. Entflohn — zum Feinde —

Richard. Wie?

Catesby. Ein drohendes Geschick

Verfolgt uns — unser Heer — weicht halb besiegt zurück,
 Und Stanleys Bruder ist —

Richard. Verwüstung! Tod! Verderben!

Ihr Frevler alle sollt von meinen Händen sterben —
 Und Stanleys Bruder?

Catesby. Herr, mit löwengleichem Muth

Stieß Richmond auf Dein Heer. Es widerstand mit Muth,
 Und mächtiger als er, war von dem blutgen Streite

Im Anfang ganz der Sieg auf meines Königs Seite:

Norfolk, Northumberland und Surrey führten's an;

Doch eh die Helden sich am wenigsten versahn,

Gieng Strange zu dem Feind mit seinen tapfern Schaaren.

Viel Hasser Deines Blicks, gereizt durch sein Verfahren,

Flohn oder folgten ihm Versteinert steht Dein Heer,

Und hört auf das Gebot Northumberlands nicht mehr.

Richmond verstärkt, belebt, lehrt schrecklicher ist wieder,

Dringt wüthend in Dein Heer und mähet Reihen nieder;

Es wallen Ströme Bluts durch jenes Feld einher,

Nur aus Verzweiflung kämpft der Rest von Deinem Heer.

Richard. Entsetzen! Raserei! ich? ich besiegt? verrathen?

Geschlagen? welch ein Preis für meine Missethaten!

Ha! Blitz und Donner stürmt, schlägt auf sie alle zu —

Verflucht sey Richmond, Strang und Stanley, ich und Du —

Verflucht die ganze Welt! Mein Traum! Die letzte Scene —

„Vom Thron, den ich bestieg, ziehn mich des Bruders Söhne

Mit sich in's Grab!“ Schon recht, daß ich sie erst zerriß! —

Gefärbt von ihrem Blut, eil' ich zur Finsterniß.

Doch will ich ungerächt nicht zu der Hölle gehen;

Nein, meinen Weg dahin mit Leichnamen besäen.

(Wilt abgehen.)

Catesby. Herr — — —

- Richard (sieht den Dolch). Hal was willst Du? —
Dieß? Verfluchter, geh voran! —
(Ersticht Catesby.)
- Catesby (sinkt an der Scene zu Boden). Weh mir! —
Richard. Ich treffe Dich im Reich des Schreckens an!
(Geht ab.)
- Threl (der aus halb offener Thür des Kerkers zugehört hat). Wo bin ich?
Aufser mir! — Ach! was hab' ich gesehen! —
Und hier — (er steht auf Catesby.)
- Catesby. Hilf! — tödle mich — ich muß vergehn
Vor Angst — vor Schmerz —
- Threl. Der Lohn des Lasters!
Catesby. Weh! weh mir! (Er stirbt.)
Threl. Gott! gelten Tugenden und Laster gleich vor Dir?
Ach! konnt' ich jene nicht erretten — diesem wehren,
Und den entblößten Dolch auf den Tyrannen kehren,
Daß ich das Ungeheu'r zuvor der Erd entriß? —
Wer kömmt? Ha, Stanley ist's — wo soll ich mich verflecken?
Der tugendhafte Mann ist stets des Bösen Schrecken.
(Er tritt auf die Seite.)
- Stanley. Dank sey dem Ewigen, der uns den Sieg verleiht! —
Von welchen Freuden stüht' ich meine Seele gliht,
Die Tugend, die hier weint, zu trösten, aus den Ketten
Die Unschuld, der der Tod sich näherte, zu retten,
Das Laster unerweicht vor der Glenden Flehn
Bernichtet, wegesezt, und sie gekrönt zu sehn —
(Er steht den Threl.)
- Ha, Threl? ja, Du wirst auch unser Glück beweinen,
Zum mindsten zählte stets Dich Richard zu den Seinen.
- Threl. Vernimm! —
- Stanley. Jetzt ist's nicht Zeit! Ich eil' zur Königin,
Und bring ihr Freud und Sieg —
- Threl (der ihn zurückhält). Ich bitte, geh nicht hin!
Sie ist im Zimmer hier, wo ihre Prinzen liegen.
- Stanley. Man weiß unfehlbar schon das Glück von unsern Siegen,
Sonst ließ man sie gewiß nicht ungestraft hinein?
- Threl. Ach könntest Du sie noch vom Untergang befrehn! —
Ja, Herr, erspare Dir die schrecklichste der Scenen! —
Die Mutter findest Du bei den erschlagenen Söhnen. —
- Stanley. Erschlagen, sagst Du? wie? ich bin des Todes — sprich,
Wer war der Mörder? Du? und Fluch, Fluch treffe Dich!
- Threl. Nein, Richard selbst. Wer sonst konnt' eine That begehen,
Vor der die Menschheit bebt! Doch hab ich sie gesehen,
Herr, eine That, die mich mit Graus und Schrecken füllt
Und ganz in Finsterniß mein übrig Leben hüllt!
- Stanley. Ihr armen Sterblichen! zum Gipfel von dem Glücke
Glaubt ihr euch oft erhöht: ein Blitz schlägt euch zurücke!
- Threl. Zwar Herr, befahl er mir, ihm meinen Arm zu leihn;
Doch wer als Richard kam ein Königsmörder sehn?
Ich folgt' und hofft' ihn noch mit Bitten zu verfühnen —
Umsonst! Mit blohem Dolch und Tod in seinen Mienen
Trat Richard ins Gemach! — Der junge König saß
Mit aufgestützter Hand und hielt ein Buch und las:
Die andre Hand hielt Vort mit Zärtlichkeit umfassen,
Und sah betrübt auf ihn und streichelt' ihm die Wangen,
In Thränen schwamm sein Blick —
- Stanley. Unglücklich, armes Paar!
Threl. Die Riegel rasselten: — sie wurden uns gewahr.
Der Prinz sprang auf und stund vor Schrecken halb entseelt,
Starr wie ein Marmorbild, dem Farb und Odem fehlet;
Er sah gen Himmel auf, und rief nichts, als — „O Gott!“ —
Der Wüthrich lächelte mit einem finstern Spott;

Der kleine Prinz hing sich an seines Bruders Armen,
Der voller Großmuth rief: „ach, nur für den Erbarmen!“
Sie sahn den Dolch — „verbirg,“ schrie York, „mein Bruder mich,
Da kömmt er — doch verbirg Dich selbst zuerst — erst Dich!“

„Ja, sterbi!“ rief Richard aus mit seiner Donnerstimme.
Die Augen funkelten, er schwang den Dolch mit Grimme,
Glüht' im Gesicht, ergriff mit wildem Ungestim
Den York, und schleudert ihn vom Bruder, weit von ihm —

Stanley. Gott! Hörtest Du denn nicht der Unglückselgen Schreien?
Dir seht's ja nicht an Macht, die Unschuld zu bereuen!

Tyrel. Noch hör ich das Geschrey der Lieb und Zärtlichkeit —
Der Bruder jammerte nur um des Bruders Leid.
Vergebens flehten sie den Wüthrich, den Barbaren.
Er sahte, Löwen gleich, den Ältesten bei den Haaren,
Sah laut frohlockend ihm in sein erblaßt Gesicht
Und stürzte Fluch um Fluch. Sein Winseln rüthrt' ihn nicht.
Er stieß den Dolch ihm tief ins Herz — da sank er nieder,
Und betete zu Gott und schloß die Augenlider.

Ein kleines Röcheln gab dem Wüthrich, Richard, ein,
Als möcht' ein Funke noch von Leben in ihm seyn,
Und schrecklich trat er ihm noch auf die Brust und schmähte. —
Ich, ganz gedankenlos, stürzt' auf die Knie und flehte
Nur für den jüngsten Prinzen. „Verfluchter,“ rief er, „wie?
Tödt' ihn, sonst tödt' ich Dich!“ — Ach, wie durchdringend schrie
Das unglückselge Kind: „ach, Richard, ach, erbarne
Dich über mich!“ und warf, als er mich sah, die Arme
Um meinen Hals und drängt' an meinen Busen sich,
Und rief: „Du bist mein Freund, ach Tyrel, rette mich! —
Kannst Du mich tödten sehn?“ Da kam mit wilden Blicken
Richard und stieß den Dolch ihm grausam durch den Rücken.
Voll schmerzlichem Gefühl, das ihm die Wunde gab,
Stürzt er von meinem Hals ist über sich herab;
Ganz überströmt vom Blut fiel er zu Richards Füßen.
Der sah nicht Bluts genug aus dessen Wunde fließen,
Und stieß den Mörderdolch noch zweymal in sein Herz:
Da wand er ängstlich sich und starb . . .

Stanley. Ach, wech' ein Schmerz! —
Zwar hat der Bösewicht die Strafe schon empfangen;
Doch warum ist nicht eh, Gott, dein Gericht ergangen! . . .
Du? Warum tödtest Du durch einen kühnen Strich,
Eh er den Mord vollzog, den Schändlichen nicht gleich?

Tyrel. Ich fühlte durch und durch das Schrecken mich zerrütten,
Der Dolch entfiel der Hand, ich konnte nichts als bitten:
Unfehlbar traf mich auch sein bluterhitzter Strahl,
Doch eine kalte Furcht durchlief ihn auf einmal.
Er sagt, ich sollte schnell die königlichen Knaben,
Wenn mir mein Leben lieb, im Winkel sie begraben.
Die Mutter möchte sich mit der Prinzessin nahen. —
Er gieng, ich sah betäubt vom Schmerz die Körper an;
Die Thüren hört' ich da schnell von einander sprüngen,
Und sah die Mutter selbst und Tochter näher dringen.
Den jüngsten Prinzen sah zuerst die Königin,
Der an der Thüre lag; sie warf sich auf ihn hin,
Riß seine Kleider auf, sah seine Wunden rinnen;
Verzweiflung, Wuth und Angst betäubten ihre Sinnen;
Sie schrie, flucht' auf den Tag, an dem sie ihn gebar,
Und griff schnell nach dem Dolch, der mir entfallen war;
Zum Glück sah ich es, sie hielt ihn bei dem Hefte,
Und eine wilde Angst verdoppelt' ihre Kräfte.
Nach langem Kampf entriß ich ihn erst ihrer Hand;
Sie gieng auf mich mit Wuth, ich stoh zurük — da fand
Sie Ewarden auch, bei dem die Schwester kniete,
Laut meinte, betete, die Hände ringend glühte,

Ihn küßt' und ohne Trost des Himmels Rach' erbat. . . .
 Da stoh ich zitternd fort, des blutgen Auftritts satt!
 Ich stoh sie, um allhier noch inne voller Schrecken,
 Die Missethat, mit ihr die Strafe zu entdeden.

Stanley. Und welche?
 Tyrel.

Catesby, den Richard selbst erschlug.

(Auf Catesby zeigend.)

Da liegt der Bösewicht, den Gott nicht länger trug . . .

Stanley. Den Liebbling seiner Brust hat der Tyrann erschlagen?

Tyrel. Es kam das Ungeheuer, ihm Richards Sieg zu sagen.
 O denk', in welche Wuth die Nachricht ihn gesetzt,
 Ihn, der kaum seines Zorns Richmoude werth geschätzt! —
 Richard, zum erstenmal gerecht in seinem Grimme,
 Durchbohrte wüthend ihn, taub vor des Frevlers Stimme.

Stanley. Wie schrecklich, Ewiger, ist Dein verborgner Rath!
 In Kindern strafft Du noch der Väter Missethat;
 Doch ungezügelt läßt Du Frevler nicht entfliehen,
 Die Deine Rache selbst, sich unberuht, vollziehen. —

2. Romanze.

Als ich auf meiner Bleiche,
 Ein Etlichchen Garn begoß,
 Da kam aus dem Gesträuche
 Ein Mädchen athemlos;
 Sie sprach: ach, ach! Erbarmen!
 Sieht meinem Vater bey!
 Dort schlug ein Fall dem Armen
 Das linke Bein entzwey.

Mitleidig ach! verweilte
 Ich keinen Augenblick.
 Ich lief ihr zu: da eilte
 Sie in's Gebüsch zurück:
 Kaum war ich drinn, so kamen
 Drey Reuter mit dem Schwerdt,
 Ergrißen mich, und nahmen
 Mich mit Gewalt auf's Pferd.

So sehr ich schrie und weinte,
 So ließ man mich nicht los,
 Und bracht', eh' ich's verneunte,
 Mich auf des Grafen Schloß;
 Von da ward ich bald weiter
 (Es war schon finstre Nacht,)
 Begleitet durch die Reuter,
 Ach! nach der Stadt gebracht!

Hier war der Graf. Mein Schreyen
 Half nichts: durch jede Kunst,
 Durch Drohn und Schmeicheleyen
 Ward er um meine Gunst.
 Doch ward mein Haß nur größer,
 Und nun sperrt' er mich ein:
 Und dieß gefiel mir besser,
 Als seine Schmeicheleyen.

Mein Fenster gieng in Garten.
 Heut' stand ich morgens früh,
 Die Sonne zu erwarten,
 Voll Kummer da, und sieh!
 Das Pförtchen an der Mauer
 Stund auf: da fiel mir ein,
 Ob gleich mit manchem Schauer,
 So gleich mich zu befeh'n.

Gedacht und auch geschehen!
 Das Fenster war nicht hoch:
 Und sicherer zu gehen,
 Nahm ich mein Bettchen noch:
 Das warf ich schnell hinunter,
 Ich sprang, und sprang nicht tief:
 Worauf ich denn ganz munter
 Auf, und von dannen lief.

3. An den Schlaf.

Komm, süßer Schlaf, erquide mich,
 Mein mildes Auge schneht sich,
 Der Ruhe zu gesehen,
 Komm, sanft es zuzuschließen.

Wie aber, Freund, o schließt du
 Von nun an es auf ewig zu,

Und diese Auglider
 Säh'n nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein schöner Licht
 Einst meinen Schlummer unterbricht,
 Das ewig, ewig glänzet,
 Und keine Nacht begränzet.

4. Der Aufschub.

Morgen, Morgen, nur nicht heute!
 Sprechen immer träge Leute,
 Morgen! heute will ich ruhn:
 Morgen jene Lehre fassen,
 Morgen diesen Fehler lassen,
 Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
 Kannst du für was anders sorgen!
 Jeder Tag hat seine Pflicht.
 Was geschehn ist, ist geschehen:
 Dieß nur kann ich übersehen!
 Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
 Unsre schnellen Augenblicke
 Gehn vor sich, nie hinter sich.
 Das ist mein, was ich bestzhe,
 Diese Stunde, die ich nütze;
 Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
 Ist im Buche meines Lebens,
 Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
 Wohl denn! Morgen, so wie heute
 Steh' darinn auf jeder Seite
 Von mir eine gute That.

5. Liebe und Wein.

Ohne Lieb' und ohne Wein,
 Was wär' unser Leben?
 Alles, was uns kann erfreuen,
 Müßen diese geben.
 Wann die Großen sich erfreuen,
 Was ist ihre Freude?
 Hübsche Mädchen, guter Wein,
 Einzig diese beyde.

Helden, die des Siegs sich freun,
 Fragen nichts nach Kränzen;
 Sie erholen sich beyhm Wein
 Und bey schlaunen Länzen.
 Uns drückt oft des Lebens Pein,
 Doch nur, waim wir dürften:
 Aber gebt uns Lieb' und Wein:
 O! so sind wir Fürsten!

6. Die Lilliputer.

In Lilliput — ich glaub' es kaum,
 Doch Swift erzählt's — giebt's Leute
 So groß als ungefähr mein Daum;
 Man denk' erst in die Weite!
 Da müßen sie gewiß so klein,
 Als bei uns eine Mücke sein.

O wär' ich dort! Wie groß wär' ich!
 Man nännte mich den Riesen,
 Und mit den Fingern würd' auf mich,

Wo man mich sah', gewiesen.
 „Dort,“ sprächen sie, „dort gehet er!“
 Und vor mir ging' Verwundung her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär',
 Als jetzt, sie aber wären
 Gestiteter, verständiger, —
 Wie? — Würden sie mich ehren?
 Ich glaube kaum. Sie würden schrein:
 „Am Leibe groß, am Geiste klein!“

31. Moses Mendelssohn.

(1729—1786.)

Aus: **Phädon, oder: über die Unsterblichkeit der Seele.**

(Drei Gespräche, 1767. Der folgende Abschnitt nach einer neuen Ausgabe.)

Wie beklagenswerth ist das Schicksal eines Sterblichen, der sich durch unglückliche Sophistereien um die tröstliche Erwartung eines zukünftigen Lebens gebracht hat! Er muß über seinen Zustand nicht nachdenken und wie in einer Betäubung dahin leben oder verzweifeln. Was ist der menschlichen Seele schrecklicher als die Zernichtung und was elender als ein Mensch, der sie mit starken Schritten auf sich zukommen sieht und in der trostlosen Furcht, mit der er sie erwartet, sie schon vorher zu empfinden glaubt? Im Glücke schleicht sich der entsetzliche Gedanke vom Nichtsein zwischen die mollüftigen Vorstellungen wie eine Schlange zwischen Blumen und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglück schlägt er den Menschen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Trost verkümmert, der das Elend verjüßen kann, die Hoffnung einer besseren Zukunft. Ja, der Begriff einer bevorstehenden Zernichtung streitet so wider die Natur der menschlichen Seele, daß wir ihn mit seinen nächsten Folgen nicht zusammenreimen können und, wohin wir uns wenden, auf tausend Ungereimtheiten und Widersprüche stoßen. Was ist das Leben mit allen seinen Mühseligkeiten, besonders wenn die angenehmen Augenblicke desselben von der Angst vor einer unvermeidlichen Zernichtung verüllt werden? Was ist eine Dauer von gestern und heute, die morgen nicht mehr sein wird? Eine höchst verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beschwerlichkeiten, mit welchen sie erhalten wird, sehr schlecht belohnt! Und gleichwohl ist dem, der nichts Besseres zu hoffen hat, diese Kleinigkeit alles. Seiner Lehre zufolge mußte ihm das gegenwärtige Dasein das höchste Gut sein, dem nichts in der Welt die Waage halten kann, müßte das schmerzlichste, das gequälteste Leben dem Tode, als der völligen Zernichtung seines Wesens, unendlich vorzuziehen sein, seine Liebe zum Leben müßte schlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Bewegungsgrund, welche Betrachtung würde mächtig genug sein, ihn in die geringste Lebensgefahr zu führen? Ehre und Nachruhm? Diese Schatten verschwinden, wenn von wirklichen Gütern die Rede ist, die mit ihnen in Vergleichung kommen sollen. Es betrifft das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes? Und wenn es das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts wäre; ihm ist der armselige Genuß weniger Augenblicke alles, was er sich zu trösten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit. Wie kam er sie in die Schanze schlagen?

Was er magt, ist mit dem, was er zu erhalten hofft, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn das Leben ist, nach dem Gedanken dieser Sophisten, in Vergleichung mit allen anderen Gütern unendlich groß.

Hat es aber keine Heldengeister gegeben, die, ohne von ihrer Unsterblichkeit überführt zu sein, für die Rechte der Menschlichkeit, Freiheit, Tugend und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja, und auch solche, die es um weit minder löblicher Ursachen willen auf das Spiel gesetzt. Aber gewiß hat sie das Herz und nicht der Verstand dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wissen, durch diese That ihre eigenen Grundsätze verleugnet. Wer ein künftiges Leben hofft und das Ziel seines Daseins in der Fortschreitung zur Vollkommenheit setzt, der kann zu sich selber sagen: Siehe, du bist hierher gesendet worden, durch Beförderung des Guten dich selbst vollkommener zu machen; du darfst also das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, selbst auf Unkosten deines Lebens befördern. Drohet die Tyrannei deinem Vaterlande den Untergang, ist die Gerechtigkeit in Gefahr, unterdrückt, die Tugend gekränkt und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden, so mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden; stirb, um dem menschlichen Geschlechte diese theuren Mittel zur Glückseligkeit zu erhalten! Das Verdienst, mit so vieler Selbstverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt deinem Wesen einen unansprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer sein wird. Sobald mir der Tod das gewähret, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es meine Pflicht, mein Verth, meiner Bestimmung gemäß zu sterben. Nur alsdann läßt sich der Werth dieses Lebens angeben und mit anderen Gütern in Vergleich bringen, wenn wir es als ein Mittel zur Glückseligkeit betrachten. Sobald wir aber mit dem Leben auch unser Dasein verlieren, so hört es auf, ein bloßes Mittel zu sein: es wird der Endzweck, das letzte Ziel unserer Wünsche, das höchste Gut, wonach wir streben können, das um sein selbst willen gesucht, geliebt und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden; denn es übertrifft alle anderen Betrachtungen an Wichtigkeit. Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem mit diesem Leben alles aus ist, sich nach seinen Grundsätzen dem Wohl des Vaterlandes oder des ganzen menschlichen Geschlechtes aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, so oft die Erhaltung des Vaterlandes z. B. unumgänglich erfordert, daß ein Bürger das Leben verliere oder auch nur in Gefahr komme, es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muß und, was das seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohle des Ganzen aufopere? Wer wird dieses leugnen? Allein dieser Bürger hat das grade entgegengesetzte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf den Untergang seines Vaterlandes suchen, um sein allertheuerstes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moralischen Wesen kommt nach dieser Voraussetzung ein entschiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verursachen, wenn es sein Leben, sein Dasein nur fristen kann. Eben dasselbe Recht haben alle seine Nebenmenschen. Welch ein allgemeiner Aufstand! Welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der sittlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist, ein allgemeiner Krieg aller moralischen Wesen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf seiner Seite hat; ein Streit, der an und für sich selbst auch von dem allgeredtesten Richter der Welt nicht nach Recht und Billigkeit entschieden werden kann! Was kann ungeremter sein?

Offenbar hat der Staat, wie jede andere sittliche Person, ein Recht, denjenigen zu strafen, der sie beleidigt, und wenn es leichtere Strafen nicht thun, ihn sogar am Leben zu strafen. Wenn dies der Fall ist, so muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden sein, die Strafe zu dulden. Ohne diese leidende Verbindlichkeit wäre jenes Recht ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der physischen Welt ein Wirken ohne ein Leiden giebt: ebensovienig kann in der sittlichen Welt ein Recht auf eine Person ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieser Person gedacht werden. Aber so könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns alles wäre. Dieser irrigen Meinung zufolge käme dem abscheulichsten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; sondern wenn er bei der Republik sein Leben verwirkt hat, so ist er besugt, das Vaterland, das seinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das Geschickere ist nicht mehr zu ändern. Das Leben ist sein höchstes Gut; wie kann er ihm das Wohl der Republik vorziehen? Wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorschreiben, die nicht auf sein höchstes Gut abzielt? Wie kann er verbunden sein, etwas zu thun oder zu leiden, das mit seiner ganzen Glückseligkeit streitet? Es wird also ihm nicht unerlaubt sein, ja sogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwert zu vernichten, wenn er sein Leben dadurch retten kann. Wodurch aber hat der Bösewicht diese Besugniss erlangt? Bevor er das zu bestrafende Verbrechen begangen, war er als Mensch verbunden, das Wohl seiner Mitmenschen, als Bürger, das Wohl seiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieser Verbindlichkeit befreien und ihm dagegen das entgegengesetzte Recht gegeben haben, alles neben sich zu vernichten? Was hat diese Veränderung in seinen Pflichten verursacht? Wer untersteht sich zu antworten: Das begangene Verbrechen selbst!

Eine andere unglückselige Folge von dieser Meinung ist, daß ihre Anhänger genöthigt sind, die Vorsehung Gottes zu leugnen. Da nach ihren Gedanken das Leben der Menschen zwischen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeschränkt ist, so können sie den Lauf desselben mit ihren Augen verfolgen und ganz übersehen. Sie haben also Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorsehung, wenn es eine gibt, zu beurtheilen. Nun bemerken sie in den Begebenheiten dieser Welt vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenschaften Gottes machen müssen, nicht übereinstimmt. Manches widerspricht seiner Güte, manches seiner Gerechtigkeit, und bisweilen sollte man glauben, das Schicksal der Menschen sei von einer Ursache angeordnet worden, die am Bösen Vergnügen gefunden. In dem physischen Theile des Menschen entdecken sie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweisensten Absichten und die vollkommenste Übereinstimmung zwischen Mittel und Endzweck: lauter sichtbare Beweise der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem gesellschaftlichen und sittlichen Leben des Menschen, so viel wir allhier davon übersehen können, sind die Spuren dieser göttlichen Eigenschaften ganz unerkennlich. Triumphirende Laster, gekrönte Übelthaten, verfolgte Unschuld, unterdrückte Tugenden sind wenigstens nicht selten. Die Unschuldigen und Gerechten leiden nicht seltener als die Übelthäter; Meuterei gelingt so oft als die weiseste Gesetzgebung und ein ungerechter Krieg so gut als die Vernichtung der Ungeheuer oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Besten des menschlichen Geschlechtes gereicht; Glück und Unglück trifft Güte und Böse ohne merklichen Unterschied und müssen in den Augen dieser Sophisten wenigstens ganz ohne Absicht auf Tugend und Verdienst unter die Menschen vertheilt zu sein scheinen. Wenn sich ein weises, gütiges und gerechtes Wesen um das Schicksal der Menschen bekümmerte und es nach seinem Wohlgefallen ordnete: würde nicht in der sittlichen Welt eben die weise Ordnung herrschen, die wir in der physischen bewundern?

Zwar dürfte mancher sagen: „Diese Klagen rühren nur von unzufriedenen Gemüthern her, denen es weder Götter noch Menschen recht machen können. Erfüllt ihnen alle ihre Wünsche, setzt sie auf den Gipfel der Glückseligkeit: sie finden in den düsteren Winkeln ihres Herzens noch allemal Eigensinn und üble Laune genug, sich über ihre Wohlthäter zu beklagen. In den Augen eines mäßigen und genügsamen Menschen sind die Güter dieser Welt so ungleich nicht ausgetheilt, als man glaubt. Die Tugend hat mehrentheils eine innere Selbstberuhigung zur Gefährtin, welche eine süßere Belohnung für sie ist als Glück, Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unschuld würde sich vielleicht selten an die Stelle des Wütherichs wünschen, der ihr den Fuß in den Nacken setzt; sie würde das in die Augen fallende Glück nur allzuthuer durch innere Unruhen erkaufen müssen. Ueberhaupt wer mehr auf die Empfindungen der Menschen Achtung gibt als auf ihre Urtheile, der wird ihren Zustand lange so beklagenswerth nicht finden, als sie ihn in ihren gemeinen Reden und Unterhaltungen machen.“ So dürfte mancher vorgeben, um die Wege einer weisen Vorsehung in der Natur zu retten. Allein alle diese Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wenn mit diesem Leben nicht alles für uns aus ist, wenn sich die Hoffnungen vor uns hin in's Unerbliche erstrecken. In diesem Falle kann es, ja es muß für unsere Glückseligkeit weit wichtiger sein, wenn wir hiemeden mit dem Unglück ringen, wenn wir Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Übersuß vergeßen. Wenn ich auch das Leben unter tausend Martern endige, was thut dieses? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unschuld erworben, so ist sie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual ist vergänglich und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den schadlos, der unter diesen Qualen sein ganzes Leben aufgibt und mit dem letzten Odem auch alle Schönheiten eines Geistes fahren läßt, die er durch diesen Kampf erworben? Ist das Schicksal eines solchen Menschen nicht grausam? Kann der gerecht und gütig sein, der es so geordnet? Und gesetzt, das Bewußtsein der Unschuld hielte allen schmerzhaften Empfindungen, der Todesqual selbst, die der Unschuldige von den Händen seines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht: soll jener Gewaltthäter, jener Beleidiger der göttlichen und menschlichen Rechte so dahin fahren, ohne jemals aus der blinden Verstocktheit, in welcher er gelebt, gerissen zu werden und vom Guten und Bösen richtigere Begriffe zu erlangen, ohne jemals gewahr zu werden, daß diese Welt von einem Wesen regiert wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger so wenig zu rechtfertigen als gegen den Verfolgten.

Unglücklicher Weise werden viele durch diese anscheinenden Schwierigkeiten verführt, die Vorsehung zu leugnen. Das allerhöchste Wesen, wähen sie, bekümmere sich um das Schicksal des Menschen gar nicht, so sehr es sich auch die Vollkommenheit seiner physischen Natur hat angelegen sein lassen. Tugend und Laster, Unschuld und Verbrechen, wer ihm dienet, und wer ihn lästert, sprechen sie, seien dem allgemeinen Weltgeist vollkommen gleich, und was dergleichen so lächerliche als strafbare Meinungen mehr sind, auf die man nothwendig gerathen muß, sobald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüssig, von dem Grunde dieser Meinungen viele Worte zu machen, da wir alle versichert sind, daß wir unter der gött-

lichen Obhut stehen und das Gute von seinen Händen, so wie das Böse nicht anders als mit seiner Zulassung, empfangen.

Sünder wissen wir einen sicheren und leichteren Weg, uns aus diesem Labyrinth zu finden. In unseren Augen verlugnet das Sittliche so wenig als das Physische dieser Welt die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie sich in der physischen Welt Unordnung in den Theilen, Stürme, Angewitter, Erdbeben, Überschwemmung, Pest u. s. w. in Vollkommenheiten des unermesslichen Ganzen auflösen: eben also dienen in der sittlichen Welt, in dem Schicksale und dem Begegnissen des geselligen Menschen, alle zeitlichen Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergänglichem Ungemach und die Leiden selbst verwandeln sich in bloße Übungen, die zur Seligkeit unentbehrlich sind. Das Schicksal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in seiner ganzen Ewigkeit übersehen können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurtheilen, wenn wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wesens unter einen einzigen, unserer Schwachheit angemessenen Gesichtspunkt bringen könnten; aber alsdann würden wir weder tadeln noch murren noch unzufrieden sein, sondern voller Bewunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten.

Aus allen diesen Beweisgründen zusammengekommen erwächst die zuverlässigste Gewisheit von einem zukünftigen Leben, die unser Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen, zu empfinden, ist keine Beschaffenheit des Körpers und seines feinen Baues, sondern hat seine Bestandtheile für sich. Das Wesen dieser Bestandtheile ist einfach und folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die diese einfache Substanz erworben, muß in Absicht auf sie selbst von unaufhörlichen Folgen sein und sie inuner tüchtiger machen, die Absichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbesondere gehört unsere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit strebendes Wesen, zu dem Geschlechte der Geister, die den Endzweck der Schöpfung enthalten und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu sein. Der Anfang ihres Daseins ist, wie wir sehen, ein Bestreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Wesen ist des unendlichen Wachsthum's fähig; ihr Trieb hat die augencheinliche Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur heüt ihnen nie zu löschenden Durste eine uierschöpfliche Quelle an. Ferner haben sie, als moralische Wesen, ein System von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widersprüche sein würde, wenn sie auf dem Wege zur Vollkommenheit gehemmt und zurückgestoßen werden sollten. Und endlich verweist uns die anscheinende Unordnung und Ungerechtheit in dem Schicksale der Menschen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher sich alles auflöst, was hier verschlungen scheint. Wer hier mit Standhaftigkeit und gleichsam dem Unglücke zum Trost seine Pflicht erfüllt und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn seiner Tugenden endlich genießen; und der Lasterhafte kann nicht dahin fahren, ohne auf eine oder die andere Weise zur Erkenntniß gebracht zu sein, daß die Übelthaten nicht der Weg zur Glückseligkeit sind, Mit einem Worte, allen Eigenschaften Gottes, seiner Weisheit, seiner Güte, seiner Gerechtigkeit, würde es widersprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit strebenden Wesen nur zu einer zeitlichen Dauer geschaffen hätte.

32. Johann Joachim Winkelmann.

(1717—1768.)

Von der Grazie in den Werken der Kunst.

(Zuerst in Biblioth. d. schönen Wissensch., 5.)

Die Grazie ist das vernünftig Gefällige. Es ist ein Begriff von weitem Umfange, weil er sich auf alle Handlungen erstreckt. Die Grazie ist ein Geschenk des Himmels, aber nicht wie die Schönheit, denn er ertheilet nur die Ankündigung und Fähigkeit zu derselben. Sie bildet sich durch Erziehung und Überlegung und kann zur Natur werden, welche dazu geschaffen ist. Sie ist ferne vom Zwange und gesuchten Wize; aber es erfordert Aufmerksamkeit und Fleiß, die Natur in allen Handlungen, wo sie sich nach eines jeden Talent zu zeigen hat, auf den rechten Grad der Leichtigkeit zu erheben. In der Einfachheit und in der Stille der Seele wirkt sie, und wird durch ein wildes Feuer und in ausgebrachten Reigungen verdukkelt. Aller Menschen Thun und Handeln wird durch dieselbe angenehm, und in einem schönen Körper herrscht sie mit großer Gewalt. Xenophon war mit derselben begabet, Thucydides aber hat sie nicht gesucht. In ihr bestand der Vorzug des Apelles, und des Correggio in neueren Zeiten, und Michel Angelo hat sie nicht erlangt: über die Werke des Alterthums aber hat sie sich all-gemein ergossen, und ist auch in dem Mittelmäßigen zu erkennen. . . .

Die Grazie in Werken der Kunst geht nur die menschliche Figur an, und liegt nicht allein in deren Wesentlichem, dem Stande und den Gebärden, sondern auch in dem Zufälligen, dem Schmucke und der Kleidung. Ihre Eigenschaft ist das eigenthümliche Verhältniß der handelnden Personen zur Handlung; denn sie ist wie Wasser, welches desto vollkommener ist, je weniger

Geschmack es hat; alle fremde Artigkeit ist der Grazie, sowie der Schönheit nachtheilig. Man merke, daß die Rede von dem Hohen oder Heroischen und Tragischen der Kunst, nicht von dem tomischen Theile derselben ist.

Stand und Gebärden an den alten Figuren sind wie an einem Menschen, welcher Achtung erwecket und fordern kann, und der vor den Augen weiser Männer auftritt; ihre Bewegung hat den nothwendigen Grund des Wirkens in sich, wie durch ein flüssiges feines Geblüt und mit einem sitzamen Geiste zu geschwehen pflegt; nur allein die Stellung der Bacchanten auf geschnittenen Steinen ist der Absicht bei denselben gemäß, das ist: gewaltsam. Was von stehenden Figuren gesagt wird, gilt auch von liegenden.

In den Gebärden der alten Figuren bricht die Freude nicht in Lachen aus, sondern sie zeigt nur die Heiterkeit vom inneren Vergnügen. In Verlißniß und Unmuth sind sie ein Bild des Meeres, dessen Tiefe stille ist, wenn die Fläche anfängt, unruhig zu werden; auch im empfindlichsten Schmerze erscheint Niobe noch als die Heldin, welche der Latona nicht weichen wollte. Denn die Seele kann in einen Zustand gejetzt werden, wo sie, von der Größe des Leidens, welches sie nicht fassen kann, übertäubt, der Unempfindlichkeit nahe kommt. Die alten Künstler haben hier, wie ihre Dichter, ihre Personen gleichsam außer der Handlung, die Schrecken oder Wehklagen erwecken müßte, gezeigt, auch um die Würdigkeit der Menschen in Fassung der Seele vorzustellen.

Die Neueren, welche theils das Alterthum nicht kennen lernen, oder nicht zur Betrachtung der Grazie in der Natur gelangt sind, haben nicht allein die Natur gebildet, wie sie empfindet, sondern auch, was sie nicht empfindet.

Die Bewegung der Hände, welche die Gebärden begleiten, und deren Haltung überhaupt, ist an allen Statuen, wie an Personen, die von niemand glauben beobachtet zu werden; und ob sich gleich wenig Hände an denselben erhalten haben, so sieht man doch an der Richtung des Arms, daß die Bewegung der Hand natürlich gewesen ist. Diejenigen, welche die mangelnden oder zerstückelten Hände ergänzt, haben ihnen vielmals, so wie an ihren eigenen Werken, eine Haltung gegeben, die eine Person vor dem Spiegel machen würde, welche ihre vermeinte schöne Hand denen, die sie bei ihrem Fuße unterhalten, so lange und so oft sie kann, im bölligen Lichte wollte sehen lassen. Im Ausdrucke sind die Hände insgemein gezwungen, wie eines jungen Anfängers auf der Kanzel. Faßt eine Figur ihr Gewand, so hält sie es wie Spinne-webe. Eine Nemesis, welche auf alten geschnittenen Steinen gewöhnlich ihr Pheplum von dem Busen sanft in die Höhe hält, würde es in neueren Bildern nicht anders thun können, als mit zierlich ausgestreckten drei letzten Fingern.

Die Grazie in dem Zufälligen alter Figuren, dem Schmucke und der Kleidung, liegt wie an der Figur selbst, in dem, was der Natur am nächsten kommt. An den allerältesten Werken ist der Wurf der Falten unter dem Gürtel fast senkrecht, wie sie an einem dünnen Gewande natürlich fallen. Mit dem Wachstume der Kunst wurde die Mannigfaltigkeit geücht; aber das Gewand stellte allezeit ein leichtes Gewebe vor, und die Falten wurden nicht gehäuft, oder hier und da zerstreut, sondern sind in ganze Massen vereinigt. Dieses bleiben die zwei vornehmsten Beobachtungen im Alterthume, wie wir noch an der schönen Flora (nicht der Farnes'schen) im Campidoglio, von Hadrians Zeiten, sehen. An Bacchanten und tanzenden Figuren wurde das Gewand zerstreuter und fliegender gearbeitet, auch an Statuen, wie eine im Palaß Riccardi beweiset; aber der Wohlstand blieb beobachtet und die Fähigkeit der Materie nicht übertrieben. Götter und Helden sind wie an heiligen Orten stehend, wo die Stille wohnt und nicht als ein Spiel der Winde oder im Fahnen-schwenken vorgestellt; fliegende und lustige Gewänder suche man sonderlich auf geschnittenen Steinen, an einer Atalanta, wo die Person und die Materie es erforderte und erlaubte.

33. Joh. Jacob Engel.

(1741—1802.)

1. Aus dem Charaktergemälde: Herr Lorenz Stark. (1801.)

Herr Lorenz Stark ist ein reicher und edel denkender Kaufmann, in seinem Charakter aber rechthaberisch. Er hat einen Sohn und eine Tochter; die letztere ist an einen Arzt, Dr. Herbst, verheirathet und der Augapfel des Vaters. Zu dem Sohne kann sich der Vater nicht stellen, er fällt ihn, da er viel Zeit außer dem Hause verbringt und das Geschäft des Vaters vernachlässigt, für einen Verschwoender und Spieler. Der Sohn aber befindet sich nicht, wie der Vater meint, auf unrecten Wegen, sondern in dem Hause einer Wittve Pfl., mit deren verstorbenem Manne er in Geschäftsverbindung gestanden und dem er auf dem Sterbebette versprochen hatte, die verwickelten Angelegenheiten der hinterbliebenen Wittve zu ordnen. Er gewinnt dabei die Wittve lieb. Ohne Aussicht, mit Bewilligung des Vaters sie heirathen zu dürfen und der Mißverhältnisse überdrüssig, will er das Elternhaus verlassen und anderswo eine selbständige Thätigkeit gewinnen. Die kluge und liebenswürdige Schwester, der verständige Schwager kommen hinter sein Geheimniß, und der Vater ist schließlich mit der Verbindung einverstanden.

a. Charakter des Vaters und des Sohnes.

Herr Lorenz Stark galt in ganz S, wo er lebte, für einen sehr wunderlichen, aber auch sehr vortrefflichen alten Mann. Das Außerliche seiner Kleidung und seines

Betragens verfländigte auf den ersten Blick die alldenteutsche Einfalt seines Charakters. Er ging in ein einfarbiges, aber sehr feines Tuch, grau oder bräunlich, gekleidet; auf dem Kopfe trug er einen kurzen Stuh, oder wenn's galt, eine wohlgeputerte Troddelperücke; mit seinem kleinen Güte kam er zweimal aus der Mode, und zweimal wieder hinein; die Strümpfe waren mit großer Pierlichkeit über das Knie hinaufgewickelt, und die stark besohlenen Schuhe, auf denen ein Paar sehr kleiner, aber sehr hell polirter Schnallen glänzten, waren vorn stumpf abgeschnitten. Von überflüssiger Leinwand vor dem Busen und über den Händen war er kein Freund; sein größter Staat war eine feine Halskrause mit Spitzen.

Die Fehler, deren dieser vortreffliche Mann nicht wenige hatte, und die denen, welche mit ihm leben mußten, oft sehr zur Last fielen, waren so innig mit den besten seiner Eigenschaften verwebt, daß die einen ohne die andern kaum bestehen zu können schienen. Weil er in der That klüger war, als fast alle, mit denen er zu thun hatte, so war er sehr eigenwillig und rechthaberisch; weil er fühlte, daß man ihm selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen keinen begründeten Vorwurf machen könnte, so war er gegen Andere ein sehr freier, oft sehr beschwerlicher Sittenrichter; und weil er, bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit, über keinen Fehler sich leicht erhitzen, aber auch keinen ungeahndet konnte hingehen lassen, so war er sehr ironisch und spöttisch.

In seiner Klasse stand es außerordentlich gut; denn er hatte die langen lieben Jahre über, da er gehandelt und gewirthschaftet hatte, den einfältigen Grundsatz befolgt, daß man, um wohlhabend zu werden, weniger ausgeben als einnehmen müsse. Da sein Anfang nur klein gewesen, und er sein ganzes Glück sich selbst, seiner eigenen Betriebsamkeit und Wirtschaftlichkeit schuldig war, so hatte er in früheren Jahren sich nur sehr karg beholfen: aber auch nachher, da er schon längst die ersten Zwanzigtausend geschafft hatte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie ihm saurer als sein nachheriger ganzer Reichthum geworden, blieb noch immer der ursprüngliche Geist der Sparsamkeit in seinem Hauße herrschend; und dieser war der vornehmste Grund von dem immer steigenden Wachsthum seines Vermögens.

Herrn Stark waren von seinen vielen Kindern nur zwei am Leben geblieben: ein Sohn, der sich nach dem Beispiel des Vaters der Handlung gewidmet hatte, und eine Tochter. Letztere war an einen der berühmtesten Ärzte des Orts, Herrn Doctor Herbst, verheirathet: einen Mann, der nicht weniger Geschicklichkeit besaß, Leben hervorzubringen, als zu erhalten. Er hatte das ganze Haus voll Kinder, und eben dies machte die Tochter zum Liebling des Alten, der ein großer Kinderfreund war. Weil der Schwiegerjohn unsern der Kirche wohnte, die Herr Stark zu besuchen pflegte, so war es ausgemacht, daß er jeden Sonntag bei dem Schwiegerjohn aß, und seine Frömmigkeit hätte zuweilen wohl gern die Kirche versäumt, wenn nur seine Großvaterliebe den Anblick so werthet Enkel und Enkelinnen hätte versäumen können. Es ging ihm immer das Herz auf, wenn ihm der kleine Schwarm, beim Hereintreten ins Haus, mit Jubelgeschrei entgegenprang, sich an seine Hände und Rockschöße hängte, und ihm die kleinen Geschenke abschmeichelte, die er für sie in den Taschen hatte. Unter dem Tischgebete schweiften zuweilen die Augen der Kleinen umher, und er pflegte ihnen dann leise zuzurufen: Andacht! Andacht! aber der gerade am wenigsten Andacht hatte, war er selbst; denn sein ganzes Herz war, wo seine Augen waren, bei seinen Enkeln.

Mit seinem Sohne war dagegen Herr Stark desto unzufriedener. Auf der einen Seite war er ihm zu verschwenderisch, weil er ihm zu viel Geld verkleidete, verritt und verfuhr; insbesondere aber, weil er zu viel in Kaffeehäuser und in Spielgesellschaften ging. Auf der andern Seite verdroß es Herrn Stark, daß der Sohn als Kaufmann zu wenig Unternehmungsgest, und als Mensch zu wenig von der Wohlthätigkeit und Großmuth seines eigenen Charakters hatte. Er hielt ihn für ein Mittelding von einem Geizhalse und einem Verschwender; zwei Eigenschaften, die Herr Stark in gleichem Grade verabshente. Er selbst war der wahre Sparfame, der bei seinem Sammeln und Aufbewahren nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Güte im Auge hat, das mit Geld bewirkt werden kann. Wo er keine Absicht fand, da gab er sicherlich keinen Heller; aber wo ihm die Kostiz des Opfers werth schien, da gab er mit dem kostlichsten Blute von der Welt ganze Hunderte hin. Was ihn aber am meisten auf den Sohn verdroß, war der Umstand, daß dieser noch in seinem dreißigsten Jahre unverheirathet geblieben war, und daß es allen Anschein hatte, als ob er die Zahl der alten Hagestolzen vermehren würde. Der Vater hatte den Sohn zu keiner Heirath bereden, der Sohn keine Vermehrung wollte. Der Vater's Einwilligung schließen wollen; und beide waren in Geschmack und Denkungsart allzuverschieden, als daß ihre Wahl oder ihr Wunsch je hätte übereinstimmen können.

Herr Stark hatte seine ganze Handlung der Aufsicht des Sohnes übergeben, und ihm zur Begehung für seine Mühe einige nicht unwichtige Zweige derselben völlig abgetreten. Nur die Geldgeschäfte, deren er viele und sehr beträchtliche machte, hatte er sich selbst vorbehalten. Indessen unterließ er nie, besonders weil er in die kaufmännische Klugheit seines Stellvertreters nicht das meiste Vertrauen setzte, sich um die übrige Handlung, so wie um das ganze Leben

des Sohnes, zu bekümmern; und da er ohne Unterlaß etwas verjäumt oder nicht ganz nach seinen Grundfäßen fand, so gab dies zwischen Vater und Sohn zu sehr unangenehmen Antritten Anlaß, die am Ende von beiden Seiten ein wenig bitter und beleidigend wurden.

b. Ausföhnung zwischen Vater und Sohn.

Herr Starb ließ gegen Abend durch Monsieur Schlicht den Vater fragen, ob er so glücklich sein könnte, ihn ohne Zeugen zu sprechen. Er ward augenblicklich angenommen und fand das Wort des Doctors bestätigt, daß, wenn er jetzt dem Vater vor Augen träte, er einen ganz andern Blick von ihm sehen, wenn er jetzt mit ihm redete, einen ganz andern Ton von ihm hören würde. Der Empfang war bei allem Ernste so gütig, und die Frage: welche Wirkung in der nicht mehr angenehmen Jahreszeit die Landluft auf ihn gehabt habe, ward mit so vieler Theilnahme vorgebracht, daß die Ängstlichkeit des Sohnes sich um ein Großes verminderte.

Um sein Herz noch mehr zu erleichtern, trat er sogleich auf den Vater zu, und fing eine Bitte um Verzeihung alles Vorgefallenen an, die aber der Vater großmüthig genug war ihn nicht vollenden zu lassen. — Hast Du, fiel er ihm in die Rede, mit deinem Schwager gesprochen? Hat er Dir meine Absichten mit Dir entdeckt?

Ja, mein Vater.

Und Deine Meinung darüber? —

Ich habe für meine Erkenntlichkeit keine Worte. — Er ergriff die Hand des Alten, und küßte sie ihm mit eben so viel Ehrerbietung, als Kühlung.

Hast Du auch die Bedingungen erfahren, die ich Dir mache?

Ich werde sie heilig erfüllen. Nicht bloß als Ihre Befehle, auch als Wünsche meines eignen Herzens. — Thätig zu werden, ist jetzt mein einziger Trieb. — Und da mich Ihre Einsicht, Ihr väterlicher Rath, wie ich hoffe, bei jedem wichtigeren Schritte leiten wird, so verspreche ich mir den besten, glücklichsten Erfolg meiner Bemühungen. Es wird mein eifrigstes Bestreben, mein Stolz, meine höchste Zufriedenheit sein, Ihnen Freude zu machen.

Die werd' ich haben, wenn es Dir woh' geht. — Aber warum erwähnst Du einer der Hauptbedingungen nicht, Deiner Heirath? — Hast Du noch keine Wahl getroffen?

Mit der gewöhnlichen Schüchternheit, womit Fragen dieser Art pflegen beantwortet zu werden, sagte der Sohn: Ich habe.

Kenn' ich Deine Geliebte?

Mit noch größerer Schüchternheit brachte er die Antwort hervor: Seit Kurzem. — Aber äußerst schnell flossen ihm auf einmal die Worte, als er anfang, die Tugenden seiner Geliebten zu preisen, und auf die Bosheit gewisser Glenden zu schelten, deren tückischen, giftigen Pfeilen auch die reinste, unbefleckteste Tugend nicht entgehe.

Diese Vorrede, sagte der Alte, könnte mir bange machen. — Ich bitte um den Namen Deiner Geliebten.

Es half dem Sohne nichts, daß er den Namen der Wittve nur mit ganz leiser, gedämpfter Stimme aussprach. Er war genöthigt, ihr desto lauter zu wiederholen.

Also die! sagte der Alte ernsthaft, indem er mehrere Schritte umherging: die Wittve! — Ist das bloß Nachricht, die Du mir giebst, oder — —

Es ist Vortrag meines innigsten, herzlichsten Wunsches, für den ich um Ihren gütigen Beifall, um Ihre väterliche Bestätigung bitte.

Unter Euch selbst, hoff' ich, ist doch schon Alles ausgemacht? Ihr seid einig? —

Wie freute sich jetzt der Sohn, dem Rathe seines Schwagers gefolgt zu sein, und dem Vater mit voller Wahrheit beistimmen zu können: auch nicht das erste Wort von Liebe ist zwischen ihm und der Wittve gewechselt worden! auch nicht einmal vorläufig, unter vorausgesetzter Zustimmung des Vaters.

Um so besser! sagte der Alte. So braucht nichts erst zurückzugehen.

Zurückgehen, mein Vater? — Sollte es denn das? Müßte es denn das?

Ich sehe den Gang, den diese Liebe genommen, ganz deutlich. Du hast an der Wittve mit einer Rechtschaffenheit, einem Edelmuthe gehandelt, wovon Dein Herz Dir das Zeugniß gibt, daß sie Dir zur Ehre, zur größten Ehre gereichen. So ist natürlich ihr Anblick Dir werth geworden; denn er erinnert Dich an die beste That Deines Lebens; aber eigentliche herzliche Leidenschaft, eigentliche innige Liebe, die bis in das Alter ausdauern und dich für alles entschädigen könnte, was Du ihretwegen entbehren und aufopfern müßtest — nein, mein Sohn! die kann ich hier unmöglich voraussetzen; unmöglich!

Warum unmöglich, mein Vater? — Und was müßt' ich denn ihretwegen entbehren? Was müßt' ich ihr aufopfern? — Ich sehe nichts.

Ist Dir der Reichtum nichts, den so manche Andere Dir zubringen würde? — Die Wittve an sich selbst ist ohne Vermögen.

Wahr! aber — —

Was von den armseligen Trümmern des ehemaligen Lykischen Reichthums auf ihr Theil kömmt, ist nach unseren Rechten die Hälfte. Wie viele der Fonds, die ich aus der Handlung herausziehen vielleicht gezwungen bin, glaubst Du damit decken zu können?

Ich werde mich einschränken, mein Vater. Ich werde die Handlung so viel als nöthig, und mein Hauswesen auf's Äußerste einschränken. Ich werde im höchsten Grade sparsam und thätig werden.

Gut! aber das alles, wirst Du am Ende fragen, und muß jetzt ich fragen: für wen? — Für eine Frau, die schon jetzt nicht die jüngste mehr ist, und von deren Schönheit vielleicht nach wenig Jahren kaum noch einzelne Spuren da sind.

Ist's denn ihre Schönheit, auf die ich sehe? — Gott ist mein Zeuge! noch hab' ich sie mit keiner andern verglichen. Was mich gerührt und mich ihr auf ewig gewonnen hat, sind die Tugenden, die sie in so mancher traurigen, prüfenden Lage bewiesen, und von denen ich Monate lang ein naher, glücklicher Zeuge gewesen.

Der Alte ging von neuem umher und schwieg. — Sie hat Kinder, sing er dann wieder an.

Die vermehren meine Liebe zu ihr. Es sind ein Paar Engel.

Aber Engel, die Bedürfnisse haben. — Laß das Wenige, was aus der Verlassenschaft des Vaters für sie übrig bleibt, durch Zufälle schwinden, so haben Dich diese Kinder Vater genannt, und Du wirst verpflichtet sein, als Vater für sie zu sorgen.

Das werd' ich gewiß, und werd' es mit Freuden.

Mit Freuden? — Was Du ihnen zuwendest, werden Deine eigenen Kinder verlieren. An fremdes Blut wirst Du thörichter Weise wegwerfen, was Deinem eigenen zu Gute kommen könnte. — Ich bitte dich, wie kannst Du einen solchen Gedanken nur fassen? ihm nur einen Augenblick Raum bei Dir geben?

Der Sohn kannte den Vater zu gut, um nicht äußerst betroffen zu werden. — Sie reden da nicht aus Ihrer eigenen Seele, mein Vater; unmöglich! —

Was heißt das? Aus welcher, als aus seiner eigenen, kann man reden?

Sie schaffen sich eine fremde, enge, äußerst beschränkte Seele, die Sie mir als die meinige sehen. Aus ihr nehmen Sie das, womit Sie mich zu verwirren oder zu überzeugen glauben. — Ich sehe, ich habe Ihre Achtung ganz, und habe sie auf immer verloren. Ich werde meinen eigenen Weg gehen müssen. Ich will es. — Mein einziger Wunsch zu Gott ist — indem er die Hände mit Kraft in einander faltete — daß Sie noch lange, lange leben und noch mit eigenen Augen sehen, wie sehr Sie sich in mir irrten, wie sehr Sie mir Unrecht thaten. — Er wandte sich von dem Vater ab gegen das Fenster mit einem ganz zerrütteten, von den niedrigsten Empfindungen zerrissenen Herzen.

Mehr, als einen solchen Beweis seiner Bestinnung und der gänzlichen Umwandlung seines Charakters konnte der Vater nicht fordern. — Nach einer tiefen, feierlichen Stille, worin er dem Sohne Zeit ließ, sich wieder zu sammeln, rief er ihn sanft bei seinem Vornamen: Karl!

Durch das Weiche, Zitternde dieses Tones fühlte sich der Sohn gleichsam unwillkürlich herumzittern. Wie ward ihn, als er den guten, ehrwürdigen Alten da stehen sah, die Augen mit Thränen gefüllt, und die Vaterarme weit gegen ihn offen haltend! Karl! rief der Alte noch einmal: warum hast Du Dich mir so lange verborgen? — Und nun stürzte der Sohn, von Empfindung überwältigt, obgleich noch ungewiß, was er zu hoffen habe, auf den Vater zu, ergriff mit beiden Händen eine der feinnigen, und bedeckte sie ihm mit Küßlen.

Willst Du, sagte der Alte, in dieser schönen, uns beiden gewiß unvergeßlichen Stunde, mir schwören, mir heilig schwören, daß Du nie anders denken willst, als Du Dich jetzt erklärt hast? daß Du nie, auch nicht im Innersten Deines Herzens, der guten Lyk ihren Mangel an Vermögen oder ihre Kinder vorwerfen willst? daß Du Liebe und Tugend ihr für mehr als alles Vermögen anrechnen, und ihre Kinder stets so ansehen willst, als ob sie die Deinigen wären? —

Der Sohn war nicht bloß gerührt, er war erschüttert. — Ich will, ich will, stammelte er, und vermochte kein Wort weiter hervorzubringen.

Ich nehme Deine Nührung für Eidschwur. — Und nun warf er die eine Hand ihm auf die Schulter, zog ihn an sich und küßte ihn wiederholt und von Herzen. — Wegen der Art, wie ich Dich sehe, verlaß Dich auf mich; ich bin kein ungroßmüthiger Vater: und so nimm mein Haus und meine Handlung hin, und obendrein — meinen zärtlichen Vatersegen zu Deiner Liebe! —

Ein so rascher und mannichfaltiger Wechsel der Gefühle war mehr, als das Herz des Sohnes ertrug. Statt dem Vater zu danken, wankte er rückwärts, um einen Stuhl zu gewinnen, auf den er sich halb athemlos hinwarf. Ein plötzlich hervorbrechender Strom von Thränen erleuchtete ihn, während der Alte, der sich neben ihn setzte und ihm selbst seine Thränen trocken ließ, ihm unablässig zuredete: laß doch! laß! Sei ein Mann! Trodne ab, lieber Karl! Wir müssen ja wahrlich zu Deiner Mutter, um ihr Antheil an unserer Freude zu geben. —

Wer weiß, wie lange und wie ungeduldig sie unser schon wartet? — Und wenn mich nicht alles täuscht, so finden wir dort noch zwei Andere, die unser beider Erscheinung mit Sehnsucht entgegenharren.

Wirklich hatten sich bei der Mutter auch der Doctor und die Doctorin eingefunden, um von dem Ausgange der Unterredung, von der sie wußten, daß sie vorkommen würde, desto eher unterrichtet zu sein. Wie gespannt ihre Erwartung war, läßt sich aus dem großen Antheil, den sie bisher an dem Bruder genommen, und aus der mannichfaltigen Mühe, die sie sich seinetwegen gegeben hatten, ermessen. Sie glaubten überwiegende Gründe zu haben, den besten Ausgang zu hoffen, und doch ließen sie, eben wegen der Größe ihres Interesse, sich ein wenig in die Furcht und Angsthchkeit der Mutter hineinziehen, die, weil ihr Interesse das noch größere, noch lebhaftere war, nichts als traurige Ahnungen hatte. —

Desto angenehmer war für Alle die Ueberraschung, als jetzt der Vater in Gesellschaft des Sohnes hereintrat, und ihnen sogleich durch sein Lächeln seine Zufriedenheit, durch seine feuchten, gerötheten Augen seine Rührung verrieth. Er hielt den Sohn an der Hand, der sein Gesicht noch mit dem Tuche verdeckte, und führte ihn der Alten mit den Worten zu: Hier, liebe Mutter, hier bringe ich Dir einen guten, einen würdigen Sohn, der auf Dein Alter Bedacht nimmt, und dich von den Wirtschaftssorgen befreien will, die Dir schon lange zu lästig fielen. Er will sie einer jungen, wackeren Frau übertragen, die er Dich bittet zur Tochter anzunehmen, und Deinen Muttersegen über seine Liebe zu sprechen. — Ertheilest Du wohl seine Wahl nimmermehr; und Du gewiß auch nicht, indem er sich gegen die Tochter umwandte, und beide zwar anlächelte, aber ihnen zugleich mit dem Finger drohte.

Der Sohn konnte unter den Segenswünschen der Mutter und den Antheilsbezeugungen der Schwester und des Schwagers seine Augen so bald nicht trocken. Alle vereinigten sich eifrig, dem Vater zu danken und ihn zu lieblosen, der sie der Reiche nach küßte, aber in seine gewöhnliche muntere Laune für diesen Abend nicht wieder hineinkam. Die Empfindungen, die bei der Unterredung mit dem Sohne ihn tief durchdrungen hatten, waren von zu ernsthafter Natur gewesen, als daß er sogleich wieder zu den muthwilligen kleinen Scherzen hätte zurückkehren können, womit er sonst seine Gespräche zu würzen pflegte.

Er ließ es sich nicht nehmen, am folgenden Tage in eigener Person den Freireisenden seines Sohnes zu machen. — Ob Madame Lyl von diesem Besuche angenehm oder unangenehm überrascht war; ob sie eine bejahende oder verneinende Antwort gab? wird wohl niemand eifrig fragen. — Die Ehe ward eine der glücklichsten in der Stadt. Die Familie hing, jedes Glied mit jedem, durch die zärtlichste Liebe zusammen. Herr Stark erfreute sich bis in's höchste Alter hinauf des Wohlstandes und der vollkommenen Eintracht aller der Seinigen, und genoß das süße, kaum mehr gehoffte Glück, Enkel an seine Brust zu drücken, die nicht bloß seines Blutes waren, sondern auch seinen Namen trugen.

2. Aus: Rede auf Friedrich den Großen.

(Aus: Philosoph für die Welt, 1775—1777.)

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister zeugt; so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollenbung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo ist zu unsern Zeiten das Reich, das an absichtsvoller Weisheit des inneren Baues, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Theile dem unsrigen voranstünde? Oder vielmehr: Wo ist das Reich, das, als System mit System, mit dem unsrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundenen, auf die höchste, durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte, so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majestät des Throns so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Unterthanen zusammenhing, in welchem beider Erhaltung und Wohl so vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdauernden Wirksamkeit die ganze öffentliche Verwaltung so unentbehrlich, — die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannichfaltige Kanäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in kleinem, so tief gegründet, Alles so ganz nur ein Raisonnement war; — so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Kriegs mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte, und gleich sehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geistesfreiheit, als der äußern Sicherheit durch Macht und durch Bündnisse wahrnahm; so ist's der unsrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Übel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie, waren; so ist's der unsrige. — Nur der Unverstand meistert und steht erslaut, wenn sich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Übeln verräth, die er mit besserer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte; die Klugheit, mit tieferem Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle

oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunkleren, verdeckteren Theile des Plans die männliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem helleren und offeneren entgegenleuchtet.

Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäßer, durch so weise Mittel so wohl errichteter Absicht, wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blicke gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung sprach, läßt uns schon die Vernunft errathen, daß so ein System nur Werk eines einzigen Geistes sein konnte; und wer war er, dieser kühne, genievolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand, dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittlern Ansehen zu einem Grade der Macht und des Einflusses erhoben, daß einst halb Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder vor Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreissen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sicherer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach, — der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen und ohne Furcht der Beschämung laut vor der Welt von seinem Falle und ihrem Triumph sprachen, da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum noch zu hoffen wagten — auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergrößerung entdeckte: Er allein war's, der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall vorkaltete, und jeder, auch der mißlichsten Lage Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn und nur auf ihn, den Monarchen treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherren, aus seiner Seele die Verweser des Staats ihre Entwürfe; und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der: zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war, — all ihr Stolz: daß ein Geist von seiner Größe und seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehilfen erklor.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige mit dem Geiste und den Einsichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Gesetzgebers zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, andern übertragen hätte! War er's nicht selbst, der mit aller Überredungsgabe, Feinheit, Feinesgeschmeidigkeit eines Staatsmannes jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß? War's nicht sein eignes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? War's nicht sein eigner Muth, der sein unüberwindliches Heer beseuerte? seine eigne Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal stärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen schrecklichen Zeitpunkt, da alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß römischer Muth hätte zagen und römische Standhaftigkeit wanken können: war's nicht seine eigne Entschlossenheit, Tapferkeit, Geistesgegenwart, unerschütterte Festigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder, was sag' ich, nur vor dem Untergange? — vor der mindesten Einbuße einer Hütte, oder einer Erdscholle an den äußersten Gränzen rettete? War's nicht seine eigne haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen zu Städten erbaute? das Heer verstärkte? die Zeughäuser anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannigfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugewellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feuerige, Raßlose, immer auf Vollendung dringende, immer auf den höchsten Punkt gerichtete in der Thätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft, und Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke, ahnet. Aber bald, bei mehrbreitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung alles vermögen müsse: — und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandne oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthanen innerhalb der Gränzen zu erhalten; wie sollte man nicht auf die herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwellende Strom die Arnte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein enträfterer, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordere werththätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der gehaueten Leidenschaft werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Verteidigung sammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling aufbrach; die ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Gränzen glaubten; die reisende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich aufstrolkte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte; über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn sah, und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen eilend noch stolzer, siegreicher Macht entgegen ging, sie angriff, vernichtete, alles was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte: diese erstaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt, — was läßt sie anderes, als den entscheidendsten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eignen Rauheit, Wildheit, Härte vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege geeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche, — friedliebende Weise, der, weil er alles ist, was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte, das, was mit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meisten streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müßigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegerischen Geistes? Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuschvollen, lärmenden Ergößungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe, spricht, und ihr so gerne für Feinheit und Geschlossenheit ein wenig Schwäche vergibt; jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er, wegen der Anmuth des Sanges und der Lieblichkeit des Gesanges, vor allen den Preis gab: wie sehr verleiht das alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder mehr ihm Glück wünschen, daß ihn die Vorhebung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verläugnung kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfindung; aber Glück werden wir ihm nach der Überzeugung wünschen: daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heers, aber in der That noch bewundernswürdiger ist der stille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schätzen und Süßmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Thrones, und einmal beschlossen konnten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anzehen; aber jede Klage und Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zu dringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Untertanen erwidern, und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre geringfügigkeit mühsamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und konnte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz andrer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstigt von den Mäusen, sich ihnen entwinden, ihnen so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern und immer gefährlicheren Reizen widerstehen, um freiwillig auch die kleinsten, reizlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Denfungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweist einen Adel und eine Größe, die, wenn sie nicht eben so sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabner, als selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr, ist.

34. Christian Garbe.

(1742—1798.)

Über die Leiden des jungen Werther.

(Aus einem Briefe.)

— FÜR mich ist der Charakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Fer-

stellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, da hingegen sie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingefränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verachtet einen niedrigeren Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich sehr weit und richtig sein kann, mit eben dem tadelhaften Stolz, womit der große Gelehrte den mündler Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und Teufel, das andere Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhängen, das dem meinen durchaus entgegen ist; so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele stattgefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne.

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsere Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit, Kunst beim Publikum und — Begierde zu herrschen.

Es weht und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unsrer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen gelangen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo immer abwechselnde, immer gleichingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht kommt dabei alles auf die eine Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiederbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen, nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher gibt. Zudem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhängen. Ich weiß nicht, sagt Werther selbst, was das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht abseht?

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophieren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nämlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Aktivität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel, — mit einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf statt. So weit als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinaus laufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit einem Arm fortleben und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß in's Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich geboren werden, wachsen, leben und sterben läßt, der alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir sein wird, — der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anderes ist: untersuchen, ob es der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt sei, sich zu ermorden; etwas anderes ist die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten, wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch davor bewahrt werden soll? Ohne Zweifel durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem

Anblick der Dinge, keine Richtigkeit in der Schätzung derselben, keine Voraussetzung einer nächsten Zukunft, kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seden präste auf einen einzigen, schwarzen Punkt!

Dies macht bei Werthern einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt und alles, was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz, der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so fern, als er Ähnlichkeit damit gewahrt wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen und fällt auf sie mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Löst er aber in die menschliche Gesellschaft ein, ja so kommt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Ähnlichkeiten der andern, besonders je näher ihm diese andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwierigkeit, in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeinlich von uns selbst vergessenen und vernachlässigten Werke, lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur Einsamkeit und zu bloßem, ungeselligem Nachdenken; zweitens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheitern den Eindrücken, die aus Achtung und Liebe gegen andere entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehen, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennen oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger, verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todtte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist, lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden und darin unglücklich sein: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen bemerkt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todtte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig sein, was für Meinungen über diesen Punkt der Mensch bei sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freilich unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredsamkeit vorzutragen, inbeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten: aus dem einen, wenn sie begangen worden ist, aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beide Gesichtspunkte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabei den andern Gesichtspunkt vergessen; das heißt, er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen ließe.

35. Lyriker und Lehrdichter.

1. Magnus Gottfried Lichtwer. (1719—1783.)

1. Der Vater und die drey Söhne.

(Vier Bücher äsopischer Fabeln, 1748.)

Von Jahren alt, an Gütern reich
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müß erworbnen Segen
Selbst unter die drey Söhne gleich.

Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder:
Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?
Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,
Hieß sich der Vater hier vernehmen,
Der anders thut, der muß sich schämen.

Denn ehrlich seyn heißt uns die Pflicht,
Die That ist gut, doch edel nicht.

Der andre sprach: auf meiner Reise
Ziel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kam davon Zeugniß geben.
Du thatest, sprach der Greis, mein Kind!
Was wir, als Menschen, schuldig sind.

Der jüngste sprach: Bey seinen Schafen
War einst mein Feind vest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand,
Sein Leben stund in meiner Hand
Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke.
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring ist dein, wach' edler Muth!
Wenn man dem Feinde Gutes thut.

2. Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen veste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste,
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorfaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zween abgelebte Rater
Quälten sich ihm bezuzusehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lärmten, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, krachen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser sprinat mit einem Prillgel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um,

Stolpert über einge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reih'n Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

3. Die Rehe.

Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den
Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne;
Erleht er dich, so bist du kalt! —
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.

Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tiger vor ein Thier?
O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Schœusal von Gestalt; sein blizend An-
gesicht
Verräth den Mörder gleich; sein Nachen raucht
von Blute.

Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm
zu Muth'e. —
Sont' unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen
Herrn.

Er ging hinweg; sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.

Der Rehbock stuzte zwar; doch er erholte sich,
Und sprach: Das ist er nicht; der Tiger raucht
von Blute

Und sieht abscheulich fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, gepuzt und
freundlich.

Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
O, solchen Tigern geh' ich nach!
Hub er mit Kühnheit an zu schreien;
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke
brach.

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
Jedoch man warne sie auch für den Schein der
Jugend

Und für das süße Gift, das in den Laster'n steckt;
Sont' macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

4. Die Mäuse.

Es sprach unlängst im Rath der Mäuse
Ein junger Rathsherr von der Reise,
Die er gethan, und was dabei
Ihm selber zugestoßen sei.

Was unter finst'rer Dächer Höhlen
Er hörte, schmeckte, sah und roch,
Berührte, speiste, fand, betroch:
Das wußt' er deutlich zu erzählen.

Ja, fuhr er fort, auf manchen Böden
Sind Thiere, die wie Mäuse reden;
Sie sehn uns gleich vom Kopf zum Bauch!
Sie sind geöhrt wie wir und rauch.

Doch hört, ich sage keine Lügen,
Sie hüllen sich, so groß als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen sie wie Vögel fliegen.

Da riefen zween erfahrene Greise:
Du Narr, das waren Fledermäuse,
Die man hier täglich sehen kann.
Um dieser willen durfte man
Dich nicht in fremde Länder senden.
Und so verweisen viel' ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu sehn,
Das sie umsonst zu Hause fänden.

5. Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild,
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Izt sahr sie ungefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns diesmal, rief der Hausen,
Gewiß nicht ein; doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

2. Gottfried Konrad Pfeffer. (1736—1809.)

1. Das Johanniskwürmchen.

(Poetische Versuche, 1789, 4. Aufl.)

Ein Johanniskwürmchen saß, seines Demantsteins
Unbewußt, im weichen Gras eines Bardenhains.
Leise sächlich aus faulem Moos sich ein Ungehiüm,
Eine Kröte her, und schoß all ihr Gift nach ihm.
Ach, was hab' ich dir gethan? rief der Wurm ihr zu.
Ei, fuhr ihn das Unthier an, warum glänzest du?

2. Der Goldfasan.

Es war einst eine Hungersnoth
Im Thierreich; alles schrie nach Brot.
Die Vögel fielen aus der Luft
Wie Mücken in die weite Gruft.

Ein Goldfasan sächlich matt und schwer
Und ächzend durch den Hain umher.
Ihm sah ein Specht von ferne zu
Und sagte: Freund, was ächzest du?

Au deiner Stelle hätt' ich bald
Den fettsten Fisch im ganzen Wald;
Verkaufe nur dein reiches Kleid,
So hast du Brot auf lange Zeit.

Dem Goldfasan gefiel der Rath;
Er setzte seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster ab,
Der ihm zwo Mehen Korn drum gab.

Nun pflegt er sich bei Fürstenkost;
Doch plötzlich fiel ein Winterfrost,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe kalt und starr.

O weh mir! sprach er nun zum Specht,
Mein guter Freund, dein Rath war schlecht!
Ich weiß, man stirbt aus Hungersnoth;
Doch wer erfriert, ist gleichfalls todt.

3. Das Schiff.

Mit einer reichen Fracht belastet,
Ward lange schon ein Schiff, entmastet
Von des ergrimmten Sturmes Wuth,
Im Veste hin und her getrieben.
Wir alle sterben in der Flut,
Sprach der Pilot, wenn wir's verschieben,
Den größten Theil von unserm Gut
Ins Meer zu werfen. Jeder wollte,
Daß man den Rath besolgen sollte.
Fangt ihr mit euern Ballen an!

Sprach zum Patron der Schiffskaplan.
Wer? Ich? Mit meinen schönen Tüchern?
Erst ist die Reih' an euern Büchern!
Nief der Patron. Und ihr, sprach Zahn
Zu Thoms, mit euern Zuckerkassern
Verföhnet ihr den Ocean!
Nein, eure funfzig Tonnen Thran,
Die nur zu sehr die Last vergrößern,
Nief Thoms, die müssen über Bord!
Dann kömmt es an die Seidenwaaren

Des mitselnden Hebräers dort.
Die Pest ersticke den Korsaren!
Hiel Aaron schäumend ihm ins Wort;
Erl müssen alle deine Frachten,
Dann diese Kisten mit Kaffee,
Gewürz und Goldstaub in die See!
Run mach man laut. Die Zanker machten
Bald größern Lärm als der Drak.
Umsonst warnt der Pilot. Sie lachten
Ihn aus, und eh' sie sich's verjahn,

Herbarst das lecke Schiff. Die Wogen
Umthürmten brüllend es, und zogen
Es plötzlich in den Ocean.
Nur der Pilot und seine Knechte,
Sie warfen während dem Gefechte
Mit leerer Hand sich in ein Boot,
Entflohn dem allgemeinen Tod
An einer Insel sichere Küsten.
Dies Bild malt euch, ihr Egoisten!

3. Johann Gottlieb Willamov. (1736—1777.)

1. Das Vergnügen und der Schmerz.

(Sämmtliche poetische Schriften, 1779.)

„Du, Freundliche! Wer bist du?“ sprach der
Mensch. „Vergnügen
Werd' ich genannt.“ „Und du, aus dessen
Büßen
Berdruf und Trübsinn spricht?“
„Ich bin der Schmerz.“ „Dich mag ich nicht;
Du, du, holdseliges Vergnügen,
Solst mein sein, nimmer von mir gehn.“

„Nein, guter Freund!“ versetzte das Vergnügen,
„Was du begehrst, kann nicht geschehn.
Wer mich verlangt, muß sich bequemen,
Auch meinen Nachbar aufzunehmen,
Den zum Gefährten mir der Himmel auserkor.
Seit uns des Schicksals Hand verbunden,
Hat man uns nie getrennt gefunden;
Bald folg' ich nach, bald geh' ich vor.“

2. Der Schwan und die Lerche.

Schw. Was fliegst du denn beständig über mir?
L. Ich hörte gern einmal dich singen.
Schw. Mich singen? Et! was träumet dir?
Wer füllet dir den Kopf mit solchen
Wunderdingen?
Nie sang ein Schwan.
L. Im Ernst? So singt ihr Schwäne nicht?
Schw. Nein, niemals.
L. Aber doch am Ende eures Lebens?

Schw. Auch dann nicht. Fleuch nur fort
und warte nicht vergebens.
L. Allein, verzeih' es mir, weil jeder Mann
es spricht —
Schw. Was Jedermann spricht, kind, das
glaube darum nicht,
Sonst wirst du dich noch oft betrügen:
Es giebt auch allgemeine Lügen.

3. Die Sonne und die Thiere.

„O Sonne, scheine nicht so heiß,
Ich muß vor Mätigkeit und Schweiß
Bei meiner Arbeit hier erliegen!“
So rief der Esel. „Dank für deinen Schein,
O Sonne!“ rief die Schlange. „Mit Ver-
gnügen
Reg ich mich stundenlang hinein.“
Die Gule schrie: Verschone mein Gesicht
Mit deinem mir verhassten Licht,

„O Sonne! Kann ich doch kein Schlupfloch
finden,
Wohin dein Strahl nicht dringt! Ich werde
noch erblinden!“
„Böhlthät'ge Sonne, sei mir lange noch ge-
neigt!“
Hub eine Feldmaus an, „es reisen meine Ähren;
Vollausfann ich mich wieder nähren!“
Die Sonne hört es an, scheint fort und schweigt.

4. Christoph August Liedge. (1752—1841.)

1. Die Freiheit der Vernunft.

(Aus: Urania, 1801.)

Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres
Leben.
Zur Führerin ist sie, und zu Begleitern sind,
Durch dies verschlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unsern Busen hebt,
Dann strömen sie die Gluth auf unsre Wangen;
Dit aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen die Vernunft nicht niederschwärmen,
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat

Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebensfaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchtbaum reift, und die er-
habne Ceder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.
Gefühle tanzen gern, im holden Zauberzschimmer
Der Phantasie, mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sei immer
Die richtende Gebieterin,

Ihr freies Machtgebot der Leitstern, der uns
führt!

Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebensmelodie:
Dies ist das Königthum, das der Vernunft
gebühret.

Im Menschen walt und wogt die Fluth der
Leidenschaft,

In sanft umgrüntes Ufer hingebebet.
Auf einer Insel thront, mit Herrscherwürd' und
Kraft,

Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,
Zu überschauen dort die Fluth und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe,
Da herrsche nie die wilde Fluth hinauf!
Dem Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit
Wehe,

Wenn jener Wogendrang, empört und unge-
hemmt,

Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt.
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit heller
Spuren,

Wie eine Säulenschrift hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespült.
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht
verdrängen.

O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst ge-
fühlt!

Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit
ihrem Frieden

Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

2. Der menschliche Wille.

Wir sind nicht, um zu sein; wir werden, um
zu werden.

Die Ströme rauschen fort: die Sonnen und
die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.

Kein Wollen dort, sie sind. Im Menschen lebt
ein Wille;

Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen
Fülle;

Er ist durch die Natur und lebt durch seine
That.

Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen
Saat;

Was Menschen säen, werden Götter ernten;
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch
seine That.

Drum wo wir stehn, wir stehn an einer heil'gen
Stelle,

Die zu dem seligen Beruf uns weiht,
Zu schöpfen aus der reinen Quelle
Der freien Lebensherrlichkeit.

Die Quelle wird zum Strom, und was an
ihm gedeiht,

Zum Leben hier gedeiht, geht nicht in ihm
verloren;

Er trägt es hin zu einem sichern Port.
Vermittlerinnen sind die Horen:

So wunderbar wird aus dem Hier das Dort
Mit Mutterähnlichkeit geboren.
Das Dasein ist ein unbebautes Land,

Vom Lusthauch überweht, vom Sonnenstrahl
umlodert,

Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.

Wer Dasein nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Ge-
winn;

Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens
Und gibt die volle Erbschaft hin.

Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub durch Raum und Zeit.

Nur Thätigkeit, entschloss'ne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebensstochter,

Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die
entflohn.

Wie jene Göttin ihren Sohn,
Tauscht sie das Leben in die Fluten

Der weihenden Unsterblichkeit;
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit

Und rettet sterbende Minuten.
So laß dann in der Gegenwart

Die hebre Zukunft uns umfassen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele noch ge-
fangen

In einem engen Kerker harret,
Der höhern Freiheit harret, zu welcher wir be-
rufen

Und innig eingeweiht sind,
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungs-
stufen

Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freien Manne reißt das Kind.

5. August Friedrich Langbein. (1757—1835.)

1. Die Belagerung.

(Sämmtliche Gedichte, 1841.)

Vor alter Zeit ward eine Stadt
Von Feinden eingeschlossen,
Und Tag und Nacht mit einer Saat
Von Kugeln heiß begossen.

Die Mauer trotzte zwar dem Sturm:
Doch bald begann der Hungertoum
In zwanzig tausend Wagen
Mit scharfem Zahn zu nagen.

Die Schatten lief das Volk herum
Und schrie: „Ergebt euch, Narren!
Der Hunger zieht mich schieb und krumm;
Ich kann nicht länger haaren!“ —
Da schritt mit Löwenmuth herbei
Ein Meister von der Schneiderei,
Gebietend: „Still, ihr Memmen!
Ich will dies Unglied heimmen!“ —

Drauf ließ sich dieser kühne Held
In eine Bockshaut nähen,
Und sich, als Bock, vor aller Welt
Straß auf der Mauer sehen.
Er mederte vom hohen Wall
Auch so natürlich, daß der Schall,
Den weit und breit man hörte,
Die Feind' im Lager thörte.

2. Die Stationen des Lebens.

Schon haben viel Dichter, die lange verblichen,
Mit einer Reise das Leben verglichen.
Doch hat uns bis heute, so weit mir bekannt,
Die vier Stationen noch Keiner genannt.

Die erste geht sanft durch das Ländchen der
Kindheit.

Da sehn wir, geschlagen mit glücklicher Blindheit,
Die lauerten Sorgen am Wege nicht stehn,
Und rufen bei Blümchen: Ei, eia, wie schön!

Wir kommen mit klopfendem Herzen zur
zweiten,
Als Jüngling und Mädchen, die schon was
bedeuten.

Hier setzt sich die Liebe mit uns auf die Post
Und reicht uns bald süße, bald bittere Kost.

„Ha! fluchten sie: Hol' euch die Pest!
Am klügsten wär's, wir gingen.
Nun läßt sich doch das Teufelsnest
Auch nicht durch Hunger zwingen.
Das Volk hat Fleisch noch, wie man spürt;
Seht, auf dem Wall umherispaziert
Ein wohlgenährtes Bäckchen,
Und medert wie ein Stöckchen!“

Sie brachen auf, und bald war schon
Kein Feind mehr in der Munde.
Doch Undank ist der Erde Lohn!
Denn seit derselben Stunde,
Da dieser Schneiderheld die Stadt,
Als Piegenbock, befreiet hat,
Gefiel's dem rohen Haufen,
Die Schneider so zu tausend.

Die Fahrt auf der dritten gibt tüchtige
Schläge.

Der heilige Eh' stand verschlimmert die Wege.
Oft mehren auch Mädel und Zungen die
Noth,

Sie laufen am Wagen und schreien nach Brod.

Noch ängstlicher ist auf der vierten die Reise
Für steinalte Mütter und wankende Greise.
Der Tod auf dem Kutschbock, als Postillion,
Jagt wild über Hügel und Thäler davon.

Auch Reisende, jünger an Kräften und Jahren,
Beliebt oft der flüchtige Postknecht zu fahren:
Doch alle kutschirt er zum Gasthof der Ruh.
Nun, ehrlicher Schwager, wenn das ist, fahr zu.

6. Johann Christoph Friedrich Haug. (1761—1829.)

1. An Wahl.

(Sinngedichte, 1791; Zweihundert Sperrbela auf Wahl's ungeheure Nase, 1822.)

Wer deine Nase mißt,
Süßt, eh' er fertig ist.

Die Ewigkeit — ohne Periphrase —
Dauert etwas länger als deine Nase.

Sprich, wohn deine Nase geht? —
Euch belehrt ein großer Poet:
„Bis dahin, wo kein Hauch mehr weht,
Wo der Markstein der Schöpfung steht.“

Deine Wohlgeruchskertase
Muß beneidenswürdig sein.
Denn du schnüffelst mit der Nase
Husch! den ganzen Frühling ein.

Als du jüngsthin schlummertest im Grase,
Ragte himmelan die Wundernase,
Und die Dorfbewohner weit umher
Zählten einen Kirchturm mehr.

2. Sinngedichte.

Nies, Wandrer eines Ehmanns Schmerzen!
Schön war mein Weib und jung! O blicke
her!
Jetzt liegt ein Stein auf ihrem Herzen,
auf meinem keiner mehr.

Das Grab ist eine Brück' ins bessere Leben;
Den Brückenzoll müßt ihr dem Arzte geben.

Bavs Lied erhob den Wein
Zum Dichterstedenpferde.
Dav muß kein Dichter sein:
Ihn wirft es oft zur Erde.

Ein Schwurte stahl mir heut
„Beklagenswerther Dieb!“ —
Was ich seit Jahren schrieb.
„Beklagenswerther Dieb!“

7. Johann Peter Hebel. (1760—1826.)

1. Der Winter.

(Alemannische Gedichte, 1821.)

Isch echt do obe Baumwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
In d Gärten aben und uss Hus.
Es schneit doch au, es isch e Grus!
Und s hangt no menge Wage voll
Am Himmel obe, mert i wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
Se het er vo der Bauwele chaufft:
Er treit sie uf der Achse no
Und uffem Huet und lauft derwo.
Was lauffsch denn so, du närrische Ma?
De wirsch sie doch nit gstohe ha?

Und Gärten ab und Gärten uf
Hen alli Scheie (Zaunrahl) Schüppli uf.
Sie stöhn wie grozsi Here do:
Sie meine, s heigs suft niemes so.
Der Ruzbaum het doch au si Sach,
Und s Here Hus und s Chilchedach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee:
Me sacht kei Stroß und Fueßweg meh.
Weng Comechörnli klei und zart
Lit unterm Bode wol verwahrt;
Und schneis, so lang es schneie mag,
Es wartet uf si Osiertag.

Weng Summerbögli schöner Art
Lit unterm Bode wol verwahrt;
Es het kei Chummer und kei Schlag,
Und wartet uf si Osiertag;
Und gangs au lang, er chunt emol.
Und fider schlofts, und s isch em wol.

Doch wenn im Frühlig s Schwärmli singt
Und d Summerwärmi abe dringt,
Poh taufsig! machts in jedem Grab,
Und streift si Todehemdi ab;
Wo nummen (mu) au ne Lööpli isch
Schließt s Leben ufse jung und frisch.

Do fliegt e hungriq Späzsi her:
E Brösli Brot wär si Bigehr;
Es luegt ein so erbärmli a:
S het fider (seither) nächte nit meh gha.
Gell, Birsli, sell isch andri Zit,
Wenn s Chorn in alle Fure lit?

Do hesch! Loß andren au derwo!
Bisch hungerig, chasch wider cho.
S mueß woher si, wis e Sprüchli git:
„Sie seihe nit und ernde nit,
Sie hen kei Pflueg und hen kei Foch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch.“

2. Der Abendstern.

De bisch au wieder zitti do
Und lauffsch der Sunne weidli no,
Du liebe, schöne Obestern!
Was gilts, de hättsch di Schmitzli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
Und cha sie doch nit übercho.

Vo alle Sterne groß und chlei
Isch er der liebste und er ellei,
Si Brilderli, der Morgenstern.
Si het en nit ums halb so gern;
Und wo sie wandlet us und i,
Se meint sie, müeß er um sie sp.

Früeth wenn sie hinterm Morgenroth
Wohl ob em Schwarzwald ufse goht,
Sie führt ihr Büebli an der Hand,
Sie zeigt em Berg und Strom und Land,
Sie seit: „Thue g'mach, 's preßirt nit so!
Die Gumppe (Hüppjen) wird der bald vergoh.“

Er schwezt und frogt sie das und deis,
Sie git em Bricht, so guet sie 's weiß.
Er seit: „O Muetter, lueg doch au,
Do unte glänzts im Morgethau
So schön wie in di'm Himmelsaal!“
„He, seit sie, drum isch's Biefethal.“

Sie frogt en: „Hesch bald alles gseh?
„Jez gangi, und wart nümme meh.“
Druß springt er ihrer Hand derwo,
Und mengem wiße Büllli no;
Doch, wenn er meint' jez han i di,
Berichwunden isch's, weiß Gott, wohi.

Druß wie si Muetter höher stoh, und
Und alsgmach geg'nem Rhistrom goht,
Sie rüeft sie m: „Chumm und fall nit do!“
Sie führt en fest am Händli no:
„De hönnisch verlöfche, Handumcher,
Nimm, was mers für e Chummer wär!“

Doch, wo sie überm Elsis (Eisack) stoh,
Und alsgmach ehnen abe goht,
Wird nootno's (nach u. nach) Büebli müed und sil,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's frogt hundertmol: „Wie wit isch's no?“

Druß, wie sie ob de Berge stoh,
Und tiefer sinkt ins Deroth,
Und er afange (endlich) matt und müed,
Im rothe Schimmer d'Heimeth sieht,
Se lobt er sie am Firtuech (Schürze) goh,
Und zettlet alsgmach hinte no.

In d' Heimeth wandle Heerd und Hirt,
Der Vogel sitz, der Schäfer schwirt;
Und 's Heimli betet dort und do,
Sie süten Obedeje scho.
Jez, denkt er, hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichter, und daner necher chunt,
Umstrahlt si au si Gschilti rund.
Druß stoh si Muetter vorem Hus:
„Chumm, weidli (huetig) Chumm, du chleini Mann!“
Jez sinkt er freudig niedervwärts —
Jez isch's em wohl am Muetterherz.

Schloß wohl, du schöner Obestern!
 's ich woher, mer hen di alle gern.
 Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
 Und bichaut en eis mit schwerem Mueth,
 Und ich me müed, und het e Schmerz,
 Mit stillem Frieden füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
 He frili io, sin au scharmant.
 D lueg, wie 's stimmert wit und breit

In Lieb und Freud und Einigkeit,
 's macht ken em andre 's Lebe schwer,
 wenns doch donieden au so wär!

Es chunnt e chüeli Obedluft
 Und an de Halme hangt der Duft.
 Denkwol, mer göhn tez au alsgmach
 Im stille Frieden unter Dach!
 Gang, Kiseli, zünd 's Ampli a,
 Nach lei so große Dochte dra!

8. Ludwig Theobul Rosgarten. (1758—1818.)

Der Speziengang nach Arona.

(Aus: Zucande, eine ländliche Dichtung. 1805.)

Thekla von Thurn und Zucund' und die jüngere Thekla
 Hatten verlassen die gastliche Hütte des alternden Fischers
 Und durchwandelten froh die kleinen Gassen des Dorfes,
 Schauten mit Lieb' umher auf die stillen, freundlichen Hütten,
 Niedrig und eng', doch rings mit Gärten und reinlichem Hofplatz,
 Klauerten viel im Vorübergehn mit den ehrbaren Frauen,
 Die vor der Hausthür saßen auf Schemeln oder dem Baumstamm,
 Den aus der Simnitz die Männer geholt zur Feurung des Winters.
 Manch pausbaciges Kind auch hasteten sie, das in den engen
 Gäßchen umherlief, spieltend, nicht sonderlich scheuend die fremden
 Jungfern, welche mit Kirschchen es lockten und fastigen Birnen.
 Also gelangten die Mägdelein hinunter zum Strande des Meeres,
 Dessen erbrandende Fluth bis hoch hinauf in die Schlucht schlug.
 Nicht zu nahe sich wagend, daß nicht das Gestiebe sie nässe,
 Wählten die Mägdelein zu sitzen bequem auf dem bauchichten Kumpfe
 Eines geborstenen Boots, das umgestürzt an dem Strand lag.
 Hier nun saßen die Mägdelein und schauten dem brandenden Meer zu,
 Bang aufschauend, erreicht von manchem spritzenden Tropfen;
 Schauten, wie aufgewühlt von des Sturms kräftigem Athem
 Meilenweit die See sich brach am Riff des Gestades.
 Furchterlich rollte die Woge daher, die thürmende Scheitel
 Schaumbekränzt; dumpf grollend gewann sie die mächtige Steinwand,
 Prallte zurück zerschellt und schwoll abprallend; entgegen
 Bäume der schwellenden sich die zweite gewalt'gere. Wuthvoll
 Kämpften nun beid' um den Sieg mit gemessenen Kräften, bis plötzlich
 Nachtschwarz, bäumend den Kamm, den gelebten, die dritte dahersuhr,
 Beide gewaltig erfaßt' und mit sich hinab an den Strand riß.
 Ringsum brodelte' und gohr nunmehr die kochende Salzfluth,
 Rings erscholl das gethürmte Gestade. Vom wilden Gefrassel
 Schütterten Strand und Schlucht und die friedlichen Hütten der Witte.
 Bang aufschauend, nicht selten erreicht von dem stiebenden Dunstschwall,
 Saßen die Mägdelein und schauten mit Mufse dem wilden Tumult zu.
 Längshin wallten sie nun am Saum des gethürmten Gestades
 Über der schwindelnden Tief' auf dem unterhöhlten Boden,
 Keine Gefahr besorgend. Auch Thekla, der Freie sich freuend,
 Hüpfte vorauf, jetzt rechts, jetzt links abschweifend, die Blumen
 Pflückend und Gräser, die zahllos blühten am sonnigen Abhang.
 Also gewannen sie bald den Ring der umwallten Arona,
 Schwärmten rastlos umher im Innern des heiligen Burarings,
 Neugierige Krümmung beschreibend und jegliche Bacte des Ufers,
 Welches zu Zeiten geschärft ausläuft in die Spitze des Dreiecks.
 Jetzt beliebte den frühlichen Mägdelein, Jaromars Bollwert
 Kühn zu erklimmen, die höchst' und steilste Rinne des Walles.
 Leicht und behende, doch oft auf dem schlüpfrigen Gras ausgleitend,
 Flohn sie hinan und gewannen die Höh' und standen und schauten.
 Rings um die Schauenden lag, so fern nur reichte die Sehkraft,
 Offen, endlos, enthüllt das unermeßliche Weltall:
 Purpurn die See, vielfarbig das Land, des wölbenden Himmels

Klarster Laster durchflammt von der Sonn' unendlichem Gluthball,
Der, schon tief in den Westen gesunken, mit zitterndem Rande
Schon die Scheitel berührte der Berge des Bernsteineilands.
Staunend standen und träumend die rosenwangigen Mägdelein,
Übergossen vom Golde der letzten Strahlen der Sonne.

9. Friedrich von Matthijson. (1761—1831.)

1. In den Ruinen eines Bergschlosses.

(Gedichte, 1787 u. später.)

Schweigend in der Abenddämmerung Schleiern
Ruhet die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen ztript.
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam ziehn die Herden von den Tristen;
Und der müde Landmann eilt zur Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Behmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Diese morschen Überreste waren;
Ein behürmtes Schloß, voll Majestät,
Auf des Berges Felsenstirn erhöht.

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trübler Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessert Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenzschwoll.

Reich in Frieden, sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Helden Schwert,
Rehre nimmer, oder fehr' als Sieger,
Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Lodesflammen; seine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain
In der Morgenröthe Purpurschein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter,
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Rehrt er zu des Felsen Schlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.

Ah! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Ost vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glühn im Abendgolde,
Kosse fliegen, der Geliebte naht:
Ihm die treue Rechte sprachlos reichend,
Sieht sie da erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarck und Sappho nicht.

Fröhlich hallte der Postale Läuten,
Dort, wo wilderschlung'ne Ranken sich
Über Abumester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geschichten schwererämpfter Siege,
Grauer Abenteu'r im heil'gen Kriege,
Becken in der rauhen Helden Brust
Die Erin'rung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Graun und Nacht um-
düstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut!
Dübeln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wann der Kriegstrommete Ruf erklang,
Und aufs Kampfroß sich der Vater schwang.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenchooße nun!
Raun, daß halbversunk'ne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank, wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Vorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gefänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier im Staub ein edles Herz erfüllt,
Schwindet, gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblasen:
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glüd
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Liebe! deines Tempels Rosenauen
Grenzen an bedornete Büstenei'n,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Atherschein.
Hohheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Bilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab.

2. Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbuschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Helmwärts gleiten sanft wie Schwäne
Fern am Eiland Fischerlähne.

Silberland
Blickt am Strand;
Räucher schweben hier, dort bläffer
Wollenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt,
Goldbeglänzt,

Wankend Nied des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemoo'te Klausurzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon verblaßt der Abendshimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Bollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel weh'n im Thale
Um versunk'ne Heldenmale.

10. Joh. Gaudenz von Salis-Seewis. (1762—1834.)

1. Morgenpsalm.

(Gedichte, 1793 u. 1839.)

Der Erdkreis feiert noch im Dämmerchein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchen-
hain,

Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt.
Sieh, naher Felsen düst're Zinn' entglüht,
Der Rose gleich, die über Trümmern blüht.

Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebeln dringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

Im Morgenroth, das naher Gletscher Reih'n
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Wiederchein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertrauen,
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgraun.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt, noch
klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf, und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleucht,
O Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt!

2. Letzter Wunsch.

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt;
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein kleiner eigener Herd,
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh!
Ach und sie! Das seufz' ich leise,
Zur Gefährtin sie dazu.

Wenn ich noch ein Gärtchen hätte,
Bauten wir's mit eigner Hand.
Statt geschorener Boskette
Und der Hagebuttenwand
Dämmert' uns ein Dach von Latten,
Dicht mit Nebengrün bedekt,
Tief in Silbermannschatten
Vor des Reides Blick versteckt.

Statt Kanäl' und Gartenteiche,
Nur ein Röhrenbrunnentrog!
Statt Alleen und Taxussträucher
Früchte, die ich selbst erzog;
Durch ein Gatter, nur von Pfählen,
Durch den Vorhof eng und klein,
Für ich, statt nach Mamorsälen,
In ihr trautes Kämmerlein.

Bei des heitern Morgens Frische
Hörten wir im Buchenhain,
Dort am Wasser die Gebüsch,
Nachtigallenmelodein.
Auch begänne sie Gesänge,
Wäre Philomel' entflohn,
Und in meine Seele dränge
Tiefer noch ihr süßer Ton.

Unterm Strauch von Hagerosen,
Auf dem rothbeblühten Alee,
Könnten wir so traulich kosen
Wie auf seidnem Kanapee.
In dem Duft entblühter Bohnen,
Unter Pappeln hoch und schlank,
Bauten wir, trotz goldnen Thronen,
Eine kleine Breterbank.

Beeren, die ihr Finger drückte,
Honig, der der Wab' entfloß,
Kräuter, die vom Beet sie pflückte,
Milch, die sie in Schalen goß;
Ha! Bei solchem Göttermahle
Säßen wir, wie froh, wie stolz!
Wär' auch Köffel, Kelch und Schale
Nur aus weißem Buchenholz.

Mit den holden Dörferinnen
Nach der Weidenpfeife Schall
Einen Maientanz beginnen,
Gäst' uns mehr, als Maskenball.
Lieber als der Brant der Bühnen
Dem verwöhnten Städterschwarm,
Wär' ein Pfänderspiel im Grünen
Mir an meines Mädchens Arm.

In gestirnten Sommernächten,
Wenn der Mond die Schatten hellt,
Wallte sie an meiner Rechten
Durch das thaubeträufte Feld.

Oft zum letzten Abendsterne
Hüb' ich den entzückten Blick,
Ofter sent' ich ihn, wie gerne!
Auf ihr blaues Aug' zurück.

Bieles wünscht' ich sonst vergebens
Jezo nur zum letzten Mal
Für den Abend meines Lebens
Jrgendwo ein Friedenthal,
Edle Mu' in eigner Wohnung,
Und ein Weib voll Zärtlichkeit,
Das, der Treue zur Belohnung,
Auf mein Grab ein Weischen streut.

3. Das Grab.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauerhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.
Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß.
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügel's Moos.
Verlassne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;

Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefsen Grund.
Doch, sonst an keinem Orte
Bohnt die ersehnte Ruh';
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.
Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

11. Johann Martin Usteri. (1763—1827.)

Gesellschaftslied.

(Dichtungen in Versen und Prosa, 1831.)

Chor.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verbliüht!

Man schafft so gern sich Sorg und Müh',
Sucht Dornen auf, und findet sie;
Und läßt das Weischen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht.

Chor.

Freut euch u. s. w.

Wann sehen die Schöpfung sich verthüllt,
Und laut der Donner ob uns brüllt,
Dann lacht am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! so schön!

Chor.

Freut euch u. s. w.

Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Und Güligsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie schnell zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte trägt!

Chor.

Freut euch u. s. w.

Wer Redlichkeit und Treue liebt,
Und gern dem ärmern Bruder gibt,

Bei dem baut sich Zufriedenheit
So gern ihr Hüttchen an.

Chor.

Freut euch u. s. w.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die Freundschaft schwesterlich
Dem Redlichen die Hand.

Chor.

Freut euch u. s. w.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis ins Grab.
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht!

Chor.

Freut euch u. s. w.

Sie ist des Lebens schönstes Band,
Gibt Brüdern traulich Hand um Hand.
So wallt man froh, so wallt man leicht
Ins befre Vaterland!

Chor.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh' sie verbliüht!

12. August Gottl. Eberhard. (1769—1845.)

Aus: Hännchen und die Rüdlein. (1822.)

Die Überraschung.

Welch ein friedliches Dörfchen? Es ruhet im Schatten des Schloßbergs,
Wie zu den Füßen des Hirten die traulich gelagerte Herde.
Rebenumrankt steht nahe der Straß' ein freundliches Hüttchen;
Still dort saßen beisammen am Abend im dunkelnden Stübchen
Martha, des Pfarrers Wittve, die gläubige Heldin im Unglück,
Hännchen, des Pfarrers Waise, die fromme, die liebliche Jungfrau,
Beide mit fleißiger Hand umdrehend die schwebende Spindel,
Beide mit sinnenden Blicken versunken in tiefe Gedanken.
Sieh', da rollten vorbei auf lindenbeschatteter Straße
Glänzende Wagen, bespannt mit kraftvoll schnaubenden Rossen,
Stattliche Männer und Frauen darin, auch Junker und Fräulein,
Alle dem Schloßberg zu die vergnügten Gesichter gemendet.

Hin slog Hännchen zum Fenster, mit freudig geöffneten Armen
Rufend: „Antonie war es! Antonie! hab' ich im Fluge
Doch sie wieder erkannt nach drei Jahr' langem Entfernsein!
Heil! nun kehrt sie zurück mit dem Vater, der Mutter, dem Bruder,
Von den helvetischen Bergen und von den itali'schen Küsten!
Auch die Begleiter erkannt' ich! Es wären die Vettern und Basen,
Fröhlich vereinigt im Chor zur Feier der glücklichen Rückkunft.“

Und so jauchzte sie fort im längern Strome der Rede,
Daß sie nun wieder sich freue der schmerzlich entbehreten Freundin,
Welche sie deutlich erkannt beim ersten, besüßeltestn Ausblick.

„Doch, ach! wird sie auch dich noch kennen?“ erwiderte Martha.
„Hinter ihr liegen die Jahre der rangunkundigen Jugend!
Die als Kind dich geliebt, ist jetzt ein gnädiges Fräulein,
Das sich der Jugendgespielin, der dürftigen Waise des Pfarrers,
Wohl nur wenig erinnert, vielleicht gar ihrer sich schämet!“

Doch da blühten wie Edelgesteine die Augen der Jungfrau;
Laut zum Lobe der Freundin erhob sich die siegende Stimme;
Denn, in dem eigenen Herzen der treuesten Liebe Bewußtsein,
Glaube mit schönem Vertrauen sie fest an die Treue der Freundin.
Dessen erfreute sich Martha und lobte den Glauben der Tochter;
Nur daß zu unberhofft nicht komme die mögliche Täuschung,
Sprach die verständige Frau von mancher betrübten Erfahrung,
Sprach von dem adligen Stolz und der Schwäche des menschlichen Herzens,
Welch ein trüglisches Ding von Adam her es gewesen,
Welch ein trüglisches Ding auf immer und ewig es bleibe.

Ehrend ein jegliches Wort der geliebten, erfahrenen Mutter,
Hört es die Tochter betrübt und beklagte der fröhlichen Kindheit
Allzugeschwindes Entfliehen in nie rückkehrende Ferne.
„Weh mir,“ seufzte sie bang, „wie trostlos würd' es mich machen,
Wär' im Geräusche der Welt ihr Herz mir Armen entfremdet!
Ach, wie sie mich geliebt, wird Niemand wieder mich lieben!
Würde mir fremd ihr Herz, was wäre mir dann noch das Leben!“

Doch kaum seufzte sie so, da knarrte draußen die Pforte,
Eilet es über den Hof und naher' es schon sich dem Stübchen.
Auf slog plötzlich die Thür' und „Hännchen!“ „Antonie!“ tönt es;
Tönte mit steigendem Jubel: „Antonie!“ „Hännchen!“ noch einmal
Und dann lagen sie Brust an Brust in entzückter Umarmung,
Wechselten zärtliche Wort' und Küß' und freudige Thränen,
Gleich zwei blühenden Blumen mit traulich verschlungenen Blättern,
Lieblichen Balsambdust zuströmend die eine der andern.

Martha betrachtete Beide, gerührt, mit gefalteten Händen,
Gern abbittend im Herzen Antonie jegliches Mißtraum;

Und auffaugend der Tochter beseelten, erheiterten Aufblick,
Nichte sie freudebewegt ihr zu; doch verstummend in Rührung,
Hob sie empor nur die Hände, zu segnen das herzliche Bündniß.

Jetzt erst sah sie, betroffen, Antoniens hohen Begleiter,
Welcher mit lächelndem Blick noch stand in der offenen Thüre,
Freundlich begrüßt sie den, zum Sitz' ihm bietend den Sessel,
Höflich erstaunt und beschämt, daß Keins ihn früher beachtet.
Und es entwand sich Antonie eilends den Armen der Freundin,
Führte den Grafen ihr zu mit freudigem, schönem Erröthen,
Nannt' ihn ihren Verlobten und bat ihn, daß er nicht zürne.
Aber es sagte der Graf: „Wohl hat so herzliche Freundschaft
Heilige Recht' auch neben der Lieb', als ältere Schwester.
Herzen, die schon sich bewährt als treu in dem Tempel der Freundschaft,
Werden sich schön auch bewähren im heiligen Tempel der Liebe;
Und so seh' ich mit Lust im Arme der Freundin die Theure,
Die durch die Liebe mir soll in den Himmel verwandeln die Erde.“

Also sprechend vergnügt, sanft legt' er Antoniens Hände
Wieder in Hannchens erzitternde Händ' und wandte zur Mutter
Dann sich lächelnden Blicks, anknüpfend erheiternden Zwiesprach.

Doch vom heftigsten Schmerz in der Tiefe des Herzens ergriffen,
Neigt' jetzt Hannchen das Haupt an den Busen der zärtlichen Freundin,
Leise nur weinend zuerst, dann heftig und heftiger weinend,
Daß theilnehmend Antonie rief: „Mein Hannchen, was ist dir?“

Angstlichen Blicks gleich sah es die Mutter und nahte sich liebeich,
Neu zu erheitern die Tochter mit freundlichen Worten versuchend.
Hannchen indessen vermochte den Sturm noch nicht zu beschwören,
Welcher die Seel' ihr bewegt' und Thrän' auf Thrän' ihr entpreßte.
Küßt' auch viel die Freundin ihr schnell von der glühenden Wange,
Kann doch Perl' um Perle hinab zu dem pochenden Herzen.

Da nahm Martha das Wort, um zu Hilfe der Armen zu kommen,
Schnell ablenkend von ihr die befremdenden Blicke des Grafen.
„Unrecht muß ich es nennen, vor Gästen, wie diese, zu weinen,
Ober zu sprechen von häuslicher Noth und betrübter Erfahrung;
Aber es läßt das Herz nicht streng sich immer gebieten.
Und der Glückliche ist wohl würdig vor Allen des Glückes,
Der mitleidigen Sinnes die Klage vernimmt des Bedrängten,
Daß ich es nur kurz sage: Wer so viel Schlimmes erfahren,
Als mein Hannchen und ich, hat Ursach wahrlich zu weinen!
Was hochtheuer dem Herzen, und was nur das Leben bequem macht,
Ward uns plötzlich geraubt nach Gottes allmächtigem Rathschluß!
Ich bin nahe dem Ziel' und entgehe der weiteren Noth bald;
Aber wie lange vielleicht hat noch mein Hannchen zu trauern,
Ach, um den einzigen Bruder, gefallen auf blutigem Schlachtfeld,
Dann um den Vater, vor Schmerz und Sorg' in die Grube gesunken,
Über den plündernden Feind und über die schreckliche Flamme,
Die, was jener uns ließ, noch nahm in entsetzlicher Sturmnacht!“ —

Jetzt erst, schlüchternen Blicks, umschauend im ärmlichen Stübchen,
Rief mit immerer, tiefer Bewegung die treffliche Freundin:
„Weh, ihr Theuren, o weh, euch hat die zerstörende Flamme,
Seh' ich, die nöthigste Habe geraubt! O, wie Vieles vermiß' ich,
Was euch früher umgab! Das habt ihr Alles verloren?“

„Ja, so ist's!“ sprach Jene, „dem schrecklichen Feuer entreißen
Konnten wir Weniges nur; und das auch fiel der Zerstörung
Während des Rettens anheim in der unvorsichtigen Feil!
Erst am Morgen erstarben die Flammen, und rauchende Trümmer
Deckten die Stelle, wo sonst wir lebten in Frieden und Wohlstand!
All's dahin! „Gott hat es gegeben und hat es genommen!“
War mein Morgengebet in der blühenden Laube des Gartens.
Der nur war noch entgangen der schrecklichen Feuerverwüstung;

Und die erhaltenen Bäum' und Gesträuche, wie Kinder so lieb uns,
Da wir sie alle gepflanzt und gepflegt mit Müß' und mit Liebe,
Sie nur erfreuten uns noch, als einziger übriger Reichthum.““

„Doch auch diese,“ erwidert' Antonie, „mußtet ihr missen,
Seit der Versorger euch starb! Ein Andern, ein Fremder erfreuet
Nun sich der Frücht' und des Schattens von euren Gesträuchen und Bäumen!“

„Nicht darf das mich betrüben,“ erwiderte Martha; „es muß ja
Weichen der Eine dem Andern; und sind doch Kirch' und Gemeinde
Trefflich auf's Neue versorgt nach meines Verewigten Heimgang.““

Kaum daß so das Gespräch sich gewendet, da flüchtete Hannchen,
Vor dem Gesichte das Tuch, sich hinaus in die schweigende Kammer,
Seh'n nicht wollt' es die Mutter; doch tief wehmüthigen Blickes
Schaut ihr Antonie nach und sprach mit leiserer Stimme:

„Ach, wie jammert es mich, so wieder zu sehen die Freundin,
Die mit dem fröhlichsten Sinn mich selbst sonst stimmte zum Frohsinn!
Während das Schicksal mir zuführte den Lebensgefährten,
Raubte der Freundin der Tod so frühe den Bruder und Vater!
Während am fernem Besuch mich Säulen von Feuer ergöhten,
Weh', da erschreckten sie hier euch, Theure, mit wilder Verwüstung!
O, daß Hannchen mir nicht dies Alles vertraulich geschrieben!
Hätt' ich's früher gewußt, gern hätt' ich früher getröstet.
Was nur ersetzen sich läßt, längst hätt' ich's wollen ersetzen,
Denn auf Alles, was mein, hat Hannchen die heiligsten Rechte.““

Freundlichen Blicks hinreichend die Hand, antwortete Martha:
„Daran erkenn' ich mit Nührung die theure Antonie wieder,
Die, noch ein lallendes Kind, schon freudig dem Armen ihr Brod brach.
Doch dies wissend, verbot ich's standhaft Hannchen, zu schreiben,
Was wir Alles verloren, und wie uns prüfte der Himmel!““

„Aber, o, war das recht?“ unterbrach sie Antonie lebhaft,
„Gegen Antonie recht? Recht gegen die darbenende Tochter?““

„Mindestens meint' ich es so,“ antwortete Martha mit Ruhe.
„Wurden wir arm nach dem Willen des Höchsten, so mußte daraus auch
Uns der Segen erblüh'n, deß Gott uns würdigen wollte.
Jeglichem Boden entsprossen die ihm einheimischen Blumen;
Mancher balsamische Kelch blüht nur an dem Felsen der Wüste;
Mancher erblühet am schönsten im Thale der Noth und der Prüfung.
Ernstere Tugend, die sonst wohl fremd ihm wäre geblieben,
Lehret den Armen die Noth, auf regt sie die schlummernde Kraft ihm,
Lenket den Blick ihm hinweg von des Lebens gemeiner Zerstreung,
Auf zum Höhern und Höchsten hinauf; dann, reich in sich selber,
Schmücket ihn heiliger Stolz, und blühen ihm heilige Freuden,
Welche die Kinder des Glücks in des Reichthums Fülle nicht ahnen.
Und so hoff' ich dann auch, was Hannchen nach außen verloren,
Ist durch inneren schönen Gewinn ihr reichlich vergüllet.
Daß sie entbehren gelernt und rüstig die Kräfte gebrauchten,
Bleibt ein besserer Schatz als Haufen von Silber und Gold ihr.
Daß sie des Glückes abwechselnde Launen erfahren so früh schon,
Wird sie, umlacht es sie einst, vor Hoffahrt schützen und Hochmuth.
Wird sie belehren, daß nichts dem Beglüctesten dauernd anheim fällt,
Wahrhaft nichts ihn erhebt, als was er im Innern gewonnen
Durch sich selber an sichtlichem Wirro' und strengerer Tugend.“ —
Also sprach die verständige Frau. Und kindlichen Sinnes
Hört' ihr Antonie zu; es erschien ihr das ärmliche Stübchen,
Wo sie noch eben so vieles vermißt, wie ein heiliger Tempel,
Höherer Tugend geweiht; und dann mit Worten der Ehrfurcht
Abschied nehmend, ergriff sie die Hand der bewunderten Armen,
Drückte die Lippen darauf und ging, still sinnend, von dannen.
Und es verneigte der Gras vor Martha so tief sich im Weggeh'n,

Wie vor Grafen er selten es thut; und die edeln Verlobten
Prägten sich tief in's Herz für's folgende Leben die Lehre:
Unglück tragen mit Stolz und des Glückes genießen in Demuth,
Das nur versöhnt das Geschick und adelt vor Gott und vor Menschen.

13. Valerius Wilhelm Neubeck. (1765–1850.)

Aus: Die Gesundbrunnen. (1795.)

— Wie preist mein Lied den Freund einfacher Gerichte?
Siehe, die Dörferin bringt in dämmernder Frülhe des Hofes
Rartes Geflügel ihm dar, und die Zucht blauhalsiger Tauben;
Bringt im reinlichen Korb ihm der Eyer gesammelten Vorrath,
Die sie dem Neste geraubt, bevor dem zertnickten Gehäuse
Unter der brütenden Mutter entschlipften die piependen Kündlein;
Bringt ihm, trübselid von Thau, vollsaftige Gartengewächse,
Süße, balsamische Kräuter und nahrunggebende Wurzeln,
Liebliche Sommerfrüchte, geschirmt mit Laub, und den Nektar,
Den aus weißlichem Klee, süßduftenden Linden und Thymus
Amfise Biennen gesaugt, und in wächsernen Speichern bewahret.
Selber die Nymphen ernähren in ihrem krystallinen Reiche
Ihm das behende Geschlecht der silberstößigen Fische,
Braungesprenkelte Schmerlen, und rothgefleckte Forellen,
Die vor allem Gewimmel der Wasserwelt die Najaden
Sich zu Lieblichen lehren, wiewohl die glänzende Schleie
Schönere Farben spielt, und mit goldenen Schuppen bedeckt prangt;
Denen die Gütigen selbst mit eigenen Händen die Nahrung
Über den Perlegrund in den feuchten Behausungen hinstreuen,
Und sich am fröhlichen Spiele der launigen Schwimmer ergehen.
Kiese für deinen Tisch vor allen Wasserbewohnern
Und den Salm und den Hecht, und den silberschuppigen Börs noch.
Aus den Korallenpalästen der Thetis in salziger Meerflut
Seh dir, wie meinem Schmit, willkommen die zarte Sardelle,
Bald zur Abendkost, und bald zum Gewürze der Bräuen!
Auch das Geschenk Neptuns, die gepriesene Auster, vergönnet
Dir ein kundiger Arzt, wenn deinem Geschmack sie genehm ist.
Doch zu bestimmen vermag selbst Pöon der Nahrungen Wahl nicht;
Jenem behagt ein Genuß, der andern in Gift sich verwandelt.
Feglicher seh sein eigner Berather, oder erkunde,
Was ihm frommet, und was ein unergründlicher Abscheu
Ihm zu kosten verbeut, den noch kein Weiser enträthselte.
Rücker lehre dich endlich den Vorrath heilsamer Speisen,
Welche dem schwer Erkrankten und wieder Genesenden fruchten.
Rheinwein kröne das Mahl! Im goldenen Becher vermähl' ihn
Mit dem lautern Krystall des bluterfrischenden Heilquells.
Während das süßige Silber sich unter Geschäum und Gesprudel
Rasch mit dem blinkenden Traubengold im Pofale vereinhart,
Trinke den perlenden Trank, der alle Sinne begeistert.
Labender ist kaum jenes Getränk der ceylonischen Palmfrucht,
Das in der Sandeinde den durstigen Wandrer erfrischt.
Lieblicher wirtzt kein Quell den herzerfreuenden Becher,
Dustend von Bacchus Geschenk, als der Selteria's Urnen
Silbern entströmt. Doch wohnt den Hallen des heiligen Bornes
Nachbarlich eine Najade, mit deren Krystall sich der Wein auch
Brauend vermählt, und herzerquickend im vollen Pofal perlt.
Hast du solches vollbracht, dann laß nicht während dem Nachtisch
Dich beschleichen den Schlaf. Mit lethäischem Mohne bestreut er
Sonst die Schläfe dir, ach! und du finkest in dumpfen Schlummer,
Aus dem trüb und bewölkt du wieder erwachst, und entkräftet.
Suche den schattigsten Gang, und mische dich unter die Menge,
Wo man mit fröhlichem Scherz die zögernden Stunden besflügelt.
Der wosern du liebst allein zu seyn, so durchblättere,
Was mit treffendem Wit ein Rabener schrieb und ein Wieland.

Mehr noch frommt es, den alten Gesang des grajischen Varden
Laut und in vollerm Ton von der Lippe strömen zu lassen.
Kräftigend hebt und erweitert den Geist die Bewunderung der Großmacht
Tapfrer Heroen mit Göttern im Kampf; und heilsam bewegen
Durch der gesügelten Stimme Gewalt sich des Lebens Organe
In der erschütterten Brust. Reizt dich landliebender Mufen
Feldlied mehr, so bild es mit sanfterem Laute dem Ohre,
Leicht und schön, und erheitre dir so die einsamen Stunden.
Eins nur müsse dir jetzt dein Genius warnend verbieten,
Stühte vielleicht in der Brust der Begeisterung Funke dir selber:
Weder den Helden mit Lorbeer noch das arkadische Mädchen
Unter den Lämmern mit Blumen, im eigenen Liebe, zu kränzen.
Ach! schnell welkte der Kranz; dein Lied, mißtönend, versänke
In der Vergessenheit Nacht; dich selbst, frühalternd, umwölkte
Düsterer Ernst, und dir reichten umsonst die Kransen den Heilseck.

14. Friedrich Adolf Krummacher. (1768—1845.)

1. Der Sturmvogel und die Schiffenden.

(Parabeln, 1805; Apologen und Paramythen, 1810.)

Ein Schiff durchschneit des Meeres blaue Bahn;
Das Segel schwellt, die Wellen spielten
Sanft rauschend um den Kiel, Delphine
wühlten
Und wälzten scherzend sich im Ocean.
Vom fernen Eiland trugen sanfte Lüfte
Des Zimmtwalbes Düfte.

Das Schiffsvolk lag im milden Sonnenschein,
Und vom Verdeck erschallten Jubellieder,
Vermischt mit lautem Scherz, zum frohen Wein,
Und leise plätscherten die Rogen.
Da kam ein Sturmfink hergestogen,
Und ließ sich auf das Steuer nieder.

Den Unglücksvogel sah der Steuermann.
„Sitzwahr!

Du Freudensörer,“ hub er an,
Du konntest nie uns ungelegner kommen!
Doch soll dir dein Prophetenamt nicht
frommen.
Dir selbst verkünde die Gefahr!“

Er sprach's, ergriff die Büchse, traf
Des Vogels Brust; er fiel. Doch eh' des
Lobes Schlas
Sein Aug' umschloß, erscholl aus seinem
Munde
Der erste Spruch: „Ihr wähet im Pro-
pheten
Der Wahrheit heil'ge Kraft zu tödten!
Umsonst! Es naht die erste Stunde,
Und euer Sträuben hemmt sie nicht.
Dann wird ihr Wort zum Sturm, ihr stilles
Licht
Wird sie zu Feuerflammen röthen!“
Er sprach's, da stieß sein Leben aus der
Wunde.

Gewölk stieg auf, hoch schwellt im Sturm die
Fluth.
Der Blitz zerriß den Mast, es scholl Gewinnter;
Des Oceans empörte Wuth
Verschlang des Schiffes Trümmer.

2. Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen gepflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt,
schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Anlitz: „Lieblichstes meiner Kinder,
ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest
du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!“

So schmückte mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs —
Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da, in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Ge-
schlechtes.

Holde Lina, laß den Fliitterputz und das flimmernde Gestein und folge dem Wink der
mütterlichen Natur.

15. Georg Phil. Schmidt von Lübeck. (1766—1849.)

1. Des Fremdling's Abendlied.

(Gebichte, 1821.)

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämm'ung liegt auf Wald und Meer;
Ich schaue nach dem Abendstern,
Die Heimath ist so fern, so fern.

Es spannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt,
Die Welt so voll und ich allein,
Die Welt so groß und ich so klein.

Sie wohnen unten Haus bei Haus,
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch ach, des Fremdling's Wanderstab
Geht landhinauf und landhinab.

Es scheint in manches liebe Thal
Der Morgen- und der Abend-Strahl,
Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe weß, das Leben alt,
Und was sie reden, tauber Schall,
Ich bin ein Fremdling überall.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwäze,
Wie das Edict es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verfündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen,
Mußt droben dem vertrauen,
Des Name Gebaoth,
Und ob des Himmels Schranken,
Und alle Besten wanfen,
Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zitternd hub er an:
„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land.“

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebietet, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht.
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille.“ —
Und d'rauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und Alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,

Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land so hoffnungsarmin,
Das Land, wo meine Rosen blüh'n?

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht,
Und Alles hat, was mir gebracht?

Ich überfinne Zeit und Raum,
Ich frage leise Blum' und Baum;
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht bist, ist das Glück!“

2. Paul Gerhard.

Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle,
Und blickt hinauf ins Helle,
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernem Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Heid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verfloßen,
So heut, im Wald verschloßen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

D schau den süßen Schummer
Der Kleinen auf der Bank!
In's Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, fan:
„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land' erbarmen
Und ihr Verbitter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein.“

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme lächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile,
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege,
Und was das Herze tränkt,
Der allertreuesten Pflege,
Deß, der den Himmel lenkt.“
Da dünkt es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen
Und alle Sorge stöh;
Denn kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh.

Sie schwören still und schauen
 hinaus in Wald und Nacht,
 Und über dunkeln Auen
 Der Sterne goldne Pracht;
 Sie schwören, ob die Wellen
 Bis an die Seele schwellen,
 Zu trauen für und für;
 Und als der Schwur vollzogen,
 Und himmelan geflogen,
 Da steht die Hüfte vor der Thür.
 Denn draußen scharrt im Sande,
 Bereits des Rosses Fuß;
 Es bringt aus Sachien-Lande
 Der Vöte diesen Gruß:
 Dem Säng'er Heil und Frieden!

Ich bin hieher beschieden
 Durch Kurirtst Christian;
 Er will den Dufder ehren,
 Den, treu im Thun und Lehren,
 Die Engel Gottes wandeln sah'n.
 Er hat dich anerkoren,
 Zu weiden eine Heerd',
 Und was du dort verlorst,
 Sei dreifach dir gewährt!
 Wohlauf! es graut der Morgen,
 Dahinten laß die Sorgen,
 Und reiche mir die Hand!
 Es winken uns die Gränzen,
 Eh' wieder Sterne glänzen,
 Umfängt dich Freund und Vaterland."

16. August Mahlmann. (1771—1826.)

1. Lied.

(Sämmtliche Gedichte, 1846.)

Meine Seel' ist stille,
 Denn mein Vater lebt,
 Dessen heil'ger Wille
 Mein Verhängniß webt.
 Soll ich Schmerz erleiden,
 Soll mir Freude blühen:
 Ruhig blickt in beiden
 Mein Vertrauen auf ihn.

Seine Gnade waltet,
 Seine Liebe wacht,
 Wie sich auch gestaltet,
 Was mir Kummer macht.
 Reißt nicht in Gewittern
 Und im Sturm die Saat?
 Herz, du darfst nicht zittern,
 Wenn sich Triübsal naht.

Nicht die Luft der Erde
 Schließt mein Dasein ein;
 Ich bin sein und werde
 Mit ihm selig sein!
 Himmelswolken ziehen
 Still durch meine Nacht;
 Dort empor zu blühen,
 Ist mir zugebacht.

Strahl der ew'gen Gnade,
 Glaubenszuversicht,
 Heil'ge meine Pfade
 Durch dein göttlich Licht,
 Daß auf dunklen Wegen
 Mich der Trost umschwebt,
 Wie, zu Heil und Segen,
 Mein Erlöser lebt!

2. Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
 Mit Ehren sechs und achtzig Jahr.
 Er schlich so matt, er schlich so schwer
 An seinem Stab im Dorf einher;
 Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
 War längst dem Grabe zugeblückt.

Im Dorfe lieb' ihn Groß und Klein;
 Man lud zu jedem Fest ihn ein;
 Man gab ihm stets den schönsten Kranz
 Beim Hochzeitreihn und Tautetanz;
 Denn Vater Martin, sanft und gut,
 Verschuchte nicht den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam; die erste Nacht
 Ward mit Geiang und Tanz vollbracht.
 Da sammelte sich Groß und Klein,
 Und sang und sprang im Mondenschein;
 Da alte Martin aber schlich
 Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
 Luvog des Kirchhofs stille Flur,
 Und Kaspette mit sanftem Hauch

Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
 Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
 An eines Jünglings Grabe stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
 Er sah empor zum Sternenhöer,
 Und fiel auf's Grab, wo Anne schlief,
 Voll heißer Andacht hin und rief:
 „Ach, lieber Gott! ach, führe du
 Den alten Martin auch zur Ruh'!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
 Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
 Ich bin so einsam und allein,
 Und möcht' auch gern dort oben sein.
 Du lieber Gott, was soll ich doch
 So spät auf deiner Erde noch?

Wohl bin ich alt und lebensfart!
 Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt!
 Mein zitternd Haupt ist silberweiß:
 Was hilfst dir, Herr, der matte Greis?
 Ach! nimm ihn auf und decke du
 Sein mildes Herz mit Erde zu!"

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt! Erhörung seinem Fleh'n
Und hieß den Todesengel geh'n,
Daß er bereitete sein Grab
Und nahm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh'
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand
Und reich't ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: „Küsse mich!“
Da küßt' ihn Martin und erblich.

3. Herbstlied.

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub!
Das Leben mit seinen Träumen
Versällt in Asch' und Staub!

Die Vöglein im Walde sangen,
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will;

Die Liebe kehrt wohl wieder,
Im künft'gen lieben Jahr,
Und Alles tönt dann wieder,
Was hier verflungen war.

Der Winter sei willkommen,
Sein Kleid ist rein und neu!
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu!

17. Friedr. Wilh. Aug. Schmidt (Werneuchen). 1764—1832.)

1. Das Gärtchen der Liebe.

(Almanach der Mufen und Grazien, 1802.)

Was lieb sich hat mit Treuen,
Das sucht ein einsam Dertchen gern,
Wo's heimlich sich kann freuen,
Von Fern und Lauschern fern.

Da hats denn lieb im Stillen
So inniglich, so inniglich!
Da hat es seinen Willen,
Sein Wesen recht fitr sich.

Fitr sich in stiller Freude
Hat lieb das frohe Vögelein:

Die Lerch' auf oder Heide,
Der Elsterpecht im Hain;

Das Haselhuhn, der Trappe,
Der Ribiz und die Ent' im Moor,
Das Täubchen auf der Klappe,
Der Scheurenpatz im Rohr;

Das Alles hat sein Dertchen,
Wo's traulich gern besammten ist.
Ich hab' ein heimlich Gärtchen
Mit Liebchen mir erkies't.

2. Der Mai 1795.

Fort, Liebchen, mit dem Winterpelz!
Der West umliebelt Dich.
Allegro tönt im Birkenhölz
Beim frühen Vogelstrich.
Und täglich färbt der Wiese Schmelz
Die Heide frischer sich.

D komm ins Gärtchen: munter kriecht
Die Raup am Lindenast;
Der erste Schillebold umfliegt
Des Birnbaums Narbenast,
Und warmer Frühlingssodem wiegt
Der Blütze Dunenquast.

D komm in's Freie: fröhlich schift
Der Schwan auf unsrer Spree;
Der Wasserblümchen Lenzgebüst

Umhaucht den Unkensee,
Und auf der weichen Gänsetrift
Sprießt Honiggras und Klee.

O sieh! wie Alles weit und breit,
Von lindem Schmeichelwind
Mit Wonnelüthen überstreut,
An warmer Sonne minnt!
Vom Störche bis zum Spatz sich freu't,
Vom Karpfen bis zum Stint!

Woh dem, der igt bei Städtertand
Den Mai verlieren muß,
Nicht wandeln kann am Quellenrand,
Umkränzt von Cytisus,
Noch ruh'n, wie wir, an Heckenwand
Bei El' und Wassernuß!

36. Theodor Gottlieb von Hippel.

(1741—1796.)

Aus: Lebensläufe nach aufsteigender Linie. (1778.)

Der Roman erzählt die Lebensgeschichte des Verfassers. Der vielfach durch geistvolle Betrachtungen, humoristische Privatspartieen, Gespräche über Erziehung, Ehe, Bildung, Religion, gesellschaftliches Leben unterbrochene Gang der Handlung enthält die Jugendliebe des Verfassers (Alexander und Minchen), die Trennung der Liebenden, als er zur Universität geht, die Nachstellungen, welche Minchen durch einen Edelmann erfährt, ihren Tod, Alexanders Kriegsdienste in Rußland, Bekanntschaft mit einer Dame, in der er ein Abbild Minchens zu finden glaubt u. a.

Wie Alexander die Universität bezieht.

Niemand als Minchen machte mich berecht, und da meine Mutter mir entgegensetzte, daß, wenn ich nicht auf Universitäten gewesen, ich nicht Pastor werden könnte, kam ich auf ander

Gedanken, und das (wie zuvor) auch Mündens wegen. Ich sah, wie ein Erleuchteter, auf einmal alle Gründe meiner Mutter ein, und hatte keinen Zweifel mehr als den: Muß denn jeder in der Fremde als Gesell arbeiten und wandern, eh' er Pastor wird? Diesen Zweifel löste mein Vater.

Was er wider die Universitäten gesagt hatte, war vorm Brande geschehen. Jetzt war er zwar eben kein Apologist der hohen Schulen, denn so sehr konnt' er nicht seinen Grundfäden unterwerfen werden; allein er war der Meinung meiner Mutter, die ihn sehr hat, mir andere Gedanken einzuängen, die aber schon wirklich, ohne daß es meine Mutter gemerkt hatte, bei mir in Blüthe standen.

Kinder, sagte mein Vater, sollte man keinem Menschen anvertrauen, der nicht auch Kinder hat oder gehabt hat. Wenn ich einem Arzt ein Ohr zuneigen sollte, ich sage mit Fleiß ein Ohr — obgleich ich Gottlob beide brauchen kann — müßte er selbst die Krankheit haben, die er curiren will. In diesem Fall wird mir ein Hufschmied und eine entzahnte Matrone eben so willkommen, als ein rother Mantel seyn.

Seht da! warum ich dem alten Herrn, der Schuster, Schneider und Töpfer ist, alle diese Handwerke auf Herz und Seele der ihm anvertrauten Jugend anzuwenden gestatte. Sein Sohn Benjamin und seine Tochter Wilhelmine haben ihn examinirt und tüchtig befunden. Es sind gut gezogene Kinder.

Bei dem Worte Wilhelmine zog ich mein Schnupftuch aus der Tasche, ohne sonst zu wissen warum, als des Namens Wilhelmine wegen.

Man muß alles von sich anfangen. Selbst wenn die Schulgelehrten die Existenz Gottes bereifen wollen — Schande ist's zu sagen, daß sie's wollen — fangen sie von sich an: ich bin, sagen sie, also ist auch Gott der Herr. Es sind gewisse Geheimnisse, welche die Natur, ehe schon der Kunst viel verrathen worden, doch für sich behält, und dahin gehört die Kinderzucht. Man wird in dieses Geheimniß allein durch die Vaterschaft initiiret. Ich glaub' es steif und fest, daß jeder Vater, wär's gleich ein Bürstenbinder, und jede Mutter, wär's gleich eine Bürstenbinderin, ihre Kinder erziehen könnte, und es also nicht nöthig haben, andern Unterricht für die kleinen Bürstenbinderchen in einem öffentlichen Laden zu kaufen. Wie sollte wohl die Natur so ungerecht seyn, das Größere zu geben und das Kleinere zu versagen? Du weißt, Alexander, was dein Vetter, der große Summus Alexander (an diese Vettertschaft hatte er lange nicht gedacht) seinem Lehrer, dem Summus Aristoteles, für ein Compliment machte, im rechten Sinne ein Compliment: er hätte ihm mehr als seinem Vater Philipp zu danken. Sobald Alexander bleiben wollte, was sein Vater war, hatte er Unrecht. Wollte er aber die Grenzen seines Reichs erweitern, und nicht Bürstenbinder bleiben, setzte meine Mutter hinzu, hatte er Recht. Da liegt der Grund von dem Leben der Erziehung. Der Vater, der aus seinem Sohne mehr machen will, als er selbst ist, muß freilich einen andern Weg einschlagen. Indessen sollte dieser andere Weg keinem Vater verstatet seyn, der nicht Alexander zu kindern und Aristoteles zu Lehrern aufweisen könnte. In diesem Falle müßte, aller Beispiele vom Gegentheil ungeachtet, die Jugend, die Gnadenzeit, der Morgen nicht versäumt werden.

Der Staat braucht viel Hände, aber wenig Köpfe. Ein politischer Kannengießer ist ein schlechter Kannengießer und ein schlechter Bürgermeister; die Kenntniße des gemeinen Mannes müssen bei der Hand bleiben und nicht bis zum Kopfe kommen. Wer dem Menschen das Denken nehmen will, setzt ihn herab. Denken kannst du, du kannst denken, das Grübeln, das Weiterhindandenken als vierundzwanzig Stunden, zwölf in die Länge und zwölf in die Breite, ist dem Menschen schädlich, und Tinte und Feder, Papier und Presse sind eben solche Verheerer des menschlichen Geschlechts, als Bomben, Kartätschen und Pulver und Schrot und Büchsen und Säbel.

Mein lieber Vater war über diesen Gegenstand ein Verschwender, er gab ungezählt — ich will bedachtsamer zu Werke schreiten und mit geiziger Kürze nur etwas von seinen Grundfäden anzugeben. Der Himmel gebe, daß es lauter seltene Schaustücke wären, ich würde sie meinen Leuten herzlich gönnen.

Daß jeder Kinderlehrer verheirathet seyn müsse, wissen wir schon. Man hat, sagt' er, lange auf Verbesserung der niedern Schulen gedacht, und freilich müssen diese eher verbessert werden, als hohe, wo du, mein Sohn, dein Heil versuchen sollst; allein man sollte noch eine Stufe heruntertreten und mit der Verbesserung der Mütter dieses gute Werk anheben. Man sollte Töchter ziehen, ehe man noch an Söhne kommt. Jetzt ist die Erziehung, wenn man an die Männer appellirt, gemeinhin schon in der ersten Instanz von unwissenden und ungeschickten Sachwaltern verdorben, und die Kur einer von der Mutter verärschten Seele. — Was in so vielen Generationen verdorben ist, muß wieder allmählig verbessert und zu seinem anfänglichen Heilen gebracht werden. Desperate Mittel sind eben so viel gewisse Morde. Wiebe der Mensch bloß Mensch, er müßte sehr alt werden und beinahe unsterblich seyn. Jetzt aber, da ihn die Vernunft verleitet, von der Landstraße bald zur Rechten, bald zur Linken abzuweichen, und theils

seinem Leibe, theils seiner Seele zu viel zu thun, fällt er eher wie ein wurmföchtiger Apfel ab. Er hat einen Wurm, der ihn zehrt.

Den rechten Weg abzustecken und auf dessen Erhaltung zu sehen, wäre die Pflicht der Gelehrten. Sie sollten Wegcommissärs für das menschliche Geschlecht seyn. Wer einmal den rechten Weg verschlägt, kommt immer weiter vom Ziele.

Ein Vater kann mehr als ein Kind haben und ein Lehrer mehr als einen Schüler; allein seht euch nur um. Der von zehn Jahren ist eben so weit als der von fünfien.

Man kann den Privatunterricht nicht verachten. Schulen haben ihr Gutes; der Privatunterricht, der der Natur näher verwandt zu seyn scheint, auch.

Elementarbücher sind sehr gut, allein ein Elementarlehrer ist noch besser. Für wen sollen Elementarbücher geschrieben werden? für Genies, oder für Mittelmäßige, oder für Marode? Will man sie für Mittelmäßige schreiben, um die Mittelstraße nicht zu verfehlen, auf der viele wandeln, leiden andere, die den schmalen Weg anzutreten Herz haben und die enge Pforte nicht scheuen, weil sie zum Leben führt. Die Bibel ist das einzige Buch, das für alle Menschen paßt, ein göttliches Elementarbuch.

Ein poetischer Kopf darf nur vieles durchblättern, von allem nimmt er Zoll. In der ganzen Natur schreibt er Schätzung aus. Er befindet sich in den Wissenschaften auf Reisen, wo ihn oft etwas aufhält, worauf der Eingeborene, das Landeskind, der Philosoph nicht kommt. Ein denkender Kopf weiß weniger, allein seine Acker kennt er auf ein Haar. Er thut, wenn ich so sagen darf, was der Dichter weiß. Ein großer Kopf ist eine Mischung von beiden. Selig sind, die wissen! Seliger die thun! Und am seligsten die wissen und thun! So viel Köpfe, so viel Sinne; so viel Alexander, so viel Welten; so viel Planeten, so viel Bahnen; so viel Genies, so viel Methoden.

Es ist unerhört, daß unsere Schulhalter lauter Geistliche sind. Sehr klug für die Geistlichen, besonders in der monarchischen Kirche. — Unsere Knaben werden alle erzogen, als ob sie Schulmänner werden sollten, unsere Töchter, wenn's köstlich gewesen, als Namsells (als französische Hofmeisterinnen).

Jedes Mitglied des Staats muß sein Votum haben, wenn eine allgemeine Schulanstalt im Staate erbaut werden soll. Schule und Welt ist jetzt zweierlei. Schulbegriffe sind mit einem Worte solche, denen die Erfahrung widerspricht. In der Schule sind Worte. Sachen, Nadel und Zwirn sind ein Kleid, Mittel ist der Endzweck.

Schullehrer! bleibt nicht auf der Bank mit euren Schülern, sondern zieht mit ihnen in die freie Luft der Natur, werdet Peripatetiker. Lehrt sie im Angesicht Gottes — oder laßt sie nur herumgehen; die Natur selbst wird sie besser unterweisen als ihr, wenn ihr Gottes Wetter nicht ertragen könnt.

Die Gabe zu unterrichten (donum docendi) hat jeder Mensch. Wer durch die rechte Thür gekommen ist, wird sich auch wieder durch die rechte Thür herausfinden. Wer eine Treppe in die Höhe steigen kann, wird sie auch herabsteigen. Vergab ist immer leichter. Wer eine Sache halb weiß, kann nur ein Viertel beitragen. Wer nur ein Viertel weiß, ist ein Mischling. — Je länger ich studire, je kürzer ist die Predigt. Bedenkt den Haufen Holz, und Stein, und Ziegel, und Dachpfannen, und Glas, und Kalk und tausenderlei, eh' es ein Haus wird. Steht das Haus; alles hat sechzig Fuß in die Länge und dreißig Fuß in die Breite Raum.

Je schöner aber die Rede, desto weniger behältst du. Das Gedächtniß hat keine Zeit, anzuhalten, keine Ruhe. So was Schönes kann nur die Kunst machen, wo kein Punkt, kein Komma, kein Semikolon ist. In der Natur hat die Sonne selbst Flecken. Ein Dichter hat das kleinste Donum docendi, setze ihn auf einen Lehrstuhl, auf welchen du willst. Er wirft Strahlen, allein die meiste Zeit ist er umwölkt. Aratus hat ein berühmtes Gedicht über die Astronomie geschrieben, ohne daß er sie verstand. Er würde kein Gedicht, wenigstens kein berühmtes darüber geschrieben haben, wenn er sie verstanden hätte. So nachlässig der Anzug eines Dichters ist, so sieht's auch mit seinem Wissen aus. Da fehlt ein Hemdknöpfchen, da hat das Kleid einen Kaffeeflecken und an den Beinkleidern fehlt vorzüglich bei jedem Dichter was. Bitt' ihn, sein Stubfenster zuzumachen, er riegelt nichts zu, er zieht nur an. Es ist kein gemeines, sondern ein heiliges Dunkel, so den Dichter umgibt. Eine schöne Dämmerung, und nach Verwandniß der Umstände Morgen oder Abend.

Wer vielerlei weiß, ist biegsam, wer einerlei weiß, ist stolz. Jener sieht ein, wie viel ihm fehlt, dieser ist ein Hahn auf dem Mist.

Haben wir mehr Wege zur Seele als Empfindung und Reflexion? Wer dies die hohe und jenes die untere Schule nennt, hat sich übel erklärt.

Das Wohlfeile, das Schlechte dieser Erziehungsanstalten meines Vaters ist, mich dünkt, sehr auffallend; es sind alles Hausmittel (simplicia).

Allein bei alledem, lieber Vater, ist dieß nichts mehr als eine gute Unterlage. Noch bist du nicht immatriculirt, und meine Lese haben von Mutterleibe ausgehen müssen, um endlich auf die Börse der Gelehrsamkeit zu kommen, wo der Kurs *℔*. vls. bestimmt und Dukaten und

harte Thaler nach der Zahl der Liebhaber gewürdigt werden. Die Herren Geistlichen machen sich in jeder Predigt eine kleine Bewegung vom Paradiese aus, und leuchten daher gemeinhin, wenn sie an die Herzen ihrer lieben Gemeinde anklopfen. Wenn mein Vater nur nicht leucht, anstatt daß er von der Leber wegreden sollte. Den Stand der Unschuld, den Stand der Sünden, den Stand der Gnaden und den Stand der Herrlichkeit wollen wir ihm verzeihen.

Die Akademien, mein Sohn (Gottlob, Land!), sind gut und nicht gut, so wie alles in der Welt. Niemand ist gut als der alleinige Gott.

Die Akademie ist das, was bei den Zünftigen und Handwerkern die Fremde ist.

Ich habe nie, das weißt du, der Akademie gejubelt und Lobopfer gebracht, allein auch nie habe ich mich wider sie durch eine niedergelegte Aste verwahrt. Die Wahrheit zu gestehen, wollt' ich mit dir anfänglich zum andern Thore hinaus. Es hat große Leute auf Akademien gegeben, obgleich Newton ein Münzmeister, Copernikus ein Domherr und Leibnitz ein Hofmann war.

Mein Vater warf die Frage auf, wer auf der Universität den Kürzern zieht, der Lehrling oder der Lehrer? Allein wenn er gleich über den Lehrer länger als über den Schüler den Kopf schüttelte, so sah er doch auf den Schüler in Seelen- und in Leibeszufahrt. Professores sind, damit ihn meine Leser wieder selbst hören, Sklaven, die an Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre gebunden sind. Es sind Körper in der gelehrten Welt, die nicht ihr eigenes Licht haben, sondern die vielmehr ihr Licht gemeinhin vor dem Bivat junger, roher Leute erhalten; Körper, die ihren Lauf alle halbe Jahre unselig vollenden, Uhren, die zu Ostern und Michael ausgehäutet werden. Professores sind stehende Wasser, die faul werden. Ich will es, wie ich schon öft gethan, kürzen, wenn auch der Zusammenhang dabei ein paar Grane einbüßt. Ein akademischer Lehrer muß, wenn er seine Kenntnisse gut verzinsen will, marktchreien und durch eine Universalpille die Leute an seine Bude locken. Die meisten haben ein Arcanum, ein Mysterium, das sie empfiehlt, wovon sie zwei Drittheile alle halbe Jahre für sechs bis acht Thaler schwer Geld verhandeln, ein Dritheil behalten sie noch zurück. Man erfährt also das Ganze nicht eher, als bis es im Druck erscheint, und siehe da! kein Mensch findet das, was der Professor fand. Es ist ein gewöhnliches Compendium.

Weiß ein Professor nur einerlei, ist er ein Pendant. Seine Wissenschaft ist der Despot, der über ihn herrscht. Weiß er (und dies ist gemeinhin der Fall, weil er mit seinen Herren Amtsbrüdern oft eine Lanze brechen muß) mehr, ist's bloß so so. Das wenigste ist Wissenschaft, was wir haben, das meiste ist Muthmaßung, Weg, den man gehen muß, um zur Wissenschaft zu gelangen. Es geht mit den Wissenschaften wie mit der Liebe: die verstoßne ist die angenehmste. Das Handwerk wird einem jeden so geläufig, daß er auf keine Erfindung kommen kann. Per aspera ad astra. Würden die Professores bloß von regierenden Herren bezahlt werden, so dürften die Wissenschaften zwar gewinnen, allein die Lehrlinge würden alles verlieren. Wie die Nome den Psalter singt, würde gelesen werden. Die Lehrer würden nur auf das denken, was gedruckt werden soll. Jetzt aber die Metaphysik für wenige Thaler kaufen, ist unschicklich. Ein Professor, der ein Autor, — und wer ist nicht beides? — hält es nicht der Mühe werth, junge Leute zu unterrichten. Die Welt ist sein Auditorium, und da sitzen Kaiser, Könige, Fürsten u. s. w. auf den Bänken. Ein Autor ist ein so stolzes Ding, daß er mit dem ganzen menschlichen Geschlechte spricht.

Ein Professor spickt (ardirt) seinen Vortrag. Er ist oft gezwungen, über gesunde Speisen ungesunde und unschmackhafte Brühen zu gießen.

Und dem akademischen Jüngling! was legt sich nicht in den Weg, ihn zu stören! Da ist ein Ständchen zu bringen; da kommt ein Landsmann; da hat er sich zu schlagen; da dem Professor, der die Privilegien schmälern will, die Fenster einzuschlagen. — Die Freiheit ist ihm der Weg zur Ungezogenheit. Seine Mißbrüder ersticken bei ihm den Trieb, sich empor zu arbeiten. Will er ein ehrlicher Landsmann seyn, muß er, wie der Haufen, nichts lernen. Es sind kleine Höfe auf den deutschen hohen Schulen errichtet; der Prinz, der Reichsgraf halten sich Kammerherren, Stallmeister, Hofmarschälle u. s. w.

Auf Universitäten sagt dir jeder Lehrer, nicht was du zu wissen nöthig hast, sondern was er weiß. Da lernst du den Werth der Wissenschaft nicht von dem, der sie vorträgt, sondern von seinem Nachbar, einem andern Professor, der sie verachtet.

Erinnerst du dich, was der Herr Candidat von einem benachbarten Könige erzählte, der seinen Professor der Moral selbst prüfte. Herr, sagte er, moralisir' er mir was vor, damit ich seh', ob er was weiß. Ich fand hier viel richtiges gesagt, und noch eins auf den Weg von einem Professor der Moral, der durch seinen Wandel seine Lehren mit Gift hindrödete. Was hör' ich von ihm? sagte der dirigirende Minister dieser hohen Schule. „Verzeihen Ew. Excellenz, ich bin nur Extraordinarus.“

Diese Rede widerrieth nun zwar mein Vater nicht, indessen lenkte er jetzt alles zum Besten, da er, wie er sich ausdrückte, durch ein anderes Thor mit mir hinaus wollte. Es muß, sagte er, eine Zeit seyn, wo man einsehen lernt, was man nicht weiß, und kein besserer Ort dazu ist, als eine hohe Schule. Ein Professor kann, wenn er seine Wissenschaft nicht bis zum Hand-

werk treibt und sie zuweilen ein Jahr ruhen läßt, unendlich weit kommen. Diese Wissenschaft ist eine liebe Frau, die man nach einem Jahre Entfernung wieder in seine Arme schließt; da ist's, als würde man auf's neue populirt. Ein Professor sieht, ob seine Saat gut sey, vor sich, er lernt eine Bewirthschaftung guter Köpfe, und wird ein Financier in der Gelehrsamkeit. Wer hat mehr Gelegenheit, Proben zu machen als er? und seine Begriffe bis zum Anschauen deutlich, wer seine Wissenschaft mehr unüberwindlich zu machen, als er? Durch alle fünf Species der Rechenkunst rechnet er seine Wissenschaft durch. Der Glaube kommt durch die Predigt. Steht der Professor hoch im Cours, so bringt er auch seine Wissenschaft in den nämlichen Werth. Er erleuchtet eine ganze Provinz, und macht, daß man seinen Namen annimmt, z. B. Wolfianer. Ein würdiger Professor hört sich in wohlgerathenen Schülern von der Kanzel, sieht sich im Urtheil, findet sich am Krankenbette.

Er ist in einer beständigen Wärme, wenn andere Gelehrte durch ihren Beruf sich erkälten und Mühe haben, wieder in gelehrte Transpiration zu kommen.

Auch die Alten hatten ihre Schulen, und so wie Kirchen gut sind, obgleich Gott überall ist, so sind Akademien nicht zu verwerfen. Wo habt ihr's denn her, daß ihr so gelehrt auf Akademien schelten könnt, wie ihr's thut. Beinahe könnte man sagen: die Deutschen wären Universitäts- oder akademische Köpfe. Warum wollt ihr eure Mutter verachten, weil sie nicht so gut gekleidet geht, als eure junge Frau?

Ist dem der Wettseifer nichts, wozu man auf Akademien Gelegenheit hat?

In der Schule locirt der Herr Präceptor, auf der Akademie locirt ihr euch selbst.

Es gibt auf Universitäten Gelegenheit, ohne ein beschwerliches Lexikon in die Hand zu nehmen und den Buchstaben und Zahlen nachzuschlagen, gleich zu lernen, was man nicht weiß. Ein Wort, das oft ein Lehrer im heiligen Enthusiasmus verlor, das heißt, das er sagte, ohne es beinahe zu wissen — gewiß aber ohne es zu behalten; ein solches Wort fällt nicht auf die Erde. Der Jüngling faßt es; aus dem Meeresschaum wird eine Perle.

Eine Universität ist ein gewisses Ganzes der Gelehrsamkeit, eine Messe, wo man nicht an den Stadtkrämer gebunden ist, wiewohl es auch hier oft heißt: Wenn die Narren zu Markte kommen, freuen sich die Kaufleute.

Hier ist eine große Mücke. Meine Leser werden die andere von selbst bemerkt haben. So viel noch hinzu. Meine Mutter traute dem Panegyrius meines Vaters auf den Universitäten in usum Delphini nicht ganz. Sie merkte es ihm ab, daß er seine Zweifel nicht völlig los werden konnte.

37. Georg Christoph Nichtenberg.

(1742—1799.)

1. Über den Nutzen und den Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Stiebe etc. bei verschiedenen Völkern.

(Vermischte Schriften, 1800—1806.)

In Diaseite, sagt Herr von Bougainville, kommt der Chirurgus, wenn er einem Patienten zur Ader lassen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihn sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug gewonnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit frischem Wasser aus, und der Kranke wird, vermuthlich weil Alles so nahe am Sitz der Seele vorgegangen ist, gemeinlich gesund.

Auf den Philippinischen Inseln hat man ein untrügliches Mittel wider die Kolik und das Kopfweh. Man prügelt und peitscht den Patienten derb durch, reibt die Wunden mit Salzwasser, und läßt ihm alsdann zur Ader.

Bei verschiedenen Völkern bringt man strangulirte und ertrunkene Personen dadurch wieder zum Leben, daß man ihnen Hiebe auf die Fußsohlen gibt.

Wenn Jemandem ein Knochen im Halse steckt, oder wenn ein Lungengeschwür da ist, oder Jemandem der Mund aufgesperrt steht, so hat man gefunden, daß die Natur gemeinlich nur einen kräftigen Hieb auf den Rücken oder hinter den Ohren verlangt und alsdann Satisfaction hat.

Bei Narren helfen die Stockschläge oft mehr als alle anderen Mittel, durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommen. So wollen manche unrichtige Taschenuhren nur haben, daß man sie schüttelt. Mit den Thoren und Becken ist es anders, die kann man (wie Salomo sagt) im Mörser stampfen und bleiben immer ganz.

So viel von dem Stock, als materia medica betrachtet. In der Moral ist sein Nutzen, verbunden mit der verwandten Ruthe und der Ohrfeige, fast unübersehbar.

Auf den englischen Philanthropinen erstreckt sich die Philanthropie nur auf die Köpfe. Wer den Menschen von der andern Seite ansieht, sollte sie für Misanthropine halten. Sitten und Gelehrsamkeit werden da beigebracht wie Medicamente. Ich kann hierbei meinen Lesern

unmöglich ein Sinngebicht vorenthalten, das ein englischer Dichter, dessen Ader vermuthlich auch die pädagogische Birke geöffnet hatte, ausließ, als er ein Glas Birken-Champagner trank:

Oh birch! thou cruel, bloody tree
I'll be at last reveng'd of thee;
Oft hast thou drank de blood of mine.
Now for an equal draught of thine.

Birke, blutdürstiger, tyrannischer Baum, endlich räch' ich mich an dir. Oft hast du mein Blut getrunken. Sieh — nun trink ich das deinige.“

Was die Geißel bei den Baals-Pfaffen, Bonzen, Flagellanten und Sekuristen zu Bändigung der Leidenschaften beigetragen hat, ist bekannt. Nur mit gewissen Leidenschaften soll es nicht ganz gelungen seyn, diese nahmen nämlich die Schläge, so wie sie jeder rechtschaffne Kerl nimmt, und sungen nun erst recht an zu toben.

Viele Gesetzgeber, unter andern Pyrrhus selbst, ließen die Jugend beiderlei Geschlechts sich mit Häuten schlagen und stoßen, um dadurch nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist geschmeidiger zu machen. Sich boxen und denken stand immer in einem Volk beisammen.

Bei den Truppen war immer der Stock das kräftigste Mittel, Ordnung und Maschinerie zu bewirken. Die griechischen und deutschen Alexander bezwangen oft mit dem Stock den Soldaten und die Soldaten unter dem Schatten desselben die Welt. Die Römer prügelten mit dem Weinstock. Einen Nebenstock erhalten, hieß Hauptmann werden. Während der gemeine Mann das Holz genoß, trank der Oberoffizier den Saft von dessen Traube, und durch beide erhielt Rom die Herrschaft der Welt. Heut zu Tage geht es nicht besser. Was wäre selbst der Marschallstab von Frankreich, wenn er nicht ein Prügel wäre?

In Japan prügelt man die Götzen, die beim Oberpriester die Wache hatten, wenn ihm etwas geschah, und man fand, daß es half.

Drißch deine Frau und dein Korn brav durch, sagte Sancho, und alles wird gut gehen.

Die alten Egyptier malten Osiris mit einem Stock und einer Peitsche in der Hand aus gleicher Ursache, und bei den Griechen machte der Stock Künste und Wissenschaften blühen.

Montesquien erzählt in seinem Werke über die Gesetze, daß man bei den alten Persern nicht die Leute, sondern bloß die Kleider mit Stockschlägen bestraft habe, und daß Manche sich diesen Schimpf so zu Gemüthe gezogen, daß sie sich das Leben genommen hätten. In Europa herrschte seit jeher ein ganz verschiedener Gebrauch; man prügelt ebenfalls die Kleider, aber man paßt die Zeit ab, da ihr Besitzer darinnen steckt. Im Militär herrscht nun ein jenseit Persischen gerade entgegengesetzter Gebrauch, man zieht nämlich dem Missethäter die Uniform aus, und peitscht ihn, indessen die Kleider ruhig liegen, allein. Und doch richteten die Perser mehr mit ihrer Methode aus, als wir mit der unsrigen. Den meisten Menschen sind Strafen, die aus Schimpf und Schmerz zusammengesetzt sind, nicht so empfindlich, als die aus Schimpf allein bestehen. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Der Schmerz gibt der Strafe das Ansehen von Rache, und die Rache dem Missethäter ein Ansehn von Wichtigkeit. Auch erweckt Schmerz Mitleiden, und Mitleiden des Zuschauers ist allezeit für den Missethäter aufmunternd. Beim Schimpf ist nichts von dem. Er ist der Justiz, was die Verachtung eines Gegners, dem man sich überlegen fühlt, im gemeinen Leben ist.

Bei den Römern waren Stockschläge und Ruthenschläge so erniedrigend, daß, als Cicero bei Gelegenheit des Gabinius sagte: Caedebatur virgis Civis Romanus (ein Bürger von Rom ward mit Ruthen gestrichen), das römische Volk weinte.

Die Ohrfeigen standen nicht so hoch im Preis. Die Gesetze der XII Tafeln hatten bloß eine Geldstrafe darauf gesetzt, die eben nicht sehr groß war. Daher ein gewisser Lucius Veratius, ein reicher römischer Bürger, wie Gellius erzählt, zuweilen auf der Straße spazieren ging, und allen Menschen, die ihm begegneten, Ohrfeigen gab, aber auch augenblicklich die Strafe dafür bezahlte. Also auch in Rom gab es Genie's.

Thilpericus wurde, wie man sagt, ermordet, weil er seiner Gemahlin einen Stockschlag gegeben, und Amalaricus verlor sein Königreich und sein Leben aus gleichen Ursachen. Die Gemahlin des letztern war eine Schwester Thildeberts, Königs von Frankreich.

Vor nicht gar langer Zeit gab ein Offizier in Genua einem Packenträger einen Stockschlag; dieses brachte Alles in einen Aufruhr, und das Volk schmiß alle deutschen Soldaten zur Stadt hinaus.

Karl der Große hat in seiner Gesetzsammlung einen gewissen Hieb- und Prügeltarif mit beigefügten Strafen eingerückt. Ein Gesetz darunter klingt ungefähr so: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Größe, daß, wenn man damit einen Schild von Erz anschlägt, man den Schall drei Schritte weit hören kann, bezahlt dafür fünf Stüber.

Die manumittirende Ohrfeige war, so wie bei uns noch die lossprechende bei den Handwerfern, ein Ehrensclag, und that so wenig weh, als die Schläge, die der Ritter bekommen.

Die rächende Ohrfeige ist jederzeit bei uns in hohem Werthe gewesen, der sich jedoch nach dem Werthe der Ohren richtet, die sie treffen. Man kann sie austheilen von Null an bis zur Todesstrafe.

Soviel ich weiß, unterscheiden die englischen Gesetze dabei, ob die Ohrfeige mit der positiven oder negativen Seite der Hand gegeben worden ist. Die mit dem Rücken der Hand sind nicht so schimpflich und nicht so theuer, vielleicht weil sie mit der flachen Hand gemeinlich mit größerem Vorsatz gegeben werden.

2. Weibliche Dienstboten.

Sie sind in der Komposition, des Romans zumal, von unglaublicher Wichtigkeit. Es wird selten eine Geschichte gut detaillirt und gehörig gemischt werden können, ohne etwas aus dieser Klasse hinein zu schmeißen. Sie reden hier von der mittlern Klasse, die das Kammermädchen und einige Stufen unter ihr begreift. Es ist also die Viehmagd hier so gut ausgeschlossn, als die dienende Dame am Hofe, aus deren Nähbeutel das Schicksal nicht selten Fäden herholt, Weltbegebenheiten an einander zu knüpfen.

Sie sind in großen Städten gemeinlich sehr fein, weil sie mit Feinheit und hier und da sogar mit Schlaugigkeit gewählt werden; man darf nur an solchen etwas wenigens Erfahrung mitbringen, um einzusehen, daß jedes Kammermädchen das Paradigma abgeben könnte, eine Hofdame darnach zu dekliniren. Die feinsten darunter gehören daher auch mehr in jene Klasse, als hieher. Doch grenzen sie durch Niedrigkeit der Herkunft oft an die folgende Stufe, die mehr hieher gehört.

Sie besitzen mit einem großen Theil des weiblichen Geschlechts, zumal sobald sie die Tanz-Tarantel gestochen hat, oft in einem solchen Grade die Gabe, sich dumm zu stellen, ehe sie klug sind; das, was sie nicht verstehen, so anzuhören, als verstünden sie es, und was sie verstehen, als verstünden sie es nicht; die Gabe, auf den nicht hin zu sehen, den sie nur allein gegenwärtig fühlen und mit dem freundlich zu thun, von dem sie sich kaum bewußt sind, daß er gegenwärtig ist; mit einem Worte die ganze Kunst auszustreichen, auf daß und damit man es lese, wie einige Leute in ihren Briefen die Gewohnheit haben, ist ihnen bekann. Einen Seufzer zu verbasten ist ihnen sehr früh eine Kleinigkeit. Man irrt sehr, wenn man alle diese Züge nur in der höhern Welt sucht, dieses verstehen sicherlich Personen, die lebenslang 20 mit der Null voran, Nicht in ihren Hausrechnungen, wenn sie welche für sich führen, stan Nicht schreiben, auch wohl gelegentlich behaupten, es sey recht. Es geht weit, und würde unmöglich seyn, wenn es studirt werden müßte; so aber ist es die Geometrie der Spitze, die weber von Geometrie, noch von Absicht etwas weiß; genug, es fehlt ihr was, und ein dunkles Gefühl belehret sie, daß dieses Etwas, über kurz oder lang, in ihrem Netz hängen bleiben wird.

Sie haben einen unwiderstehlichen Hang, ihr künftiges Schicksal zu wissen, oder, welches auf Eins hinausläuft, das Alter, die Schönheit und den Stand ihres künftigen Bräutigams. Sie thun unglaublich viel, es zu erfahren. Sie ziehen Karten, stechen Sprüche, zupfen Blumenblätter aus, bei welchen sie die Namen der Wahlsfähigen hersagen. Sie tochen, braten, baden Weissagungen an gewissen Tagen und Stunden des Jahres; sie ließen lange vor Montgolfier Montgolfieren aus angezündetem Flach in den Spinnstuben steigen, um etwas Künftiges zu erfahren, schämen sich daran zu glauben, und gehen mit dem Glauben daran zu Bette; sie suchen vierblättrige Kleeblätter und legen sie in die Gesangbücher, um sich in der Kirche daran zu erbauen, wenn nichts Besseres zu thun ist; sie tragen doppelte Rüsse und Haselnüsse bei sich, oder verwahren sie in ihren Kisten und Kleiderschränken. Selbst ihre Nähpulle enthalten daher gemeinlich etwas, was nicht hinein gehört, wenn es auch nur Erbsen oder Salz wäre. Wenn sie Gebuld haben, ein Punktirbuch verstehen zu lernen, so ist es fast das Einzige, was ihnen den Mangel dessen einigermaßen ersetzt, was sie zu erpunktiren trachten. Diese Bücher sind für sie ganz unschädlich, denn sie punktiren fort, bis die günstige Antwort erscheint, und dann ist Alles gut.

38. Joh. Gottfr. Herder.

(1744—1803.)

1. Aus: Die Stimmen der Völker in Liedern. (1778.)

1. Der Wassermann.

(Dänisch.)

„O Mutter, guten Rath mir leih,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?“

Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.

Sie Kleidet ihn ein zum Ritterlein,
 Er ritt er Marienkirchhof hinein.
 Er band sein Pferd an die Kirchenthür,
 Er ging um die Kirch' dreimal und vier.
 Der Wassermann in die Kirch' ging ein,
 Sie kamen um ihn, groß und klein.
 Der Priester eben stand vorm Altar:
 „Was kommt für ein blanker Ritter dar?“
 „Das schöne Mädchen lacht in sich:
 „O wär' der blanke Ritter für mich!“
 Er trat über einen Stuhl und zwei:
 „O Mädchen, gib mir Wort und Treu'.“
 Er trat über Stühle drei und vier:
 „O schönes Mädchen, zieh' mit mir.“
 „Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
 „hier hast meine Treu', ich folg' dir leicht.“

Sie gingen hinaus mit Hochzeitschaar,
 Sie tanzten freudig und ohn' Gefahr,
 Sie tanzten nieder bis an den Strand,
 Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
 „Halt', schönes Mädchen, das Roß mir
 hier,
 Das niedlichste Schiffein bring' ich dir.“
 Und als sie kamen auf'n weißen Sand,
 Da lehrten sich alle Schiffe zu Land'.
 Und als sie kamen auf den Grund,
 Das schöne Mädchen sank zu Grund.
 Noch lange hörten am Lande sie,
 Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
 Ich rath' euch, Jungfern, was ich kann:
 Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.

2. Erbkönigs Tochter.

(Dänisch.)

Herr Duf reitet spät und weit,
 Zu bieten auf seine Hochzeitzeit;
 Da tanzten die Esen auf grünem Land',
 Erbkönigs Tochter reicht ihm die Hand.
 „Willkommen, Herr Duf, was eist von
 hier?“
 Tritt in den Reihen und tanz' mit mir.“
 „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich
 mag,
 Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“
 „Hör' an, Herr Duf, tritt tanzen mit mir,
 Zwei güld'ne Sporne schen' ich dir.
 Ein Hemd von Seide, so weiß und fein,
 Meine Mutter bleich't's mit Mondenschein.“
 „Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich
 mag,
 Frühmorgen ist mein Hochzeittag.“
 „Hör' an, Herr Duf, tritt tanzen mit mir,
 Einen Haufen Goldes schen' ich dir.“
 „Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
 Doch tanzen ich nicht darf noch soll.“
 „Und willt, Herr Duf, nicht tanzen mit
 mir,

Soll Seuch' und Krankheit folgen dir.“
 Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
 Noch nimmer fühl't er solchen Schmerz.
 Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
 „Reit' heim nun zu dein'm Fräulein werth.“
 Und als er kam vor Hauses Thür,
 Seine Mutter zitternd stand dafür.
 „Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
 Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?“
 „Und sollt' sie nicht seyn blaß und bleich,
 Ich traf in Erbkönigs Reich.“
 „Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
 Was soll ich nun sagen deiner Braut?“
 „Sagt ihr, ich sey im Wald zur Stund',
 Zu proben da mein Pferd und Hund.“
 Frühmorgen und als der Tag kaum war,
 Da kam die Braut mit der Hochzeitichaar.
 Sie schenkten Meel, sie schenkten Wein.
 „Wo ist Herr Duf, der Bräut'gam mein?“
 „Herr Duf, er ritt in Wald zur Stund',
 Er probt allda sein Pferd und Hund.“
 Die Braut hob auf den Scharlach roth,
 Da lag Herr Duf und er war todt.

3. Das Lied vom eifersüchtigen Knaben.

(Deutsch.)

Es stehen drey Stern' am Himmel,
 Die geben der Lieb' ihren Schein.
 Gott grüß' euch, schönes Jungfräulein,
 Wo bind' ich mein Kösslein hin?
 „Nimm du es, dein Kösslein, beim Zügel,
 beim Zaum,
 Bimb's an den Feigenbaum.
 Setz' dich ein' kleine Weile nieder,
 Und mach' mir ein' kleine Kurzweil.“
 Ich kann und mag nicht sitzen,
 Mag auch nicht lustig seyn,
 Mein Herz ist mir betrübet,
 Feinslieb von wegen dein.
 Was zog er aus der Taschen?
 Ein Meißer, war scharf und spiz;
 Er stach's seiner Lieben durchs Herze;
 Das rothe Blut gegen ihn sprizt.

Und da er's wieder heraussert zog,
 Von Blut war es so roth.
 „Ach, reich' Gott vom Himmel,
 Wie bitter wird mir der Tod!“
 Was zog er ihr abe vom Finger?
 Ein rothes Goldbringelein.
 Er warf's in flüssig Wasser;
 Es gab seinen klaren Schein.
 Schwimm hin, schwimm her, Goldbringelein,
 Bis an den tiefen See!
 Mein Feinslieb ist mir gestorben;
 Jetzt hab' ich kein Feinslieb mehr.
 So geht's, wenn ein Maidel zwei Knaben
 lieb hat,
 Thut wunderfekten gut;
 Das haben wir beid' erfahren,
 Was falsche Liebe thut.

4. Das Lied vom jungen Grafen.

(Deutsch.)

Ich steh' auf einem hohen Berg,
Seh' 'munter ins tiefe Thal,
Da sah ich ein Schifflein schweben,
Darinn drey Grafen fass'n.

Der allerjüngste, der drunter war,
Die in dem Schifflein fass'n,
Der gebot seiner Lieben zu trinken
Aus einem venedischen Glas.

„Was gibst mir lang' zu trinken,
Was schenkst du mir lang' ein?
Ich will jetzt in ein Kloster gehn,
Will Gottes Dienerin sehn.“

„Willst du jetzt in ein Kloster gehn,
Willst Gottes Dienerin sehn,
So geh in Gottes Namen;
Deins gleichen gibts noch mehr!“

Und als es war um Mitternacht,
Dem jung'n Graf träumts so schwer,

Als ob sein allerliebster Schatz
Ins Kloster gezogen wär.

„Auf, Knecht, steh auf und tummle dich;
Sattl' unser beide Pferd!
Wir wollen reiten, sey Tag oder Nacht;
Die Lieb ist reitens werth!“

Und da sie vor jen's Kloster kamen,
Wohl vor das hohe Thor,
Fragt er nach jüngst der Nonnen,
Die in dem Kloster wär'.

Das Nönnlein kam gegangen
In einem schneeweissen Kleid;
Ihr Häärl war abgeschnitten,
Ihr rother Mund war bleich.

Der Knab', er setzt sich nieder,
Er saß auf einem Stein;
Er weint die hellen Thränen,
Brach ihm sein Herz entzwey.

5. Das Mädchen am Ufer.

(Englisch.)

Die See war wild im Heulen,
Der Sturm, er stöhnt mit Müß',
Da saß das Mädchen weinend,
Am harten Fels saß sie,
Weit über Meeres Brüllen
Wart Seufzer sie und Blick,
Nicht konnts ihr Seufzer füllen,
Der matt ihr kam zurück.

„Ein Jahr nun hin und drüber!
Ein Jahr voll bitterm Weh;
O, warum gingst du, Lieber,
Und raubtest dich der See?
Hör' auf, hör' auf zu toben,
O Sturm, und gönn' ihm Ruh!
Hier in der Brust das Toben,
Ach! wüthet mehr als du.“

Der Kaufmann Schätzegeurig,
Berzweifelnd flucht er dir;
Was ist verlieren Schätze,
Zu dem, was ich verlier'?
Und wirfst du ihn auf Küsten
Von Gold und Demant schwer;
Ein' Reich're kann er finden,
Ein' Treu're nimmermehr.“

So seufzend, weinend lag sie,
Erharrend ihn zu sehn.
In jeden Sturm stieß Seufzen,
In jede Wog' eine Thrän';
Als schnell auf weissen Wellen
Ein blasser Leichnam schwamm,
Tobt saul auf ihn das Mädchen,
Er war — ihr Bräutigam.

6. Edward.

(Schottisch.)

Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth?
Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth,
Und gehst so traurig her? — O!
O ich hab' geschlagen meinen Geyer todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Geyer todt,
Und keinen hab' ich wie Er — O!

Dein's Geyers Blut ist nicht so roth,
Edward, Edward!
Dein's Geyers Blut ist nicht so roth,
Mein Sohn, bekenn' mir frey — O!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen mein Rothroß todt,
Und es war so stolz und treu — O!

Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht noth,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Mutter, Mutter!
O ich hab' geschlagen meinen Vater todt,
Und weh, weh ist mein Herz — O!

Und was für Buße willst du nun thun?
Edward, Edward!
Und was für Buße willst du nun thun?
Mein Sohn, bekenn' mir mehr — O!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern über's Meer — O!

Und was soll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall?
So herrlich sonst und schön — O!
Ich laß es stehn, bis es sint' und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß es stehn, bis es sint' und fall',
Mag nie es wieder sehn — O!

Und was soll werden dein Weib und Kind?
Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind,
Wann du gehst über Meer? — O!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drinn,

Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß, laß sie betteln drinn,
Ich seh' sie nimmermehr — O!
Und was willst du lassen deiner Mutter
theu'r?
Edward, Edward!
Und was willst du lassen deiner Mutter
theu'r?
Mein Sohn, das sage mir — O!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch lassen und höllisch Feu'r,
Denn ihr, ihr riethet's mir! — O!

7. Die Herrlichkeit Granada's.

(Spanisch.)

Ein Gespräch König Juans und Abenamar's.

Abenamar, Abenamar!
Mohr aus diesem Mohrenlande,
Jener Tag, der dich geboren,
hatte schöne grosse Zeichen;
An ihm stand das Meer in Ruhe,
Und der Mond, er war im Wachsen;
Mohr, wer unter solchen Zeichen
Bard geboren, muß nicht lügen.

Drauf erwiderte der Mohr ihm:
(Wohl vernimm es, was er sagte!)
Nein, Sennor, ich lüge dir nicht,
Ob es mir das Leben koste.

Denn ich bin Sohn eines Mohren
Und einer gefangnen Christin;
Und noch war ich Kind und Knabe,
Als die Mutter oft mir sagte:

Lügen, Sohn, das mußt du nimmer!
Lügen, Sohn, ist niederträchtig.
Um deswillen frage, König,
Und ich will dir Wahrheit reden.

„Habe Dank, Mohr Abenamar,
Laß du also höflich redest.
Was sind das für hohe Schösser,
Die dort stehn und wiederglänzen?“

Dies, Sennor, ist der Alhambra,
Und das andre ist Mesquita;
Jenes sind die Aljares,
Wundernswürdig aufgeführt.

Und der Mohr, der auf sie sthrte,
hatte Tags hundert Dublonen,
Aber wenn er nicht am Bau war,
Muß' er Tages hundert zahlen.

Jenes ist der Gen'ralie,
Ist ein Garten sonder Gleichen.
Diese Thürme sind Bermejas,
Sind ein Schloß von grosser Beste.

Da erwidert König Juan:
(Wohl vernimm es, was er sagte!)
Wenn du es, Granada, wolltest,
Wollt' ich mich mit dir vermählen,
Gäbe dir zur Morgengabe
Mein Cordova und Sevilla.

„Bin vermählet, König Juan,
Bin vermählt und bin nicht Wittve;
Mein Gemahl, der Mohrenkönig,
Liebt mich, als sein grosses Gut.“

8. Lied der Morgenröthe.

(Französisch.)

Komm Aurore!
Und entflore
Mir dein Purpurangeficht;
Deine Strahlen,
Ach, sie mahlen
Mir mein Purpurmädchen nicht.
Ihre süsse
Himmelsklisse
Mit Ambrosia gespeist;
Wer sie kisset,
Der genießet
Nektarthau und Göttergeist.
Schlank, wie Reben
Aufwärts schweben,
Schwebt ihr Schwänenwuchs hinan;

Wie die ferne
Morgensterne
Glänzet mich ihr Auge an.
Ihren schönen
Garten Lönen
Horcht und schweigt die Nachtigal;
Hain und Bäume
Stehn wie Träume
Am verstummten Wasserfall.
Blumen sprossen
Hingeossen,
Wo ihr zarter Tritt geschwebt;
Amoretten
Binden Ketten,
Wo sie spricht und liebt und lebt.

Alle Leiden
Werden Freuden,
Täglich ihren Blick zu sehn;

Um sie scherzen,
In ihr Herzen
Tugenden und Grazien.

9. Das Lied der Hoffnung.

(Italiensch.)

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, labest ihn.

Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut;
Nur umsonst ist Glückes Schrauben,
Wenn uns Hoffnung göttlich thut.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, tröstest ihn.

Wenn die Meereswogen brüllen,
Singet der Sirenen Schar;
Hoffnung kann die Fluten füllen,
Führt den Schiffer durch Gefahr.
Hoffnung, Hoffnung u. f. w.
Du, o Hoffnung, leitest ihn.

Dir, o süße Hoffnung, säet
Froh der Landmann seine Saat,

Trauet dir und fröhlich mähet,
Was er dir vertrauet hat.
Hoffnung, Hoffnung u. f. w.

Jener, der das Reich verloren,
Dieser in den Fesseln hier,
Der, zum Sklaven nur geboren,
Alle, alle singen dir;
Hoffnung, Hoffnung u. f. w.

Ist des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüte fliehn;
Trittst du, Trösterin, zum Kranken,
Zeigst ihm noch die Wurzel grün.
Hoffnung, Hoffnung u. f. w.

In Verzweiflung, im Gefechte,
Wenn schon alles weicht und fällt;
Stehst du an des Edlen Rechte,
Winkst ihm in andre Welt.
Hoffnung, Hoffnung u. f. w.

10. Klagegesang von der edlen Frauen des An-Aga.

(Moralisch. Übers. v. Goethe.)

Was ist weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen,
Wär' es Schwäne, wären weggeflogen,
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
Es ist der Glanz der Zelten An-Aga;
Niederliegt er drinn an seiner Wunde.

Ihn besucht die Mutter und die Schwester,
Schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Weimen!“

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es dünkt ihr, An kam', ihr Gatte;
Springt zum Thurne, sich herab zu stürzen.
Angstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Ru'en nach ihr, weinend bittere Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters An's Kofse!
Ist dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehrt zurück die Gattin An's,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
Mich verstoßen! Mutter dieser Fünfe!“

Schweigt der Bruder und zieht aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertigt den Brief der Scheidung,

Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bitterm Schmerz nicht reißen;
Reißt sie los der ungestülme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen,
Grad' nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage,
Kurze Zeit g'nug, von viel großen Herren
Liebe Frau in ihrer Wittwen Trauer,
Liebe Frau zum Weib begehret wurde.
Und der größte war Zmoskis Cadi.
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ach, bei deinem Leben! bitt' ich Bruder,
Gib mich keinem andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiedersehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche.“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Zmoskis Cadi sie zu trauen.
Doch die Frau, sie bittet ihn unendlich:
„Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Zmoskis Cadi:
Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
Daß, wenn dich die Suaten her begleiten,
Du mir einen langen Schleier bringest,

Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
Meine lieben Waisen nicht zu sehen.“

Gaum ersah der Cadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit dem Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstin Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder;
Aber als sie Asans Wohnung naht n,
Zahn die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deinen Kindern wieder,
Ich mit uns das Brod in deiner Halle!“
Traurig hört es die Gemahlin Asans,
Schrete sich zu der Suaten Fürstin:
„Bruder, laß die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der lieben Thüre,

Daß ich meine Kleinen noch beschenke.“
Und sie hielten vor der lieben Thüre.
Und den armen Kindern gab sie Gaben,
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling hilflos in der Wiegen
Gab sie für die Zukunft auch ein Rädchen.

Das beizeit sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Rehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen,
Euer Mutter Brust ist Eisen worden,
Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen!“
Wie das hörte die Gemahlin Asans,
Stürzt sie bleich, den Boden schütternd, nieder,
Und die Seel' entfloß dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich stehen sah.

11. Die lustige Hochzeit.

(Ein wendisches Spottlied.)

Wer soll Braut seyn?
Gule soll Braut seyn.
Die Gule sprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut seyn;
Ich kann nicht die Braut seyn!

Wer soll Bräutigam seyn?
Raunkönig soll Bräutigam seyn.
Raunkönig sprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Kann nicht der Bräutigam seyn;
Ich kann nicht der Bräutigam seyn!

Wer soll Brautführer seyn?
Krähe soll Brautführer seyn.
Die Krähe sprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr schwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer seyn;
Ich kann nicht der Brautführer seyn!

Wer soll Koch seyn?
Wolf soll der Koch seyn.
Der Wolf, der sprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:

Ich bin ein sehr tückscher Kerl,
Kann nicht Koch seyn;
Ich kann nicht der Koch seyn!

Wer soll Einschenker seyn?
Hase soll Einschenker seyn.
Der Hase sprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein gar schneller Kerl,
Kann nicht Einschenker seyn;
Ich kann nicht Einschenker seyn!

Wer soll Spielmann seyn?
Storch soll Spielmann seyn.
Der Storch, der sprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich hab' ein'n grossen Schnab'l,
Kann nicht wohl Spielmann seyn;
Ich kann nicht Spielmann seyn!

Wer soll der Tisch seyn?
Fuchs soll der Tisch seyn.
Der Fuchs, der sprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Schlagt von einander meinen Schwanz,
So wird er euer Tisch seyn;
So wird er euer Tisch seyn!

12. Frühlingstied.

(Lettisch.)

Komm, o komme, Nachtigallchen!
Komm mit deinem warmen Sommer;
Meine lieben jungen Brüder
Wüßten sonst die Saatzeit nicht.

Liebes Mütterchen, die Biene,
Die so vielen Honig hat,
Allen gibet sie nicht Honig,
Doch der Sommer allen Brod.

Väter, Väter bahnen Wege,
Kinder, Kinder folgen nach;

Gebe Gott, daß unsre Kinder
Unsern Wegen folgen nach.

Füllen mit dem weißen Fuße,
Scheust du dich, hindurch zu traben?
Sohn, du mußt durch alles wandern,
Heimzuholen deine Braut.

Gestern nicht, es war schon lange,
Als die Sonne Braut noch war;
Gestern nicht, es war schon lange,
Als der erste Sommer ward.

2. Aus: Der Sid. (1805.)

Sid Compeador, der Nationalheld der Spanier zur Zeit der Mauraenkämpfe († 1099), rächt die seinem Vater vom stolzen Gormaz angethane Schmach dadurch, daß er diesen im Zweikampfe erlegt. Er wirbt dann um seines Feindes Tochter Kimene und dient drei Königen. Nach dem Tode des ersten, Fernando, soll er als Basall gegen die Bräutigam und Schweftern des zweiten Königs Sancho zu Felde ziehen. Die eine Schwester, Donna Urraca, hat den Sid geliebt; weil er ihr Schutz versprochen, folgt er dem Auftrage des Königs nicht, sondern kündigt ihm den Geberiam auf. Don Sancho wird ermordet. Der dritte König, Alfonso, soll dem Sid schwören, daß er keinen Theil an dem Morde seines Bruders habe. Sid wird verbannt, kämpft aber mit großem Ruhm gegen die Mauren und erzwingt sich so des Königs Achtung. Der Apostel Petrus verkündigt ihm seinen Tod, und als er gestorben, setzt man ihn, wie er angeordnet, auf sein Roth Babieça, und er erschreckt auch noch im Tode die Mauren, welche gegen die Stadt Valencia im Anzuge waren. Der König und die Großen des Reiches begleiten den Trauerzug. Sid wird neben den Alcazar San Pedro's de Cortona auf einem prächtigen Stuhl beigesetzt.

1.

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,
An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.

Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht.

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.

Endlich schüttelt er die Blüde
Los, des grausam-stummen Grames,
Läßet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;

Auf dem Platze des Palastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz,
Einzeln, niemand war zugegen,
Redet' er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?

Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Cayun Salvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler,
Als sein Blut ist und sein Schild?

Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
Kaum der mächt'ge Herr des Himmels,
Dieß ihm thäte, ungestraft?“ —

„Weißt du,“ sprach der stolze Gormaz,
„Was wohl sei des Lebens Hälfte? —

Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthe
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts;
„Vater,“ spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid, und wer ich bin.

Hätt' ich nicht aus Euern Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebot'ne Schmach.“

Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen,
„Du,“ sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn.

Ruhe gibt dein Jorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmuth!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind

Hebe dich dein Arm!“ — „Wo ist er?“
Rief Rodrigo, „Wer entehret
Unser Haus?“ Er ließ dem Vater
Raum es zu erzählen, Zeit.

2.

Jüngling!“ „Ja,“ sprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es sehr genau.

Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmüthigen zu strafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts

Abzuthun die angethane
Schande.“ — Als er dieß gesagt,
Sah er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

„Nun, was willst du, rascher Jüngling?“ —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,“
Sprach der Sid, „ich hab's gelobet!“ —
„Streiche willst du, gutes Kind,“

Sprach Don Gormaz, „eines Pagen
Streiche hättest du verdient.“
O ihr Heiligsten des Himmels!
Wie ward Sid auf dieses Wort!

3.

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß.

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohn's Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle lehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge,
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unter'm Arme,
Und die Händ' auf seiner Brust,
Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,

Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Ist, o guter Greis!“

Spricht er,weisend auf die Tafel;
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dieß Wort?“

„Ja, mein Vater! Und erhebet
Euer edles, werth'es Antlitz.“ —
„Ist gerettet unsre Ehre?“
„Edler Vater, er ist todt.“

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der erste seines Stamm's.“

Weinend kniete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

4.

Peulen und Geschrei und Rufen,
Rosstritt' und Menschenstimmen
Mit Geräusch der Waffen tönte
Zu Burgos vor Königs Hof.

Niederstieg aus seiner Kammer
Don Fernando, er, der König;
Alle Großen seines Hofes
Folgt'n ihm bis an das Thor.

Vor dem Thore stand Kimene;
Aufgelöst das Haar in Trauer
Und in bittern Thränen schwimmend
Sank sie zu des Königs Knie.

Gegenwärts kam Don Diego
Mit dreihundert edlen Männern,
Unter ihnen Don Rodrigo,
Er, der stolze Castilianer.

Auf Mantlhieren ritten alle,
Er allein auf einem Roß:
Bisamhandschuh trugen alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr.

Und das Volk, den Zug ersehend,
Und der Hof, als an sie kamen,
Alle riefen: „Schaut den Knaben,
Der den tapfern Gormaz schlug!“

Rings umher sah Don Rodrigo,
Ernst und fest: „Ist euer einer,
Den des Grafen Tod beleidigt,
Freund, Verwandter, wer er ist;

Sei's zu Fuße, sei's zu Rosse,
Stell' er sich!“ Sie riefen alle:
„Dir mag sich der Teufel stellen,
Er nur, wenn es ihm beliebt!“

Ab von ihren Mäulern stiegen
Die dreihundert edlen Knappen,
Ihres Königs Hand zu küssen;
Eigen blieb auf seinem Roß

Don Rodrigo. „Steige nieder,
Sohn Rodrigo,“ sprach der Vater,
„Deines Königs Hand zu küssen!“
„Wenn Ihr es befehlt, o Vater,
Euretwegen thu' ich's gern!“

5.

Eingefallen in Castilien
Waren Könige der Mauren
Künf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

Über Burgos schon hinüber,
Montes d'Oca, Belsorado,
San Domingo und Nazara,
Steht verheeret alles Land.

Beggetrieben werden Heerden,
Schafe, Christen, Christenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Sene weinen, diese fragen:
„Mutter, wohin ziehen wir?“

Ruhmreich sammeln schon die Mauren
Ihren Raub, zurückzukehren;
Denn niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

Zu Bivar auf seinem Schlosse
Hörte diese Noth Rodrigo:
Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Muth war er ein Mann.

Auf sein Roß, es hieß Babieca,
Stieg er, wie hoch in den Wolken
Gott auf seinen Donnerwagen,
Und durchdrante rings das Land.

Die Vasallen seines Vaters
Bot er auf; sie waren alle
Angelangt zu Montes d'Oca
Und erwarten ihren Feind.

Guter Himmel! Von den Mauren
Zog fortan nicht einer weiter —
Aber die geraubten Heerden,

In dem blüh'nden Ostermonat,
Da die Erde neu sich kleidet,
Da die weißbehaarte Mutter
Sich wie eine Fee verwandelt,
In die schönste junge Nymphe;

Da lustwandelte der König
Von Castilien, Don Fernando,
Er mit seinem ganzen Hofe
Vor Burgos im schönen Thal.

Und von seinem ganzen Hofe
Nahm er keinen, als Rodrigo
Hin zu einer Silberquelle,
Glänzend schöner, als Krystall;
Mit ihm sprach er an der Quelle;
Aller Augen sahn ihn sprechen,
Aber keines Ohr vernahm,
Was zu Eid der König sprach.

Dies sprach er: „Ich lieb' Euch, Ritter!
Jung seid Ihr und brav und tapfer;
Aber noch nicht weltersfahren,
Und am wenigsten versteht Ihr
Euch auf's weibliche Geschlecht.

Alle wollen sie regieren,
Und regieren denn auch wirklich!
Leider wir sind nur ihr Werkzeug;
Unsrer männlichsten Gedanken
Oft zerstörte sie — ein Weib.

Gleich als hätte Gott zuletzt noch
In sein schönes Haus, die Schöpfung,
Deshalb nur die Frau geführt,
Daß durch sie und für sie alles,
Alles je geschehen sollte,
Sonder Schein, daß sie es thut.

Junger Mann, die Frauen kennen
Ist dir nützlich; dieses Wissen
Übersteiget jedes andre;
Doch zu weithin — forsche nicht.

Dir sonst könnt' es auch so gehen,
Wie dort jenem alten Weisen;

An dem Rand der Silberquelle,
Als der König ausgesprochen,
Nahm der Eid also das Wort:

„Freilich bin ich jung, o König,
Für die Regeln alter Weisheit;
Aber das Gesetz der Ehre
Zu verstehen, nicht zu jung.

Männer, Weiber, Christenkinder,
Alle ziehen ihres Weges

Froh und frei. Die fünf gefangnen
Mohrenkönige — dem König
Don Fernando schickt Rodrigo
Die Gefangnen zum Geschenk.

6.

Weil er ihn nicht fassen konnte,
Stürzt er sich in den Schlund.

Das Geheimniß ist — der Weiber
Macht auf unsrer Männerherzen.
Dies Geheimniß steckt in ihnen
Tief verborgen. Gott dem Herren,
Glaub' ich, selber unerforschlich.
Wenn an jenem großen Tage,
Der einst aufsucht alle Fehle,
Gott der Weiber Herzen sichtet,
Findet er entweder alle
Sträflich, oder gleich unschuldig;
So verflochten ist ihr Herz.

Ungeheu'r ist die Entfernung
Zwischen einem Mann und Mädchen,
Und durchaus zum Vortheil dieser;
Junger Mann, weißt du warum?

Darum: Männer gehen vorwärts;
Und das Weib — es sieht sie kommen.
Er veranschlagt; sie begegnet
Seinen Plänen — weißt du wie?

Sieh dort jenen leichten Vogel,
Der von Zweig zu Zweige hüpfet;
Necken wird er lang' den Jäger,
Der ihm folget Schritt vor Schritt.

Vor dem Angesicht des Eigners
Wird er seine schönsten Früchte
Naschen, weil er ohne Waffen
Ihn da vor sich stehen sieht;
Und was haben gegen Weiber
Wir, die Männer, wohl für Waffen?
Deshalb dann regieren sie.

Und hiebei ist keine Ausnahm';
Jede gleicht hierin der andern.
Junger Mann, der Weisheit Regel
Rath, sich zu vermählen — nie.“

Also sprach zu Eid der König,
Der dadurch ihn prüfen wollte;
Hört, was er antwortete.

7.

Wer das heil'ge Band der Ehe
Nieht, o König, der verläugnet
Feige, wie ein Überläufer,
Väter und Religion.
Er zerreißt den Zaum der Ehre,
Trennt das Band, das ihn an Menschen,
Das an sein Geschlecht ihn knüpft,
Und an andere Geschlechter;

Dafür wird er hart gestraft
 Den entlaufenen Verächter
 Straft Verachtung aller Edlen;
 Jedermann erscheint er nutzlos,
 Und unwürdig seines Stammes. —

Was das Regiment der Frauen
 Anbetrifft, o großer König,
 So ist meine Meinung dieß:

Sie regieren wie die Diener
 Ueber fehlerhafte Herren.
 Wer zur Decke seiner Mängel
 Abzur nicht vornehmth hat,
 Gegen eine Welt von Feinden
 Ist er stark, und stehet sicher.
 Sonderlich im Punkt der Ehre
 Gab kein Weib dem Mann Gesche,
 Durft' auch nie ihm solche geben;
 Das Vergnügen ist ihr Feld.

Und da mögen sie regieren.
 Sie verstehen darauf sich besser,

Besser, dünkt mich, als die Männer.
 Dieß ist meine Meinung, Herr.

Und was anlangt ihre Gleichheit,
 Unterwerf' ich mich der Meinung
 Meines Lehrherrn. Alle taugen
 Nicht, sobald der Mann nicht taugt.

Also nehm' ich's gegen alle
 Auf, zu Roß und auch zu Fuße;
 Nur behaupt' ich: jedes Weibes
 Fehler ist des Mannes Schuld.

Eine Bitte noch, o König,
 Vor dem Ende des Gespräches:
 Zur Vermählung mit Ximene,
 Waise jetzt des Grafen Gormaz,
 Bitt' aus königlicher Gnade
 Ich mir die Verwilligung.“

An dem Rand der Silberquelle
 Gingen sie jetzt auseinander,
 Don Fernando und der Sid.

8.

Rodrigo.

In der stillen Mitternacht,
 Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
 Nah' ich mich hier,
 Weinende Ximene,
 (Tochtre deine Thränen!)
 Zu dir.

Ximene.

In der dunkeln Mitternacht,
 Wo mein tiefster Schmerz erwacht,
 Wer nahet mir?

Rodrigo.

Vielleicht belauscht uns hier
 Ein uns feindselig Ohr;
 Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
 Dem Unbekannten
 Eröffnet sich zu Mitternacht
 Kein Thor.
 Enthülle dich;
 Wer bist du, sprich!

Rodrigo.

Verwaisete Ximene,
 Du kennest mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne dich,
 Du Stifter meiner Thränen,
 Der meinem Stamm sein edles Haupt,
 Der meinen Vater mir geraubt —

Rodrigo.

Die Ehre that's, nicht ich. Die Liebe
 will's versöhnen.

Ximene.

Entferne dich! unheilbar ist mein Schmerz.

Rodrigo.

So schenk', o schenke mir dein Herz,
 Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? Zwischen dir und meinem Vater,
 ihm!
 Mein Herz zu theilen? —

Rodrigo.

Unendlich ist der Liebe Macht.

Ximene.

Rodrigo, gute Nacht!

9.

Auf Zamora geht der Feldzug,
 Auf die feste Stadt Zamora!
 Zahllos ist das Heer der Krieger,
 Zahllos Königes Entwurfe. — —
 Tapftrer Sid, du edler Feldherr,
 Vor Zamora ziehest du?

Unterweges spricht der König
 Zu ihm: „Freilich, ausgehauen
 Ist die Stadt, wie aus dem Felsen,
 Der ihr anliegt wie ein Panzer.
 Did wie eines Mannes Länge

Ist die Dicke ihrer Mauern;
 Und die Thürme dieser Mauern,
 Ihre Westen aufzuzählen,
 Forderte wohl einen Tag.
 Abzuleiten den Duero,
 Der sie einschließt wie ein Mädchen,
 Ist ganz über Menschenmacht.
 Uebergäbe mir Zamora
 Meine Schwester; Sid, so hätt' ich
 Eine Festung; in ganz Spanien
 Wär' ihr keine Beste gleich.
 Guter Sid, von meinem Vater

Als ein Kleinod mir bererbet,
Eidlich mußten wir versprechen,
Lebenslang Euch hoch zu ehren,
Und zu folgen Euren Rath;
Guter Eid, du unfres Hauses
Säule, thu' es mir zu Liebe,
Bringe Botschaft nach Zamora,
Fordre es von meiner Schwester,
Fordre es zum Tausch um alles —
Doch vergiß nicht beizufügen,
Wenn sie mir die Bitte weigert,
Daß ich nehme, was ich hat."

Grad' einreiten in Zamora
Will der Eid, als ihn die Wache
Zu ihm mit seinen funfzehn Kriegern
Anhält, draußen vor dem Thor.
Laut und lauter wird der Lärmen,
Lauter das Geschrei der Straßen,
Bis es zur Infantin drang.

Und in ihren Trauerkleidern
Gilet schnell sie auf die Mauer,
Als — das Schrecken von Casiljen,
Sie den Eid da vor sich sieht.
Ihre schönen Augen nehen
Thränen; an die Mauer drücket
Sie die Brust, enthüllt ihr Antlitz,
Und, vorbreitend ihre Arme,
Rufet sie ihm fürchtbar zu:

„Da du uns zu Feinden haben wolltest,
Warum klopfest du an unsre Thore?
Da durch dich wir hier in Jammer leben,
Warum kommst du und was willst du weiter?
Da, der Freundschaft Maske weggeworfen,
Du dem Unrecht deinen Arm geliehen. —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Eid!

Zeit er seinen Eid an mir gebrochen,
Den er zuschwur einer Königsstochter,
Mich zu schirmen; mich, die einst ihn liebte,
Und noch jetzt sein Bild in diesen Mauern
Ehrt, in Mauern, die er kommt zu stürmen;
Zeit, von seinem neuen Glücke trunken,
Er vergaß die schönen Jugendtage,
Die an meines Vaters Hof er lebte. —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Eid!

Dem mein Vater Ritterwaffen reichte,
Meine Mutter selbst den Zelter zuführt',
Ich anschallete die goldnen Sporen,
Knieend auf dem Marmor. Er bemerkte
Damals nicht, was jedes Mädchen merkt;
Er vergißet, was er war, und denkt nur,
Was er ist. Auch ich, so manches dacht' ich,
Was der Himmel mir um meiner Fehler
Willen nicht vergönnte. Meine Eltern

„Freilich weiß ich nicht,“ antwortet
Ihm der Eid, „je mehr die Mauern
Von Zamora ich betrachte,
Desto kühner, desto stolzer
Scheinen sie mir dazusehn.“

„Recht,“ spricht Sancho, „recht geredet,
Dieses sind die ersten Mauern,
Die nicht deinem Anblick zittern.“ —

Und je näher Eid der Stadt kam,
Ging sein muntres Roß Babiaca
Langsam und hing seinen Kopf.

10.

Hoben ihn; er stürzte mich hernieder.
Weil ich denn um seinetwillen weine —
Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Eid!

Ich ein Weib, dazu noch jung und zärtlich,
Kann ihm zwar kein Leid vom Himmel
wünschen;

Hat er mich mit seinem Stolz beleidigt,
Kommen von ihm alle meine Leiden;
So komm' auf ihn meine Güt' und Gnade;
Ich vergeiß' ihm. Er darf mich beleid'gen
Ohne Strafe; denn des jungen Ritters,
Seiner, in der prächt'gen Kirche zu Coimbra,
Werd' ich stets gedenken. — Aber dennoch —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Eid!

Daß er nicht den Bruch des Eid's verhin-
dert',

Den Don Sancho meinem Vater zuschwur,
Daß er seinem Raube nicht gewehret,
Der dem Don Garzia, Don Alfonso
Ihre Reiche nahm — der eine schmachtet
Im Gefängnisse; der andre mußte
Zu Ungläub'gen fliehen, zu den Heiden —
Daß Don Sancho meiner armen Schwester,
Die im Kloster jetzt von Milde lebet,
Toro, ihr rechtmäßig Erbtheil raubte,
Und der Eid auch dieses ihm nicht wehrte;
Daß mein Bruder nicht, und auch der Eid nicht,
Tief erröthen, mich hier zu bekämpfen,
Mich, die Schwester, mich, ein schwaches Weib
nur,

Die zu Waffen nichts sonst hat, als Thrä-
nen —

Deshalb —

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Eid!"

Also sprach, gepreßt den Busen
An die Mauer, Donna Urala;
So antwortet sie dem Eid.

Er, betroffen von der Antwort,
Hält verworren; dann auf einmal

Lenkt er um sein Roß Babieça;
 „Rückwärts!“ höret man ihn murmeln,
 „Rückwärts!“ zwischen seinen Lippen,
 Heidend nach dem Lager stumm.

Und so kommt er von Zamora,
 Wohl von manchem Pfeil verwundet,
 Der auch ohne Spitz' und Eisen,
 Tief im Herzen bohrend glüht.

11.

„Siegt, getreue Boten, fliehet
 Zu Alfonso, meinem Bruder!“
 Sprach Uraka. „Er vergißet
 Seines Glückes in Toledo,
 Da sein Glück ihn nicht vergißt.“

Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr ist,
 Daß sein Bruder, Don Garzia,
 Aus dem Kerker in das Grabmal
 Seiner Ahnen wanderte.

Sagt ihm, daß die Castilianer,
 Die Asturier, die Leoner
 Ihn erwarten, ihren König,
 Wie die Schwester ihren Bruder;
 Sagt es ihm und fliehet schnell.“

„Was zu thun?“ sprach Don Alfonso;
 „Ali-Naimon, dieser gute
 Saracene, that mir Guts.
 Was dem Flüchtling man erzeiget,
 Thut man das auch einem König?
 Ob mein neuer Stand dem Mauren
 Wohlgefalle, weiß der Himmel.
 Eines, weiß ich, ist mir nöthig,
 Mit Vorsicht geheime Flucht.“

„In der Rundung dieser Mauern
 Ist ein Ort,“ sprach der Gefandte,
 Niedersteigen wir zur Nacht.
 „Auf rückwärts beschlagnen Pferden
 Eilen sicher wir davon.“

Angekommen in Zamora,
 Zog Alfonso dann nach Burgos,
 Und die Reichsversammlung sprach:
 „Erbe seid Ihr aller Thronen
 Unsers großen Don Fernando;
 Niemand streitet sie Euch jetzt.
 Aber, ohn' Euch zu mißfallen,
 Fordern wir von Euch den Eidschwur,
 An dem Morde des Don Sancho
 Theilgenommen nie zu haben,
 Mittel- und unmittelbar;
 Solchen Eidschwur uns zu leisten
 Förmlich, wie es uns gefällt,
 Und bekräft'gen ihn zu lassen
 Von zwölf Eurer Edelsten.“

„Dieser Wunsch sei Euch gewähret,“
 Sprach Alfonso; „morgen schwör' ich,
 In der Kirche zu Gadea,
 Vor dem heiligen Altar.
 Heut' begeh'r ich nur zu wissen,
 Wer von Euch mir diesen Eidschwur
 Abzunehmen dann gedenkt?“

„Ich!“ sprach Eid. —

„Zhr, Don Rodrigo?
 Denket Ihr daran, daß morgen
 Ihr ein Untertban mir seid?“

„Noch nicht! Daran werd' ich denken,
 Herr, wenn Ihr mein König seid.“

12.

Dasieht nun der Eid gerüstet;
 Unwissend, was werden solle,
 Schwört der Maure bei Diahoma.
 Daß er Eid beleidigt habe,
 Reuet jetzt König Alfonso;
 Doch der Eid, er steht in Waffen;
 Es geht nach Valencia.

Dasieht nun der Eid gerüstet;
 Aufgestützt auf seinen Degen,
 Spricht zuletzt er mit Kimenen;
 Babieça heißt die Zügel,
 Heiß erwartend ihren Reiter,
 Und des Eids Paniere rauschen
 In der Luft, erwartend ihn:

„Warum weinet Ihr, Kimene,
 Ist so schwach deim unsere Liebe,
 Daß sie nicht ertragen könne
 Einige Abwesenheit?“

Jeder Edle ist dem König
 Dienste schuldig; dem Gerechten
 Leistet man sie pflichtenmäßig,
 Undankbaren schenkt man sie.

Muth und Sinn ist Euer Erbtheil;
 Tochter eines Heldenstammes,

Die Gemahlin eines Kriegers,
 Frei von jeder Weibeschwachheit,
 So Kimene, laß ich Euch.

Jeden Augenblick des Tages
 Wendet wohl an, nähernd, stückend,
 Singt am Abend mit den Töchtern,
 Und, um Euer Haus zu ordnen,
 Wachtet mit Auroren auf.

Zu Vergnügungen verlaß ich
 Euch die Sorge für die Heerden,
 Für die Wolle, für's Gefieder;
 Nie, Kimene, nie seid müßig,
 Arbeit ist des Blutes Balsam,
 Arbeit ist der Tugend Quell.

Eure reiche Kleidung schließet
 Ein, bis auf mein Wiederkommen:
 Nicht, darin mir zu gefallen,
 Sondern mir zur Ehre dann.
 In Abwesenheit des Mannes
 Kleidet einfach sich die Frau.

Junge Mädchen fern' vom Feuer,
 Wie den Berg; doch laßt die Töchter,
 Wenn Gefahren Ihr entfernet,
 Sie nichts merken von Gefahr.

Lasset sie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus in's Gröne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.

Zeigt den Hausgenossen Würde,
Euren Frauen seid gesprächig;
Gegen Freunde seid bescheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend streng und fest.
Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Ehrgenossen
Ist ein zart vertraulich Band.

Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwähige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht.

Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen; denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer;
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, euren Töchtern;

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Eid so oft begleitet.
In und siegreich aus den Schlachten,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letzten mal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Tervel und Albaracin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths!
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du, Aussicht auf das Meer hin!
Ach, der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen!
Er blickt hin zum letzten mal.

Was hat er gesagt, der gute
Eid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieca,
Ihn noch einmal sehen will.

Babieca kommt, der treue
Mitgefähr' des wackren Helden
In so mancher, mancher Schlacht.

Ihrem Vater zu gefallen
Schweigen, weiß ich, sie gewiß.

Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in schweren Dingen — schreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.

Zweimundzwanzig Marabedi's
Laß ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergenden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, lasset
Keinen, als nur mich es wissen;
Keinen Eurer Leute setzet
Je zum Pfande; suchet lieber
Geldesummen auf mein Wort.

Auf mein bloßes Wort, Kimene,
Dieses, wie des Himmels Beste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für andre schlage,
Glaubt, so werden sich auch andre
Froh bemühen für mich und Euch.

Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten dir zurück.
Lebe wohl, meine Kimene! —
Fort! die Krieger werden sagen,
Ich sei hier dem Bräutigam.“

13.

Als er die ihm wohlbekannten
Guten, alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund;
Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da wie ein Lamm.
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig steht ihn an Babieca,
Eid ihn an zum letzten Mal.

Gerne hätt' sich Alba Fannez
Mit dem Tode jezt geschlagen;
Ohne Sprache steht Kimene;
Eid, er drückt ihr noch die Hand.
Und nun rauschen die Banniere
Stärker; durch das offene Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen.
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel; denn der Eid entschläft.

Auf! Nun auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten, tönent,
Übertönent Klag' und Seufzen!
Denn der Eid befahl es da;
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlies!

3. Gedichte. Legenden. Paramythien.

(Seit 1785 u. ff.)

1. Das Lied des Lebens.

Züchtiger als Wind und Welle
Fliehet die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streun!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen, denn sie blühen und blinken
Links und rechts noch um uns her.

Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Reige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Geistes Schläf' umzieht,
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen küßlen
Uns mit Ruhe, doppelt süß;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

2. Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten? Was tönt in euerm Schall?
Bist du es, klagenreiche, geliebte Nachtigall,
Die, als sie meinem Herzen wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch, ihr Saiten? Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe, mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen, geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne, du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärker Stimme, es dringet mir ans Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele, wirfst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen? mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten, es lispelt mir ins Ohr;
Der Geist der Harmonieen, der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen in ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubereien der Sympathie durchdrang.

„In rauher Felsenhöhle bin ich dir Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören es auf zum Himmel führt.

„Ich stimmte die Welten in einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen, ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton bewegt, durchhänglet sich dein Herz,
Und süßht der Schmerzen Freude, der Freude süßen Schmerz.“ —

Verhall', o Stimm', ich höre der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen, zu Herzen Herzen zieht.
In ein Gefühl verschlungen, sind wir ein ewig All;
In einen Ton verklungen, der Gottheit Wiederhall.

3. Liebe.

Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternens-, wie ein Himmelsfang:
Und mir fehlte die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich sind meine Lieder todter Schellen-
klang!

Hätt' ich Prophezeiung, alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnistiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:

Und mir fehlte die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich wär' all mein Glaube, all mein
Wissen Nacht!

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Glut:
Und mir fehlte die Liebe, —
Liebe, Liebe,
Ohne dich ist Thum und Leiden leere, blinde
Wuth! —

Liebe, du bist gütig, freundlich, milde,
Neidlos, eiferst nimmer toll und wilde,
Nimmer stolz, und ungeberdig nie,
Nicht argwöhnisch, suchst das Meine,
Nicht das Deine;
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge, Gutes
freuet sie! —

Alles deckt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet,
Duldet alles, was sie nie ver schuldet;
Liebe, du wirst bleiben, du allein!
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntniß; Liebe nur
wird sein.

Stückwerk ist mein Wissen, mein Ver-
gleichen;
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk
weichen;
Kind ist Kind, und Miltelt wie ein Kind.
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt im Räthsel, jetzt im dunkeln Spiegel:
Erscheint uns der Wahrheit Siegel
Wirklich: Angeficht zu Angeficht;
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe;
Doch die Liebe
Ist die größte aller; Liebe nur weicht nicht

4. Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome die Sorge nieder und sann:
Da bildet im Traum der Gedanken ihr Finger ein leimernes Bild.
„Was hast du, sinnende Göttin?“ spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet, beleb's, ich bitte dich, Gott.“
„Wohlan denn, lebe! — Es lebet; und mein sei dieses Geschöpf!“ —
Dagegen redet die Sorge: „Nein, laß es, laß es mir, Herr!“
„Mein Finger hat es gebildet.“ „Und ich gab Leben dem Thon.“
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen, da trat auch Tellus hinan.
„Mein ist's! Sie hat mir genommen von meinem Schooße das Kind.“
„Wohlan,“ sprach Jupiter, „wartet, dort kommt ein Entscheider, Saturn.“
Saturn sprach: „Habet es alle! So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte, nimm, wenn es stirbt, den Geist,
Du, Tellus, seine Gebeine: denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge, wird es im Leben geschenkt.“
„Du wirst, so lang' es nur athmet, es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage zu Tage sich mühen ins Grab.“
Des Schicksals Spruch ist erfüllet, und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge, der Erd' im Sterben und Gott.

5. Die Ameise.

Ein Müßiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühen, und hört' der Vögel Chor
Lobsing'en. „Bin ich denn nicht mehr als
sie?“
Sprach er. „Wohlan! so sei mein Leben auch
Blüh'n und Verblühen, Anschau'n und Ge-
sang!“ —

Er ging zur einsam frommen Wißneei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius!“

Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel größer als sie selbst. Ein andrer Hauf
Hielt Kräutersamen in dem Munde fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Vermüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt.
Und keiner stört' den andern; jeder wich

Beim Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar.

Simplicius sah's mit Verwunderung
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr als sie?“ —

Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorer
Sohn,
Wie? hast du keinen Vater? Keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beispringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprungen? Keinem Menschen auf der Welt
Verbunden, oder werth, daß ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameisen! Jede wirket insgemein,
Und ohne Eigenthum hat jede g'nug.“

Belehret lehrt Simplicius zurück
Zur munteren Thätigkeit, und sah fortan
Im großen Ameisenhaufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unberuht)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für alle jedermann.

4. Epigramme.

(Aus den zerstreuten Blättern.)

1. Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier sehn,
Tugend, als hielte der Tod dich schon am streubenden Haar.

2. Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufftrahlt,
So vom Schicksal gebeugt, strebet das Gute empor.

3. Der Fromme und der Weise.

Werde vom Frommen ein Weiser. Der Fromme rettet sich selbst nur;
Aber der Weise hilft, wem und worin er es kann.

4. Die Dornen am Wege.

Viel sind der Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand eines Mitwanderers Herz.

5. Das Schicksal.

Träget das Schicksal dich, so trage wieder das Schicksal:
Folgt ihm willig und froh, willst du nicht folgen, du mußt.

6. Die Eitle vor dem Spiegel.

Nein, Kleopatra, nein! Dein Spiegel, glaube mir, trüget:
Sähest du dich, wie du bist, sähest du nimmer hinein.

7. Der Tänzer.

„Tanz' ich die Niobe nicht und die Daphne recht nach dem Leben?“
Wahrlich! Jene wie Stein, diese wie starrendes Holz.

5. Philosophisches.

1. Was ist Humanität?

(Briefe zur Beförderung der Humanität, 1795.)

1) Das weiche Mitgefühl mit den Schwächen unseres Geschlechts, das wir gewöhnlicher Weise Menschlichkeit nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort zielt es den Menschen allerdings, da Sympathie in reinem Verstande, d. i. eine lebhaft, schnelle Verlesung in den Zustand des Fehlenden, Zrenden, Leidenden, Bequälten, der zarteste Kitt der Vereinigung ähnlicher Geschöpfe, und unter Menschen das lindeste Band ihrer Verbindung ist. Nichts stößt mehr zurück, als gefühllose, stolze Härte. Ein Betragen, als ob man höhern Stammes und ganz anderer, oder gar eigener Art sei, erbittert jeden und ziehet dem Übermenschen das unvermeidliche Uebel zu, daß sein Herz ungebroschen, leer und ungebildet bleibt, daß jedermann zuletzt ihn hasset oder verachtet.

So nothwendig indessen eine menschliche Lindigkeit und Milde gegen die Fehler und Leiden unsrer Nebengeschöpfe bleibt, so muß sie doch, wenn sie zu weich und ausschließend wird, den Charakter erschlassen, und kann eben dadurch die härteste Grausamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit bestehet Billigkeit nicht; eine Nachsicht ohne Einsicht der Schwächen und Fehler ist eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Rosen bedeckt, und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehret.

2) Auch ist Humanität nicht blos jene leichte Geselligkeit, ein sanftes Zuborkommen im Umgange, so viel Reize dies auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr ist sie, subjektiv betrachtet,

3) Ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Thätigkeit, nicht ohne Einsicht. Was zum Charakter unsers Geschlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommnung desselben, dies ist das Objekt, das der humane Mann vor sich hat, wornach er strebet, wozu er wirket. Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll, so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müßig bleiben. Er muß am Wohl und Weh des Ganzen Theil nehmen und seinen Theil Vernunft, sein Pensum Thätigkeit mit gutem Willen dem Genius seines Geschlechtes opfern.

4) Zum Besten der gesammten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll; jeder also muß den Garten der

Humanität zuerst auf dem Beet, wo er als Baum grünet, oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in und mit uns, was wir sein sollen, und nicht sind; die Schlacken, die wir ablegen, die Form, die wir erlangen sollen, kennen wir alle. Und da, was wir werden sollen, wir nicht anders, als durch uns und andere, von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können; so wird nothwendig, unsre Humanität mit der Humanität anderer eins, und unser ganzes Leben eine Schule, ein Übungsplatz derselben. Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohlklingend, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dessen bestreijigt euch, sagt selbst ein Apostel.

2. Stellung Deutschlands zur Humanität.

Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schüßet diese Zertheilung: Religionen, Sitten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Überlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Überlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Theil Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unleugbaren Fortschritten ein großes Voraus gegeben; der andere Theil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle sein, ein Ebenmaß zu finden. Jeder biedere Mensch muß sich bestreben, dieses zu fördern, und glücklicherweise scheinen mir diejenigen, die die biedersten Deutschen sein sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht; denn in allen Religionen Deutschlands gibt es aufgeklärte, gute Menschen. Der Unterschied von Dialekten, von Bier- und Weinländern macht es auch nicht, was uns von einander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Kultur auf der einen, auf der anderen Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichthums u. s. w. war es, was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obliegen. Denn was hindert uns Deutsche, uns alleammt als Mitarbeiter an einem Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren und einander zu helfen? Haben wir nicht alle eine Sprache, ein gemeinschaftliches Interesse, eine Vernunft, ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgends den Weg versperrt können; sie arbeitet sich überall durch, sie wird in allen guten Köpfen rege; ihre Regeln sind allenthalben dieselben, ihr Zweck allenthalben nur einer. Auch der Wetteifer verschiedener Provinzen gegen einander kann nicht anders als diesen Zweck befördern. Ruhm und Dank verdient also ein jeder, der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, thut zu unserer Sache gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel ein Hinderniß sein; und auch der Geschmack kann durch sie eben sowohl verderbt und gefesselt werden, als sie ihm anfangs Postur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Überlegungen, thätige Versuche, Empfindungen und Äußerungen dessen, was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet, sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstätte ist das gesammte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen, desto mehr wird die Mittheilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vortheile der Geistesindustrie, der Geisteskultur, der gegenseitigen Mittheilung von Empfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangnen Fehlern und Schwächen einzieht. Jedes dieser Stücke kommt der Menschennatur, mühen auch der Gesellschaft zu gut; der Fehler wird entdeckt, der Irrthum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Reim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Entschliesset sich die Blüthe nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da; jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extremes liegen in unserer engherzigen Natur so nahe, so dicht bei einander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt, aus dem Einfallswinkel den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken zu hemmen, dies Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzutraglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen: dies ist ihr für alle Zeiten hinaus unabsehlicher, großer Vortheil.

Doch die Seite des Verstandes ist nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse,

der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick jedermann schönen und großen Muth einpräcye, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt, einen Altar der Biedertreue wünsche ich ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er laun nur im Geist existiren, d. i. in Schriften; und o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Name, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europas erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß.

3. Grundsätze der Entwicklung Griechenlands.

(Ideen z. Philos. d. Geschichte, 1784—1794.)

1. Was im Reiche der Menschheit nach dem Umfange gegebener Nationalität, Zeit- und Ortumstände geschehen kann, geschieht in ihm wirklich; Griechenland giebt hiervon die reichsten und schönsten Erweise.

In der physischen Natur zählen wir nie auf Wunder; wir bemerken Geseze, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar und regelmäzsig finden. Wie? und das Reich der Menschheit mit seinen Kräften, Veränderungen und Leidenschaften sollte sich dieser Naturfette entwinden? Setzt Sinesen nach Griechenland, und es wäre unser Griechenland nie entstanden; setz unsre Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Greter führte, sie werden kein Sparta und Athen bilden. Betrachtet Griechenland jetzt: ihr findet die alten Griechen, ja oft ihr Land nicht mehr. Sprachen sie nicht noch einen Rest ihrer Sprache, sähet ihr nicht noch Trümmer ihrer Denkart, ihrer Kunst, ihrer Städte, oder wenigstens ihrer alten Flüsse und Berge, so müßtet ihr glauben, das alte Griechenland sei euch als eine Insel der Calypso oder des Alcinous vorbeidretet worden. Wie nun diese neuern Griechen nur durch die Zeitfolge, in einer gegebenen Reihe von Ursachen und Wirkungen, das worden sind, was sie wurden: nicht minder jene alten, nicht minder jede Nation der Erde. Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.

So einfach dieser Grundsatz ist, so aufklärend und nützlich wird er in Behandlung der Geschichte der Völker. Jeder Geschichtsforscher ist mit mir einig, daß ein nutzloses Anstaunen und Lernen derselben den Namen der Geschichte nicht verdiene; und ist dieß, so muß bei jeder ihrer Erscheinungen, wie bei einer Naturbegebenheit, der überlegende Verstand mit seiner ganzen Schärfe wirken. Im Erzählen der Geschichte wird dieser also die größte Wahrheit, im Fassen und Beurtheilen den vollständigsten Zusammenhang suchen, und nie eine Sache, die ist oder geschieht, durch eine andere, die nicht ist, zu erklären streben. Mit diesem strengen Grundsatz verschwinden alle Ideale, alle Phantome eines Zaubersfeldes; überall sucht man rein zu sehen, was da ist, und sobald man dieß sah, fällt meistens auch die Ursache in die Augen, warum es nicht anders, als also sein konnte. Sobald das Gemüth an der Geschichte sich diese Gewohnheit eigen gemacht hat, hat es den Weg der gesunderen Philosophie gefunden, den es außer der Naturgeschichte und Mathematik schwerlich anderswo finden konnte.

Oben dieser Philosophie zufolge werden wir uns also zuerst und vorzüglich hüten, den Thaterscheinungen der Geschichte verborgene einzelne Absichten eines uns unbekanntem Entwurfs der Dinge oder gar die magische Einwirkung unsichtbarer Dämonen anzudeuten, deren Namen man bei Naturerscheinungen auch nur zu nennen sich nicht getraute. Das Schicksal offenbart seine Absichten durch das, was geschieht, und wie es geschieht; also entwickelt der Betrachter der Geschichte diese Absichten bloß aus dem, was da ist und sich in seinem ganzen Umfange zeigt. Warum waren die aufgeklärten Griechen in der Welt? Weil sie da waren und unter solchen Umständen nicht anders als aufgeklärte Griechen sein konnten. Warum zog Alexander nach Indien? Weil er Philipps Sohn Alexander war und nach den Anstalten seines Vaters, nach den Thaten seiner Nation, nach seinem Alter und Charakter, nach seinem Lesen Homers u. s. f., nichts besseres zu thun wußte. Legten wir seinem reichen Entschluß verborgene Absichten einer höhern Macht und seinen kühnen Thaten eine eigene Glücksgöttin unter, so liefen wir Gefahr, dort seine schwärzesten Unbesonnenheiten zu göttlichen Endzwecken zu machen, hier seinen persönlichen Muth und seine Kriegslugheit zu schmälern, überall aber der ganzen Begebenheit ihre natürliche Gestalt zu rauben. Wer in der Naturgeschichte den Feenglauben hätte, daß unsichtbare Geister die Rose schminken oder den silbernen Thau in ihren Kelch tröpfeln; wer den Glauben hätte, daß kleine Lichtgeister den Leib des Nachtwurms zu ihrer Hülle nehmen oder auf dem Schweif des Pfauen spielen, der mag ein funkreicher Dichter sein, nie wird er als Natur- oder als Geschichtsforscher glänzen. Geschichte ist die Wissenschaft dessen, was da ist, nicht dessen, was nach geheimen Absichten des Schicksals etwa wohl sein könnte.

2. Was von einem Volke gilt, gilt auch von der Verbindung mehrerer

Völker unter einander: sie stehen zusammen, wie Zeit und Ort sie band; sie wirken auf einander, wie der Zusammenhang lebendiger Kräfte es bewirkt.

Auf die Griechen haben Afiaten und sie auf jene zurückgewirkt. Römer, Gothen, Türken, Christen übermannten sie, und Römer, Gothen, Christen haben von ihnen mancherlei Mittel der Aufklärung erhalten. Wie hängen diese Dinge zusammen? Durch Ort, Zeit und die natürliche Wirkung lebendiger Kräfte. Die Phönicië brachten ihnen Buchstaben; sie hatten aber diese Buchstaben nicht für sie erfunden; sie brachten ihnen solche, weil sie eine Colonie zu ihnen schickten. So war's mit den Hellenen und Aegyptern; so mit den Griechen, da sie gen Battra zogen; so ist's mit allen Geschenken der Natur, die wir von ihnen erhielten. Homer sang, aber nicht für uns; nur weil er zu uns kam, haben wir ihn und dürfen von ihm lernen. Hätte ihn uns Ein Umstand der Zeitenfolge geraubt, wie so viel andre vortreffliche Werke, wer wollte mit der Absicht eines geheimen Schicksals rechten, wenn er die natürlichen Ursachen seines Unterganges vor sich sieht? Man gehe die verlorenen und erhaltenen Schriften, die verschwundenen und übriggebliebenen Werke der Kunst sammt den Nachrichten über ihre Erhaltung und Zerstörung durch und wage es, die Regel anzugeben, nach welcher in einzelnen Fällen das Schicksal erhielt oder zerstörte. Aristoteles ward in Einem Exemplar unter der Erde, andre Schriften als verworfene Pergamente in Kellern und Kisten, der Spötler Aristophanes unter dem Kopfkissen des h. Chrysofostomus erhalten, damit dieser aus ihm predigen lernte, und so sind die verworfensten kleinsten Wege gerade diejenigen gewesen, von denen unsre ganze Aufklärung abhing. Nun ist unsre Aufklärung unstreitig ein großes Ding in der Weltgeschichte: sie hat fast alle Völker in Aufruhr gebracht und legt jetzt mit Herschel die Milchstraßen des Himmels wie Strata auseinander. Und dennoch, von welchen kleinen Umständen hing sie ab, die uns das Glas und einige Bücher brachten! so daß wir ohne diese Kleinigkeiten vielleicht noch wie unsre alten Brüder, die unsterblichen Scythen, mit Weibern und Kindern auf Wagenhäusern fuhren. Hätte die Reihe der Begebenheiten es gewollt, daß wir, statt griechische, mongolische Buchstaben erhalten sollten, so schrieben wir jetzt mongolisch, und die Erde ginge deshalb doch mit ihren Jahren und Jahreszeiten ihren großen Gang fort, eine Ernährerin alles dessen, was nach göttlichen Naturgesetzen auf ihr lebet und wirkt.

3. Die Cultur eines Volks ist die Blüthe seines Daseins, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret.

Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiß — er muß, was er wissen will, lernen — so lernt ein rohes Volk durch Uebung für sich oder durch Umgang von andern. Nun hat aber jede Art der menschlichen Kenntnisse ihren eigenen Kreis, d. i. ihre Natur, Zeit, Stelle und Lebensperiode: die griechische Cultur z. B. erwuchs nach Zeiten, Orten und Gegenständen und sank mit denselben. Einige Künste und die Dichtkunst gingen der Philosophie zuvor: wo die Kunst oder die Rednerei blühte, durfte nicht eben auch die Kriegskunst oder die patriotische Tugend blühen; die Redner Athens bewiesen ihren größten Enthusiasmus, da es mit dem Staat zu Ende ging und seine Redlichkeit hin war.

Aber das haben alle Gattungen menschlicher Aufklärung gemein, daß jede zu einem Punkt der Vollkommenheit strebt, der, wenn er durch einen Zusammenhang glücklicher Umstände hier oder dort erreicht ist, sich weder ewig erhalten, noch auf der Stelle wiederkommen kann, sondern eine abnehmende Reihe anfängt. Jedes vollkommenste Werk nämlich, sofern man von Menschen Vollkommenheit fordern kann, ist ein Höchstes in seiner Art; hinter ihm sind also bloß Nachahmungen oder unglückliche Bestrebungen, es übertreffen zu wollen, möglich. Als Homer gesungen hatte, war in seiner Gattung kein zweiter Homer denkbar, jener hatte die Blüthe des epischen Kranzes gepflückt, und wer auf ihn folgte, mußte sich mit einzelnen Blättern begnügen. Die griechischen Trauerspieldichter wählten sich also eine andre Laufbahn: sie aßen, wie Aeschylus sagt, vom Tisch Homers, bereiteten aber für ihr Zeitalter ein anderes Gastmahl. Auch ihre Periode ging vorüber: die Gegenstände des Trauerspiels erschöpften sich und konnten von den Nachfolgern der größten Dichter nur verändert, d. i. in einer schlechteren Form gegeben werden, weil die bessere, die höchstschöne Form des griechischen Drama mit jenen Mustern schon gegeben war. Trotz aller seiner Moral konnte Euripides nicht mehr an Sophokles reichen, geschweige daß er ihn im Wesen seiner Kunst zu übertreffen vermocht hätte, und der kluge Aristophanes wählte daher eine andre Laufbahn. So war's mit allen Gattungen der griechischen Kunst und wird unter allen Völkern also bleiben; ja, daß die Griechen in ihren schönen Zeiten dieses Naturgesetz einsahen und ein Höchstes durch ein noch Höheres nicht zu überstreben suchten, das eben machte ihren Geschmack so sicher und die Ausbildung desselben so mannigfaltig. Als Phidias seinen allmächtigen Jupiter erschaffen hatte, war kein höherer Jupiter möglich; wohl aber konnte das Ideal desselben auch auf andere Götter seines Geschlechts angewandt werden, und so erschuf man jedem Gott seinen Charakter: die ganze Provinz der Kunst ward bepflanzt.

Arm und klein wäre es also, wenn wir unsre Liebe zu irgend einem Gegenstande menschlicher Cultur der allwaltenden Vorsehung als Regel vorzeichnen wollten, um den Augen-

Glück, in welchem er allein Platz gewinnen konnte, eine unnatürliche Ewigkeit zu geben. Es **hieß** diese Bitte nichts anders, als das Wesen der Zeit zu vernichten und die ganze Natur der Endlichkeit zu zerstören. Unsere Jugend kommt nicht wieder; mithin auch nie die Wirkung unsrer Seelenkräfte, wie sie dann und dort war. Eben daß die Blume erschieht, zeigt, daß sie **verblühen** werde: von der Wurzel aus hat sie die Kräfte der Pflanze in sich gezogen, und wenn sie **stirbt**, stirbt die Pflanze ihr nach. Unglücklich wäre es gewesen, wenn die Zeit, die einen Perikles und Sophokles hervorbrachte, nur Ein Moment länger hätte dauern sollen, als **ih** die Kette der Umstände Dauer bestimmte; es war für Athen ein gefährlicher, unerträglicher **Zeitpunkt**. Eben so eingeschränkt wäre es, wenn die Mythologie Homers in den Gemüthern der Menschen ewig dauern, die Götter der Griechen ewig herrschen, ihre Demosthene ewig **dominern** sollten u. s. f. Jede Pflanze der Natur muß verblühen; aber die verblühte Pflanze **säet** ihren Samen weiter, und dadurch erneuet sich die lebendige Schöpfung. Shakespeare war kein Sophokles, Milton kein Homer, Bolingbroke kein Perikles; sie waren aber das in ihrer Art und auf ihrer Stelle, was jene in der ihrigen waren. Jeder strebe also auf seinem Platz zu sein, was er in der Folge der Dinge sein kann; dies soll er auch sein, und ein andres ist für ihn nicht möglich.

4. Die Gesundheit und Dauer eines Staats beruhet nicht auf dem Punkt seiner höchsten Cultur, sondern auf einem weisen oder glücklichen Gleichgewicht seiner lebendig wirkenden Kräfte. Je tiefer bei diesem lebendigen Streben sein Schwerpunkt liegt, desto fester und dauernder ist er.

Worauf rechneten jene alten Einrichter der Staaten? Weder auf träge Ruhe, noch auf ein Aeußerstes der Bewegung, wohl aber auf Ordnung und eine richtige Vertheilung der nie schlafenden, immer erweckten Kräfte. Das Principium dieser Weisen war eine der Natur abgelernte echte Menschenweisheit. Jedesmal, da ein Staat auf seine Spitze gestellt ward, gesetzt daß es auch vom glänzendsten Mann, unter dem blendendsten Vorwande geschehen wäre, gerieth er in Gefahr des Unterganges und kam zu seiner vorigen Gestalt nur durch eine glückliche Gewalt wieder. So stand Griechenland gegen die Perser auf einer stürzenderen Spitze; so strebten Athen, Lacedämon und Theben zuletzt mit äußerster Anstrengung gegen einander, welches dem ganzen Griechenland den Verlust der Freiheit zuzog. Gleichergestalt stellte Alexander mit seinem glänzenden Siegen das ganze Gebäude seines Staats auf eine Kegelspitze; er starb, der **Regel** fiel und zerschellte. Wie gefährlich Alcibiades und Perikles für Athen gewesen, beweist ihre Geschichte; ob es gleich ebenso wahr ist, daß Zeitpunkte dieser Art, zumal wenn sie bald und glücklich ausgehen, seltene Wirkungen zum Vorschein bringen und ungläubliche Kräfte regen. Alles Glänzende Griechenlands ist durch die rege Wirksamkeit vieler Staaten und lebendiger Kräfte, alles Dauernde und Gesunde seines Geschmacks und seiner Verfassung dagegen ist nur durch ein weises, glückliches Gleichgewicht seiner strebenden Kräfte bewirkt worden. Jedesmal war das Glück seiner Einrichtungen um so dauernder und edler, je mehr es sich auf Humanität, d. i. auf Vernunft und Billigkeit stützte.

39. Jean Paul Friedrich Richter.

(1763—1825.)

1. Der doppelte Schwur der Besserung.

(Aus den Briefen zum Campanerthal, Bd. 13.)

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, d. h. voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereuete. Er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für Weide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine aufstrebende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher, und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehlritten seinen **Freunden** und sogar ihm die Hoffnung der Besserung. — Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden, und **wohin** seine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken und endlich mit einer besudelten, entnerzten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, sogar den Widerschein der Jugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Grust seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens und unterhöhlte jedes Wort, wo er Blumen suchte. — Jetzt wurd' er an seinem Geburtstag und vielleicht durch diesen krank; so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, wo das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich in der Leichenklage hatte bauen

lassen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die demen Vater hält und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenigen Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung er kommt zu deiner Mutter und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist.“ O, da weinte er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne dein Bessern? — Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder und drückte im kränklichen Uebermaß von Rührung und Hoffnung den reinigen Jüngling an die sieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — er trank — er verwilderte mehr — sein Lehrer, der die stiche Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. — Heinrich wurde glühend, den Geboten ungehorsam, die er für seine väterlichen hielt, und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief — und da slog denn auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbett zurück.

Ich will euch, liebe Leser, weder Heinrichs Schuld noch Gram abmalen, aber schließt in das strenge Urtheil, das ihr über seine Schuld sprechen müsset, auch jene ein, die ihr vielleicht auf euch geladen. Ach, welches Kind kann an das Sterbebett seiner Eltern treten, ohne daß es sagen muß: „Wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o, so kost' ich ihnen doch Wochen und Tage!“ — Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, hab' ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drückte ja blos meine Fehler früher zu!“ — Aber der wahr sinnige Sterbliche begehrt seine Sünden so kühn, blos weil sie ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; er leitet die in seine Brust eingesperrten, reißenden Thiere los, und läßt sie in der Nacht unter die Menschen dringen; aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreift und erwürgt. — Leichtsininig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule ziehet als eine Schand säule auf sein Grab und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung schwand, die zerfallene Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich blos im nächsten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Mißsethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerächmetternden Schrei: „Er ist todt!“ — Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen, aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, aber nicht sein Vertrauen wieder und sagte: „Audere dich, Sohn, aber verspricht es nicht!“

Heinrich lag, niedergedrückt vor Scham und Trauer, im Nebenzimmer, als er, wie erwachend, seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, diesen einsegnen hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben. „Schlummre süß hinüber,“ sagte er, „du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich hörst und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist!“ — Der Kranke konnte sich unter dem schweren, über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen; die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die des Sohnes, und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und schwöre es, daß du besser wirst.“ — Er stürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm und legte seine Hand auf das erhaltene Herz und sagte leise: „Ich schwöre in Ihrem Namen!“ — Aber plötzlich fühlte er das Herz gestorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens: „Flieh, Unglücklicher!“ sagte er, „er ist ohne Hoffnung gestorben.“

Heinrich floh aus dem Schlosse. O, wie hätte er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht! Er ließ seinem Lehrer blos das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's englische Balthchen und sah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchschneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere künftige Schlummerstätte des Vaters zu berühren; er lehnte sich blos an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch seine Sünde gestorben war, das mütterliche, das schon lange stille stand im Staube der zerfallenden Gruft. Er durfte nicht weinen und nicht geloben; schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Überall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld: jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Ahnenlese entgegenließ; jedes Gelächte kam

auf einer Todtenglocke; jede Gruft war ein Grab; jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr, nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunklen Tagen voll Reue und Pein sehnte er sich zum Freunde des Vaters zurück und schmachtete, ihn durch die Erfüllung seiner Veränderung zu trösten. Er wollte erst Nachts mit seiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauerhaft zwischen den lebendigen Zweigen, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte, kalte Säule und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunklen, mit Marten angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen, keine sanfte Stimme sagte: Weine nicht mehr! — Kein Vaterherz zerschmolz und sagte: Du bist genug gestraft. Das Rauschen der Wipfel schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verluste lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt. — Endlich erblühte er nach dem Falle einer Thäne einen sanften Stern am Himmel, der mild, wie das Auge eines himmlischen Geistes, zwischen die Wipfel hereinklickte. Da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte; nun sank er langsam in die Knie und blickte zum Sterne hinauf und sagte: „O Vater, Vater, hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwört dir! Ja, reiner, frommer Geist, ich werde anders werden; nimm mich wieder an! Ach könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehört hast!“

Es tauschte um ihn; eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück und sagte: „Ich habe dich gehört und hoffe wieder!“ Es war sein Vater. Das Mittelbing zwischen Schlaf und Tod, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein gesunder, tiefer Schlummer ihm das Leben wieder bescheert, und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater, und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Ansehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem besseren an deines sank und die schönste Hoffnung eines Vaters wieder brachte!

Aber indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, frage ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Eltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O, dann erinnere ich euch wie ein Gewissen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt und wo ihr ausruft: „Ach, sie haben mich am meisten geliebt, aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz!“

2. Traum über das All.

(Aus: Der Komet, Bb. 28.)

Mein Körper — so träumte mir — sank an mir herab und meine innere Gestalt trat licht hervor; neben mir stand eine ähnliche, die aber, statt zu schimmern, unaufhörlich blühte. „Zwei Gedanken,“ sagte die Gestalt, „sind meine Flügel, der Gedanke Hier, der Gedanke Dort; und ich bin dort. Denke und fliege mit mir, damit ich dir das All zeige und verhülle.“

Und ich flog mit. Schnell stützte sich mir die Erdbkugel hinter dem reizenden Aufstuf in den Abgrund, nur von einigen südamerikanischen Sternbildern bleich umgeben, und zuletzt blieb aus unserm Himmel nur noch die Sonne als ein Sternlein mit einigen Flämmchen von nahe gerückten Kometenschweiften übrig. Vor einem fernen Kometen, der von der Erden Sonne kam und nach dem Sirius flog, zuckten wir vorüber.

Jetzt flogen wir durch die zahllosen Sonnen so eilig hindurch, daß sie sich vor uns kaum auf einen Augenblick zu Monden ausdehnen konnten, ehe sie hinter uns zu Nebelstäubchen einschwandten; und ihre Erden erschienen dem schnellen Fluge gar nicht. Endlich standen die Erdsonne und der Sirius und alle Sternbilder und die Milchstraße unseres Himmels unter unseren Füßen, als ein heller Nebelstreck mitten unter kleinen tieferen Wölkchen. So flogen wir durch die gestirnten Wüsten; ein Himmel nach dem andern erweiterte sich vor uns — und Milchstraßen standen hinter einander aufgebaut in den Fernen, wie Ehrenpforten des unendlichen Geistes.

Zuweilen überflog die blitzende Gestalt meinen müden Gedanken und leuchtete, fern von mir, als ein Funke neben einem Stern, bis ich noch einmal dachte: Dort, und bei ihr war. Aber als wir uns von einem gestirnten Abgrund in den andern verloren, und der Himmel über unsern Augen nicht leer wurde, und der Himmel unter ihnen nicht voller, und als unaufhörlich Sonnen in den Sonnenocceen wie Wassergüsse eines Gewitters in das Wassermeer fielen: so ermattete das überfüllte Menschenherz und sehnte sich zum weitern Sonnentempel in die enge Zelle der Andacht, und ich sagte zu der Gestalt: „O Geist! hat denn das All kein Ende!“ — Er antwortete: „Es hat keinen Anfang.“

Aber siehe, auf einmal erschien der Himmel über uns ausgeleert, kein Sternchen blinkte in der reinen Finsterniß; — die blitzende Gestalt flog in ihr fort — zuletzt giengen auch alle

Sternenhimmel hinter uns in einem dünnen Nebel zurück und schwand endlich auch dahin. — Und ich dachte: „Das All hat sich doch geendigt.“ — Und nun erschrak ich vor dem grenzenlosen Nachsterker der Schöpfung, der hier seine Mauer anfang, vor dem todt'n Meer des Nichts, in dessen bodenloser Finsterniß der Edelstein des lichten All unaufhörlich unter sank, und ich fand nur noch die blitzende Gestalt, aber nicht mich Einsamen, weil sie mich unerleuchtet ließ.

Da antwortete sie meiner stummen Angst: „Kleingläubiger! Blick auf! Das uralte Licht kommt an.“ Ich blickte auf, schnell kam eine Dämmerung, schnell eine Milchstraße, schnell ein ganzes schimmerndes Sternengewölbe; jeder Gedanke war zu lang für die drei Augenblicke. Seit grauen Jahrtausenden war das Sternlicht auf dem Wege zu uns gewesen und kam aus den unergründlichen Höhen endlich an. — Nun flogen wir, wie durch ein neues Jahrhundert, durch die neue Sternenfugel. Wieder kam ein ungeführter Nachtweg, und länger wurd' es, eh' die Strahlen eines entlegenen Sternenhimmels uns erreichten.

Aber als wir fortziehend immer die Nächte abwechselten mit Himmeln und wir immer länger eine Finsterniß hinaufflogen, eh' unter uns ein altes Sternengewölbe ein Finsterniß wurde und erlosch; als wir einmal aus der Nacht plötzlich vor einen Nordchein zusammenlobernder, um Erden kämpfender Sonnen traten, und um uns her auf allen Erden jüngle Tage brannten; — und als wir durch die schauerhaften Reiche der Weltenbildungen gingen, wo überirdische Wasser über uns rauschten und wellenlange Blitze durch den Wefendunst zuckten; wo ein finsterner, endloser, bleierner Sonnenkörper nur Flammen und Sonnen einsog, ohne von ihnen hell zu werden; — und als ich in der unabsehblichen Ferne ein Gebirge mit einem blitzenden Schnee aus zusammengedrückten Sonnen sehen und doch über ihm Milchstraßen als dünne Mondscheln hängen sah; so hob sich und beugte sich mein Geist unter der Schwere des All, und ich sagte zur blitzenden Gestalt: „Laß ab und führe mich nicht weiter; ich werde zu einsam in der Schöpfung; ich werde noch einsamer in ihren Wüsten; die volle Welt ist groß, aber die leere ist noch größer, und mit dem All wächst die Wüste.“

Da berührte mich die Gestalt wie ein warmer Hauch und sprach sanfter als bisher: „Vor Gott besteht keine Leere; um die Sterne, zwischen den Sternen wohnt das rechte All. Aber dein Geist verträgt nur irdische Bilder des Überirdischen, schaue die Bilder!“

Siehe! da wurden meine Augen aufgethan, und ich sah ein unermeßliches Lichtmeer stehen, worinnen die Sonnen und Erden nur als schwarze Felseninseln verstreut waren, und ich war in, nicht auf dem Meere, und nirgends erschien Boden und nirgends Klippe. Alle Räume von einer Milchstraße zur andern waren mit Licht ausgefüllt, und tönende Meere schienen über Meere und unter Meeren zu ziehen, und es war ein Donnern wie das der Fluth, und wieder ein Flöten wie von ziehenden Singtschwänen; aber beides vermischte sich nicht. Das Leuchten und das Tönen überwältigte sanft das Herz; ich war voll Freuden, ohne zu wissen, woher sie zu mir kamen; es war ein Freuen über Sein und Ewigsein, und eine unaussprechliche Liebe faßte, ohne daß ich wußte wofür, mich an, wenn ich in das neue Licht-All um mich sah. Da sagte die Gestalt:

„Dein Herz faßte jetzt die Geisterwelt; für Aug' und Ohr giebt's keine; sondern nur die Körperwelt, in der sie regiert und erschafft. Nun schaue dein geschärftes Auge, armes Menschenkind; nur fasse dein träumendes Herz!“ — Und das Auge schaute zugleich das Nächste und das Fernste; ich sah alle die ungeheuren Räume, durch die wir geflogen, und die kleinen Sternenhimmel darin; in den leichten Ather-Räumen schwammen die Sonnen nur als aschgraue Blüten und die Erden als schwarze Samentkörner. — Und das träumende Herz faßte; und die Unsterblichkeit wohnte in den Räumen, der Tod nur auf den Welten. — Auf den Sonnen gingen aufrechte Schatten in Menschengestalt, aber sie verklärten sich, wenn sie von ihnen zogen und im Lichtmeer untergingen, und die dunklen Wandelsterne waren nur Wiegen für die Kindergeister des lichten All. — In den Räumen glänzte, tönte, wachte, hauchte nur Leben und Schaffen im Freien des All; die Sonnen waren nur gedrehte Spinnräder, die Erde nur geschöpfene Weberkesseln zu dem unendlichen Gewebe des Ffischschleiers, der über der Schöpfung hing und der sich verlängerte, wenn ihn ein Endlicher hob. Da, vor der lebendigen Unermeßlichkeit, konnt' es keinen großen Schmerz mehr geben, nur eine Wonne ohne Maß und ein Freudengebet.

Aber unter dem Glanze des All war die blitzende Gestalt unsichtbar geworden oder nur heimgegangen in die unsichtbare Geisterwelt; ich war mitten im weiten Leben allein und schaute mich nach einem Wesen. Da schiffte und drang aus der Tiefe durch alle Sterne ein dunkler Weltkörper fliegend das hohe Lichtmeer herauf, und eine Menschengestalt wie ein Kind stand auf ihm, die sich nicht veränderte und vergrößerte durch das Nahen. Endlich stand unsere Erde vor mir, und auf ihr ein Jesuskind; und das Kind blickte mich so hell und mild und liebevoll an, daß ich erwachte vor Liebe und Wonne. —

Aber nach dem Erwachen hatte ich die Wonne noch und ich sagte: „O! wie schön ist das Sterben in der vollen leuchtenden Schöpfung und das Leben!“ — Und ich dankte dem Schöpfer für das Leben auf der Erde und für das künftige ohne sie. —

3. Der Atheist.

(Aus: Der Komet.)

Der Leugner einer lebendigen Gottheit muß, da er unmittelbar bloß mit dem Wesen seines Inneren umgehen kann, sobald ihm das Höchste darunter unsichtbar geworden, in einem starren toden All dastehen, eingekerkert in die kalte, graue, taube, blinde, stumme, eiserne Nothwendigkeit, und wahrhaft ist für ihn nichts mehr rege, als sein stüchziges Ich. So sieht der Wanderer auf den Eismeerren und den Eisbergen der Schweiz, rundum Stille — nirgends ein Wesen, das sich bewegt — Alles starrt unabsehlich weit hinaus — nur höchstens zieht zuweilen ein dünnnes Wölkchen hinauf und scheint sich zu regen in der unermesslichen Unbeweglichkeit. Ja, wenn er Gott verloren aus seinem Glauben und vollends noch dazu in Unglück und Sünde ungleich gerathen ist: so gleicht seine Einsamkeit jenem andern, fast der bloßen Vorstellung zu schmerzhaften Alleinssein eines in seiner Holzhitte zur Hinrichtung angefetteten Brandstifters, welchen Holzhausen immer höher und breiter umbauen und einschichten und der nun in der Hitze ganz einsam das Heranbrennen zum Sterben an der Kette erwartet.

4. Der Mensch ohne Poesie.

(Aus: Der Komet.)

Der Mensch, welcher das Leben bloß mit dem Verstande ohne innere Poesie genießt, wird ewig ein nothdürftiges, mageres behalten, wie glänzend auch das Geschick dasselbe von außen ausstatte: es bleibt einem Herbst voll Früchte und Farben, welchem der Zauber der singenden Vögel fehlt, oder den großen nordamerikanischen Wäldern ähnlich, welche todt und trübe schweigen, von keiner Singstimme befeelt. Wohnt aber ein poetischer Geist in dir, der die Wirklichkeit umschafft, — nicht für andere auf dem Papier, sondern in deinem Herzen — so hast du an der Welt einen ewigen Frühling; denn du hörst unter allen Gipfeln und Wolken Gesänge, und selber, wenn das Leben rauh und entblättert weht, ist in dir ein süßes Entzücken, von welchem du nicht weißt, woher es kommt; es steht aber, wie das ähnliche in den blätter- und wärme-losen Vorfrühlingsen des äußeren Wetters, von den Gesängen umher.

5. Aus: Levana oder: Erziehungslehre. (1800.)

Je jünger das Kind ist, desto weniger höre es das Unausprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Aussprechlichen wird; aber es sehe dessen Symbole. Das Erhabene ist die Tempelfstufe zur Religion, wie die Sterne zur Unermesslichkeit. Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod: so spricht das Wort Gott vor dem Kinde aus. Ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine große Ubelthat, eine Edelthat sind Baustätten einer wandernden Kinderkirche. Zeigt überall, auch an den Grenzen des heiligen Landes der Religion, dem Kinde anbetende und heilige Empfindungen; diese gehen über und entschleiern ihm zuletzt den Gegenstand, so wie es meist auch erschrickt, ohne noch zu wissen wovon. Newton, der sein Haupt entblößte, wenn der größte Mann genannt wurde, wäre ohne Worte ein Religionslehrer von Kindern geworden. — Nicht mit ihnen, sondern nur vor ihnen dürft ihr euere Gebete beten, d. h. Gott laut danken; aber wohl mit ihnen ihre eigenen.

Hefigkeit einer weiblichen Seele verträgt sich oft mit aller Überfülle eines edlen Herzens, sogar mit vorherrschender Milde und Liebe — und doch kann eine solche harte Beilage der Natur das Wahre und alles Liebende und Geliebte desselben in unheilbares Unglück ziehen.

Vielleicht gehört Lust an Gewändern unter die Ursachen, daß wir große Malerinnen, aber keine großen Tonkünstlerinnen haben, weil doch den größeren Raum der weiblichen Malerei Gewänder füllen; mit den Tönen aber, denken sie, kann man sich zu wenig sehen lassen, wenn man nicht singt. Dadurch fällt auch auf die weibliche Shawl-Wurfs-Kunst eines Hamilton und anderer Licht. Noch im Alter und auf dem Krankenlager, welche beide der Mann so gern benutzt, um sich bequem in Schlafmützen und Schlafröcke zu werfen — legen sie Putzwerk an, nicht um Männern zu gefallen, sondern sich; ja noch im zugesperrten Sarge, der einsamsten La-Trappe-Karthaufe, die es gibt, weil nicht einmal ein Einrämer da ist, wollen sie nicht hinter den aus Pompeji gegrabenen Gerippen nachschleiben, welche sich dafelbst mit Putz und Ohringen der Nachwelt vortheilhaft zeigen.

6. Aus: Selma oder: über Die Unsterblichkeit der Seele. (1827.)

Die Seele ist der Stab, der in den Wellen des Körpers sich in mehrere Stücke zu brechen und nach ihnen sich zu bewegen scheint.

Der Körper ist der bloße Vorhang des Geistes.

Der Geist ist so unsichtbar, wie sein Wort; ist aber im Worte nicht alles Höchste, alles Leben? Ist es verloren, wenn die Luft, die es trägt, fort ist?

Der Geist gleicht dem elektrischen Funken und Blitze, der sich durch Schlägen nicht verzehrt; und den man unverringert kann öfter hin und her schlagen lassen.

Gebet uns Unsterblichkeit der Seele: so ist die Eitelkeit dieses Lebens etwas Erfreuliches, ein schönes Spiel; was thut das Flichen, wenn ewig nachkommt? Wie schön werden die Freuden durch Zukunft ihrer Fortsetzung! Wie leicht die Schmerzen durch die Eröffnung einer unendlichen Bahn! Wie wichtig selber unsre kurzen Bestrebungen, da wir sie immer fortsetzen können!

Wir wollen die Unsterblichkeit nicht als Lohn der Tugend. Die Tugend kann so wenig als die Freude belohnt werden; aber Fortdauer ist der einzige Lohn.

Alles Fortleben kann nur ein Ringen und Bessern sein, sonst gäb's unendliche Langeweile. Schon alles, was man auf der Erde pflanzt in der Jugend wie Fleiß, Kenntnisse u. s. w. geht endlich auf: soll denn die längste Pflanzung nicht aufgehen?

Du siehst freilich dein Kind nicht mehr so wieder, wie es war; aber wäre es bei dir gelieben und groß gewachsen: so hättest du ja auch die jetzige Gestalt durch eine andere verloren.

Das Wiedersehen kann sich nicht auf die Gestalt, sondern auf das Gemüth beziehen. Bleibt im Ich etwas, und geht ihm nicht gewonnene Moralität und Kenntniß ganz verloren bloß durch Gehirnverlust, so bleibt ihm auch Liebe gegen Geliebte.

7. Aus: Hesperus oder: fünfundvierzig Hundsposttage. (1795.)

Der Roman schildert die Liebe Victor's zu Klotilde im Kampfe mit vielen dazwischen tretenden Hindernissen und Neigungen anderer Personen. Schließlich werden die widerstreitenden Verhältnisse ausgeglichen und die Liebe beider gekrönt. (Das mitgetheilte Bruchstück kennzeichnet die Eigenschaften des Jean Paul'schen Roman-Stils im wesentlichen.)

Warum muth' ich meinem Helden zu, heute mehr Handlung zu zeigen — ihm, der heute — verunken in die Traum-Nacht und in den kommenden Abend — bewegt durch jedes freundliche Auge und durch die Urnen des weggeträumten Lenzes — sanft aufgelöst durch den süßen lauen Sommer, der an den Rauchaltären der Berge, auf den mit Milchflor belegten Felsen und unter dem verstummenden Trauergefolge von Vögeln lächelnd und sterbend lag, und dem Aufsteigen der ersten Wolke auf dem Laube verschied. Victor, sag' ich, der heute, von lauter weichen Erinnerungen wehmüthig angelächelt, fühlte, daß er bisher zu lustig gewesen. Er konnte die guten Seelen um ihn nur mit liebenden schimmernden Augen anblicken, diese noch schimmernder wegwenden und nichts sagen und hinausgehen. Ueber seinem Herzen und über allen seinen Noten stand tremolando. Niemand wird tiefer traurig, als wer zu viel lächelt; denn hört einmal dieses Lächeln auf, so hat Alles über die vergangene Seele Gewalt, und ein sinnloser Wiegengesang, ein Flötenconcert — dessen Dis- und Fisclappen und Ansätze bloß zwei Lippen sind, womit ein Hirtenjunge pfeift — reiñt die alten Thränen los, wie ein geringer Laut die wankende Lavine. Es war ihm, als wenn ihm der heutige Traum gar nicht erlaubte, Klotilden anzureden; sie schien ihm zu heilig und noch immer von gestiftelten Kindern geführt und auf Esiethronen gestellt. Da er überhaupt für Le Baults Gespräche im Reiche der Moralißch-Todten heute keine Zunge und keine Ohren hatt': so wollt' er im großen laubevollen Garten dem Stammtischen Concert ungehört zuhören und sich höchstens vom Zufall vorstellen lassen. Sein zweiter Grund war sein zum Resonanzboden der Musik geschaffenes Herz, das gern die eilenden Töne ohne Störung auffog, und das die Wirkungen derselben gern den gewöhnlichen Weltmenschen verberg, die Goethe's, Raphaels und Sachin's Sachen wahrhaftig eben so wenig (und aus keinen geringern Gründen) entbehren können, als Lischenohls seine. Die Empfindung erhebt zwar über die Scham, Empfindung zu zeigen; aber er haßte und floh während seiner Empfindungen alle Aufmerksamkeit auf fremde Aufmerksamkeit, weil der Teufel in die besten Gefühle Eitelkeit einschwarzet, man weiß oft nicht wie. In der Nacht im Schattenwinkel fallen Thränen schöner und verdünsten später. . . .

Victor blieb im Pfarrgarten ein wenig zurück, weil es noch zu hell war. Endlich jung Stamiß zu stimmen an, um welchen die zähe Obristkammerei sich gewiß nichts bekümmert hätte, weil heute keine Fremde da waren, hätte sich nicht Klotilde dieses Gartenconcert als die einzige Feier ihrer Geburtnacht erbeten gehabt. Stamiß und sein Orchester füllten eine erleuchtete Laube — der adeliche Hörtsal saß in der nächsten hellsten Nische und wünschte es wäre schon aus — der bürgerliche saß entfernter, und der Caplan flocht aus Furcht vor dem katarrhalischen Thau-

Zuffboden ein Bein ums andere über die Schenkel — Klotilde und ihre Agathe ruhten in der dunkelsten Blätterloge. Victor schlich sich nicht eher ein, als bis ihm die Duvertüre den Sitz und das Sigen der Gesellschaft ansagte; in der fernsten Laube, in der wahren Sonnenserie nahm dieser Barstern Platz. Die Duvertüre bestand aus jenem musikalischen Getrösel und Geschnörkel — aus jener harmonischen Phrasologie — aus jenem Feuerwertgeprassel wider einander tönender Stellen, welches ich so erhebe, wenn es nirgends ist, als in der Duvertüre. Dabin passet es; es ist der Staubregen, der das Herz für die großen Tropfen der einfachern Töne aufweicht. Alle Empfindungen in der Welt bedürfen Exordien; und die Musik bahnet der Musik den Weg — oder die Thränenwege.

Stamitz stieg — nach einem dramatischen Plan, den sich nicht jeder Capellmeister entwirft — allmählich aus den Ohren in das Herz, wie aus Allegro's in Adagio's: dieser große Componist geht in immer engeren Kreisen um die Brust, in der ein Herz ist, bis er sie endlich erreicht und unter Entzückungen umschlingt.

Horion zitterte einsam, ohne seinen Geliebten zu sehen, in einer finstern Laube, in welche ein einziger verdorrter Zweig das Licht des Mondes und seiner jagenden Wolken einließ. Nichts rührte ihn unter einer Musik allezeit mehr, als in die laufenden Wolken zu sehen. Wenn er diese Nebelströme in ihrer ewigen Flucht um unser Schatten-Mund begleitete mit seinen Augen und mit den Tönen, und wenn er ihnen mitgab alle seine Freuden und seine Wünsche; dann dacht' er, wie in allen seinen Freuden und Leiden, an andere Wolken, an eine andre Flucht, an andre Schatten, als an die über ihm, dann lechzete und schmachtete seine ganze Seele: aber die Saiten stillten das Lechzen, wie die kalte Bleiugel im Mund den Durst ablöscht, und die Töne löseten die drückenden Thränen von der vollen Seele los.

Therur Victor! im Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wurde: er hat keinen Namen, er sucht seinen Gegenstand, aber Alles, was du ihm nennest und alle Freuden sind es nicht; allein er kommt wieder, wenn du in einer Sommernacht nach Norden siehst oder nach fernem Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn du sehr glückselig bist. Dieser große ungeheure Wunsch hebt unsern Geist empor, aber mit Schmerzen: ach! wir werden hinieden liegend in die Höhe geworfen gleich Fallsüchtigen. Aber diesen Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsre Saiten und Töne dem Menschengeiste — der sehnsüchtige Geist weint dann stärker und kann sich nicht mehr fassen und ruft in jammerndem Entzücken zwischen die Töne hinein: ja Alles, was ihr nennt, das fehlet mir. . . .

Der räthselhafte Sterbliche hat auch eine namenlose ungeheure Furcht, die keinen Gegenstand hat, die bei gehörten Geistererscheinungen erwacht, und die man zuweilen fühlt, wenn man von ihr spricht. . . .

Horion übergab sein zerstoßnes Herz mit stillen Thränen, die Niemand fließen sah, den hohen Adagio's, die sie mit warmen Eiderdunen-Flügeln über alle seine Wunden legten. Alles was er liebte, trat jetzt in seine Schatten-Laube, sein ältester Freund und sein jüngster — er hört die Gewitterstillemer des Lebens lauten, aber die Hände der Freundschaft strecken sich einander entgegen und fassen sich, und noch im zweiten Leben halten sie sich unverweset. —

Alle Töne schienen die überirdischen Echo seines Traumes zu sein, welche Wesen antworteten, die man nicht sah und nicht hörte. . . .

Er konnte unmöglich mehr in dieser finstern Einzäumung mit seinen brennenden Phantasten bleiben, und in dieser zu großen Entfernung vom Pianissimo. Er ging — fast zu muthig und zu nahe — durch einen Laubengang den Tönen näher zu, und drückte das Angesicht tief durch die Blätter, um endlich Klotilde im fernem grünen Schimmer zu erblicken. . . .

Ach er erblickte sie auch! — Aber zu hold, zu paradisisch! Er sah nicht das denkende Auge, den kalten Mund, die ruhige Gestalt, die so viel verbot und so wenig begehrt: sondern er sah zum ersten Mal ihren Mund von einem süßen harmonischen Schmerz mit einem unaussprechlich-rührenden Lächeln umzogen — zum ersten Mal ihr Auge unter einer vollen Thräne niedergesunken, wie ein Bergszwerg sich unter einer Regenähre beugt. O diese Gabe verbarz ja ihre schönsten Gefühle am meisten! Aber die erste Thräne in einem geliebten Auge ist zu stark für ein zu weiches Herz. . . . Victor kniete überwältigt von Hochachtung und Bonne vor der edeln Seele nieder und verlor sich in die dämmernde weinende Gestalt und in die weinenden Töne. — Und da er endlich ihre Lippen erblicket sah, weil das grüne Laub mit einem todtensfarbigen Widerschein der Lampen ihre Lippen und Wangen überdeckte — und da sein Traum und die Klotilde wieder erschien, die darin unter dem blumigen Hügel verfunken war — und da seine Seele zerrann in Träume, in Schmerzen, in Freuden und in Wünsche für die Gestalt, die ihr Wiegenfest mit andächtigen Thränen heiligte: o war es da zu seinem Zergehen noch nöthig, daß die Violine ausklang, und daß die zweite Harmonika, die Virole d'Amour, ihre Sphären-Accorde an das nackte, entzündete, zuckende Herz absandte? — O! der Schmerz der Bonne befriedigte ihn, und er dankte dem Schöpfer dieses melodischen Edens, daß er mit den höchsten Tönen seiner Harmonika, die das Herz des Menschen mit unbekanntem

Kräften in Thränen zersplittern, wie hohe Töne Gläser zersprengen, endlich seinen Busen, seine Seufzer und seine Thränen erschöpfte: unter diesen Tönen, nach diesen Tönen gab es keine Worte mehr; die volle Seele wurde von Laub und Nacht und Thränen zugehüllt — das sprachlose Herz sog schwellend die Töne in sich und hielt die äußern für innere — und zuletzt spielten die Töne nur leise wie Zephyre um den Wonneschlaftraumtönen, und blos in sterbenden Innern stammelte noch der überjelige Wunsch: „ach Klotilde, könnt' ich dir heute dieses stumme, glühende Herz hingeben — ach könnt' ich an diesem unvergänglichem Himmelsabend, mit dieser zitternden Stelle sterbend vor deine Füße sinken und die Worte sagen: ich liebe dich!“ —

Und als er an ihren Festtag dachte und an ihren Brief nach Maienthal, der ihm das große Lob gegeben, ein Schüler Emanuels zu sein, und an kleine Zeichen ihrer Achtung für ihn, und an die schöne Verschwisterung seines Herzens mit ihrem — ja da trat die himmlische Hoffnung, dieses geadeltete Herz zu bekommen, zum ersten Mal unter Musik nahe an ihn, und die Hoffnung ließ die Harmonikatöne wie verrinnende Echo's weit über die ganze Zukunft seines Lebens fließen. . . .

„Victor!“ sagte Jemand in langsam gedehntem Ton. Er sprang auf und kehrte seine veredelten Züge gegen den — Bruder seiner Klotilde und umarmte ihn gern. Flamin, in welchen alle Musik Kriegsfeuer und freiere Aufrichtigkeit warf, sah ihn staunend, fragend und unmerklich schüttelnd und mit jener Freundlichkeit an, die wie Hohn ausah, die aber allezeit bloßes Schmerzen empfangener Beleidigungen war. „Warum nahnst du mich heute nicht mit?“ sagte freundlich Flamin. Victor drückte seine Hand und schwieg.

„Mein! rebe!“ sagte jener. „Lass' es heute, mein Flamin, ich sage dir's noch,“ versetzte Victor.

„Ich will dir's selber sagen“ (begann jener schneller und wärmer) — „du denkst vielleicht, ich werde eifersüchtig. Und siehe, kennst' ich dich nicht, so würd' ich's auch; wahrlich, an Andre wüß' es, wenn er dich hier so angetroffen hätte und alles zusammenrechnete, deine neuliche Entfernung aus unserm Gartenhaus in die Laube — dein Schreiben ohne Licht und dein Singen von Liebe.“ —

„An Emanuel,“ sagte Victor sanft. —

„Dein Abgeben dieses Blattes an sie“ —

„Es war ein anderes aus ihrem Stammbuche,“ sagt' er. —

„Noch schlimmer, das wußt' ich nicht einmal — dein Zögern in St. Büne und tausend andre Züge, die mir nicht sogleich einfallen, dein heutiges Alleingehen.“ —

„D mein Flamin, das geht weit, du siehst mit einem andern Auge, als dem der Freundschaft.“ —

Hier wurde Flamin, der sich in Nichts verstellen konnte, ohne es sogleich zu werden, und der keine Beleidigung erzählen konnte, ohne in den alten Zorn zu gerathen, wärmer und sagte weniger freundlich: „es sehen's schon Andre auch, sogar der Kammerherr und die Kammerherrin.“

Dieses zerriß Victor das Herz. „Du Theurer, alter Jugendfreund, so sollen wir auseinander gezogen und gerissen werden, wir mögen noch so sehr bluten; es soll also diesem Matthieu gelingen (denn von dem kommt Alles, nicht von dir, du Guter), daß du mich marterst, und daß ich dich martere — Nein, es soll ihm nicht gelingen — du sollst nicht von mir genommen werden. — Siehe, bei Gott! (und hier stand in Victor das Gefühl seiner Unschuld erhaben auf) und wenn du mich Jahre lang verkennst, so kommt doch die Zeit, wo du erschrickst und zu mir sagst: ich habe dir Unrecht gethan! — aber ich werde dir gern vergeben.“

Dieses rührte den Eifersüchtigen, der heute überhaupt (wegen einer besondern Ursache) gelassener war. „Sieh (sagt' er), ich glaube dir allemal: sag' es; thust du nie etwas gegen mich?“ — „Nie, nie, mein Lieber!“ antwortete Victor. — „Jetzt verzeih meiner Hitze, fuhr jener fort, so hab' ich schon mit meiner verfluchten Eifersucht einmal Klotilden selber in Maienthal gequält — aber dem Matthieu thue nicht Unrecht; er ist's vielmehr, der mich beruhigte. Er sagte mir es zwar, daß Klotildens Eltern zu merken geglaubt, ja noch mehr — sieh, ich sage dir Alles — sie hätten sogar wegen deiner vorgeblichen Neigung und wegen deines jetzigen Einflusses, den der Kammerherr gern zu seiner Wiedererhebung benutzen möchte, von einer möglichen Verbindung mit der Tochter gesprochen, auch gegen diese, und sie ausgeforscht; aber (dir ist's doch gleichgiltig) meine Geliebte blieb mir treu und sagte Nein.“ —

Nun war unserm Freund das vorher so glückliche Herz gebrochen; dieses harte Nein war bisher noch nicht gegen ihn ausgesprochen worden — mit einer unaussprechlichen, niederbrütenden, aber stillen Wehmuth sagt' er leise zu Flamin: „bleib du mir auch treu — denn ich habe ja wenig: und quäle mich nie mehr so wie heute.“ Er konnte nicht mehr reden; die ersten Thränen stürmten stutend auf sein Herz hinan und sammelten sich schmerzlich unter dem Augapfel — er mußte jetzt einen stillen dunkeln Ort haben, wo er sich recht ausweinen konnte, und in seinem aufgerissenen schmerzenden Innern war blos der Gedanke noch sanft und balsamisch:

nicht in der Nacht kann ich weinen so viel ich will, und Niemand sieht mein zerrissenes Angesicht, meine zerrissene Seele, mein zerrissenes Blut.“

Und als er dachte: „ach Emanuel, wenn du mich heute so sähest“ — konnt' er sich kaum mehr halten:.

Er floh mit zurückgestemmen Thränen, gleichgiltig wer es sehe oder nicht, aus dem Garten, über welchen ein düsterer Engel eine große Trauerfahne fliegen ließ und Leichenmusik. Er ließ sich wund an einer steinernen Gartenwalze, womit man die beregneten Grasspitzen und Blüthen niederquetzt — er weinte noch nicht, aber auf der Warte da wollt' er sich sätzen und tranken mit reichlichem Schmerz — er wiederholte immer: „aber sie blieb getreu und sagte Nein, Nein, Nein“ — die Concerttöne weheten ihm nach, wie Feuer dem, der es beschrochen — er watete durch nasse entschummerte Fluren, die ihre Blumen verhüllten, und schneller als er strichen auf der Erde die Schattenrisse des oben vom Winde verfolgten Gewölkes dahin — er stand an der Warte, hielt jede Zähre noch und rannte hinaus — er warf sich auf die Bank, wo er Klotilde zum ersten Male im weißen Gewand von ferne gesehen — „Ruhe du auch, Horion!“ hatte sie aus seinem Traume ihm unter dem Blumenhügel zugerufen, und er hörte es wieder. — —

Hier riß er freudig alle seine Wunden auf und ließ sie frei hinbluten in Thränen — sie überzogen mit trübren Strömen das Angesicht, das sanft oft gelächelt hatte, aber immer gutmüthig, und das Andern keine abgepresst, sondern abgetrocknet hatte — jede Flut war eine weggehobne Last, aber das Herz wurde darauf wieder schwer und vergoß die neue. — Endlich konnt' er die Töne wieder hören, die meisten sanken unier, eh' sie an den Thurm gestossen waren, kleine kamen sterbend an und zergingen in seinem dunkeln Herzen — jeder Ton war eine fallende Thräne und machte ihn leichter und sprach seinen Kummer aus — der Garten schien aus sanft ertönenden, gebrochen-überdämmerten, dunkelgrünen Schattenvogen zu bestehen — er riß, von Erinnerung gestochen, das Auge davon weg: „was geht er mich mehr an“ dacht' er. Aber endlich stieg aus diesem Schatten-Eden und aus der Viole d'Amour das Lied „Vergiß mein nicht“ zu seinem müden Herzen auf und gab ihm wieder den sanftern Schmerz und die vergangene Liebe: „Nein, sagt' er, ich vergesse dein auch nicht, ob du mich gleich nicht giebst — deine Gestalt wird mich doch ewig rühren und an meine Träume erinnern — ach du Himmelskiche, es ist ja jetzt das Einzige, was mich nicht schmerzet, wenn ich denke: ich vergesse dein nicht.“

Alles wurde stumm und ausgelöscht; er war allein neben der Nacht. Endlich ging er nach der langen Stille herab und nach Flachsensingen zu, matt gewein und arm geworden. Und als er unterweges schnell zum schwarzblauen Himmel, in welchem irrende Wolken um den Mond wie Schlacken umher geworfen waren, hinaufblickte und schnell wieder über die halb vernichtete Schattengegend, über die Schattenberge und Schattendörfer: so kam ihm Alles todt, leer und eitel vor, und es schien ihm, als wär' in irgend einer hellern Welt eine Zauberalaterne — und durch die Laterne rückten Gläser, worauf Erden und Frühlinge und Menschengruppen gefärbet waren — und die herabgestossenen hüpfenden Schattenbilder dieser Gläser neigten wir uns und eine Erde und ein Leben — und allem Bunten ließe ein großer Schatten hintern nach. — —

40. Joh. Ernst Wagner.

(1764—1812.)

Aus: Historisches ABC eines 14jährigen Hamburger Fabelschützen.

(Anhang zu dem Roman: Reisen aus der Fremde in die Heimath, 1808—1809.)

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blühend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserei uns lange mit Fadedheit umbüstert hielten, und nun auf ein Mal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt! — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem graun Tage endlich beschließt. Grünlich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf ein Mal krümmen sich prächtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Dem von dorthor naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der weißliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreisenden Purpurgewühle nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vielen künftigen schönen Tage vor mir! So ist es meiner Seele, wenn der erste Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des Lebens wieder erschließt! Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Gesängen

hin; ich harre und zögere noch mit dem Genusse, suche geschwinde noch ein irdisches Geschäft, um es — zu beseitigen, pflege mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen besseren Platz an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — geniesse dann! O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so göttlichem Selbstvergessen sich dir ergibt!

Apostroph. Immer fällt mir bei diesem Worte das „neutrum cum apostropho“ ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen, das Masculinum le, das Femininum la, und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agenau). Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie noch jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — besonders in diesem Augenblick, — immer unruhig an's Herz greife, wegen meiner Schandenreue; denn außerdem konnte ich seinen Kenntnissen nie Etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wißte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlicheren Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthete ich daher, daß Obiges ein Mal auf dem königlichen Bädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer gewesen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden seyn muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Hebräer, Chaldäer, Syrer und Araber! Und dabei doch ein ächter Deutscher! Aber — als Schüler des sanften und doch ernst-systematischen Baumgarten in Halle — war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drei genera zu verschaffen wünschest, wie andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig! endlich, du gottloser Rabenohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist wußte freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!“ küßtest es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

Dunst. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit stets als einen gewissen Dunst oder Nebel vorgestellt; und freilich mag auch wohl kein Dunst für den Menscheng Geist so tödtlich seyn als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn sie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgestattet ist, — auf ewig unschließt. Es gibt kein Heilmittel für solche Glende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunst betäubt, — ich meine eine Angel oder einen tüchtigen Schuß Vogelbunzt. Wie schön ist es, von diesem Übel frühe, wenn es noch keins ist, befreit zu werden! Aber wie ungen braucht man die schmerzhafteste Kur! Doch, ich muß ein Bröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren stand ich einst mit einem ältern, mir noch neuen Freunde, sehr fröhlich im Garten seines Hauses. Wir abthnten die Musikanen auf dem Thurme nach und bliesen auf selbstgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen“ andächtiglich über die Stadtmauer hinab in's freie Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, ichwing ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich nur den ersten könne. Er sah mich starr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder bell aufschlachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppiich und dumm. Ich sprach mich wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht mir? In meinem 35sten Jahre (ich hoffe wenigstens, es war noch vor dem 40sten), lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchst dummen Manne, der in seinem Testament verordnet, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren vom Thurme blasen.“ Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick suchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

Essen. Es ist oft eine sehr erfreuliche Entdeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. Die unreinigten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man beifert sich, alle Strafen und Zänkereien so weit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartberzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bei der augenscheinlichsten Gefähr-

im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beim Essen trifft und, wie fast immer geschieht, dazu eingeladen wird, der kann auch fast immer überzeugt seyn, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. Soviel dieß gesagt ist (denn es gilt selbst vom Geizigen), so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal angeschafft und bereitet dasteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder; er ist nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen sehen, um es den Gästen anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon ist noch gar nicht in der wohlthätigen Gesinnung oder in der eigentlichen Gastfreiheit zu suchen, sondern er liegt dormalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Ansicht des Essens. Wenn der Bauer zu einem bösen Nachbar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich steht er betroffen, höflich und bescheiden da, sobald er seinen Gegner beim Eßsen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Partheien gegen mich sich auf ein Mal bloß dadurch entwaffnen sah, daß ich zufällig es mir so eben vortrefflich schmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: „hab' ich dich endlich, du unsame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott segne dir's!“

Fertig werden mit allem, was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgre mich oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dormalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufsperrn, und democh tann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich stets fertig seyn. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen, — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Freundschaft. Dit schien mir der Freundschaft Silberborn reiner und himmlischer zu rinnen, als der heißsprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier, — o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!“ Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute, — wo blieb da die Freundschaft?! Freundschaft ist gut, Liebe ist schön: — jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend. Der Freundschaft Grenzen umgibt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie. Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja, die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht; sie ist das große alleinhätige Neutrum, das All, dem alles Dajein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Gehorsam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Verstand und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine) so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen, — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit in der innigsten, berweinswerthesten Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kamst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich — glücklich.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbush ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte; das Erste, was dem Kinde gerieth; auch ist er das Erste, was man im Jahre pflanzt; er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährliche Früchte, und die Ernte von ihm ist eine der frühesten. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Frende daran mit mir theilen. Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, sobald der Schnee verschwunden und der hübsche gelbe Rasen durchgeschaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbush stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbenen durch neue ersetzte, und dabei oft mit Entzücken den mir so wohlschmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittenen Zweige sog. Auch junge Blutmuscheln pflanzte ich stets um diese Zeit, und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurbülmchens an der Knospe. Diese ersten Gartensunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. Welche unsägliche und ewige Freuden für die Kindheit liegen nicht in den selbstgepflanzten und gerathenen Bäumchen! O, ihr lieblichen Fruchtstrauwäldchen meiner Kindheit! Ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum sehd ihr von der Erde verschwunden? Warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft überschatten, wie damals meine Sommersunden!

Kluge Kinder haben mich stets besorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme milde Stedenpferdchen“ bittet, und dann dastehend selbst speiset, dagegen aber das ihm bestimmte Brod, „damit der Hund es ihm nicht nehme“ in den Winkel versteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichste Geschichte davon zu erzählen weiß, wie weit es sich heute von seinen „sechs schwarzen Hengsten“, die in sechs schwarzen Hohnen besetzen, dahier herumfutschiren lassen: — dergleichen Kinder sind gewöhnlich die beliebtesten und waren mir von jeher fürchterlich. Das ist nicht die schöne Selbsttäuschung der kindlichen Phantasie! Nein, es ist der eigenwillige alte Vögengeist, den du schnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf dein Herz des jungen Windbeutelns drückt!

Mond. Dieses freundliche Licht hat besonders dreierlei Empfindungen in mir erweckt. Erstlich im Sommer gewährte mir der Mondschein (hauptsächlich um die Zeit des vollen Lichtes) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerst selten zum vollen Ausbruch kommen. Im Winter verwandelte sich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Heiligkeit: ja auch die ganze starre Natur erschien mir fast wirklich als am hellen Tage, sobald der Mond schien. Auch habe ich es mehrmals ganz entschieden in reinen Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondscheine wärmer steht, als im Schatten. (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerlei gehalten, oder doch gefühlt habe.) Zweitens hat der Mond immer gar schöne Todesgedanken in mir erweckt, besonders als ich ein Mal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege, die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspätigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen! Die Herrlichkeit des Spätroths begann in Westen zu verglimmen, und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der hohen Kirche! über den alten morischen Fruchtbäumen des Kirchhofes, — über jenen theuern Todten, die längst von ihrer egyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; über den Gräbern der Eltern, des Bruders, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll und rein stand er da zwischen weißen, sauftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmelt und doch sehr dunkles Blau einbrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob. So wie das Abendroth dort vollends dahin schwand, röthete sich hier allmählig ein sanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen schien — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen, zerfließenden Busen gegenüber! — O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — — Drittens ist mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkehr der Sonne geworden, wenn ich ihr in sehnsuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachsang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh,
Kommt doch morgen wieder!“

Einst, auf einem Lieblingsberge (es war am zwanzigsten October 1804), befiel mich eine besondere Angst um die morgende Wiederkehr der scheidenden Allervärmerin. Auf dem Feuerstrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminsaum glühte am Rand einer dichten schwarzen Wolkentiefe, gleichsam ein stillstehender Blitz in finstrier Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit seinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finstern Schichten blutig hervorflammete, bis er hoch über mein Haupt und nun nach allen Seiten hin ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgelb zerfloß. Da kam von Osten herauf die ernste Nacht. Mich überlief ein Schauer, als sie so grau und frostig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach,“ rief ich, „sollte morgen aus jener todten Bede, aus jenen so ganz ausgeforderten Regionen das goldne Sonnenlicht wiederkehren? Warum hoffst du nicht, getreue Seele?“ Aber sieh da! Von einem fernen Waldspitze des Thüringer Gebirges trat jetzt der Vollmond leise herüber, und auf ein Mal war jene düstere Nacht wieder freundlich! Sie war nun nicht mehr kalt, noch öde, sondern bewohnt und wirklich! Mächtig drang die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges. Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwischen diesen zwei Lichtgengen!

Namen sind mir von allen bekannten Menschen höchst wichtig und bedeutend; doch nur die Vornamen. Bei Frauen habe ich sogar oft vergessen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir gesagt wird, meine neue Bekanntschaft heißt z. B. Christiane, sogleich werde ich manche ihrer Eigenschaften errathen, schon ehe mein Auge sie sieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgestellten Menschen; und dieß geht auch natürlicher zu als

jenen, — denn man kann wirklich in gewissem Sinne sagen: der Mensch bildet sich seinem Hauptvornamen allmählig nach, und dieser malt sich im Menschenantlitze endlich ganz aus. Wer hierüber lacht, den frage ich auf sein Gewissen: Sieht nicht mancher Mensch ganz genau so aus, als müsse er schlechterdings z. B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen? Und heißt er nicht am Ende wirklich so? — Hat man nun aber diesen „Zufall“ mehrmals bestätigt gefunden, so betrachte man alsdann im Geiste nur etwa ein ganzes Dutzend von Johannesen, Gottliebchen oder Philippinen — und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Gesichter etwas von dem Allgemeinen, das sie einander ähnlich macht und von allen andern Benannten unterscheidet, wirklich anschauen; aber freilich wird Niemand dieß etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beschreiben vermögen. — Bei den Thieren ist es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundennamen errathen können, sobald nämlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigename hat Ähnlichkeit mit dem Hunde; kein Hund mit seinem Namen. Der Unterschied liegt ganz gewiß bloß in der Abwesenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Leibhündchen, wenn es besonders gut und fast gemüthlich ist, selten mit dem ihm beigelegten Namen, sondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebsten nur „Hündchen“ benennen. Mir selbst ist es auch, in Rücksicht meiner und meines Haushundes Wechselneigung und aller seiner Tugenden, vollkommen einerlei, ob ich ihn Eudymion oder Bornhalt's (auch Bornhol's — das zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger ist), Luna oder Lise nenne.

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieses Wortes sehr vorsichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zwecke des Andern nachstrebt, der nur dasselbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that; — fogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern dessen Bild, That oder Gedanken mir fast gleichbedeutend noch ein Mal wiedergiebt; — noch vielweniger der, welcher anscheinend Eins und vollkommen Dasselbe dem Andern, doch trefflicher, nachahmt. Sonst müßte ja der Genius am meisten nachahmen, welcher die höchsten, so wie die gemeinsten Kräfte und Geister gleichsam als Bäche in die heilig stuhende Kraft seines Schöpferstromes aufnimmt.

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vorzügliches musikalisches Gedächtniß. Als achthähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Bass dazu brummen und wußte endlich (vermöge des sogenannten Doppelpfeiffs und meiner geschmeidigen Bassstimme) vom Diskant und Basse noch so viel Zeit und Fülle abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dieß Talent oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, süße, einsame und höchst wunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich. — Großer, guter Gott! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonien umwandeln — und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern! — O Vater, wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Nührung hinwies. — So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethoven's Symphonien (und vorzüglich gut die heroische Nummer 3, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergeße!) mir selbst ganz vollständig zu geben; ja, noch mehr, ich vermag einen musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie, damit bekannt zu machen. So trage ich Haydn's ganze „Schöpfung“ in meinem Herzen und kann jedem Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange, höchst angenehme Reminiscenzen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und im Herzen mitspricht und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt, z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füße die Pautendienste verrichten. (Dabei muß ich anmerken, daß ich aus dem Chöre „Dich beten Erd' und Himmel an“ mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag, — aus Mithrung.) Uebrigens ist es eine nicht leichte Kunst, gut und angenehm zu pfeifen, besonders da das Pfeifen bei Leuten von Bildung ein Mal in schlechtem, eigentlich in gar keinem Credit steht, und ein vornehmer Mensch im Grunde nie pfeifen darf und nie angepfeifen werden kann. Es sieht auch stets höchst komisch aus, wenn z. B. ein Tagelöhner, der einen Geheimenrath nicht mehr mit der Stimme erufen kann, hinter demselben herspringt und aus Leibeskräften pfeift! Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht; denn ein Vornehmer sieht sich in der Regel nach keinem Pffife um, — es müßte denn im Walde der Spitzbubenpffif ertönen. Am gemeinsten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspffif der Landleute; etwas honetter hört sich schon der Hunde- und Bedientenpffif an, und am vornehmsten klingen die verschiedenen Jagdpffife, die ich besonders liebe.

Schlüsselblume. Ich ziehe sie und die sogenannten Primeln wegen ihres ungemäßen leisen, einem nicht fein riechenden Menschen oft kaum merkbaren, aber herrlichen und wahrhaft süßen Geruches fast allen übrigen Blumen vor. Ein dicht besetztes Beet voll schöner Primeln (ich besitze deren gegenwärtig zwei und dreißig!) in höchster Blüthenfülle, leise dampfend in der ersten Frühlingsgluth; ein summendes Bienenheer darüber, welches mitten im Genießen den Blütenstaub zur Befruchtung hin- und hertragen muß: — o, das ist für mich die höchste Gartenpracht! Wie kommt es doch, daß unsre neuesten Mystiker noch nicht darauf gefallen sind, die fünf blutrothen Flecken im Kelch der Schlüsselblume, die Schafepaare schon besingt, zum Denkmal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einst mein eignes Kind, das entzückt zwischen duftenden ungeheuern Sträußen spielte und ihre Süßigkeiten einjog, diese Flecken „ihre blutende Wunden“ und behauptete, die Bienen hätten es gethan. Aber mich durchfuhr ein seliger Schauer, als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Tob. So tritt denn hervor, du gute, stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet! Laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! Ich habe mir den Tod nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich nehmend und scheuenförmig in und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Auch das Grab dachte ich niemals schwarz, sondern als eine graue, dämmernde Erscheinung. Bei den Bildern der Griechen, der Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Demu du, stilles Bild, schienst mir nie einem Volke, sondern wahrhaftig eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmählig mit und aus dem Leben emporwächst und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt, aber ein Schirm über allem Lebendigen, ein kühes Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens freigeben muß. Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl. Dreie dann auch leise und mild deine Schattenslügel über mich, wann es zum letzten Mal schlägt dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann und mitten unter tausend Lebensgrüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenslande und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! Nie habe ich unmenzlich dir gerufen, nie unmenzlich dich gesehnt; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will, und du öffnest mir ein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!

Wohlthätigkeit. Ich bin nicht sehr dafür, insofern sie nämlich Geld oder Axtung austheilt. Treibet die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menschen, damit die reinen Geister frei in ihm schaffen können, — dann seid ihr die wahren Wohlthäter der Menschheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böse und Elend mit Feuer und Schwert verfolgt, — was wird dann auf Erden übrig bleiben können, als das Gute und die Glückseligkeit? Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menschheit verfaret, dann werdet ihr edel und groß handeln — aber nie dann, wenn ihr euch zu faulen, furchtsamen und falschen Schwatterschwendern herabwürdigt, die sich nur bequemes Wohlbestinden sichern und ihre Freundschaft lieber aus dem Wegwurfe der Menschheit bilden, als Feinde und Hasser dulden wollen.

Kenium ist ein Gast-, oder Neujahrs-, oder Gesandten Geschenk, und zwar — wie ich mir immer gedacht hatte — ein solches, das man isst, verzehrt, „vor's Herz schlägt“. Aus jene Kenien, worin einst Göthe und Schiller das ganze gelehrte Deutschland mit so reichlicher Spende erfrischten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter seitdem die Kenien nennen; dazu waren mir jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht schöne herrliche Gaben dabei, welche hier und da wahre Freude müssen erregt haben. Daß aber die meisten dieser kleinen Reizmittel Uebelbestinden erregten, daran war nicht sowohl ihre eigne Natur als die Natur des deutschen Parnasses Schuld; und dieß darf daher die Natur eines Keniums keineswegs verändern.

41. Joh. Gottfried Seume.

(1763—1810.)

Aus: Mein Spaziergang nach Syrakus. (1802.)

Eben komme ich von einem Spazierritt mit Landolina zurück. Der Mann verdient ganz das enthusiastische Lob, das ihm mehrere Reisende geben; ich habe es an mir erfahren. Er war einige Mal mit wahrhaft freundschaftlicher Theilnahme mit mir weit herumgeritten und gegangen. Du weißt, daß er Ritter ist, und er hatte versprochen, mich zu Pferde in meinem Quartier abzuholen. Ich hatte mir also auch einen ordentlichen Gaul bestellt, so stattlich, als

man ihn in Syrakus finden konnte, um dem Mann durch meine zu barocke Cavalcade nicht Schande zu machen. Wir ritten weit hinaus bis nach Epipolä, wo wir unsere Pferde ließen und nach den äußersten Festungswerken der alten Stadt über viele Felsen zu Fuß gingen. Hier besah ich mit dem besten Führer, den Du vermuthlich in ganz Sicilien in jeder Rücksicht finden kannst, die Schlöffer Laddalus und Euryalus. Die ausführlichere Beschreibung mit dem Man magst Du bei Barthels sehen: Alles würde doch bei mir, wie bei ihm, Landolina gehören. Wir waren schon weit umhergestiegen und setzten uns hier auf eine der höchsten Felsen der alten Festung nieder, um rund um uns her zu schauen. Ich halte dieses halbe Stündchen für eins der schönsten, die ich genossen habe, wenn ich nur die Melancholie herauszuweichen könnte, die für die Menschheit darin war. Von dieser Spitze überseh man die ganze große ungeheure Fläche der ehemaligen Stadt, die nun halb als Ruine und halb als Wildniß haltegt. Rechts hinunter zog sich die alte Mauer nach Neapolis, dem Syrakä und dem Hasen; links hinab ging bis an's Meer die gegen vier Millien lange berühmte neuere Mauer, welche Dionysius in so kurzer Zeit gegen die Kartbager aufzuführen ließ. Von beiden sieht man noch den Gang durch die Trümmer, und hier und da noch mächtige Werkstücke aufgestügt. Tief hinunter nach der Insel, die jetzt das Städtchen ausmacht, liegen die Scenen der Größe des ehemaligen Syrakus, die nunmehr kaum das Auge auffindet. Rechts kommt der Anapus in dem Thal zwischen den Bergen hervor, und weiterhin jenseit zieht sich eine lange Kette des Hügels rund um die Erdspitze herum. Hinter uns lag der Mons crinitus, wo die Athemienfer bei der unglücklichen Unternehmung gegen Sicilien standen. Dort unten rechts an der alten Mauer, welche die Herren von Athen umsonst angriffen, stand das Haus des Timoleon, wo man bei der kleinen Mühle noch die Trümmer zeigt. Links hier unten brach Marcellus herein, drang dort hervor bis in die Gegend des kleinen Hafens, wo der schöpferische Geist Archimedes mit dem Feuer des Himmels seine Schiffe verzehrte; dort stand er im Lager und wagte es nicht, weiter zu gehen, weil er sich hier vor der starken Besatzung der Außenwerke in Epipolä fürchtete. Dort weiter links hinunter auf der Ebene liegt der Aker, den der Verräther erblickt, welcher die Römer führte. Weiter hinab lag Thapsus und in der Ferne Augusta, jenseit eines andern Meerbusens. Hier hätte ich tagelang sitzen mögen, mit dem Thuchydes und Diodor in der Hand. Diese Schlöffer sind vielleicht das Wichtigste, was wir aus dem Kriegswesen der Alten noch haben; und wenn sich ein Militär von Kenntnissen und Genie Zeit nehmen wollte, sie zu untersuchen, es würde eine angenehme, sehr lehrreiche Unterhaltung werden. Die Werke sind von ziemlichem Umfang, und die Neuern haben an Solidität und Größe schwerlich etwas Aehnliches aufzuweisen. Wenn sie nicht etwas zu weit von der Stadt lägen, würden sie derselben von unendlichem Nutzen gewesen sein. Aber so waren es durch die Lage bloß sehr feste Außenwerke, deren Wichtigkeit vorzüglich der Peloponnesische Krieg gezeigt hatte. Die Athemienfer hatten die Mauer rechts von der Seite des Anapus nicht zwingen können; ihre Anzahl war vermuthlich zu gering, und sie hatten keinen Alcibiades zum Führer mehr. Die Römer drangen durch die große Linie links. Wäre diese Linie kürzer gewesen oder, mit andern Worten, hätte die Hauptbefestigung nicht zu weit hinausgelegen, es wäre vielleicht dem Marcellus trotz der Verrätherei nicht gelungen. Jede Dehnung schwächt, wo man sie nicht in der offenen Schlacht zum Manöver benutzen kann.

Jetzt sitze ich hier und lese den Theokrit in seiner Vaterstadt. Ich wollte, Du wärst bei mir und wir könnten das Vergnügen theilen, so würde es größer werden. Mein eigenes Exemplar hatte ich, um ganz leicht zu sein, aus Unachtsamkeit mit in Palermo gelassen, bat mir ihn also von Landolina aus. Dieser gab mir mit vieler Artigkeit die Ausgabe eines Deutschen, von unserm Stroth; und dieses nämliche Exemplar war ein Geschenk von Stroth an Münter, und von Münter an Landolina, und ich las nun darin an der Arethuse. Der Zeengang hat etwas Magisches. Sei nur ruhig; ich habe jetzt zu viel Vergnügen dabei, und meine Stiefelsohlen sind noch ganz; Du sollst hier mit keiner Uebersehung geplagt werden.

Auch heute komme ich von einem Spaziergang mit Landolina zurück. Wir waren nur in der Nähe, in der alten Neapolis, die aber wirklich das Interessanteste der alten Ueberreste enthält. Die Antiquare sind dem unermüdeten patriotischen Eifer Landolina's unendlich viel schuldig. Er hat eine Menge Säulen des alten Forums wieder aufgefunden, welche die Lage desselben genauer bestimmen. Es lag natürlich gleich an dem Hasen und besteht jetzt meistens aus Gärten und einem offenen Plage gleich vor dem jetzigen einzigen Landthore. Etwas rechts weiter hinauf hat Landolina das römische Amphitheater besser aufgeräumt und hier und da Corridore zu Tage gefördert, die jetzt zu Mauleseln dienen. Die Römer trugen ihre blutigen Schauspiele überall hin. Die Area gibt jetzt einen schönen Garten mit der üppigsten Vegetation. Weiter rechts hinauf ist das alte große griechische Theater, fast rundherum in Felsen gehauen. Rechts, wo der natürliche Felsen nicht weit genug hinausreichte, war etwas angebaut, und dort hat es natürlich am meisten gelitten. Die Inschrift, über deren Echtheit und Alter man sich zant, ist jetzt noch ziemlich deutlich zu lesen. Es läßt sich Viel dawider sagen, und sie beweist wol weiter Nichts als die Existenz einer Königin Phyllis, von welcher auch Münzen vorhan-

den sind, von der aber die Geschichte weiter Nichts sagt. Die Wasserleitung geht nahe am Theater weg; vermuthlich brachte sie ehemals auch das Wasser hinein. Die Leute waren etwas nachlässig gewesen, so daß ein Zug Wasser gerade auf den Stein mit der Inschrift stieß, die etwas mit Gesträuchen überwachsen war. Landolina gerieth darüber billig in heftigen Unwillen, schalt den Müller und ließ es auf der Stelle abändern. Gegenüber steht eine Kapelle an dem Ort, wo Cicero das Grab des Archimedes gefunden haben will. Wir fanden freilich Nichts mehr; aber es ist doch schon ein eigenes Gefühl, daß wir es finden würden, wenn es noch da wäre, und daß vermuthlich in dieser kleinen Peripherie der große Mann begraben liegt. Dann gingen wir durch den Begräbnißweg hinauf und oben rechts herum, auf der Fläche von Neapolis fort. Es würde zu weitläufig werden, wenn ich Dir alle die verschiedenen Gestalten der kleinen und größern Begräbnißkammern beschreiben wollte. Wir gingen zu den Latomien und zwar zu dem berüchtigten Ohr des Dionysius. Kunstlich genug ist es ausgehauen, und man hat ihm nicht ohne Grund diesen Namen gegeben. Ein Blättchen Papier, das man am Eingang zerreißt, macht ein betäubendes Geräusch, und wenn man stark in die Hand klatscht, gibt es einen Knall wie ein Büchenschuß, nur etwas dumpfer. Wir wandelten durch die ganze Tiefe, und darin hin und her. Landolina zeigte mir vorzüglich die Art, wie es ausgehauen war, die ich Dir aber als Laie nicht mechanisch genau beschreiben kann. Man hob sich von unten hinauf, auf Gerüsten, wovon man noch die Vertiefungen in dem Felsen sieht, und erhielt dadurch eine Höhlung von einem etwas schneckenförmigen Gang, der ihm wol vorzüglich die lange Dauer gesichert hat. Bei Neapel habe ich, wenn ich nicht irre, etwas Aehnliches in den Steingruben des Postippo bemerkt. Nirgends ist aber die Methode so vollendet ausgearbeitet wie hier in diesem Ohr. Ob Dionysius dasselbe habe hauen lassen, ließe sich noch bezweifeln, obgleich Cicero der Meinung zu sein scheint; aber daß er es zu einem Gefängniß habe eingerichtet lassen, hat wol seine Richtigkeit. Cicero nennt es einen schrecklichen Kerker. Hin und wieder sieht man noch Ringe in dem Felsen, in der Höhe und an dem Boden, und auch einige durchbrochene Höhlungen, in denen Ringe gewesen sein mögen. Diese gelten für Maschinen, die Gefangenen anzuschließen. Wei kann darüber etwas bestimmen? Oben am Eingang ist das Kämmerchen, welches ehemals für das Klausenplätzchen des Dionysius galt. Es gehört jetzt viel Maschinerie dazu, von unten hinauf oder von oben herab dahin zu kommen. Ich bin also nicht darin gewesen. Landolina erklärt das Ganze für eine Fabel. Dieses Behältniß hat durch Erdbeben sehr gelitten; an der tiefen Höhle selbst aber oder an dem eigentlichen Ohr ist kein Schade geschehen. Gleich an dem Eingang hat Landolina eine eingestürzte Treppe entdeckt, die er mir zeigte. Die Stufen in den zusammengefüzten Felsenstücken sind zu deutlich, und es läßt sich wol etwas Anderes nicht daraus machen als eine Treppe. Man nimmt an, diese habe durch einen verdeckten Gang in das Gefängniß geführt, durch welche der Tyrann selbst Gefangene von Bedeutung herherbrachte. Mit dem Dichter, der seine Verse nicht loben wollte, wird er wol nicht so viel Umstände gemacht haben. Landolina sagte mir, er habe sich vor einigen Jahren durch Maschinen mit einigen Engländern in das obere kleine Behältniß bringen lassen und eine Menge Experimente gemacht; man höre aber Nichts als ein verworrenes dumpfes Geräusch.

Die Spießbürger von Syrakus lassen sich aber den hübschen Roman nicht so leicht nehmen, und gestern Abend raisonnirte einer von ihnen gegen mich bei einer falsche Sprachler verfänglich genug darüber ungefähr so: „Wozu soll das Kämmerchen oben gewesen sein? Zum Anfang einer neuen Steingrube, wozu man es gewöhnlich machen will, ist es an einem sehr unsichtlichen Ort, und rund umher sind weit bessere Stellen. Die Treppe, welche Landolina selbst entdeckt hat, führte gerade dahin, kann nach der Lage nirgends anders hinführen. Wenn man jetzt oben Nichts deutlich mehr hört, so ist das kein Beweis, daß man ehemals Nichts deutlich hörte; die Erdbeben haben an dem Eingang Vieles zertrümmert und eingeschürzt, also auch sehr leicht die Akustik verändern können. Man sagt, Dionysius habe in dieser Gegend der Stadt keinen Palast gehabt. Zugegeben, daß dieses wahr sei, so war dieses desto besser für ihn, allen Argwohn seiner nahen Gegenwart zu entfernen. Er konnte deswegen bei wichtigen Vorfällen sich immer die Mühe geben, von Epipolä hierherzukommen und zu hören; ein Tyrann ist durch seine Spione und Creaturen überall. Dionysius war keiner von den bequemem sybaritischen Volksquälern. Damit läugne ich nicht, daß er draußen in Epipolä noch mehrere Gefängnisse mag gehabt haben; man hatte in Paris weit mehrere als wir hier in Syrakus.“ Ich überlasse es den Gelehrten, die Gründe des ehrlichen Mannes zu widerlegen; ich habe Nichts von dem Meinigen hinzugethan. Mir dünkt, für einen Biltger von Syrakus schüßte er nicht ganz übel.

In dem Borthof des sogenannten Ohrs treiben jetzt die Seiler ihr Wesen, und vor demselben sind die Intervallen der Felsenklüfte mit kleinen Gärten, vorzüglich von Feigenbäumen romantisch durchpflanzt. Weiterhin ist ein anderer Steinbruch, der einer wahren Feerei gleicht. Er ist von einer ziemlichen Tiefe, durchaus nicht zugänglich als nur durch einen einzigen Eingang nach der Stadtseite, den der Besitzer hat verschließen lassen. Von oben kann man das

ganze kleine magische Etablissement übersehen, das aus den niedrigsten Partien von inländischen und ausländischen Bäumen und Blumen besteht. Die Pflaumen standen eben jetzt in der schönsten Blüthe, und ich war überrascht, hier den vaterländischen Baum zu finden, den ich fast in ganz Sicilien nicht weiter gesehen habe. Er braucht hier in dem heißern Himmelsstrich den Schatten der Liese. Das Vorzüglichste, was ich mit Landolina auf diesem Gange noch sah, war ein tiefverschüttetes altes Haus, dessen Dach vielleicht ursprünglich sich schon unter der Erde befand. Das Eigene dieses Hauses sind die mit Kalk gefüllten irdenen Röhren in der Felleidung und Dachung, über deren Zweck die Gelehrten durchaus keine wahrscheinliche Conjectur machen können. Vielleicht war es ein Bad, und der Eigenthümer hielt dieses für ein Mittel, es trocken zu halten, da diese Röhren vermuthlich Luft von außen empfangen und die Feuchtigkeit der Wände mit abzogen. Der enge Raum und die innere Einrichtung sind für diese Vermuthung des Landolina. Nicht weit davon ist eine alte Presse für Wein oder Del in Felsen gehauen, die noch so gut erhalten ist, daß, wenn man wollte, sie mit wenig Mühe in Gang gesetzt werden könnte.

Bei den Kapuzinern am Meere, in der Gegend des kleinen Marmorhafens, sind die großen Latonien, die vermuthlich die furchtbaren Gesängnisse für die Athenenser im Peloponnesischen Kriege waren. Ich bin einige Mal ziemlich lange darin herumgewandelt. Die Mönche haben jetzt ihre Gärten darin angelegt, aus denen noch eben so wenig Erlösung sein würde. Man könnte sie noch heutzutage zu eben dem Behuf gebrauchen, und zehn Mann könnten ohne Gefahr zehntausend ganz sicher bewachen. Der Gebrauch zu Gesängnissen im Kriege mag sich auch nicht auf das damalige Beispiel eingeschränkt haben; dieses war nur das größte, fürchterlichste und gräßlichste. Die Mönche bewirtheten mich mit schönen Drangen und bedauerten, daß die Engländer schon die besten alle aufgeessen und mitgenommen hätten, sagten aber nicht dabei, wie viel das Kloster Gechenke dafür erhalten haben mag; denn man bezahlt gewöhnlich dergleichen Höflichkeiten ziemlich theuer. Hier hat man einen ähnlichen Gang wie das Ohr des Dionysius; er ist aber nicht ausgeführt worden, weil man vermuthlich den Stein zu dem Behufe nicht tauglich fand. Man kann fundenlang hier herumspazieren und findet immer wieder irgend etwas Groteskes und Abenteuerliches, das man noch nicht gesehen hat. Wenn man nun die alte Geschichte zuruckruft, so erhält das Ganze ein sonderbares Interesse, das man vielleicht an keinem Platze des Erdbodens in diesem Grade wiederfindet. Besonders rührend war mir hier an Ort und Stelle die bekannte Anekdote, daß viele Gefangene sich aus der schrecklichen Lage bloß durch einige Verse des Euripides erlösten, und mir dünkt, ein schöneres Opfer ist nie einem Dichter gebracht worden.

In dem heutigen Syrakus oder dem alten Inselchen Ortygia ist jetzt nichts Merkwürdiges mehr als der alte Minerventempel und die Arethuse. Diese Quelle ist, wenn man auch mit keiner Silbe an die alte Fabel denkt, bis heute noch eine der schönsten und sonderbarsten, die es vielleicht gibt. Wenn sie auch nicht von Alpheus kommt, so kommt sie doch gewiß von dem festen Boden der Insel, und schon dieser Gang ist wundersam genug. Wo einmal etwas da ist, kommt es den Dichtern auf einige Grade Erhöhung nicht an, zumal den Griechen. Ich habe bei Landolina eine ganze ziemlich lange Abhandlung über die Arethuse gesehen, die er mit vieler Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn aus der ganzen Peripherie der griechischen und lateinischen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag zusammengetragen hat. In Sicilien und Italien dankt ihm jetzt Niemand für diese Arbeit; es wäre auch für die übrigen Länder von Europa zu wünschen, daß sie bekannter würde. Vielleicht läßt er sie noch in Florenz drucken. Mehreres davon ist durch seine Freunde schon im Ausland bekannt. Er hat eine Menge sonderbarer Erscheinungen an der Quelle bemerkt, die mit dem Wasser des Alpheus Analogie haben und die vielleicht zu der Fabel Veranlassung geben konnten. Sie quillt zuweilen roth, nimmt zuweilen ab, und bleibt zuweilen ganz weg, daß man trocken tief in die Höhle hineingehen kann, und dieses zu einer Zeit, wo sie nach den gewöhnlichen physischen Wetterberechnungen stärker quellen sollte; sie vertreibt Sommerprossen, welches selbst Landolina zu glauben schien. Durch diese Gabe muß die Nymphe nothwendig schon die Göttin der Dainen werden. Aehnliche Erscheinungen will man an dem Alpheus bemerkt haben. Nun kamen die Griechen von dort herüber und brachten ihre Mythen und ihre Liebe zu denselben mit sich auf die Insel; so war die Fabel gemacht, das Andenken des vaterländischen Flusses war ihnen willkommen. Ich fand eine Menge Wäscherinnen an der reichen schönen Quelle. Das Wasser ist gewöhnlich rein und hell, aber nicht mehr wie ehemals ungewöhnlich schön. Ich stieg so tief als möglich hinunter und schöpfte mit der hohlen Hand; man kann zwar das Wasser trinken, aber süß kann man es wol kaum nennen; es schmeckt noch immer etwas brackisch, wie das meiste Wasser der Brunnen in Holland. Die Vermischung mit dem Meere muß also durch die neueste Veränderung noch nicht gänzlich wieder gehoben sein. Alles Wasser auf der kleinen Insel hat die nämliche Beschaffenheit und gehört wahrscheinlich durchaus zu der nämlichen Quelle. In der Kirche Sanct-Philippi ist eine alte tiefe, tiefe Gruft mit einer ziemlich bequemen Wendeltreppe hinab, wo unten Wasser von der nämlichen Beschaffenheit ist,

nur fand ich es noch etwas salziger; das mag vielleicht von der großen Tiefe und dem beständig verschlossenen Raum herkommen. Landolina hält es für das alte Lustralwasser, welches man oft in griechischen Tempeln fand. Sehr möglich; es läßt sich gegen die Vermuthung Nichts sagen. Aber kann es nicht ebenso wohl ein gewöhnlicher Brunnen zum öffentlichen Gebrauch gewesen sein? Er hatte unstreitig das nämliche Schicksal mit der Arethuse in den verschiedenen Erdschütterungen. Man weiß, die Insel machte bei den alten Tyrannen von Syrakus die Hauptfestung der Stadt aus. Man hatte außer der Arethuse wenig Wasser in den Werken. Diese schöne Quelle liegt dicht am Meere und war sehr bekannt. Der Feind konnte Mittel finden, sie zu nehmen oder zu verderben. War der Gedanke, sich noch einen Wasserplatz auf diesen Fall zu verschaffen und ihn vielleicht geheim zu halten, nicht sehr natürlich? Ich will die Vermuthung nicht weiter verfolgen und eben so wenig hartnäckig behaupten. Das Wasser als Lustralwasser konnte nebenher auch diese politische Reservebestimmung haben.

Die hiesigen Katakomben unterscheiden sich wesentlich von denen zu Neapel. Was beide ursprünglich gewesen sein mögen, ist wol schwerlich zu bestimmen: aber daß beide in der Folge zu Begräbnißplätzen gedient haben, ist ausgemacht. Von den syrakusischen ließe sich vielleicht aus dem Bau mehr behaupten, daß sie ursprünglich dazu gehauen wurden. Der große Unterschied der neapolitanischen und syrakusischen besteht darin, daß in den neapolitanischen die Leichenbehälter von dem Boden aufwärts, und hier in die Tiefe der Wand hineingearbeitet sind. Dort sind unten die größern und dann an der Wand herauf die kleinern Behälter; hier sind vorn die größern und dann weiter in die Felsenwand hinein die kleinern, so daß in Neapel das Dreieck der Lage an der Seite aufwärts, in Syrakus mit der Spitze einwärts niedergelegt zu denken ist. Beschreibung ist schwer, und Zeichnung macht noch mehr Umstände; ich weiß nicht, ob ich Dir deutlich geworden bin. Ein autophischer Anblick gibt es in einem Moment. In Neapel lagen die Cadaver in kleinern Nischen an der Wand hinauf, unten die größern und auswärts immer kleinere; in Syrakus in den Felsen hinein, vorn größere und hinterwärts immer kleinere... Die Krypte einer Kirche, wo noch Gottesdienst gehalten wird, ist tief und schauerlich genug. Von den Gemälden in den verschiedenen Abtheilungen der Katakomben läßt sich wol nicht viel sagen; denn sie sind wahrscheinlich meistens neu. Aus einer griechischen Inschrift habe ich auch Nichts machen können; das ist indessen kein Beweis, daß es Andere nicht besser verstehen. Die Leute fabeln hier, daß diese Katakomben bis nach Catanien gehen; vermuthlich weil man ehemals dort auch Katakomben gefunden haben mag. Das ist ebenso, als wenn zuweilen der Führer der Baumannshöhle versichert, daß sie sich bis nach Goslar erstrecke.

Der Sommer muß hier zuweilen schon furchterlich sein; denn Landolina erzählte mir von einem gewissen Südwestwinde, den man *il ponente* nennt, welcher zuweilen in einem Nachmittage durch seinen Hauch alle Pflanzen im eigentlichen Sinne verbrenne, die Bäume entlaube und den Wein verderbe. Der *Sirocco* soll ein kühlendes Lüftchen gegen diesen sein; man finde nachher in einem solchen Grade Alles verdorrt, daß man es sogleich zu Asche reiben könne. Zum Glück sei er nur sehr selten. Auch der Hagel, der hier zuweilen falle, sei so groß und scharf, daß er die Stengel der Pflanzen und die Aeste der Bäume nicht zerknicke, sondern zerschneide. Dieses seien die zwei gefährlichsten Landplagen in dem südlichen Sicilien. Die Winter sind gewöhnlich von keiner Bedeutung; nur der vergangene ist etwas hart gewesen, und man hat seit zehn Jahren wieder den ersten Schnee, aber auch nur auf einige Stunden, in Syrakus gesehen. Ein solcher Tag ist dann ein Fest, besonders für die Jugend, welcher so etwas eine sehr große Erscheinung ist. Sonst sieht man den Schnee nur auf den Gipfeln fernner Berge.

Syrakus kommt immer mehr und mehr in Verfall; die Regierung scheint sich durchaus um Nichts zu bekümmern. Nur zuweilen scheidt sie ihre Steuererheber, um die Abgaben mit Strenge einzutreiben. Es war mir eine sehr melancholische Viertelstunde, als ich mit Landolina oben auf der Felsenpitze von Curbalus saß, der würdige, patriotisch eifernde Mann über das große traurige Feld seiner Vaterstadt hinblickte, das kaum noch Trümmer war, und sagte: „Das waren wir!“ und mit einem Blick hinunter auf das kleine Häufchen Häuser: „Das sind wir!“ Ich habe während der vier Tage Umgang mit ihm in ihm einen der reinsten und liebenswürdigsten Charaktere gefunden, und er sprach mit schönem Enthusiasmus von seinen nordischen Freunden Münter und Bartels und einigen Andern, die ihn besucht hatten, und von Hefne, den er noch nicht gesehen hatte. Syrakus allein hatte ehemals mehr Einwohner als jetzt die ganze Insel. Nur der dritte Theil der Insel ist bebaut, und dieser ziemlich schlecht. Das habe ich auf meinen Zügen gefunden, und Eingeborne, die zugleich Kenner sind, bestätigen es durchaus. Ehemals schickte man bei der großen Bevölkerung Korn nach Rom und die Insel wurde für ein Magazin der Hauptstadt der Welt gehalten. Reulich ist man genöthigt gewesen, Getreide aus der Levante kommen zu lassen, damit die wenigen ärmlichen südlichen Küstenbewohner nicht Hunger litten. Kann man eine bessere Philippika auf die Regierung und den

Minister in Neapel schreiben? Man gibt der physischen Verschlimmerung des Landes durch die Erdrevolutionen viele Schuld: aber die Berge sind noch alle fruchtbar bis fast an die Spitzen. Wenn man die Gipfel der Melen, des Aenna, des Eryx, des Taurus, und einige Felsenpartien ausnimmt, könnte von allen gewonnen werden, wenn man Arbeit daran wagen wollte. Die Zumarren, diese verschrienen Gegenden, geben reichlich, wenn man fleißig ist. Sicilien ist ein Land des Fleißes, der Arbeit und der Ausdauer. Man will jetzt aber nur da bauen, wo man frucht nicht nöthig hat zu arbeiten. Es sind freilich wenig große Striche hier, die so schwelgerisch fruchtbar wären, wie das Campanerthal; aber es könnte viel schönes Paradies geschaffen werden!

Der Hafen ist fast leer, und ist vielleicht einer der schönsten auf dem Erdboden. Wenn man ein Fort auf Plemmyrium und eines auf Druggia hat, so kann keine Flotte heraus und hinein. Jetzt kreuzen die Korsaren bis vor die Kanonen. Als im vorigen Kriege die Franzosen Mene machten, sich der Insel zu bemächtigen, war hier schon Alles entschlossen, sich recht tapfer zu ergeben. Man erzählte mir eine Anekdote, die mir unglaublich vorkam; aber sie wurde verschiedn im Publikum hier und da wiederholt. Der Gouverneur, um ja durchaus außer Stande zu sein, schnell zu handeln, läßt alle Kaliber der Kugeln durcheinanderwerfen und die Munition in Unordnung bringen. Die Franzosen nahmen ihren Weg nach Meggypten, und es war weder Gefecht noch Ergeben nöthig; die Excellenz zog sich durch ein sanftes seliges Ende aus allem Verdruß. Hätten die Franzosen ihren Vortheil besser verstanden, anstatt an den Nil zu gehen, vorher die Insel anzugreifen, mit 10,000 Mann hätten sie dieselbe mit ihrer gewöhnlichen Energie genommen und mit gehöriger Klugheit auch behauptet. Freilich wären dazu andere Maßregeln nöthig gewesen, als ihre Generale und Commissare zur Schande der Nation und ihrer Sache hier und da ergriffen haben. Sicilien wäre auch in einem östlichen Kriege ein ganz anderer Zwischenpunkt als Malta; das zeigt die ganze Geschichte und schon ein einziger Blick auf die Insel. Es kommen jetzt selten Schiffe nach Syrakus. Bloss im vorigen Kriege war es ein Zufluchtsort gegen die Stürme: und dabei hat die Stadt wenigstens Etwas gewonnen. Jetzt nach dem Frieden vermindert sich die Anzahl der Ankommenden beständig wieder.

Noch etwas Literarisches muß ich Dir doch aus dem südlichen Sicilien melden, damit Du nicht glaubst, ich sei ganz und gar unter die Analphabeten getreten. Landolina läßt jetzt in Florenz eine Abhandlung drucken, in welcher er beweist, daß der heutige berühmte Syrakusier Mustatenwein der οἶνος πολλίος oder πόλιος der Alten sei. Die classischen Hauptstellen darüber sind, glaube ich, die Gärten der Alcinous im Homer, und Hesiodus in seinen Tagewerken im 610. Vers. Im Homer heißt es, daß an den Weinstöcken reife Trauben und grüne Blüten zugleich gewesen seien, worüber sich unsere Ausleger zuweilen quälen, sagte Landolina. Sie dürften nur die Sache wörtlich nehmen und zu uns nach Syrakus kommen, so könnten sie sich bei der ersten Ernte des Mustatenweins zu Anfang des Juli leicht überzeugen. Aber nur die Mustatentraube hat diese Eigenschaft des Orangenbaums, daß sie reife und unreife Früchte und Blüten zu gleicher Zeit zeigt. Landolina behauptet, diese Traube sei zunächst aus Tarent nach Syrakus gekommen; das mag er beweisen. Dieses alles wird Dir, als einem weingelehrten Mann, weit wichtiger sein, als mir Abacheuten. Er hat mir noch manche nicht unangenehme philologische Bemerkung über manche griechische Stelle gemacht, für die ihm sein Freund Hegne in Göttingen Dank wissen wird, dem er sie wahrscheinlich auch alle mitgetheilt hat. An der Arethuse kann man freilich Manches etwas besser sehen als an der Leine. Uebrigens sagte er noch, daß Homer, der, nach der Genauigkeit seiner Beschreibung zu urtheilen, durchaus in Sicilien gewesen sein müsse, vielleicht nicht sonderlich hier aufgenommen worden sei, weil er bei jeder Gelegenheit einen etwas bössartigen Tic gegen die Insel äußere.

42. Justus Möser.

(1720—1794.)

Aus: *Patriottische Phantasien.* (1775—1784.)

Es geht mir zwar nahe, liebster Freund! daß Ihre Verdienste so wenig erkannt werden; allein ihre Forderung, daß in einem Staate einzig und allein auf wahre Verdienste gesehen werden sollte, ist, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, die seltsamste, welche noch in einer müßigen Stunde ausgesaget worden. Ich wenigstens würde, belohnt oder unbelohnt, nie in einem Staate bleiben, worin man es zur Regel gemacht hätte, alle Ehre einzig und allein dem Verdienste zuzuwenden. Belohnt, würde ich nicht das Herz gehabt haben, einem Freunde unter die Augen zu gehen, aus Furcht, ihn zu sehr zu demüthigen; und unbelohnt, würde ich in einer Art von öffentlicher Beschimpfung gelebt haben, weil ein jeder von mir gesagt haben würde: der Mann hat keine Verdienste. Glauben Sie mir gewiß, so lange wir Menschen bleiben, ist

es besser, daß unterweilen auch Glück und Günst die Preise antheilen, als daß eine menschliche Weisheit solche jedem nach seinem Verdienste zuwäge; es ist besser, daß Geburt und Alter, als mahrer Werth die Rangordnung der Welt bestimme. Ja, ich getraue mich, zu sagen, dem Dienst würde gar nicht bestehen können, wenn jede Beförderung sich lediglich auf das Verdienst gründete. Denn alle diejenigen, so mit den Beförderten in gleicher Hoffnung gestanden — und dieses würde natürlicher Weise der Fall aller derjenigen gewesen sein, die nur irgend eine gute Meinung von sich gehabt hätten — würden sich für beleidigt und beschimpft halten. Ihre Befürnungen würden sich gegen ihn, gegen den Dienst und gegen den Herrn wenden; sie würden in Haß und Feindschaft ausbrechen, und in kurzer Zeit würde man unter allen Kriegs- und Landesbedienten eben die Auftritte sehen, welche man sonst nur an Höfen und auf Universitäten sieht, wo der Ruhm persönlicher Verdienste näher in Betracht kommt, folglich auch alle obige Fehler erzeugt. Erwägen Sie dagegen den Fall, wo dieser durch eine höhere Geburt, jener durch seine mehreren Jahre im Dienst, und dann und wann auch einer durch einen glücklichen Zufall befördert wird; so bleibt es einem jeden frei, sich damit zu schmeicheln, daß es nicht nach Verdiensten in der Welt gehe; es kann sich so leicht niemand für beschimpft halten; die Eigenliebe beruhigt sich und man denkt: Glück und Zeiten werden uns auch an die Reihe bringen. Mit diesen Gedanken vertreiben wir unsern Kummer, fassen neue Hoffnungen, arbeiten fort, vertrauen den Glücklichen, und der Dienst wird nicht gehindert. Anstatt daß der Fährdich dem Lieutenant und dieser dem Hauptmann heimlich zu schaden suchen würde, wenn der Obere dem Untern bloß seines größern Verdienstes halber vorgezogen worden. Die größte Zwietracht findet sich insgemein unter den Generalen, weil die Hauptausführungen bisweilen große Verdienste erfordern. Allein diese Zwietracht würde allgemein sein, wenn die Offiziere nach den Grundsätzen befördert würden, nach welchen Generale zu Ausführungen erwählt werden.

Und wie viele Ungerechtigkeiten würden nicht in einem Staate, unter dem Scheine, das Verdienst zu befördern, vorgenommen werden können! Der Fürst ist nicht allemal ein einsichtsvoller Richter; er kann auch von seiner Höhe nicht alles übersehen. Wahrscheinlich würde der dreiste Stülpmper den bescheidenen Künstler, der gefällige Schmeichler den stillen Redlichen, der unruhige Projekturmacher den erfahrenen Kameralisten, und das Schimmernde allemal das Wahre verdrängen. Wer ruhig in der Welt leben, der die Stillsigkeit der Freundschaft genießen, wer den Beifall der Redlichen behalten und große Entzwecke befördern wollte, würde sein Verdienst verläugnen, und sich vor allen äußerlichen Belohnungen desselben mit der größten Sorgfalt in Acht nehmen müssen.

Wären wir Menschen so beschaffen, daß nicht jeder die beste Meinung von sich selbst hätte, so möchte es freilich anders sein. Allein so lange wir unsre jetzige Natur und unsre Leidenschaften behalten, und so lange es gewissermaßen nöthig ist, daß jeder eine gute Meinung von sich selbst habe, scheint mir die Beförderung nach Verdiensten gerade das Mittel zu sein, alles zu verwirren. Schon jetzt ist es im Militärstande eine Art von Gesetz, daß der ältere Offizier seinen Abschied nehmen muß, wenn ihm ein jüngerer vorgezogen wird. Was würde es dann nicht sein, wenn das Avancement nach Verdienste ginge, wenn auf einmal der Generaladjutant, der einem alten General jetzt zu einem Rathgeber zugegeben wird, diesem und allen übrigen vorgezogen würde? Würden hier nicht alle diejenigen öffentlich gescholten und außer Stand gesetzt werden, länger zu dienen, wenn das Verdienst alles entschiede?

Zwar hat ein großer König unsrer Zeiten ein Mittel gefunden, auch in diesen Fällen die Gemüther zu beruhigen? Er geht oft die Ordnung des Dienstalters vorbei, zieht einen Geschickten dem Aelteren vor, und befördert nach einiger Zeit einen Vorbeigeangenen auf eine so schmeichelhafte Art, daß jeder Übergangene allezeit im Zweifel erhalten wird, ob der König ihn nur zu einer besseren Beförderung geipart, oder aber aus Mangel an Verdiensten zurück-gesetzt habe. Allein dieses Mittel wird allezeit als außerordentlich betrachtet werden müssen; es gehört bloß für den Herrn, den Einsicht und Erfahrung zu dessen Gebrauch privilegiren. In jeder andern Hand würde es das gefährlichste für die Ruhe der Menschen und der helle Weg zur äußersten Sklaverei sein.

Sie wenden mir ein, bei großen Verdiensten finde sich auch allezeit Bescheidenheit und Mäßigung, und mit Hilfe dieser Tugenden würde der Glückliche sich mit dem Unglücklichen leicht versöhnen und die Empfindungen des Hasses und Neides erlösen, welche sich zum Nachtheil des Dienstes in der Brust aller Zurückgesetzten erzeugen könnten. Allein sobald Verdienste öffentlich erkannt und belohnet sind, wird einem die Bescheidenheit und Mäßigung nur für Politik angerechnet, und man kann davon keine Wirkung hoffen. Ja, ich möchte sagen, die Bescheidenheit vermehre oft nur die Kränkung des Unbelohneten, weil dieser nicht selten wünscht, an dem Glücklichen einen Fehler zu finden, um ihn zu seiner eigenen Ruhe desto rechtmäßiger hassen zu können; so find wir Menschen. Zudem wiegt der Staat die Verdienste nicht wie der Sittenlehrer ab. Jener zieht oft große Talente, wenn sie auch von Stolz und Unbescheidenheit begleitet werden, mit Recht einer minder geschickten Bescheidenheit vor.

Derjenige Staat würde auch sehr unglücklich sein, der nicht mehrere und viel mehrere Männer von Verdiensten besäße, als er belohnen könnte, und bei dieser Voraussetzung würde es doch immer für sehr viele Menschen unangenehm sein, sich vorstellen zu müssen, daß die Belohnten auch die vorzüglichsten unter allen wären, und jedes Ordensband auch den besten Ritter bezeichnete. Jetzt können diese zu ihrer Beruhigung denken, das Glück und nicht das Verdienst hat diese erhoben, oder mit dem Dichter sprechen: Hier deckt ein großer Stern ein kleines Herz. Allein, wenn alles nach Verdiensten ginge, so fielen diese so nöthige Beruhigung ganz weg, und der Schuster, der mit aller Zufriedenheit an seinem Leisten klopft, so lange er sich schmeicheln kann, daß er ganz etwas anderes, als der Frau Bürgermeisterin ihre Pantoffeln sticken würde, wenn Verdienste in der Welt geachtet würden, könnte unmöglich glücklich sein. Wo Menschen herrschen und Menschen dienen, ist Geburt und Alter, oder das Dienstalter immer noch die sicherste und am wenigsten beleidigende Regel zu Beförderungen.

43. Johannes von Müller.

(1752—1809.)

Die Eidgenossen auf dem Rütli.

Aus: Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. (1786—1808.)

Zuerst als: Geschichte der Schweizer. (1780.)

Die Reichsvögte, die keine eigenen Schlösser hatten, oder welchen es von dem Könige befohlen war, beschloffen in den Waldstätten zu wohnen; Landenberg zu Unterwalden bei Sarnen auf einem eigenen Schlosse des Königs, welches auf dem Hügel angenehm gelegen war; Gessler, weil bei Menschengedenken zu Schwyz keine Herrenburg war, baute einen Tringhof ob Aterf in Uri.

Alle andern Schweizer übertraf Herr von Attinghausen durch die Würde eines wohl-erhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen wohlhergebrachten Vutes und ungeschälter Liebe zu dem Land. Zu Schwyz war Berner Stauffacher angesehen, weil Rudolf, sein Vater, ein ehrwürdiger Vorsteher des Volkes und er selbst ein wohlbegüterter und wohlgesinnter Landmann war. Solchen Männern glaubten die Landleute, sie kannten dieselben, sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treue. Das Volk lebte in vielen Dörfern, deren Häuser meist wie bei den alten Deutschen auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse, althergebrachte, eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einsamigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist. Man spricht nicht viel und bemerkt für immer; sie haben in den einsamen Hütten zum Nachdenken ruhige Muße; die Gedanken theilen sie einander mit, wenn an Festtagen das ganze Volk vom Gebirg bei der Kirche zusammenfließt. Wer den Landmann betrachtet, findet bis auf diesen Tag ein freicheitstolzes Volk zu Schwyz, ein frommes, altgesittetes im Lande Unterwalden, auch zu Uri ein gar biederer, eidgenössisch gesinntes Volk.

Als die Reichsvögte um jeden Fehler in finstern Thürmen und außer Landes theure lange Verhaft gaben und alles auf das allerstrengste bestraften, und als die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erbland erhöht und oft die Ausfuhr verboten wurde, jandten die Landleute an den König; aber von denen, die mit Hermann von Landenberg seine Diener waren, bekamen sie keinen Trost. Als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden von der Gesinnung seiner nächsten Verwandten so abwich, daß er auf Nolzberg des Königs Burgvogt wurde, fürchteten ehrbare Männer vom Leichtsinn ehrgeiziger Jugend noch mehr Untreu' am Land. Alle Schweizer, in ordentlichen Zeiten eines gerechten, stillen Gemüthes, gewohnt ohne Furcht noch Verdruß oder viele Mühe bei dem Vieh in ruhiger Fröhlichkeit ihre Tage zu durchleben, gewohnt aus alten Zeiten bei den Kaisern Gnade und Ehre zu finden, wurden betrübt.

Bei den Strafen war doch ein Schein strengen Rechts, bei den Zöllen, daß Noth oder Geiz den König treibe, selbst in der Ungnade, daß er die Schweizer doch schätze und gern haben möchte; allein es war in den Worten und Geberden der Vögte täglicher Trotz auf ihre Gewalt und eine hochmüthige Verachtung des ganzen Volks. Die alten, lang verehrten Geschlechter nannten sie Bauernadel. Als Gessler durch den Ort Steinen bei Stauffachers Hause, wo die Kapelle nun steht, vorbeiritt und sah, wie es, wo nicht steuern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenstern, Namen oder Sinnprüchen bemalt, weißkäufig und glänzend erbauet war, sagte er vor dem Stauffacher: „Kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?“

Als Frau Margareth' Herlobig, die Stauffacherin, mit Unruhe bedachte, wie dieser gewaltthätige Mann ihr Haus beneidet, redete sie mit ihrem Manne (alte Sitten gaben den Haus-

frauen männlichen Sinn) und bewog ihn, dem drohenden Unfall zuvorkommen. Werner Stauffacher fuhr über den See in das Land Uri zu seinem Freunde Walther FÜRST von Altinghausen. Er fand einen jungen Mann von Muth und Verstand bei ihm verborgen; von diesem erzählte Walther seinem Freund, er sei ein Unterwaldner aus dem Melchthal; er heiße Erni an der Halsen und sei ihm verwandt; um eine geringe Sache, die Erni gethan, habe ihn Landenberg um ein Gespann schöner Ochsen gebüßt; sein Vater Heinrich habe diesen Verlust sehr bejammert; hierauf habe des Vogts Knecht gesagt: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, so können sie selbst an dem Pflug ziehen;“ hierüber sei Erni das Blut aufgewallt, er habe mit seinem Stoch dem Knecht einen Finger gebrochen, darum verberge er sich hier; indeß habe der Vogt seinem alten Vater die Augen austrecken lassen. Hierauf klagten sie einander sehr, daß alle Billigkeit mehr und mehr unter die Füße getreten werde, und Walther bezeugte, auch der hocherfahrene Herr von Altinghausen sage, die Neuerungen würden unerträglich; wohl glaubten sie, daß der Widerstand graulame Rache über die Waldstätte bringen könnte, doch kamen sie überein, Tod sei besser, als ungerechtes Joch dulden. Über diese Gedanken beschloffen sie, daß jeder seine Vertrauten und Verwandten erforschen solle. Sie bestimmten, um sich ruhig zu sehen, das Rütli, eine Wiese auf einer Höhe in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstättersees, nicht weit von der Grenzmark zwischen Unterwalden und Uri (im See steht hier einsam der Mythenstein); daselbst rathschlugten sie oft in stiller Nacht über die Befreiung des Volks und gaben einander Nachricht, mit wieviel Fortgang sie zu dieser That geworden; dahin kamen FÜRST und Melchthal auf einsamen Pfaden, der Stauffacher in seinem Rahn und aus Unterwalden der Sohn seiner Schwester, Edelknecht von Rudenz. Aus verschiedenen Orten brachten sie Freunde in das Rütli; da vertraute einer dem andern seine Gedanken ohne alle Furcht; je gefahrvoller die That, um soviel fester verband sich ihr Herz.

In der Nacht Mittwoch vor Martinstag im Wintermonat 1307 brachten FÜRST, Melchthal und Stauffacher jeder zehu rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese dreißig herrhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigen Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Osterreich. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, daß in diesen Sachen keiner von ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen wolle; sie wollten in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder sollte das unschuldige Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollten; die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner sollten keinen Tropfen Blut verlieren, aber die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollten sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern. Als alle dessen fest entschlossen waren und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand jeder in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhänge, seinen Freund anfaß und hielt, hoben Walther FÜRST, Werner Stauffacher und Arnold an der Halsen aus Melchthal ihre Hände auf den Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaftig die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die Dreißig dieß hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und den Heiligen diesen Eid. Über die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

44. Johann Georg Forster.

(1754—1794.)

Aufgabe der Kunst.

Aus: Ansichten vom Niederrhein, Brabant, Flandern, Holland, Frankreich. (1791—1794.)

So oft ich Köln besuche, geh' ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmeln sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einsalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Säume eines waltenden Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermessliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem fühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unauhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den göttlichen Säulen, die einzeln genommen wie Rohrhalme schwanfen würden und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereint, Maße machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, lustig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Begimmens. Zene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das äußerste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Der Genuß eines jeden, durch die Empfindung eines Andern gegangen und von ihm wieder mitgetheilten Eindrucks setzt aber eine frühere, wenn gleich unvollkommene Bekanntschaft mit dem bezeichneten Gegenstande in uns voraus. Ein Bild, wäre es auch nur Umriss, müssen wir haben, worin unsere Einbildungskraft die besonderen Züge aus der neuen Darstellung übertragen und ausmalen könne. Die bestimmte Empfänglichkeit des Künstlers für das Individuelle erfordert daher, wenn sie recht geschätzt werden soll, einen kaum geringeren Grad der allgemeinen Empfänglichkeit des Kunstrichters; und die Seltenheit dieses Grades ist ohne Zweifel der Grund, weshalb die höchste Stufe der Kunst in allen ihren Zweigen so leicht verkannt werden oder auch beinahe gänzlich unerkannt bleiben kann. Was der große Haufe an einem Gemälde, an einem Gedicht oder an dem Spiel auf der Bühne bewundert, das ist es wahrscheinlich nicht, worauf die Künstler stolz sein dürfen; denn diesem Haufen genügt die Täuschung, die ihm Erdichtetes für Wahres unterschiebt; und wer weiß nicht, wie viel leichter sich Kinder als Erwachsene, gewöhnliche Menschen als gebildete, täuschen lassen? Darum kann auch nicht die Illusion als solche, sondern es muß die ganze Vollkommenheit der Kunst der letzte Endzweck des Künstlers sein, wie sie allein der Gegenstand der höchsten Bewunderung des Kenners ist, der sich nicht mehr täuschen läßt, außer wenn er mit dem feinen Epikurismus der Cultur eben gestimmt wäre, im Beschauen eines Kunstwerks nur den Sinn des Schönen zu befriedigen, und wenn er auf das erhöhte, reflectirte Selbstgefühl, welches aus der Erwägung der im Menschen wohnenden Schöpferkraft entspringt, absichtlich Verzicht thäte.

Was wäre aber die Kunst, was hätte sie, hinweggesehen vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendigwirkenden, umformenden Menschheit wäre? Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Milnze, erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzuflüchtig nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geistes schöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken und der Richter ihn beurtheilen muß. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der Apoll vom Belvedere, die medicische Venus, die Schule von Athen, die Aeneide, der Mahomet; so bildeten sich Demosthenes und Cicero und Mose und Garrick. Die Ideale des Meißels und der Malerei, der Dichtkunst und der Schauspielkunst finden wir sämmtlich auf dem Punkte, wo das einzeln zerstreute Vortreffliche der Natur zu einem Ganzen vereinigt eine nach den Denkformen unserer Vernunft mögliche, auch von unsrerem Sinne zu fassende und sogar noch sinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darstellt. Göttlichgroß ist das Künstlergenie, das, den Eindrücken der Natur stets offen, tief und innig unterscheidend empfindet, und nach seiner innern Harmonie, das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edeln, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu gießen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur insofern der Mensch dies vereinigte, liebliche Träume sind.

Nur das Gleichartige kann sich fassen. Diesen Geist zu erkennen, der über die Materie hinwegschwebt, ihr gebietet, sie zusammensetzt und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen

prometheischen Funken. Allein wie viele Stufen gibt es nicht zwischen der Unwissenheit, die an einer Bildsäule nur die Glätte des Marmors begafft, und dem Genie, das mit unermessbarem Entzücken die Phantasie Polyklets darin ahndet? Zwischen jenem Landmanne, der sich scheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen, und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauspielers von einem Augenblick zum andern den Ausdruck des Empfundnen von der Untheilstrait regieren sieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem echten Meisterwerke huldigt, so ist es darum noch nicht ausgemacht, daß gerade das Eigenthümliche, was nur des Künstlers Geistesgröße ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreißt. Wir ehren im unerschöpflichen Shakespeare den kühnsten Dichterslug und den treffendsten Wahrheitsstimm; was dem Parterre und den Gallerien in London an seinen Schauspielen die höchste Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anders sein. Doch ich habe ja wohl eher den Kenner gesehen, der über Minervens Helm Minerven selbst vergaß! An einem Gemälde Raphaels, wo seine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Gesichtszügen strahlte, sah ich einen großen Kunstlehrer in Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Commentatoren um die Schönheit römischer und griechischer Dichter, wenn Du erstaunen willst, daß sie in der Wahl kurz- und langsilbiger Wörter, in der Mischung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo Du sie nie geahnt hättest, besteht! Laß doch Leute von Geschmac Dir's erklären, daß Goethens Iphigenia Dich entzückt, weil Euripides zuerst eine schrieb! Und wenn ein Hamlet oder ein Lear oder ein Macbeth vor Dir auftritt, wie der Dichter selbst sich nie träumen ließ, daß man sie darstellen könnte, so vernimm von einem Kunstverständigen des Theaters den belohnenden Ausruf seiner höchsten Zufriedenheit: er hat sich trefflich einstudirt.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der große Künstler arbeiten möchte, ich zweifle, ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muß vielmehr, nach dem Beispiel der Gottheit, der Selbstgenuß ermannern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann! Ist das Jahrhundert ihm zu klein; giebt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der eins im andern bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahnend wiederfände: — so führt doch der Strom der Zeiten endlich das überlebende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser große Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt!

Auf diesen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muß derjenige Künstler verzichten thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch conventionelle Zeichen sein Geisteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er selbst sein eignes Kunstwerk ist, weil in seiner persönlichen Gegenwart die Aeußerung alles dessen beschlossen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffassen und mit dem lebendigmachenden Siegel seines Geistes stempeln konnte, weil endlich mit ihm selbst seine Kunst und jede bestimmte Bezeichnung ihres Werthes firml. Der Natur den Menschen nachzubilden, nicht bloß seine körperlichen Verhältnisse, sondern auch die zarteren Spuren des in seiner Organisation herrschenden Geistes so hinzustellen, daß sie in unserer Phantasie Eingang finden: dieses schöne Ziel der Kunst erreicht sowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf seinem besondern Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauchen, ihnen gleichsam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtschaft in uns wirkt: dies vermag nur der Schauspieler, indem er seine eigenen Züge, seinen Gang und seine Stimme, seinen ganzen Körper mit seiner Lebenskraft in das Wesen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er sich mit diesem Ideal, das er zuvor sich aus der Natur abzog, identificirt, und vor unsern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweise, die ganze Aeußerungsart, ja sogar die Gestalt eines Anderen annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künstler nach Jahrtausenden noch bestehen und eben das wirken, was sie neu aus der Hand des Meisters wirkten; so ist hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des großen Schauspielers, die nicht langsam und allmählig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommet, sondern im Augenblick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart, auf die bestimmteste Weise nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in Eines Menschen Seele, so himelreich das Talent, ihn auszuspenden, das seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fadeldistel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem so zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — sie warf es in unfruchtbare Wildnisse hin, sich selbst genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Mensch, wie ich das Wort verstehe, das seltenste Wesen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erscheinung geseht!

45. Karl Wilhelm von Humboldt. (1767—1835.)

Schiller's geistige Persönlichkeit.

(Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, als Einleitung zu dem Briefwechsel mit Schiller, 1830.)

Schiller's Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler roh erscheinen mußten, zeigten die *Näuber* und *Fiesco* von einer entschiedenen, großartigen Naturkraft. Es verzweigte sich hernach durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angeedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft; es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die alles ergründend, spalten, und alles verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schiller's besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tiefern Antheil des Gedankens und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit, — letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Intellektualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größte und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schiller's Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Muses absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genie's, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen; worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Größe Schiller's die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schiller'schen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung sein möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit wenigem zu entwickeln suche, wie diese meine Ansicht von Schiller's Eigenthümlichkeiten zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, ist dies, daß in einem höhern und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Übels. Sie schienen ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unerreichte, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion verlegt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu geminnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hier unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herber'schen. Wie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen, als Herber, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, — so geeignet waren sie für dasselbe, — im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen schienen. So floss die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eigenen Erahnen etwas übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so ging man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden; aber man vermied die Wechselhängigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Ge-

winne zu; er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung und daher war sein Gespräch reich an Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrenzter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte fogar keine andere. Bloßer Lektüre überließ er sich nur spät Abends, und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andern unmittelbaren Zweck, als dem des Wissens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten um so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmter Thätigkeit abgehalten zu werden, faunte er nicht und achtete er nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringern besreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des *Tauherers* erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrenzte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtkunst an, ohne sie je anders, als aus Übersetzungen zu kennen. Er schenkte dabei keine Mühe, er zog die Übersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, sich zu gelten, am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen und die Hochzeit der *Thetis* aus dem *Euripides*. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht bloß eine Übertragung in eine andere Sprache, sondern in eine andere Gattung von Dichtung. Der Schwingung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gemüthes setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideenhalte, bloß durch den seinem Worte beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt, wie ein Schatten, durch das ihm geliebne Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedenklich herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch von Anfang bis zu Ende beim Anfaßen festgehalten wird. Ich meine indeß nicht vorzugsweise diese Übersetzung, wenn ich von Schiller's Eingehen in griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner späteren Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die *Kraniche* des *Jbykus* und das *Siegessfest* tragen die Farbe des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Theilen nur einen Geist athmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegen einander. Die *Kraniche* des *Jbykus* erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich werth machte, war die daraus hervorspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffenen, in der Wirklichkeit versiegenden Kraft, gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur *Ballade* in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den Künstlern, namentlich aus den Versen hervorgeht:

„Vom Eumenidenchor geschreckt,
Reiht sich der Mord, auch nie entdeckt,
Das Loos des Todes aus dem Lied.“

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Alterthum besaß alles, um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Achseleische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform, in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. — Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Alterthums lag. Aber im übrigen ist alles im Sinne der homerischen Dichtung eben so rein als in dem andern Gedicht. Das Ganze ist nur wie in einer höheren, mehr abgefondert gehaltenen Weisheit ausgeprägt, als dem alten Sänger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine größten Schönheiten.

An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schiller's reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern,

„den sanften Bogen der Nothwendigkeit.“

der so schön an die *ἀγὰρ βέβητα* (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Übertragung des Weirorts vom Geschöß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den „Columbus“ überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar innerwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abganz der ewigen, ursprünglichen sein kann, — war ein charakteristischer Zug in Schiller's Ideenystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der *Thalia*, in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging“ findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schiller's philosophische Ideen ein getreuer Ausdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Geleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffes und die Kraft des ihn beherrschenden Gedankens sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er alles knüpfte, war die Totalität der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur eins und ein untheilbares sein kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andere Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntniß und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollte diese sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Princips, sich der Form nach wiedersände. Diese nicht auf entdeckbarem Wege entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Übereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselwirkung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungnen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit.

46. Friedr. Heinr. Alexander von Humboldt.

(1769—1859.)

Das Leben in der Schöpfung.

(Ansichten der Natur, 1817—1826.)

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht oder in seiner Phantastie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken,

die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Überall, selbst am bereiften Pole, ertönt die Luft von dem Gefange der Vögel, von dem Summen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dämpfe schweben, auch die oberen ätherischen sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordilleren, oder, südlich vom Leman-See den Gipfel des Berges (Montblanc) bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Comborazo, fast zweimal höher als der Atna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirren, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet, so beweiset ihr Vorhandenseyn doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenze erreicht hat. Höher als der Kegeberg von Teneriffa auf den schneebedeckten Klüften der Pyrenäen gethürmt; höher als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Condor, der Rieser unter den Thieren. Raubsucht und Nachstellung der zartvolligen Viturna's, welche gemischnartig und heerdenweise in den beschneieten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigsten Vogel in diese Region.

Zeigt uns schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mitrollender spherischer Geschöpfe heben die Winde aus den rothnenden Gefässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Ästen, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildung, Insektenier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkrone zur langen Fortdauer geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüten austreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land dem einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigen Nahrung, so bedürfen dieselben dabei doch noch einer größeren Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zweifacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengekommen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Kontinente oder in dem unergründeten Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als lebendige Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermesslichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südpole bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das bleiche Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wo zugleich in der schäumenden Meeresfluth die Delphine ihre leuchtenden Furchen ziehen.

Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unerkennbar sind die Spilibiden, die gefransten Leuchtend und das Heer der Naiden, theilbar durch Äste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt, atmen die gefleckte Astartis, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leufoptra, welche das Juuere der Ufer-Naide, und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klopfereschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen, denn auf ihrem Dalen beruht das Dasein der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den wohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur reglamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, des von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; looser gegen die trägen Polen hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reife Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth und schiebt plötzlich (wie erst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine frü-

höhere Naturerscheinung zu erinnern) die einträchtigen Lithophiten ihre zelligen Wohnungen, bis nach Jahrtausenden über den Wasserpiegel hervorragend absterben und ein flaches Korallen-Eiland bilden, so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Klüften schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammetartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verbunkelt sich ihre lichte Farbe. Das kernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz, die Grenzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunklen Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Raubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Klüft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere niedrige Uerpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmähliche Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte des späteren Menschengeschlechts.

47. Immanuel Kant.

(1724—1804.)

1. Von der Furchtsamkeit und der Tapferkeit.

Aus: Tugendlehre, Werke IX. (1808.)

Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht d. i. des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung des Gemüths, die letztere mit Ueberlegung zu übernehmen, ist der Muth; die Stärke des innern Sinnes (Ataraxia), nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerfrodenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit, des zweiten Schüchternheit.

Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt; Muth hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Muth in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinrige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt. Kühn, der sie wagt, ob er sie gleich kennt; tollkühn, der, bei sichtbar Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt (wie Karl XII. bei Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) Tolle. — Feigheit ist also ehrlose Verzagttheit.

Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen, denn diese heißt Schüchternheit; sondern blos ein Zustand und zufällige Disposition, mehrentheils blos von körperlichen Ursachen abhängig, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken, und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmüthig und schüchtern war. Herzhaftigkeit aber ist blos Temperamentseigenschaft. Der Muth dagegen beruht auf Grundätzen und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen verlaget. Das Erschrecken in Gefechten bringt sogar wohlthätige Ausleerungen hervor, welche einen Spott (das Herz nicht am rechten Ort zu haben) sprichwörtlich gemacht haben; man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matrosen, welche, bei dem Aufrufe zum Schlagen, zum Ort ihrer Entledigung eilen, hernach die Muthigsten im Gefechte sind. Eben das bemerkt man doch auch an dem Reiter, wenn der Stoßfalk über ihm schwebt und jener sich zum Gesecht anschickt.

Geduld ist demnach nicht Muth. Sie ist eine weibliche Tugend, weil sie nicht Kraft zum Widerstande anbietet, sondern das Leiden (Dulden) durch Gewohnheiten unmerklich zu machen hofft. Der unter dem chirurgischen Messer, oder bei Sichts- und Steinschmerzen schreit, ist darum in diesem Zustande nicht feig oder weichlich; es ist so wie das Fluchen, wenn man im Gehen an einen frei liegenden Straßenstein (mit der großen Zehe, davon das Wort halucinari hergenommen) stößt, vielmehr ein Ausbruch des Zorns, in welchem die Natur durch Schreien das Stocken des Bluts am Herzen zu zerstreuen bestrebt ist. — Geduld aber von besonderer Art beweisen die Indianer in Amerika, welche, wenn sie umzingelt sind, ihre Waffen

wegwerfen, und, ohne um Parbon zu bitten, sich ruhig niederlassen lassen. Ist nun hierbei mehr Muth, als die Europäer zeigen, die sich in diesem Falle bis auf den letzten Mann wehren? Mir scheint es blos eine barbarische Eitelkeit zu sein, ihrem Stamm dadurch die Ehre zu erhalten, daß ihr Feind sie zu Klagen und Seufzern, als Beweisthümern ihrer Unverwundbarkeit, nicht sollte zwingen können.

Der Muth als Affekt (mühen einerseits zur Sinnlichkeit gehörend) kann aber auch durch Vernunft erweckt und so wahre Tapferkeit (Tugendstärke) sein. Sich durch Sticheleien und mit Witz geschärfte, eben dadurch aber nur desto gefährlichere, spöttische Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Muth, den mancher nicht besitzt, welcher in der Feldschlacht, oder dem Duell, sich als einen Braven beweist. Es gehört nämlich zur Entschlossenheit etwas, das die Pflicht gebietet, selbst auf die Gefahr der Verpötlung von anderen zu wagen, sogar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliche die beständige Begleiterin der Tugend ist, und der, welcher sonst wider Gewalt hinreichend gefaßt ist, doch der Verhöhnung sich selten gewachsen fühlt, wenn man ihm diesen Anspruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert.

Der Anstand, der einen äußeren Anschein von Muth gibt, sich in der Vergleichung mit anderen in der Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreistigkeit, im Gegensatz zur Blödigkeit, einer Art von Schüchternheit und Besorgniß, andern nicht vortheilhaft in die Augen zu fallen. Jene kann, als billiges Vertrauen zu sich selbst, nicht getadelt werden. — Diejenige Dreistigkeit aber im Anstande, welche jemanden den Anschein gibt, sich aus dem Urtheil anderer über ihn nichts zu machen, ist Dummdreistigkeit, Unverschämtheit, im gemilderten Ausdrucke aber Unbescheidenheit; diese gehört also nicht zum Muth, in der sittlichen Bedeutung des Wortes.

Ob Selbstmord auch Muth, oder immer nur Verzagtheit voraussetze, ist nicht eine moralische, sondern blos psychologische Frage. Wenn er verübt wird, blos um seine Ehre nicht zu überleben, also aus Eorn, so scheint er Muth; ist es aber die Erschöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, welche alle Geduld langsam erschöpft, so ist es ein Verzagen. Es scheint dem Menschen eine Art von Heroism zu sein, dem Tode gerade ins Auge zu sehen und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf jede Bedingung zu lieben immer nicht aufhören kann, und so eine Gemüthsverwirrung aus Angst hervorgehen muß, um zum Selbstmorde zu schreiten, so stirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen des Lebens nicht länger ertragen kann. — Die Art der Vollführung des Selbstmordes gibt diesen Unterschied der Gemüthsstimmung gewissermaßen zu erkennen. Wenn das dazu geeignete Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tödtend ist, wie z. B. der Pistolenschuß oder (wie es ein großer Monarch auf den Fall, daß er in Gefangenschaft gerieth, im Kriege bei sich führte) ein geschärftes Sublimat, oder tiefes Wasser und mit Steinen angefüllte Taschen; so kann man dem Selbstmörder den Muth nicht abstreiten. Ist es aber der Strang, der noch von andern abgeschnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geschafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder zugenäht und geheilt werden kann, bei welchen Attentaten der Selbstmörder, wenn er noch gerettet wird, gemeinlich selbst froh wird und es nie mehr versucht; so ist es feige Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüstige, welche noch Stärke der Gemüthsfassung zu einer solchen That erfordert.

Es sind nicht immer blos verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf solche Weise der Last des Lebens loszuwerden beschließen; vielmehr hat man von solchen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen That nicht leicht zu besorgen. — Indessen, da es doch immer gräßlich bleibt, und der Mensch sich selbst dadurch zum Scheusal macht, ist es doch merkwürdig, daß, in Zeitläufen der öffentlichen und für gesetzmäßig erklärten Ungerechtigkeit eines revolutionären Zustandes (z. B. des Wohlfahrtsauschusses der französischen Republik), ehrliebende Männer (z. B. Roland) der Hinrichtung nach dem Gesetze durch Selbstmord zuvorzukommen gesucht haben, den sie in einer konstitutionellen selbst würden für verwerflich erklärt haben. Der Grund davon ist dieser: Es liegt in jeder Hinrichtung nach dem Gesetze etwas beschimpfendes, weil sie Strafe ist, und wenn jene ungerecht ist, so kann der, welcher das Opfer des Gesetzes wird, diese nicht für eine verdiente anerkennen. Dieses aber beweist er dadurch, daß, wenn er dem Tode einmal geweiht worden, er ihn nun lieber wie ein freier Mensch wählt und ihn sich selbst anthut. Daher auch Tyrannen (wie Nero) es für eine Gunstbezeugung ausgaben, zu erlauben, daß der Verurtheilte sich selbst umbrächte, weil es dann mit mehr Ehre geschah. — Die Moralität aber hiervon verlange ich nicht zu vertheidigen.

Der Muth des Kriegers aber ist von dem des Duellanten noch sehr verschieden, wenn gleich das Duell von der Regierung Nachsicht erhält, und gewissermaßen Selbsthilfe wider Veteibung zur Ehrensache in der Armee gemacht wird, in die sich das Oberhaupt derselben nicht mischt, ohne sie doch durch's Gesetz öffentlich erlaubt zu machen. — Dem Duell durch die Finger zu sehen ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Prinzip; denn

es gibt auch Nichtswürdige, die ihr Leben auf's Spiel setzen, um etwas zu gelten, und die, für die Erhaltung des Staats etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu thun, gar nicht gemeint sind. Tapferkeit ist gesetzmäßiger Muth, in dem, was die Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit macht es allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit (*mens conscia recti*) muß damit verbunden sein, wie beim Ritter Bayard (*chevalier sans peur et sans reproche*).

2. Von der schönen Kunst.

Aus: Beobachtungen über das Schöne, Werke IX. (1838.)

Es gibt weder eine Wissenschaft des Schönen, sondern nur Kritik, noch schöne Wissenschaft, sondern nur schöne Kunst. Denn was die erstere betrifft, so würde in ihr wissenschaftlich, d. i. durch Beweisgründe ausgemacht werden sollen, ob etwas für schön zu halten sei oder nicht; das Urtheil über Schönheit würde also, wenn es zur Wissenschaft gehörte, kein Geschmacksurtheil sein. Was das zweite anlangt, so ist eine Wissenschaft, die, als solche, schön sein soll, ein Un Ding. Denn, wenn man in ihr als Wissenschaft nach Gründen und Beweisen früge, so würde man uns durch geschmackvolle Aussprüche (*Bon mots*) abfertigen. — Was den gewöhnlichen Ausdruck schöne Wissenschaften veranlaßt hat, ist ohne Zweifel nichts anderes, als daß man ganz richtig bemerkt hat, es werde zur schönen Kunst in ihrer ganzen Vollkommenheit viel Wissenschaft, als z. B. Kenntniß alter Sprachen, Belesenheit in den Autoren, die für Classifier gelten, Geschichte, Kenntniß der Alterthümer u. s. w. erfordert, und daher diese historischen Wissenschaften, weil sie zur schönen Kunst die nothwendige Vorbereitung und Grundlage ausmachen, zum Theil auch, weil darunter selbst die Kenntniß der Produkte der schönen Kunst (Beredsamkeit und Dichtkunst) begriffen worden, durch eine Wortverwechslung, selbst schöne Wissenschaften genannt hat.

Wenn die Kunst, dem Erkenntniße eines möglichen Gegenstandes angemessen, bloß ihn wirklich zu machen, die dazu erforderlichen Handlungen verrichtet, so ist sie mechanische, hat sie aber das Gefühl der Lust zur unmittelbaren Absicht, so heißt sie ästhetische Kunst. Diese ist entweder angenehme oder schöne Kunst. Das erste ist sie, wenn der Zweck derselben ist: daß die Lust die Vorstellungen als bloße Empfindungen, das zweite, daß sie dieselben als Erkenntnißarten begleite.

Angenehme Künste sind die, welche bloß zum Genusse abgezweckt werden, dergleichen alle die Reize sind, welche die Gesellschaft an einer Tafel vergnügen können, als: unterhaltend zu erzählen, die Gesellschaft in freimüthige und lebhaftes Gesprächigkeit zu versehen, durch Scherz und Lachen sie zu einem gewissen Tone der Lustigkeit zu stimmen, wo, wie man sagt, manches in's Belag hineingeschwagt werden kann, und niemand über das, was er spricht, verantwortlich sein will, weil es nur auf die augenblickliche Unterhaltung, nicht auf bleibenden Stoff zum Nachdenken oder Nachsagen angelegt ist. (Hierzu gehört denn auch die Art, wie der Tisch zum Genusse ausgerüstet ist, oder wohl gar bei großen Gelegenheiten die Tafelmusik, ein wunderbar Ding, welches nur als ein angenehmes Geräusch die Stimmung der Gemüther zur Fröhlichkeit unterhalten soll und, ohne daß jemand auf die Composition derselben die mindeste Aufmerksamkeit verwendet, die freie Gesprächigkeit eines Nachbarn mit dem andern begünstigt.) Dazu gehören ferner alle Spiele, die weiter kein Interesse bei sich führen, als die Zeit unbemerkt verlaufen zu machen.

Schöne Kunst dagegen ist eine Vorstellungsart, die für sich selbst zweckmäßig ist, und obgleich ohne Zweck, dennoch die Kultur der Gemüthskräfte zur geselligen Mittheilung befördert.

Die allgemeine Mittheilbarkeit einer Lust führt es schon in ihrem Begriffe mit sich, daß diese nicht eine Lust des Genusses, aus bloßer Empfindung, sondern der Reflexion sein müsse, und so ist ästhetische Kunst, als schöne Kunst, eine solche, die die reflectirende Urtheilskraft und nicht die Sinnenempfindung zum Richtmaße hat.

48. Johann Gottlieb Fichte.

(1762—1814.)

Über Vaterlandsliebe.

Aus: Achte Rede an die deutsche Nation. (1808.)

Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als Ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuwörderst sich als ewig

erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch ein Vaterland nicht lieben, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben und in diesem sein Vaterland! aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu beklagen: nem ems überliefert worden ist, und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, unerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die edlen unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmälern unter uns leben und atmen, zu Mühen und Anpöfungen, zum Dulden und Tragen für's Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma und ihrer zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben im Ströme der Zeit. Inwiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich war in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben in unserer Mitte fort und wird in seinen Folgen fortleben bis an's Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen klaren Begriff erfaßt und nach Anleitung dieses Begriffs errichtet und erhalten wird. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen Unterhalt und die Fristung seines sünlichen Daseins finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsiebe eigentlich will, des Wohlbleihens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getöffener im unendlichen Fortgange. Eben darum muß diese Vaterlandsiebe den Staat selbst regieren, als durchaus oberste, letzte und unabhängige Behörde, zuvörderst indem sie ihn beschränkt in der Wahl der Mittel für seinen nächsten Zweck, den innerlichen Frieden. Für diesen Zweck muß freilich die natürliche Freiheit der Einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden, und wenn man gar keine andere Rücksicht und Absicht mit ihnen hätte, denn diese, so würde man wohlthun, dieselbe so eng, als immer möglich, zu beschränken, zu beschränken, alle ihre Regungen unter eine einformige Regel zu bringen und sie unter immerwährender Aufsicht zu erhalten. Gesezt, diese Strenge wäre nicht nöthig, so könnte sie wenigstens für diesen alleinigen Zweck nicht schaden. Nur die höhere Ansicht des Menschengeschlechts und der Völker erweitert diese beschränkte Berechnung. Freiheit auch in den Regungen des äußerlichen Lebens, ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Gesetzgebung, welche diese letztere im Auge behält, wird der ersteren einen möglichst ausgebreiteten Kreis lassen, selber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einformigen Ruhe und Stille erfolge, und daß das Regieren ein wenig schwerer und mühsamer werde.

Um dies an einem Beispiele zu erläutern. Man hat erlebt, daß Nationen in's Angezicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit, als etwa manche andere Nation. Die Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könnten so viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß sie sich nicht unter einander selber aufheben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens und des Triebes nach solchem durchaus unfähig sei. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige Eblere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich sein sollte, bedürfte in der That gar keiner Freiheit; denn diese ist nur für die höheren, über den Staat hinaus liegenden Zwecke: sie bedarf bloß der Bejähmung und Abrihtung, damit die Einzelnen friedlich neben einander bestehen, und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkürlich zu sendende, außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man irgend einer Nation dies mit Wahrheit sagen könne; so viel aber ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß diese das Unterpfand seines Bestehens als ursprünglich, und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsiebe den Staat selbst regieren muß.

Sodann muß sie es sein, die den Staat darin regiert, daß sie ihm selbst einen höheren Zweck sezt, denn den gewöhnlichen der Erhaltung des inneren Friedens, des Eigenthums, der persönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlseins aller. Für diesen höheren Zweck allem und in keiner andern Absicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zusammen. Wenn

der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Besitze, Eigentum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlfahrt, ja die Fortdauer des Staats selbst, auf das Spiel zu setzen, — ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sicheren Erreichung des Beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott verantwortlich zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staates erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höheren Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes, ist gar kein rechtes eigentliches Leben, und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und Lage, längst vielleicht veraltete Gesetzgeber haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn und leben so in der That nicht ein eigenes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie also dagewesene Fälle zu entscheiden: dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebt. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit, und ohne unruhiges Hin- und Herschwanke zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen, und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles bis auf sein Leben in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Natur als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Ueble, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstand bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umsonst regiert wird, so wird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei außer in der Nichtachtung und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?), — lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nutzen ziehen läßt: so wird, wenn er nur einigermaßen ein Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieser nur recht bald ein Ende nehme; sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu thun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas weiteres gehofft, denn die Fortsetzung der Gewohnheit dazwischen unter leidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hinaus, — allein diese ist es, die bis zum Tode für's Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand: da ist es jene Verheißung des ewigen Lebens gewesen, die da regierte und kämpfte und siegte. Im Glauben an diese Verheißung kämpften die in diesen Reden früher erwähnten deutschen Protestanten. Wußten sie etwa nicht, daß auch mit dem alten Glauben Völker regiert und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden könnten, und daß man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beschloßen denn also ihre Fürsten bewaffneten Widerstand, und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker? — Der Himmel war es und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen. — Aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligthum ihres Gemüths eindringen und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war, und auf welchen allein sie ihrer Seligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also auch ihre eigene Seligkeit war es nicht, für die sie kämpften; dieser waren sie schon versichert! die Seligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungeborenen Enkel und aller noch ungeborenen Nachkommenschaft war es; auch diese sollten aufgezogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war, auch diese sollten theilhaftig werden des Heiles, das für sie angebrochen war; diese Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht wurde; für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, verspritzten sie mit dieser Freudigkeit ihr Blut. Leben wir zu, daß sie sich selbst nicht ganz klar waren, daß sie in der Bezeichnung des Edelsten, was in ihnen war, mit Worten sich vergriffen und mit dem Wunde ihrem Gemüth Unrecht thaten; bekennen wir gern, daß ihr Glaubensbekenntniß nicht das einzige und ausschließende Mittel war, des Himmels jenseit des Grabes theilhaftig zu werden: so ist doch dies ewig wahr, daß mehr Himmel dießseit des Grabes, ein muthiger und fröhlicheres Emporklicken von der Erde und eine freiere Regung des Geistes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen ist, in die Nachkommen ihrer Gegner eben so wohl, als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag genießen.

In diesem Glauben setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandrängenden Weltherrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höheren Stand der römischen Provinzen neben sich, die feineren Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Rathsstühle, Ruthenbündel und Beile im Überflus? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen Clemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden zierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landesleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstätten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Reine von allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden.“ Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß die fortführen, ihre Angelegenheiten selbstständig und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzen; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes als Deutsche, weil sie halbe Römer werden mußten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben, und die Scythen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen und, wie dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten: so hätte die ganze Fortentwicklung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbstständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jezo mit uns zu Ende und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern verfliegt ist, ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch ferner sein werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsere Brüder ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft. Diese und alle andern in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.

49. August Friedrich Ferd. von Kozebue. (1761—1819.)

1. Aus: Die Hussiten vor Raumburg. (1803.)

Procopius, Heerführer der Hussiten, belagert Raumburg. Der Bürgermeister und die Bürger der Stadt denken zuerst an muthige Verteidigung; dann aber hat der Viertelmeister Wolf den Einfall, die Aender der Bürger in Procop's Lager zu senden, um durch deren unschuldige Thränen den Muthwirth zu rühren. Obwohl die Mütter, namentlich des Viertelmeisters Frau, Vertha, nicht von ihren Kindern lassen wollen, kommt der Plan doch zur Ausführung, und die Stadt ist gerettet.

a. Der in Procop's Lager gesandte Viertelmeister berichtet über seine Aufnahme.

Wolf.
Gestrenge Herren! als ich mit dem Herold
Die Anhöhn kaum erstiegen, sah ich plötzlich
Das Lager der Hussiten vor mir aus-
Gebreiet, rechts bis an die Weithau, links
Bis dicht an Kösen. Gleich den Hagelwolken
Umgürtet sie die Berg' in düstern Wogen,

Die kaum noch schwebend ihre Ströme halten.
Doch mittagwärts, auf dem Gerichtsberg, sieht
Die größte Macht; da wimmelt's, da sind
tausend
Und wieder tausend Hände stets geschäftig,
Den steilen Berg, von der Natur zur Bestie
Geschaffen, dennoch luftreich zu umschauen.

Dort ragt ein Zelt, schneeweiß mit rother Kuppel

Vor allen andern hoch hervor, und trägt Die Bundesfah'n auf seiner Spitz', in der Ein güldner Kelch auf weißem Felde schimmert. Dort herrscht der Böhmerfürst. Durch lange Reihen

Hohnsprechender Trabanten, gräßlich anzuschau'n mit den verwoornen Bärten, die von Staub und Blut gefärbt, die Wang' umdüstern,

Ward ich zum Stuhl des Feldherrn fortgezogen;

Er saß, umgeben von den Heeresfürsten, Und stehend hinter ihm der Henker, der Das blaue Veil, mir drohend, aufwärts reckte! „Warum,“ so herrschte Procopius mir zu, „Unsiniger! warum gelufst dich, Der erste deines Volks, zu sterben?“ — Herr! So sprach ich muthig, beyde stehen wir In Gottes Hand, der nicht Gefallen trägt An Rosses Stärke, noch Gewalt des Menschen. Er richtete zwischen mir, dem Einzelnen, Dem sein Gewissen das Geleit gab, Und dir, dem Mächtigen in Heereskraft.

Burgemeister.

Wie nahm er's auf?

Wolf.

Nachdem er lange mich Vom Kopf zum Fuß mit großem Blick gemessen, Sprach er: „Wohlan! dir sey vergönnt zu reden.“ —

Und da begann ich freudig meinen Spruch Von unserm Bischof, der ein Fremdling war, Der nicht in unsern Mauern jene Wit, Den fremden Glauben zu verketzern, ein-gefozen; der, was er gefehlt, schon längst Vor Gottes Thron abbüßte! — Dann sprach ich weiter:

Von unsrer Lebensweise, wie wir g'nügsam Des eignen Fleißes Früchte still genießen, Uns wenig kümmernd um Weltthändel, und Was hinter unsern Bergen vorgehn mag. Von unsrer Armuth — wie wir dennoch gern Erbötig, mit der fast geringen Habe Das nackte Leben loszukaufen. — Ach!

Die Rede strömte mir vom Mund — und Gnade

Kand ich vor seinen Augen — aber nur Für mich allein; drum war es keine Gnade! „Du,“ sprach er, „du gefällst mir, denn so hat Noch keiner mit Procopius zu reden Sich unterwunden; nimm dein Leben zum Geschenk und bleib. Am Abend kauft du hier Den Brand von Raumburg aus der Ferne schauen.“ —

Nein, Herr, entgegnet' ich, wenn euer Herz Verschlossen bleibt, so sey die letzte Gnad', Um die ich fleh', der Tod! daß ich der Kinder, Der Gattin Sterberöcheln nicht vernehme. Da blickt' er grimmig auf: „Fort!“ rief er, „fort,

Du Troyziger! Verkünde flugs den Deinen: Umsouft gedenken sie mir Gnade ab-Zuschmeicheln! Eh' noch hinter diese Berge Die Sonne sinkt, zück ich das Rache Schwert, Die Flammen eurer Wohnung sollen prasselnd Den nächtlichen Himmel blutig röthen, und Kein Auge soll die kommende Morgen Sonne Begrüßen! — fort! — du, wage nicht noch

Dich aus den Thoren, willst du nicht dein Leben

Langsam gemartert, tropfenweis verbluten!“ — Er sprach's. Ich ward ergriffen, fortgeschleppt, Den Berg hinabgestoßen, und ein Hohn-Gelächter schallte mir von ferne nach!

(Ängstliche Bewegung unter dem Volke.)

Burgemeister.

Du hast dein Wort gelöst. Nimm unsern Dank. — Geh, gute Bürger, daß wir einmal noch Uns still berathen. — Auf das Argste sey'd Gefaßt — mit Gott versöhnt euch — keine Waffen —

Ergebung nur in seinen strengen Willen —

Erster Rathsherr.

Halt! das sey ferne! sollen wir, die Händ' Im Schooß, ein Wunder heischen? auf, ihr Bürger!

Noch ist die letzte Hoffnung nicht verschwunden! Auf, rüstet euch! der trotzen Gewalt Hat oft ein kleines Häuflein obgesiegt! Gefahr und Muth verdoppeln jede Kraft, Erzeugen Wunder! Einmal nur verschmäht Den Rath des Greises, dem in kühler Brust Der Keim des Muths erstorben unterm Schnee des Alters!

Rafft euch empor! den Wall hinauf zum Streite! Ihr wackern Männer Raumburgs, zieht das Schwert!

Getroßt! wir kämpfen nicht um schänd' Beute, Wir sechten nur für unsern eignen Herd!

(Lebhafte Bewegung unter den Bürgern.)

Es lebt ein Gott, der einst des Knaben Arm Bewaffnet gegen eines Riesen Hohn! Er kann noch heut' — ob kocke Feinde drohn — Vernichtung schleudern auf den tollen Schwarm! Drum fort! hinaus! schafft Holz in uns're Zwiinger, —

Beckfessel laßet sieden, Feuerflammen Auf den verwegnen Feind zu spritzen. — Weiber

Und Kinder mögen Steine häufen — leere Gefäße füll mit Wasser, schnellen Brand Zu lösch'n — waffnet euch mit Kolben, Büchsen, Streitärten — ja die Sichel und die Sense Werd' in des Bürgers Faust zum Morgengewehr! Den Wall hinan! und sinket euer Muth, So blicket schnell herab auf Kind und Greis, Der Mutter Segen stillet euer Blut, Der Gattin Liebe trocknet euren Schweiß! Sie alle kränzen euch als Überwinder! Gefochten habt ihr nicht um Gold noch Ruhm, Drum waffnet euch! hinaus für eure Kinder, Hinaus für euer friedlich Eigenthum!

b. Bertha sucht ihrem Manne die Kinder abzugeben.

Bertha (tritt aus dem Hause und schaut in die Ferne).
Mich dünkt', ich hör' ein ängstlich Kreischen in
Der Fern' — und Männerstimmen rauh da-
zwischen. —

Wie still auf einmal — selbst der Vögel Zwitschern
Versummt — ich hör' und hebe, wenn die Räder
Der alten Thurmuh'r die Gewichte senken. —
So oft ein Habe krächzt, ein Wetterhahn
Sich dreht, ein Fenster knarrt, fahr' ich zu-
sammen,

Als sey sie da, die finstre Schreckensstunde. —
Wo bist du, Wolf? —
Ich steh' allein — ringsum verlassen haben
Die Nachbarn ihre Häuser — keine Mutter
Wohnt um mich her — sonst stünd' ich nicht
allein! —

Ja nur der Glückliche darf Menschen fliehen.
Die Einsamkeit ist gleich der Nacht, der dunkeln,
In der die holden Sterne zwiefach funkeln;
Doch zwiefach schrecklich auch die Blitze glühen!
Wolf! kommst du endlich? — nimm die Angst
von mir! —

Wolf.

Muth, liebe Bertha, Hoffnung!

Bertha.

Keine! —

Wolf.

Doch! —

Wie Stahl aus Kiesel'n schlägt das Unglück
auch

Aus starrer Brust lebend'ge Hoffnungsfunken!
Bertha.

Berworrenes Getös' vernahm ich, was
Bedeutet es?

Wolf (langsam und unmoiventlich stehend).

Ein treuer Biltger rief —

Ein letztes Mittel zu versuchen —

Bertha.

Welches?

Wolf.

Den Feind zu rühren, meynet er, solle man
Die Kinder senden, ob der Unschuld Bitten
Vielleicht uns retten mögen —

Bertha (erschrocken).

Kinder? welche Kinder?

Wolf.

Ie nun, die kleinen wie die großen, alle
Die Kinder unsrer Stadt.

Bertha.

Die unsrigen

Auch?

Wolf.

Freylich. Sollten wir uns wohl ausschließen?
Und könnten wir es?

Bertha.

Alle?

Wolf.

Wie ihr Alter

Es mit sich bringt.

Bertha.

Hab' ich auch recht verstanden?

Hinaus will man die Kinder senden?

Wolf.

Ja.

Bertha.

In's Lager der Hussiten?

Wolf.

Ja.

Bertha (immer ängstlicher).

Zum Tode?!

Wolf.

Da sey Gott für! durch ihren Anblick eben
Verhoffen wir, das wilde Volk zu rühren.

Bertha (nach einer kurzen Pause).

Ein Vorschlag war es, sagtest du nicht so?

Wolf.

So sagt' ich.

Bertha.

Allerdings — wohl ausgenommen —

Wolf.

Wie freut es mich, daß du so edelherzig
Das Wohl der Stadt im Aug' behälst!

Bertha.

Wie sollt'

Ich nicht — nur schade — wenig Bürger
werden —

Der Lärm, den ich vernahm — ich wette jaß,
Der gutgemeinte Vorschlag ward verworfen!

(Sie erwartet ängstlich seine Antwort.)

Wolf.

Mit nichten. Eben jetzt eilt man, ihn aus-
zuführen.

Bertha.

Jetzt schon?

Wolf.

Dürften wir noch zögern?

Bertha.

Der Burgemeister billigt? —

Wolf.

Allerdings.

Bertha.

Der Kinderlose — freylich — doch die Rath-
herrn? —

Wolf.

Der Rathsherrn Kinder ziehen alle mit.

Bertha (mit steigender Angst).

Er wirklich? — und die Mütter? — nun?
was sagen

Die Mütter denn? — ich habe freylich wohl
Gesehn, daß sie dem Herold ihr Geschmeide

Zu geben willig waren — doch ich denke —
Ein Band vom Hals ist leichter abgelöst —
Als ein Kind vom Herzen! —

Wolf.

Ja, so war es auch.
Dram hör' und schöpfe Trost in deinem Jammer
Aus Leiden dir verwandter Mutterherzen. —
Kamm war es laut und ruchbar worden, was
Der Rath beschloßen, siehe
Da stürzten erschrockne Mütter
Wehklagend herab auf die Straßen!
Die eine lag kniend am Thore,
Drei Kinder umklammernd und küssend;
Indem, mit dem einzigen im Arme,
Die andre, verwilderten Blickes
Entsiefhet und weiß nicht wohin!
Da rennt eine dritt' ihr entgegen,
Mit Angstgeheul suchend den Knaben,
Den sie im Getümmel verloren. —
Dort steht der verlassene Kleine,
Sein Aufen, sein ängstliches Wimmern
Wird von dem Getöse verschlungen! —
Hier sammelt sich schüchtern ein Häuflein
Um eine betende Mutter,
Wie Küchlein zur Henne sich sammeln!
Dort schluchzt eine andre den Segen
Herab auf die weinenden Kinder,
Indessen aus kreischender Kehlen
Der Fluch der Verzweiflung emporsteigt! —
Die Männer verjuchen umsonst
Der Gattinnen Wut zu besänft'gen;
Bergebens schlingt jeder die Arme
Sanktbitteud um seine Gefährtin;
Die sanfteste wurde zum Tiger!
Mit Ungeflüm rissen sie alle
Sich los aus umstrickenden Armen!
Blindwütend und Waffen ergreißend,
Wie eben der Zufall sie darbot,
Schlug sinnlos die rasende Mutter
Auf Brüder und Vater und Gatten. —
Umsonst an der Spitze des Rathes
Erhob auch der würdige Alte
Die ruhegebietende Stimme;
Sein Ansehn, gegründet auf Weisheit
Und Jahre, war plötzlich vernichtet!
Mißhandelt entfloß er dem Sturme —
Das Leben des muthigen Greises
Vermochten wir kaum noch zu retten —
Bis endlich überspannte Kraft, erschöpft,
In einen Thränenstrom sich plötzlich auflöst,
Der Wolke gleich, die nun, vom Blitz entladen,
Wohltät'gen Regen auf die Furen träufelt.
Es öffneten die wunden Mutterherzen
Dem Balsam sich der tröstlichen Verunft.
Stillweinend hörten sie — und glaubten —
hofften —

Ergaben sich in unser strenges Schicksal,
Und führten endlich still die Kinder heim,
Sie betend anzukneiden.

Bertha

(welche der Erzählung mit peinlicher Theilnahme zugehört).
Jetzt schon? heute?

Wolf.

Sobald die Trommel auf dem Markte wirbelt,
Versammeln sich die Kinder — früher, mein' ich,
Hätt' in das Gleis der Noth sich jede Mutter
Gefügt, wär' meine edle Bertha, mein
Hochherz'ges Weib, in seiner stillen Größe
Erschienen. Denn wie auf empörten Wogen
Ordnung und Muth dem Schiffer wiederkehrten,
Wenn der Polarstern aus der Wolke tritt,
So bringt des Einzelnen ruhige Größe
Im Sturm der Leidenschaft die Ordnung wieder.

Bertha.

Nicht also, Wolf! willst du mit eitlen Lobe
Dies Herz beschwicht'gen? nein, ich kann —
ich mag
Es nicht verdienen um den hohen Preis!
Ich bin kein Mann — kein Engel — ich bin
Mutter! —

Auch ich kann nur dem Manne fluchen, dem
Grausamen, der den Höllenrath erschonnen!
Er war kein Vater! nein, er ist kein Vater!
Nie, nie hat er ein Kind auf seinem Schooß
Gewiegt, nie in den Arm ein treues Weib
Geschlossen! — nenne mir den harten, den
Unmenschlichen!

Wolf.

Ich selbst.

Bertha (erstarrt).

Du, Wolf?

Wolf.

Ja, ich.

Bertha.

Du, Vater Wolf?

Wolf.

Verdamme nicht. — Wo alles
Verloren ist, das eigne Leben schon
Uns nicht mehr angehört, und doch vielleicht
Durch kühne Demuth alles wieder zu
Gewinnen steht, was wäre da dem Bürger
Zu wagen nicht erlaubt? nicht Pflicht sogar?

Bertha.

Dem Bürger? — sey es — doch dem Vater! —

Wolf.

Die Kinder sendet er dahin, wo Rettung
Noch möglich ist —

Bertha.

Dem Geher in die Klauen!

Wolf.

Wo noch sich hoffen läßt, daß ihre Bitten
Und ihrer Unschuld Lieblichkeit der Krieger
Verschloss'ne Herzen öffnen mögen.

Bertha.

Würden
Sie das nicht auch in unsrer Mitte?

Wolf.

Nein!

Mit einer Thräne magst du wohl den Funken,
Doch nicht die entsefelte Flamme löschen.

Der Krieger, der im Sturm die Best' erobert,
Von Widerstand entflammt, durch eigene
Gefahr verwirrt, gereizt — erwirgt auch Käm-
mer,

Das bittende Kind, wenn in der Waffenruh'
Es vor ihn trat, hält' ihn vielleicht bewegt;
Das schreiende Kind, wenn in der bren-
nenden Stadt

Es zu ihm kreischt, spießt er auf seine Lanze!
Bertha.

Nun ja — ich glaub' es — muß es glauben —
muß

Die Klugheit ehren, die mein Herz zermalmt —
Die Kinder senden wir hinaus — ich bin
Es ja zufrieden — doch nicht alle? alle?!

Wolf.

Wem steht das Recht zu, sein Kind aus-
zuschließen?

Bertha.

Ich dächte doch, wer eines nur von achten
Zurück behält, der darf sich wohl vermessen,
Daß er genug dem Vaterland geopfert.

Wolf.

Wohl minder doch, als der nur eins besaß?
Bertha.

Willst du mit deiner tödtenden Vernunft
Mich zur Verzweiflung bringen? — Vater

Wolf!

hab' ich acht Kinder dir geboren, daß
Ich einsam sterben soll? — wer wird das
Auge,

Von Thränen ausgebrannt, mitleidig mir
Verschließen? wer an meinem Sarge weinen? —
Wo soll ich hin mit dieser vollen Brust? —
Wie dich die Luft umgibt, so Mutterliebe
Mein Herz! wir können ohne Lust nicht leben!
Erbarme dich! laß mindestens mir einen
Zurück, den Erben seiner Brüder,
Der die getheilte Lieb' in sich vereint!

Wolf.

Bertha!

Bertha.

Von achten eines wird man nicht
Vermessen! — kann ich's doch im Keller, oder
Im Garten flugs verbergen —

Wolf.

Bertha! siehst

Du nicht, wie du in meinem Herzen wühlst?

Bertha.

Erleib' ich doch dir selbst den Trost im Alter!
Wenn diese Fieberkräfte dich verlassen —
Du wieder Vater seyn wirst, und der Knabe
Dir lächelt, den mein Bitten dir erhalten,
Dann, Wolf, verdankst du mir mit Liebe, daß
Ich heut' dir weh gethan. (Knieend.) O ja,
erhör,

Erhöre mich! — Ein Kind laß mir zurück!
Ein einz'ges nur! — das Blut am Herzen stockt —

Mein Aug' ist trocken — aber mich ersticht
Der Thränenstrom — ich kann nicht mehr —
(Sie sinkt gänzlich zu Boden.)

Wolf (hebt sie auf).

Mein Weib!

Mein gutes Weib! — du willst? — wehlan,
es sei!

Bertha (ihn heiß unarmend).

Dank für das Leben eines Kindes, das
Ich seinem Vater abgetbettel!

Wolf (sich verstellend).

Laß

Uns überlegen, welche wir etwa
Am leichtesten entbehren, welchen hier
Behalten?

Bertha (unruhig).

Ja — das wollen wir — wie meinst du? —

Wolf.

Conrad mag gehn — was nützt die fromme
Einfalt?

Bertha (bäufig).

Spricht um so lauter nicht für ihn das Mitleid?

Wolf.

So sey's der Jakob, der war immer störrisch.
Bertha.

Mein Jakob störrisch? ja, bey deiner Hitze;
Der Mutter Bitten widerstand er nie.

Wolf.

Des Ludwig Thränen waren oft uns lästig.
Bertha.

Er ist so zart, bedarf der Mutterpflege.

Wolf.

Der Wilhelm ist unbändig, den laß fort.

Bertha.

Wie? war er nicht ein Lamm, als du er-
kranktest?

Und betet' er nicht still in jedem Winkel?

Wolf.

So möge Gustav —

Bertha.

Halt! — der süße Knabe.

Der jeden Abend mir im Schooß entschlum-
mert! —

(Pause. Bertha ringt die Hände und blickt starr vor
sich hin.)

Wolf.

Besinne dich — entscheide, wie du kannst —
Die Kinder will ich sehn und vorbereiten.

(Er geht in das Haus.)

Bertha allein (nach einer Pause).

Ist das der Mann, mit dem seit fünfzehn
Jahren

Die gleichgesinnte Seele mich verband? —
Dem ich, mein Innerstes zu offenbaren,
Mich längst gewöhnt, weil er gleich mich
empfund?

Woh' mir! er ist's! welch unbekanntes Grauen
Umwendet mir ihn schnell zum erstenmal! —
Verloren ist mein kindliches Vertrauen!
Ich hebe vor der rauhen Brust von Stahl! —
Er riß sich los! — nicht wie in bessern Tagen
Wußt seine Liebe meinen Kummer tragen —
Ich steh' allein — ihn treibt ein andrer
Sinn —

Ich fühle nur, daß ich noch Mutter bin!
Was sie dem Vater tröstend zugesellt,
Kann einer Mutter Schmerz nicht lindern!
Was kümmert mich die Stadt — die Welt?
Ich leb' nur in meinen Kindern! —

Itz' meine Schuld, daß kränkelnd kaum
In Vaterbrust die Woge sich bewegt,
Wenn Sturm die Welle hoch zu Schaum
Im Mutterbusen schlägt! —
Er sinnt und tröstet, glaubt und hofft,
Klug, kühl und unerschütert,
Wenn vor dem fernem Wölflin oft
Die Mutter zittert!

Der sorgenden Liebe banges Pressen
Bleibt ihm stets unbewußt;
Er hat kein Maß, die Angst zu messen
In einer Mutter Brust! —
Auch ihre Freuden, die so reich vergüten,
Sind ihm zu zart;
Kein Sinn, der diese Welt voll Blüten
Ihm offenbart! —

So lieblich tönet in der Mutter Ohren
Die Harfe nicht,

Als wenn das Kind, das sie geboren,
Ein erstes Wort vernehmlich spricht;
So köstlich keine Per' aus Orients Gebiete,
Als ihr des ersten Jahrs milchweiße Blüte;
So freundlich ist die Morgensonne nie erwacht,
Als auf der Mutter Schooß des Kindes Un-
schuld lacht.

Das kennt er nicht, der rauhe Mann von
Stahl,

Der für das Vaterland von kühler Jugend
gleiseth;

Das fühlt er nicht, und fordert eine Wahl,
Die mir das blutende Herz zerreißen! —

Ha! sieh den Hund, der vor der brennenden
Hütte

Der eigenen Gefahr vergift;
Raum hat er die blinden Jungen vernunft,
So stürzt er in der Flammen Mitte!

Schnell faßt er den ersten — läßt ihn wieder
fallen —

Dem ach! ein zweiter winselte dort! —

So wankt er heulend — greift nach allen —
Und trägt doch keinen fort —

Bis endlich selbst, von Flammen angeleckt,
Die Blut das treue Thier auf seine Jungen
streckt. —

O fliehe, arme Mutter! warum soll
Fruchtloser Kampf dich länger quälen! —

Berblute dich, mein Herz! das Maß ist voll!
Zu sterben weiß ich, aber nicht zu wählen! —
(Sie will in das Haus. Auf der Schwelle saß Wolf sie
in die Arme.)

c. Die Kinder erscheinen vor Procop.

Procopius

(tritt hastig aus dem Zelte. Zorn glüht in seinem Ge-
sicht. Die Kinder heben ihre Händchen zu ihm empor.
Er stugt. Jh. Anblick überwaht ihn. Er schweigt mit
den Augen im Kreise umher, sein Blick wird milder.)

Was soll das heißen? — ha, wer wagt es,
sollch
Ein Spiel mit mir zu treiben?

Die Kinder.

Gnade! Gnade!

Procopius.

Steht auf! Ich will es! Ich befehl' es!

(Er reißt die beiden Kinder, die ihm am nächsten knien,
mit rauher Gewalt bey den Armen in die Höhe, und
spreizet fester vorwärts. Die Kinder wollen sich an ihn
hängen, er schleudert sie von sich.)

Laßt mich! —

Wer hat mir das gethan?

(Er erblickt Wolf.) Berwegner! du
Noch einmal hier? trotz meiner Drohung?

Wolf (demüthig).

Als Abgeordnetem der Stadt hast du
Mir untersagt, vor deinem Anlitze zu
Erscheinen, nicht als Vater meiner Kinder.

Procopius.

Wer hat mein Wort zu deuten dich so kühn
gemacht?

Wolf.

Der feste Glaub' an eines tapfern Fürsten
Großmuth.

Procopius.

Du irrst; dem Beile lieferst du der Kinder
Nacken.

Wolf.

Es tödtet ja der Löwe nur den würd'gen Feind.

Procopius.

Mit süßen Honigworten willst du Männer
füttern?

Wolf.

Wie dürft' ich andern Waffen unser Heil ver-
trauen?

Procopius.

Durch Kinderthänen meynet ihr Frieden zu
erbetteln?

Wolf.

Den Kindern ward das Himmelreich von Gott
verheissen.

Procopius.

Mit Frömmeleien prunken, das ist euer Muth.

Wolf.

Von meinem Muth, o Feldherr, steh' ich hier
die Probe.

Procopius.

Wie? wenn den Prahler ich bey seinem Worte
faßte?

Wolf.

Mit Freuden! Schöne Raumburg — über mich
gebiete.

Procopius.

Wohlan, laß sehen. Zeige mir die eignen
Kinder.

Wolf.

Sie stehen hier zerstreuet unter diesem Haufen.

Procopius.

Ihr Blut allein soll meinen Durst nach Rache
löschén.

Wolf (erschrocken, nach einer Pause).

Verschonest du die übrigen — so mag's ge-
sehen.

Procopius.

Begnadigt sey um diesen Preis die Stadt.

Wolf (zitternd).

So fließe meiner Kinder Blut in Gottes
Namen!

Procopius.

Wo sind sie, daß ich einzeln sie dem Schwerte
weiße?

Wolf (in heftiger Bewegung).

Schwörst du mir aber Friede dann bei Hussens
Blut?

Procopius.

Ja, Friede sey bei Hussens Blute dir geschworen!

Wolf.

Und mir gewährst du Tod mit meinen Kin-
dern?

Procopius.

Du Zeuge nur, dir schenk' ich Leben.

Wolf.

Ha!

Du hältst dein Wort! mich unerhört zu martern
Gelobtest du!

Procopius.

Der Prahler steht beschämt.

Wolf.

Nicht also — nein — dort sind die Kinder
— hat

Mein Vaterblick sie dir noch nicht verrathen? —

Soll ich die Lämmer selbst zur Schlachtbank
führen? —

Vergib der stärkeren Natur! ich kann nicht!

Procopius.

Treibst du dein freches Spiel mit meinem
Schwur?

Wolf.

Wer treibt wohl hier das grausamere Spiel?
du, Herr!

Procopius.

Du wagst? —

Wolf.

Auf wessen Großmuth darf man bauen,
Wenn auch vom Sieger diese Tugend weicht?
Wir nahten dir mit herzlichem Vertrauen:
Denn der Gewalt wird Gnade ja so leicht.
Wie? wenn du Gnade einst gleich uns be-
gehrest,

Wie? wenn, indessen du die tapf're Faust
In meiner armen Kinder Blut entehrest,
Der königlichen Schwert in Böhmen haust?
Wenn wüthend sie zu deinem Ballast dringen,
Auf deiner Schwelle schon ihr Beil sich wegt,
Und deine Kinder dann, wie diese jetzt,
Vergebens ihre Händchen jammern und ringen?
Wenn dann du heimkehrst, Sachsens Über-
winder,

Und findest deine blut'ge Wohnung öde —
Dann, Herr, gedenke meiner kühnen Rede!
Du hast's verschuldet durch den Mord der
Kinder!

Procopius.

Ha! diesen Frevel biße!

Wolf's Kinder

(stürzen alle herzu und umringen ihn). Vater! Vater!
(Pause.)

Procopius (läßt gerührt das Schwert sinken).

Wolf (umschlingt seine Kinder in einer Gruppe).

Sieh, Herr, sie haben selber sich verrathen.
Nun kennst du sie — nicht einer blieb zurück,
Nicht einer! denn es galt des Vaters Leben! —
Jetzt tödte mir die Knaben, wenn du kannst.

Die Kinder (rufen).

Gnade!

Ein's der Kinder

(kammert sich an Procopius' rechten Arm).

Wenn daheim dich noch erfreuet

Einer lieben Mutter Blick,

So erbarme dich der Kleinen,

Die um ihre Mütter weinen,

Sende sie mit Trost zurück!

Ein andres Kind (ergreift seine Hinde).

Wenn zu deinem Vaterherzen

Eigner Kinder Vallen spricht,

So sey gnädig unsern Müttern,

Die für ihre Kinder zittern;

Schenk' uns Frieden, tödt' uns nicht!

Das erste Kind.

Haben wir doch nichts verbrochen,

Still und klein ist unser Thal,

Wo nur Lieb' und Friede wohnen;

Darum wollest du verschonen

Unser kleines süßes Thal!

Das andre Kind.

Gott vergelt' es dir mit Segen,

Wenn du in der Heimath ruhst!

Gott vergelt' es an den Deinen,

Was du menschlich an uns kleinen

Armen Kindern heute thust!

Procopius

ist bewegt. Er steckt sein Schwert langsam in die Scheide und schaut rings umher, bald auf die Kinder, bald auf die Scimiten, deren fentere Spitze das Mitleid sanft berührt).

Ich will es nicht verhehlen, meine Brüder, Das Herz ist mir bewegt. — Seyd ihr gleich mir gesunt —

Wollt ihr begnadigen — so senkt die Speiße. —

(Alle Hussiten senken ihre Speiße.)

Wohl. (Er ruft laut.) Gnade! Gnade! — Stehet auf! Seyd fröhlich!

Die Kinder wiederholen fröhlich: Gnade! und drängen alle um Procopius, seine Hände, seine Kniee, seine Hüfte zu küssen. Er kann sich ihrer Liebtungen kaum erwehren, hebt ein Kind um das andre in die Höhe und küßt es.)

Wolf (fällt auf seine Kniee und betet hastig).

Du starker Gott!

Der du wie Wachs die Herzen der Menschen biegest,

Des Mannes Wuth durch Kindes Kallen be- siegest!

Du bist der Fels, auf dessen Höhen Die stehende Hoffnung Hüften baut! Den Israel im Wollenschleier gesehen, Und ihm in der Feuer säule vertraut, Ich preise dich laut! Ich preise dich laut, Du starker Gott!

Procopius.

Bringt Wein herbei, und Brod, und süße Früchte,

Birn', Kirschen, Schoten — daß die kleinen Gäste

Nach überstand'ner Angst sich froh erquickten.

Wolf (dankbar die Hände zu ihm erhebend).

O Herr!

Procopius.

Eilt! laßt mir auch die böhmischen Spielleute kommen! blasen sollen sie,

Daß Lust und Freude sich im Lager tummle.

(Mehrere Hussiten eilen, seine Befehle zu vollziehen.)

Wolf.

Die Angst fand Worte — stumm ist Freude! —

2. Aus: Die deutschen Kleinstädter. (1803.)

Olmers kommt aus der Residenz, wo er seine Geliebte, die Tochter des Bürgermeisters von Krähwinkel, kennen gelernt, nach Krähwinkel, kann jedoch nicht in die Stadt, weil vor derselben auf der Landstraße sein Wagen zerbrochen ist. Er wird, da er sich brieflich als Freund des Ministers angemeldet, von den Krähwinklern eingeholt, bald aber für den König gehalten; denn des Bürgermeisters Mutter, Frau Unterfeuernehrerin Staar, hatte ihrer Enkelin Sabine ein kleines Portrait entführt, welches dieselbe in ihrer Verlegenheit als Portrait des Königs ausgegeben. Obwohl Olmers' List später entdeckt wird, gewinnt er doch seine Geliebte, zumal er der kleinstädtischen Veltucht einige Zugeständnisse macht. Herr Bickelchendorfseher Staar, des Bürgermeisters Bruder, Herr Bau-, Berg- und Wegenspectors-Substitut Sperling, Frau Ober-Floß- und Fischereimeisterin Brendel und Frau Stadt-Aechse-Cassafgreiderin Morgenroth sind betheiligte Personen.

a. Olmers meldet sich beim Bürgermeister an.

Bauer. Ew. Bestrengen halten zu Gnaden. Draußen im Steinbruch liegt ein Herr, muß wohl ein vornehmer Herr seyn, denn er hat auch Laternen am Wagen, die sind alle zerbrochen.

Bürgermeister. Und Arm und Beine?

Bauer. Die sind für dies Mal noch geblieben. Nur die Nase ein wenig geschunden.

Bürg. Aber der Wagen?

Bauer. Der sieht jämmerlich aus. Ein Rad liegt oben, grade neben der Tafel, wo das Chausseegeld darauf steht.

Herr Staar. Da kann er lesen zum Zeitvertreib.

Bauer. O, Bücher hat er die Menge! aber alle beschmutzt, so wie seine Kleider. Drum getraut er sich noch nicht, vor Ew. Bestrengen Gnaden zu erscheinen.

Bürg. Was will er bey mir?

Bauer. Er hat mir einen halben Gulden gegeben, daß ich den Brief hertragen und ihn anmelden soll.

Frau Staar. Vielleicht kommt er zu dem morgenden Feste.

Sabine (bey Seite). Oder vielleicht — o wie klopfst mein Herz!

Bürg. (öffnet den Brief). Wie? Was? Von Sr. Excellenz dem dirigirenden Herrn Minister? Dem hohen Gönner und Patron dieser Stadt? — Man schweige — man verwundre sich — man höre — (Er liest.) „Mein lieber Herr Bürgermeister!“ — O ja! Se. Excellenz haben mich immer geliebt. — „Überbringer dieses, mein alter Schul- und Universitätsfreund, Herr Olmers —“

Sab. (bey Seite). Er ist's.

Fr. St. Herr Olmers schlechtweg? Ein Freund des Ministers?

Bürg. Stille! (Er liest.) „hat viel Gutes von Ihnen und Ihrer Stadt gehört, und wünscht einige Wochen da zuzubringen.“ — Hört ihr, Kinder? In der Residenz sprechen sie von nichts, als von mir und unserer Stadt. — „Da ich ihn nun sehr liebe und hochschätze, so wünsche ich, Sie möchten die Gefälligkeit für mich haben“ — unterthänigster Diener! —

„ihn in Ihrem Hause aufzunehmen“ — Er. Excellenz haben zu befehlen! — „sein etwaniges Anliegen bestmöglichst zu befördern“ — soll geschehn —

Sab. (bey Seite). Gottlob!

Bürg. (steht.) „und ihn als Ihren Sohn zu betrachten“ — fiat! — „Mit Vergnügen werde ich jede Gelegenheit ergreifen, Ihnen wiederum gefällig zu seyn“ — Zu viel Gnade! — „Ich verbleibe mit Hochachtung meines Herrn Bürgermeisters dienstwilliger Graf von Hochberg.“ — Alles manu propria. Habt ihr gehört? Se. Excellenz der Herr Graf von Hochberg —

Fr. St. Er ist dein Dienstwilliger.

Fr. St. Er verbleibt mit Hochachtung.

Bürg. Er ergreift jede Gelegenheit! — Das ist ein Mann! Kinder, das ist ein Mann! der könnte alle Tage Bürgermeister in Krähwinkel werden! Aber er soll auch an mir seinen Mann gefunden haben. (Zu dem Bauer.) Marsch! fort! hinaus! ich lasse dem fremden Herrn meinen unterthänigsten Respect vermelden, und den Augenblick solle mein eigener Wagen ihm zu Diensten stehn.

Fr. St. Wo denkst du hin? Unsere Pferde sind auf's Feld, Kartoffeln zu holen.

Bürg. Ja so! ein verdammter Streich! man springe hin zu dem Wirth in der goldenen Kage, er soll vorspannen, soll seine Schützenuniform anziehen, soll sich selber auf den Boden setzen, hinausfahren, aufladen, herein führen, fort! fort!

Bauer (ab).

Sab. (bey Seite). Er hat doch Wort gehalten.

Fr. St. Aber das gefällt mir nicht, mein Sohn, daß du dem Fremden deinen unterthänigsten Respect hast vermelden lassen. Das ist zu viel.

Bürg. Zu viel? Ist er nicht der Freund des Herrn Grafen? Und ist der Herr Graf nicht mein Dienstwilliger?

Fr. St. Alles gut, aber er ist doch nun einmal gar nichts, hat weder Titel noch Amt, Herr Olmers schlechtweg. Du bist Bürgermeister, auch Oberältester.

Bürg. Freilich, freilich. Was ist zu thun? Der Bauer ist mit dem unterthänigsten Respect nun einmal davongelaufen.

Fr. St. Ich denke, Frau Mutter, dahinter stecken noch ganz andere Dinge. Wenn der Herr Olmers schlechtweg Herr Olmers wäre, so würde der Minister den Henker nach ihm fragen. Schulfreund? Unversitätsfreund? Du lieber Gott! die vornehmen Herren vergessen wohl, wen sie gestern gesehen haben, das sind' ich in allen Romanen; wie viel mehr Leute, mit denen sie vor zwanzig Jahren einmal den Cornelius Nepos exponirten. Nein, nein, ich bleibe dabei, der Herr Olmers reist incognito und ist ein wichtiger Mann im Staate.

Bürg. Da hat der Herr Bruder allerdings einen klugen Einfall. Gebt Acht, der Fremde ist nicht viel weniger als Minister.

Fr. St. Ehe ihr's euch versteht, knöpft er den Oberrock auf — da habt ihr den Stern.

Fr. St. Ein Stern! ich bekomme meinen Schwindel.

Sab. (bey Seite). Er trägt allerdings etwas Kostbares auf dieser Stelle.

Fr. St. Aber sagt mir nur, was kann er denn bey uns suchen?

Bürg. Fehlt es uns etwa an Merkwürdigkeiten? Das alte Rathhaus! 1430 ist es erbaut worden. Auf dem großen Saale hat ein Hussitengeneral dem damaligen Bürgermeister eine Ohrfeige gegeben.

Fr. St. Und die Wallfischrippe an der Decke —

Bürg. Und die Stadtuhr, wo der Hahn kräht, und der Apostel Petrus mit dem Kopfe nickt.

Fr. St. Und unsere Leinwandbleiche —

Fr. St. Und das große Hirschgeweihe —

Bürg. Ein pommerischer Herzog hat den Hirsch höchst eigenhändig erlegt.

Fr. St. Vielleicht kommt er auch wegen den Tuchfabriken?

Bürg. Poffen! ein solcher Herr hat in seinem Leben Tuch genug gesehn.

Fr. St. Meinen Sichorienkaffee soll er bewundern.

Fr. St. Ein gutes Buch aus meiner Lesebibliothek.

Bürg. Oder die merkwürdigsten Akten, welche vor einem hochlöblichen Rathe verhandelt worden.

Fr. St. Was wird das vor Aufsehn in der Stadt machen, daß ein solcher Herr bey uns logirt.

Bürg. Wir müssen ihn nur auch nach Würden empfangen.

Fr. St. Sabinchen, laß die Kinder weiß anziehen. Ich will den Sperling herfschiden, der soll sie lehren Blumen streu'n, das ist jetzt Mode.

Bürg. Und ich will sogleich den Thürmer bestellen. Er kann ein wenig die Trompet

blasen. Wenn der Fremde zum Thore herein fährt, so soll er blasen, was die Lunge nur halten will.

Hr. St. Find' ich nur den Sperling, er ist capabel noch Verse zu machen.

Bürg. Suche der Herr Bruder ihn auf; und die Frau Mutter, nebst Zungfer Tochter verrüthen sich in die Küche, baden, kochen, siedeln, braten. Heute wird nicht von Zinn gespeist, sondern von Zayance. Was von Silber im Hause ist, muß auf den Tisch. Meine silberne Tabatsdose kann als Salzfaß gebraucht werden. — Das große Deckelglas mit meinem verjaganten Namen wird vor den Fremden gestellt. Kein schwarzes Brod, lauter Semmeln. Zwei Plätschen von meinem köstlichen Raumburger. Ein Kalbstopf mit einem vergoldeten Lorbeerblatt im Maule. Eine Pastete mit Morcheln und eine gebratene Gans mit Borsdorfer Äpfeln.

D. Se. Excellenz sollen wissen, daß wir auch verstehen, was dazu gehört.

Hr. St. Und was das Nöthigen betrifft, da verlaß dich auf mich. Ich will ihn nöthigen, so lange noch ein Bissen hinein geht. Er soll einen Knopf nach dem andern von der Weste springen lassen.

Bürg. Das thue die Frau Mutter. Komme der Herr Bruder. Jeder verrichte das Seine, zu Ehr' und Ruhm unserer guten Stadt Strähwinkel. (Ab mit Herrn Staar.)

b. Die Frauen rüsten sich zum Empfang des Gastes.

Frau Brendel. Da bin ich, liebwerteste Frau Mühme. Ich bin gelaufen, ich habe keinen Athem mehr — ich war eben erst bey meiner siebenten Tasse Kaffee, aber ich habe alles sehn und liegen lassen —

Frau Staar. Sehr verbunden, hochgeschätzte Frau Mühme. Wissen Sie schon —

Hr. Br. Ach, ich weiß alles! Meine Magd war im Fleischscharen, da hat der Fleischer erzählt, sein Nachbar, der Leineweber, habe gehört, wie der Rathsbote zu seiner Tochter gesagt hat: Miese, hat er gesagt, draußen im Steinbruche liegen ein paar Grafen, die haben Arme und Beine gebrochen und werden gleich hier sehn. Der Thürmer wird blasen, die Kinder werden Blumen streuen, der Magistrat in corpore wird ihnen entgegen ziehn, und die Glocken werden geläutet.

Hr. St. Es ist nur Einer, Frau Mühme, nur Einer liegt draußen im Steinbruch, vermuthlich ein vornehmer Herr. Bey uns wird er logiren. Der Minister hat selber geschrieben, und hat meinen Sohn um Gotteswillen gebeten. Nun können Sie denken, Frau Mühme, was für ein Humor hier im Hause ist. Und alles liegt auf mir! Alles auf mir! —

Frau Morgenroth. Gehorsame Dienerin, meine theuerste Frau Mühme! sehn Sie nur, wie ich schaffir bin. Ich komme doch nicht zu spät? Mit Erlaubniß zu reden, ich war fast noch im Hemde, singe mein Morgenlied und kämme den Wops. Beym dritten Vers stürzt Ihre Magd herein, je du mein Gott! ich denke, das Haus brennt. Da bin ich aufgesprungen, der Wops ist mir vom Schooße gefallen, das Gesangbuch in die Kohlpfanne, wo ich meinen Kaffee wärmte, der Kaffee ist in die Kohlen geflossen, und von dem Liebe: Wach auf mein Herz und singel! sind zwey Verse verbrannt.

Hr. St. Ich bedaure unendlich, werthgeschätzte Frau Mühme —

Hr. Morg. Hat nichts zu bedeuten. Ich weiß schon alles. Draußen im Steinbruche liegen drei oder vier Prinzen. Der eine ist todt, der andere schnappt nur noch ein bißchen. Der Rutscher hat den Hals gebrochen und die Pferde strecken alle Biere von sich. Der Herr Amts-Advocat Balg ist mir auf der Straße begegnet, der hat es von seiner Köchin, die weiß es von der Frau Lotterie-Inspectorin, der hat ihres Mannes Barbier alles umständlich erzählt.

Hr. St. Nun, nun, so gar gefährlich ist es doch nicht. Vor einer kleinen Weile kam ein Bauer von Nabendorf —

Hr. Br. Ich weiß, der hat einen harten Thaler zum Trintgeld bekommen.

Hr. Morg. Nicht doch, Frau Gevatterin, ein Louis'dor soll's gewesen sehn.

Hr. St. Der war gelaufen, was er konnte —

Hr. Br. Er soll das Milzstechen bekommen haben.

Hr. Morg. Auch Nasenbluten.

Hr. St. Ein vornehmer Herr hat den Wagen gebrochen —

Hr. Br. Ein Graf —

Hr. Morg. Etliche Prinzen.

Hr. St. Das wissen wir noch nicht. Vornehm muß er sehn, denn er logirt nicht in der goldenen Kafe, sondern bey uns, auf ausdrückliches hohes Begehren. Nun, da mein Sohn, der Bürgermeister, auch Oberälteste, die Erste Person in der Stadt gleichsam repräsentirt, so begreifen Sie wohl, liebwerteste Frau Mühmen, daß er seinem Range Ehre machen muß.

Hr. Br. Ein Schmaus auf dem Rathhause —

Hr. Morg. Ein Tanz auf der Schützengilde.

Hr. St. Morgen ist das große Fest, wie Sie wissen.

Fr. Br. Ach ja, das Weib, das vor neun Jahren die Kuh stahl —

Fr. Morg. Morgen steht sie am Pranger. Ich freue mich ungemein darauf.

Fr. Br. Ich habe mir eine ganz neue Roberonde dazu machen lassen.

Fr. St. Da ist nun ohnehin schon allerlei zu dieser Feierlichkeit veranstaltet. ^{Aber} heute ruht die Ehre der Stadt auf uns allein; heute müssen wir tractiren, und das wollen wir denn auch mit Gottes Hilfe. Die Tische sollen sich biegen unter Gottes Segen. Meine werthgeschätzten Frau Mühmen sind auch dazu eingeladen.

Fr. Br. Ist mir eine große Ehre —

Fr. Morg. Werde nicht ermangeln.

Fr. St. Nun wünscht' ich aber doch den fremden Herrn mit den Honoratioren unserer Stadt bekannt zu machen. Da hab' ich mir denn nun Ihren guten Rath erbitten wollen, wer etwa noch einzuladen wäre?

Fr. Br. (nachdenkend). Je nun, ich dächte —

Fr. Morg. Sie könnten etwa —

Fr. Br. Den Herrn Geleits- und Land-Accis-Commiffarius Kropf —

Fr. St. Nein, Frau Mühme, der hat neulich an seiner Mutter Geburtstag einen Schmaus gegeben, und hat uns nicht dazu gebeten.

Fr. Br. Ah so!

Fr. Morg. Etwa den Herrn Supernumerarius-Kentkammerfchreiber Wittmann?

Fr. Br. Nein, Frau Mühme, mein seliger Mann hatte einen Prozeß mit seinem Schwiegervater wegen einer Dachrinne.

Fr. Morg. Ah, das ist ein andres.

Fr. St. Ich denke, den Herrn General-Postgüterbeschauer Holbein!

Fr. Morg. Um Gotteswillen nicht, Frau Mühme! der hat eine unansprechliche Frau! fast alle Sonntage ein neues Kleid. Das rauscht an den Kirchenstühlen vorüber —

Fr. Br. Das trägt die Nase so hoch —

Fr. Morg. Und man kennt sie doch noch recht gut —

Fr. Br. Ja wohl, wie sie das graue Leibchen mit der Schütze trug.

Fr. Morg. Man munkelt auch allerlei, woher sie es nimmt.

Fr. Br. Nein, da möcht' ich lieber den Herrn Kreis-, Trank-, Schock- und Quatembersteuer-, auch Impost-Einnehmer Kunkel vorschlagen.

Fr. St. Mit dem bleiben Sie mir vom Leibe, Frau Mühme; der ist ein Grobian! Glauben Sie wohl, daß er uns ordentlich besucht hat? Der Naseweis! eine Karte hat er abgegeben, eine Visitenkarte. — Eher könnte man den Herrn Floß-Stras-Befehlshaber Weidenbaum bitten.

Fr. Br. Ja nicht, Frau Mühme, um's Himmelswillen nicht! Sie wissen doch, daß der böse Mensch dreimal mit meines Schwagers Stieftochter gesprochen hat, und daß er sie folglich heirathen wollte? Nun ist er weggeblieben und hat das arme Mädchen in's Gerede gebracht.

Fr. St. Ja du lieber Gott, wen sollen wir aber bitten?

Fr. Morg. Da kommt der Herr Vetter Sperling.

c. Olmers wird für den König gehalten.

Frau Staar. Nun, was sagen Sie, liebwertheste Frau Mühmen?

Frau Brendel. Mich hat er kaum angesehen.

Frau Morgenroth. Mit mir hat er kein Wort gesprochen.

Fr. St. Und mich hat er gar eine Madam genannt! Seht doch! Madam! Ich bin mit Gott und Ehren Frau Unter-Steuer-Einnehmerin und keine Madam.

Fr. Br. Er hätte doch fragen können, ob mein Mann schon lange todt wäre? oder so etwas dergleichen.

Fr. Morg. Wenn er sich doch nur nach meinen Kindern erkundigt hätte.

Fr. St. Mein Mann hat ihm doch deutlich genug gesagt: Frau Unter-Steuer-Einnehmerin; und dennoch hat er mich recht unverschämterweise zur Madam gemacht.

Fr. Morg. Was Lebensart heißt, muß er erst in Krähwinkel lernen.

Fr. Br. Ein hübscher Mann ist er.

Fr. St. Ja, aber gar nicht ein bischen steif. That er nicht, als ob er hier zu Hause wäre?

Fr. Morg. Recht, Frau Mühme, es mangelte ihm ganz die volle Verlegenheit.

Fr. Br. Feine Wäsche trägt er.

Fr. St. Aber keine Mandchetten.

Fr. Morg. Das Haar mag auch wohl vor acht Tagen zum letzten Male gepudert worden seyn.

Fr. St. Der Mensch kommt mir so bekannt vor. Es ist mir immer, als hätte ich

ihn schon irgendwo gesehen. — (Sich plötzlich besinnend und sehr heftig erschrocken.) Ah! Ah! mein Schwindel! ich falle in Ohnmacht!

Fr. Br. und Fr. Morg. (eilen ihr zu Hilfe). Was ist's, Frau Mutter?

Fr. St. Da, in meiner Tasche —

Fr. Br. Das Riechfläschchen?

Fr. St. Nein — nein — ein Bild — ein Bild —

Fr. Br. (hat unterdessen in ihrer Tasche gesucht). Nun ja, das ist eins. Es fehlt doch, das ist wahrhaftig der Fremde.

Fr. St. Zeigen Sie her. — So wahr ich eine arme Sünderin bin! Er ist's! Ich bin des Todes!

Fr. Br. Wer denn?

Fr. St. Ich kann nicht zu Athem kommen —

Fr. Br. Doch kein entsprungener Delinquent?

Fr. Morg. Wohl möglich. Man wird das Bild zu dem Steckbrief gelegt haben.

Fr. St. Es ist der König! Es ist der König!

Beide (schreien laut auf). Der König!

Fr. Br. Frau Gevatterin, mir wird schlimm — (Sie sinkt auf einen andern Stuhl.)

Fr. Morg. (eben so). Auch mir, theuerste Frau Gevatterin. (Alle drei stöhnen.)

Fr. St. Nein, das überleb' ich nicht — die hohe Ehre — die hohe Gnade — und die Vorhänge nicht gewaschen —

Fr. Br. Weiß es denn noch niemand in der Stadt?

Fr. St. Keine Christenseele.

Fr. Br. Ah! da muß ich ja eilen! Kommen Sie, Frau Gevatterin!

Fr. Morg. Ja doch, ja! es ist mir zwar wie Blei in die Füße gesunken — aber der König — die Vaterlandsliebe — kommen Sie! (Weibe ab.)

Fr. St. (allein). Ich bin ganz weg — thut nichts — nun mag mein Stündlein schlagen, wann es dem Himmel gefällt! Ja, nun will ich auch in Gottes Namen eine Madam sein, der König mag mich Madam nennen, so viel er will! — Horch, da oben geht er auf und nieder — man hört es doch gleich, es ist ein königlicher Schritt! — wenn ich nur von der Stelle könnte — wenn nur mein Sohn erst wüßte — daß er nicht gegen den Respect manquirt. —

Fr. St. Kommt ihr endlich? Seht, da sitz' ich, und wer weiß, ob ich in meinem Leben wieder aufstehe.

Bürgermeister. Was ist der Frau Mutter widerfahren?

Fr. St. Ich will es kurz machen — ich will reden — ich will das große Geheimniß von mir geben, — und dann in mein Kämmerlein gehn und mit lauter Stimme einen Lobpsalm singen!

Herr Staar. Was schwätzt die Frau Mutter?

Fr. St. Wo ist euer Gast?

Sperling. Er wird gleich herunter kommen.

Fr. St. Niemand bei ihm?

Bürg. Keine Seele. Die Sabine wollte bei ihm bleiben, aber ich jagte sie in die Küche.

Fr. St. Nun so lauft! rutscht auf euren Knien die Treppe hinauf! — Nielas! Nielas! der König ist in deinem Hause!

Bürg. und Hr. St. Wie? was?

Sperl. Der König?

Bürg. Mache mich die Frau Mutter nicht confus.

Fr. St. Ja, nun wird die Confusion erst recht angehn. Ganz Krähwinkel muß confus werden! Er ist da! sag' ich, er ist da! gleich dem großen Weltkönig, der auf einem Eselin rit, hat er dich erwählt, mein Sohn Nielas! in dein Haus ist er eingezogen, du glücklicher Bürgermeister auch Oberältester!

Bürg. Frau Mutter, ich bitte, sich zu expliciren, denn ich weiß schon nicht mehr, ob ich einen Kopf oder eine Windmühle auf dem Rumpfe trage.

Fr. St. Da! da ist unsers gnädigsten Königs Portrait! nun, da seht selbst! ist er's? oder ist er's nicht?

Bürg. Der Fremde, wie er leibt und lebt!

Hr. St. Wichtig!

Bürg. Aber woher weiß die Frau Mutter —?

Fr. St. Hab' ich vor vierzig Jahren nicht des Königs Großvater gesehen? und ist ihm der Entel nicht wie aus den Augen geschnitten? Ich sage dir, das ist sein Portrait und die geheiligte Person wandelt über unsern Köpfen.

Hr. St. Da haben wir's! er reist incognito.

Sperl. Der Landesvater im Steinbruche!

Bürg. Ach mein Gott! was ist nun anzufangen? Da muß ja die Bürgerwache mit der alten Trommel aufziehen.

Sperl. Und die Schützen-Compagnie mit der Fahne.

Hr. St. Und der Magistrat mit den Waisenkindern.

Hr. St. Ach! wenn das mein seliger Herr noch erlebt hätte!

Bürg. Aber ist es denn auch so recht gewiß?

Hr. St. Wie kann der Herr Bruder noch zweifeln? die Frau Mutter hat den Großvater selbst gesehen.

Sperl. Und das Portrait läßt sich doch auch nicht weg demonstriren.

Hr. St. Es ist der König, sag' ich dir!

Bürg. So muß mit allen Glocken geläutet werden, daß die Bürger zusammenlaufen.

Hr. St. Die Frau Mühmen sind schon hinaus.

Bürg. So brauchen wir keine Glocken. Aber eine Ehrenwache muß gleich vor das Haus.

Hr. St. Vor unser Haus! Wenn ich die Ehrenwache sehe, so rührt mich der Schlag.

Sperl. Da ist er.

Hr. St. (winnt sich aufzustehn). Ach Gott! Ach Gott!

Bürg. Ein Herz gefaßt.

Olmers. Ein recht bequemes Haus, lieber Herr Bürgermeister, und eine vortreffliche Aussicht. Ich hoffe, sehr frohe Stunden hier zu verleben.

Bürg. Allergnädigster König —

Olmers. Wie?

Hr. St. Ew. königl. Majestät —

Olmers. Was?

Sperl. Glorreichster Monarch —

Olm. Scherzen Sie mit mir?

Hr. St. Gelalbter des Herrn —

Olm. Wir haben doch heute nicht den sechsten Januar?

Bürg. Verbergen Sie sich nicht länger Ihren getreuen Untertanen!

Hr. St. Unsere Herzen brennen —

Sperl. Und lodern —

Hr. St. Und zerfließen —

Olm. Was haben Sie mit mir vor?

Bürg. Der Premierminister hat bereits halb und halb verrathen —

Olm. Mein Premierminister? (Für sich.) Ich werde doch nicht in's Tollhaus gerathen sein?

Magd. Draußen stehen zwei Männer. Sie sprechen, sie wären Deputirte von der Schützengilde, und wollten den König bewillkommen.

Bürg. Wollen Ew. Majestät allergnädigst erlauben?

Olm. Ei zum Heuler! was fällt Ihnen ein? Ich bin ja eben so wenig eine Majestät, als Ihr Nachwächter.

Bürg. Ach großer Gott! was wollen Allerhöchstdieselben länger leugnen? wir besitzen ja Derw unschätzbare's Vortrait.

Olm. Mein Portrait?

Hr. St. Hier ist es, großer König. (Sie überreicht es.)

Olm. Ja, es ist allerdings mein Portrait —

Bürg. Endlich! (Zu der Magd.) Die Deputation soll herein kommen, soll die Gnade haben, vorgelassen zu werden.

Olm. Um's Himmelswillen nicht! Sie machen mich zum Gespött: ich heiße Carl Olmers, und damit holla!

Hr. St. Lasse der Herr Bruder es gut seyn; Se. Majestät wollen nun einmal durchaus incognito bleiben.

Hr. St. Aber die Ehrenwache werden Allerhöchstdieselben doch nicht verschmähen?

Olm. Wenn Sie nicht bald aufhören, so brauch' ich allerdings eine Wache, denn ich werde verrückt. (Zu Sabine, welche eben herein tritt.) Ah, Mademoisell; gut, daß Sie kommen. Man will mich hier mit Gewalt zum König machen. Wie das zugeht, mag Gott wissen. König bin ich wahrlich nicht! Zu herrschen begeh' ich nirgends, als nur in einem Herzen. Erlang' ich aber diesen Wunsch, so beneid' ich auch keinen König. (Ab.)

Bürg. Man muß Se. Majestät begleiten. (Er will nach.)

Sabine (hält ihn auf). Lieber Vater, was soll das heißen? wie kommen Sie auf den Einfall?

Bärg. Naseweis! es ist unser König.

Sab. Gott bewahre! wer hat Ihnen das weißgemacht?

Fr. St. Weißgemacht?

Bärg. Hat die Frau Mutter nicht den Großvater gesehen?

Fr. St. Hat sie nicht das Portrait?

Fr. St. Von ihr selbst hab' ich es empfangen.

Sab. Ah! nun versteh' ich — ja lieber Gott, das war nur ein Scherz.

Alle. Ein Scherz?

Sab. Verzeihen Sie, liebe Großmutter —

Fr. St. Ich drehe dir den Hals um!

Sab. Kommt' ich das vermuthen —

Fr. St. Gottloses Kind! du wußtest also, wen das Portrait eigentlich vorstellt?

Sab. (sich etwas verlegen herausheffend). Nein — das wußte ich nicht —

Fr. St. Wie kamst du dazu?

Sab. Ich — ich hab' es gefunden.

Fr. St. Gefunden? wo? wie?

Sab. Als ich noch in der Residenz war — auf einem Spaziergange — im hohen

Grafe — ich steck' es in die Tasche, und hab' es vergessen bis auf den heutigen Tag. diesen Morgen herein trat?

Sab. Bärtlichkeit?

Fr. St. Ja ja, Ramsell, dir war Hören und Sehen vergangen.

Sperl. Ei, ei, Mademoiselle!

Sab. Ah, das kann ich Ihnen leicht erklären. Aufmerksamkeit war es. In den Zeitungen wurde ein verlornes Bild angezeigt. Da fiel mir das meinige wieder bey. Schnell zog ich es aus der Tasche, um es mit der Angabe zu vergleichen.

50. August Wilhelm Ziffand.

(1759—1814.)

Aus dem ländlichen Sittengemälde: Die Jäger. (1785.)

Der Oberförster Warberger, seine Frau, sein Sohn Anton und seine Nichte Friederike, sittlich strenge, ehrliche Menschen, werden mit der Familie von Jed, bestehend aus dem betrügerischen und boshaften Amtmann und seiner abgemühten Tochter Korbelchen, dergestalt in Verbindung gebracht, daß es auf eine Heirat zwischen Anton, der seine Waise liebt, und Korbelchen abgesehen ist. Anton's Eltern scheinen anfangs gegen den Plan nichts einzuwenden zu wollen. Als aber der Oberförster hinter die Betrügereien und Künste des Amtmanns und seiner Tochter kommt, empört sich seine ehrliche Natur, „die Bosheit wird entlarvt, die Unschuld siegt.“

a. Gespräch nach Tische zwischen Oberförster und Amtmann.

Oberförster. Nun, Herr Amtmann, jetzt sind wir allein. Sie wollten mir ja nach Ich etwas anvertrauen —

Amtmann. Das wollte ich. Allein dem Anschein nach ist meine gute Meinung überflüssig. — Die Frau Oberförsterin hat eine gewisse Idee gehabt, und nach Zuredung von meiner Seite hat meine Frau es sich gefallen lassen wollen, daß Ihr Anton meine Tochter heirate.

Oberf. Wenn Ihnen das Zureden sauer geworden ist, so thut mir es leid; denn aus der Heirat kann nichts werden, weil mein Sohn Friederiken zur Frau nehmen wird.

Amtm. So? Also hat meine Tochter recht gesehen? Die Frau Oberförsterin dachte vermuthlich —

Oberf. Links, und ihr Sohn rechts.

Amtm. Hm! Was so ein junger Mensch will oder nicht, darauf kommt es nicht allemal an.

Oberf. Aber hierbei denn doch wahrlich! Wenn er heiraten soll, so muß er beim Blig doch dabei sein!

Amtm. Wenn die Väter über die Zahl einig sind, welche den drei Nullen vorgelesen werden soll, so gibt sich das Übrige von selbst. Ich hätte ihm gewiß in Ansehung seines Dienstes ansehnliche Verbesserung verschafft, und

Oberf. Wenn Sie meinen Sohn glücklich machen können, so werden Sie es, auch wenn er Ihre Tochter nicht heiratet.

Amtm. Ja, o ja. — Nur —

Oberf. Dem Geschickten steht der Ungeschicktere nach. Das versteht sich. Zu leben hat mein Sohn. Um Reichthum habe ich Gott noch nie gebeten. — Indes! — (Er nimmt ein Glas.) Was Wohlsein! (Trinkt.)

Amtm. (kalt). Höflichen Dank.

Oberf. Apropos — bei den Diäten haben Sie mir 50 Thaler zu viel geschickt. Ihr Schreiber hat sie zurück bekommen.

Amtm. (mit viel Aufhebens). Das muß ein Irrthum von dem Menschen gewesen sein, denn ich —

Oberf. Freilich ein Irrthum. Das sagte ich gleich —

Amtm. Daß Sie nicht denken, als —

Oberf. Ich schickte es fort, ehe ich darüber dachte.

Amtm. Die Gedanken sind oft mancherlei — man lästert mich immer — Sie könnten glauben — als ob ich Sie — als ob ich den Weg der Erfassung —

Oberf. Bewahre! Etwas kaufen zu wollen, das keinen Preis hat, dazu sind Sie zu vernünftig, und zu sparsam, um 50 Thaler wegzuworfen.

Amtm. O, ich habe so viele Feinde, nicht Einen Freund, der es redlich mit mir meinte —

Oberf. Das ist Ihre eigne Schuld. Das macht — — Nun ein Glas! Es ist ein reiner Wein, ein guter Wein, macht fröhlich und öffnet das Herz. Mir ist so zu Sinne. — Ist Ihnen auch so — so sprechen wir jetzt wohl ein Wort mehr als sonst!

Amtm. Ja — wie so?

Oberf. Sehen Sie — was wir einer von dem andern halten, wissen wir. Aber weß das Herz voll ist — Sie kennen das Sprichwort — nun und ein Glas Wein löset die Zunge. Allein sind wir jetzt — sagen Sie, was Sie gegen mich auf dem Herzen haben; ich will's auch so machen. Wer weiß, kommen wir nicht näher zusammen! Die Geschäfte gehen denn doch besser, wenn wir einig sind, und das sind wir dem Fürsten und den Unterthanen schuldig.

Amtm. Lieber Mann! Einigkeit ist ja mein täglicher Wunsch. Ich biete hiermit die erste Hand zur Freundschaft.

Oberf. Wollen Sie, wie ich will? — Hand in Hand! — alte deutsche Treue!

Amtm. (schlägt ein). Und reciprokes Verständniß, amicable Behandlung.

Oberf. Alles, was ich Ehrliches vermag, ohne ausländische Worte voraus!

Amtm. Kann ich mich Ihnen anvertrauen?

Oberf. Das kann jedermann.

Amtm. Können Sie von Grillen abgehen?

Oberf. Die Hand darauf; wenn Sie mir eine Grille beweisen, so kassire ich sie.

Amtm. Scharmant. Sie sollen einen dankbaren Mann an mir finden.

Oberf. Herr Amtmann — wenn es möglich wäre — wenn ich Sie so in manchen Stücken ändern könnte — Nun — trinken wir noch ein Glas? Nehmen Sie — stoßen Sie an — (Sie stoßen an.) auf eine gute Stunde für uns beide! (Sie trinken.) Auf eine gesegnete Stunde! (Er schlägt ihn auf die Schulter.)

Amtm. Will's Gott!

Oberf. Der Wein erfreut des Menschen Herz!

Amtm. Nun ja!

Oberf. Der Wein schafft gute Menschen. Öffne, treuherzige Menschen. Nun gehen Sie vom Plaze und reden Sie zum Besten. Ich höre und will alles, was gut ist. Nun reden Sie!

Amtm. Guter Mann —

Oberf. Halten Sie mich dafür?

Amtm. O, ich ästimire Sie so —

Oberf. Nur weiter.

Amtm. Sehen Sie, Luxus — Bedürfnisse aller Art sind gestiegen —

Oberf. Ich steige nicht mit.

Amtm. Sie sind — gleichsam ein Landmann —

Oberf. Sie sollten das auch sein.

Amtm. Ich bin eine obrigkeitliche Person; ich muß doch Figur machen.

Oberf. Wenn jedermann Vertrauen und Liebe zu Ihnen hat, so machen Sie in Gottes Namen die wahre Figur.

Amtm. Man hat Kinder, denen man etwas nachlassen will —

Oberf. Etwas. Zu viel ist ungesund.

Amtm. Bis man zu einem einträglichen Posten gelangt, kostet es Aufwand von aller Art.

Oberf. Das verstehe ich nicht.

Amtm. Das muß wieder herausgebracht werden. Mit den Herren in der Stadt ist das eine eigne Sache; wer nicht helfen kann, kann schaden. Darum muß solchen Herren alles

an Gebote stehen. Spielpartie — Bälle — Logis auf viele Wochen, für Herren, Bediente, Jäger, Postzug und Hunde. Woher nehmen? Da kann die Besoldung nicht zulangen.

Oberf. Das ist begreiflich.

Amtm. Genuß der Welt ist nur für die feinem Geschöpfe. Ob —

Oberf. Herr Amtmann, der ehrlichste Mann ist der feinste Mann!

Amtm. Freilich, freilich! — Aber wer nichts bedarf, als Essen und Schlaf, dem kann nichts daran liegen, ob er etwas mehr oder weniger trägt, und so wird dann denen geholfen, die eigentlich Mangel ohne Genuß fühlen.

Oberf. Was heißt das? Wer sind die, welche nichts bedürfen, als Essen und Schlaf.

Amtm. Die Bauern.

Oberf. Verderben Sie mir den Wein nicht.

Amtm. Im Gegentheil, lieber Freund — Nun noch ein Glas — (Er bringt ihm ein Glas auf und nimmt selbst eins.) Allons!

Oberf. Ja — die Bauern! Sie sollen leben!

Amtm. Natürlich!

Oberf. Mit Freuden essen und ruhig schlafen. (Er trinkt.)

Amtm. Wir wollen aber auch leben! (Er trinkt.)

Oberf. Nach Verdienst!

Amtm. Nach Verdienst, recht so! — Ja ja — Verdienst, Verdienst! das ist das wahre Wort. Wenn Sie nur auf dem Punkte die Grillen ablegen wollten!

Oberf. Ein Mann ein Wort, Grillen kassire ich.

Amtm. Nun — auf Kassirung der Grillen!

Oberf. Ich trinke nicht mehr. Nun?

Amtm. Sehen Sie, wenn Sie zur rechten Zeit weniger scrupulös sein wollten, so könnten es die Bauern erst recht gut haben.

Oberf. Wahrhaftig? Da bin ich. Ich will mich fügen. Sagen Sie, was kann ich thun, daß den Leuten die Last leichter wird? Was kann ich ändern? — Ich will alles — reden Sie.

Amtm. Nun — das ist ja ein köstlicher Augenblick. Sehen Sie, wenn Sie mich in meinem Verfahren durch Widersprüche nicht so schikaniren — nun — nur einen Augenblick Geduld — so kann ich manchmal den armen Teufeln durch die Finger sehen. Damit ich nun nichts verliere, indem ich den Menschen nachsehe — was wäre da zu thun? he?

Oberf. Das will ich hören.

Amtm. Ja, das gibt sich von selbst, und hätte sich längst geben können. Sehen Sie, ein Baum — ich will sagen so ein — so genannter Holländer Baum — Sie verstehen mich —

Oberf. Ein Baum, den die Holländer zu Schiffsbauholz kaufen —

Amtm. Ganz recht.

Oberf. Nun?

Amtm. Nun, lieber alter Jäger vor dem Herrn, so ein Baum mit seinen Ästen, Zweigen und Wurzeln ist doch kein lebendiger Mensch?

Oberf. Freilich nicht.

Amtm. Wenn er umgehauen ist, liegt er da und hat nichts empfunden. Wenn er verkauft ist, Schuh für Schuh — macht es ein artig Sämmchen. Wenn aber mehrere der hochstämmigen Narren umgehauen und verkauft sind, macht es eine reputirliche Summe aus. Ha ha ha! (Er greift dem Oberförster Kieselnd in die Seiten.) Nicht wahr?

Oberf. (kalt.) Ich bin nicht kitzlich. Weiter.

Amtm. Nun — so eine Summe nun, für alte Bäume, angelegt, wohl verwaltet, die kann alte ehrliche Diener warm halten, die lieben Kinder gegen alle Ereignisse decken, und so, besser reblicher Freund, kann man es der Menschheit leichter machen, wenn man die Art ein bißchen mehr und öfter an der Wurzel spielen läßt. Verstanden?

Oberf. Nicht ganz.

Amtm. Von jedem Gewinn die Hälfte Ihre! Dagegen bekomme ich erforderlichen Falls Ihr Zeugniß, wie ich es jedesmal vorschreibe.

Oberf. Daß dich alle Wetter! Den Teufel auf Ihren Kopf sollen Sie bekommen! Was unterstehen Sie sich? Mir das zu sagen — in meinem Hause? Mir?

Amtm. Nun, Herr Oberförster?

Oberf. Tausend Sapperment! In Ihrer Amtsstube, wo die heilige Gerechtigkeit blinde Kuh spielt, mögen Sie Ihren Bauern so rechts links machen; aber wenn Sie einen alten treuen Diener des Fürsten zum Schurken machen wollen, so soll Ihnen — Herr! wenn Gastrecht nicht wäre, so lägen Sie jetzt Hals über Kopf auf der Treppe.

Amtm. Was ist das?

Oberf. Rudolph — he, Rudolph!

Amtm. Der Wein ist Ihnen in den Kopf gestiegen. Sie sind auf meine Ehre betrunken.

Oberf. Ihr seid ein armer Schelm, daß Ihr dahin flüchtet! Ein bißchen rascher geht es wohl nach einem Glase Wein, aber auf der geraden Linie stehe und gehe ich fest! Trotz geboten sei Ihm auf sein Lebtag, daß ich Ihm nie auf krummen Wegen begegnen werde! Nennt mich bei Euren Monatsgästen einen groben Mann — das wird jeder glauben, sobald er hört, daß ich mit Euch gesprochen habe. Nennt mich einen Trunkenbold, oder einen Schurken, so gibt es Leute, die Euch das Nein handgreiflich beantworten werden.

Amtm. Ich habe gesagt, was ich wollte; so waren wir ohne Zeugen.

Oberf. Ich werde es nie vorrücken — (ergrimmt) denn ich schäme mich, daß mir so etwas hat gesagt werden können.

Amtm. Diese Grobheit kann ich vergelten.

Oberf. Pah! Armer Vergelter — Rudolph!

Rudolph. Herr Oberförster!

Oberf. Der Schulze soll kommen. (Rudolph geht.)

Amtm. Mich erst treuherzig zu machen, und hernach —

Oberf. Treuherzig? Wer kann das?

Amtm. Schon gut. Aber — (will gehen).

Oberf. Halt!

Amtm. Kein Wort mehr. (Geht.)

Oberf. Für mich keine Spibe. Wir haben von Dienstsachen zu reden. Sie wollen für tausend Thaler Holz aus dem Gemeindewald hauen lassen?

Amtm. Ja.

Oberf. Das kann nicht sein, und soll nicht sein!

Amtm. Die Gemeinde hat Schulden, es muß sein!

b. Anton ist angeklagt, den Jäger Matthes getödtet zu haben. Schluß.

Oberf. (ernst und mit Muth. Er verbeugt sich gegen den Amtmann).

Amtm. Da ist ja der Herr Oberförster! Ihr Diener. Ja — als wir uns das letzte Mal sahen, wer hätte damals denken sollen, daß so ein horribler Exceß vorkommen könnte! Du lieber Gott!

Pastor. Mein redlicher Freund! (Er nimmt seine Hand.)

Oberf. (zum Pastor). Was macht er?

Pastor (zuckt die Achseln).

Amtm. Lieber Gott, wenn es erst einmal so weit hin ist — was will man in solchen Umständen von dergleichen armen Menschen erwarten — Wehklagen — Wimmern — Angst —

Oberf. Ja! (Er sieht den Amtmann an.) das ist eben die Frage — (zum Pastor) das möchte ich wissen.

Amtm. Was?

Pastor. Was meinen Sie?

Oberf. Ob er wehlagt und wimmert?

Amtm. Natürlich ist zu glauben, daß bei einem so schweren begangenen Verbrechen, als das ist —

Oberf. Der gutherzige Mörder wehlagt im Gefängniß; das gebe ich zu. Der unschuldig Angeklagte — erwartet seinen Retter, und wimmert nicht.

Amtm. Du mein Gott, ich muß mich über Sie wundern.

Oberf. (steht ihn an).

Pastor. Weßhalb, Herr Amtmann?

Amtm. Ein Vater — freilich — ein Vater stattirt sich gern.

Oberf. (ernst). Das will ich wahrhaftig nicht.

Amtm. Ist auch vernünftig. Denn — wer kann bei den vorliegenden Umständen noch an Unschuld denken?

Oberf. Der Vater!

Amtm. Ein Vaterherz freilich — das jammert, und —

Oberf. Ich jammere nicht sehr.

Amtm. Nun, das ist räsonnabel. — Aber setzen Sie Sich —

Oberf. Nicht nöthig —

Amtm. Ach, wer wird da Umstände machen! Setzen Sie Sich; Sie werden es doch auch in den Knieen spüren — das große Unglück.

Oberf. (auf das Herz deutend). Hier ist Vertrauen, und so achte ich der Muthigkeit nicht.

Amtm. Thun Sie Sich nicht Gewalt an; man leidet hernach nur um so peinlicher.

Oberf. Ich will Ihnen die ganze Inquisition erleichtern.
 Amtm. Wie das?
 Oberf. Kann ich meinen Sohn sprechen?
 Amtm. Wie? Sie meinen —
 Oberf. Ob ich meinen Sohn sprechen kann?
 Amtm. Er — das sollte ja wohl angehen — in meiner Gegenwart, versteht sich.
 Oberf. Versteht sich.
 Amtm. Aber wozu soll das helfen?
 Pastor. Diese Erschütterung —
 Oberf. Ich werde dann wissen, woran ich bin.
 Amtm. Sie dürfen sonst auch nur das erste Verhör lesen, so werden Sie hinlänglich —
 Oberf. Das kann mir nichts helfen. Ich muß auf seinem Gesichte lesen.
 Amtm. Was wird daraus erhellen?
 Oberf. Leben oder Tod.
 Amtm. Vergleichene Merkmale sind trügerlich —
 Oberf. Sagt er mir in's Gesicht, daß er unschuldig ist — so ist er es auch. Ist er
 ein Mörder — so gesteht er es mir. Er kann nicht lügen.
 Amtm. Wenn er Ihnen auch seine Unschuld behauptet —
 dann muß ich Himmel und Erde bewegen, daß man den Beweis seiner Unschuld abwartet;
 Amtm. Ja hu mein Gott — das lautet ganz gut —
 Oberf. Dann hoffe ich von meinem menschlichen Fürsten zu erlangen, daß das Abwarten
 befohlen werde. Gestehet er seine Schuld — nun, so mag dann das Schwert fallen, daß er
 und ich und seine Mutter schnell zu Ende gehen. Kommen Sie.
 Amtm. Herr Oberförster.
 Oberf. Leben oder Tod — ich will mein Urtheil wissen!
 Amtm. Er kann ja daher gebracht werden.
 Oberf. Ich will keine Mühe machen —
 Amtm. Wozu wollen Sie Sich eine Alteration verursachen? Das Gefängniß —
 Oberf. Das gehört zur Sache.
 Amtm. Die Ketten —
 Oberf. (heftig.) Was? In Ketten? — (Er faßt sich.) Ganz recht! das muß sein. (Er
 rechnet unwillkürlich das Auge und sagt etwas weich:) Sei'n Sie denn so gut, ihn kommen zu lassen.
 Amtm. Das will ich denn auf Ihr Verlangen bewerkstelligen. — Sie sehen übrigens,
 daß ich ohne allen bösen Willen bin. (Geht ab.)
 Oberf. Desto besser für Sie.

Oberf. (geht nach dem Stuble und stillt sich auf die Lehne. Er seufzt tief).
 Pastor. Gott erhalte Ihre Fassung!
 Oberf. (sieht in die Höhe).
 Pastor. Ich billige ganz Ihr Verfahren.
 Oberf. (schlägt die Hände zusammen).
 Pastor. Dabei halte ich es für meine Pflicht, Sie zu bitten — wenn das anders mög-
 lich ist — Sich auf das Traurigste zu bereiten.
 Oberf. Mein Gott — — mein Gott! (Er setzt sich entkräftet. Pause.)
 Pastor. Und wenn es Ihr hartes Loos sein sollte — das Traurigste zu hören —
 Oberf. (hält das Tuch vor die Augen, seine Brust erhebt sich von Schlägen).
 Pastor. Dann bleibt Ihnen ein Freund, der dem Rest Ihrer Tage sein Leben widmet. —
 Oberf. (reicht ihm die Hand).
 Pastor. Geduld dann! — Lang kann die Bahn Ihres Jammers nicht mehr sein.
 Oberf. Das weiß ich; (sieht auf) das ist auch der beste Trost.
 Pastor. In diesem schlimmen Falle hat man mir freilich auf gewisse Weise eine Aus-
 sicht auf Hilfe eröffnet —
 Oberf. Wer?
 Pastor. Der Amtmann —
 Oberf. Was will er?
 Pastor. Wenn Anton seine Tochter heiraten wollte —
 Oberf. Das thut er nicht, und —
 Pastor. Wenn Sie in den Dienstgeschäften —
 Oberf. Nichts! — Ist mein Sohn ein Mörder, so wird er selbst sein Recht verlangen.
 Pastor. Es war indeß meine Schuldigkeit, Ihnen alles zu sagen, was zur Rettung
 führen könnte —

Oberf. Lieber Pastor — wenn ein Mensch mit einem Mord auf der Seele, niederträchtig seinen Athem erkaufte, kann man das Leben nennen?

Vorige. Amtmann. Anton. Vier Bauern mit Gewehr in der Hand.

Oberf. (in einem Nistgen von Schmerz, Liebe und Festigkeit). Halt! dort bleib'!

Anton (bleibt auf der Mitte des Weges zu dem Vater betroffenen stehen). Guter — armer — lieber Vater!

Oberf. Alles war einig. (Heftig.) Deine Hochzeit sollte in acht Tagen sein. Aber Du hörtest nicht, ließt wie ein unfeindlicher Mensch von deinen Eltern weg. Ungehorsamer Mensch!

Amtm. (besänftigend). Herr Oberförster — (Zu den Bauern.) Geht nur hinaus! (Die Bauern geben.)

Oberf. Nein!

Amtm. Bleibt vor der Thür.

Oberf. Bleibt hier, Nachbar — (Die Bauern sehen sich in der Thür um.) Kommt herein — Sie erlauben es — (Die Bauern treten näher.) Seid Zeugen zwischen mir und meinem Sohne. Anton, ich frage Dich vor diesen ehrlichen Männern — vor diesem Freunde — (auf den Vater deutend), der Dich zum guten Menschen gebildet hat, ich, Dein Vater, der Dir Wahrheit und Gehorsam zur Pflicht gemacht hat — ich, von dem Du nie ein unwahres Wort gehört hast — ich frage Dich jetzt — einst wird Gott Dich fragen — bist Du ein Mörder oder bist Du unschuldig?

Anton. Ja —

Oberf. Eile nicht, daß nicht Dein Verderben auch eile. Antworte, die Hand auf's Herz — Dein Auge auf mein Auge angelegt — Warte — (Pause.) Seht ihm alle in's Gesicht — So! nun antworte in Gottes Namen.

Anton (die Hand auf's Herz, Auge in Auge mit dem Vater). Ich bin unschuldig und kein Mörder!

Oberf. (im Begriff auf ihn zuzugehen, hält er inne). Du bist unschuldig?

Anton. So wahr —

Oberf. Wort ist genug. (Er stützt ihn in die Arme.) Ich vergebe Deinem Ungehorsam —

Anton. Vater — lieber ehrlicher Vater — (Er kniet nieder.)

Oberf. Ich segne Dich, mein Sohn! (Hebt ihn auf und sieht ihn starr an.) Geh' in Dein Gefängniß — sei getroßt — Deine Unschuld wird an den Tag kommen — traure nicht. Dein Gewissen und unser aller Liebe und Gebet geleiten Dich und werden Dich aufrecht halten. — Die Landstraßen müssen sicher — die Gerechtigkeit muß gehandhabt sein. — Geh' in Dein ehrliches Gefängniß — Deine Ketten können nicht schwer sein, wenn Dein Herz leicht ist. (Er küßt ihn heftig.) Geh' mit Gott, Anton. (Er macht sich los. Anton behält seine eine Hand.)

Anton. Was macht meine arme Mutter?

Oberf. Nun kann ich ihr Trost bringen.

Anton. Friedrike — ach Friedrike!

Oberf. Ich sage Dir, Du wirst sie wieder sehen! — Herr Amtmann — thun Sie, was Ihres Amtes ist. Ich bin nun ganz beruhigt.

Amtm. Das Zeugniß des Sterbenden —

Oberf. Warum soll ein lebendiger ehrlicher Kerl nicht mehr gelten, als ein sterbender Schurke.

Vorige. Schulze und Rudolph den Amtsschreiber in der Mitte.

Rudolph. Herr Oberförster, um Gottes willen —

Schulze. Herr Oberförster — Herr Amtmann — ach, ich kann vor Freude nicht sprechen —

Amtm. Was gibt's, Herr Amtsschreiber?

Amtsschr. Wichtige Dinge.

Rudolph. Ei, es kommen mehr Leute, die hierher gehören. (Er läuft fort.) Ich gehe ihnen entgegen.

Amtm. Ein Tumult — (Zu den Bauern) Ihr Leute —

Schulze. Ist alles nicht mehr nöthig —

Oberf. Ich stehe für den Gefangenen — es gehe, wie es wolle. Redet, Leute —

Pastor. Was ist vorgefallen?

Schulze. Matthes kommt mit dem Leben davon —

Amtsschr. Der alte Fritz hat den Matthes verwundet — der Herr Förster ist unschuldig — der Herr Förster ist unschuldig!

Oberf. Anton?

Pastor. Was?

Anton. Seht Ihr's nun? Ich bin unschuldig. — Seht Ihr es?

Amtsch. Wie der alte Fritz hörte, daß man den Herrn Förster beschuldigte, ist er nachgetommen und hat sich dem Schulzen selbst eingeliefert.

Schulze. Ich habe ein Protokoll vor Zeugen aufgenommen. Da hier ist es. (Er reicht es dem Amtm.)

Amtm. (liest darin).

Amtsch. Matthes ist dem alten Fritz unterwegs begegnet, hat ihn gereizt, darauf hat jener den Matthes verwundet. Matthes hat sich von der starken Verblutung erholt, die Wunde ist nicht tödlich, und sein Geständniß bestätigt alles.

Amtm. Das ist erstaunlich —

Oberf. Er hat die Wahrheit gesprochen. — (Er stützt auf Anton zu.) Gott sei gelobt!

Anton. Vater — lieber Vater!

Oberf. O mein Sohn! Anton, Anton, mein einziger Sohn! — Fort zu der Mutter —

Amtm. Halt! Einen Augenblick nur. Ich weiß doch nicht, ob alles —

Amtsch. Alles wahr —

Schulze. Wahr, überwahr!

Amtsch. Mit allen Formalitäten erwiesen. In fidem, Herr Amtmann.

Oberf. Nehmt ihn gefangen, ihn und mich und meine ganze Familie dazu. — Wir wollen zu Gottes Ehre und Herrlichkeit jubeln in den alten Mauern, daß jeder, der ein Herz in der Brust hat, bitten und stehen muß. — Fort — sperrt mich mit hin zu dem Glückseligen.

Amtm. Wenn's denn so ist — —

Schulze. Ja, ja, ja!

Anton. So wahr Gott lebt, so ist es!

Amtsch. Allerdings!

Amtm. Und — da es denn so ist, so gratulire ich und wünsche —

Oberf. Wünschen? — Mein Einziger, ich halte Dich in meinen Armen — seht doch, wie reich ich bin — was kann man mir wünschen, was ich nicht habe?

Friedrike (läuft außer Athem auf Anton zu). Ach — ach!

Anton (sängt sie auf). Friedrike! — Friedrike! — schlag' auf Deine Augen — ich bin kein Mörder! Friedrike, höre mich — ich bin kein Mörder!

Vorige. Die Oberförsterin von Rudolph geführt.

Oberförsterin. Mein Sohn — mein Sohn! Anton!

Pastor (ibr entgegen, führt sie herein; sie umarmt Anton von der andern Seite).

Anton. Mutter!

Oberf. Nimm mir, Gott, Haus und Hof — nimm mir alles — nur laß mich die Menschen noch eine Weile so glücklich beisammen sehen.

Amtm. So will ich denn die Kutsche bestellen. (Geht ab.)

Ein Bauer. Gott erhalte Ihn, Herr Oberförster!

Ein anderer. Seht, wie sie weint, die arme Frau!

Alle. Die guten Menschen! die braven Leute!

Amtsch. (hat vorher geklingelt und einem Bedienten etwas gesagt. Jetzt tritt ein Bauer ein und nimmt Anton die Ketten ab).

Friedrike (umarmt ihn von der Seite). Nein, ich lasse Dich nicht mehr von meiner Seite — aus meinen Armen reißt Dich niemand mehr!

Oberförsterin. Sehe ich Dich wieder? — Bist Du unschuldig? — Ist er unschuldig — —

Alle. Ja.

Oberf. Gott sei gelobt, ja!

Oberförsterin. Ach, wie ist mir zu Muth! — Ich zittere vor Freude und Mattigkeit —

Oberf. Gott segne uns und Euch und alle Welt! (Rasch.) Herr Amtmann — Wo ist er? Fort! Nun — Gott segne jeden, der sich noch schämen kann — Gott segne und besfre ihn! — Für den alten Fritz will ich bitten — betteln — Mein Sohn ist unschuldig — den Schuldigen muß ich retten, und dazu wird Gott helfen! Und nun fort — fort — Dürfen wir gehen, Herr Amtschreiber?

Amtsch. Ja, wenn Sie wollen.

Oberf. Kommt! (Er führt die Frau.) Anton, stütze Deine Mutter — Friedrike — nimm Deinen Mann gefangen — Herr Pastor — führen Sie uns zum geeigneten Eingange in die Hüfte des Friedens. Herr Schulze — komm Er mit zum großen Dankfeste, welches Er bereitet hat. Und wer Freude hat an unserm Glücke — Ihr alle, die Ihr Gott dankt mit Wasser im Auge — kommt in acht Tagen auf das Hochzeitsfest der jungen Leute; dann wollen wir sagen und singen: Zwanzig Jahr wie heute! (Sie gehen.)

51. Joh. Karl August Musäus.

(1735—1787.)

Legende von Rübzahl.

(Wellsmärchen der Deutschen, 1782—1786.)

Auf den oft und matt besungenen Sudeten, dem Barnaz der Schlesier, hauset in friedlicher Eintracht, neben Apollo und seinen neun Musen, der berufene Berggeist, Rübzahl genannt, der das Riesengebirge traum berühmter gemacht hat, als die schlesischen Dichter allzumal. Dieser Fürst der Gnomen besitzt zwar auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von wenig Meilen im Umfang, mit einer Kette von Bergen umschlossen, und theilt dieß Eigenthum noch mit zwei mächtigen Monarchen, die sein Condominium nicht einmal anerkennen. Aber wenige Lachter unter der urbaren Erdrinde hebt seine Alleinherrschaft an, die kein Partagetractat zu schmälern vermag, und erstreckt sich auf acht hundert sechzig Meilen in die Tiefe, bis zum Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdischen Starosten, seine weitgedehnten Provinzen in dem Abgründe zu durchkreuzen, die uner schöp flichen Schatzkammern edler Fäße und Flözzen zu beschaun, die Knappschafft der Gnomen zu mustern und in Arbeit zu setzen, theils um die Gewalt der Feuerströme im Eingeweide der Erde durch feste Dämme aufzuhalten, theils mineralische Dämpfe zu fassen, mit reichhaltigem Schwaden taubes Gestein zu befruchten und es in edles Erz zu verwandeln. Zuweilen entschlägt er sich aller unterirdischen Regierungsjorgen, erhebt sich zur Erholung auf die Grenzfesten seines Gebietes, und hat sein Wesen auf dem Riesengebirge, treibt da Spiel und Sport mit den Menschenkindern, wie ein froher Übermüthler, der, um einmal zu lachen, seinen Nachbar zu Tode kitzelt.

Denn Freund Rübzahl, sollt' ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungesümm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmüthig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmüthig, edel und empfindsam; aber mit sich selbst in stetem Widerpruch; albern und weise, oft weich und hart in zwei Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam; nach der Stimmung, wie ihn Humor und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt.

Von Olim's Zeiten her, ehe noch Japhet's Nachkömmlinge soweit nordwärts gedrungen waren, daß sie diese Gegenden wirthbar machten, toste Rübzahl schon in dem wilden Gebirge, hetzte Bären und Auerochsen an einander, daß sie zusammen kämpften, oder scheuchte mit graulendem Getöse das schene Wild vor sich her, und stürzt' es von den steilen Felsentippen hinab in's tiefe Thal. Dieser Jagden müde, zog er wieder seine Ehrichsstraße durch die Regierung der Untervelt, und weilte da Jahrhundert, bis ihn von neuem die Lust anwandelte, sich an die Sonne zu legen und des Anblicks der äußern Schöpfung zu genießen. Wie nahm's ihn Wunder, als er einst bei seiner Rückkehr, von dem beschneiten Gipfel des Riesengebirgs umherschauend, die Gegend ganz verändert fand! Die düstern, undurchdringlichen Wälder waren ausgethauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Erndten reisten. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Schlot friedlicher Hausrauch in die Luft wirbelte; hier und da stand eine einsame Warte auf dem Abhang eines Berges, zu Schutz und Schirm des Landes; in den blumenreichen Auen weideten Schafe und Hornwied, und aus den lichten Hämmen tönten melodische Schalmeyen.

Die Neuheit der Sache und die Anehnlichkeit des ersten Anblicks ergößten den verwunderten Territorialherrn so sehr, daß er über die eigenmächtigen Pflanzler, die ohne seine Vergünstigung hier wirthschafeten, nicht unwillig ward, noch in ihrem Thun und Wesen sie zu stören begehrte; sondern sie so ruhig im Besitz ihres angemaßten Eigenthums ließ, wie ein gutmüthiger Hausvater der geselligen Schwärme, oder selbst dem überlästigen Spatze, unter seinem Obdach Aufenthalt gestattet. Sogar ward er Sinnes mit den Menschen, dieser Zwittergattung von Geist und Thier, Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen und mit ihnen Umgang zu pflegen. Er nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechtes an, und verdingte sich bei dem ersten besten Landwirth in Arbeit. Alles, was er unternahm, geboeh wohl unter seiner Hand, und Rips, der Ackerknecht, galt für den besten Arbeiter im Dorfe. Aber sein Brodherz war ein Praffer und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechtes verschwendete, und ihm seine Mühe und Arbeit wenig Dank wußte; darum schied er von ihm und kam zu dessen Nachbar, der ihm seine Schafherde untergab; er wariete dieher fleißig, trieb sie in Einöden und steile Berge, wo gesunde Kräuter wuchien. Die Heerde geboeh gleichfalls unter seiner Hand, und mehrte sich; kein Schaf stürzte vom Felsen herab und brach das Genick, und keins zerriff der Wolf. Aber sein Brodherz war ein larger Filz, der seinem treuen Knecht nicht lohnte, wie er sollte; dem er stahl den besten Widder aus der Heerde und kitzte dafür das Hirtenlob. Darum entließ Rips dem Geizhals und diente dem Richter als Herrentknecht, ward die Geißel der Diebe, und fröhete der Justiz mit strengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann, beugte das Recht, richtete nach Gunst, und spottete der Geseze. Weil Rips nun nicht

das Werkzeug der Ungerechtigkeit seyn wollte, sagte er den Dienst auf und ward in den Kerker geworfen, aus welchem er aber auf dem gewöhnlichen Wege der Geister, durch's Schließelloch, leicht einen Ausgang fand.

Dieser erste Versuch, das Studium der Menschenkunde zu treiben, konnt' ihn unmöglich zur Menschenliebe erwärmen; er kehrte mit Verdruß auf seine Felseninnue zurück, überhaute von da die lachenden Gefilde, welche die menschliche Industrie verschönert hatte, und wunderte sich, daß die Mutter Natur ihre Spenden an solche Bastardbrut verlieh. Demungeachtet wagte er noch eine Ausflucht in's Land für's Studium der Menschheit.

Da war ein Bauer in der Amtspflege Reichenberg, dem hatte ein böser Nachbar sein Hab und Gut abgerechnet, und nachdem sich die Justiz seiner letzten Ruh bemächtigt hatte, blieb ihm nichts übrig, als ein abgehärmtes Weib und ein halb Duzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für sein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüstige, gesunde Arme zu, aber sie waren nicht hinreichend, sich und die Seinigen davon zu nähren. Es schnitt ihm durch's Herz, wenn die jungen Raben nach Brod schrien, und er nichts hatte, ihren qualenden Hunger zu stillen. Mit hundert Thalern, sprach er zu dem kummervollen Weibe, wär' uns geholfen, unsern zerfallenen Haushalt wieder aufzurichten und fern von dem streitflüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du hast reiche Bettern jenseit des Gebirges, ich will hin und ihnen unsere Noth klagen! vielleicht, daß sich einer erbarmet und aus gutem Herzen von seinem Ueberfluß uns auf Zinsen leiht, so viel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte, mit schwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, in diesen Vorschlag, weil sie keinen bessern wußte. Der Mann aber gürtete frühe seine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, sprach er ihnen Trost ein: weinet nicht! Mein Herz sagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher seyn wird, als die vierzehn Nothhelfer, zu welchen ich so oft vergeblich gewallfahret bin. Hierauf steckte er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon. Müd' und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelang' er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Bettern wohnten; aber keiner wollte ihn kennen, keiner wollt' ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagt' er ihnen sein Elend; aber die hartberzigen Hitze achteten nicht darauf, tränkten den armen Mann mit Vornwürfen und beleidigenden Sprichwörtern. Einer sprach: junges Blut, spar' dein Gut; der andere: Hoffart kommt vor dem Fall; der dritte: wie du's treibst, so geht's; der vierte: jeber ist seines Glückes Schmied. So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faulenzler, und endlich stießen sie ihn gar zur Thür' hinaus. Einer solchen Aufnahme hatte sich der arme Better zu der reichen Sippchaft seines Weibes nicht versehen; stumm und traurig schleicht er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Schenke zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschover im Felde übernachten. Hier erwartete er schlaflos des zögernden Tages, um sich auf den Heimweg zu begeben.

Da er nun wieder in's Gebirge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmerniß so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dacht' er bei sich selber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Trost, ohne Hoffnung! wenn du nun heimkehrst und die sechs armen Wärrner dir entgegenschmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labfal zu begehren, und du für einen Bissen Brod ihnen einen Stein bieten mußt, Vaterherz! Vaterherz! wie kannst du's tragen! Brich entzwei, armes Herz, eh' du diesen Jammer fühlst! Hierauf warf er sich unter einen Schleenbusch, seinen schwermüthigen Gedanken weiter nachzuzugängen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anstrengt, ein Rettungsmittel auszukundschaften, jede Hirnfaser auf- und niederläuft, alle Winkel der Phantasie durchspähet, Schutz oder Frist für den hereinbrechenden Untergang zu suchen; gleich einem Bootsmann, der sein Schiff sinken sieht, schnell die Strickleiter hinaufrennt, sich in den Mastkorb zu bergen, oder wenn er unter'm Verdeck ist, aus der Luke springt, in der Hoffnung, ein Bret oder eine ledige Tonne zu erhaschen, um sich über Wasser zu halten: so versiel unter tausend nutzigen Anschlägen und Einfällen der trostlose Veit auf den Gedanken, sich an den Geist des Gebirges in seinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geschichten von ihm gehört, wie er zuweilen die Reisenden getrübt und gebudelt, ihnen manchen Ort und Dampf angehan, doch auch mitunter Gutes erwiesen habe. Es war ihm wohlbekannt, daß er sich bei seinem Spottnamen nicht ungestraft rufen lasse; dennoch wußte er ihm auf keine andere Weise beizukommen; also wagt' er's auf eine Prügeln, und rief so sehr er konnte: Rübezah! Rübezah!

Auf diesen Ruf erschien alsbald eine Gestalt, gleich einem rußigen Köhler, mit einem fischrothen Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen, stieren Augen, und mit einer Schürze bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erschlagen. Mit Gunst, Herr Rübezah, sprach Veit ganz unerschrocken, verzeiht, wenn ich euch nicht recht titulire: hört mich nur an, dann thut, was euch gefällt. Diese dreife Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Wuthwillen noch Borwäg deutete, besänftig-

ten den Zorn des Geistes in etwas. Erdemurm, sprach er, was treibt dich, nich zu beunruhigen? Weist du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt? Herr, antwortete Veit, die Noth treibt mich zu euch, hab' eine Bitte, die ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr sollt mir hundert Thaler leihen, ich zahl' sie euch mit landüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin! Thor, sprach der Geist, bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinsen laßt? Geh' hin zu deinen Menschenbrüdern, und borge da, so viel dir noth thut, mich aber laß in Ruh'. Ach! erwiderte Veit, mit der Menschenbrüderschaft ist's aus! auf mein und dein gilt keine Brüderschaft. Hieraus erzählte er ihm seine Geschichte nach der Länge, und schilderte ihm sein drückendes Glend so rührend, daß ihm der Gnome keine Bitte nicht versagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, so schien doch dem Geist das Unterfangen, von ihm ein Capital zu leihen, so neu und sonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. Komm', folge mir, sprach er, und führ' ihn darauf waldeinwärts in ein abgelegenes Thal, zu einem schroffen Felsen, dessen Fuß ein dichter Busch bedeckte.

Nachdem sich Veit, nebst seinem Begleiter, mit Mühe durch's Gesträuch gearbeitet hatte, gelangten sie zum Eingang einer finstern Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er so im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und seine Haare sträubten sich empor. Rübzahl hat schon Manchen betrogen, dacht' er, wer weiß, was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächsten Schritt hinabstürze; dabei hört' er ein fürchterliches Brausen, als eines Tagewassers, das sich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortschritt, je mehr engten ihm Furcht und Grausen das Herz ein. Doch bald sah er zu seinem Troste in der Ferne ein blaues Flämmchen hülfen, das Berggewölbe erweiterte sich zu einem geräumigen Saale, das Flämmchen brannte hell und schwebte als ein Hangleuchter in der Mitte der Felsenhalle. Auf dem Pfalter derselben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eiteln harten Thalern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Schatz erblickte, schwand alle seine Furcht dahin, und das Herz hüpfte ihm vor Freuden. Nimm, sprach der Geist, was du bedarfst, es sei wenig oder viel, nur stelle mir einen Schuldbrief aus, wosern du der Schreibung kundig bist. Der Debitur bejahte das, und zählte sich gewissenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geist schien auf das Zählungsgeschäft gar nicht zu achten, drehete sich weg, und suchte indeß seine Schreibmaterialien hervor. Veit schrieb den Schuldbrief so hüdtig, als ihm möglich war; der Gnome schloß solchen in einen eisernen Schatzkasten, und sagte zum Valer: zieh' hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitamer Hand. Verzäh nicht, daß du mein Schuldner bist, und merke dir den Eingang in das Thal und diese Felsenluft genau. Sobald das dritte Jahr verfloßen ist, zahlst du mir Capital und Zins zurück; ich bin ein strenger Gläubiger, hältst du nicht ein, so forder' ich es mit Ungehum. Der ehrliche Veit versprach, auf den Tag gute Bezahlung zu leisten, versprach's mit seiner biedern Hand, doch ohne Schwur; verpfändete nicht seine Seel' und Seligkeit, wie's lose Bezahler zu thun pflegen, und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn in der Felsenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm so mächtig auf Seel' und Leib, daß ihm nicht anders zu Muthe war, da er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balsam des Lebens in der Felsenluft eingesogen habe. Freudig und gestärkt an allen Gliedern schritt er nun seiner Wohnung zu, und trat in die elende Hütte, indem sich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, schriean sie ihm entgegen: Brod, Vater! einen Bißten Brod, hast uns lange darben lassen. Das abgehärmte Weib saß in einem Winkel und weinte, fürchete, nach der Denkungsart der Kleinmüthigen, das Schlimmste, und vermuthete, daß der Ankömmling eine traurige Vitanei anstimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß ihr Feuer anschüren auf dem Herde, denn er trug Grütze und Hirse aus Reichenberg im Zwercksack, davon die Hausmutter einen steifen Brei kochen mußte, daß der Löffel darin stand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg seines Geschäftes. Deine Vettern, sprach er, sind gar rechtliche Leute, sie haben mir nicht meine Armuth vorgeirrt, haben mich nicht erkannt, oder mich schimpflich vor der Thüre abgewiesen; sondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mir eröffnet und hundert baare Thaler vorfußweise mir auf den Tisch gezählt. Da fiel dem guten Weib ein schwerer Stein vom Herzen, der sie lange gedrückt hatte. Wären wir, sagte sie, eher vor die rechte Schmiede gegangen, so hätten wir uns manchen Kummer ersparen können. Hieraus rühmte sie ihre Freundschaft, zu der sie sich vorher so wenig Gutes versehen hatte, und that recht stolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach so vielen Drangsalen gern die Freude, die ihrer Gütekeit so schmeichelhaft war. Da sie indessen nicht aufhörte, von den reichen Vettern zu kosen, und das viele Tage so antrieb, wurde Veit des Lobposaunens der Geizdrachen satt und müde, und sprach zum Weibe: Als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du, was mir der Meister Schmied für eine weise Lehre gab? Sie sprach: welche? Jeder, sagt' er, sey seines Glückes Schmied,

und man müsse das Eisen schmieden, weil's heiß sey, darum laß' uns nun die Hände rühren und unsern Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorschub nebst den Zinsen abzahlen können, und aller Schuld quitt und ledig seyn. Darauf lauft er einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe: es war ein Segen in Rübzahl's Gelde, als wenn ein Hecthaler darunter wäre. Weit faete und erndtete, wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und ein Sackel vermochte noch immer ein kleines Capital zu Erweiterung seines Eigenthums. Im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrngut gepachtet, das ihm reichen Wucher brachte; huz, er war ein Mann, dem Alles, was er that, zu gutem Glücke gebeh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Weit hatte so viel erübrigt, daß er ohne Beschwerte seine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte, und auf den bestimmten Tag war er früh auf, weckte das Weib und alle seine Kinder, hieß sie sich waschen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die scharlachenen Mieder und Brusttücher, die sie noch nicht auf den Leib gebracht hatten. Er selbst holte seinen Gottesstisch-rod herbei, und rief zum Fenster hinaus: Hans, spann' an! Mann, was hast du vor? fragte die Frau; es ist heute weder Feiertag, noch ein Kirchweihfest, was macht dich so guten Muthes, daß du uns ein Wohlleben bereitet hast, und wo gedenkest du uns hinzu führen? Er antwortete: ich will mit euch die reichen Vettern jenseits des Gebirges heimsuchen, und dem Gläubiger, der mir durch seinen Vorschub wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen, denn heute ist der Zahltag. Das gefiel der Frau wohl, sie putzte sich und die Kinder stattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlstande bekämen und sich ihrer nicht schämen dürften, band sie eine Schnur geklimmter Ducaten um den Hals. Weit riittelte den schweren Geldsack zusammen, nahm ihn zu sich, und da alles in Bereitschaft war, saß er auf mit Frau und Kind. Hans peitschte die vier Hengste an, und sie trabten muthig über das Blachfeld nach dem Riesengebirge zu.

Vor einem steilen Hohlwege ließ Weit den Kollwagen halten, stieg ab, und hieß den Andern Gleiches thun, dann gebot er dem Knechte: Hans, fahr' gemachsam den Berg hinau, oben bei den drei Linden sollst du unser warten, und ob wir auch verziehen, so laß' dich's nicht anfechten, laß die Pferde verschmauden, und einweilen grasen; ich weiß hier einen Fußpfad; er ist etwas um, doch lustig zu wandeln! Darauf schlug er sich in Geleitschaft des Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachsenes Gebüsch, und spekulirte hin und her, daß die Frau meinte, ihr Mann habe sich verirrt, ermahnte ihn darum, zurückzukehren und der Landstraße zu folgen. Weit aber hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich her, und redete also: du wähnst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen, dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Übermuth von sich gestoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, der mir auf's Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand sowohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich herbefchieden, Zins und Capital ihm wieder zu erstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldher ist? der Herr vom Berge, Rübzahl genannt! Das Weib entsetzte sich heftig über diese Rede, schlug ein groß Kreuz vor sich, und die Kinder bebten und gebedröhten sich ängstlich vor Furcht und Schrecken, daß sie der Vater zu Rübzahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnstuben von ihm gehört, daß er ein scheußlicher Niese und Menschenfresser sey. Weit erzählte ihnen sein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sey, und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, pries seine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundschaftlichen, rothbraunen Backen herabträufelten. Verzieht hier, fuhr er fort, jetzt geh' ich in die Höhle, mein Geschäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange aus seyn, und wenn ich's vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bring' ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, euerm Wohlthäter treuhertzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rüzig ist; er thut euch nichts zu Leide, und freut sich seiner guten That und euers Dankes gewiß! seyd nur beherzt, er wird euch goldne Äpfel und Pfeffernüsse austheilen.

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felsenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, sich um den Vater herlagerten, und da er sie auf die Seite schob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen sich anstämmtten, so riß er sich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachsenen Busch, und gelangte zu dem wohlbekanntem Felsen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er sich wohl in's Gedächtniß geprägt hatte; die alte halberstorbene Eide, an deren Wurzel die Klust sich öffnete, stand noch, wie sie vor drei Jahren gestanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Weit versuchte auf alle Weise, sich den Eingang in den Berg zu öffnen; er nahm einen Stein, klopfte an den Felsen, er sollte, meint' er, sich aufstun; er zog den schweren Geldsack hervor, klingelte an den harten Thälern, und rief so laut er konnte: Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist; doch der Geist ließ sich weder hören noch sehen. Also mußte sich der ehrliche Schuldner

entschließen, mit seinem Sackel wieder umzukehren. Sobald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten sie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmüthig und sehr bestimmet, daß er seine Zahlung nicht an die Behörde abliefen konnte, setzte sich zu den Seinen auf einen Rasenrain, und überlegte, was nun zu thun sey. Da kam ihm sein altes Wagenthul wieder ein: ich will, sprach er, den Geist bei seinem Ekelnamen rufen; wenn's ihn auch verdreht, mag er mich bläuen und zaufen, wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf gewiß; schrie darauf aus Herzenskraft: Müßezahl! Müßezahl! Das angstvolle Weib bat ihn, zu schweigen, wolle ihm den Mund zu halten; er ließ sich nicht wehren und trieb's immer ärger. Bößlich dränzte sich jetzt der jüngste Dube an die Mutter an, schrie bänglich: ach, der schwarze Mann! Gestrost fragte Veit: wo? Dort lauscht er hinter jenem Baume hervor: und alle Kinder krochen in einem Haufen zusammen, bebten vor Furcht und schrien jämmerlich. Der Vater blickte hin und sah nichts; es war Täuschung, nur ein leerer Schatten, kurz, Müßezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst.

Die Familienkarawane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und schwermüthig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind schüttelte die weit ausgestreckten Aste der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor sich her, kräufelte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauspiele die Kinder, die nicht mehr an Müßezahl dachten, sich belustigten, und nach den Blättern haschten, womit der Wirbelwind spielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gevehet, auf welches der kleine Geistesfischer Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führt es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Darum warf er seinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein schöner weißer Bogen war, und der ökonomische Vater jede Kleinigkeit in seinem Haushalt zu nutzen pflegte, so bracht' ihm der Knabe den Fund, um sich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieser das zusammengerollte Papier aufschlug, um zu sehen, was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeist ausgestellt hatte, von oben herein zerrissen, und unten stand geschrieben: zu Dank bezahlt.

Wie das Veit innen ward, rißtr's ihn tief in der Seele, und rief mit freudigem Entzücken: freue dich, liebes Weib, und ihr Kinder allesammt, freuet euch; er hat uns gesehen, hat unsern Dank gehört, unser guter Wohlthäter, der uns unsichtbar umschwebte, weiß, daß Veit ein ehrlicher Mann ist. Ich bin meiner Zusage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren. Altern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis sie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug, ihre Freundschaft heimzusuchen, um durch ihren Wohlstand die filzigen Vettern zu beschämen, denn der Bericht des Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauser rege gemacht, so wollten sie frisch den Berg hinab, gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft, und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgestoßen worden. Er pochte diesmal ganz herzhaft an, und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorschein, der gar nicht zur Freundschaft gehörte; von diesem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davon gegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebst seiner Kollwagengesellschaft bei dem gastreichen Hauswirth, der ihm und seinem Weibe das alles weilkäuferig erzählte, lehrte Tages darauf in seine Heimath und an seine Berufsgeschäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein vedlicher, wohlbehaltener Mann sein Lebenlang.

B. Literaturbilder

aus Goethe's und Schillers Werken.

1. Johann Wolfgang von Goethe.

(1749—1832.)

1. Zueignung. (1786.)

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner süßen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquickten.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der
Wiesen

Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr ge-
nießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmerung einge-
schlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzubringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und
Höhn.

Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Triibe doppelt schön.
Der lust'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand ge-
blendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glüh'n.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schwe-
ben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem
Munde,

Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde

Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem
Bunde

Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen
Glieder

Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt:
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gefühlt;
Du schenkest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben.

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich
von vielen

Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geipelen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst ge-
nießen,

Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
Raum bist du sicher vor dem größten Trug,
Raum bist du Herr vom ersten Kindervillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut;
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr ver-
graben!

Warum suchst' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe
Wesen

Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Da rechte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Rebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten;
Er stieß um sie und schwohl in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt;
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:

2. Wanderers Nachtlid. (1776? 1783?)

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,

Über allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du

Im Felsbe schleich' ich still und mild,
Gepannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich's dir nicht einmal?

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz;
Wirst endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gesicht
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Gesicht.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit;
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Aus Morgenluft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der
Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden
schwülle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindestühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft;
Es schweigt das Wehen banger Erdgeföhle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftigt wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird
helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren
Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten
schmückt:

Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Entel um uns
trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

3. Ein Gleiches. (1783.)

Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

4. Jägers Abendlied. (1772.)

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gesehn.

5. An den Mond. (1778.)

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist:
Daß man doch zu seiner Dual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Raß und Ruh!
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwülst,
Oder um die Frühlingssprach
Jünger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend
Wie Auglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;

Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;

In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

8. Meeresstille und glückliche Fahrt. (1796.)

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bestimmet siehst der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Lust von keiner Seite!
Lodesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein.
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unsre Flammen:
Er hat sie angefaßt.

So glühst fröhlich heute!
Seid recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des ächten Weins!
Auf! In der holden Stunde
Stoßt an und küßt treu
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Einem Freund am Busen hält
Und mit dem genießt

Was, von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

6. Gefunden. (1813.)

Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus

Und pflanz' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

7. Nähe des Geliebten. (1795.)

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.

Im stillen Baine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir: du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!

Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O, wärst du dal!

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.

Im stillen Baine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir: du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!

Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O, wärst du dal!

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säufeln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer,
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land!

9. Bundeslied. (1775.)

Wer lebt in unserm Kreise
Und lebt nicht selig drin?
Genießt die frohe Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedrängt,
Verthückt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust!

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.

Uns wird es immer bange,
Wenn Alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange,
Auf ewig so gefeilt.

10. Trost in Thränen. (1804.)

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an:
Gewiß, du hast geweint.

So raffe dich denn eilig auf:
Du bist ein junges Blut;
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So war's mein eigner Schmerz;
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht:
Es steht mir gar zu fern;
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“

Die frohen Freunde laden dich:
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraure den Verlust!

Die Sterne, die begehrt man nicht:
Man freut sich ihrer Pracht;
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Ihr lärrt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält;
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag:
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.“

11. Das Veilchen. (1775.)

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Und an dem Busen matt gebrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelsstündchen lang!

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgeplückt

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sang und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

12. Künstlers Abendlied. (1777?)

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Wie er, wo ditre Haide war,
Nur Freudenquell genießet;

Ich zittere nur, ich stottere nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich ferne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirfst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Daseyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

13. Die Freude. (1768?)

Es flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Mich freut sie lange schon;
Bald dunkel und bald heile,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe

Doch ihre Farben sähe!
Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! Da hab' ich sie!
Und nun betracht' ich sie genau,
Und seh ein traurig dunkles Blau —

So geht es dir, Bergliebster deiner Freuden!

14. **Rastlose Liebe.** (1771.)

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Dem Dampf der Klüfte,
Durch Nebelbüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Pfeiler durch Leiden
Mächt' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Alle das Reigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach! wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich stiehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glied ohne Ruh',
Liebe, bist du!

15. **Herbstgefühl.** (1771.)

Setzer grüne, da Laub
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gebraüger quellet,
Zwillingsbeeren, und reiset
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt

Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlt des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und — euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

16. **Mailied.** (1775.)

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Furt!

Es bringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und **Wonne**
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhen!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,

Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Lust,
Und Morgenblumen
Den Himmelsdust,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzchen giebst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

17. **Harzreise im Winter.** (1776.)

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgentwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Nach zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,

Den die doch bittere Scheere
Nur einmal löst.

In Dichters-Schauer
Drängt sich das rauhe Bild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf geßneren Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad.
Hinter ihm schlagen

Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Ode verschlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Behrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Pfalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den unwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Übermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreißt,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furthen bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm.
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterfröhe stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehanguer Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzen ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Über der erstaunten Welt
Und schaukst aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

18. Auf dem See. (1775.)

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Rahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was stulst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Weg, du Traum! so hold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Rebel trinken
Rings die thürmende Ferne,
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reisende Frucht.

19. Der Fischer. (1778.)

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Küßl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Flut empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockt du meine Brüt
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlthig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Lobt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Rehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchterklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Reißt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wächst ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm:
Da war's um ihn gesehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

20. Erbkönig. (1781.)

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein
Gesicht? —

Siehst, Vater, du den Erbkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Seh' ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dünnen Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, meiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erbkönigs Töchter am düstern Ort? —

Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Ge-
walt.“ —

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erbkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müß' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

21. Der Sänger. (1782.)

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Bage lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laß mir herein den Alten!

Begrüßet seid mir edle Herrn,
Begrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren klüßnem Angesicht
Der Feinde Lanzen spüttern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
Zu purem Golde reichen.

Er seht' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

22. Der Schatzgräber. (1797.)

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schlepp' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignen Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelehrte Weise
Grub ich nach dem alten Schätze
Auf dem angezeigten Plage:
Schwarz und stümmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfte schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Golde Augen sah ich blinken
Unter dichten Blumenfranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.

Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künft'ig Zauberwort.

23. Hochzeitlied. (1802.)

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehaufet,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute Vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch männigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Kösslein stieg,
Da fand er sein Schösslein oben;
Doch Diener und Habe zerstoßen.

Da bist du nun, Gräslein, da bist du zu
Haus,
Das Heimische findest du schlummer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer voll-
bracht!

Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht!
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch sieh! da siehet ein winziger Wicht,
Ein Zwergelein so zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Rednergeberden und Sprecherge wicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seidern du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönneest und wenn dir nicht
graust,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut. —
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;

Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Vosslicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zulezt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und führ' sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Ertieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinger und
klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und
wirrt,
Da pispert's und knistert's und flüstert's und
schwirrt;
Das Gräslein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's
im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen.
Sie tragen die Würste, die Schinken, so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und toset so lange,
Verschwindet zulezt mit Gesänge.

Und sollen wir singen, was weiter geschahn,
So schweige das Toben und Tosen!
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher
Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

24. Der getreue Gdart. (1813.)

O, wären wir weiter, o, wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche
Graus!

Sie sind's, die unholdigen Schwestern,
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich
schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein stille!

Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.

Gesagt, so geschahn! und da naht sich der
Graus,
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschrounden, die Krüge sind
leer;
Nun faust es und braust es, das wüthige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:

Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig! —
Ihr kriegert nun Schelten und Streich' bis
auf's Blut. —

Mein keineswegs, alles geht herrlich und gut.
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch amrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kinderlein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.

Vom Wundermann hat man euch immer er-
zählt;

Nur hat die Bestätigung jedem gesehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet ein herrliches Bier!

Man trinkt in die Runde schon dreimal und
vier

Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden
Tag;

Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?

Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergötzt;
Sie stammeln und stottern und schwagen zu-
legt,

Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem
Gesicht

Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!

Und liegt auch das Bünglein in peinlicher
Gut,

Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut,
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

25. Johanna Sebus. (1809.)

Der Damm zerreißt, das Feld er-
braust,

Die Fluten spielen, die Fläche saust,
Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,

Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“
Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,

Die Hausgenossin, drei arme Kind!

Die schwache Frau! — Du gehst davon!“
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.

Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich lehr' ich zurück; uns allen ist Heil.

Zum Bühl ist's noch trocken und wenige
Schritt;

Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld
erbraust,

Die Fluten wühlen, die Fläche saust,
Sie setzt die Mutter auf sichres Land

Schön Suschen, gleich wieder zur Flut ge-
wandt.

„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist Hüben und Drüben voll;

Bewegen ins Tiefe willst du hinein!“ —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle
braust,

Eine Meereswoge, sie schwankt und
saust.

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,

Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer
erbraust's;

Den kleinen Hügel im Kreis um-
saust's,

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu
Grund;

Das Horn der Ziege faßt das ein';
So sollten sie alle verloren sein!

Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!

Schön Suschen steht noch wie ein Stern,
Doch alle Werber sind alle fern.

Rings um sie her ist Wasserbahn;
Kein Schiffelein schwimmt zu ihr heran.

Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm! kein Feld! Nur hier
und dort

Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den
Ort.

Bedeckt ist alles mit Wasserchwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —

Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen bemeint. —

Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

26. Harfenspieler. (1782.)

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte

Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,

Dann überlaßt ihr ihn der Pein; —
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

27. Mignon. (1782.)

Kennt du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,

Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n.
Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein
Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, zieh'n
Kennst du den Berg und seinen Wolfensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut:
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns zieh'n!

28. Natur und Kunst. (1802.)

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemess'nen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebildne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

29. Gesang der Geister über den Wassern. (1789.)

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.
Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wellenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wällt er verschleiernd,
Leiskrauschend
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,

Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin;
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlit
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Duhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen!
Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

30. Das Göttliche. (1782.)

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.
Heil den Unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.
Denn unführend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bö' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Ginen um den Andern.
Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Vocige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.
Nach ewigen, eh'rnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle unsres Daseins
Kreife vollenden.
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;

Er unterscheidet,
Wählet und richtet.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Der Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Frennde, Schweisende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

31. Ans: Iphigenie auf Tauris.

(In Prosa 1771, in Versen 1787.)

Iphigenie befindet sich auf der Insel Tauris als Priesterin der Diana. Hier wünscht der König Thoas, der seit dem Tode seines Sohnes einsam lebt, sich ihr zu vermahlen. Iphigenie weist seinen Antrag zurück, da sie aus einem Geschlechte stamme, welches die Götter verfolgen. Erzürnt forciert er sie auf, die Menschenopfer, welche sie besichtigt, wieder einzuführen und diese ihre priesterliche Pflicht mit zwei Fremdlingen zu beginnen, welche in einer Meeresbucht am Morgen gefunden worden. Sie erkennt in einem der Fremdlinge ihren Bruder Orest, der mit dem andern, seinem Freunde Pylades, von Apollo nach Tauris gesandt war, um das Bild seiner Schwester aus dem Tempel nach Griechenland zu entführen. Der Plan zur Ausführung wird verabredet, aber schließlich durch die Wahrheitsliebe Iphigeniens vereitelt. Thoas läßt alle drei detinieren, zumal Orest den Ausdruck „seine Schwester“ nicht auf Diana, sondern auf Iphigenie deuten konnte. Zumeist aber bestimmt ihn das Vertrauen und die Wahrheitsliebe Iphigeniens.

a. Iphigeniens Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Iphigenie.

Heraus in erre Schatten, rege Wipfel,
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauerndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier ver-
borgen

Ein hoher Wille, dem ich mich ergeben;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach! mich trennet das Meer von den
Geliebten,

Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Sturzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Beh' dem, der fern von Eltern und Geschwi-
stern

Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück von seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Hau' und in dem Kriege herrscht der
Mann,

Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.

Wie eng-gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ihn feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ersten, heil'gen Sklaveubanden fest.
D wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.

Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstosene Tochter,
Zu demen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's ungewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurückbegleitet,
Die Gattin ihm, Elekren und den Sohn,
Die schönen Schätze wohl erhalten hast:
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod errettest,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

b. König Thoas trägt Iphigenien seine Hand an

Iphigenie.

Der Ruf des Krieges ist zu euch gekommen,
Der, um den Raub der schönsten Frau zu
rächen,
Die ganze Macht der Fürsten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob sie

Die Stadt genommen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harreten sie
Auf günst'gen Wind vergebens; denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Aidenen zurück und forderte

Durch Kalchas' Mund des Königs älteste Tochter.

Sie lockten mit der Mutter mich in's Lager;
Sie rissen mich vor den Altar und weiheten
Der Göttin dieses Haupt. — Sie war ver-
söhnt;

Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
Zu eine Wolke mich, in diesem Tempel
Erkannt' ich mich zuerst vom Tode wieder.

Ich bin es selbst, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemmons Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit dir spricht.

Ihoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten,
Ich wiederhole meinen ersten Antrag:
Komm, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich solchen Schritt, o König, wagen?

Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgesucht,
Und sie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug gestraft, vielleicht
Zur schönsten Freude seines Alters hier.
Vielleicht ist mir die frohe Rückkehr nah';
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefesselt?
Ein Zeichen hat ich, wenn ich bleiben sollte.

Ihoas.

Das Zeichen ist, daß du noch hier verweist.
Such' Ausflucht solcher Art nicht ängstlich auf.
Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der Andre hört von allem nur das Mein.

Iphigenie.

Nicht Worte sind es, die nur blinden sollen;
Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt.
Und sagst du dir nicht selbst, wie ich dem
Vater,

Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen flüßelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen
schlinge,

D sendetest du mich auf Schiffen hin!
Du gäbest mir und Allen neues Leben.

Ihoas.

So keh'r zurück! Thu', was dein Herz dich
heißt,

Und höre nicht die Stimme guten Rath's
Und der Vernunft. Sey ganz ein Weib und
gib

Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt,
Hält vom Verräther sie kein heilig Band,
Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;

Und schweigt in ihrer Brust die rasche Blut,
So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
Der Überredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk', o König, deines edlen Wortes!
Willst du mein Zutrau'n so erwidern? Da
Schienst vorbereitet, Alles zu vernehmen.

Ihoas.

Auf's Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch sollt' ich's auch erwarten; wußt' ich
nicht,

Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht!
Nicht herrlich wie die euern, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du selber kenne.
Du wähest, unbekannt mit mir und dir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück ver-
einen;

Voll guten Muthes, wie voll guten Willens
Dringst du in mich, daß ich mich fügen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.

Ihoas.

Es spricht kein Gott; es spricht dein eignes
Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Ihoas.

Und hab' ich, sie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überbrau't der Sturm die zarte Stimme.

Ihoas.

Die Priesterin vernimmt sie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern merke sie der Fikst.

Ihoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tisch bringt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie.

So
Wuß' ich nun das Vertrau'n, das du er-
zwangst.

Ihoas.

Ich bin ein Mensch; und besser ist's, wir
enden.

So bleibe denn mein Wort: Sei Priesterin
Der Göttin, wie sie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane, daß ich ihr
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer;
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.

Nur du hast mich mit einer Freundslichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Wald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mir Zauberbänden
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hastest mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Griechzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab' ich's nie begehrt.
Der mißversteht die Himmlißchen, der sie
Blutigierig wähnt; er dichtet ihnen nur

c. Iphigenie erkennt ihren Bruder Orest.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löse deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichen Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist wie der letzte, lichte Lebensblid
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß ihr verloren seid! Wie könnt' ich euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es sei, darf euer Haupt
So lang' ich Priesterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweig'r ich jene Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert,
So wählt er eine meiner Jungfrau'n mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein euch beizustehen.
O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Watergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen;
Wie soll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das inn're Herz
Mit neuer schöner Hoffnung schmeichelnd labet!

Orest.

Berbigst du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Was mir, gleich einer Himmlißchen, begegnet?

Iphigenie.

Du sollst mich kennen. Setz' sag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes, unerwartetes Geschid
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinn'r ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
D sage mir: Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frau'n und Agipstiens Tücke.

Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst willkommner, als mein
Tod.

Ihoas.

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu' deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes bringen, sind in meiner Hand.
Mit diesen nehme dem Götting wieder
Ihr erstes, rechtes, lang entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hierher; du weißt den Dienst.

Orest.

Du sagst's!

Iphigenie.

Weh dir, unseliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgefät!
Und gleich dem Unkraut, wüßte Häupter
schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, bestimmt des Waters Rächer
Dereinst zu sein, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschid
Mit des Avernus Regen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und
stumm.

Orest.

Bist du gastfreundlich diesem Königshause,
Bist du mit nähern Vanden ihm verbunden,
Wie deine schöne Freude mir verräth,
So bändige dein Herz und halt' es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Mißfall in die Schmerzen sein.
Du weißt nur, mert' ich, Agamemnon's Tod

Iphigenie.

Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest.

Du hast des Greuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was sitzst' ich noch? Orest, Elektra leben.

Orest.

Und sitztest du für Klytemnestren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Orest.

Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Bergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?

Orest.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne.

Die Ungevißheit schlägt mir tausendfältig

Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Orest.

So haben mich die Götter ausserjehn
Zum Boten einer That, die ich so gern
In's klanglos-dunkle Hölleereich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlichs fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder; Strophäus,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Phylades genannt, die schönsten Waude
Der Freundschaft um den Angekommenen
knüpfte,

Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele

Die brennende Begier, des Königs Tod

Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet

Erreichten sie Mycen, als brächten sie

Die Trauernachricht von Orestens Tode

Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie

Die Königin; sie treten in das Haus.

Elektra gibt Orest sich zu erkennen;

Sie bläpft der Rache Feuer in ihm auf,

Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart

In sich zurückgebrannt war. Stille führt

Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,

Wo eine alte leichte Spur des frech

Bergoffnen Blutes oft gewaschenen Boden

Mit blaffen, ahnungsvollen Streifen färbte.

Mit ihrer Feuerzunge schilderte

Sie jeden Umstand der verruchten That,

Ihr knechtich elend durchgebrachtes Leben,

Den Übermuth der glücklichen Verräther,

Und die Gefahren, die nun der Geschwister

Von einer stiefgewordenen Mutter warteten.

Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,

Der schon in Tantals Hauße grimmig wüthete,

Und Klytemnestra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag

Auf immer neuen Wolken selig lebet,

habt ihr nur darum mich so manches Jahr

Von Menschen abgesondert, mich so nah

Bei euch gehalten, mir die kindliche

Beschäftigung, des heil'gen Feuers Blut

Zu nähren, aufgetragen, meine Seele,

Der Flamme gleich, in ein'ger frommer

Klarheit

Zu neuen Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Greuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglückseligen! Sprich mir von Orest!

Orest.

O könnte man von seinem Tode sprechen!

Wie gährend stieg aus der Erschlaguen Blut

Der Mutter Geist

Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:

„Laßt nicht den Muttermörder entflieh'n!

Verfolgt den Verbrecher! Er ist euch geweiht!“

Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick

Mit der Begier des Adlers um sich her.

Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen

Und aus den Winkeln schleichen ihre Ge-

fährten,

Der Zweifel und die Reue, leiß' herbei.

Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;

In seinen Volkentreiben wälzet sich

Die ewige Verachtung des Geschch'nen

Bewirrend um des Schuld'gen Haupt um-

her,

Und sie, berechtigt zum Verderben, treten

Der gottbesä'ten Erde schönen Boden,

Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.

Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;

Sie geben nur, um neu zu schrecken, Raß.

Orest.

Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen

Fall?

Iphigenie.

Unseliger, du bist in gleichem Fall,

Und fühlst, was er, der arme Flüchtling leidet!

Orest.

Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen

Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord, wie jenen; mir

Betraute dieß dein jüngster Bruder schon.

Orest.

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele

Mit einem falschen Wort betrogen werdest.

Ein lügenhaft Gewebe knüpft' ein Fremder

Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,

Zur Falle vor die Füße; zwischen uns

Sei Wahrheit!

Ich bin Orest; und dieß schuld'ge Haupt

Denk nach der Grube sich und sucht den Tod;

In jeglicher Gestalt sei er willkommen!

Wer du auch seist, so wünsch' ich Rettung dir

Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie

nicht.

Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;

Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.

Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,

Es rauche bis zum Meer hinab mein Blut

Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!

Geht ihr, daheim im schönen Griechenland

Ein neues Leben fremdlich anzufangen.

(Er entseht sich.)

Iphigenie.

So steigt du denn, Erfüllung, schönste Tochter

Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!

Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
 Kann nicht mein Blick dir an die Hände, die
 Mir Frucht- und Segenstränzen angefüllt
 Die Schätze des Olympus niederbringen.
 Wie man den König an dem Übermaß
 Der Gaben kennt — denn ihm muß wenig
 Was Tausenden schon Reichthum ist — so
 Kennt

Ran euch ihr Götter, an gesparten, lang'
 Und weise zubereiteten Geschenken.
 Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
 Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
 Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
 Die Ansicht uns verdeckt. Gelassen hört
 Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
 Euch kindlich bittet; aber eure Hand
 Bricht unweis nie die goldnen Himmelsfrüchte;
 Und wehe dem, der ungebüßig sie
 Entrohend, faure Speise sich zum Tod'
 Genießt. O laßt das lang' erwartete,
 Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den
 Schatten
 Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
 Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

Dreft (tritt wieder zu ihr).

Rufft du die Götter an für dich und Phylades,
 Du nenne meinen Namen nicht mit eurem.
 Du vertest den Verbrecher nicht, zu dem
 Du dich gefellst, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Dreft.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
 Mich zu den Todten gehn. Verhülltest du
 In deinen Schleier selbst den Schuldigen,
 Du birgst ihn nicht vorm Blick der Immer-
 wachen,
 Und deine Gegenwart, du Himmlische,
 Drängt sie nur seitwärts und verschleucht sie
 nicht.

Sie dürfen mit den ehernen frechen Füßen
 Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
 Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
 Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
 So um den Baum, auf den ein Reisender
 Sich rettete. Da draußen ruhen sie
 Gelagert; und verlass' ich diesen Hain,
 Dann steigen sie, die Schlangenhäupter
 schüttelnd,

Von allen Seiten Staub erregend auf
 Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst du, Dreft, ein freundlich Wort ver-
 nehmen?

Dreft.

Spur' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Dreft.

Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten
 Schein
 Des Todtenstufes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Hast du Elekten, eine Schwester nur?

Dreft.

Die Eine kann' ich; doch die ält'ste nahm
 Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
 Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.
 O laß dein Fragen, und gefelle dich
 Nicht auch zu den Grinnyen; sie blasen
 Mir schadentroh die Asche von der Seele,
 Und leiden nicht, daß sich die letzten Knochen
 Von unsers Hauses Sprechensbrände still
 In mir verglimmen. Soll die Blut denn
 ewig,
 Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
 Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
 O laß den reinen Hauch der Liebe dir
 Die Blut des Wusens leise wehend kühlen.
 Dreft, mein Theurer, kannst du nicht ver-
 nehmen?

Hat das Geleit der Schreckensgötter so
 Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
 Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen
 Gorgone,

Versteinern dir ein Zauber durch die Glieder?
 O, wenn vergossnen Mutterblutes Stimme
 Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
 Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
 Hilfreiche Götter vom Olympus rufen?

Dreft.

Es ruft! es ruft! So willst du mein Ver-
 derben?

Verbirgt in dir sich eine Nachegöttin?
 Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
 Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:
 Dreft, ich bin's! Sieh Iphigenien!
 Ich lebel

Dreft.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Dreft.

Laß! Hinweg!

Ich rathe dir, berlithe nicht die Locken!
 Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
 Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
 Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürdig'er
 Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen,
 sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht muergehn! O, daß ich nur
 Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!

O löse meine Zweifel, laß des Glückes
Des lang' ersehnten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Drest.

Ist hier Pyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich! O steh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu

lüssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Binden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnass die ew'ge Quelle spru-
delnd

Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Drest! Drest! Mein Bruder!

Drest.

Schöne Nymphe,

Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gem Manne zu. Er irrt umher,
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weiß' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenie.

Fasse

Dich, Bruder, und erkenne die Gefundene!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehm den Wahn ihm von dem starren
Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,

Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist du, darge stellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Drest.

Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Greuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick und Leiden friste.
Gut, Priesterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord ist hergebrachte Sünde
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszuwotten
Beschlossen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelfußl erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Komm kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytemnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger
Geist!

Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommenen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch!
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht
Schuld.

Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben konnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen, die hier siedend, einen Weg!
(Er sinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Vhlades?
Wo find' ich deine Hilfe, theurer Mann?
(Sie entfernt sich suchend.)

32. Aus: Hermann und Dorothea. (1797.)

Hermann, der Sohn eines wohlhabenden Bürgers in einem rheinischen Städtchen, findet unter vorüberziehenden Wand-
wanderern Dorothea, die in ihm den Entschluß wirft, sich zu verheirathen, wozu er bisher, trotz der Wünsche seiner
Eltern, nicht geneigt war. Da das Mädchen arm ist, wird sie als Magd für das Haus gewonnen, und erst bei
ihrem Eintritt erfährt sie den von der Mutter und dem würdigen Pfarrer bereits in's Werk gesetzten Plan. — (Nach
einer Strafrede des Vaters, der eine Verbindung Hermann's mit einer reichen Nachbarstochter wünscht, entfernt
der Sohn schweigend aus dem Zimmer, die Mutter geht ihm nach, ihn zu trösten.)

Mutter und Sohn.

Die Mutter durchschritt behende die langen, doppelten Höfe,
Rief die Ställe zurück und die wohlgezimmernten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jeglichen Wachsthum's,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Äste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Kaulen vom kräftig strogenden Kohl weg;

Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
 Also war sie an's Ende des langen Gartens gekommen,
 Bis zur Laube mit Geißblatt gedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
 Eben so wenig, als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
 Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube
 Aus besonderer Günst durch die Mauer des Städtchens gebrochen
 Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.
 Und so ging sie bequem den trocknen Graben hinüber,
 Wo an der Straße logleich der wohlumzäumete Weinberg
 Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehrt.
 Auch den stieg sie hinauf und freute der Fülle der Trauben
 Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
 Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
 Den man auf Stufen erklimmte von unbebauten Platten.
 Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
 Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
 Trauben lieft und tritt und den Most in die Fässer versammelt,
 Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
 Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste Geheiß wird.
 Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen,
 Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
 Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwähiges, herklang.
 Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
 Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
 Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
 Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
 Denn die Thürnen, die untre, sowie die obre des Weinbergs,
 Standen gleichfalls offen; und so nun trat sie in's Feld ein,
 Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
 Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden und freute
 Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
 Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
 Zwischen den Aekern schritt sie hindurch auf dem Raine den Fußpfad,
 Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
 Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
 Und sie irrte nicht; dort saß ihr Herrmann und ruhte,
 Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
 Jenwärts, nach dem Gebirg'; er lehrte der Mutter den Rücken.
 Sachte schlich sie hinan und rühr' ihm leise die Schulter.
 Und er wandte sich schnell; da sah sie ihn, Thränen im Auge.
 „Mutter“ sagt' er betroffen, „ihr überrascht mich!“ Und eilig
 „Trocket' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Geistes.
 „Wie? Du weinst, mein Sohn?“ versetzte die Mutter betroffen;
 „Daran erkenn' ich dich nicht! Ich habe das niemals erfahren!
 „Sag', was beklemmt dir das Herz? Was treibt dich, einsam zu sitzen
 Unter dem Birnbaum hier? Was bringt dir Thränen in's Auge?“
 Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling und sagte:
 „Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jezo
 Nicht die Noth der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
 Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
 Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
 Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir;
 Und nun ging ich hinaus und sah die herrliche, weite
 Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherschlingt,
 Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen
 Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
 Aber, ach! wie nah ist der Feind! Die Fluten des Rheines
 Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluten und Berge
 Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
 Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend
 Wie das Alter und bringen gewaltig vor, und die Menge
 Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
 Ach, und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?

Liebe Mutter, ich sag' euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
 Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
 Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn mir,
 Und die Wirtschaft ist groß und wichtig unser Gewerbe;
 Aber wär' ich nicht besser, zu widerstehen da vorne
 An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
 Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
 Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
 Und zu sterben und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
 Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
 Bald zu thun und gleich, was recht mir dünkt und verständig;
 Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
 Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
 Geh' ich grad' in die Stadt und übergebe den Kriegern
 Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
 Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
 Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!"
 Da verstehet bedeutend die gute, verständige Mutter,
 Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich in's Auge:
 „Sohn! Was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
 Daß du zu deiner Mutter nicht redest wie gestern und immer,
 Offen und frei, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?
 Du verbirgst dein Herz und hast ganz andre Gedanken.
 Denn ich weiß, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
 Nicht begehrt du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen,
 Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
 Wohl zu verwahren das Haus und fülle das Feld zu besorgen.
 Darum sage mir frei: Was drängt dich zu dieser Entschließung?"
 Ernsthaft sagte der Sohn: „Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
 Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reiset vor manne;
 Besser im Stillen reist er zur That oft, als im Geräusche
 Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
 Und doch tadelt ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
 Auf halb wahren Worten ertappt und halber Verstellung.
 Denn, geseh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
 Aus dem Hause des Vaters und nicht der hohe Gedanke,
 Meinem Vaterland hilfreich zu sein und schrecklich den Feinden.
 Worte waren es nur, die ich sprach; sie sollten vor euch nur
 Meine Gefühle verdecken, die mir das Herz zerreißen.
 Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
 Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahingehn.“
 „Fabre nur fort," so sagte darauf die verständige Mutter,
 „Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
 Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte,
 Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
 Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
 Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
 Sage mir alles daher, warum du so heftig bewegt bist,
 Wie ich dich niemals gesehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
 Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entströmen.“
 Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte,
 Weinte laut an der Brust der Mutter und sprach so erweicht:
 „Wahrlich! Des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
 Das ich niemals verdient, nicht heut und keinen der Tage.
 Denn die Eltern zu ehren war früh mein liebstes, und niemand
 Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten,
 Und mit Ernst mir in dunkler Zeit der Kindheit geboten. . .
 Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
 Der statt anderer mich gar oft mit Worten herumnahm,
 Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
 Und ich küßte den Streit und die Hänke seiner Collegen.
 Oftmals habt ihr mich selbst bedauert, denn vieles ertrug ich,
 Eiets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,

Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
 Und sich selber manches entziehen, um zu sparen den Kindern.
 Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
 Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Hause beim Hausen,
 Nicht der Alter am Alter, so schön sich die Güter auch schließen.
 Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
 Ohne die Freude des Tags und ohne die Sorge für morgen.
 Sagt mir und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
 Reichen Gebreite nicht da und unten Weinberg und Gärten,
 Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter;
 Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
 Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache,
 Ach, da kommt mir so einsam vor die Kammer, der Hof und
 Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
 Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.“
 Da antwortete drauf die gute Mutter verständlich:

„Sohn, mehr wünschst du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
 Daß die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
 Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben dir immer
 Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
 Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählt;
 Denn dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
 Sag' es gerad' nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
 Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das du gewählt hast.“

„Liebe Mutter, ihr sagt's!“ versetzte lebhaft der Sohn drauf.
 „Ja, sie ist's, und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
 Heute noch; ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
 In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herzehn:
 Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Bestzung
 Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
 Ja, das gewohnte Haus und der Garten sind mir zuwider;
 Ach, und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
 Darum lasset mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
 Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen;
 Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
 Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.“
 Da versetzte behend die gute, verständige Mutter:

„Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander!
 Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
 Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.
 Darum sag' ich dir, Sohn: Noch lebt die Hoffnung in meinem
 Herzen, daß er sie dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
 Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
 Denn er redet gar manches in seiner heftigen Art aus,
 Das er doch nicht vollbringt; so gibt er auch zu das Versagte.
 Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen;
 Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
 Wo er heftiger spricht und anderer Gründe bezweifelt,
 Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
 Seines heftigen Willens und läßt ihn die Worte der andern
 Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
 Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
 Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gerechelt.
 Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschen vorbei ist
 Und er das Unrecht fühlt, das er andern lebhaft erzigte.
 Komm! Wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur;
 Und wir bedürfen der Freunde, die jezo bei ihm noch versammelt
 Sizen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen.“
 Also sprach sie behende und zog, vom Steine sich hebend,
 Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
 Ramen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedeutend.

33. Aus: Torquato Tasso.

(1780 in Prosa begonnen, in Versen 1788.)

Der junge Dichter Tasso am Hofe des Herzogs Alfons von Ferrara hegt eine Neigung zu des Herzogs Schwester Leonore. Sie will ihn aus seiner trüben Stimmung zu einer unbesangenen Auffassung des Lebens führen und fordert ihn auf, sich dem Herzog sowohl, wie dessen erstem Staatsdiener Antonio und der am Hofe weilenden Gräfin Leonore anzuvertrauen.

Tasso.

Unsicher folgen meine Schritte dir
O Fürstin, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen sich in meiner Seele.
Mir scheint die Einsamkeit zu winken, mich
Gefällig anzuspeln; komm, ich löse
Die neu erregten Zweifel deiner Brust.
Doch werf' ich einen Blick auf dich, vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern gestehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht sanft
Aus einem schönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Wesen, seine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir selbst
Auf's neu' in streitender Verwirrung bin.

Prinzessin.

Es ist unmöglich, daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,
Zu Augenblick, da er uns wieder sieht,
Sich wieder gleich wie ehemals finden soll.
Er ist in seinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So stimmen sich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine schöne Harmonie
Auf's neue sie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen, was du diese Zeit
Geleistet hast, so stellt er dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Riesen dir entgegenstellt.

Tasso.

Ah meine Fürstin, Ariostens Lob
Aus seinem Munde hat mich mehr ergötzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.
Wir können uns im stillen Herzen sagen:
Erreicht du einen Theil von seinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch seines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im Tiefsten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben magt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
Die sichern Worte des erfahrenen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mich und mehr
Verlang ich vor mir selbst, ich fürchtete
Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzessin.

Und schienst noch kurz vorher so rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter sich einander suchten,
Und keiner je den andern meiden soll?
Zwar herrlich ist die liebeswerthe That,
Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bring-
gen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer ruhig zuzusehn.

Tasso.

Und sah ich hier mit Staunen nicht zuerst,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrener Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen schien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit sich zeigen sollte,
Umhüllte ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
Sobald zum zweitemal bescheinen wird.
Es saßen hier gedrängt die schönsten Frauen,
Gedrängt die ersten Männer unsrer Zeit.
Erstaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief! Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, schmale, meerumgebne Land,
Hierher geschickt. Zusammen bilden sie
Das herrlichste Gericht, das über Ehre,
Verdienst und Tugend je entschieden hat.
Gehst du sie einzeln durch, du findest keinen,
Der seines Nachbarn sich zu schämen brauche!
Und dann eröffneten die Schranken sich:
Da stampften Pferde, glänzten Helm und
Schilde,

Da drängten sich die Knappen, da erklang
Trompetenschall, und Lanzen trachten splitternd;
Getrossen tönten Helm und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Besiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauspiel ziehen, daß
In diesem schönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Prinzessin.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müß' und Streben damals dich entflam-
ten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung stille Lehre dir bewahren.
Die Feste, die du rühmst, die hundert Jungen
Mir damals priesen und mir manches Jahr
Nachher gepriesen haben, sah ich nicht.

Am stillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude sich
Verlieren konnte, mußst' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Aussicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es sich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß doch angenehm, erblicken.
Ich sah lebend'ge Formen wieder sanft sich
regen.

Zum erstenmal trat ich, noch unterstützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucretia, voll frohen Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand.
Du warst der erste, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Da hofft' ich viel für dich und mich; auch hat
Uns bis hieher die Hoffnung nicht betrogen.

Tasso.

Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von so viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenschaft
Bewegt, durch stille Gänge des Palasts,
An deiner Schwester Seite schweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt erschienenest — mir
Welch ein Moment war dieser! O vergib!
Wie den Bezauberten von Rausch und Wah'n
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasia,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.
So sucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht.

Prinzessin.

Es sungen schöne Zeiten damals an.
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schwester weggeführt, uns wären Jahre
Im schönen ungetrübten Glück verschwunden.
Doch leider jetzt vermiffen wir zu sehr
Den frohen Geist, die Brust voll Muth und
Leben,

Den reichen Wit der liebenswürdig'en Frau.

Tasso.

Ich weiß es nur zu wohl, seit jenem Tage,
Da sie von hinnen schied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu ersetzen.
Wie oft zerriß es meine Brust! Wie oft
Magt' ich dem stillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schwester nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu
sein?

Hi denn kein Herz mehr werth, daß sie sich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren

Mehr gleich gestimmt? Ist Geist und Wit ver-
loschen?

Und war die Eine Frau, so trefflich sie
Auch war, denn alles? Fürstin! o verzeih!
Da dacht' ich manchmal an mich selbst, und
wünschte,

Dir etwas sein zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünscht' ich's zu sein, im Leben dir zu zeigen,
Wie sich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was dich schmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beschütztest,
Bewirrte unklug, was du lösen wolltest,
Und fühlte so mich stets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzessin.

Ich habe, Tasso, deinen Willen nie
Verkannt und weiß, wie du dir selbst zu schaden
Geschäftig bist. Anstatt, daß meine Schwester
Mit jedem, wie er sei, zu leben weiß,
So kannst du selbst nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

Tasso.

Table mich!

Doch sage mir hernach, wo ist der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freiem Busen wagen darf zu reden?

Prinzessin.

Du solltest meinem Bruder dich vertrauen.

Tasso.

Er ist mein Fürst! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freiheit wider Trieb den Busen blähe.
Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein,
Und für den Eten ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.
Und so ist er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieses großen Worts.
Nun muß ich schweigen lernen, wenn er spricht,
Und thun, wenn er gebietet, mögen auch
Verstand und Herz ihm lebhaft widersprechen.

Prinzessin.

Das ist der Fall bei meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Ist dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Tasso.

Ich hofft' es eh'mals, jetzt verzweift' ich fast.
Wie lehrreich wäre mir sein Umgang, nützlich
Sein Rath in tausend Fällen! Er bestift,
Ich mag wohl sagen, alles, was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen:
Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.

Prinzessin.

Doch läßt sich ihm vertrau'n, und das ist viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieser leistet, was er dir verspricht.

Hat er sich erst für deinen Freund erklärt,
So sorgt er selbst für dich, wo du dir fehlst.
Ihr müßt verbunden sein! Ich schmeichle mir,
Dies schöne Werk in kurzem zu vollbringen.
Nur widerstehe nicht, wie du es pflegst!
So haben wir Kenoren lang' belesen,
Die fein und zierlich ist, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieser hast du nie,
Wie sie es wünschte, näher treten wollen.

Tasso.

Ich habe dir gehorcht, sonst hätt' ich mich
Von ihr entfernt, anstatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht wie es ist, konnt' ich nur selten
Mit ihr ganz offen sein, und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.

Prinzessin.

Auf diesem Wege werden wir wohl nie
Gesellschaft finden, Tasso! Dieser Pfad
Verleitet uns, durch einsames Gebüsch,
Durch stille Thäler fortzuwandern, mehr
Und mehr verwöhnt sich das Gemüth und
strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will.

Tasso.

O, welches Wort spricht meine Fürstin aus!
Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohen,
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt?
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum aus bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grafe die geknechte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler
schweisend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist, was gefällt.

Prinzessin.

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei;
Allein die Guten bringen sie zurück,
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig, als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt;
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein
Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt.

Tasso.

O, wenn aus guten, edlen Menschen nur
Ein allgemein Gericht bestellt entschiebe,
Was sich denn ziemt! anstatt daß jeder glaube,
Es sei auch schicklich, was ihm nützlich ist.
Wir sehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt sich alles.

Prinzessin.

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich ziemt, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie
nichts.

Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach
Sitte.

Tasso.

Du nennest uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzessin.

Nicht das! Allein ihr strebt nach fernem Gut-
tern,

Und euer Streben muß gewaltsam sein.
Ihr waagt es für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bleibe.
Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist
tobt.

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen hohen Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier bringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lästern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschie-
nen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

Tasso.

Du sagst mir Worte, die in meiner Brust
Halb schon entschlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzessin.

Was meinst du, Tasso? Rede frei mit mir.

Tasso.

Oft hört' ich schon, und diese Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernom-
men,
So müßt' ich's denken: edle Fürsten streben

Nach deiner Hand! Was wir erwarten müssen,
Das fürchten wir und möchten schier verzwei-
feln.

Verlassen wirst du uns, es ist natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzessin.

Für diesen Augenblick seid unbesorgt!
Hast möcht' ich sagen: unbesorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht sehn, und schafft
Euch selbst ein glücklich Leben, mir durch euch.

Tasso.

O, lehre mich das Mögliche zu thun!
Gottwidmet sind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preisen, dir zu danken sich
Mein Herz entsaltet, dann empfind' ich erst
Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;
Das göttlichste Erfuhr ich nur in dir.
So unterscheiden sich die Erdengötter
Vor andern Menschen, wie das hohe Schicksal
Vom Rath und Willen selbst der klügsten

Männer

Sich unterscheidet. Vieles lassen sie,
Wenn wir gewaltsam Weg' auf Wege sehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauschen, hören nicht
Den Sturz, der uns umlauft und niederwirft,
Vernehmen unser Flehen kaum, und lassen,
Wie wir beschränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geschrei die Luft uns füllen.
Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenlidern ab.

Prinzessin.

Es ist sehr billig, daß die Frauen dir
Auf's freundlichste begegnen; es verherrlicht

Dein Lied auf manche Weise das Geschlecht.
Zart oder tapfer, hast du stets gemußt
Sie liebenswerth und edel vorzustellen;
Und wenn Armode hassenswerth erscheinet,
Versöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Tasso.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!
Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne.
Was ich ihm nachgebildet, das wird bleiben:
Tancredens Heldenliebe zu Clorinden,
Erminiens sülle, nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Ovidens Noth,
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Prinzessin.

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehen,
Was wir verstehen, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Tasso.

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

34. Aus: Faust.

(Erste Idee zu dem Gedichte 1769, dann, nachdem der Dichter zum erstenmal das Puppenspiel Faust gesehen, 1773 begonnen, 1790 als Fragment herausgegeben, vollständig beendet 1831.)

a. Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmlischen Heer-
scharen, nachher Mephistopheles.

(Die drei Erzengel treten vor.)

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Bollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründend mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Gabriel.

Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieses-Helle
Mit tiefer schauervoller Nacht;

Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer auf's Land, vom Land auf's Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blühendes Verheeren
Dem Pfad vor des Donnerschlags;
Doch deine Voten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drei.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründend mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Mephistopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahest
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahest,
So stehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih', ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt.
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'st du dir nicht auch unter dem Gesindt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von glei-
chem Schlag,

Und ist so wunderbar, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmels-
lichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeimigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
Zu jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Herr.

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephist.

Nein Herr! ich find' es dort, wie immer, herz-
lich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammer-
tagen,
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

Der Herr.

Kennt du den Faust?

Mephist.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephist.

Fürwahr! er dient euch auf besondere Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise,
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen;
Weiß doch der Gärtner, wenn das Däumchen
grünt,

Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre
zieren.

Mephist.

Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Mephist.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen
Wangen.

Für einen Leichnam bin ich nicht zu Hans;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es sei dir überlassen!
Nieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephist.

Schon gut! doch dauert es nicht lange,
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust
Wie meine Ruhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deines gleichen nie gehast.
Von allen Geistern, die vernemen,
Ist mir der Schall am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht er-
schlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß, als Teufel,
schaffen.

Doch ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werden, das ewig wirkt und lebt,
Umsaß euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Beseftiget mit dauernden Gedanken.

(Der Himmel schließt, die Erzengel vertheilen sich.)

Mephistopheles allein.

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

b. Anfang der Tragödie.

(In einem hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer,
Faust unruhig auf seinem Sessel am Kulle.)

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und lieber auch Theologie
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn!
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug, als wie zuvor;

Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehn Jahr
Herauf, herab und quer und krumm,
Reine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheidter, als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Daß ihr ist mir auch alle Freud' entrisßen,
Bilde mir nicht ein, was recht's zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund,
Daß ich nicht mehr, mit saurem Schweiß,
Zu sagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O sähest du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Bein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht;
Dann über Büchern und Papier
Trübsel'ger Freund, ersiehst du mir!
Ach, könnt' ich doch auf Berges Höh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
Zu deinem Thau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht.
Beschränkt mit diesem Bücherhauf,
Der Würmer nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Geröb' hinauf
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urwäter Hausrath drein gestopft —
Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Flieh'! auf! hinaus in's weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,

Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkenneft dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.
Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt,
Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

(Er schlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des
Makrocosmus.)

Ha! welche Wonne fließt, in diesem Blick,
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen?
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nero' und Avern
rinnen.

War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das innre Loben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und, mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her ent-
hüllen?

Bin ich ein Gott, mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!“

(Er schaut das Zeichen.)

Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelkräfte auf und nieder steigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segendustenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!
Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel
nur!

Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Duellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welcke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so
vergebens?

(Er schlägt unwillig das Buch um und erblickt das
Zeichen des Erdgeistes.)

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glih' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glüd zu tragen,
Und in des Schiffsbruchs Knirschen nicht zu
zagen.

Es wölft sich über mir
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt. — Es weht
Ein Schauer vom Geröb' herab
Und faßt mich an!

Ich fühl's, du schwebst um mich, erschlehter
Geist!

Enthülle dich!

Ha! wie's in meinem Herzen reißt!

Zu neuen Gefühlen

All meine Sinnen sich erwillen!

Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!

Du mußt! du mußt! und kostest es mein Leben!

(Er faßt das Buch und spricht das Zeichen des Geistes
geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der
Geist erscheint in der Flamme.)

Geist.

Wer ruft mir?

Faust (abgewendet).

Schreckliches Gesicht!

Geist.

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' gelogen,
Und nun —

Faust.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist.

Du stehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn,
Mich neigt dein mächtig Seelensehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Übermenschen dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf,
Und trug, und hegte? Die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu
heben?

Wo bist du, Faust, deß Stimme mir erklang?
Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist du es? der, von meinem Hauch um-
wittert,

In allen Lebensstiefen zittert,
Ein furchtsam weggeklimmter Wurm!

Faust.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?

Ich bin's, bin Faust, bin deines gleichen!

Geist.

In Lebensfluten, im Thatensturm

Ball' ich auf und ab,

Webe hin und her!

Geburt und Grab,

Ein ewiges Meer,

Ein wechselnd Weben,

Ein glühend Leben,

So schaff' ich am tausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweiffst,
Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

(Verschwindet.)

Faust (zusammenstürzend).

Nicht dir!

Wem denn?

Ich Ebenbild der Gottheit!

Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod! ich kenn's — das ist mein Jamulus —

Es wird mein schönstes Glück zu nichte!

Daß diese Fülle der Gesichte

Der trockne Schleicher stören muß!

(Wagner im Schlafrocke und der Nachttaube, eine
Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.)

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;

Ihr laßt gewiß ein griechisch Trauerspiel?

In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,

Dem heut zu Tage wirkt das viel.

Ich hab' es öfters rühmen hören,

Ein Komödiant könn' einen Pfarrer lehren!

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;

Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum ge-
bannt ist,

Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,

Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,

Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht er-
jagen.

Wenn es nicht aus der Seele dringt,

Und mit uerkräftigem Behagen

Die Herzen aller Hörer zwingt,

Sieht ihr nur immer, leimt zusammen,

Braut' ein Ragout von andrer Schmans,

Und blas't die kümmerlichen Flammen

Aus eurem Afschenhäufchen aus;

Bewund'ung von Kindern und Affen,

Wenn euch darnach der Gaumen steht;

Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,

Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Meduers Blick;

Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' Er den redlichen Gewinn!

Sei Er kein schellenlauter Thor!

Es trägt Verstand und rechter Sinn

Mit wenig Kunst sich selber vor;

Und wenn's Euch Ernst ist, was zu sagen,

Ist's nöthig, Worten nachzujagen?

Ja, eure Reden, die so blinkend sind,

In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,

Sind merquicklich, wie der Nebelwind,

Der herblich durch die dürrten Blätter säuselt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang;

Und kurz ist unser Leben.

Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,

Doch oft um Kopf und Wufen bang'.

Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,

Durch die man zu den Quellen steigt!

Und eh' man nur den halben Weg erreicht,

Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.
Das Pergament, ist das der heil'ge Brunnen,
Vorau's ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.
Verzeiht! es ist ein groß Ergehen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versehen;
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann
gedacht,
Und wie wir's dann zulezt so herrlich weit
gebracht.

Faust.
O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegen.
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Rehrichthaus und eine Kumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion,
Mit trefflichen, pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.
Wein die Welt! des Menschen Herz und
Geist!
Mächt' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.
Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen
nennen?
Die wenigsten, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht
wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offen-
barten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bit' euch, Freund, es ist tief in der Nacht,
Wir müssen's dießmal unterbrechen.

Wagner.
Ich hätte gern bis morgen früh gewacht,
Um so gelehrt mit euch mich zu besprechen.

Faust.
Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge liebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! ihr dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichsten von allen Erdensohnen.
Du rißest mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne schon zerstören wollte.
Ach! die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.
Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gebückt dem Spiegel ew'ger Wahr-
heit,

Sein selbst genöth in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und schaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's
büßen!

Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.
Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn besessen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stiehest grausam mich zurücke
In's ungewisse Menschenloos.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre
Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist em-
pfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff
sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bess're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gemüthe.

Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Weltenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und
Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets
beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es
gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durch-
wühlt;
Den, wie er sich im Staube nährend lebt;
Des Wand'rers Tritt vernichtet und begräbt.

Ist es nicht Staub, was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Irdbel, der mit tausendfachem Tand,
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen? —
Was grinsest du mir, hohler Schädel, her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst ver-
wirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämm-
rung schwer,

Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich getretet.
Ihr Instrumente freilich spottet mein,
Mit Rad und Rämmen, Balz' und Bügel.
Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel sein;
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht
die Riegel.

Geheimnißvoll am lichten Tag
läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und
mit Schrauben.

Du alt Geräthe, das ich nicht gebraucht,
Du stehst nun hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
So lang' an diesem Pult die trübe Lampe
schmauchte.

Weit besser hätt' ich doch mein Weniges ver-
spracht,
Als mit dem Wenigen belastet hier zu
schwätzen!

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft, das kann
er nützen.

Doch warum heftet sich mein Blick auf jene
Stelle?

Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Mag-
net?

Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächst'gen Wald uns Monden-
glanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Pflanze!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.
Zu Zubegriff der holden Schlummerjäste,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Flußstrom ebbet nach und nach.
In's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Ather zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, diese Götterwinne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienst du?
Ja, lehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.
Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual ver-
dammt,

Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt,
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen

Und, wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin
zu fließen.

Nun komm herab, kristallne reine Schale,
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ersten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf Einken Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht:
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht
zeigen;

Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Flut erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sei nun mit ganzer Seele
Als festlich hoher Gruß dem Morgen zuge-
bracht.

(Er setzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, Welch ein heller Ton
zieht mit Gewalt das Glas von meinem
Munde?

Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Ge-
sang,
Der einst, um Grabes Nacht, von Engels-
lippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betäubende,
Heißam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Himmelsköne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt
der Glaube;

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
 Zu jenen Sphären mag' ich nicht zu streben,
 Woher die holde Nachricht tönt;
 Und doch, an diesen Klang von Jugend auf
 gewöhnt,
 Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
 Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
 Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
 Da klang so ahnungsvoll des Glockentones
 Fülle,

Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
 Ein unbegreiflich holdes Sehnen
 Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzu-
 gehn,

Und unter tausend heißen Thränen
 Fühl' ich mir eine Welt entstehn.
 Dieß Lied verkündete der Jugend munt're
 Spiele,

Der Frühlingsfeier freies Glück;
 Erinnerung hält mich nun, mit kindlichem Ge-
 fühle,

Vom letzten, ersten Schritt zurück.
 O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
 Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
 Schon sich nach oben,
 Lebend erhabene,
 Herrlich erhoben;
 Ist er in Berdelust
 Schaffender Freude nah;
 Ach! an der Erde Bruit,
 Sind wir zum Leibe da.
 Tief er die Seinen
 Schmachkend uns hier zurück;
 Ach! wir beweinen,
 Meister, dein Glück.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden
 Aus der Verwesung Schooß.
 Reißet von Banden
 Freudig euch los!
 Thätig ihn Preisenden,
 Liebe Bewessenden,
 Brüderlich Speisenden,
 Predigend Reisenden,
 Bonne Verheißenden,
 Euch ist der Meister nah',
 Euch ist er da!

35. Sprüche und Epigramme.

(Von 1776 an bis ins späte Alter.)

Seh' ich die Werke der Meister an,
 So seh' ich das, was sie gethan;
 Betracht' ich meine Siebensachen,
 Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
 Bedauert dich niemand, geh's dir schlecht;
 Machtst du dich aber selbst zum Herrn,
 Die Leute sehn es auch nicht gern,

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
 Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles ver sagt.

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
 Weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freun.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum.
 Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnisß
 Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
 Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
 Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
 So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
 Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermisst.

Willst du in's Unendliche schreiten,
 Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
 So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Und bleibst du endlich wie du bist,
 So sagen sie, daß nichts an dir ist.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
 Mußt dich um's Vergangne nicht bekümmern,
 Das Wenigste muß dich verdrießen;
 Mußt stets die Gegenwart genießen,
 Besonders keinen Menschen hassen
 Und das Ubrige Gott überlassen.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
 Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Mit einem Herren sieht es gut,
 Der, was er befohlen, selber thut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen,
 Das andre wird sich von selber machen.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
 Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Laß Reid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt
sie auch.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut sich des Gethauens freut.

Entzwei' und gebiete! tüchtig Wort;
Berein' und leite! bess'rer Hort.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst zu erkennen.

Lieb' und Leidenschaft können versfliegen,
Wohlvollen aber wird ewig siegen.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Täg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzünden!

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirfst du Heute kräftig frei;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst besieht,
Bleibt immer ein Knecht.

Sollen dich die Dohlen nicht umschreien,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.

Wie fruchtbar ist der kleinste Acreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

Alle Menschen, groß und klein,
Spinnen sich ein Gewebe fein,
Wo sie mit ihrer Scheeren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte fügen.
Wenn nun darein ein Wesen fährt,
Sagen sie, es sei unerhört,
Man habe den größten Palast zerstört.

36. Epistel. (1794.)

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn, dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu sein; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort: da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: So möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Öffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermildet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl durch Sommer und Winter
Schmackhaft zu bereiten und ohne Beschwerde des Beurtheils.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahreszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln; und reist nur eben der Sommer die Früchte,
Lenkt sie an Borrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl und reifen im Essig die Gurken;
Aber die lustige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern;
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,

Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
 Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reiset im Stillen
 Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
 Wünscht sie dann endlich zu lesen, wo wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
 Deren hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß
 Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist;
 Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
 Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
 Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
 Königreich und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
 Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
 Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser: die Nadel
 Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch so häuslich im Hause,
 Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
 Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Bügeln
 Hundertfältig, seitdem in weißer, artadischer Hülle
 Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
 Gassen kehret und Gärten, und Staub erregt im Tanzsaal.
 Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Duzend im Hause,
 Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
 Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
 Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

37. Ein Brief aus: Leiden des jungen Werther. (1774.)

Der Roman enthält in Briefen die keimende, dann zur Leidenschaft wachsende Liebe des jungen Werther zu Lotte, der Verlobten, nachher Gattin Alberts. Werther endet sein Leben durch einen Pistolenschuß.

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Bonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie sagte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der übersießenden Fülle wie vergottet, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmelte die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfältigen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich annisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis an's Ende des unbekanntem Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt, und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unfählichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des

unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehre und die denigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zertritt ein Fußtritt die mühseligen Gänge der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähhliches Grab. Ha! nicht die große, feste Noth der Welt, diese Fluten, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre wendenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

38. Aus: Wilhelm Meisters Lehrjahre, Roman.

Ohne Zweck und Ziel tritt der vielseitig befähigte Wilhelm Meister in die Welt. Er weiß nicht, ob er sich dem praktischen Leben oder der Kunst widmen soll, aeräth in eine Schauspielergesellschaft, für deren Mitglieder er sich lebhaft interessiert. Charaktere wie Mignon, Katalie, Therese, Philine, Raertes, Lothario, der Harnner u. s. w. nehmen jeder in seiner Weise, ihn in Anspruch. Durch das bunte Treiben gelangt er zum Verständniß und selbständigen Erfassen des Lebens. (Der Roman wurde 1777 begonnen, 1783 vollendet, 1795 herausgegeben.) Das mitgetheilte Bruchstück ist aus einer Episode in dem 6. Buch, die sich nennt:

Bekanntnisse einer schönen Seele.

So tief ich überzeugt war, daß eine Geistesbeschaffenheit wie die meinige, sich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, die ich nach dem Tode hoffte, schiden könne, so wenig fürchtete ich, in eine solche Trennung zu gerathen. Bei allem Bösen, das ich in mir entdeckte, hatte ich ihn lieb und haßte, was ich fühlte, ja ich wünschte es noch ernstlicher zu haßen, und mein ganzer Wunsch war, von dieser Krankheit und dieser Anlage zur Krankheit erlöst zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt seine Hülfe nicht ver-sagen würde.

Die einzige Frage war: was heilt diesen Schaden? Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken; denn zehn Jahre hatte ich schon mehr als bloße Tugend geübt und die nun erkannten Greuel hatten dabei tief verborgen in meiner Seele gelegen. Hätten sie nicht auch wie bei David losbrechen können, als er Bathseba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sei?

Sollte es also wohl eine un vermeidliche Schwäche der Menschheit sein? Müßten wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend einmal die Schwäche unsrer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem besten Willen nichts anders übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen, und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Trost schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsre Neigung meistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsre Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich schon einen viel entscheideneren Werth.

Indem ich einst die Lieder studirte, welche David nach jener häßlichen Katastrophe gedichtet hatte, war mir sehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böse schon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte; daß er aber entschuldigend sein wollte, und daß er auf das dringendste um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den symbolischen Büchern mußte ich wohl; es war mir aber eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erst, daß ich diesen so oft wiederholten Spruch noch nie verstanden hatte. Die Fragen: Was heißt das? Wie soll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir sich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, daß das, was ich suchte, in der Menschwerdung des vorigen Wortes, durch das alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sei. Daß der Uranfängliche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und umfaßt, einstmals als Bewohner begeben habe, durch unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Geburt bis zum Grabe, durchgegangen sei, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den sichten Höhen aufgestiegen, wo wir auch wohnen sollten, um glücklich zu sein: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O warum müssen wir, um von solchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zustände anzeigen! Wo ist vor ihm etwas hohes und tiefes, etwas dunkles oder helles? Wir nur haben ein oben und unten, einen Tag und eine Nacht? Und eben darum ist er uns ähnlich geworden, weil wir sonst keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieser schätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was ist denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen

zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüths sein.

Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben, stehe ich einst in dem größten Druck meines Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein beschränktes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man sein muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist.

Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaste; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsre Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So nahe meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke mußte ich, was Glaube war.

Das ist Glaubel! sagte ich und sprang, wie halb erschreckt, in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit sich aufzuschwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden; sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen.

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals festhalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein und das andremal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel ist er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott ist.

Mit dieser mich von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher sehr zufrieden gewesen, und wäre mir nicht durch sonderbare Schickung seit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir selbst außer allem Credit gekommen, so wäre ich vielleicht mit jenem Zustande immer zufrieden geblieben.

Nun aber hatte ich seit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohte, aufschwingen, wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängstlich bellend stehen bleibt.

Meine Freude war unbeschreiblich, und ob ich gleich niemand etwas davon entdeckte, so merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Ursache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geschwiegen und die reime Stimmung in meiner Seele zu erhalten gesucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umstände verleiten lassen, mit meinen Geheimnissen hervorzutreten! Dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg ersparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Christenlauf diese notwendige Kraft nicht in meiner Seele war, so hatte ich mich in dem Fall anderer reiblichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantasie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieses ist schon wahrhaft nützlich; denn schädliche Bilder und ihre Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unsre Seele oft ein und das andre von den geistigen Bildern und schwingt sich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts besseres hat, ist doch diese Übung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verschaffen uns kirchliche Anstalten, Glocken, Orgeln, Gesänge und besonders die Vorträge unsrer Lehrer. Auf sie war ich ganz unsäglich begierig; keine Bitterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirche zu besuchen, und nur das sonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verursachen. Unsen Oberhosprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch seine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldnen Äpfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obste herauszufinden. Den öffentlichen Übungen wurden alle möglichen Privatübungen, wie man sie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantasie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war so an diesen Gang gewöhnt, ich respectirte ihn so sehr, daß mir auch jetzt nichts Höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner, keine Augen, sie tastet nur und sieht nicht: Ach! daß sie Augen bekäme und schauen dürfte!

39. Friedrich der Große und die deutsche Poesie.

(Aus: Wahrheit und Dichtung, 1811 u. f.)

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und

Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schickal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden, als die Götter selbst, die, wenn sie die Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegsglieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Ramler fingt auf eine höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerbebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau befehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück, als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preussischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; eben so war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literaturwesens ein Glück. Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung; man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen sollte. Dieß geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrikachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geschwinde zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Lessing, der im Gegensatz zu Klopstoc und Gleim die persönliche Würde gern wegworf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Welts-Leben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Junere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte; und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preusse geschlagen hatte.

Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Lebenswürdigkeit der Sächsinen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen, als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese cursorischen und desultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir gegliückt, eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als im Conflict zweier für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen so viel neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel altes sein Recht noch über mich

geltend machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treulich in Gesellschaft zu vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genügsamen Requirisse dienen; und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorfällen war mehr aus Witzmuth, als aus Überzeugung in Rauch ausgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widersprechende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen, und wie dieses zu erreichen sei. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gejellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genöthigt, alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Büsen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzulösen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Piederform oder freierem Stylmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abzuweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder qualte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, und sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist.

40. Die Neapolitaner.

(Italienische Reise, 1816 u. f.)

Eines Tages schlich ich beobachtend, meiner Weise nach, durch Neapel und notirte mir viele Punkte zur Schilderung der Stadt. Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Klammern erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht, und deshalb sorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Duldend! Von dem letztern ein artiges Beispiel. Der Morgen war kalt und feucht, es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz, wo die großen Quadern des Pflasters reinlich gefehrt erschienen. Zu meiner großen Verwunderung sah ich auf diesem völlig ebenen, gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreise tanzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn sie sich wärmten. Erst hielt ich es für eine Possie, als ich aber ihre Mienen völlig ernsthaft und beruhigt sah, wie bei einem befriedigten Bedürfniß, so strengte ich meinen Scharfsinn möglichst an; er wollte mich aber nicht begünstigen. Ich mußte daher fragen, was denn die Affchen zu der sonderbaren Positur verleite und sie in diesen regelmäßigen Kreis versammle. Hierauf erfuhr ich, daß ein anwohrender Schmied auf dieser Stelle eine Radchiene heiß gemacht, welches auf folgende Weise geschieht. Der eiserne Keil wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreise so viele Eichenspäne gehäuft, als man nöthig hält, ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Chiene wird um das Rad gelegt und die Asche sorgfältig weggekehrt. Die dem Pflaster mitgetheilte Wärme benutzen sogleich die kleinen Hironen und rühren sich nicht eher von der Stelle, als bis sie den letzten warmen Hauch ausgefogen haben. Beispiele solcher Genügsamkeit und aufmerkamen Benutzens dessen, was sonst verloren ginge, gibt es hier unzählige. Ich finde in diesem Volke die lebhafteste und geistreichste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben.

Der gute und so brauchbare Volkmann nöthigt mich, von Zeit zu Zeit von seiner Meinung abzugehen. Er spricht z. B., daß 30- bis 40,000 Müßiggänger in Neapel zu finden wären, und wer spricht es ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar sehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des südlichen Zustandes, daß dies wohl eine nordische Ansicht sein möchte, wo man jeden für einen Müßiggänger hält, der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht. Ich wendete deshalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Volk, es mochte sich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar sehr viel übelgekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigten. Ich fragte bestreuen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; sie konnten mir aber solche eben so wenig zeigen, und so

ging ich, weil die Untersuchung mit Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus. Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Gestalt, Kleidung, Betragen, Beschäftigung zu beurtheilen und zu classificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande auch äußerst gemäß bezieht. Ich fing meine Beobachtungen bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hie und da stillstehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblicke mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis sich jemand ihrer bedienen will; die Galeffaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Galeffen auf großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein unglücklicher Wind geht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet; ich sah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meist ein jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen. Je mehr ich mich umsieh, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringern, noch von der mittleren Klasse, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem anderen großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letzteren Klasse des Volks besonders angehören. Einige gehen umher mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Credenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern, in hölzernen Ringen vor dem Fallen gesichert, stehen; andere tragen in Körbchen allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint, als wolle jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mit genießen und vermehren. Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge kleiner Krämer, welche gleichfalls umhergehen und ohne viele Umstände auf einem Brette in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen geradezu auf flacher Erde ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größeren Läden findet, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückerchen Eisen, Leder, Tuch, Leinwand, Filz u. s. w., das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Klasse bei Handelsleuten und Handwerkern als Verkäufer und Handlanger beschäftigt. Es ist wahr, man thut nur wenige Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dies ist deswegen noch kein Faulenzler, kein Tagebieb.

Durchgängig ist die Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes und zeigt einen freien, richtigen Blick. Ihre Sprache soll figurlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend sein. Das alte Miella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganze gemeine Klasse von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Raune.

Eine unsgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten, theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheint den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüften schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert, sogar die einspännigen Galeffen hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothem Quasten und Knaufgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fäßchen auf den Köpfen, die sich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise sein und werden; allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meere zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdrreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachnen Westen und Röcke der Weiber, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die bemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermäßen sichtbar zu werden. Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer, langamer Zug die Harmonie der lustigen Welt. Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammetner, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre; darauf stand ein geschmücktes,

hart vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüschel über das ruhende Kind hielten, und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, sowie die Bahre sich bewegte, wackelten und mildbelebende Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel schwankten um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straße wegeilte, und die vorangehenden Priester und Kerzenträger mehr liefen, als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Gewaaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Waare zum Verkauf schön aufgeputzt sei. Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, kleine Muscheln, jedes besonders aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, sind dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr, als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lästern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird. In den Fleischbänken hängen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpfe niemals aus, ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule ganz vergoldet sei. Es sind verschiedene Tage im Jahre, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt; alsdann feiert man eine allgemeine Cocagna, wozu sich 500,000 Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Strafe Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Gewaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoster von vergoldeten, mit rothen Bändern geschnürten Würsten; welsche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Man versicherte, daß deren 30,000 verkauft werden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause selbst gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Waare, Kapannen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Hausen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viele besinnen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehrt wird, alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viele tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk hört aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Antheils an diesem Genuße mit Vergnügen.

41. Für junge Dichter.

(Deutsche Literatur, Bd. 32, Schluß.)

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Werth des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch in einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwiedern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug sein würde. Im allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande, wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem jüngern, einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles, was im Innern vorgeht, alles, was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen sein, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine das höchste Wesen, wie das Vaterland, die grenzenlose Natur, so wie ihre einzelnen, unschätzbaren Erscheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswerth finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche; denn viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammengesellen und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzufern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres, jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmach-

ten nach dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invektiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die Nare Quelle trübt; und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzeln und sich zerstreuen in mitianthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mächden zurückfordern, — da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Götinnen, die, wenn sie sich der unbefangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen, — dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwicklung sich freuen. Und so sei mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen:

Jüngling, merke Dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

2. Friedrich von Schiller.

(1759—1805.)

1. Das Mädchen aus der Fremde. (1796.)

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereist auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur,
Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Fruchte, jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen aller schönste dar.

2. Die Theilung der Erde. (1795.)

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen
Höhen

Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer sein:
Euch schenkt' ich sie zum Erb' und ew'gen Leben;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig Jung und Alt:
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birstete durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher
fassen;

Der Abt wählt sich den edlen Firnwein;
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und spricht: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst ge-
sehen,

Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

Wesh mir! So soll ich denn allein von allen
Vergessen sein, ich, dein getreuester Sohn?

So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilst,
Verzehrt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt ge-
theilt?

Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun! spricht Zeus; die Welt ist wegge-
geben;

Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr
mein.

Wilst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

3. Die Macht des Gesanges. (1795.)

Ein Regenstrom aus Felsenriffen,
Er kommt mit Donners Ungeflüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Er raunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbindet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße

Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächtigem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge:

So rafft von jeder eiteln Birde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahen,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kammers Falten,
So lang' des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethänen
Sich stützt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hüften,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernem Ausland fremder Sitten
Den Flüchling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwärmen.

4. Die vier Weltalter. (1802.)

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sängers, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehen, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter uraltestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus;
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Rande
Die Erde, das Meer und den Sternentkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde:
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden
Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wanderer, gestellt

Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehen,
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr;
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher, an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Stambaders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde;
Da sangen die Muses im himmlischen Chor,
Da erhoben sich Göttergebilde!
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierete;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch, war das Leben auch finstern und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Mäuen;
Es lebte, was edel und sitzlich war,

In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liebes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu'.

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sängern umflechten;
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe, in schönem Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jüngerchein.

5. An die Freunde. (1802.)

Lieben Freunde! Es gab schöne Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Freunde! Es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wand'rer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen;
Unser Herz erwärmt an ihrem Licht.

Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrthe unsers Winters Raub:
Grünet doch, die Schläge zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerem Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt,
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen,

Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelsporten,
Denn er sieht das ewig ein'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sanct Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größtes mag sich anderswo begeben,
Als bei uns, in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben;
Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

6. Das Lied von der Glocke. (1799.)

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden,
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Kinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.
Nehmet Holz vom Fichtenstamme.

Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rüßren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Berrübten klagen,
Und stimmen zu der Anbacht Chor.
Was unten tief dem Erdeniohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.
Weiße Blasen seh ich springen;
Wohl! die Massen sind in Flus!

Rast's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklänge
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm begnügt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen feilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Kreud' kehrt er heim in's Vaterhaus.
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild' aus Himmelshö'h'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein;
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er sieht der Bräuter wilden Reih'n.
Ertörend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!
O! daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!
Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein;
Sehn mir's überglast erscheinen,
Wird's zum Guße zeitig sein.
Fest, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Milde paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Draun prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Neblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai!
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben,
Die Blume verbliht,

Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe;
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und mehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehret den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den
Faden

Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeyigen Keim
Und füget zum Guten den Glanz und den
Schimmer

Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Siebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen geüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Sieht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschides Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen;
Schön gezack't ist der Bruch,
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoß den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!

Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch fürchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Eintritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,

Durch die vollbelebten Gassen
 Wälzt den ungeheuern Brand!
 Denn die Elemente hassen
 Das Gebild' der Menschenhand.
 Aus der Wolke
 Quillt der Segen,
 Strömt der Regen;
 Aus der Wolke ohne Wahl,
 Zucht der Strahl!
 Höri ihr's wimmern hoch vom Thurm?
 Das ist Sturm!
 Roth wie Blut
 Ist der Himmel;
 Das ist nicht des Tages Blut!
 Welch Getümmel
 Straßen auf!
 Dampf wallt auf!
 Flackernd steigt die Feuerfäule;
 Durch der Straße lange Zeile
 Wächst es fort mit Windeseile;
 Kochend wie aus Ofens Rachen
 Glühn die Lüfte, Balken krachen,
 Pfosten stürzen, Fenster klirren,
 Kinder jammern, Mütter irren,
 Thiere wimmern
 Unter Trümmern;
 Alles rennet, rettet, flüchtet,
 Taghell ist die Nacht gelichtet;
 Durch der Hände lange Kette
 Um die Bette
 Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
 Spritzen Quellen Wasservogel.
 Heulend kommt der Sturm geflogen,
 Der die Flamme brausend sucht.
 Brasselnd in die dürre Frucht
 Fällt sie, in des Speichers Räume,
 In der Sparren dürre Bäume;
 Und als wollte sie im Wehen
 Mit sich fort der Erde Wucht
 Reißen in gewalt'ger Flucht,
 Wächst sie in des Himmels Höhen
 Riesengroß!
 Hoffnungslos
 Weicht der Mensch der Götterstärke;
 Müßig sieht er seine Werke
 Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
 Ist die Stätte,
 Wilder Stürme rauhes Bette.
 In den öden Fensterhöhlen
 Bohnt das Grauen,
 Und des Himmels Wolken schauen
 Hoch hinein.
 Einen Blick
 Nach dem Grabe
 Seiner Habe
 Sendet noch der Mensch zurück —
 Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
 Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
 Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
 Er zählt die Häupter seiner Lieben,
 Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
 Glücklich ist die Form gefüllt;
 Wird's auch schön zu Tage kommen,
 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
 Wenn der Guß mißlang?
 Wenn die Form zerprang?
 Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
 Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
 Vertrauen wir der Hände That,
 Vertraut der Sä'mann seine Saat
 Und hofft, daß sie entkeimen werde
 Zum Segen, nach des Himmels Rath.
 Noch köstlicheren Samen bergen
 Wir trauernd in der Erde Schooß
 Und hoffen, daß er aus den Särgen
 Erblühen soll zu schönern Voos.

Von dem Dome,
 Schwer und bang,
 Tönt die Glocke
 Grabgejang.
 Ernst begleiten ihre Trauerschläge
 Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
 Ach! es ist die treue Mutter,
 Die der schwarze Fürst der Schatten
 Wegführt aus dem Arm des Vatten,
 Aus der zarten Kinder Schaar,
 Die sie blühend ihm gebar,
 Die sie an der treuen Brust
 Wachsen sah mit Mutterlust —
 Ach! des Hauses zarte Bande
 Sind gelöst auf immerdar;
 Denn sie wohnt im Schattenlande,
 Die des Hauses Mutter war;
 Denn es fehlt ihr treues Walten,
 Ihre Sorge wachet nicht mehr;
 An verwaister Stätte schalten
 Wird die Fremde, liebeleer.
 Bis die Glocke sich verkühlet,
 Laßt die strenge Arbeit ruhn.
 Wie im Laub der Vogel spielt,
 Mag sich jeder gütlich thun.
 Winkt der Sterne Licht,
 Ledig aller Pflicht
 Hört der Burck die Vesper schlagen;
 Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
 Fern im wilden Forst der Wandrer
 Nach der lieben Heimathütte.
 Blökend ziehen heim die Schafe,
 Und der Rinder
 Breitgestirnte, glatte Schaaren
 Kommen brillend,
 Die gewohnten Ställe füllend.
 Schwer herein schwankt der Wagen,
 Kornbeladen;
 Bunt von Farben,
 Auf den Garben
 Liegt der Kranz,
 Und das junge Volk der Schnitter

fliegt zum Tanz,
Markt und Straße werden füllter,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadthor schließt sich knarrend.

Schwarz bedeckt
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schredet
Nicht die Nacht,
Die den Bösen schrecklich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Bob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Hessen sich in munterm Bund;
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchzogen;
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbricht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.

Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen,
Zerprengt es das geborfne Haus,
Und wie aus offnem Höllenvachen
Speit es Verderben zündend aus.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrein,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißen seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklangen,
Die Lösung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hünen
Und reiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster werden frei.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfadell leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städter und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz.
Auch des Wappens netze Schilder
Loben den erfahrenen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke tausend wähen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schickal leihe sie die Zunge;

Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.
Jezo mit der Kraft des Stranges

Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Zieheth, zieheth, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

7. Der Spaziergang. (1795.)

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermesslich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Wiese,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braußt's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Nicht umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöfnete Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurtüd.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schauern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Geseges, des menschenhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße.
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielsach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnt der Mensch noch mit dem Ader zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,

Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hülte der Baum.
 Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwacht,
 Theilst du mit deiner Furcht fröhlich das enge Gesetz.
 Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
 Wie dein Tagewort, gleich, windet dein Leben sich ab!
 Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
 Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Furcht!
 Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
 Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
 Stände seh' ich gebildet; der Pappeln stolze Geschlechter
 Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
 Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
 Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
 Braugend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
 Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
 In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen;
 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
 Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
 Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
 Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernen Kräfte;
 Großes wirkt ihr Streit, Größeres wirkt ihr Bund.
 Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
 Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
 Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
 Hier auf dem theuern Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
 Niedersteigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
 In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
 Herrliche Gaben besichernd erscheinen sie; Ceres vor allen
 Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
 Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünlende Reiser;
 Auch das krieg'rische Roß führt Poseidon heran;
 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
 In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
 Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler der Menschheit;
 Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst.
 Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren;
 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
 Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
 Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
 Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
 Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
 Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurück;
 Eurer Thaten Verdienst meldet der ruhrende Stein:
 „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
 Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befaß.“
 Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
 Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
 Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie Gewerbe;
 Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläuliche Gott.
 Rischend fliegt in den Baum die Art, es erseufzt die Dryade;
 Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
 Aus dem Felsbruch wiegt sich die Last, vom Hebel beflügelt;
 In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
 Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
 Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls.
 Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
 Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
 Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
 Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
 Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne;
 Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben;
 Seltfamer Sprachen Gewir braust in das wundernde Ohr.

Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann;
 Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden gebiert,
 Was Arabien locht, was die äußerste Thule bereitet;
 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
 Da gebietet das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
 Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
 Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
 Und vom Meißel besetzt redet der sühlende Stein.
 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
 Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
 Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
 Hilfsset der Brücke Joch über den brausenden Strom.
 Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
 Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hasen und Lieben,
 Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
 Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
 Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
 Körper und Stimme leihet die Schrift dem stummen Gedanken;
 Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das rebende Blatt.
 Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
 Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
 Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß' er
 Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Jügel der Scham!
 Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde;
 Von der heil'gen Natur ringen sie küstern sich los.
 Ach, da reißten im Sturm die Anker, die an dem Ufer
 Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der stutende Strom;
 In's Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet;
 Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
 Hinter Wolken erlöschten des Wagens beharrliche Sterne;
 Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
 Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
 Aus dem Leben, es liegt selbst auf der Lippe der Schwur.
 In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
 Drängt sich der Sphophant, reißt von dem Freunde den Freund.
 Auf die Unschuld schielet der Verrath mit verschlingendem Blicke,
 Mit vergiftendem Blick tödtet des Lasterers Zahn.
 Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
 Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
 Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
 Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweihet,
 Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
 Raum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
 Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht;
 Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
 Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Munnie dauern,
 Mag das trübende Bild lebender Fülle bestehn,
 Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
 An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
 Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
 Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
 Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
 O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
 Zu der verlassenen Flur Lehr' er gerettet zurück!
 Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
 Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
 Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
 Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
 Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
 Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
 Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Runne des Felsen,

Unter den Wurzeln des Baums bricht er entriistet sich Bahn.
 Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einlamen Luftraum
 Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
 Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
 Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
 Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
 Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
 Der mich schauernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
 Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
 Keiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
 Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
 Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
 Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
 Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
 Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut.
 Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
 Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
 Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernern Geschlechter,
 Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns.

8. Der Tanz. (1795.)

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
 Drehen! Den Boden berührt kaum der beflügelte Fuß.
 Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
 Schlingen im Mondlicht dort Elfen den lustigen Reihn?
 Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fliehet,
 Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut:
 Hüpfst der gelehrige Fuß auf des Takt's melodischer Woge,
 Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
 Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
 Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reih'n.
 Schnell vor ihm her entsetzt ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet;
 Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
 Sieh! Jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durch einander
 Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
 Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich;
 Nur mit verändertem Reiz stellt die Regel sich her.
 Ewig zersört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung
 Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
 Sprich, wie geschieht's, daß rasilos erneut die Bildungen schwanken,
 Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
 Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
 Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
 Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
 Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
 Die, der Remesis gleich, an des Rhythmus goldenem Jügel
 Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.
 Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls?
 Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabenen Gesangs,
 Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
 Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
 Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
 Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maas.

9. Der Genius. (1795.)

„Glaub' ich“, sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
 Das der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört?
 Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
 Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
 Ruß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
 Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,

Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrückt
 Und der Formel Gefäß bindet den stüchtigen Geist?
 Sage du mir's! Du bist in diese Tiefe gestiegen;
 Aus dem modrigen Grab kam'st du erhalten zurück.
 Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter bewahrt,
 Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
 Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es;
 Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht.“ —
 Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
 Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt;
 Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
 Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt;
 Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
 Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
 Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
 Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt;
 Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
 Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
 Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen;
 Was man lebendig empfand, ward nicht bei Todten gesucht.
 Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
 Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
 Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
 Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
 Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
 Und das Drafel verstummt in der entadelten Brust.
 Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der hochtende Geist noch,
 Und den heiligen Sinn hüllet das mystische Wort.
 Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens himabsteigt,
 Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
 Hast du, Glücklicher, nie den schiltgenden Engel verloren,
 Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt;
 Kalt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
 Lönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust;
 Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
 Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut;
 Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
 Nie den hellen Verstand trüben das töckische Herz: —
 O, dann gebe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
 Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
 Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
 Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
 Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
 Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
 Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
 Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebt:
 Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beugt,
 Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

10. Das Ideal und das Leben. (1795.)

Ewiglar und spiegelrein und eben
 Fließt das zephyrleichte Leben
 Im Olymp den Seligen dahin.
 Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
 Götterjugend Rosen blühen
 Wandellos im ewigen Ruin.
 Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
 Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
 Ihrer Götterjugend Rosen blühen
 Leuchtet ihr vermählter Strahl.
 Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
 Frei sein in des Todes Reichen:

Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
 An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
 Des Genusses wandelbare Freuden
 Rädet schleunig der Begierde Flucht.
 Selbst der Sisy, der neunsach sie umwindet,
 Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
 Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
 Ewig sie des Orkus Pflicht.
 Nur der Körper eignet jenen Mächten,
 Die das dunkle Schicksal flechten;
 Aber frei von jeder Zeitgewalt,
 Die Gespielin seliger Naturen,

Wandelst oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen,
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem himmlischen Strome;
Wie sie stand im himmlischen Gefühl,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstriden,
Den Erschöpften zu erquiden,
Rehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Müchtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in eure Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schrauben peinigendem Gefühl:
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel!

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn:
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getöse die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der von Klippen eingeschlossen,
Bild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlaude,
Und auf seiner Wellen Silberande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freiem Vunde vereint,
Rufen hier die ausgeföhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu befeelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatendoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Geistes Nerbe,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schnerem Schlag erweicht
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts ge-
sprungen,

Siehet das Bild vor dem entzülten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht:
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Nem Erschaff'ner hat dies Ziel erflogten;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Unter findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der en'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfassen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz:
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht
mehr.

Hier darf Schmerz die Seele nicht durch-
schneiden,

Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes taptrer Gegentwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Ginst Alcib des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhassten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Firdichen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens

Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

11. Die Worte des Glaubens. (1797.)

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Mund zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,

Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzen von Mund zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Jun'ges gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

12. Die Worte des Wahns. (1799.)

Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besen.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht.

So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihn erliegen,
Und ersticht du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edlen vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde.

Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unergänglich Haus.

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Ver-
stand

Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre;
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht
sahn,

Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

13. Hoffnung. (1797.)

Es reden und träumen die Menschen viel
Von besseren künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn in's Leben ein,
Sie umflattert den frühlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Rauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;

Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung
auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

14. Sprüche des Confuzius. (1795.)

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Pögernd kommt die Zukunft hergezogen;
Pfeilschnell ist das Jetzt entflohen;
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld besflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt;

Keine Furcht, kein Zweifel zügelt
Ihren Lauf, wenn sie entleilt;
Keine Neu', kein Zauberwesen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,

Nimm die zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That;
Wähle nicht die stehende zum Fremd,
Nicht die bleibende zum Feind.

Dreifach ist des Raumes Maß.
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge fort in's Weite;
Endlos giehet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

15. Breite und Tiefe. (1797.)

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet, und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dünkt, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,

16. Die Gunst des Augenblicks. (1802.)

Und so finden wir uns wieder
In den heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieber
Fröhlich und grün gestochten sein.

Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihm vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll!

Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpurfaß der Reben
Bacchus in die Schale brückt?

Jüdet vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt:
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergötzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,

17. Die Ideale. (1795.)

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich stehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab in's Meer der Ewigkeit.

Erlöschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt.
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet fülle sieh'n,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel;
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlaft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur —
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Nachtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zu Stein;
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenlichte
Sich ein Farbenteppich webt;
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt:

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Wie einst mit stehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß:
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und, theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand.
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quelle Silberfall,
Es süßte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Heraus zu treten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang' die Knoße sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und targ!

Wie sprang, vom kühnen Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem golden Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich;
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.

Leichtfüßig war das Glück entflohen;
Des Wissens Durst blieb ungestillt;
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweicht.
Ach! allzusehnell nach kurzem Lenz
Entfloß die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Raum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harcte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe such' und fand,

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

18. Sehnsucht. (1801.)

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könn' ich doch den Ausgang finden,
Ach! wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Dülste Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkeln Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Lust auf jenen Höhen,
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind besetzt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

19. Die Führer des Lebens. (1795.)

Zweierlei Genien sind's, die dich durch's Leben geleiten.
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheitern dem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Schertz und Gespräch begleitet er bis an die Klust dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück!

20. Botivtafeln.

(1795.)

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf.

Zweierlei Wirkungsarten. (1796.)

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Das Werthe und das Würdige. (1796.)

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Pflicht für jeden. (1796.)

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

Der Schlüssel. (1796.)

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben!
Willst du die andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz!

Weisheit und Klugheit. (1795.)

Willst du, Freund, die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht!
Die kurzichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flng.

Freund und Feind. (1796.)

Theuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

Wahl. (1796.)

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm!

Tonkunst. (1806.)

Leben athme die bildende Kunst! Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polzhymnia aus.

Die schwere Verbindung. (1796.)

Warum will sich Geschmac und Genie so selten verbinden?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Erwartung und Erfüllung. (1796.)

In den Ocean schiffte mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hasen der Kreis.

21. Epigramme.

Wissenschaft. (1796.)

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Das Distichon. (1796.)

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Weibliches Urtheil. (1796.)

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urtheil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

Der Säemann. (1795.)

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich, Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gefä't, still für die Ewigkeit blühen?

Kolumbus. (1795.)

Steuere, muthiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen,
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.
Zimmer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer;
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jezt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Die zwei Tugendwege. (1795.)

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;
Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

Ausgang aus dem Leben. (1796.)

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet;
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei aus dem ersten entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Güte und Größe. (1796.)

Nur zwei Tugenden gibt's, o wären sie immer vereinigt!
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

22. Räthsel. (1801—1802.)

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einem grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin;
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahest, zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gestift?

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.

Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführt,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein!
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfangt.

Unter allen Schlangen ist eine, auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine, an Wuth sich keine vergleicht.
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme den Reiter und sein Ross.
Sie liebt die höchsten Spitzen; nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen; der Harnisch — lockt sie an.
Sie bricht wie dünne Halmen den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermatmen, wie dicht und fest es sei.
Und dieses Ungeheuer hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eig'nen Feuer; wie's tödtet, ist es todt.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;

Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Befordert mit eiserner Waffe.

Er bin ich unscheinbar und schwach und klein,
 Mich kann dein Athem bezwingen;
 Ein Regentropfen schon saugt mich ein;

Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
 Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
 Erwach' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

23. Der Taucher. (1797.)

Wer wagt es, Nittersmann oder Knapp',
 Zu tauchen in diesen Schlund?
 Einen goldenen Becher werf' ich hinab;
 Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
 Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
 Er mag ihn behalten; er sei sein eigen.

Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
 Und hohler und hohler hört man's heulen,
 Und es harret noch mit bangem, mit schred-
 lichem Weilen.

Der König spricht es und wüßt von der Höh'
 Der Klippe, die schroff und steil
 hinaushängt in die unendliche See,
 Den Becher in der Charpbde Geheul.
 Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
 Zu tauchen in die Tiefe nieder?

Und wärst du die Krone selber hinein
 Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
 Der soll sie tragen und König sein!
 Mich gelüstete nicht nach dem theuern Lohn.
 Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
 Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
 Bernehmen's und schweigen still,
 Sehen hinab in das wilde Meer,
 Und keiner den Becher gewinnen will.
 Und der König zum drittenmal wieder fraget:
 Ist keiner, der sich hinunter waget?

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel ge-
 faßt,
 Schoß jah in die Tiefe hinab;
 Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und
 Mast

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor;
 Und ein Edelknecht, sanft und keck,
 tritt aus der Knappen zagendem Chor,
 Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
 Und alle die Männer umher und die Frauen
 Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.
 Und heller und heller, wie Sturmeslaufen,
 Hört man's näher und immer näher brausen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
 Und blickt in den Schlund hinab:
 Die Wasser, die sie hinunter schläng,
 Die Charpbde jetzt brillend wiedergab,
 Und wie mit des fernem Donners Getöse
 Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es waltet und siedet und brauset und
 zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch,
 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
 Und wie mit des fernem Donners Getöse
 Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und es waltet und siedet und brauset und
 zischt,

Und sieh! aus dem finster stutenden Schoß
 Da hebet sich's schwanenweiß,
 Und ein Arm, und ein glänzender Nacken wird
 bloß,
 Und es rudert mit Kraft und mit emsigem
 Fleiß,

Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch,
 Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Und er ist's, und hoch in seiner Linken
 Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
 Und schwarz aus dem weißen Schaum
 Kafft hinunter ein gähnender Spalt,
 Grundlos, als ging's in den Hölle Raum,
 Und reizend sieht man die brandenden Wogen
 Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Und athmete lang und athmete tief,
 Und begriffte das himmlische Licht.
 Mit Frohlocken es eimer dem andern rief:
 Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
 Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasser-
 höhle

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
 Der Jüngling sich Gott befehlt,
 Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings
 gehört,

Hat der Brave gerettet die lebende Seele.
 Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde
 Schar;

Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespilt,
 Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwim-
 mer

Zu des Königs Füßen er sinkt.
 Den Becher reicht er ihm knieend dar,
 Und der König der lieblichen Tochter winkt,
 Die füllt ihn mit sumelndem Wein bis zum
 Rande,

Und stille wird's über dem Wasserchlund,
 In der Tiefe nur brauset es hohl,
 Und bebend hört man von Mund zu Mund:

Und der Jüngling sich also zum Könige wandte:
 Lang' lebe der König! Es freue sich
 Wer da athmet im rosigem Licht!
 Da unten aber ist's fürchterlich,
 Und der Mensch versuche die Götter nicht
 Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
 Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Es riß mich hinunter blitgeschnell;
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wibflutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisfel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
In der höchsten, schredlichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das ersaßt' ich behend, und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Obre gleich ewig schlief:
Das Auge mit Schauern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und
Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grauem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der flachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers grünliche Ungefaßt,
Und dräuend wies mir die grimmigigen Zähne
Der entseßliche Hai, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen
bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Ode.

Und schauernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens
Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig.
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem
Toben;

Doch es war mir zum Heil, er riß mich noch
oben.

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir

Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem
Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat euch bestanden, was keiner befehlt,
Und könnt ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
Und schaffst du den Becher mir wieder zur
Stell',

So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'gemahl heut noch um-
armen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihn die Seele mit Himmels-
gewalt,

Und es blüht aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und er sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu er-
werben,

Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie
zurück,

Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da blickt sich's hinunter mit liebendem Blick.
Es kommen, es kommen die Wasser all;
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

24. Der Handschuh. (1797.)

Vor seinem Löwengarten
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz;
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,

Und steht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder.
Da öffnet sich behend

Ein zweites Thor;
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und redet die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder.
Da spießt das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf einmal aus;
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier;

Das packt sie mit seinen grimmig'n Taten.
Und der Leu mit Gebrüll
Wächter sich auf: da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Hand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Nimen hinein.

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigunde:
„Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiß,
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
So hebt mir den Handschuh auf!“

25. Der Ring des Polykrates. (1797.)

Er stand auf seines Daches Zinnen;
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dies alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Agyptens König,
Gehete, daß ich glücklich bin.

„Du hast der Götter Gunst erfahren;
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepiers Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich sann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht.“

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
Laß, Herr! des Opfers Düste steigen,
Und mit des Lorbeers müntern Zweigen
Kehränze dir dein festlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Nicht sendet mit der frohen Mähre
Den treuer Feldherr Polydor —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schreden,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht sann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhyde jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedrängen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.“

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinauf in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit jedem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde;
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und der Ritter sich tief verbeugend spricht:
„Den Dank, Dame, begehrt' ich nicht!“
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
Vorbei, geendet ist der Krieg!

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch,“ spricht er, „zitter' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Reide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu theil.

Auch mir ist alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuern Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben;
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So stehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Fremdes Lehren,
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergößen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!“

Und jener spricht, von Furcht bewegt:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erynnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen?“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fährsten hin:
„Herr diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.“

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbegeeilet
Und ruft mit hocherstauuem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

26. Die Kraniche des Ibycus. (1797.)

Zum Kampf der Wagen und Gefänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Rog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gefanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund, Apoll;
So wandert' er an leichtem Stabe,
Aus Rhégium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrüden
Atrororinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Eritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

Seid mir gegrüßt, befreund'te Scharen!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen neh'm' ich euch:
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und stehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweiht,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder.
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen fürchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Nordes Klag' erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammern hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz;
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Mänen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker flutendem Gedränge,
Geloctet von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidiß ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eig'nen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedrängt sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumppfrahsend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Bon Deseus Stadt, von Aulis Strand,
Bon Phocis, vom Spartanerland,
Bon Athens entlegner Rüste,
Bon allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugeriße
Des Chores grausamer Melodie —

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Für schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
 Er schwingen in entfleischten Händen
 Der Fackel düsterröthe Blut;
 In ihren Wangen fließt kein Blut.
 Und wo die Haare lieblich flattern,
 Um Menschenstirnen freundlich wehn,
 Da sieht man Schlangen hier und Ratten
 Die giftgeschwollenen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise
 Beginnen sie des Hymnus Weise,
 Der durch das Herz zerreißend dringt,
 Die Bande um den Sünder schlingt.
 Bestimmungraubend, herzbethörend
 Schallt der Erynien Gesang,
 Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
 Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
 Bewahrt die kindlich reine Seele!
 Ihm dürften wir nicht rächend nahen,
 Er wandelt frei des Lebens Bahn.
 Doch wehe, wehe, wer verstoßen
 Des Mordes schwere That vollbracht!
 Wir heften uns an seine Sohlen,
 Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
 Geflügelt sind wir da, die Schlingen
 Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
 Daß er zu Boden fallen muß.
 So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
 Verfühnen kann uns keine Reu',
 Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
 Und geben ihn auch dort nicht frei.“

So singend tanzen sie den Reigen,
 Und Stille, wie des Todes Schweigen,
 Liegt über'm ganzen Hause schwer,
 Als ob die Gottheit nahe wär'.
 Und feierlich, nach alter Sitte
 Umwandelnd des Theaters Rund,
 Mit langsam abgemess'nem Schritte
 Verschwinden sie im Hintergrund.

27. Der Kampf mit dem Drachen. (1798.)

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
 Die langen Gassen brausend fort?
 Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
 Es vottet sich im Sturm zusammen,
 Und einen Ritter, hoch zu Roß,
 Bewahr' ich aus dem Menschentroß,
 Und hinter ihm, welch' Abenteuer!
 Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
 Ein Drache scheint es von Gestalt,
 Mit weitem Krokodillebrachen,
 Und alles blickt verwundert bald
 Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
 Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
 Der Hirt und Heerden uns verschlungen!
 Das ist der Held, der ihn bezwingen!
 Viel andre zogen vor ihm aus,
 Zu wagen den gewalt'gen Strauß;

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
 Noch zweifelnd jede Brust und bebet
 Und huldigt der furchtbar'n Macht,
 Die richtend im Verborgnen wacht,
 Die unerforschlich, unergründet,
 Des Schicksals dunkeln Knäuel sicht,
 Dem tiefen Herzen sich verkündet,
 Doch sichtet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
 Auf einmal eine Stimme rufen:
 „Sieh da! Sieh da, Timotheus,
 Die Kraniche des Jbycus!“
 Und finster plötzlich wird der Himmel,
 Und über dem Theater hin
 Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
 Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Jbycus!“ — der theure Name
 Rührt jede Brust mit neuem Grame,
 Und wie im Meere Well' auf Well',
 So läuft's von Mund zu Munde schnell:
 „Des Jbycus, den wir beweinen,
 Den eine Mörderhand erschlug?
 Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
 Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
 Und ahnend steigt's, mit Blütheschlage,
 Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
 Das ist der Eumeniden Macht!
 Der fromme Dichter wird gerochen;
 Der Mörder bietet selbst sich dar!
 Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
 Und ihn, an den's gerichtet war.“

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
 Mächt' er's im Busen gern bewahren;
 Umsonst! der schreckensbleiche Mund
 Macht schnell die Schuldbewußten kund.
 Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
 Die Scene wird zum Tribunal,
 Und es gestehn die Bösewichter,
 Betroffen von der Rache Strahl.

Doch keinen sah man wiederkehren,
 Den kühnen Ritter soll man ehren!
 Und nach dem Kloster geht der Zug,
 Wo St. Johann's des Täufers Orden,
 Die Ritter des Spitals, im Flug
 Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
 Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
 Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
 Erfüllend des Geländers Stufen.
 Und jener nimmt das Wort und spricht:
 „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
 Der Drache, der das Land verödet,
 Er liegt von meiner Hand getödtet,
 Frei ist dem Wanderer der Weg;
 Der Hirte treibe in's Gefilde;
 Froh walle auf dem Felsenweg
 Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret;
Doch sprich: was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum sich,
Sich schmückt mit des Kreuzes Zeichen?“
Und alle rings umher erbleichen.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeigt.“

„Und diese Pflicht, mein Sohn,“ versetzt
Der Meister, „hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit freilem Muth gewaget!“ —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,“
Spricht jener mit gefestigtem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu befiegen;
Durch List und kluggewandten Sinn,
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.“

Künst unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streibegier,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich feuchend im Gesichte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Nieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Keu'n
Und rangen mit den Minotauern,
Die armen Opfer zu befreien,
Und ließen sich das Blut nicht dauern.

Ist nur der Sarazen' es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Ketter!
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
Da stößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus! ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und sprach das Wort:
„„Mich zieht es nach der Heimat fort.““
Du, Herr, willfabrest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Raum stieg ich aus am heim'ichen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbekehrten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppig Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schürmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappet' er gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite;
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen spritzen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Kollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Noß und Mann sich schlänge.

Und alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezuget in der gift'gen Lache;
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von stinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die heß' ich auf den Lindwurm an,
Erhize sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weißes Bies
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spizen Zähne einzuhacken;
Ich selbst, bewaffnet mit Geschloß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stach' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielernd mein Geschloß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich graugend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrtten.
Und ich beschleüze rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath,
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den verfluchten Rappen,
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Foch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters fühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingeprenzt,
Vom Thau des nahen Moores befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier haufete der Wurm, und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße:
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf glüht' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmutz der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gesichte.
Zurück bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott befehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebenen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Anlauf geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schafal heulet.

Doch schnell erfrischt' ich ihren Muth;
Sie lassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer verierende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Baststänklend
Und seines Athems springt'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jezo war's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schweres Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen;
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimmt'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erhebt' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Geföße,
Nachbohrend bis ans Hest den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache." —

Des Beifalls langgehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies aespochen,
Und zehnfach am Gewölbe gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Helsenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden;
Ein Feind kommst du zurück dem Vorden,
Und einen schlimmern Wurm gear
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben sisset,
Das ist der widerpenit'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zerstört.

Muth zeigt auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmutz;
Denn, wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Aneches-Blöße,
Da süßeten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt:
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Foch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

28. Der Graf von Habsburg. (1803.)

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge:
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriednen Blicken;
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das
Mahl,

Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer
der Lust,

Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und steh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Saale.

Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gehleucht von der Fülle der Jahre.

„Süßer Wohlklang schlägt in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn
begehrt;

Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder.
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Unarme mich, mein Sohn!
Dir ist der här't're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

Wie in den Lüften der Sturmwind faust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und
braust,

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwert hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.

Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschöß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,

Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Vorankam der Mefner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.

Ein Wächlein aber rauschte durch's Feld,
Bon des Gießbachs reizenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und heiselt' legt jener das Sacrament,
Bon den Füßen zieht er die Schuhe behend',
Damit er das Wächlein durchschritte.

„Was schaffst du?" rebet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.

Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.

Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.

Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wächlein jetzt in Eil'
Durchwatzen mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reich ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.

Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnügt noch weiter des Jagens Begier;
Der andre die Reise vollführt,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Jügel geführt.

Nicht wolle das Gott!“ rief mit Demuthsinn
Der Graf, „daß zum Reiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Ge-
winnst,

So bleibt es gewidmet zum göttlichen Dienst!
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Leben trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.“

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn gehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekant

29. Das verschleierte Bild zu Sais. (1795.)

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Agypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durch-
eilt;

Stets riß ihn seine Forchbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe?“ sprach der Jüng-
ling;

„Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Blick,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben.“

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotunde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?

„Die Wahrheit,“ ist die Antwort. — Wie,
ruft jener;
Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus,“ versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Nüch diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit“ — Nun? „Der
sieht die Wahrheit.“

Ein seltsamer Drakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie
dazu

versucht.“ — Das faß' ich nicht. Wenn von
der Wahrheit

Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —

Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie,“ rief er begeistert aus,
„Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spä'ten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als däch' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Säng'er in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Duell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Kaiser, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

„Und ein Gesetz,“ fällt ihm sein Führer ein;
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch centnerschwer fillt dein Ge-
wissen.“

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem
Lager

Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum
Tempel

Führt unstreivillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotunde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenslose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die fresche Hand das Heilige be-
rühren;

Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Drakels Mund,
Nüch diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit
schauen?

Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
Er ruft mit lauter Stimm': Ich will sie
schauen!

Schauen!
Gestt ihm ein langes Echo spottend nach.
Er sprich's und hat den Schleier aufgedekt.

„Nun,“ fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?“
 Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
 So fanden ihn am andern Tag die Priester
 Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
 Was er allda gesehen und erfahren,
 Hat seine Zunge nie bekant. Auf ewig
 War seines Lebens Heiterkeit dahin;

Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
 „Weh dem,“ dies war sein warnungsvolles
 Wort,
 Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
 „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch
 Schuld;
 Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!“

30. Cassandra. (1802.)

Freude war in Troja's Hallen,
 Eh' die hohe Weste fiel;
 Jubelhymnen hört man schallen
 In der Saiten goldnes Spiel.
 Alle Hände ruhen milde
 Von dem thränenvollen Streit,
 Weil der herrliche Pelide
 Priams schöne Tochter freit.

Und geschmückt mit Lorbeerzweigen,
 Festlich waltet Schar auf Schar
 Nach der Götter heil'ger Häusern,
 Zu des Thymbriers Altar.
 Dampft erbrausend durch die Gassen
 Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
 Und in ihrem Schmerz verlassen
 War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freuden Fülle,
 Ungefellig und allein,
 Wandelte Cassandra stille
 In Apollo's Lorbeerhain.
 In des Waldes tiefste Gründe
 Flüchtete die Scherin,
 Und sie warf die Priesterbinde
 Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
 Alle Herzen sind beglückt,
 Und die alten Eltern hoffen,
 Und die Schwester sieht geschmückt.
 Ich allein muß einsam trauern;
 Denn mich flieht der süße Wahn,
 Und geflügelt diesen Mauern
 Seh' ich das Verderben nah.“

Eine Fackel seh' ich glühen,
 Aber nicht in Hymens Hand;
 Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
 Aber nicht wie Opferbrand.
 Feste seh' ich froh bereiten;
 Doch im ahnungsvollen Geist
 Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
 Der sie jammervoll zerreißt.

Und sie schelten meine Klagen,
 Und sie höhnen meinen Schmerz.
 Einsam in die Wüste tragen
 Muß ich mein gequältes Herz,
 Von den Glücklichen gemieden,
 Und den Fröhlichen ein Spott!
 Schweres hast du mir beschieden,
 Pythischer, du arger Gott!

Dein Orakel zu verkünden,
 Warum warfest du mich hin

In die Stadt der ewig Blinden,
 Mit dem ausgehoffnen Sinn?
 Warum gabst du mir zu sehen,
 Was ich doch nicht wenden kann?
 Das Verhängte muß geschehen,
 Das Gefürchtete muß nah.“

Fromm's, den Schleier aufzuheben,
 Wo das nahe Schreckniß droht?
 Nur der Irrthum ist das Leben,
 Und das Wissen ist der Tod.
 Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
 Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
 Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
 Sterbliches Gefäß zu sein.

Meine Blindheit gib mir wieder
 Und den fröhlich dunkeln Sinn!
 Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
 Seit ich deine Stimme bin.
 Zukunft hast du mir gegeben,
 Doch du nahmst den Augenblick,
 Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
 Nimm dein falsch Geschenk zurück!

Nimmer mit dem Schmutz der Bräute
 Kränz' ich mir das duft'ge Haar,
 Seit ich deinem Dienst mich weihte
 An dem traurigen Altar.
 Meine Jugend war nur Weinen,
 Und ich kannte nur den Schmerz;
 Jede herbe Noth der Meinen
 Schlag an mein empfindend Herz.

Fröhlich seh' ich die Gespielen,
 Alles um mich lebt und liebt
 In der Jugend Lustgefühlen;
 Mir nur ist das Herz getrübt;
 Mir erscheint der Lenz vergebens,
 Der die Erde feillich schmückt.
 Wer erfreute sich des Lebens,
 Der in seine Tiefen blickt!

Selig preiß' ich Polyxenen
 In des Herzens truntnem Wahn;
 Denn den besten der Hellenen
 Hoffst sie bräutlich zu umfahn.
 Stolz ist ihre Brust gehoben,
 Ihre Wonne faßt sie kaum;
 Nicht euch Himmlische dort oben
 Reidet sie in ihrem Traum.

Und auch ich hab' ihn gesehen,
 Den das Herz verlangend wählt,
 Seine schönen Blicke sehen,
 Von der Liebe Blut besetzt.

Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein sing'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

Ihre bleichen Lippen alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gemühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühen;

31. Klage der Ceres. (1796.)

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus:
Müder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Keis.
In dem Hain erwachen Nicker
Und die Dreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder;
Deine Tochter lehret nicht.

Ah! wie lang' ist's, daß ich walle
Suchend auf der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuern Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die verlorne sand er nicht.
Hast du, Zeus! sie mir entrissen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Rahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang' der Styr gelassen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige;
Keiner führt zum Tag zurück.
Ihre Thränen bringt kein Reuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrha's Stamme,
Sterbliche, geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur, was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand;
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.

Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß flieh'n;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land.“ —

Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte,
Tobt lag Thetis großer Sohn!
Cris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flieh'n davon,
Und des Donner's Wolken hangen
Schwer herab auf Zion.

Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Götin Rechte;
Ach! sie find der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irrt nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdeckt,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erweckt,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sicherer Wagen;
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt.
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Zris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geliebet,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben;
Keine Spur der theuern Hand?
Knüpft sich kein Liebestnoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein! nicht ganz ist sie entflohen!
Nein! wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühling's Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch:

Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vernunfts reichem Horn,
Opfernd es dem Sturz zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Hören
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Klingen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Sturz, des Äthers Nacht.
Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet;

Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Kozyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Dufen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau;
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Fris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

32. Aus: Wallenstein. (1796—1799.)

Die Tragödie zerfällt in Wallensteins Lager, welches ein Bild des Lagerlebens und in den gemeinen Soldaten einen Spiegel Wallensteins und seiner Offiziere binstellt, in die Piccolomini, welche das Verhalten der Offiziere zu ihrem Feldherrn klar machen, insbesondere der beiden Piccolomini, und in Wallensteins Tod, in welchem der Abfall vom Kaiser zur Ausführung kommt und damit Wallensteins Geschick entschieden wird.

a. Wallenstein's Lager.

(Marketenberin. Wachtmeister. Erster und zweiter Kürassier. Erster und zweiter Jäger. Buttlerischer Dragoner. Erster und zweiter Scharfschütz. Erster und zweiter Artibusier. Trompeter.)

2. Jäg. Ist's was, ihr Herrn, das uns mitbetrifft?

1. Kür. Es hat sich keiner d'rüber zu freuen.

Sie wollen uns in die Niederland' leihen;
Kürassiere, Jäger, reitende Schützen,
Sollen achttausend Mann aufsitzen.

Mark. Was? Was? Da sollen wir wieder wandern?

Bin erst seit gestern zurück aus Flandern.

2. Kür. Ihr Buttlerischen sollt auch mitreiten.

1. R. Und absonderlich wir Wallonen.

M. Ei, das sind ja die allerbesten Schwadronen!

1. R. Den aus Mailand sollen wir hinbegleiten.

1. J. Den Infanten! Das ist ja kurios!

2. J. Den Pfaffen! Da geht der Teufel los.

1. R. Wir sollen von dem Friedländer lassen,

Der den Soldaten so nobel hält,
Mit dem Spanier ziehen zu Feld,
Dem Knauer, den wir von Herzen hassen?
Nein, das geht nicht! Wir laufen fort.

Tromp. Was, zum Henker, sollen wir dort?

Dem Kaiser verkaufen wir unser Blut
Und nicht dem hispanischen rothen Hut.

2. J. Auf des Friedländers Wort und Kredit allein

Haben wir Reitersdienst genommen;
Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenstein,
Der Ferdinand hätt' uns nimmer bekommen,
Drag. Thät uns der Friedländer nicht formiren?

Seine Fortuna soll uns führen.

Wachtm. Laßt euch bedenken, hört mich an!
Mit dem Gered' da ist's nicht gethan.

Ich sehe weiter, als ihr alle,
Dahinter steckt eine böse Falle.

1. J. Hört das Befehlsbuch! Stille doch!

W. Bäschen Gustel, füllt mir erst noch
Ein Gläschen Melnecker für den Magen,
Alsdann will ich euch meine Gedanken sagen.

M. Hier, Herr Wachtmeister! Er macht mir Schrecken.

Es wird doch nichts Böses dahinter stecken?

W. Seht, ihr Herrn, das ist all recht gut,
Daß jeder das Nächste bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu sagen,
Man muß immer das Ganze überschlagen.
Wir nennen uns alle des Friedländers Truppen.

Der Bilrger, er nimmt uns in's Quartier
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen.
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorpannen an unsre Bagagewagen,
Vergebens wird er sich d'rüber beklagen.
Läßt sich ein Gefreiter mit sieben Mann
In einem Dorfe von weitem spitzen,

Er ist die Obrigkeit d'rin und kann
Nach Lust d'rin walten und kommandiren.
Zum Hentker, sie mögen uns alle nicht
Und sähen des Teufels sein Angesicht
Weil lieber, als unsre gelben Koletter.
Warum schmeißen sie uns nicht aus dem
Land? Potz Wetter!

Sind uns an Anzahl doch überlegen,
Führen den Knüttel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen aus-
machen!

1. J. Ja, ja, im Ganzen, da sitzt die
Macht!

Der Friedländer hat das wohl erfahren,
Wie er dem Kaiser vor acht, neun Jahren
Die große Armee zusammengebracht.
Sie wollten erst nur von Zwölfthausend hören;
Die, sagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will Sechzigtausend werben,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers sterben.
Und so wurden wir Wallensteiner.

W. Zum Exempel, da haß' mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab',
Hier an der Rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger blos genommen?
Nein, beim Kuckuk, ich bin um die Hand ge-
kommen!

's ist nur ein Stumpf und nichts mehr werth.
Ja, und diese achtausend Pferd',
Die man nach Flandern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Finger.
Läßt man sie ziehn, ihr tröstet euch,
Wir seien um ein Fünftheil nur geringer?
Prost' Mahzeit, da fällt das Ganze gleich!
Die Furcht ist weg, der Respect, die Scheu,
Da schwillt dem Bauer der Kamm aufs neu,
Da schreiben sie uns in der Wiener Kanzlei
Den Quartier- und den Rückenettel,
Und es ist wieder der alte Bettel.
Ja, und wie lang wird's stehen an,
So nehmen sie uns auch noch den Feldhaupt-
mann:

Sie sind ihm am Hofe so nicht grün,
Nun, da fällt eben alles hin!
Wer hilft uns dann wohl zu unserm Geld,
Sorgt, daß man uns die Kontrakte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand,
Den schnellen Witz und die feste Hand,
Diese gestückelten Heeresmassen
Zusammen zu fügen und zu passen?
Zum Exempel, Dragoner, sprich:

Aus welchem Vaterland schreibst du dich?

D. Weit aus Hibernien her komm' ich.

W. (zum 1. u. 2. R.) Ihr, das weiß ich, seid
ein Wallon:

Ihr ein Welscher. Man hört's am Ton.

1. R. Wer ich bin? Ich hab's nie können
erfahren,

Sie stahlen mich schon in jungen Jahren.

W. Und du bist auch nicht aus der Näh?

1. A. Ich bin von Buchau am Federsee.

W. Und ihr, Nachbar?

2. A. Aus der Schwyz.

W. Was für ein Landsmann bist du,
Jäger?

2. J. Hinter Bismar ist meiner Eltern
Sit.

W. (auf d. J. zeigend). Und der da und ich,
wir sind aus Eger.

Nun, und wer merkt uns das nun an,
Daß wir aus Sünden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus einem Span?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengelieimt und gegossen?
Greifen wir nicht, wie ein Wühlwerk, stink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammen geschmiedet?
Daß ihr uns nimmer unterschiedet,
Kein anderer sonst als der Wallenstein!

1. J. Das fiel mir mein Lebtag nimmer
ein,
Daß wir so gut zusammen passen;
Hab' mich immer nur gehen lassen.

1. R. Dem Wachtmeister muß ich Beifall
geben.

Dem Kriegsstand kamen sie gern ans Leben;
Den Soldaten wollen sie niederhalten,
Daß sie alleine können walten.
's ist eine Verschwörung, ein Komplot.

W. Eine Verschwörung? Du lieber Gott!
Da können die Herren ja nicht mehr zahlen.

W. Freilich! Es wird alles bankrott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eignen Kassen
Die Regimenter, wollten sich sehen lassen,
Thäten sich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bring' ihnen großen Segen,
Und die alle sind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

W. Ach, du mein Heiland! Das bringt
mir Fluch!

Die halbe Armee steht in meinem Buch.
Der Graf Molani, der böse Zahler,
Restirt mir allein noch zweihundert Thaler.

1. R. Was ist da zu machen, Kameraden?
Es ist nur eins, was uns retten kann;
Verbunden können sie uns nichts schaden;
Wir sehen alle für einen Mann.
Laßt sie schicken und ordenanzgen,
Wir wollen uns fest in Böhmen pflanzen,
Wir geben nicht nach und marschiren nicht.
Der Soldat jezt um seine Ehre sicht.

2. J. Wir lassen uns nicht so im Land
rum führen!

Sie sollen kommen und sollen's probiren!

1. A. Liebe Herren, bedent't's mit Fleiß,
's ist des Kaisers Will' und Geheiß.

L. Werden uns viel um den Kaiser scheren.

1. A. Laß er mich das nicht zweimal hören.

L. 's ist aber doch so, wie ich gesagt.

1. J. Ja, ja, ich hört's immer so erzählen,
Der Friedländer hab' hier allein zu befehlen.

W. So ist's auch, das ist sein Beding und
Pact.

Absolute Gewalt hat er, müßt ihr wissen,
Krieg zu führen und Frieden zu schließen,
Geld und Gut kann er confisciren,
Kann hengen lassen und pardonniren,
Offiziere kann er und Obersten machen,
Kurz, er hat alle die Ehrensachen.
Das hat er vom Kaiser eigenhändig.

1. A. Der Herzog ist gewaltig und hoch-
verständnis; mer
Aber er bleibt doch, schlecht und recht,
Wie wir alle, des Kaisers Knecht.

W. Nicht, wie wir alle! Das wißt ihr
schlecht.
Er ist ein unmittelbarer und freier,
Des Reiches Fürst, so gut wie der Baier.

Sah ich's etwa nicht selbst mit an,
Als ich zu Brandeis die Wad' gethan,
Wie ihm der Kaiser selbstnen erlaubt,
Zu bedecken sein fürstlich Haupt?

1. A. Das war für das Mecklenburger
Land,
Das ihm der Kaiser versetzt als Pfand.

1. J. Wie? In des Kaisers Gegenwart?
Das ist doch seltsam und sehr apart!

W. Wollt ihr mein Wort nicht gelten
lassen,
Sollt ihr's mit Händen greifen und fassen.

(Eine Münze zeigend.)
Wesh ist das Bild und Gepräg?
M. Weist her!

Ei, das ist ja ein Wallenstein!

W. Na, da habt ihr's, was wollt ihr
mehr?

Ist er nicht Fürst so gut wie einer?
Schlägt er nicht Geld wie der Ferdinand?
Hat er nicht eigenes Volk und Land?
Eine Durchlauchtigkeit läßt er sich nennen!
Drum muß er Soldaten halten können.

1. A. Das disputirt ihm niemand nicht.
Wir aber stehn in des Kaisers Pflicht,
Und wer uns bezahlt, das ist der Kaiser.

T. Das läugn' ich ihm, sieht er, ins An-
gesicht.

Wer uns nicht zahlt, das ist der Kaiser!
Hat man uns nicht seit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umsonst versprochen?

1. A. Ei was! Das steht ja in guten
Händen.

1. K. Fried', ihr Herrn! Wollt ihr mit
Schlägen enden?

Ist denn darüber Zank und Zwist,
Ob der Kaiser unser Gebieter ist?
Eben drum, weil wir gern in Ehren

Sind tüchtigen Reiter wären,
Wollen wir nicht seine Heerde sein,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und
Schranzen

Herum lassen führen und verpflanzen.
Sagt selber! Kommt's nicht dem Herrn zu
gut,

Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten
thut?

Wer anders macht ihn, als seine Soldaten,

Zu dem großmächtigen Potentaten,
Verschafft und bewahrt ihm weit und breit
Das große Wort in der Christenheit?
Mögen sich die sein Joch ausladen,
Die mitessen von seinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldnen Zimmer.
Wir, wir haben von seinem Glanz und Schim-

mer
Nichts, als die Müß' und als die Schmerzen
Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

2. J. Alle großen Tyrannen und Kaiser
Hielten's so und waren viel weiser;
Alles andre thäten sie hude! und schänden,
Den Soldaten trugen sie auf den Händen.

1. K. Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.

Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr,
Oder ich lasse mich eben schlachten

Wie der Kroat und muß mich verachten.
Beide J. Ja, über's Leben noch geh
die Ehr!

1. K. Das Schwert ist kein Spaten, kein
Pflug,

Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine
Saat,

Dhne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Herd nicht wärmen,

Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen,
Die Traubenlese, den Erntekranz

Muß er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?

Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.

1. A. Das weiß Gott, 's ist ein elend Leben!
1. K. Wöcht's doch nicht für ein andres
geben.

Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' alles in Erfahrung genommen.

Hab' der hispanischen Monarchie
Gebient und der Republik Venedig
Und dem Königreich Napoli;

Aber das Glück war mir nirgends gnädig.
Hab' den Kaufmann gesehn und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiten,
Und kein Noth hat mir unter allen

Wie mein eisernes Wams gefallen.

1. A. Ne, das kann ich eben nicht sagen.
1. K. Will einer in der Welt was erjagen,

Mag er sich rühren und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bild' er sich unter die goldnen Würden;

Will er genießen den Vatersegen,
Kinder und Enkelin um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb' in Ruh.

Ich, ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben,

Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegzuhauen von meinem Thier.

1. J. Bravo! Just so ergeht es mir.
1. A. Lustiger freilich mag sich's haben,
über anderer Köpff wegtraben.
1. K. Kamerad, die Zeiten sind schwer,
Das Schwert ist nicht bei der Wage mehr;
Aber so mag mir's keiner verdenken,
Daß ich mich lieber zum Schwert will lenken.
Kann ich im Krieg mich doch menschlich fassen,
Aber nicht auf mir trommeln lassen.

1. A. Wer ist dran Schuld, als wir Soldaten,
Daß der Nährstand in Schimpf gerathen?
Der leidige Krieg und die Noth und die Plag'

In die sechzehn Jahr' schon wahren mag.
1. K. Bruder, den lieben Gott da droben,
Es können ihn alle zugleich nicht loben,
Einer will die Sonn', die den andern bes-
schwert;

Dieser will's trocken, was jener seucht begehrt;
Wo du nur die Noth siehst und die Plag',
Da scheint mir des Lebens heller Tag;
Geht's auf Kosten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig, sie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern, seht,
's ist hier just, wie's beim Einhan'n geht:
Die Pferde schnauben und setzen an,
Siege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Herrß mir die Seele sein Zammerton,
Ueber seinen Leib weg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen.

1. J. Ei, wer wird nach dem andern fragen!

1. K. Und weil sich's nun einmal so gemacht,

Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Laßt's uns mit beiden Händen fassen,
Lang' werden sie's uns nicht treiben lassen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Wesen ein Ende macht;
Der Soldat räunt ab, der Bauer spannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte sein.
Jetzt sind wir noch beisammen im Land,
Wir haben's Hest noch in der Hand.
Lassen wir uns auseinander sprengen,
Werden sie uns der Brotkorb höher hängen.

1. J. Nein! das darf nimmermehr geschehn!

b. Wallensteins

War's möglich? Könn' ich nicht mehr, wie
ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich
müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das
Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —

Ränge, Sprachschat. I.

Kommt, laßt uns alle für einen stehn!

2. J. Ja, laßt uns Abrede nehmen, hört!
1. A. Gevatterin, was hab' ich verzeht?
M. Ach, es ist nicht der Rede werth!

(Sie rechnen.)

L. Ihr thut wohl, daß ihr weiter geht,
Verdabt uns doch nur die Societät.

(Arkeb. ab.)

1. K. Schad' um die Leut'! Sind sonst
wackre Brüder.

1. J. Aber das denkt wie ein Seifenleder.
2. J. Jetzt sind wir unter uns, laßt hören,
Wie wir den neuen Anschlag stören.

L. Was? Wir gehen eben nicht hin.

1. K. Nichts, ihr Herrn, gegen die Disciplin!
Jeder geht jetzt zu seinem Corps,
Trägt's den Kameraden vernünftig vor,
Daß sie's begreifen und einsehn lernen.
Wir dürfen uns nicht so weit entfernen.
Für meine Wallonen sag' ich gut;
So, wie ich, jeder denken thut.

M. Terzja's Regimentler zu Ross und Fuß
Stimmen alle in diesen Schluß.

2. K. Der Lombard sich nicht vom Wal-
lonen trennt.

1. J. Freiheit ist Jägers Element.

2. J. Freiheit ist bei der Macht allein.
Ich leb' und sterb' bei dem Wallenstein.

1. Sch. Der Kothringer geht mit der großen
Flut,

Wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth.

Dr. Der Irländer folgt des Glückes Stern.

2. Sch. Der Tyroler dient nur dem Lan-
desherrn.

1. K. Also laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich schreiben:
Daß wir zusammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt, noch List
Von dem Friedländer weg soll treiben,
Der ein Soldatenvater ist.

Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini, ich meine den Sohn,
Der versteht sich auf solche Sachen,
Kann bei dem Friedländer alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Brett
Bei des Kaisers und Königs Majestät.

2. J. Kommt! Dabei bleibt's! Schlagt
alle ein!

Piccolomini soll unser Sprecher sein.

Selbstprüfung.

Beim großen Gott des Himmels! Es war
nicht

Mein Ernst, beschloss'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's unrecht, an dem Gankelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?

Wohin denn seh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eigenen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!

(Er bleibt tiefstünnig stehen.)

Estrasbar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wälzen:

Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,

Und — selbst der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, schlimmdeutend, mir vergiften.

War ich, wofür ich gelte, der Verräther:
Ich hätte mir den guten Schein gespart,
Die Hülfe hätt' ich nicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unschuld,

Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.

Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn,
Weitsehend, planvoll mir zusammenknüpfen
Und was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich sprechen ließ im Überfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe mir vereinen,
An eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verstummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich verstrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reizend lösen.

(Wiederum stille stehend.)

Wie anders, da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die, rauh gebietend,

Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heischt!
Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.

c. Max Piccolomini's Edelsinn.

Max (näher sich Wallenstein).
Mein General —

Wall. Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaisers Offizier dich nennst.

Max. So bleibt's dabei, du willst das
Heer verlassen?

Wall. Ich hab' des Kaisers Dienst ent-
sagt.

Max. Und willst das Heer verlassen?

Wall. Vielmehr hoff' ich
Mir's enger noch und fester zu verbinden.

(Er setzt sich.)

Ja, Max. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,

Als bis des Handelns Stunde würde schlagen.
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude ist's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Grempel rein zu lösen ist.
Doch, wo von zwei gewissen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo sich das Herz

In meiner Brust war meine That noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tödtlichen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.
(Er macht bestige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder stünnig stehen.)

Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die
Macht,

Die ruhig, sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitze,
In der Gewohnheit fest gegründet ruht,
Die an der Völker frommem Rinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der
Kraft.

Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner
mag' ich's,

Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth
entflammt.

Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschenbrust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht, was lebendig, kraftvoll sich vertheidigt,
Ist das gefährlich Fürchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Nimme.
Weh' dem, der an den würdigen alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der
Pflichten,

Da ist es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gunft ist die Nothwendigkeit.

— Die ist vorhanden. Blicke nicht zurück!
Es kann dir nichts mehr helfen. Blicke vor-
wärts!

Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln!

— Der Hof hat meinen Untergang beschloffen:
Drum bin ich Willens, ihm zuvor zu kommen.

— Wir werden mit den Schweden uns ver-
binden.

Sehr madre Leute sind's und gute Freunde.

(Hält ein, Piccolomini's Antwort erwartend.)

— Ich hab' dich überrascht. Antwort' mir
nicht.

Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu fassen.

(Er steht auf und geht nach hinten. Max steht lange unbeweglich, in den bestigsten Schmerz versetzt; wie er eine Bewegung macht, kommt Wallenstein zurück und stellt sich vor ihn hin.)

Mar. Mein General! Du machst mich heute mündig.
Denn bis auf diesen Tag war mir's erspart,
Den Weg mir selbst zu finden und die Richtung.

Du folgst' ich unbedingt. Auf dich nur brauchst' ich

Zu sehn und war des rechten Pfads gewiß.
Zum ersten Male heut' verweistest du
Mich an mich selbst und zwingst mich, eine Wahl

Zu treffen zwischen dir und meinem Herzen.

Wall. Sanft wiegte dich bis Heute dein Geschick:

Du konntest spielend deine Pflichten üben,
Jedweden schönen Trieb Genügte thun,
Mit ungetheiltem Herzen immer handeln.
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich scheiden

Die Wege sich. Mit Pflichten streiten Pflichten.
Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg,
Der zwischen deinem Freund und deinem Kaiser
Sich jetzt entzündet.

Mar. Krieg! ist das der Name?
Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen;

Doch ist er gut, ist ein Geschick, wie sie.
Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
Vereitest mit des Kaisers eignem Heer?

O Gott des Himmels, was ist das für eine
Veränderung! Ziemt solche Sprache mir
Mit dir, der, wie der feste Stern des Volks,
Mir als die Lebensregel vorgeschienen!

O, welchen Riß erregst du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewach'nen Trieb
Und des Gehorsams heilige Gewohnheit

Soll ich versagen lernen deinem Namen?
Nein, wende nicht dein Angesicht von mir!

Es war mir immer eines Gottes Antlitz,
kann über mich nicht gleich die Macht ver-
lieren;

Die Sinne sind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend sich befreit!

Wall. Mar, hör' mich an!

Mar. O, thu' es nicht! Thu's nicht!
Sieh' deine reinen, edeln Züge wissen

Noch nichts von dieser unglücksel'gen That.
Bloß deine Einbildung besetzte sie.

Die Unschuld will sich nicht vertreiben lassen
Aus deiner hoheitblickenden Gestalt.

Wirf ihn heraus, den schwarzen Fleck, den
Feind!

Ein böser Traum bloß ist es dann gewesen,
Der jede sichere Tugend warnt. Es mag

Die Menschheit solche Augenblicke haben;
Doch siegen muß das glückliche Gefühl.

Nein, du wirfst so nicht endigen. Das würde
Verrufen bei den Menschen jede große

Natur und jedes mächtige Vermögen;
Nicht geben würd' es dem gemeinen Wahn,

Der nicht an Edles in der Freiheit glaubt
Und nur der Unmacht sich vertrauen mag.

Wall. Streng wird die Welt mich tabeln,
ich erwart' es.

Mir selbst schon sagt' ich, was du sagen kannst.
Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,

Das Aeußerste! Doch hier ist keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden —

So steht der Fall: nichts Andres bleibt mir
übrig.

Mar. Set's denn! Behaupte dich in deinem
Gewaltsam, widersetze dich dem Kaiser,

Wenn's sein muß, treib's zur völligen Em-
pörung!

Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's ver-
zeihn,

Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
Nur — zum Verräther werde nicht! Das
Wort

Ist ausgesprochen, zum Verräther nicht!
Das ist kein überschritt'nes Maß, kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in seiner Kraft.

O, das ist ganz was Andres — das ist
schwarz,

Schwarz, wie die Hölle!

Wall. (mit finstern Stimmfalten, doch gemäßig).
Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers
Schneide;

Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.

Gleich heißt ihr Alles schändlich oder würdig,
Bö' oder gut — und, was die Einbildung
Fantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
Das blüdet sie den Sachen auf und Befen.

Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken;

Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre
rücken;

Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit, und nur die Stärkte
siegt.

— Ja, wer durch's Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt

Im leichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element;

Mich schuf aus gröbern Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.

Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden

Von Oben, sind nur allgemeine Güter:
Ihr Licht erfreut, doch macht es Keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Bestiz.

Den Edelstein, das abgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,

Die unterm Tage schlummergeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Mar (mit Bedeutung).
O, fürchte, fürchte diese falschen Mächte!

Sie halten nicht Wort! Es sind Flügengeister,
Die dich berückend in den Abgrund ziehn.

36*

Trau' ihnen nicht! Ich warne dich — O,
 lehre
 Zurück zu deiner Pflicht! Gewiß, du kannst's!
 Schid' mich nach Wien. Ja, thue das. Laß
 mich,

Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiser.
 Er kennt dich nicht, ich aber kenne dich:
 Er soll dich sehn mit meinem reinen Auge,
 Und sein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wall. Es ist zu spät. Du weißt nicht,
 was geschehn.

Mar. Und, wär's zu spät — und, wär'
 es auch so weit,

Daß ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
 So falle! falle würdig, wie du stand'st.
 Verliere das Commando. Geh' vom Schau-
 platz.

Du kannst's mit Glanze, thü's mit Unschuld
 auch.

— Du hast für Andre viel gelebt, leb' endlich
 Einmal dir selber! Ich begleite dich:

Mein Schicksal trenn' ich nimmer von dem
 deinen —

d. Wallenstein's Tod. (1799.)

(Wallenstein. Gordon, Kommandant von Eger.
 Seni, Astrolog.)

Wall. Kommt da nicht Seni? Und wie
 außer sich!

Was führt dich noch so spät hierher, Baptist?
 Seni. Furcht deinewegen, Hoheit.

W. Sag', was gib't's?

S. Flieh', Hoheit, eh' der Tag anbricht!
 Vertraue dich

Den Schwedischen nicht an!

W. Was fällt dir ein?

S. Vertrau' dich diesen Schweden nicht!

W. Was ist's denn?

S. Erwarte nicht die Ankunft dieser
 Schweden!

Von falschen Freunden droht dir nahes Unheil,
 Die Zeichen stehen grausenhaft, nah', nahe
 Umgeben dich die Netze des Verderbens.

W. Du träumst, Baptist, die Furcht be-
 thöret dich.

S. O glaube nicht, daß leere Furcht mich
 täusche.

Komm, lies es selbst in dem Planetenstand,
 Daß Unglück dir von falschen Freunden droht.

W. Von falschen Freunden stammt mein
 ganzes Unglück,

Die Weisung hätte früher kommen sollen,
 Jetzt brauch' ich keine Sterne mehr dazu.

S. O komm und sieh! Glaub' deinem
 eignen Augen.

Ein gräulich Zeichen steht im Haus des Le-
 bens,

Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter
 Den Strahlen deines Sterns. O, laß dich
 warnen!

Nicht diesen Feinden überliefe dich,
 Die Krieg mit unsrer heil'gen Kirche führen.

Wall. Es ist zu spät. Indem du deine
 Worte
 Verlierst, ist schon ein Meilenzeiger nach dem
 andern

Zurückgelegt von meinen Elenden,
 Die mein Gebot nach Prag und Eger tragen.
 — Ergieb dich drein! Wir handeln, wie wir
 müssen.

So laß uns das Nothwendige mit Würde,
 Mit festem Schritte thun — Was thü' ich
 Schlimmes,

Als jener Cäsar that, des Name noch
 Bis heut' das Höchste in der Welt benamet?
 Er führte wider Rom die Legionen,
 Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
 Warf er das Schwert von sich, er war ver-
 loren,

Wie ich es wär', wenn ich entwaßnete.
 Ich spitze was in mir von seinem Geist.
 Gib mir sein Glück! Das Andre will ich
 tragen.

(Mar, der bisher in einem schmerzvollen Kampfe gekam-
 ben, geht schnell ab. Wallenstein steht ihm verwundert
 und betroffen nach und steht in tiefe Gedanken verloren.)

W. Schallt das Drakel daher? Ja, ja!
 Nun

Bestun' ich mich. Dies schwed'sche Bündniß
 hat

Dir nie gefallen wollen. Leg' dich schlafen,
 Baptista! Solche Zeichen fürcht' ich nicht.

Gord. Mein fürstlicher Gebieter, darf ich
 reden?

Oft kommt ein nützlich
 Wort aus schlechtem
 Munde.

W. Sprich frei.

G. Mein Fürst! Wenn's doch kein leeres
 Furchtbild wäre,

Wenn Gottes Vorsehung sich dieses Mundes
 Zu Ihrer Rettung wunderbar bediente!

W. Ihr sprecht im Fieber, einer wie der
 andre.

Wie kann mir Unglück kommen von den
 Schweden?

Sie suchten meinen Bund, er ist ihr Vortheil.

G. Wenn dennoch eben dieser Schweden
 Ankunft,

Gerade die es wär', die das Verderben
 Beflügelte auf Ihr so sichres Haupt.

(Vor ihm niederstürzend.)

O noch ist's Zeit, mein Fürst —

S. (stiet nieder). O hör' ihn, hör' ihn!
 W. Zeit, und wozu? Steht auf! Ich
 will's, steht auf!

G. Der Rheingraf ist noch fern. Gebieten
 Sie,

Und diese Festung soll sich ihm verschließen.
 Will er uns dann belagern, er versuch's.

Doch sag' ich dies: verderben wird er eher
 Mit seinem ganzen Volk vor diesen Wällen,

Als unsres Muthes Tapferkeit ermüden.
 Erfahren soll er, was ein Heldenhaufe

Vermag, beseelt von einem Heldenführer,
Dem's Ernst ist, seinen Fehler gut zu machen.
Das wird den Kaiser rühren und versöhnen,
Dann gern zur Milde wendet sich sein Herz,
Und Friedland, der bereuend wiederkehrt,
Wird höher stehn in seines Kaisers Gnade,
Als je der Niesefallne hat gestanden.

B. Gordon, des Eisens Wärme führt euch
weit.

Es darf der Jugendfreund sich was erlauben.
Blut ist geflossen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiser mir vergeben. Könn' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben lassen.
Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehn,
Daß es den liebsten Freund mir würde kosten,
Und hätte mir das Herz, wie jetzt, gesprochen:
Kam sein, ich hätte mich bedacht, kam sein,
Auch nicht. Doch was nun schonen noch?

Zu ernsthaft

hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
hab' es denn seinen Lauf!

(Indem er an's Fenster tritt.)

Sieh', es ist Nacht geworden; auf dem Schloß
Ist's auch schon stille. Leuchte, Kämmerling.

(Kammerdiener, der unterdessen still eingetreten und
mit sichtbarem Antheil in der Ferne gestanden, tritt
hervor, heilig bewegt, und stürzt sich zu des Her-
zogs Füßen.)

Du auch noch? Doch ich weiß es ja, warum
Du meinen Frieden wünschst mit dem Kaiser.
Der arme Mensch! Er hat im Kärnthnerland
Ein kleines Gut und sorgt, sie nehmen's ihm,
Weil er bei mir ist. Bin ich denn so arm,
Daß ich den Dienern nicht ersetzen kann?
Nun! Ich will niemand zwingen. Wenn du
meinst,

Daß mich das Glück geflohen, so verlaß mich.
Heut magst du mich zum letztenmal entkleiden
Und dann zu deinem Kaiser übergehn.

Gut! Nacht, Gordon!

Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Lage Qual war groß;

Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken.

(Er geht ab. Kammerdiener leuchtet. Seni folgt.
Gordon bleibt in der Dunkelheit stehen, dem Herzog
mit den Augen folgend, bis er in dem äußersten
Gange verschwunden ist; dann drückt er durch Ge-
berben seinen Schmerz aus und lehnt sich gramvoll
an eine Säule.)

(Gordon, Buttler anfangs hinter der Scene.)

Butt. Hier stehet still, bis ich das Zeichen
gebe.

Gord. Er ist's, er bringt die Mörder
schon.

B. Die Lichter

Sind aus. In tiefem Schlasse liegt schon alles.

G. Was soll ich thun? Versuch' ich's,
ihn zu retten?

Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewe-
gung?

B. (erscheint hinten). Vom Korridor her schim-
mert Licht. Das führt

Zum Schlafgemach des Fürsten.

G. Aber brech' ich
Nicht meinen Eid dem Kaiser? Und ent-
kommt er,

Des Feindes Macht verstärkend, lad' ich nicht
Auf mein Haupt alle fürchterlichen Folgen?

B. Still! Horch! Wer spricht da?

G. Ach, es ist doch besser,
Ich stell's dem Himmel heim. Denn was
bin ich,

Daß ich so großer That mich unterfinge?
Ich hab' ihn nicht ermordet, wenn er um-
kommt.

Doch seine Rettung wäre meine That,
Und jede schwere Folge müßt' ich tragen.

B. Die Stimme kenn' ich.

G. Buttler.

B. Es ist Gordon.

Was sucht ihr hier? Entließ der Herzog euch
So spät?

G. Ihr tragt die Hand in einer Binde?

B. Sie ist verwundet. Dieser Flo socht
Wie ein Verzweifelter, bis wir ihn endlich
Zu Boden streckten —

G. (schauert zusammen). Sie sind todt!

B. Es ist geschehn.

Ist er zu Bett?

G. Ach, Buttler!

B. Ist er? Sprecht!

Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

G. Er soll nicht sterben. Nicht durch euch!
Der Himmel

Will euern Arm nicht. Seht, er ist ver-
wundet.

B. Nicht meines Armes brauch't's.

G. Die Schulbigen

Sind todt; genug ist der Gerechtigkeit
Geschehn! Laßt dieses Opfer sie versöhnen!

(Kammerdiener kommt den Gang her, mit dem Finger
auf dem Mund Stillschweigen gebietend.)

Er schläft! O, mordet nicht den heil'gen Schlaf!

B. Nein, er soll wachend sterben.

(Will gehen.)

G. Ach, sein Herz ist noch

Den ird'schen Dingen zugewendet, nicht
Gesafit ist er, vor seinen Gott zu treten.

B. Gott ist barmherzig! (Will gehen.)

G. (hält ihm). Nur die Nacht noch gönnt ihm.

B. Der nächste Augenblick kann uns ver-
rathen. (Will fort.)

G. Nur eine Stunde!

B. Laßt mich los! Was kann
Die kurze Frist ihm helfen?

G. O, die Zeit ist
Ein wunderthät'ger Gott! In einer Stunde
rinnen

Viel tausend Körner Sandes, schnell, wie sie,
Bewegen sich im Menschen die Gedanken.

Nur eine Stunde! Euer Herz kann sich,
Das seinige sich wenden; eine Nachricht
Kann kommen, ein beglückendes Ereigniß
Entscheidend, rettend, schnell vom Himmel
fallen.

O, was vermag nicht eine Stunde!

B. Ihr erinnert mich,
Wie kostbar die Minuten sind.

(Er stampft auf den Boden.)

(Die Hauptleute Macdonald und Deverour treten mit Gellebardieren hervor. Dumm Kammerdiener.
Vorige.)

G. Nein, Unmensch!
Erst über meinen Leichnam sollst du hingehn,
Denn nicht will ich das Gräßliche erleben.

B. Schwachsinnger Alter!

(Man hört Trompeten in der Ferne.)

M. u. D. Schwedische Trompeten!
Die Schweden stehn vor Eger! Laßt uns
eilen!

G. Gott! Gott!

B. An euren Posten, Kommandant!
(Gordon stürzt hinaus.)

K. Wer darf hier lärmn? Still, der Herzog
schläft!

Dev. Freund! Jetzt ist's Zeit zu lärmn!
K. Hilfe! Mörder!

B. Nieder mit ihm!

K. (von Deverour durchbohrt, stürzt am Eingang der
Gallerie). Jesus Maria!

B. Sprengt die Thüren!

(Sie schreiten über den Leichnam weg den Gang hin.
Man hört in der Ferne zwei Thüren nach einander
füßen. Dumpe Stimmen. Wassergeiße. Dann
plötzlich tiefe Stille.)

33. Aus: Wilhelm Tell. (1804.)

Werner Stauffacher, Walthar Fürst und Arnold von Melchtal verbinden sich zur Vertreibung der Landvögte, welche die Schweiz an das Haus Osterreich bringen wollen. Den Mittelpunkt der Harte, welche die Vögte ausübten, bildet Wilhelm Tell, der gezwungen wird, einen Apfel vom Haupte seines Sohnes zu schießen. Tell rächt die That durch Ermordung des Vogtes Gessler. Somit gelingt die Ausführung des auf dem Rütli geplanten Unternehmens.

a. Anfang des Drama's.

Hohes Felsenufer des Vierwaldstättersees, Schwyz
gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land,
eine Hütte ist unweit dem Ufer, Fischerknabe fährt
sich in einem Kahn. Ueber den See hinwea sieht
man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von
Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken
des Aufsehers zeigen sich die Spizen des Hafens,
mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernem Hinter-
grund sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vor-
hang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das har-
monische Geflüst der Heerdenglocken, welches sich auch
bei eröffneter Scene noch eine Zeitlang fortsetzt.

Fischerknabe (singt im Kahn).

(Melodie des Kuhreihens.)

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen,
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und wie er erwachet in seliger Luft,
Da spüßelt die Wasser ihm um die Brust,
Und es ruft aus den Tiefen:
Lieb Knabe, bist mein!
Ich locke den Schäfer,
Ich zieh ihn herein.

Hirte (auf dem Berge).

(Variation des Kuhreihens.)

Ihr Matten lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!

b. Freiherr v. Attinghausen und sein Nefse Rudenz.

Attinghausen.

Ich sehe dich gegürtet und gerüstet;
Du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Oheim, und ich darf nicht länger säumen —

Attinghausen (seht sich).

Hast du's so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
Die Zeit so karg gemessen, daß du sie
An deinem alten Oheim mußt ersparen?

Der Sommer muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu.
Wenn die Brunnlein fließen im lieblichen Thal.
Ihr Matten lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Sommer muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Alpenjäger

(erscheint gegenüber auf der Höhe des Felsen.)

(Zweite Variation.)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichem
Weg,

Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblisches Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Rudenz.

Ich sehe, daß ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

Attinghausen

(hat ihn lange mit den Augen gemustert).

Ja, leider bist du's! Leider ist die Heimat
Zur Fremde dir geworden. Uth! Uth!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide pranzt
du,
Die Pfauenfeder trägst du stolz zur Schau

Und schlägst den Purpurmantel um die Schül-
tern;
Den Landmann blickst du mit Verachtung an
Und schämst dich seiner traulichen Begrüßung.
Rudenz.

Die Ehr', die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er sich nimmt, verweig' ich
ihm.

Attinghausen.

Das ganze Land liegt unterm schweren Jorn
Des Königs — jedes Wiedermannes Herz
Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
Die wir erdulden — dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — dich stehet man
Abtrümmung von den Deinen auf der Seite
Des Landesfeindes sehen, unsrer Noth
Hohnsprechend, nach der leichten Freude jagen,
Und buhlen um die Fürstengunst, indeß
Dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.

Rudenz.

Das Land ist schwer bebrängt. — Warum
mein Dheim?

Wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu sein
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.
Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Besten widerstrebt!
Um eignen Vortheils willen hindern sie,
Daß die Waldstädte nicht zu Osterreich schwören,
Wie ringsum alle Lande doch gethan.
Wohl thut es ihnen auf der Herrenbank
Zu sitzen mit dem Gelmann; den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu
haben!

Attinghausen.

Muß ich das hören, und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden. —
Welche Person ist's, Dheim, die ihr selbst
hier spielt? Habt ihr nicht höhern Stolz,
als hier

Landammann oder Bannerherr zu sein
Und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rüthmlichere Wahl,
Zu huldiqen dem königlichen Herrn,
Sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
Als eurer eignen Knechte Pair zu sein
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

Attinghausen.

Ach, Uth! Uth! Ich erkenne sie,
Die Stimme der Verführung. Sie ergriff
Dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet!

Rudenz.

Ja, ich verberg' es nicht, in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge,
die uns

Den Bauernadel schelten! Nicht ertrag' ich's,
Indeß die eitle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habsburgs Fahnen,

Auf meinem Erb' hier müßig fällt zu liegen
Und bei gemeinem Tagewerk den Leiz
Des Lebens zu verlieren! Anderswo
Geschehen Thaten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseit dieser Berge:
Mir rosten in der Halle Helm und Schild!
Der Kriegsdrommete muthiges Getöse,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht hinein!
Nichts als den Kuhreihn und der Heerbeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier!

Attinghausen.

Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland, schäme dich
Der uralten frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen
Und dieses Heerdeureihens Melodie,
Die du im stolzen Übermuth verschmäht;
Mit Schmerzensehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.

O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falsche Welt ist nicht für dich;
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
Als du in diesen Thälern dir erworben.
Geh' hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstensknecht,
Da du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst
Auf deinem eignen Erb und freien Boden.
Ach, Uth! Uth! Bleibe bei den Deinen!
Geh' nicht nach Altdorf —! O, verlaß sie
nicht,

Die heil'ge Sache deines Vaterlands! —
Ich bin der letzte meines Stammes. Mein
Name

Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild;
Die werden sie mir in das Grab mitgeben,
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwartest,
Um hinzugehn vor diesen neuen Lehnhof
Und meine edlen Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Osterreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm, wollen wir allein
Uns eigensinnig steifen und verstocken,
Die Länderfette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um uns gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein
Die Kaufmannsstrafen, und das Saumroß selbst,
Das auf den Gotthard ziehet, muß ihm zollen.
Von seinen Ländern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und eingeschlossen —;
Wird uns das Reich beschützen? Kann es selbst
Sich schützen gegen Osterreichs wachsende Ge-
walt?

Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns
helfen!

Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
Wenn sie in Geld- und Kriegesnoth die Städte,

Die unter'n Schirm des Adlers sich geflüchtet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern? —
Nein, Oheim, Wohlthat ist's und weise Vor-
sicht,

In diesen schweren Zeiten der Parteung
Sich anzuschließen an ein mächtig Haupt;
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm,
Die hat für treue Dienste kein Gedächtniß;
Doch um den mächt'gen Erbherrn wohl ver-
dienen,
Heißt Saaten in die Zukunft streun.

Attinghausen.

Bist du so weise?

Willst heller sehn, als deine edlen Väter,
Die um der Freiheit kostbar'n Edelstein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
Schiff' nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Ostreich's Herrschaft lastet auf den Län-
dern!

Sie werden kommen, uns're Schaf' und Rinder
Zu zählen, uns're Alpen abzumessen,
Den Hochflug und das Hochgewilde bannen
In unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An uns're Brücken, uns're Thore setzen,
Mit unsrer Armuth ihre Länderkäufe,
Mit unserm Blute ihre Kriege zahlen, —
Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
So sei's für uns! Wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Rudenz.

Was können wir,
Ein Volk der Hirten gegen Albrecht's Heere!

Attinghausen.

Vern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es sechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen!
O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Werthes hin!
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weicht,

c. Tell's Monolog vor dem Schuß.

Tell.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen;
Es führt kein andrer Weg nach Rütznacht;
— hier

Vollend' ich's; — die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verdirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Versfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel,
Vogel!

Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen!
Ich lebte still und harmlos; das Geschloß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord. —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengißt hast du

Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich!
Die angeborenen Bande knüpfte fest,
Aus Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zer-
trücket, —

O komm, du hast uns lang nicht mehr gesehn!
Versuch's mit uns nur einen Tag — nur heute
Geh nicht nach Altdorf! Hörst du! Heute nicht!
Den Einen Tag nur schenke dich den Deinen!
(Er faßt seine Hand.)

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Laßt mich! — Ich
bin gebunden.

Attinghausen (läßt seine Hand los).

Du bist gebunden — Ja, unglücklicher!
Du bist's, doch nicht — —

Rudenz.

Genug hab' ich gehört! Gehabt euch wohl!
(Er geht ab.)

Attinghausen.

Wahnsinn'ger Jüngling, bleib! — Er geht
dahin!

Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten. —
So ist der Wolfenschießen abgefallen
Von seinem Land, so werden Andre folgen!
Der fremde Zauber reißt die Jugend fort,
Gewalttham strebend über uns're Berge. —
O unglücksel'ge Stumbe, da das Fremde
Zu diesen still beglückten Thälern kam,
Der Sitten fromme Unschuld zu zerstören!
Das Neue bringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Sie sind begraben alle,
Mit denen ich gewohnt und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit!
Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht
zu leben!

Die Milch der frommen Denkart mir ver-
wandelt;

Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt. —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feind's.
Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! Da, als ich den Bogen-
strang

Anzog, als mir die Hand erzitterte,
Als du mit grausam teuflischer Lust
Mich zwangst, auß's Haupt des Kindes an-
zulegen,

Als ich ohnmächtig stehend rang vor dir;
Damals gelobt ich mir in meinem Innern
Mit fürchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,

Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz sein sollte. — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen.
Du bist mein Herr und meines Kaisers Bogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du. — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen, — strenges, denn er
zürnet —

Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erschrecken;
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.
Komm du hervor, du Bringer bitter Schmerzen,
Mein theures Kleinod, jetzt mein höchster Schatz!
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war, —
Doch dir soll es nicht widerstehen! — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft

Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil befüllt; —
Entrümm' er jezo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet; —
Denn hier ist keine Heimat. — Jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz. —
Hier geht

Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger; — der andächt'ge Mönch,
Der düst're Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladenen Kofz,
Der ferne herkömmt von der Menschen Län-
dern;

34. Aus: Die Braut von Messina oder: die feindlichen Brüder. (1808.)

Ein Traumbild des Fürsten von Messina deutet ein sternhündiger Araber in der Weise, daß ihm eine Tochter werde geboren werden, die seine beiden Söhne und mit ihnen seinen Stamm vernichten soll. Der Fürst erteilt den Befehl, die Tochter nach der Geburt zu tödten. Ein Traum der Fürstin wird von einem frommen Mönch so gedeutet, daß die Tochter beide feindlichen Brüder vereinigen werde. Die Fürstin übergibt das Kind einem Kloster. Nach Jahren stirbt der Fürst. Es gelingt der Mutter eine friedliche Zusammenkunft der beiden Söhne zu bewirken. Das Freudenfest wird durch die Mittheilung verberichtet, daß jeder der Söhne eine Geliebte gefunden. Der eine, Namel, hatte der Geliebten bereits Treue geschworen, der andere, Cesar, sie nur gesehen. Er ersucht aus Eifersucht seinen Bruder, kann nach dieser That nicht länger leben, und so erfüllt sich das durch die Träume repräsentirte Schicksal. (Die dichterische Kraft des Stükes liegt in den den griechischen Dichtern nachgebildeten Chören.)

Ein Chor der feindlichen Brüder.

Mansred.

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hülpenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt'ihn in Schlummer der murrende Bach —
Aber der Krieg hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanzen und Schwingen
und Schweben

Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkrümmert im Frieden.

Denn jede Straße führt an's End' der Welt,
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!
Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wiederkam.
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch
etwas,

War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein felt'ner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wanderer findet auf den Bergen. —
Jetzt geht er einem andern Maidwerk nach;
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken,
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert,
Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt. — Euch zu vertheid'gen, eure holde
Unschuld

Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!
Ich laure auf ein edles Bild. — Läst sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
Um ein armselig Grathhiez zu erjagen:

Hier gilt es einen löstlicheren Preis,
Das Herz des Lobfeinds, der mich will ver-
derben.

Mein ganzes Lebenslang hab' ich den Bogen
Behandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freundschießen. — Aber heute will ich
Den Meisterfuß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

Müßige Ruh' ist das Grad des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Berengar.

Stehen nicht Amors Tempel offen?
Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
Da ist das Fürchten! Da ist das Hoffen!
König ist hier, wer den Augen gefällt!
Auch die Liebe bewoget das Leben,
Daß sich die graulichen Farben erheben.
Reizend betrügt sie die glücklichen Jähre,
Die gefällige Tochter des Schannas;

In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Cajetan.

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne, und stecke sich Kränze,
Wenn die Focke noch jugendlich grün; —
Aber dem männlichen Alter ziem's,
Einem ernsteren Gott zu dienen.

Manfred.

Der strengen Diana, der Freundin der Jagden,
Lasset uns folgen in's wilde Gehölz,
Wo die Wälder am dunkelsten nachten,
Und den Springbock stürzen vom Fels.
Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
Des ernstern Kriegsgotts lustige Braut —
Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
Wenn die schmetternden Hörner laden
Lustig hinaus in das dampfende Thal,
Über Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Klüfte!

Berengar.

Oder wollen wir uns der blauen
Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
Die uns mit freundlicher Spiegelbelle
Ladet in ihren unendlichen Schooß?
Bauen wir auf der tanzenden Welle
Uns ein lustig schwimmendes Schloß?
Wer das grüne, kristallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilandem Riele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die
Welt,

Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
Und der Zufälle launisch Reich!
Hier wird der Reiche schnell zum Armen
Und der Arme dem Fürsten gleich.
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechselt hier des Geschicks Loose,
Dreht das Glück seine Kugel um,
Auf den Wellen ist alles Welle,
Auf dem Meer ist kein Eigenthum.

35. Die Eroberung Magdeburgs.

(Aus: Geschichte des dreißigjährigen Krieges, 1791—1792.)

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie mußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie mußten um die Annäherung Gustav Adolph's; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dies war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, zum Meister von Magdeburg zu machen. Schon hatte er der Übergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, den Kommandanten und Magistrat abgeleitet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben, als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs in Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Herbst mußten ihn mit Unruhe, sowie die Einwohner Magdeburgs mit den höchsten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschiebte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Laufgräben bis an den Stadtgraben vorge-
drungen und beschossen von den aufgeworfenen Batterien auf's heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich feinvärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand steden sollten, wurde durch treffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt auf's höchste gestiegen und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todtenstille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugte die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entschliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalssturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Breche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm und fügte sich dabei auf das

Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen: die ganze Nacht zwischen dem 9. und 10. wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete der Abrede gemäß früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolges, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trodener, nicht allzutiefer Graben kam ihm dabei zu statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, als der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Anallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengegriffenen Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, stoh dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den schlafenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehre, fürczen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Kommandant getödtet, kein Plan im Angriffe, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von den Verteidigern entlöst, um der dringenden Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlaae vollenden. Ein tapftrer Kapitän, Namens Schmidt, der in dieser Verwirrung die Entschlossnen noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolkes einmarschieren. Er besetzt sogleich die Hauptstraßen und das aufgepflanzte Geschütz scheidet alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie in Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die stehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heere. Raum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Wanden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Eine Bürgercene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und der Maler keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das nebrose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Drei und fünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, Pappenheims Wallonen, Säuglinge an der Mutterbrust zu spießen. Einige ligurische Offiziere, von diesem graufamen Anblicke empört, unuerstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war seine Antwort; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit auch Etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten diese Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Bürger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in Asche, zwei Kirchen und einige Hüften ausgenommen. Der Admi-

nistrator Christian Wilhelm ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistratspersonen hatten sechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere von der Figue, welche diese Menschlichkeit zeigten, so daß man sie vor der blinden Mordbegier der laiserlichen Soldaten als rettende Engel betrachten mußte.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneutem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzurühlen. Manche ersticke der Dampf, Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzerreißendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge an den todten Brüsten ihrer Mütter! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehret; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brod unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Kirche feierliche Messe gehalten und unter Abfernung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchschritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

36. Das Wesen der Poesie Klopstocks.

(Aus: Über naive und sentimentale Dichtung, 1795 und 1796.)

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten Wenige aus den neuern und noch Wenigere aus den älteren Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen sein. Was nur immer, außerhalb der Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit in schöner Umgrenzung dar; da besonders wo der Gegenstand sein eignes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivität bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messias in musikalisch poetischer Rücksicht ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und zwar für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte sein, aber nicht für die Anschauung; nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wendet, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was für Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen mußte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder sein soll; und nicht blos in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles trefflich bestimmt und begrenzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo im Trauerpiel dieses Namens erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu

erregen weiß, strömen aus überflüsslichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch die immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung derselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen) dürfte sich weniger zum Lieblich und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unförperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu eng findet, ergeht sich mit Lust und Liebe in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrungen zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr viel von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genies, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist. —

37. Das Reich des schönen Scheines.

(Aus: Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, 1795.)

Auf die Frage: „Inwieweit darf Schein in der moralischen Welt sein?“ ist die Antwort so kurz als blindig diese: Insoweit es ästhetischer Schein ist, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und, wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen und, wenn er gewünscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu sein, die Falschheit zu Hilfe rufen und schmeicheln, um gefällig zu sein. Dem Ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem Zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sei und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, fattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen, als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich annahmt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armeligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verbunkelt; aber es verdriest sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fordert und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermiffen das Herzliche, Kernhafte und Bediegene der vorigen Zeiten; aber sie möchten auch das Ertige und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen und den ehemaligen gothischen Überfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur insofern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht, daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dies noch lange nicht genug), sondern, daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf

werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Befestigung zugestehen und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Mitten in dem fruchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen, entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüber stehen. Freiheit zu geben durch Freiheit, ist das Grundgesetz dieses Reichs.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allem kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihn pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stifet. Alle anderen Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließlich entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle anderen Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschließlich entweder auf die Privatempfänglichkeit oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen, beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so, wie aus dem unsrigen, ausschließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang' es ihren Zauber erfährt.

Sprachschatz

der

deutschen Literatur.

Für Schule und Haus

bearbeitet

von

Dr. Otto Lange,

Professor in Berlin.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Die Literatur der Neuzeit.

Berlin, 1880.

Verlag von Rudolph Gaertner.

Mohrenstraße 13/14.

Zeitschrift

deutscher Literatur.

Für Schule und Haus

Dr. Otto Lange,

Erste, vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Die Literatur der Gegenwart.

Berlin, 1880.
Verlag von Rudolph Grieben.

Sechste Periode.

Die Literatur der Neuzeit.

(c. 1805—1874.)

A. Literaturbilder

aus der Zeit der neueren Romantik.

1. August Wilhelm von Schlegel.

(1767—1845.)

1. August Wilhelm von Schlegel.

(Poetische Werke v. Böcking I. Th. 1846.)

Der Völkersitten mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in Eines Wissens Kette,
Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakspeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel.
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

2. Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei
Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.

In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.
Doch, wem in mir heimlicher Zauber winket,
Dem leih' ich Hohen, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegenätze.

3. Der Choliambe oder Skazon.

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunststrichter,
Die immerfort voll Nafeweisheit mitsprechen
Und Eins nur wissen sollten, daß sie nichts
wissen.

Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers
lahm sein.

Wer sein Gemüth labt am Gesang der Nacht-
eulen

Und wenn die Nachtigal beginnt, das Ohr
zustopft,

Dem sollte man's mit scharfer Dissonanz ab-
hau'n.

4. Epigramme und literarische Scherze.

a. Familien-Leben.

Gar schön grüßt Goethe Schillers liebe Frau;
Die Gute grüßt; sie grüßt und hört nicht auf
zu grüßen

Dreihundertsechzigmal! Ich zählt' es ganz
genau:

Vier Bogen füllt es an, der Käufer muß es
büßen.

b. Gesicherte Unsterblichkeit.

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewund'rer haben.

c. Kritik eines Küsters.

Wir Küster, würd'ger Herr, sind hoch erfreut,
Daß Sie so schön der Glocken Lob besungen;
Es hat uns fast wie Festgeläut geklungen.

Nur haben Sie sich etwas weit zerstreut
Und doch dabei den Hauptpunkt übergangen:
Die Klöpfel mein' ich, die darinnen hangen,
Denn ohne Jung' im Munde — mit Respekt
Zu sagen — müßte ja der Pfarrer selbst ver-
stummen.

So, wenn kein Klöpfel in der Glocken steckt,
Wie sehr man auch am Seile zerrt und reißt,
Man bringt sie nicht zum Bimmeln oder
Brummen.

d. Grillparzer.

Wo Grillen mit den Parzen sich vereinen,
Da müssen grause Trauerspiel' erscheinen.

e. Die Husiten vor Raumburg.

(a. Ehrenspforte für den Präsidenten von Kopebue.)

Dies Stück kann häuslich und auch hüßlich
heissen;

Häuslich muß der achtbare Viertelsmeister
Nicht baare Kinder weg der Mutter heissen;
Doch Hussens Geist legt die erhitzen Geister
Zum Haus hinaus, ein häuslich Volk zu
schmeissen;

Mit heiserem Heulen jedes Herz zerreißt er.
Huffah! Hussiten haufen wie Husaren:
Vor ihnen woll' uns gnädig Gott bewahren.

5. Arion.

(Romanz.)

Arion war der Töne Meister,
Die Cithar lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte, goldbeladen,
Jetzt von Tarents Gestaden
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Oh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlervorb'nen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“ —

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm.
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm.
Wir wollen mit Geschenken

Die Götter reich bedenken
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wöllchen grant,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen küstern,
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben.
Begehrtst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab.“
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt' mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab. —

„Nein, nein! wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heim zu kommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.“

Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:

Daß ich nach Citherspieler-Sitte
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag. —

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn.
Doch solchen Sängern zu vernichten,
Das reizet ihren wilden Sinn.
Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen,
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“

Der Jüngling küßt die schönen Glieder
Zu Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cithre ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Eisenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein.
Es staunt der Schiffer Bande,
Er schreitet vorn zum Rande
Und steht in's blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm', folge mir in's Schattenreich.
Ob auch der Höllehund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Ulfsums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr Friedlichen, schon griß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du ging'st, Ernydice zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr, Vereiden, rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort;
Es' Fluten ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verlieh'n;
Doch lockt Musfil aus fals'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn ort bestriden,

Mit sehnichtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuzieh'n.

So trägt den Sängern mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leher Bier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten klingen
Rings in dem blauflüchtigen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arion's volles Herz:

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen;
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n.“

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr.
Schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Bergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cithre nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlverworb'nen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.“

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt?
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt.“

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kimmert seine Wiederkehr.“ —
Wir ließen, recht im Glücke,
Ihn zu Tarent zurücke. —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
Zu Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cithre ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie, wie des Blüthes Schein.
„Ihni wollet wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden;
D schlang' uns nur die Erd' hinein!“

Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hüt.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Aron will nicht euer Blut.
Fern mög't ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie laße Schönes euren Muth.

Das Antike und Moderne in der Poesie.

(Kritische Schriften 1828.)

Es ist bekannt, wie sich vor beinahe vierthalb hundert Jahren das Studium der alten Literatur durch die Verbreitung der griechischen Sprache (die lateinische war nie ausgestorben) neu belebte: die klassischen Autoren wurden aus Licht gezogen und durch den Druck allgemein zugänglich gemacht; die Denkmäler alter Kunst wurden fleißig ausgegraben. Alles dies gab dem menschlichen Geiste vielfache Anregungen und machte eine entscheidende Epoche in unserer Bildungsgeschichte; es war fruchtbar an Wirkungen, die sich noch bis auf uns erstrecken, und sich auf eine nicht zu berechnende Folgezeit erstrecken werden. Aber es wurde auch sogleich mit dem Studium der Alten ein ertödtender Mißbrauch getrieben. Die Gelehrten, welche vorzüglich in dessen Besitz waren und sich durch eigne Werke auszuzeichnen nicht vermochten, schrieben den Alten ein unbedingtes Ansehen zu, — in der That mit vielem Scheine, weil sie in ihrer Gattung musterhaft sind. Sie behaupteten, nur von der Nachahmung der alten Schriftsteller sei wahres Heil für den menschlichen Geist zu hoffen; in den Werken der Neuern schätzten sie nur das, was denen der Alten ähnlich war, oder zu sein schien. Alles übrige verwarfen sie als barbarische Ausartung. Ganz anders verhielt es sich mit den großen Dichtern und Künstlern. Wie lebhaft auch der Enthusiasmus sein mochte, den die Alten ihnen einflößten, wie sehr sie auch die Absicht haben mochten, mit ihnen zu wetteifern; so nöthigte sie doch die selbstständige Eigenthümlichkeit ihres Geistes, ihren Gang für sich zu geben, und ihren Hervorbringungen das Gepräge ihres Genies aufzudrücken. So war es unter den Italienern schon mit Dante, dem Vater der neueren Poesie: er erklärte den Virgil für seinen Lehrer, brachte aber ein Werk hervor, das unter allen, die sich nennen lassen, die von der Aeneide verschiedenste Gestaltung hat, und übertraf seinen vermeinten Meister unseres Erachtens sehr weit an Kraft, Wahrheit, Umfang und Tiefe. So war es späterhin mit dem Ariost, den man verkehrter Weise mit Homer verglichen: es giebt nichts Unähnlicheres. So war es in der bildenden Kunst mit Michel Angelo und Raphael, die doch unstreitig große Kenner der Antike waren. Wenn man die neuern Maler bloß nach ihrer Entfernung von den Alten, oder nach ihrer Annäherung an sie beurtheilt, so muß man ungerecht gegen sie sein, und das ist auch Winkelmann ohne Frage gegen Raphael. Da die Dichter meistens an der gelehrten Bildung Antheil nahmen, so entstand daraus ein Zwiespalt in ihnen zwischen der natürlichen Neigung und der eingebil deten Pflicht. Wo sie dieser opferten, wurden sie von den Gelehrten gelobt; in sofern sie jener nachgingen, liebte sie das Volk. Was die Heldenlieder eines Tasso und Camoens noch bis auf diesen Tag im Herzen und auf den Lippen ihrer Landesgenossen lebendig erhält, ist wahrlich nicht ihre unvollkommene Verwandtschaft mit dem Virgil, oder gar dem Homer, sondern beim Tasso das zarte Gefühl ritterlicher Liebe und Ehre, bei Camoens die glühende Begeisterung patriotischen Heldennuthes.

Gerade die Zeitalter, Völker und Stände, welche das Bedürfnis einer selbstgeschaffenen Poesie am wenigsten fühlten, ließen sich die Nachahmung der Alten am besten gefallen. So entstanden todte Schulübungen, die höchstens eine kalte Verwunderung erregen konnten. Bloße Nachahmung ist aber in den schönen Künsten immer fruchtlos; auch was wir von andern entlehnen, muß in uns gleichsam wiedergeboren werden, wenn es poetisch hervorgehen soll. Was hilft alles Anknüpfen des Fremden? Die Kunst kann nicht ohne Natur bestehen, und der Mensch hat seinen menschlichen Mitbrüdern nichts anderes zu geben, als sich selbst.

Die ächten Nachfolger der Alten, die Wettseiferer mit ihnen, die vermöge übereinstimmender Anlage und Bildung auf ihrem Wege fortgingen und in ihrem Sinne handelten, sind eben so selten gewesen, als die handwerksmäßigen geistlosen Nachahmer häufig. Die Kritiker haben meistens, durch Neufferlichkeiten der Form bestochen, auch die letzteren sehr freigebig gelten lassen. Diese waren ihnen die correcten neuern Classiker, während sie die großen lebendigen Lieblingsdichter, welche sich eine Nation nun einmal nicht nehmen ließ, und in denen auch so manche erhabene Züge nicht zu verkennen waren, höchstens als rohe, wilde Genie's dulden wollten. Aber die unbedingte Exemtion von Genie und Geschmack, welche sie annehmen, ist eine nichtige Ausflucht. Das Genie ist eben die bis auf einen gewissen Grad bewußtlose Wahl des Vortrefflichsten, also Geschmack in seiner höchsten Wirksamkeit.

So ungefähr standen die Sachen immerfort, bis vor nicht langer Zeit einige, besonders deutsche Denker versuchten, das Mißverständniß zu schlichten, zugleich die Alten nach Gebühr

zu ehren, und dennoch die davon gänzlich abweichende Eigenthümlichkeit der Neuern anzuerkennen. Sie erschrafen nicht vor einem scheinbaren Widerspruch. Die menschliche Natur ist freilich in ihrer Grundlage einfach; aber alle Nachforschungen zeigen uns, keine Grundkraft in der gesamten Natur sei auf solche Weise einfach, daß sie sich nicht in sich selbst spalten und in entgegengesetzte Richtungen aus einander gehen könnte. Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einmümmung und Gegensatz. Warum sollte sich diese Erscheinung nicht auch in der Geschichte der Menschheit im Großen wiederholen? Vielleicht wäre mit diesem Gedanken der wahre Schlüssel zur alten und neuen Geschichte der Poesie und der schönen Künste gefunden. Die, welche dies annahmen, haben für den eigenthümlichen Geist der modernen Kunst, im Gegensatz zur antiken oder klassischen, den Namen romantisch erfunden. Allerdings nicht unpassend. Das Wort kommt her von romance, der Benennung der Volkssprachen, welche sich durch die Vermischung des Lateinischen mit den Mundarten des Altdeutschen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und der Bruchstücke des Alterthums zusammengeschmolzen ist, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus einem Stücke war.

Diese vorläufig nur so hingestellte Ansicht würde in hohem Grade einleuchtend werden, wenn sich zeigen ließe, daß derselbe Gegensatz zwischen dem Streben der Alten und Neuern symmetrisch, ja ich möchte sagen systematisch, durch alle Aeußerungen des künstlerischen Vermögens (soweit wir sie bei jenen kennen) hindurch geht, sich in der Musik und den bildenden Künsten, wie in der Poesie offenbaret; welche Aufgabe in ihrem ganzen Umfange noch zu lösen steht, wiewohl manches Einzelne vortreflich bemerkt und angedeutet worden ist.

Um Schriftsteller zu nennen, welche im Auslande geschrieben haben und früher, als in Deutschland diese sogenannte Schule aufkommen: in der Musik hat Rousseau den Gegensatz anerkannt und gezeigt, wie Rhythmus und Melodie das herrschende Princip der antiken, Harmonie das der modernen Musik sei. Er verwirft aber einseitig die letztere, worin wir ganz und gar nicht mit ihm einig sein können. Über die bildenden Künste thut Hemsterhous den sumreichen Ausspruch: die alten Maler seien vermuthlich zu sehr Bildhauer gewesen, die neueren Bildhauer seien zu sehr Maler. Dies trifft den eigentlichen Punkt; denn, wie ich es in der Folge deutlicher entwickeln werde, der Geist der gesamten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, wie der der modernen pittoresk.

Durch ein Beispiel aus einer andern Kunst, der Architektur, will ich klar zu machen suchen, wie ich es mit dieser Anerkennung des scheinbar Entgegengesetzten meine. Im Mittelalter herrschte und entwickelte sich besonders in den letzten Jahrhunderten bis zur vollkommensten Reife eine Bauart, welche man die gothische Baukunst genannt hat, und welche man die alteutsche hätte nennen sollen. Als mit der Wiederbelebung des klassischen Alterthums überhaupt auch die Nachahmung der griechischen Architektur aufkam und oft nur allzu verkehrt ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Klima's, der Sitten und der Bestimmung der Gebäude angebracht wurde, verdammten die Eiferer dieses neuen Geschmacks die gothische Baukunst gänzlich, schalteten sie geschmacklos, distert, barbarisch. Den Italienern war dies am ersten zu verzeihen: die Vorliebe für die alte Architektur lag bei ihnen, wegen der angeerbten Überreste alter Gebäude und wegen der klimatischen Verwandtschaft mit den Griechen und Römern, gleichsam im Blute. Wir Nordländer aber wollen uns die mächtigsten, ersten Eindrücke beim Eintritt in einen gothischen Dom nicht so leicht wegschwagen lassen. Wir wollen uns vielmehr bestreben, diese Eindrücke zu erklären und zu rechtfertigen. Eine geringe Aufmerksamkeit wird uns lehren, daß die gothische Baukunst nicht bloß von außerordentlichen mechanischen Fertigkeiten zeugt, sondern von einem bewundernswürdigen Aufwande von Einbildungskraft; bei näherer Betrachtung werden wir ihre tiefe Bedeutung erkennen, und daß sie eben sowohl ein vollständiges, in sich geschlossenes System ausmacht, wie die griechische.

Zur Anwendung! Das Pantheon ist nicht verschiedener von der Westminster-Abtei oder der St. Stephanskirche in Wien, als der Bau einer Tragödie des Sophokles von dem eines Equivocus von Shafespeare. Die Vergleichung zwischen diesen Wunderwerken der Poesie und Architektur ließe sich gar wohl noch weiter durchführen. Aber nöthigt uns denn wirklich die Bewunderung der einen zur Geringschätzung der andern? Können wir nicht zugeben, daß jedes in seiner Art groß und bewundernswürdig, wiewohl dieses ganz etwas andres ist und sein soll, als jenes? Es gälte den Versuch. Die Vorliebe für das eine oder das andere wollen wir niemand abstreiten. Die Welt ist weit, und es kann gar manches darin neben einander bestehen. Aber die einseitige, unwillkürliche Vorliebe macht keineswegs den Kunstkenner, sondern im Gegentheil das freie Schweben über abweichenden Ansichten mit Verläugnung persönlicher Neigungen.

Für unsern Zweck, nämlich um die Haupteintheilung zu rechtfertigen, welche wir in der Kunstgeschichte machen, und wonach wir folglich auch die Geschichte der dramatischen Literatur abzuhandeln gedenken, möchte es hinreichen, diese so in die Augen fallende Entgegensetzung des Antiken oder Classischen und des Romantischen nur aufgestellt zu haben. Da indessen einseitige

Bewunderer der Alten immer fortfahren zu behaupten, alle Abweichung von ihnen sei nichts, als eine Grille der neuesten Kritiker, welche geheimnißvoll davon sprächen, ihm aber keinen günstigen Begriff unterzulegen wüßten: so will ich eine Erklärung über den Ursprung und Geist des Romantischen zu geben versuchen, und man urtheile alsdann, ob der Gebrauch des Wortes und die Anerkennung der Sache dadurch gerechtfertigt wird.

Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Von schönem und edlem Stamme, mit empfänglichen Sinnen und einem heitern Geist begabt, unter einem milden Himmel, lebten und blühten sie in vollkommener Gesundheit des Daseins, und leisteten durch die seltenste Begünstigung der Umstände alles, was der in den Schranken der Endlichkeit befangene Mensch leisten kann. Ihre gesammte Kunst und Poesie ist der Ausdruck vom Bewußtsein dieser Harmonie aller Kräfte. Sie haben die Poetik der Freude erkonnen.

Ihre Religion war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens; aber dieser Dienst, der bei andern Völkern die Phantasie mit schrecklichen Bildern verdirrtete und das Herz zur Grausamkeit abhärtete, gestaltete sich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, sonst der Tyrann der menschlichen Anlagen, schien zu deren freier Entwicklung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunst, die ihn schmückte, und aus Höhen wurden Ideale.

Allein wie weit die Griechen auch im Schönen und selbst im Sittlichen geblieben; so können wir ihrer Bildung doch keinen höhern Charakter zugestehen, als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit. Es versteht sich, daß dies im Ganzen und Großen genommen werden muß. Einzelne Ahnungen der Philosophen, Blicke der dichterischen Begeisterung machen eine Ausnahme. Der Mensch kann sich nie ganz vom Unendlichen abwenden, einzelne verlorene Erinnerungen werden von der eingeblühten Heimat zeugen; aber es kommt auf die herrschende Richtung seiner Bestrebungen an.

Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseins. Wäre es dem Menschen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkürliche zu verläugnen; so würde er ganz Oberfläche werden und kein Inneres wäre dabei. Wenn dieses Centrum verrückt wird, so muß sich folglich darnach die gesammte Wirksamkeit der Gemüths- und Geisteskräfte anders bestimmen.

Und dies ist denn auch in dem neuern Europa durch die Einführung des Christenthums geschehen. Diese eben so erhabene als wohlthätige Religion hat die erschöpfteste und verunkunte alte Welt wiedergeboren; sie ist das lenkende Princip in der Geschichte der neuern Völker geworden, und noch jetzt, da viele ihrer Erziehung entwachsen zu sein wähnen, werden sie in der Ansicht aller menschlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß bestimmt, als sie selbst wissen. Nächst dem Christenthum ist die Bildung Europa's seit dem Anfang des Mittelalters durch die germanische Stammart der nordischen Eroberer, welche in ein ausgeartetes Menschengeschlecht neue Lebensregung brachten, entschieden worden. Die strenge Natur des Nordens drängt den Menschen mehr in sich selbst zurück, und was der spielenden, freien Entfaltung der Sinne entzogen wird, muß bei edlen Anlagen dem Ernst des Gemüths zu Gute kommen. Daher die biedere Herzlichkeit, womit die altdutschen Völkerschaften das Christenthum aufnahmen, so daß es sonst nirgends so tief ins Innere gedrungen ist, sich so kräftig wirksam bewährt und mit allen menschlichen Gefühlen verweht hat.

Aus dem rauhen, aber treuen Heldemuth der nordischen Eroberer entstand durch Beimischung christlicher Gefinnungen das Ritterthum, dessen Zweck darin bestand, die Übung der Waffen durch heilig geachtete Gelübde vor jedem rohen und niedrigen Mißbrauch der Gewalt zu bewahren, worem sie so leicht verfällt. Zu der ritterlichen Tugend gesellte sich ein neuer und sittsamere Geist der Liebe, als einer begeisterten Huldigung für ächte Weiblichkeit, die nun erst als der Gipfel der Menschheit verehrt wurde, und, unter dem Bilde jungfräulicher Mütterlichkeit von der Religion selbst aufgestellt, alle Herzen das Geheimniß reiner Liebe ähneln ließ.

Da das Christenthum sich nicht, wie der heidnische Gottesdienst, mit gewissen äußerlichen Leistungen begnügte, sondern den ganzen innern Menschen mit seinen leinsten Regungen in Anspruch nahm; so rettete sich das Gefühl sittlicher Selbstständigkeit in das Gebiet der Ehre hinüber: gleichsam einer weltlichen Sittenlehre neben der religiösen, die sich oft im Widerspruch mit dieser behauptete, aber ihr dennoch in sofern verwandt war, daß sie niemals die Folgen berechnete, sondern unbedingt Grundsätze des Handelns heiligte, als Glaubenswahrheiten über alle Untersuchung der grübelnden Vernunft erhaben.

Ritterthum, Liebe und Ehre sind nebst der Religion selbst die Gegenstände der Naturpoesie, welche sich im Mittelalter in ungläublicher Fülle ergoß und einer mehr künstlerischen Bildung des romantischen Geistes voranging. Diese Zeit hatte auch ihre Mythologie, aus Ritterfabeln und Legenden bestehend; allein ihr Wunderbares und ihr Heroismus war dem der alten Mythologie ganz entgegengesetzt.

Einige Denker, die ähtrigen die Eigenthümlichkeiten der Neuern eben so begreifen und ableiten, wie wir, haben das Wesen der nordischen Poesie in die Melancholie gesetzt, und, gehörig verstanden, haben wir nichts hiegegen einzuwenden.

Bei den Griechen war die menschliche Natur selbstgenügsam; sie ahnete keinen Mangel

und strebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die sie wirklich durch ihre eigenen Kräfte erreichen konnte. Eine höhere Weisheit lehrt uns, die Menschheit habe durch eine große Verirrung die ihr ursprünglich bestimmte Stelle eingeblüht, und die ganze Bestimmung ihres irdischen Daseins sei, dahin zurückzustreben, welches sie jedoch, sich selbst überlassen, nicht vermöge. Jene sinnliche Religion wollte nur äußere vergängliche Segnungen erwerben; die Unsterblichkeit, in sofern sie geglaubt wurde, stand in dunkler Ferne, wie ein Schatten, ein abgeschwächter Traum dieses wachen hellen Lebensstages. In der christlichen Ansicht hat sich alles umgekehrt: die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben ist zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erst jenseits geht der ewige Tag des wesentlichen Daseins auf. Eine solche Religion muß die Ahnung, die in allen gefühlvollen Herzen schlummert, zum deutlichen Bewußtsein wecken, daß wir nach einer hier unerreichbaren Glückseligkeit trachten, daß kein äußerer Gegenstand jemals unsre Seele ganz wird erfüllen können, daß aller Genuß eine flüchtige Täuschung ist. Und wenn nun die Seele, gleichsam unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ihr Verlangen nach der fremd gewordenen Heimat ausathmet, — was anders kann der Grundton ihrer Lieder sein, als Schwermuth? So ist es denn auch: die Poesie der Alten war die des Besten, die unsere ist die der Sehnsucht; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahnung. Man mißverstehe dies nicht, als ob alles in einförmige Klage verfließen, und die Melancholie sich immer vorlaut aussprechen müßte. Wie in der heitern Weltansicht der Griechen die herbe Tragödie dennoch möglich war; so kann auch die aus der oben geschilderten entsprungene romantische Poesie alle Stimmungen bis zur fröhlichsten durchgehen; aber sie wird immer in einem namenlosen Etwas Spuren ihrer Quelle an sich tragen. Das Gefühl ist im Ganzen bei den Neuern inniger, die Phantasie unkörperlicher, der Gedanke beschaulicher geworden. Freilich laufen in der Natur die Grenzen in einander, und die Dinge scheiden sich nicht so streng, als man es thun muß, um einen Begriff festzuhalten.

Das griechische Ideal der Menschheit war vollkommene Eintracht und Ebenmaß aller Kräfte, natürliche Harmonie. Die Neuern hingegen sind zum Bewußtsein der innern Entzweiung gekommen, welches ein solches Ideal unmöglich macht; daher ist das Streben ihrer Poesie, diese beiden Welten, zwischen denen wir uns getheilt fühlen, die geistige und sinnliche, mit einander auszusöhnen und unauflöslich zu verschmelzen. Die sinnlichen Eindrücke sollen durch ihr geheimnißvolles Bündniß mit höhern Gefühlen gleichsam geheiligt werden; der Geist hingegen will seine Ahnungen oder unennbaren Anschauungen vom Unendlichen in der sinnlichen Erscheinung sinnbildlich niederlegen.

In der griechischen Kunst und Poesie ist ursprüngliche, bewußtlose Einheit der Form und des Stoffes; in der neuern, sofern sie ihrem eigenthümlichen Geiste treu geblieben, wird innigere Durchdringung beider als zweier entgegengesetzten gesucht. Jene hat ihre Aufgabe bis zur Vollendung gelöst; diese kann ihrem Streben ins Unendliche hin nur durch Annäherung Genüge leisten, und ist wegen eines gewissen Scheins von Unvollendung um so eher in Gefahr, verkannt zu werden.

2. R. W. Friedrich von Schlegel.

(1772—1829.)

1. Gebilde.

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten,
Wohlan, es gilt, du seist befreit,
Wir sprengen deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge That,
Des Fremdling's Übermuth, Verrath
In deinem Schooß sich betten.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue ist der Ehre Mart,
Wankt nicht, wenn Stürme schrauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgebilde,
So blüht der Fleiß, dem Reid zur Dual,
In deinen Städten sonder Zahl
Und jeder Kunst Gebilde.

So spottet jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen.
So will's das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Loose fallen.
Ja, sinken wir der Übermacht,
So woll'n wir doch zur ew'gen Nacht
Ruhmreich hinüber wallen.

2. Glosse.

Süße Liebe denkt in Tönen.
Denn Gedanken stehn zu ferne,
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles, was sie will, verschöner.

Wenn sich neue Liebe regt,
Alles die Gefühle wagen,
Die man, ach, so gerne hegt,
Laß mich fühlen, doch nicht sag n,
Wie die Seele sich bewegt.
Wird sie jemals sich beschränken?
Sich in Lust und Leid zu senken,
Kann sie nimmer sich entwöhnen!
Doch was soll das eitle Denken?
Süße Liebe denkt in Tönen.

Wenn die Nachtigallen schlagen,
Hell die grüne Farbe brennt,
Will ich, was die Blumen sagen
Und das Auge nur erkennt,
Leise kaum mich selbst befragen.
Wenn ich wandl' auf stiller Flur,
Still verfolgend die Natur
Und sie stillhend denken lerne,
Folg' ich den Gefühlen nur,
Denn Gedanken stehn zu ferne.

Wer es je im Herzen wagte,
Zu dem Aether zu entfliehen,
Den der Himmel uns versagte,
Denkt in leisen Phantasteen,
Was er nie in Worten sagte.
Worten ist es nicht gegeben,
Unfre Seele zu beleben;
Nah' sich ahnen schon der Ferne,
Lächelnd weinen, lieben, leben
Nur in Tönen mag sie gerne.

Wenn sich süß Musik ergossen,
Darf es der Gesang nur wagen
Und in Wohlklang hingegossen
Leise zu der Laute sagen,
Daß im Wohlklang wir zerfließen.
Wenn man den Gesang nur kennt,
Ihn den Schmerzen nicht mißgönnte,
Würden sie sich leicht verschöner,
Und die schöne Liebe könnte
Alles, was sie will, verschöner.

3. Calderon.

Ein Zaubergarten liegt im Meeresgrunde;
Kein Garten, nein, aus künstlichen Krystallen
Ein Wunderschloß, wo, blühend von Metallen,
Die Bäumchen sprossen aus dem lichten Grunde.

Kein Meer, wo oben, seitwärts, in die Kunde
Farbige Flammenwogen uns umwallen,
Doch kühlend, duftend alle Sinne allen
Entrauben, süß unspielend, jede Wunde.

Nicht Zaub'rer bloß von diesen Seligkeiten,
Bezaubert selbst wohnet, zum schönsten Lohn,
Im eig'nen Garten selig selbst der Meister;

D'rum sollen alle Feen auch bereiten
Des Dichterhimmels diamant'ne Krone
Dir Calderon, du Sonnenstrahl der Geister.

4. Das versunkne Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund',
Was Leben hat und Odem,
Zieht hinab der Schlund. —
So schritten zweien Wand'rer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein and'rer,
Vor ihnen Gruß fortan.

„Kömt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wand're schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch' Wunder zu behahren
Zu meines Herzens Schrein.“ —

Der jüngste von den zweien
Bereit der Frage war.
Er sprach, das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar. —
„Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt er den stolzen Muth.

Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Mißthaten
Ihu rissen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag rathen
Zu off'nen Grabes Mund.“ —

So sprach von jenen Leiden
Der jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den beiden,
Als traut er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn.“

Wahr ist's, es haufen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter, gut und bieder,
War ehrentreu und recht.
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

Nur, daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt.
D'rum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einzige Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Sanft an seine Brust.

Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klage' und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswoogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Banden dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister
Durch Reid in ihrem Grab,
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab,

Wir sehn, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell stiehn so die Töne,
Und der Gesang erstirbt.

Wem alle Zukunft offen,
Alar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit;
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin." —

So treten nun die Dreie
Tiefer in dunkeln Wald,
Wie er des Danks sie zeihe,
Erkunt der Fremd' alsbald. —
„Und liebt ihr denn Gesänge?
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alsogleich.“ —

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend, wie von weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Richt's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen.
Doch scheint ein Riesenschild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Sehn sie, die ihm nachschau'n,
Rauschen empor die Bogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

5. Roland. (1803.)

(Ein Helbengeicht in 15 Romanzen nach Turpin's Chronik.) Bierzehnte Romanze. Vergl. das Ludwigslied.

Wie der Frommen Lanze blühet,
Die vollendend ihr Gesübbe,
Hier die Schulden abzubüßen,
Sich in frommen Streit bemühen,
Mit der Palme sich zu schmücken,
Die im Himmel immer grünen;
Gern in eignem Blut sich kühlen;
Wie im Maien die Gebüße
In den stillen Thalen grünen,
Blüthunggränzt die vollen Hügel
Und liebe Blumen glühen,
Auf der Erde buntem Gürtel
Sich erhebt ein Liebesgrüßen:
Auf Gesanges kühnem Flügel:
Also blühet, also grünnet,
Von jedweden Mund gerühmet,
Manches Helden Herz entzündend,
Und in manchem Lied verliündet,
Rolands Tod und Heldenkühne,
Auch sein adelich Gemüthe:
Wie er fern von Trug und Lügen,
Doch vor allem wie er frühe

Alle seine Schuld abbüßte,
Mit der Mär'trer Kranz sich schmückend,
Deren Palme immer grünnet.
Noch in fernem Zeiten glühen
Helden in dem Schlachtgewühle
Bei dem Rolandsliede kühner,
Wenn der Held also begrüßet
Vor der Schlacht die Heldenbrüder,
Ziehend über Thal und Hügel.

Lied wird gesungen,
Kampf dann bequemet,
Wohlauf, ihr Gesellen,
Froh in Reich'n zu stellen!

Sonne hoch da leuchtet,
Wies' im Thane feuchtet;
Einer läßt vor allen
Seine Stimm' wohl schallen.

Wie die weiß' und rothe
Blüth im Sturm zu Boden,
Also blut't der Ritter
In der Freunde Mitte.

So in rothen Wunden,
Alles Leids gesunder,
Höret, wie Roland all
Ziel dort in Roncisvall.

War er da verrathen,
Manchen Schlag doch that er;
Muß in Blute sinken,
Ehrentranz da findet.

Starb mit ihm Oliver,
Hat er des hohe Ehr'.
Alle seine Starken
Sah da fallen Karle.

Roland blieb noch eine,
Sah der Mannen keinen;
Noch sein Horn erklingen,
Daß es mitten sprunge.

Lied muß erklingen,
Schlacht dann beginnen.
Höret, wie Roland all
Ziel dort in Roncisvall.

Erst in Blut befeuchtet,
Dann im Kranze leuchtet;
Immerdar nun ruht er,
Sitzt auf gold'nem Stuhle.

Ist er da bei Gotte,
Für ihn starb er Todes,
Schimmert hoch in Ehren,
Ewig muß das währen.

Wir Sanct Roland bitten:
Führ' in Todes Mitten!
Hell noch scheint die Lanze
Bald in rothem Glanze.

Lied ist nun gesungen,
Kampf wird bequemen.
Gedenkt, wie Roland all
Ziel dort in Roncisvall.

So auf kühnen Liedes Flügel
Wird des Roland Leid verkündet,
Dessen Thaten ewig blühen,
Dessen Palme immer grünet.

6. Charakteristik des neuen Testaments.

(Geschichte der alten und neuen Literatur 1812.)

Die Griechen sind und bleiben unser Vorbild in aller Kunst und Wissenschaft; die Römer dagegen bilden nur den Übergang zwischen dem Alterthume und der neuen Welt; doch galten sie dem Mittelalter zugleich auch als nächste Quelle, bis jenes höhere und entferntere Vorbild erst später wieder gefunden ward. Das nordische Naturgefühl, sowie es sich einerseits in der alten Sage, die selbst im Christenthume blieb und nur in neuer Form wieder auferstand, und andererseits in der germanischen Lebensrichtung zwiefach ergoß, wurde die Wurzel, aus welcher das Gebilde des neuen Geistes der abendländischen Völker emporwuchs. Das Christenthum aber, nicht bloß an sich, sondern auch in seiner schriftlichen Abfassung, oder das Evangelium ist das Licht von oben gewesen, durch welches jene andern Elemente neu verklärt und auch für die Kunst und Wissenschaft in Eins gestaltet worden sind. Wir müssen hier des neuen Testaments um so mehr gedenken, da der literarische Einfluß desselben für das Mittelalter und selbst für die neuere Zeit durch Inhalt und Form nicht bloß in der Moral und Philosophie, sondern auch in der Kunst und Poesie unberechenbar groß gewesen ist. Durch dieses göttliche Licht von oben, welches das Evangelium in seiner Einfachheit und Klarheit in die Welt gebracht hat, wird der künstliche Verstand und philosophische Scharfsinn der Griechen, der praktische Weltverstand der Römer und der prophetische Tiefinn der Hebräer erst zu einem vollständigen Ganzen wahrhafter Erleuchtung und Einsicht für das Leben, wie für die Wissenschaft vollendet und beschloßen. Die Bibel, welche wir nach ihrer inneren Struktur und dem organischen Zusammenhange der einzelnen Glieder und Theile derselben als Ein Gebilde und göttliches Ganze, so weit der hebräische Antheil desselben reicht, zu betrachten haben, wird als solches und als Ein Buch wahrhaft und völlig erst durch das neue Testament vollendet. Ein Buch, wie es in Wahrheit genannt werden muß, obwohl wunderbarer Weise aus zwei und siebenzig einzelnen Büchern, fünfmal neun des alten, dreimal neun des neuen Bundes, als eben so vielen Lebensgliedern und Geistesorganen oder auch Glaubenssternen und Lichtpunkten des ganzen Gottesgebildes bestehend. Es ist auch das neue Testament wie das alte, in einigen der dazu gehörigen Büchern zunächst auf das ewige Wort des Lebens, in andern auf die göttliche Glaubensgemeinschaft und Kirche gerichtet und sich beziehend. Jenes Geheimniß der Liebe, das wie das ewige Wort zur bestimmten Zeit in der Mitte der weltgeschichtlichen Entwicklung persönlich geworden und auf Erden erschienen ist, schildert das Evangelium in einem vierfachen Abdrucke, nach der gleichen Vierzahl, in welcher auch im alten Bunde die Cherubim an der Arche das Geheimniß der Verheißung bewachten, oder wie die vier Lebensströme aus einer Quelle im Paradiese sich ergossen, und wie für jede Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit diese Vierzahl nach allen Weltgegenden und Dimensionen ihrer sichtbaren Ausbreitung die wesentliche Form bildet, so daß man wahrlich über diejenigen erstannen und sich wohl wundern muß, welche sich in diese so höchst natürliche und kaum anders denkbare Vierfachheit des Evangeliums nicht finden können, oder gar einen Anstoß daran nehmen, den sie wie ein seltsames Problem in ihrer gewöhnlichen Weise durch irgend eine scharfsinnige Hypothese lösen und natürlich erklären möchten. Was im Moses und in den Psalmen noch getrennt ist, nämlich die Offenbarung, die bildliche Geschichte

und bildliche Lehre vom Worte und die Begeisterung und das lebendige Gefühl desselben, das ist im Evangelio vereint beisammen, welches uns das menschengewordene Wort in seinem Leben schildert. Die übrigen Bücher des neuen Testaments aber gehen zunächst auf die christliche Gemeinde und göttliche Kirche, indem sie uns die erste Gründung und Ordnung derselben in der apostolischen Geschichte berichten, dann ihr gegenfeitiges Wirken und vereintes Leben in liebevoller Lehre und gläubiger Hoffnung in dem ganzen Cyclus der mannigfachen Episteln schildern, und endlich auch noch die künftigen Schicksale derselben, durch alle Zeiten ihrer ferneren Entwicklung, in der Apokalypse hinstellen. Was in den Propheten des alten Bundes noch ungelindert beisammen ist, die heilbringende Lehre aus dem Geiste und die warnenden Gesichte des Geistes, die klare Lebensvorschrift und die verhüllte Weissagung, das ist hier in den Episteln und in der Apokalypse abge sondert entfaltet, wie sich überhaupt die Schriften des alten und des neuen Bundes überall entsprechen und gegenseitig ergänzen. Der Prophet des neuen Bundes macht den vollständigen Schluß für das ganze Gotteswerk, und dieses geheimnißvolle Buch der Zukunft bildet nebst der Genesis oder der Offenbarung des Anfangs die andere Handhabe für die heilige Arche der Schrift, in deren Umkreis das vierfache Evangelium den lichten Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu welchem aber Anfang und Ende den eigentlichen Schlüssel des tiefern Sinns enthalten, so daß, wenn diese beiden Handhaben des ersten und letzten Buches der Bibel noch ganz fremd oder völlig dunkel wären, sein Urtheil lieber zurückhalten und in redlicher Unwissenheit stillschweigen sollte, wo von einem wissenschaftlichen Verständnisse der Offenbarung in ihrem Ganzen die Rede ist. In Form und Schreibart ist das neue Testament allerdings ungleich einfacher als das alte, und schon durch diese eigenthümliche Sprache der Einfalt, in welcher der göttliche Tief Sinn sich hier in reinsten Kindesklarheit ausdrückt, ist das wundervolle Volksbuch, wie man es wohl in gewissem Sinne nennen darf, von dem entschiedensten Einflusse gewesen für die ganze Folge reihe der nachherigen Geistesentwicklung und aller neuern christlichen Belehrungs- und Darstellungsformen. Der Geist der Allegorie ist übrigens im neuen Testamente nicht minder vorwaltend als im alten, besonders ist die eine besondere Art derselben, welche Parabel genannt wird, obwohl sie auch schon im alten Testamente vorkommt, hier am mannigfachsten angewandt und entwickelt, und begründet recht eigentlich die kindliche Lehrart des Evangeliums. Wenn der Spruch die natürliche Form ist für jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdrucke des ewigen Wortes, als das niedergeschriebene Fiat, so ist die Parabel dagegen die menschliche und bildliche Einleitung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrspruchs. Es ist aber keine willkürliche oder künstlich gesuchte Dichter allegorie, oder eine tief sinnig verborgene Natur symbolik, sondern eine aus dem Leben und dessen gewöhnlichen Erscheinungen hergenommene Volks allegorie, in welcher sich hier der göttliche Geist und die ewige Wahrheit wie in ein kindlich einfaches Gewand einschließt. Es hat auch die einfache Parabel, so wie sie in der Bibel angewandt und gebraucht wird, einen ganz eigenthümlichen göttlichen Stempel, der sich nicht nachbilden, noch erklünsteln läßt. Vorzüglich in diesen kindlichen Gleichnissen und sunbildlichen Volks geschichten und Parabeln ist das Evangelium Urbild für alle späteren Legenden geworden, sowie diese wiederum die Quelle und Vorrathskammer aller christlichen Kunst gewesen sind, zunächst der bildenden, dann aber auch der Poesie. Indessen dürfen wir über dieser kindlichen Einfalt im Vortrage des neuen Testaments doch nie die innere Erhabenheit des göttlichen Verstandes, der darin niedergelegt ist, verkennen oder übersehen. Wie aus der zornigen Löwengeberde, mit der uns die Flammenschriften des alten Bundes mehrertheils entgegen treten, im tiefsten Kerne des innern Sinns und Herzens doch die fromme Lamnesgestalt der duldbenden Liebe emporsteigt, so erhebt sich in den Schriften des neuen Bundes aus dem demuthsvollen Lamnesgewande der kindlich einfachen Lehre auch wiederum der Adler empor, als höheres Sinnbild der ewigen Anschauung Gottes. Und hier auf diesem Standpunkte tritt nun eigentlich jene schon oben erwähnte dritte und höchste Auslegung und Erkenntniß der heiligen Schrift ein, nach dem geheimnißvollen Verständnisse der mit Gott vereinigten Seele, wo es das ewige Wort selbst ist, welches sich in seinem eigenen Lichte erfaßt und vernimmt. Denn alle Lehre und Erkenntniß vom lebendigen Worte kann ja nach der dreifachen Geburt des Wortes, der geschichtlichen, ewigen und der innerlichen in der Seele, auch in der gleichen dreifachen Beziehung erfaßt, verstanden und ausgelegt werden. In jener höchsten Erkenntnißweise aber wird das Wort nun nicht mehr nach einem bloß menschlichen Verstande getheilt und zerstückt erfaßt, sondern wieder ganz und lebendig geworden, wirkt es in den Wissenden als Wort des Lebens und bringt auch Früchte des Lebens hervor. Da verschwindet sodann jener mehrfache Sinn der Schrift, wie er auf den ersten Stufen der annähernden Erkenntniß gesondert erhalten werden muß, und geht, nachdem das Ziel gefunden ist, für das Wesentliche wieder über in den einfachen Sinn der mit Gott vereinigten Seele, nach dem eignen vollen Lichte des lebendigen Wortes, welches in der Schrift selbst als das ungeschriebene ewige Evangelium bezeichnet wird, durch welches auch das, was noch früher verschlossen blieb, wenn die Zeit gekommen ist, entsiegelt werden soll.

3. Ludwig Tieck.

(1773—1853.)

1. Die Phantastie.

(Gedichte, 1821—23.)

Wer ist der alte Mann,
In einer Ecke fest gebunden,
Daß er sich nicht rührt und regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkundet jede Miene.
Der Alte ist verdrießlich,
Um ihn in tausend Falten
Ein weiter Mantel geschlagen.

Es ist der launige Phantastus,
Ein wunderlicher Alter,
Folgt stets seiner närrischen Laune.
Sie haben ihn fest gebunden,
Daß er nur seine Poffen läßt,
Vernunft im Denken nicht stört,
Den armen Menschen nicht irrt,
Daß er seines Tages Geschäft
In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verständig spreche
Und nicht wie ein Thor erscheine.
Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und kramt es aus und lärm't damit,
So wie nur nicht nach ihm gesehen wird.
Der alte Mann schweigt und runzelt die
Stirn,

Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern alles langweilig,
Was in seinen Kram nicht taugt.
Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indeß stets von ihm gethan.
Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihrem
Winkel auf,

Da sie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruh'n und wird zu Bett gebracht,
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied:
Schlase ruhig, mein Kind, morgen ist auch
ein Tag!

Mußt nicht alles auf einmal denken,
Bist unermüdet, und das ist schön,
Wirst auch immer weiter kommen,
Wirst deinem lieben Menschen Ehre bringen,
Er schätzt dich auch über alles,
Schlaf' ruhig, schlaf' ein. —
Wo ist meine Vernunft geblieben? fragt der
Mensch,

Geh', Erinnerung und such' sie auf.
Erinn'ung geht und trifft sie schlafend,
Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nicht über der Gefährtin ein.

„Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände
frei machen“,
Denkt der Mensch und flüchtet sich schon.
Da kommt der Schlaf zum Alten geschlichen
Und sagt: „Mein Bester, du mußt erlahmen,
Wenn dir die Glieder nicht frei gelöst sind,

Pflicht, Vernunft und Verstand
Bringen dich ganz herunter,
Und du bist gutwillig, „wie ein Kind“ —
Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände
los,

Und der Alte schmunzelt:
„Sie haben mir viel zu danken,
Mühsam hab' ich sie erzogen,
Aber nun verachten sie mich alten Mann,
Meinen, ich würde kindisch,
Sei zu gar nichts zu gebrauchen.
Du, mein Liebster, nimmst dich mein noch an,
Wir beide bleiben immer noch gute Kameraden.“
Der Alte steht auf und ist der Bande frei,
Er schüttelt sich vor Freude,
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten stürzen wunderbare
Sachen,

Die er mit Wohlgefallen ansieht.
Er kehrt den Mantel um
Und breitet ihn weit umher,
Eine bunte Tapete ist die unt're Seite.
Nun hantiert Phantastus in seinem Zelte
Und weiß sich vor Freuden nicht zu lassen.
Aus Glas und Krystallen baut er Schloß'er,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge guken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Unten gehn Fontänen im Garten spazieren,
Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft,
Dazu singt der Alte ein seltsam Lied
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Mensch sieht seinen Spielen zu
Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Wesen herrlich macht,
Spricht: Fahre fort, mein lieber Alter.
Und der Alte läßt sich nicht lange bitten,
Schreiten Geistergestalten heran,
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden
Und läßt sie aus der Ferne größer scheinen,
Tummeln sich Meier und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendroth und Mondschein geh'n durch ein-
ander,

Verschämte Schönen sitzen in den Lauben,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
Ein Heer von Kobolden lärm't und tanzt,
Alle Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der weise Nestor,
Versammeln sich zum Spiel
Und entzweien sich wie die Knaben. —
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er spricht und singt: Laß deine Thaten fahren,
Dein Streben, Mensch, deine Grübeleien,
Sieh', ich will dir gold'ne Kegel schenken,
Ein gan' es Spiel, und silberne Kugeln dazu,
Männlechen, die von selbst immer auf den
Beinen stehn,

Warum willst du dich des Lebens nicht freun?
Dann bleiben wir beisammen,
Vertreiben mit Gespräch die Zeit,
Ich lehre dich tausend Dinge,
Von denen du noch nichts weißt. —
Das blinkende Spielzeug sticht dem Menschen
in die Augen,

Er reckt die Hände gierig aus.
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt die Augen und gähnt und dehnt sich.
Wo ist mein lieber Mensch?

Ist er zu neuen Thaten gestärkt? so ruft sie.
Der Alte hört die Stimme
Und fängt an zu zittern.
Der Mensch schämt sich, läßt Regel und Kugel
fallen,

Vernunft tritt in's Gemach.
„Nur der alte Wirrwar schon wieder los ge-
worden?“

Ruft Vernunft aus, „läßt du dich immer
wieder locken
Von dem kind'schen Greise, der selber nicht weiß,
Was er beginnt?“

Der Alte fängt an zu weinen,

Den Mantel wieder umgekehrt,
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm' und Beine fest gebunden,
Sitzt wieder grämlich da.
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm alles wieder in's Kleid gesteckt,
Und Vernunft macht 'ne drohende Miene.
Der Mensch muß an die Geschäfte gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
Und zuckt die Schultern über ihn.
Warum verführt ihr mir den lieben Menschen!
Grämelt der alte Phantastus,
Ihr werdet ihn matt und todt noch machen,
Wird vor der Zeit kindisch werden,
Sein Leben nicht genießen.
Sein bester Freund sitzt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verziehet sich und möcht' es gern
Mit mir halten:
Aber ihr Überklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet
Und wißt nicht, was ihr mit ihm wollt.
Schlaf ist weg, und keiner steht mir bei.

2. Siegfried's Jugend.

In frühen Kindestagen,
Aus Traß und freveln Muth,
Entließ der Burg zu Sauten
Siegfried, ein Rechte gut.

Er kam nach vielem Irren
In einen fernem Wald,
Sah da die große Schmiede,
Eintrat der Knabe bald.

Hier wohnt' mit seinen Künstern
Mimer, ein Held bekannt,
Der mit vielen Gehülfen
Schmiedete schön Gewand.

Er wirkte edle Schwertler,
Panzer und Schilde breit,
Die kauften werthe Reden
Und Könige hoch erfreut.

Er war ein Held gewaltig,
Zu ihm trat Siegfried ein
Und wollt' im grünen Walde
Mimer's Gehülfe sein.

Als größer ward der Knabe,
Reigt' er viel bösen Sinn,
Er droht' und plagte alle,
Der Meister fürchte ihn.

Er stellt' ihn an die Arbeit
An einem Sommertag,
Da nahm Siegfried den Hammer
Und that so kräft'gen Schlag,

Daß er den Ambos spaltete
Und schlug ihn in den Grund,
Darob sie all' erschrafen
Und wünschten zu der Stund',

Er wäre nie gekommen;
Sie hatten sein nicht Noth,
Sie fürchten, daß der Große
Sie alle schläge todt.

Ein giftiger Linddrache
Dort in dem Walde was,
Vor dessen grimmem Rachen
Der Allhüste nicht genas.

Mimer in seinen Kisten
Dachte mit klugem Sinn:
Der Knab' wird sich nicht fürchten;
Sandt' ihn zum Wurme hin.

Da folgt der Jüngling kühne
Dem anbefohlenen Werke,
Ohn' Waffen in der Grüne,
Nur in selbstgeigner Stärke.

Der Drache schoß im Grimme
Aus seiner Höhle wild,
Den jungen Ritter schürmten
Baumzweige, wie ein Schild.

Damit kämpft er so kräftig
Und schlug das Ungeheuer,
Dann aß er in dem Walde
Und zündete ein Feuer,

Im Drachenblut er badete,
Hörnen ward seine Haut,
Kein Waffen ihm nun schadete,
Wie scharf es auf ihn haut.

In sehr grimmigem Muth
Riß er vom Wurm das Haupt
Und rennt durch Waldesdunkel,
Als schon der Meister glaubt,

Er sei im Wald erstorben.
Da schreien die Gefellen:
„Wir sehen Siegfried kommen,
Der wird uns alle fällen!

Er trägt das Wurmhaupt blutig
Wie einen Schildesrand!“
Siegfried trat ein wildmuthig,
Sie floh'n zur Steinswand.

Mimer ging ihm entgegen,
Er sah des Jünglings Wuth,

Feldleinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem wunderbaren Ton:
Ade! ich fliege nun davon
Weit, weit,
Reiß' ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang,
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust,
Herz, Herz,
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

In Windesgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandel' ich Freud' und Leid;

Ihr kleinen gold'nen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

Ein Jüngling wandelt durch die Waldesgrüne,
Einsam, verlassen, seufzend und in Thränen;
Was will sein Händeringen doch ersehnen?
Was sagt die trübe, liebe Leidensmühe?

Bald ist's, als ob ein Engel ihm erschiene,
So schaut er in das Grün mit hohem Sehnen,
Er spricht mit Vögeln, mit der Luft im Wähen,
In Zweigen neigen Arme sich zur Sühne.

Da lächelt er in Andacht und in Liebe,
Die Sonne scheint auf ihn mit rothen Lichtern,
In Glorien walt der Tag und küßt ihn
schadend.

Ach, daß der große Glanz zugegen bliebe!
Die Nacht steigt auf mit Wolkenangefächern,
Das Dunkel saßt ihn, und er spricht süß leidend:

Um Gnade bat der Degen,
Harnisch und Schwert er gut

Bersprach er fleh'nd dem Werthen;
Siegfried nichts sagte wieder,
Das Haupt warf er zur Erden
Und schlug den Meister nieder.

Auf saß er dann zu Rosse
Und nahm ein Sturmgewand.
Nicht sucht' er die Genossen,
Weit fuhr er durch das Land.

3. Herbstlied.

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht
Weit, weit,
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir d'rauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! Nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein!

4. Nacht.

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:

O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertraut' uns nur, dein Auge sah
Nt unser stilles Licht.

Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne.

5. Pergolese.

Erquicklich war und nicht umsonst mein Wallen,
Maria, Mutter, Sohn und ew'ge Liebe,
Ich kam in Tönen sagen, wie ich liebe,
In schönen Weisen soll mein Preisen schallen.

Bist, Jesus, du vergessen denn von allen?
Mein Herz, mein Schmerz treibt mich zu
deiner Liebe,

Die Mutter, Sohn, weiß wohl, wie ich dich
liebe,

Laß dir gefallen denn mein kindlich Fallen.

O sende du aus deinem lichten Himmel
Die kindlichsten der Eng'lein zu mir nieder,
Mein Herz ist offen, thu' es, Gott, mein
Vater!

Wir zünden an das rauschende Getümmel,
Ich sterbe gern am Schluß der süßen Lieder,
Denn viel' entzückt nach mir mein Stabat
mater.

6. Stabat mater.

An dem Kreuz die Mutter stande,
Schmerzen fühlt sie vielerhande,
Ausgelöst des Herzens Bande,
Wie der Heiland überwande.

Kommt mit mir zum Sehnsuchtslande!
Auch im Brande
Läßt die ganze Seele glühen,
Strahlen aus und einwärts ziehen,
Pflanzen werden auferblühen,
Nacht und Dunkel schüchtern fliehen
Von dem Lande,
Wo das Kreuz in Thränen stande.
Ach, Maria, welche Leiden
Mussten deine Seele schneiden!
Wer empfand doch von euch beiden
Wohl zumeist den Tod der Freuden?
Englein, kommt, im Niederklimmen
Laßt erglänzen eure Stimmen,
Ihr war't ja am Kreuz zugegen,
Als der Welt geschah der Segen,
Müßt euch klingend nun bewegen,
Flügeln fein zusammen legen,
Daß in den Gefanges-Stimmen
Störend mag kein Mäuschen schwimmen.

Als die Mutter in dem Sohne
Sah ihr eig'nes Herze tödten,
Ach, wie ward in bitterm Röthen
Dir des Todes Angst zum Lohnel
O, wo blieb die gold'ne Krone!
Deine Seele rief zum Throne
Mit dem Sohne: Vater, schone,
Ach, wer könnte sich versteinen,
Nicht mit dir, Maria, weinen?
Seele und Herz nicht dir vereinen?
Thränen, brecht hervor mit Scheinen,
Zittert Töne, klage Stöhnen,
Siehe, wie in Schmach, Verhöhnem,
Noth, Angst, Schmerz zerbricht den Reinen!
Aber, Weinen,
Laß in dir ein Lachen scheinen!
Zittert Thränen, freundlich klingend,
Und lobsingend
Tritt hervor du tiefes Klagen!
Bonnevoll sind seine Plagen,
Und das Herz muß zu sich sagen:
Meinethalb hat er's getragen,
Selbst das Kreuz, an das geschlagen,
Jesus Christus unverschuldet
Seine schwere Marter duldet,
Will vor Freuden und vor Leiden
Weinen,
Thränen mit dem Blute einen.
Menschen, seht hier eure Wonnen

Ausgelöscht sind eure Sonnen,
Ausgetrocknet alle Brunnen;
Aber habt ihr euch besonnen
Daß euch dadurch Heil gewonnen?
Daß mein Herz am Kreuzeszschafte,
Milder Jesus, ewig hafte,
Bis er liebend ganz verbrennen!
Ja, es soll in mir zerbrechen!
Klagen, Weinen, holdes Lachen,
Ihr müßt jezt das Ende machen:
So wie kleine Kindlein sprechen,
Plötzlich aus in Thränen brechen;
Ist es Schuld wohl und Verbrechen,
Wenn sie in den Thränen lachen?
Wunden, seid wie süße Blumen,
Seufzer, aus den Heiligthumen
Steigt empor wie süße Dünste,
Wallet in die Himmelsklüfte:
Sehnen,
Thränen,
Holdseligkeiten,
Himmliche Freuden,
Wie sie süß und hell verbreiten
Durch mein Herz die Herrlichkeiten!
Nichts soll mich im Tode scheiden,
Jesu Christ, von deinen Leiden!

Sei mir du, Maria, milde,
Gegen dieses Leben wilde,
O du süßes Gottesbilde!
Deine Liebe sei mein Schilde!

Wann die letzte Stunde kommen,
Sei die Seele in Lieb' entglommen,
In den Himmel aufgenommen.

Amen!
Es vernahmen
Gott, Maria, Christ, die Bitten.
Sie sind nicht von euch bestritten,
Denn sie kamen
Necht hier aus des Herzens Mitten,
Auch für mich hast du gelitten,
Amen!

Und es ist vom hohen Chor
Raum der letzte Ton verglommen,
Ist er schon der Erd' entnommen,
Und die Seele steigt empor.

Gliücklich ist wohl der zu preisen,
Der vor Gott hin durfte treten,
Mit so lieblichen Gebeten,
Mit so schönen frommen Weisen.

7. An H. W. Schlegel.

Schon fängt die alte Nacht sich an zu hellen,
Und wieder scheinen licht aus klarer Ferne
Die hohen Bilder, freundlich liebe Sterne
Piloten auf der weiten Bahn der Wellen.

Wen kimmert's, daß die Hund' am Ufer bellen?
Beistieg' dein Schiff mit frohem Muthe gerne,
Such' fremdes Land und Meer, sieh' neue Sterne,
Dir werden Geister freundlich sich gesellen.

Es steigt der Britten Höchster lächelnd nieder,
Und Calveron, den Kränze bunt umgülden,
Der Minnesang im Goldgewand, erblihen

Neu will Italien, uralt heil'ge Lieder
Vom Ganges wachsen auf, und rundum brennen
Trophä'n die dankbar deinen Namen nennen.

8. Wunder der Liebe.

Glosse.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

(Aufzug der Romanze in Kaiser Octavian 1802.)

Liebe läßt sich suchen, finden,
Niemals lernen oder lehren;
Wer da will die Flamme' entzünden,
Ohne selbst sich zu verzehren,
Muß sich reinigen der Sünden.
Alles schläft, weil er noch wacht;
Wann der Stern der Liebe lacht,
Gold'ne Augen auf ihn blicken,
Schaut er trunken von Entzücken
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Aber nie darf er erschrecken,
Wenn sich Wolken dunkel jagen,
Finsterniß die Sterne decken,
Raum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer zu erwecken,
Ewig steht der Liebe Zelt,
Von dem eig'nen Licht erhellt,

Aber Muth nur kaum zerbrechen,
Was die Furcht will ewig schwächen,
Die den Sinn gefangen hält.

Keiner Liebe hat gefunden,
Dem ein trüber Ernst beschieden,
Flüchtig sind die gold'nen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden:
Wer die Schlange an sich hält,
Dem ist Schatten vorgestellt;
Alles, was die Dichter sangen,
Nennt der Arme, eingefangen,
Wundervolle Märchenwelt.

Herz im Glauben auferblühend
Fühlt alsbald die goldnen Scheine,
Die es lieblich in sich ziehend
Macht zu eigen sich und feine,
In der schönsten Flamme glühend.
Ist das Opfer angefaßt,
Wird's dem Himmel dargebracht,
Hat dich Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen
Steig' auf in der alten Pracht.

9. Aus: Leben und Tod der heiligen Genoseva. (1800.)

1. Pfalzgraf Siegfried zieht in den
Krieg und vertraut seine Gemahlin
Genoseva der Obhut seines Hof-
meisters Golo.

(Saal auf dem Schlosse.)

Siegfried.

Nun sammle dich, liebwerthestes Gemahl,
Und zeige dich als eine deutsche Frau.
Nicht diese Thränen — warum willst du
weinen?

Genoseva.

Werd' ich dich jemals, jemals wieder seh'n?

Siegfried.

Als Sieger keh'r' ich bald zur Heimat wieder.

Genoseva.

Dann bin ich todt, so spricht mein armes Herz.

Siegfried.

Du sollst nicht jammern: rust mich nicht die
Pflicht?

Mein Lehnherr, unser guter, lieber König,
Der tapf're Mann, der große Major-Domus,
Der längst ein Schrecken seiner Feinde war,
Der Carol, den sie zitternd Hammer nennen?
Du stehst im Bündniß mit den blinden Heiden,
Wenn deine Seufzer, deine Thränen mich zu
halten

Versuchen, vorwärts solltest du mich treiben;
Sieh', Frankreich zittert vor den Sarazenen,
Schon haben sie Hispania unterjocht,
Schon sind sie Meister von den südlichen

Provinzen Frankreichs, drängen nun den Rhein.
Von dort das Heidenthum, nicht weit von uns
Die Sachsen, in der Deutschen Christenheit
Nur zu oft Zwiespalt, Haß; da muß der Mann
Sich fest dem Mann verbünden, daß das neue
Kreuz

Nicht ungerissen Götzenbildern weiche,
Daß von den armen Menschen der Erlösung,
Die theur' erkaufte, Blut besiegelte,
Nicht wieder in den alten Wahn verschwinde;
Da müssen wir so Blut wie Leben opfern,
Mit unserm Blut das heil'ge Kreuz besprengen,
Damit es höher wachse, weiter glänze.
Und jeder Tropfen unserm rothen Bluts
Ist dann ein neues Siegel unserm Glauben!

Genoseva.

Ja Christ hat uns zu seinem Dienst geworben,
Er ist für unser Seelenheil gestorben.
Seitdem ist Tod ein blüthenvolles Leben;
Im Sterben hat uns Christ Geburt gegeben,
Wer wollte nicht den Leib der Erde bringen,
Die Seele zum Erlöser aufzuschwingen! —

Siegfried.

Nun warum willst du mich zurücke halten?

Genoseva.

Nicht halten, nein zum Ruhm möcht' ich dich
treiben,

Zu widersteh'n den feindlichen Gewalten.
Doch zitt'r' ich, hier allein zurück zu bleiben: —
Es schweben vor mir furchtbare Gestalten,
Ich muß an seltsam gräßlich Gland glauben,

Mir ist, als harrete mein ein tiefes Trauern,
Als trieben Geister mich aus diesen Mauern.
So jung sah ich schon manche trübe Stunde,
Und mehr noch steh'n und warten auf dem
Scheiden;

Es starb der Vater Herzog von Burgunde,
Die Mutter folgte, keiner blieb von beiden,
Noch fühlt die Brust den Schmerz von dieser
Wunde,

Und sieh', da wachsen schon die neuen Leiden,
Das liebste Gut, dich selbst muß ich verlieren,
Und soll mich in dem Jammer noch regieren.

Drago tritt auf.

Berzühst, mein edler Graf, wenn ich Euch
störe.

Siegfried.

Hausmeister, sei willkommen; willst du was?

Drago.

Noch einmal Abschied nehmen, einmal noch
Die theure Hand an meine Lippen drücken,
Dann will ich Euch des Herren Schutz be-
fehlen.

Siegfried.

Warum thut Ihr denn alle gar so ängstlich?
's ist nicht das erste Mal, daß wir entboten,
's soll nicht, mit Gottes Hülf', das letzte sein.

Drago.

Wir alle sind in seine Hand gegeben,
Er sei in Ewigkeit gelobet. Amen.

Golo und Wolf treten auf.

Siegfried.

Sieh' da, da ist der wackre Golo auch,
Auch Wolf, der alte, kömmt noch einmal her.
Ich nehme gern noch einmal von Euch Ab-
schied,

Lebt wohl, ihr Freunde, Gott behüte Euch.

Genoseva.

So gehst du von mir, Herr, Gemahl, mein
Leben,

So ist die Stunde nun, der Augenblick,
Der längst gefürchtete, gekommen wirklich?

Drago.

Mein lieber Herr, mein wack'rer, edler Graf —
Siegfried.

Du weinst? Ein Mann, und Thränen?

Drago.

Laßt sie fließen,

Ich weiß es ganz gewiß, wir sehn uns nimmer.

Siegfried.

Ihr alle wolt mir nur mein Herz beschweren,
Geh' fort von mir, kündlich gefinnter Mann.

(Drago ab.)

Wolf.

Herr Siegfried, seht, ich will nicht klagen, weiß
Ist dieser Schädel, alt und mürb mein Herz,
Die Arme kraftlos, blöd' mein Auge; keck
Darf ich es sagen, fahret wohl, seid glücklich,
Auch wenn wir uns nicht wieder seh'n.

lange, Sprachschay. II.

Siegfried.

Du, Wolf,
Ich weiß es, gingest gern mit mir zu
streiten.

Wolf.

So thät' ich, wär' nicht meine Zeit vorüber,
Wem wird's nicht in den Adern warm beim
Namen

Des Helden Karl? dem Hammer, dem Mar-
tellus,

Dem Bürger aller Frankenfeinde, ihm,
Dem Blitze Gottes, möcht' ich gerne folgen.
Doch Abend ist's mit mir geworden, und
Kein Sohn geht für mich in das schöne Feld,
Wo unsre Christenfabnen wehn, den Arm
In's Sarazenenblut zu tauchen.

Golo.

Dennoch,
Mein Vater, (leidet diesen Namen gern,
Denn Ihr habt mich an Kindes Statt ge-
nommen.)

Soll ich den Grafen nicht in's Feld begleiten,
Ihr beiden edlen Freunde war't dagegen.

Siegfried.

Du bleibst zu Haus und bist des Hauses
Stütze,

Hofmeister über mein Gefinde, Vogt
Des Schlosses, meines theuren Weibes Hüter.
Gern hätt' ich dich in mein Gefolg' genommen,
Gern, lieber Knab', dich bei mir streiten sehn;
Doch weil ich keinen kenne, dessen Treue,
Deß Herz mir so von Herzen ist ergeben,
So hab' ich dich gewählet, zurück zu bleiben,
Dem Vaterland kannst du hier wenig nützen,
Doch mir als Freund magst du hier alles sein,
Mein Schützer, mein Berather und mein Auge.

Golo.

Die Seele wäre in der tiefsten Hölle,
Im letzten Abgrund ewiglich verdammt,
Die taub und fühllos für die große Liebe,
Die ihr seit lang' zu mir getragen, bliebe;
Ja, gerne flüg' ich mich und bleib' zurück,
Ich schirme Euch das allgrößte Glück,
An Worten arm, an Thaten sollt ihr kennen
Den treuen Knecht, und mich den treu'sten
nennen.

(Trompeten von außen.)

Siegfried.

Wir weilen im Gespräch, die Reiterei
Ist aufgefessen, alle Mannschafft schon
Im Zuge, nun in Gottes Namen denn.

Genoseva.

O Siegfried! — Golo, Wolf, laßt uns
allein. —

(Golo und Wolf ab.)

Siegfried.

Was willst du, Genoseva? Wahrlich, nicht
Erkenn' ich in dir, was du vordem war'st.

Genofeva.

O mein Gemahl, seit wenig Monden erst
Auf viele Monden mir zum Leid entrißen,
Ach! könntest du die Herzensqualen wissen,
Die meine junge Brust wie Dolche schneiden,
Du trügst Erbarmen mit den bittern Leiden.

Siegfried.

Ich fühl' die Liebe, doch ich muß nun fort.

Genofeva.

Du gehst, mein Licht, mein Trost, mein Leben,
Hort?

O nimm mich mit dir in das blut'ge Feld,
Wer soll dein pflegen, deine Wunden heilen?
Wer kümmert sich um dich mit treuer Sorg-
falt,

Wer achtet wohl auf deine leisen Wünsche?
Wer möchte deinen Schlummer doch bewachen,
Wenn nicht dein treues Weib zugegen ist?

Siegfried.

Sprich nicht dergleichen Worte, Genofeva.
Sollt' ich, dem weib'schen Römer gleich, in's
Lager

Ein neu vermähltes Weib denn mit mir führen,
Daß alle alten Krieger auf mich deuten
Und spöttelnd sagen: Seht, er konnt' sein
Herz

Nicht zwingen, mehr als Krieg gilt ihm die
Frau;

Wie dürst' ich doch Martellus Anfsitz schauen?
Nein, Genofeva, mach' mich nicht erzürnen,
Und lern' von mir, wie man entbehren soll.

Genofeva.

O, mögt Ihr mich nicht lebend wieder finden,
Wenn nicht die trenn'ste Liebe aus mir spricht,
Die Bitte gab kein weltlicher Gedanke,
Kein ungeziemer Wunsch auf meine Lippen.

Siegfried, die Welt ist einsam mir und öde,
Die Mauern schau'n auf mich mit grimmi-
gen Zügen,

Raum seid Ihr fort, so tritt aus jedem Winkel
Ein Unhold auf mich zu, ich suche Schutz
Und finde keinen, keinen, als in Euch.

Ihr dürft nicht bleiben, darum nehmt mich
mit!

O ja, Ihr werdet, ja, Ihr müßt es thun.

(Sie wird ohnmächtig.)

Siegfried.

O schwaches Weib! Ermuntre dich, sei muthig!
Wie, Genofeva?

Genofeva.

Lebe wohl! —

Siegfried.

Leb' wohl! — (geht ab.)

Genofeva

Er geht, ich bin mit meinem Gram allein.

Das Heer draußen singt:
So streiten wir für Gott den Herrn,
Gehn in den Feind von Heren gern,
Flieg uns voran, o theurer Christ,
Der du uns Heil und Retter bist;
Binan, schon deht des Feindes Muth,
Wir geben gerne unser Blut.

(Golo kommt zurück.)

Golo.

Ihr habt wohl, Gräfin, den Gesang vernom-
men?

Sie zieh'n mit frischem Herzen fröhlich fort,
Bald ist der Feind besiegt, sie kommen heim. —
Ihr sprecht nicht, und ich seh' die stillen
Thränen,

Die Ihr mir lieber noch verbergen möchtet
Schaut um Euch, wie der Frühling aufge-
gangen,

Im jungen Laube neues Leben spielt,
Wie hold die Bäum' mit ihren Blüten
prangen,

Im Zweig der Vogel sich vergnüglich fühlt;
Schon färben sich der Blumen schöne Wangen,
Die Winterfrost im dunkeln Hause hielt,
Allseitig fühlt die Welt ein muntres Regen,
Und drängt sich süß dem Frühlingsglanz ent-
gegen.

Von Bergen ab die silbern' Bächlein kommen
Und tanzen in die grünen Thäler munter,
Den Nachtigallen ist die Furcht benommen,
Sie singen laut den dunkeln Wald hinunter;
All' süße Farben sind nun angeglommen,
Der Garten wird von tausend Blumen bunter,
Mit Strahlen ist die ganze Welt umzogen,
Um jede Blume spielt ein Regenbogen.

2. Golo entbrennt in Leidenschaft
für Genofeva.

(Im Garten.)

Genofeva.

Die Lilien stehn wie träumend in dem Grünen,
Die Rosen von dem gold'ten Mond beschienen,
Erwecken sich und rauschen mit leisen Ge-
stüßter,

Der hohe Wald ist düster,
Es äugelt die Nacht in den Buchengang
hinein,

Ein grünes Feuer brennt er in dem Schein.

Golo.

Ihr schreiet her und weckt aus verborg'nen
Tiefen

Die hohen Wunder auf, die unten schliefen,
Schaut um Euch, Holde; wo Ihr geht,
Ein dichtgedrängter Blumengarten steht,
Die Bäume ziehn Euch nach, unter Euren
Füßen

Dringt kindisch grünes Gras hervor, den Fuß
zu küssen,

Die Blumen erwachen
Vom tiefen Schlaf und lachen,
Und röth'her wird der Rosen Mund,
Die Wiese wird von Pflanzen bunt,
Sommerlüftchen spielen aus den Zweigen,
Sich häuslich em'ge Bienen zeigen,
Die goldstenen Mondstrahlen schmeichelnd nie-
dersteigen,

Um Euer holdes Haupt die Glorie zu flechten,
Euch dient Natur mit allen ihren Mächten.

Genofeva.

Wie geht's Euch, Golo? wo seid Ihr gewesen?

Man sieht euch selten und auch dann nicht froh:

Golo.

Ach, könnt Ihr's nicht in meinen Augen lesen,
Mich nährt jetzt Thränenquell und Ach!
und O!

Genoseva.

Ihr müßt von Eurem Übel bald genesen,
Das Leben dünkt ein schwerer Traum Euch so.

Golo.

Ich weiß, es könnte wer den Traum ver-
scheuchen,
Mir zum Geschenk ein wachend Leben reichen.

Genoseva.

Ihr seht, ich spreche, Golo, zu Euch wieder,
Und habe fast die Wildheit Euch verziehen.

Golo.

Es beugt mich doch noch, holde Gräfin, nieder,
Daß ich so freche Wort' der Kipp' geliehn.

Genoseva.

Seid nur in's künftige ein Ritter bieder,
So will ich's zu vergeffen mich bemühen.

Golo.

Ach! nur zu leicht könnt Ihr mich wohl ver-
geffen!

O, könnt' ich Euch doch auch so schnell ver-
geffen.

Genoseva.

Ich muß nicht nach dem Schloß zu gehn ver-
geffen.

Golo.

Was scheut Ihr mich? Ihr geht mir aus
dem Wege?

Ihr blickt mit unsichern Auge nach mir her?
Bin ich nicht fromm? Bin ich nicht ganz
voll Demuth?

Genoseva.

Es ist schon spät, ich muß zurücke eilen.

Golo.

Ihr wollt nicht weilen?
Hier ist der Blumenstorf und grüne Hain,
Hier ist in kühl'r, stiller Nacht der gold'ne
Schein,

Was wollt Ihr noch? die Sterne sind in
Pracht,

Aus tausend Augen sieht die gold'ne Nacht;
Der treu'ste Wächter Euch zur Seiten,
Für Euch mit Löwen selbst zu streiten.

Genoseva.

Rein, laßt mich fort.

Golo.

Ihr habt mir nicht vergeben?
Wenn Ihr mir zürnt, wie soll ich leben?

Genoseva.

O laßt mich, bei den hoherhabenen Gestirnen,
Ich kann auf Euch nicht so, wie ich wohl
möchte, zürnen.

Golo.

Das ist der Balsam, der so spät noch nieder-
thaut,

Das ist der längst erharrete Flötenlaut,
Das Mannabrod, das in die Wüste fällt,
Der Segen, der erquickt die dürre Welt,
Der Felsenbronn, der aus dem Berg ent-
springet

Und in das heiße Thal mit Silberwellen klinget.
Du liebst mich, holde Braut?

Da ist der Tag begonnen,
Da regt und rührt sich's laut,
Da brechen aus den Knospen alle Wonnen.

Genoseva.

O weh mir! wieder fällt ihn Wahnsinn an!

Golo.

Wohin? Nein bleibt, Ihr könnt nicht fort,
Hält mich ein Zauber doch in ehr'nen Netzen,
Wie mögt Ihr frei sein? O, es ist gelungen!
Das Morgenroth hat in die Erde sich ge-
schwungen,

Nun bin ich Dein und wir sind unzertrennlich,
O Holde sieh, lies in den Blicken, was
Ich Dir nicht sagen kann, den Worten nicht
vertrau'n,

Nur Blick in Blick kann diese Sprache reden,
Dir gegenüber so, — dies ist sie selbst,
Sie selber, und die Göttliche ist mein!

Genoseva.

Unfinniger, was willst Du denn beginnen?

Golo.

Zu sehr, zu sehr bin ich in meinen Sinnen,
Soll ich Dich nicht mehr sehn, so mach' mich
blind;

Doch wenn die Augen nur noch kräftig find,
Wenn diese Hände noch dich fühlend fassen,
So kann ich Dich zeitlebens nicht mehr lassen.

Genoseva.

Wer hilft mir Armen vor dem Rasenden?
O Siegfried, mein Gemahl! Wann kehrt Du
wieder?

Golo.

Nenn' ihn nicht, ihn nicht, dieser Nam' ist Tod!
Er Dein Gemahl? Ich war es eh', als er;
Was hat er Dir zur Witzigst denn gebracht?
Mein bist Du, ich gab meine Seligkeit.

Genoseva.

Wer rettet mich? O, will denn keiner hören?

Golo.

Laß sie mich tödten, sieh, das ist mein Wunsch,
Laß sie mich martern, wenn sie nur das Herz
Mir lassen, den! ich Dein im Tode noch.

Genoseva.

O Golo! Golo! könnt' ich Dich erwecken!
Ach, es kam dahin, daß ich Dich verachte?
Daß Du mein Abſcheu bist?

Golo.

Ihr müßt mich küssen, bei dem Gott, der uns
Erſchuf, Ihr sollt, er selber hat's beschlossen.

(Genoseva entſieht. Gertrud tritt auf.)

Gertrud.

Du Rasender! was hast Du denn gemacht?

Golo.

Nun soll es anders werden, andern Dingen
Denk' ich jetzt nach, es soll und muß geschehen!
(Ab.)

Gertrud.

Er ist verrückt, was so schlimm angefangen,
Kann nunmehr ein gutes End' erlangen.

3. Genofeva soll getödtet werden.

Felsenthal.

(Genofeva mit dem Kinde, geführt von Benno
und Grimoald.)

Benno.

Hier ist die Stätte, laßt uns stille stehn.

Grimoald.

Wie schauerlich und einsam ist der Platz!
Was, spricht Ihr denn kein Wort, Frau
Genofeva?

Benno.

Was soll sie reden, ihr Gewissen drückt sie,
D'rum mag sie auch mit diesem Schweigen
sterben.

Grimoald.

Der Ort kann schon die traurigsten Gedanken
Und Mördervorsatz in der Brust erregen,
Er scheidt sich gut zur That, wie zu 'nem
Kirchhof.

Genofeva.

O Gott, es ist dein unerforschter Wille,
Ein zweiter Abram muß das Weib hier stehen,
Die Opferung des Sohnes soll geschehen,
Ich halte deinem großen Rathschluß stille.

Nur weinen laß mich, daß ich es verhülle,
Das Aug' in Thränen vor den herbsten Wehen,
Nicht will ich zu dir um sein Leben stehen,
Daß sich die Prüfung dein an mir erfülle.
Ich konnte kaum den Meinigen ihn nennen,
Da wird er mir, mein einzig Heil, entrisßen,
Errungen kaum, soll ich ihn wieder missen.

Doch wollen sie nicht Kind und Mutter trennen,
Sie trösten mich und wollen uns doch besser,
Uns bringt zur Ruh', zum Grab dasselbe
Messer.

Benno.

Bereitet Euch nunmehr, den Tod zu sterben.

Genofeva.

Ich will Euch nicht entrinnen, aber noch
Bin ich von meinem Gatten nicht geschieden,
Den Trauring fühl' ich noch an meinem Finger,
Der darf nicht mit mir in die Grube gehn;
So nehm' ich dich, du Keis, von meiner Hand,
So bist du nun, Graf Siegfried, frei von mir,
So bin ich nun dem Tode übergeben,
Verloren, wie ich dich in diese Wellen
Des Baches werfe, nie dich mehr zu schau'n,
So werd' ich auch die Sonne nicht mehr sehn.

Benno.

Der Knabe stirbt zuerst und Ihr nachher.

Genofeva.

Ich will nicht murren, fährt mich nicht so an,
Laßt mich gelinde sterben, keinen Laut
Und keine Bitte sollt Ihr ja vernehmen,
Ich habe mich im Stillen d'rein ergeben,
Da nehmt das Kind und thut nun, wie Ihr
dürft.

Er sieht nach mir zurück und streckt die Hände
Nach seinem Mutterbusen, der ihn nährte.
Noch einen Kuß — und diesen noch, — nun
nehmt ihn.

Benno.

Nun zieh' Dein Messer, feiger Grimoald.

Grimoald.

Ich zitt're vor der Morgenluft; bald ist's
Vorüber.

Genofeva.

Halte noch! o haltet ein!

Ich kann's nicht dulden, nimmer kann's mein
Auge

Ertragen, schlachten sehn das liebe Lamm.
Nein, das wär' mehr als Tod, so graue
Marter

Kann keine Mutter lebend fühlen, nehmt
Die Messer, stoßt sie erst in meinen Nacken,
Bermischt mit meinem Blut des Säuglings
Blut,

So klagten Euch nicht meine letzten Seufzer
Vor Gott dem Herren an, der alles sieht,
Und auch, was ich zu dieser Frist empfinde.
O Benno, was hab ich Dir denn gethan,
Daß Du mich also hart verfolgen darfst?
O seht das Kindlein, wie es nach dem Glanz
Der blanken Messer mit den Händlein langt;
Die Steine hier, sie möchten sich erbarmen,
Wie könnt Ihr Menschen doch so gottlos sein?

Benno.

Schweigt endlich, macht Euch nun zum Tode
fertig.

Genofeva.

Du wirfst dem Richterschwerte nicht entflieh'n,
Du drängst mich jetzt, einst wirst Du auch
bedrängt.

Und Du, Gehülfe seines Mordes, bist
Du meinem Hause nicht bekannt? Dein Antlitz
Ist mir nicht fremd.

Grimoald.

So ist es, gnäd'ge Frau,
Ich brachte Euch die Kohlen sonst zum Schloß,
Ihr habt mir manchen lieben Blick geschenkt,
Auch manchen Becher Wein's und Speis' und
Geld,

Es schnitt mir recht durch's Herz, da ich von
Euch

So schnöde Lastertthat vernehmen mußte.

Genofeva.

So helf' mir Gott, wie ich unschuldig bin!
So straf' er mich, vergaß ich je der Treue,
Die dem Gemahl die Eh'frau schuldig ist.
O, Ihr seid hingergangen, liebe Männer,
Und theilt mit dem Verführer das Verbrechen.

Benno.
Sieher, das sind nur Worte in den Wind.

Grimoald.
Nein, laß sie sprechen, daß wir alles wissen
Und nicht unwissend eine Stund' begeh'n.

Genoseva.
Ein böser Mann hat alles angestiftet,
Weil ich nicht Gottes Wort vergessen wollte,
Weil ich die Treue mehr als Leben schätzte.

Benno.
Das Messer ist gezückt, und Ihr sollt sterben.

Grimoald.
Zurück! sonst stoß' ich Dir das blanke Eisen
In Deinen Schelmenwanst, da laß sie sprechen.

Genoseva.
O Du bist gut, o Du bist mir ein Trost,
In dunkler Wüste unverhofft gesandt,
Erbar'n Dich mein und meines armen Kindes,
In Deinen Füßen knie' ich, sei barmherzig!
Ich kann nicht sterben, ich bin ohne Schuld,
So schuldlos, wie dies Kindlein hier an dem,
Was man mich anlagt, o vergießet nicht
Ein reines Blut, es schreit zu Gottes Thron.

O seht, die Sonne will nicht niedersehen
Auf solche That, es will das Aug' der Welt
Nicht sehn, was Euch auf immer nagen würde;
Ihr wollt mit Menschenaugen, Menschenherzen,
Mit Euren Händen dieses Blut vergießen,
Es fließen sehn das dunkle Thal entlang?
O seht die schwarzen Weiden, wie sie rauschen,
Als wenn sie mit in meine Klage stimmten,
Als gäben sie den Bitten ein Gehör;
Und Du willst so Dein menschlich Herz ver-
härten?

Um meines Kindes willen laßt mich leben!
In ihm ist Welt und Reichthum und Gemahl
Und alle Herrlichkeit und Wohlergehn.
O laßt mich leben, daß ich dieses Lämmlein
Zur Gottesfurcht und seiner Lieb' erziehe.

Benno.
Du weinst, Du Memme! das soll Golo wissen.

Grimoald.
Bei Gott, ich hab' die Thränen eingeschluckt,
Mich lang' geschämt, nun brechen sie hervor,
Mag er's doch wissen, mag er mich doch tödten,
Ich bin kein Thier, wie Du, Dein wilder
Herr. —

Zurück von ihr, das sag' ich Dir im Guten,
Sonst pack' ich Dich, Du Schurke, bei der
Gurgel,

Und hast das Tageslicht zuletzt gesehn,
Den Mord will ich vor Gott dem Herrn ver-
treten.

Sei zahm, das rath' ich Dir, steck's Messer weg,
So, — nun mag's sein, daß Du noch leben
bleibst;

Doch hast Du's nicht verdient. — Ach, liebe
Frau,

Wenn Ihr auch leben bleibt, was wollt Ihr
thun?

Genoseva.
Zuerst Dir danken, lieber Mann, der mir
Und meinem Kind so hold und lieb gewesen.
Gewiß hast Du auch Kinder aufgezogen?

Grimoald.
Wir wollen lieber davon stille schweigen,
'neu Sohn, Traugott genannt, ein einzig Kind,
Er ist im Mohrenkriege umgekommen.

Genoseva.
Du stehst ihn dort, er ist Dir nicht entronnen.

Grimoald.
Ach, liebe Frau, wo wollt Ihr hin von hier?

Benno.
Wenn wir Euch nun auch leben lassen, dürft
Ihr doch zu Menschen nicht, erkühne das
Herr Golo, ließ er uns mit Martern sterben.

Genoseva.
Zu Menschen will ich nicht, ich hab' gelernt,
Daß man nicht Hilfe muß bei Menschen suchen,
Nein, in die wilden Berge will ich flüchten,
In Wüsten, die kein Menschenfuß betritt,
In Einsamkeit mein Leben dort beschließen,
Mein Kind bei mir, mein Trost, mein' einz'ge
Freude,
Je ferner von der Welt, je lieber mir.

Grimoald.
So geht, wohlbedle Frau; da habt Ihr ihn,
Den lieben Knaben, — laßt Du mich so an,
Du holdest Kind? Wie ist mir wohl und leicht,
Als hab' ich eine gute That gethan.

Genoseva.
So lebe wohl, es segne Dich der Herr.
Komm auf die Pilgerschaft, mein Schmerzen-
reich. (Geht.)

Grimoald.
Sie muß verschmachten in den Wäldern hier,
Die arme Frau.

Benno.
D'rinn war es minder grausam,
Sie schnell mit einem einz'gen Streich zu tödten.

Grimoald.
Sprich davon nicht! kein einzig Wort sprich
mehr,
Sonst brech' ich Dir noch jetzt den schurf'schen
Hals!

Benno.
Mag's sein, doch müssen wir dem Golo sagen,
Daß wir sie umgebracht; und wie soll's werden?
Befahl er nicht, Wahrzeichen mitzubringen,
Die Augen und die Zunge?

Grimoald.
Wunderbar
Hat's Gott gelenkt, daß mit uns lief ein
Windspiel,

Dem schneiden wir es aus, wie soll er's kernen?
Das arme Thier muß nun unschuldig leiden;
Doch besser, als daß wir die Gräfin mord'ten,
Die uns vor Gottes Richterstuhl verlagte;
Am Ende fürcht' ich nicht vor keinem Menschen,
Doch den da oben muß man immer fürchten.

4. Genoseva's Unschuld und Tod.

Die Wüste.

Genoseva.

Ich höre Hörner und ein wildes Schrei'n,
Was nie in diesen Felsen noch gehalten;
Ist's Krieg, ist's Jagd, was soll es doch
wohl sein?

Es kommt herauf, da unten aus dem Wald.
O käme nur mein Schmerzenreich herein!
O Gottes Schutz, Du über ihm doch walt'!
Dass nicht mein armes Kind verloren gehe,
Das wäre mir das Letzt' und größte Wehe.

(Geht in die Höhle.)

Die Hirschkuh kommt gelaufen und eilt in die Höhle.

Siegfried (tritt schnell herein).

Das Wild floh in die Höhle. — Jesu Christ!
Was seh' ich da? Im Berg dort ein Gespenst;
All' gute Geister loben Gott den Herrn —
Es wankt nicht und sitzt unbeweglich da —
Bist du ein gut Geschöpf, so komm heraus!

Genoseva (darinnen).

Ave Maria, heil'ge Mutter Gottes!

Siegfried.

Bist Du von Gott, so zeige Dich am Licht.

Genoseva.

Ich bin von Gott, doch darf ich mich nicht
zeigen,
Ich bin ein armes, nacktes, elend Weib,
Wenn ich soll zu Euch kommen, werft mir erst
Den Mantel zu, muß mich sonst vor Euch
schämen.

Siegfried.

Da ist der Mantel. — Komm heraus und
sprich.

Genoseva tritt auf, im Mantel eingebüllt.

Die Hirschkuh folgt ihr.

Siegfried.

Nun, bei'm allmächt'gen Gott, ich bin er-
schrocken!

In aller Welt, wer bist du, also krank
Und nackt in dieser wüsten Höhle, einsam,
Wo nie ein Menschenfuß die Steine tritt?
Und was ist's doch, daß Dir dies Wild gehorcht,
Und wo Du bist, auch neben Dich sich stellt?

Genoseva.

Ach, lieber Herr, Ihr wolleet mir verzeih'n, —
Auch ich erschrak vor Eurem Anblick sehr,
Wie kam ein Mensch in diese Wüstenei,
Nun fügt' es Gott und schickt mir eben Euch.

Siegfried.

Ber bist Du denn? Und wie ist denn Dein
Name?

Haft Du von je in dieser Wüsth' gewohnt?
Wie, oder bist Du sonst ein Mensch gewesen
Wie and're auch, und kanntest best're Zeiten?
Vor Mitleid, daß ich Dich so vor mir sehe,
Kann ich mich kaum der Thränen mehr ent-
halten.

Genoseva.

Ach freilich kannt' ich best're Zeiten einst,
Aus Burgund bin ich, floh in diese Wüste,
Weil man mich unverschuldet tödten wollte
Und mit mir auch mein armes schönes Kind.

Siegfried.

Wie kam Dir das? Wie lang' ist das nun her?

Genoseva.

Ich war mit einem werthen Herrn vermählt,
Der warf auf mich unschuldige Verdacht,
Als hät' ich ihm die Ehetreu' gebrochen;
Im Zorn befahl er seinem ersten Diener,
Zu tödten mich und auch sein liebes Kind,
Das ich ihm einst geboren. Aus Erbarmen
Erhielt ich von den Mördern noch mein Leben,
Versprach, in eine Wüstenei zu gehn
Und meinem Herrn vor Augen nie zu kommen,
Zu dienen Gott. — Dies sind nun sieben Jahr.

Siegfried.

Es ist nicht möglich! Wie ich Euch betrachte,
Ihr seid mir fremd, ich hab' Euch nie ge-
sehn, —

Es kann nicht sein, — nun sagt mir Euren
Namen,
Und auch den Namen Eures Eheherrn.

Genoseva.

Mein Eheherr, — ach Gott, er heißt Herr

Siegfried,

Ich Unglücksel'ge heiße Genoseva.

Siegfried stürzt sinnlos nieder.

Genoseva.

Ist er gestorben an dem harten Wort?
O Siegfried! theures Herz! ermanne Dich!

Siegfried (niedertreibend).

O Genoseva! Genoseva! Ihr?

Ach höchster Gott! O, habt Ihr mir ver-
zeihn? —

Nein, nein, laßt mich auf meinen Knien sitzen,
Nicht aufstehn, mich zu trösten, — so Euch
sehn?

Die nackten, heil'gen Füße will ich küssen, —
So gar vermageri? — Ach du liebster Gott!
Wie kann mich Bösewicht die Erde tragen?
Wie könnt Ihr mir verzeihn? Nein, nimmer-
mehr!

Ich bin die Schuld von Eurem großen Elend,
Ich bin es, der die herrliche Gestalt
Also entstell, in große Noth gebracht.

Ihr hier? — O, kann ich kaum den Sinnen
trauen!

Wie will ich Euch versöhnen? stünd' ich auch
Zehn ganzer Jahr' in lichten Schwefelstammen,
Litt' ich auch Durst und Hunger, Frost und
Blöße,

Ja, wohnt' ich unter Schlangen und Scor-
pionen,

So könnt' ich nimmer das vergelten, was
Ihr mir

Gelitten habt. Ja fliehet nur, heiße Thränen,
Zu ihren Füßen fliehet. O Genoseva!

Darf ich noch Euren theuren Namen nennen?

Hör's mir vergönnt, die Augen aufzuschlagen?
Stoßt Ihr mich nicht mit diesen Füßen fort?
Speit Ihr nicht an den Mörder, den Ver-
ruchten?

O, um der Wunden Jesu Christi willen,
Um die fünf Wunden, die er hat erlitten,
Um seiner Leiden willen, ach vergeb't!
Nicht eh' erhebt' ich mich, ich kann nicht auf-
stehn,

Wis Ihr mir habt verzieh'n, und sollt' ich ewig
Hier liegen, sollte hier mein Körper wurzeln;
Erbarmt Euch doch des alten Bösewichts,
Auch sterben darf ich nicht, vor Gott nicht
treten,

Wenn ich nicht sagen kann: Sie hat verzieh'n.
Genoseva.

Ich mische meine Thränen mit den Euren, —
Nicht so betrübt Euch, — ach! ich kann vor
Schluchzen

Nicht sprechen, — nicht betrübt Euch, theurer
Siegfried,

Mein, nicht betrübt Euch also sehr; mein Herz,
Mein armes Herz muß brechen, wenn ich Euch
So weinen seh', und von dem greisen Bart
Die Zähren rinnen, sammelt Euch, steht auf.
Es war nicht Eure Schuld, der Himmel fügt' es,
Daß ich in diese Wüste kam, zum Heil
Der Seele, — gern verzeih' ich Euch, und
längst

Hab' ich Euch schon verzieh'n, — Gott woll'
uns beiden

Vergeben unsre Schuld, zukommen lassen
Sein Reich und seine Gnade, d'rum erhebt Euch.

Siegfried.

Ich fasse sie, die theure, theure Hand,
Und stehe auf und schau' das Antlitz an.
Ach nein, so lang' ich lebe, kommt kein Trost
In meine arme Brust. Sind dies die Mienen,
Die sonst den Engelsbildern himmlisch gliehen?
Wo sind die Rosen auf den Wangen? Wo
Die schönen Lippen? Was habt Ihr gelitten? —
Ich mag nicht Du zu Dir, o Heil'ge sprechen,
Vergönnt Du's mir, das vor'ge Wort? die
Liebe?

Willst Du mich nicht verwerfen? — Und das
Kind,

Das arme Kind, — wo ist es denn geblieben?
Hat Gott es auch so wunderbar erhalten?

Genoseva.

Ja, durch ein Wunder hat es Gott erhalten,
Denn anfangs in der Wüste wollt' es sterben,
Und mir entging aus Mangel alle Milch;
Wie es im Jammer war, im Angstigen,
Da schickt' ihm diese Amme Gott der Herr,
Die fromme Hirschin hat es groß gesäugt.

Schmerzenreich

(Kommt mit Wurzeln und Kräutern).

Bring' Essen Dir, mein liebes Mütterlein.
— Ach Mutter, sieh, — was soll das Bild
doch sein?

Ich fürchte mich, wie es so bei Dir steht.

Genoseva.

Nicht fürchten mußt Du Dich; nein, komm
herzu.
Komm her, es thut der Mann Dir nichts zu
Leide.

Siegfried.

Mein Geist sagt mir, daß dieser unser Sohn.

Genoseva.

Dies ist das arme Kind, daß Gott erbarmt!

Siegfried.

So nackt? in dieser Haut? o überleb'
Ich diesen Tag, so biet' ich allem Trutz!
Ach, Kind, — komm zu mir, fürcht' Dich nicht
vor mir,

Willst Du den Vater fliehn? Ach wohl, Du hast
Wohl Ursach' ihn zu fürchten, nicht zu lieben —
Allein, die Mutter hat mir schon vergeben,
Vergib mir auch, komm her in meine Arme.
Komm her, mein Sohn, daß ich Dich küssen mag.

Genoseva.

Sieh, Schmerzreich, das ist Dein theurer
Vater,
So geh' nun hin und gib ihm fromm die
Hand.

Siegfried.

In meine Arme komm! an meinen Mund!
An meine durst'ge Brust! Ach Herzenskind!
Ach, Du mein lieb' herzogldnes Herzenskind! —
O schau' mich an; wie hast Du klare Augen!
Die sind ein Bronn, da schau' ich vor'ge Zeiten,
Die vor'ge Genoseva, meine Hochzeit,
All' Lust und Freude, Himmel ist darin,
Wie sollt' ich sie nicht theuer, köstlich achten?
Ach, Du mein Kleinod! Kind und Genoseva
Zugleich gefunden? Ach, du Gott im Himmel,
Wie hast du mir mein Herz so leicht gemacht,
Wie schwer zugleich, — soll ich mich freu'n,
soll ich

Laut schluchzen, weinen und den Felsen kla-
gen? —

Wir sind hier so allein, ich muß die Menschen
Herrufen, daß sie sich mit mir erfreu'n,
Daß diese Berge Freude widerschallen.

(Er stößt in das Jägerhorn.)

Wendelin mit anderen Dienern und Jägern.

Wendelin.

Herr Graf, — wer ist das Kind? und die
Gestalt?

Siegfried.

Seht sie nur an, betrachtet sie genau.
Kennt Ihr sie nicht?

Diener.

Sie ist uns unbekannt.

Siegfried.

Ihr Thoren, schaut, sie ist die Genoseva!

Alle.

Wie? Genoseva? — O gelobt sei Gott!

Wendelin.

Ich küsse Eure Füße, theure Frau,
Ich möchte sprechen, kann vor Weinen nicht.

Diener.

Seid uns gegrüßt, nach sieben langen Jahren.

Wendelin.

O, sieben schwere Jahre, ach, wie schwer
Sind Euch die Zeiten hier im Wald geworden!

Siegfried.

Ja, sieben schwere, trauervolle Jahre,
So wie ein ängstlicher Traum so schwer.
Wo ist mein Bruder mit den andern Mittern?

Diener.

Sie jagen im jenseitigen Walde noch.

Siegfried.

Wo ist der Holo?

Diener.

Um die Felsenecke
Sitzt er tief denkend, kummert sich um nichts.

Siegfried.

Bringt ihn hierher.

Genoseva.

Den Holo soll ich sehn?

Siegfried.

Sagt ihm, ich hätt' ein seltsam Wild gefangen.
(Diener ab.)

Wendelin.

Ich will indeß vom Schloß 'ne Sänfte holen,
Die gnäd'ge Frau bequem d'rin fortzutragen,
Sammt Frauenkleidern, um sich d'rin zu zeigen,
Auch für den kleinen Junker will ich sorgen.
(Geh't ab.)

Siegfried.

Ich danke Dir, ich denk' im Taumel an nichts.

Holo wird hereingebracht.

Genoseva.

Ach gilt'ger Gott! Ist dieser da der Holo?
Wie sieht er wild und tief bekümmert aus?

Siegfried.

Heran tritt, Holo; kennst Du dieses Weib?

Holo.

Herr Jesu Christ, so hat's mir stets geträumt!

Siegfried.

So schau' sie an.

Holo.

Ich kenn' sie wahrlich nicht!

Siegfried.

Gottloser Schalk, Du kennst sie also nicht,
Die Genoseva nicht, die Du verfolgst?
Die fälschlich Du verklagt, die Du zum Tod
Verdammt? O Mörder! Arger Henkersknecht!
Um dessentwillen sie in's Elend wandern
Gemußt, um dessentwill'n mein Kindelein
Die här'tste Noth erduldet, ich die Trübsal!
O, wenn man auch auf Martern wollte sinnen,
Nie wärest Du doch wohl genug zu strafen!

Holo (zur Erde stürzend).

Barmherzigkeit!

Siegfried.

Ihr führt ihn fort und bindet
Mit Striden ihn, — wir halten dann Gericht.
(Holo wird fortgeführt.)

Komm her, mein Kind, daß ich Dich wieder küsse.
Willst gerne bei mir sein?

Schmerzenreich.

Wenn Mutter mitgeht.

Siegfried.

Ja, Genoseva folgt uns nach dem Schlosse,
Da wird für mich der Himmel künftig sein.

Genoseva (vor dem Crucifix).

O gilt'ger Gott, er hält ihn in den Armen,
Ich seh', was ich im Traum so oft gesehn,
Die ganze Welt ist Freude und Erbarmen,
Ich dank' dir, Christ, daß es also gesehn.
Du schaust mit Huld hernieder zu der armen
Sündhaften Magd, gelöst sind ihre Weh'n,
O nimm zum Dank die besten reinen Thränen,
Ja, du verstehst, du fühlst mein innig Sehnen.

Siegfried.

Sieh', wie sie brünstiglich das Kreuz umfasset.

Genoseva.

Mit diesen Küssen sag' ich Lebewohl.

Schmerzenreich.

Sie ungern nur das schöne Kreuz verlasset.

Genoseva.

Mit diesen Thränen sag' ich Lebewohl.

Schmerzenreich.

Das Kreuz hat uns geliebt und nicht gehasset.

Genoseva.

Mit meinem Herzen sag' ich Lebewohl.

Schmerzenreich.

Auch mir thur's leid, aus unserm Haus zu
gehen.

Genoseva.

Nun lebe wohl, mein Sinn bleibt immer stehen.
Jetzt gehn wir fort aus unsrer Wüstenei,
Du führst mich und auch das liebe Kind.

Siegfried.

Was ist das für ein seltsamlich Geschrei?

Schmerzenreich.

Das groß' und kleine bunte Vöglein sind,
Die flattern alle neugierig herbei.
Wo ist die Hirschkuh?

Genoseva.

Sie folgt uns geschwind.

Schmerzenreich.

Ja, immer soll die Hirschkuh bei uns sein,
Die Vögel bleiben hier im Sonnenschein. —
(Alle ab.)

Vor dem Schloß.

(Versammelte Dienerschaft, unter ihnen Else,
Kinder.)

Diener.

Und habt Ihr die Mär' vernommen?

Andre.

Wer wollte nicht? Wer wollte nicht? Unse
gnäd'ge Frau mit dem Junker ist wiederge
funden.

Else.

O, daß mein Heinrich nicht hier ist! Er ist mit den Schafen auf der Weide.

Alle.

Da kommen sie, da kommen sie!

(Siegfried mit Genoseva und Schmerzenreich, beide bekleidet, Wendelin trägt ihn auf dem Arme; andere Diener, Matthias, Kunz und Ritter folgen.)

Alle.

Es lebe unsere gnädige Frau! hoch! und abermals hoch! (Alle drängen sich um sie.)

Die Kinder (zu Schmerzenreich hinaufstehend). Ach lieb' Rindelein! lieb' Rindelein!

Schmerzenreich.

Seh' mich hinunter. O wie schöne Leute! Wie liebe Kinder!

Genoseva.

Ich dank' Euch allen, doch ich kann nicht sprechen, Nur meine Thränen können für mich reden.

Zwei Fischer treten auf.

Erster Fischer.

Da ist ja Freude über Freude, und gnädiger Herr Graf, da sind wir so dreist, Euch einen überaus felt'nen und großen Fisch zu verehren, den wir vor einer Stunde gefangen haben.

Zweiter Fischer.

Ja, er schickt sich gut auf Eure Tafel und zu der freudigen Gelegenheit, denn ich habe wohl schon viele tausend Fische gefangen, aber noch keinen so großen in Zeit meines Lebens gesehen.

Siegfried.

Ich dank' Euch, laßt ihn gleich vom Koch bereiten.

Ihr aber nehmt hier dies zu Eurem Lohn.

Erster Fischer.

Nein, gnäd'ger Herr —

Zweiter Fischer.

Nein, theurer Herr Pfalzgraf —

Erster Fischer.

Nein, mit Verlaub zu reden, ein so großer felt'ner Fisch läßt sich gar nicht bezahlen —

Zweiter Fischer.

Und zweitens haben wir ihn Euch verehrt, und d'rum muß es nicht sein.

Erster Fischer.

Ja, Ihr müßt ihn bei der großen Freude zum Geschenk von uns annehmen, sonst macht Ihr uns betrübt.

Siegfried.

So sei es denn, ihr lieben Leute.

Der Koch kommt.

Koch.

Gnäd'ger Herr, als ich den Fisch bereiten wollte, fand ich diesen kostbaren Ring in seinem Bauche.

Siegfried.

Das ist der Trauring, Genoseva, den Ich Dir an unserm Hochzeitstage gab.

Genoseva.

Wie wunderbar sich alles muß begeben, Im höchsten Unmuth, als ich sterben sollte, Warf ich das Ringlein in ein fließend Wasser, Mich vor dem Tod von Dir, Gemahl, zu scheiden.

Siegfried.

Wir sind von neuem nun in Eins verbunden, Der Himmel schickt auf wunderbaren Wegen Den Ring uns wieder. — Kommt nun all' hinein.

Alle.

O Freude! Freude! übergroße Freude!

(Alle ab.)

Saal.

(Genoseva in einem Sessel, Siegfried, Matthias, Kunz, Ritter.)

Matthias.

Jetzt laßt den Bösewicht herein, wir alle Woll'n dann das Urtheil sprechen über ihn.

Golo wird hereingebracht.

Siegfried.

Dies ist er! schaut ihn an! o, seht die Lücke, Wie sie sich in den stieren Augen malt! Seht das verruchte, mißgestalt' Antlitz! Dies ist der Bösewicht, der so viel Leid Erregt, daß keine Menschengunge ganz Es sprechen und erzählen kann. Urtheilt, welsch' eine Strafe ihm gebührt?

Alle.

Tod!

Golo (wirft sich vor Genoseva nieder).

Ich weiß es, Ihr, ja Ihr erbarmt Euch meiner, D schaffst mir Gnade vor den wilden Fremden. Ich glaubt' Euch todt und wäre gern gestorben, Ich weiß, Ihr lebt, nun wünsch' ich auch zu leben,

Um, wie ich kann, die Sünde zu bereuen.

Genoseva.

Erbarmt Euch seiner, wie ich mich erbarme, Vergebt ihm also, wie ich ihm vergebe, Gott ist sein Richter. Seht, er hat indeß In sieben langen Jahren schon gelitten, Seht, wie ihm ist die Jugendkraft entwichen, Er ist schon längst bestraft, d'rum seid barmherzig.

Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben, So betet Ihr, jetzt zeigt, daß Ihr nicht spottet.

Siegfried.

Gern will ich thun, was Du nur fordern magst, Und ungern dieses Freudenfest verdunkeln, Also verzeih' ich ihm von meiner Seite. Doch fällt das Urtheil der Verwandtschaft heim.

Alle.

Tod!

Siegfried.

Du siehst, daß nichts den strengen Sinn erweicht.

Matthias.

Wenn Du Dich Deines Rechts, der Pfalz be- gibst,

Und mich das Urtheil fällen heißest, so Mag ich auf Deiner edlen Gattin Bitten Ihn aller Marter wohl entledigen; Doch sterben muß er, und zwar zur Vergeltung Zu jenem Thal, wo er sie morden hieß.

Ihr Schergen führt ihn, ich und Kunz wir folgen

Und stechen ihn mit Speißen dorten todt.

(Solo wird abgeführt.)

Saal.

(Genoseva liegt im Bette.)

Genoseva.

Tritt her, Gemahl, tritt her, mein Söhnelein, Ich lass' Euch jetzt, bald sehen wir uns wieder, Dann sollen wir stets bei einander sein, Und singen Gott die wohlgefäll'gen Lieder, Schon spielt um mich des Himmels reiner Schein,

Der Leib sinkt in die todt' Erde nieder.

Siegfried.

Ach bleibe, bleibe noch, Du frommes Blut, Und mach' mich Sünder rein und fromm und gut.

Genoseva.

Ich sah jetzt ein erfreuliches Gesichte, Gestorben lag mein Leib und ausgefrect, Die Seele sprach: Herr, geh' nicht in's Ge- richte!

Da war der Himmel all' mit Glanz bedeckt, Vorüber zog die biblische Geschichte, Mein reines Herz vom Tode auferweckt, Kön'ge und Apostel kamen, Und jeden nann' ich bei dem heiligen Namen.

Da brachten sie mir auch mein Kind getragen, Ein Engel war es, diente vor dem Thron, Er kam, mir Nachricht vom Gemahl zu sagen, Der stand verklärt vor Gottes Antlitz schon.

Ich ging hinzu, um nach dem Lamm zu fragen, Da kam die heil'ge Mutter mit dem Sohn, Und Kinder mit den goldnen Flügelein, Sie sangen all': Erbarmen und Verzeih'n. Wohin ich blickte, sah ich Blüthen prangen, Aus Strahlen wuchsen Himmelsblumen auf, Am Throne sproßten Glauben und Verlangen Und rankten sich wie Gestein hinauf. Gebete blühend in den Himmel drangen, Zu Füßen aller goldnen Sterne Lauf, Und die Natur in tausendfachen Weisen, Den dreimal heil'gen Gott, Sohn, Geist zu preisen.

Wie Strahlen gingen Engel aus und ein, Entzückt in der Dreieinigkeit zu spielen,

Sich niedertauchend in der Gottheit Schein, Die volle Seligkeit beherzt zu fühlen; Sie durstet in der Kraft und Gnade sein, Die Sehnsucht in der großen Liebe kühlen. Auch meine Seel' muß sich dem Tod' entringen Und in dem Lebensmeer als Welle klingen. (Sticht.)

Schloß. Nacht.

(Siegfried. Ein Pilgrim.)

Pilgrim.

Des Herren Friede sei mit diesem Hause!

Siegfried.

Und bis in alle Ewigkeiten. Amen!

Was kommt Ihr noch so spät zu meiner Klausel?

Pilgrim.

Ich hörte, was Euch Gott's Gerichte nahmen, Drum komm' ich, Euch den süßen Trost zu bringen.

Siegfried.

Gesegnet sei'n die Füß', die dazu kamen, Doch wird es, frommer Pilgrim, nie ge- lingen,

Denn allzutief ist dieses Herz verwundet, Kein ird'scher Trost kann in die Seele dringen.

Pilgrim.

In Gottes Namen sprech' ich: Auf, gesunder! Und faßt voll Glauben und Vertrau'n die Hand

Und nehmt das Heil, das ich für Euch erkundet.

Siegfried.

Ich fühle schon mein Jagen abgewandt, Wer bist du, Mann, der so vermag zu heilen? Dein Antlitz, die Gestalt ist mir bekannt.

Pilgrim.

Ich komme dir zu Liebe von den steilen Gebirgen, theurer Siegfried, mußst mich kennen, Auch will ich gerne, ohne mehr zu weilen,

Dir meinen alten Menschennamen nennen: Ich hieß einst Ditho, als ich noch im Leben Zu Dir zu gehen, wollte Gott vergönnen, Um Dir den süßen Balsam, Trost, zu geben, Daß Du dem Herren immer magst vertrauen Und nicht verzweifelt nach Vergangnem streben.

Siegfried.

Allgüt'ger Gott! Welch Wunder muß ich schauen,

Wie viel erfahr' ich jetszo Wunderwerke! Von nun an will ich deiner Macht vertrauen.

Ich fühle schon in mir die neue Stärke, Hinweg entflieht das irdische Verzagen, Gepriesen sei dein Nam' und deine Werke!

In meiner Seele fängt es an zu tagen Und heilige Entschlüss' zur Reif' gedeihen, Zu Lobgesängen werden meine Klagen.

Nicht mehr will ich mich mit mir selbst ent-
zweien,
In Gottes Dienst will ich mein Leben enden,
Den matten Geist mit Himmelspeiß' erfreuen.
O Dank Dir, Freund, aus Deinen lieben
Händen
Hab' ich das köstliche Geschenk empfangen,
Das Gottes Güte je mir mochte senden.

Pilgrim.

Schon immer hegte ich nach Dir Verlangen,
Besuchen wollt' ich Dich vor ein'gen Jahren,
Die Thränen trocknen Dir von Deinen Wangen.

10. Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens. (1800.)

(Abgekürzt.)

Erste Scene.

(Stube.)

Die Großmutter (sitzt und liest).

Ist heute gar ein schöner Tag,
An dem man gern Gott dienen mag,
Das Wetter ist hell, scheint die Sonne herein,
Da muß das Herz andächtig sein.
Ich höre von Ferne das Geläute,
Es ist ein lieblicher Sonntag heute,
Vor dem Fenster die Bäume sich rauschend
neigen,
Als wollten sie sich gottesfürchtig bezeigen.
Ich wohn' allhier vom Dorf abseitig,
Sonst ging ich gern zur Kirche zeitig,
Doch ich bin alt, dazu krank gewesen,
Da thu' ich im lieben Gesangbuch lesen,
Der Herr muß damit zufrieden sich geben,
Eine arme Frau kann nicht mehr thun
eben. —

(Gähnt und macht das Buch zu.)

Ach Gott! so geht es in der Welt!
Ja, ja, es ist recht schlimm bestellt,
Meine Tochter Elisabeth bacht heute Kuchen,
Da wird mich wohl klein Rothkäppchen be-
suchen.
Es geht die Thüre oder ist der Wind,
Ich glaube, da kommt das kleine Kind.

Rothkäppchen (tritt herein).

Guten Morgen, liebe Großmutter, wie geht
es dir?

Großmutter.

Großen Dank, mein Kind, es geht so so —
was matt.

Rothkäppchen.

Ich kam so sachtchen durch die Thür;
Ich dachte: wenn sie nicht gut geschlafen hat,
So mag sie wohl jetzt ein bisschen nicken,
Da mußt du sie nicht aus dem Schlummer
wecken.

Großmutter.

Ich bin schon heut früh munter gewesen,
Und habe in Gottes Wort gelesen.

Ich hatte jenseits alles schon erfahren,
Doch wußt' ich auch, wie sich es würde
schließen,
Und wer die Mörder Deiner Ruhe waren.

So ließ ich denn die Zeit vorüberfließen,
Geläutert erst von meinem irb'schen Wehe,
Wußt' mir ein neuer Sinn im Geiste sprächen.

Siegfried.

Gar wunderbar! des Herren Will' geschehe,
Ich bete an die Wege sein im Dunkeln
Und danke selber für dies Herzenswehe;
Ich hoff', dereinst in seinem Licht zu funkeln.

Rothkäppchen.

Du bist recht fromm. Die Mutter hat heut
Einen schönen großen Kuchen gebacken,
Da schickt sie dir auch ein Stück.

Großmutter.

Du liebe Zeit!
Et, Dank, mein Kind! Der schaut recht wacker.
Wo sind denn die lieben Eltern dein?

Rothkäppchen.

Sie werden jetzt in der Kirche sein,
Ich ging vorbei, die Orgel klang
Recht lustig, der Kantor mächtig sang.
Mit der Kirch ist es heut besonders bewendt',
Es predigt drinn der Superdeu,
Der Pastor ist noch krank, deswegen
Ist's heute d'rin recht dicke voll Leut';
Sie meinen, der könnte recht den Text aus-
legen. —

Du hast ja schönen frischen Sand gestreut.

Großmutter.

Man muß doch auch wissen, daß Sonntag ist;
Sonst lebt man wie'n Heide und nicht wie
ein Christ.

Rothkäppchen.

Sie haben mich auch heute weiß angezogen,
Sieh nur die bunten Blumen, das neue Kleid!
Dem Käppchen bin ich besonders gewogen,
Das du mir schenkest zur Weihnachtszeit.
Sie sagen alle, es thäte Noth,
Daß ich das Käppchen ließe liegen,
Und es nicht alle Tage trüge;
Aber es geht doch keine Farbe über Noth.

Großmutter.

Et, liebes Kind, trag du sie dreist,
Ich hab' sie dir geschenkt zum heil'gen Christ,
Sie kleid't dich hübsch, und wie du weißt,
Du seitdem Rothkäppchen geheißt bist;
Ist die aufgetragen, schaffst man wohl Rath
zu 'ner neuen.

Rothkäppchen.

Wie wollt ich mich von Herzen freuen,
Wenn sie mich erst könnten confirmiren!
Dazu mußt du mir wieder 'ne rothe Kappe
schenken.

Großmutter.

Daran ist jetzt noch nicht zu denken,
Du bist kaum sieben Jahr, da führen
Sie noch kein Kind an den Tisch des Herrn,
Da können sie noch nichts von Religion

Du dürftest auch nicht in 'ner rothen Mütze
geh'n,

Müßtest schwarz und ehrbar dich tragen,
Einen Muff, 'nen hohen Kragen;
Das kann Gott der Herr nicht vertragen,
Daß man zu ihm wie zum Tanzboden springt,
Sein Wort mit rothen Mützen in der Kirche
singt.

Rothkäppchen.

Bin doch schon so in die Kirche gegangen,
Und hat mir keiner was drum gethan.

Großmutter.

Als Kind ist dir's so hingegangen,
Die Unmünd'gen sieht er so genau nicht an.

Rothkäppchen.

Was hat aber Gott an so schönen rothen
Mützen
Denn so gar Großes anzusehen?

Großmutter.

Ei schweig, du böses Kind! Vor der Hand
Hast du davon noch keinen Verstand;
Wer da will in sein Himmreich eingehen,
Muß sich wohl zu schwereren Dingen verstehen.
Liesse mich Gott nur so lange leben,
Daß ich dir zum Abendmahl könnt' ein Müß-
chen schenken!

Doch ist daran nicht zu gedenken,
Ich muß wohl bald den Geist aufgeben.

Rothkäppchen.

Großmutter, nein, das thut nicht Noth.

Großmutter.

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod. —
Ich befehle mich in deine Hände! —
Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Rothkäppchen.

Großmutterchen, willst du mich lieben,
Mußt du mich auch nicht so betrüben.
Du sollst noch recht hübsch bei mir bleiben,
Wir wollen uns noch schön die Zeit vertreiben;
Ich habe dir schöne Blumen mitgebracht,
Bald hätt' ich daran nicht gedacht,
Es lacht von rother Blüthe der ganze Wald,
Von tausend Vögeln das grüne Dickicht schallt.

Großmutter.

Ei sieh, wie du in deiner Tasche fast
Die lieben Blümchen ganz zerhütert hast!
Du bist und bleibst ein wildes Ding.

Rothkäppchen.

Als ich so auf dem Fußsteig ging,
War's, als hätt' ich sie pflücken müssen,
So lachten sie zu meinen Füßen!
Ich dachte, du könntest sie vor's Fenster
stellen. —

Horch! was müssen denn wohl die Hunde so
bell'n?

Großmutter.

Man spricht, daß sich seit ein'gen Tagen
Ein Wolf hier zeigt, den mögen sie wohl jagen.

Rothkäppchen.

Hier ist es recht lustig vor deinem Haus,
So dicht am Fenster der Wald da drauß,
Vögel springen und singen ohne Raß,
Und zwitschern munter von Ast zu Ast;
Magst du wohl die kleinen Vöglein leiden?

Großmutter.

Ich sehe sie an mit vielen Freuden,
Sie sind schon immer recht frühe munter,
Und singen den grünen Wald hinunter,
Sie musizieren mit solcher Bracht,
Daß einem das Herz im Leibe lacht.

Rothkäppchen.

Was ist das für ein Baum da, dessen Blätter
So hastig flispeln, als wenn sie zittern?

Großmutter.

Der wird der Espenbaum genannt.

Rothkäppchen.

Aha! Mir ist ein Sprichwort bekannt;
Er zittert wie 'ne Espe; das kommt daher!
Wovon zittert aber wohl der Baum so sehr?

Großmutter.

Das will ich dir gern sagen, mein Kind,
Nur schlag es nicht gleich wieder in den Wind;
Als unser Herr Christus in Menschengestalt
Hatt' auf der Erde seinen Aufenthalt,
Da wandelt er oft durch Berg und Wald.

Rothkäppchen.

Er hat auch in der Wästen gereist
Und da fünf tausend Mann gespeist;
Dann hat er viele Qual erfahren,
Und endlich gar den Himmel gefahren.

Großmutter.

Recht! es ist viel in deinen Jahren,
Daß du schon so viel Gottes Wort weißt.

Rothkäppchen.

Im Katechismus steht es Wort für Wort.

Großmutter.

Herr Christus reiste von Ort zu Ort,
Seine Lehr' zu predigen, Kranke zu heilen,
Und uns sein Evangelium zu ertheilen.
So ging er auch einst durch einen Wald,
Die Bäum' erkannten ihn alsbald,
In ihrer Unvernunft singen sie an sich zu
neigen,

Und bis auf die Erde herunter zu beugen,
Kauschten dazu, als wenn sie grüßten,
Und seine heiligen Fußstapfen küßten,
Die Eiche, die Buche, und wie man sie nennt,
Machen vor Gottes Sohn ihr schönes Com-
pliment.

Wie sich nun jeder Baum in Demuth wend't,
Sieht der Herr Jesus, daß das Espenholz
Grad aufrecht steht in seinem dummen Stolz,
Ihm auch durchaus will keine Ehr' erzeigen,
Den steifen Rücken nicht zur Demuth neigen.

Da sprach der Herr: du willst mich nicht begrüßen.

Du stellst dich an, als wär' ich nicht zugegen,
Dafür sollst du beständig rauschen müssen,
Und dich in allen deinen Zweigen regen,
Und selbst im allerstillsten Wetter
Mit deinen grünen Läubern zittern!
Die Angst besiel den Baum, als er so sprach,
Er zittert fort bis an den jüngsten Tag.

Roßkäppchen.

Ja ja, wer nicht bei Zeiten hört, der fühle! —
Leb wohl, ich geh' zurück, noch ist es kühle.

Großmutter.

Mein Kind, eh du dich nun entfernst,
Sieg noch das Lieb, das du gelernt.

Roßkäppchen (singt).

Melätschen ging spazieren
Auf dem Dach am hellen Tag,
Macht sich an den Laubenschlag,
Eine Laub' zu attrapieren.

Miau! Miau!

Schleicht wohl in das Loch hinein,
Aber kaum ist sie darein,
Ist der Appetit vergangen;
Eine Falle, siehst du, fällt,
Für den Marder aufgestellt,
Und das Kätschen muß drin hängen,
Und im Sterben schreit sie: Frau!
Nicht auf Diebstahl je, Miau!

Großmutter.

Das ist ein schönes Lied, das nimm in Acht,
Untugend hat noch nie was eingebracht. —
Grüß deine Mutter, ich lasse mich bedanken.
Daß sie nicht vergißt die Alten und Kranken.

Roßkäppchen.

Leb' wohl, Großmutter! ich komme wohl wieder,
Und bringe Nachmittag noch Essen herüber.

(Geht.)

Großmutter.

Da läßt der Ruschel die Hofsühr auf!
Man kann jeder zu mir den Hof hinauf;
Sie bleibt so wild, wie sie nur war,
Und kömmt doch in die erwachsene Jahr':
Doch hat es eben nichts zu bedeuten,
Es kömmt ja keiner zu mir heute.
Es ist wahr, nichts über das Mädchen geht,
Und wie ihr das rothe Mützchen sieht!

Zweite Scene.

(Der Wald.)

Der Jäger (tritt auf).

Immer und ewig ein Jäger zu sein,
Das will mir gar nicht den Kopf hinein;
Bei Tag und Nacht den Wald durchrennen,
Wenn Andere zu Hause sitzen können,
Im Schnee, in der Kälte und Hitze,
Ist dem gesunden Körper nicht nütze.
Heut ist im Dorfe kein so armer Flegel,
Der nicht seine etliche Stämme legelt,
Am Abend sitzt bei den Wenzeln,
Und ich muß mich hier im Wald 'rum hänseln,
Einem Wolf auf die Spur zu gerathen,
Was noch am Ende dient zu meinem Schäden. —

Wärst du nicht, Toback,
Wär' das Leben gar ärmlich,
Es stände um uns Lumpenpad,
Dann wahrlich gar zu erbärmlich.

(Er schlägt sich Feuer zur Pfeife an.)

Wunderlich! wie das Feuer im Stein
Und Stahle muß verborgen sein!
Worauf der Mensch doch nicht gekommen!
Wie alle Kunst ihren Ursprung genommen!
Es ist erstaunlich, was im Menschen liegt,
Und wie er alles zu seinem Nutzen filgt;
Und alle Tage bringt man's weiter,
Uns're Kinder werden noch geschickter,
Der Kopf wird den Leuten gar zu voll,
Man begreift nicht, wo's mit all dem Verstande hin soll.

(Roßkäppchen kömmt.)

Ei, Roßkäppchen, sei tausend Mal willkommen!
Bist du schon so früh ausgegangen?

Roßkäppchen.

Ich bin von meiner Großmutter gekommen.
Ihr jagt heut'?

Jäger.

Ja, es gilt dem Raugen,
Dem Wolf, der hier im Walde ist,
Und manch' unschuldig Lämmchen frisst.

Roßkäppchen.

So ist's doch wahr, was die Leute sagen?
So dürftest dich ein Wolf so nahe wagen?

Jäger.

Sie sind unverschämte Gesellen,
Die sich gern aller Orten einstellen.

Roßkäppchen.

Fürcht' Ihr Euch nicht, ihm zu nahe zu kommen?

Jäger.

Ich hab' ihn schon längst auf's Rohr genommen.

Ihn fürchten? Da wär' ich ein rechter Wicht!
Ich fürchte den leibhaft'gen Teufel nicht.

Roßkäppchen.

O sprecht nicht so, wenn er nun käme,
Und Euch so unversehens nähme.

Jäger.

Ein Jäger muß haben firmen Muth,
Ein großes Herz und braves Blut,
Keine Gefahr nicht achten, kein Wetter scheu'n,
Sonst sollt' er zum Dfenstücker besser sein.

Roßkäppchen.

Ihr seid heute in der neuen Jacke,
Dazu glänzt auch der Hirschfänger schön.

Jäger.

Wenn ich den Monsieur Wolf nur packe,
So ist's gewiß um ihn geschehen.
Kleid't mich's nicht gut, das neue Tuch?

Roßkäppchen.

Es ist für so was gut genug.

Jäger.

Was hast du daran auszusetzen?

Rothkäppchen.

Die Jacke würde Euch noch besser sitzen,
Wär' sie schön roth wie meine Mütze.

Jäger.

Die ganze Welt kann doch nicht wie deine
Mütze sein,

Es muß auch andre Farben geben;
Die grüne Farbe, bei meinem Leben,
Die macht einen allerliebsten Schein.

Rothkäppchen.

Grün ist ganz gut und dient zur Noth,
Doch geht keine Farbe über Noth.

Jäger.

Der Wald ist grün, die Erde ist grün,
Wo du nur wendest dein Auge hin, —
Es ist was in der Farbe, — ein Wesen, —
Ein Glanz, — versteh, — ein gewisses
Wesen —

Rothkäppchen.

Das Grün ist wie geringe Leut',
Man findet es so allernähe,
Auf jedem Busch, jedwed' Gehege
Da wächst es; ach' du liebe Zeit!
Doch ist von da zu Noth noch weit.
Das Roth macht gleich die Augen rege;
Wie viel bekümmt ein Kind nicht Schläge,
Daß ihn das Naschen wohl gereut.
Wo sich was Rothes läßt erblicken,
Ist auch die rothe Lippe da
Und ist, und wär's ein unreif Häppchen.
Wie selig, wem es mochte glücken,
Daß er auf seinem Kopfe sah
Wie ich, ein schönes rothes Käppchen.

(Zwei Rothkehlchen steigen vom Baum und springen
um sie her.)

Die Vögel.

Rothkäppchen! Rothkäppchen!

Rothkäppchen.

Was wollen die Vögel von mir?

Die Vögel.

Schön guten Tag! Wo gehst du von hier?

Rothkäppchen.

Nach Hause. Ei sieh die artigen Dinger,
Wie sie auf den kleinen Beinchen springen!
Die haben auch Roth um den Hals und die
Brust;

So'n Vögelchen ist eine herrliche Lust!

Die Vögel.

Du bist ein Rothkehlchen,
Wir sind wie Rothkäppchen,
Das macht uns Freuden:
Wir sind dir gut,
Freundliches Blut,
Magst du uns leiden?

Rothkäppchen.

Ach, Ihr lieben Gesellen,
Hat Euch nicht Gott der Herr eben
Selbst rothe Mützen gegeben?
Wer wollte solch Urtheil fällen,
Daß er an den lieblichen hellen
Bunt Farben und lustigem Leben

Nicht hätte Gefallen so eben
Wie an dem Traurigstellen?
Den Kummer laß ich fahren,
Ich glaube dreist daran,
Ich darf es immer wagen:
Komm' ich zu erwachsenen Jahren,
Zieh' ich, wie es beliebt, mich an,
Will auch dann ein rothes Käppchen tragen!
(Sie geht ab.)

Die Vögel.

Rothkäppchen, Rothkäppchen ist unser Freund,
Wie lieblich warm die Sonne scheint!

Dritte Scene.

(Dicht im Walde.)

Der Wolf.

Muß nun hier in den dichtesten Gesträuchen
Wie ein Vertriebener auf und nieder schleichen,
Und bin verstoßen und ausgetrieben.
Da ist kein Wesen, das mich möchte lieben;
Keiner kömmt mir nah, keiner mag mir trau'n,
Sie alle mit Abscheu auf mich schau'n.
Und warum wird mir dies alles gethan?
Weil ich nicht heucheln und schmeicheln kann.
Weil ich mich nicht erniedern will zum Knecht,
So denkt ein jeder von mir schlecht. —
Wie oft bin ich gekränkt und verkannt
Und umgetrieben von Land zu Land,
Vergeblich suchend die Sympathie,
Wohl Schläge fand ich, doch nimmermehr die;
Nach mir geworfen, mit Pulver geschossen,
Und Fallen gestellt, und dergleichen Vossen;
Man schrie, wo ich mich ließ seh'n bei Tages-
helle:

Da geht der Wolf! den nehmt beim Felle!
Und dennoch reden sie von Toleranz,
Und dünkt sich duldend jeder Affanz,
Wenn er des Sonntags im ordinären Nothe
geht,

Bei Ärmern auch Gevatter sieht.
Und noch menschlicher als der Mensch ist der
Hund,
Mein Geschwisterkind, und doch im Bund
Mit unserm gemeinschaftlichen Tyrannen.
Da kommt ja Spitz, mein Freund! von wannen
Des Weges, guter, edler Spitz?

Der Hund tritt auf.

Sieh' da! ist hier dein Sommeritz?
Ich geh' ein wenig 'rum spazieren,
Ein Kaninchen oder Hasen zu attrapieren,
Nun fürcht' ich mich vor des Jägers Büchsen-
schuß,
Denn so ein Kerl versteht über Jagd keinen
Spaß.

Wolf.

Bist du noch bei Rothkäppchen's Vater in
Dienst?

Hund.

O ja, ich habe da guten Gewinnst,
Die Wirthschaft ist groß und manches bleibt
über,

Was sie mir als andern gönnen lieber,
Das Kind im Hause ist mir auch gut
Und steck mir heimlich manches zu,
Wofür ich dann die Raze verire,
Auch Stöckchen aus dem Wasser apportire,
Lege mich auf den Rücken und stelle mich todt.
Gottlob! ich leide jetzt keine Noth.

Wolf.

Das sind die Künste, die finden ihr Brod.

Hund.

Zeit ist seit vierzehn oder zwanzig Tagen
Am Wald mit Essen ein vieles Tragen,
Die Großmutter ist krank und wird gepflegt,
Für mich mancher Knochen beiseit gelegt.
Die Alte stirbt vielleicht, zum Lohn
Erbt ihr Vermögen der Schwiegersohn;
Der kann es brauchen, er trinkt gern viel,
Verliert auch sein Geld im Kartenspiel.
Nur ein gewisser philosoph'scher Trieb
Ist mir in meinem Wesen nicht lieb;
Lebt schleppt das Kind einen Stein herbei,
Der wiegt wohl mehr, als ihrer drei,
Und wirft mir den vor meine Füße,
Mir war's, als ob ich ihn apportiren müßte,
Ich konnt' ihn nicht regen und nirgend fassen
Und mußst' ihn auf der Erde liegen lassen;
Doch immer wieder, geh' ich dort vorbei,
Ist mir's, als ob es möglich sei;
Ich will ihn tragen, ich will ihn heben,
Ich knurr', es verkümmert mir mein Leben;
Bald muß ich hier, bald dort probiren,
Ich kann's schon in den Zähnen spüren.
Der Alte lacht mich aus; ja von Natur ver-
steht er
Wohl nichts, er spricht: seht doch den dummen
Köter!

Wolf.

Ich möchte nicht sein in deiner Lage,
Du lebst doch nur erbärmliche Tage,
Hast keinen eig'nen Willen, bist nicht frei,
Kriegst auch Schläg' ohn' Urjaun'. Verzeih',
Daß ich dir alle deine Freude
Und deinen edlen Stand verleihe!

Hund.

Sprich immer, denn ich kenne dich schon,
Weiß auch, daß man die Spekulation,
Selbst die beste, und alle Theorie,
Muß mengen in's praktische Leben nie.

Wolf.

Et sieh', du bist über alles getrübet,
Wie ein Braten von beiden Seiten geröstet.
Du gehst am Ende und gibst mich an.

Hund.

Nein, wisse, ich bin ein ehrlicher Mann,
Du bist von vordem mein lieber Kumpant,
Wärst du ein klein wenig human
Und liebest die wilde Bestimmung fahren,
So würde 'was aus dir mit den Jahren.

Wolf.

Nein, Freund, wir wollen uns so 'was er-
sparen.

In der Kindheit, ich denke noch immer mit
Thränen

An jene Tage der Unschuldszeit,
Wie hatt' ich da ein inniges Sehnen,
Wie trug ich von Wirken und Nützen ein
Wähnen,

Wie war ich zu herrlichen Thaten bereit!
Es kann sich keiner in Idealen
So weit versteinen, so prächtig sie malen,
Wie ich alle Talente und alle Kräfte
Nur widmen wollte dem Menschheitsgeschäfte,
Dem herrlichen Fortrücken des Jahrhunderts,
Versprach von meinem Wirken mir viel Wun-
ders,

Und alles lief gar schmächtig ab,
Wie ich dir schon sonst erzählt hab'.

Hund.

Erzähle noch einmal, ich höre dir zu,
Es sieht sich hier gut in der stillen Ruh'.

Wolf.

Du weißt, wie damals, als ich dich kennen
lernte,
Beim Bauer Hans, wo du dienstest als Knecht,
Ich mich aus meinem Wald entfernte
Und alle künste des Hundes lernte,
Verleugnete ganz mein eigen Geschlecht,
Um nur dem Staate zu werden recht.
Ich verschendete die Diebe, bewachte den Hof,
Im Regen lag ich, daß der Pelz mir troff,
Erlitt oft Hunger, der Prügel nicht wenig,
Doch war ich in meinen Gedanken ein König;
Ich nützte und war mit meiner Bestimmung
zufrieden,
Mir schien ein herrliches Loos beschieden.

Hund.

Still! mir ist, als ob ich Hasen spüre.

Wolf.

Sei ruhig, du Narr, hör' zu und verstöre
Mir meine tragische Leidensgeschichte
Durch derlei platten Egoismus nicht.
Vernimm denn, wie es ein Ende nahm,
Und wie ich durch Erfahrung dazu kam,
Die Menschen zu hassen, die ich wie Brüder
Geliebt; die ich meine Freunde geheißt;
Jetzt sind sie mir in den Tod zuwider,
Ich möchte sie alle mit den Zähnen zerreißen!
Meine Phantasie stand damals in ihrer Blüthe,
Und jugendlich schön war mein Gemüthe,
Ich ging im Walde zuweilen spazieren,
Mußt' mir das Glück eine Wölfin zuführen.
O Freund! was lern' ich da erst kennen!
Einen Leib, so unbeschreiblich hold,
Einen Geist mit keinen Worten zu nennen,
Verstand, nicht zu bezahlen mit Gold,
Man hätte von ihr ein Buch schreiben können,
Elisa, oder die Wölfin wie sie sein sollt'!

Hund.

Erspare dir das Entzücken, mein Freund,
Du hältst mich auch für verliebt, wie's scheint.

Wolf.

Was soll ich dir sagen? Ich liebte sie, sie mich,

Unsre Wonnemonde waren so wonniglich;
Ich sah sie im Wald, sie besuchte mich heimlich,
Wir wünschten, wir wären unzertrennlich,
Eines Morgens verpätete sich die Theure,
Die Bauern kommen zum Dreschen in die

Scheure,

Kinden da das unvergleichliche Weib,
D'trauf mit den Dreschselegeln über den zarten

Leib

Und hast du nicht gesehn, von Wuth gezügelt,
Die Geliebte vom Hufe heruntergeprügelt!

Hund.

Da war wohl die Peterfilie verregnet?

Wolf.

Ist es so, daß ihr der Liebe begegnet,
Ihr Menschen? dacht' ich in meinem Sinn,
Doch unterdrückt' ich meinen Grimm,
Ich lernte mich unter der Noth bequemen,
Die Leidenschaft meines Herzens zähmen.
Es währte nicht lange, so merkten's im Dorf,
Ich sei kein Hund, sondern ein Wolf.
Was liegt am Namen? da sie mich kannten,
Da ich so treue Dienste gethan?
Doch war ich seitdem ein verlorn' Mann,
Weil sie dies Vorurtheil nicht verbannten.
Man traut mir nicht, man legt mich an die

Kette,

Als wenn ich ein Verbrechen begangen hätte.
Ich sügte mich mit O! und Ach!
Auch wieder in die neue Schmach;
Doch Nachts vernahm ich einen Plan,
Vor dem mein ganzes Blut geram;
Man beschloß, mich so in Fesseln zu legen,
Daß ich nicht Hand, nicht Fuß könnte regen;
Hernach, so hört' ich sie sich besprechen,
Wollten sie mir ungefümt die Zähne aus-

brechen,

So könnten sie mit mir machen, was sie

wollten,

Und wenn sie mich auch schinden sollten;
Könnten mich auch an Bärenführer verkaufen;
So müßt' ich als Narr die Märkte durch-

laufen,

Und wär' man meiner satt, könnte man ohne

Gefähr

Mich augenblicklich todtschlagen gar.
O Spitz, wie das mein Herz durchschnitt!

Hund.

Sie spielen einem kuriose mit.

Wolf.

Meiner Wuth riß die Kette bald,
So rannte ich in den nächsten Wald.
Ich will schweigen, was ich seitdem ersah,
Denn es empört die geduldigste Natur;
Augeln summten oft dicht um die Ohren,
Eisen waren mir mörderisch gestellt,
Hunde hatten mich oft beim Fell;
O Freund, nirgends ist eine Kreatur
So schlimm in aller weiten Welt,
Als wie ein armer Wolf gefahren.
Seitdem ist aber auch mein Plan,
Unheil zu stiften, so viel ich nur kann;

Seitdem thut mir nichts gut,
Als nur der Anblick von Blut.

Ich will alles Glück ruiniren,
Dem Bräutigam seine Braut massakriren,
Die Kinder von den Eltern trennen
Und was man Unglück nur kann nennen,
Darauf soll dieser Kopf auch sinnen.
Man hat mich so weit endlich getrieben,
Ich will sie fressen, da sie mich nicht lieben,
Und wärst du nicht mein Vertrauter eben,
Ich hätte dir schon den Rest gegeben.

Hund.

Behorsamer Diener, stir die gütige Ausnahm'!
Doch hast du denn keine Schand' noch Scham,
Daß dich nicht dein böser Vorsatz gereut?
Glaubst du denn nicht an Unsterblichkeit?
An Bestrafung nach dieser Zeitlichkeit?

Wolf.

Nein, Kerl, ich halte alles für Aberglauben!
Die Freuden dort sind gewiß nur Trauben,
Die uns zu hoch hängen, mein dummer

Freund,

In gar zu weitem Felde das scheint.

Hund.

Ei pfui! Will nicht mit euch Umgang pflegen,
Ich geh', aus Furcht der Ansteckung wegen.

(W.)

Wolf.

Das sind die Köpfe, so dumm und leicht,
Die jede Furcht und Beklemmung erreicht,
Die nichts von Kraft und Selbstständigkeit

wissen;

Hätt' ich ihn doch lieber in Stücke zerrissen!
Doch will ich sein liebes Rothkläppchen fangen,
Das ist seit lange schon mein Verlangen;
Ihr Vater ist überdies ein Mann,
Der mir schon tausend Drangsal angethan.
Will mich auf den Weg gleich machen,
Hungert mich recht nach ihr in meinem Rachen.

(Geht ab.)

Vierte Scene.

(Fuchspfad im Walde.)

Rothkläppchen, Hanne.

Hanne.

Es wird schon finstler, ich gehe nicht weiter.

Rothkläppchen.

Nicht doch, die Sonne scheint noch so heiter.

Hanne.

Es wird dunkle und finst're Nacht,
Eh' ich den Weg zurück gemacht.
— Hier steht eine Butterblume, die will ich

blasen

Zu sehn, wie lana' ich noch soll leben.

(Ein Bauer geht vorbei.)

Bauer.

Mich wundert, daß man die Kinder läßt so
rum rasen,
Die kämen dem Wolf gerade gelegen.
Geht nach Hause, Kinder, das ist geschickt,
Es wird schon Abend, da ist es Zeit.

Roßkäppchen.

Ich geh' zu Großmutter, bring' ihr Abendbrod,
Mit eurem Wolf hat's keine Noth.

Bauer.

Wenn er dich erst wird massakriren,
Wirst du wohl 'ne andre Sprache führen.
Das ist jetzt bei Kindern 'ne dumme Weis',
Sie werden gar zu naseweis. (Geht ab.)

Hanne.

Sieh da, ich lebe wohl noch hundert Jahr'.

Guckguck (hinter der Scene).

Guckguck! Guckguck! Guckguck!

Roßkäppchen.

Das wäre doch ein bisschen gar zu lang'.

Hanne.

Ne, ne, es trifft dir auf ein Haar.
Nun ist mir nicht vor dem Wolfe bang.

Roßkäppchen.

So will ich doch auch mein Glück erproben.
(Sie bläst auf die Blume.)

Sieh, da ist alles rein weggestoben!

Hanne.

Ach, armes Kind! So bald zu sterben!

Roßkäppchen.

So sollst du mein roth Käppchen erben.
Doch leb' ich wohl länger wie du mit Lust,
Denn man sieht, ich hab' eine bessere Brust,
Drunn sind die Haare so weg geflogen.
Meine Mutter hat mich zu gut erzogen,
Als daß ich an so was glauben sollte,
Ich wüßte auch nicht, wie es die Blume
wissen wollte;
Erst ist sie gelb und wird dann greis,
Wie ein kindischer Mann, der von sich nicht
weiß,

Da steht sie am Wege, und kommt ein Wind,
Ihr alle Haare ausgerissen sind.

Guckguck.

Guckguck! Guckguck! Guckguck!

Hanne.

Das glaubst du nicht? So weiß ich noch
'was:

Frag' den Guckguck, wie lang' du zu leben hast;
Wenn der's nicht weiß, so weiß es keiner.

Roßkäppchen.

Ja, solchen Vögeln trau' nur einer!
Der sitzt in seiner Dinkelsheit,
Wo er aus Langerweile schreit.
Guckguck! wie lange hab' ich zu leben? —

Hanne.

Siehst du! er will keine Antwort geben.
Ach, armes Kind! so lebe wohl,
Und wenn ich dich nicht wieder sehen soll,
So gedente im Tode zuweilen meiner,
Dafür gedent' ich im Leben deiner. (Geht ab.)

Roßkäppchen.

Das kleine Mädchen ist nicht recht klug
Und für ihr Alter noch dumm genug.

(Guckguck kommt auf die Scene.)

Was will der Vogel von mir haben?

Lange, Sprachschab. II.

Guckguck.

Guck um dich! Guck! Guck! sollst Vorsicht
haben!

Guck! kann nicht sprechen, wie ich wollt'; —
Guck! Guck! Guck um dich, der Wolf, —
Guck! Guck! (fliegt ab.)

Roßkäppchen.

Guck! Guck! der hat's im Neben nicht weit
gebracht,
Ich hätte beinahe über den Narren gelacht.
(Der Hund kommt.)

Ei, Hund! Wo kommst du her! Wie er
schmeichelt,
Wie er sich an der Seite streichelt,
Wo er merkt, daß ich das Essen trage.

Hund.

Bau, bau nicht zu sehr auf Sicherheit.

Roßkäppchen.

Wenn ich nach Hause komme, dann frage
Nur nach, dann ist deine Essenszeit.

Hund.

Bau, bau auf deinen Muth nicht zu sehr,
Ich komm, bau, bau, und knie' vor dir her,
Kann nicht recht sprechen;
Bau, bau, trau, bau nicht zu sehr,
Der Wolf kann dich fressen.

Roßkäppchen.

Geh, alberner Hund, nun ist es Zeit,
Du bist im Kopf nicht recht geschick! (Geht ab.)

Hund.

Bau, bau und trau nicht so sehr!

Guckguck.

Guck, guck, guck um dich mehr!

Nachtigall (hinter der Scene).

Tirili! von allen
Vögeln hoch und tief Gesänge schallen, schallen,
Sie lallen
In tausend Jungen
Wird von allen gesungen,
Doch es ist keinem, als mir gelungen,
Honetten, netten Leuten zu gefallen, allen,
schallen.

Guckguck.

Guck, guck den Hochmuth!

Fünfte Scene.

(Stube.)

Der Wolf (im Bett).

So war ich glücklich herein gekommen
Und habe der alten Frau das Leben genommen,
Die Thür stand, gegen mein Verhoffen,
Im Hof und auch im Hause offen;
Die Alte war erzürnt und wollte sich wehren,
Doch durst' ich mich daran nicht kehren,
Nun ist sie erwidrt, liegt unter dem Bette;
Wünscht' nur, daß ich Roßkäppchen hier hätte.
Doch will ich schlau die Sacheustellen
Und mich als das alte Weib jetzt stellen;
Ich setze die Haube auf, es wird schon finster,
Es kommt nicht viel Licht durch die Fenster,

So lieg' ich im Bett, als wär' ich kränklich.
Ich höre sie schon, sie kommt nachdenklich.

Rothkäppchen (tritt herein).
Großmutter, bist du schon zu Bett gegangen?
Wolf.

Schon seit einer Stunde, ich hatte Verlangen
Dich, liebes Kind, wieder zu sehn, mir ist
nicht wohl.

Rothkäppchen.

Ich dich von der Mutter schön grüßen soll,
Sie schickt dir ein gekochtes Huhn,
Das wird dir wohl in der Schwachheit thun.
Der Vater war nicht gut aufgelegt,
Ich lief schnell fort, weil er manchmal schlägt,
Er will nicht immer, daß ich zu dir gehe
Und dir in deiner Noth beistehe. —
Du liegst zu Bett, doch am verkehrten Ende.
Ei, Großmutter, 'was hast du für närrische
Hände?

Wolf.

Sie sind gut, damit was fest zu halten.

Rothkäppchen.

Es wollten zu Hause die beiden Alten,
Daß ich die Nacht bei dir bleiben sollte.

Wolf.

Das war es, was ich selber wollte.

Rothkäppchen.

Sie sagen, es ist nicht gut, in der Nacht zu
gehn,

Man könnte mir da nicht für Schaden stehn. —
Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!

Wolf.

Ich kann damit desto besser hören.

Rothkäppchen.

Das Fenster steht auf, es zieht kalt herein.

Wolf.

Laß nur, im Bett wird dir wärmer sein.

Rothkäppchen.

Ich hatte so zu dir zu kommen Verlangen,
Nun wird mir hier in der Stube so bange.
Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!

Wolf.

Desto besser sie zum Sehen taugen.

Rothkäppchen.

Ach die Nase sitzt dir nicht so wie immer.

Wolf.

Mein Kind, das macht der Abendschimmer.

Rothkäppchen.

Ei Herr Je! was hast du für 'nen großen
Mund!

Wolf.

Desto besser er dich fressen kann!

Rothkäppchen.

Ach Hilfe! Hilfe! kommt, helft meiner Noth!

Wolf.

Du schreist vergebens, du bist schon todt!

(Der Vorhang des Bettes fällt zu.)

(Die beiden Rothhäppchen stiegen durch das Fenster.)

Erster Vogel.

Komm, laß uns durch das Fenster fliegen.

Zweiter Vogel.

Rothkäppchen ist drinne, unser Vergnügen.

Erster Vogel.

Sie liegt wohl im Bett, ich seh' nach ihr.

(Hüpfet hinter den Vorhang.)

Zweiter Vogel.

Die Luft zieht hübsch durch Fenster und Thür.

(Erster Vogel (kommt zurück.)

O weh! O weh! O Jammer und Noth!

Zweiter Vogel.

Was gibt's?

Erster Vogel.

Der Wolf ist da, Rothkäppchen
schon todt.

Beide.

O weh! o weh! der großen Noth!

Der Jäger (sieht zum Fenster herein).

Was schreit ihr denn so gar erbärmlich?

Die Vögel.

Rothkäppchen ist todt ganz gottserbärmlich!

Der wilde Wolf hat sie zerrissen,
Und auch zum Theil schon aufgefressen.

Jäger.

Daß Gott erbarm'! ich schieße zum Fenster
hinein. —

(Er schießt hinein.)

Da liegt der Wolf und ist auch todt,

So muß für alles Strafe sein,

Er schwimmt in seinem Blute roth.

Es kann einer wohl ein Verbrechen begehn,
Doch kann er nie der Strafe entgehn.

11. Aus: Der gestiefelte Kater. (1797).

„Kindermärchen in 3 Akten mit Zwischenspielen, Prologen und Epilogen“. Nach der Behandlung durch Tieck berieten der König die Regierungsweise vor der Revolution, der Kronprinz Gottlieb die Aufklärung, der Kater den Fortschritt. Die Zuschauer spielen mit und unterbrechen die Handlung durch die unsinnigsten Bemerkungen. Das Stück ist ganz von Satire und Ironie getränkt und zwar vornehmlich mit Beziehungen auf die Literatur der Zeit, in welcher es erschien. (Das mitgetheilte Bruchstück zeigt den König in abgeblaster Würde und seine Tochter, angehaucht vom modernen Geist.)

Prinzessin allein.

Ich begreife gar nicht, warum noch keiner von den Prinzen mein Herz mit Liebe gerührt hat. Die Warnungen meines Vaters liegen mir immer im Gedächtniß; er ist ein großer Jüngling und dabei doch ein guter Vater: mein Glück steht ihm beständig vor Augen; er ist vom Volk geliebt, er hat Talente und Reichthümer, er ist sanft wie ein Lamm, aber plötzlich kann ihn

der wildeste Zorn übereilen, daß er sich und seine Bestimmung vergift. Ja, so ist Glück immer mit Unglück gepaart. Meine Freude sind die Wissenschaften und die Künste; Bücher machen all mein Glück aus.

Die Prinzessin. Leander, der Hofgelehrte.

Pr. Sie kommen gerade recht, Herr Hofgelehrter.

L. Ich bin zu den Befehlen Euer Königlichen Hoheit.

(Setzen sich.)

Pr. Hier ist mein Versuch; ich hab' ihn Nachtgedanken überschrieben.

L. (nie.) Trefflich! Geistreich! — Ach! mir ist, als hör' ich die mitternächtliche Stunde Zwölfs schlagen. Wann haben Sie das geschrieben?

Pr. Gestern Mittag nach dem Essen.

L. Schön gedacht! Wahrlich schön gedacht! — Aber, mit gnädigster Erlaubniß: — Der Mond scheint betrübt in der Welt herein,“ — wenn Sie es nicht ungnädig vermerken wollen, so muß es heißen: in die Welt.

Pr. Schon gut, ich will es mir für die Zukunft merken. Es ist einfältig, daß einem das Dichten so schwer gemacht wird; man kann keine Zeile schreiben, ohne einen Sprachfehler zu machen.

L. Das ist der Eigensinn unserer Sprache.

Pr. Sind die Gefühle nicht zart und fein gehalten?

L. Unbeschreiblich, o so, — wie soll ich sagen? — so zart und lieblich ausgezaset, so fein gewirrt; alle die Pappeln und Thänenweiden, und der goldne Mondenschein hineinweidend, und dann das murmelnde Gemurmel des murmelnden Gießbachs, — man begreift kaum, wie ein sanfter weiblicher Geist den großen Gedanken nicht hat unterliegen müssen, ohne sich vor dem Kirchhofe und den blaß verwaschenen Geistern der Mitternacht bis zur Vernichtung zu entsetzen.

Pr. Jetzt will ich mich nun in die griechischen und antiken Versmaße werfen; ich möchte einmal die romantische Unbestimmtheit verlassen, und mich an der plastischen Natur versuchen.

L. Sie kommen nothwendig immer weiter, Sie steigen immer höher.

Pr. Ich habe auch ein Stück angefangen: „Der unglückliche Menschenhasser“; oder: „Verlorne Ruhe und wiedererworbene Unschuld“.

L. Schon der bloße Titel ist bezaubernd.

Pr. Und dann fühle ich einen unbegreiflichen Drang in mir, irgend eine gräßliche Geistergeschichte zu schreiben. — Wie gesagt, wenn nur die Sprachfehler nicht wären.

L. Kehren Sie sich daran nicht, Unvergleichliche, die lassen sich leicht herausstreichen.

(Kammerdiener tritt auf.)

K. Der Prinz von Malsinki, der eben angekommen ist, will Ew. Königlichen Hoheit seine Aufwartung machen.

(Ab.)

L. So empfehle ich mich unterthänigst.

(Geht ab.)

Prinz Nathanael von Malsinki und der König kommen.

K. Hier, Prinz, ist meine Tochter, ein junges, einfältiges Ding, wie Sie sie da vor sich sehen. — (Beiseit.) Artig, meine Tochter, höflich, er ist ein angesehener Prinz, weit her, sein Land steht gar nicht einmal auf meiner Landkarte; ich habe schon nachgesehen, ich habe einen erstaunlichen Respekt vor ihm.

Pr. Ich freue mich, daß ich das Vergnügen habe, Sie kennen zu lernen.

K. Schöne Prinzessin, der Ruf Ihrer Schönheit hat so sehr die ganze Welt durchdrungen, daß ich aus einem weit entlegenen Winkel hierher komme, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

K. Es ist doch erstaunlich, wie viele Länder und Königreiche es gibt! Sie glauben nicht, wie viele tausend Kronprinzen schon hier gewesen sind, sich um meine Tochter zu bewerben; zu Duzenden kommen sie oft an, besonders, wenn das Wetter schön ist; — und Sie kommen nun gar, — verzeihen Sie, die Topographie ist eine gar weitläufige Wissenschaft, — in welcher Gegend liegt Ihr Land?

K. Mächtiger König, wenn Sie von hier aus reisen, erst die große Chaussee hinunter, dann schlagen Sie sich rechts und immer fort so; wenn Sie aber an einen Berg kommen, dann wieder links; dann geht man zur See und fährt immer nördlich (wenn es der Wind nämlich zugeht), und so kommt man, wenn die Reise glücklich geht, in anderthalb Jahren in meinem Reiche an.

K. Der Tausend! Das muß ich mir von meinem Hofgelehrten deutlich machen lassen. — Sie sind wohl vielleicht ein Nachbar vom Nordpol, oder Zodiakus, oder dergleichen?

K. Daß ich nicht wüßte.

K. Vielleicht so nach den Wilden zu?

K. Ich bitte um Verzeihung, alle meine Unterthanen sind sehr zahm.

R. Aber Sie müssen doch verhehert weit wohnen. Ich kann mich immer noch nicht daraus finden.

R. Man hat noch keine genaue Geographie von meinem Lande; ich hoffe täglich mehr zu entdecken, und so kann es leicht kommen, daß wir am Ende noch Nachbarn werden.

R. Daß wäre vortrefflich! Und wenn uns am Ende ein paar Länder noch im Wege stehen, so helfe ich Ihnen mitentdecken. Mein Nachbar ist so nicht mein guter Freund, und er hat ein vortreffliches Land; alle Rosinen kommen von dort her; das möcht' ich gar zu gerne haben. — Aber noch Eins: sagen Sie mir nur, da Sie so weit weg wohnen, wie Sie unsere Sprache so geläufig sprechen können.

R. Still!

R. Wie?

R. Still! Still!

R. Ich versteh' nicht.

R. (leise zu ihm). Sein Sie doch ja damit ruhig, denn sonst merkt es ja am Ende das Publikum da unten, daß das eben sehr unnatürlich ist.

R. Schadet nicht; es hat vorher geklatscht, und da kann ich ihm schon etwas bieten.

R. Seh'n Sie, es geschieht ja blos dem Drama zu Gefallen, daß ich Ihre Sprache rede, denn sonst ist es allerdings unbegreiflich.

R. Ach so! Ja freilich, den Damen und den Dramen thut man Manches zu Gefallen und muß oft Fünfe gerade sein lassen. — Nun kommen Sie, Prinz, der Tisch ist gedeckt!

(Der Prinz führt die Prinzessin ab, der König geht voraus.)

Fischer (Zuschauer). Versuchte Unnatürlichkeiten sind da in dem Still!

Schlosser (Zuschauer). Und der König bleibt seinem Charakter gar nicht getreu.

Leutner (Zuschauer). Am meisten erboßen mich immer Widersprüche und Unnatürlichkeiten. Warum kann denn nur der Prinz nicht ein Bißchen eine fremde Sprache reden, die sein Dolmetscher verdeutschte? Warum macht denn die Prinzessin nicht zuweilen einen Sprachfehler, da sie selber gesteht, daß sie unrichtig schreibt?

Müller (Zuschauer). Freilich! freilich! — Das Ganze ist ausgemacht dummes Zeug; der Dichter vergißt immer selber, was er den Augenblick vorher gesagt hat.

4. Clemens Brentano.

(1778—1842.)

1. Nach Sevilla.

(Aus: „Ponce de Leon, Lustspiel 1803.)

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schöngeputzte Frauen sehen,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,

Mädchen aus den Fenstern sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin.

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Stühle, stille Kammer;
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer:
Poch' ich, macht die Jungfrau auf.

2. Violetten Lied.

(Aus: „Gobwi, oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwildertes Roman“, 1809.)

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbänden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt —
Und mußte sie begnaden;
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerührt:
„Du arme Lorelei!
Wer hat dich denn verführt
Zu böser Zauberei?“ —

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht.“

Die Augen sind zwei Flammen —
Mein Arm ein Zauberstab —
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!“

Ich kam dich nicht verdammen,
Bis du mir recht befeunt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kam ich nicht brechen,
Du schöne Lorelei!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei."

Der Bischof, mit mir Armen
Tretet nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr, —
Den Tod sollt ihr mir geben,
Denn kam ich zu euch her. —

Mein Schatz hat mich betrogen,
hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und milde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh'.

Denn laßt mein Recht mich finden,
Nicht sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist."

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie in's Kloster hin,
Geh, Lore! — Gott besohlen
Sei dein berückter Sinn.

Du sollst ein Nönchen werden,
Ein Nönchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reich."

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lorelei.

„D Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann in's Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein."

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter
Die Kasse unten an
Und klettern immer weiter
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein steht,
Der soll mein Liebster sein. —

Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!""
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Dreiritterstein:

Lore-Lei,
Lore-Lei,
Lore-Lei,

Als wären es seiner drei.

3. Die Gottesmauer.

(Gedichte in neuer Auswaf, 1854.)

Drauß' vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.

Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.

Waffenstillstand ist gekündet;

Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verblüdet,

Brechen ein mit wilder Macht.
Drauß' vor Schleswig, weit vor allen

liegt ein Hüttlein ausgefetzt.

Drauß' vor Schleswig in der Hülte
Singt ein frommes Mütterlein:

„Herr, in deinen Schooß ich schlitte
Alle meine Sorg' und Pein!“

Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,

Iranzigjährig, neu' ster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß' vor Schleswig in der Hülte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein:

„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!“

„Mutter, spricht der Weltgestumte,
Eine Mauer ums ums Haus
Kriegt sitzwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!“

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen,
Was Er will, ist wohl bestellt.“
Trommeln rundum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Roffe wiehern, Wagen rasseln;
Ach nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Ruffe mit Geschrei,
Fluchen, lärmten, toben, zechen,
Doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!“
„Aber sieh, das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Thüren, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen

Nur Kofalenpulle 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „D schau,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Ehlre,
Nimmer kam er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt er Schnee wohl haushoch drauß'.
„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!“
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut;
In der fünften Nacht des Jahres
Ham's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

4. Aus: Godel, Hinkel und Godeleia. (1838.)

Godel, aus dem Stamme der Grafen von Hanau, und seine Frau Hinkel, von den Grafen von Hennegau stammend, leben mit ihrem Töchterlein Godeleia auf einem alten verfallenen Erbshof. Ihr einziges Besitztum sind der ritterliche Hahn Alekro und die Henne Gallina, welche die Hühnerfleisch essenden Franzosen bei Zerstörung des Schlosses übrig gelassen haben. In der ersten Nacht, die sie im Schlosse zubringen, machen zwei weiße Mäuselein dem Herrn einen Besuch und bitten ihn, sie in ihre Heimat zurückzuführen. Sie fürchten sich vor einer Katze, die sich in dem alten Schlosse eingeschunden. Godel erfüllt ihnen den Wunsch. Das diuellustige Töchterlein entdeckt eines Tages in einem Winkel die Katze mit ihren Jungen, schliefst, nichts Arges wärend, mit ihnen Freundschaft und führt sie zur Heme und ihren Kücklein, die sämmtlich aufgefressen werden. Aus Furcht vor Strafe sagt Godeleia, daß der Hahn das Unglück angerichtet habe. Godel will nun den Hahn an haudrende Juden verkaufen, welche von dem Mäuselein wissen, daß der Hahn den Ring Salomonis im Kropfe trägt. Die Juden fürchten sich aber vor dem Thier und verlangen, daß Godel selbst ihm den Hals umdrehe. Da fängt der Hahn zu reden an und Godel erfährt, welchen Schatz er besitze. Er muß nun, so fordert es der Hahn, mit dem Grafenschwert ein ehrsich Halsgericht an ihn vollziehen. Godel, im Besitz des Ringes, macht die verfallene Burg zu einem Zauberschloß, lebt in königlicher Pracht, schließt Freundschaft mit dem benachbarten König von Gelnhausen. Da kommt einer von den Juden und schwast der Godeleia, welche Puppen über alles liebt, aber mit keiner Puppe spielen darf, eine solche gegen den Anblick des Ringes auf. Sie holt den Ring, während der Vater schläft; der Jude verkauft ihn mit einem unechten, und die ersten Zeiten des Aufenthalts auf dem Schlosse lehren wieder. Die Spiellust des Kindes und die schwächliche Elternliebe haben das Unglück herbeigeführt. Schließlich verschafft das Mäuselein, welches eigentlich ein Mäuletrinefflein Siffi ist und sich gegen Godel dankbar beweisen will, den Ring wieder, man kommt in den Besitz der verloren gegangenen Herrlichkeit, und Godeleia vernählt sich mit dem Kronprinzen von Gelnhausen. (Das Märchen enthält viel ironische Beziehungen auf die Phantastereien des hohen Adels.)

Hinrichtung des Hahns, Leichenrede und erstes Wunder des Ringes.

Alekro trat vor Godel und verlangte, daß er ihm nun mit dem Grafenschwert den Kopf abschlagen, sich den Zauberslein aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann mit den Gebeinen der Gallina und ihren Zungen verbrennen sollte. Godel weigerte sich lange, dem Begehren des Alekro zu folgen; aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich zu Tode hungern werde, so willigte Godel ein. Er umarmte den edlen Alekro nochmals von ganzem Herzen; dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und krächte zum letzten Mal mit lauter Stimme, und unterdessen schwang Godel das Grafenschwert und hieb den Hals des Alekro mitten durch, so daß der Edelstein ihm vor die Füße fiel und der wdtte Hahn daneben.

Alle Anwesenden meinten bitterlich; man legte den guten Hahn auf die Gebeine der Gallina und alle Vögel brachten dürre Reisner und legten sie drum her. Da steckte Godel die Reisner an und verbrannte Alles zu Asche; aus den Flammen aber sah man die Gestalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon schweben. Nun begrub Godel die Asche und bedeckte den Stein mit der Schrift wieder mit der Erde zu, und hielt dann eine schöne Rede über die Verdienste und die großmüthige Seele des verstorbenen Alekro und des edlen Hahnen- geschlechts überhaupt, unter Anderem aber sprach er:

„Wer gibt die Weisheit ins verborgene Herz des Menschen? wer gibt dem Hahnen Verstand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menschen vom Schlafe erwecket, so verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt, und sprechen: Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen, laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts. O wie lieblich und nützlich ist das Krähen des Hahnes! Dieser treue Hausgenosse erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenenden, tröstet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verschreckt den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einsamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme sich legen. Die Undächtigen wedet er zum Gebet, und den Gelehrten ruft er, seine Bücher bei Licht zu suchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrus. Sein Geschrei ermuthigt das Herz des Kranken. Darum auch ward kein Thier so erhöht; die weisesten Männer setzen sein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Thürme, über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und der Wächter. So auch siehet des Hahnen Bild auf dem Deckel des AB-Buchs, die Schüler zu ermahnen, daß sie früh aufstehen sollen, zu lernen. O wie löblich ist das Beispiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menschen vom Schlafe zu wecken, schlägt er sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit sich selbst der Tugend bestreben soll, ehe er sie Anderen lehret. Stolz ist der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft seine Blicke zum Himmel; sein Schrei ist prophetisch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachsamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegskleuten auf den Rüstwagen gesetzt, daß sie sich zurufen und ablösen zu gemessener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen sich auf die Stange setzt, stellen sie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht reut sich der Hahn und die Wache wird gewechselt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, sie stellen die dritte Wache aus und drei Stunden gegen Morgen ruft sein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter ist der Hahn, sein Haupt ist geziert mit Busch und rother Helmdede, und ein purpurnes Ordensband 'himmert an seinem Hals; stark ist seine Brust wie ein Harnisch im Streit und sein Fuß ist bespornt. O welch' erhabenes Geschöpf ist der Hahn! Rhodias setzte sein Bild auf den Helm der Minerva, Prometheus auf seinen Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Merkur, dem Aesculap geweiht u. s. w.!"

Diese schöne Leichenrede ward sehr oft von dem lauten Schluchzen und Weinen des Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen, auch alle Vögelein waren sehr gerührt und weinten stille mit. Den ganzen übrigen Tag weinte Frau Hinkel und Gackeleia noch und wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß sie an dem Tode der Galtma und des Alexeyo Schuld gewesen. Gockel gab ihnen die schönste Ermahnung, sie versprachen die aufrichtigste Besserung, und so entschlief die ganze Familie am Abend dieses traurigen Tages nach einem gemeinschaftlichen herzlichem Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe und entschloß sich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den sie gehabt, eine rechte Freude zu machen und zugleich den Zauberstein aus des Hahnen Kropf zu versuchen. Er nahm daher den Stein aus seiner Tasche, steckte ihn an den Finger und drehte ihn an demselben herum mit den Worten:

„Salomon, du weiser König!
Dem die Geister unterthänig,
Mach' mich und Frau Hinkel jung;
Trag' uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhausen in ein Schloß;
Gib uns knecht und Magd und Kof.
Gib uns Gut und Gold und Geld,
Drummen, Garten, Ackerfeld;
Füll' uns küch' und Keller auch,
Wie's bei großen Herren Brauch;
Gib uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach' uns reich und herrlich ganz.
Kinglein, Kinglein! dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öftern Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es trete ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Hausgeräthe, Wagen, Pferde und alle andern dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich die schönsten heraussuchen mußte. Gockel that dieses mit großem Fleiß und träumte Alles so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchgeblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen.

Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um

sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstalle über Nacht mußten aufgeblüht sein. Als er aber sich auf seinem Lager wendend bemerkte, daß kein Stroh unter ihm kisterte, sondern er auf seidenen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszuruhen: „O Jemine! was ist das?“ In demselben Augenblick rief Frau Hinkel dasselbe und beide riefen: „Wer ist hier?“ und beide riefen: „Ich bin's, Gockel! ich bin's, Hinkel!“ aber sie wollten's beide nicht glauben, daß sie es wären. Es hatte ihnen beiden dasselbe geträumt und sie würden geglaubt haben, daß sie noch träumten; aber sie fanden gegenseitig ihre Stimme so verändert, daß sie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten.

„Gockel!“ stüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt.“ „Ach, ich weiß nicht,“ sagte Gockel, „ob ich über fünfundzwanzig Jahre alt bin.“ — „Aber, sage mir, wie kommen wir auf die seidenen Betten?“ sagte Frau Hinkel, „so weich habe ich selbst nicht gelegen, als du noch Zasanemünister in Gelnhausen warst, — und die himmlischen Wohlgerüche umher — aber, ach, was ist das? Der Trauring, der mir immer so lose an dem Finger hing, daß ich ihn oft Nachts im Bestrohh verloren, sitzt mir jetzt so fest, daß ich ihn kaum drehen kann, ich bin gar nicht mehr mager.“ Diese letzten Worte erinnerten den Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „Ach! das mag Alles von meinem gestrigen Wunsche herkommen;“ da hörte er auch Hufe im Stalle stampfen und wiehern, hörte eine Thür gehen und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn Jemand mit einer Laterne über den Hof geht.

Er und Hinkel sprangen auf, aber fielen ziemlich hart auf die Nase, denn jetzt merkten sie, daß sie nicht mehr auf der ebenen Erde, sondern auf hohen Polsterbetten geschlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerstalles, an der Stroh und eine alte Hühnerleiter lag, sondern prächtig bemalte und vergoldete Wände, seidene Vorhänge und aufgestellte Gold- und Silbergefäße beleuchtet.

Sie rafften sich auf von einem spiegelglatten Boden, sie stützten sich in die Arme und weinten vor Freude wie die Kinder. Sie hatten sich so lieb, als hätten sie sich zum ersten Male gesehen. Nun bemerkten sie den Schein wieder und sahen, daß er durch ein hohes Fenster hereinfiel. Mit verschlungenen Armen ließen sie nach dem Fenster und sahen, daß es von der Laterne eines Aufsehers mit einer reichen Livree herkam, der in einem großen geräumigen Hof stand, Hafer siebte und ein Liedchen piffte. Im Schein der Laterne, der an das Fenster fiel, sah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen sich um den Hals und riefen aus: „Ach Gockel! Ach Hinkel! wie jung und schön bist du geworden!“

Da sprach Gockel: „Alektho hat die Wahrheit gesprochen, der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünsche, bei welchen ich ihn drehte, sind in Erfüllung gegangen,“ und da erzählte er der Frau Alles von dem Ring und zeigte ihn ihr, und ihre Freude war unaußsprechlich.

Nun ließen sie an ein anderes Fenster und sahen in einen wunderschönen Garten: ein wunderlieblicher Blumenduft strömte ihnen entgegen, die herrlichsten Springbrunnen plätscherten im Mondschein und die Nachtigallen sangen ganz unvergleichlich dazu. Nun ließen sie an ein drittes Fenster. „O je, welche Freude!“ rief Frau Hinkel aus, „wir sind in Gelnhausen, da oben liegt das Schloß des Königs und da drüben, o, zum Entzücken! da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz stille in der Stadt, horch! der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es. Ach! was wird er sich wundern, wenn er hierher auf den Markt kommt und auf einmal unsern gräflichen Palast sieht! und der König, was wird der König die Augen aufreißen und alle die Hoffherren und Hofdamen, die uns so spöttisch nachsahen, da wir ins Elend gingen, wie werden sie gedemüthigt sein durch unsern Glanz! O Gockel! lieber Gockel! was bist du für ein allerliebster, bester Mann mit deinem Ringe Salomonis!“ und da fielen sie sich gleich wieder um den Hals.

Der Tag brach aber an und sie sahen verwundert den Glanz ihres prächtigen Schlafgemachs und ihrer schönen atlassenen, himmelblauen Schlafbrücke und ihrer Goldnachtmützen. Nun erinnerten sie sich in ihrer Freude erst an Gackeleia, ihr liebstes Töchterlein, und eilten nach einem wunderschönen Bettchen, rissen die rothsammetnen, goldgestickten Vorhänge hinweg. Da lag Gackeleia schön wie ein Engel, ach! viel schöner als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Thränen. „Wach! wach auf! Gackeleia! Ach, alle Freude ist um uns her! Ach, Gackeleia! sieh alle die schönen Sachen an!“ Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume das Alles nur, und da sie Vater und Mutter, welche beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wieder erkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufrieden stellen; sie sagte immer: „O, was soll ich mit all' der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater Gockel zurück!“

Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereben, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?“ — „Gackeleia bin ich,“ erwiderte das Kind.

— „So,“ sagte Godel, „du bist Gackeleia? aber Gackeleia hatte ja gestern ein Hückchen von grauer, grober Leinwand an; wie kommt denn Gackeleia in das schöne, buntgeblümte, seidene Schlafröckchen?“ — „Ach, das weiß ich nicht,“ antwortete Gackeleia; „aber ich bin ganz gewiß Gackeleia; ach! ich weiß es gewiß, die Augen schmerzen mich noch so sehr, ich habe gestern gar viel gemeint; ich habe groß Unglück angestellt, ich habe die Kage ans Nest der Gallina geführt, ich bin Schuld, daß sie gefressen worden, ich habe dadurch den guten Aletro in den Tod gebracht; ach! ich bin gewiß die böse Gackeleia!“ Dabei weinte sie und fuhr fort: „O, du bist Godel nicht, der Vater Godel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du Schwarzer mit den rothen Wangen bist Godel nicht; du bist auch die Mutter Hinkel nicht; du bist ja so geschmeidig und schlaun wie ein Reh; die Mutter Hinkel ist ganz breit; ich will fort ins alte Schloß; ihr habt mich gestohlen!“ und da weinte das Kind wieder heftig. Godel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er dem Kinde sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Godel nicht bin?“ Da guckte Gackeleia ihn scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leise:

„Salomon, du großer König!
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Godel ähnlich,
Nach mich wieder wie gewöhnlich.“

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer und das Kind sagte immer: „Ach Herr je, ja, fast wie der Vater!“ und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und slog ihm um den Hals und sagte: „O ja, du bist's! du bist's! liebes, gutes, altes Väterchen! aber die Mutter ist es mein Lebtag nicht!“ Da begann Godel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber der machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „Halt ein, Godel! nein, das ist doch ganz abscheulich, einen so herunter zu bringen; nein, das ist zu arg, so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen, du machst mich viel älter, als ich war!“ und nun begann sie zu weinen und zu zanken und wollte dem Godel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen; aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie und rief ein Mal über das andere Mal aus: „Ach, Mutter! liebe Mutter! du bist's! du bist's! ganz gewiß.“ Da sagte Frau Hinkel: „Nun, meinethalben!“ und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Godel aber sprach: „Ei, ei, Frau Hinkel! ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du so eitel wärest; es ist gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu strafen; sieh, wenn du mir nicht ein ordentlich und fleißig bist, oder brummst oder neugierig bist, so drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt.“ Da sagte Frau Hinkel: „Thue, was du willst, ich habe es nicht gerne gethan, es hat mich nur so überrascht.“ Da umarmte sie Godel und drehte den Ring wieder, und sie wurden beide wieder jung und schön.

So erfuhr auch Gackeleia das Geheimniß mit dem Ringe und Godel schärte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu sprechen, sonst würde er ihnen gestohlen werden, und dann würden sie um all ihr jetziges Glück kommen und wieder in das Glend nach dem alten Schlosse ziehen müssen. „Jetzt aber,“ fuhr Godel fort, „wollen wir vor Allem Gott herzlich danken für unsern neuen Zustand, denn ihm gehört allein die Ehre.“ Da knieten sie in der Mitte der Stube nieder und dankten Gott von ganzem Herzen.

5. Bettina von Arnim, geb. Brentano.

(1785—1859.)

Aus: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. (1835.)

An Goethe.

Wenn Deine Einbildungskraft geschmeidig genug ist, mich in alle Schlußwinkel von verfallnem Gemäuer, über Berg und Klippe zu begleiten, so will ich's auch noch wagen, Dich bei mir einzuführen; ich bitte also: komm, — nur immer höher, — drei Stiegen hoch, — hier in mein Zimmer, setz' Dich auf den blauen Sessel am grünen Tisch, mir gegenüber; — ich will Dich nur ansehen, und — Göthe! — folgt mir Deine Einbildungskraft immer noch? — dann mußt Du die unwandelbarste Liebe in meinen Augen erkennen, mußt jetzt lieblich mich in Deine Arme ziehen; sagen: so ein treues Kind ist mir bescheert, zum Lohn, zum Ersatz für Manches. Es ist mir werth dies Kind, ein Schatz ist mir's, ein Kleinod, das ich nicht verlieren will. — Siehst Du? — und mußt mich küssen; denn das ist, was meine Einbildungskraft der Deinigen bescheert. Ich führ' Dich noch weiter; — tritt sachte auf in meines Herzens Kammer; hier sind wir in der Vorhalle; — große Stille! — kein Humboldt, — kein Architekt, — kein Hund, der bellt. — Du bist nicht fremd; geh' hin! poch' an — es wird allein sein und, herein — Dir rufen. Du wirst's auf kühlem, stillem Pagar finden, ein freundlich Licht wird Dir entgegen

leuchten, Alles wird in Ruh' und Ordnung sein, und Du willkommen. — Was ist Das? — Himmel! — Die Flammen über ihm zusammenschlagend! Woher die Feuersbrunst? — armes Herz! — armes nothgedrungenes Herz! — Was kann der Verstand hier? — der weiß Alles besser und kann doch Nichts helfen, der läßt die Arme sinken.

Kalt und unbedeutend geht das Leben entweder so fort, das nennt man einen gesunden Zustand, oder wenn es wagt auch nur den einzigen Schritt tiefer in's Gefühl, dann greifen Leidenschaften brennend mit Gewalt es an, so verzehrt sich's in sich selber. — Die Augen muß ich zumachen und darf Nichts ansehen, was mir lieb ist. Ach! die kleinste Erinnerung macht mich ergrimmen in schneidendem Zorn, und drum darf ich auch nicht immer in Gedanken Dir nachgehen, weil ich zornig werde und wild. — Wenn ich die Hände ausstrecke, so ist's doch nur nach den leeren Wänden, wenn ich spreche, so ist's doch nur in den Wind, und wenn ich endlich Dir schreibe, so empört sich mein eigen Herz, daß ich nicht die leichte Brille von dreimal Tag und Nacht überfiele und mich in süßester, der Liebe ewig ersehnter Ruhe zu Deinen Füßen lege.

Sag', wie bist Du so mild, so reichlich gültig in Deinem lieben Brief; mitten in dem hart gefrorenen Winter sonnige Tage, die mir das Blut warm machen; — was will ich mehr? — Ach, so lang ich nicht bei Dir bin, kein Segen.

Ach, ich möchte, so oft ich Dir wieder schreibe, auch wieder Dir sagen: wie und warum und Alles; ich möchte Dich hier auf den einzigen Weg leiten, den ich einzig will, damit es einzig sei, und ich nur einzig sei die, so Dich liebt und so von Dir erkannt wird.

Ob Liebe die größte Leidenschaft sei und ob zu überwinden, versteh' ich nicht; bei mir ist sie Willen, mächtiger, unüberwindlicher.

Der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Willen ist nur, daß jener nicht nachgibt und ewig Dasselbe will; unser Wille aber jeden Augenblick fragt: darf oder soll ich? — der Unterschied ist, daß der göttliche Wille Alles verewigt und der menschliche am Irdischen scheitert; das ist aber das große Geheimniß, daß die Liebe himmlischer Wille ist, Allmacht, der Nichts versagt ist.

Ach, Menschenwitz hat keinen Klang, aber himmlischer Witz, der ist Musik, lustige Energie, dem ist das Irdische zum Spott; er ist das glänzende Gefieder, mit dem die Seele sich aufschwingt, hoch über die Ansiedelungen irdischer Vorurtheile; von da oben herab ist ihr alles Geschick gleich. Wir sagen, das Schicksal waltete über uns? — Wir sind unser eigen Schicksal, wir zerreißen die Fäden, die uns dem Glück verbinden, und knüpfen jene an, die uns unselbige Last auf's Herz legen; eine innere geistige Gestalt will sich durch die äußere weltliche bilden, dieser innere Geist regiert selbst sein eigen Schicksal, wie es zu seiner höheren Organisation erforderlich ist.

Du mußt mir's nicht verargen, wenn ich's nicht deutlicher machen kann, Du weißt Alles und verstehst mich und weißt, daß ich recht habe, und freust Dich drüber.

Gute Nacht! — bis Morgen gute Nacht. — Alles ist still, schläft ein Jeder im Haus, hängt träumend Dem nach, was er wachend begehrt, ich aber bin allein wachend mit Dir. Draußen auf der Straße kein Laut mehr — ich möchte wohl versichert sein, daß in diesem Augenblick keine Seele mehr an Dich denkt, kein Herz mehr einen Schlag für Dich thut, und ich allein auf der weiten Welt sitze zu Deinen Füßen, das Herz in vollen Schlägen geht auf und ab; und während Alles schläft, bin ich wach, Dem Knie an meine Brust zu drücken, und Du? — Die Welt braucht's nicht zu wissen, daß Du mir gut bist. Bettine.

6. Ludwig Adhim von Arnim.

(1781 — 1831.)

1. Gebet.

(Aus: Die Kronenwächter, ein Roman, 1817.)

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,	Verscheuch' die Feinde von dem trauten Herd;
Daß ich dich, Herr der Erde, thue kund,	Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,	Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Ein frommes Herz und einen festen Muth;	Die Flügel schenk' dem abschiedschweren Geiß,
Gib Kinder mir, die aller Mühe werth,	Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

2. Der Blinde.

Der Blinde schleicht am Wanderstabe,	Den Knaben trägt er heut' zu Grabe,
Weiß nicht, daß schon die Sonn' im Meer;	Der treu ihn durch die Welt geführt:
Er trägt an seiner Last so schwer,	Ihn hat der Hungertod berührt,
Die Last ist seine einz'ge Habe.	Als er für ihn gefleht um Gabe.

Die Gabe, die geschenkt dem Kleinen,
Die er ihm sterbend dargereicht,
Das Brod, mit Thränen eingeweicht,
Kann er nicht sehn und nur beweinen.

Er sucht geweihte Erd' zu finden,
Und scheut zu missen seine Last;
Wenn er die kalte Hand nicht fost,
Was soll ihn noch der Welt verbunden?

Dem Blinden kann sich auch verkünden,
Der ihn im hohen Himmel kennt:
Er hat ihn von der Welt getrennt,
Daß er ihn hier allein soll finden.

Der Milde sinkt, und an der Stelle
Fühlt er des Altars heil'gen Stein;
Er gräbt den ird'schen Führer ein,
Des Himmels Führer strahlt ihm helle.

Des Himmels Frühlings ist erschienen
Bei seines Liebblings ird'schem Grab;
Es wurzelt ein der Wanderstab,
Das dürre Holz will wieder grünen.

Es wächst zum Blütenkranz am Grabe,
Und der im Himmel richtend liebt,
Hat ihn aus Liebe nur betrübt,
Der Gott im Menschen war der Knabe.

3. Aus: *Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores.*

(Eine wahre Geschichte zur Unterhaltung armer Fräulein, 1810.)

Ein Graf, der in Folge seiner Phantastereien verarmt ist, verläßt sein schuldenerlastetes Schloß. Gattin und zwei Pächter, Dolores und Gelsia, bleiben in Dürftigkeit zurück. Die Gattin stirbt vor Gram, zu den Töchtern findet sich Graf Karl, ein reicher, sittenreiner, aber phantastischer Student. Er gewinnt die Liebe der Dolores, die reich begabt, schön, lebhaft, romantisch verfahren ist. Beide vermählen sich. Die sanfte, zu schwärmerischer Frömmigkeit beauflagte Gelsia erbt von einer Base in Sicilien, deren Kinder gestorben waren, die Aufzuehrung, zu ihr zu kommen, worauf sie um so lieber eingeht, als sie eine Neigung für den Grafen empfindet. Graf und Gräfin sind zu verschiedenartige Naturen, um einander dauernd zu seßeln. Sie ziehen auf's Land. Ihr Leben wird äußerlich zerstreut von den wunderlichsten, meist närrischen Persönlichkeiten berührt, die allesammt ihre Lebensgeschichten erzählen oder in der Gesellschaft durchmachen. (Die verlorne Erbprinzessin Wenda, Prediger Franz, die Fräulein Lisa, Mircha, Walpurgis, der häßliche Baron, der Mohrenjunge, der närrische Dichter Woller u. s. w.) Außerdem werden Tragikomödien aberzwecklicher Art aufgeführt. Nichts von diesen Dingen steht in einem innern Zusammenhange zur Geschichte des Romans, der bei jeder merkwürdigen Gelegenheit mit den Iyrischen Erzählungen Karls, der Gräfin und anderer ausgestattet wird. Graf und Gräfin kehren in die Stadt zurück, wo sie ihr Eheleben begonnen haben. Ein Marquese, ein Gemisch von Lebenswürdigkeit und Teufelei, findet sich ein, dessen interessantes Wesen die Gräfin fesselt. Der Graf verweist und kehrt zurück, die Gräfin bekennt ihm ihre Unreue. Der Graf verzweifelt und will sich bei Gelegenheit eines von der Gräfin veranstalteten Scheibenschießens tödten lassen; die Kugel verwundet ihn nur. Ausöhnung. Inzwischen ist Gelsia in Sicilien an einen Herzog vermählt, dieser stirbt und Gelsia bleibt kinderlos, aber sehr reich begütert zurück. Graf und Gräfin erhalten eine Einladung nach Sicilien und reisen dahin ab. Ihr zweites Söhnchen, Johannes, wird dort durch priesterlichen Einfluß für die Kirche erworben, der Knabe ist ein ungewöhnlich begabtes, frühreifes Kind. Nun taucht in Deutschland wieder der alte Graf auf. Er war nach Indien gegangen, hatte ungeheure Reichthümer erworben, von dort ein schwarzes Weib mitgebracht, um in Deutschland die Geschichte des Grafen Gleichen zu spielen. Er sieht sein verfallenes Schloß, unterhält sich dort mit Personen, die nicht mehr am Leben sind, ihm wird unheimlich, und er macht sich auf den Weg. Da trifft er seinen Falschen, der ihn mit sich nimmt und ihn wegen seiner Erfahrungen zum Minister macht. Der Fürst übernimmt die Regierung. Sie reist nach Sicilien zum Besuche der Herzogin, lernt den Grafen Karl kennen, erfährt zu ihm eine leidenschaftliche Neigung, die aber nicht erwidert wird, da Graf und Gräfin längst auf dem Wege der Reue und Buße sind. Der alte Graf-Minister kommt nach Sicilien, als seine Tochter Dolores im Sterben liegt und die Fürstin in getränktem Stolz und im Bewußtsein ihres Unrechts sich vergiftet.

Ende der Gräfin Dolores.

Wunderbares Nachdenken, ewiges Schaffen, du unsichtbare Sonne, in der die Thaten reifen, die Begebenheiten in ewigem Wechsel von Frühling fortschreiten; allgegenwärtiger Strahl, der übers Meer und die Tiefen leuchtet, während er die Höhen zugleich verguldet, wo ist dein Sitz und deine Quelle? Dieser sterbliche Körper ist dem Zeichen und ein göttliches Zeichen, aber was herrlich im allgemeinen Leben, das denkt alles in Gott, alle herrlichen Gedanken sind Strahlen seiner Liebe, Gottsöhne vom heiligen Geiste empfangen, so mannigfaltig hat sich verhiindet der Herr allen Zeiten, allen Völkern, wie die Wärme durchdringt er die kalte Welt und regt sie an zu neuer Verbindung. Wehe dem, der sich diesem göttlichen Strahle verschließt und in eigener Lust sich der allgemeinen Liebe verschließt; immer enger ziehen sich die Schranken seiner Gedanken, er glaubt die Welt zu gewinnen und verliert sich selbst, alles entfremdet sich ihm, er versteht keine gute Seele und keine gute Seele versteht ihn mehr, und seine Liebe und sein Haß und seine Thaten und sein Leben, alles ist scheinbar und nichtig. Ein Tag innerer Verflüchtigung kann den Menschen um ein halbes Jahrhundert an Geist, Erkenntniß und Durchdringung alles Lebendigen schwächen und veralten — wie der Schächer in alter Erzählung, von bösen Geistern in einer Zauberköhle festgehalten, heimgekehrt und nur einen Tag versäumt zu haben meint, aber die Welt, die Jahrhunderte fortgerückt ist, weder kennt noch versteht, auch sein Haus nicht wiederfinden kann, so geschieht auch dem Einder, darum hiltet euch vor dem ersten Falle, die ihr das Licht und die Anschauung der Welt liebt.

Der Fürstins Geist war in allen seinen Kreisen verwirrt und verfälscht, mit keiner Seele konnte sie sich eigentlich verständigen, in allen Wesen irrte sie sich. In der frommen und klugen Gesellschaft ergriff sie eine wunderliche Beklemmung, sie haßte sie desto mehr heimlich und wußte sich den Grund nicht anzugeben. Gegen Dolores empfand sie ein eigenes Mitleiden, das sie

sich nicht gestehen wollte; deswegen machte sie sich oft unter mancherlei Vorwand von der Gesellschaft los. Der Graf hatte allmählig durch ein tieferes Eindringen in die Künste ein gewisses summesdes Wesen bekommen, das ihn der Fürstin noch reizender darstellte, ihn aber noch viel mehr verhiinderte, die Leidenschaft, die sie für ihn gefaßt und der sie nachhing, zu bemerken; er meinte in der Achtung, die er gegen sie hegt, dies sei die höchste ideale Fremdschaft, die je ein Weib erfährt. Sie glaubte in jener Sinnigkeit seines Wesens, die bei dem ersten Ausdruck seines Gefühles, bei dem Schwärmerischen seiner Augen einen eigenthümlichen Ausdruck hatte, eine Trauer über seine gegenwärtigen Verhältnisse zu entdecken. Der Graf war nie so heiter in sich gewesen, als in dieser Zeit, nie so voll in Gedanken, nie so fertig und reich in allen seinen Thätigkeiten . . . Dolores hatte in dieser Zeit oft an ihren Johannes denken müssen; es that ihr weh, daß er alle Belustigungen der andern Kinder, ihre kleinen Reisen nicht mitgenießen durfte; sie glaubte sich verpflichtet und that es so gern, ihm recht oft schriftliche Nachrichten von den Seinen nach dem Kloster zu schicken. Die Gesinnung des Sohnes hatte diesem Briefwechsel eine sehr ernste religiöse Gesinnung mitgetheilt. Heimlich trug sie sich schon lange mit einem Plane, den ihr Oelva vergebens anszureden suchte, aus dem Kloster in den ritterlichen, heiligen Johannisdorden überzugehen. Dem Grafen war dieser Plan sehr angenehm; aber sie wußte nicht, wie sie es dem Sohne auf eine recht reizende Weise darstellen könnte. Ihr letzter Brief an ihn trug es ihm endlich ausführlich vor, wie viel Glück noch in der Welt-Thätigkeit warte und wie leicht er noch dazu gelangen könne . . . Johannes lehnte das Anerbieten ab, nicht weil er sein jetziges Leben für löblicher halte, sondern weil es ihm nothwendig, ihm Bestimmung sei; übrigens erklärte er sich ganz frei, daß er ihre Gesinnung über das Glück und die Thätigkeit dieses Lebens theile, daß die Meinungen von der Eitelkeit und Nichtigkeit dieser Welt Mißverständnisse wären, daß unfer Glaube eine Religion des Lebens, weder der Freude noch des Jammers sei . . . Der Brief hatte die Mutter ungemein getröstet. Welche Freude ist es einer Mutter, von ihrem Sohne belehrt zu werden, sie dankte dem Himmel in ihrer Kammer für die gnädige Föhrung ihres Lebens und segnete ihre Kinder, die vor dem Fenster sich auf einem Plage herumtummelten . . .

Der Graf versuchte eine Melodie auf der Guitarre, die in seinem Kopfe wogte und immer rührender und anziehender unter seinen Fingern sich gestaltete. Die Fürstin saß auf einem breiten Sessel im Fenster; bald sah sie ihn an, bald stützte sie sich auf ihren Arm und hörte ihn wie aus weiter Ferne. Wiederum mißdeutete sie das Trauernde seiner Melodie, sie glaubte darin eine verhaltene Sehnsucht ausgedrückt; er sollte nicht mehr leiden, dachte sie, zu lange dauere seine Qual, er ist zu bescheiden, zu fordern, was er meiner Geburt und Bestimmung unangemessen glauben könnte; ich selbst will den Hauptschritt thun, und herrscht er dann über mein Land, wie er über mich herrscht, was kimmert's ihn, ob er den Titel eines Fürsten tragen darf, er ist ein Zauberpruch, der mächtiger wirkt, je heimlicher er gehalten ist. O Stolz meiner Ahnen, o Stolz meiner Liebe, jener möchte ihn beherrschen und dieser sich ewig ihm unterwerfen!

Die Fürstin zählte an den Blumenblättern ab, ob sie sich der Herzogin oder der Gräfin erklären sollte, ihrer Thätigkeit war dieser unklare Zustand der drückendste; Bestimmtheit in allem war nicht bloß ihr Grundsatz, sondern auch ihre Art. Sie befand sich mit der Gräfin allein, um die Nachmittagsruhe zu halten; sie brachte zitternd die ersten Worte heraus und bat die Gräfin, die Thüren verriegelt zu lassen, weil sie ihr eine merkwürdige Geschichte aus ihrer Familie vertrauen wolle. Die Gräfin erfüllte ihre Bitte. Die Fürstin entwarf nun mit der ganzen Gewalt ihrer Rede ein Gemälde ihres Zustandes und wie sie in des Grafen Seele zu lesen glaubte, wie er zu ihr gezogen werde und seiner Frau doch nicht entsagen könne . . . Die Gräfin erblaßte, sie litt schon seit einiger Zeit an Ohnmachten; in süßer Vergessenheit ihres Schmerzes sank sie in die Arme der Fürstin. Jetzt stie das Mitleid wieder heiß in die Gedanken der Fürstin, sie fürchtete sich davor, daß der Graf einretten möchte; alle Aufmerksamkeiten und Liebsohnungen, mit denen er so oft in ihrer Gegenwart seine Frau erweut hatte, fielen ihr ein, und sie wurde auf einmal an der Leidenschaft irre, die sie in ihm vorausgesetzt hatte — die menschliche Betrachtung drängt auch in ihrer höchsten Verwirrung noch in Augenblicken und gegen den bösen Willen der Wahrheit und Gerechtigkeit. Angstvoll drückte sie die Ohnmächtigen an ihre Brust, die mit Schauder an ihrem Busen erwachte, sich matt erhob, ihre Hände faltete und rief: Gott, du bist gerecht! . . . So schwebend zwischen der Gräfin und der Thüre stand sie wohl ein paar Minuten, ehe sie die Thüre entriegelte, und die Kammerfrau zum Beistande für die Gräfin herbeirief. Alles eilte der Gräfin zu Hülfe; niemand dachte die Fürstin als Ursache dieser Zufälle, die er so oft in der letzten Zeit mehrmals, aber unendlich schwächer gehabt hatte. . . .

Die Gräfin hatte inzwischen unglaublich gelitten; der Leibarzt der Herzogin gab wenig Hoffnung bei diesem unerklärlichen Zustande; jedermann wünschte und fürchtete die Ankunft des Grafen; die Herzogin sah von Zeit zu Zeit nach der Landstraße und betete mit Ungeduld, daß er doch endlich zurückkäme; endlich sieht sie Staub, es kommt ein Reiter, aber auch eine

Aufsicht, und sie bedauert die Fremden, die zu solchem Jammer ankommen. Fröhlich jagt der Graf neben dem Wagen her, der den Minister mit seinen Begleitern in ungebuldiger heiterer Erwartung zum Schlosse führt. Auf dem Wege, der in der Nähe des Gartenhauses vorbeiführt, hört der Graf das Jammergeschrei der beiden Sterbenden, er springt vom Pferde, der Minister aus dem Wagen; der Fremde ruft aus dem Fenster ihm entgegen, er möchte eilen, ein großes Unglück sei geschehen. Ehe er in's Haus getreten, sieht ihn einer seiner herbeigeeilten Bedienten an, er möchte zu seiner sterbenden Frau eilen; das Blut läuft ihm in schrecklicher Verwirrung durcheinander, aber der Gedanke an seine Frau führt ihn unbewußt nach dem Schlosse, während er dem Minister winkt, nach dem Gartenhause zu gehen. Der Minister eilt die Treppe hinauf, von dem Fremden gefilhet, er weiß nicht, was seiner wartet; als er in's Zimmer tritt, findet er die Fürstin, seine verehrte Freundin und Beherrscherin, sehr entsetzt auf dem Sopha liegen. Der Minister wirft sich bei der Fürstin nieder und fragt abgewandt: Was ist geschehen? Wie ist zu helfen? Die Fürstin erkennt ihn gleich und sagt: Sie hier, mein alter Freund, mir ist nicht zu helfen, war der Graf nicht vor der Thür? Ich glaubte, seine Stimme zu hören. Der Minister antwortete ihr, daß der Graf eben hätte eintreten wollen, als er zu seiner sterbenden Gattin gerufen worden. Das Gesicht der Fürstin verzieht sich schmerzlich, sie seufzt: Der Graf will mich nicht sehen, ich soll ihn nicht mehr sehen, und die Gräfin stirbt! Armer Vater, das ist mein Werk, aber nicht mein Wille. Ich kann nicht mehr aufstehen, gern möchte ich die Gräfin um Verzeihung ansehen. Fast ohne Neure, hart und wild, wie zu einem hoffnungslosen Kampfe, in welchem sie doch die gute Sache auf ihrer Seite glaubte, starrte sie dem Tode entgegen, der Arzt kam zu spät.

Der Minister trat in's Schloß, wo alle in dumpfer Betäubung umherschlichen, keiner ihn fragte, zu wem er wolle, wo seiner seine Fragen beantwortete; er irrte umher und traf endlich auf die Herzogin, die er fragte, wo seine Töchter zu finden wären. Die Herzogin küßte ihm die Hand und sagte: Mein theurer Vater, wie müssen wir uns wiedersehen? Gehen Sie nicht weiter, im nächsten Zimmer liegt Ihre sterbende Tochter Dolores, die ich vor wenig Stunden gesund verlassen; sie ringt mit fürchterlichen, unerklärlichen Träumen, die ineinander sich vermehren und keiner mehr beschwichtigen kann. Ich habe mich einen Augenblick entfernt, denn meine ganze Seele ist zerrissen, und selbst dem himmlischen Troste ist mein Herz geschlossen. Bei diesen Worten sank sie schluchzend in des Vaters Arme.

Die Sonne sank unter, und das Geheimniß umschloß noch alle, da kam der geistliche Sohn Johannes, den eine Botschaft aus dem Schlosse hibernesen, und trat an seiner Mutter Beit. Bei seinem Anblicke kam ihr die Klarheit des Geistes wieder. O dieser schönen letzten Klarheit! Sie war so ganz bei sich, als sollte sie noch eine Ewigkeit unter den theuern Seelen leben, die sie so bald verlassen sollte, die sie aber wohl noch als ein allgegenwärtiger liebevoller Schutzgeist umwehen mag. Die ersten Aeußerungen ihres erwachten Bewußtseins waren Großmuth und Aufopferung; sie sagte dem Grafen, daß sie nach ihrem Tode keine Frau wüßte, die ihm tröstlicher sein könnte, die ihm und ihren Kindern mehr zugehan wäre, als die Fürstin; Deutschland würde ihn freudig empfangen. Der Graf hielt diese Aeußerung noch für bewußtlose Schwärmerei und bat alle umher, von dem Tode der unseligen Fürstin zu schweigen; die Gräfin aber hatte dies vernommen und erfragte allmählig die traurige Begebenheit, sie betrauerte die Fürstin und erstaute sich der unwandelbaren Liebe ihres Karls. . . . Noch gedachte sie ihres Vaters mit Sehnsucht, und auch dieser Wunsch war ihr durch seine Nähe gewährt. Sie fühlte sich sehr schwach und begehrte die letzte Oelung aus den Händen ihres Sohnes Johannes, in welchem nur das Schluchzen ihrer Lieben zuweilen die fromme Regung unterbrach, draußen hatte Sturm die Himmelsstacheln ausgelöscht, und die Schiffe wurden entmastet vorübergetrieben. Dolores betete mit Erhebung und segnete die Thron, sie gedachte der am Morgen aufgefundenen Worte Christi: Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein: da stillte ein Blutstrom den betenden Mund, ihr Tod war kein Kampf mehr wie ihr Leben, sondern der Anfang des Friedens.

Ewige Gerechtigkeit, warum mußte sie sterben? Daß dir schaudere, Mensch, vor der Gewalt der göttlichen Leidenschaft, der allmächtigen Liebe, welche von der Jugend so oft in thörichtem Leichtsinne aufgesucht und ausgefordert wird — daß dir nicht graue vor dem Tode, sterblicher Mensch, denn er ist dir gewiß; daß du gedenkest in ihm deines Lebens und dessen uner schöplich reicher Erfahrung. Der Zukunft gehört alle Welterfahrung, möge keinem ihre gute Lehre zu spät kommen; wer sich nicht verschließt, dem ist sie nicht verschlossen, in ihr lebet alles Vergangene ein vollkommenes Leben. Der Mensch steht aufgerichtet in der Welt, daß er sich umschauere mit offenen Augen: oft will er sich begnügen mit seinem Kreise, aber die Noth treibt ihn gewaltiam auf die Höhen, die seinen Blick erst beschränkten; da strahlt ihm das Licht der Welt, sie liegt unter ihm, die dunkle Erde scheint leuchtend, oben umschließt ihn das ewige Blau. Zu dem Lichte möchte der Mensch dann aufsteigen, da beweist ihm die irdische Schwere schwindelnd in ihm ihre letzte Macht. Er fühlt, daß sie ihn stürzen kann, und er betet zu

allem, was ihn erhoben, daß es ihn nicht zu schanden werden lasse. Da scheidet sich sein Wesen, das Blut aus tiefem irdischen Triebe aufwallend zur höheren reinen Luft füllt den betenden, dürstenden Mund, der Mensch stürzt nieder, sein Göttliches steigt empor. — Dies ist der Tod auf den Höhen der Welt, so beschreiben ihn die Reisenden, die hohe Berge bestiegen.

7. Friedrich von Hardenberg (Fr. Novalis).

(1772 — 1801.)

(Fr. v. S. Schriften, herausgegeben v. F. Schlegel und F. Tieck, 1802. 2 Theile. 5. Aufl. 1837. 3 Theile. 1846.

1. Wenn ich ihn nur habe.

(Geistliche Lieber.)

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Wiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.
Wenn ich ihn nur habe,
Lass' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.
Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich ruhig ein,
Ewig wird zu süßter Labe

Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erreichen und durchdringen.
Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelstnabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeseht im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.
Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

2. Wenn alle untreu werden.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Filt mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.
Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du siehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei,
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treu'ste Liebe sieget,
Am Ende stülht man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.
Ich habe dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Lass' innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und surten liebend nieder
Und fallen dir an's Herz.

3. Hymne.

Wenige wissen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerfätlichkeit
Und ewigen Durst.
Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens sog,
Wem heilige Blut
In zitternde Wellen das Herz schmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,

Wird essen von seinem Leibe
Und trinken von seinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdischen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
Einst ist alles Leib,
Ein Leib,
Im himmlischen Blute
Schwimmt das selige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleisch
Aufquölle der Fels!

Nie endigt das süße Mahl,
 Nie sättigt die Liebe sich.
 Nicht innig, nicht eigen genug
 Kann sie haben den Geliebten.
 Von immer zärteren Lippen
 Verwandelt wird das Genossene
 Jungerlicher und näher.
 Heißere Wollust
 Durchbebt die Seele.
 Durstiger und hungrier
 Wird das Herz.
 Und so währet der Liebe Genuß

Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
 Hätten die Nüchternen
 Einmal gelostet,
 Alles verlassen sie
 Und setzten sich zu uns
 An den Tisch der Sehnsucht,
 Der nie leer wird.
 Sie erkennen der Liebe
 Unendliche Fülle
 Und priesen die Nahrung
 Von Leib und Blut.

4. Aus: Fragmente und verstreute Blätter.

Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden.

Freiheit und Unsterblichkeit gehört, wie Raum und Zeit, zusammen; wie Welt und Ewigkeit gleichsam Raum und Zeit ausfüllen, so füllt Allmacht und Allgegenwart jene beiden Sphären.

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille, weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseins so mannigfaltiger Naturen, die Ahnung höherer, ewiger Blüten und Früchte und die dunkle Sympathie mit der gefellig sich entfaltenden Welt.

Jede Stufe der Bildung fängt mit der Kindheit an. Daher ist der am meisten gebildete indische Mensch dem Kinde so ähnlich.

Der Mensch besteht in der Wahrheit. Gibt er die Wahrheit Preis, so gibt er sich selbst Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth sich selbst.

Wenn der Mensch nicht weiter kann, so hilft er sich mit einem Machtspruche, oder einer Machthandlung, einem raschen Entschluß.

Die Erhebung ist das vortrefflichste Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Kollisionen zu kommen.

Die Moral ist das Gewissen, Richterin ohne Gesetz; sie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; sie ist durchaus Entschlossenheit. Gesetze sind der Moral durchaus entgegen.

Unschuld und Unwissenheit sind Schwestern. Es gibt aber edle und gemeine Schwestern. Die gemeine Unschuld und Unwissenheit sind sterblich; sie haben hübsche Gesichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schwestern sind unsterblich, ihre hohe Gestalt ist unabänderlich, und ewig leuchtet ihr Antlitz vom Tage des Paradieses. Beide wohnen im Himmel und besuchen nur die edelsten und geprüftesten Menschen.

Die Moral ist, wohl verstanden, das eigentliche Lebens-Element des Menschen. Sie ist innig Eins mit der Gottesfurcht. Unser eigener sittlicher Wille ist Gottes Wille. Indem wir seinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unser eigenes Daseyn, und es ist, als hätten wir um unser selbst willen, aus innerer Natur so gehandelt.

8. Heinrich von Kleist.

(1776 — 1811.)

1. Aus: Michael Kohlhaas.

(Erzählungen, 1810 — 1811.)

Michael Kohlhaas, ein Roskamm aus der Altmark, will mit seinen Pferden auf die Leipziger Messe ziehen, wird unterwegs von den Leuten des Junkers Tronka angehalten, und zwei seiner besten Pferde werden ihm abgepfändet. Er reicht darüber eine Klage in Sachsen und Brandenburg ein, wurde aber abgewiesen. Empört läßt er dem Junker einen Abjagebrief zugehen, brennt seine Burg nieder, verläßt die Gegend um Dresden und Leipzig. Luther kennzeichnet ihn durch ein Placat als aufvergessenen Rebell und fordert ihn auf, sein grausames Spiel einzustellen. Man verspricht ihm sicherens Geleit, hält dasselbe aber nicht, und er wird als Landfriedensbrecher enthauptet.

Kohlhaas besucht Luther in Wittenberg.

Kohlhaas wälzte eben auf dem Schlosse zu Rügen einen neuen Plan, Leipzig einzunähern, in seiner zerrissenen Brust herum, als Sternbald und Waldmann das Placat, das zur Nacht-

zeit an den Thorweg des Schlosses angeschlagen war, zu ihrer großen Bestürzung bemerkten. Vergebens hofften sie durch mehrere Tage, daß Kohlhaas, den sie nicht gern deshalb antreten wollten, es erblicken würde; finster und in sich gefehrt in der Abendstunde erschien er zwar, aber bloß, um seine kurzen Befehle zu geben, und sah nichts, dergestalt, daß sie an einem Morgen, da er ein paar Knechte, die in der Gegend wider seinen Willen geplündert hatten, aufkuppeln lassen wollte, den Entschluß faßte, ihn darauf aufmerksam zu machen. Eben kam er, während das Volk von beiden Seiten schüchtern auswich, in dem Aufzuge, der ihm seit seinem letzten Mandat gewöhnlich war, von dem Richterplat zurück: ein großes Cherubsschwert auf einem rothledernen Kissen, mit Quasten von Gold verziert, ward ihm vorangetragen, und zwölf Knechte mit brennenden Fackeln folgten ihm: da traten die beiden Männer, ihre Schwerter unter dem Arm, so daß es ihn befremden mußte, an den Pfeiler, an welchem das Placat angeheftet war, herum. Kohlhaas, als er mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in Gedanken vertieft, unter das Portal kam, schlug die Augen auf und stutzte; und da die Knechte bei seinem Anblick ehrerbietig auswichen, so trat er, indem er sie zerstreut ansah, mit einigen raschen Schritten an den Pfeiler heran. Aber wer beschreibt, was in seiner Seele vorging, als er das Blatt, dessen Inhalt ihn der Ungerechtigkeit zieh, daran erblickte, unterzeichnet von dem theuersten und verehrungswürdigsten Namen, den er kannte, von dem Namen Martin Luthers! Eine dunkle Röthe stieg in sein Antlitz empor; er durchlas es, indem er den Helm abnahm, zweimal von Anfang bis zu Ende, wandte sich dann mit ungewissen Blicken mitten unter die Knechte zurück, als ob er etwas sagen wollte, und sagte nichts; er löste das Blatt von der Wand, durchlas es noch einmal und rief: Waldmann! laß mir mein Pferd fatten! Sojam: Sternbald! folge mir bis in's Schloß! und verschwand. Mehr als dieser wenigen Worte bedurfte es nicht, um ihn in der ganzen Verberblichkeit, in der er da stand, plötzlich zu entwasfnen. Er warf sich in die Verkleidung eines thüringischen Landpächters, sagte Sternbald, daß ein Geschäft von bedeutender Wichtigkeit ihn nach Wittenberg zu reisen nöthige, übergab ihm in Gegenwart eines der vorzüglichsten Knechte die Anführung des in Lützen zurückbleibenden Hausens, und zog unter der Versicherung, daß er in drei Tagen, binnen welcher Zeit kein Angriff zu fürchten sei, wieder zurück sein werde, nach Wittenberg ab.

Er kehrte unter einem fremden Namen in ein Wirthshaus ein, wo er, sobald die Nacht angebrochen war, in seinem Mantel und mit ein paar Pistolen versehen, die er in der Tronka erbeutet hatte, zu Luthern ins Zimmer trat. Luther, der unter Schriften und Büchern an seinem Pulte saß und den fremden besondern Mann die Thür öffnen und hinter sich verriegeln sah, fragte ihn, wer er sei und was er wolle? und der Mann, der seinen Hut ehrerbietig in der Hand hielt, hatte nicht sobald mit dem schüchternen Vorgefühl des Schredens, den er verursachen würde, erwidert: daß er Michael Kohlhaas der Roßhändler sei, als Luther schon: weicht fern hinweg! ausrief, und indem er vom Pult ersehend, nach einer Klingel eilte, hinzusetzte: Dein Odem ist Pest und deine Nähe Verderben! Kohlhaas, indem er ohne sich vom Platz zu regen, sein Pistol zog, sagte: Hochwürdiger Herr, dies Pistol, wenn ihr die Klingel rührt, streckt mich leblos zu euren Füßen nieder! setzt euch und hört mich an; unter den Engeln, deren Psalme ihr aufschreibt, seid ihr nicht sicherer, als bei mir. Luther, indem er sich niedersetzte, fragte: Was willst du? Kohlhaas erwiderte: eure Meinung von mir, daß ich ein ungerechter Mann sei, widerlegen! Ihr habt mir in eurem Placat gesagt, daß meine Obrigkeit von meiner Sache nichts weiß: wohl an, verschafft mir freies Geleit, so gehe ich nach Dresden und lege sie ihr vor. Heillosen und entfeglicher Mann! rief Luther, durch diese Worte verwirrt zugleich und bernhigt: Wer gab dir das Recht, den Junker von Tronka in Verfolg eigenmächtiger Rechtsschlüsse zu überfallen, und da du ihn auf seiner Burg nicht fandest, mit Feuer und Schwert die ganze Gemeinschaft heinzusuchen, die ihr beschirmt? Kohlhaas erwiderte: Hochwürdiger Herr, niemand, fortan! Eine Nachricht, die ich aus Dresden erhielt, hat mich getäuscht, mich verführt! Der Krieg, den ich mit der Gemeinschaft der Menschen führe, ist eine Missethat, sobald ich aus ihr nicht, wie ihr mir die Versicherung gegeben habt, verstoßen war! Verstoßen! rief Luther, indem er ihn ansah. Welch eine Naserei der Gedanken ergriff dich? Wer hätte dich aus der Gemeinschaft des Staates, in welchem du lebst, verstoßen? Ja, wo ist, so lange Staaten bestehen, ein Fall, daß jemand, wer es auch sei, daraus verstoßen wäre? — Verstoßen, antwortete Kohlhaas, indem er die Hand zusammenbrückte, nenne ich den, dem der Schutz der Geseze versagt ist! Denn dieses Schutzes zum Gedeihen meines friedlichen Gewerbes bedarf ich; ja er ist es, dessenhalb ich mich mit dem Kreis dessen, was ich erworben, in diese Gemeinschaft stülchte; und wer mir ihn versagt, der stößt mich zu den Wilden der Einöde hinaus; er gibt mir, wie wollt ihr das leugnen, die Keule, die mich selbst schülzt, in die Hand. — Wer hat dir den Schutz der Geseze versagt? rief Luther. Schrieb ich dir nicht, daß die Klage, die du eingereicht, dem Landesherrn, dem du sie eingereicht, fremd ist? Wenn Staatsdiener hinter seinem Rücken Prozesse unterschlagen oder sonst seines geheiligten Namens in seiner Unwissenheit spotten, wer anders als Gott darf ihn wegen der Macht solcher Diener zur Rechenschaft ziehen, und bist du, gottverdammter und entfeglicher Mensch, befugt, ihn deshalb zu

richten? Wohlan, versetzte Kohlhaas, wenn mich der Landesherr nicht verstößt, so kehre ich auch wieder in die Gemeinschaft, die er beschirmt, zurück. Verschafft mir, ich wiederhole es, freies Geleit nach Dresden: so lasse ich den Hufen, den ich im Schloß zu Lützen verjammert, auseinandergehen und bringe die Klage, mit der ich abgewiesen, noch einmal bei dem Tribunal des Landes vor. Luther mit verdrießlichem Gesicht warf die Papiere, die auf seinem Tische lagen, übereinander und schrie. Die trotzigc Stellung, die dieser feltfame Mann im Staate einnahm, verdros ihn; und den Rechtschluß, den er von Kohlhaasenbrück aus an den Junker erlassen, erwägend, fragte er, was er denn von dem Tribunal zu Dresden verlange? Kohlhaas antwortete: Bestrafung des Junkers den Gesezen gemäß, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand und Ersatz des Schadens, den ich sowohl als mein bei Mlischberg gefallener Knecht Herse durch die Gewalt, die man an uns verübte, erlitten. — Luther rief: Ersatz des Schadens! Summen zu Tausenden, bei Juden und Christen, auf Wechsel und Pfänder hast du zur Bestreitung deiner wilden Selbststrafe aufgenommen. Wirst du den Werth auch auf der Rechnung, wenn es zur Nachfrage kommt, ansetzen? Gott behüte! erwiderte Kohlhaas. Haus und Hof und den Wohlstand, den ich beßessen, fordere ich nicht zurück, so wenig als die Kosten des Begräbnißes meiner Frau! Hersens alte Mutter wird eine Berechnung der Heilkosten und eine Spezifikation dessen, was ihr Sohn in der Tronkenburg eingeblüßt, bebringen und den Schaden, den ich wegen Nichtverkaufs der Rappen erlitten, mag die Regierung durch einen Sachverständigen abschätzen lassen. — Luther sagte: Rasenber, unbegreiflicher und entseßlicher Mensch! und sah ihn an. Nachdem dein Schwert sich an dem Junker Rache genommen, die grimmigste, die sich erdenken läßt: was treibt dich, auf ein Erkenntniß gegen ihn zu bestehen, dessen Schärfe, wenn es zuletzt fällt, ihm mit einem Gewicht von so geringer Erheblichkeit nur trifft? — Kohlhaas erwiderte, indem ihm eine Thräne über die Wangen rollte: Hochwürdiger Herr, es hat mich meine Frau gekostet. Kohlhaas will der Welt zeigen, daß sie in keinem ungerechten Handel ungetommen ist. Thut euch in diesen Stücken meinem Willen und laßt den Gerichtshof sprechen; in allem andern, was sonst noch streitig sein mag, füge ich mich euch. Luther sagte: Schau her, was du forderst, wenn anders die Umstände so sind, wie die öffentliche Stimme hören läßt, ist gerecht; und hättest du den Streit, bevor du eigenmächtig zur Selbststrafe geschritten, zu des Landesherrn Entscheidung zu bringen gewußt, so wäre dir deine Forderung, zu weise ich nicht, Punkt vor Punkt bewilligt worden. Doch hättest du nicht, alles erwogen, besser gethan, du hättest um deines Erlösers willen, dem Junker vergeben, die Rappen, dürrc und abgehämt, wie sie waren, bei der Hand genommen, dich aufgesetzt und zur Dickfütterung in deinem Stall nach Kohlhaasenbrück heimgewandert? Kohlhaas antwortete: kann sein! indem er an's Fenster trat: kann sein! auch nicht! Hätte ich gewünskt, daß ich sie mit Blut aus dem Herzen meiner lieben Frau würde auf die Beine bringen müssen: kann sein, ich hätte gethan, wie ihr gesagt, hochwürdiger Herr, und einen Scheffel Hafer nicht gescheut! Doch weil sie mir einmal so theuer zu stehen gekommen sind, so habe es dann, meine ich, seinen Lauf: Laßt das Erkenntniß, wie es mir zukommt, sprechen und den Junker mir die Rappen auf-füttern. — Luther sagte, indem er unter mancherlei Gedanken wieder zu seinen Papieren griff, er wolle mit dem Kurfürsten seinethalben in Unterhandlung treten. Inzwischen möchte er sich auf dem Schlosse zu Lützen still verhalten; wenn der Herr ihm freies Geleit bewillige, so werde man es ihm auf dem Wege öffentlicher Anplachung besamt machen. — Zwar, fuhr er fort, da Kohlhaas sich herabbog, um seine Hand zu küssen: ob der Kurfürst Gnade für Recht ergehen lassen wird, weiß ich nicht; denn einen Heerhaufen, vernahm ich, zog er zusammen und steht im Begriff, dich im Schlosse zu Lützen aufzuheben; inzwischen, wie ich dir schon gesagt habe, an meinem Bemühen soll es nicht liegen. Und damit stand er auf und machte Anstalt ihn zu entlassen. Kohlhaas meinte, daß seine Firsprache ihn über diesen Punkt völlig beruhige; worauf Luther ihn mit der Hand griffte, jener aber plötzlich ein Knie vor ihm senkte und sprach: er habe noch eine Bitte auf dem Herzen. Zu Pfingsten nämlich, wo er an den Tisch des Herrn zu gehen pflege, habe er die Kirche dieser seiner kriegerischen Unternehmung wegen ver-säumt; ob er die Genogenheit haben wolle, ohne weitere Vorbereitung seine Beichte zu empfangen und ihm zur Auswechslung dagegen die Wohlthat des heiligen Sacramentes zu ertheilen? Luther, nach einer kurzen Besinnung, indem er ihn scharf ansah, sagte: ja Kohlhaas, das will ich thun! Der Herr aber, dessen Leib du begehrst, vergab seinem Feind. Willst du, setzte er, da jener ihn betreten ansah, hinzu, dem Junker, der dich beleidigt hat, gleichfalls vergeben, nach der Tronkenburg gehen, dich auf deine Rappen setzen und sie zur Dickfütterung nach Kohlhaasenbrück heimreiten? Hochwürdiger Herr, sagte Kohlhaas erröthend, indem er seine Hand ergriß, — nun? — der Herr auch vergab allen seinen Feinden nicht. Laßt mich dem Kurfürsten, meinen beiden Heeren, dem Schloßvogt und Verwalter, den Herren Hinz und Kunz, und wer mich sonst in dieser Sache gekränkt haben mag, vergeben: den Junker aber, wenn es sein kann, nöthigen, daß er mir die Rappen wieder dick füttere. Bei diesen Worten kehrte ihn Luther mit einem mißvergnügten Blick den Rücken zu und zog die Klingel. Kohlhaas, während dadurch herbeigerufen ein Famulus sich mit Licht in dem Vorjaal meldete, stand betreten, indem

er sich die Augen trocknete, vom Boden auf; und da der Famulus vergebens, weil der Riegel vorgehoben war, an der Thür wirkte, Luther aber sich wieder zu seinen Papieren niedergelegt hatte: so machte Koblhaas dem Manne die Thür auf. Luther, mit einem kurzen auf den fremden Mann gerichteten Seitenblick, sagte dem Famulus: leuchte! worauf dieser, über den Besuch, den er erblickte, ein wenig befremdet, den Hausschlüssel von der Wand nahm und sich, auf die Entfernung desselben wartend, unter die halb offene Thür des Zimmers zurückbegab. — Koblhaas sprach, indem er seinen Hut zwischen beide Hände nahm: und so kann ich, hochwürdigster Herr, der Wohlthat, versöhnt zu werden, die ich mir von euch erbat, nicht theilhaftig werden? Luther antwortete kurz: deinem Heiland, nein! dem Landesherrn — das bleibt einem Versuch, wie ich dir versprach, vorbehalten! und damit winkte er dem Famulus, das Geschäst, das er ihm aufgetragen, ohne weiteren Aufschub abzumachen. Koblhaas legte mit dem Ausdruck schmerzlicher Empfindung seine beiden Hände auf die Brust, folgte dem Manne, der ihm die Treppe hinunterleuchtete, und verschwand.

2. Aus: Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe.

(Ein großes historisches Ritterstück, 1810.)

Käthchen, die vermeintliche Tochter eines Heilbronner Waffenschmieds, wird bei ihrer ersten Begegnung mit dem Grafen Wetter von Strahl in der Werkstatt ihres Vaters von dem Eindruck, den dieser auf sie macht, so bewirkt, daß sie ihn liebt und ihm auf seinen Kriegszügen überall hin folgt. In ihrem Weien ist die reinste Unschuld mit einem nachwandlerischen Zuge gepaart und es versteht sich, trotz aller Demüthigungen, welche sie zu ertragen hat, für sie von selbst, daß der Graf ihr Gemahl wird, was schließlich auch geschieht, zumal sich herausstellt, daß sie des Kaisers Tochter ist.

Scene: Am äußern Malerzug des Schlosses Wetterstrahl, auf Felssteinen, die mit einer Strohmatte bedeckt und von Hollundergebüsch umgeben, ein Ruheplatz, auf dem Käthchen schläft. Der Graf läßt sich vor ihr nieder.

	Gr. v. Strahl.	Käthchen.
Käthchen!	Schläfst du?	Das thur' mein hoher Herr.
	Käthchen.	Gr. v. Str. (als ob er rief).
	Nein, mein verehrter Herr.	He, Gottschalk! —
	(Pause.)	Wo laß ich doch das Pferd? — Gottschalk!
Gr. v. Str.		Wo bist du?
Und doch hast du die Augenlider zu.		Käthchen.
	Käthchen.	Je, laß es stehen. Die Piese läuft nicht weg.
Die Augenlider?		Gr. v. Str. (lächelt.)
	Gr. v. Str.	Meinst du? — Nun denn, so sei's!
	Ja; und fest diknt mich.	(Pause. — Er rassel mit seiner Rüstung.)
	Käthchen.	Mein liebes Käthchen.
Ach, geh!		(Er faßt ihre Hand.)
	Gr. v. Str.	Käthchen.
Was! Nicht? du hättst die Augen auf?		Mein hoher Herr!
	Käthchen.	Gr. v. Str.
Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr;		Du bist mir wohl recht gut?
Ich sehe dich ja, wie du zu Pferde sitzt.		Käthchen.
	Gr. v. Str.	Gewiß! von Herzen.
So! — auf dem Fuchs — nicht?		Gr. v. Str.
	Käthchen.	Aber ich — was meinst du?
Nich. doch! Auf dem Schimmel.		Ich nicht.
	(Pause.)	Käthchen (lächelnd).
	Gr. v. Str.	O Schelm!
Wo bist du denn, mein Herzchen? Sag' mir an.		Gr. v. Str.
	Käthchen.	Was, Schelm! Ich hoff' —?
Auf einer schönen, großen Wiese bin ich,		Käthchen.
Wo alles bunt und voller Blumen ist.		O geh! —
	Gr. v. Str.	Verliebt ja, wie ein Käfer, bist du mir.
Ach, die Bergzweinnicht! Ach, die Kamillen!		Gr. v. Str.
	Käthchen.	Ein Käfer! Was? Ich glaub', du bist —?
Und hier die Weichen; schau! ein ganzer Busch.		Käthchen.
	Gr. v. Str.	Was sagst du?
Ich will vom Pferde niedersteigen, Käthchen,		Gr. v. Str. (mit einem Seufzer).
Und mich in's Gras ein wenig zu dir setzen.		Ihr Glaub' ist, wie ein Thurm, so fest ge-
— Soll ich?		gründet! —

Sei's! Ich ergebe mich darein — Doch, Käthchen,
Wenn's ist, wie du mir sagst —

Käthchen.

Nun? Was beliebt?

Gr. v. Str.

Was, sprich, was soll d'raus werden?

Käthchen.

Was d'raus soll werden?

Gr. v. Str.

Ja! Hast du's schon bedacht?

Käthchen.

Je nun.

Gr. v. Str.

— Was heißt das?

Käthchen.

Zu Otern, über's Jahr, wirst du mich heuern.

Gr. v. Str. (das Lachen verbeißend).

So! Heuern? In der That? Das wußt' ich
nicht!

Kathrinchen, schau! — Wer hat dir das
gesagt?

Käthchen.

Das hat die Mariane mir gesagt.

Gr. v. Str.

So! Die Mariane! Ei! Wer ist denn das?

Käthchen.

Das ist die Magd, die sonst das Haus uns
setzte.

Gr. v. Str.

Und die, die wußt' es wiederum — von wem?

Käthchen.

Die sah's im Blei, das sie geheimnißvoll
In der Sylvesternacht mir zugegossen.

Gr. v. Str.

Was du mir sagst! Da prophezeigte sie — ?

Käthchen.

Ein großer, schöner Ritter würd' mich heuern.

Gr. v. Str.

Und nun meinst du so frischweg, das sei ich?

Käthchen.

Ja, mein verehrter Herr.

(Paus.)

Gr. v. Str. (gerührt).

— Ich will dir sagen,

Mein Kind, ich glaub', es ist ein anderer.

Der Ritter Flamberg. Oder sonst — was
meinst du?

Käthchen.

Nein, nein!

Gr. v. Str.

Nicht?

Käthchen.

Nein, nein, nein!

Gr. v. Str.

Warum nicht? Rede!

Käthchen.

— Als ich zu Bett' ging, da das Blei ge-
gossen,

In der Sylvesternacht, bat ich zu Gott,
Wenn's wahr wär', was mir die Mariane
sagte,

Mächt' er den Ritter mir im Traume zeigen.

Und da erschiens du ja, um Mitternacht

Leibhaftig, wie ich jetzt dich vor mir sehe,

Als deine Braut mich liebend zu begrüßen.

Gr. v. Str.

Ich wär' dir — Herzchen? Davon weiß ich
nichts.

— Wann hätt' ich dich — ?

Käthchen.

In der Sylvesternacht —

Wenn wiederum Sylvester kommt, zwei Jahr.

Gr. v. Str.

Wo? In dem Schloß zu Strahl?

Käthchen.

Nicht! In Heilbronn;
Im Kämmerlein, wo mir das Bette steht.

Gr. v. Str.

Was du da schwatzst, mein liebes Kind. —

Ich lag

Und obenein todtkrank, im Schloß zu Strahl.

(Paus. — Sie seufzt, bewegt sich und küßelt etwas.)

Gr. v. Str.

Was sagst du?

Käthchen.

Wer?

Gr. v. Str.

Du!

Käthchen.

Ich? Ich sagte nichts.

(Paus.)

Gr. v. Str. (für sich).

Selt' sam, beim Himmel! In der Sylvester-
nacht —

(Er träumt vor sich nieder.)

— Erzähl' mir doch etwas davon, mein
Käthchen!

Kam ich allein?

Käthchen.

Nein, mein verehrter Herr.

Gr. v. Str.

Nicht? — Wer war bei mir?

Käthchen.

Ach, so geh'!

Gr. v. Str.

So rede!

Käthchen.

Das weißt du nicht mehr?

Gr. v. Str.

Nein, so wahr ich lebe!

Käthchen.

Ein Cherubim, mein hoher Herr, war bei dir,
Mit Flügeln, weiß wie Schnee, auf beiden
Schultern,

Und Licht — o Herr! das funkelte! das glänzte! —
Der führt' an seiner Hand dich zu mir ein.

Gr. v. Str. (starrt sie an).

So wahr, als ich will selig sein, ich glaube,
Da hast du recht!

Räthchen.

Ja, mein verehrter Herr!

Gr. v. Str. (mit bestemmter Stimme).

Auf einem här'nen Kissen lagst du da,
Das Betttuch weiß, die wollne Decke roth?

Räthchen.

Ganz recht! so war's!

Gr. v. Str.

Im bloßen leichten Hemdchen?

Räthchen.

Im Hemdchen? — Nein.

Gr. v. Str.

Was! Nicht?

Räthchen.

Im leichten Hemdchen?

Gr. v. Str.

Mariane, rieffst du?

Räthchen.

Mariane, rief ich!

Geschwind! Ihr Mädchen! Kommt doch her?
Christine!

Gr. v. Str.

Sah'st groß mit schwarzem Aug' mich an?

Räthchen.

Ja, weil ich glaubt', es wär' ein Traum.

Gr. v. Str.

Stieg'st langsam,

An allen Gliedern zitternd, aus dem Bett

Und sank'st zu Füßen mir —?

Räthchen.

Und flüftertest —

Gr. v. Str. (unterbricht sie).

Und flüftertest: mein hochverehrter Herr!

Räthchen (lächelnd).

Nun! Siehst du wohl? — Der Engel zeigte
dir —

Gr. v. Str.

Das Maal! — Schützt mich, ihr Himmelschen!
Das hast du?

Räthchen.

Je, freilich!

Gr. v. Str. (reißt ihr das Tuch ab).

Wo? Am Halse?

Räthchen (bewegt sich).

Bitte, bitte!

Gr. v. Str.

O ihr Urewigen! — Und als ich jetzt
Dein Kinn erhob, in's Antlitz dir zu schauen?

Räthchen.

Ja, da kam die unselige Mariane
Mit Licht — — — und alles war vorbei;
Ich lag im Hemdchen auf der Erde da,
Und die Mariane spottete mich aus.

Gr. v. Str.

Nun steht mir bei, ihr Götter! ich bin doppelt!
Ein Geist bin ich und wandele zur Nacht!

(Er springt auf.)

Räthchen (erwacht).

Gott, meines Lebens Herr! Was widersähet
mir!

(Sie steht auf und sieht sich um.)

Gr. v. Str.

Was mir ein Traum schien, nackte Wahrheit
ist's!

Im Schloß zu Strahl, todkrank am Nervens-
fieber,

Lag ich darnieder, und hinweggeführt

Von einem Cherubim, besuchte sie

Mein Geist in ihrer Klaus' zu Heilbronn!

Räthchen.

Himmel! Der Graf!

(Sie setzt sich den Hut auf und rückt sich das Tuch zurecht.)

Gr. v. Str.

Was thu' ich jetzt? Was lass' ich?

(Pause.)

Räthchen (fällt auf ihre beiden Knie nieder).

Mein hoher Herr, hier lieg' ich dir zu Füßen,
Gewärtig dessen, was du mir verhängst!

An deines Schlosses Mauer fand'st du mich,

Trotz des Gebots, das du mir eingeschärft;

Ich schwör's, es war ein Stündchen nur zu
ruh'n.

Und jetzt will ich gleich wieder weiter geh'n.

Gr. v. Str.

Woh' mir! Mein Geist, vom Wunderlicht
geblendet,

Schwankt an des Wahnsinns grauem Hang
umher!

Dem wie begreif' ich die Verkündigung,

Die mir noch silbern wiederklingt im Ohr,

Daß sie die Tochter meines Kaisers sei?

Gottschalk (draußen).

Räthchen! He, junge Maid!

Gr. v. Str. (erhebt sie rasch vom Boden).

Geschwind erhebe dich!

Mach' dir das Tuch zurecht? Wie siehst du
aus?

9. Friedrich de la Motte Fouqué.

(1777 — 1843.)

1. Kriegslied für die freiwilligen Jäger (1813).

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir wolln ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, fest bewehrt.

O Wonne, die zu schützen,
Die uns die Liebsten sind.
Hei! laßt Kanonen blitzen!
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrsten ziehn einst wieder
Zurück in Sieger-Reihn;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glihn davon die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der sann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß:
Gott ist uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all zusammen,
Dringt lustig in den Feind.
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

2. Trost.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellst?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab,
Dein Jagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

3. Aus: Undine. (1811.)

Auf einer Erdzunge am Landsee wohnt ein alter Fischer mit seiner Frau; ihnen ist noch in spätem Alter ein Kind befehrt worden, welches eines Tages am See spielte und erkrank. Sacht seiner finden sie auf ihrer Thürschwelle ein reizendes Mädchen, das sie aufziehen. Das verlorene Kind ist inzwischen von einem kinderlosen herzoglichen Ehepaare an Kindesstatt aufgenommen und hat sich zu einer schönen Jungfrau entfaltet. Bei einem Ritterspiel gibt die hübsche Pflegetochter Bertalda dem Ritter Guldbrand v. Ringlatten den Auftrag, in den am See gelegenen berühmten Wald zu reiten und ihr über die darin hausenden Geister zu berichten. So gelangt der Ritter in die Fischerhütte, wo er von dem heitern und neckischen Weisen Undinens, des Fischermädchens, in Liebe ergriffen wird und sich mit ihm vernählt. Undine ist eine Nixe, die als solche feelenlos, durch Vernählung mit einem Manne besetzt wird. Das junge Ehepaar zieht nach der Stadt, wo Bertalda, die den Ritter liebt, zuerst erschreckt, dann aber von dem reißenden Wesen Undinens so überwältigt wird, daß sie für Undine Freundschaft empfindet und mit ihr scheinbar in Frieden lebt. Später erwacht des Ritters Liebe zu Bertalda, Undine kehrt in ihr Wellenreich zurück, erscheint aber, als Guldbrand sich mit Bertalda vernählen will, aus ihrem Elemente und tödtet ihn. —

a. Undine erzählt von ihrer Heimat.

Undine war engel mild und sanft. Der Priester konnte seine Augen gar nicht von ihr wegwenden und sagte mehrere Male zum Bräutigam: „Herr, einen Schatz hat Euch gestern die himmlische Güte durch mich Unwürdigen anvertraut; wahr! ihn, wie es sich gebührt, so wird er Euer ewiges und zeitiges Heil befördern.“

Gegen Abend hing sich Undine mit demüthiger Bärtlichkeit an des Ritters Arm und zog ihn sanft vor die Thür hinaus, wo die sinkende Sonne anmuthig über den frischen Gräsern und um die hohen schlanken Baumstämme leuchtete. In den Augen der jungen Frau schwamm es, wie Thau der Behmuth und der Liebe, auf ihren Lippen schwebte es, wie ein zartes, besorgliches Geheimniß, das sich aber nur in kaum vernehmlichen Seufzern kund gab. Sie führte ihren Liebbling schweigend immer weiter mit sich fort; was er sagte, beantwortete sie nur mit Blicken, in denen zwar keine unmittelbare Auskunft auf seine Fragen, wohl aber ein ganzer Himmel der Liebe und schüchternen Ergebenheit lag. So gelangte sie an das Ufer des übergetretenen Waldstroms, und der Ritter ersaunte, diesen in leisen Wellen verrinnend dahin rieseln zu sehen, so daß keine Spur seiner vorigen Wildheit und Fülle mehr anzutreffen war. — „Bis

morgen wird er ganz verriegelt sein," sagte die schöne Frau weinerlich, „und Du kannst ohne Widerspruch reisen, wohinaus Du willst.“ Nicht ohne Dich, Undinen,“ entgegnete der lachende Ritter; „denke doch, wenn ich auch Lust hätte, auszureisen, so müßte ja Kirche und Geistlichkeit und Kaiser und Reich drein schlagen, und Dir den Flüchtling wiederbringen.“ „Kommt Alles auf Dich an, kommt Alles auf Dich an;“ stüsterte die kleine, halb weinend, halb lächelnd. „Ich denke aber doch, Du wirst mich wohl behalten; ich bin Dir ja gar zu innig gut. Trage mich nun hinüber auf die kleine Insel, die vor uns liegt. Da soll sich's entscheiden. Ich könnte wohl leichtlich selbst durch die Wellen schlüpfen, aber in Deinen Armen ruht sich's so gut, und verführt Du mich, so hab' ich doch noch zum letzten Male anmuthig darin geruht.“ — Huldbrand, voll von einer seltsamen Bangigkeit und Nüchternheit, wußte ihr nichts zu erwidern. Er nahm sie in seine Arme und trug sie hinüber, sich nun erst besinnend, daß es dieselbe kleine Insel war, von wo er sie in jener ersten Nacht dem alten Fischer zurück getragen hatte. Jenseits ließ er sie in das weiche Gras nieder, und wollte sich schmeichelnd neben seine schöne Bürde setzen; sie aber sagte: „nein dorthin, mir gegenüber. Ich will in Deinen Augen lesen, noch ehe Deine Lippen sprechen. Höre nun recht achtsam zu, was ich Dir erzählen will.“ Und sie begann:

„Du sollst wissen, mein süßer Liebling, daß es in den Elementen Wesen gibt, die fast aussehen, wie Ihr, und sich doch nur selten vor Euch blicken lassen. In den Flammen glitzern und spielen die wunderlichen Salamander, in der Erde tief haufen die dürrn klüftigen Gnommen, durch die Wälder streifen die Waldleute, die der Luft angehören, und in den Seen und Strömen und Bächen lebt der Wassergeister ausgebreitetes Geschlecht. In klingenden Krystallgewölben, durch die der Himmel mit Sonn' und Sternen herein sieht, wohnt sich's schön: hohe Korallenbäume mit blau und rothen Früchten leuchten in den Gärten; über reinlichen Meeresland wandelt man, und über schöne, bunte Muscheln, und was die alte Welt des also Schönen besaß, daß die heutige nicht mehr sich dran zu freuen würdig ist, das überzogen die Fluten mit ihren heimlichen Silberkleiern, und unten prangen nun die edlen Denkmale, hoch und ernst, und anmuthig behaut vom liebenden Gewässer, das aus ihnen schöne Moosblumen und kränzeude Schilfbüschel hervor lockt. Die aber dort wohnen, sind gar hold und lieblich anzuschauen, meist schöner als die Menschen sind. Manch einem Fischer ward es schon so gut, ein zartes Wasserweib zu belauschen, wie sie über die Fluten herbor stieg und sang. Der erzählte dann von ihrer Schöne weiter, und solch wunderfame Frauen werden von den Menschen Undinen genannt. Du aber siehst jetzt wirklich eine Undine, lieber Freund.“

Der Ritter wollte sich eintreten, seiner schönen Frau sei irgend eine ihrer seltsamen Launen wach geworden, und sie finde ihre Lust daran, ihn mit weit erdachten Geschichten zu necken. Aber so sehr er sich dies auch vorkam, konnte er doch keinen Augenblick daran glauben; ein seltsamer Schauer zog durch sein Inneres; unfähig ein Wort herbeizubringen, starrte er unverwandten Auges die holde Erzählerin an. Diese schüttelte betrübt den Kopf, seufzte aus vollem Herzen und fuhr alsdann folgendermaßen fort:

„Wir wären weit besser daran, als Ihr andern Menschen; — denn Menschen nennen wir uns auch, wie wir es denn der Bildung und dem Leibe nach sind; — aber es ist ein gar Übles dabei. Wir und unsres Gleichen in den andern Elementen, wir zerstreut und vergehen mit Geist und Leib, daß keine Spur von uns zurückbleibt, und wenn Ihr andern demaleinst zu einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk' und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seelen; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, so lange wir leben, zerstäubt uns immer, so bald wir sterben, und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie es die Nachtigallen und Goldfischein und andere hübsche Kinder der Natur ja gleichfalls sind. Aber alles will höher, als es steht. So wollte mein Vater, der ein mächtiger Wasserfürst im mittelländischen Meere ist, seine einzige Tochter solle einer Seele theilhaftig werden, und müßte sie darüber auch viele Leiden der beseelten Leute bestehen. Eine Seele aber kann unsers Gleichen nur durch den innigsten Verein der Liebe mit einem Eures Geschlechtes gewinnen. Nun bin ich beseelt, Dir dank' ich die Seele, o Du unaussprechlich Geliebter, und Dir werd' ich es danken, wenn Du mich auch mein ganzes Leben hindurch elend machst. Denn was soll aus mir werden, wenn Du mich scheuest und mich verstoßest? Durch Trug aber mocht' ich Dich nicht behalten. Und willst Du mich verstoßen, so thu es nun, so geh allein ans Ufer zurück. Ich tauche mich in diesen Bach, der mein Dheim ist, und hier im Walde sein wunderliches Einsiedlerleben, von den übrigen Fremden entferrnet, führt. Er ist aber mächtig und vielen großen Strömen werth und theuer, und wie er mich herführte zu den Fischern, mich leichtes und lachendes Kind, wird er mich auch wieder heimführen zu den Eltern, mich beseelte, liebende, leidende Frau.“

Sie wollte noch mehr sagen, aber Huldbrand umfakte sie, voll der innigsten Nüchternheit und Liebe, und trug sie wieder ans Ufer zurück. Hier erst schwor er unter Thränen und Küßen, sein holdes Weib niemals zu verlassen, und pries sich glücklicher, als den griechischen Bildner Pygmalion, welchem Frau Venus seinen schönen Stein zur Geliebten belebt habe. Im süßen

Vertrauen wandelte Undine an seinem Arme nach der Hütte zurück und empfand nun erst von ganzem Herzen, wie wenig sie die verlassenen Krystallpaläste ihres wunderbaren Vaters bauen dürfen.

b. Wie Huldbrand Hochzeit mit Bertalda halten will.

Wenn ich Euch erzählen sollte, wie es bei der Hochzeitfeier auf Burg Rinnstetten zugeht, so würde Euch zu Muth werden, als sähet Ihr eine Menge von blanken und erfreulichen Dingen aufgehäuft, aber drüber hin einen schwarzen Trauerfior gebreitet, aus dessen verdunkelter Hülle hervor die ganze Herrlichkeit minder einer Lust glühe, als einem Spott über die Nichtigkeit aller irdischen Freuden. Es war nicht etwa, daß irgend ein gepeinigtes Unwesen die feistliche Geselligkeit verstört hätte, denn wir wissen ja, daß die Burg vor den Spukereien der dräuenden Wassergeister eine gefreite Stätte war. Aber es war dem Ritter und dem Fischer und allen Gästen zu Muth, als fehle noch die Hauptperson bei dem Feste, und als müsse diese Hauptperson die allgeliebte freundliche Undine sein. So oft eine Thür aufging, starrten aller Augen unwillkürlich dahin, und wenn es dann weiter nichts war, als der Hausmeister mit neuen Schüsseln, oder der Schenk mit einem Trunk noch edlern Weins, blickte man wieder trüb vor sich hin, und die Funken, die etwa hin und her von Scherz und Freude aufgeblüht waren, erloschen in dem Thau wehmüthigen Erinnerns. Die Braut war von allen die Leichtfertigeste, und daher auch die Vergnügteste; aber selbst ihr kam es bisweilen wunderbar vor, daß sie in dem grünen Kranze und den goldgestickten Kleidern an der Oberstelle der Tafel saze, während Undine als Leichnam starr und kalt auf dem Grunde der Donau liege, oder mit den Fluten forttreibe ins Weltmeer hinaus. Denn, seit ihr Vater ähnliche Worte gesprochen hatte, klangen sie immer vor den Ohren und wollten vorzüglich heute weder wanken noch weichen.

Die Gesellschaft verlor sich bei kaum eingebrochener Nacht, nicht aufgelöst durch des Bräutigams hoffende Ungeduld, wie sonst Hochzeitversammlungen, sondern nur ganz trüb und schwer auseinander gedrückt durch freudlose Schwermuth und Unheil kündende Ahnungen. Bertalda ging mit ihren Frauen, der Ritter mit seinen Dienern, sich auszukleiden: von dem scherzend fröhlichen Geleit der Jungfrauen und Junggesellen bei Braut und Bräutigam war an diesem trüben Feste die Rede nicht.

Bertalda wollte sich aufheitern: sie ließ einen prächtigen Schmuck, den Huldbrand ihr geschenkt hatte, sammt reichen Gewanden und Schleiern, vor sich ausbreiten, ihren morgenden Anzug auf's schönste und heiterste daraus zu wählen. Ihre Dienerinnen freuten sich des Anlasses, Vieles und Fröhliches der jungen Herrin vorzuspochen, wobei sie nicht ermangelten, die Schönheit der Neuwermählten mit den lebhaftesten Worten zu preisen. Man vertiefte sich mehr und mehr in diese Betrachtungen, bis endlich Bertalda, in einen Spiegel blickend, seufzte: „ach, aber seht ihr wohl die werdenden Sommerproffen hier seitwärts am Halse?“ Sie sahen hin und fanden es freilich, wie es die schöne Herrin gesagt hatte, aber ein liebliches Mal nannten sie's, einen kleinen Flecken, der die Weiße der zarten Haut noch erhöhe. Bertalda schüttelte den Kopf und meinte, ein Makel bleib' es doch immer. „Und ich könnt' es los sein,“ seufzte sie endlich. „Aber der Schloßbrunnen ist zu, aus dem ich sonst immer das köstliche, hautreingende Wasser schöpfen ließ. Wenn ich doch heut nur eine Flasche davon hätte!“ „Ist es nur das?“ lachte die behende Dienerin und schlüpfte aus dem Gemach. „Sie wird doch nicht so toll sein,“ fragte Bertalda wohlgefällig erstaunt, „noch heut Abend den Brunnenstein abwälzen zu lassen?“ Da hörte man bereits, daß Männer über den Hof gingen, und konnte aus den Fenstern sehen, wie die gefällige Dienerin sie gerade auf den Brunnen los führte, und sie Hebebäume und anderes Werkzeug an ihren Schultern trugen. „Es ist freilich mein Wille,“ lächelte Bertalda; „wenn es nur nicht zu lange währt.“ Und froh, im Gefühl, daß ein Wink von ihr jetzt vermöge, was ihr vormals so schmerzhaft geweigert worden war, schaute sie auf die Arbeit in den mondhellen Burghof hinab.

Die Männer hoben mit Anstrengung an dem großen Stein; bisweilen seufzte wohl einer dabei, sich erinnernd, daß man hier der geliebten vorigen Herrin Werk zerstöre. Aber die Arbeit ging übrigens viel leichter, als man gemeint hatte. Es war, als hülfte eine Kraft aus dem Brunnen heraus, den Stein emporbringen. „Es ist ja,“ sagten die Arbeiter erst...ant zu einander, „als wäre das Wasser drinnen zum Springborne worden.“ Und mehr und mehr hob sich der Stein, und fast ohne Beistand der Werkleute vollte er langsam mit dumpfem Schallen auf das Pflaster hin. Aber aus des Brunnens Öffnung stieg es gleich einer weißen Wasserfäule feierlich herauf; sie dachten erst, es würde mit dem Springbrunnen erst, bis sie gewahrten, daß die aufsteigende Gestalt ein bleiches, weißverschleiertes Weibsbild war. Das meinte bitterlich, das hob die Hände ängstlich ringend über das Haupt, und schritt mit langsam erstem Gange nach dem Schloßgebäu. Auseinander stob das Burggefüd vom Brunnen fort, bleich stand, Entsetzens starr, mit ihren Dienerinnen, die Braut am Fenster. Als die Gestalt nun dicht unter deren Kammern hinschritt, schaute sie winselnd nach ihr empor, und Bertalda meinte, unter dem Schleier Undine's bleiche Gesichtszüge zu erkennen. Vorüber aber zog die Jammernde,

schwer, gezwungen, zögernd, wie zum Hochgericht. Bertalda schrie, man solle den Ritter rufen: es wagte sich keine der Bosen aus der Stelle, und auch die Braut selber versummte wieder, wie vor ihrem eigenen Laut erbebend.

Während Jene noch immer bang' am Fenster standen, wie Bildsäulen regungslos, war die seltsame Wanderin in die Burg gelangt, die wohlbekannten Treppen hinauf, die wohlbekannten Hallen durch, immer in ihren Thränen still. Ach, wie so anders war sie einstens hier umher gewandelt!

Der Ritter aber hatte seine Diener entlassen. Halb ausgekleidet, im betäubten Sinnen, stand er vor einem großen Spiegel; die Kerze brannte dunkel neben ihm. Da klopfte es an die Thüre mit leisem, leisem Finger. Undine hatte sonst wohl so geklopft, wenn sie ihn freundlich necken wollte. „Es ist Alles nur Phantasterei!“ sagte er zu sich selbst; aber draußen hörte er eine weinende Stimme und dann sah er im Spiegel, wie die Thüre aufging, langsam, langsam, und wie die weiße Wanderin hercintrat, und sitti das Schloß wieder hinter sich zudrückte. „Sie haben den Brunnen aufgemacht,“ sagte sie leise, „und nun bin ich hier, und nun mußt Du sterben.“ Er fühlte in seinem stockenden Herzen, daß es auch gar nicht anders sein könnte, deckte aber die Hände über die Augen und sagte: „mache mich nicht in meiner Todesstunde durch Schrecken toll. Wenn Du ein entsetzliches Antlitz hinter dem Schleier trägst, so lüfte ihn nicht und richte mich, ohne daß ich Dich schaue.“ „Ach,“ entgegnete die Wanderin, „willst Du mich denn nicht noch ein einziges Mal sehen? Ich bin schön, wie als Du auf der Seespitze um mich warbst.“ „O, wenn das wäre!“ seufzte Huldbrand; „und wenn ich sterben dürfte an einem Kusse von Dir.“ „Recht gern, mein Lieblich,“ sagte sie. Und ihre Schleier schlug sie zurück, und himmlisch schön lächelte ihr holdes Antlitz daraus hervor. Lebend vor Liebe und Todesnähe neigte sich der Ritter ihr entgegen, sie küßte ihn mit einem himmlischen Kusse; aber sie ließ ihn nicht mehr los, sie drückte ihn inniger an sich und weinte, als wollte sie ihre Seele fortweinen. Die Thränen drangen in des Ritters Augen und wogten im lieblichen Wehe durch seine Brust, bis ihm endlich der Athem entging und er aus den schönen Armen als ein Leichnam sanft auf die Kissen des Ruhebettes zurück sank.

„Ich habe ihn todt geweint!“ sagte sie zu einigen Dienern, die ihr im Vorzimmer begegneten, und schritt durch die Mitte der Erschrocknen langsam nach dem Brunnen hinaus.

Der Vater Heilmann war auf das Schloß gekommen, sobald des Herrn von Ringstetten Tod in der Gegend kund geworden war, und just zur selben Stunde erschien er, wo der Mönch, welcher die unglücklichen Vermählten getraut hatte, von Schreck und Grausen überwältigt, aus den Thoren floh. — „Es ist schon recht,“ entgegnete Heilmann, als man ihm dieses ansagte: „und nun geht mein Amt an, und ich brauche keines Gefährten.“ Darauf begann er, die Braut, welche zur Wittwe worden war, zu trösten, so wenig Frucht es auch in ihrem weltlich lebhaften Gemüthe trug. Der alte Fischer hingegen fand sich, obzwar von Herzen betrübt, weit besser in das Geschick, welches Tochter und Schwiegersohn betroffen hatte, und während Bertalda nicht ablassen konnte, Undinen Mörderin zu schelten und Zauberin, sagte der alte Mann gelassen: „es konnte nun einmal nicht anders sein. Ich sehe nichts darin, als die Gerichte Gottes, und es ist wohl niemandem Huldbrand's Tod mehr zu Herzen gegangen, als der, die ihn verhängen mußte, der armen, verlassenen Undine!“ Dabei half er die Begräbnißfeier anordnen, wie es dem Range des Todten gezieme. Dieser sollte in einem Kirchdorfe begraben werden, auf dessen Gottesacker alle Gräber seiner Anherren standen, und welches sie, wie er selbst, mit reichlichen Freiheiten und Gaben geehrt hatten. Schild und Helm lagen bereits auf dem Sarge, um mit in die Gruft verkennt zu werden, denn Herr Huldbrand von Ringstetten war als der Letzte seines Stammes verstorben, die Trauerleute begannen ihren schmerzvollen Zug, Klagelieder in das heiter stille Himmelblau hinauf singend; Heilmann schritt mit einem hohen Crucifix voran, und die trostlose Bertalda folgte, auf ihrem alten Vater gestützt. — Da nahm man plötzlich, in mitten der schwarzen Klagefrauen in der Wittib's Gefolge, eine schneeweiße Gestalt wahr, tief verschleiert, und die ihre Hände inbrünstig jammernd empor wand. Die, neben welchen sie ging, kam ein heimliches Grauen an, sie wichen zurück oder seitwärts, durch ihre Bewegung die Andern, neben die nun die weiße Fremde zu gehen kam, noch sorglicher erschreckend, so daß schier darob eine Unordnung unter dem Trauergefolge zu entstehen begann. Es waren einige Krieksleute so dreist, die Gestalt anreden und aus dem Zuge fortweisen zu wollen; aber denen war sie wie unter den Händen fort, und ward dennoch gleich wieder mit langsam feierlichem Schritte unter dem Leichengefolge mitziehend gesehen. Zuletzt kam sie während des beständigen Ausweichens der Dienerin bis dicht hinter Bertalda. Nun hielt sie sich höchst langsam in ihrem Gange, so daß die Wittib ihrer nicht gewahr ward, und sie sehr demüthig und sittig hinter dieser ungestört fortwandelte.

Das wahrte, bis man auf den Kirchhof kam, und der Leichenzug einen Kreis um die offene Grabstätte schloß. Da sah Bertalda die unbetene Begleiterin, und halb in Zorn, halb in Schreck auffahrend, gebot sie ihr von der Ruhestätte des Ritters zu weichen. Die Verschleierte aber schüttelte sanft verneinend ihr Haupt und hob die Hände, wie zu einer demüthigen

Bitte gegen Bertalda auf, davon diese sich sehr bewegt fand und mit Thränen daran denken mußte, wie ihr Undine auf der Donau das Korallenhalsband so freundlich hatte schenken wollen. Zudem winkte Vater Heilmann und gebot Stille, da man über dem Leichnam, dessen Hügel sich eben zu häufen begann, in stiller Andacht beten wollte. Bertalda schwieg und kniete, und alles kniete, und die Todengräber auch, als sie fertig geschaufelt hatten. Da man sich aber wieder erhob, war die weiße Fremde verschwunden; an der Stelle, wo sie gekniet hatte, anoll ein silberhelles Brunnlein aus dem Rasen, das rieselte und rieselte fort, bis es den Grabhügel des Ritters fast ganz umzogen hatte; dann rannte es fürder und ergoß sich in einen stillen Weiher, der zur Seite des Gottesackers lag. Noch in späten Zeiten sollen die Bewohner des Dorfes die Quelle gezeigt und fest die Meinung gehegt haben, dies sei die arme, verstorbene Undine, die auf diese Art noch immer mit freundlichen Armen ihren Liebling umfasse.

10. Ernst K. F. Schulze.

(1789—1817.)

Ans: Die bezauberte Rose (1818).

Der Säng'er Alpin, Sohn eines Königs und einer Fee, liebt die Prinzessin Clotilde, welche durch die Fee in eine Rose verwandelt worden ist und nicht eher erlöst werden darf, als bis Alpin dazu würdig ist. Viele fürstliche Freier bemühen sich, das Kleinod zu gewinnen:

Doch tief versteckt in ihrem weichen Moose
Siehet unbewegt und unenthüllt die Rose.

Als nun beschämt die stolzen Freier stehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Frau'n, die edlen Ritter sehen,
Und selbst Astolf die Thränen nicht verhillt,
Da hörte man ein Säuseln und ein Wehen,
Wie wenn die Flut von leisen Wogen schwillt.
Auf Küsten schien und Wellen wie von weiten
Mit süßem Klang dies Wort heranzugleiten:
"Tief ruht das Gold in unterird'schen Hallen
Und schlummert trüg und glanzlos im Gestein,
Und soll das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf sie der Strahl die Funken streu'n.
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Dufte die Schwingen zu verleih'n.
Wer dürftig nur sein scheinbar eignes Leben
Von Andern borgt, kann der es Andern geben?"

Nie wird dem Stoff des Geistes Werk gelingen,
Der heiter sich an leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß sich gleiche Kraft durch-
dringen,
Und Seel' und Seel' im süßen Wechselstreit
Und Form und Form annuhtig spielend
ringen,
Bis athmend sich das zarte Kind befreit,
Und reichbegabt im Dufte und im Blühen
Zurückgibt, was der Meister ihm verliehen."

So sprach die Stimm', und durch des Haines
Schweigen
Verhallte sie mit lispelnd leichtem Laut.
Und schon begann der Mond emporzusteigen,
Die Erde lag gleich einer blüth'nden Braut,
Die leis' einschläft dem hochzeitlichen Reigen,
Süßahnend jetzt dem Freund entgegenschaut.
Schon waren jetzt unnuhtig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und
Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indeß durchspielt von träumerischen Tönen

In leichter Hand die gold'ne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann stand er zart und
schlank,
Und auf das Bild des schönen Zünglings
schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.
Dann spricht er so: „Nicht wird es mir ge-
lingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht,
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht;
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,
Wenn leis' empor aus tiefem Waldbeschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen."

So spricht Alpin, der Säng'er zarter Lieder,
Ihm neigt Astolf den Scepter fürstlich mild;
Und jener läßt ins weiche Grün sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Dürften füllt.
Erst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künst'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer süßern
Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

Und horch, er singt, wie leis' aus tiefen Reimen
In sicherer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und dicht umbeugt von grünen Blättersäumen,
Vom frischen Quell der künst'gen Düste lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Dir reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid ge-
schieden,
Noch schlummernd ruht in unberuhtem Frieden.
Doch wenn der Lenz mit seinem Weh'n und
Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieseln klingt,

Wenn Blüthen rings entkeimen, blüh'n und
fallen,

Und jede Nacht den reichen Schmund verjüngt:
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

Doch nicht wie rings beim ersten lauen Beben
Der Malenluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeßud die andern Blumen streben,
Und früher zwar, doch kurz und dürstig blüh'n,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glüh'n.
Still ruht, genährt von Hoffnung und Ver-
langen,

Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

Doch wenn gemacht die Hüllen sich entfalten
Und sich mit Gold des Büdens Tiefe füllt,
Blickt heller stets durch seines Kerlers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bitz,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr früh'ster Duft, des Athems erstes Weben
Ist Liebe schon und wähnt, er sei nur Leben.

Ja herrlich ist's, wenn nicht mit Witzgeschnelle,
Ein fremder Geist von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt,
Und unerschöpft die gleiche Blut und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet,
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Raum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht,
Die Blumen schau'n empor, die Blüthen neigen
Aus grüner Bieg' ihr helles Angesicht,
Der Thau verzieht, zur Flur hinabzussießen,
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

Und wenn nun früh der Geruch in heil'ger
Stille

Aus gold'nem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle,
Und zeigt verschämt das bräunliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle,
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Aufs freud'ge Volk und stammend niederschaut,
So blickt auch sie beschämt herab von oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch erhoben.

Doch alles singt und blüht und lacht in Helle,
Lieblosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind,
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienechen naht, der laue Morgenwind,

Und alles trinkt aus ihrem duft'gen Quells,
Der jugendlich aus tausend Aderu rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen wallt,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

Und freier jezt, vom hellen Licht unwallt,
Und inniger durchströmt vom lauen Wehn,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen sehn.

So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu ge-
staltet,

Uns aus der Lieb' erst Liebe zu entstehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

Wie hängt sie jezt mit schmachtendem Ver-
langen

An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt
Selbst wenn er spät ins Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich andre Blumen schließen;
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen
Schweigen,

Mit schwerem Saum, an schwellen Himmels-
höh'n

Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott im finstern Troste sehn,
Dann läßt sie bang der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düste wehn;
Denn schöner oft als in des Blickes Tagen
Bewährt sich Lieb' in Schmerzen und im
Zagen.

Doch wenn er dann den harten Kampf
vollendet,

Und freundlich jezt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet,
Und atmet kaum und duftet leif und lind.

O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der
Freude!

So blüht' empor, zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh' entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah' und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's, er gibt sein letztes gern,
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

So sang Alpin; und als er ausgefungen,
Und weit umher noch Welle, Lust und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des stillen Hains entzückt zu lauschen schien,
Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum sichtbar holden Leben aufzublühen.

Nicht weiß man mehr, ob noch das leise
Schallen

Der Klänge bebt, ob zarte Düste wallen.

Und bunter stets verschweben und zerrinnen,
 Wie Welle sich an Welle spielend bricht,
 Die Klänge jezt, und lieblich zitter's drinnen,
 Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht.
 Gestalt und Form strebt alles zu gewinnen,
 Und blühend tritt ins Leben das Gedicht.
 Denn was das Herz einst tief und wahr
 empfunden,
 Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

Und wie der Mond, von Wolken leis' um-
 flogen,
 Obgleich er selbst dem Auge sich verhüllt,
 Hoßdämmernd doch den blauen Himmels-
 bogen,
 Die Wolken selbst mit zartem Lichte füllt:
 So färben hell sich jene flücht'gen Wogen
 Vom Purpurglanz, der aus der Rose quillt,
 Doch läßt ihr Kelch wie Traum' im stillen
 Wehen
 Der Dämmerung von ferne sich nur sehen.

Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
 Stets blühender die reiche Knosp' empor,
 Und lieblich schaut jezt aus der offenen Rose
 Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor,
 Und rings umher verwebt sich leis' und lose
 Der Blätter Grün zum weichen, seid'nen Flor;
 Schon scheint der Thau, der hell am Kelch
 gehangen,
 Als Perlenkchnur am weißen Hals zu prangen.

Und als gemach der bunte Zanberreigen
 Von Duft und Klang verdämmert und ver-
 hallt,
 Steht zart und schlank, in ahnungsvollem
 Schweigen,
 Mit irrem Blick die blühende Gestalt,
 Man sieht die zarte Brust tiefathmend steigen,
 Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt;
 Bang regen sich die kaum gelösten Glieder,
 Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern
 wieder.

11. Joseph von Eichendorff.

(1788 — 1857.)

1. Der frohe Wandersmann.

(Gedichte 1837.)

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
 Den schiebt er in die weite Welt,
 Dem will er seine Wunder weisen
 In Flur und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
 Erquidet nicht das Morgenroth,
 Sie wissen nur von Kinderwiegen,
 Von Sorgen, Last und Noth um Brot.

Es rauschte leise in den Bäumen,
 Ich hörte nur der Ströme Lauf,
 Und Berg und Gründe wie aus Träumen,
 Sie sahn so fremd zu mir herauf.

Drin aber in der stillen Halle
 Ruh't Säng und Plaudern milde aus,
 Es schliefen meine Lieben alle,
 Kaum wieder kantt' ich nun mein Haus.

Die Bächlein von den Bergen springen,
 Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
 Was soll' ich nicht mit ihnen singen
 Aus voller Keh! und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
 Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
 Und Erd' und Himmel will erhalten,
 Hat auch mein' Sach' auf's best' bestellt!

Mir war's, als lägen sie zur Stunde
 Gestorben, bleich im Mondenschein,
 Und schauernd in der weiten Runde
 Fühl't' ich auf einmal mich allein.

So blickt in Meeres öden Reichen
 Ein Schiffer einsam himmelan —
 O Herr, wenn einst die Ufer weichen,
 Sei gnädig du dem Steuer mann!

2. Nachtgebet.

3. Das zerbrochene Ringlein. (Untreue.)

In einem kühlen Grunde,
 Da geht ein Mühlenrad,
 Mein' Liebste ist verschwunden,
 Die dort gewohnt hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
 Gab' mir ein'n Ring dabei,
 Sie hat die Treu' gebrochen,
 Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
 Weit in die Welt hinaus

Und singen meine Weisen
 Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
 Wohl in die blut'ge Schlacht,
 Um stille Feuer liegen
 Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlenrad gehen,
 Ich weiß nicht, was ich will —
 Ich möcht' am liebsten sterben;
 Da wär's auf einmal still!

4. Abschied.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt.
Da draußen, stets betrogen,
Saufst die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt.

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinzt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß Dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
Zu junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menschen Fort.
Ich habe trenn gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben;
So wird mein Herz nicht alt.

5. Nachtlänge.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus;
Die Luft mit linden Spielen
Ging durch das Frühlingstaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht', da stimmert
Der Mond vom Waldestrand;
Im kalten Scheine schimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

6. Die Stille.

Es weiß und räth es doch Keiner
Wie mir so wohl ist, so wohl!
Ach, wüßt' es nur Einer, nur Einer,
Kein Mensch es sonst wissen soll!

So still ist's nicht draußen im Schnee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höh,
Als meine Gedanken sind.

Ich wünscht', es wäre schon Morgen,
Da stiegen zwei Kerchen auf,
Die überflogen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünscht', ich wär' ein Vöglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär'!

12. Adalbert von Chamisso.

(1781—1838.)

1. Salas y Gomez.

(Gedichte 1831.)

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und
bloß,
Verbraunt von scheitelrechter Sonne Glu-
ten,

Ein Steingestell' ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel anseht
Zur Ruhstatt im bewegten Mutterchoof.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als aus dem Ruif: „Land im Westen!
Land!“

Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm
Ohr.

Als uns die Klippe nah' vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,

So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Boten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.

Das Schreckniß, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten
sagen.

Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgefetzten Bote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudend ging die
Fahrt.

Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab,
Und eine rechts und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die
Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenklippe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen braunten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspann-

ten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen:
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's,
Buchstaben,

Der Kreuze silb'mahl zehn in gleichen Reih'n.
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger
sein.

Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein! dort Eier-
schalen!

Wer war, wer ist der grausen Bildniß
Gast?

Und spähend, lauschend schritt ich auf dem
fahlen

Gefirnis einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.

Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:

Da sah ich einen Greifen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Flüge, schien es, wie im Tode schwiegen.

Nacht, lang gestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den
Lenden

Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Anklitz' Ruß', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.

Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Eintlossen mir die Thränen ubernunft.

Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.

Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum
Kreis,

Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht! noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

Er schaut uns zweifelnd, stammend an, bestrebt
Sich, noch zu sprechen mit erstorb'nem
Munde, —

Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.

Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei.“
Wir aber standen betend in der Runde.

Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'ischer Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhstätte wie zum Monimente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, ent-
boten!

Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allmächtig strahlend über dir entzündet
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust
geschwellt, —

Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.

Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle mir zu Füßen ihr.

Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,

Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht,
Und selber hatt' ich Ruße mir gewonnen,

Gefühlt der thatendurst'gen Jugend Blut
Und war geduldig worden und besonnen.

Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses
Schranken

Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen. —

So wehlet thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht

Und sah die Sterne durch das Tauwerk
schwanken.

Ich ward vom Wind mit Kühlung angefaßt,
Der so die Segel spaunte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schneller Laufs ge-
macht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdbröhnend durch das schwache Bretterhaus;

Ein Wehruf hallte aus dem untern Raun.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus

Den Fugen riß das Plankengerüst, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.

Verlorner Schwimmer in der Brandung
Schwelle!

Noch rang ich jugendkräftig mit dem Bogen
Und sah noch über mir die Sternenselle.

Da fühlte ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlte ich mich gehoben

Und schaute einmal noch des Himmels
Bogen,

Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe

Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schlief
Und sei mir aufzuwachen nicht verließen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern rief.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,

Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todeschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden,
Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort
geschehen.

Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick erlitt dort.
Nicht also! Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbender leb' ich so mit meiner Pein
Und trage mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich gebild'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben.“

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande;
Das Sternkreuz ver kündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizonts Rande,
Und, noch gehüllt in tiefes Dunkel, lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres
Saum,

Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlösch der Schimmer in der Brandung
Schaum.

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne
Chor;

Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward
nasser.

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt,
Ich richtete zu ihr den Blick empor: —
„Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln
lenkt

Es herwärts seinen Lauf mit vollem Winde!
Noch lebt ein Gott, der meines Glends
denkt!

O Gott der Liebe, ja, du straffst gelinde!
Raum hab' ich dir gebeichtet meine Neu',

Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!
Du öffnest mir das Grab und führst auf's neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu
drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.“
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich
bleich:

Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und
bloß,

Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du führst
mein Loos!

Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Bogen
Und schwindend zwischen ihm und mir die
Weiten.

Und jetzt! — es hat mein Ohr mich nicht
betrogen,

Des Meisters Pfeife war's, vom Wind ge-
tragen,

Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenreb', an's alte Herz mir
schlagen! —

Sie haben mich, die Klippe doch erschaut?
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich ver-
traut!

Nach Sünden? — — Wohl! sie müssen ja
das Riff

Umfahren, fern sich halten von der Bran-
dung.

D gleite sicher, hoffnungsichweres Schiff! —
Jetzt wär' es an der Zeit! O meine Ahnung!
Blickt her! blickt her! legt bei! Seht aus
das Boot!

Dort unter'm Winde, dort versucht die
Landung! —

Und ruhig vorwärts strebend, ward das Boot
Nicht ausgefetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten,
Mit windgeschwellten Segeln auf den Bogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die
Weiten.

Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflücht
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewülthet sunberwirrend und verrucht.

Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Euer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eig'nen Herzen
nagend;

Und hab' am dritten Thränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,

Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

Die letzte Schiefertafel.

Gebud! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

Gebud! Nach Eiden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen
Schatten,

Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Gebud! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine
Hand,

Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Gebud! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsen-
strand.

Gebud! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir; Gebud! erlerne!

Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachen Muth.

Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnstun locken.—
Hinweg! Hinweg! Wer gab euch solche
Macht?

Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.

Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen
Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem
Grabe.

Was sprichst du noch vom Schönen, Guten,
Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thätendurst? du
Thor!

Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.
Und sühest wiederum mir diese vor?

2. Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigte der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haber nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;

Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Blut empor!
Nicht so den süßen Blick und die Gelächter!
Das Licht der Angen und der Stimme laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr von Seligkeit;
Verfunken ist die Welt, der ich vertraut.

Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.

Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehört?
Zerfließt in das Nichts zurück, es tagt!

Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwört
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstört!
Sie bricht hervor und jene sind zerflossen.

Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
D tragt noch heut', ihr altersstarrten Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;

Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Bewehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Dualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.

Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwingen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein er-
reichen.

Bevor mein letzter Klagelaut verklingen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?

Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

Ich habe, Herr, gelitten und geblüht, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Vermuth wird das Bitter nicht ver-
silbt.

Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Geben
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.

Zu suchen ihren Unterhalt
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt.
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,

Das Flachß zu seinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hinggebracht;
Der hat's gewebt zu Leinwand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehende sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahr'ts im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr erstes und ihr letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort

Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh sie legen.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewünscht,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könn' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehende haben.

3. Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er dann: „Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan“ —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er stink sich umgedreht,
Und wie es stand, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber doch nicht besser d'rum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreiseln fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch“ —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

4. Aus: Peter Schlemihl's wunderfame Geschichte. (1814.)

Peter Schlemihl überläßt einem grauen Unbekannten (d. h. dem Teufel) für einen sich nie lerendenbeutel Geld seinen Schatten. Der reiche, aber schattenlose Mann wird nun überall beobachtet, berebet und verhöhnt, Freunde und eine Geliebte verlassen ihn; er widersteht aber dem Antrage des Teufels, gegen den Verkauf seiner Seele den Schatten wiederzuerhalten, schleudert vielmehr den Goldbeutel in einen Abgrund und verläßt sich nun auf sich selbst. Für weniges ihm übrig gebliebene Geld kauft er sich ein Paar Stiefel, die sich, wie er sie ansieht, als Siebenmeilenstiefel bewähren, und in diesen durchwandert er die Welt, den Menschen entfliehend und seinem Drange nach Naturforschung huldigend.

1. Peter Schlemihl gibt seinen Schatten fort.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt, erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote an's Land kam, belud ich mich selbst mit meiner kleinen Habseligkeit und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächste, geringste Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich beehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unter's Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben und genau beschreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzusuchen habe. — „Vor dem Norderthor, das erste Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen.“ Gut. — Es war noch früh an der Zeit; ich schnürte so gleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten schwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine besten Kleider, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir und setzte mich alskald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein sollte.

Nachdem ich die lange Norderstraße hinaufgestiegen und das Thor erreicht, sah ich bald die Säulen durch das Grüne schimmern. — „Also hier,“ dacht' ich. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schmutztuch ab, setzte mein Halstuch in Ordnung und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür sprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu bestehn, der Portier ließ mich aber anmelden und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John mit einer kleinen Gesellschaft sich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner wohlbeleibten Selbstzufriedenheit. Er empfing mich sehr gut, — wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich, ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. — „So, sol von meinem Bruder, ich habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? — Dort,“ fuhr er gegen die Gesellschaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, „dort lass' ich das neue Gebäude aufführen.“ Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichthum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million,“ warf er hinein, „der ist, man verzeihe das Wort, ein Schust!“ „O wie wahr!“ rief ich aus mit vollem, überströmendem Gefühl. Das mußte ihm gefallen, er lächelte

mich an und sagte: „Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hierzu denke,“ er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten sich um andere Schönen; es fand sich, was sich paßte, und man wallte dem rosen-umbühten Hügel zu.

Ich schlich hinterher, ohne jemandem beschwerlich zu fallen, denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und geschertzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich erging besonders der Wit über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von allem dem vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Räthsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne Janny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen, sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen stieß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereigniß brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde englisch Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hag'rer, länglicher, ältlicher Mann, der neben mitging und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schooßtasche seines alfränkischen, grautaffentenen Rockes, brachte eine kleine Briestafche daraus hervor, öffnete sie und reichte der Dame mit devoter Verbengung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank, die Wunde ward verbunden, und man ging weiter den Hügel himan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermesslichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!“ rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Auge bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sei das Schiff, das gestern ausgelaufen und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurück hielten. Das Fernrohr giug von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigentümers; ich aber sah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es schien aber niemandem aufgefallen zu sein, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand und richtete da zum zweiten Mal ein Wort an mich: „Essen Sie nur; das haben Sie auf der See nicht gehabt.“ Ich verbeugte mich, aber er sah es nicht, er sprach schon mit jemand anderem.

Man hätte sich gern auf den Rasen, am Abhange des Hügels, der ausgespannten Landschaft gegenüber, gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht geschaut. „Es wäre göttlich,“ meinte wer aus der Gesellschaft, „wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten.“ Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte und mit bescheidener, ja demüthiger Geberde einen reichen, golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als mißte es so sein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich dazu denken sollte, besonders da niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er sei, nur wußt' ich nicht, an wen ich mich richten sollte, denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien als die andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. — „Dieser, der wie ein Ende Zwirns aussieht? der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?“ — „Ja, der allein steht.“ — „Den kenn' ich nicht,“ gab er mir zur Antwort, und, wie es schien, eine längere Unterredung mit mir zu vermeiden, wandt' er sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem andern.

Die Sonne fing jetzt stärker zu scheinen an und ward den Damen beschwerlich; die schöne Janny richtete nachlässig an den grauen Mann, den, so viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage: ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbengung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schmirre, Eisenwerk, kurz alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehört, herankommen sah. Die jungen

Herrn halfen es ausspannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin. —

Mir war schon lange unheimlich, ja graulich zu Muthe, wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, ich sage Dir, drei schöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! — denke dir, um Gotteswillen! drei gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Briestafche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen herausgekommen waren! — Wenn ich Dir nicht betheuerte, es selbst mit eigenen Augen angesehen zu haben, würdest Du es gewiß nicht glauben. —

So verlegen und demüthig der Mann selbst zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die andern schenkten, so ward mir doch seine blasse Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft zu stehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darin spielte, mir ein leichtes schien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder zu versuchen, und, wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain, den Hügel hinab, glücklich geschlichen und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durch's Gras gehend angetroffen zu werden, einen forschenden Blick um mich warf. — Wie erschrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab und verneigte sich so tief, als noch niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu sein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn in voller Furcht stier an und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er selber schien sehr verlegen zu sein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiser, unsicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannterweise aufzulesen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst —“ — „Aber um Gotteswillen, mein Herr!“ brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann thun, der —“ Wir stuteten beide und wurden, wie mir dünkt, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich Kühne Zumuthung. Sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?“

Er schwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt' ich aus dem seltsamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt sein, dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des jeinigen besser paßte, erwiderte ich also:

„A, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte.“ Er fiel sogleich wieder ein: „Ich hab' in meiner Tasche manches, was dem Herrn nicht ganz unwerth scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt' ich den höchsten Preis zu gering.“

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort und suchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnt' ich nur meinen Schatten —“ Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubniß, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die ächte Springwurzel, die Utraunwurzel, Wechselspinnige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie sein; besser Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder restaurirt; auch ein Glücksfessel, wie der seine gewesen.“ — „Fortunati Glücksfessel,“ fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigst der Herr diesen Sadel zu besichtigen und zu erproben.“ Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mächtig großen, festgenähten Beutel von starkem Rorduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Lapp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er schlug ein, kniete dann ungefümt vor mir nieder und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbogte sich noch einmal vor mir und zog sich dann nach dem Rosengebüsch zurück. Mich dünkt, ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest, rund um mich her war die Erde sonnenhell und in mir war noch keine Befinnung.

2. Peter Schlemihl gelangt zu den Siebenmeilenstiefeln.

Ich saß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein schweres Gewicht war von meiner Brust genommen: ich war heiter. Hätte ich nicht auch meine Liebe verloren, oder hätt' ich mich nur bei deren Verlust vorwurfsfrei gefühlt, ich glaube, ich hätte glücklich sein können — ich wußte aber nicht, was ich anfangen sollte. Ich durchsuchte meine Taschen und fand noch einige Goldstücke darin; ich zählte sie und lachte. — Ich hatte meine Pferde unten im Wirthshause, ich schämte mich, dahin zurückzukehren, ich mußte wenigstens den Untergang der Sonne erwarten; sie stand noch hoch am Himmel. Ich legte mich in den Schatten der nächsten Bäume und schlief ruhig ein.

Anmuthige Bilder verwoben sich mir im lustigen Tanze zu einem gefälligen Traum. *Minna*, einen Blumenkranz in den Haaren, schwebte an mir vorüber und lächelte mich freundlich an. Auch der ehrliche *Vendel* war mit Blumen bekränzt und eilte mit freundlichem Grusse vorüber. Viele sah ich noch und, wie mich dünkt, auch *Dich*, *Chamisso*, im fernem Gewühl; ein helles Licht schien, es hatte aber keiner einen Schatten, und, was seltsamer ist, es sah nicht übel aus, — Blumen und Lieder, Liebe und Freude unter Palmenbäumen. — Ich konnte die beweglichen, leicht verwehten, lieblichen Gestalten weder festhalten noch deuten; aber ich weiß, daß ich gerne solchen Traum träumte und hielt noch die Augen zu, um die weichenden Erscheinungen länger vor meiner Seele zu behalten.

Ich öffnete endlich die Augen, die Sonne stand noch am Himmel, aber im Osten; ich hatte die Nacht verschlafen. Ich nahm es für ein Zeichen, daß ich nicht nach dem Wirthshause zurückkehren sollte. Ich gab leicht, was ich dort noch besaß, verloren, und beschloß, eine Nebenstraße, die durch den waldberrachsenden Fuß des Gebirges führte, zu Fuß einzuschlagen, dem Schicksal es anheim stellend, was es mit mir vorhatte, zu erfüllen. Ich schaute nicht hinter mich zurück und dachte auch nicht daran, an *Vendel*, den ich reich zurückgelassen hatte, mich zu wenden, welches ich allerdings gekonnt hätte. Ich sah mich an auf den neuen Charakter, den ich in der Welt bekleiden sollte; mein Anzug war sehr bescheiden. Ich hatte eine alte Kurtkra an, die ich schon in Berlin getragen und die mir, ich weiß nicht wie, zu dieser Reise erst wieder in die Hand gekommen war. Ich hatte sonst eine Reisemütze auf dem Kopf und ein Paar alte Stiefeln an den Füßen. Ich erhob mich, schnitt mir an selbiger Stelle einen Knotenstock zum Andenken und trat sogleich meine Wanderung an.

Ich begegnete im Wald einem alten Bauer, der mich freundlichst begrüßte und mit dem ich mich in Gespräch einließ. Ich erkundigte mich, wie ein wißbegieriger Reisender, erst nach dem Wege, dann nach der Gegend und deren Bewohnern, den Erzeugnissen des Gebirges und derglei mehr. Er antwortete verständig und redselig auf meine Fragen. Wir kamen an das Bett eines Bergstromes, der über einen weiten Strich des Waldes seine Verwüstung verbreitet hatte. Mich schauderte innerlich vor dem sonnenhellen Raun; ich ließ den Landmann vorangehen. Er hielt aber mitten im gefährlichen Orte still und wandte sich zu mir, um mir die Geschichte dieser Verwüstung zu erzählen. Er bemerkte bald, was mir fehlte, und hielt mitten in seiner Rede ein: „Aber wie geht denn das zu, der Herr hat ja keinen Schatten!“ — „Leider! leider!“ erwiderte ich seufzend. „Es sind mir während einer bösen langen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen. Seht, Vater, in meinem Alter, die Haare, die ich wieder gekriegt habe, ganz weiß, die Nägel sehr kurz und der Schatten, der will noch nicht wieder wachsen.“ — „Ei! ei!“ versetzte der alte Mann kopfschüttelnd, „keinen Schatten, das ist böß! das war eine böse Krankheit, die der Herr gehabt hat.“ Aber er hub seine Erzählung nicht wieder an und bei dem nächsten Querweg, der sich darbot, ging er, ohne ein Wort zu sagen, von mir ab. — Bittere Thränen zitterten auf's neue auf meinen Wangen, und meine Heiterkeit war hin.

Ich setzte traurigen Herzens meinen Weg fort und suchte ferner keines Menschen Gesellschaft. Ich hielt mich im dunkelsten Walde und mußte manchmal, um über einen Strich, wo die Sonne schien, zu kommen, stundenlang darauf warten, daß mir keines Menschen Auge den Durchgang verbot. Am Abend suchte ich Herberge in den Dörfern zu nehmen.

Ich ging eigentlich nach einem Bergwerk im Gebirge, wo ich Arbeit unter der Erde zu finden gedachte; denn, davon abgesehen, daß meine jetzige Lage mir gebot, für meinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen, hatte ich dieses wohl erkannt, daß mich allein angestrengte Arbeit gegen meine zerstörenden Gedanken schützen könnte.

Ein paar regnichte Tage förderten mich leicht auf dem Weg, aber auf Kosten meiner Stiefel, deren Sohlen für den Grafen Peter und nicht für den Fußknecht berechnet worden. Ich ging schon auf den bloßen Füßen. Ich mußte ein Paar neue Stiefel anschaffen. Am nächsten Morgen besorgte ich dieses Geschäft mit vielem Ernst in einem Flecken, wo Kirmeß war und wo in einer Bude alte und neue Stiefel zu Kauf standen. Ich wählte und handelte lange. Ich mußte auf ein Paar neue, die ich gern gehabt hätte, Verzicht leisten; mich schreckte die unbillige Forderung. Ich begnügte mich also mit alten, die noch gut und stark waren und die mir der schöne, blondlockige Knabe, der die Bude hielt, gegen gleich baare Bezahlung freundlich lächelnd einhändigte, indem er mir Glück auf den Weg wünschte. Ich zog sie gleich an und ging zum nördlich gelegenen Thor aus dem Ort.

Ich war in meinen Gedanken sehr vertieft und sah kaum, wo ich den Fuß hinsetzte, denn ich dachte an das Bergwerk, wo ich auf den Abend noch anzulangen hoffte und wo ich nicht recht wußte, wie ich mich ankündigen sollte. Ich war noch keine zweihundert Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich aus dem Wege gekommen war; ich sah mich danach um, ich befand mich in einem wüsten, uralten Taunenswalde, woran die Art nie gelegt worden zu sein schien. Ich drang noch einige Schritte vor, ich sah mich mitten unter hohen Felsen, die nur mit Moos und Steinbrucharten bewachsen waren und zwischen welchen Schnee- und Eisfelder lagen. Die Luft war sehr kalt, ich sah mich um, der Wald war hinter mir verschwunden. Ich machte noch einige Schritte — um mich herrschte die Stille des Todes, unabsehbar dehnte sich das Eis, worauf ich stand, und worauf ein dichter Nebel schwer ruhte; die Sonne stand blutig am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war, der erstarrende Frost zwang mich, meine Schritte zu beschleunigen, ich vernahm nur das Gebrause fernere Gewässer, ein Schritt, und ich war am Eisufer eines Oceans. Unzählbare Heerden von Seehunden stürzten sich vor mir rauschend in die Flut. Ich folgte diesem Ufer, ich sah wieder nackte Felsen, Land, Birken- und Tannenwälder, ich lief noch ein paar Minuten gerade vor mich hin. Es war erstickend heiß, ich sah mich um, ich stand zwischen schön gebauten Reiszefeldern unter Maulbeerbäumen. Ich setzte mich in deren Schatten, ich sah nach meiner Uhr; ich hatte vor nicht einer Viertelstunde den Marktflecken verlassen, — ich glaube zu träumen, ich biß mich in die Zunge, um mich zu erwecken; aber ich wachte wirklich. — Ich schloß die Augen zu, um meine Gedanken zusammen zu fassen. — Ich höre vor mir seltsame Sphären durch die Nase zählen; ich blicke auf: zwei Chinesen, an der asiatischen Gesichtsbildung unverkennbar, wenn ich auch ihrer Kleidung keinen Glauben beimessen wollte, rebeten mich mit landesüblichen Begrüßungen in ihrer Sprache an; ich stand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich sah sie nicht mehr, die Landschaft war ganz verändert: Bäume, Wälder, statt der Reiszfelder. Ich betrachtete diese Bäume und die Kräuter, die um mich blühten; die ich kannte, waren südöstlich-asiatische Gewächse; ich wollte auf den einen Baum zugehen, ein Schritt — und wiederum alles verändert. Ich trat nun an, wie ein Rekrut, der geübt wird, und schritt langsam, gefeselt einher. Wunderbar veränderliche Länder, Flüsse, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten entrollen sich vor meinem staunenden Blick: es war kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen. —

3. Peter Schlemihl findet endlich Ruhe. Schluß.

Als ich einst auf Nordlands Küsten, meine Stiefel gehemmt, Flechten und Algen sammelte, trat mir unversehens um die Ecke eines Felsens ein Eisbär entgegen. Ich wollte, nach weggeworfenen Pantoffeln, auf eine gegenüber liegende Insel treten, zu der mir ein dazwischen aus den Wellen hervorragender nackter Felsen den Übergang bahnte. Ich trat mit dem einen Fuß auf den Felsen fest auf und stürzte auf der andern Seite in das Meer, weil mir unbemerkt der Pantoffel am andern Fuße haften geblieben war.

Die große Kälte ergriff mich, ich rettete mit Mühe mein Leben aus dieser Gefahr; sobald ich Land hielt, lief ich, so schnell ich konnte, nach der ipsischen Wüste, um mich da an der Sonne zu trocknen. Wie ich ihr aber ausgesetzt war, brannte sie mir so heiß auf den Kopf, daß ich sehr krank wieder nach Norden taumelte. Ich suchte durch heftige Bewegung mir Erleichterung zu verschaffen und lief mit unsichern, raschen Schritten von Westen nach Osten und von Osten nach Westen. Ich befand mich bald in dem Tag und bald in der Nacht; bald im Sommer und bald in der Winterkälte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich so auf der Erde herumtaumelte. Ein brennendes Fieber glühte durch meine Adern, ich fühlte mit großer Angst die Bestimmung mich verlassen. Noch wollte das Unglück, daß ich bei so unvorsichtigem Laufen jemandem auf den Fuß trat. Ich mochte ihm weh gethan haben; ich erhielt einen starken Stoß und ich fiel hin. —

Als ich zuerst zum Bewußtsein zurückkehrte, lag ich gemächlich in einem guten Bette, das unter vielen andern Betten in einem geräumigen und schönen Saale stand. Es saß mir jemand zu Häupten; es gingen Menschen durch den Saal von einem Bette zum andern. Sie kamen vor das meine und unterhielten sich von mir. Sie nannten mich aber Numero Zwölf, und an der Wand zu meinen Füßen stand doch ganz gewiß, es war keine Täuschung, ich konnte es deutlich lesen, auf schwarzer Marmortafel mit großen goldenen Buchstaben mein Name

PETER SCHLEMIHL

ganz richtig geschrieben. Auf der Tafel standen noch unter meinem Namen zwei Reihen Buchstaben, ich war aber zu schwach, um sie zusammen zu bringen, ich machte die Augen wieder zu. —

Ich hörte etwas, worin von Peter Schlemihl die Rede war, laut und vernehmlich abzulesen, ich konnte aber den Sinn nicht fassen; ich sah einen freundlichen Mann und eine sehr schöne Frau in schwarzer Kleidung vor meinem Bette erscheinen. Die Gestalten waren mir nicht fremd, und ich konnte sie nicht erkennen.

Es verging einige Zeit, und ich kam wieder zu Kräften. Ich hieß Numero Zwölf, und Numero Zwölf galt seines langen Bartes wegen für einen Juden, darum er aber nicht minder sorgfältig gepflegt wurde. Daß er keinen Schatten hatte, schien unbemerkt geblieben zu sein. Meine Stiesel befanden sich, wie man mich versicherte, nebst allem, was man bei mir gefunden, als ich hierher gebracht worden, in gutem und sichern Gewahrsam, um mir nach meiner Genesung wieder zugestellt zu werden. Der Ort, worin ich krank lag, hieß das SCHLEMIHLIUM. Was täglich von Peter Schlemihl abgelesen wurde, war eine Ermahnung, für denselben, als den Urheber und Wohlthäter dieser Stiftung, zu beten. Der freundliche Mann, den ich an meinem Bette gesehen hatte, war Bendel, die schöne Frau war Mina.

Ich genas unerkannt im Schlemihlio und erfuhr noch mehr, ich war in Bendel's Vaterstadt, wo er aus dem Ueberrest meines sonst nicht gesegneten Goldes dieses Hospitium, wo Unglückliche mich segneten, unter meinem Namen gestiftet hatte, und er führte über dasselbe die Aufsicht. Mina war Wittve, ein unglücklicher Kriminal-Prozess hatte dem Herrn Rascal das Leben und ihr selbst ihr mehrestes Vermögen gekostet. Ihre Eltern waren nicht mehr. Sie lebte hier als eine gottesfürchtige Wittve und übte Werke der Barmherzigkeit.

Sie unterhielt sich einst am Bette Numero Zwölf mit dem Herrn Bendel: „Warum, edle Frau, wollen Sie sich so oft der bösen Luft, die hier herrscht, aussetzen? Sollte denn das Schicksal mit Ihnen so hart sein, daß Sie zu sterben begehren?“ — „Nein, Herr Bendel, seit ich meinen langen Traum ausgeträumt habe und in mir selber erwacht bin, geht es mir wohl, seitdem wünsche ich nicht mehr und fürchte nicht mehr den Tod. Seitdem denke ich heiter an Vergangenheit und Zukunft. Ist es nicht auch mit stillem, innerlichem Glück, daß Sie jetzt auf so gottselige Weise Ihrem Herrn und Freunde dienen?“ — „Sei Gott gedankt, ja, edle Frau. Es ist uns doch wunderbar ergangen, wir haben viel Wohl und bitteres Weh unbedachsam aus dem vollen Becher geschürft. Nun ist er leer; nun möchte einer meinen, das sei alles nur die Probe gewesen, und, mit kluger Einsicht gerüstet, den wirklichen Anfang erwarten. Ein anderer ist nun der wirkliche Anfang, und man wünscht das erste Gaukelspiel nicht zurück und ist dennoch im ganzen froh, es, wie es wahr, gelebt zu haben. Auch find' ich in mir das Zutrauen, daß es unserm alten Freunde besser ergehen muß, als damals.“ — „Auch in mir,“ erwiderte die schöne Wittve, und sie gingen an mir vorüber.

Dieses Gespräch hatte einen tiefen Eindruck in mir zurückgelassen; aber ich zweifelte im Geiste, ob ich mich zu erkennen geben, oder unerkannt von dannen gehen sollte. — Ich entschied mich. Ich ließ mir Papier und Bleistift geben und schrieb die Worte:

„Auch Eurem alten Freunde ergeht es nun besser, als damals, und büßet er, so ist es Buße der Veröhnung.“

Hierauf beehrte ich mich anzuziehen, da ich mich stärker befände. Man holte den Schlüssel zu dem kleinen Schrank, der neben meinem Bette stand, herbei. Ich fand alles, was mir gehörte, darin. Ich legte meine Kleider an, hing meine botanische Kapsel, worin ich mit Freunden meine nordischen Flechten wieder fand, über meine schwarze Kurta um, zog meine Stiesel an, legte den geschriebenen Zettel auf mein Bett und so wie die Thür aufging, war ich schon weit auf dem Wege nach der Thebais.

Wie ich längs der syrischen Kiste den Weg, auf dem ich mich zum letzten Mal vom Hause entfernt hatte, zurücklegte, sah ich mir meinen armen Figaro entgehen kommen. Dieser vor treffliche Pudel schien seinem Herrn, den er lange zu Hause erwartet haben mochte, auf der Spur nachgehen zu wollen. Ich stand still und rief ihm zu. Er sprang bellend an mich mit tausend rührenden Äußerungen seiner unschuldigen, ausgelassenen Freude. Ich nahm ihn unter den Arm, denn freilich konnte er mir nicht folgen, und brachte ihn mit mir wieder nach Hause.

Ich fand dort alles in der alten Ordnung, und kehrte nach und nach, so wie ich wieder Kräfte bekam, zu meinen vormaligen Beschäftigungen und zu meiner alten Lebensweise zurück. Nur, daß ich mich ein ganzes Jahr hindurch der mir ganz unzutraglichen Polarfalte enthielt.

Und so, mein lieber Chamisso, leb' ich noch heute. Meine Stiefel nutzen sich nicht ab, wie das sehr gelehrte Werk des berühmten Tieckius, *de rebus gestis Pollicilli* es mich anfangs besitzlich lassen. Ihre Kraft bleibt ungebrochen; nur meine Kraft geht dahin; doch hab' ich den Trost, sie an einen Zweck in fortgesetzter Richtung und nicht fruchtlos verwendet zu haben. Ich habe, so weit meine Stiefel gereicht, die Erde, ihre Gestalt, ihre Höhen, ihre Temperatur, ihre Atmosphäre in ihrem Wechsel, die Erscheinungen ihrer magnetischen Kraft, das Leben auf ihr, besonders im Pflanzenreiche, gründlicher kennen gelernt, als vor mir irgend ein Mensch. Ich habe die Thatsachen mit möglichster Genauigkeit in klarer Ordnung aufgestellt in mehreren Werken, meine Folgerungen und Ansichten stüchtig in einigen Abhandlungen niedergelegt. — Ich habe die Geographie vom Innern von Afrika und von den nördlichen Polarländern, vom Innern von Asien und von seinen östlichen Küsten, festgesetzt. Meine *Historia stirpium plantarum utriusque orbis* steht da als ein großes Fragment der *Flora universalis terrae* und als ein Glied meines *Systema naturae*. Ich glaube darin nicht bloß die Zahl der bekannten Arten müßig um mehr als ein Drittel vermehrt, sondern auch etwas für das natürliche System und für die Geographie der Pflanzen gethan zu haben. Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Fauna. Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuscripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden.

Und Dich, mein lieber Chamisso, hab' ich zum Bewahrer meiner wunderbaren Geschichte erkoren, auf daß sie vielleicht, wenn ich von der Erde verschwunden bin, manchen ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne. Du aber, mein Freund, willst Du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst Du nur Dir und Deinem bessern Selbst leben, o, so brauchst Du keinen Rath.

13. Ernst Karl Christ. Graf von Benzl-Sternau.

(1767 — 1849.)

Aus: Das goldene Kalb, eine Biographie (1802).

In dem berühmten Roman liest Oheim Klarfeld seinem Neffen Alfred seine Lebensgeschichte vor. Auf dem Schreibstische, aus dem er das Manuscript herausnimmt, steht als Bild das „goldene Kalb“ der Hebräer, welches das Itztupier zu seiner Geschichte bilden sollte. Klarfeld ist vornehmer Abkunft; sein Leben besteht in den mannigfaltigsten Erfahrungen, die er zunächst als Student an dem Verwalter seiner Güter, dem Hofrath Malchus macht. Dieser zieht aus der Verwaltung für seine Freude und zum Nachtheil seines Mündels Gelder, durch die er sich zu Einfluß bei Hofe bringt und schließlich sein Mündel zur Stellung eines Vicepräsidenten. Der junge Mann lernt das Treiben bei Hofe und in der lieblichsten Verwaltung kennen, erkeißt sich dem Einfluß seines feilschen Vormundes, geht in die weite Welt, nachdem er sich den Liebesarmen Baburivens und Joo's, die ein schändliches Spiel mit ihm getrieben, entronnen, findet in einer Amazonen, Bella-Williams, einen Freund, der die Frauen lakt, in Helner einen philosophischen, erfahrenen und treuen Rathgeber, der ihm bei allen Lebensklippen zur Seite steht, und schließlich in Hulda das höchste Ideal entgegenender Weiblichkeit. Diese bewohnt und beherzigt eine Insel, wo nützliche Thätigkeit, beglückende Anstrengung für Menschwohl, Kultur des Geistes und Freude des Herzens, ihr eigenes und das Leben ihrer Unterthanen ausmachen. Auch dieses Ideal der Weiblichkeit wird ihm vor dem Tage seiner Vermählung entführt. Darin sind Liebe, Treue, idealer Sinn für Tugend u. a. nichts als Schatten, alles steht unter der Herrschaft des goldenen Kalbes, um welches noch heute die Menschen tanzen. (Der Roman ist überreich an sentenziösem Gehalt, der sich aus den verschiedenen Situationen ergibt.)

Sentenzen aus dem Roman.

Der wahre Mann muß nie zwischen Untergang und wissenschaftlichem Unrecht auch nur augenblicklich wählen. Die Eiche steht fest auf ihrem Platze, bis sie entwurzelt wird. Er bricht lieber über die Welt den Hals, als daß er sich von ihr den auf richtige Ueberzeugung gewurzelten Kopf brechen ließe. Der Mann muß Schierling trinken und in Lava baden können, wenn es gilt; der edle Mann vergiftet sich, um für Andere und für's Gute zu handeln und zu leiden.

Aber da gleichen die Männer nur zu oft dem Könige im Schachspiel, der nur geht, wenn ihn das gebotene Schach treibt, und matt wird, wenn ihm Niemand hilft. Denn, leider ist unser Zeitalter reich an männlichen Figuren, die von Rechts wegen an den Spinnrocken gehörten. Die meisten stolziren mit dem Namen, weil ihnen sonst nichts von dem Urwesen blieb. Hoher, fester Sinn ist des Mannes edelster Schmutz; Edelstinn, der das Niedere, Gemeine, Schmutzige verwirft — zwar nicht schwärmt, zwar die Welt nimmt, wie sie ist, aber sie beherrscht und sich nicht nach ihr mobelt. Der Diamant bleibt Diamant am Finger des lumpigsten Bettel-Juden. Wenig Männer umfassen ihre Bestimmung; aber alle möchten sie zu umfassen scheinen, und jeder Paganäe stellt sich vor seinen Spiegel auf die Zehen und rül fistulirend: „Bravo, Hercules!“

Durch die Weiber wollte die Natur die Menschheit unauslöslich an sich knüpfen; sie stellen die rechte sanfte Hand dieser guten Mutter sein. Ihnen wurde das schönste Glück der Menschen anvertraut; denn auch der glücklichste Mann war nicht ganz glücklich, den nicht ein tugendhaftes Weib zärtlich liebte. Warum müssen sie es so oft verschmähen, um zuletzt selbst verschmäht zu werden! Sie sollten häusliche Glückseligkeit pflegen; ihr Haus ist ihr Himmel; aber sie umziehen ihn mit Wolken und Ungewittern, und pflegen lieber der Glückseligkeit überall. Sie machen dem Kenner und oft auch dem Nichtkenner das gesellige Leben zur öden Wüste, das sie zum Paradiese machen könnten.

Ein edles Weib ist die schönste Gabe der Gottheit. Trefflicher ist die Tugend nicht verfinlicht, als durch ein edles Weib.

Wer die Wahrheit sucht, muß nicht fürchten, dem Unglück, dem Elend, dem Tode zu begegnen. Der nur ist elend, der ohne selbstständige Kraft und Würde ist, und der Tod heilig nur den Schwachen zur Furcht.

Jeder Mensch erhält durch seinen Eintritt in's Leben ein Loos in dieser bunten Lotterie; aber seine Kraft bestimmt den Einsatz, ihre Verehlung den Gewinn. Hüte dich vor Lustschlößern! Sie machen bisweilen den irdischen Kerker durch angenehme Ausichten erträglich; nur muß man nicht darin wohnen wollen. Zwar haben die Grillen das Bürgerrecht in den Köpfen, wie die Lerchen in den Lüften; aber ihre Mutter ist die Phantasie, die Phantasie ist ein Weib, und als Weib spielt sie gern mit Männern. Ihre Farben gleichen den Farben der Chineser, so wie die Zeichnung der letzten der ihrigen gleicht; jene sind glühend, diese falsch. Hüte dich auch vor der Hoffnung, dieser Hexe, die kein Feuer verbrennt, deren Grab, ergabst du dich ihr einmal, erst mit dem deinigen ausgehöhlt wird. Halte dich an Wahrheit! Zwar werden wohl auf keinen Bankier in der Welt so viele falsche Wechsel gezogen, als auf sie, und doch steht ihr Kontor Jedem jederzeit offen. Wer mit dieser großmüthigen Freundin schlechte Geschäfte macht, hat es nur eigener Schuld beizumessen. Aber Irthümer sind die Zinsen menschlicher Schwäche: richtiger und reichlicher werden und wurden keine Zinsen bezahlt. Irthum — heißt die Auflösung der meisten Probleme im menschlichen Leben. Der praktische Sinn reißt als Fremdling durch die Welt und gibt Räthsel auf; wer glücklich erräth, dem fällt er um den Hals, und wenn der Erathende in der Umarmung den Kopf nicht verliert, so erzählt er ihm alles übrige von selbst.

Die Zweifel sind Gift und Arznei, Fessel und Stab, Himmel und Hölle. Sie gleichen dem Auge des Basilisken. Wer zweifeln kann, kann denken; wer zweifeln muß, wird nach der tobenden Brandung der Wahrheit geschleudert. Wer zweifeln will, steht an der Pforte des Orkus. Wie mancher wird durch Zweifel moralischer Selbstmörder; wie Manchem saugten sie, gleich Sumpfyren, sein edelstes Herzblut aus! Andere entwinnen sich mühsam den Ringeln der Schlange, aber der giftige Odem hat gewirkt, und ihr Nerv ist gebrochen — sie schleppen ein stiches Dasein fort. Wieder Andere werfen die Feintiger schnell von sich, siegen, den Kampf vermeidend, hüllen sich vor den Gespenstern in die Decke der Indolenz und drücken sich bleiernem Schlaf in die Arme. Selten nur steigt Mancher von Zweifel zu Zweifel, wie auf einer Jakobsleiter, zur Himmelsruhe der Wahrheit auf. Zweifel ringen mit dem Menschen; nur der Starke bannt diese Geister und erobert von ihnen das salomonische Siegel.

Das Schmolten ist eigentlich das Aufbrochen der weiblichen Artillerie; wer bereits öfters beschossen wurde, fühlt sich schon versucht, bei der bloßen Veranstaltung die weiße Fahne auszustrecken.

Der Tod ist das Plintchen der letzten Phrase unsers Lebens; der Deckel auf dem Topf, in dem es sonst so kochte und brauste.

Nur wenige Menschen werfen sich der Thätigkeit aus innerem moralischen Bedürfnisse in die Arme. Erhebt nicht die Noth ihre eiserne Ruthe, bellt nicht der Hunger des niedern Bedürfnisses, so bleibt der gewöhnliche Mensch ein ächzendes Faulthier, das fauert oder schleicht.

Jene Thätigkeit ist die größte, welche das Meiste umfaßt; die höchste, welche nach dem Erhabensten strebt; die edelste, welche am nützlichsten dem Endzwecke, am tugendhaftesten den Mitteln nach wirkt; die wirksamste, welche erfinderischen Geist mit praktischem Sinne, unternehmerdes Feuer mit reisender Ausdauer, raschen Flug mit kluger Besonnenheit verbindet; die gefährlichste, welche um Menschenwohl mit Irthum Leidenschaft und Ausartung der Menschen ringt; die uneigennützigste, welche sich am Altar der Gemeinnützigkeit opfert; die gepriesenste,

welche den Menschen das Lieblingsvergnügen der Blendung gewährt; die belohnteste, die keine Belohnung sucht, als den ruhigen Schlag reines Herzens unter reiner Haut, den unbefangenen Blick des unbefleckten Geistes; die bezahlteste, die dem Vorurtheile fröhnt, für den Eigennutz Plantagen baut, des Lasters Fuß auf ihrem Nacken duldet; die lächerlichste, welche den Endzweck für das Mittel hingibt; die gemeinste, welche das Mittel zum Endzweck macht, die schwerste, die der Tugend huldigt; die seligste, welche, alles Andere vergessend, Menschen glücklich schafft.

Heilige Freundschaft, du Bürge eines bessern Daseins, Goldkorn in dem irdischen Schmutzkumpen! o heilige Freundschaft! wie lästern sie dich, indem sie dich parodiren! Die Menschen betreiben es mit dir, wie mit der Gottheit: sie schnitzen sich ein Bild, das ihren Listern, ihrer Schwäche behagt, und beten es an. Sie nehmen das Bild, tragen es feierlich umher, und wer die Kniee nicht beugt, den werfen sie mit Steinen wund oder todt. Aber wenn sich das Laster in dein heiliges Gewand stiehlt, deinen züchtigen Schleier über die scheußliche Larve wirft, und mit stolzer Bescheidenheit als du selbst daherschwebt, dann sprudelt das bessere Gefühl gewaltig empor, die Seele kocht, die Hände zucken, die Heuchlerin zu entkleiden und nach in den Sumpf zu stoßen, aus dem sie emporstieg.

Liebe ist die freundliche Göttin, welche das Leben wenigstens mit Rosen bestreut, weil die Menschen so gerne die Rosenstöcke entwurzeln, die sie mütterlich für undankbare Kinder pflanzt. Ja, ohne Liebe ist das Leben ein Krüppel; und ächte Liebe macht Alles erträglich. Das Gefühl ist keine Schwärmerei: es ist Wahrheit und Wohlthat des Himmels, der uns gab, was unsere Entartung uns nimmt. Fröhliche, treue, unauflöbliche Verbindung zweier harmonischer Wesen durch Liebe! O süßer Traum schuldbloser Jugend! Die Nachtigall singt dich, und die Menschen pfeifen ihr parodirend nach. Ächte Liebe ist eine Wanderin, die sehnsuchtsvoll die Treue aufsucht, aber sie findet sie nicht, oder wird sie gefunden, so find ihre Wiege und ihr Grab Augenblicke. Ach, man hat die Liebe vogelfrei erklärt, indem man ihr keine Pflichten zuerkennt! Nun gleicht sie einer schönen hettrischen Vase, die leer ist.

Zwei Dritttheile des menschlichen Unglücks kommen der menschlichen Schwäche, das letzte Dritttheil halb der menschlichen Geselligkeit, die andere Hälfte dem Streben nach Glück auf die Rechnung.

Resignation ist ein freundliches Mütterchen, die für jeden Kummer ein Hausmittlehen hat; aber der Gram ist ein schwarzer Tausendkünstler, ein wahrer kleiner Teufel, der alle Formen annimmt und sich gern überall einschleicht; meistert ihn natürliche, oder Kunstheiterkeit nicht, so hockt er sich auf die Glückseligkeit selbst und spritzt sein Gift in ihren Freudenpol.

Dank ist eine seltene Gabe des selten gütigen Schicksals: aber an den steilen Höhen des Geschäftslebens, in seinen Moräften und Einöden, muß man nie nach ihr botanisiren; sonst bringt man nur noch Fäulniß und fruchtlosen Schweiß mit nach Hause.

Dankbarkeit ist die zarte Pflanze, Dank ihre edle Frucht. Dankbarkeit blüht gleich jedem Gewächse, öfter falsch: Schwäche, Leichtsin, Gewohnheit, Umstände, Verderbtheit zerstören die Frucht, welken die Pflanze selbst. Der ächte Wohlthäter, der ächte Nützlichste ist kein ängstlicher Gärtner, der säet und pflanzt, um zu ernten. Er streuet Hülfe aus, weil man ihrer bedarf, unbekümmert, ob ihm Früchte erwachsen. Aber begegnet er zufällig der glücklich aufgesprungen Pflanze, labt ihn zufällig die gediehene Frucht, so freuet er sich des herrlichen Erzeugnisses, das er fand, ohne es zu suchen.

Meineid! eine der schönsten, gehaltvollsten Wortverbindungen für eine entsetzliche Sache! Sie malt den getäuschten Glauben, zerrissen an die heiligste Urkunde menschlicher Zusicherung gebunden, wie der zerschmetterte Unglückliche an den vernichtenden Rosschweif.

Verlobung ist ein Götterfest für fein fühlende Herzen: Für Viele aber wird sie nur die Vorrede des Meineids.

Weg mit der Erbärmlichkeit, die sich weinend unter das Unglück schmiegt und, mit dem Schnupftuch in der Hand, dem Schicksal Loblieder singt, daß es nur nicht härter werde. Nur aus dem Athleten, der ringend den Felsen des Jammers umarmt, kann der Fiese werden, der zuletzt eine Stirn voll Kälte und erhabener Verachtung dem Roloff des Glends entgegen wendet.

Es gibt nur ein Wesen der Liebe, und das ist himmlisch; aber jeder sieht sie, gleich der Gottheit, unter seinem Gesichtspunkte, und so erscheint die hohe Tochter des Himmels nicht selten als Karikatur.

Geiterkeit bleibt dem Menschen treu, wenn er sich selbst treu bleibt; und die Freude wurde schon von den Alten kurzgeschilzt vorgestellt, nicht bloß, weil sie gern tautz, sondern weil sie so oft und so gern an Orten ist, wo sie mit der langen Hoffschleppe nicht fortkäme.

So wie Kinder gern auf Pferden sitzen, wenn sie auch heimlich zittern, so herrschen die Weiber gerne; die Schwäche hungert nach einem Scheindiplom der Stärke, das sie sich selbst erbedirt, und klettert lustig auf Thurmspitzen, hat sie gleich oben vor Schwindelgefühl nicht den Muth, sich umzusehen.

Tage sind Rechenpfennige für die Zeit, aber Goldstücke für den Menschen, wenn er die ächte Wage führt. Die Zeit treibt Großhandel mit Begebenheiten, aber sie versorgt uns Krämer so reichhaltig, daß es nur unsre Schuld ist, wenn wir Bankerott machen. So wie es Zeiten gibt, die mehr sagen, als große Bücher, und Gesichter, die berebert sind, als große Reden, so gibt es auch Tage, Stunden, Augenblicke, Tropfen aus dem Meere der Zeit, in welchen Welten liegen, die uns, klug benutzt, zum Millionär machen, wie eine genitalische Spekulation den Kaufmann.

Nützlich wirken soll der Mann; er soll sein Leben nicht in Seufzern und Tändeleien vergeuden, und nicht die holde Gefährtin dieses Lebens zur Puppe herabwürdigen. Liebe ist die Sonne; nur der Schwache verschlummert die Zeit in ihrem milden Strahl, indessen der edle Thätige, von ihm belebt, gestärkt, erwärmt, sein Tagewerk in dem Schimmer muthig und glücklich betreibt.

Wie Gewitterwolken, so ziehen Leidenschaften einander an; der arme Mensch taumelt unter Blitzen und Lasten, und aus den Falten des Kammers werden schnell Furchen, denn er gräbt sich rastlos ein, wie ein Belagerer.

Bei vielen Menschen heißt leben nicht viel mehr, als Obem holen; sie sind die Knechte ihres eigenen Daseins, in lauter Anstalten verstrickt, nie den Geist an sich ziehend im beherrschenden, umfassenden Genuße; jenen Holländern gleich, die nie in dem Hause wohnten, woran sie vierzig Jahre hindurch schmückten und scheuerten.

Weiber lassen gerne rathen, wenn gleich nicht errathen; die Wurze der Neugier macht interessant, und das Bestreben der Entwicklung verwickelt uns in ihre Bande. Die Drakel sind mit der Bythia vom Dreifuß an Toiletten und auf Sopha's gewandert; den Zwang des Schleiens über ihr Gesicht verflüßen sie durch moralische Verschleierung, und wenn unsere Gesetze sie fesseln, so entschädigen sie sich dafür an den Fesseln der Gefeßgeber. Ich bitte euch, ihr Edeln, wirklich Holten unter der Schaar der Huldinnen, bei dem süßen Glück des Lebens bit' ich euch, braucht das Recept, welches Mutter Natur aus reiner Hand euch gab, immer mit eben so reiner Hand, und mischt den Edelmuth, der beseligt, in die Feinheit, die leitet!

Es gibt eine Art von Egoismus, die sich schwer erkennen, schwerer vermeiden läßt, weil sie aus edler Quelle entspringt und die Heiligung ihres Ursprungs auf ihre Abartung überträgt. Sie gleicht den Krankheiten, welche sich unter dem Schein der Gesundheit selbst verlarven. Ich spreche von jener edelgeschmückten Selbstsucht, die aus Kraft und dem Gefühl eigenen Behagens am Wisen der Natur, der Kunst, der Künstelei, der Philosophie entsteht; sie will dann unbeddäm und herrschsüchtig Angehörige, Gatten, Kinder, Freunde mit sich auf den Weg schleppen, den sie wählte, und wirft ihnen das Joch der Liebe und Glückseligkeit despotisch über den Nacken, welcher sich unter der Last beugt und oft — blutet.

O holdes Landleben, Paradies, von welchem ich jede Schlange entfernt halten möchte! Du segnest den Menschen zu seiner Bestimmung ein, wie der Hohepriester den Jünger heiliger Geheimnisse, und doch liegst du offen und klar vor uns, und mir der verkehrte Sinn, der unser Fluch ist und peinigend an unserer Ferse klebt, wirft dir den Schleier der Mytherien um, durch welche dein Schimmer dem reinen Auge glänzt, und den Verbergenden Lügen straft. Du heiligst uns, indem du unsre Bedürfnisse münderst und mit unverfälschter Befriedigung die Seele nährt. Vor deinem Wink stiehn die Firren der Herrschgier, der Habsucht, der wilden Leidenschaft. Bestalendienst ist dein Dienst, und die Flamme, mit der du des Menschen Brust wohlthätig erfüllst, senkt nie und wärmt immer. Aber dein Tempel wird oft genannt, selten besucht, so wie man den Landbau lobt und drückt, gleich einem guten Bedienten.

Es scheint, als fürchte das ächte Glück die Ansprüche, mit welchen verbildete Menschen ihm zuzurufen. Diese Grazie will, wie alle, keine laute Anbetung, aber sie lächelt hold der stillen innigen. Man hat gesagt, die Heimath sei für den klugen Menschen überall und nirgends: das mag sein; doch für den liebevollen ist sie nur an einem Ort. Der Weltbürgerinn auf den Stelzen des Raisonnements, mit den Jarakusflügeln der Eigenliebe, will das nicht zugeben; aber ist nicht der wahre Weltbürger nur der, welcher das Ganze im Einzelnen und das Einzelne im Ganzen glücklich wissen und machen will? Ihm sind alle Mittel zu dem Zweck voll Liebe werth und wichtig; er pflegt mit sorgsammer Hand das verborgene Glück der Hütte, und ehrt im Btirger den Menschen, im Bettler den Beruf zur Freude des Daseins.

Unter allen Händen des moralischen Briareus, Lurus, ist eine der verderblichsten die, welche die zahllosen Sklaven der Eitelkeit mit glänzenden Lappnen behängt und auf den Nacken des thätigen Daseins ein Joch der Trägheit legt. Die Sklaven der Alten waren wenigstens arbeitsame Hausmenschen und konnten den belohnenden Freiheitshut erringen: aber die bordirten Hütle unserer freien Bedienten deuten auf Knechtschaft der Pracht: der Mensch verwildert dann im Hausstande für häusliches und thätiges Leben, und Herr und Diener betäuben sich gegen den lauten Ruf verkehrter Bestimmung.

Nur geborne Sklaven fluchen den Ketten, welche sie kraftlos schütteln, ohne sie abwerfen zu können; der Ritterinn ohne Furcht und Tadel drückt das Schwert in die Scheide, weil er sich mit Vertrauen gefangen fühlt.

Reine, absichtslose Wohlthätigkeit ist der Hochgeniß des Daseins. Wer ihn nicht schmeckte, hat nicht gelebt.

Es ist eine schöne Sache um reine Beweggründe. Ihr Gehalt adelt die menschliche Seele, oder entwürdigt sie. Das Gute an sich geschieht, wie tausend Dinge in der Welt geschehen: dem Verhältniß zum Menschen muß die Absicht es aneignen.

Freiheit! kostbarer Adel des Menschenthums! Freiheit, Mitter des Guten und Großen! Du bist kein Vampyr, der des Menschen Herzblut saugt, nein! streng kann dein Antlitz sein, wenn du mit Gefahren und Untergang ringst, wenn der empörte Mensch dich höhrend oder mißbrauchend kränkt: aber du bist eine freundliche Gottheit; nur ungeru schwingst du die Waffen, lieber fassst du im friedlichen Gewand die Hand der Kinder, um sie zu der Glückseligkeit zu führen. Wie schön würde es in dieser Welt sein, wo man dich so oft und so gräßlich verkannte, ließe man dich nach deinem reinen Sinne schaffen und wirken!

14. Heinrich Schotte.

(1771 — 1848.)

Aus: *Alamontade oder der Galeerenklave.* (1811.)

Abbe Dillon sitzt mit zwei Freunden an einer traulichen Stelle des Seeufers. Sie unterhalten sich über die wichtigsten Fragen der Religion, der Unsterblichkeit. Der Abbe erzählt den Freunden, daß er seine Ansichten, die allen ihm Gemüthsruhe verschaffe haben, einem Gefangenen verdankt, der sich im 29. Jahre seiner Gefangenenschaft befinde, dem Tode entgegenbarre und von ihm täglich besucht werde. Auf den Wunsch der Freunde, von dem seltenen Manne etwas näheres zu erfahren, theilt ihnen der Abbe die Lebensgeschichte desselben mit. Alamontade, der Sohn eines Weinbauers in Languedoc, kommt nach dem Tode seiner Eltern zu seinem Oheim, einem Müller in Nismes, wird von demselben erzogen, und da er befähigt ist, zum Studium der Rechte nach Montpellier geschickt. Hier zeichnet er sich aus und faßt zu Clementine de Somes eine tiefe Neigung, die er wegen seiner Armut und aus Bescheidenheit verschweigt. Eine junge Frau, die von ihrem reichen Gatten nicht geliebt wird, gewinnt ein leidenschaftliches Interesse für den jungen Mann, er sucht sie auf dem Wege der Tugend zu erhalten, während ihr Gatte, um ihrer ledig zu werden, eine Verbindung wünscht. Ohne Aussicht dazu, nimmt er Gift, dergestalt, daß er am Leben erhalten wird, auf seine Gattin aber der Verdacht fallen muß, er sei von ihr vergiftet. Sie wird angeklagt und eingekerkert. Im Rausche erzählt der Gatte dem Freunde den Hexaana, und da dieser die ungerechte Behandlung der Frau aufdecken will, erschleicht er zuerst sich, schleudert dann die Waffe auf den Freund, der aber nur verwundet wird. Der in den Gerichtssaal Getragene übernimmt die Vertheidigung der Frau, als man eben im Begriffe ist, über sie das Todesurtheil zu fällen. Alamontade ist so ein angesehener Mann geworden und erhält eine hohe Stellung beim Marschall von Montreal in Nismes. Die Verlobung mit Clementine findet statt. Da wird in Nismes durch den Marschall ein Massacre der Protestanten angeordnet, zu denen auch Alamontade's Oheim gehört. A. flücht hin, um dem Blutbade Einhalt zu thun, entdeckt sich dabei als Protestant, wird bis zur Dämmerung wund geschlagen, und befindet sich, als er zum Bewußtsein gelangt, in Marfelle im Galeerengefängniß. (Der große Ruf, welcher der Roman gewann, stammte vornehmlich auf die in der Einleitung entwickelten Religionsansichten.)

Alamontade's Gefangenschaft und Tod.

Ich kam vor's Thor. Ungestim drängt' ich mich durch das in ungeheurer Zahl zusammenströmende Volk, welches mit brennender Neugier und mit Schauern und Freude und Erwartung gaffend da stand, Kopf an Kopf.

Kalten Entsetzens sah ich über der Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über Alle, auf seinem Pferde, von einigen vornehmen Herren umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!“ rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Kruckstock auf die Mühle zeigte, sagte er, ohne eine Miene zu verändern: „Die Glenden! Nun sind sie ertrappt!“

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?“ fragte ich.

„Darüber sinn' ich,“ erwiderte er, „schon seit einer Viertelstunde.“

„O gnädigster Herr,“ rief ich, „wahr ist, diese geblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seien Sie großmüthig, gnädiger Herr, und die Frenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder —“

„Was?“ unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michaelade*) anrichten kann?“

„Nein, gnädigster Herr,“ sagte ich, und ergriff stehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Gräueltbat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen.“

„Es ist die Zeit, ein strenges Beispiel zu geben!“ sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand, ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!“

Halb erstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“

„Weg da!“ rief er, und warf mir einen grimmigen Blick zu und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen, ich ließ das Pferd los und fiel auf meine Knie nieder vor dem eiskalten Satan und schrie: „Barmherzigkeit!“

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen und hörte das dumpfe Zetergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf und unklammerte des Marschalls Knie. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der fromme Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweihten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raffte ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. Im gleichen Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie!“ sagt' ich, und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall.

„Der Hund!“ schrie der Marschall, „ich sagt's doch immer, er sei einer von ihnen!“ ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

„Nieder doch,“ brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus den Armen die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so den gottesvergeßenen Kezern!“ sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheuliches Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott?“ schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stocktreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen. Ich raffte mich auf, riß einem Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich, ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!“

Jndem ich um mich her sah, verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiel! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieß einen schrecklichen Schrei gen Himmel aus und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine Zunge war erstarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlte ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis 1567 gegen dreißig Magistratspersonen, Chorherren und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name Michaelade für diese Mordnacht entstand.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin hatt' ich mich blindlings hingegeben. Nur genährt von den Meisterwerken der größten Geister unserer Zeit, hatt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen eingewiegt. Ich hatte geglaubt, die Menschheit sei um Vieles menschlicher, und entronnen den Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwigs XIV. sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahres 1703 ein Tag des goldenen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden diesen Tag lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes ward nicht verschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Ermordeten ward confiscirt — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbeeren bedeckt!

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte und daß ich Schmerzen litt; aber schnell erloschen war wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einen schweren Schlaf!

„Du hast, mein' Treu', du hast ein zähes Leben, du!“ dies waren die erste Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir und reichte mir Arznei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

„Wo bin ich denn?“ fragt' ich.

„Bist bei mir!“ sagte der Kerl. Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hiersein zu danken hatte.

„Bin ich denn ein Gefangener?“

„Allerdings, und das von Rechtswegen!“ antwortete mein Wärter.

„Weiß Madame de Sonnes davon? Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?“

„Kennst du Leute hier? Wo wohnt sie?“

„In der Martinsgasse, im Hause Albertas.“

„Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt du nicht, daß du in Marseille bist?“

„In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nîmes hinweg? Seit wann bin ich hier?“

„Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht in hitzigen Fiebern geraset. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben.“

„Was soll ich hier in Marseille?“

„Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?“

„Das ist ein Galeerenkittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?“

„Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank.“

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, öffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffs auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerchnet, daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei, und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen habe, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte, doch im stolzen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer geborgten Bleifeber auf einem zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach, ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: „Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.“

Man legte mir die Kette an und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Olivenbäumen der Bastiden wechelten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidenen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlор sich der Blick über die unermessliche Fläche des Oceans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlore. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos und ich sah meines Elendes Grenzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenröthe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille meinen Augen entrückt. Ich war an eine Audebank getettet, auf welcher noch stinß andere Sklaven saßen.

Welch' ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Fremden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend! Ach! Clementine! Clementine, und von dir! — Aus dem Schooße des Reichthums hingeschleudert auf die harte Audebank. Vergessen von allen Glücklichen, nun enteehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückende Gespräche, nun Flüche und Joten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßendrüber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Ketten nun für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Ich will ihn tragen!“ sprach ich dann in mir selbst: „Es ist Gott, und mein Geist aus ihm! Ich habe mich nicht selbst verloren. Ich bleibe der Tugend treu und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die Achtung mit mir über's Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müssen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide, ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war.“

So gewann mein Geist nach Jahr und Tag den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden in Unglück. Ich habe nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heitres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhepause auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzuschreiben und mit Thränen auf das längst entschwundene Paradies meiner Jugend zurücksehen konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war mir's oft, als schwebte Clementine über den Wellen des Meeres, und lächelte mir Muth zu wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehen; aber ich verzweifelte nicht und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all' die Seligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madame Bertousson mir einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn und an den heißen Gestaden Afrika's; und immer gewann ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neunundzwanzig Jahre nun vergangen. Was sind sie?

Der Tod, mein oft, mein heiß ersuchter Freund, kömmt mich zu erlösen! Ach! mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Unsere Geister sind verwandt und berühren sich vielleicht wieder.

Hier legte der Abbe Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale!“ sagte der Abbe: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiedenen Anlässen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, uebst einem blechernen Köffel und einem Messer, sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Capitän Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht, aller seiner Wärtstaven genossen. Er war stets ihr Schiedsrichter bei Streitigkeiten und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Officiere im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch bessere Bissen zu. Er benutzte die ersten aber selten, oder gar nicht; und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeereusklaven. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug sein. Jedes Gute, so mir allein erwiesen wird, ist nur eine Vermehrung des Übels der Andern.“ Der Schiffsprediger machte sich zuweilen an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzerereien, und dies war sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Regnen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, blickte er sich nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, Andere für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie sein müsse. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, ließen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern glauben. Als ihm im letzten Gefecht mit den Corsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: „Warum nicht eine Spanne höher?“ und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustößen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangenen seinen Verlust, und einige von diesen rohen Kerlen weinten sogar wie Kinder.“

„Dies ist Alles,“ sagte Dillon, „was ich vom Capitän Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Überall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbstständigem Geist und mit dem Blick auf Gott durch die Gewitter seines

Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eigenen Aufsätzen, wo eine reizende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit.“

Wir schwiegen. Unsere Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edlen Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit!“ schrie Roderich: „Ungehört, unverteidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon wenig Beispiele mehr!“

„Ach nur zuviel noch!“ erwiderte der Abbé Dillon. „Wer kennt nicht den Märtyrer der kindlichen Liebe, den guten Faber von Ganges, welcher sich dem Intendanten von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in Paris bekannt ward und mitleidige Seelen ihn losbaten? Lebt nicht Faber noch heute in den Sevennen in Dürftigkeit*, während er als Held in der Operette auf den Pariser Theatern besungen und belächelt wird?**) Alamontade hat wohl Recht. Wir leben in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet.“

„Aber, lieber Abbe,“ sagte ich, „noch eins müssen wir wissen. Kam Clementine de Sonnes nach Marseille? Wie glücklich muß unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden sein, nach so langer Trennung?“

„Als ich ihn,“ erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er sei noch am Leben und in Marseille, und sie hätte den Entschluß gefaßt, ihn zu sehen, war er tief bewegt. Er schwieg lange. So hat sie mich denn nicht vergessen!“ rief er endlich sehr bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie noch ein Mal gesehen habe. O Clementine! Vielleicht ist's Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner auch auf die edlern unserer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irdischen, daß die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehen, so vielleicht finden sich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht aus immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!“

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandenen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil geworden war, sollte aber auch die Seligkeit nicht mehr genießen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblüht. Über seinem blassen Aulitz schwamm noch ein mildes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert und in ein besseres Leben übergegangen zu sein. Ich warf mich weinend auf die Knie nieder zu den Füßen seines Bettes, und war trostlos, wie man um einen verstorbenen Vater trostlos ist.

Einen Tag später, nachdem er begraben war, kam Clementine. Sie war sehr krank und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, trug aber unverkennbar selbst noch jetzt die Spuren ehemaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Augen stumm, mit einem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontade's Bild. Sie küßte es und ließ es copiren für sich. Auch mußte ich ihr aus Alamontade's Nachlaß sein Messer und den blechernen Köffel geben, aus welchem sie von nun an allein die Arznei und die wenige Speise nahm, so sie genoß.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu sein. Ich mußte ihr nur von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontade's Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihrem ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war bis zum Tode, und welchen sie, durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind es schon über fünfzig Jahre, seitdem dies Alles geschah; aber Alamontade's Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Lasset uns, ihr Lieben, lasset uns leben, wie er! Lasset uns die Selbstständigkeit unsers Geistes, seine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit desselben retten durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken: Sei rein, wie Gott!

*) Im Jahre 1787.

**) Die Oper heißt: L'honnête criminel.

15. Wilhelm Müller.

(1795 — 1827.)

1. Wanderschaft.

(Gebichte 1837.)

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Raft bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,

Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern.

2. Wohin?

Ich hör' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thale rauschen
So frisch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderstab.

Hinunter und immer weiter
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein;
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß singen, Gesell, laß rauschen
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenträder
In jedem klaren Bach.

3. Der Lindenbaum.

Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort:
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich muß' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier find'st du deine Ruh!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad' in's Augesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

4. Am Feierabend.

Hätt' ich tausend
Arme zu rühren!
Könn' ich brausend
Die Räder führen!
Könn' ich wehen
Durch alle Haine!
Könn' ich drehen
Alle Steine!
Daß die schöne Müllerin
Nackte meinen treuen Sinn!

Ach, wie ist mein Arm so schwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich schneide, was ich schlage,
Jeder Knappe thut es nach,
Und da sitz' ich in der großen Rinde,
Zu der stillen, kühlen Feierstunde,
Und der Meister spricht zu allen:
Euer Wert hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen sagt
Allen eine gute Nacht.

5. Ungebuld.

Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüß' es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht' es sü'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verwäth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er spräch' die Worte rein und klar,
Bis er sie spräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißen Drang;
Dann fäng' er hell durch ihre Fensterscheiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht' ich's hauchen ein,
Ich möcht' es säuseln durch den regen Hain;
O, leucht' es aus jedem Blumenstern!
Triig' es der Duft zu ihr von nah' und fern!
Ihr Wogen, könnt' ihr nichts als Räder treiben?
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben.

Ich meint', es mißt' in meinen Augen stehn,
Auf meinen Wangen mißt' man's brennen sehn,
Zu lesen wär's auf meinem stummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund;
Und sie merkt nichts von all' dem bangen
Treiben:

Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!

6. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolfenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein;
Krähen schwärzten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?“ — Und die Wimper ward ihm schwer —
War's von Thränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig erstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo gestossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartan liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

7. Griechenlands Hoffnung.

Bilder, schaut nicht in die Ferne nach der Fremden Schutz hinaus,
Schaut, wenn ihr wollt sicher schauen, nur in euer Herz und Haus.
Findet ihr für eure Freiheit da nicht heilige Gewähr,
Ihm und nimmer, Bilder, nimmer könntet sie euch von außen her.
Selber hast du aufgeladen dir der Knechtschaft schweres Joch,
Selber hast du es getragen, und du trüg'st es heute noch,
Hättest du darauf gewartet, hochgelobtes Griechenland,
Daß es dir vom Nacken sollte heben eine fremde Hand.
Selber mußt du für dich kämpfen, wie du selber dich befreit,
Dein die Schuld und dein die Buße, dein die Palme nach dem Streit.
Viele werden dich beklagen, viele dir Gebete weihn,
Viele sich für dich verwenden, viele deine Rother sein —
Hoffst du mehr? Bau' auf die Hoffnung deiner Freiheit Weste nicht,
Daß der Grund, auf dem sie ruhet, nicht den Bau zu Trümmern bricht.
Deiner alten Freiheit Ehre ist der neuen Welt gerecht,
Denn der Freie schläft im Grabe so geduldig, wie der Knecht.
Lege ruhig deine Waffen nieder vor des Türken Thron,
Beuge friedlich deinen Nacken zu dem alten Sklavenfrohn;
Dann, dann magst du sicher bauen auf die Macht der Christenheit,
Dann, dann magst du sicher hoffen, daß der Türke dir verzeiht.

Ruh' und Friede will Europa — warum hast du sie gestört?
 Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig dich bethört?
 Hoff' auf keines Herren Hilfe gegen eines Herren Trohn:
 Auch des Türkenkaisers Polster nennt Europa einen Thron.
 Hellaß, wohin schaut dein Auge? — Sohn, ich schau' empor zu Gott —
 Gott, mein Trost in Schuld und Buße, Gott, mein Hort in Kampf und Tod!

16. Friedrich Hölderlin.

(1770 — 1843.)

1. An die Deutschen.

(Hölderlin's sämmtliche Werke. 1846.)

Epottet ja nicht des Kind's,	wenn es mit	Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Ge-
	Peitsch' und Sporn,	wölke kömmt,
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß	Aus Gedanken die That? Leben die Bücher	bald?
	sich dünkt.	
Den, ihr Deutschen, auch ihr seid	D ihr Lieben! so nehmt mich,	
Thatenarm und gedankenvoll.	Daß ich biße die Lästerung!	

2. Die Nacht.

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
 Und mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
 Matt gehn heim, von Freuden des Tages zu ruhen, die Menschen,
 Und Gewinn und Verlust wäget ein sunniges Haupt
 Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen
 Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
 Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten, vielleicht, daß
 Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
 Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit, und die Brunnen,
 Immerquillend und frisch, rauschen am duftenden Beet.
 Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
 Und der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
 Jetzt auch kommet ein Wehn und reget die Gipfel des Hains auf,
 Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
 Kommet geheim nun auch; die schwärmerische, die Nacht, kommt;
 Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
 Glänzt die erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
 Über Gebirgeshöh'n traurig und prächtig herauf.

3. Die Rückkehr in die Heimat.

Endlich fehr' ich zurück an den Rhein in die glückliche Heimat,
 Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an,
 Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
 Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen geniegt,
 Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
 Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
 Seliges Land! Kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
 Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbst das Obst.
 Fröhlich haben im Strome den Fuß die glühenden Berge,
 Kränze von Zweigen und Moos fühlen ihr sonniges Haupt.
 Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
 Steigen am dunkeln Gebirg' Westen und Hütten hinauf.
 Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tag'slicht;
 Hoch in heiterer Luft sichtet der Falke sich um.
 Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
 Streckt das Dörschen vergnügt über die Wiese sich aus.
 Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
 Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
 Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
 Der am Pfluge den Stier lenkend, die Schritte gebeut,
 Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnelein,

Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf.
 Über drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofstör
 Übergrünt und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
 Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
 Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
 Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf kispelnden Ästen,
 Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
 Heimatische Natur, wie bist du treu mir geblieben!
 Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf!
 Noch gedeiht die Pflirsche mir, noch wachsen gefällig
 Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
 Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
 Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
 Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Waldes unendliche Laube
 Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
 Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
 Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne, dein Licht;
 Feuer trink' ich und Geist aus deinem freundigen Kelche,
 Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
 Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit
 Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich trieb'st,
 Mildere Sonne! Zu dir lehr' ich treuer und weiser,
 Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

4. Sokrates und Alcibiades.

„Warum huldigest Du, heiliger Sokrates,
 Diesem Jünglinge stets? kennest du Größ'res
 nicht?“

Warum siehst mit Liebe,
 Wie auf Götter, Dein Aug' auf ihn?“

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
 Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
 Und es neigen die Weisen
 Oft am Ende zum Schönen sich.

5. Diotima

Leuchtest du wie vormals nieder,
 Goldner Tag! und sprossen mir
 Des Gesanges Blumen wieder
 Lebenathmend auf zu dir?
 Wie so anders ist's geworden!
 Manches, was ich traurig mied,
 Stimmt in freundlichen Akkorden
 Nun in meiner Freude Lieb,
 Und mit jedem Stundenschlage
 Wird' ich wunderbar gemahnt
 An der Kindheit stille Tage,
 Seit ich sie, die Eine fand.

Diotima! edles Leben!
 Schwester, heilig mir verwandt!
 Eh' ich dir die Hand gegeben,
 Hab' ich ferne dich gekannt.
 Damals schon, da ich in Träumen,
 Mir entlockt vom heitern Tag,
 Unter meines Gartens Bäumen,
 Ein zufriedner Knabe lag,
 Da in leiser Lust und Schöne
 Meiner Seele Mai begann:
 Säuselte, wie Zephyrstöne,
 Göttliche! dein Hauch mich an.

Ah! und da, wie eine Sage,
 Jeder frohe Gott mir schwand,
 Da ich vor des Himmels Tage
 Darbend, wie ein Blinder, stand,
 Da die Last der Zeit mich beugte
 Und mein Leben, kalt und bleich,

Sehnend schon hinab sich neigte
 In der Todten stummes Reich:
 Wünscht' ich öfters noch dem blinden
 Wanderer, dies Eine mir,
 Meines Herzens Bild zu finden
 Bei den Schatten, oder hier.

Nun! dich habe ich gefunden!
 Schöner, als ich ahnend sah,
 Hoffend in den Feierstunden,
 Holde Muse! bist du da;
 Von den Himmlischen dort oben,
 Wo hinauf die Freundschaft flieht,
 Wo, des Alters überhoben,
 Zimmerheitre Schöne blüht,
 Scheinst du mir herabgestiegen,
 Götterbotin! weiltest du
 Nun in glütigem Genügen
 Bei dem Sänger immerzu!

Sommerglut und Frühlingsmilde,
 Streit und Friede wechselt hier
 Vor dem stillen Götterbilde
 Wunderbar im Busen mir:
 Blühend unter Huldigungen,
 Hab' ich oft beschämt, besiegt,
 Sie zu fassen schon geringen,
 Die mein Köhntes überfliegt;
 Unzufrieden im Gewinne
 Hab' ich stolz darob gemeint,
 Daß zu herrlich meinem Sinne
 Und zu mächtig sie erscheint

Ach! an deine stille Schöne,
 Heilig holdes Angesicht!
 Herz! an deine Himmelstöne
 Ist gewöhnt das meine nicht;
 Aber deine Melodien
 Heitern mählig mir den Sinn,
 Daß die trüben Träume schieben
 Und ich selbst ein anderer bin!
 Bin ich dazu denn erkoren?
 Ach zu deiner hohen Ruh'?
 So zu Licht und Lust geboren,
 Göttlich Glückliche! wie du?

Wie dein Vater und der meine,
 Der in heitrer Majestät
 Über seinem Eichenhaine
 Dort in lichter Höhe geht,
 Wie er in die Meeresbogen,
 Wo die kühle Tiefe blaut,
 Steigend an des Himmels Bogen,
 Klar und still herunterhaut:
 So will ich aus Götterhöhen,
 Neu geweiht in schön'rem Glück,
 Froh, zu singen und zu sehen,
 Nun zu Sterblichen zurück.

6. Aus: *Synerion oder der Eremit in Griechenland.* (1797—99.)

Synerion, ein junger Neugriecher, ist aus Deutschland in seine Heimat zurückgekehrt, wo er Diotima kennen lernt und sie liebt. Er beehligt sich an dem Kampfe um die Befreiung Griechenlands. Nach dem Ausgange desselben stirbt Diotima am gebrochenen Herzen, er wird Eremit. (Der Roman, nach dem Vorbilde von Goethe's „Werther“ in Briefen verfaßt [Synerion schreibt an seinen Freund Bellimin, an Diotima, diese an ihn] ist interessant durch seine Reflexionen über das Leben, die Deutschen, die griechische Kunstwelt u. a., durchweg in elegischem Tone gehalten.)

Reflexionen aus dem Roman.

Der liebe Vaterlandsboden giebt mir wieder Freude und Leid. Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhen des korinthischen Isthmus und, wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren, die zur Rechten und zur Linken meinen glühenden Bergen die Flüße kühlen.

Eins zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. Eins zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und das fochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht. Eins zu sein mit Allem, was lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Scepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eberne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Wunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend befehligt, verschönert die Welt.

Laß uns vergessen, daß es eine Zeit giebt, und zähle die Lebenstage nicht! Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahn? Noch seh ich den Abend, an dem Notara zum erstenmale zu ihr ins Haus mich brachte. Sie wohnte nur einige Schritte von uns am Fuße des Berges. Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Wesen, ein sächlicher, fröhlicher Junge der Bruder, und beide gestanden herzlich in allem Thun und Lassen, daß Diotima die Königin des Hauses war. Ach! es war alles geheiligt und verschönert durch ihre Gegenwart. Wohin ich sah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Tischchen, alles war in geheimem Wunde mit ihr. Und da sie zum erstenmale mit Namen mich rief, da sie selbst so nahe mir kam, daß ihr unschuldiger Athem mein lauschend Wesen berührte! Wir sprachen sehr wenig zusammen. Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in Einem Himmelsgefang.

Tausendmal hab' ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menschen, die sich einbilden, ein erfahbener Geist könne unmöglich wissen, wie man ein Gemüße bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herzlich von dem Feuerherde sprechen, und es ist gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohlthätige Flamme besorgt, und, ähnlich der Natur, die herzertrennende Speise bereitet.

Ja, eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverkündend, wenn er liebt, und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt. . . .

Jede Zucht und Kunst beginnt zu früh, wo die Natur des Menschen noch nicht reif geworden ist. Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, ehe es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur. Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn wer nicht einmal ein vollkommenes Kind war, der wird schwerlich ein vollkommener Mann. — Freilich hat auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan, hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels find nicht, wie ein Feuerregen, auf sie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauschte sie nicht mit Liebfosungen und übergütigen Gaben, wie sonst wohl hie und da die thörichte Mutter thut. . . .

Aus bloßem Verstand ist nie Verständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen. Verstand ist ohne Geistes Schönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Baum aus

grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle aneinander nagelt für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Nothwerk. Vor dem Unfinn, vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unfinn und vor Unrecht ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit. — Vernunft ist ohne Geistes-, ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß so wenig als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hält' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt. Aus bloßem Verstande kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, als nur die beschränkte Erkenntniß des Vorhandenen. Aus bloßer Vernunft kommt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, als blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffes.

Ich kann kein Volk mir denken, das zerrissener wäre, wie die Deutschen. Handwerker siehst du, aber keine Menschen; Denker, aber keine Menschen; Priester, aber keine Menschen; Herren und Knechte, Zungen und gefesselte Leute, aber keine Menschen — ist das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, in dessen das vergossene Lebensblut im Sande zerrinnt? Die Tugenden der Deutschen sind ein glänzend Ubel und nichts weiter; denn Nothwerk sind sie nur, aus feiger Angst, mit Sklavennühe dem wilsten Herzen abgedrungen, und lassen trostlos jede reine Seele, die von Schönerm gern sich nährt.

Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der seltene Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen, und Helden gebiet die Begeisterung. Die Heimat aller Menschen ist bei solchem Volke, und gerne mag der Fremde sich verweilen. Wo aber so beleidigt wird die göttliche Natur und ihre Künstler, ach! da ist des Lebens beste Lust hinweg, und jeder andre Stern ist besser, denn die Erde. Wisst' immer, oder werden da die Menschen, die doch alle schön geboren sind; der Knechtsinn wächst, mit ihm der grobe Muth, der Raufsch wächst mit den Sorgen, und mit der Uppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst; zum Fluche wird der Segen jedes Jahrs, und alle Götter fliehn.

17. Zacharias Werner.

(1768 — 1823.)

Aus: Der vierundzwanzigste Februar.

(Tragödie von Zacharias Werner. 1809.)

Ein Schweizer Landmann Kunz Kuruth hat gegen seines Vaters Willen geheiratet. Er wirft am 24. Februar, als der Vater die Frau schmäht, das Messer nach ihm, ohne ihn jedoch zu tödten. Der Vater aber stirbt vor Wuth und spricht sterbend über den Sohn einen Fluch aus, aus dem hervorgeht, daß er selbst schon einen Mord begangen. Kunzens Sohn, Kurt, tödtet schon als Knabe in kindischem Spiel seine Schwester, irrt mit dem Fluch des Vaters beladen, in Amerika umher und kommt, reich mit Gold versehen, zurück, als Kunz eben im Begriff ist, sich das Leben zu nehmen, da er inzwischen an den Bettelstab gekommen. Der in das Elternhaus unerwartet einkehrende Sohn löst sich beim Becher Wein, den er mitgebracht, das Leben seines Wirthes erzählend, gibt sich aber nicht zu erkennen. Wie er zu Bette geht, sagt der Vater den Entschluß, den Fremden zu ermorden und sich durch sein Geld vor dem Gerichtsboten, der ihn am nächsten Tage von Haus und Hof vertreiben will, zu retten. Der Mord wird ausgeführt, und zwar am 24. Februar.

Schluß.

Kurt

(in seiner Schlafkammer nach einem Gebete von den Knieen aufstehend).

Ich bin entflüht — die Ahnung ist erfüllt;
Wie Alpenböcklein tönt's von oben: Frieden!
Schon naht der Schlummer mir, und tröstend
hüllt

Er bald auf heim'schem Boden mich, den
Müden! —

An dieser längst ersehnten Bretterwand
Hat oft mein frühlich Hirtenhorn gehangen;
Noch steckt der Nagel drin, an den ich's band!
Mir naht die Kinderzeit mit blüh'nden Engels-
wangen;

Mein Schwesterchen, mit kindisch zarter Hand
Beut wieder Alpenröslein mir! Das Bangen,

Beschwichtigt ist's — erreicht der Heimat
Land! —

(Er hängt seine Kleider und Geräthschaften an einen Nagel
der die Kammer von der Stube scheidenden Bretterwand,
dieser biegt sich, und die Sachen fallen herunter.)

Kunz.

Was fiel?

Trude (Kunzens Frau).

Ich weiß nicht —

Kunz.

Seltam wird mir's schier

Und angst! — Du, reich' doch mal die Bibel
her!

Trude

(bringt die Bibel und geht dann an's Feuer zum Kamin.)

Kurt (in der Kammer).

Der Nagel will mein Kleid schon nicht mehr tragen!

Nun — 's ist auch größer jetzt! Komm, laß dich grade schlagen!

Kunz (in der Bibel lesend).

„Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie wieder nieder.“

Nicht wahr! Der Mutter Segen baut allein Sie auf; des Vaters Fluch, der reißt sie ein!

Kurt

(hat in der Kammer den Nagel gerade geschlagen und seine Kleider aufgehangen; von der dadurch bewirkten Erschütterung fällt das an der andern Seite der Bretterwand hängende große Messer herunter und Truden vor die Füße).

Trude (entsetzt zu Kunzen an den Tisch eilend).
Ach!

Kunz (vom Stuhle schnell aufspringend).
Halt — was fällt mir ein! —

Trude.

Das Messer fiel! —

Kunz.

Sprach nicht der Kerl, er sei ein Mörder?

Trude.

Nein!

Kurt

(in der Kammer zum Schließengehen sich vorbereitend).

Nun denn — gottlob, ich bin am Ziel!

Mein Maulthier, das am nächsten Orte

Ich wohlbepackt zurückließ,

Mein Knecht bringt's morgen früh — dann schließt mein Gold die Pforte

Mir auf vom ird'schen Paradies!

(Schiebt seine Geldtase unter das Kopfenbe des Strohsingers.)

Komm, liebes Gold, durch dich ist Rückkehr mir gelungen! —

Durch Gold, das in des Abgrunds Tiefen wohnt! —

Denn ehrlich hab' ich es errungen,

Und treues Streben wird belohnt! —

Aus neuer Welt bring' ich's zur alten,

Leg' es in meiner Eltern Hand,

Dann mag Gott mit uns allen walten!

Begrüet sei mir, Vaterland! —

(Er schläft ein. Das Licht in seiner Laterne erlischt.)

Kunz.

Er sprach; er hab' 'nen Mord begangen; —

Ei! So ist der Kerl ja vogelfrei! —

Ein jeder kann ihn plündern, ihn berauben;

Weil die Gesetze das erlauben,

Sie heißen's gar —

Trude.

Um Gotteswillen, Mann! —

Kunz.

Ihu tödten könnt' ich — darnach kräht kein Hahn;

Beim Mörder steht das jedem frei! —

Trude.

Um Jesu Wunden! —

Kunz.

Mach' kein Geschrei! Ich werd' ja das nicht thun! —

Ich will ja nur — die Zeit, die thut uns eilen! —

Daß er ein Räuber ist — nun, das ist jonnenklar!

Ein Zaubrer gar vielleicht! So'n Kerl, der bringt Gefahr

Der Eidgenossenschaft! Den Raub mit ihm zu theilen,

Nur dazu hätt' ich Lust!

Trude.

O laß den Frevel sein! —

Kunz.

So soll ich springen in den See hinein, Und gottlos Unrecht thun; jetzt, wo mir's

Recht erlaubt, Mich, Dich zu retten, wenn ich raube, was

Gut, lassen wir's! — Ich kann auch sterben!

Trude.

Nein!

Kunz.

Soll ich?! —

Trude.

Ihu' — was — Du willst!

Kunz.

So leucht' mir! —

Trude (die Lampe vom Tisch nehmend).
Höllengeist!

Kunz.

's ist Mitternacht! — Das ist 'ne gute Stunde!

Da hat man Muth; wenn auch der Vater blau

Vom Schlagfluß da liegt! Nun, was zitterst, Frau?

Trude

(in der einen Hand die Lampe, mit der andern sich an Kunzen klammernd).

Kunz

(zur Kammerthür schleichend, stot mit dem Fuß an das zur Erde gefallene Messer).

Hoho! Liegst du da, alter Kunde? Dich nehm' ich mit! (Geht es auf.)

Trude.

Du willst doch nicht dein Blut vergießen?!

Kunz.

Nein! Sieh, das verstehst Du nicht! — Ich bin Soldat gewesen — sieh nur — da

braucht man Vorsicht! — So'n scharfes Ding — es ist auf alle Fälle

gut! (Sie treten in die Kammer.) Du! Ist's nicht, als ob's hier nach Leichen

riechen thut?! —

Trude.

O komm zurück!

Kunz.

Er schläft! Wo hat er seine Katze
Mit Gold? Dort kuckt sie vor — unter der
Matratze! —
Nun, nimm sie!

Trude.

Rein!

Kunz.

Du schämst Dich? Ja, freilich ist's nicht fein!
'ne Schmach ist's! — Hör', was meinst Du?
Wir lassen's lieber fein!

Trude.

O, das gab Dir ein Engel ein!

Kunz (indem er das Messer in die Tasche steckt).

Ja — laßt uns schuldlos sterben! — Schuld-
los? Nein! —

(Die Wanduhr schlägt zwölf.)

Kunz.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht,
neun, zehn,
Elf, genug! — Zwölf! — Kei' nicht, Alter,
es ist einmal geschehn!

Trude (ihn zur Thür ziehend).

O komm! —

Kunz (die Thür leise öffnend und sie plötzlich wieder
zuziehend, indem er schaubert).
Brrr! —

Trude.

Gott! — Was ist Dir? —

Kunz.

Da hinein kann ich nicht gehn!

Trude.

Warum?

Kunz.

Hast nicht den Alten im Lehnstuhl sitzen sehn,
Blau, mit gebrochnen Augen, nach mir herum
sich drehn?

Trude

(die Thür öffnend und in die Stube gehend).

's ist nichts! —

Kunz (Trude dicht an sich ziehend).

Bleib' hier — mich graut! Dicht bei mir hier
bleib' stehn!

So! — (indem er Trude's Arm umflammert und sie
mit den seinen wie zum Beten emporhält).

Hilf mir beten! Hilf mir!

Trude (die Lampe auf den Boden setzend und ihre
Arme emporhebend).

O könnt' ich uns Hilf' erseh'n!

Kunz.

Vater unser, der mich hat verflucht! —

(Zu Trude)

Sieh! — wie dort der Fremde höhnisch lacht!
Aus mich lacht er, weil nur ich verflucht
Und nicht er's ist! —

Trude (ihn zur Thür ziehend).

Flieh' die düst're Nacht! —

Kunz

(noch einmal die Hände zum Gebet zusammenklammernd).

Vater! (zu Trude, immer nach Kurt hinschielend)

Horch! Sein Gold — 's ist auch verflucht!
Komm mit! ruft's — komm! ruft's durch
die Mitternacht,
Wie ihm die Gletscher! — Hörst's?

Trude.

Die Eulen schrein.

Kunz.

Nein — sein Gold ist's! — Ich soll's, es
will mich befreien,
Netten will mich's von der Hölle pein!
Wie er lächelt mit den rothen Wangen — er
allein

Sollt', ein Schwelger, sich des Lebens freu'n,
Reich und unberflucht und selig sein?
Und nur ich! Hab' ich nicht Fleisch und Bein,
Bin ich Mensch wie er nicht; stand ich tapfer

Nicht in Gfied und Reih'n,
Wenn der feige Mörder da Nachts sich schlich
auf Räuberein;
Und nur ich sollt' schmachbeladen in den

Daubensee hinein,
Bloß, weil ich verflucht und arm bin? Nein!
(Zich aus Trude's Armen loswindend.)

Nein, mich retten muß ich — retten! Sollt's
auch ewig mich gereu!

(Aufschreiend und zu Kurt's Strohlager hineilend.)

Hexenbold, Dein Geld ist mein! —

Kurt (während Kunz sich über ihn beugt, um die
Geldtase fortzuziehen, erwachend und schlaftrunken auf-
schreiend).

Ha Diebe! Mörder! —

Kunz (wüthend das Messer ziehend und Kurt zwei
Stiche versetzend).

Mörder selber! Du!

Kurt.

Mich — Euern Sohn — bringt Ihr — zur
Ruh? —

Trude.

Mein Sohn! —

Kunz (fährt zurück).

Kurt (mit letzter Kraftanstrengung vom Lager auf-
stehend und ein Papier aus dem Brusttas hervorziehend).

Ich bin's — da lest' —! —

(Er sinkt Truden in die Arme.)

Kunz (dem Kurt das Papier aus der Hand reisend,
zur Lampe eilend und lesend).

Ein Paß ist's! —

„Kurt Kuruth

Aus Schwarbad!“ —

(Das Papier entfällt seinen Händen.)

Ha, Verfluchter! 's ist deines Sohnes Blut!
(Er wirft das Messer mit solcher Gewalt an den Boden,
daß es zerpringt).

Trude

(dem Kurt den linken Hemdsärmel aufstreichend).

Er hat die Sen' am Arm! — Mein Sohn
ist's! —

Den sterbenden Sohn im Arme, ermattet auf die Knie
sinkend, zu Kuntz)

Bring' um's Leben
Mich auch, Du Kindesmörder Du! —

Kurt (zu Kuntz und Trude).

Vergeben —
Hat auch — der Vater! — Ihr — seid vom
Fluch entfühnt! —

Kuntz (vor Kurt hinfinkend).

Und Du — Vergibst Du?

Kurt.

Ja! —

Kuntz.

Und Gott — vergibt er?! —

Kurt.

Amen!

Trude.

Er stirbt!

Kuntz (von den Knien aufstehend).

Wohlan — in Gottes Namen! —
Ich büße gern das, was ich schwer verdient!
Ich geh' zum Blutgericht und geb' die Mord-

that an! —

Wenn ich durch Henkersbeil bin abgethan,
Dann mag Gott richten — ihm ist alles
offenbar! —

Das war ein vierundzwanzigster Februar!

Ein Tag ist's — Gottes Gnad' ist ewig! —

Amen! —

18. Franz Grillparzer.

(1791 — 1872.)

Aus: Sappho.

(Trauerspiel von Franz Grillparzer. 1819.)

Sappho kehrt, mit einem Lorbeer gekrönt, von Olympia nach Lesbos zurück und wird von den Lesbiern mit Jubel empfangen. Sie zeigt dem Volke Phaon, einen Jüngling, der bestimmt war, „in seiner Gaden Hülle, sie von der Dämonstunft wolkennahen Gipfeln in dieses Lebens heitre Blüthenblätter mit sanftbezüglicher Gewalt herabzuziehen.“ Phaon lernt Melitta, die junge Sklavin der Sappho, kennen, liebt sie, und Sappho gibt sich den Tod.

Eucharis (Dienerin der Sappho).

Bist Du hier, Rhammes? Giliq komm!

Rhammes (Sklave der Sappho).

Wohin?

Euch.

Zu Sappho.

Rhammes.

Was? —

Euch.

Ich fürchte, sie ist krank.

Rhammes.

Die Götter wenden's ab!

Euch.

Ich folgte ihr von fern
Hinauf zur großen Halle, und versteckt
Bewacht' ich all ihr Thun mit scharfem Auge.
Dort stand sie, an ein Säulenpaar gelehnt,
Hinter schauend in die weite See,
Die an den Felsenusfern brandend schäumt.
Sprach- und bewegungslos stand sie dort

oben,

Mit starren Augen und erblassenen Wangen,
Im Kreis von Marmorbildern, fast als ihres
Gleichen.

Nur manchmal regt sie sich und greift nach
Blumen,

Nach Gold und Schmuck, und was ihr Arm
erreicht,

Und wirft's hinunter in die laute See,
Den Sturz mit sehnsuchtsvollem Aug' ver-
folgend.

Schon wollt' ich nahn, da tönt ein Klängen
durch's Gemach,

Und zuckend fuhr es durch ihr ganzes Wesen.

Die Leier war's am Pfeiler aufgehangen,

In deren Saiten laut die Seelust spielte.

Schwer athmend blickt sie auf und fährt zu-

sammen,

Wie von Verithrung einer höhern Macht.

Die Augen auf die Leier stark gerichtet,

Beleben sich mit eins die todt'n Züge,

Und fremdes Lächeln spielt um ihren Mund.

Jetzt öffnen sich die strenggeschloss'n Lippen,

Es tönen Worte, schauerlichen Klangs,

Aus Sappho's Munde, doch nicht Sappho's

Wort.

„Rufft du mir,“ spricht sie, „Freundin, mahnst

du mich?

O, ich versteh' dich, Freundin an der Wand!

Du mahnst mich an verfloß'ne Zeit! Hab'

Dank!“ —

Wie sie die Wand erreicht, und wie die Leier,
Hoch oben hängend, weiß ich nicht zu sagen;
Denn wie ein Blitzstrahl stürzte mir's vorüber.

Jetzt blick' ich hin, sie hält das Saitenspiel

Und drückt es an die sturmbewegte Brust,

Die hörbar laut den Athem nahm und gab,

Den Kranz dann, den olympischen, des Sieges,

Dort aufgehangen an den Hausaltar,

Schlingt sie um's Haupt und wirft den Pur-

purmantel,

Hochglühend, so wie er, um ihre Schultern.

Wer sie jetzt sah, zum erstenmale sah,

Auf des Altares hohen Stufen stehend,

Die Leier in der Hand, den Blick gehoben,

Gehoben ihre Lichtgestalt,

Verklärungschimmer über sie gegossen,

Als überird'iche hätt' er sie beglückt

Und zum Gebet gebeugt die schlanken Kniee.

(Melitta umarmend.)

Die todt' Mutter schickt dir diesen Kuß!
Run hin! Dort an der Liebesgöttin Altar
Erfülle dich der Liebe dunkles Loos.

(Gilt dem Altar zu.)

Rhannes.

Was sinnet sie? Beklart ist all ihr Wesen,
Glanz der Unsterblichen umleuchtet sie!

Sappho

(auf eine Erhöhung des Ufers tretend und die Hände
über beide ausbreitend.)

Den Menschen Liebe und den Göttern Ehr-
furcht!

Genießet, was Euch blüht, und denket mein!

So zahle ich die letzte Schuld des Lebens,

Ihr Götter segnet sie und nehmt mich auf!

(Sürzt sich vom Felsen in's Meer.)

Phaon.

Halt ein! Halt, Sappho!

Melitta.

Nach! sie stürzt, sie stirbt!

Phaon

(mit Melitta beschäftigt.)

Schnell Hilfe! Fort an's Ufer! Rettung!

Hilfe!

(Einige ab.)

Rhannes

(ber an's Ufer gestiegen.)

Ihr Götter, wendet ab! Dort jene Klippe,
Berührt sie die, ist sie zerschellt, zerschmettert
Tragt sie vorüber! Weh! Es ist geschehn!

Phaon.

Was kreischest Du? Nach Rähnen! Eilet!
Rettet!

Rhannes (herabsteigend.)

Halt ein! Es ist zu spät! Gönnt ihr das
Grab

Das sie, verschmähend diese falsche Erde,
Gewählt sich in des Meeres heil'gen Fluten!

Phaon.

Todt?

Rhannes.

Todt!

Phaon.

Weh mir! Unmöglich, nein!

Rhannes.

Es ist! —

Berweltet der Lorbeer und das Saitenspiel ver-
klungen!

— Es war auf Erden ihre Heimat nicht.

Sie ist zurückgekehret zu den Jhren.

19. Amad. Gottfried Adolf Müllner.

(1774 — 1829.)

Aus: Die Schuld, Tragödie. (1816.)

Das Schicksalsdrama spielt in dem norwegischen Schlosse Hugo's, Grafen von Drindur. Dieser ist der zweite Sohn des spanischen Grafen Don Baleros. Vor seiner Geburt war der Mutter von einer bettelnden Zigeunerin geweissagt worden, daß der von ihr zu erwartende Sohn seinen älteren Bruder Don Carlos ermorden werde. In ihrer Angst schenkte sie das Kind einer kinderlosen Freundin in Norwegen, der Gräfin von Drindur. Der herangewachsene Hugo reist nach Spanien, lernt Don Carlos kennen, wird dessen Freund und von einer leidenschaftlichen Liebe zu seiner Gemahlin Elvira ergriffen, die bereits früher verheiratet war und aus erster Ehe einen Sohn, Otto, besitzt. Auf einer Jagd tödtet Hugo seinen Bruder Carlos, vermählt sich dann mit Elvira und zieht nebst ihrem Kinde nach Norwegen. Der kleine Otto kann sich nicht entschließen, seinen Stiefvater zu lieben, er begleitet den Verlauf der Handlung wie eine mahnende Schicksalsstimme. Ebenso Jerta, Gräfin von Drindur, von der Hugo geliebt wird. Da erscheint Don Baleros zum Besuche, und Hugo erfährt, daß er Don Baleros Sohn, also der Mörder seines Bruders ist. Hugo und Elvira tödten sich.

Schluß des Drama's.

Hugo.

Wenn sie recht hat — nichts beschlossen
Ueber'n Sternen wird — der Mensch
Frei hienieden hat zu wählen,
Alles droben zu vertreten —
Das wär' schlimm, sehr schlimm! dann ständ' es
Nebel um ein gutes Ende.

Und dies Leben ist so kurz,
Und so lang — so lang das andre! —
Kennte man's; wer weiß? es wär'
Wohl so gräßlich nicht — vielleicht
Wenig anders, als auf Erden:
Zorn — und Strafe, und — Vergebung — —
Nur die Nacht,
Die es deckt,
Die nur schrecket!

Graufend macht

Sie zur Höll' die Zeit

Mit der Ewigkeit,

Daß man fühlt ein Dringen,

Aus dem Grauen

Vor der Nacht

In die Nacht hinein zu springen;

Weil's oft nichts ist, anzuschauen,

Was mit Zittern wird gedacht.

Wenn es nichts ist — Oh! das Wort

Graust den Menschen an — und „Ewig“

Sträubt des Sünders Haar empor!

Nichts — und — — wer — wer faßt das?

(Er bleibt starren Blickes und ohne Bewegung, bis Ba-
leros eintritt.)

Hugo. Valeros, den Degen an der Seite, (einen zweiten hält er sorgfältig unter dem Mantel verborgen).

Valeros (noch im Hintergrunde, tief und gebehm).

Otto

Hugo (fährt gewaltig zusammen und springt auf, seine Kniee zittern, als er sich nach der Thür wendet).

Ihr seid's?

Valeros (vorkommend).

Was zitterst du?

Hugo.

Eure Stimme —! 's war beinah,
Als ob — Karl — den Namen rufte.

Valeros (halb vor sich).

Hm! Wer weiß?

Hugo (mit Unruhe).

Wollt ihr denn heut
Nicht zur Ruh? — Bewaffnet seid ihr —
Warum seid ihr denn bewaffnet?

Valeros.

Nach den Waffen greift der Spanier
Überall, wo seinem Namen
Schande drohet.

Hugo.

Seid doch ruhig!

Ich hab' alles eingesehn.

Valeros.

Was?

Hugo.

Daß ich um euretwillen,
Und um Jerta und Elviren,
Muß Verzicht thun auf den Trost,
Den gemeine Sünder haben:
Wißend vor dem Volk zu fallen
Unter Priesters Segensspruch.

Nur der Fluch — so eben sprach es
Jerta aus — des Vaterfluches
Finstre Macht beherrscht mich,
Treibt mich rastlos an zum Bösen.
Könntet ihr den Fluch nur lösen!

Valeros (ohne Hitze, aber fest).

Rache löst ihn. Dazu such' ich
Ausgerüstet dich im Schlosse.

Hugo (zurücktretend).

Wie? ihr wollt mich —

Valeros (wirft aus der Entfernung einiger Schritte
den Degen, den er unter'm Mantel barg, ohne Heftigkeit
zu Hugo's Füßen).

Wie es fällt.

Nicht mit mir!

Hugo.

Daß Gott mich wahre!

Mit dem Vater?

Valeros.

Des Erschlagenen.

Hugo.

Mit dem Greis?

Valeros.

Nicht Mitterspeere

Gilt es ja zu schwingen; diese
Waffen fordern Kunst, nicht Stärke.

Hugo (dringend).

Denkt ihr nicht —?

Valeros.

Ich hab's beschlossen.

Weiber wissen das Geheimniß,
Und geheim nicht kann es bleiben,
Und nicht ungerächt Don Karl.

Brudermord in meinem Stamme!
Diese Schmach, beim Himmel, wäscht
Blut nur ab. — Heut ist der Tag,
Wo er fiel, und heut noch fällt
Karl's Mörder, oder ich!

Hugo (schauend).

O der! — Wißt ihr, was ihr sprecht?
Fühlt ihr es in meine Seele?

Valeros.

Wohl mag vor dem Kampf dir grauen,
Doch ihn schuldig bist du mir.
Lieb' und Haß, Natur und Pflicht
Reißen an dem Vaterherzen;
Nur im Kampfe find' ich Frieden.
Darum nimm, und scheid mit mir!

Hugo.

Nimmermehr! der Augenblick
Ist der Thaten Herr. Es könnte,
Wenn die Spitze nah' der Brust,
Mich die Lust zum Leben fassen,
Ich euch tödten —

Valeros.

Desto besser!

Hugo.

Und wenn ihr den Sohn erlegt,
Ist ja euer Hals verfallen
In den Blutbann dieses Landes,
Welcher streng —

Valeros (stolz).

Wer sagt dir das?

Einen Herrn nur hat auf Erden
Don Valeros und sein Haus.
Dieser herrscht im Süden zweier
Welten; hier im fremden Nord
Sind wir niemand unterthan.
Fällst du; hat dich Gott gerichtet
Durch das Oberhaupt des Stammes.
Zaudre nicht.

Hugo.

Er stößt mich nieder!

Valeros.

Marchlings? — Ist mein Handwerk nicht.

Hugo (getroffen).

Handwerk?

(Mit Gemüch von Bitten und Warnen.) Vater!

Valeros.

Nach', man könnt' uns
Stören. — Willst du?

Hugo (gepreßt).

Nein!

Valeros (warm).

Du trägst
Zweier Heldenstämme Namen,
Und bist feig?

Hugo (sich vergeßend).

Wer sagt das?

Valeros.

Wie Banditen!

Hugo (außer sich, hebt den Degen auf).

Tod und Hölle!

Valeros (stellt sich und reißt seinen Degen aus
der Scheide).

Endlich! — Zieh, gereizter Tiger,
Und fall' aus auf meine Brust!

Hugo (nach einer kurzen Pause der Erholung).

Nein! — Verflucht sei meine Hand,
Wenn sie diesen Stahl entlöset.

(Er bricht dicht über der Scheide das Gefäß ab, und wirft
beide Stücke hinter sich in den Saal.)

Rost zerfress' ihn in der Scheide.

Valeros (im Kampf mit ausbrechender Wuth).

Ha! — Wohlau denn, willst du nicht
Wagen, Bube; so vertere!

(Er faßt rasch den Degen mit verwehdeter Hand, wie
einen Dolch.)

Beide können wir nicht leben!

(Er eilt auf Hugo zu, ihn zu durchstoßen. Hugo steht
ruhig. Elvire, die schon eingetreten ist, fliegt herbei.)

Die Vorigen. Elvire, ohne Schleier.

Elvire (unterläßt Valeros, welcher Hugo zur Einker
stand, drückt ihn zurück, und zieht, vor Hugo tretend einen
Dolch aus dem Gürtel).

Kasender! — den Waffenlosen
Willst du tödten? — hier komm an!

Meine Hand ist stahlbewehrt;
Seit ich diesen liebe, trag' ich
Diesen da für jeden Feind,
Den's gelüftet, uns zu trennen!

Hugo (welcher während Elvirens Rede den Blick fest
auf ihren aufgehobenen Dolch bestete).

D, gebt Frieden! Ihr versteht
Beide nichts von solchen Dingen.

Meint ihr, daß ihr's könnt vollbringen
Mit den spitzgeschliffnen Klingen?

Daß die Hand euch nicht wird beben,
Soll sie in ein fremdes Leben
Diese kurzen Eisen brücken?

Durch den Arm zurück in euch
Dringt der Schmerz, und todtenbleich
Laßt ihr halbgethan das Werk.

Wenn euch solche That soll glücken,
Müßt ihr Schlagen sein: entfernt
In dem Raum von eurem Ziele,
Fürchtbar nah ihm durch die Macht.
Hürnend kommt ihr — unentschlossen
Schlagt ihr an — nun necht es euch,
Zu vollbringen, was ihr könnt,

Und auch nicht könnt, wie es fällt.
Wär's gewiß, ihr thätet's nicht —
Aber „Ob du triffst?“ — zischt eurem
Wankenden Gemüth der Lenfel
Zu, und zuckt in der Hand —
Und das ferne Opfer liegt.

Oh! sie ist gar schlau, die Hölle!

Elvire (ist von ihm gegangen und hat den Dolch
wieder im Gürtel verwahrt).

Was begann ich?

Valeros (hat den Degen eingesteckt, vor sich).
Wohin riß

Mich die Macht des Augenblickes?

Hugo (gehoben, aber nicht stolz).

Seht ihr wohl, so ist der Mensch!
D'rum, wenn einer ist gefallen,
Mag der andre weinen; aber
Nicht zu richten sich erkühnen.

Valeros.

Beim allmächt'gen Gott, die Lehre
Triffst ein tief erschütter't Herz!

(Ihm näher tretend, feierlich.)

Sohn! vernichtet sei der Fluch,
Den ich über dich gesprochen!
Und ist's wahr, daß, wie der Eid,
Vaterfluch unwiderrücklich
Vor den dunklen Mächten ist:
Fall' er auf mein eigen Haupt,
Daß die Rach' ihr Opfer habe.

Elvire (in großer Bewegung).

Nein, auf mich — auf mich den Streich!
(Knieend.)

Diese sterbliche Gestalt
Mit dem unglücksel'gen Reiz,
Der den Frevler hat gewedet,
Werb' ich zu des Räubers Füßen.

Seid', o Gott! des Himmels Flamme,
Um das Opfer zu verzehren,
Mein Unsterbliches nur berge!

(Sie bleibt noch einige Augenblicke in dieser Stellung.)

Hugo (ernst und ruhig, mehr noch gehoben, als vorher).

Laßt nur gut sein das. — Mich dünket,
Daß gelöst schon ist der Fluch;
Denn ich schöpfe freier Odem,
Und mein inn'res Auge schaut
Klar — den rechten Weg zum Frieden.

Elvire (vom Sinn seiner Rede getroffen).

Ah!

(indem sie sich abwendet, fällt ihr die Harle in die Augen.
Sie stützt sich darauf mit gesenktem Haupt und scheint
an dem Folgenden weiter keinen Antheil zu nehmen.)

Valeros.

Der rechte Weg zum Heil
Führet durch den Schooß der Kirche.
Sohn, aus ihrer Hand empfängt
Auch das Vaterherz dich wieder!
Willst du mir nach Spanien folgen?

Hugo (in wachem Traum).

Ja!

Valeros (trob).

Du willst?

Hugo.

Mein Geist ist dort;
Hin mögt ihr den Leib geleiten.

Valeros.

Ha! der Entschluß kam von oben,
Höre nicht, ihn zu vollziehen!

Hugo.

D gewiß nicht.

Valeros.

Auch Elviren
Gibst du so den Frieden.

Hugo (mit unruhigem Bestreben, Valeros zu entfernen).

Das
Mein' ich — aber — Jerta wird
Schmerzlich diese Trennung fühlen,
Wollt ihr wohl sie vorbereiten?

Valeros.

Jetzt?

Hugo.

Sie ist noch wach — für mich.
Ueberlein sind wir gekommen,
Daß sie einen Boten sende
An den Herzog, ihren Ohm,
Der bei'm König gilt. Sie will,
Daß man mir das Heer vertraue
Wider den verwegnen Feind,
Der die Länder jenseits plündert.
Das ist nun nicht nöthig mehr.

Valeros.

Nein, bei Gott nicht! Fremdem Herrn
Soll Valeros Sohn nicht dienen.

Dennoch, daß du dich erhoben
Zu dem Helbenunternehmen,
Pöcht des Hasses letzten Funken.
Komm an meine Brust!

Hugo (stark tief gerührt in seine Arme).

Mein Vater!

Oh, mein Gott! In euren Armen?

Valeros.

Otto! Theurer — einziger!
Alles — alles sei vergeben!

Hugo (nachdem er langsam, das Auge liebevoll noch
auf ihn geheftet, von seiner Brust sich erhoben).

Geht zur Jerta! — sagt ihr das!
Geht, und dann legt euch zur Ruh',
Und — erwacht gefaßten Muthes.

Valeros.

Oh, die Freude, denk' ich, wird
Reichlich mir den Schlaf ersetzen.

(Ab.)

Elvire. Hugo.

Elvire (legt nach geraumer Stille die Harfe weg,
tritt vor Hugo und sucht seinen Blick).

Hugo!

Hugo (weicht).

Folg' des Vaters Beispiel,
Hingeopferte! — Vergib!

Elvire (an seinem Halse).

Oh, mein Hugo!

Hugo (in vollem Ausdruck der Liebe).
Theures Weib!

Elvire (nach einer Pause, in tiefem Weiden).
Muß es sein, Geliebter?

Hugo (betroffen, sich verrathen zu haben).
Was?

Elvire.

Was prophetisch mir die Harfe
Mit der Saite, die gesprungen,
In der Dämm'ruug zugeklungen —
Was du jetzt beschlossen hast.

Hugo (in Erinnerungen verloren, den Blick auf das
Instrument).

Heilig ist die Harfe mir,
Weiß ich gleich nicht sie zu spielen.
Wenn sie Abends dir im Kühlen,
In dem schönen Arme ruhte,
Und mein Haupt in deinem Schooße
Glühte, wie der Kelch der Rose,
Von dem wildbewegten Blute —
Und nun Himmelstöne klangen
Aus den Saiten und der Brust;
Da verschwand das Glutverlangen,
Und zur Thräne ward die Lust.

In mir herrschte Fried' und Ruh'
Unter'm Schalle deiner Lieder;
Karlos war mein Bruder wieder,
Die geliebte Schwester du!

(Auf die Harfe deutend.)

Hugo's Engel wohnte d'rinn,
Oh' sich Hugo schwer versündigt;
Der auch hat es angekündigt
Deinem aufgeschlossnen Sinn,
Daß die Dual nun ist am Ende.

Elvire.

Hugo! Kannst du es, so wende
Von der Gattin diesen Schlag!

Hugo.

Fühle, daß ich's nicht vermag.
Leben gleicht der Töne Beben
Und der Mensch dem Saitenspiel:
Wenn es hart zu Boden fiel,
Rehrt der rechte Klang nicht wieder,
Und sein Mißlaut stört die Lieder,
Die aus reinen Saiten schweben.

Solche That, wie ich gethan,
Steket mit dem Wahnsinn an,
Der sie zeugte. — Um ein Haar,
Und mein blut'ger Frevler war
Zweimal wiederholt zur Stelle.
Wo ein Mörder weiset, mag
Keiner widerstehn der Hölle.

Elvire (sich abwendend).

Wehe! Furchtbar sprichst du aus,
Was wie Rebel um mich lag.

Hugo.

Karlos Born erfüllt mein Haus,
Dahin auch mit diesem Tag
Wuß ich scheiden, ihn zu sühnen.

Elvire.

Woh! so bald?

Elvire wendet sich, mit einem Blick auf die Uhr, ent-
schlossen und rasch zum Abgeben.)
Warum willst du von mir gehen?

Elvire (innerlich bewegt).

Sehen — küssen meinen Knaben.

Hugo.

Thue das, und — — lebe wohl!

Elvire.

Nein, noch nicht. Bleib hier! Ich komme
Wieder, eh' die Glocke schlägt.

Hugo.

Was beginnst du?

Elvire.

Nichts.

(Sie geht bis an die Thür, wo sie dem Knaben begegnet.)

Die Vorigen. Otto.

Elvire.

Da ist er!

Schlafend meint' ich dich.

Otto.

Ich war's.

Böse Träume weckten mich,
Aber anfangs böse nur;
Herrlich waren sie zuletzt.

Dich, Herr Hugo, sah ich, wie

Ich dich nimmer hab' gesehen,

Seit mein Vater ist gestorben:

Heiter, wie in meinem Land

Man den Morgen sieht erwachen.

Und der Traum scheint wahr zu werden;

Dem viel anders siehst du aus,

Als ich dich verlassen habe.

Hugo.

Findest du das, lieber Knabe?

Otto.

Ja. Doch an der Mutter ist

Noch der Traum nicht ausgegangen.

(Mit Darstellung des im Traum geöffneten Entzündens.)

Herrlich, wie in der Verkürzung

Ueber unserm Hochaltar

Heilands Mutter aufwärts schwebt,

Hab' ich dich im Traum gesehn.

Nun, du bist nicht minder schön;

Doch so leuchtend bist du nicht,

Nicht so selig dein Gesicht.

Hugo.

Was bewog dich, aufzustehen,

Und dich wieder anzukleiden?

Otto.

Was? Nun, daß ich munter war.

Und ich habe wohl gethan;

Später hätt' ich sonst erfahren,

Was mir so viel Freude macht.

Hugo.

Was?

Otto.

Der Ritter ging vorbei,

Und ich rief ihm, und er kam,

Und erzählte mir: du seist

Nicht Graf Drindur; mein Ohm,

Meines lieben Vaters Bruder!

Und du habest es versprochen,

Mit der Mutter, ihm und mir,

Zu mein Vaterland zu ziehen,

Und das bald — bald! — Ist das wahr?

Hugo.

Ja! — Dein Vaterland ist da,

Wo ich hin will. Alle, denk' ich,

Nimmt's uns auf einst.

Otto (innig vergnügt).

O, wie herrlich!

Liebe Mutter, eile ja,

Alles eilig zu besorgen,

Was ihm nöthig ist zur Reise!

Hugo.

Das ist wenig. — Sie hat's nah',

Und die milde wird mir's geben.

(Elvire wendet sich schmerzlich ab.)

Otto.

Deinen Kammerdiener, Kolbert,

Sprech' ich, ist er wach, noch heut.

Leichte Kleidung muß ich haben,

Eilig diese von mir thun,

Die so schwer und lästig ist.

Hugo.

Ganz, wie du, denk' ich's zu halten.

Otto.

Mach' es auch so, liebe Mutter,

Ob du schon dich hier so schwer,

Wie Herr Hugo, nicht beladen.

Elvire.

Meinst du?

Otto.

Ja.

Hugo.

Mein Kind, du kannst,

Da du einmal auf bist, noch

Etwas hin zu Zeta tragen.

Geh' mit Kolbert in mein Zimmer.

Nimm! Das Pult im Schlafgemach

Deffnet dieser Schlüssel. Links

Findest du ein Pergament,

Daran hängt in silberner

Kapsel ein gewaltig Siegel.

Nicht zu irren, schlag' es auf,

Und sieh nach dem Anfang. Wenn

Es das recht' ist, muß er heißen:

„Das Geschlecht der Drindur,

„Unsres Thrones feste Säule,

„Soll befehn, ob die Natur

„Auch damit zu Ende eile.“

Das gib Zerta, nebst dem Schlüssel!
(Er küßt ihn.)
 Küsse sie — für mich — und sag' ihr,
 Sie soll nicht vergessen, daß ich
 Kolbert herzlich lieb gehabt —
 Und auch Holm — und — alle andre —
(Er kämpft mit den Thränen.)

Dann leg' dich zur Ruhe wieder.
 Otto.
 Das soll bald geschehen sein. (Geht nach der Thür.)
 Elvire.

Otto!
(Sie eilt zu ihm und küßt ihn inbrünstig und mit Thränen.)
 O, mein Kind!

Du weinst?
 Otto.
 Elvire.

Küsse Zerta auch von mir,
 Und — den Ritter — ehr' als Vater!
 Otto.

Ist er mein Großvater doch,
 Den ich wahrlich herzlich liebe. —
 Gute Nacht!

Elvire.
 Gut Nacht! (Otto ab.)

Hugo. Elvire.

(Tiefe Stille. Während derselben sitzt Hugo rechts vom Schauspieler in einem Sessel und scheint mit Seelenruhe zu beten. Elvire geht, nach dem Abschied von Otto, auf die andere Seite, wo ihre Harje lehnt, fällt auf die Kniee und betet, ohne Lippenbewegung, mit heisser Andacht. Die Wanduhr schlägt zwölf. Ein leichter Schauer erschüttert Elviren. Sie steht langsam vom Gebet auf, und Ruhe herrscht auf ihrem Gesicht. Hugo verläßt, wenn die Uhr ganz ausgeschlagen hat, ebenfalls langsam den Sessel und nähert sich Elviren.)

Hugo.

Die Stunde
 Hat gerufen. — — Milde! gib,
 Was du hast, und was ich brauche!

Elvire.

Oh, ich habe dich verstanden!
(Sie zieht den Dolch.)

Du willst den!
 Hugo.

An deinem Herzen
 War sein Platz.

Elvire.

Du sollst ihn haben. (Ihn feurig umarmend.)
 Hugo! — Bis auf Wiedersehn!

Hugo.

Dort, wo Schwester, Freund und Gattin
 Man mit Einer Liebe liebt.
 Gib den Stahl, und — flieh!

Elvire.

Gemach! (Indem sie von ihm geht und mit der Linken die am Stuhl lehrende Harje anfaßt, entschlossen und mit Erhebung.)

Mir, wie dir, fehlt ja der Frieden,
 Und mich drückt, wie dich, die Schuld;

Darum, muß es sein geschieden.
 Geh' ich dir zu Gottes Huld
 Kühn voran die dunkle Strafe!
(Sie stößt sich den Dolch in die Brust, die Kniee mahnend, die Harje fällt, am Stuhle hingleitend zu Boden, und sie sinkt, den Dolch in der rechten Hand behaltend, darnieder.)

Hugo (heftig erschüttert).

Gott! Elvire! — — Ha, nun fasse
 Ganz ich selbst erst, was ich sprach!
 Mord zeugt Mord, und ich verderbe
 Durch die unglücksel'ge That
 Alles, was mir liebend naht.
 Es hat Eile, daß ich sterbe —
 Gib geschwind!

(Er nimmt ihr den Dolch, den sie krampfhaft zu halten scheint, mit einiger Mühe, küßt ihre Hand, und sagt, indem er rasch nach seinem Sessel zu geht.)

Ich flieh' dir nach,

Aus des Lebens kuftrrer Höhle!
 Elvire (mit Anstrengung).

Gott sei gnädig — deiner Seele!
(Hugo faltet während dieser Worte die Hände am Himmel, dann stößt er, beide Hände am Griff, den Dolch sich in die Brust: die Kniee nicken halb ein, die rechte Hand faßt den Stuhl, der Dolch bleibt in der linken; in dieser Stellung hält er sich einige Sekunden.)

Die Vorigen. Zerta. Valeros und Otto treten
 rasch ein.

Zerta (fliegt herbei, und fällt ihm in den linken Arm).
 Graf! was wollt ihr thun?

Hugo (indem er den blutigen Dolch zu ihren Füßen fallen läßt).

Gethan

Ist's; doch schlecht — ihn traß ich besser.
(Er sinkt am Sessel nieder, so daß der Oberleib halb aufgerichtet bleibt.)

Zerta (ist beim Fallen des Dolches zurückgetreten, mit tiefem Schmerz).

Oh!

Valeros.

Mein Sohn! — du traßt mein Leben!
 Zerta (schnell gefaßt, dringend zu dem Verwundeten).
 Ist noch Rettung?

Hugo.

Nein! — Erlösung
 Nur durch Schmerzen — von dem Leiden.

Otto (einige Schritte entfernt).

Armer Herr!

Zerta (mit erschütternder Klage, die Stirn an Hugo's Haupte).

Mein Freund! — mein Bruder! —

Otto (erblickt Elviren).

Jesu Maria! — die Mutter! O seht —
 Seht doch! die Mutter liegt blutend darnieder!
(Er kniet neben ihr.)

Zerta.

Gott!

Valeros (heftig).

Wer begann das? — Ein blutiger Stahl
 Liegt nur am Boden.

Ferta.

Der Dolch ist Elviren.

Valeros (zu Hugo).

Mensch! Wenn du das auch gethan —!

Elvire (mit Anstrengung).

Ich — ich selbst!

Valeros (beschwörend).

Ist's so?

Elvire (halb aufgerichtet, mit sich verklärendem Blicke).

So wahr ich — wie Töne der Harfe —
Die mir zum Lager dient — himmelwärts
schwebe!

(Sie sinkt sterbend auf die Harfe zurück, die Hand gleitet
dabei matt über die Saiten, und man hört einen leisen
verhallenden Ton.)

Otto.

Mutter! — So sah ich im Traum dein Gesicht!
(Er beugt sich über sie.)

Valeros (zu seinem Sohne).

Otto! Vergib den Gedanken!

Hugo.

Auf Erden

Wohnt der Verdacht — und die Nacht. Dort
— ist Licht.

Valeros.

Oh! daß ich kam, um dir tödtlich zu werden!

Hugo (schwächer).

Schaffet — nach Spanien — die Leichen —
zu ihm —

Dem — er vergab uns! — (Mit Vision.) Dem
Cherubim

Nimmt er — das rächende Schwert — er
winket —

(Mit erhobener Stimme.)

Frei — ist der Geist! — — die Hülle —
(Er fällt sterbend zusammen.)

Ferta (mitten auf der Bühne, nach kurzer Stille, mit
Begeisterung).

Sinke der Leib! ich liebte den Geist,
Den kein Tod dem Herzen entreißt,
Der mir von nun an im Abendstern blinket!

Valeros.

Ist der Geist nur frei von Dual,
Wenn der Leib fällt; dann, o Stahl,
Komm, und gib die Freiheit mir!
(Er hebt rasch den Dolch auf, Ferta entreißt ihm denselben.)

Ferta (mit tiefem Ernst).

Ritter! — Seid ein Mann! — Kniet hier
Euer Enkel nicht?

Valeros.

Könnt ihr
Leben, wenn ihr ihn liebt?

Ferta.

Ich bin Christin. — Schuld nur gibt,
Oder Schwäche, sich den Tod.
Lebt für diesen, ihm ist's noth.

(Valeros beugt sich über Hugo's Leiche.)

Otto (sich von der Mutter aufrichtend).

Gott! Warum — warum ist denn
So Entsetzliches geschehen?

Ferta (groß und ruhig).

Fragst du nach der Ursach, wenn
Sterne auf und untergehen?
Was geschieht, ist hier nur klar;
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen!

20. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

(1776 — 1822.)

1. Aus: Die Elvire des Teufels.

(Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners, 1815.)

Die Reliquienkammer eines Klosters, die unter der Aufsicht des Bruders Medardus steht, enthält eine Flasche mit einem Teufelselixir, welche der Teufel einst dem heiligen Antonius angeboten hatte. Die mit Angst bewachte Flasche löst ein das Kloster besuchender Graf öfFnen, er und Medardus trinken daraus und fñben den Trunk äußerst wohl-schmeckend. Medardus gewinnt an Geisteskraft und innerem Leben, wird ein weit bewunderter Redner und Beicht-vater. Einst beichtet ihm eine verschleierte Frau, daß sie eine verbotene Liebe bege, und zwar zu ihm. Seine Sinne werden betwirt, er glaubt, die heilige Rosalie sei ihm erschienen, er liegt fortan neklagend vor ihrem Bilde in der Kirche. Der Prior des Klosters, Vater Medardus überträgt ihm, um ihn vor Geisteskrankheit zu schützen, eine Mis-sion nach Rom. In Rom verfällt er dem weltlichen Genuße und wird sogar Verbrecher in allen Richtungen. Die merkwürdigsten Personen greifen in sein Leben ein. Er fühlt sich ein doppeltes Wesen, sieht, daß ihm ein Doppel-gänger zur Seite steht, bald in dem einen, bald in dem anderen Gewande. Verwechslungen der wunderbarlichsten Art. Er liebt Aurelie aus vornehmem Geschlecht. Da plagen ihn die Geister der Hölle, im Anfall des Wahnsinnes will er Aurelie erdolchen, er flieht aus dem Schlosse und gelangt nach Kampf und Qualen in sein Kloster zurück, als Aurelie im Begriffe ist, den Schleier zu nehmen. Die Vorsteherin des Klosters ist seine und seines Doppelgängers Mutter. Buße rettet seine Seele aus der Verdammniß. (Die Symbolik der Geschichte ist der Entwicklungs-gang des Menschen durch Sünde zur Buße.)

Aureliens Einkleidung und des Medardus Tod.

So wie die ersten Strahlen des Morgens aufgingen, verkündigten die Glocken des Klosters das Fest der Einkleidung Aureliens, und bald darauf versammelten sich die Brüder in einem großen Saal; die Abtissin trat, von zwei Schwestern begleitet, herein. — Unbeschreiblich ist das Gefühl, das mich durchdrang, als ich die wiedersah, die meinen Vater so innig liebte, und un-erachtet er durch Frevelthaten ein Blindniß, das ihm das höchste Erdenglück erwerben mußte,

gewaltfam zerriß, doch die Reigung, die ihr Glück zerstört hatte, auf den Sohn übertrug. Zur Tugend, zur Frömmigkeit wollte sie diesen Sohn aufziehen, aber dem Vater gleich, häufte er Frevel auf Frevel und vernichtete so jede Hoffnung der frommen Pflegemutter, die in der Tugend des Sohnes Trost für des sündigen Vaters Verderbniß finden wollte. — Niedergesunken Hauptes, den Blick zur Erde gerichtet, hörte ich die kurze Rede an, worin die Äbtissin nochmals der versammelten Geistlichkeit Aureliens Eintritt in das Kloster anzeigte, und sie aufforderte, eifrig zu beten, in dem entscheidenden Augenblick des Gelübdes, damit der Erbfeind nicht Macht haben möge, sinneverwirrendes Spiel zu treiben, zur Qual der frommen Jungfrau. „Schwer,“ sprach die Äbtissin, „waren die Prüfungen, die die Jungfrau zu übersehen hatte. Der Feind wollte sie verlocken zum Bösen, und Alles, was die List der Hölle vermag, wandte er an, sie zu betören, daß sie, ohne Böses zu ahnen, sündige und dann aus dem Traum erwachend untergehe in Schmach und Verzeßlung. Doch die ewige Macht beschützte das Himmelskind, und mag denn der Feind auch noch heute es versuchen ihr verderblich zu nahen, ihr Sieg über ihn wird desto glorreicher sein. Betet — betet, meine Brüder, nicht darum, daß die Christusbräut nicht wankte, denn fest und standhaft ist ihr dem Himmlichen ganz zugewandter Sinn, sondern daß kein irdisches Unheil die fromme Handlung unterbreche. — Eine Bangigkeit hat sich meines Gemüthes bemächtigt, der ich nicht zu widerstehen vermag!“ —

Es war klar, daß die Äbtissin mich — mich allein den Teufel der Versuchung nannte, daß sie meine Ankunft mit der Einleitung Aureliens in Bezug, daß sie viellecht in mir die Absicht irgend einer Gräueltat voraussetzte. Das Gefühl der Wahrheit meiner Reue, meiner Buße, der Überzeugung, daß mein Sinn geändert worden, richtete mich empor. Die Äbtissin würdigte mich nicht eines Blickes; tief im Innersten gekränkt regte sich in mir jener bittere, verhöhnende Haß, wie ich ihn sonst in der Residenz bei dem Anblick der Fürstin gefühlt, und statt daß ich, ehe die Äbtissin jene Worte sprach, mich hätte vor ihr niederwerfen mögen in den Staub, wollte ich led und Alhn vor sie hintreten und sprechen: „warst Du denn immer solch ein überirdisches Weib, daß die Lust der Erde Dir nicht aufging? . . . Als Du meinen Vater sahst, verwahrtest Du denn immer Dich so, daß der Gedanke der Sünde nicht Raum fand? . . . Ei, sage doch, ob selbst dann, als schon die Inful und der Stab Dich schmückten, in unbewachten Augenblicken meines Vaters Bild nicht Sehnsucht nach irdischer Lust in Dir aufregte? . . . Was empfindest Du denn, Stolge! als Du den Sohn des Geliebten an Dem Herz drücktest und den Namen des Verlorenen, war er gleich ein freveliger Sünder, so schmerzvoll rieft? — Hast Du jemals gekämpft mit der dunklen Macht wie ich? — Kannst Du Dich eines wahren Sieges erfreuen, wenn kein harter Kampf vorherging? — Fühlst Du Dich selbst so stark, daß Du Den verachtest, der dem mächtigsten Feinde erlag und sich dennoch erhob in tiefer Reue und Buße?“ — Die plötzliche Aenderung meiner Gedanken, die Umwandlung des Willenden in den, der stolz auf den bestandenen Kampf fest einschreitet in das wiedergewonnene Leben, muß selbst im Äußern sichtlich gewesen sein. Denn der neben mir stehende Bruder frag: „Was ist Dir, Medardus, warum wirfst Du solche sonderbare zürnende Blicke auf die hochheilige Frau?“ — „Ja,“ erwiderte ich halblaut, „wol mag es eine hochheilige Frau sein, denn sie stand immer so hoch, daß das Profane sie nicht erreichen konnte, doch kommt sie mir jetzt nicht sowol wie eine christliche, sondern wie eine heidnische Prieslerin vor, die sich bereitet, mit gezücktem Messer das Menschenopfer zu vollbringen.“ — Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu kam, die letzten Worte, die außer meiner Ideenreihe lagen, zu sprechen, aber mit ihnen drängten sich im bunten Gewirr Bilder durch einander, die mir im Entsetzlichsten sich zu einem schienen. — Aurelie sollte auf immer die Welt verlassen, sie sollte, wie ich, durch ein Gelübde, das mir jetzt nur die Ausgeburt des religiösen Wahnsinns schien, dem Irdischen entsagen? — So wie ehemals, als ich, dem Satan verkauft, in Sünde und Frevel den höchsten, strahlendsten Lichtpunkt des Lebens zu schauen wähnte, dachte ich jetzt daran, daß Beide, ich und Aurelie, im Leben, vereint und dann als der unterirdischen Macht Geweihte sterben müßten. — Ja, wie ein gräßlicher Unhold, wie der Satan selbst, ging der Gedanke des Mordes mir durch die Seele! — Ach, ich Verblendeter gewahrte nicht, daß in dem Moment, als ich der Äbtissin Worte auf mich deutete, ich Preis gegeben war der vielleicht härtesten Prüfung, daß der Satan Macht bekommen über mich und mich verlocken wollte zu dem Entsetzlichsten, das ich noch begangen! Der Bruder, zu dem ich gesprochen, sah mich erschrocken an: „An Jesus und der heiligen Jungfrau willen, was sagt Ihr da!“ so sprach er; ich schaute nach der Äbtissin, die im Begriff stand, den Saal zu verlassen, ihr Blick fiel auf mich, todtentleiblich startete sie mich an, sie wankte, die Nonnen mußten sie unterstützen. Es war mir, als kispelte sie die Worte: „O, all ihr Heiligen, meine Ahnung.“ Bald darauf wurde der Prior Leonardus zu ihr gerufen. Schon läuteten auf's Neue alle Glocken des Klosters und dazwischen könten die donnenden Töne der Orgel, die Weichgefänge der im Chor versammelten Schwestern durch die Pfiste, als der Prior wieder in den Saal trat. Nun begaben sich die Brüder der verschiedenen Orden in feierlichem Zuge nach der Kirche, die von Menschen beinahe so überfüllt war, als sonst am Tage des heiligen Bernardus. An einer Seite des mit duftenden Rosen

geschmückten Hochaltars waren erhöhte Sitze für die Geistlichkeit angebracht, der Tribüne gegenüber, auf welcher die Capelle des Bischofs die Musfel des Amtes, welches er selbst hielt, ausführte. Leonardus rief mich an seine Seite und bemerkte, daß er ängstlich auf mich wachte; die kleinste Bewegung erregte seine Aufmerksamkeit; er hielt mich an, fortwährend aus meinem Brevier zu beten. Die klaren Nonnen versammelten sich in dem mit einem niedrigen Gitter umschlossenen Platz dicht vor dem Hochaltar, der entscheidende Augenblick kam; aus dem Innern des Klosters, durch die Gitterthür hinter dem Altar, führten die Cisterzienser-Nonnen Aurelien herbei. — Ein Geflüster rauschte durch die Menge, als sie sichtbar wurden, die Orgel schwieg, und der einfache Hymnus der Nonnen erklang in wunderbaren, tief in's Innerste dringenden Accorden. Noch hatte ich keinen Blick aufgeschlagen; von einer furchtbaren Angst ergriffen, zuckte ich krampfhaft zusammen, so daß mein Brevier zur Erde fiel. Ich bildete mich darnach, es aufzuheben, aber ein plötzlicher Schwindel hätte mich von dem hohen Sitz herabgestürzt, wenn Leonardus mich nicht faßte und festhielt. „Was ist Dir, Medardus“, sprach der Prior leise: „Du befindest Dich in seltsamer Bewegung, widersetze dem bösen Feinde, der Dich treibt.“ Ich faßte mich mit aller Gewalt zusammen, ich schaute auf und erblickte Aurelien, vor dem Hochaltar knieend. O Herr des Himmels, in hoher Schönheit und Anmuth strahlte sie mehr als je! Sie war bräutlich — ach! eben so wie an jenem verhängnißvollen Tage, da sie mein werden sollte, gekleidet. Blühende Myrthen und Rosen im künstlich geflochtenen Haar. Die Andacht, das Feierliche des Moments hatte ihre Wangen höher gefärbt und in dem zum Himmel gerichteten Blick lag der volle Ausdruck himmlischer Lust. Was waren jene Augenblicke, als ich Aurelien zum ersten Mal, als ich sie am Hofe des Fürsten sah, gegen dieses Wiedersehen. Rasender als jemals flammte in mir die Glut der Liebe — O Gott — o, all' ihr Heiligen! laßt mich nicht wahnsinnig werden, nur nicht wahnsinnig — rettet mich, rettet mich von dieser Pein der Hölle. — Nur nicht wahnsinnig laßt mich werden — denn das Entsetzliche muß ich sonst thun und meine Seele Preis geben der ewigen Verdammniß! — So betete ich im Innern, denn ich fühlte, wie immer mehr und mehr der böse Geist über mich Herr werden wollte. — Es war mir, als habe Aurelie Theil an dem Frevel, den ich nur beging, als sei das Gelübde, das sie zu leisten gedachte, in ihren Gedanken nur der feierliche Schwur, vor dem Altar des Herrn mein zu sein. — Nicht die Christusbraut; des Mönchs, der sein Gelübde brach, verbrecherisches Weib, sah ich in ihr. — Sie mit aller Inbrunst umarmen und dann ihr den Tod geben — der Gedanke erfaßte mich unwiderstehlich. Der böse Geist trieb mich wilder und wilder — schon wollte ich schreien: „Haltet ein, verblendete Thoren! nicht die von irdischem Triebe reine Jungfrau, die Braut des Mönchs wollt Ihr erheben zur Himmelsbraut!“ — mich hinabstürzen unter die Nonnen, sie herausreißen — ich faßte in die Kutte, ich suchte nach dem Messer, da war die Ceremonie so weit gediehen, daß Aurelie anfing das Gelübde zu sprechen. — Als ich ihre Stimme hörte, war es, als bräche milder Mondesglanz durch die schwarzen, von wildem Sturm gejagten Wetterwolken. Licht wurde es in mir, und ich erkannte den bösen Geist, dem ich mit aller Gewalt widerstand. — Jedes Wort Aureliens gab mir neue Kraft, und im heißen Kampf wurde ich bald Sieger. Entflohen war jeder schwarze Gedanke des Frevels, jede Regung der irdischen Begier. — Aurelie war die fromme Himmelsbraut, deren Gebet mich retten konnte von ewiger Schmach und Verderbniß. — Ihr Gelübde war mein Trost, meine Hoffnung, und hell ging in mir die Heiterkeit des Himmels auf. Leonardus, den ich nun erst wieder bemerkte, schien die Aenderung in meinem Innern wahrzunehmen, denn mit sanfter Stimme sprach er: „Du hast dem Feinde widerstanden, mein Sohn! Das war wol die letzte schwere Prüfung, die Dir die ewige Macht auferlegt!“ —

Das Gelübde war gesprochen; während eines Wechselgesanges, den die klaren Schwestern anstimmten, wollte man Aurelien das Nonnengewand anlegen. Schon hatte man die Myrthen und Rosen aus dem Haar geflochten, schon stand man im Begriff, die herabwallenden Locken abzuschneiden, als ein Getümmel in der Kirche entstand — ich sah, wie die Menschen aus einander gedrängt und zu Boden geworfen wurden; — näher und näher wirbelte der Tumult. — Mit rasender Geberde — mit wildem, entsetzlichen Blick drängte sich ein halbnaakter Mensch (die Lumpen eines Capuzinerrocks hingen ihm um den Leib), Alles um sich her mit gehaltenen Fäusten niederstoßend, durch die Menge. — Ich erkannte meinen gräßlichen Doppelgänger, aber in demselben Moment, als ich, Entsetzliches ahnend, hinabspringen und mich ihm entgehen wollte, hatte der wahnsinnige Unhold die Galerie, die den Platz des Hochaltars einschloß, übersprungen. Die Nonnen stäubten schreiend aus einander; die Abtissin hatte Aurelien fest in ihre Arme eingeschlossen. — „Ha ha ha!“ — kreischte der Rasende mit gellender Stimme: „wollt Ihr mir die Prinzessin rauben! — Ha ha ha! — die Prinzessin ist mein Bräutchen, mein Bräutchen“ — und damit riß er Aurelien empor und stieß ihr das Messer, das er hochgeschwungen in der Hand hielt, bis an das Hest in die Brust, daß des Blutes Springquell hoch emporpritzte. „Suche — Such Such — nun hab' ich mein Bräutchen, nun hab' ich die Prinzessin gewonnen!“ — So schrie der Rasende auf und sprang hinter den Hochaltar, durch die Gitterthüre fort in die Klostergänge. Voll Entsetzen kreischten die Nonnen

auf. — „Mord — Mord am Altar des Herrn“, schrie das Volk, nach dem Hochaltar stürmend. Befehl die Ausgänge des Klosters, daß der Mörder nicht entkomme, rief Leonardus mit lauter Stimme, und das Volk stürzte hinaus und wer von den Mönchen rüstig war, ergriff die im Winkel stehenden Processionsstäbe und setzte dem Unhold nach durch die Gänge des Klosters. Alles war die That eines Augenblicks; bald kniete ich neben Aurelien, die Nonnen hatten mit weißen Fächern die Wunde, so gut es gehen wollte, verbunden und standen der ohnmächtigen Abtissin bei. Eine starke Stimme sprach neben mir: Sancta Rosalia, ora pro nobis, und Alle, die noch in der Kirche geblieben, riefen laut: „Ein Mirakel — ein Mirakel, ja sie ist eine Märtyrerin. — Sancta Rosalia, ora pro nobis.“ — Ich schaute auf. — Der alte Maler stand neben mir, aber ernst und mild, so wie er mir im Kerker erschien. — Kein irdischer Schmerz über Aureliens Tod, kein Entsetzen über die Erscheinung des Malers konnte mich fassen, denn in meiner Seele dämmerte es auf, wie nun die räthselhaften Schlingen, die die dunkle Macht geknüpft, sich lösten.

Mirakel, Mirakel, schrie das Volk immer fort: Seht ihr wol den alten Mann im violetten Mantel? — der ist aus dem Bilde des Hochaltars herabgestiegen — ich habe es gesehen — ich auch, ich auch — riefen mehrere Stimmen durch einander, und nun stürzte Alles auf die Kniee nieder, und das verworrene Getümmel verbrauchte und ging über in ein von heftigem Schluchzen und Weinen unterbrochenes Gemurmel des Gebets. Die Abtissin erwachte aus der Ohnumacht und sprach mit dem herzzersehrenden Ton des tiefen, gewaltigen Schmerzes: „Aurelie! — mein Kind! — meine fromme Tochter! ewiger Gott — es ist Dein Rathschluß!“ — Man hatte eine mit Polstern und Decken belegte Bahre herbeigebracht. Als man Aurelien hinaufhob, senkte sie tief und schlug die Augen auf. Der Maler stand hinter ihrem Haupte, auf das er seine Hand gelegt. Er war anzusehen wie ein mächtiger Heiliger, und Alle, selbst die Abtissin, schienen von wunderbarer schauer Ehrfurcht durchdrungen. — Ich kniete beinahe dicht an der Seite der Bahre. Aureliens Blick fiel auf mich, da erfaßte mich tiefer Jammer über der Heiligen schmerzliches Märtyrthum. Keines Wortes mächtig, war es nur ein dumpfer Schrei, den ich ausstieß. Da sprach Aurelie sanft und leise: „Was klagest Du über Die, welche von der ewigen Macht des Himmels gewürdigt wurde von der Erde zu scheiden, in dem Augenblick, als sie die Nichtigkeit alles Irdischen erkannt, als die unendliche Sehnsucht nach dem Reich der ewigen Freude und Seligkeit ihre Brust erfüllte?“ — Ich war aufgestanden, ich war dicht an die Bahre getreten. „Aurelie, sprach ich: — heilige Jungfrau! Nur einen einzigen Augenblick senke Deinen Blick herab aus den hohen Regionen, sonst muß ich vergehen in — meine Seele, mein innerstes Gemüth zerrüttenden, verderbenden Zweifeln. — Aurelie! verachtest Du den Frevler, der, wie der böse Feind selbst, in Dein Leben trat? — Ach! schwer hat er gelüßt — aber er weiß es wohl, daß alle Buße seiner Sünden Maß nicht mindert — Aurelie! bist Du versöhnt im Tode?“ — Wie von Engelsfittigen berührt, lächelte Aurelie und schloß die Augen. „O, — Heiland der Welt — heilige Jungfrau — so bleibe ich zurück, ohne Trost der Verzweiflung hingegeben. O Rettung! — Rettung von höllischem Verderben!“ — Du betete ich inbrünstig, da schlug Aurelie noch ein Mal die Augen auf und sprach: „Medardus — nachgegeben hast Du der bösen Macht! aber blieb ich denn rein von der Sünde, als ich irdisches Glück zu erlangen hoffte in meiner verbrecherischen Liebe? — Ein besonderer Rathschluß des Ewigen hatte uns bestimmt, schwere Verbrechen unseres freveligen Stammes zu sühnen, und so vereinigte uns das Band der Liebe, die nur über den Sternen thront und die nichts gemein hat mit irdischer Lust. Aber dem listigen Feinde gelang es, die tiefe Bedeutung unserer Liebe uns zu verhüllen, ja uns auf entseßliche Weise zu verlocken, daß wir das Himmlische nur deuten konnten auf irdische Weise. — Ach! war ich es denn nicht, die Dir ihre Liebe bekannte im Beichtstuhl, aber statt den Gedanken der ewigen Liebe in Dir zu entzünden, die höllische Glut irdischer Lust in Dir entflammte, welche Du, da sie Dich verzehren wollte, durch Verbrechen zu löschen gedachtest? Fasse Muth, Medardus! Der maßlose Thor, den der böse Feind verlockt hat zu glauben, er sei Du, und müsse vollbringen, was Du begonnen, war das Werkzeug des Himmels, durch das sein Rathschluß vollendet wurde. — Fasse Muth, Medardus — bald, bald . . .“ Aurelie, die das Letzte schon mit geschlossenen Augen und hörbarer Anstrengung gesprochen, wurde ohnmächtig, doch der Tod konnte sie noch nicht erfassen. „Hat Sie Euch gebeichtet, ehrwürdiger Herr?“ so frugen mich neugierig die Nonnen. „Nicht, erwiderte ich: nicht ich, sie hat meine Seele mit himmlischem Trost erfüllt.“ — „Wohl Dir, Medardus, bald ist Deine Prüfungszeit beendet — und wohl mir dann!“ — Es war der Maler, der diese Worte sprach. Ich trat auf ihn zu: „So verlaßt mich nicht, wunderbarer Mann.“ — Ich weiß selbst nicht, wie meine Sinne, indem ich weiter sprechen wollte, auf seltsame Weise betäubt worden; ich gerieth in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen, aus dem mich ein lautes Rufen und Schreien erweckte. Ich sah den Maler nicht mehr, Bauern — Bürgerknechte — Soldaten waren in die Kirche gedrungen und verlangten durchaus, daß ihnen erlaubt werden solle, das ganze Kloster zu durchsuchen und verlangten durch Aureliens, der noch im Kloster sein müsse, aufzufinden. Die Abtissin, mit Recht Unordnungen

bestürzend, verweigerte dies, aber ihres Ansehens unerachtet vermochte sie nicht die erhitzen Gemüther zu beschwichtigen. Man warf ihr vor, daß sie aus kleinlicher Furcht den Mörder verhehle, weil er ein Mönch sei, und immer heftiger tobend schien das Volk sich zum Stürmen des Klosters aufzuregen. Da bestieg Leonardus die Kanzel und sagte dem Volk nach einigen kräftigen Worten über die Entweihung heiliger Stätten, daß der Mörder keineswegs ein Mönch, sondern ein Wahnsinniger sei, den er im Kloster zur Pflege aufgenommen, den er, als er todt geschienen, im Ordenshabit nach der Todtenkammer bringen lassen, der aber aus dem todtähnlichen Zustande erwacht und entspringen sei. Wäre er noch im Kloster, so würden es ihm die getroffenen Maßregeln unmöglich machen zu entspringen. Das Volk beruhigte sich und verlangte nur, daß Aurelie nicht durch die Gänge, sondern über den Hof in feierlicher Procession nach dem Kloster gebracht werden solle. Dies geschah. Die verschüchterten Nonnen hoben die Bahre auf, die man mit Rosen bekränzt hatte. Auch Aurelie war, wie vorher, mit Myrthen und Rosen geschmückt. Dicht hinter der Bahre, über welche vier Nonnen den Baldachin trugen, schritt die Abtissin, von zwei Nonnen unterstützt, die übrigen folgten mit den Klaren-Schwwestern, dann die Brüder der verschiedenen Orden, ihnen schloß sich das Volk an und so bewegte sich der Zug durch die Kirche. Die Schwester, welche die Orgel spielte, mußte sich auf den Chor begeben haben, denn so wie der Zug in der Mitte der Kirche war, ertönten dumpf und schauerlich tiefe Orgeltöne vom Chor herab. Aber siehe, da richtete sich Aurelie langsam auf und erhob die Hände betend zum Himmel, und auf's Neue stürzte alles Volk auf die Knie nieder und rief: Sancta Rosalia, ora pro nobis. — So wurde Das wahr, was ich, als ich Aurelium zum ersten Mal sah, in satanischer Verblendung nur frevelig heuchelnd verkündet.

Als die Nonnen in dem untern Saal des Klosters die Bahre niedersetzten, als Schwestern und Brüder betend im Kreis umherstanden, sank Aurelie mit einem tiefen Seufzer der Abtissin, die neben ihr kniete, in die Arme. — Sie war todt! — Das Volk wich nicht von der Klosterpforte, und als nun die Glocken den irdischen Untergang der frommen Jungfrau verkündeten, brach Alles aus in Schluchzen und Jammergeschrei. — Viele thaten das Gelübde, bis zu Aureliens Exequien in dem Dorf zu bleiben und erst nach denselben in die Heimat zurückzufahren, während der Zeit aber strenge zu fasten. Das Gerücht von der entsetzlichen Unthat und von dem Marthirium der Braut des Himmels verbreitete sich schnell und so geschah es, daß Aureliens Exequien, die nach vier Tagen begangen wurden, einem hohen, die Verklärung einer Heiligen feiernden Jubelfest glichen. Dem schon Tags vorher war die Wiese vor dem Kloster, wie sonst am Bernardustage, mit Menschen bedeckt, die, sich auf dem Boden lagernd, den Morgen erwarteten. Nur statt des frohen Gestimmels hörte man fromme Seufzer und ein dumpfes Murmeln. — Von Mund zu Mund ging die Erzählung von der entsetzlichen That am Hochaltar der Kirche und brach einmal eine laute Stimme hervor, so geschah es in Verwünschungen des Mörders, der spurlos verschwunden blieb.

Von tieferer Einwirkung auf das Heil meiner Seele waren wol diese vier Tage, die ich meistens einsam in der Capelle des Gartens zubrachte, als die lange, strenge Buße im Capuzinerkloster bei Rom. Aureliens letzte Worte hatten mir das Geheimniß meiner Sünden erschlossen, und ich erkannte, daß ich, ausgerüstet mit aller Kraft der Tugend und Frömmigkeit, doch wie ein nutzloser Feigling dem Satan, der den verbrecherischen Stamm zu hegen trachtete, daß er fort und fort gedeihe, nicht zu widerstehen vermochte. Gering war der Keim des Bösen in mir, als ich des Concertmeisters Schwester sah, als der frevelige Stolz in mir erwachte, aber da spielte mir der Satan jenes Cür in die Hände, das mein Blut, wie ein verdammtes Gift, in Gährung setzte. Nicht achtete ich des unbekanntenen Malers, des Priors, der Abtissin ernste Mahnung. — Aureliens Erscheinung am Beichtstuhl vollendete den Verbrecher. Wie eine physische Krankheit, von jenem Gift erzeugt, brach die Sünde hervor. Wie konnte der dem Satan Ergebene das Band erkennen, das die Macht des Himmels als Symbol der ewigen Liebe um mich und Aurelie geschlungen? — Schadenfroß fesselte mich der Satan an einen Betruchten, in dessen Sein mein Ich eindringen, so wie er geistig auf mich einwirken mußte. Seinen scheinbaren Tod, vielleicht das leere Blendwerk des Teufels, mußte ich mir zuschreiben. Die That machte mich vertraut mit dem Gedanken des Mordes, der dem teuflischen Trug folgte. So war der in verruchter Sünde erzeugte Bruder das vom Teufel besetzte Princip, das mich in die abscheulichsten Frevel stürzte und mich mit den gräßlichsten Qualen umhertrieb. Bis dahin, als Aurelie nach dem Rathschluß der ewigen Macht ihr Gelübde sprach, war mein Inneres nicht rein von der Sünde; bis dahin hatte der Feind Macht über mich, aber die wunderbare, innere Ruhe, die wie von oben herabstrahlende Heiterkeit, die über mich kam, als Aurelie die letzten Worte gesprochen, überzeugte mich, daß Aureliens Tod die Verheißung der Sühne sei. — Als in dem feierlichen Requiem der Chor die Worte sang: *Confutatus maledictis flammis acribus addictis*, fühlte ich mich erbeben, aber bei dem *Voca me cum benedictis* war es mir, als sähe ich in himmlischer Sonnenklarheit Aurelium, wie sie erst auf mich niederblickte und dann ihr von einem strahlenden Sternennetze umgebenes Haupt zum höchsten Wesen erhob, um für das ewige Heil meiner Seele zu bitten! — *Oro supplex et acclinis cor*

contritum quasi cinis! — Niedersank ich in den Staub, aber wie wenig glich mein inneres Gefühl, mein demüthiges Flehen jener leidenschaftlichen Zerknirschung, jenen grausamen, wilden Bußübungen im Capuzinerkloster. Erst jetzt war mein Geist fähig, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und bei diesem klaren Bewußtsein mußte jede neue Prüfung des Feindes wirkungslos bleiben. Nicht Aureliens Tod, sondern nur die als gräßlich und entsetzlich erscheinende Art desselben hatte mich in den ersten Augenblicken so tief erschüttert; aber wie bald erkannte ich, daß die Gnust der ewigen Nacht sie das Höchste bestehen ließ! — Das Martyrium der geprißten, entsündigten Christusbräut! — War sie denn für mich untergegangen? Nein! jetzt erst, nachdem sie der Erde voller Dual entrückt, wurde sie mir der reine Strahl der ewigen Liebe, der in meiner Brust aufglühte. Ja, Aureliens Tod war das Weifest jener Liebe, die, wie Aurelie sprach, nur über den Sternen thront und Nichts gemein hat mit dem Irdischen. — Diese Gedanken erhoben mich über mein irdisches Selbst, und so waren wol jene Tage im Cisterzienserkloster die wahrhaft seligsten meines Lebens.

Nach der Exortation, welche am folgenden Morgen stattfand, wollte Leonardus mit den Brüdern nach der Stadt zurückkehren; die Abtissin ließ mich, als schon der Zug beginnen sollte, zu sich rufen. Ich fand sie allein in ihrem Zimmer, sie war in der höchsten Bewegung, die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Alles — Alles weiß ich jetzt, mein Sohn Medardus! Ja, ich nenne Dich so wieder, denn überstanden hast Du die Prüfungen, die über Dich Unglücklichen, Bedauernswürdigen ergingen! Ach, Medardus, nur sie, nur sie, die am Throne Gottes unsere Fikspredigerin sein mag, ist rein von der Sünde. Stand ich nicht am Rande des Abgrundes, als ich, von dem Gedanken an irdische Lust erfüllt, dem Mörder mich verkaufen wollte? — Und doch! — Sohn Medardus! — verbrecherische Thränen hab' ich geweint in einsamer Zelle, Deines Vaters gedenkend! — Gehe, Sohn Medardus! Jeder Zweifel, daß ich vielleicht, zur mir selbst anzurechnenden Schuld, in Dir den freveligsten Sünder erzog, ist aus meiner Seele verschwunden.“ —

Leonardus, der gewiß der Abtissin Alles enthüllt hatte, was ihr aus meinem Leben noch unbekannt geblieben, bewies mir durch sein Betragen, daß auch er mir verliehen und dem Höchsten anheim gestellt hatte, wie ich vor seinem Richterstuhl bestehen werde. Die alte Ordnung des Klosters war geblieben, und ich trat in die Reihe der Brüder ein, wie sonst. Leonardus sprach eines Tages zu mir: „Ich möchte Dir, Bruder Medardus, wol noch eine Bußübung aufgeben.“ Demüthig frag ich, worin sie bestehen solle. „Du magst, erwiderte der Prior, die Geschichte Deines Lebens genau aufschreiben. Keiner der merkwürdigen Vorfälle, auch selbst der unbedeutenderen, vorzüglich Nichts, was Dir im bunten Weltleben widersuhr, darfst Du auslassen. Die Phantasie wird Dich wirklich in die Welt zurückführen, Du wirst alles Grauenvolle, Pöffenhafte, Schauerliche und Lustige noch ein Mal fühlen, ja es ist möglich, daß Du im Moment Aurelien anders, nicht als die Nonne Rosalia, die das Martyrium bestand, erblickst; aber hat der Geist des Bösen Dich ganz verlassen, hast Du Dich ganz vom Irdischen abgewendet, so wirst Du wie ein höheres Princip über Allem schweben, und so wird jener Eindruck keine Spur hinterlassen.“ Ich that, wie der Prior geboten. Ach! — wol geschah es so, wie er es ausgesprochen! — Schmerz und Bönne, Grauen und Lust — Entsetzen und Entzücken stürmten in meinem Innern, als ich mein Leben schrieb. — Du, der Du einst diese Blätter liesest, ich sprach zu Dir von der Liebe höchster Sonnenzeit, als Aureliens Bild mir im regen Leben aufging! — Es gibt Höheres als irdische Lust, die meistens nur Verderben bereitet dem leichtsinnigen, blödsinnigen Menschen, und Das ist jene höchste Sonnenzeit, wenn fern von dem Gedanken freveliger Begier die Geliebte wie ein Himmelsstrahl alles Höhere, Alles, was aus dem Reich der Liebe segensvoll herabkommt auf den armen Menschen, in Deiner Brust entzündet. — Dieser Gedanke hat mich erquickt, wenn bei der Erinnerung an die herrlichsten Momente, die mir die Welt gab, heiße Thränen den Augen entzürzten und alle längst verhaschte Wunden auf's Neue bluteten.

Ich weiß, daß vielleicht noch im Tode der Widersacher Nacht haben wird, den sündigen Mönch zu quälen, aber standhaft, ja mit inbrünstiger Sehnsucht erwarte ich den Augenblick, der mich der Erde entrückt; denn es ist der Augenblick der Erfüllung alles Dessen, was mir Aurelie, ach! die heilige Rosalia selbst, im Tode verheißen. Bitte — bitte für mich, o heilige Jungfrau, in der dunklen Stunde, daß die Nacht der Hölle, der ich so oft erlegen, nicht mich bezwinge und hinabreißt in den Pfuhl ewiger Verderbniß!

Nachtrag des Vaters Spiridion, Bibliothekars des Capuzinerklosters zu B.

In der Nacht vom dritten auf den vierten September des Jahres 17. . hat sich viel Wunderbares in unserm Kloster ereignet. Es mochte wol um Mitternacht sein, als ich in der neben der meinigen liegenden Zelle des Bruders Medardus ein seltsames Richern und Lachen und während dessen ein dumpfes, klägliches Achzen vernahm. Mir war es, als höre ich deutlich von einer sehr häßlichen, widerwärtigen Stimme die Worte sprechen: „Komm mit mir,

Brüderchen Medardus, wir wollen die Braut suchen.“ Ich stand auf und wollte mich zum Bruder Medardus begeben, da überfiel mich aber ein besonderes Grauen, so daß ich, wie von dem Frost eines Fiebers ganz gewaltig durch alle Glieder geschüttelt wurde; ich ging demnach, satt in des Medardus Zelle, zum Prior Leonardus, weckte ihn nicht ohne Mühe und erzählte ihm, was ich vernommen. Der Prior erschrak sehr, sprang auf und sagte, ich solle geweihte Kerzen holen und wir wollten uns beide dann zum Bruder Medardus begeben. Ich that, wie mir geheßen, zündete die Kerzen an der Lampe des Mutter-Gottesbildes auf dem Gange an, und wir stiegen die Treppe hinauf. So sehr wir aber auch horchen mochten, die abseitsliche Stimme, die ich vernommen, ließ sich nicht wieder hören. Statt dessen hörten wir leise, liebliche Glockenklänge und es war so, als verbreite sich ein feiner Rosenduft. Wir traten näher, da öffnete sich die Thüre der Zelle, und ein wunderlicher, großer Mann mit weißem, krausen Bart, in einem violetten Mantel, schritt heraus. Ich war sehr erschrocken, denn ich wußte wol, daß der Mann ein drohendes Gespenst sein mußte, da die Klosterpforten fest verschlossen waren, müßte kein Fremder eindringen konnte; aber Leonardus schaute ihn fest an, jedoch ohne ein Wort zu sagen. „Die Stunde der Erfüllung ist nicht mehr fern“, sprach die Gestalt sehr dumpf und feierlich und verschwand in dem dunklen Gange, so daß meine Bangigkeit noch stärker wurde und ich schier hätte die Kerze aus der zitternden Hand fallen lassen mögen. Aber der Prior, der, ob seiner Frömmigkeit und Stärke im Glauben, nach Gespenstern nicht viel fragt, faßte mich beim Arm und sagte: nun wollen wir in die Zelle des Bruders Medardus treten. Das geschah denn auch. Wir fanden den Bruder, der schon seit einiger Zeit sehr schwach geworden, im Sterben, der Tod hatte ihm die Zunge gebunden, er röchelte nur was weniges. Leonardus blieb bei ihm und ich weckte die Brüdler, indem ich die Glocke stark anzog und mit lauter Stimme rief: „Steht auf! — steht auf! — Der Bruder Medardus liegt im Tode.“ Sie standen auch wirklich auf, so daß nicht ein Einziger fehlte, als wir mit angebrannten Kerzen uns zu dem sterbenden Bruder begaben. Alle, auch ich, der ich dem Grauen endlich widerstanden, überließen uns vieler Betrübniß. Wir trugen den Bruder Medardus auf einer Bahre nach der Klosterkirche und setzten ihn vor dem Hochaltare nieder. Da erholte er sich zu unserm Erstaunen und fing an zu sprechen, so daß Leonardus selbst, sogleich nach vollendeter Beichte und Absolution, die letzte Delung vornahm. Nachher begaben wir uns, während Leonardus unten blieb und immer fort mit dem Bruder Medardus redete, in den Chor und sangen die gewöhnlichen Todtengesänge für das Heil der Seele des sterbenden Bruders. Gerade als die Glocke des Klosters den andern Tag, nämlich am fünften September des Jahres 17. . Mittags zwölfte schlug, verschied Bruder Medardus in des Priors Armen. Wir bemerkten, daß es Tag und Stunde war, in der voriges Jahr die Nonne Rosalia auf entsetzliche Weise, gleich nachdem sie das Gellbde abgelegt, ermordet wurde. Bei dem Requiem und der Exportation hat sich noch Folgendes ereignet. Bei dem Requiem nämlich verbreitete sich ein sehr starker Rosenduft, und wir bemerkten, daß an dem schönen Bilde der heiligen Rosalia, das von einem sehr alten unbekanntem italienschen Maler verfertigt sein soll und das unser Kloster von den Capuzinern in der Gegend von Rom für erkleckliches Geld erkaufte, so daß sie nur eine Copie des Bildes behielten, ein Strauß der schönsten, in dieser Jahreszeit seltenen Rosen befestigt war. Der Bruder Pfortner sagte, daß am frühlen Morgen ein zerlumpter, sehr elend aussehender Bettler, von uns unbemerkt, hinaufgestiegen und den Strauß an das Bild geheftet habe. Derselbe Bettler fand sich bei der Exportation ein und drängte sich unter die Brüdler. Wir wollten ihn zurückweisen, als aber der Prior Leonardus ihn scharf angeblickt hatte, befahl er, ihn unter uns zu leiden. Er nahm ihn als Laienbruder im Kloster auf, wir nannten ihn Bruder Peter, da er im Leben Peter Schönfeld geheßen, und gönnten ihm den stolzen Namen, weil er überaus still und gutmüthig war, wenig sprach und nur zuweilen sehr possivlich lachte, welches, da es gar nichts Stündliches hatte, uns sehr ergökte. Der Prior Leonardus sprach einmal: des Peters Licht sei im Dampf der Nartheit verlöschet, in die sich in seinem Innern die Fronie des Lebens umgestaltet. Wir verstanden Alle nicht, was der gelehrte Leonardus damit sagen wollte, merkten aber wohl, daß er mit dem Laienbruder Peter längst bekannt sein müsse. So habe ich den Blättern, die des Bruders Medardi Leben enthalten sollen, die ich aber nicht gelesen, die Umstände seines Todes sehr genau und nicht ohne Mühe ad majorem Dei gloriam hinzugesät. Friede und Ruhe dem entschlafenen Bruder Medardus, der Herr des Himmels lasse ihn dereinst fröhlich auferstehen und nehme ihn auf in den Chor heiliger Männer, da er sehr fromm gestorben.

2. Aus: Der Kampf der Sänger.

(Erzahlende Schriften, 1827.)

Die Sagen, welche sich an den Wartburgkrieg (s. Th. I. S. 84) knüpfen, werden von dem Dichter zu einer selbstständigen Darstellung verarbeitet, so daß der mittelalterliche Stoff ein modernes Gepräge erhält, ohne den Charakter des Wunderbaren zu verlieren.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden sollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebaut, beinahe als sollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreise befanden sich zwei schwarz behangte Sitze für die kämpfenden Sänger, hinter denselben war ein hohes Schaffot errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Gesanges kundige Herren vom Hofe, eben dieselben, die den Meister Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mulhberg und den Schenken Walthar von Bargel, zu Schiedsrichtern erwählte. Für diese und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes, reichbehangtes Gerüst errichtet, dem sich die Sitze der Damen und der übrigen Zuschauer anschlossen. Nur den Meistern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffot zur Seite, eine besondere sechs schwarz behangte Bank bestimmt.

Tausende von Zuschauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenstern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dumpfen Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf, von den Schiedsrichtern begleitet, aus dem Thor der Burg und bestieg das Gerüst. Die Meister in feierlichem Zuge, Walthar von der Vogelweide an der Spitze, nahmen die Sitze für sie bestimmte Bank ein. Auf dem Schaffot stand mit zweien Knechten der Scharfrichter aus Eisenach, Stempel, ein riesenhafter Kerl von wildem, trotzigem Ansehen, in einen weiten, blutrothen Mantel gewickelt, aus dessen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerts hervorblickte. Vor dem Schaffot nahm Vater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, gesenkt, um dem Besiegten beizustehen in der Todesstunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar, richtete auf der versammelten Menge. Man erwartete mit innerem Entsetzen das Unerhörte, das sich nun begeben sollte. Da trat, mit den Zeichen seiner Würde angethan, des Landgrafen Marschall, Herr Franz von Waldstromer, hinein in den Kreis und verlas nochmals die Ursache des Streits und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Gefange Besiegte hingerichtet werde mit dem Schwert. Vater Leonhard erhob das Kreuzigt und alle Meister, vor ihrer Bank mit entblostem Häuptern knieend, schwuren, sich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann schwang der Scharfrichter Stempel das breite, bligfunkelnde Schwert dreimal durch die Lüfte und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach bestem Wissen und Gewissen. Nun erschallten die Trompeten, Herr Franz von Waldstromer trat in die Mitte des Kreises und rief dreimal stark und nachdrücklich: Heinrich von Osterdingen — Heinrich von Osterdingen — Heinrich von Osterdingen! —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken an das Verhalten des letzten Aus gewartet, so stand er plötzlich bei dem Marschall in der Mitte des Kreises. Er verneigte sich vor dem Landgrafen und sprach mit festem Ton, er sei gekommen, nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meister, der sich gegenüberstellen werde, und wolle sich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marschall vor die Meister hin mit einem silbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte. Sowie Wolfram von Eschinbach sein Loos entwickelte, fand er das Zeichen des Meisters, der zum Kampf bestimmt sein sollte. Todesfurchten wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen sollte, doch bald war es ihm, als sei es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählte. Besiegt würde er ja gerne sterben, als Sieger aber auch eher selbst in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Osterdingen unter der Hand des Henkers sterben solle. Freudig, mit heitrem Antlitze begab er sich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenüber saß und ihm in's Antlitze schaute, befahl ihm ein seltsames Grauen. Er sah des Freundes Blige, aber aus dem leichenblaffen Gesicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Nastas denken.

Heinrich von Osterdingen begann seine Lieder, und Wolfram wollte sich beinahe entsetzen, als er dasselbe vernahm, was Nastas in jener verhängnißvollen Nacht gesungen. Er faßte sich jedoch mit Gewalt zusammen und antwortete seinem Gegner mit einem hochherlichen Liede, daß der Jubel von tausend Zungen in die Lüfte emportonte und das Volk ihm schon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Osterdingen weiter singen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderbarlichsten Weisen solche Lust des Lebens athmeten, daß, wie von dem glutvollen Bluthenhauch der Gewache des fernen Indiens berührt, alle in süße Betäubung versanken. Selbst Wolfram von Eschinbach fühlte sich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte sich nicht auf seine Lieder, nicht mehr auf sich selbst besinnen. In dem Augenblick entstand am Eingange des Kreises ein Geräusch, die Zu-

schauer wichen auseinander. Wolfram durchbebt ein elektrischer Schlag, er erwachte aus dem träumerischen Hinbrüten, er blickte hin, und, o Himmel! eben schritt die Dame Mathilde in aller Holdseligkeit und Anmuth, wie zu jener Zeit, als er sie zum erstenmal im Garten auf der Wartburg sah, in den Kreis. Sie warf den seelenvollsten Blick der innigsten Liebe auf ihn. Da schwang sich die Lust des Himmels, das glühendste Entzücken jubelnd empor in demselben Liebe, womit er in jener Nacht den Bösen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit stürmischem Getöse den Sieg zu. Der Landgraf erhob sich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marschall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihm dem Sänger zu bringen. Stempel rüstete sich, sein Amt zu verrichten; aber die Schergen, die den Besiegten fassen wollten, griffen in eine schwarze Rauchwolke, die sich brausend und zischend erhob und schnell in den Lüften verdampfte. Heinrich von Osterdingen war verwundet auf unbegreifliche Weise. Verwirrt, Entsetzt auf den bleichen Gesichtern, lief alles durcheinander; man sprach von Teufelsgestalten, von bösem Spuk. Der Landgraf versammelte aber die Meister um sich und redete also zu ihnen: „Ich verstehe wohl jetzt, was Meister Klingsohr eigentlich gemeint hat, wenn er so seltsam und wunderbarlich über den Kampf der Sänger sprach und durchaus nicht selbst entscheiden wollte, und mag es ihm wohl Dank wissen, daß sich alles so fügte. Ist es nun Heinrich von Osterdingen selbst gewesen, der sich in den Kampf stellte, oder einer, den Klingsohr sandte, statt des Schillers, das gilt gleich. Der Kampf ist entschieden, Euch zu Gunsten, Ihr meine wackern Meister, und laßt uns nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche Kunst des Gefanges ehren und nach Kräften fördern!“ —

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, sagten aus, wie zur selben Stunde, als Wolfram von Eschinbach den vermeintlichen Heinrich von Osterdingen besiegt hatte, eine Gestalt, beinahe anzusehen wie Meister Klingsohr, auf einem schwarzen, schraubenden Hofse durch die Burgpforten davongesprenzt sei.

Die Gräfin Mathilde hatte sich indessen nach dem Garten der Wartburg begeben, und Wolfram von Eschinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er sie nun fand, wie sie unter schönen, blühenden Bäumen auf einer blumigen Nasenbank saß, die Hände auf dem Schooß gefaltet, das schöne Haupt in Schwermuth niedergehenkt zur Erde, da warf er sich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll sehnüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergossen heiße Thränen vor süßer Wehmuth, vor Liebeschmerz. „Ach Wolfram,“ sprach Mathilde endlich, „ach Wolfram, welch ein böser Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, ein unbedachtfames, verblendetes Kind, hingegeben dem Bösen, der mir nachstellte! Wie habe ich mich gegen Dich vergangen? Wirst Du mir denn verzeihen können?“

Wolfram schloß Mathilden in seine Arme und drückte zum erstenmal brennende Küsse auf den süßen Rosenmund der holdseligsten Frau. Er versicherte, wie sie fortwährend in seinem Herzen gelebt, wie er, der bösen Macht zum Trotz, ihr treu geblieben, wie nur sie allein, die Dame seiner Gedanken, ihn zu dem Liebe begeistert, vor dem der Böse gewichen. „O,“ sprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur sagen, auf welche wunderbare Weise Du mich errettet hast aus den bösen Schlingen, die mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze Zeit ist darüber verstrichen, umfingen mich seltsame, grauenvolle Bilder. Selbst wußt ich nicht, war es Luft oder Dual, was meine Brust so gewaltsam zusammenpreßte, daß ich kaum zu athmen vermochte. Von unwiderstehlichem Drange getrieben, fing ich an, ein Lied aufzuschreiben, ganz nach der Art meines unheimlichen Meisters, aber da betäubte ein wunderliches, halb wohl-lautendes, halb widrigklingendes Getöse meine Sinne, und es war, als habe ich statt des Liedes die schauerliche Formel aufgeschrieben, deren Bann die finstre Macht gehorchen müsse. Eine wilde, entsetzliche Gestalt stieg auf, umfaßte mich mit glühenden Armen und wollte mich hinabreißen in den schwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein Lied durch die Finsterniß, dessen Töne funkelten, wie milder Sternensimmer. Die finstre Gestalt hatte ohnmächtig von mir ablassen müssen, jetzt streckte sie auf's neue grimmig die glühenden Arme nach mir aus, aber nicht mich, nur das Lied, das ich gedichtet, konnte sie erfassen, und damit stürzte sie sich kreischend in den Abgrund. Dein Lied war es, das Lied, das Du heute sangst, das Lied, vor dem der Böse weichen mußte, war es, was mich rettete. Nun bin ich ganz Dein, meine Lieder sind nur die treue Liebe zur Dir, deren überschwengliche Seligkeit keine Worte zu verkünden vermögen!“ — Auf's neue sanken sich die Liebenden in die Arme und konnten nicht aufhören von der überstandenen Qual, von dem süßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derselben Nacht, in welcher Wolfram den Nasas völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verstanden, welches Wolfram damals in der höchsten Begeisterung der innigsten, frömmsten Liebe sang, und dann auf der Wartburg, im Kampf seinen Gegner besiegend, wiederholte. —

Wolfram von Eschinbach saß zur späten Abendzeit einsam, auf neue Lieder sinnend, in seinem Gemach. Da trat sein Hauswirth Gottschalk zu ihm herein und rief freudig: „O mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr mit Eurer hohen Kunst doch den Bösen besiegt! Tausend

Dank sei Euch gezollt. — Aber hier trage ich etwas für Euch bei mir, das in meinem Hause abgegeben worden zur weiteren Förderung.“ Damit überreichte Gottschalk ihm einen zusammengefalteten, mit Wachs wohlversiegelten Brief.

Wolfframb von Eschinbach schlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Osterdingen und lautete also:

„Ich begrüße Dich, mein herzlicher Wolfframb! wie einer, der von der bösen Krankheit genesen ist, die ihm den schmerzlichsten Tod drohte. Es ist mir viel Seltsames begegnet, doch — laß mich schweigen über die Unbill einer Zeit, die hinter mir liegt, wie ein dunkles, undurchdringliches Geheimniß. Du wirst noch der Worte gedenken, die Du sprachst, als ich mich voll thörichten Übermuths der innern Kraft rühmte, die mich über Dich, über alle Meister erhöbe. Du sagtest damals, vielleicht würde ich mich plötzlich an dem Rande eines tiefen, bodenlosen Abgrundes befinden, preisgegeben den Wirbeln des Schwindels und dem Absturz nahe; dann würdest Du festen Muthes hinter mir stehen und mich festhalten mit starken Armen. Wolfframb! es ist geschehen, was Deine ahnende Seele damals weis sagte. An dem Rande des Abgrundes stand ich und Du hieltest mich fest, als schon verderbliche Schwindel mich betäubten. Dein schöner Sieg ist es, der, indem er Deinen Gegner vernichtete, mich dem frohen Leben wiedergab. Ja, mein Wolfframb! vor Deinem Liede sanken die mächtigen Schleier, die mich umhüllten, und ich schaute wieder zum heitern Himmel empor. Muß ich Dich denn nicht doppelt lieben? — Du hast den Klingsobr als hohen Meister erkannt. Er ist es; aber wehe dem, der nicht begabt mit der eigenthümlichen Kraft, die ihm eigen, es wagt, ihm gleich entgegenzustreben dem finstern Reich, das er sich erschlossen. — Ich habe dem Meister entsagt, nicht mehr schwanke ich trostlos umher an den Ufern des Höllenflusses, ich bin wiedergegeben der süßen Heimat. — Mathilde! Nein, es war wohl nicht die herrliche Frau, es war ein unheimlicher Spuk, der mich erfüllte mit trügerischen Bildern eitler, irdischer Lust! — Bergiß, was ich im Wahnsinn that. Grüße die Meister und sage ihnen, wie es jetzt mit mir steht. Lebe wohl, mein innig geliebter Wolfframb! Vielleicht wirst Du bald von mir hören!“

Einige Zeit war verstrichen, da kam die Nachricht nach der Wartburg, daß Heinrich von Osterdingen sich am Hofe des Herzogs von Osterreich, Leopold's des Siebenten, befände und viele herrliche Lieder singe. Bald darauf erhielt der Landgraf Hermann eine saubere Abschrift derselben nebst den dabei gesetzten Singweisen. Alle Meister freuten sich herzlichlich, da sie überzeugt wurden, daß Heinrich von Osterdingen allem Falschen entsagt und trotz aller Versuchung des Bösen doch sein reines, frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolfframb von Eschinbach's hohe, dem reinsten Gemüth entströmende Kunst des Gesanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Fremd vom bösslichen Verderben.

21. Ernst Moritz Arndt.

(1769 — 1860.)

1. Vaterlandslied.

(Kriegslieder der Deutschen, 1813.)

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod, die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch, wer für Land und Ehre sacht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern sterben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!

Dir schwören wir auf's neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der speise Krä'h'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann!
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Hentkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!

Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.
Laßt wehen, was da wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut' uns, Mann für Mann,

Zum Heldentode mahnen.
Auf! Fliege, hohes Siegespanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir singen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

2. Wer ist ein Mann?

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wann alles bricht, er zaget nicht:
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm;
Die heil'ge Blut gibt hohen Muth
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind;

Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre That wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht;
Dem frommen Muth dünkt alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

3. Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts,
Thue recht und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Steh'n dir wohl, o Sohn von Teut.

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen sicht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Wältschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Wältschen Sklavenzier.
Schlichte Treue sei mit dir.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese sechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

4. Aus: Der Geist der Zeit. (1806.)

Deutsche Fürsten und Männer, es gibt viele gute und wackre unter euch für mittelmäßige Zeiten und Geschichten, wenige, die in dem schrecklichen Strudel sich aufrecht halten können, der das Zeitalter und das Vaterland ergriffen hat. Seid doch lieber unglücklich mit Würde, mit Geist, mit Wahrheit, als mit Lüge und Knechtsinn, der euch eure letzten Waffen gegen den Feind raubt. Alle Gewalt, auch die rasendste, ist etwas Endliches und Vorübergehendes, sie zerbricht gegen das mächtigere Wort und Urtheil der edleren Zeitgenossen. Offenbart das Elend und die Schmach, die Keiner so fühlen mußte, als ihr, spricht sie wahr aus, laut und fürchterlich vor den Ohren der Nation, spricht und thut frei und edel vor der Nation, und Männer werden sich zu Männern gefellen, und die geweckte Kraft, wenn sie nicht siegen kann, wird doch edler untergehen, und endlich wachsen aus dem Blute die Rächer. Zeigt dem Volke, daß ihr mit ihm verbunden seid, daß seine Ehre, sein Glück, seine Liebe auch die ewige ist, und Begeisterung und Rettung wird kommen, und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Herrscherliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer gemacht, werden mehr als Worte werden.

Ihr hört mich, ihr erstarrt. Dumpfe Gleichgültigkeit, trübe Verzweiflung mit leeren Hoffnungen, mit größeren Wünschen, als Kräften, lähmt euch. Ihr zeigt und wollt nichts Würdigen und könnt nichts Würdiges erschaffen. Die Völker sehen auf euch, dulden und dienen knechtisch, wie ihr regiert, und in gleicher Erschlaffung geht Alles ohne Erlösung unter.

Ihr schriekt in eurer Noth zur deutschen Nation, ihr geberdet euch, als wenn ihr an eine solche glaubtet. Verbrecher an ihr, ihr habt sie nie geglaubt, sie nie geliebt noch gekannt! Ich will euch die Erinnerungen früherer Zeiten schenken, halte euch nur bei den Jahren fest, wo wir unsre Thorheiten und Schanden noch frisch übersehen können. Deutschlands Fürsten ließen zusammen, es klang: Länder sind zu theilen. Der Sieg begleitete nicht so gemeine Gesinnung, Zuvietracht kam unter die Bundesgenossen, das Vaterland rief zu seinen Vertheidigern in der Noth und Gefahr. Die helfen konnten, traten zurück, die Andern wurden zertreten; so stand der Bund der Mächtigeren offen mit den Feinden, und keine offene Schande brandmarkte die Ehrlosen, sie wagten sich noch als die Befreier aufzustellen, sie, die mit eigener und fremder Ehre feigen Kauf trieben. Man handelte über den Frieden. Von deutschen Fürsten war vielfach die Rede, nie und nirgends vom deutschen Volk. Deutscher Fürsten Ehre und Macht hieß vielfach verlegt, nie und nirgends deutschen Volks. Fremde entschieden und schlichteten Frieden und Krieg, wie sie wollten, Deutschlands Fürsten reiseten zu Kauf und Verkauf nach Kasstadt und Paris, auch die mächtigsten hatten keine Stimme, wo Franzosen und Russen ihr Vaterland vertheilen und verschenken sollten. Nie hatten die Fürsten als eine getrennte Partei so fern von der Nation gestanden, ja ihr gegenüber gestanden; sie errötheten nicht im Angesichte eines starken, braven, tapfern Volkes, das sie wie ein unterjochtes behandeln ließen, um den Raub theilen zu können. Sekularisation, Schenkungen, Vertauschungen, Entschädigungen, Worte, die so leicht durch unsere Reichstagsverhandlungen und unsre Geschichtsbücher klingen, Ungerechtigkeiten und Schanden, desto größer, je öffentlicher ihr seid, je höhnischer die wenigen Stimmen al-europäischer und altdeutscher Gerechtigkeit, die laut werden wollten, dabei zurückgewiesen wurden, ihr habt das Werk vollendet! Ungerechtigkeit wird aus Ungerechtigkeit, Gewalt aus Gewalt, Schande aus Schande geboren und mongolisch wird Europa zusammensitzeln in seinen Trümmern.

So standet ihr da und so stehet ihr wie die Krämer, nicht wie die Fürsten, wie die Juden mit dem Sackel, nicht wie die Richter mit der Wage, noch wie die Feldherren mit dem Schwert. Land habt ihr ungerecht gekauft, ungerecht gewonnen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr träumt. Als Knechte und Sklaven seid ihr neben den fremden Fürsten gestanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet vor Europa. Wo ist Achtung gegen sie, wo Gemeinmuth und Mitleid erschienen? Nirgends in That noch in Wort. Und ihr wollt Begeisterung, ihr wollt Geist des Volks in der Gefahr? ihr sprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Führer und Fürsten, ihr, die ihr euch und deutsches Blut und deutsche Ehre sogleich dem Großmogul verkauftet und mit dem Tataran ausginget, Deutsche zu vertilgen, wenn durch viel Blut und mehr Schmach einige Quadratmeilen Land zu gewinnen wären. So stiehet zu euren kleinen Hülsen und Künsten, so tragt Deutschlands Feinden euer Gold hin und weht für sie eure Schwerter auf deutsche Schädel. Der Tag der Rache wird kommen schnell und unvermeidlich, und ohne Thränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen. —

Wir kennen den europäischen Adel, wie er entstanden ist, wir wissen, was er ist. In wenigen Ländern ist er durch bessere Einrichtungen und edleren Ehrgeiz den Besten im Volke an Talenten und Tugenden gleich geworden und hat durch Privilegien und Vorrechte nie so Krebsartig und tödtlich wirken können zum Ruin des Ganzen; in den meisten ist nichts so sehr die Ursache der Schwäche des Staats, der Zuvietracht zwischen den Bürgern, der Knechtschaft und des Glendes ganzer Klassen. Montesquieu mag beweisen, daß Erbadel mit Erbrechten in Monarchien nothwendig ist, daß Ehre zur Stütze der Throne mächtiger ist, als Redlichkeit, er mag den Königen Richelieu's schändliches Wort in die Ohren flüstern: Und wenn sich ja irgend ein Glender von Biebermann im Volke findet, so müssen sich die Könige hüten, ihn zu gebrauchen; mir hat er nichts bewiesen. Auf Gerechtigkeit, nicht auf Gespinnste der Einbildung sollen die Staaten gegründet sein. Weil jene Gespinnste nicht mehr wirken, darum fallen sie jetzt so schnell. Man kann durch Sophistereien den schwarzen Teufel in der Hölle zu einem Engel des Lichts machen, aber sein Wesen wird nie weiß werden. So hat auch das Feudalwesen seine Vertheidiger gefunden, und der Adel, der in den meisten Ländern darauf ruht. Woher ein so unmensürliches, abenteuerliches Ding in dem Mittelalter entsprang, wie es sich entwickelte und vollendete, das gehört nicht hieher. An seinen Früchten sollt ihr es erkennen. Seht euch um und sagt mir, wie sehen die Länder aus, wo die Herrschaft dieser Barbarei und der Glanz alter Stammbäume am frischesten blüht. Geht nach Kroatien, geht nach Kampanien, nach Syrakus und Agrigent, geht von dem Ebro zur Donau und antwortet mir. Stolze, üppige Herren, feige, arme, entartete Sklaven, die schönsten Länder der Erde kaum halb bebaut und bewohnt. Fragt eure Weisen, fragt die edleren und freieren Pfleger des Ackerbaues, sie werden euch antworten, daß nichts so sehr schuld ist, als der Feudalismus, daß die halbe Erde wüßt liegt und in den fruchtbarsten Reichen Hunderttausende vor dem Hungertode zittern. Dies ist der Tod, woran die meisten Staaten langsam sterben, wo solches Unwesen sich festgesetzt hat, und nichts hindert ihren freien Athemzug und ihre Bewegung, wie

dieses. Bei der Umkehrung des Alten, bei den ungeheuren Anstrengungen und raschen Bewegungen, welche die neueste Zeit bringt und fordert, gibt nichts so viele Lähmung und Störung, als diese veraltete Barbarei.

Edelleute, ihr seid nicht alle in alter Eitelkeit und Thorheit ergraut, es gibt edle und weise Männer unter euch, diese verstehen mich auch in wenigen Worten. Ihr ahnet und fühlt, daß das Alte wirklich veraltet ist und etwas Neues werden wird und soll. Was dahin ist, beweint der Weise kurz, auch wenn es das Beste war; wollt ihr um etwas Unvollkommenes trauern, das im Kinderzustande der Barbarei zufällig entstand, hie und da zufälligen Nutzen hatte, in unsrer Zeit nur wie Pest und Plage wirkt? Laßt fallen, was fallen muß, und helfst durch Arbeiten und Tugenden, die allein ewigen Adel geben, die alternde Welt wieder aus den Ruinen aufrichten.

Und wißt ihr, was ein Feudalritter sein und thun soll? Ich frage euch, meine deutschen Landsleute. Ihr mögt euch dann in die Brust greifen und fragen, mit welchem Rechte ihr Hoch- und Hochwohlgebornen auf euren Schlössern und Freiäusern liegt und Vasallen und Frohnpflichtige zinsbar habt. Ein rechter Edelmann ist die geborne Stütze des Throns, Alles, was er hat, hat er für den König, für die Ehre, den Glanz, das Leben des Königs, nichts für sich. Mit schlummerlosem Aug' sitze er zu Rath mit dem Herrn und wache gegen den Feind und den Verräther, gewaffnet stehe er mit dem Schwerte im Felde und an den Stufen des Throns und jauchze, für den König sein freies Blut zu verspritzen; in der Noth und im Unglück sei sein Silber und Gold, sein Hoß und sein Knappe, sein Vasall und sein Knecht des Königs, und er sterbe tausendmal des bittersten und blutigsten Todes, ehe er den König verlasse, ehe er gegen Namen, Ehre, Frieden des Vaterlandes etwas breche, welches ihn öffentlich als einen edlen und ritterlichen Mann gestempelt hat; und wenn allgemeines Unglück und Unheil einreißt, wenn die Knechte fliehen und dienen wollen, dann schreie der Edelmann seinem Gott und seinem Volke das letzte Wort der Gerechtigkeit zu und sterbe, ehe er in Sklaverei willige.

Habe ich einen Spott gesprochen? Nein, nichts ist der Bestimmung fremder, aus welcher diese Worte kommen. Ich werfe frei den Handschuh hin, er ist geadelt durch ritterlichen Sinn, ich fordere euch heraus, Männer vom freiesten, edelsten Stamm der Germanen — wenn einer tiefer, wenn einer vaterländischer die gegenwärtige Zeit fühlt, so zeihe er mich der Mütze und des Hohns. Ich habe die Gefahr des Vaterlandes, die Noth der Fürsten gesehen. Ohne Rätthe, ohne Feldherren, ja ohne Fäuste standen sie da und stehen sie. Wo sind ihre Vertheidiger, wo sind die Edelleute? die Ritter? welcher neue Dienst, welche neue Lehre hat Diejenigen von der unerlöschlichen Pflicht entbunden, welche gerade nicht unter die Fahnen eingezähnet sind? Kaiser Franz mußte nach Osnütz fliehen. Wo waren seine Magnaten, seine Ritter? Meint ihr etwa die bei Ulm fochten? Wie duldeten es ritterliche Männer, ihr Leben nicht auf dem Schlachtfelde zu lassen, oder mit edlen Wunden sich durchzuhauen? wie duldeten sie es, so unverehrt vor dem Angesichte des Herrn zu erscheinen? Dachten sie nicht an Leopold, Ritterlehre und seinen Tod bei Sempach? Das war ein Herr von Osterreich. Seine Schlacht war durchbrochen, seine Ritter waren erschlagen, wenige übrige riethen zur Flucht. Der Fürst sprach: „Sollt' ich so läbel thun und fliehen, wo so viele tapfere Männer gefallen sind?“ und stürzte sich in den Tod. Es war Geist und Ehre in jener Zeit. Deutsche Edelleute seid ihr, die ihr jetzt noch den Stern der Ehrenlegion des gallischen Despoten tragt, weil ihr deutsches Blut vergoffet? Knechte, die ihr uns zu Knechten machen helft.

22. Theodor Körner.

(1791 — 1813.)

1. Aufruf.

(Reyer und Schwert, 1814.)

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,

Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.

Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;

Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen.

Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!

Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein:

Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,

Dem deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Ge-
wissen

Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Das Winzeln deiner Greife ruft: „Erwache!“

Der Hülte Schutt verflucht die Räuberbrut,

Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,

Der Muehlmord der Söhne schreit nach

Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen: —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In seiner Freiheit em'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine
hauen,
Der Tempel gründe sich auf Helldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr,
Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt?
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dasiehn, das alte Volk des Sieges!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache!
O ruft sie an als Samen der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Louise, schwebt segnend um den Gatten;
Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Helbenschaten,
Mit uns, mit uns, und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Frei-
heit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine
Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch siehst du dann, mein Volk, bekränzt vom
Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegersglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmilde
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

2. Lützow's wilde Jagd.

(Am 24. April 1813.)

Was glänzt dort vom Walde im Sonnen-
schein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düstern Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und füllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gefellen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt' und die Blische knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der
Rhein,
Der Wiltbrich geborgen sich meinte,
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildberzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend er-
wacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röhelnd vom Sonnenlicht,
Unter winfelnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wadern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefellen fragt:
„Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.“

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweiht und
geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
„Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.“

3. Bundeslied vor der Schlacht.

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunde Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der ehrne Würfel fällt.
Brüder! Euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde:
Treu, so zum Tod als zum Leben gesellt!

Hinter uns im Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzen ein;
Unsre Ehre ist verpfändet:
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reichet euch die Hände,
Daß sich der Furch der Himmli'schen wende,
Löst das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.

Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reißt uns das Glück.

Nun, mit Gott! Wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen
Und dem Tod entgegen gehn.
Vaterland! Dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.

Wachse, du Freiheit der deutschen Sichen,
Wachse empor über unsre Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid! —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenblicke,
Das der gift'ge Silden brach.
Wird euch auch das Auge trüber, —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jeder Nerbe sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's, schon jauchzt es uns donnernd
entgegen!
Brüder! Hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

23. F. G. Max von Schenkendorf. (1783 — 1817.)

1. Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ah, das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein süßes Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauschen
Süßes Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf;
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den stillen Kreisen
Kommst mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und mißt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reißt ihm doch ein Feld

Auch in jener harten,
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter eh'rnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft:

Das ist rechtes Glücken,
Frisch und rosenroth!
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollest auf uns lenken
Gottes Lieb' und Lust;
Wollest gern dich senken
In die deutsche Brust.

Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart!
Hast ja lang' erlesen
Dir die deutsche Art.

2. Weihnachten.

Brich an, du schönes Morgenlicht:
Das ist der alte Morgen nicht,
Der täglich wiederkehret;
Ein Licht von dem, der ewig wacht,
Durchbricht die lange, finstre Nacht:
Ein Tag, der ewig währet.

Es ist ein König, aller Welt
Von Ewigkeit zum Heil bestellt,
Ein zartes Kind geboren.
Er hat mit seiner Liebesmacht
Den Fluch gelöst und wiederbracht
Das Reich, das war verloren.

Nun ist der Himmel nimmer weit:
Der Lieb' und Freiheit sel'ge Zeit
Ist mit ihm aufgegangen!
Ein ewig festes Liebesband
Hält foran jedes Haus und Land,
Hält alle Welt umfangen.

Wer ist nun, der noch sorgt und stunt?
Geboren ist uns heut ein Kind,
Das Aller Heil soll werden!
Willkommen, du ersehnter Held,
Du Licht und Trost der ganzen Welt,
Willkommen uns auf Erden!

3. Frühlingsgruß an das Vaterland.

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Von dem Rheinfluss hergegangen
Komm' ich, von der Donau Quell,
Und in mir sind aufgegangen
Liebessterne, mild und hell;
Niedersteigen will ich, strahlen
Soll von mir der Freudenschein
In des Neckars frohen Thalen
Und am silberblauen Main.

Weiter, weiter mußt du bringen,
Du, mein deutscher Freiheitsgruß,
Sollst vor meiner Hütte klingen
An dem fernen Memelfluß.
Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen, stark und weich,
Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heil'ges deutsches Reich.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt im jungen Licht,
Anger, wo die Heerde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht;
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust —
Dann nach schweren, langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verkären
Unser Kaiser's heil'ge Pracht.
Alle Sünden müssen sterben
In der gottgesandten Fluth,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entfühlte Gut.

Segen Gottes auf den Feldern,
In des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern,
In den Hütten frohe Zucht;
In der Brust ein frommes Sehnen,
Ew'ger Freiheit Uterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen
Nirgends wie im deutschen Land.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute, deutsche Brüder höret
Meine Worte, alt und neu;
Nimmer wird das Reich zerstört,
Wenn ihr einig seid und treu!

4. Auf Scharnhorst's Tod.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Helbenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blühen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, rafft mich doch nicht nieder!
Dien' euch blutend, werthe Brüder;
Führt in Eile mich gen Prag!
Will mit Blut um Dstreich werben,

Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt, wo Helben franken,
Heil'ge von den Wäldern sanken,
Reißest alle Blüthen ab —
Nennen dich mit leisen Schauern
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getimmel
Haben Engel in den Himmel

Seine Seele sanft geführt;
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Griß' euch Gott, ihr theuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht.“

Solches hat er dort verkündet;
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lilge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,

Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er d'rüm genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Kühner stand dem König fetter —
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz.

24. Karl Lebrecht Zimmermann.

(1796 — 1840.)

1. Aus: Lullifantchen, ein Heldengebicht (1830).

Lullifantchen ist das spätgeborne, fingerlange Knäblein des Don Lullifant und der Donna Tulpe. Lullifant bestet von allen Schloßern, Kornfeldern, Wiesen und Geldsäcken seines Geschlechts nur noch einen Kartoffelfelder. Dennoch ist er betrübt, daß zu all' seinem Hab und Gut ihm der Erbe fehlt. Des endlich geborenen Knäbleins nimmt sich die Fee Ribelle an, der Schutzgeist des Hauses. Das herangewachsene Lullifantchen wird zum Ritter geweiht, beginnt seine Heldenthaten im Kampfe gegen Hiesen u. f. w. und wird der Gatte der Prinzessin Balsamine, die mit dem münigen Gemahl so wenig zufrieden ist, daß sie ihn in einen Vogelkäfig sperrt, von dem er sich in einen Abgrund wälzen will, als eben die Fee Ribelle in einer Wolke dahergefahren kommt, ihn rettet und mit der Fee Rosalinde vermählt. (Das Märchen ist eine feine Satire auf die modernen Zustände der vornehmen Gesellschaft.)

Schluß des Gedichtes.

Durch die Gassen Micromona's
Rennt es, fragt es, lamentirt es.
Weiber stehen an den Eden,
Nieder hängt der Strickstrumpf, müßig
Ob dem Eiser des Gespräches;
Polizeisoldaten suchen,
Beter Hinz schlägt Beter Runzen
Auf die Schulter neubegierig,
Kinder lassen ruhn den Kreisel,
Alles rennt, fragt, lamentirt:
Ach, wo blieb der kleine König,
Wo der Held, Don Lullifantchen?

Durch das Schloß von Micromona
Rennt es, fragt es, lamentirt es:
Trauer tragen die Hofdamen,
Die Frau Premier-Ministrin
Ringt die Hände pflichtbestissen,
Schon seit vierundzwanzig Stunden
Ist der Staatsrath permanent.
Alles rennt, fragt, lamentirt:
Ach, wo blieb der kleine König,
Wo der Held, Don Lullifantchen?

Vor dem Schloß von Micromona,
An dem Fenster hoch in Kisten,
Draußen mit der Schmir am Kreuze
Hing ein Vogel-Messing-Käfsicht.
Diesen Drachpalast bewohnte
Der Prinzessin Lieblingsgimpel,
Bis er starb, weh' ihm! am Pipse.
Schadenfrohe Winde spielten
Mit dem Vogel-Messing-Käfsicht.
Menschenjuchial! Was ist Größe,
Die der edle Muth sich anräumt?

Vogelkäfsicht! Messing-Käfsicht,
In dir stak der kleine König,
Stak der Held, Don Lullifantchen.

Bei der goldnen Sterne Glanz
Trat zum Fenster die Prinzessin,
Und sie sprach mit höh'n'schem Worte:
Lullifantchen Fliegentödter,
Riesenfleger, Mauerstürzer,
Wie behagt dir dieses Lustschloß?

Nichts verletzte solchem Schimpfe,
Nichts der Held, Don Lullifantchen.
Ohne Seufzer, starr und stolz
Schwieg der großgesunnte Jüngling.

Und sie rief voll gift'gen Hohnes:
Ach, der arme hat kein Futter,
Darum singt er nicht wie sonst
Sein Trompeterslüchchen ledlich
Von den Thätlein, die er übte.
Wart', ich hol' dir blanke Hautsaat,
Füll' dein Schälchen dir mit Wasser,
Vögelchen soll mir nicht darben;
Auch Gesellschaft will ich senden,
Meiße, Feisiglein, Zaunkönig.
Sprach's, und schlug das Fenster zu.

Auf vom Folterlager sprang
Jetzt der Held, Don Lullifantchen,
Und sprach so zu seiner Seele:
Klein erkshufen mich die Götter,
Aber keinen Herzens nicht.
Was zu thun nach solchem Tage,
Sei gethan! Gethan zu Nacht!

Und er riß aus schwarzer Seide
Rasch das gute Federklingenschwert,
Klößt' es, warf es in die Tiefe.
Schob und hob, gestemmt, mit Wüthe,
An der Fallthür seines Rerkers,
Schweißgenehzt; aufslog das Gatter,
Und der Held trat still zum Rande,
Nichte fest hinab; von druhten
Starrt' entgegen ihm der Abgrund,
Mächtig, grauenhaft, erschrecklich.

Eine Wolke hoch am Himmel,
Schwebend über'm Dach des Schlosses,
Sah des Helden Jammerstand.
Aber still! Erst muß ich euch
Sagen, was mir gegen Morgen
Züngst ein leichter Traum verkündet
Von der Wolken Art und Ursprung.

Wolken sind nicht taube Dünste;
Nicht aus dem gemeinen Wasser
Kocht der Sonne Glutentblich
Diese launenhaften Räthsel.
Wolken sind der Seufzer Kinder!
Aus den Seufzern, die die Menschen
Seufzen in des Lebens Kargheit,

Ballt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor
Vielgestaltig; dies und das
Wird besetzt ja auf der Erde.
Aus der Kindlein kleinem Ach
Um versagtes buntes Spielwerk,
Werden die gereihten Schäßchen,
Perlenrund und perlenblank,
Weiße Flöächchen, die verschwinden,
Wie sie kamen, lockerzart.

Aus dem Seufzer der Kofette
Um der Liebestauber Flucht,
Aus der Eiteln siechem Stöhnen
Um geschwundne Gnad' und Gunft,
Spinnen sich die langen Streifen,
Die ihr Alle oft am Himmel
Stehen saht so fahl und thöricht,
Daß sie euch zu sagen schienen:
Selber wissen wir nicht recht,
Was wir wollen und bedeuten.

Wenn zerfleichte Unschuld seufzt,
Aus der Brust, bedrückt von Unbill,
Aus den Lippen, deren Roth
Welt gemacht des Frevels Pesthauch,
Steigen auf die grimmig-schwarzen
Wolken, blitz- und donnerdrohend,
Die, den Schooß entladend, zorn'ge
Feuerungehe'r gebären,
Und dem Schelm im goldnen Saal
Pred'gen Millionen Teufel,
Einen Gott dem Frommen pred'gen.

Nun kommt ihr daran, ihr dicken
Durchgefognen Jammer-schläuchel —
Graue Tonnen, wasserschwer,
Die, ein unermüdblich Regnen,

Unsern Tag zum Tropfenbad
Schaffen, unsre Welt zur Pfütze.
Euch erzeugten Seufzer, öde,
Ueber unsre Alltagspein,
Ueber Noth mit dummer Klugheit,
Und mit sittlichen Gemüthern.
Miserable Wolken! Nirgends
Stehen sie so dicht und breit,
Als am Firmament, das schaut
Auf das Land der edeln Deutschen.

Aber weg von solchem Elend
Zu den guten, schönen Wolken,
Zu den Fürstinnen der Luft!
Blank mit Silberstreifen säumt
Sie der Mond, die Sonne sticht sie
Reich mit purpurrothen Rosen,
Und der Himmel hält mit ihnen
Dieses, heimliches Gespräch.

Aus den holdesten und liebsten
Seufzern woben sich die schönen;
Aus den Seufzern keuscher Mädchen,
Aus den Seufzern hoher Frau,
Stürzt' ein heil'ger Kampf ins Blut
Keine jugendblühnde Helden;
Aus den Seufzern edler Dichter
Ueber Leiden, die so lieblich,
Daß sie selbst dem treuesten Freunde,
Ihrem Lieb, sie nicht vertraun;
Dichterseufzer, Mädchenseufzer,
Hoher Frauen heil'ge Seufzer
Schaffen jene prachti-geschmückten
Königinnen, hoch im Aether.

Solche gute, schöne Wolke,
Silberblühnd im reinen Mondlicht,
Sah die Noth des Helden, hörte
Seines großen Herzens Klage.
Und sie sprach zu sich: Hier gilt
Nicht verweilen! Zu der Fee
Gil' ich, seines Lebens Schützlin,
Künd' ihr an des Helden Jammer,
Wind, mein schnelles Roß, wo bist du?

Ram herangeschnoben, pustend,
Wind, der Hengst von feur'ger Race.
Auf des Gauls Rücken schwang
Sich die Herrin, damenhaft.
Auf, davon, durch alle Himmel
Jagte sie mit ihrem Roß:
Also, weit nach Osten, pfeilschnell
Ritt die silberblühnde Wolke.

Auf der Elfenwiese, duftig,
An dem Hügel, erlengrün,
Wo das Bächlein plaudert lieblich,
Lacht und scherzt das heimlich muntre
Fest der zarten, goldnen Fee.

Dem heut ist Johannisnacht,
Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Rapp' und Leder
Ab den Raßenglimmer bürtset,
Auszuruhn vom sauren Pochwerk,

Sitzt auf der Felsentante,
Wo hinunter steigt der Mondmann
Mit Nachtwandlerinnen lustig;
Wo an jeder Lindenblume
Fröhlich sich ein Sphylschen schaukelt,
Wo den schiff'gen Strom hinabwärts
Schwimmt der Nix mit Floss' und Schuppen,
Dase Meerweib zu besuchen.

An dem Hügel, Erlengrün,
Auf der Eisenwiese, düst'ig,
In dem Kelch der rothen Tulpe
Saß die zarte Fee Libelle,
Saß das goldbeschwingte Wunder.
Neuhest glänzend war das Fest;
Zu der Tulpe Füßen spielte
Der tonkundigen Cicaden
Auserwählteste Capelle
Stilke von den besten Meistern.
Erfithaft standen Excellenzen
Feuervürmer mit den glühnden
Ordnungssternen in der Munde,
Flogen dann und wann galant
Zu den Damen, die in Lüften
Schwebten strahlend, reichgeputzt,
Zu den lieblichen Libellen.
Diese sind des Tages nur,
Nachstellungen zu entgehn
Vor des Menschen ew'ger Lücke,
Argberzaubert in die Leiber,
Die wir sehn um Wasser flattern.
Nachts, wenn anbrach Geistertanz,
Werden Jungfräulein sie Alle,
Schön und rosig, glanzgeaugt,
Leichte, bunte Flügelwesen.

Kleine Päg'lein präsentirten —
— Gnomenknaiblein guter Herkunft —
Blütenpunsch in Maienglöcklein;
Alles lacht und scherzt und tändelt,
Alles glüht und funkelt, schwirret
Um den Thron der zarten Kön'gin,
Um den rothen Tulpenthron.

Heiter sprach das goldne Wunder:
Nun beginnt die Lustbarkeit,
Dieser Nacht geweithen Reigen,
Nun beginnt den Thauperlantanz!
Alsobald in Ordnung stellten
Sich die lieblichen Libellen,
Fassten sich im Kreis geschlungen,
Lanzten nach dem frohen Takte
Der tonkundigen Cicaden
Auf des Thaues Perlen munter
Augelreigen um die Kön'gin,
Um den rothen Tulpenthron.
Sicher, ohne je zu fehlen,
Hülpften sie von Perl zu Perle.
Keine Perl' zerfloß erschittert,
Nicht einmal erbebt' ein Perlchen
Von dem Druck der Lilienfüße;
Seht, so leicht sind die Libellen.
Doch die glühnden Excellenzen
Feuervürmer, gingen ernsthaft,

Ränge, Sprachschab. II.

Mund in dieses Reigen's Mitte.
Fackelträgerdienst veriehend.

Aber als der Reigen freiste
Nun zum dritten Mal mit Jubel
Auf den mondbeblinkten Perlen,
Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Noß,
Jetzt die silberblühnde Wolke.

Also rasch war sie geritten,
Daß der Wind selbst außer Athem
War gekommen, und zur Erde
Sank ins Gras mit kranker Lunge.
In den Kreis des Festes trat sie,
Und zur Fee, der goldbeschwingten,
Sprach die silberblühnde Wolke:
Wie? Du feierst frohe Feste?
Wie? Du schaust den Thauperlantanz?
Und dein Held, Don Tulifantchen
Steckt im Vogel-Messing-Käfig,
Eingesperrt von der Gemahlin,
Der lavendelduft'gen Fürstin!
Auf und eile! Rett' ihn! Fliege!
Er beschloß im tapfern Herzen,
Stürzen will er in den Abgrund
Seinen Leib; ich hör' es selber.

Sprach's. Da klagten alle Geister,
Denn beliebt ob seiner Tugend,
Hochbeliebt ob seiner milden,
Abligen feinen Sitten,
In dem ganzen Sinnistan
War der Held, Don Tulifantchen.

Dunkel wurden vor Betrübnisß
Alle glühnde Excellenzen.
Die Cicaden machten Pause,
Zagend standen die Libellen.
Doch die Jüngste fiel erbleichend
Und mit leisem Schrei in Ohnmacht.
Kosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Nur die zarte Fee Libelle
Blieb gefast. Emporgerichtet
Zu der Tulpe, sprach sie also:
Von dem Fest etwas ermindet,
Flög' ich wol nicht rasch genug
Zu der Rettung meines Helden.
Auf, ihr Pagen, sagt dem Rutscher,
Sagt dem rauchen Bärenvogel,
Er soll gleich die Equipage
Mit den sechs Hirschkläfern schirren!
Sprach's. Es rannten fort die Pagen
Nach der Fee gewölbtem Marstall,
Der im Wurzelwerk der Erde
War erbaut zu ebner Erde.

Aus dem Kelch der Tulpe stieg
Jetzt die Fee, bedient von wieder
Glühnd gewordenen Excellenzen,
Wand ein grünes Kränzlein, ging
Zu dem Ort, wo Kosalindchen
Lag in Ohnmacht, weckte sie,
Sprach süßlächelnd: Unfern Helden

Retten wir heut aus dem Kerker,
Und auch aus dem Arm der Gattin,
Der lavenelduift'gen Fürstin.
Nun, so gilt's, ein andres Bräutlein
Ihm zu geben, das wol besser
Stimmt zu seiner Art und Größe. —
Sprach's. Das Kränzelein, das grüne,
Drückte sie dem weiden Kinde
In die blonden Ringellockchen.
Flüstert ihr zwei Wort' ins Ohr.
Rosenröth' im Angesicht,
Blicke zu der glt'gen Fee
Auf die kleine Rosalinde.
Lang schon ihre stille Liebe
War der Held, Don Eulifantchen.

Aber alle Gnomepäg'lein
Kamen sehr besitzrt und riesen:
Fürstin, ach, der alte Rutscher,
Ach, der rauche Bärenvogel
Hat sich gänzlich übernommen
In gestohlenem Blütenpunsche,
Liegt und schnarcht im Stall, er ist,
Fürstin, zum Erceß betrunken.
Rief die zarte Fee Libelle:
Er ist morgen aus dem Dienste!
Tausend Mal warnt' ich den Schlemmer,
Endlich muß ich strifen Ordnung.

Und zur silberblühnden Wolke
Sprach das goldbeschwingte Wunder:
Sieh, so geht es mir, Cousine.
Hättest du vielleicht die Güte,
Dieses Mal mich zu befördern?

Meine theuerste Cousine —
Sprach die silberblühnde Wolke,
Dir zu dienen mich entzückt es,
Komm mit deinem ganzen Hofstaat,
Platz für Alle hat mein Hof. —

Wind, dem schnellen Rosse, rief sie.
Wind sprang hergestellt empor,
Drehte sich nach Westen schleunig.
Auf den Rücken sprang die Wolke,
Alle glühnde Excellenzen
Klammerten sich an den Schweif,
Alle liebliche Libellen
Schwangen sich empor zum Halbe,
Gnomepägelein, Cicaden
Saßen bei den schönen Fräulein;
Doch im Schooße der Cousine
Sas die zarte Fee Libelle
Und das mitleidsvolle Bräutlein.

Also, wie ein Pfeil, nach Westen,
Nach der prächt'gen Micromona,
Mitt die silberblühnde Wolke.

In dem Vogel-Messing-Käfigt,
Welcher hing am Fensterkreuze,
Draußen in der Deb', im Nachtskurm,
Schwindelnd hoch ob Micromona's
Quaderhartem Straßenpflaster,
In dem süchtlerlichen Käfigt,

Stand am Rande vor dem Abgrund
Noch der Held, Don Eulifantchen.
Sprach: ein unerschrockner Tod
Sühnt die Schande dieses Tages.
Nicht geziemt's, das Haupt unrauscht
Von dem Klügelschlag der Kere, (Todesgöttin)
Wid zu prahlen in die Lüfte,
Aber sagen darf ich kühlich:
Ich bin größer, als mein Leib!
Heilen durch das letzte Mittel
Wir die Wunden unsrer Ehre!
So empfang, du grause Tiefe,
Mein zerschmettertes Gebein!
Sprach's und sprang und stürzt' und stürzte,
Lufstumpffisen, tiefer, tiefer,
Gräßlichhaltlos! Schwindeltdodt!

Aber mit der ganzen Fabel
War die silberblühnde Wolke
Just darunter angelangt.
Eulifantchen stürzt' und stürzte
Auf den schwauenweichsten Schooß,
In die seidenzärtsten Arme.
Und aus Nacht zu sel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah er
Um sich, über sich, empor
Nur in Fee Libellens Augen,
Nur in Rosalindchens süße,
Kleine, himmeltrunkne Auglein.

Fee Libelle herzt' ihn, drückt' ihn,
Und das Bräutlein küßt' ihn zärtlich.
Rief der Held: Wo bin ich? Bonne!
Bei den Deinen! sprach die Fee,
Bei den Deinen! sprach das Bräutlein,
Bei den Deinen! riesen alle
Glühnde Excellenzen, alle
Gnomepägelein, es riesen's
Alle liebliche Libellen;
Die Capelle musicirte.
Und das schwirt' und klang und glühte,
Und das jauchzt' und tanzt und schwärmt,
Daß nun auch den Kopf verlor,
Daß nun auch zu schwärmen aufing
Die jüngst so verständ'ge Wolke.
Plötzlich kam ihr in den Sinn,
Sich zum Palast zu verwandeln.
Aus einander fließend zog
Sie vier Mauern im Gevierte,
Schlanke Säulen sproßten auf,
Pierlich Schnörkelwerk von Dunst
Kräuselt' an den Capitälern,
Blaues Dach darüber hin
Ragt' in Winkeln, mondbeglänzet,
Auf des Windes Rücken stand
Blank und schlant der Hochzeitpalast.

Und im Innern des Palastes
War bereits die ganze Fabel.
Wie aus weiter Ferne, leis
Rief die zarte Fee Libelle:
Fort, nach Sinnistan! Der Held
Hat vollendet auf der Erde.
Uns gehört er. Er'ge Jugend

Kostet er nun in dem schönen,
Traumess'el'gen, grünen, tiefen,
Wunderblühnden Reich der Geister! —

Auf des Windes Rücken schwebte
Jetzt empor der Wolkenpalast,

2. Aus: **Tristan und Isolde.** (1840.)

(Vergl. Th. I., S. 48.)

Reich war das Meer, der Himmel roth,
Kein Frühlhelicht im Osten bot
Den schönsten Tag, der seit Beginne
Der Welt geschienen edler Minne.
Rasch trocknete der Sonne Kuß
Aurorens helle Muttertränen,
Durchsicht'gen Aethers goldner Guß
Erleuchtete das sammtige Dehnen
Der stillen grünen Meereswief'
Die bis zum Grunde schauen ließ,

Also war sie durchsonnt, gekläret! —
Am Schiff indeffen regt' und mehret'
Sich das Geschwärm der Licht und Tag
Begrißenden jetzt allgemach.
Brangane war die Erste droben,
Ihr erster Blick fiel auf die Zwei,
Die unerweckt vom Lärmen, Toben,
Ihr lebten ihrer Phantasei,
Und traulich mit einander saßen,
Und wo sie waren, ganz vergaßen.

Vom Anblick bis zum Tod erschreckt,
Sann sie, wie sie die Zwei verdeckt'
Unheil'gen Augen. In den Feinen
Der Hölle, innerliches Weinen
Um's Herz ganz — muß sie auf stach
Geschwätze summen, was die Docken,
Die Mädchen, zu ihr zwingen mag,
Auch das Gefolg vermag zu locken;
Mit solchen Listen glückt's vielleicht,
Daß zu Isold' kein Blick entweicht.

Die Zunge rollt gleich einem Rade,
Und sie erzählt, Scherezeade,
Dem rasch geschloss'nen Hörerkreis,
Was sie von Tristans Lippe weiß.
Die alten Märchen Tristans werden
Nur Tristans' Liebe Schleiherhill',
Gleich welchem Laub, gefall'n zur Erden
Vor seiner Seele neuer Füll';
Sie wirbeln nun wie dürrte Blätter,
Gehascht von Kinderhand im Wetter.

Ein Herz, in dem Verzweiflung saß,
Gibt Schein des Lebens todtiem Spaß;
Doch wirkt er, trifft. Denn lauter Jubel
Begleitet der Geschichten Trübel. —
Indessen sehn vom Deck geneigt
Zu Meere die geliebten Holten,
Ein göttlich Schauspiel wächst und steigt
In Stämmen, Ästen, Fächern, Dolden,
Kleinodien, paradiesesbunt
Empor in dem kristallinen Sumb.

Die Wellen sind wie Niste grimme,
Durchsichtig ob des Abgrunds Bithne,

Brachtwerklärt! Er schwebt' und schwebte,
Bis er schwand zum hellen Punkt,
Bis er schwand in den Azur.

Nicht auf Erden mehr gesehn
Ward der Held, Don Tulisfäntchen.

Von dessen Sande sonnerhell
Aufwächst des Meeres Wunderwelt.
Die felsamlichen füllen Pflanzen
Im Rassen deckt die Kläre bloß,
Die heimlichen Korallenschanzen,
Sie weisen frei ihr Zackenschloß,
Und Muscheln stehn wie glänz'ge Gemmen
An allen Zacken, allen Stämmen.

Da drunten tief im letzten Raum
Sprießt braun empor von Laug der Baum,
Und legt sich aus in busch'ge Garben,
Strahlend von warmen gelben Farben;
Hier quillt es wie ein blauer Hut
Von einem runden Riesenschwamme,
Dort stockt's wie Milch, da tropft ein Blut,
Da zuckt durch zottelnd Fieß die Flamme,
Das streckt Rosenolden her,
Das hängt wie goldne Trauben schwer.

Hier strebt's empor, die Purpureder,
Dort schießt es als Palm'! Als Feder,
Als Fächerfeder da, bestickt
Mit Silberschmelz es wehend nicht,
Dazwischen ästeln sich die Reihen
Der Madreporen und Korall'n,
Die wie ein Wald von Hirschgeweihen,
Wie Sterne die, zur Flut gefall'n,
Der Wald ein frohes Roth, die Sterne
Ein Weiß gleich Eisenbeines Kerne.

Und kleines Glasgehäuse blinkt,
Wo sich ein Knoten wulstig schlingt,
Smaragdne, amethystne Schnecken
Des Langes Ringe schmückend decken,
Gold, Demantglanz und Purpur satt,
Tief dunkel Blau, Drangenblüthen,
Korngabe, Fächer, Palmenblatt,
Und Baserflocken, Pflanzenprühen
Walt in der Flut, beryllenrein,
Als Amphitriten's lust'ger Hain.

In diese Wunder, nicht zu schildern,
In diese Welt von Meeresbildern
Versunken blicket ein das Paar,
Und schweiget lang. Dann streicht das Haar
Isolde von der Wange, richtet
Sich sanft empor, erröthend ruft
Ihr holder Mund: Da ist gedichtet,
In Himmelslichtern abgestuft,
Der Liebe Loos, der Liebe Segen,
Sich tief in unser Herz zu prägen.

Was ist's da unten? Jasern, Duff!
Und strahlt wie Gottes Gartenlust.
Ein wenig Staub und Kalk! Gebäude
Des Höchsten scheint's, erbaut zur Freude

Des Erw'gen selber. — Mein Tristan,
Weil es die reine Wog' unspillet,
Die klare Flut ihr Werk gethan,
Licht in den faulen Duff gewühlet,
Der dünnsten Faser Muth gemacht,
Drum triumphirt's in solcher Pracht.

Was ist das Leben? Staub geringe,
Gemeines Wesen, dürft'ge Dinge!
Warum denn glänzt um uns das All?
Und tönt Musik aus rauhestem Schall?
Es hat sich göttlich ausgegossen
Die heil'ge Flut um unser Sein,
Jeglichem Staub sein Herz erschlossen,
Mit Licht unsmildet, was gemein,
Entzündet niedriges Getriebe
Zur Glorie im Meer der Liebe!

Drum lass' die Seelen, Liebster, ganz
Uns tauchen in den nassen Glanz,
Verschwimmen in dem süßen Gleichniß!
Ach! wären wir doch auch Ereigniß!
Wie das da drunten! Wallen, Schein,
Grüingoldne Kühle! Frei, gelöst! . . .
Sie flüstert's kaum . . . Und er fällt ein
Mit gleichem Flüstern . . . Land! so stößt
Das Schiffsvolk aus den Ruf. Und: Land!
Schreit es von Top und Dрам und Wand.

Land! — Gräßlich! Land! — — da ragt
die Beste!

Die Dilne von Cornwall! Auf's Beste
Auch von dem Sonnenlicht bedacht,
Grün auch von Bilschen überlacht!
Da liegt sie, weicht nicht, kein Gebilde
Der Seefei, wie es Schiffer sahn
Entstehen, schwinden, Wahngesilde,

Auffspiegelung, Fata Morgana' —
Breit, sandig, kieselhart, Beschwerde
Des Raums! Cornwall, und Marke's Erde.

Schon kann man haufen Volkes sehn
Um Stangen weiße Tücher drehn
Und winken. Schon berührt ein Streifen
Das Ohr vom Schall der Tymbeln, Pfeifen.
Schon zeigen weiß' und rothe Kof'
Erzprangend Ritter, hochgeschmückte,
Sie alle aber sind nur Trost
Vor dem, den fast das Gold erdrückte
Auf seinem Schimmel hoch und stark:
Er ist der Bräut'gam, König Mark.

Im Schiffe wenden sich die Köpfe
All' gen Cornwall! Ein arm Geschöpfe,
Die Magd Brangan' alleine stürzt
Zitternd vom Haufen, welchem würtzt
Die Luftbegier, bald auszustiegen,
Den Augenblick, und der nur sieht
Dahin, wo sich die Dünne zeigen.
Ihr Merken von dem Schiffe schieht
Zu Lande; Keiner würd' es lassen,
Möcht' Einer auch an Bord erlassen.

Brangane trifft zur andern Seit'
Ein kläglich und unsäglich Leid.
Zwei roß'ge Wangen sind erblichen,
Zwei blaue Augen rückgewichen
Tief in die Höhlen, glanzlos starrt
Auch nach der Küssle hin entseztlich
Ein todter Blick! So rauh, so hart
Hat nie ein Glück' unerseztlich
Zerstört die tüd'sche Teufelsklau':
Tristan's Geliebt' ist Marke's Frau!

25. Heinrich von Collin.

(1772 — 1811.)

Aus: *Regulus*, Tragödie. (1802.)

Regulus ist von dem karthagischen Gesandten Bodostor in Ketten nach Rom geführt. Hier berichtet er über seine Thaten in Afrika, der Senat soll über sein Schicksal entscheiden. Regulus will, seinem Versprechen gemäß, nach Karthago zurückkehren, der Gesandte sucht durch die ihm bevorstehenden Todesqualen seinen Plan zu verhindern, um einen den Karthagern günstigen Frieden herbeizuführen. Der Consul Metellus überläßt dem Regulus freie Wahl seines Schicksals, das Volk verlangt sein Verbleiben in Rom, in dem Sohne Publius streiten Sohne's und Vaterlandsliebe, die Gattin will sich opfern, in Regulus selbst siegen Vaterlandsliebe und Römerstolz.

Schluß des Trauerspiels.

Cäpio (Herold).

Ihr Bürger, Acht gehabt! Der Consul naht!
Nicht er allein, auch Regulus.

Atilia (Gattin des Regulus, erschüttert).

Unmöglich!

Cäpio.

Du wirst ihn gleich mit eignen Augen sehen.

Atilia (aufschreiend).

Verloren ist nun Alles!

Sextus (römischer Bürger).

Nein, wir sind
Gefaßt.

Atilia (entzückt).

Wer ist gefaßt, wenn er erscheint?
Wie thöricht du, geschäft'ger Sextus, sprichst!
Sextus.

Nur festen Willen!

Atilia.

Meinst du? Wer bist

Du denn? — Ich bin sein Weib! Ich darf
und kann

Auch wollen — Ich! Versuch's und beuge mir
Denn Sinn, wenn ich erklär': ich wil! —

Nun dann;

Ein sanftes Wort von ihm hat mich ent-
waffnet. (Verwirrt.)

O weh! wo ist mein Dolch? Wer hat ihn? —
Ach!
Nicht wahr, Serran! er hat ihn mir ge-
genommen?
Ja staunet nur, er hat ihn mir genommen!
Sextus.

O Bürger! rührt euch dieser Anblick nicht?
Laßt dieses Bild euch fest vor Augen sein,
Und rettet ihn, die Gattin und die Kinder!
Wer denkt, wie ich?

Tullus.

Wir Alle!

Volk.

Ja!
Crispus (römischer Bürger).
Sie kommen.

Atilia.

Sie kommen! Kinder, helfet mir hinauf,
Auf diesen Stein hinauf, ich muß ihn sehen.

Cäpio (von einer Erhöhung am Septim).
Nun, Bürger, Ordnung, wenn's beliebt!
Volk (hinter der Scene).

Heil dem
Metell!

Atilia (zu Serran).
Hörst du, Metell?

Volk (wie oben).

Heil dem Metell!

Atilia.

Serran! Serran!

Serran (17jähriger Sohn des Reg.).

O Mutter!

Atilia.

Halte mich!

Ich sinke — da, sieh hin — er ist's!
Volk (näher).

Heil! Heil!
Dem Regulus!

Atilia (baccchantisch).

Heil, Heil dem Regulus!

Sextus.

Bezähme dich!

Atilia (wie oben).

Ich rufe ja nicht Wehe,
Vergleich mir Weh in jeder Nerve dröhnt;
Heil ruf' ich nur dem großen Regulus.
So ruset mit: Heil! Heil!

Serran.

Du wirst dich tödten!

Atilia.

Weh Kind! Jetzt sah er her — sein Blick war
strafend.

Herab! Herab! Verbergt mich ihm! Da stellt
Euch vor! Ihn soll mein Anblick nicht betrüben.

Sextus.

Nun komm, Atilia! Ich führe dich
In jenen Porticus. Dort siehst und hörst

Du Alles — besser ist's. Nimm sie, Serran!
Es darf die Feier der Comitien
Nicht Angstausruf, nicht Wehgeschrei entweihen.
Victor (im Hintergrund).

Macht Platz, Quiriten! wenn's beliebt.
Volk (auf der Bühne).

Jo!

Atilia (im Abgehen).

Ha, was geschieht? O laßt mich! Ach Er-
barmung!

Der Consul Metellus mit den sechs Victoren. Regulus.
Publius. Sextus kommt zurück. Volk. Vorige.
Victor (vorne).

Macht Platz, Quiriten! wenn's beliebt.
Volk.

Heil dem
Metell! Heil! Heil dir Regulus! Jo!
Cäpio.

Quiriten, still! Die Zunge zähmt! Bewahrt
Das Wort! Hinweg, hinweg, Unheilige!

Metell (geht feierlich rund herum um den Opferaltar,
und küßt dann seine rechte Hand).

Dich Jupiter, den diese Stadt mit Recht
Als den Erhalter preist; dich Vesten, Größten!
Und Juno, dich! und dich, o heil'ge Vesta!
Dich Janus! der, was war und sein wird,
sieht;

Auch dich, furchtbarer Mars! du unser Vater!
Der auf der Feinde Schwanz sein Rom erhebt;
Euch, Götter in den Höhen des Olymps!
Euch, Götter in den Tiefen ew'ger Nacht!
Euch, Götter und Göttinnen alle! fleht
Das Volk von Rom nun an aus meinem
Munde.

Hat es sich je mit frommen Gaben euch
Genähert und bekränzt mit heil'gem Laube
Die Tempelwände; stieg der Opferrauch,
Und mit dem Opferdunst der Dank von Rom
Zu euch, ihr Götter, durch die Luft empor,
Daß segnend euer Blick nach uns sich wandte:
So hört auch heute gnädig unser Flehen,
So haucht belebend euren Geist uns ein!
Daß nur das Wohl der euch so werthen Stadt,
Nicht kleines Streben nach dem eignen Wohl,
Erzeuge des gesammten Volks Beschluß.
Dann wird auch Rom, sich selbst genug, be-
stehen:

Nicht trauend fremder Völker Freundschafts-
bund,

Der oft zur Zeit der größten Noth versagt;
Vertrauend nur der schön geknüpften Eintracht,
Dem Biltgermuth, dem festen Biltgerfinn,
Dem regen Streben nur nach dem allein,
Was schön, was gut, was groß, erhaben ist!
So schwing' sich durch euch zur höchsten Höhe
Der Name Roms, empor sich unsre Kraft!
Zum Schutze Freunden, Feinden zum Verderben!
(Metell, Regulus und Publius gehen auf das Septimum
hinauf, welches die Victoren umzingeln. Unterdeß sprechen
die Bürger.)

Sextus.

O Crispus, sieh nur hin auf den Tribun,
Er scheint mehr todt als lebend.

Crispus.

Sextus, das
Gefällt mir nicht.

Sextus.

Mein Zuruf wird ihn schon
Beleben.

Marcus (römischer Bürger).

Regulus ist alt geworden.

Tullus (römischer Bürger).

Mich wundert's nicht.

Sextus.

Sie sind nun oben. Rufet!

Volk.

Heil dir, Metell! Heil, Heil dir, Regulus!

Metell (vom Septum).

Obgleich, Quiriten, euer Schluß besteht:
Carthago werde Friede nur gegönnt,
Wenn es Sicilien uns gänzlich räumt;
Obgleich die Lösung der Gefangenen,
Nicht Mann für Mann, wie sonst, nein, Heer
für Heer,

Bei dem beschlossnen Krieg unmöglich ist,
Und folglich der Senat durch euren Schluß
Des Feindes übermüthig stolzen Antrag
Hintanzuweifen schon berechtigt war:
So frag' ich doch, auf Einspruch des Tribun's,
Nach Amtsgewalt, der Consul, nun das Volk,
Wollt' ihr, befehlet nur, Quiriten; so
Begibt sich frei Carthago's Heer nach Haus.
Nur Dies bedenk: Noch triefet dieses Heer
Von Römerblut; und wird es frei, so fließt
Aufs Neue Römerblut durch dieses Heer.

Sextus.

Nun höret auch den Publius, ihr Bürger!
Wer weiß, was er zu sagen hat?

Crispus.

Ja laß
Ihn sprechen, Consul!

Volk.

Laß ihn sprechen!

Metell.

Rede!

Publius (ältester Sohn des Regulus, Volkstribun).
Quiriten! Dünkt euch meine Rede nicht
Des größten Volks und dieses Ortes würdig,
So denkt, daß ich der Sohn des Mannes bin,
Dem, schon am Ziel der laugen Lebensbahn,
In eurem Dienste ruhmvoll zugebracht,
Kein andrer Lohn von euch nun werden soll,
Als daß sein früh ergrautes heil'ges Haupt —
O seht es an, dies graue heil'ge Haupt! —
Mit mordbefleckter Hand von den Carthagern
Entstellt im Staube hingerollt werde!
Weh uns! Quiriten, lohnt ihr Helden so?

Marcus.

Weh uns!

Tullus.

Nein, nimmermehr!

Sextus.

Habt Acht! Habt Acht!

Publius.

Wie soll ich euer Herz bewegen? Ach!
Wär' dieser Held ein Andrer, nicht mein Vater,
Dann würde Feuer meine Rede sein.
Doch Schmerzgefühl beraubt mich der Be-
stimmung.

Man will ihn morden — dies nur kann ich
denken.

Ihr nicht, ihr Bürger! Die Carthager sind's,
Die werden morden. Ihr, ihr stoßt ihn nur
Hinaus, hinaus! Ihr fürchtet diese Henker!

Tullus.

Halt ein! Zu viel!

Sextus.

Wir dulden's nicht!

Volk.

Nein! Nein!

Publius.

Es wird geschehen. Viele sagen ja,
Das Wohl des Staats erfordere dieses Opfer.
Und Männer sprechen so, die Rom mit Recht
Verehret. Doch — ich kann sie nicht begreifen.
Mein Herz empöret sich im Innersten!
Denn immer dacht' ich, nur darum vereine
Der Staat die Menschen durch das Bürgerband,
Daß Alle stets für Einen stehn. So sei
Es Pflicht. Verstoßen dürfe Keiner werden,
So lang' er würdig bleibt des Bürgerrechts.
Ist Regulus unwerth des Bürgerrechts?
Der zeige sich, der dies zu sagen wagt.

Crispus.

Wer wagt es, Bürger?

Volk.

Keiner! Keiner! Nein!

Publius.

Mein Vater ist ein hochverdienter Mann,
Wer weiß es nicht? Drum will ich nicht,
Quiriten,

Von dieses Mannes Römergröße reden;
Von seiner Liebe nur zu euch, von ihr
Nur will ich wenig Worte sprechen. Hört!
Ihr wißt, beschränkt und klein ist unser Gut;
Doch ließ auch dieses Gut er unbestellt
Und eilte hin, wo euer Wunsch ihn rief.
So innig er auch Weib und Kinder liebet,
Euch liebt er mehr. Er wußte wohl, daß wir,
Von ihm verlassen, darben würden; ach!
Es quälte tief sein Herz, er sah auf uns
Mit trübem Blick, — und folgte doch dem
Rufe.

Die Beute, die von hundert Städten er
Als Sieger hoch wie ein Gebirge häufte,
Roms Göttern hat er sie geweiht, und euch;

Nicht uns. Wir sind nicht reicher als zuvor.
Hört Bürger! Lohnt ihr treue Liebe so?

Sextus.

Hört Bürger! Lohnt ihr treue Liebe so?

Publius.

Ich dank' euch Eulen, daß ihr doch den Schmerz
Des Sohnes schätzt, mich willig, ruhig hört.
Wol fühl' ich es, daß ich vergebens rede.
Erfolgt die Lösung, saget man, so hebt
Der Krieg von Neuem sich empor, der nun
Bereits schon seine letzte Wuth verhauchte.
Das Unheil würd' euch alle treffen — alle!
Es wäre klüßn, verwegen selbst, zu wünschen,
Daß ihr für ihn, ihr Alle, leiden solltet.

Crispus.

Wir wollen's Alle!

Tullus.

Wollen's Alle!

Volk.

Ja!

Publius.

Bahr ist's, er hat für Jeden unter uns
Gedacht, gewirkt, gekämpft, gestrebt, gelitten.
Beim Herkules! Wär' nun mein Vater Consul,
Und träte den Metell des Vaters Loos,
Und hielt mich nicht zurück das Tribunal;
Entflammt würd' ich zu euch herunter rufen:
Ist nicht durch ihn der Römername herrlich?
Soll dankbar ihm nicht jeder Römer sein?
Dann wollt' ich hin zu meinem Vater eilen,
Der Erste rufen, daß das Marsfeld schallt:
Laß mich Metellen danken! Consul, trage
Der Kriegsvolle meinen Namen ein!
Mein Blut mag fließen, froh verströmt's für
ihn!

Crispus.

Ihr Bürger, hört, ich gebe meinen Namen.

Volk.

Wir auch!

Sextus.

Nimm gleich die Bürgerrolle, Consul!

Tullus.

Wir ziehen fort!

Marcus.

Du führst uns an!

Volk.

Heil dir,

Metell! Heil, Heil dir Publius! io!

Metell.

Mit welchen Weisheitsgründen Regulus
Die Lösung der Gefangenen widerrieth,
Ist euch bekannt; doch mag er selbst zu euch,
Quiriten, sprechen.

Sextus.

Duld' es nicht, Tribun!

Crispus.

Thu' Einspruch! duld' es nicht!

Publius.

Quiriten, wie?

Nein, nimmermehr! Das kann ich nicht! Ich
kann

Dem Vater nicht das Wort an euch versagen.
Zu frech, zu gottlos wäre diese That,
Sie kann nicht euer Wille sein.

Volk.

Nein! Nein!

Metell.

So rede, Regulus! Quiriten, hört!

Regulus.

Wer sagt, daß der Senat, daß ihr, Quiriten,
Mich nun Carthago's Händen übergibt:
Der lißt und raubt mir meinen letzten Ruhm.
War ich's nicht selbst, der heute vor den
Vätern

Unaufgefordert mich den Göttern wählte?

Ich will für Rom ein freies Opfer bluten!

So bin ich nun der Götter Eigenthum.

Ihr habt auf mich jetzt keinen Anspruch mehr.

Das letzte Wort, das ihr mir gültig gönnet,

Ich brauch' es nur, euch Lebewohl zu sagen.

Tullus.

O nein! Du bleibst!

Crispus.

Wir lassen dich nicht fort!

Regulus.

Als ich den Göttern heute mich geweiht —

An euch hatt' ich gedacht, an euer Heil,

Und eurer Kinder, eurer Kindeskinde,

An eure Tempel, an das Capitol!

Nicht zwecklos, unmüßig schien mir dieser Tod,

Nicht eines Römers unwerth schien er mir,

Des Römers, der, er lebe oder sterbe,

Dem Vaterlande lebt und stirbt.

Volk.

Heil! Heil!

Regulus.

Doch ihr, Quiriten, die ihr nun, entflammt

Durch eines Knaben Fieberhitze, schon

Um Wasser ruft; habt ihr auch wol bedacht,

Ob ihr hierdurch dem Vaterlande nützt?

Gefahren schafft ihr euch voll Uebermuths,

Vergesst der Gefahren, die schon drohen,

Für die den Arm ihr weislich sparen solltet.

Wie, wenn sodann der stolze Gallier

Aufs Neue vor den Thoren Roms erscheint

Und, findet er die Stadt entleert, entvölkert,

Zum zweiten Mal das Capitol erstigt,

Und wieder Kinder, Greise, Mütter mordet,

Und wieder Blut die Tempel Roms verzehrt;

Wenn sie dann stürzt, die Königin der Städte,

Wer hat sie dann gestützt? Nicht ihr, Quiriten?

Was soll er euch gewinnen, dieser Wuth?

Volk.

Dich! Dich!

Sextus.

Quiriten, fürchtet nichts! Es mag
Der Gallier nur kommen! Rom hat einen

Camillus wieder! Unser Regulus
Ist der Camill. Bewahret euren Retter!

Tullus.

Laß uns die Lösungstafeln geben, Consul!

Crispus.

Wir wollen stimmen!

Volk.

Stimmen! stimmen! stimmen!

Metell.

So stimmt dann!

Regulus.

Quiriten, höret mich!

Wenn ihr nun stimmt, und dann durch euern
Schluß Carthago neu belebet triumphirt,
So mög't ihr wol das Häuflein euch befreien,
Das feige schon in Feindes Banden kroch,
In dem kein Funke Römergeist mehr glimmt;
Mich nicht! Mich nimmermehr! Noch bin ich
Römer!

Tullus.

Wir flehen, Vater!

Crispus.

Ja, wir flehen!

Volk.

Bleibe!

Regulus.

Nein, Römer, nie — nie könnte Regulus
Sein eignes Leben um das eure kaufen,
Und wär's mit eines Bürgers Leben nur!
Wo denkt ihr hin? Ich soll die Straßen Roms,
Ich Greis, mit dem Gefühl beschämt durch-
wanken,

Sie sünden nur durch mich so menschenleer!
Gefahr und Tod hab' ich gelernt verachten,
Die Schande wiltd' ich nicht ertragen. Nein!
So hört! Ich werde halten, was ich sage.
Ihr möget stimmen, wie es aut euch dünkt,
Doch wie der Herold euren Schluß verkündet,
Und Lösung der Gefangnen dieser Schluß
Gehet — beim Jupiter! ich rette dann
Der Götter Eigenthum, durchstoße mir —
Seht ihr den Dolch? — mit diesem Dolch
das Herz!

Sextus.

halt ein!

Publius.

O wehe! wehe!

Tullus.

Consul nimm,
O nimm ihm doch den Dolch!

Publius.

O wehe! wehe!

Crispus.

Mit mir, wer Herz hat, kommt!

Metell.

Zurück! Zurück!

Regulus.

Soll ich nicht schnell als Leiche niederstürzen,
So weicht zurück! Ja nähmt ihr auch den
Dolch!

Viel sind der Wege hin zum Acheron!
Vergebens denkt ihr mich zurück zu halten! —
Nun Consul, lasse stimmen! Bürger, hört!
Wie aus dem Grabe ruft mein Geist euch zu:
Gedenkt nicht mein, gedenkt des Vaterlands!

Metell.

Quiriten! diese Stille läßt mich schließen,
Es hat sich euer Herz nun umgewandt.

(Pause.)

Noch schweiget Ihr? Was wollen wir nun
stimmen?

Ihr wolltet ihn befreien — er gibt's nicht zu.

(Pause.)

So zieh' er denn mit unserm Dank aus Rom!
Ihm wird noch einst die späte Nachwelt danken.
Quiriten, hört, was mir das Herz bewegt.
Wo sich ein Gott in Menschenhülle zeigt,
Wer darf da noch mit eitler Größe prunken?
Victoren fort! Ihn tretet vor! Erhebt
Die Fackles hoch dem Vater Roms! Er ist
Nun Consul, er — ich bin es nicht! Quiriten!
Als euer Consul zieh' er weg aus Rom!

Volk.

Als Consul, ja! Heil dir Metell! Als Consul!

Regulus.

Quiriten! Ist es Ahnung? Schließt den Geist
Ein guter Gott mir auf am Grabesrande?
Beim Jupiter! mein Blut fließt nicht umsonst!
Wie herrlich hebt sich Rom! Wie sinkt be-
schämt

Der Feinde Troh! Ihr kämpfet, siegt und
sieg!

Carthago fällt! Die Welt ist unterthan!
Die hohe Roma herrscht! Triumph! Triumph!

Volk.

Jo Triumph! Triumph! Jo Triumph!

Regulus.

Empfanget nun mein letztes Lebewohl!

Metell.

Victoren vor!

Regulus (zu Metell).

Dir hab' ich schon gedankt.

Metell (abgewendet).

Zieh' hin!

Victor.

Quiriten, Platz dem Regulus!

Publius (zu des Vaters Füßen).

O Vater! scheid nicht in Groll von mir.

Regulus (schon unten).

Du hast mir nicht das Wort ans Volk versagt.
Der Tod kennt keinen Groll; ich segne dich!

Atilia. Die Vorigen.

Atilia.

Ha, laßt mich, Grausame! Erbarmet euch!
Zurück!

Publius.

Weh mir, die Mutter!

Regulus (will abgehen).

Halte sie!

Atilia.

Zurück!

Victor.

Umsonst!

Atilia (vorstürzend).

Ha Regulus! den Dolch!
Den Dolch zurück! Dazu gab ich ihn nicht!

Serran (der mit Mutius den Vater umflammert).

O Vater, sieh mich an! Nur einen Blick!

Mutius.

O Vater!

Atilia.

Gib den Dolch!

Regulus (windet sich los, dann im Abgehen auf seine
Familie zurückweisend, zu den Witzgern).

Für diese forget! (Ab.)

Atilia.

Halte ein! nur einen Augenblick! — O wehe!
(Lehnt sich betäubt an Proserpinas Altar.)

Volk (ihm nachströmend).

Ha seht! Er ist ein Gott, er geht! er geht!
(Stille.)

Metell (nachsehend).

Jetzt steigen sie zu Schiffe. Götter, nun —
Nun ist er fort!

Atilia (aus ihrer Betäubung aufgeschreckt).

Ulmäch'ge Götter, fort?

Fort ist er, fort? — O Mutius! Serran!

Hierher mit mir! Umfasset den Altar!

Schwört Rache den Carthagern — Rache!
laut,

Daß es die Götter aus dem Schummer
schrecke!!

Carthago Weh' und Rache! Schwöret!

Volk.

Rache!

Atilia.

Ihr habt geschworen! Dank, o Dank!

(Will sich aufrichten, fällt aber erschöpft zurück.)

Ah! Ah!

Publius.

So mögen einst Carthago's Mitter liegen!

Metell (noch vom Septim).

Carthago falle!

Volk.

Falle! falle! falle!

(Die Familie ist um die Mutter beschäftigt. Der Consul
eilt ihr entgegen. Das Volk in unordentlicher Bewegung.)

26. Christian Dietrich Grabbe.

(1801 — 1836.)

Aus: Don Juan und Faust. (1829.)

In der am meisten das bedeutende, aber zugleich ausschweifende Talent des Dichters bekundenden Tragödie tritt der spanische Grande Don Juan mit seinem Diener Leporello in Rom auf, wo er die Bekanntschaft der schönen Donna Anna, Tochter des spanischen Gouverneurs Don Gusman, macht und dieselbe zu gewinnen denkt, obwohl sie im Begriff ist, sich mit Don Octavio zu vermählen. Er erscheint bei dem Hochzeitsfeste und veranlaßt einen Streit, in dem er Don Octavio tödtet. Der Gouverneur zieht den Mörder zur Rechenschaft und fällt im Zweikampf. Zu gleicher Zeit befindet sich Doctor Faust, in Begleitung des Mephistopheles, der im Gewande eines Ritters austritt, in Rom und wird, nachdem ihn dieser aus den Dualen des Kampfes zwischen Wissen und Glauben befreit, zu Donna Anna geführt, für die er eine leidenschaftliche Neigung faßt. Ihm stehen die Mittel zu Gebote, Donna Anna auf den Montblanc in ein Zauberpfloß zu entführen. Hier hofft er, durch die Macht seiner Liebe Donna Anna's Herz zu gewinnen. Gelingt es ihm nicht, so hat der Ritter, dem er sich verschrieben, Gewalt über ihn. Donna Anna widersteht, trotzdem ihr Faust mit dem Tode droht. Auf seinen Wink stirbt sie. Er hatte eigentlich an seine Teufelsmacht nicht geglaubt und wird nun bei der Leiche Donna Anna's von Höllenqual erfaßt. Da er von Don Juan's Liebe zu Donna Anna weiß, will er diesem wenigstens von ihrem Tode Nachricht geben und erscheint in Rom im Palast des Don Juan, dem Donna Anna's Tod nicht sonderlichen Kummer bereitet. Vielmehr ist er mit den Vorbereitungen zu einem Gastmahl beschäftigt, zu dem die schönsten Frauen Roms, aber auch der Gouverneur (der steinerne Gast) geladen sind. Hier holt der Teufel beide.

a. Faust an seinem Schreibtische.

Rom. Zimmer des Doctor Faust auf dem Aventin.
Eine Lampe brennt.

Faust (erhebt sich vom Schreibtische).

Unsel'ge Nacht, willst du denn nimmer enden?
— Weh' mir, sie hat erst eben angefangen —
Noch schlug's kaum elf. Zurück zur Arbeit
also.

— Zur Arbeit! Zum Studiren! Schmach
und Jammer!

Tödlicher Durst und nie gestillt! Sandtorn
Zum Sandtorn sammeln, grenzenlos

Und immer grenzenlos're Wissen um
Sich her zu bauen, und sodann darin
Sich lagern, schmachtend und verzweifeln!

— Ha,

Ein Raubthier wird man, bloß um sich zu
nähren!

Empfindungen, Gedanken, — Herzen, See-
len —

Den Menschen und das Leben, — Welt und
Götter,

Ergreift es und erwürgt es sich zur Beute,
Und schreit vor Zorn und Hunger, wenn es
faum

Zehn Tropfen Blut's in ihren Adern findet.
Wer hat gestrebt wie ich? Wo ist der Pfad
Der Kunst, der Wissenschaft, den ich nicht
schritt?

Weit ferner, Kühner, ohne Rhythmen darf
Ich's sagen) drang ich darauf fort als all
Die Herren, die beim ersten Meilenstein
Umkehren, voll von ihrer Reife Wundern,
Und als gelehrte, selbstzufried'ne Thoren,
Von größern Thoren angestaunt, sich brüsten!
— Ich aber wanderte und wanderte —
Es blieb die Sonne hinter mir zurück,
Und nur ein paarmal mert' ich, daß sie
trilbe,

Fast wie ein roth geweinete Mutterauge,
Mir durch die Nebel nachsah. Weg mit ihr!
Es war ein schön'res Licht, nach dem ich
suchte!

Und schau, da ist das Ziel: vor mir der Ab-
grund,
In den die Ströme der Gedanken, des
Gefühles, brausend niederschäumen, ohne Rück-
kehr,

In dessen Brodem sich des Zweifels Hyder,
Mit rother Zunge giftig flammend, wundet
Und mästet!

Golgotha,

Du Schädelstätte, wo das Licht der Welt
Der Todesnacht sich hingab, daß es sie
Verkläre — Auch dein Strahl dringt nicht
hierher!

— Du großes Buch, du Bibel (Fels des
Glaubens sagt man:)

Von Varianten voll und Doppelfinn,
Voll Weisheit und voll sonderbarer Sprüche,
Mit keinem stöhren Laubdach überwölben
In diesem dunklen Sturm nich deine Blätter;
Welt, trocken, fallen sie wie Laub des Herbstes,
Und wenn ich's nicht im Innern spüre,
führen

Nicht tausend Bibeln, tausend Paradiese,
Nicht alle Ewigkeiten mich zum Heil! —

— — O, welche Flammenschrift brennt mir
im Haupte?

„Nichts glauben kannst du, eh' du es nicht
weißt,

Nichts wissen kannst du, eh' du es nicht
glaubst!“

Kein ird'scher Geist, der dieses Räthsel ahnt,
Und nicht nach seiner Lösung seufzte, —
Keiner,

Der sie gefunden, — Selig die, die schwach
Genug sind, um vom Schein geblendet, Schein
Für Licht zu halten, — blindlings glauben,
weil

Sie blindlings hoffen! Die schlaftrunk'nen
Seelen!

— Doch lieber will ich unter Qualen bluten,
Als glücklich sein aus Dummheit! — Erdball,
Boden,

In dem ich wurzeln muß, der mich geboren —
Ein ausgeriss'ner, ausgedorrter
Stamm

Bin ich, wenn ich in deinem Markt den Fuß
Nicht fassen, Kraft und Freude nicht drauß
zieh'n kann,

Wenn ich entwurzelt mich in jenen Abgrund,
Der bläulich über unsren Scheiteln dämmert,
Voll der bigotten Hoffnung stützen soll,
Daß dort in wilster Unermesslichkeit
Und Ferne, aufzufinden sei, was ich
Im nahen, engen Raum nicht finde!

Naß!

Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verrätherei, die Fremde vorzuzieh'n!
Nicht Faust wär' ich, wenn ich kein Deut-
scher wäre!

— O Deutschland! Vaterland! Die Ebräne
hängt

Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und stark, unkränzt von grünen Aehren, tritt
Der Rhein dem unerbietigen Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, — Kühn
Und janzhend stützt die Donau zu dem Auf-
gang, —

Anzahl'ge deutsche Aern rollen grad'
So stolz und kühn als Deutschlands Strö-
me! — Schau,

Soch über dem eisackigen Gebirg
Tyrols, erhebt der Adler sich zur Sonne,
Als wäre da sein heimatlicher Horst, —
Die Berge schrumpfen unter seinem Blick
Zu Stäubchen ein, — tief unten aber in
Tyrols beengten Thälern, schlägt für Kaiser
Und für Ehre manches Herz weit höher, als
Der Adler wagt zu steigen. —

Selbst dies Rom,

Wer war's, der diesen Käfig brach, in dem
Die Nationen römisch erst und dann
Papistisch siegen lernten? Ha hier war es,
Wo Alarichs, des gothischen, wo Karls,
Des fränk'schen Landsmanns, wo der Hohen-
staufen

Siegrauschende Paniere flatterten,
Geliebtoft von der heißen Luft, die einst
Die Kön'ge tödtete!

Hier ist es, wo

Sanct Peters Kuppel sich emporgewölbt,
Den Blick der Menschheit in's Endlose auf-
zufangen, — schmählich jetzt geborsten vor
Dem Donnerusse, der aus Wittenberg,
Aus meiner Vaterstadt, aus Luthers Munde,
All meiner Zeitgenossen größten, über
Die Alpen fürchtbar herklang!

— Und — doch o doch! —

Auch Luther, du! den Wahn hast du ver-
jagt.

Zermalmt, zernichtet hast du wie der Blitz,
Nur etwas Andres, Wahrheit, die be-
steht,

Beruhigt, hast du nicht gegeben — Offner
Als je thut sich vor dem enttäusch'ten Auge

Die Tiefe auf — Zertrümmern, mit den
Trümmern
Ein Trümmertwerk erbau'n, das kann der
Mensch,

Das kann er mit den Körben oder Eimern,
Durch die er Stein zum Steine, Tropfen trägt
Zum Tropfen, die er Kunst und Wissenschaft
Benennt!

Aus Nichts schafft Gott, wir schaffen aus
Ruinen! Erst zu Etiden müßten wir
Uns schlagen, eh' wir wissen, was wir sind
Und was wir können! — Schrecklich Loos!

Es fiel auch mir und folg' ich meinen Ster-
nen! —

Deutschland! Vaterland! — und nicht einmal
Im Schlachtfeld komm' ich für dich kämpfend
fallen! —

Du bist Europa's Herz — ja ja, zerrissen,
Wie nur ein Herz sein kann!

— — Roma du!

Dem Vaterland entfloh ich, als es mich
Nicht konnt' befriedigen, — ich floh zu dir,
In mir die ganze Menschheit aufzunehmen,
Und mich in dein Genuß zu sätt'gen, — denn
Du Rom! bist der zerbroch'ne Spiegel der
Umfassenden Vergangenheit, und Heldenbilder
Im Glanz des Blutes der Nationen und
Der eingebor'nen Bürger funkelnd, tauchen
Aus dieses Spiegels Scherben mehr und mehr,
Je tiefer man hineinblickt, gleich den Sternen
Aus dunkler Nacht! — Du bist die Stadt,
wo sich

Im Augenblick Jahrtausende verschmelzen:
Papst auf dem Capitol, und auf dem
Pantheon
Ephru von gestern!

Roma, Herrscherin
Der Welt! Weh', dreimal Weh' ihm, der
gleich mir

Zu dir gekommen, daß du ihn erhebest!
Die Reiche alle sanken hin vor dir zu
Staub! —

— Warum? weiß Niemand! Denn du warst
nicht besser

Als sie! — Und als dein Schwert nun Alles
Dir errungen, fielst du auch mit Allem wieder
In Nacht und Barbarei — Aus dieser quoll
Ein neues Blut, ein neues Licht hervor, —
Umsonst hast du gestritten und gewürgt! —
Der Klang nur von zerriss'nen Seistesfesseln,
Die du um halb Europa wandest, ist
Geblieben — Frankreichs, Spaniens,
Italiens Sprachen!

Haben denn die Schlachten,
Hat der Ruin der Völker nur den Zweck
Von Märchen, die erfunden zur Belehrung?
Sind Weltbegebenheiten weniger
Als Weltgeschichte? Jammer über uns!
Denn die Geschichte hat die Menschheit nie
Gebeßert! — Nur ein Don Juan vermag
Zumitten unter der Zerstörung Lava
An Millionen Blumen sich vergnügen,

Und nicht bedenken, daß es viele zwar,
Doch alle auch vergänglich sind, — daß
wohl

Zerstreuung, aber keine Sicherheit
Und Ruhe da zu finden, wo die Eine,
Die unvertveffliche nicht blüht! —

So sei's denn!
Länger ertrag' ich's nicht! Ich such' die Gott-
heit,

Und steh' am Thor der Hölle — doch noch
kann

Ich weiter schreiten, weiter stürzen, wär'
Es auch durch Flammen — Ziel, ein Endziel
muß

Ich haben! — Gibt es einen Pfad zum
Himmel,

So führt er durch die Hölle, mindestens
Für mich —

Wohlan, ich wag' es!

Nicht erlernt'

Ich die Magie, mit der ich an den Wurzeln
Des Erdballs rütteln, Sterne löschen kann,
Daß nutzlos sie als Theorie verfaure.

b. Faust und Donna Anna auf dem
Montblanc.

(Montblanc. Zimmer im Bauerschlosse des Faust.)

Faust (tritt auf).

— — Was ich wünsche, muß ich haben,
oder

Ich schlag's zu Trümmern! Wenn ich
schmachte,

(Sei's nach der Liebe oder nach dem Himmel)
So werd' ich nicht, wie manche Sehnsuchts-
narren

Vom Schmachten satt, und freu' in
süßlicher

Melancholie und Selbstzufriedenheit daran
mich —

Nein, nein, da halt' ich's lieber mit dem
Tiger, der

So lange Hunger fühlt, bis er der Speise
Genug hat und den Raub zerreißt,
Auf den er lauert. — Muß man denn zer-
reißen,

Um zu genießen?

Sie den Don Juan im Herzen,
Sie meine Einz'ge einen Andern? — Als
Die dunklen Loden ihres Hauptes elektrisch,
Gleich Wetterwolken, meinem Aug' zuerst
Vorschwebten, — war's ein Zeichen, daß des
Tages Schwüle

Erst nun mir nahe? Als mich, zwischen Höll'
Und Himmel irend, jener Golfstrom, der
Aus ihrem Blick in Feuerfluten strömt,
Aus kaltem Schlamm, von der Verzweiflung
Meer

Umflutet, losriß, und geläutert an
Der Wellen Oberfläche spülte — war
Es darum, daß ich statt in freier Wüste
Des Alls mich zu verlieren, hingerissen
Zu eines Mädchens Füßen, da zerfahmeterte? —

— Sie liebt mich nicht! Schon das ist Tod!

Doch sie

liebt einen Andern — das ist Hölle!

Floß

Ich darum zu dem Satan, daß das Glück
Ich sähe, doch es nicht erreichte? —

— Und wer

Bin ich denn? — Ich bin Faust, der
himmelsstürmende

Gigante, bin es, den die Schrecknisse
Der Unterwelt umkleiden —

Und Sie — Sie —

— Ach,

Sie ist das Mädchen, das ich zärtlich
liebe!

— Das Herz! das Herz! Vernunft ist rein
und klar,

Doch aus dem Herzen steigt der Sturm,
Der sie verdunkelt — Wer geliebt, gehaßt,
Gehofft hat und geküßtet, Gott verlassen,
Dem Teufel sich verschrieben, — in dem
Herzen

hat's ihm geklopft, da scholl der Ham-
merschlag,

Der seines Wahnsinns Schwert schmiedete,
Da quoll der Dampf und sprühten all die
Funken,

Die ihn bethörten! —

Und mag's immer sein,

Daß sie mit Grund ihn vorgezogen — Nicht
Erduld' ich ihre Kälte länger — Nicht gewöhn'
Ich mich gleich einem Hunde da zu schmei-
keln,

Wo man mich mit dem Fuß zurück stößt. —
Laut

hohnlachend warf ich Kunst und Wissenschaft
Beiseit, als ich sie sah — Ich tödtete
Mein Weib — Und Sie verwirft mich?

Donna Anna (tritt auf und erblickt den Faust).

Ja,

Da steht! War Don Juan der Wetterstrahl,
So schnell und feurig, als (daß zur Schmach
ich's nur gestehe!)

Entzückend — so ist Er die Wetterwolke,
Kein Blitz zwar, aber voll von Blitzen —
Scheuen

Nicht lieben kann man Wetter!

— Ich seh', er wird bald

Kermalmend sich entladen — doch was wär'
Die Tugend, könnte sie je zittern? Fest
Mit stolzem Haupte tret' ich vor ihn
hin!

Faust (zur Donna Anna).

Will

Denn nie die Trauer enden? Zeit wär's
endlich!

Donna Anna.

Laß frei mich, wenn du Ehre hast.

Faust.

Ich habe

Die Kraft, und Kraft schafft selbst sich Ehre.

Donna Anna.

Ehre

Wird nicht geschaffen. Echte Kraft entsteht
Aus ihr nur.

Faust.

Nach Belieben — Ehre, Kraft —

Sie schaffen, schaffen nicht — Sentenzen lehren
Man um wie Handschuhe — Sie tragen sich
An beiden Seiten. — Doch du redest nach
Der Denkart deines Vaters.

Donna Anna.

Welcher Ruhm,

Gleich ihm zu denken und zu handeln!

Faust.

Kein Ruhm!

Weshalb gibt's Zeit, gibt's Jahre, gibt es
Stunden?

Die Jüngern sollen weiser werden wie
Die Alten — Kinder klüger als der Vater —
— Doch alles eins. —

Warum liebst du den Don

Juan?

Donna Anna.

Du fragst? — Wenn ich ihn liebte,
— Gibt's

Denn bei der Liebe ein Warum? — Es
funkelt

Die Sonne, thaubeperlte Fluren strahlen
In ihrem Glanze, — aus der Nacht zuckt
wild

Und frei der Blitz hernieder, Roß und Reiter
Erschlagend, — und wer fragt warum?

Faust.

Ich!

Donna Anna.

Frei

Die Liebe, Sklaverei der Haß.

Faust.

Und haßest

Du Don Juan?

Donna Anna.

Je feur'ger ich ihn liebte,

So heißer haß' ich ihn!

Faust.

Wie? schlafen Haß

Und Lieb' in Einem Busen?

Donna Anna.

Schläft der Löwe

Nicht in der Sonne?

Faust.

Ja, er thut's und er

Ist aufgewacht in Mir. Bist du ein Fels,
wahrlich

Ich bin es auch. Laß sehen, wie wir uns
Begegnen. Du verwirft mich? Und bist du
Der Engel Erster, ich verwerf' dich
wieder!

— Der Attila, der Erd-Eroberer, stürmt
durch
Die Lande — Sie sind seine einz'ge Freude —
Sehnlichst streckt er seine Hand
Nach ihnen aus — Sie weigern sich — Er
wirft

Sie unter seiner Roffe Hufen, pflanzt
Die Feuerflam'm' als seine Fahne auf
Und läßt von Horizont zu Horizont
Sie sich entfalten, — Er vernichtet doch,
Wenn er auch nicht erobert — Und du
wähnst,

Daß ich, der Welt-Eroberer, milder wäre?
Nur eine Sylbe brauch' ich auszusprechen,
Und todt sinkst du zu meinem Fuß! — Du
schweigst?

Donna Anna.

Ich denke meines Vaters und Octavio's.

Faust.

Die stür' ich in der Seligkeit des Himmels —
Du schweigst?

Donna Anna.

Nicht werth bist du der Antwort.

Wärst du

kein Räuber und Entführer, — rathen würd'
Ich dir: mit Trolze nicht, mit Anmuth
Mädchen

Zu nahen.

Faust.

Das sag' jedem Anderen,
Doch nicht dem Faust. Huld, Anmuth sind
nur Schalen.

Die Wahrheit ist der Kern. Nicht schmeicheln,
beugen

(Selbst vor Gott nicht) kann ich — doch mit
Kraft

Und Tod (schon hab' ich es gethan) vermag
Ich zu beweisen, wer ich bin — Willst du

mein sein?

— Ich warne dich! — der Tod, er zuckt
schon längst

Auf meinen Lippen, und du weißt, den Lippen
Entfällt gar leicht das Unheil!

Donna Anna

(von Faust weggewand't emporsichend).

Du,

Der Tugend gold'ne Blume, wüude dich
Um meine Scheitel, laß mich fallen als
Dein Dpfer!

Faust.

Was ich sagte, sagt' ich, es
Vollführend, weil ich es gesagt! — Bedenk
das —

Mir bebt der Mund — Nicht die Minute
mehr

Seufz' ich um dich, die ich mit einem
Wort

Zertrümmern kann. — Nie seufzt' ich,
ohne

Daß ich mich rächte! Hassst du mich?

Ja!

Donna Anna.

Faust.

Stirb!

Donna Anna.

Weh' mir — ich vergehe!

(Sie stirbt.)

Faust (erstarrt).

Meine Macht

Ist schneller fast als meine Zunge —

Todt!

Dahin — Was ist die Welt? — Viel ist —
viel war

Sie werth — Man kann d'rin lieben!
— Und was ist

Die Liebe ohne Gegenstand? — Nichts, nichts.
Das Mädchen, das ich lieb', ist Alles,

— an

Der Leiche Donna Anna's ahn' ich's —
Armselig ist der Mensch! Nichts Großes, sei's

Religion, sei's Liebe, kommt unmittelbar
Zu ihm — Er muß 'ne Wetterleiter

haben! —

— Wie glücklich könnt' ich sein, wenn ich
nicht

Mich an die Hölle damals schon verkauft,
Als ich dies Weib zuerst erblickte;

— Anna,

Erwache! —

(Raufrufend.)

Ritter!

Der Ritter (tritt ein).

Dank für all die Qualen,
Wozu ihr mich verurtheilt — wieder euch

Zu quälen, lehrten sie.

Faust.

Erweck' die Todte!

Der Ritter.

Ei, ei, die Donna Anna! Abgemacht! —

Ich kann sie nicht erwecken — Das Ge-
storb'ne

Ist mein nur, wenn es fällt zur Hölle!

Faust.

Anna!

Wie edel schön! Auch noch in deinem Tode!
— In diesen Thränen, die ich weine, spür'

Ich es: es gab einst einen Gott, der ward
Zerschlagen — Wir sind seine Stücke.

c. Das Ende Don Juan's.

Don Juan.

Wer wagt's, so unberschämt
In mein Gemach zu treten?

(Die Bildsäule des Gouverneurs tritt in das Zimmer.)

Ha!

Leporello.

O Christus!

Die Bildsäul' von dem Kirchhof! — Ich
vergehe!

Don Juan.

Entsetzlich oder auch wohl närrisch! —
Still, Leporello!

Leporello.

Hör' ich einen Hahn
Nur krähen — einen dummen Entsch' schnat-
tern —
Die Erde fühl' ich wieder! — Doch dies ist
Das Reich der Geister!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Don Juan —

Leporello.

O welche Stimme! Mark- und Bein-zerknir-
schend!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Du hast befohlen, und ich bin erschienen!

Don Juan.

Ist's eine Bildsäul', ist es keine?
— Das Auge weiß — Kein Stern darin
— Ich stürz'

Zu Boden! —

Doch ich rufe meinen Namen,
Ist er auch blutbesleckt, so ist er doch
Voll Ehre! Und wie eine Feuertrommel
Die Städte aufregt und das weite Land,
So richten auch bei seinem vollen Schalle
All' meine Kraft sich auf und all' mein Muth!
— Ich heiße Dou Juan und biet' dir
Kampf

Und Trotz!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Dhnmächtiger, kein Lebender
Vermag mich zu bekämpfen!

Don Juan (sich an die Stirn fassend).

Welche Töne! — Doch,
Vielleicht ein Gaukler! — Laßt uns prüfen,
Ob dieser Stein ein böhmischer, ob es
Ein echter, der den Stahl verträgt!
(Er haut mit dem Schwerte auf die Bildsäule des Gou-
verneurs und das Schwert zersplittert.)

Ein echter! —

— Noch hab' ich einen Dolch — Zwar kürzer
als

Das Schwert, doch näher, sicherer!
(Er zieht den Dolch und schwingt ihn wild um das Haupt.)

Noch bin ich
Gewaffnet, und wer zagte unter Waf-
fen?

(Zu Leporello)

Wo sind die Musikanten? Weshalb ließen
Im Spiel sie sich stören?

(Donner und Blitz.)

Leporello.

Hört ihr, Herr,
Es musicit da, daß die Saiten reißen!

Don Juan.

Herr Gouverneur, beliebt's euch, sich zu setzen?
Hier ist ein Stuhl —

Leporello.

Der Stuhl wird unter dem
Zusammenbrechen, wie Korn unter'm Mühl-
stein!

Don Juan.

Hier Suppe von Schildkröten — Hier Wild-
braten —
Auch Bessfleisch — Rostbeef — Fricassée'n —
Endiviensalat — Da Wein, Tokajer,
Champagner und Burgunder — Langt nur
zu, Herr!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Ich komme von den Sternen. Ird'scher Ras-
rung

Bedarf ich nicht.

Don Juan.

Mit Sternenspeise kann
Ich dir nicht dienen, und zum ird'schen
Mahle
Lud ich dich ein. Narr, wenn du kamst
in Hoffnung
Von anderen Gentissen!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Donna Anna

Und Don Octavio, im Himmel jetzt
Im seligen Verein, den Erden Schmerz
In ihrem Antlitze zu leichtem Lächeln,
Zu Perlen ihre Thränen umgewandelt,
Gedachten dem in ihrer Bönne, und
Sie senden mich hernieder, daß ich dich
Zur Neu' und Bess'ung mahne.

Don Juan.

Danke für
Den Gruß! — Doch nichts hab' ich gethan,
weshalb

Ich Neue spürte! Alles, was ich that,
Gefällt mir! Nicht bedarf ich Bess'ung,
Denn mit mir selbst bin ich gar sehr zufrieden!

Leporello.

Klein beigegeben, Herr, klein beigegeben!
Lügt ihm was vor! Es findet sich nachher!
— Bedenkt, ihr zieht dadurch mich Schuld-
losen

Mit euch aus diesem Stund!

Hu, der Marmor,
Knirscht wieder!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Hast du Muth, gib mir die Hand
Darauf, daß du beherrschst, dich nicht zu
bessern!

Don Juan.

Die Hand! die Hand! — Doch bin ich nicht
in Rom? Hier rechte
Der Scävola die Rechte in das Feuer —
Ich thue mehr: ich strecke kühn auffordernd
Sie in das Reich der Unterwelt, und spreche:
Das Leben ist ein Nichts, wenn es nicht allem,

Was ihm begegnet, Stirne bietet!

Da!

Er rührt der Bildsäule des Gouverneurs die Hand, welche
he einige Augenblicke festhält und dann losläßt.)

Don Juan.

O schöner Schurke! Leichenkälte fließt
aus deiner Hand in meine Adern! — Lohnst
Du so den Handschlag eines Spaniers?

O Niederträchtiger, du wärest werth,
Du lebstest nochmals, daß ich nochmals dich
Erschläge!

(Er greift die Bildsäule des Gouverneurs mit dem
Delche an.)

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Weich!

(Don Juan taumelt zurück.)

-- Schau, die dunkle Flamm' dort hinten
kommt auf dich zu! Der Satan ist's im
Fest-

Gewand —

Leporello.

Ach, meine Ahnung! Darum war's
So schwül im Zimmer — Satan, Herr! zu
schlecht

Bin ich, daß ihr mich holt. —

(Auf den Don Juan deutend.)

Nehmt ihn, ihr habt

Gemug daran!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Er lauert schon, daß er dem Faust
Dich zugeselle. — Doch ich kann dich retten,
Wenn du bereuen willst. — Zum letztenmal
Krag' ich dich mit der Gottheit Donnerstimme:
Willst du bereuen und dich bessern?

Don Juan.

Was

Ich bin, das bleib' ich! Bin ich Don
Juan,

So bin ich nichts, werd' ich ein Anderer!
Weit eher Don Juan im Abgrundschweifel,
Als Heiliger im Paradieseslichte!

Mit Donnerstimme hast du mich gefragt,
Mit Donnerstimme geh' ich dir die Antwort:
Nein!

Die Bildsäule des Gouverneurs.

Wir sehen uns nicht wieder!

(Sie versinkt.)

Der Ritter

(Seinen roten Mantel in die Höhe werfend).

Mantel, brei'

Dich aus, entfalt' den Stoff, aus dem du bist
Verfertigt, überflamm' als Feuersbrunst
Dies Haus, sammt den Bewohnern es ver-
zehrend!

(Feuer und Feuerregen.)

— Dich aber, Juan, reiß ich mit mir, —
schmiede

Dich an den Faust — Ich weiß, ihr strebet
nach

Demselben Ziel und karret doch auf zwei
Wagen!

Don Juan.

Noch jetzt ruf' ich, als letztes Wort auf Erden:
„König und Ruhm, und Vaterland
und Liebe!“

(Der Ritter versinkt und reißt den Don Juan mit fort.)

Leporello.

Es brennt in jeder Eck', — ich muß ver-
brennen.

Gibt's keine Hilfe? Weh' die Flammen
kommen!

Sie kommen! Keine Flucht! Ich muß ver-
brennen!

(Der Vorhang fällt unter Feuer, Donner und Blitz.)

27. Adam Gottlob Ohlenschläger.

(1779 — 1850.)

Aus: Correggio. (1816.)

Der Maler Antonio Allegri da Correggio unterhält sich, während er an der Madonna malt, mit seinem Nachbar, dem Gastwirth Battista, über Malerei und erklärt ihm, da er seinen Sohn Franz zum Maler ausbilden lassen will, daß derselbe ohne Talent sei. Der Gastwirth nimmt davon Veranlassung, ihn bei Giulio Romano und Michel Angelo, die zufällig seinen Gasthof besuchen, und später in Parma bei dem reichen Florentiner Edelmann Ottavio, der das Bild kaufen will, anzuschwärzen. Außerdem zeigt er sich bereit, da Ottavio für des Malers Gattin Maria eine sträfliche Neigung hegt, ihn durch Räuber umbringen zu lassen. Vorher aber sorgt er dafür, daß dem Maler die Kaufsumme des Bildes in Kupfer ausgezahlt werde, damit er sich an der schweren Last womöglich zu Tode schleppe. Inzwischen ist Correggio in der großen Bildergalerie von der schönen, kunstverständigen Costina, welche den Ottavio seitoten soll, während er vor Mattigkeit im Saale eingeschlafen war, mit einem Lorbeer gekrönt worden. In diesem Künstler schmuck tritt er seine Wanderung nach Correggio an, wird unterwegs durch einen Klausner vor dem Überfall der Räuber geschützt und stirbt in der Nähe seiner Wohnung, nachdem er vorher durch einen Trunk kalten Wassers, den ihm ein Bauernmädchen gereicht, sich tödlich erkränkt hatte.

Costina bekränzt den Antonio Allegri.

Costina (allein).

Jetzt bin ich zwischen meinen lieben Bildern.
Dich, schöne Sammlung, sollt' ich ewig so
Verlassen? Nein, mein Vater muß dich kaufen.

Wie? Deine Schätze sollten hier in Staub
Und Barbarei vermodern, ohne Liebe
Und ohne edle Menschen zu erfreun?
Nicht also — O Costina, dir muß
Ich meinen Lorbeerkranz zu Füßen legen. —

Was seh' ich da? Ein Bild? Ein neues Bild
Steht umgekehrt da an der Wand. Ist's
möglich?
Ottavio kauft sich Bilder? Nun das wird
Was Gutes sein.

(Sie wendet das Bild um und erstaunt.)

Was seh' ich! Träum' ich? Nein
Dies Bild ist von Antonio Allegri,
Dem großen, neuen, unbekanntem Maler,
Nach dem ich viele Köpfe schon kopirt;
Von dem uns Michel Angelo und Giulio
So viel erzählten auf dem Weg hieher,
Wo wir uns heute trafen. Buonaroti
Hat ihm beim Abschied seinen Ring gegeben,
Will künft'ig für ihn sprechen bei dem Herzog.

(Sie betrachtet das Bild.)

Ach Gott, wie ist das herrlich und lebendig!
Die Mutter Gottes, welch ein Angesicht,
Voll Huld und Demuth und voll süßer Milde.
Der Heiland strahlt in süßer Majestät,
Giovanni — Nein, den Knaben könnt' ich
nehmen

Auf meinen Schooß und küssen tausendmal.
Was das ein allerliebster Junge ist.
Er ist gewiß nach der Natur gemacht;
So etwas Eignes läßt sich nicht erfinden.
O süßes Bild — Ha, welch Gefühl und
Farbe!

(Sie steht vertieft in der Betrachtung, darauf sagt sie:)

Dies Bild muß ich bekränzen. Jetzt ver-
steht' ich,
Warum der Zweig sich bog und mich im
Gehen

Zurück hielt; eine schöne Ahnung war's
Von dem, was nun ich sehe. — Kommt' ich so
Den Künstler kränzen; aber, das versteht sich,
So daß es Keiner sah', er selber nicht.
Ich will ihn hier in seinem Bilde kränzen.

(Wie sie das Bild bekränzen will, wird sie Antonio ge-
wahr, der in der Ecke schläft.)

Jesus Maria! da sitzt ein Mann!

(Sie fährt zurück, aber faßt sich gleich.)

Er schläft sehr tief; wer kann wol der Mann
sein?

Wie ist er in den Bildersaal gekommen?

(Sie naht sich vorsichtig.)

Er ist kein Ritter, weniger ein Bürger —
Noch weniger ein Diener. — Er ist einfach,
Nachlässig angezogen, reinlich, arm;
Ein schöner Kopf! Wie blaß! Wie edle Züge!
Wie hoch die Stirn! — Hilf Himmel, seh'
ich recht?

Er hat ja Buonaroti's Siegelring
An seinem Finger! Alle guten Heiligen!
Dies ist Antonio Allegri selbst;
Er hat Ottavio das Bild gebracht,
Ist müde von dem Gang hier eingeschlafen.

(Sie betrachtet ihn mit der größten Theilnahme, und da
sie sieht, daß er fest schläft, kniet sie vor ihm, um sein
Gesicht besser sehen zu können.)

Ach Gott! wie sieht er treu und edel aus,
Er scheint in dieser Welt viel ausgestanden
Zu haben; und ist doch nicht alt: ach nein!
Du große Seele!

(Sie steht auf und sagt leise und schüchtern.)

Dürft ich ihn bekränzen!
Doch Himmel, nein! wenn er die Augen auf-
schlägt,
Wenn Jemand käme. — Nein, ich will den
Kranz
Hier hängen auf das Bild, so sieht er doch,
Wenn er erwacht, daß man ihn liebt.

(Sie hängt den Kranz hin und tritt zurück.)

So, so! —
Ach nein! daß ist doch nichts, wie sieht das
aus?

Kalt, unbedeutend! — Der Lebend'ge sitzt
Mit blassem Haupt, und auf des Holzes Erde
Hängt schief ein Kranz. Nein, nein, ich muß
es wagen.

O alle gute Heil'gen steh'n mir bei,
Daß glücklich ich mein Abenteuer vollende!

(Sie setzt ihm zitternd den Kranz auf's Haupt, dann
weicht sie wieder zurück.)

Da ist der Ort! so soll es sein, so, so!
Jetzt ist der Kranz auf seiner rechten Stelle.
Wie schön schlingt er sich durch das dunkle
Haar!

Wie herrlich wölbt sich unter ihm die Stirn!
So ist es recht. Gottlob, ich bin zurück,
Und nun leb' wohl! wir sehen uns bald
wieder.

Er rührt sich, athmet tief — Zur Flucht! zur
Flucht!

(Sie entfernt sich hurtig.)

Antonio

(tritt bestürzt hervor, aus einem Traum erwachend.)

Wo bin ich jetzt? — Ha, diese dunkle Halle
Ist nicht Elysium — (Er bestimt sich.) Ach Gott,
ich habe
Geschlafen und geträumt — Nein, mehr als
Traum!

Ein Vorgefühl der künst'gen Seligkeit!
Ich stand in jenen seligen Gefilden,
Weit schöner als uns Dante sie beschreibt,
Im Mäulenhain, dem Tempel gegenüber
Von weißem Marmor, hoch und groß erbaut,
Granit'nen Säulen, kolossalen Statuen,
Und drinnen voll von Büchern und Gemälden.
Ringsum im Gras sah ich um mich ver-
sammelt

Die größten Künstler alter, neuer Zeit,
Dichter, Bildhauer, Maler, Architekten.
Der große Phidias saß auf der Schulter
Der Herkulsäule wie 'ne kleine Fliege;
Er haute fleißig mit dem Meißel zu
Und mußte klar den ganzen Riesenbau
In seinem Geist harmonisch fest zu halten.
Apelles tunkte lächelnd seinen Pinsel
In's Morgenroth und malte Wunderbilder

Auf Wolken, die von Engeln hingetragen.
 Bei seiner Orgel sah ich Palästrina,
 Die Orgelpfeifen gingen durch die Welt
 Und die vier Winde hauchten Luft zum Ton.
 Ihm stand Cäcilia zur Seit' und sang.
 Homer der Greis saß bei der heil'gen Quelle
 Er sprach und ringsum horchten alle Dichter.
 Mich führte in den Kreis bei seiner Hand
 Der hohe Rafael, schön wie im Leben.
 Nur Silberflügel deckten ihm die Schulter.
 Da tritt heraus — ich werd' es nie vergessen,
 Die Musa, eine wunderschöne Jungfrau,
 Rein wie der junge Morgenthau und blühend
 Und leicht und heiter wie die Morgenrose.
 Sie setzte mir mit der schneeweißen Hand
 Den dunklen Lorbeerkranz auf's Haupt und
 sagte:

Ich weiche dich zu der Unsterblichkeit.“
 Sieh, da erwacht ich. Ist es mir doch immer,
 Als fühl' ich noch den Kranz auf meinen
 Vorden.

(Er greift nach dem Haupt und bekommt den Kranz in
 die Hand.)

O Himmel! Gott, was seh' ich — Ist es
 möglich!
 Geschehen noch Mirakel in der Welt?

(Battista kommt mit Nicolo, der einen Geldsack trägt.)

Mein Freund — Battista! wer ist hier ge-
 wesen?

Battista.

Was weiß ich? Seht, da ist das Geld, was
 Ihr

Vom gnäd'gen Herrn für Euer Bild bekommt.
 Ihr müßt die Summ' in Kupfer nehmen;
 darin

Bezahlt der Bau'r dem Edelmann die Schulden.
 Es wird ein wenig Euch den Rücken beugen,
 Doch seid Ihr ja ans Tragen längst gewöhnt.
 Seid Ihr ein Wunder auch als Dialer, nun
 Ihr werdet nicht vergessen, daß Eu'r Vater
 Lastträger war. Die Schwere auf den Schul-
 tern

Wird Euch zumal an die Geburt erinnern.
 Es ist ganz gut, bisweilen solchen Weder
 Zu haben, das beschlügt vor Stolz und Hoch-
 muth.

Antonio.

Battista! könnt Ihr mir nicht Silber geben?
 Benn auch nicht Alles — nur so viel ich
 heute

Und morgen brauche. Seht, der Weg ist
 lang,

Ich hab' ihn einmal schon gemacht, bin müde
 Und soll noch obendrein die Last nachschleppen.
 Thut mir die Güte, Freund!

Battista.

Was Freund? Ihr seid
 Mein Feind und bleib's.

Antonio.

Was hab' ich Euch gethan?

Battista.

Die Schmach und die Beschämung, die ich
 heute

Von Michel Angelo gelitten, habe
 Ich Euch nur zu verdanken; aber gut,
 Ich werde Eure Dankbarkeit an mir
 Auch in Bewegung setzen.

Antonio.

Was kann ich

Dafür?

Battista.

Genug. Da ist das Geld; ich habe,
 Was Ihr mir schuldig seid, schon abgezogen.
 So macht Euch fort, und wagt es nimmer-
 mehr,

In dieses Herrn Palast den Fuß zu setzen.

Antonio.

Ihr seid sehr aufgebracht?

Battista.

Man gibt Euch Geld,
 Kostbare Ringe, Lorbeerkränze seh' ich.
 Nun, Ehrenmann, Ihr werdet auch von mir
 Etwas erhalten.

Antonio.

Bändigt Euren Zorn.

Battista.

Ich will ihn lieber kühlen.

Antonio.

Thut, was Ihr
 Vor Gott vertheid'gen wollt. Ich fürchte
 nichts.

Ich habe, was Ihr zu verachten scheint,
 Ein rein Gewissen. Thut Ihr Böses mir,
 Der Ew'ge wird es mir zum Guten wenden.
 Lebt wohl! Ich scheide ohne Haß von Euch.
 Der Sack, die Last macht mich kleinmüthig
 nicht.

(Er setzt seinen Lorbeerkranz auf's Haupt und nimmt den
 Sack auf den Rücken.)

Du sollst im Schweiß deines Angesichts
 Dein Brod verzehren, hat der Herr gesagt.
 Drückt auch die Last den Körper ganz zu
 Boden,

Der heil'ge Lorbeerkranz erhebt mein Haupt;
 Ich gehe leicht davon und kühnen Muthes.

28. Ernst Freiherr von Houwald.

(1778 — 1845.)

Aus: *Der Leuchtturm, Tragödie.* (1821.)

Kaspar lebt mit seiner schönen Tochter Dorothea an Meeresstrande und wartet hier eines Leuchtturmes. Beide haben schon öfters Schiffsbrüdie gerettet, unter andern den jungen Walthar, welcher sich von Zeit zu Zeit bei ihnen einfindet und eine innige Neigung zu Dorothea hegt. Außer ihnen lebt am Strande Kaspars älterer Bruder Ulrich, in stillem Wahnsinn, seitdem ein Graf Holm ihn seine Gattin Mathilde über Meer entführt hat. Dieser beiden Sohn ist Walthar, der hierher gefandt war, um Ulrich aufzusuchen und bei ihm wegen der Entrübrung Verzeihen zu erwirken. Da er nicht zurückkehrt, machen die Hülflinge sich auf die Fahrt und gelangen während eines heftigen Sturmes an die Küste. Ulrich löst in seinem Wahnsinn die Räder des Leuchtturms aus, das Schiff stromdet. Mathilde ertrinkt, Graf Holm wird gerettet. Die an den Strand geworfene Leiche wird von Ulrich erkannt, er trägt sie auf die Spitze des Felsens und stürzt sich mit ihr ins Meer.

Schluß des Drama's.

Freie Aussicht auf das Meer. Auf der einen Seite abermals Felsen. Mathildens Leiche liegt am Strande, Ulrich kniet neben ihr, seine Hande lehnt am Felsen. Nach einer kurzen Pause sieht er leise auf.

Ulrich.

Still! o still! erweckt sie nicht!
 Meer, geh leise auf und nieder!
 Sprich doch heimlich, lieber West!
 Seht, ich habe sie ja wieder,
 Doch sie schläft, sie schläft noch fest.
 Mag sie schlafen! sie ist müde,
 Und noch ist es allzufrih! —
 Ist mir doch, als hätt' ich sie
 Lange — lange nicht gesehn. — —
 Siehst so bleich und ängstlich aus, — —
 Und mit Thränen ist wohl gar
 Dir beneht das dunkle Haar? —
 Ach, ist dir etwas geschahn?
 Oder ist's ein schwerer Traum,
 Der an dir vorüberzieht? —
 Was auch jetzt dein Auge sieht,
 Böses kann es ja nichts sein,
 Denn dein Herz ist engelrein. — —
 Sing' ich ihr vielleicht ein Lied?
 Lieber brech' ich ihr geschwind
 Von dem Busch dort Blüthenzweige,
 Schmücl' ihr Bettchen damit aus. — —
 Wach' indes bei ihr und schweige,
 Hütle sie, du treuer Wind!

(Er geht ab.)

Graf Holm

(von dem Felsen herabsteigend.)

Wo ist die Gestalt geblieben,
 Die sich hier am Strand bewegt?
 Welche Bürde hat sie dort
 Am Gestade hingelegt?
 Gott! ist's möglich! — O Mathilde!
 (Er eilt auf die Leiche zu und kniet bei ihr nieder.)
 Seh' ich dich noch einmal wieder?
 Schlafel du verschläfst gar viel!
 Hat das Meer der Mutter Erde
 Hier ihr Kind zurück gegeben?
 Daß der zarte Bau der Glieder
 Nicht ein Raub der Ungeheuer
 In der finstern Tiefe werde? —
 Daß ein Grab uns noch vereine,
 Wenn ich nicht mehr um dich weine?

Ulrich (mit einigen grünen Zweigen).

Fort! — erwecket nicht mein Weib!

Graf (ausspringend).

Ja, wer wagt's!

Ulrich.

So spricht doch leise,

Seht mir, wie sie friedlich schläft!

Graf

(nachdem er ihn angestarrt).

Ja, sie schläft! — Ich aber wache. — —
 Furchtbar wird mir alles klar;
 Das Entsetzliche wird wahr,
 Zu erfüllen Deine Rache!
 Ja, ich stehe hier am Ziel.

(Für sich.)

Ich erkenn' ihn! Jeder Zug
 In dem sieben Angesicht
 Sagt es deutlich mir genug,
 Daß er's ist, und was er litt'.

Ulrich.

Blicke nicht so starr auf mich,
 Starre Blicke stechen tief. —
 Mir ist fast, als kennst' ich Dich
 Fast, als ob ich einst mit Dir
 Hastig um die Wette lief,
 Sprich, wie heißt Du?

Graf.

Wahnsinn hütle

Tief ihm meinen Namen ein.

Ulrich.

Mußt mir lieb gewesen sein. — —
 Wenn ich Dich so recht betrachte,
 Wird mir just, als wenn ein Brief
 Sonst mir Freundes-Grüße brachte.
 Hör', ich heiße Ulrich, — sprich
 Einmal nur den Namen aus,
 Dann vielleicht bestim ich mich.

Graf

(von Führung übermannt).

O mein Ulrich!

Ulrich.

Du bist Holm! — —

Wo bist Du so lang' geblieben? —
 Ach! recht hab' ich Dich vermißt,

Und mein Herz war so beklommen!
Sei mir herzlich denn willkommen!

(Auf die Leiche zeigend.)

Wenn sie wieder munter ist,
Wird sie auch die Hand Dir reichen. — —
Wie bewirth' ich Dich denn gleich?
Da! nimm diesen grünen Zweig,
Ist er doch ein Friedenszeichen!

(Er gibt ihm einen Zweig.)

Graf (ihn umfassend).

Ulrich! und den reichst Du mir?
(Abgewendet.)

O du Herz, des Mild und Mild
Auch der Wahnsinn nicht zerstört!
Löschest Du im Buch der Schuld
Meinen Namen liebend aus,
Daß der Richter ihn nicht hört? —
Reichst du über jenem bleichen
Theuren Weibe, daß ich dir
Einst geraubt, das Friedenszeichen? —
Ach! vergib mir ihretwegen!
Ja, verzeih ob unsrem Kinde!

(Sich schnell sammelnd.)

Doch dem Sohn jetzt schnell entgegen,
Daß er nicht unvorbereitet
Seine Eltern also finde!

(Er eilt fort.)

Ulrich (allein bei der Leiche, sieht dem Grafen be-
 fremdet nach).

Weshalb geht er? — — Er entflieht! — —
Wie? — Entfliehen? — — Ist denn nicht
schon

Einmal jemand mir entflohn? — —
War ich lange nicht allein? — —
Könnst' ich mich nur recht besinnen! — —
Nein, hier stand mein Hülftchen nicht. — —

(Zur Leiche.)

Wach' doch auf! und komm von hinnen!
Hörst du nicht das Angstgeschrei
Unsers Sohns, man will ihn rauben!
Ach! sie hört nicht! — schwer wie Blei
Ruht der Schlaf auf ihr. — Der Holm
Wollte vorhin sie erwecken! — —
Ha! — was muß ich so erschrecken,
Nenn' ich jetzt den Namen? — Holm.
Fliehen! — Holm — Graf Holm — ent-
fliehen! —

Wir wird Angst, wir wollen fort! —
Laß uns eilen, heimwärts ziehn,
Und das alte Weltmeer dort
Ist mein Freund, und bringt uns hin! —

(In freudiger Stimmung.)

Willst du nach dem Schiffen fragen? —
Weißt ja, daß ich Sänger bin.
Freundliche Delphine tragen
Trotz uns durch die blaue Fluth.
Komm, Maïde, fasse Muth;
Bleiben dürfen wir nicht hier,
Sonst kommt Holm, dich aufzuwecken. —
Auch die Harfe nehmen wir
Mit uns, herrlich wird's sich reisen

Bei der Lieder frommen Weisen. — —
Harfe! Komm! hinauf die Stufen!
Die Delphine laß uns rufen.

(Er steigt mit der Harfe kühn auf einen Vorsprung des
Felsens und thut einige rasche volle Griffe.)

Sie vernehmen meine Töne,
Freudig grüßt mich ihre Schaar.
Hört, ich bring' euch meine Schöne,
Euch vertrau ich ganz; und gar;
Will euch Himmels-Lieder singen,
Wollt ihr uns zur Heimath bringen. —
Nehmt die Zweige grün belaubt,
Schmücket festlich euch das Haupt!

(Er wirft die Zweige hinunter.)

Das Gewühl wird immer bunter.
Ruft: herunter! — Komm herunter!
Wartet nur, ich komme gleich!
Erst die Harfe geb' ich euch!
(Er wirft die Harfe hinab und steigt eilig vom Felsen.)
(Zur Leiche.)

Willst du denn noch nicht erwachen?
Nun so schlummre ruhig fort!
Wollen schnell die Reise machen,
Freudiger erwacht du dort,
Um mich mit der Braut Entzücken
Wieder an die Brust zu drücken.

(Er hebt sie auf.)

Will dich leise, leis' erheben,
Saufst dich den Gefährten geben,
Und du weißt kein einzig Wort. —
Schlafe, süßes Weib, schlaf fort!
(Er steigt mit ihr auf die Spitze des Felsens.)

Ha! dort-kommt er hergegangen! —
Ihr Delphine, nicht gesäumt!
Hurtig sollt ihr uns empfangen! —
Wie die Welle braust und schäumt!
Fort, was zaudern wir noch länger,
In die Heimath mit dem Sänger! — —

(Er stürzt sich mit der Leiche hinter die Felsen hinab.)
(Kurze Pause.)

Walther.

Wo sind meine Eltern? — Wo? —
Dorothea.

Walther, eile doch nicht so!
Laß allein mich zu dem Greise,
Denn ich kenne seine Weise.

Walther.

Nein, ich muß die Mütter sehn.
Will sie los vom Tode ringen,
Und den Vater fest umschlingen,
Sicher wird er mich verstehen.

Dorothea.

Doch wo finden wir sie auf?
Nirgend's seh' ich eine Spur.
Wart' auf unsre Väter nur.

Walther

(den Kommenden entgegen rufend.)

Eilt, ich bit' Euch! eilt herbei!
Zeigt mir, wo die Stelle sei!

Graf,

(mit Caspar kommend).

Hier! Du stehst schon an dem Ort,
Wo er mir die Hand geboten.
Doch wo ist er?

Walther.

Er ist fort —

Fort, mit der geliebten Todten.

Caspar.

Glaubt ich doch, ich sah bestimmt,
Wie er auf dem Felsen stand.

Dorothea.

O, der ist wohl bald erklimmt.
(Sie steigt rasch auf den untern Vorsprung, Walther folgt ihr.)

Graf.

Seht Ihr nichts?

Dorothea.

Leer ist der Strand.

Walther.

O, mein Gott! — sieh auf das Meer!
Laucht dort nicht ein weiß Gewand
Aus den Fluthen und versinkt?

Dorothea.

Ja er ist es mit der Leiche;
Auch die Harfe schwimmt daneben!
(Der Graf schlägt die Hände vor's Gesicht und sinkt langsam nieder.)

Caspar

(auch auf den Felsen steigend).

Ulrich!

Dorothea.

Ach! er ist versunken!

Caspar.

O, mein Bruder!

Walther.

Rasch hinab!

Retten will ich ihm das Leben,
Oder mit ihm in das Grab!
(Caspar und Dorothea halten ihn zurück.)

Dorothea.

Walther, bleib!

Caspar.

Es ist vergebens;

Geh' nicht zwecklos in den Tod.
Schon hat ihn die Fluth verschlungen, —
Seine Harfe ist verklungen,
Und die Bürde seines Lebens
Ward dem liebenden, dem frommen
Herzen an der theuren Brust
Wohl gar freundlich abgenommen.

Walther.

Mutter! Vater! —

Caspar.

Lebe wohl!

Lebe wohl, mein Ulrich! — ach!
Ohne Abschied gingst du fort?

Walther.

O, ich Armer!

Caspar.

Laß sie ziehn!

Aus dem Jammerthal erlöste
Sie ein milder, heil'ger Wille.
Weinen sollst Du in der Stille. —
Aber dort geh' hin und tröste!

(Er zeigt auf den Grafen, und steigt mit Walthern und Dorotheen hinab.)

Walther,

(sanft zum Grafen).

Vater! — Vater! — Hörst Du nicht? —

Graf

(sich wild empor richtend).

Nenne so mich nicht! — Dort sind
Deine Eltern, armes Kind!
Ich bekenne mich als Mörder,
Halte über mich Gericht!

Walther.

Ich Dich richten? Hast Du schon
Also Dich von mir gewendet? —

Graf.

Meine Vaterlieb' ist Sünde!
Gib mir den verdienten Lohn
Hier an Deiner Eltern Grabe,
Die ich Dir gemordet habe!

Caspar.

Schweig! — Hat nicht der Himmel diesen
Jüngling jezt auf Euch verwiesen,
Oder ist's in Euch so finster,
Daß Ihr jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennet?
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Nach der Heimath hingezogen? —
Fühlt Ihr nicht, Euch sei vergeben?
Krislet sie dem nicht das Leben,
Den zum Vater sie erkennt?

Graf.

Mann, was mir Dein Mund verkündigt,
Dürft ich ihm doch ganz vertraun.

Caspar.

Glaubt, und hofft, Ihr seid entzündigt!
Die Geliebte hat er wieder
Und den Sohn vertraut er Euch!
Drum wie ich mein Kind umschlinge,

(Er umfaßt Dorotheen.)

So umfaßt auch Euer Kind,
Daß die Vaterliebe wieder
Heilend in das Herz Euch dringe;
Denn der Vater droben sandte
Sie aus seinem eignen Busen
Tröstend zu den Menschen nieder,
Und wie Kind und Vater, lieben
Keiner nicht die Engel drüben.

Walther

(breitet ihm die Arme entgegen).

Vater!

Graf (umfaßt ihn).

O mein Sohn! mein Walther!

Dorothea.
Ja nun hat ihm Gott vergeben!
Graf.

Die ihr festig dort vereint,
Während noch mein Auge weint,
Ueber Gram und Wahnsinn steht,
Schaut veröhnt auf uns herab.
Wenn es meiner Sorge glückt,
Ihm das Leben auszuschnüden;
Jeden Kummer, der ihm naht,

Mir als Dorn ins Herz zu drücken;
Wenn in Sorg' und Vaterliebe
Und in Sehnsucht nach euch beiden
Meine bangen Tage scheiden —
Dann erst will ich freudig glauben,
Daß ihr endlich mir verziehen
Und mich dort erwartet!

Caspar.

Amen!

Ich verzeih' in ihrem Namen! — —

29. August Graf von Platen-Hallermünde. (1796 — 1835.)

1. Bilder Neapels.

(Gedichte, zuerst 1828.)

Fremdling, komm in das große Neapel, und sieh's und stirb!
Schlüsse Liebe, genuß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum, des Gemüthes vereitelten Wunsch vergiß,
Und was Quälendes sonst in das Leben ein Dämon wob;
Ja, hier lerne genießen, und dann, o Beglückter, stirb! —
Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich benezt von dem laulichen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo sich zwischen die Felsengeklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und stolz sich erhebt in die Winde der Palmenschaft —
Stattlich ziehn von den Hügelu herab sich die Wohnungen
Nach dem Ufer, und flach, wie ein Garten, erscheint das Dach:
Dort nun magst du die See von der Höh' und den Berg besehn,
Der fein aschiges Haupt in den eigenen Dampf verbirgt,
Dort auch Rosen und Reben erziehn und der Aloe
Starken Wuchs, und genießen die Kühle des Morgenwinds. —
Fünf Kastele beschirmen und bändigend deck die Stadt:
Dort Sanct Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!
Jenes andere, rings von Gewässern umplätschert, einst
War's der Garten Lucull's, des entthronten Augustulus
Schönes Inselastl, in die Welle hinausgestreckt. —
Wo du gehst, es ergießen in Strömen die Menschen sich;
Willst zum Strande du folgen vielleicht und die Fischer sehn,
Wie mit nerviger Kraft an das Ufer sie ziehn das Netz,
Singend, fröhlichen Muths, in beglückender Dürftigkeit?
Und schon lauert der bettelnde Mönch an dem Ufersand,
Heischt sein Theil von dem Fang, und die Milderen reichen's ihm.
Ihre Weiber indeß, in beständiger Plauderlust,
Sitzen unter den Thüren, die Spindel zur Hand, umher.
Sieh, da zeigt sich ein heiteres Paar, und es zieht im Nu
Castagnetten hervor und beginnt die bacchantische
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet sich
Um die beiden ein Kreis von Beschauenden flugs umher;
Mädchen kommen sogleich und erregen das Tamburin,
Dem einfachen Ohr der Zufriedenen ist's Musik;
Zierlich wendet die Schöne sich nun, und der blühende
Jüngling auch. Wie er springt! wie er leicht und behend sich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick! Und er wirft ihr die Rose zu.
Nimmuth aber verläßt den Begehrenden nie, sie zähmt
Sein wollüstiges Auge mit reizender Allgewalt;
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verleiht
Angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd!
Durch's Gerwühle mit Milh', ein Ermattender, drängst du dich
Andre Gassen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
Kingsum. Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!

Künstlich alles, die Sache, der Mensch und die Seele selbst.
 Aus Carossen und sonstigem Pferdegespann wie schrein
 Wagenlenter um dich, und der dürstige Knabe, der
 Auf die Kutsche sogleich, dir ein Diener zu sein, sich stellt.
 Sieh, hier zügelt das Cabriolet ein beliebter Mönch,
 Und sein Geselchen geißelt ein anderer wohlgenuth.
 Dort steht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
 Der vom Marionettengebälle possirlich glogt;
 Hier Wahrsager mit ihrer gesprenkelten Schlangenbrut. —
 Alles tummelt im Freien sich hier: der geschäftige
 Garloch siedet, er fürchtet den seltenen Regen nicht;
 Ihn umgibt ein Matrosengeschwader, die heiße Kost
 Schlingend gierigen Muths. An die Ecke der Straße dort
 Setzt ihr Tischchen mit Kupfermoneten die Wechselrin,
 Hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er schabt, nachdem
 Erst entgegen dem sonnigen Strahl er ein Tuch gespannt.
 Dort im Schatten die Tische des fertigen Schreibervolks,
 Stets bereit zu Bericht und Supplikn und Liebesbrief:
 Ob ein Knabe diktirte der fernern Ersehnten sein
 Seufzen, oder ein leidendes Weib den verwiesenen
 Gatten tröste, verbannt nach entlegener Insel, ihn,
 Der sein freies Gemüth in dem untersten Kerker quält
 Hoffnungslos, und den Lohn, der erhabenen Tugend Lohn,
 Erntet. — Aber entferne die schattende Wolke, Schmerz! —
 Auch zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt
 Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron.
 Capri siehst du von fern in dem ruhigen Wellenspiel;
 Schiffe kommen und gehn, es erklettern den höchsten Mast
 Flugs Matrosen, es ladet die Barke dich ein zur Fahrt.
 Den Erzähler indessen umwimmelt es, Jung und Alt,
 Stehend, sitzend, zur Erde gelagert und über's Knie
 Beide Hände gefaltet, in horchender Wißbegier:
 Roland singt er, er singt das gefabelte Schwert Rinalds;
 Oft durch Glossen erklärt er die schwierigen Stanzas, oft
 Unterbrechen die Hörer mit muthigem Ruf den Mann.
 Aufersteh', o Homer! Wenn im Norden vielleicht man dich
 Kalt wegweise von Thüre zu Thür, o so fänd'st du hier
 Ein halbgriechisches Volk und ein griechisches Firmament! —
 Mancher Dichter vielleicht, in der Ode des Nord's erzeugt,
 Schleicht hier unter dem Himmel des Glücks, und dem Heimatland
 Stimmt er süßen Gesang und gediegenen Redeton,
 Den es heute vermag zu genießen und morgen noch,
 Der zwimmt an Geschmack mit den Jahren, wie deutscher Wein;
 Freiheit singt er und männliche Würde der feigen Zeit,
 Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrückter und jedem, der
 Knechtschaft prediget, welche des Menschengeschlechts Verderb.
 Ach, nicht wähnt er den Reid zu besiegen und weilt entfernt,
 Taub den Feinden und hoffend, es werde die spätre Welt
 Spreu vom Weizen zu scheiden verstehn. — Wie erhaben sinkt
 Schon die Sonne! Du ruhst in der Barke, wie süß geniegt!
 Weit im Zirkel umher, an dem busigen Rand des Golfs
 Zünden Lichter und Flämmchen sich an in Unzähligkeit,
 Und mit Fackeln befahren die Fischer das goldne Meer.
 O balsamische Nächte Neapels! Erläßlich scheint's,
 Wenn auf kurze Minuten das schwelgende Herz um euch
 Selbst Sanct Peter vergift und das göttliche Pantheon,
 Monte Mario selbst, und, o Villa Pamphili, dich,
 Deiner Brunnen und Lorbeerumschattungen kühlsten Sig! —
 Doch der Morgen erscheint und der Gipfel des Tags nach ihm:
 Traust du schon dem Gelispel der Weüe dich an? Wohin?
 Führt ein Wind die Draugengerüche Sorrents heran?
 Ja, schon schimmert von fern an dem Strande mit Tasso's Haus
 Jene felsige Stadt, die berauschte, voll von Duft.

2. Venetianische Sonette.

Mein Auge ließ das hohe Meer zurücker,
Als aus der Flut Palladio's Tempel stiegen,
An deren Staffeln sich die Wellen schmiegen,
Die uns getragen ohne Falch und Tücke.

Wir landen an, wir danken es dem Glücke,
Und die Lagune scheint zurück zu fliegen,
Der Dogen alte Säulengänge liegen
Vor uns gigantisch mit der Seufzerbrücke.

Benedigs Löwen, sonst Benedigs Wonne,
Mit eh'rnen Flügeln sehen wir ihn ragen
Auf seiner kolossalischen Colonne.

Ich steig' an's Land, nicht ohne Furcht und Zagen,
Da glänzt der Marcusplatz im Licht der Sonne:
Soll ich ihn wirklich zu betreten wagen?

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich ineinander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?

Erstigen erst des Marcusthürms Terrassen,
Vermag ich vorwärts mit dem Blick zu dringen,
Und aus den Wundern, welche mich umringen,
Entsteht ein Bild, es theilen sich die Massen.

Ich grüße dort den Ocean, den blauen,
Und hier die Alpen, die im weiten Bogen
Auf die Laguneninseln nieder schauen.

Und sieh! da kam ein muth'ges Volk gezogen,
Paläste sich und Tempel sich zu bauen
Auf Eichenpfehlern mitten in die Wogen.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verfühlet,
Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Benedig sanft umspillet!

In's Junke wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wüthlet.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich föhren
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Marcusplatze will's den Sängern
Und den Erzähler auf der Riva hören.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen
Und öde feiern seines Rerkers Räume.

Die eh'rnen Hengste, die durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach sie tragen
Des corsican'schen Überwinders Säume.

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerflieben?

Nur selten finden auf der Entel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Erst hab' ich weniger auf dich geachtet,
O Tizian, du Mann voll Kraft und Leben!
Jetzt siehst du mich vor deiner Größe beben,
Seit ich Mariä Himmelfahrt betrachtet!

Von Volpey war mein trüber Sinn umnachtet,
Wie deiner Heil'aen sie zu Füßen schweben;
Nun seh' ich selbst dich gegen Himmel streben,
Wonach so brünstiglich Maria trachtet!

Dir fast zur Seite zeigt sich Bordenone;
Ihr wolltet lebend nicht einander weichen,
Im Tode hat nun jeder seine Krone!

Verbrüderet mögt ihr noch die Hände reichen
Dem treuen, vaterländischen Giorgione
Und jenem Paul, dem wen'ge Maler gleichen!

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Wüsten, die sich leise regen,
Aus jenen Hallen weht es mir entgegen,
Wo Scherz und Jubel sonst gepflegt zu thronen.

Venedig fiel, miewohl's getrotzt Kronen,
Das Rad des Glücks kann nichts zurückbewegen;
Ob ist der Hafen, wen'ge Schiffe legen
Sich an die schöne Riva der Sclavonen.

Wie hast du sonst, Venetia, geprahlet
Als stolzes Weib mit goldenen Gemändern,
So wie dich Paolo Veronese malet!

Nun steht ein Dichter an den Prachtgeländern
Der Trepentreppe staunend und bezahlet
Den Thränenzoll, der nichts vermag zu ändern.

3. Der Vesuv im Dezember 1830.

Schön und glanzreich ist des bewegten Meeres
Wellenschlag, wann tobenden Lärms es anbraust;

Doch dem Feu'r ist kein Clement vergleichbar,
Weber an Allmacht,

Noch an Reiz für's Auge! Bezeug' es jeder,
Der zum Rand abschüssiger Krater tiefe,

Während Nacht einhüllt die Natur, mit Vorwitz
Staunend emporflimmt,

Wo im Sturm'schritt mächtiger Donner macht-
voll

An dem anwuchsdrohenden, steilen Kegele
Fort und fort auffahren in goldner Unzahl
Flammige Steine,

Deren Wucht, durch Gluthen und Dampf ge-
schleudert,
Bald umher auf aschige Höh'n Kubine
Reichlich sä't, bald auch von des Kraters
schroffen
Wänden hinabrollt,

Während still aus nächstlichem Grund die
Lava
Quillt. — Des Rauchs tiefschattige Wol-
umbüffert,
Holder Moud, dein ruhiges, friedereiches,
Silbernes Antlitz.

4. Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plümbert Mosleminnenhand das schätzerreiche Stesiphon;
Schon langt am Dzus Dmar an nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Fesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan,
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapf're Hand trug eine schwere Kette jetzt!

Und Dmar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?“
Und Harmosan erwiedert ihm: „In deinen Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!“
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan bestirchtet Gift und zaubert eine kleine Zeit.

„Was zagst du?“ ruft der Sarazen', „nie täuscht ein Moslem seinen Gast.
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!“
Da greift der Perser nach dem Glas und, statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Dmar's Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlaun Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann: Er lebe fort;
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.“

5. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cofenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapf'rer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrißh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reiheten sie sich um die Bette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogeneren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde,
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen auf dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab verkehren!“
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

6. Romanze.

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zuride.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter auf's neue;
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

7. Chafelen.

Diese weislichen Gefänge, die ich hier zusammenflocht,
Wenn sie auch die Strenge tadelt, hat's die Liebe je vermocht?
Laßt das schelmische Getändel schmeicheln sich in eure Brust,
Möge der Verstand es schelten, wenn das Herz euch nur gepocht!
Dachtet ihr an weise Lehren, wenn das Liebchen euch umschlang?
Fraget ihr um Rath die Sitte, wenn ihr an den Rosen rocht?
Andre Gaben werd' ich pfelegen, wenn sie mir das Loos ertheilt,
Doch nur Schönes setz in Flammen meines Lebens schwanke Docht;
Denn mir ward ein Sinn gegeben, den ich selbst mir nicht verlieh,
Stolz und trotzig gegen alles, doch vom Schönen unterjocht.
Das nur ist es, was mich fesselt, ob ich wandle durch den Hain,
Ob mir holde Blicke lächeln, ob der Wein im Becher focht!
Das nur ist's, wofür ich athme, das nur, was mich treu bewahrt,
Wenn ich liebender Entfängung ehrenvolle Kämpfe focht.

Ich bedurfte, deine Liebe zu gewinnen, heut' und morgen!
Drum, o Freunde, laßt vergebens nicht verrinnen heut' und morgen!
Heut und morgen ist die Summe dieses allzu kargen Lebens,
Und wie schnell, wir wissen's alle, gehn von hinnen heut' und morgen!
Im topasnen Kelch der Tulpe schwelgt der Thau als Silbertropfen,
Doch ihn läßt das Gold der Sonne nicht darinnen heut' und morgen;
Ein'ge Blätter aus den Rosen hat ein Wind davon getragen,
Und er wird sie ganz entführen, fürcht' ich, binnen heut' und morgen!
Laß den Trank im Becher steigen, denn der Wind des Morgenrothes
Quillt empor bis an der Berge hohe Finnen heut' und morgen!

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es lehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts;
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf diesem weiten Runde nichts!
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts;
Und wer sich willig nicht ergibt dem eh'nen Loose, das ihm dräut,
Der zürnt in's Grab sich rettungslos und fühl't in dessen Schlunde nichts;
Dies wissen alle, doch vergißt es jeder gerne jeden Tag.
So komme denn, in diesem Sinn, hinsort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,
Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entschlüpfen eurer Kunde nichts!
Es hoffe jeder, daß die Zeit ihm gebe, was sie keinem gab,
Denn jeder sucht ein All zu sein, und jeder ist im Grunde nichts.

8. Aus: Die verhängnißvolle Gabel. (1826.)

Bei dem Schäferpaare Mopsus und Polydorus in Arkadien hat sich der Jude Schmuhl eingeunden, um auf Grund eines Gespenstes, das ihm erschienen, einen Schatz zu heben, welcher auf des Mopsus Gehört vergraben ist. Zu gleicher Zeit ist von dem Tische der beiden Eheleute das zinnerne Tischgeschirr, mit Ausnahme einer Gabel, entwendet worden, und da der Jude des Diebstahls verdächtig ist, wird er vor den Schultheiß Damon geführt, der den Dieb inquiriren soll. Dieser erkennt in dem Juden einen alten Universitätsgenossen und beschließt, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Gerichtsdienter Sirmio, ein verlesener Zeuge der Unterredung, theilt den plan der Frau Polydorus mit, und beide wollen mit dem Schatz stiehen. Mopsus hat mit Schmuhl denselben Gedanken, bringt aber vorher mit der Gabel Frau und Kinder um. Im Wirthshaus „zur Gabel“ findet sich die ganze Gesellschaft zusammen. Mopsus gibt sich mit der Gabel den Tod und vermachet den Schatz an Schmuhl und Damon. Als die Schafstie geöffnet werden soll, springt der Deitel auf, das Gespenst, der Geist der Urachnin aus dem Mopsusgeschlechte, tritt heraus, und das Schicksal ist erfüllt.

Schmuhl und Damon erkennen sich; jener erzählt, warum er nach Arkadien gekommen.

Damon.
Bist Du nicht der Jude Schmuhl?
Schmuhl.

Aufzuwarten.

Damon.
O der Freude! Sirmio, bring' Er
einen Stuhl!

Kennt Du mich noch?

Schmuhl.

Mein Gedächtniß ist verworren
und verstört.

Damon.

Damon aus Arkadien bin ich, der in Leipzig
Zus gehört.

Schmuhl.

Wär' es möglich? Find' ich einen akademischen
Cumpan?

Damon.

Geh' Er, Sirmio! Dieser war es nicht, die
Sach' ist abgethan.

(Sirmio ab.)

Laß Dich tausendmal umarmen! Lege weg
den Sack und Hut!

Schmuhl (bei Seite).

Öfters vor Gerichte stand ich, selten lief es
ab so gut.

Damon.

Nun gesteh' mir im Vertrauen, ob Du der
Entwender bist?

Schmuhl.

Altes Zinn und Eisen brauch' ich, denn ich
bin ein Alchimist,
Und so hoff' ich, daß man mich der Kleinig-
keiten nicht beraubt.

Damon.

O, der Wissenschaft ist alles, was sie fördern
kann, erlaubt!

Diese Bauersleute nützen ihr Geräth zu niederm
Zweck:

Ist ein Teller bloß vorhanden, um zu schneiden
drauf den Speck?

Ward der Pfanne kein geneitisch höherer Beruf
beschert,

Als um Brei darin zu kochen, ist sie kaum
des Stehlens werth!

Schmuhl.

Ja, Du bist der Alte! Du benimmst mir eine
große Last.

Damon.

Aber eine Gabel hast Du doch vergessen in
der Hast.

Schmuhl.

Wenn Du es erlaubst, so geh' ich auf ein
andermal darum,

Und ich schenke diese Gabel Dir voraus als
Pretium.

Damon.

Blit'ger Freund! Doch nun erzähle, wie es
Dir bisher erging.

Schmuhl.

Noch in Leipzig —

Damon.

Theures Leipzig, wo ich öfters
Grillen sing!

Zwar in den Collegien hatten Längeweile wir
genug.

Aber sonderlich bei Gottsched.

Schmuhl.

Jezo hat man sie bei Krug.

Damon

Leipzig soll mir keiner schimpfen!

Schmuhl.

Brave Leute fand ich dort.

Damon.

Ja, die Sachsen sollen leben! Aber fahre
weiter fort.

Schmuhl.

Noch in Leipzig ergab ich mich ganz, wie Du
weißt, Schwarzkünsten und chemischen
Studien,

Und der Chiromantie und der Pyromantie
und der Negromantie des Agrippa;

D'rauf las ich für mich Pfaff's Astrologie,
und in Göttingen trieb ich Punctir Kunst;

Doch trieb ich es nur insgeheim, weil dort
schon ein denkender Mensch ein Phantast
heißt.

Laut rühmen sie sich in derselbigen Stadt, daß
nie die Naturphilosophen

Bei ihnen gediehn, ja, daß ein Poet, wie
Bürger, vor Hunger beinahe starb.

Die Vorigen. Sirmio.

Sirmio (bei Seite).

Aufreizt mich der Sinn, zu belauschen das
Paar, nicht länger bezähm' ich die Neu-
gier.

Was mag nun wohl an den Herrn Schul-
theiß der fatale Hebräer verschachern?

Und es stachen ihm doch aus dem Schnappad
vor die gestohlenen Messer und Gabeln.

Schmuhl.

Als einst bei Nacht ich im Mondschein saß auf
der Pleiße romantischen Trümmern

Und ein Paphyr strich durchs Buchengezweig
und über die Felber der Eb'ne;

Da erschien mir ein Geist, den lang' ich citirt,
Inhaber beträchtlicher Schätze,

Der Salome hieß, denn es war das Gespenst
von einer arkadischen Ahnfrau!

Sie begann, und ich selbst, aufhorcht' ich
genau, denn sie redete wienerisch Hoch-
deutsch:

Du vergeudest die Zeit durch Goldmacherei,
statt wirkliche Schätze zu heben!

In Arkadien liegt ein beträchtliches Geld drei
Schuh tief unter der Erde;

Und fragst du mich, wo? antwort' ich, es liegt
verschlossen in eiserner Kiste,

In des Mopsus Hof der Schäfer und Schaf,
just unter dem hölzernen Hundstall.

Sirmio.

O erfreuliche Post! Ich eile davon, um zuerst
zu ertheilen die Nachricht. (ab.)

Schmuhl.

Frau Salome fuhr, nach kurzem Verzug, im Gespräch fort folgendermaßen:
 Doch hüte dich auch vor dem türkischen Schatz,
 weil ihm unflühbare Blutschuld
 Anhaftet und er mir ein Erbtheil ist von
 meinem ermordeten Ehern,
 Den ich, sein Weib, in die andere Welt un-
 schuldiger Weise gefördert.
 Von Kindheit auf, wie noch jetzt als Geist,
 fühl' ich brechpuld'rigen Abscheu
 Vor Spinnen und stoh dies häßliche Thier noch
 mehr, als Laster und Sünde.
 Als Abends ich einst mit meinem Gemahl,
 dem behaglichen, saß an der Tafel,
 Spann pöflich, weh! sich ein solches Gethüm
 von der Decke herab in den Mund mir;
 Ich schrie, wie am Spieß, das erräthst du,
 doch nicht, was nun mein Ehegemahl
 that!
 Er erschrak und stach sich die Gabel in Schlund,
 da er just Kartoffelsalat aß.
 So starb er und mir blieb stets in der Brust
 ein grausam nagender Vorwurf,
 Obgleich nach ihm drei Männer ich noch hei-
 ratete, mich zu betäuben.
 Doch hinderlich ging's mir stets und betrübt,
 seit jenem erwärmlichen Unfall;
 Wenn ich am Putzisch mich schminkte, vergaß
 ich gemeiniglich eine der Backen;
 Wenn ich emsig und schnell Nähnadeln sodann
 einsädelte, fand ich das Ohr nicht.
 Wenn ich mahlte Kaffee, gleich sprangen sofort
 zur Mühle heraus mir die Bohnen;
 Wenn ich beim Backwerk aufstretete den Zimmt,
 so ergriß ich die Büchse mit Streusand;
 Kurz, alles mißlang und das Beste mißrieth,
 durch sichtliche Rache der Vorsicht;
 Auch muß ich dafür nun todt umgehn, viel-
 leicht bis meines Geschlechtes,
 Das viel Unglück in der Gabel ererbt, lebt'
 äußerster Sprosse verschieden.
 Aber mein Ursohn, weh, weh, weh mir! hat
 zwölfs pausbacige Kinder.
 „O greuliche Brut!“ Frau Salome sprach's
 mit manchem Da Capo von Weh mir!
 Du hebe den Schatz, so befaß sie zuletzt, mir
 helfe der leidige Satan!
 Sie verschwand und es wich der Nachtflo-
 schon, tief sanken zu Thale die Nebel;
 Aber ich ließ nach Arabien mich einschreiben
 im Göttinger Posthaus.
 Zwar ward ich dafür vom Postpersonal als
 tollhauswürdig verspottet;
 Doch dacht' ich, es scheint ein vorzüglicher
 Mann stets lächerlich nüchternen Beden.

Damon.

So kamst Du hierher?

Schmuhl.

So kam ich hierher; doch nicht ohn' alle
 Beschwerde;

Dem in Osterreich ließ mich niemand durch, im
 Wahn, ich hülfte den Griechen;
 Ich sprach, nicht gilt's mir Gefecht noch Kampf,
 mir gilt's nur leidigen Mammon;
 Doch glauben sie fest, ich wollte dahier mein
 Blut verspritzen der Freiheit.
 Nun hilf mir, o Freund, zu erbeuten den Schatz,
 Und das Übrige laß mich behalten!

Damon.

Das findet sich, Freund! Wir ziehen uns leicht
 durch List aus dieser Geschichte.
 Doch laß uns hinein in's Tafelgemach, auf
 Leipzigs oder auf Gottsched's
 Wohlsein und Gedeihn ausleeren ein Glas
 und besingen die Nebe von Thios.

Schmuhl.

Zwar Gottsched starb, man bewahrt nur noch
 in Germanien seine Perrücke,
 Doch geht sie allda von Kopfe zu Kopf, ihr
 dürfen wir bringen ein Wivat!

Damon.

Wer trägt sie denn jetzt?

Schmuhl.

Das hält man geheim; doch wie
 es dem Midas ergangen,
 So ergeht's auch hier, und ich fürchte beinah,
 daß irgend ein Vabergeselle
 In ein Binsengebüsch an der Elster und Spree
 sanft lispelte: Diejem und jenem
 Untrotzelt das Haupt bis fast an's Knie die
 Alongenperrücke von Gottsched.

Damon.

Nun gehn wir hinein!

Schmuhl.

Ich folge sogleich, ich liebe die
 südlischen Weine.

(Damon ab. Schmuhl wirft Mantel und Bart weg und
 erscheint als Chorus, indem er bis an den Rand des
 Theaters vortritt.)

Wißt ihr etwa, liebe Christen, was man Pa-
 rabase heißt,
 Und was hier der Dichter seiner Akte jedem
 angeschweift?
 Sollt' es keiner wissen, jeso kann es lernen
 jeder Thor:
 Dies ist eine Parabase, was ich eben trage
 vor.

Scheint sie euch geschwätzig, laßt sie; denn es
 ist ein alter Brauch,
 Gerne plaudern ja die Vasen, und die Para-
 basen auch.

Doch sie wissen, daß in Deutschland, wo nur
 Gänse werden sett,
 Nichts die Bretter darf betreten, was nicht hat
 vor'm Kopf ein Brett;
 Wissen also, daß ich nie vor euch sie recitiren
 darf,

Darum sind sie um so lecker, um so mehr be-
 stimmt und scharf.

Ja, sie wagen euch zu tadeln, wie ihr seid mit
 Saß und Paß.

Euer ungewisses Urtheil, euren ledernen Ge-
schmack!
Mittelmäß'gem klatscht ihr Beifall, duldet das
Erhabne bloß,
Und verbannet fast schon alles, was nicht ganz
gedankenlos.
Ja, in einer Stadt des Nordens, die so man-
ches Übels Quell,
Gibt man Claren's Albernheiten und ver-
bietet Schiller's Tell!
Schreibe nur, o Freund, das Beste, das ge-
diegenste Gedicht,
Biet' es aber nie der Bühne, denn das Beste
will sie nicht.
O, verstündet ihr, von bloßen Redensarten
überhäuft,
Geistigern Genuß zu schlürfen, der aus ew'gen
Rhythmen träuft:
O ihr müd'et bald empfinden, daß man lieber
hört von dort,
Wo ihr jetzt das Leerste höret, ein mit Sinn
begabtes Wort!
Aber hoff' ich, daß ihr jemals an ein Lustspiel
euch gewöhnt,
Das ein freies Spiel des Geistes, das der Zeit
Gebrechen höhnt?
Nun zu euch, ihr Bühnendichter, sprech' ich,
wend' ich mich fortan:
Wollt ihr etwas Großes leisten, setzet euer
Leben dran!
Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will
dabon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf
den Helikon.
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig
ihr ergibt,

Der den Hunger wen'ger fürchtet, als er seine
Freiheit liebt.
Die Geburt verleiht Talente, rühmt ihr euch,
so sei es — ja —
Doch die Kunst gehört dem Leben, sie zu ler-
nen seid ihr da!
Mündig sei, wer spricht vor allen; wird er's
nie, so sprech' er nie,
Denn was ist ein Dichter ohne jene tiefe Harmonie,
Welche dem berauschten Hörer, dessen Ohr
und Sinn sie füllt,
Eines rein gestimmten Busens innerste Musik
enthüllt?
Selten zeigt sich einer, welchem jeder Puls wie
Feuer schlägt,
Weil ihn die Natur als ihren Liebling auf den
Händen trägt.
Soll's auch diesem nicht mißlingen, hab' er
viel und tief gedacht,
Aber ferne von Scholastik, die die Welt zur
Formel macht!
Wäre mit so leichten Griffen zu enträthseln die
Natur,
Hätte sie auf euch gewartet, ihr zu kommen
auf die Spur?
Auch das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger
Versuch,
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp
im Zeitenbuch.
Weltgeheimniß ist die Schönheit, die uns lockt
in Bild und Wort,
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr
die Liebe fort;
Was noch athmet, zuckt vor Abscheu, alles
sinkt in Nacht und Graus,
Und des Himmels Lampen löschen mit dem
letzten Dichter aus!

30. Johann Ludwig Uhland.

(1787 — 1862.)

1. Freie Kunst.

(Gedichte, 1815.)

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichtervald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Lieberkunst gekannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie led' im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Jörn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntre Jugend haßt es ein.

Fabret wohl, geheime Kunden,
Nefromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unfre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

2. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
 Ich bin allein auf weiter Flur,
 Noch eine Morgenglocke nur;
 Nun Stille nah und fern.
 Anbetend knie' ich hier.
 O süßes Grau'n, geheimes Wehn,

Als knieten Viele ungesehn
 Und beteten mit mir!
 Der Himmel nah und fern,
 Er ist so klar und feierlich,
 So ganz, als wollt' er öffnen sich.
 Das ist der Tag des Herrn!

3. Einfuhr.

Bei einem Wirth, wundermild,
 Da war ich jüngst zu Gaste;
 Ein goldner Apfel war sein Schild
 An einem langen Aste.
 Es war der gute Apfelbaum,
 Bei dem ich eingeklehret;
 Mit süßer Kost und frischem Schaum
 Hat er mich wohl genähret.
 Es kamen in sein grünes Haus
 Viel leichtbeschwingte Gäste;

Sie sprangen frei und hielten Schmaus
 Und sangen auf das beste.
 Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
 Auf weichen, grünen Matten;
 Der Wirth, er deckte selbst mich zu
 Mit seinem kühlen Schatten.
 Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
 Da schüttelt' er den Wipfel.
 Geseget sei er allezeit
 Von der Wurzel bis zum Gipfel.

4. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
 Schauet still in's Thal hinab,
 Draunten singt bei Wies' und Quelle
 Froh und hell der Hirtenknab'.
 Traurig tönt das Glöcklein nieder,
 Schauerlich der Leichenchor;

Stille sind die frohen Lieder,
 Und der Knabe lauscht empor.
 Droben bringt man sie zu Grabe,
 Die sich freuten in dem Thal;
 Hirtenknabe! Hirtenknabe!
 Dir auch singt man dort einmal.

5. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
 Einen bessern findst du nit.
 Die Trommel schlug zum Streite,
 Er ging an meiner Seite
 In gleichem Schritt und Tritt.
 Eine Kugel kam geflogen,
 Gilt's mir oder gilt es dir?
 Ihn hat es weggerissen,

Er liegt mir vor den Füßen,
 Als wär's ein Stück von mir.
 Will mir die Hand noch reichen
 Derweil ich eben lad'.
 Kann dir die Hand nicht geben,
 Bleib' du im en'gen Leben
 Mein guter Kamerad!

6. Der Schmied.

Ich hör' meinen Schatz,
 Den Hammer er schwinget,
 Das rauschet, das klinget,
 Das dringt in die Weite,
 Wie Glodengeläute
 Durch Gassen und Platz.

Am schwarzen Kamin,
 Da sitzt mein Lieber,
 Doch geh' ich vorüber,
 Die Bälge dann sausen,
 Die Flammen aufbrausen
 Und lodern um ihn.

7. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
 Geh' auf die Schösser all' herab;
 Die Sonne strahlt am ersten hier,
 Am längsten weilet sie bei mir;
 Ich bin der Knab' vom Berge!
 Hier ist des Stromes Mutterhaus,
 Ich trint' ihn frisch vom Stein heraus;
 Er braust vom Fels in wildem Lauf,
 Ich sang' ihn mit den Armen auf;
 Ich bin der Knab' vom Berge!
 Der Berg, der ist mein Eigenthum,
 Da ziehn die Stürme rings herum;
 Und heulen sie von Nord und Süd,

So überschallt sie doch mein Lied:
 Ich bin der Knab' vom Berge!
 Sind Blitz und Donner unter mir,
 So steh' ich hoch im Blauen hier;
 Ich kenne sie und rufe zu:
 Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
 Ich bin der Knab' vom Berge!
 Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
 Manß Feuer auf den Bergen wallt,
 Dann steig' ich nieder, tret' in's Glieð,
 Und schwing' mein Schwert und sing' mein
 Lied:
 Ich bin der Knab' vom Berge!

8. Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgerichtet,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offene Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn;

In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Keulichkeit,
In den Stall Gesundheit allerseits,
In den Keller dem Wein einen guten Geiß;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unselig's komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, deckt und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

9. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch! Schon weckst du wieder
Mir Frühlingslieder, bald blühen die Veilchen auch.

10. Frühlingsglaube.

Die lindten Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

11. Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab,
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

12. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingsstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest!
Laßt mich ruhn und beten!

13. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amfelschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Brauchst es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingsstag?

14. Frühlingsrost.

Was jagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

15. Maienthau.

Auf den Wald und auf die Wiese,
Mit dem ersten Morgengrau,
Träuft ein Duell vom Paradiese,
Leiser, frischer Maienthau;
Was den Mai zum Heiligthume
Jeder süßen Wonne schafft,
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume,
Wüß' und Duft, ist seine Kraft.

Mit dem Thau der Maienglocken
Wäscht die Jungfrau ihr Gesicht,
Badet sie die goldnen Locken,
Und sie glänzt vom Himmelslicht;
Selbst ein Auge, roth geweinet,
Labt sich mit dem Tropfen gern,
Bis ihm fremdblich niederscheinet,
Thaugetränkt, der Morgenstern.

Wenn den Thau die Muschel trinket,
Wird in ihr ein Perlenstrauß;
Wenn er in den Eichstamm sinket,
Werden Honigbienen drauß;
Wenn der Vogel auf dem Reise
Raum damit den Schnabel nezt,
Lernet er die helle Weise,
Die den ernsten Wald ergetzt.

Sink' denn auch auf mich hernieder,
Balsam du für jeden Schmerz!
Neß' auch mir die Augenlider,
Tränke mir mein dürstend Herz!
Gib mir Jugend, Sangeswonne,
Himmliſcher Gebilde Schau,
Stärke mir den Blick zur Sonne
Leiser, frischer Morgenthau!

16. Klein Roland.

Frau Berta saß in der Felsenluft,
Sie nagt ihr bittres Loos.
Klein Roland spielt in freier Luft,
Desh' Klage war nicht groß.

O König Karl, mein Bruder hehr!
D daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.

O Milton, mein Gemahl so süß!
Die Felt verschlang mir dich.
Die ich um Liebe Alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.

Klein Roland, du mein theures Kind!
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind!
Mein Trost kommt all von dir.

Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speiß' und Trank;
Und wer dir gibt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!

Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal,
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schlüssel und Pokal.

Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut;
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berta's Einsamkeit.

Und draußen in des Hofes Kreis,
Da saßen der Bettler viel;
Die labten sich an Trank und Speiß'
Mehr, als am Saitenspiel.

Der König schaut in ihr Gedräng
Wohl durch die offene Thür:
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Bierfarb zusammengestückt;
Doch weil er nicht bei der Bettlerschaar,
Herauf zum Saal er blickt.

Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus:
Er hebt eine Schlüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

Der König denkt: „was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch.“
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die Andern auch.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal:
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

„Heida! halt an, du kecker Wicht!“
Der König ruft es laut.

Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

Der König erst gar finster sah,
Doch lachen muß er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da
Wie in den grünen Wald;

Du nimmst die Schlüssel von Königs Tisch
Wie man Apfel bricht vom Baum;
Du holst wie aus dem Brunnen frisch
Meines rothen Weines Schaum.“

„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Apfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbrät und Fisch,
Ihr rothen Weines Schaum.“

„Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind!
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?

Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an! wer ist ihr Schenk?“
„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß,
Meine linke, die ist ihr Schenk.“

„Sag an! wer sind die Wächter treu?“
„Meine Augen blau allstund.“
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?“
„Der ist mein rother Mund.“

„Die Dam' hat wackre Diener, traum!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschauen,
Mit Farben mancherlei.“

„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Bierfältig Tuch zur Wat.“

„Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offene Tafel hält.

So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!“

Klein Roland trägt den Becher stin!
Hinaus zum Prunngemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf Himmel! seh' ich recht?
Ich hab' verspottet im offenen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

Hilf Himmel! Schwester Berta, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf Himmel! in meinem Braunsaal reich
Den Bettelstab in der Hand!“

Frau Berta fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

Frau Berta senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traugt;
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Ohm begrüßt er laut.

Da spricht der König mit mildem Ton:
„Steh auf, Du Schwester mein!“

Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein.“

Frau Berta hebt sich freudenvoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan!“

Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild!

Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland.“

17. Roland Schildträger.

Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Nachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildbrät auf und Fisch
Und ließ auch Keinen dürsten;
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch rothen, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer.
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennerwalde.“

Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naimis von Baiern,
Wilson von Aglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern;
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

Jung Roland, Sohn des Wilson, sprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen euren Speer,
Sammt Eurem guten Schilde.“

Die sechs Genossen ritten bald
Bereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinter'm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Wilson schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge.“

Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Wilsons starkes Waffnen,
Die Lanze nahm er in die Hand
Und that den Schild aufraffen.
Herrn Wilsons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Rief' mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwief so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken.“

Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Reden.
Hab' ich die Tartische lang und breit,
Kann sie mich besser deden;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen.“

Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände;
Der Riese nach dem seinen faßt,
Er war zu unbehende:
Mit stinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

Dem Riesen schwand der Muth dahin,
Wie ihm der Schild entrißen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Müß' er mit Schmerzen missen.
Awar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter;
Ein großer Strom von Blute lief
In's tiefe Thal hinunter:
Und aus des Todten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

Dann barg er's unter'm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle;
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurück ritt der jung' Roland,
Dahin, wo er den Vater fand,
Noch schlafend bei der Eiche.

Er legt sich an des Vaters Seit',
Vom Schläfe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Nilou aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!“

Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt';
Der Riese lag im Blute.

Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen;
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Kumpf und blut'ge Glieder.

Nilou besah den großen Kumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhau'nen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern.“

Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar lange:

„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere.“

Herr Haimon ritt in trübem Muth,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Kumpf am Boden.“

Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefitze Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück!
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen.“

Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Riesen Stange;
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, stark und lange.
Wohl schweis' ich von dem schweren Druck;
Hei! bairisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir gar köstlich munden!“

Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde;
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch sammt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffensstück noch finden kann,
Ist mir zu viel gewesen.“

Der Graf Garin thät ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, den ich die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!“
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen.“

Zulezt thät man Herrn Nilou sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte.
Er ließ das Köhlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinter'm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusammt dem festen Schilde.

Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Den Zierrath in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Nilons brannte,
Da rief der König frohgemuth:
„Heil Nilou von Anglante!

Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen!“

Herr Nilon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle.

„Roland! sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Gefelle?“

„Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben schliefet!“

18. König Karl's Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen;
Zum heil'gen Lande steuert' er,
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen.
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harse schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekäre.“

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es mir verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!“

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!“

Graf Richard Ohnesircht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helfst mir von der Stelle!“

Herr Naim's diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter sein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein;
Wollt' mich zu Liebchen schwingen.“

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trint' viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser in dem Meere.“

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Leß' lieber selbst' nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen.“

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen,
Nun richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen;
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

19. Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Goldnen und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher.“

Der Wind und Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Bernahmst du aus den Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klage lied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu.“

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht.“

20. Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?

Er ruft, in bitterm Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wieder tönt:

Gib Räuber, aus dem Felsverlies
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Bom Tanz auf grünem Strande
raust du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild;
Er schwingt sein Hüftenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
"Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

Hoch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n,
Der blinde König kehrt sich um:
"Bin ich denn ganz allein?"
"Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
Bergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fith' ich Kraft im Arm."

"O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fith's am Druck der Hand,
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Stalben Preis;
Und fälltst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.
Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt;
Doch als er's mog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erkand.
Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht;

Und horch! es schäumt und es rauscht
Der Rachen über's Meer;
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher:
Bis drilben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut.“ —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn,
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rüdet und es rauscht.“ —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gumb.“

„Willkommen!“ — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wunnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gumb, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang.“

21. Die Rache.

Und als er sprengen will über die Brüd',
Da stuzet das Roß und bäumt sich zurück.
Und als er die glüdnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

22. Das Schwert.

Zu schwach ist euer Arm, ich mein',
Doch morgen soll geholsen sein.“
„Nein, heut! bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft.“
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchbringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

23. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duftigen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
D'rin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.
Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt ist Schrecken, und was er blickt ist Wuth,
Und was er spricht ist Geißel, und was er schreibt ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Noß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs feinern Herz.“

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blicke Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höslingsschar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Behmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführer, verlockt ihr nun mein Weib?“
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerflogen ist all der Hörer Schwarm.
Der Jüngling hat verröthelt in seines Meisters Arm.
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Noß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmoräule, da hat er sie zerschellt;
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!“

Weh euch, ihr duf't'gen Gärten im holden Maiensicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteinet, verödet liegt!

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms;
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Köcheln, in leere Luft verhaucht!“

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch eine hohe Säule zeigt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duf't'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

24. Aus: Ernst, Herzog von Schwaben. (1818.)

Der von seinem Stiefvater Kaiser Konrad II. infolge eines Basallenkampfes gefangen gehaltene Herzog Ernst soll begnadigt werden, wenn er seinen treuesten Freund und Kampfgenosse Werner von Kiburg nicht wieder in seinem Banne aufnehme. Herzog Ernst geht auf die Bedingung nicht ein, wird nun in die Acht erklärt, findet endlich, von allen, nur nicht von seinem Freunde verlassen, Anhang und beginnt von neuem einen Kampf gegen den Kaiser, in dem er untergeht.

Ernst.

Auch du hinab, du goldner Liebesstern,
Der meiner Jugend Pfad schön erhellte,
Der tröstend in mein Kerkergritter schien!
In dieses Weibes liebevoller Brust
Hätt' ich genesen können. Vieles noch
Und här'tres hätt' ich auszustehn vermocht,
Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine

kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht sie der süße Balsam war.
Ja! sie erquickte mich Gesangenen,
Sie hätte dem erschöpften Pilgermann
Noch einst den frischen Lebensseck gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.
(Er will abgehen, ein Kriegsknecht vertritt ihm den Weg.)

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Wer da?

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Zurück! ich sag', zurück!

Du bist gedungen, mich zu morden. Ja!
Schon lang' verfolgst du mich. Heb' dich
hinweg!

Noch wehr' ich um mein elend Leben mich,
Noch bin ich Mördern kampfgerecht.

Kriegsknecht.

Stoß' zu!

Triff dieses Herz!

Ernst.

Mein Werner! o mein Werner!

Werner.

Dein Werner, und der Deinige so ganz,
Und so mit jedem Athemzug, mit jedem
Blutstropfen —

Ernst.

Jetzt bin ich geborgen, Gott
Verließ mich nicht.

Werner.

O Du getreuer Freund!

Du edles Herz! Du lautes Gold!

Ernst.

Halt ein!

Werner.

Wie viel, wie viel hast Du für mich gethan,
Geduldet! nie vergelt' ich Dir's.

Ernst.

Du hast

Voraus vergolten.

Werner.

Nichts hab' ich gethan,

Du bist der einzig Treue.

Ernst.

Laß uns hier
Im Schatten ruhn, ich bin vom Wandern
mild'.

Die Eiche breitet uns ein wirthlich Dach.
Mir ist, als ob ich wieder Herzog sei,
Als wären wir an einem schönen Tag
Hinausgeritten auf die Falkenjagd
Und hätten uns zu Mittag hier gesetzt.
Erzähle, Werner, wo Du warst indeß,
Wie Du gelebt!

Werner.

In Frankreich sah ich zu,
Wie dort der König seine Fürsten zähmt,
Da kam von Aachen her mir der Bericht,
Durch einen Kriegsknecht, der nach Solde ging,
Daß Du aus Deiner Kerkerhaft befreit,
Daß Du geächtet und gebannet seist,
Und zwar um meinetwillen. Augenblicks
Riß ich dem Knechte seinen Mantel ab
Und gürte sein kurzes Schwert mir um
Und lief nach Deinen Fährten, edles Wild,
Und habe Dich ergriffen.

Ernst.

Werner, sprich,
Auf Dir auch lastet Acht und Kirchenfluch;
Wie hast Du es gemacht, daß Du so fest,
So aufrecht bliebest? Höher, kräftiger
Erscheinst Du mir, als ich Dich je gekannt.

Werner.

Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterschein,
Vom Bannstrahl, glaub' ich, wuchs auch mir
die Kraft.

Ernst.

Mich dünkt es, Deine Treue hat's gethan.

Werner.

O! macht' uns Treue kräftig und gesund,
Dann müßtest Du wie eine Rose blühen.
Woraus mein Leben seine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Ist die Erinnerung eines großen Tags,
An dem die deutsche Freiheit mir erschien
In offenem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dies Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir, als ein gerettet Heiligthum,
Und unter dieser hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend, wie die Freiheit selbst,
Stell' ich mein wunderthätig Bild Dir auf.
Daß es gerad' im Abgrund unsrer Noth
Erhebend sich beweise Dir und mir.

Ernst.

Wenn etwas noch mich aufzurichten taugt,
Ein Wort aus Deinem Munde muß es sein.

Werner.

Nicht bloß, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt:
Noch mitten oft in's Leben tritt ein Tag,
Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
Die unabänderliche Richtung gibt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn.
Da lebte jeder längst erlöschne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jezt, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß!
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl gesehn,
Daß, wer dem Kaiser heut den Vilgel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jezt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgebing,
Wo man um Eiß' und Holzheil Sprache hält;
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maïensfeld hinab zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und
Mainz,

Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich, die Mauern einer Stadt
Bermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jedes Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Hänbeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brüdervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was jeder im besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mälig war's gereift
Zum allgemeinen offenen Beschluß.
Aus vielen wurden wenige gewählt,
Und aus den wenigen erlor man Zween,
Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechtes,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hülgels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl

Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, Diesen oder Den
Zu küssen mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am andern Unrecht zu begehn,
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist;
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurüd.
Der Erzbischof von Mainz erhob sich jezt:
„Weil doch“ — so rief er, — „einer es muß sein,
So sei's der ältre!“ Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüng're Kunrad; donnergleich erscholl
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte d'rauf sich niederließ,
Ergriff er seines edeln Betters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwitwe Kunigund,
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber scharten sich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien, so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weiße nun empfing.
Wen seines Volkes Ruhm so hoch gestellt,
Dem fehle nie die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder in den Tempel trat,
Erchien er herrlicher, als faum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk. —
Das ist der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangsal frisch erhält.
Ernst.

Ein großer Sinn faßt große Bilder auf,
Ein andrer andre. Dazumal, als Du
Dem freien Vaterland in's Auge sahst,
Erglänzte mir der ersten Liebe Huld
In eines Mägdleins minniglichem Blick.
Ich war ein Jüngling, stand in Vormundtschaft
Von meinem Ohm, dem Erzbischof von Trier
Und noch war mir des Reiches Sache fremd.
Wohl kamen andre Zeiten, strengere,
Die mich gerüttelt aus dem Liebestraume.

Werner.

O nicht vergess' ich's, mit dem alten Welf
Von Altdorf und mit andern schwäb'schen Herren
War ich geritten auf das Raiensfeld.
Wir tränkten eben unsre Pferd' im Rhein,
Da kamest Du den Strom herabgeschifft
Auf einer leichten, buntverzierten Yacht.
Du selbst im Firtstenschmuck, zur Setze Dir
Graf Hugo mit der schönen Edelgard,
Und schwebend auf dem Schiffesrande saß
Ein Säng'er, der die Harfe lieblich schlug.
Des Stromes Klarheit aber spiegelte
Die glänzenden Gestalten.

Ernst.

Schöne Zeit!

Wie ist das alles längst den Strom hinab!

Werner.

Auch was vor mir so groß und herrlich stand,
Es ist nicht mehr, nur in Gedanken lebt's.
Der Mann, den wir zum König uns gewählt,
Und der so demuthvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen, ihn verlangt
Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm.
Die ihn erwählten, tritt er in den Staub,
Den Kunrad, den er jenesmal geküßt,
Hat er genöthigt, nach dem Schwert zu greifen,
Des Reichs verwiesen ist der graue Welf,
Der Herzog Adalbert von Kärnthen irt
Mit seinen Söhnen heimatlos umher.
Und Du, mein Herzog, o wie hat er Dich
Vom Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirscht.
Ich bin Dir zugethan durch Lehenseid,
Der Freundschaft heilig Band verknüpfet uns,
Doch wär' ich nicht Dein Mann und nicht
Dein Freund,
Dein Banner hätt' ich deunoch aufgesucht,
Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
Einst zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernst.

Wohl wittert jedes Wesen seinen Feind.
Drum hegt auch Dir der Kaiser wildern Haß
Und unversöhnlicheren, als mir selbst.

Werner.

Von diesem Haß, den ich allein verwirkt,
Mußt Du, Unglücklicher, das Opfer sein.
Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Blut,
Die ich an jenem Tag in mich gesaugt,
Du aber hast nach Frieden Dich gesehnt,
Und mußt nun so unendlich friedlos sein,
Und hast für all die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich schadenfroh und stolz
Auf Dich hinblide, wie Du nun so ganz
Verlassen dastehst und so ganz entlöst,
Und wie nun ich Dein einz'ger Lebensmann,
Der einz'ge bin, der Dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienst zu leisten bis zum letzten Hauch.

Ernst.

Gewaltiger! was neigt Du Dich vor mir?

Werner.

O wahrlich! nie in Deinem Fürstenglanz
Ersiehst Du mir so herrlich, so erlauch't,
So würd'ig jeder tiefsten Huldigung,
Als wie Du jetzt in freierthorner Schmach,
In Deiner Selbstverbannung vor mir stehst! —
Doch nein, so ganz vermessen bist Du nicht. —
In Schwaben, wo Dein Vater Herzog war,
Wo ihn und Dich ein biedres Volk geliebt,
Wo mancher jetzt auf seiner Beste haust,
Der unter Deinem Banner einst gekämpft,
Dort muß von Dir noch ein Gedächtniß sein,
Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm'
uns auf!

Ernst.

Dir folg' ich, und wenn alles mich verschmäh't,
Du wirst mich nie verlassen.

Werner.

Siehst Du hier?

Der Handschuh, den ich aus dem Koller zieh',
Er ward vom Kaiser in den Staub geschleudert,
Daß er verschmäh't und zertreten sei.
Der Kriegsknecht hob ihn auf und gab ihn mir,
Und dieser Handschuh liegt an meiner Brust.

31. Albert Knapp.

(1798 — 1864.)

1. Der Morgenstern.

(Christliche Gedichte, 1829.)

Wenn ich in stiller Fröhe
Vom Schlummer aufgewacht,
Blick' ich empor, und siehe,
Des Morgensternes Pracht,
Mit sanftem Glanz beegnet
Sein heitres Auge mir:
So früh bin ich gesegnet!
Mein Gott, ich danke Dir.

In Nacht und Schlummer liegen,
Das schufft Du mir nicht an;
Ein Licht ist aufgestiegen,
Da man nicht schlummern kann.

O selig, wer zum Lichte
Durchdrang aus seiner Nacht
Und vor dem Angefichte
Der ew'gen Sonne wach!

Ich freue mich mit Thränen,
Daß ich geboren bin.
Mich zieht zu Dir ein Sehnen,
Dich Liebe zu mir hin.
Geh' auf nach Gram und Schmerzen,
Und bleibe nimmer fern,
Geh' auf in meinem Herzen,
Du heller Morgenstern!

2. Des Herrn Vorforg.

Nicht menschlicher Rath,
Noch Erden-Verstand
Mag finden den Pfad
Zu's himmlische Land;
Der Pilger im Staube
Muß trostlos vergeh'n,
Erlischt ihm der Glaube:
Der Herr wird's verseh'n!

Zwar zittert das Herz,
Wenn Stürme sich nah'n,
Vergift oft im Schmerz,
Was Gott ihm gethan;
Doch wird in dem Wetter
Die Sonne vergeh'n? —
O siehe, dein Ketter,
Der Herr, wird's verseh'n!

Wenn Friede dir fehlt,
Und irdischer Sinn
Dich müde gequält,
Dann wende dich hin
Zu Golgatha's Hügel
Und opfre dein Fleh'n,
Dort schimmert das Siegel:
Der Herr wird's verseh'n!

Wenn sehnd dein Aug'
Aufschauet zum Licht, —
Du seufzest: ich tang'
Zu's Heiligthum nicht!

Dann wird vom Erbarmer
Ein Hauch dich umweh'n:
Sei frohlich, du Armer,
Der Herr wird's verseh'n!

Er kenne dein Herz
Von Ewigkeit her,
Er wäget den Schmerz
Und prüft nicht zu schwer;
Den Seimen muß Alles
Zum Besten gescheh'n, —
Der Tilger des Falles,
Der Herr, wird's verseh'n!

So wandelt sich's leicht
In jeglichem Stand;
Dein Jesus, er reicht
Dir gnädig die Hand;
Durch Nacht und durch Grauen,
Durch Tiefen und Höh'n
Führt froh das Vertrauen:
Der Herr wird's verseh'n!

Und endet der Weg
An drohender Gruft,
Noch glänzet ein Steg
In himmlischer Luft!
Dort winket der Glaube
Hinüberzugeh'n,
Und singt auf dem Staube:
Der Herr wird's verseh'n!

32. Gustav Benjamin Schwab.

(1792 — 1850.)

1. Der Reiter und der Bodensee.

(Der Bodensee nebst Rheinthäl, 1827.)

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee;
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Rahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß selbein.
Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen, wie Sand.
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;
So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen
Schnee,
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der
See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein:

Von Lichtern blinket ein ferner Schein,
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.
Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's
sein?“
Die Maid sie staunt den Reiter an;
„Der See liegt hinter dir und der Rahn.
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Rachen stiegest du.“
Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!“
Da redet die Magd die Arm' in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See:
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht trachtete hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen
Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?“

Sie ruft das Dorf herbei zu der Mähr',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;
Die Mütter, die Greise, die sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!
„Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
„Brich mit uns das Brot und is' vom Fisch!“
Der Reiter erstarrt auf seinem Pferd,
Er hat mir das erste Wort gehört.

Es stockt sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr.
Es sieht sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Ross herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

2. Die heiligen drei Könige. (1821.)

a. Die Warte.

Umströmt von seiner Kräuter Düften
Und überwallt von edlem Holz,
Der höchste, steigt aus blauen Lüften
Ein Berg, des Morgenlandes Stolz;
Steil ist der Pfad und lang die Reise,
Doch oben herrlich Tag und Nacht;
Auf seinem Gipfel stehn zwölf Greise
Und schauen in des Himmels Pracht.

Sie hüllen sich in die Gewande
Und schlummern über jeden Tag,
Der unter ihnen auf die Lande
Umsonst sein Licht verbreiten mag.
Sie lassen sich vom Nachthauch wecken,
Der durch der Bäume Wipfel fährt;
Den Sternen, die den Himmel decken,
Ist dann ihr Auge zugekehrt.

Mit allen Wunderzeichen schimmert
Das Buch des Himmels aufgerollt;
Was unten nur wie Silber flimmert,
Das leuchtet hier wie reines Gold.
Ward in den Sternen je gelesen
Der irdischen Geschichte Pfand,
So ist es dieser Berg gewesen,
Auf dem der Seher Gottes stand.

Auch diese stehen, zu erkunden
In dem Gestirn des Himmels Rath,
Doch haben sie noch nicht gefunden
Ihr Saatkorn in der reichen Saat:
Den Stern, der herrlich, überschwänglich,
Vor allen andern strahlenvoll,
Ein Licht, ein Feuer unvergänglich
Den blinden Heiden zünden soll.

Den Stern, den Bileam verkündigt,
Der einem König strahlen wird,
Der einst die ganze Welt entzündigt
Und herrschen soll, der Völker Hirt.
So lautete der Spruch der Weisen
An das erstaunte Morgenland;
Das rief den himmelskund'gen Greisen,
Zu wachen auf des Berges Rand.

Die Hoffnung kitzelt des Weges Ferne,
Sie ebnet rings den steilen Pfad,
Erhell't die alten Augensterne,
Nacht den gebeugten Nacken grad'.
Und ist im Tod ihr Blick zerronnen,
Den langes Forchten aufwärts zog,
So wecken ihn die tausend Sonnen,
Zu denen seine Sehnsucht flog.

b. Der Stern erscheint.

So gingen Viele zu den Sternen,
Sie sahen den Verheißnen nicht,
Und andre stiegen auf, zu lernen,
Von wannen schiene doch sein Licht.
Und diese schieden auch im Glauben
Und starben hin in Hoffnungslust:
Kein Zweifel kam, den Stern zu rauben,
In die erhellte Heidenbrust.

Und Zwölfe blieben's ihrer immer,
Sie harrten aus im Glanz der Nacht.
Sie schliefen bei des Tages Schimmer,
Von stern'gen Träumen angelacht.
Noch lagen sie, in die Gewande
Gehüllt, in Abends erstem Duft,
Da weckte sie ein Glanz am Rande
Wo sich berühren Erd' und Luft.

Die Blicke glüht, die Herzen schwellen,
Denn, einer Morgenröthe gleich,
Sehn sie den Osten sich erhell'en,
Und alle Sterne werden bleich;
Es steigt, es steigt — es ist die Sonne!
Zu nennen ist ein Stern es nicht,
Getrunken hat er aus dem Bronne
Des ew'gen Lichtes selbst sein Licht.

Er sendet lange, goldne Strahlen,
Nicht, wie die andern Sterne thun,
Die heute matt in ihrem fahlen,
Verschwomm'n'en, armen Glanze ruhn:
In ganzen Strömen gießt er nieder
Das Licht, das seinem Kern entstammt,
Als schliß' ein Adler sein Gefieder,
So waltt sein Strahl, und fliegt und flammt.

Die Zwölfe sandten Reichtöne
Ihs nebeleingehüllte Land,
Dieweil der Stern in seiner Schöne,
Den Berg verkündend, stille stand.
Er stand und wich nicht mit dem Dunkel,
Er spielte mit dem Morgenthau;
Die Sonne kam, es drang sein Funkel
Unausgelöscht hinab zur Au'.

Das war ein Jubel und ein Schrecken,
Als man gewahrte Berg und Thal
Mit zweier Sonnen Schein sich decken,
Und Alles glüht im Doppelstrahl.
Es war, als ob mit Zungen sängen
Die Lichter hell einander an,
Es war, als spräch's in tausend Klängen:
Geht, euren König zu empahn!

c. Der Ausbruch der drei Könige.

Drei Kön'ge machen da sich auf,
 (Doch keiner wußte von dem andern,)
 Die merkten auf des Sternes Lauf,
 Und huben an mit ihm zu wandern.
 Schon lange harrten sie des Herrn,
 Den des Propheten Wort verkündet,
 Der Sehnsucht Funken hat der Stern
 Zur lichten Flamme jetzt entzündet.

Ein jeder nun bereitet sich
 In den drei fern geschiednen Landen,
 Mit Opfern, Gaben, königlich,
 Pierrathen, köstlichen Gewanden.
 Und Mäuler und Kameele drückt
 Die Last der aufgelad'nen Kister,
 Manch gutes Saumvoß geht gebückt,
 Und nebenher die Schar der Hülter.

Und jeder, neben andrem Gut,
 Nimmt seines Landes eigne Gaben;
 Des Gold's und der Besteine Blut
 Sucht aus der König der Araben,
 Der Herr von Saba drückt den Saft
 Des edlen Weihrauch's aus dem Baume,
 Dem dunklen Myrrhenkraut entrafft
 Der Tharsersfürst von seinem Flaume.

Was zu des Leibes Nothdurft kommt,
 Läßt jeder auf zur langen Reise;
 „Von Jakobs fernem Volke kommt
 Der Herr der Herren!“ sprach der Weise.
 Dorthin zieht sie das Sternengebitt,
 Doch weiß es keiner von dem andern:
 Einöde voll Gewürm und Wild
 Trennt ihre Pfade, die sie wandern.

Sie rüsten große Heeresmacht,
 Den Neugebornen zu empfangen.
 Sie sehn im Geiste schon die Pracht
 Der königlichen Hofburg prangen;
 Sie bauen im Geiste den Palaß,
 Das Cedernthor, die Marmelstiege;
 Und drinnen schläft in Duft und Glanz
 Der Königssohn in goldner Wiege.

Dem solch' und größre Herrlichkeit
 Verspricht der Stern, der golden leuchtet
 Und all' das funkelnnde Geleit
 Mit seines Lichtes Thau besenchtet.
 Wo solche Strahlen mild und klar
 Sich auf die dunkeln Wege streuen:
 Ja, müßten ziehen sie ein Jahr,
 Es will sie dennoch nicht gereuen.

d. Könige und Hirten.

Wie lieblich grünend stehn die Auen,
 Durch die der Pfad nach Bethlem führt,
 Wie voll belaubte Hügel schau'n
 Ins Thal, das keinen Winter spürt.
 Es weiß nichts von des Hagels Schlägen
 Und bleibt im Sommer unversengt,
 Es wird zur Zeit der kalten Regen
 Mit warmem Frühlingssguß besprengt.

Durch solches geht die Winterreise
 Der Könige mit Kenesemuth;
 Die Sonne sinkt, da gießt sich leise
 Durch's grüne Feld Smaragdenglut.
 Die Berge sind von Golde trunken,
 Der Bäche Silber leuchtet fern;
 Wohl ist die Sonne längst versunken,
 Doch über ihnen geht der Stern.

Heut wandelt er mit ihren Tritten,
 Er geht so fest, so rasch voran;
 Ja, seine Strahlen gleichen Schritten
 Und lassen Spuren ihrer Bahn.
 Wie wenn ein lichter Regenbogen
 Durch's Thal, nicht durch die Wolken geht,
 So haben sie den Pfad gezogen
 Und eine Furche Gold gefät.

Dort liegt an eines Hügels Saume
 Gelagert eine Hirten'schar,
 Erweckt aus ihrem ersten Traume
 Hat sie der Stern so wunderklar.
 Er deckt mit weißen, weichen Lichtern
 Der Schafe schlummernd Häuflein ganz,
 Und auf den frommen Angesichtern
 Der Hirten spiegelt sich sein Glanz.

Da kommt der Fährsten Heer gezogen,
 Die Hirten richten sich empor;
 Aus sllcht'gem Roß herbeigeslogen
 Sprengt an der Tharsisfürst, der Mohr;
 „Erzittert nicht, ihr Hirtenleute!
 Wir sind kein feindlich Kriegesheer;
 Wir fallen nicht auf euch nach Beute,
 Wir werfen nicht nach euch den Speer!“

Ihm tritt ein ernster Greis entgegen,
 Neigt sich und spricht: „Gewalt'ge Herrn!
 Es ist ein Wunder allerwegen;
 Hier solches Heer und dort der Stern!
 Doch schreckt uns nicht, was wir gewahren,
 Und blendet dieser Glanz uns nicht,
 Denn wißt, wir sahn des Himmels Scharen,
 Und schauten mehr als Sternlicht.“

Wir lagen still bei unsrer Heerde,
 Dreizehnmal ward seitdem es Nacht —
 Da goß sich Klarheit auf die Erde,
 Da wallt' ein Glanz um uns mit Macht,
 Da hatt' im Kleid, aus Licht gewoben,
 Ein Jüngling sich herab gesenkt,
 Ein Hirte dächt' es uns, der droben
 Des Himmels goldne Schafe trinkt.

Er sprach: „Getrost! ich bin Verkünder
 Des Heils, das heut euch widerfährt:
 Euch ist der Heiland aller Sünder,
 Der Christ, in David's Stadt bescheert.
 Verahret das Wort von meinen Lippen,
 Sucht, bis das Zeichen sich erfüllt:
 Ihr findet dort in einer Krippe
 Ein Kind, in Windeln eingehüllt!“

Er sprach's, und alsbald war die Menge
 Der Himmelscharen um ihn her,
 Da rauschten selige Gesänge,
 Da wogt' um uns des Lichtes Meer.

Wir aber gingen anzubeten,
Wir kennen unsern König jetzt;
Seit hat von Erdenlust und Nöthen
Uns nichts erfreut, uns nichts entsetzt.“
Nun wurden Kön'ge bald und Hirten
In freudigen Gesprächen eins,

Und Beider Heerden traurig irrten
Bermengt im Glanz des Sternenscheins.
Da war nicht Jude mehr und Heide,
Sie waren Beid' ein Volk des Herrn.
Zu einem Reich berufen Beide,
Vom Engel die, und die vom Stern.

33. Justinus Kerner.

(1786 — 1862.)

1. Alte Heimat.

(Dichtungen, 1834.)

In einem dunklen Thal,
Lag jüngst ich träumend nieder,
Da sah ich einen Strahl
Von meiner Heimat wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen;
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Ein Alphorn hör ich schallen,
Das mich von himmen ruft:
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Dual.

Wir war mein Heimatland
Voll Gold und Rosenhelle!
Doch waren der Traum verschwand,
Schmerz trat an seine Stelle.

Da irr' ich weit hinaus
In's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, such' das Haus,
Und find' es nicht vor Thränen.

2. Alphorn.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt,
Und nimmer wird gefunden
Dies Herz, bis es verhallt.

3. Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Abe nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein.
Abe nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.
Die Sonne, sie bleibt
Am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht hastet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie draußen
Mit Macht durch das Land.
Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßten ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher,
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das ferneste Land.

4. Die schwäbischen Säger.

An Goethe.

Die Nachtigall im frischen Hain
Singt wohl gar schöne Weisen,
Doch ist der Vogel nicht allein
Ob solcher Kunst zu preisen.
Kein König ist im freien Wald.
Wo bunt ringsum Gesang erschallt,

Da singet jeder seine Weis'
Nach seinem eignen Schnabel,
Ob Nachtigall, ob Fink er heiß',
Wenn schön nicht, doch passabel.
Die Wachtel bleibt beim Wachtelschlag,
Fink nicht wie Lerche singen mag.

So ist's im schwäb'schen Sängerbain.
Preis, Sänger dir von Thule!
Doch hör' es unter'm Leichenstein:

Bei uns gibt's keine Schule,
Mit eig' nem Schnabel jeder singt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt.

34. Eduard Mörike.

(1804 — .)

1. Die schöne Buche.

(Gedichte, 1834, 4. Aufl. 1867.)

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Wilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs, erhebt sie sich einzelt,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an dem seidnen Schmuck.
Kings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten, umzirt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umtränzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gebräng', wehren dem himmlischen Blau;
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birle
Ihr jungfräuliches Haupt schülchtern im goldenen Licht.
Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auslauschende Gottheit,
Hier mich zum ersten Mal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch' Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Laute alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten,
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jeho gelehnt an den Stamm (er trägt das breite Gewölbe
Nicht zu hoch) ließ ich rundum die Augen ergehen.
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne
Fast gleich messend umher säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn;
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühl' ich und dachte nur dich!

2. Die Tochter der Halde.

Wasch dich, mein Schwesterchen, wasch dich
Zu Robins Hochzeit geh'n wir heut:
Er hat die stolze Ruth gefreit.
Wir kommen ungebeten;
Wir schmausen nicht, wir tanzen nicht
Und nicht mit lachendem Gesicht
Komm ich, vor ihn zu treten.

Sträh! dich, mein Schwesterchen, sträh! dich!
Wir wollen ihm singen ein Räthselied,
Wir wollen ihm klagen ein leises Lied,
Die Ohren sollen ihm gellen.
Ich will ihr schenken einen Kranz
Von Nesseln und von Dornen ganz,
Damit fährt sie zur Hölle!

Schid' dich, mein Schwesterchen, schid' dich!
Derweil sie alle sind am Schmaus,
Soll roth in Flammen stehn das Haus,
Die Gäste schreien und rennen,
Zwei sollen sitzen unverwandt,
Zwei hat ein Sprüchlein fest gebannt,
Zu Kohle müssen sie brennen.

Lustig, mein Schwesterchen, lustig!
Das war ein alter Ammen-Sang.
Den falken Rob vergaß ich lang.
Er soll mich sehen lachen.
Hab' ich doch einen andern Schatz,
Der mit mir tanzet auf dem Platz —
Sie werden Augen machen!

35. Gustav Pfizer.

(1807 — 1867.)

1. Anglud. (Basel.)

(Gedichte, 1831.)

Ich darf, so oft ich nur ein wenig nasche,
Gewiß sein, daß mich Jemand überrasche;
Wenn mit dem größten Fleiß ich Netze stricke,

Entwischt gewiß mir immer eine Masche.
Bei Tische gieß ich aus die braune Lunte;
Beim Trintgelag zerbrech' ich Kelch und Flasche

Ich habe selten Geld, und hab ich einmal,
So hat auch sicherlich ein Loch die Tasche.
Stets färben Tintenspuren meine Finger,
So oft ich sie mit Rosenwasser wasche.
Verloren hat den Staub und einen Füllgel

Der Schmetterling, den ich mit Mühe hasche.
Beim Kartenspiel bekom' ich nie die Trümpe,
Die Würfel fallen niemals mir zum Pasche.
Ich wollte jüngst geschälte Pflaumen dörr'n:
Da fielen sie mir leider in die Asche.

2. Nachkommer.

Nieder, die ich einst gebichtet,
Hoffungsreich und himmelklar,
Als mein Herz, von dir gelichtet,
Deines Auges Spiegel war,
Treten frisch vor meine Seele,
Und manch Bild taucht neu empor,
Und von alter Zeit erzähle
Ich mir selbst mit Wehmuth vor.

Nicht in alte Bande schlagen
Möcht' ich dies befreite Herz!
Nicht zurück zu jenen Tagen,
Die so reich an Lust und Schmerz!
Ausgeschöpft ist jene Quelle,
Die ich bodenlos geträumt,
Matt und traurig schleicht die Welle,
Die mir bis an's Herz geschäumt.

Armes Mädchen! dessen Güte
Heber targen Schatz gebeut!
Das mit kindlichem Gemüthe
Seine Habe bald zerstreut!
Was dein süßes Aug' versprochen,
Deine Seele hielt es nicht;
Und mit stolzem Sinn zerbrochen
Hab' ich meiner Liebe Pflicht.

Könnst' ich aus der Armuth Ketten,
Aus der schweren dunkeln Nacht
Hilfreich deine Seele retten!
Führen in des Lichtes Pracht!
Könnte dich die Lust erquick'n,
Die so geistig weht um mich!
Spiegelte in deinen Blicken
Auch ein inn'rer Himmel sich!

D dann bliebe ohne Bankten
Mir dein Bild in's Herz gedrückt,
Und den Göttern wollt' ich danken,
Daß sie dich so reich geschmückt.
Da nur ist des Lebens Feier,
Wo das Höchste noch versteckt;
Wo des Auges heil'ger Schleier
Noch ein süß'res Räthsel deckt!

Doch als jüngst in stiller Stunde
Ich Erinnerungsspiele trieb,
Da vernahm ich eine Kunde,
Wie so bleich du seist und trüb:
Wehmuth schwillt mir im Gemüthe,
Und ich ahne, daß der Gram
Dich, die einst so lieblich blühte,
In die kalten Arme nahm.

Immer sind mir nun die Sinne
Von dem blaffen Kind erfüllt;
Und ich werd' es trauernd inne,
Welchen Schatz der Gram entfüllt,
Wie nur Wehmuth, nicht Entzücken,
Von den ächten Perlen thaut
Und aus schmerzgedämpften Blicken
Geistiger die Seele schaut.

Alte liebe Zeiten spüret
Meine Seele wunderbar,
Und du hast mich neu gerühret,
Wenn es auch nicht Liebe war;
Trogig hat sich dir entwunden
Ungefüllt einst dieses Herz,
Aber neu zu sel'gen Stunden
Hat gewonnen mich dein Schmerz.

36. Friedrich Rückert.

(1789—1866.)

1. An unsere Sprache.

(Deutsche Gedichte von Freimund Reimar, 1814. Gesammelte Gedichte, 1834—1843.)

Meine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Liebest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

Spenderin aus reichem Horne
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erkügelt,
Alle Tiefen du entriegelt
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, lisp! und säusle!
 Zimmre, glätte, hau' und meis'le,
 Schaffe fort mit Schöpfergeist!
 Dir läßt gern der Stoff sich zwingen
 Und dir muß der Bau gelingen,
 Den kein Zeitstrom niederreißt.

Mach uns stark an Geistes Händen,
 Daß wir sie zum Rechten wenden,
 Einzugreifen in die Reih'n.
 Viel Gesellen sind gefesbet,
 Keiner wird gering geschätzt,
 Und wer kann, soll Meister sein.

2. Das Leben ein Gesang.

Daß mein Leben ein Gesang,
 Sag' ich's nur! geworden;
 Jeder Sturm und jeder Drang
 Dient ihm zu Afforden.

Was mir nicht gesungen ist,
 Ist mir nicht gelehrt;

Was noch nicht bezwungen ist,
 Sei noch angestrebet!

Vou der Welt, die mich umringt,
 Wüßt' ich unbezwungbar
 Wen'ges nur; die Seele klingt,
 Und die Welt ist singbar.

3. Großes aus Kleinem.

Du sagest mir: O nicht zersplitt're
 In Liedern dich! web' ein Gedicht!
 Ich aber sage dir: Verbitt're
 Mir die unschuld'ge Freude nicht!
 Sieh hin, wie auf der Aue
 Der Sonne Licht sich bricht
 In jedem Tropfen Thau!

Wenn ich mich kann in Tropfen spiegeln,
 Was soll ich Teiche legen an?
 Und Meere stürmisch aufzuwiegeln,
 Scheint vollends mir nicht wohlgethan.

Mir g'nüigt's am leisen Klange,
 Den ich gewann zum Bann
 Jedwem Herzensdrange.

Ein Teppich scheint mir mein Leben,
 Und immer stüdet meine Hand;
 An welcher Stell' ich auch mag weben,
 Am obern oder untern Rand;
 Zuletzt, wo so viel Kleinste
 Sich still verband, entstand
 Ein Großes, Allgemeinstes.

4. Goethe's letztes Wort.

Stets des Lebens dunkler Seite
 Abgewendet wie Apoll;
 Daß er Licht um sich verbreite,
 War der Ruf, der ihm erscholl.
 Und so stand er jung im Streite
 Bis ins Alter würdevoll,
 Gegen Drachen-Nachtgeleite,
 Das aus allen Ecken schroll,

Das er bald mit Scherz beiseite
 Schob, bald niederschlug mit Groll.
 Als er abtrat nun vom Streite,
 War das letzte Wort, das quoll
 Aus der Brust erhobner Weite:
 „Mehr Licht!“ Nun, o Vorhang, roll'
 Auf, daß er hinunter schreite,
 Wo mehr Licht ihm werden soll!

5. Die Deutschen.

Jeder singt auf seine Weise
 Oder schreit aus seinem Ton;
 Jeder fährt im eig'nen Gleise
 Oder ohne Gleis davon.
 Wären wir in größern Dingen
 Eins und einverstanden nur;

Möchten wir zwiespältig singen
 Wie die Vögel auf der Flur!

Aber da euch ward zunichte,
 Deutsche, jedes andre Band;
 Weh, daß ihr selbst im Gedichte
 Habt kein ein'ges Vaterland!

6. Die Göttin im Putzkammer.

Welche chaotische
 Haushälterei!
 Welches erotische
 Tausenderlei!

Alle die Nisch'chen,
 Alle die Zellchen,
 Alle die Tischchen,
 All' die Gestellchen,

Fächelchen, Schreinchen;
 Alle voll Quästchen;
 Perlchen und Steinchen,
 All in den Kästchen!

Blinkende Ringelchen,
 Schimmernde Kettchen,
 Goldene Dingelchen!
 Silberne Blättchen!

Nadel und Nadelchen
 Hafen und Häfchen,
 Faden und Fädelchen,
 Flecke und Fleckchen!

Allerlei Wickelchen,
 Allerlei Schleischn,
 Allerlei Zwickelchen,
 Allerlei Streischn!

In der Verwirrung
Buntem Verstrid,
Vor der Verirrung
Banget der Blick.

Welche gewaltige
Raub'rin muß sein,
Die das Zweifelpaltige
Zwingt zum Verein?

Dort aus der Thüre
Kommt sie gegangen —
Seht nur die Schnüre!
Seht nur die Spangen!

Alle die Sächelchen,
Wie sie sich regen,
Ihr aus den Fächelchen
Hüpfen entgegen!

Alle die Dingerchen,
Bänderchen, Niederchen,
Ihr um die Fingerchen,
Ihr um die Gliederchen!

Blöthlich von unten
Steht sie bis oben,
All mit dem bunten
Flitter umwoben.

Alles, wie fügt sich's,
Still und einträchtiglich,

Legt sich's, begnügt sich's,
Wie sie's will, mächtiglich.

Die Elemente
Hat sie verbunden,
Hat in's Getrennte
Ganzes empfunden.

Und aus dem lebenden
Inneren Hauch
Wird dem Umgebenden
Leben erst auch.

Schöpf'rin, Entfalterm
Himmelscher Zier,
Stehst du, Gestalterin
Muse, vor mir?

Oder du Liebe,
Einigerin,
Ird'scher Getriebe
Reinigerin?

Denn nur ihr beide
Ordnet zum Eins
Buntes Geschmeide
Menschlichen Seins.

Denn nur ihr beide
Wandelt das Nichts,
Chaos, zum Reide
Himmelschen Lichts.

7. Aus: Liebesfrühling. (1821.)

Liebster, deine Worte stehlen
Aus dem Busen mir das Herz.
O wie kann ich dir verhehlen
Meine Wonne, meinen Schmerz!

Liebster, deine Töne ziehen
Aus mir selber mich empor.
Laß uns von der Erde fliehen
Zu der sel'gen Geister Thor!

Liebster, deine Saiten tragen
Durch die Himmel mich im Tanz.
Laß um dich den Arm mich schlagen,
Daß ich nicht versink' im Glanz!

Liebster, deine Lieder wanken
Mir ein Strahlenkranz um's Haupt.
O wie kann ich dir es danken,
Wie du mich so reich umlaubst!

Wer in der Liebsten Auge blickt,
Der hat die Welt vergessen.
Der kann nicht, wen ihr Arm umstrickt,
Was draußen liegt, ermessen.

Ich halt' in meinem Arm ein Glück;
Wer kann es mir entziehen?
Und nähm' es morgen Gott zurück,
War's heut mir doch geliehen.

Verlangen kann ein Menschenherz
Nichts besseres auf Erden,
Als fühlen Liebeslust und Schmerz
Und dann begraben werden.

Wie die Engel möcht' ich sein
Ohne Körperschranke;
Deren Unterredung ein
Tönender Gedanke.

Oder wie die Blum' im Thal,
Wie der Stern in Lüften,
Dessen Liebesruf ein Strahl,
Deren Sprach' ein Dülften.

Oder wie der Morgenwind,
Der um seine Rose
Aufgelöset ganz zerrinnt
In ein Liebesgeföse.

Armer ist die Nachtigall,
Die nicht kann zerfließen,
Sondern nur der Sehnsucht Hall
Läset sich ergießen.

Eine Nachtigall bin ich,
Aber stumm geboren;
Meine Feder spricht für mich,
Doch nicht zu den Ohren.

Leuchtendes Gedankenbild
Ist des Griffels Schreiben;
Doch wo du nicht lächelst mild,
Muß es tonlos bleiben.

Wie dein Blick das Blatt berührt,
Fängt es an zu singen,
Und den Preis, der ihr gebührt,
Hört die Lieb' erklingen.

Jeder Buchstab' ist zumal
Memnonssäule worden,
Die geküßt vom Morgenstrahl
Aufwacht in Akorden.

Keine wilde, schwärmende
Sinnesübermeiß' rung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeiß' rung.

Liebste! Mein, nicht lustberauscht,
Sondern ruhig nüchtern,
Hat sich Herz und Herz getauscht,
Zinnig stark und schüchtern.

Wie mein Dichten von Natur,
Liebste! so mein Lieben.
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben.

8. Räthsel der Elfen.

Die Elfen sitzen im Fesselschacht,
Vertreiben mit Reden die lange Nacht.

Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Gleiber.

Sie legen sich lustige Räthsel vor,
Die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen
im Ohr.

Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.

Und wie ein Windzug dazwischen geht,
So sind sammt den Elfen die Räthsel ver-
weht. —

Was ist stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmilzt sie allzumal.

Was ist stärker als Feuerzglut?
Die feuerlöschende Wasserflut.

Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte von goldenem Sonnenlicht.

Was ist stärker als Flut und Meer?
Der Wind, der sie treibet hin und her;

Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unsrer Häuptern vollt.

Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittern, wenn er ruft.

Wo quillt die Thrän' aus härtester Brust?
Der Duell im Fels ist mir wohl bewußt.

Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.

Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in den Klüften fließt.

Und wer, wenn die Erde hebt, kann stehn?
Wer nicht fürchtet unterzugehn.

Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brüd'?
Das Eis ist gebaut aus einem Stüd.

Warum fließt das Wasser den Berg nicht
hinauf?

Die Flut, die im stetesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen
schlägt.

Weil's bergunter hat leichtern Lauf.

Warum trägt Kirb'se der Eichbaum nicht?
Daß sie dir nicht fallen auf's Angesicht.

Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.

Wozu hat der Gaul vier Füße empfahn?
Daß er mit vieren stolpern kann.

Wer hat tausend Augen und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibet und weiß es nicht.

Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.

Wer sah nie von innen sein eignes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.

Wer löset alle Räthsel auf?
Wer immer was weiß, das sich reimet drauf.

Wo hat man den kleinsten zum König ge-
macht?

Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich nichts weiter hören will.

Der Zaunkönig wird ausgelacht.

9. Geharnischte Sonette. (1814.)

Ihr Deutschen von dem Flutenbett des Rheines,
Bis wo die Elbe sich in's Nordmeer gießet,
Die ihr vordem ein Volk, ein großes, hießet,
Was habt ihr denn, um noch zu heißen eines?

Sie ist noch eu'r, ihr selber seid verpachtet;
Sie haltet fest, wenn alles wird zerrieben,
Daß ihr doch klagen könnt, wie ihr verschmachtet.

Was habt ihr denn noch Großes, Allgemeines?
Welch Band, das euch als Volk zusammen-
schließet?

Wir haben lang' mit stummem Schmach-
erröthen

Seit ihr den Kaisercepter brechen ließet,
Und euer Reich zerpalten, habt ihr keines.

Geblickt auf uns und unsres Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande:
„Wie lang', Herr, willst du sie noch fester
löthen?“

Nur noch ein einz'ges Band ist euch geblieben,
Das ist die Sprache, die ihr sonst verachtet:
Jetzt müßt ihr sie als euer einz'ges lieben.

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöthen,
Erbarmen wieder über deinem Lande;

Die Rettung kommt, sie kommt im Städte-
brande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröthen.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres
lösen,
Und wir sind schwerküchelt in unserm Staube;
O eile du, die Kraft uns einzuflößen

Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum
Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetöfen;
Panier sei Hoffnung, unser Schild dein Glaube!

Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben

Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit be-
zwingt!

Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Erflechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

Doch wenn sie selbst, im Sturm des Feindes,
Wunden

Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden;

— Und wenn der Freiheit Tempel aus dem
Leide

Neu steigt durch sie, so soll's die Welt erkun-
den,
Daß, ihn zu schmücken, ihr gabt eu'r Ge-
schmeide.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem
Stahle,

Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Emsig that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Mase

Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand
die Schale,

Die Reiche wägt, und meins ward schnell zer-
rieben;

Seit ich entschleef, war niemand wach geblieben,
Und Rossbachs Ruhm ging unter in der Saale.

10. Aus: Die Weisheit des Brahmanen. (1836.)

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen, als den Weda der Natur,
Hat viel gesehen, gedacht, noch mehr geahnt,
gefühlht

Und mit Betrachtungen die Leidenschaft ge-
fühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald, um
sich's klar zu machen,

Von ihm angehenden halb, halb nicht angehenden
Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.

Range, Sprachschatz. II.

Wer weckt mich heut' und will mir Rach' er-
streiten?

Ich sehe Helben, daß mich's will gemahnen,
Als sah' ich meine alten Rieten reiten.

Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen!
In Winternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein, als eure Ahnen.“

„Das Schwert, das Schwert, daß ich in mei-
nen Tagen
Gefchwungen, ich vergaß, in wieviel Schlach-
ten,

Das Schwert, ob dessen Klang nicht Feinde
lachten,

Als sie bei Rossbach und bei Lissa lagen!

Das Schwert! Wer nahm's von meinen Sarko-
phagen?

Wes sind die Hände, die so fest sich machten,
Daß sie von dort zu seiner Schmach es brachten
Dahin, wo niemand ist, der es kann tragen?

Ihr Söhne Preußens aus dem West und Ost!
Wie viel der Schwerter könnt ihr aus dem
Frieden

Noch ziehn, die nicht gefressen sind vom Roste?
Und könnt ihr Schwerter eilig q'u'rig nicht
schmieden,

So nehmt nur Had' und Senf', und, was es
kostet,

Holt mir mein Schwert her von den Invaliden?“

Du Volk des Jorns, das du hast unterm Beile
Erst lassen deinen eignen König bluten,
Dann deine Heilande, die unbeschuheten,
Ausgehen über uns wie gift'ge Pfeile,

Wir mußten's fühlen eine kleine Weile,
Wie du kannst zücht'gen, und mit was für
Ruthen;

Doch nimmer konnten wir uns deß vermuthen,
Daß werden sollt' uns diese Zucht zum Heile.

Verklündet hast du zwar von Anbeginne,
Daß du berufen seist uns zu beglücken,
Wir aber sahn's nur nicht mit dumpfem Sinne.

Ja, ja berufen warst du, zu zerdrücken
Die schlaffe Zeit, damit sie Kraft gewinne
Durch Druck, zu stehn von neuem ohne Stricken.

Voran er immer nur sieht schimmern einen
Glanz,

Wird ein Bettelgelenk an seinem Rosenkranz.

Wer Furcht vor keinem hegt, Furcht keinem
auch erregt,

Sieht den furchtbaren Tod, von keiner Furcht
bewegt.

Wer keine Lust verstört, von keiner Lust be-
thört,

Erlangt die höchste Lust, wo alle Lust aufhört.

Wem hoch und niedrig gleich, gleich viel ist
hart und weich,
Gleichgiltig reich und arm, der ist in Armuth
reich.

Wer Lieb' mit Lieb' umfaßt und selbst den
Haß nicht haßt,
Der ist zu Hause dort, hier auf der Welt ein
Gast.

Ich freue jeden Tag dem Abend mich entgegen
Und jede Nacht im Traum mich auf den
Morgensegen.

Ich freue still mich mit ungestümmter Lust,
Nicht ungeduldig ist die Freud' in meiner
Brust.

Ich freu' mich auf die Stund' und auf den
Augenblick,
Auf Groß und Kleines, mein und anderer
Geschick.

Vom Herbst den Winter durch freu' ich dem
Lenz mich zu
Und aus dem Sommer durch den Herbst zur
Winterruh.

Ich freu' mich durch des Jahrs und durch
des Lebens Zeit
Und aus der Zeit hinaus mich in die Ewigkeit.

Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauer-
zeichen
Erblicher Freuden, die den Freuden nach
erbleichen.

Für jede Lust, die starb, zum Denkmal
einen Kranz
Hab' ich geflochten, und umkränzt bin ich nun
ganz.

Hier hängt der Freundschaft Laub und hier
der Liebe Fitter
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunklen
Schmitter.

Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm, und
hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Nest von Leben.

Wer nach mir übrig bleibt, wann ich ge-
schieden bin,
Häng' einen letzten Kranz aus dunkeln Blu-
men hin.

Und wenn ein Gast besucht die leere Siebellei,
Ihr welken Kränze, sagt: „So geht die Welt
vorbei.“

Der Vater mit dem Sohn ist über Fels
gegangen;
Sie können, nachtverirrt, die Heimat nicht er-
langen.

Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach
jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunklen
Raum.

Der Vater aber blickt in dessen nach den
Sternen,
Als ob der Erde Weg er woll' am Himmel
lernen.

Die Felsen blieben stumm, die Bäume sagten
nichts:

Die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.
Zur Heimat deuten sie: wohl dem, der traut
den Sternen!

Den Weg der Erde kann man nur am Himmel
lernen.

Des ganzen Menschen und des einzelnen Ge-
schichte,
Zusammensassen kannst du sie in drei Berichte.

Der Mensch, mit der Natur im Frieden,
war ein Kind:

Das sind die Glücklichen, die es geblieben sind.
Der Mensch, mit der Natur im Kampfe,
ward ein Mann,

Gewann, verlor, gewann, verlor, gewann, gewann,
gewann.

Der Mann mit der Natur Befiegung wird
ein Kreis,

Des neuen Friedens Kind. So kreist in sich
der Kreis.

11. Angereichte Perlen.

O blide, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Wenn dir in Hornesglut dein sterblich Herz will wallen,
Sag' ihm: „Weißt du, wie bald du wirst in Staub zerfallen?“

Zum Feinde sag': „Ist Tod uns beiden nicht gemein?
Mein Todesbruder, komm' und laß uns Freunde sein.“

Sei gut, und laß von dir die Menschen Böses sagen:
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Die Blumen wollen dir ein Gottgeheimniß sagen:
Wie feuchter Erdenstaub kann Himmelsklarheit tragen.

In tausend Blumen steht der Liebe Schrift geprägt:
Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt.

O bitt' um Leben noch! Du fühlst mit deinen Mängeln,
Daß du noch wandeln kannst nicht unter Gottes Engeln.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' an's Gute doch, weil ich's in mir empfände.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du sändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reißt Plejaden,
Hält diese Perlen auch am unsichtbaren Faden.

12. Spruchweisheit.

Was man nicht kann hassen,
Und noch weniger lassen,
O Herz, da ist kein Mittel geblieben,
Als es von ganzer Seele zu lieben.

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

Sei freundsich beflissen,
In deinem Hause den Pilger zu laben,
Weil, ohn' es zu wissen,
Schon Manche so Engel bewirthe haben.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich dein Amt beim Kinde recht
vertreten!

Der Vater straft sein Kind und küßlet selbst
den Streich;
Die Härte ist ein Verdienst, wo dir das Herz
ist weich.

Wißt, wo es keinen Herrn und keinen Diener
gibt?
Wo eins dem Andern dient, weil eins das
And're liebt.

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen —
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

Die Flamme wächst vom Zug der Luft und mehrt den Zug;
So hält sich Leidenschaft durch Leidenschaft im Flug.

Das Feuer schürt der Wind und löscht das Feuer wieder;
So kämpfet Leidenschaft die Leidenschaft darnieder.

Wie still die Lampe brennt am windbeschirmten Ort,
So ein beruhigt Herz in Andacht fort und fort.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.

Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm, und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät er dir nicht weh.

Klage nicht, daß dir im Leben
Ward vereitelt manches Hoffen.
Hat, was du gefürchtet eben,
Doch auch meist dich nicht betroffen.

Wenn du die Welt willst sehn
Und ihre Gestalten fassen,
Mußt du d'rauf aus nicht gehn,
Dich selber sehn zu lassen.

Du hast zwei Ohren und einen Mund,
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und
Wenig darauf sagen.

Du hast zwei Augen und einen Mund,
Mach dir's zu eigen!
Gar Manches sollst du sehen und
Manches verschweigen.

Du hast zwei Hände und einen Mund,
Lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und
Einer zum Essen.

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand!

Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand.

Rein von Erdentruß das Herz,
Und von Bier der Lippe Rand.

Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand,

Daß einsprechen köm' im Haus
Keiner Gast aus Himmelsland.

Keiner Schmans und reiner Kelsch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.

Sohn! die äußre Reinigkeit
Ist der innern Unterpand.

Rein gehalten Hand und Mund,
Rein gehalten dein Gewand!

Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern und den Schnitt von keinem andern leidet.

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Bescheidenheit, ein Schmutz des Manns, steht jedem fein,
Doch doppelt jenem, der Grund hätte stolz zu sein.

Mein Sohn, gesteh' ich's dir, daß ich vergessen habe
Gar manches nun als Greis, was ich gelernt als Knabe.

Nicht zur Entschuldigung gereicht dir das indeffen;
Erst lernen mußt du's auch, eh du es darfst vergessen.

Behalte, was ich hier dir nicht will vorenthalten,
Vier Lehren, die nicht sind in jedem Ohr enthalten.

Dir geben einen Halt, im Leben Stab
Der Worte vier: Halt ein! Halt aus! Halt an! Halt ab!

Halt ein den Zorn, die Eier und jede Leidenschaft;
Halt aus, was dich betrifft, mit starker Seelenkraft.

Halt an zum Guten, wen und wo du Macht gewaunst;
Halt ab vom Bösen, wen, vom Übel, was du kunnst.

Behalt' und halte dies, und ordne dein Verhalten
Danach; so wirst du dich und wirst die Welt erhalten.

Wenn du mich fragst: auf wen darfst du in Treuen baun?
Ich sage dir: auf die, die selber Andern traun.

Und fragst du aber, wem zu traun dir nicht gebührt?
Nur dem nicht, der im Mund stets Treu' und Glauben führt.

Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an,
Und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist gethan.

Die Klugheit dieser Welt ist: schlecht von Menschen denken;
Wer aber Gott vertraut, kann allen Zutraun schenken.

13. Der Schulmeister von Hims.

(Die Verwandlungen des Abu Seid, oder Makamen des Hariri, 1826.)

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Mich zog ein Verlangen bergauf und thal-
ab — nach Halab, — und ich war damals
munter und aufgeräumt, — wohlgesattelt und
aufgezäumt, — rasch wie ein Vogel auf seinem
Gefieder, — so ließ ich in den Lustgärten dort
mich nieder, — in der Mitte von Sonnen und
Freuden, — Brunnen und Gebäuden, — und
begann die Tage zu vergeuden, — um meinen
Wunsch zu lesen, — und meinen Durst zu
nehen. — Als des Herzens Begierde nun nach-
ließ, und der Sturmwind des Genusses gemach
blies, — schwang nach kurzer Rast — auf
dem grünen Ast — der ungeduldige Rabe des
Zuges — sich auf zur Lust des Weiterfluges, —
und ich schritt mit Tagesanbruch zum Auf-
bruch, — zum Abzug mit gutem Anzug und
Aufzug. — Ich war vom Übermuth verjucht, —
mein Wanderschiff zu steuern in die Bucht —

von Hims, das berühmt ist durch die Bucht — von
Thorheitsgewächß und Narrheitsfrucht. — Als
ich nun abgestiegen vor ihren Thoren, — und mich
umsah nach einer Probe von ihren Thoren, —
erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — auf-
geschlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich,
der, zu schließen nach seinen Schläfen, — über
den Schaum hinaus war gelangt zu den Hefen,
— umgeben von einem Rudel Knaben, —
durcheinander wie Tauben und Raben, — wie
kleine und große Buchstaben. — Ich nahte
mich, und führte im Schilde nichts Schlimms,
— als nur die Absicht, zu erforschen die Weis-
heit von Hims; — er aber war keiner von
den Gastverhöhnern, — und erwiderte mei-
nen Gruß mit einem schönem, — hieß mich
niedersetzen in Mitte der Herrunde, — und
fuhr mit Würde fort in der Lehrstunde, —
indem er deutete mit schwankem Stäbchen —

nach einem schlanken Knäbchen, — rufend: Du
 Weibchen, — du Seeschwäbchen, — auf!
 zeige mir Gied für Gied — zwischen G und
 Ch den Unterschied! — worauf jener anhub
 ohne Zaudern, — und vortrug ohne Schaudern:

Zeichen sind des Koran's Verse Gläubigen;
 Doch was an dir ist, mußt du uns zeigen.
 Zeichen süßen Wassers fehlt's an Fischen nicht,
 Zeichen Ofen fehlt es nie an Feigen.
 Reichen dinken sich die Bettler gleich, wenn sie
 Trunken sich die Hand gereicht zum Reigen.
 Fischen haben feste Wurzeln tief im Grund,
 Nur dem Schilfrohr ist das Schwanken eigen.

Der Lehrer sprach: Brav, mein Baviänchen,
 — mein Silberfäschen und Goldbähndchen! —
 Ich finde keinen Unterschied zwischen deiner Eigen-
 schaft — und einem Eichenschaft; — du ver-
 sprichst zu werden kein schwacher Schwager,
 sondern ein wacher Wager — und jacher Jager,
 — an dem sich wagt kein Widersacher und
 Widersager. — Dann rief er: Matkäschen, —
 Schreimäschen! — und Antwort gab ihm ein
 Junge wie ein Schäschen. — Der Lehrer
 sprach: Komm' und entwickle mir geschiet, —
 zwischen D und T den Unterscheid. — Und
 heranlob jener wie ein Dilstchen, — und an-
 hob er wie ein Aftchen:

Weiten ist ein Wort für weisen, alt und gut;
 Wähle nach Gefallen zwischen beiden!
 Leiten sollst du die Verirrten auf den Pfad
 Und mitleidend trösten, die da leiden.
 Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann
 eng
 Werden für sein Vieh der Heimat Weiden.
 Saitenspiel und Wein stell' auf die Seit',
 und fromm
 Kleide dich in Wolle, nicht in Seiden.

Der Lehrer sprach: Du Witzzunge, — du
 Blüßzunge! — ich sehe, daß du bist von den
 Geschicktern, — die unterscheiden zwischen Prü-
 geln und Schettern. — Dann rief er: Ring-
 glöckchen, — Springböckchen, — mit dem
 Klingglöckchen! — und ihm gab Antwort ein
 Junge frisch wie ein Funke, — wie ein Vogel,
 der aufsteigt vom Trunke. — Der Lehrer sprach:
 Du in der Wissenschaft kein Lai, — sondern
 ein Lei, — sage mir den Unterschied zwischen
 ei und eu! — Und jener räusperte sich gründ-
 lich, — und äußerte sich bündig:

Eitern muß die Wund', in welcher steckt der Pfeil;
 Herbes Gras gibt süße Milch in Eutern.
 Leitern dienen zu besteigen hohen Baum,
 Noten, dunkle Texte zu erläutern.
 Heitern Sinnen ist die Schöpfung angenehm
 Und verdrießlich dumpfen Bärenhäutern.
 Reitern muß der Bauersmann das Korn,
 der Fürst
 Führt den Krieg mit Reitern oder Reutern.

Der Lehrer sprach: Trefflich, mein Lämmchen!
 — vortrefflich, mein Stämmchen! — über-

trefflich, unilbertrefflich, mein Flämmchen! —
 Dann rief er: Reuntödter, — Leuntödter! —
 Da stellte sich ein Knabe wie ein Baumschröter.
 — Der Lehrer sprach: Du, den ich mir erkü't
 und erkor, dessen Verstand sprengt Thür und
 Thor, — sage mir den Unterschied von für
 und vor! — Worauf sich jener zurecht setzte —
 und seine Zunge zum Gescheit wegte:

Vorsprach' halt im Vordilbergehn vor'm Nach-
 barsthor,
 Fürsprache such' im Himmel dir und im
 Palaß.
 Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem
 Mann,
 Fürlieb mit dem ihm Vorgesetzten nimmt
 ein Gast.
 Vorwitz ist lächerlich, wenn er für Witz sich
 hält;
 Vorsicht und Fürsicht ist des Schiffes Steu'r
 und Mast;
 Gott sieht für dich, wo du nicht siehst, und
 steht vor dir;
 Heil dir, daß du den Für- und Vorherseher
 hast!

Da rief der Lehrer: Heil dir, mein Stolz, —
 du grader Holz, — aus gutem Holz! — Du
 brauchst für deinen Mund keinen Vornund;
 — für dich geschaart stehn Engel im Hinter-
 grund und im Vorgrund; — ich fürchte nicht
 für dich, — denn vor dir fürchten die Furcht-
 baren sich. — Dann rief er: Bitterforn, —
 Ritterforn! — Da erschien ein Knabe wie ein
 Gewitterzorn. — Der Lehrer sprach: Nun, du
 Weißheiteinschwärzer, — du Buchstabenausmer-
 zer, — du Weinwässerer — und Sprach-
 besserer, — auf! und sprich deinen Grabspruch
 — über den Buchstab, der verwickelt hat den
 Stabbruch, — und verdiente den Lebensabbruch
 und Abbruch! — Worauf jener bloß zog, —
 und so gegen das S loszog:

Ka sieghoffnungstrunken schwör' ich Hülfsgenos'
 Mich zur Kriegsfah'n aller Eßverheerer.
 Künftig sei mein Lebenslauf ein Lebenlauf,
 Und ein Todstos aller Eßverheerer.
 Nie mehr wandeln will ich zwischen Früh-
 lingsau'n,
 Die sind unrein, Frühlingau'n sind behrer.
 Glücklos sei mein Glücklos, meine Liebes-
 noth
 Liebe Noth, die ohne S ist schwerer.
 Auch mein Blutsfreund mög' ein Blutsfreund
 sein, und mein
 Glaubenslehrer sei ein Glaubenseerer.
 Und zu essen gebe künftig Niemand was
 Mir und jedem edlen Eßverzehrer.

Der Lehrer sprach: Wohl, mein Knappe! —
 nicht scheue dir dein Rappe! — Denn der
 Krieg ist schwer, — und der Sieg ist hehr. ...
 Dann rief er: Tugendkämpfer, — Jugend-
 dämpfer! theue hervor mit Ruhe, — was du
 gethan hast in deine Truhe! — Da kam ein

Wichtigem, wie ein Frichtichen, — und sprach
mit gezogenem Gesichtchen:

Wenn du nicht der Bier die Augen zugethan,
D so isz um deines Herzens Ruh gethan,
D wie lang' oft und wie langsam wird
bereut

Manches, was da war in einem Nu gethan.
Pilger, übel gehest du den weiten Weg,
Wo du nicht das Steinchen aus dem Schuh
gethan.

Wer bei Zeiten aufbricht, kehrt bei Zeiten ein;
Was einmal muß sein, wird nie zu früh
gethan.

Seele, mach dich leicht! denn dort, wo jede
trägt,

Nimmt dir kein andrer ab, was du ge-
than. . .

Der Lehrer sprach: Recht so, mein Lüm-
mel, — kein Nuss ist an deinem Kimmel. —
Drauf rief er: Weißer Klingklang! — Geister-
fang! — nun, ihr beiden, — die ihr nicht
seid zu scheiden, noch zu unterscheiden, — ihr
aus einem Korn entsprungenen Zwillingshal-
men, — oder aus einem Kern entsprungenen
Zwillingspalmen, — singt eure doppelt ge-
schlungenen Zwillingsspalmen, — deren An-
fang ist wie ihr Ausgang, — und ihr Anklang
wie ihr Ausklang, — nur daß in denselben
Tönen — sich andre Gedanken verschönen. —
Da traten die zwei auf und sangen frei auf, —

der eine:

Mein Eid ist pures Gold, und gilt dir wenig;
Doch gültig meiner Lieb' ist selbst dein Meineid.
Mein Neid allein nicht ist des Mundes Lächeln,
Auf diese Knoch'n empfindet selbst der Mai Neid.

der andre:

Wo labend das Bewußtsein frohgenüßten
Tags

Zur Seite ruht, da machest du wohl Abend.
Soll Abend kühl erquiden, scheu nicht Mit-
tagsglut!

Nach früher Milch ist späte Ruh so labend. . .

Der Lehrer sprach: Heil euch, ihr Dopppler!
— mein Segen werde zu Theil euch, ihr
Kopppler! — Zuerst, du Edelbreiter, — Viel-
versprecher und Mehrleister, — merke das von
deinem Lehrmeister:

Wenn du wirst das Frühlingsblüth'n der Au
verlehn,

Wirst du wissen, wie die Todten auferstehn.

Dann du Mondreimer, — du durchschienener
und Durchscheimer, — behüte das von deinem
Wohlmreimer:

Bohm du rufft, gereut mich nie der Gang
Wink', und ich bin bereit, als wie die Sonne
Auf deinen Wink, zu Auf- und Niedergang.

Dann ihr beiden selbender, — und ihr alle

mit einander, — bewahret dies von eurem
alten feuerathmenden Salamander:

Zur Au

Des Paradieses blicke! Der Erde Grund ist
zu rauh.

Zu Rauch

Wird werden der Erde Schmelz, und des
Himmels Azur auch.

Thu nimmer,

Was die meisten thun immer.

D nähre

Dich lieber ohn' Ahre als ohn' Ehre.

Ruh mehr

Sollst du lieben als Ruhm-Ehre.

Der Reu schloß

Sein Herz und Haus, wer lebt geräuschlos.

D dem,

Der an todte Kohlen verschwendet seinen
Odem!

Ehr Geiz

Ist zu sättigen als Ehrgeiz.

Die Leidenschaft

Mäde, die Leiden schafft.

Forsch', ob

Man dir kein Trugbild vorschob.

Dürst eher,

Als daß du werdest fremder Milde Thilr-
steher.

Baumann

Gottes! pflanze des Glaubens Baum an!

Satan

Sät Unkraut; du lege gute Saat an!

Wir sterben,

Und du wirst erben;

Erblassen

Wirst du dann auch, und andern dein Erb
lassen.

Zum Essen

Wird Gott sein Maß zumessen.

Frisch immer

Bei' und arbeit' im Frühlingsimmer!

Schau' munter

In's Morgenroth! bald geht der Lustschaum
unter.

Bau' munter

Dein Nest, o Vogel! bald geht der Lustbaum
unter. . .

Der Lehrer sprach: Schön, du buntscheckiger,
— du rundbäckiger! — dein Pfund besteht die
Probe, — ich besiegte deinen Mund mit mei-
nem Lobe. — Dann rief er: Nun, du Spiz-
fund! — du Wigmund, — du Bligkund! —
Fußader meiner Freude, — Schlußquader am
Gebäude! — du Sempel, du Sempel, du Gelb-
schnabel! — warst du bei der Sprachverwü-
rung von Babel? — so sag' es unerblödlisch, —
was ist der Unterschied zwischen redlich, räth-
lich und röhlich? Da reckte sich ein Männchen,
streckte sich um ein Spännchen, — streckte sich
hin wie ein Tännchen, — erreckte sich, und
leerte so sein Rännchen:

Redlich kommt vom Reden her,
Doch im Handeln sei du redlich.

Räthlich ist von Rath genant;
Thoren rathen, ist nicht räthlich.
Räthlich ist nicht weit von roth;
Manes Meisters Bart ist röthlich.

Da rief der Lehrer: Wie ordentlich! — außerordentlich! — meisterhaft! — musterhaft! — du Regel! — du triffst die Regel nach der Regel, — ich striche vor dir die Segel. — Du hast dem Werke die Kron' aufgesetzt — und deines Lehrers Augen mit Freudenthränen gesezt. — Du lilgst, um zu leimen, — und tilgst, um zu reimen; — du gehörst zu den Philosophen, — die so heißen, weil viele logen. — Und so hab' ich nun dir und deinen Genossen — die Schreine mit den Perlen des Wissens erschlossen — und die Wolken mit dem Strome der Weisheit ergossen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Lust darin gebadet, — des Staubes und Schmutzes der Unwissenheit euch entladet. — Ich habe nach dem Maße meiner Kräfte — euch polirt wie Lanzenstäfte, — und wie Schwerter versehen mit dem Hefte, — daß ihr brauchbar seiet zu jedem Geschäfte. — Ihr habt die Blüten der Sitte gepflückt, — und euch mit dem Schmuck der Bildung geschmückt; — das gedenket mir, und vergesset es nie auf der Erde, — wie ich euer gedenken und nie vergessen werde, und fest stehe in Unwankbarkeit — in euren Herzen gegen euren Lehrer die Dankbarkeit. — Jetzt singet, zu der Lehrstunde Schlusse, — die Vaterstadt an mit dem Grusse — des Liedes, das auf jedem Tone — zur Ehre von Hims trägt von H eine Krone! — Da verschlang sich der ganze Rudel — in einen Strudel — und sie fangen mit feierlichem Gebudel:

Heil'ge, hohe Himmelsheimat, hehre Hims,
Heil! du hast den Herrn zum Huldverheißer.
Heitre Hügel, heimlich hohles Heimgeheg!
Höhn' euch herb kein harscher Hauch, noch
heißer!
Holder Hirsche Heerde hütet hier der Hirt,

14. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

Denk' an! das Büblein ist einmal
Spazieren gegangen im Wiesenthal;
Da wurd's müd' gar sehr
Und sagt': „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!“

Da ist das Bächlein geflossen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich auf's Bächlein gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jezt.“

Aber was meinst du? das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat's gefroren gar sehr,
Es sagt': „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!“

Hoffnungshalm' erhab'ner Herrscherhäuser.
Heissa, huffa, hurra, hu, hibi, haba,
Halle hell, bis Herz und Hals ist heißer.

Dann stob der Schwarm auseinander — und ich blieb mit dem Scheich selbender; — der zog aus seinem Gesicht hinweg eine Falte, — und war Abu Seid, der alte. — Ich war verwundert und erstant, — er aber sprach munter und froh gelaunt: — Sied' ein deines Schwerter's Schärfsen, — und behalt' filr dich, was du mir vor willst werfen. — Denn vernimm — und denke von mir nicht schlimm:

Sogethan ist diese Zeit,
Daß die Weisheit bilzt die Narrheit
Ihres Kopfes, wenn sie nicht
Sehn will in den Dienst der Narrheit.

Übrigens, was ist hehrer — als ein Lehrer, — der ein Vater ist, nicht des Fleisches und Geblütes, — sondern des Geistes und Gemüthes? — und wo ist anmuthiger ein Stand, als dessen, der steht — in der Mitte von der Jugend Rosenbeet, — dessen Anhauch den Greis erfrischt — und in seinen Frost sanfte Wärme mischt? — oder welcher Beruf — ist förderlicher zu des Ruhmes Behuf, — als der Weisheit Korn, das unvergängliche, — zu streuen in das Land, das frischempfangliche, — daß es aufgeh' und Ernte trag' überichwengliche, — wenn die Jugend den Klang deiner Rede bewahrt in tiefem — Herzen, wie die Jüge deiner Schrift auf Schiefeln, — um sie der Nachwelt zu überliefern, — wann der Tod zerbrochen hat deines Mundes Kieseln! — Das schreib' auf und leg' es auf dem Gessims, — was ich zu dir gesprochen vor den Thoren von Hims! — So sprach er und hielt sich das Ohr zu — vor allem, was ich ihm schwor zu; — er wandte den Rücken und schritt mit Würde dem Thor zu, — wo ihm eilte der Bürger Chor zu, — und vor meinen Blicken fiel des Kummers Flor zu.

Da ist das Schifflein geschwommen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich auf's Schifflein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jezt.“

Aber siehst du? das Schifflein war schmal,
Das Büblein denkt: „Da fall' ich einmal;“
Da fürcht' es sich gar sehr
Und sagt': „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!“

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich in's Schneckenhäuslein
gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jezt.“

Aber denk! die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein ging's langsam zu sehr;
Es sagt: „Ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!“

Da ist der Reiter geritten gekommen,
Der hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten auf's Pferd ge-
setzt
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt.“

Aber gib Acht! das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopft d'rauf hin und her

Und schreit: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!“

Da ist ein Baum ihm in's Haar gekommen
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch,
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.

Das Kind fragt:
„Ist denn das Büblein gestorben?“

Antwort:
„Nein! es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir 'naus und thun's 'runter.“

15. Von den grünen Sommervögeln.

*Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gewimmel
All' an des Baumes Aste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sein.

Sie schaukelten in Ästen lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Thau
Und wollten auch nicht schweigen;
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken;

Die Tropfen rannen nieder
Vom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu fengen,
Und nächstlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vögelein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid war bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum
Und hub ihn an zu schütteln,
Vom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer zu durchrütteln;
Die bunten Vögelein gurrten
Und auseinander schwirrten;
Wohin sie flogen, weiß man kaum.

16. Vom Bäumlein, das spazieren ging.

Das Bäumlein stand im Wald,
In gutem Aufenthalt;
Da standen Busch und Strauch
Und andre Bäumlein auch;
Die standen dicht und enge,
Es war ein recht's Gedränge;
Das Bäumlein mußte sich bilden
Und sich zusammendrücken;
Da hat das Bäumlein gedacht
Und mit sich ausgemacht:
„Hier mag ich nicht mehr stehn,
Ich will wo anders gehn
Und mir ein Ortlein suchen,
Wo weder Bir' noch Buchen,
Wo weder Tann' noch Eichen
Und gar nichts dergleichen;
Da will ich allein mich pflanzen
Und tanzen.“

Das Bäumlein, das geht nun fort
Und kommt an einen Ort,
In ein Wiesenland,
Wo nie ein Bäumlein stand;
Da hat sich's hingepflanzt
Und hat getanzt.

Dem Bäumlein hat's vor allen
An dem Ortlein gefallen;
Ein gar schöner Brunnen
Kam zum Bäumlein geronnen;
War's dem Bäumlein zu heiß,
Kühlst's Brunnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
War ihm auch zugericht;
War's dem Bäumlein zu kalt,
Wärmt' die Sonn' es bald.
Auch ein guter Wind
War ihm hold gesinnt,
Der half mit seinen Blasen
Ihm tanzen auf dem Rasen.

Das Bäumlein tanzt' und sprang
Den ganzen Sommer lang,
Bis es vor lauter Tanz
Hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
Ist ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,
Das Bäumlein hat keines mehr;
Die einen lagen im Brunnen,
Die andern in der Sonnen,

Die andern Blättlein geschwind
Flogen umher im Wind.

Wie's Herbst nun war und kalt,
Da fror's das Bäumlein bald;
Es rief zum Brunnen nieder:
„Gib meine Blättlein mir wieder,
Damit ich doch ein Kleid
Habe zur Winterszeit.“

Das Brunnlein sprach: „Ich kann eben
Die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe sie alle getrunken,
Sie sind in mich versunken.“

Da kehrte von dem Brunnen
Das Bäumlein sich zur Sonnen:
„Gib mir die Blättlein wieder,
Es friert mich an die Glieder.“
Die Sonne sprach: „Nun eben
Kann ich sie dir nicht geben;
Die Blättlein sind längst verbrannt
In meiner heißen Hand.“

Da sprach das Bäumlein geschwind
Zum Wind:

„Gib mir die Blättlein wieder,
Sonst fall' ich todt darnieder.“

Der Wind sprach: „Ich eben
Kann dir die Blättlein nicht geben;
Ich hab' sie über die Hügel
Geweht mit meinem Flügel.“

Da sprach das Bäumlein ganz still:
„Nun weiß ich, was ich will;
Da draußen ist mir's zu kalt,
Ich geh in meinen Wald,
Da will ich unter die Hecken
Und Bäume mich verstecken.“

Da macht sich's Bäumlein auf
Und kommt im vollen Lauf
Zum Wald zurückgelaufen
Und will sich stell'n in den Hausen.

's fragt gleich beim ersten Baum:

„Hast du keinen Raum?“

Der sagt: „Ich habe keinen.“
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Der hat wieder keinen;
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Es fragt von Baum zu Baum,

Aber kein einz'ger hat Raum.
Sie standen schon im Sommer
Eng in ihrer Kammer;
Jetzt im kalten Winter
Stehn sie noch enger dahinter.
Dem Bäumchen kann nichts frommen,
Es kann nicht unterkommen.

Da geht es traurig weiter
Und friert, denn es hat keine Kleider;
Da kommt mittlerweile
Ein Mann mit einem Beile;
Der reißt die Hände sehr,
Thut auch, als ob's ihn frör'.
Da denkt das Bäumlein wacker:
„Das ist ein Holzhacker;
Der kann den besten Trost
Mir geben für meinen Frost.“

Das Bäumlein spricht schnell
Zum Holzhacker: „Gesell,
Dich frier's so sehr wie mich,
Und mich so sehr wie dich.
Vielleicht kannst du mir
Helfen und ich dir.
Komm, hau mich um
Und trag' mich in deine Stub'n,
Schir' ein Feuer an
Und leg' mich d'ran;
So wärmst du mich,
Und ich dich.“

Das dünkt dem Holzhacker nicht schlecht,
Er nimmt sein Beil zurecht,
Haut's Bäumlein in die Wurzel,
Umfällt's mit Gepurzel;
Nun hact er's klein und fraus
Und trägt das Holz nach Haus
Und legt von Zeit zu Zeit
In den Ofen ein Scheit.

Das größte Scheit von allen
Ist uns für's Haus gefallen;
Das soll die Magd uns hohlen,
So legen wir's auf die Kohlen;
Das soll die ganze Wochen
Uns unsre Suppe kochen.

Oder willst du lieber Brei?
Das ist mir einerlei.

37. Die Gebrüder Wilhelm und Jakob Grimm.

Jakob (1785 — 1863), Wilhelm (1786 — 1859).

1. Die Bremer Stadtmusikanten.

(Kinder- und Hausmärchen, 1812 u. ff.)

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der Esel merkte, daß kein Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. „Dort“ dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden.“ Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappete, wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel. „Ach!“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da habe ich Reißaus

genommen; aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?“ „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh' mit und laß dich auch bei der Musik annehmen.“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze am Wege und machte ein Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?“ fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht,“ antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer, wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze war's zufrieden und ging mit. Daraus kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hofe vorbei, da saß auf dem Thore der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab' ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn, weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Tücher gewaschen hat und sie trocken will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schreie ich aus vollem Halse, so lange ich noch kann.“ „Ei was, du Rothkopf,“ sprach der Esel, „zieh' lieber mit uns fort nach Bremen, etwas besseres, als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um; da dächte ihn, er sähe in der Ferne ein Flinkchen brennen und rief seinen Gefellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheint ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut.“ Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich an's Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. „Was ich sehe?“ antwortete der Esel: „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen sich's wohl sein.“ „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ja, ja, ach wären wir erst da!“ sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen. Endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschah war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krächte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhrn bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gefellen an den Tisch, nahmen mit dem Vorlieb, was übrig geblieben war und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken, und weil sie müde waren von ihrem langen Wege, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen in's Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgesandte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm in's Gesicht, spie und kratzte. Da erschraf er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn in's Bein; und als er über den Hof an dem Mistte vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuße; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe gewekt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Rikeriki!“ Da lief der Räuber so schnell als er konnte zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräßliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich in's Bein gestochen, und auf dem Hofe

siegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schalm her! Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht wieder in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

2. Der geschiedte Hans.

Hansens Mutter fragt „wohin, Hans?“ Hans antwortet „zur Grethel.“ „Machs gut, Hans.“ „Schon gut machen. Adies, Mutter.“ „Adies, Hans.“

Hans kommt zur Grethel. „Guten Tag, Grethel.“ „Guten Tag, Hans. Was bringst du Gutes?“ „Bring nichts, gegeben han.“ Grethel schenkt dem Hans eine Nadel. Hans spricht „Adies, Grethel.“ „Adies, Hans.“

Hans nimmt die Nadel, steckt sie in einen Heuwagen und geht hinter dem Wagen her nach Hans. „Guten Abend, Mutter.“ „Guten Abend, Hans. Wo bist du gewesen?“ „Bei der Grethel gewesen.“ „Was hast du ihr gebracht?“ „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat dir Grethel gegeben?“ „Nadel gegeben.“ „Wo hast du die Nadel, Hans?“ „In Heuwagen gesteckt.“ „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußttest die Nadel an den Ermel stecken.“ „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin, Hans?“ „Zur Grethel, Mutter.“ „Machs gut, Hans.“ „Schon gut machen. Adies, Mutter.“ „Adies, Hans.“

Hans kommt zur Grethel. „Guten Tag, Grethel.“ „Guten Tag, Hans. Was bringst du Gutes?“ „Bring nichts, gegeben han.“ Grethel schenkt dem Hans ein Messer. „Adies, Grethel.“ „Adies, Hans.“

Hans nimmt das Messer, steckt an den Ermel und geht nach Hans. „Guten Abend, Mutter.“ „Guten Abend, Hans. Wo bist du gewesen?“ „Bei der Grethel gewesen.“ „Was hast du ihr gebracht?“ „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat dir Grethel gegeben?“ „Messer gegeben.“ „Wo hast du das Messer, Hans?“ „An den Ermel gesteckt.“ „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußttest das Messer in die Tasche stecken.“ „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin, Hans?“ „Zur Grethel, Mutter.“ „Machs gut, Hans.“ „Schon gut machen. Adies, Mutter.“ „Adies, Hans.“

Hans kommt zur Grethel. „Guten Tag, Grethel.“ „Guten Tag, Hans. Was bringst du Gutes?“ „Bring nichts, gegeben han.“ Grethel schenkt dem Hans eine junge Ziege. „Adies, Grethel.“ „Adies, Hans.“

Hans nimmt die Ziege, bindet ihr die Beine und steckt sie in die Tasche. Wie er nach Hans kommt, ist sie erstickt. „Guten Abend, Mutter.“ „Guten Abend, Hans. Wo bist du gewesen?“ „Bei der Grethel gewesen.“ „Was hast du ihr gebracht?“ „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat dir Grethel gegeben?“ „Ziege gegeben.“ „Wo hast du die Ziege, Hans?“ „In die Tasche gesteckt.“ „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußttest die Ziege an ein Seil binden.“ „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin, Hans?“ „Zur Grethel, Mutter.“ „Machs gut, Hans.“ „Schon gut machen. Adies, Mutter.“ „Adies, Hans.“

Hans kommt zur Grethel. „Guten Tag, Grethel.“ „Guten Tag, Hans. Was bringst du Gutes?“ „Bring nichts, gegeben han.“ Grethel schenkt dem Hans ein Stück Speck. „Adies, Grethel.“ „Adies, Hans.“

Hans nimmt den Speck, bindet ihn an ein Seil und schleift hinter sich her. Die Hunde kommen und fressen den Speck ab. Wie er nach Hans kommt, hat er das Seil an der Hand, und ist nichts mehr daran. „Guten Abend, Mutter.“ „Guten Abend, Hans. Wo bist du gewesen?“ „Bei der Grethel gewesen.“ „Was hast du ihr gebracht?“ „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat dir Grethel gegeben?“ „Stück Speck gegeben.“ „Wo hast du den Speck, Hans?“ „Ans Seil gebunden, heim geführt, Hunde weggeholt.“ „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußttest den Speck auf dem Kopf tragen.“ „Thut nichts, besser machen.“

„Wohin, Hans?“ „Zur Grethel, Mutter.“ „Machs gut, Hans.“ „Schon gut machen. Adies, Mutter.“ „Adies, Hans.“

Hans kommt zur Grethel. „Guten Tag, Grethel.“ „Guten Tag, Hans. Was bringst du Gutes?“ „Bring nichts, gegeben han.“ Grethel schenkt dem Hans ein Kalb. „Adies, Grethel.“ „Adies, Hans.“

Hans nimmt das Kalb, setzt es auf den Kopf, und das Kalb zertritt ihm das Gesicht. „Guten Abend, Mutter.“ „Guten Abend, Hans. Wo bist du gewesen?“ „Bei der Grethel gewesen.“ „Was hast du ihr gebracht?“ „Nichts gebracht, gegeben hat.“ „Was hat dir Grethel gegeben?“ „Kalb gegeben.“ „Wo hast du das Kalb, Hans?“ „Auf den Kopf ge-

setzt, Gesicht zertreten.“ „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußtdest das Kalb leiten, und an die Kaufe stellen.“ „Thut nichts, besser machen.“ „Wohin, Hans?“ „Zur Grethel, Mutter.“ „Machs gut, Hans.“ „Schon gut machen.“ „Adies, Mutter.“ „Adies, Hans.“ Hans kommt zur Grethel. „Guten Tag, Grethel.“ „Guten Tag, Hans. Was bringst du Gutes?“ „Bring nichts, gegeben han.“ Grethel sagt zum Hans „ich will mit dir gehen.“

Hans nimmt die Grethel, bindet sie an ein Seil, leitet sie, führt sie vor die Kaufe und knüpft sie fest. Darauf geht Hans zu seiner Mutter. „Guten Abend, Mutter.“ „Guten Abend, Hans. Wo bist du gewesen?“ „Bei der Grethel gewesen.“ „Was hast du ihr gebracht?“ „Nichts gebracht.“ „Was hat dir Grethel gegeben?“ „Nichts gegeben, mitgegangaen.“ „Wo hast du die Grethel gelassen?“ „Am Seil geleitet, vor die Kaufe gebunden, Gras vorgeworfen.“ „Das hast du dumm gemacht, Hans, mußtdest ihr freundliche Augen zuwerfen.“ „Thut nichts, besser machen.“

Hans geht in den Stall, sticht allen Kälbern und Schafen die Augen aus und wirft sie der Grethel ins Gesicht. Da wird Grethel böse, reißt sich los und läuft fort, und ist Hansens Braut gewesen.

38. H. Christian Andersen.

(1805 — .)

1. Der Buchweizen.

(Märchen für Kinder, 1837.)

Ich will euch etwas erzählen, das hat mir der Sperling gesagt, und der Sperling hat es von dem alten Weidenbaum. Es ist ein so ehrwürdiger, großer Weidenbaum, aber verküppelt und alt. Er ist mitten durchgeborsten, und es wächst Gras und Brombeer daraus; der Baum steht ganz geblickt, und die Zweige hängen ihm auf die Erde, wie langes, grünes Haar. —

Auf allen Feldern rings umher wuchs Korn, Roggen, Gerste, Hafer. Ja, ja, der herrliche Hafer! wenn er reif ist, sieht er aus, wie lauter kleine, gelbe Kanarienvögel auf einem Zweige. Das Korn stand so schön, und je schwerer es war, desto tiefer und demüthiger neigte es sich.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, das war dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigte sich nun durchaus nicht, wie das übrige Korn, sondern prangte stolz und steif. „Ich bin wohl so reich, wie die Ahre,“ sagte er. „Und dann bin ich weit hübscher; meine Blumen sind schön, wie Apfelblüthen. Sag, kannst du etwas Prachtigeres sehen, als mich, du alter Weidenbaum?“ Und der alte Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade, als wollte er sagen: „Ei, ja freilich!“ Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmuth und sprach: „Der dumme Baum! er ist so alt, daß ihm das Gras aus dem Leibe wächst.“

Nun zog ein gar böses Wetter auf. Alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen und duckten ihre Köpfschen, während der Sturm über sie wegfuhr; nur der Buchweizen prangte in seinem Stolze. „Ducke dich, wie wir!“ sagten die Blumen. „Senke dein Haupt, wie wir!“ rief das Korn. „Sieh, der Sturmvogel kommt geflogen, der hat Flügel, die langen von den Wolken bis gerade herunter auf die Erde, und er schlägt dich mitten durch, ehe du um Gnade bitten kannst!“ — „Ich will mich nicht beugen!“ sagte der Buchweizen. „Thue deine Blumen zu und neige deine Blätter,“ warnte jetzt der alte Weidenbaum. „Sieh nicht auf von der Erde; denn wenn der Blitz kommt, kann man durch die Wolken gerade in den Himmel sehen, und das leidet Gott nicht, auch nicht einmal von den großen Menschen, wie viel weniger von uns.“ — „Nun will ich gerade hineinsehen,“ prahlte der Buchweizen. Und er that es, und es war, als ob die Welt brennte, so blitzte es.

Darnach, als das böse Wetter vorbei war, standen die Blumen und das Korn so frisch und keck in der stillen, reinen Luft. Aber der Buchweizen war vom Blitz kohlschwarz gebrannt und war nur ein todttes Antraut auf dem Felde. Und der alte Weidenbaum schüttelte sich, und es fielen große Tropfen von den grünen Blättern, wie wenn er weinte. Da fragten ihn die Sperlinge: „Was weinst du, Alter? Sieh, wie die Sonne scheint!“ Und der Weidenbaum erzählte den Sperlingen die ganze Geschichte vom Buchweizen. Und Abends haben es mir die wiedererzählt, als ich sie um ein Märchen bat.

2. Die Stopfnadel.

Es war einmal eine Stopfnadel, die dünkte sich so fein, daß sie sich einbildete, sie sei eine Nähnadel.

„Paßt nur hübsch auf, daß ihr mich festhaltet!“ sagte die Stopfnadel zu den Fingern, die sie hervornahmen. „Laßt mich nicht fallen! Falle ich auf die Erde, so findet man mich bestimmt nimmermehr wieder, so fein bin ich.“

„Das geht noch an,“ sagten die Finger, und damit faßten sie sie um den Leib.

„Seht, ich komme mit Befolge!“ sagte die Stopfnadel und zog einen langen Faden nach sich, aber es war kein Knoten an diesem Faden.

Die Finger richteten die Nadel gerade gegen den Pantoffel der Köchin. An dem war das Oberleder entzwei, das sollte zusammengeheftet werden.

„Das ist gemeine Arbeit!“ sagte die Stopfnadel. „Ich komme nimmermehr hindurch, ich breche, ich breche!“ Und wirklich, sie brach. „Sagt' ich's nicht,“ sagte die Stopfnadel, „ich bin zu fein!“

„Nun taugt sie gar nichts,“ sagten die Finger, aber sie mußten sie doch festhalten, die Köchin tröpfelte Lack auf die Nadel und steckte vorn ihr Tuch damit fest.

„So, nun bin ich eine Busennadel!“ sagte die Stopfnadel. „Ich wußte es wohl, daß ich zu Ehren käme; ist man was, so wird man was!“ und damit lachte sie in sich hinein; denn man kann niemals einer Stopfnadel ansehen, wenn sie lacht. Da saß sie nun so stolz, wie in einer Staatskutsche und sah nach allen Seiten.

„Mit Erlaubniß zu fragen, sind Sie von Gold?“ fragte sie die Stecknadel, die ihre Nachbarin war. „Sie haben ein herrliches Außere und einen eigenen Kopf; aber klein ist er nur! Sie müssen sich Mühe geben zu wachsen, denn nicht ein jedes wird mit Lack betröpfelt!“ Und damit richtete sich die Stopfnadel so stolz in die Höhe, daß sie aus dem Tuche fiel und gerade in den Kinnstein, den die Köchin auspülte.

„Nun gehen wir auf Reisen!“ sagte die Stopfnadel. „Wenn ich nur nicht verkomme!“ Aber sie verkam wirklich.

„Ich bin zu fein für diese Welt,“ sagte sie, als sie im Kinnsteine lag; „aber ich weiß, wer ich bin, und das ist immer ein kleines Vergnügen!“ Und die Stopfnadel behielt ihre stolze Haltung und verlor ihre gute Laune nicht. —

Und es schwamm allerlei über sie hin, Späne, Strohhalme und Stücke von alten Zeitungen. „Seht nur, wie sie segeln!“ sagte die Stopfnadel. „Die wissen nicht, was unter ihnen steckt! Ich stecke, ich sitze hier! Sieh, da geht nun ein Span, der denkt an nichts in der Welt, als an sich selbst, an einen „Span!“ Da treibt ein Halm, nein, wie der sich dreht, wie der sich wendet! Denk' doch nicht nur an dich selbst, du könntest leicht an einen Stein anrennen. Da schwimmt ein Stück Zeitung! Was darin steht, ist längst vergessen, und doch spreizt sie sich! Ich sitze geduldig und still; ich weiß, wer ich bin, und das bleibe ich doch!“

Eines Tags lag etwas dicht neben ihr, das glitzerte so prächtig, und da glaubte die Stopfnadel, daß es ein Diamant sei; aber es war eine Flaschenscherbe, und weil es glänzte, so rebete die Stopfnadel es an und stellte sich als Busennadel vor.

„Sie sind wohl ein Diamant?“

„Ja, so etwas der Art!“ Und da glaubte eines vom andern, es wäre etwas recht kostbares, und sie sprachen davon, wie doch die Welt so hochmüthig sei.

„Ich bin bei einer Mamsell in der Schachtel gewesen,“ sagte die Stopfnadel, „und diese Mamsell war Köchin; an jeder Hand hatte sie fünf Finger; etwas so Eingebildetes, wie diese Finger, habe ich nie gesehen, und sie waren doch nur da, um mich aus der Schachtel zu nehmen und wieder in die Schachtel zu legen!“

„Waren sie denn vornehm?“ fragte die Flaschenscherbe.

„Bornehm!“ sagte die Stopfnadel, „nein, aber hochmüthig! Es waren fünf Brüder, alle geborene „Finger.““ Sie hielten sich stolz neben einander, obgleich sie von verschiedener Länge waren; der äußerste, der Däumling, war kurz und dick, der ging außen vor dem Gliede, hatte auch nur ein Gelenk im Rücken und konnte nur eine Verbeugung machen, aber er sagte: Wenn er vom Menschen abgehakt würde, so taue der nicht mehr zum Kriegsdienst. Leckermaul, der zweite Finger, kam sowohl in Süßes, wie in Saures, zeigte auf Sonne und Mond und er gab den Druck, wenn sie schrieben. Langmann, der dritte, sah die andern alle über die Achsel an. Goldbrand, der vierte, ging mit einem Goldbrand um den Leib, und der kleine Peter Spielmann that gar nichts und darauf war er stolz. Prahlerei war's und Prahlerci blieb's, und darum ging ich fort!“

„Und nun sitzen wir hier und glitzern,“ sagte die Flaschenscherbe.

In demselben Augenblicke kam mehr Wasser in den Kinnstein, es strömte über seine Grenzen und riß die Flaschenscherbe mit sich fort.

„So, nun wurde die besfordert!“ sagte die Stopfnadel; „ich bleibe sitzen, ich bin zu fein; aber das ist mein Stolz und der ist achtbar!“ Und sie saß so stolz da und hatte große Gedanken.

„Ich möchte fast glauben, ich sei von einem Sonnenstrahl geboren, so fein bin ich! Kommt es mir doch auch vor, als ob die Sonnenstrahlen mich immer unter dem Wasser

suchten. Ach! ich bin so fein, daß meine Mutter mich nicht finden kann. Hätte ich mein altes Auge, welches abbrach, ich glaube, ich könnte weinen; aber ich thät's nicht, — weinen, das ist nicht fein!"

Eines Tages lagen ein paar Straßenzungen da und wühlten im Müllstein, wo sie alte Nägel, Pfennige und solche Sachen fanden. Es war eine schmutzige Arbeit, aber es war nun so ihr Berantügen.

"Au!" schrie der eine, der sich an der Stopfnadel stach, „das ist mal ein Kerl!"

„Ich bin kein Kerl, ich bin ein Fräulein!" sagte die Stopfnadel, aber es hörte es niemand; der Lack war abgegangen und schwarz war sie auch geworden! aber schwarz macht schlanker, und da glaubte sie, sie sei noch feiner, als früher.

„Da kommt eine Eierschale geseget!" sagten die Zungen, und dann steckten sie die Stopfnadel in der Eierschale fest.

„Weiße Wände und selbst schwarz," sagte die Stopfnadel, „das kleidet gut! Nun kann man mich doch sehen! Wenn ich nur nicht seekrank werde, denn dann breche ich!" Aber sie wurde nicht seekrank und brach nicht.

„Es ist gut gegen die Seekrankheit, wenn man einen Stahlmagen hat und dann auch nicht vergiftet, daß man ein bißchen mehr ist, als ein Mensch! Nun ist meine Seekrankheit vorüber! Je feiner man ist, desto mehr kann man vertragen."

„Krach!" sagte die Eierschale; es ging ein Rollwagen über sie.

„Himmel, wie das drückt!" sagte die Stopfnadel; „nun werde ich doch seekrank! Ich breche!" Aber sie brach nicht, obgleich ein Rollwagen über sie ging; sie lag der Länge lang, und so mag sie liegen bleiben.

B. Literaturbilder

aus den Werken der Historiker und Philosophen.

1. Friedrich Christian Schloffer.

(1776 — 1861.)

Friedrich Wilhelm I.

(Aus: Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs, 1836.)

Der boshafte Witz der in der französischen Schule gebildeten Spötter hat sich der Geschichte dieses Königs bemächtigt und hat seine Schattenseite so grell gemacht, daß man Mühe hat, die Manier dieser kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte der Zeit und der Bildung, welche eine solche Diktatur oder Despotie forderte, ohne Vorurtheil zu betrachten. Der Meister des bitteren Spotts und geistreicher Verhöhnung, Voltaire, hat auf den ersten Seiten des Buchs, das er seine Denkwürdigkeiten nennt, alles Lächerliche und Gehässige zusammengestellt, was sich von einem geizigen und tyrannischen Regenten und von der unseligen Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, die unter ihm in Deutschland stattfand und hie und da noch stattfindet, Nachtheiliges und Empörendes sagen läßt. Pölnitz, ein Mann von ähnlichem Witz und gleicher Bildung mit Voltairen, hat zu der allgemeinen Schilderung, die dieser gegeben hatte, die einzelnen Züge hinzugesetzt: und Voltaire's Freundin und Korrespondentin, die Fürstin von Bayreuth, hat ihren eignen Vater in den Denkwürdigkeiten, die man vor fünfundsiebenzig Jahren hervorgezogen hat, fast noch schlimmer behandelt, als Voltaire selbst. Wer indessen das Buch der preussischen Prinzessin, welches wohl hätte ungeschrieben oder wenigstens imgedruckt bleiben können, aufmerksam liest, würde gewiß, wenn er wählen müßte, der durch Beispiel und Wirkung abschreckenden, geraden, berben, einfachen und doch

wieder hiedern deutschen Rohheit und Barbarei des Königs vor der falschen, prahlenden, eiteln, boshaften, verschwenderischen, französischen Hofbildung seiner Tochter, wie sie sich in dem Buche ausspricht, den Vorzug geben. Des Königs Geiz, dessen Übermaß lächerlich und gehässig ward, schaffte in einer Zeit, wo Verschwendung an der Tagesordnung der Höfe war, seinem Nachfolger die Mittel, den deutschen Namen, der damals unter allen Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen; Friedrich Wilhelm zeigte außerdem dem deutschen Bürgermann, den er dadurch ehrte, daß er sich nach seiner Weise kleidete, daß er wie dieser lebte und speisete und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Spekulationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen; er zeigte dem deutschen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer, der Lage des Landes und den Umständen nach, nie zu theil werden können, und dem die Reichthümer des verschwendenden Adels fehlten, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern die Verachtung kostbarer Vergnügungen und einfaches Leben reich mache. Von Böllerei, von Virtuosität im Trinken, von genialer Lieberlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede; aber freilich auch von feiner Bildung und seinem Streben, das nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung der Wissenschaft kam, muß man bedenken, daß die französische Bildung, welche seine Mutter und sein Erzieher der herben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten deutschen Natur Friedrich Wilhelms hatten aufdringen wollen, diesem eben so widrig und lästig war, als der unsinnige Aufwand und die französisch-italienisch-spanische Etikette am Hofe seines Vaters. Eine deutsche Bildung gab es gar nicht (das werden wir unten beweisen), und Weber in seinem veränderten Rußland versichert uns ganz ausdrücklich, daß alle deutschen Vornehmen die deutsche Sprache und ihren Gebrauch verachteten; die Frommen aber, denen Friedrich Wilhelm neben Offizieren und Soldaten ganz allein einiges Vertrauen schenkte, haßten und verfolgten jede Philosophie und Poesie, wenn sie nicht etwa geistlich war.

Sollte man die Verbindung der Frömmigkeit und Barbarei bei Friedrich Wilhelm auffallend finden und ihn tadeln, daß er den Philosophen Wolf wie einen Räuber aus Halle jagte, so muß man wissen, daß die beiden frommen Männer in Halle, Lange und Franke, den König deshalb lobten. Einige Beispiele werden übrigens zeigen, daß Fürsten und freie Städte für die Sache des reinen und wahren Glaubens damals nicht weniger grausam waren, als die vorgeblichen Freunde der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zur Schreckenszeit für ihre Träume.

Wäre hier der Ort, die Pedanterei und Tyrannei der Schulen, Kirchen und ihrer lächerlichen Monarchen ausführlich anschaulich zu machen, von dem Hochmuth und dem Trotz der Beamten und des Adels zu handeln und dies alles mit den vorher angeführten Lastern und der Verschwendung der Höfe zu vergleichen, so wäre es leicht, Friedrich Wilhelms Autokratie zu rechtfertigen. Er übte im Namen und im Sinn des Bürgerstandes eine gleichmachende Willkür; edel und liebenswürdig war er freilich nicht.

Um zu zeigen, wie er gegen die Adelsbildung und akademisch-französische Gelehrsamkeit der Zeiten seines Vaters die deutsche Derbheit seines Charakters geltend machte, mögen einige Beispiele folgen. In seiner Zeit, wie heutiges Tages, war es an den Höfen vornehm, französisch zu sprechen; nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man deutsch, unter sich radbrechte man lieber französisch, als daß man sich im guten Deutsch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der französischen Sprache ganz mächtig, er ließ, weil er die herrschende Sitte der Höfe nicht ändern konnte, auch seine Familie französisch erziehen, sprach, wenn der Anstand bei fremdem Besuch es erforderte, selbst französisch, duldete aber gleichwohl nur die deutsche Sprache in seinen Abendzirkeln, unterhielt sich nur deutsch mit seiner Familie und mit den Gesandten deutscher Mächte. Sein gesunder Sinn verspottete und verhöhnte daher auch seines Vaters oder vielmehr seiner Mutter ganz nach französischem Muster eingerichtete, in Deutschland, wo so vieles Nützliche fehlte, ganz unpassende Berliner Akademie als ein leeres Schaudepränge. Nur einmal, bei einer wunderbaren Genesung, erkannte er die Arzneiwissenschaft als abhängig von den Naturwissenschaften und schenkte der Akademie für diese eine kleine Summe. Er umgab sich daher auch nicht, wie alle andern Fürsten, mit Franzosen und Italienern; er schickte nicht fremde Grafen und Marquis, wie man damals zu thun pflegte, als seine Gesandte an fremde Höfe, weil er sehr verständig behauptete, „zu seinen Geschäften habe er Deutsche genug, und ein zierliches Compliment in französischer und italienischer Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu lassen, sei des Geldes nicht werth, welches er dem Fremden geben müsse.“

Die derbe Unwissenheit des Königs und sein Haß gegen Wissenschaft wird dadurch entschuldigt, daß Gelehrsamkeit und Wissen seiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, sah er, im Leben und in Büchern, zu seiner Zeit nur das Abgeschmackte der deutschen Gelehrsamkeit, des Bücher Schreibens und der unsinnigen Citirwuth, die sein natürlicher

Verstand in ihrem wahren Lichte sah. Der König sagte mit Recht: Er wolle von den Leuten, die in dreifsig Sprachen Verse machten, und alle Bücher, die über die verschiedenen Theile der Wissenschaften geschrieben worden, an den Fingern herzhählen könnten, gar nichts wissen, er wolle Leute, die Urtheilskraft hätten und Fähigkeit und Übung, diese schnell zu gebrauchen. Wenn er daher jemanden befragte, und dieser nach der in Schulen und Universitäten auch jetzt noch immer gebräuchlichen Weise einen berühmten Mann, wie das heißt, nach dem andern citirte, die dieses oder jenes gesagt habe, so schnitt die deutsche Natur gleich ab und sagte: Er wolle nicht wissen, was dieser oder jener gesagt habe, sondern was der Befragte davon halte. Er selbst, wie der Theil seiner Nation, dessen Vertreter er war, hatte von Poesie und Philosophie, oder was damit vermandt war, freilich keinen Begriff, er schrieb eben so ungrammatisch als unorthographisch; allein er sah gleichwohl das Bedürfniß der praktischen Wissenschaften für eine Zeit, wo Deutschland noch im Zustande des Mittelalters verbarrete, sehr gut ein.

Friedrich Wilhelms Polizei duldete freilich keine freie Äußerung irgend einer Meinung über Staatsfachen; es fiel aber auch damals keinem Deutschen ein, gegen die Obrigkeit, wie man sagte, eine Meinung zu haben. Das Nützliche der Zeitungen sah der König gleichwohl sehr gut ein. Er selbst hielt statt kostbarer Gesandtschaften die holländischen Zeitungen (die einzigen außer den englischen, worin man politische Nachrichten von einiger Bedeutung aufnehmen durfte), die Pariser, Frankfurter, Hamburger, Leipziger, Breslauer und Wiener, und einer von seinen Leuten mußte aus diesen bei Tisch oder in der Tabaksgesellschaft erzählen oder die Artikel erklären. Er wollte anfangs in seinen Staaten gar keine Zeitung dulden, als aber seine Armee rühmlich gegen die Schweden focht, durften, weil er gern ihre Thaten bekannt machen wollte, die Berliner Zeitungen wieder erscheinen; aber diese standen unter so strenger Censur, daß, wer wissen wollte, was in Potsdam vorging, die Leidner Zeitung halten mußte. Der Erklärer der Zeitungen von Gündling, den der König, um die damalige lächerliche Gelehrsamkeit, Eitel und Mangsucht zu verspotten, mit allen gelehrten Würden, mit Titeln und Auszeichnungen überhäufte, um ihn hernach auf eine sehr unzarte und rohe Weise der brutalsten Behandlung preiszugeben, hatte viele gelehrte historische Bücher geschrieben und war das Bild des todtten Wissens und der damit verbundenen Gemeinheit der Seele, die in Deutschland gehegt wurde.

Die gelehrte römische Rechtswissenschaft schien dem König ebenfalls für das praktische Leben in Deutschland mehr hinderlich als förderlich, weil die Dauer der Prozesse und die Chikanen der Rechtsgelehrten durch die übertriebene Anglisthmet, irgend eine Form oder Formel zu übergehen, unendlich werde. Wenn er daher den berühmten Heineccius, den die Holländer nach Leiden riefen, und um dessen Verabschiedung sie ihn baten, nicht aus dem Lande lassen wollte, so war dies nicht Achtung gegen die Rechtsgelehrsamkeit; sondern theils wollte er die Hallenser des Mannes nicht berauben, den er als sein Eigenthum betrachtete, theils antwortete er den Holländern ganz offen: „Da sie nicht litten, daß er große Leute für sein Regiment aus den Niederlanden ziehe, so wolle er auch nicht zugeben, daß der Jurist zu ihnen komme.“ Was er vom römischen Recht in deutschem Lande hielt, zeigte er auch dadurch, daß er den verrückten Bartholdy, der in seiner Gesellschaft ebenfalls mit barbarischem handgreiflichen Spotte verhöhnt war, als Professor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder schickte.

Wie unglücklich übrigens das Verhältniß war, welches Eigenthum und Leben der Unterthanen ohne alle schützende Form dem gesunden Verstande eines nach Bauernart urtheilenden Königs unterwarf, davon gibt die Rechtspflege, die er übte, ein schreckliches Beispiel. Nach seinem gesunden Verstande urtheilte er, wenn von Prozessen die Rede war, ganz richtig, daß es ja unsinnig sei, wenn ein Bauer um einen Acker in Pommern Streit habe, die Gelehrten erst zu fragen, was die alten Juristen und Justinian in ähnlichen Fällen für Recht gehalten, und einen Beklagten Jahre lang in Haft zu halten, ehe nur sein Prozeß angefangen werde; wenn er aber die Proccedur nach seiner Art abkürzte, dann sah man den Nutzen der Form freilich. Er erleichterte das Rechtssprechen und half schnell zu Recht oder Unrecht; allein alle gesetzliche Ordnung hörte dabei auf, und selbst unter Türken und Barbaren magt der Regent selten ungestraft, was der König von Preußen wagen durfte. Er mischte sich, wenn es ihm einfiel, in die Criminalgerichtsbarkeit wie in die Gesetzgebung und verordnete, was ihm beliebte, ohne auf das vorher bestandene Gesetz, auf das Herkommen oder auf Menschlichkeit Rücksicht zu nehmen. Er verhängte die grausamsten Torturen und Strafen. Personen, die durch irgend eine Handlung oder auch nur durch Worte sein Mißfallen auf sich zogen, oder seinen Ideen von Keuschheit und seinem löblichen Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden entweder von ihm persönlich mißhandelt, wenn sie ihm begegneten, oder zu den grausamsten Strafen verurtheilt. Jedermann, besonders Frauen und Kinder, zitterten, wenn sie den König aus der Ferne kommen sahen, weil er sie über Geschäfte oder über ihre Kleidung zu befragen und, wenn das eine oder das andere ihm mißfiel, sie mit dem Stode zu besserer Zucht zu treiben pflegte. Auch die Flucht war nicht immer rathsam; denn der König, mochte er nun zu Pferde, im Wagen oder zu Fuß sein, sandte jemand hinter sie her, und sie waren glücklich, wenn sie mit harten

Vorwürfen oder mit Stockschlägen davon kamen und nicht auf einige Tage oder Wochen ins Zuchthaus oder nach Spandau geschickt wurden. Von seinen Strafen geben seine Lebensbeschreiber die Beispiele, daß er Kindesmörderinnen in Säcken, die sie selbst machen mußten, ins Wasser werfen, daß er junge Leute, die ihr Hab und Gut verschwendeten, nach Spandau oder in ein andres Zuchthaus bringen ließ. Des Königs Lobredner fügt hinzu, ein solcher sitze noch jetzt im Zuchthaus in Halle, wo er es übrigens, meint dieser Schriftsteller im Geiste seiner Zeit hinzusetzen zu müssen, ganz gut habe und auch unterrichtet werde. Viele wurden ohne weiteres auf den hölzernen Esel gesetzt, oder an den Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden nach Buxtehude geholt, wo der König selbst unmittelbar über sie entschied und die Strafe augensichtlich vollziehen ließ.

In seinem Palaß und in seiner Familie hielt er übrigens auf dieselbe Ordnung, die er in Bürgerhäusern wollte beobachtet wissen.

Diese Manier des Königs machte ihn zum mächtigen Schützer der Bürger gegen übermüthige Junker. Das erklärte er selbst, als ihm die ritterschaftlichen Herren eine französisch abgefaßte Vorstellung übergaben, und er spöttisch und lakonisch deutsch, französisch und lateinisch antwortete. Die vornehmen Säuer und Schuldenmacher, von denen alle Höfe damals voll waren, durften sich bei Friedrich Wilhelm nicht sehen lassen, und die Junker mußten, so sehr sie widerstrebten, die Vorrechte des Mittelalters, die mit den Forderungen der neuen Zeit nicht zu vereinigen waren, aufgeben. Sie mußten statt der Stellung der Rittersperde eine regelmäßige Abgabe entrichten, mußten die Verwandlung der Lehen in Eigenthum, womit sie anfangs wegen der allerdings eigenmächtig aufgedrungenen Bedingung nicht zufrieden waren, sich gefallen lassen; sie mußten ihrem Anspruch, die Domainen nach ihrer Art zu benutzen, entsagen; adlige Pachtungen hörten auf, damit bessere Bewirthschaftung eintreten könne. Der König zeigte sich, wenn es Gerechtigkeit oder sein Geldinteresse galt, ganz unerbittlich, und jede Rücksicht des Standes verschwand. Das zeigte er, als er den Sproßling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie summarisch aufknüpfen ließ; er bewies es auch gegen seinen eigenen Sohn, den großen Friedrich, als ihn dessen allerdings anstößiger Lebenswandel und Schulden ärgerten, und gegen dessen Freund von Katt, der sterben mußte, obgleich die ersten und würdigsten Herrn des Reichs seine nächsten Anverwandten waren.

Was die Mode angeht, so wollte sein militärisches Auge nur Köpfe sehen; Haarbeutel und eine gewisse bunte Kleidung der damaligen Pariser Mode war ihm tödtlich verhaßt, niemand wagte in Berlin, darin zu erscheinen, und die französische Gesandtschaft war nicht wenig überrascht, bei einer großen Revue die Pariser Tracht, in der sie erschien, an den Profosen aller Regimenter zu erblicken, die auch alle mit Haarbeuteln versehen waren.

Schauspieler duldete Friedrich Wilhelm nicht, am wenigsten italienische und französische, die damals alle Höfe bevölkerten. Er war aller Poesie Feind, war aber ein Muster bürgerlicher Rechtslichkeit und Frömmigkeit.

2. Friedrich Ludwig Georg von Raumer.

(1781 — 1873.)

Die Eroberung Jerusalems.

(Aus: Geschichte der Hohenstaufen, 1823—25.)

Die Furcht vor der baldigen Ankunft der Ägypter erzwang den Beschluß, Jerusalem so gleich entscheidend zu bestürmen, und zu diesem wichtigen Unternehmen wollte man den Beistand des Himmels erleben. Deshalb versammelten und ordneten sich die Fürsten und die Pilger in ihrer besten Waffenrüstung, und die Bischöfe nebst anderen Geistlichen führten, weiß gekleidet und Kreuze tragend, den Zug unter feierlichem Gesange erst in die Kirche der heiligen Maria im Süden der Stadt, dann zum Ölberge. Die Saracenen, welche anfangs kaum wußten, was diese geordneten Bewegungen, dieses Singen und Lobpreisen bedeuten sollte, verhöhnten die Christen und trieben mit dem Zeichen des Kreuzes beleidigenden Spott; ja sie verwundeten selbst einige Pilger, welche sich den Mauern zu sehr genähert hatten, mit Pfeilen. Aber durch dies alles ließen sich die Wallfahrer nicht irre machen in ihrem Beginne, und Peter der Einsiedler und Arnulf, der Kapellan des Herzogs von der Normandie, sprachen auf dem Ölberge zu den Versammelten:

„Der Beistand Gottes, unseres Herrn, und seines Sohnes Jesu Christi hat uns bisher errettet aus unzähligen Gefahren; wir nahen der letzten Anstrengung, dem Ziele unserer Wallfahrt, der Eroberung der heiligen Stadt. Auch hierzu wird uns jene höhere Hilfe nicht fehlen, wenn wir Liebe zu einander tragen und uns nicht gegenseitig verfolgen; wenn wir das Himmlische vor Augen behalten und nicht um Irdisches rechten; wenn wir nicht den höchsten Zweck

aufgeben um kleiner Gründe willen. Abgeschnitten von der Christenheit, rings umgeben von grausamen Feinden, müssen wir siegen oder untergehen. Alles, was wir bisher erkämpften, geht verloren, aller Ruhm, den wir erwarben, verkehrt sich in Hohn und Tadel — wenn nicht ein glücklicher Erfolg diese letzte Unternehmung krönt, wenn wir Jerusalem nicht aus den Händen der Ungläubigen erlösen. Seht hinab in die Stadt, seht, wie die Ungläubigen alle heiligen Orte besudeln und Christum zum zweiten Male geißeln und kreuzigen! Aber nach wenigen Stunden wird der König der Ehren demüthig Glaubenden den Sieg verleihen und den Stolz der Ungläubigen zu Schanden machen. Die vom Abend kommen, sührten den Herrn, und die aus dem Morgenlande werden seinen Ruhm erfahren. Ihr aber, seid einig; denn ein jegliches Reich, spricht unser Herr, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste; und wir, die wir noch kein Reich gestiftet haben, sollten nicht verderben, wenn wir unter einander hadern? Sühnet Euch aus mit Euren Feinden, bereuet Eure Sünden, seid rastlos thätig an der Stelle, die Euch angewiesen wird zum Kampfe; nur dann möget Ihr mit Recht dem Himmel vertrauen.“

So sprachen Arnulf und Peter, worauf Tankred und der Graf von Toulouse — deren Zwistigkeit seither den größten Anstoß gegeben hatte — sogleich hervortraten und sich die Hände reichten. Diefem Beispiele folgten die Geringeren, und unter Freudenthränen und Umarmungen verbretete sich im ganzen Heere ein hoher Wille, entweder zu siegen, oder zu sterben. Allein nicht minder eifrig flehten die Bekenner Muhamed's in Gebeten, daß der Herr sein Haus und seine Stadt rein erhielte von den Bekennern „dreier Götter“ und anderer Menschenfakungen.

Gleich nach der Rückkunft von jener heiligen Wanderung begannen die Christen nähere Vorbereitungen zum Angriffe. Der Herzog von Lothringen, Robert von Flandern und Robert von der Normandie bemerkten hierbei, daß die Stadt ihrem Lager gegenüber nicht allein durch Mauern, sondern auch durch die stärkste Besatzung und das tüchtigste Kriegszeug besser als an allen andern Seiten gedeckt sei; deshalb veränderten sie klüglieh ihre Stellung in der Nacht vor dem beschlossenen Sturm, legten mit großer Mühe die Belagerungswerkzeuge auseinander, trugen sie morgenwärts, wo die Mauern niedriger und der Boden ebener war, und setzten dann alles mit großer Anstrengung wieder zusammen. Ein viereckiger, an's Thal Josaphat stoßender Stadthurm befand sich jetzt zu ihrer linken, das Stephansthor zu ihrer rechten Hand. Erstauit sahen die Muhamedaner beim Anbruche des Tages, daß des Herzogs Lager verschwunden war, und wähten, er sei davon gezogen; bald nachher entdeckten sie ihn aber mit dem Belagerungswerkzeuge an der gefährlichsten Stelle. Gleichzeitig aber hatte der Graf von Toulouse mit großem Kostenaufwande eine Vertiefung ausfüllen lassen, welche sich zwischen den Mauern und dem von ihm errichteten Thurne hinzog, so daß dieser nunmehr ohne Mühe der Stadt genähert werden konnte. Es waren aber die Thürme des Herzogs von Lothringen und des Grafen Raimund von gleicher Bauart, hoch, vierseitig und vorn mit einer doppelten Bedeckung von starken Brettern versehen. Die äußere Bedeckung konnte man oberwärts ablösen und einer Fallbrücke gleich auf die Mauern niederlassen; die innere, mit Häuten überzogen, schützte dann noch hinlänglich gegen Wurfgeschosse und Feuer.

Jetzt begann der Sturm. Zuerst schleuderten die Christen aus all ihrem Geschütze Pfeile und große Steine gegen die Mauer; allein ihre Kraft ging an den Säcken voll Stroh und Spreu, an dem Flechtwerke und an anderen weichen Gegenständen verloren, welche die Belagerten zum Schutze aufgehängt hatten. Kühner, als könnte persönlicher Muth allein entscheiden, nahen hierauf die Pilger den Mauern; aber Steine und Balken schmetterten sie zu Boden, brennende Pfeile setzten ihr Kriegszeug in Brand, hingeworfene Gefäße, mit Schwefel und lodendem Oel angefüllt, vermehrten die Bluth, und durch unaufsörliches Gießen von Wasser, durch Anstrengungen aller Art konnte man die Gefahren nicht besiegen, sondern kaum hemmen. So verging der erste Tag ohne Entscheidung, und nur ein Umstand erhöfte den Muth der Christen: daß die Saracenen, ungeachtet aller Bemühungen, nicht im Stande waren, ein heiliges Kreuz zu verletzen, welches man auf dem Thurne Gottfrieds von Bouillon errichtet hatte.

Die Nacht verfloß jetzt in gegenseitiger Furcht eines Überfalles, und die Wachen wurden verdoppelt. Wenigen aber war es gegeben, sich nach solcher Anstrengung und in der nahe Aussicht auf größere Thaten durch ruhigen Schlaf zu stärken. Auch erneute sich mit der Morgenröthe der Kampf heftiger noch, als am vergangenen Tage; denn die Christen waren erbitert, daß ihre früheren Hoffnungen getäuscht worden, und die Saracenen ahnten ihr Schicksal im Falle der Eroberung Jerusalems. Deshalb beschlugen die letztern einen ungeheuern Balken ringsum mit Nägeln und eisernen Haken, befestigten zwischen diesen Werrig, Stroh und andere brennbare Dinge, gossen Pech, Öl und Wachs darüber hin, steckten alles an mehreren Stellen zugleich in Brand und warfen dann den Balken mit ungeheurer Anstrengung zum Thurne des Herzogs von Lothringen. Schnell wollten ihn die Christen hinwegziehen, allein es mißlang, weil die Belagerten eine starke Kette um dessen Mitte geschlungen hatten und ihn

festhielten. Da hoffte man wenigstens die Flammen zu löschen, welche gewaltig um sich griffen und alle Werkzeuge der Pilger zu zerstören drohten; aber kein Wasser minderte die Gluth, und erst durch den glücklicherweise für solche Fälle herbeigeschafften Essig wurde der Brand gehemmt. So dauerte das Gefecht schon sieben Stunden lang ohne Erfolg, und viele Christen wichen ermittelnd zurück. Der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern verzweifelten an einem glücklichen Ausgange und riefen zur Rastung bis auf den folgenden Tag; der Herzog von Lothringen hielt nur mit Mühe seine Mannschaft beisammen, und die Belagerten freuten sich schon der Errettung; da winkte ein Ritter vom Oberge her mit leuchtendem Schilde gegen die Stadt. „Seht Ihr,“ rief der Herzog, „seht Ihr das himmlische Zeichen, gewahrt Ihr den höheren Beistand?“ Und alle drangen rastlos wieder vorwärts; selbst Kranke, selbst Weiber ergriffen die Waffen, um die heilbringenden Gefahren zu theilen. In demselben Augenblicke warf das Geschütz der Franken mit furchtbarer Gewalt die größten Steine über die Mauern, und weil alle anderen Mittel fruchtlos blieben, so wollten die Belagerten durch Zauberei dagegen wirken; aber ein Stein tödtete die beiden herzuggerufenen Beschwörerinnen nebst dreien Mädchen, welche sie begleitet hatten, und dies galt den Pilgern für ein zweites Zeichen des Himmels. Binnen einer Stunde war die äußere Mauer gebrochen, der Boden geebnet und der Herzogs Thurm der innern Mauer genähert. Alle Säde, Balken, Stroh, Flechtwerk, oder was die Belagerten sonst zum Schutze der Mauer aufgehängt hatten, ward in Brand gestedt; der Nordwind trieb mit Hestigkeit den Rauch und die Flammen gegen die Stadt, und gellend und fast erstict wichen alle Vertheidiger. In höchster Eile ließen die Pilger jetzt jene Fallbrücke vom Thurme des Herzogs auf die Mauer nieder und stützten sie mit dem Balken. Zwei Bröder aus Flandern, Rudolf und Engelbert, betraten aus dem mittleren Stockwerke des Thurmes zuerst die Mauern; ihnen folgten, aus dem oberen Stockwerke herbeieilend, Herzog Gottfried und Eustachius, sein Bruder; dann viele Ritter und geringere Pilger. Man sprengte das Stephansthor, und mit dem Rufe: „Gott will es! Gott hüft uns!“ stürzten die Christen unaufhaltsam in die Straße. Unterdessen war der Graf von Toulouse an der andern Seite der Stadt auf das Äußerste bebrängt und sein Thurm so beschädigt worden, daß ihn keiner mehr zu besteigen wagte. In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr erhielten aber die Türken Nachricht von dem Siege des Herzogs, und schnell versprachen sie dem Grafen den Thurm Davids gegen künftige Lösung und sicheres Geleit bis Askalon. Raimund bewilligte ihre Forderungen, ersuhr aber später wegen dieser löblichen Milde den ungerechten Tadel der Kreuzfahrer. Mit solcher Eile drangen nunmehr auch die Provenzalen in die Stadt, daß sechzehn von ihnen im Thore erdrückt wurden. Unkundig der Straßen, gelangte Lancred sechtend bis zur Kirche des heiligen Grabes, hörte erstaunt das „Herr, erbarme dich unser!“ singen, fand hier die Jerusalemischen Christen versammelt und gab ihnen eine Wache zum Schutze gegen etwaige Anfälle der Saracenen. Aber schon retteten sich diese fliehend von den Straßen in die Häuser, vor allem an zehntausend in den Tempel und dessen von Mauern eingeschlossenen Bezirk. Auch dahin drangen die Christen. „Alle sind Frevler und Heiligthumschänder, kein einziger werde verschont!“ so riefen das Volk, die Fälscher und die Geistlichen; und man metzelte, bis das Blut die Treppen des Tempels hinabrieselte, bis der Dunst der Leichname selbst die Sieger betäubte und forttrieb. Doch bemächtigten sie sich vorher mit gieriger Hast der großen Tempelschätze, welche einen dauernden Reichthum hätten begründen können, wenn gewaltsamen Erwerbem das Geschick des Erhaltens nicht allemal zur Strafe ihrer Frevdel versagt wäre.

Von dem Tempel eilte man zur Synagoge, wohin sich die Juden gerettet hatten; sie wurden mit ihr verbrannt. Aufgehäuft lagen jetzt die Leichen selbst in den entlegensten Straßen, schrecklich war das Geschrei der Verwundeten, furchtbar der Anblick der einzelnen, zerstreut umhergeworfenen menschlichen Glieder; dennoch lehrte höhere Besinnung noch immer nicht zurück! Es war schon früher zur Mehrung der Grausamkeit und des Eigennuzes der Grundsat angenommen und vor der Eroberung Jerusalems nochmals ausdrücklich bestätigt worden: daß jeder eigentümlich behalten sollte, was er in Besitz nähme. Deshalb theilten sich die Kreuzfahrer nach Auseinanderspaltung der größern Massen in einzelne kleine Raubhorden. Kein Haus blieb unerbroggen, Greise und Weiber, Hausgestube und Kinder wurden nicht blos getödtet, sondern mit wilder Grausamkeit verhöhnt und gemartert. Von 40,000, oder wie morgenländische Geschichtsschreiber melden, von 70,000 Saracenen blieben nicht so viel am Leben, als erforderlich waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Arme Christen mußten nachher bei diesem Geschäfte Hilfe leisten, und viele Leichname wurden verbrannt, theils damit sie nicht nach längerer Zögerung ansteckende Krankheiten erzeugen möchten, theils weil man hoffte, selbst in der Asche noch Kostbarkeiten aufzufinden. Endlich war nichts mehr zu morben und zu plündern; da reinigten sich die Pilger vom Blute, entblößten Haupt und Fäße und zogen unter Lobgesängen zur Leidens- und Auferstehungskirche. Feierlich wurden sie hier von den Geistlichen empfangen, welche mit tiefer Rührung für die Erlösung aus der Gewalt der Ungläubigen dankten, keimen aber mehr erhoben, als Peter den Einsiedler, weil dieser ihnen vor

fünf Jahren Hilfe zugesichert und sein Wort gehalten hatte. Alle Pilger weinten vor Freude, konnten sich nicht satt sehen an den heiligen Stätten, wollten jegliches berühren, und beichteten ihre Sünden und gelobten Besserung mit lauter Stimme. So feurig war der Glaube, daß viele nachher beschworen, sie hätten Gestalten der in früheren Schlachten umgelommenen Brüder neben sich wandeln gesehen; ja, der Bischof Ademar von Puy habe einem erstaunt Fragenden geantwortet: Nicht er allein, sondern alle verstorbenen Kreuzfahrer wären auferstanden, um an dem Kampfe und an den Freuden des Sieges theil zu nehmen. Der Himmel sei allen erworben, Gott sei allen gnädig für das große Werk! Das war die feste Überzeugung, die unwandelbare Hoffnung!

So ward Jerusalem erobert am 39. Tage der Umlagerung, am 15. Julius des Jahres 1099.

3. Karl August Varnhagen von Ense.

(1785 — 1858.)

Züge aus Blücher's Leben.

(Aus: Biographische Denkmale. Th. II, 1824—30.)

Blücher war von großer schlanker Gestalt, von wohlgebildeten starken Gliedern. Das Alter weniger, als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärtsgebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit, welche das Alter, das so viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke gekrümmte Nase, scharfe heftigrollende und doch im Grunde sanftblickende hellblaue Augen, dunkel geröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes starkes Kinn; alles dies stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitze überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Sein ganzes Ansehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieben. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfasser der Feldzüge des schlesischen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem scharfen durchdringenden Verstande war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben; allein in dem Umgange mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Tact sich bewegend, erwarben ihm seine uner schöp fliche Heiterkeit und anspruchslose gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Mißhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Uner schrodenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück, und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemeine oft gelbt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden, daß es keine militärische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier, der nicht diese Ansicht theilte, hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militärischen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgniß ein, daß ein Mißzug oder eine verlorene Schlacht ihm den seinigen nehmen könnte. So war der Wunsch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd; er setzte sich als Feldmarschall eben so gut vor eine Schwadron, als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt; dann aber, und wenn sie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedinget. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, sagte alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gut geheißen hatte, ganz wie seine eigene aus. Es ist dagegen nicht zu leugnen, daß er in Folge seines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Es war nicht rathsam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Charakter verlangte schnellere Entscheidung. Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen; allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu sein, und er erwähnte ihrer nicht gern. Dies

wird es erklären, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entscheidenden Kriegsbegebenheiten gehörte, lieber sprach, als von seinen großen Schlachten. Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu große Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit auseinander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein, oder verbunden mit andern Feldherren, mit eignen oder mit fremden Truppen, selbstständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische, wie keine persönliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt.

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hineinsprengte, ist bei mehreren Gelegenheiten bemerkt worden. So hatten seine Umgebungen immer alle Mühe, ihn von der persönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurück zu halten, besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel; dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei alles wieder umlenken, und indem er sagte: „Ich werde sie gleich mal anders lassen,“ oder „Na, ich will schon machen; laßt mich nur erst unter sie kommen!“ sah er sich eifrig nach der nächsten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiste zuvertraute, und war oft kaum zu verhindern, seinen für das Ganze vielleicht schon zwecklos, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszuführen. Diese Unerblichkeit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst erweckt. Aus dem Schlaf ausgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als sühne Bewegung ausführte, antwortete Blücher gähmend: „Da kann er die schönste Schmiere kriegen,“ gab einige für den Fall nöthige Befehle und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterzuschlafen. Durch solche Art zu sein und die Dinge zu nehmen, hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freilich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweißen Anfeindung, die gleichwohl den tieferen Antheil in sich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbesondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu besessern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther.

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen freundigen Anerkennung des Verdienstes anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des heiligen lag. Jede würdige Erscheinung, jede thätige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persönlichkeit oder in dem Namensansehn entgegentraten, die ihren Werth ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an, auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigne Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Charakter rein und groß hervor in den Verhältnissen, welche einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorst und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letzteren, ihm zu theil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen, als seine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherren nie vermiffen konnten. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn; und welcher Antheil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldbigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Schon im Frilheren ist manches dieser Art erwähnt worden. Hierher gehört aber noch das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Überdruße vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt?“ rief er wie begeistert, „es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!“ Ein andermal, in einer großen Versammlung, als bei Tisch viele Trinksprüche schon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verbieth Blücher, alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen; das Räthsel blieb nicht lange ungelöst, er stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offne Bekenntniß, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis an's Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sonderung dessen

herbei, was durch das Leben selbst vereint worden und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

Bei aller biedereren Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Bllücher eine Eigenschaft, die jenen zu widersprechen scheint, aber in bedeutenden Charakteren sich gar wohl mit ihnen verbindet, ja dem Wesen des Feldherrn nie ganz fremd sein kann. Er verband nämlich mit jenen Eigenschaften zugleich die listigste Schlaueit und die durchtriebenste Verschmitztheit. Sein scharfer Verstand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen, die ihm zu theil wurden, einen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, den seine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Ueberblick und Gewandtheit verliehen, um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er ursprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtsein und Absicht sein zu wollen. Die Stellung, welche er durch seine Persönlichkeit hatte, die Wirkungen, welche er durch seine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt; es war seiner Verstellungskunst die bequemste Aufgabe, nöthigenfalls nur sich selber zu spielen, wenn er seiner etwa ganz besonders bedurfte. Manchen Ausritten seines späteren Lebens, besonders mit Personen oder bei Gelegenheiten, welche ihm gering dünkten, weil sie keinen höheren sittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein solches Spiel zum Grunde, in welchem es schwer gewesen sein dürfte, das Unächte von dem Wahren jedesmal genau zu unterscheiden; denn dies letztere durfte nie ganz fehlen. So schien er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er sehr wohl schätzte und geschickt zu erstreben wußte. So verstand er Ansehn und Günst, sei es der Großen oder des Volks, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einfrömen zu lassen schien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht selten mit besonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau, wo er damit etwas ausrichtete und hinwider alles verderben konnte; es gab Verhältnisse, die er fortdauernd mit zartester Schonung behandelte, in denen er sich nie vergaß, dagegen andere, in welchen er, weil er seinen Boden kannte, sich alles erlaubte und keine Rücksicht mehr gelten ließ. In die Umstände und Lagen, deren Übergewicht er nicht bemeistern konnte, wußte er sich recht gut zu schicken, oder ihre Schwächen auszuspähen und mittelst dieser sich heraus zu ziehen. War aussehende Ränke durchzuführen wäre gleichwohl seine Sache nicht gewesen; sein Ungeheim hätte sich dann nicht dauern genug von der Klugheit beherrschen lassen, seine Verstellung nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von einigen beigegeben worden, so kann dies doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint sein, in welchen irgend ein besonderer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unersättliche Begier nach Gewinn, lassen sich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie soll das starke Persönlichkeitsgefühl, das in der Welt als selbstständig erscheint, von der Heldenzwersticht, welche die Last einer Welt auf sich nimmt, getrennt werden? Wie die Geringschätzung irdischer Habe, die der Krieg täglich in ganzen Massen hin und her wirft, von dem Anspruche, in so Geringem nicht immer gleich wieder die engsten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Bllücher ein Bedürfniß nach dem Besitze großer Mittel, auf die er stets zu wenig Werth legte, um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen, daß das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt.

4. Friedrich Caspar Dahlmann.

(1785 — 1860.)

Der Fluchtversuch Ludwig's XVI.

(Aus: Geschichte der französischen Revolution. 1841.)

Einige Wochen nach Mirabeau's Tode machte der König die Erfahrung, daß seine Person unfreier, als die des geringsten Franzosen sei. Er wollte auf einige Tage nach St. Cloud, um sein Gemüth und seine Gesundheit durch den ländlichen Aufenthalt, die Bewegung der Jagd zu erfrischen, die heilige Osterwoche in Stille mit unbeeidigten Priestern zu begehen; vielleicht auch geschah es, um einen Versuch zu machen, ob eine weitere Reise, öffentlich angesetzt, ausführbar sein möchte. Dieser Versuch mißlang. Der Verdacht der Flucht war verbreitet; vergeblich, daß Lafayette und Bailly alles aufboten, die aufgestellten Nationalgardien gehorchten nicht, und der wilde Danton führte sein Bataillon herbei, ohne irgend berufen zu sein. Der König saß mit der Königin anderthalb Stunden im Wagen, unsäglichen Kränkungen ausgesetzt, und mußte am Ende aussteigen, bleiben. Lafayette, tief getränkt, reichte seine Entlassung ein; da gab es neue Versicherungen, neue Eide, und Lafayette befiel den Befehl.

Um so ungeduldiger betrieb nun die Königin den Plan der geheimen Entweichung.

Unter unzähligen Vorichtsanstalten, Verabredungen mit Bouille, Feststellungen und Umstellungen des Abreisetas kam man endlich auf den 21. Junius überein. Glücklich gelang gegen Mitternacht den Vereinzelten die leise Entfernung aus den Tuilerien durch einen Nebenausgang. Man ging anfangs irrt, fand sich aber wieder zusammen und athmete auf, als man in einem Miethswagen, dessen Kutcher Graf Fersen, ein Schwabe in französischen Kriegsdiensten, war, unbehindert durch die Barriere an die Station von Bondy kam, wo ein vierspänniger Reisewagen wartete. Man schlug den Weg nach der Festung Montmedy ein; hier wollte der Monarch, von treuen Truppen geschützt, seine Freiheit wiederfinden. In derselben Nacht aber reiste Monsieur in anderer Richtung der Grenze zu und erreichte glücklich Brüssel. Es ward acht Uhr Morgens, ehe man in Paris vernahm, was über Nacht geschehen sei. Da entstand ein gewaltiges Strömen des Volks, besonders zu den Tuilerien, man sah Pikenmänner darunter. Tiefgekränkt fühlte sich Lafayette; er hatte kürzlich den König wegen der umlaufenden Gerüchte gefragt und zur Antwort erhalten: „Kein Gedanke an eine Entfernung,“ worauf der General sich mit seinem Kopfe gegen die Nationalversammlung verbilgte, daß nichts dergleichen im Werke sei. Jetzt besprach er sich schlammig mit Bailly und Alexander Beauharnais, derzeit Präsidenten der Nationalversammlung, und vernahm aus beider Munde die Versicherung, solle Frankreich die Schrecken eines Bürgerkrieges vermeiden, so müsse man den König anhalten auf seiner Flucht. Einen, der fliehen will, anhalten, heißt aber ihn verhaften. Verhaftet man Könige? Lafayette nahm die Verantwortung der That auf sich, und ehe noch die Nationalversammlung zusammentrat, waren schon seine Offiziere in Bewegung. Sie überbrachten an alle Nationalgarden, alle Gemeinden des Königreichs den von ihrem General unterzeichneten Befehl, sich der Entweichung des Königs zu widersetzen.

Die Nationalversammlung trat, rasch entboten, um 10 Uhr Morgens zusammen. Während die Menge draußen ihren Zorn an königlichen Wappen und Namenszügen ausließ, ward hier mit einiger Schonung der königlichen Würde der Beschluß gefaßt, daß die Feinde des Staats, welche die Entführung des Königs veranstaltet, verhaftet werden sollen. Zugleich erklärte man sich für permanent, nahm von den in der Hauptstadt anwesenden Generalen die Versicherung ihres Gehorsams in Empfang, übertrug die vollziehende Gewalt an die Minister. Allein die Decrete der Versammlung bedürfen keiner Sanction mehr, der Siegelbewahrer wird sie unterzeichnen und besiegeln; dergestalt wohnte man sich in die Republik ein. Die Gesandten der fremden Mächte sollen unverzüglich von dem Geschehenen unterrichtet, die eigenen Gesandten demgemäß angewiesen werden. Das Gespan, ging die Versammlung mit gewohnter Zuversicht zur Tagesordnung über, berieth über das künftige Strafgesetz. Nicht lange freilich, so führte eine Unterbrechung auf die beklemmende Frage des Augenblicks zurück. Denn der Intendant der Civilliste übersendet dem Präsidenten ein ihm so eben zugegangenes Packet; es ist eine Proclamation an die Franzosen, welche der unbedachtsame, unglückliche König zurückgelassen hat, von seiner eigenen Hand geschrieben. Sie enthält ein Gemälde der unzähligen von ihm erduldeten Kränkungen, zugleich einen Protest gegen alle Erlasse, welche seit dem 6. October 1789 ihm abgedrungen sind. Also war der König nicht entführt, er war entflohn, und am zweiten Sitzungstage 10 Uhr Abends drang der Ruf in die Versammlung: „Man hat ihn! Er ist verhaftet!“

Die königliche Familie hatte sich, seit es von Bondy weiter ging, frohen Hoffnungen überlassen. Der König ließ sich sogar am Schlage blicken, und es gefiel ihm wohl, wenn er von Einzelnen erkannt ward. Einige gute Wünsche streiften an den rollenden Räubern vorüber. Als man über Chalons hinaus war, fühlte man sich wie neu geboren, jetzt mußte man ja auch bald auf die von Bouille aufgestellten Reiterabtheilungen stoßen. Das kam nun freilich nicht ganz so, vielmehr zeigte es sich, daß Bouille mit gutem Grunde vor der ganzen Maßregel gewarnt hatte, weil solche Piquets, zu schwach, um zu schützen, doch stark genug sind, um den Argwohn zu wecken. Wirklich hatte die Umgegend, sowie nur die erste Abtheilung von 40 Pferden sich sehen ließ, unbestimmten Verdacht geschöpft; die Reiter zogen sich zurück, als man in den nahen Dörfern Sturm läutete, in der Meinung, es sei auf Eintreibung von Steuern abgesehen. Als die Reisenden in St. Menehould anlangten, herrschte auch dort große Aufregung wegen des Detachements Dragoner, welches seit gestern eingerückt war. Der Capitän desselben ritt an den Schlag, sprach mit dem Könige, welcher unverständig fortfuhr, sich zu zeigen, und der Postmeister des Orts, Drouet, glaubte, ihn zu erkennen. Dennoch war er seiner Sache nicht gewiß; die durch einen Courier vorausbestellten Pferde waren angeschirrt, es blieb für den Augenblick nichts zu thun, allein sein Vorfaß war gefaßt. Als der Wagen abfuhr, schwang sich Drouet, der früher bei den Dragonern stand, auf sein Pferd, nahm noch einen Kriegskameraden mit sich; seine Absicht ist, auf Feldwegen den Reisenden zuvorzukommen, welche auf schlechter Straße manchen Höhenzug zu überwinden haben. Mittlerweile hatte sich die Vermuthung des Postmeisters herumgesprochen, und als die Dragoner dem Wagen folgen wollten, ließ die Menge sie nicht fort. Sie selbst schlossen sich der Volksstimme an, ließen es sogar geschehen, daß ihr Offizier verhaftet ward. Ähnlich ging es auf der nächsten Station

in Clermont, nur daß der Offizier glücklich davon kam. Im Flecken Varennes müssen abermals Pferde gewechselt werden; diese sind nicht gleich zur Stelle; es ist fast Mitternacht; da erschallt plötzlich Drouet's Stimme zu den Postillon: „Im Namen der Nation verbiete ich euch, weiter zu fahren, ihr fahret den König.“ Zugleich folgt er einen Zwang seinen Drohungen hinzu, zieht einen auf der Gasse stehenden Packwagen auf die nahe Brücke hinauf; man hilft ihm diesen umstürzen; jetzt ist der Weg gesperrt, nun kann der König nicht über die Brücke. Bald auch waren die Behörden wach, die Sturmglocke läutete, und als nun die Menge von allen Seiten herbeiströmte, hatten die auch hier aufgestellten Mannschaften Noth, nur davon zu kommen; der jüngere Bouille war dabei; er eilte, seinen Vater zu benachrichtigen. Der Beamte der Gemeinde, ein kleiner Krämer und Lichtzieher, hieß Sausse, trat schlüchtern an die Kutsche, bat den König in demüthigen Ausbrüchen, unter sein Dach zu treten. Hier angekommen, ließ Ludwig die Verstellung fahren, gab sich zu erkennen, erklärte, daß er Paris verlassen habe, um unzähligen Kränkungen zu entgehen, aber in Frankreich bleibe; er warf sich in die Arme Sausse's, beschwor ihn, verent mit der Königin, um seine und der Seinigen Rettung. Dann sich ermannend sprach er: „Sie verlangen meine Befehle; lassen Sie meinen Wagen unverzüglich anspannen, um meinen Weg nach Montmedy fortzusetzen.“ Das begab sich in der Gegenwart vieler, die, in das Haus schon eingedrungen, die königliche Familie mit neugierigen Blicken musterten. Hätte Sausse auch gewollt, er konnte, so umgeben, nichts für den König thun. Eben so stand es mit dem Hausen Husaren, der im Verlaufe der Nacht unter verschiedenen Offizieren sich in Varennes zusammengefunden hatte. Den König und seine Familie schnell beritten machen, sie in die Mitte nehmen und sich herausheben, mitten durch die Nationalgarden hindurch, war der beherzte Rath der Offiziere, welcher aber, wie es scheint, nicht minder an der Gefunung der Husaren, als an der des Königs scheitern mußte. Dieser will auf allen Fall Bouille's Ankunft erwarten, der, meinte er, ganz gewiß kommt; außerdem hält er sich daran, daß ja die Gemeinde von Varennes ihrem Könige die Reise nicht abgeschlagen, nur verlangt hat, daß er warte bis morgen früh. Aber Bouille kam nicht; statt seiner erschien ein Adjutant Lafapette's, begleitet von einem Offizier der pariser Nationalgarde. Sie überreichen dem Könige ein Decret der Nationalversammlung, welches seine Rückkehr fordert, gestützt auf ein früheres Decret, welches dem Könige verbietet, sich weiter als 20 Lieues vom Sitze der Nationalversammlung zu entfernen. Der König sprach: „Dieses Decret habe ich nie sanctionirt.“ Morgens 8 Uhr saß der König wieder im Wagen, aber die Reise ging zurück nach Paris. Eine Stunde nach seiner Abfahrt erschien Bouille mit einem Reiterregiment vor dem von Tausenden umringten, rings abgsperrten Varennes. Da wandte er um und rettete sich mit seinem Stabe über die französische Grenze hinaus nach Luxemburg. Von hier schrieb er an die Nationalversammlung einen Drohbrief, dessen Schluß zu erkennen gibt, wie sehr es diesem Tapfern an politischer Voraussicht gebreche: „Ich wollte mein Vaterland, den König und seine Familie retten. Sehet da mein Verbrechen! Ihr werdet über ihre Erhaltung Rechenschaft geben müssen, nicht mir, aber allen Königen; und ich verklünde euch, daß, kränkt man ihnen auch nur ein Haar, kein Stein von Paris auf dem andern bleiben wird. Ich kenne die Wege und werde sie den fremden Heeren selbst zeigen; die Vergeltung wird euch ereilen. Dieser Brief ist nur der Vorläufer eines Manifests der Souveräne Europa's; sie werden euch vernehmlicher kundthun, was ihr zu thun und zu fürchten habt. Gott befohlen, meine Herren, ich schließe ohne Förmlichkeiten; meine Gefunungen sind euch bekannt.“

Die Rückreise der königlichen Familie auf einer Strecke von etwa 30 deutschen Meilen dauerte volle vier Tage, so unermeßlich war die Volksmenge auf allen Straßen zusammengeströmt, und je näher man der Hauptstadt rückte, um so langsamer schritt der unheimliche Zug vorwärts, auf dem Boche drei Leibgarden sitzend, ihres Todes gewärtig, weil sie auf der Reise Courierdienste gethan, um den Wagen Nationalgarden, die meisten zu Fuß, halbverdrängt von der stets wachsenden Schaar von Landleuten, die, mit Forken und Sensen bewaffnet, auf Ackerpferden heransprengten, alle den Hut auf, ohne Begrüßung des Fürsten; als ein Edelmann, von Dampierre, herantrat, mit Schmerz im Blick seine Ergebenheit denen im Wagen bezeugte, blühte er die That mit dem augenblicklichen Tode. Bei Epernay begegnete man den Commissarien der Nationalversammlung. Zwei von ihnen, Barnabe und Peiton, nahmen in dem königlichen Wagen Platz; der dritte, Latour-Maubourg, vermied das. Den 25. Abends erreichte man die Hauptstadt. In der Vorstadt St. Antoine war angeschlagen: „Wer dem Könige zuflucht, kriegt Schläge; wer ihn beleidigt, wird gehangen.“ Durch eine doppelte Reihe von Nationalgarden ging der Weg nach den Tuilerien. Hier ward die königliche Familie einer Abtheilung der Nationalgarde übergeben, die für ihre Sicherheit wachen und für den König, die Königin und den Dauphin einstehen sollte. Lafapette ist von nun an der Wächter seines Königs. Die executive Gewalt bleibt bis weiter noch in den Händen der Minister, der Sanction des Königs bedarf es weiter nicht. So ward denselben Morgen decretirt.

Diese Ubel herathene Flucht und ihr Mißlingen entriß der Majestät ihr letztes Gewand. Der König war ein Gefangener, welcher über die Beweggründe seiner Entweichung von Com-

missarien der Nationalversammlung förmlich vernommen wurde. Ludwig besaß nicht den Muth eines vollkommen wahrhaften Bekenntnisses. Zwar blieb er in der ausgestellten Erklärung bei den erduldeten Mißhandlungen als den Ursachen seiner Entfernung aus Paris, nicht aus dem Königreiche, stehen; er behauptete aber, durch seinen Protest die Grundlagen der Verfassung nicht angegriffen zu haben; erst seit dem 6. Oktober sei sein Zustand unfrei gewesen; ein Einverständnis mit auswärtigen Mächten habe nicht stattgefunden. Er fügte noch, gleichsam entschuldigend, hinzu, erst auf seiner Reise habe er die Ueberzeugung gewonnen, wie günstig die Volkstimme der neuen Verfassung sei, und gern opere er seine persönlichen Interessen dem Willen des Volks. Die Königin ward ebenfalls vernommen; ihre Aufgabe war leichter; sie hielt an der Pflicht der Gattin fest, Mann und Kinder nicht zu verlassen. Man fand ein Bild des Grames vor; ihre Haare waren in den wenigen Tagen weiß geworden. Nun siegte zwar in der Nationalversammlung nach heftigem Kampfe der Grundsatz ob, daß der König nicht vor Gericht gestellt werden dürfe; allein wie wollte man diese Unverletzlichkeit seiner Person festhalten, wenn man den Tag darauf ihr Fundament, die Unverletzlichkeit seiner Würde, im Urtheilte schlug? Denn decretirt ward, die königliche Gewalt solle bis zu dem Zeitpunkt suspendirt sein, da die Verfassungsurkunde dem Könige könne zur Annahme vorgelegt werden.

5. Leopold von Ranke.

(1795 — .)

Karl V.

(Aus: Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrh. 1827.)

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch untätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist. Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch sehr viel, daß er in seiner Entwicklung so weit gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räten allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht.“ Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien. Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschiedenes! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua an's Land steigen zu wollen. Er war durchaus derselbe. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selbst erford man weder Leidenschaft noch Ubereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes. Dies bemerkte man zuerst an ihm, darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören: er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Völker genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht wenig zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun, wie möglich, um alle Streitpunkte selbst auf's reine zu bringen.

Von dem an begann er, seine Unterthanen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unverföhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Günst der Spanier suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber sieht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er auf an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gebient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lothauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manch-

mal schiffte er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter“ hat eine glorreiche Erfüllung. So ist sein Leben, wenn wir es im ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse, auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhaltung genau verzeichnet hatte. Nur Gravella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzuthemen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm in's Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“ Der Beschluß ist indessen noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seien. Eben das fühlte Papst Julius III.: Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch hatte Karl nicht eben immerfort Geld, die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten. Indes er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Befehden erkaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dies Harren, Ruhen, Sichunterrichten, nur spät schlagen, ist eben Karls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders gestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren; dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pflichten, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wann man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wann er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotzte darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablaffung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft. Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er bestig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an; beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einsachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte eintritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen.

Als er vor Raumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Barett aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich,“ sagt Saffrow, „der Tommen Goldes vertriegt und um eines sammtnen Käppchens willen im Regen hält.“ Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweigungen nahmen alle seine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an selbstständig zu werden und ging ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Mittel, um ihn besser zu fördern. Seine Entwicklung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühte er eine Zeit lang in gesunder Jugend. Er fing an die Jagd zu lieben. In den Apuzaren, in den toledanischen Gaiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte, und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnierte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Sineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Munde, großem und feurigem Auge, gedrunghenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählig und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der obern und untern Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisirt; die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. So wie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, ist er bereits nicht mehr gesund; und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen, sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kräfte schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück, und es ist bemerkenswerth, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern mußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd; doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse in's Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Pächeln abnötigte, wo ihn sein Hofmeister Monsalconet mit treffenden Antworten reizte und ergözte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. „Die Gicht,“ sagt Cavallo im Jahre 1550, „steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht ihn einmal plötzlich zu tödten.“ Die Ärzte riefen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke; im Grunde doch der nämlische, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entremdet gehalten. Karl sah niemand, wen er nicht ausdrücklich hatte rufen lassen. Oft war er unmutig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Faceln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb.

6. Heinrich von Sybel.

(1817— .)

Robespierre's Tod.

(Aus: Geschichte der Revolutionszeit 1789—1795. 1853.)

Am 25. Juli, dem 7. Thermidor nach republikanischem Kalender, erschien eine große Abordnung der Jacobiner im Convente, um in hergebrachter Weise den bevorstehenden Kampf zu eröffnen. Es war nach Robespierre gelungen, den Club sich vollständig zu unterwerfen; vor allem sein Bruder, Couthon und Lebas hatten dort gewirkt, während St. Just den Posten inmitten des feindlichen Wohlfahrtsausschusses behauptete. Nach Couthon's Vorschlägen beschwerte sich die Deputation über das Auftauchen einer neuen gemäßigten Partei, forderte unerbittliches Walten der Revolutionsjustiz, pries die Reinheit des Conventes, welche nur durch die Anwesenheit weniger

Verbrecher befudelt werde, und schloß mit einer Klage über den Commissar des Heerwesens Pille, welcher Paris von patriotischen Kanonieren entblöße und seine Thätigkeit in ein verdächtiges Dunkel hüllte. Den Tag darauf begehrte unter allgemeiner, athemloser Spannung Robespierre die Erlaubniß, sein gepreßtes und zerrissenes Herz dem Convente zu eröffnen. In einem langen Vortrage beschwerte er sich dann, daß man ihn verleumde, als trachte er nach Alleinherrschaft und Ermordung vieler Deputirten. Er aber sei ein Sklave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, das Opfer und der Feind aller Verbrecher. Seit dem Feste des höchsten Wesens hätten die Angriffe gegen ihn begonnen, seitdem suche man das Bollwerk der Freiheit, das Revolutionsgericht, zu untergraben. Die Finanzen der Republik würden durch die Partei, die er bekämpfe, so wie durch einen Cambon^o und Kamel zu Grunde gerichtet, die auswärtigen Beziehungen würden vernachlässigt, mit akademischen Redeblumen die Nation immer tiefer in den blutigsten Krieg verwickelt, das Heerwesen einer für die Freiheit gefährlichen Selbstständigkeit überlassen. Es sei unerläßlich, die Ausschüsse zu reinigen und die Regierung zu stärken und zu vereinfachen; dann müsse man die Justiz des Volkes zur Befrafung auch der heuchlerischen Verbrecher in Stand setzen und nach deren Erdrückung gewisse sittliche und politische Institutionen einführen, welche die guten Bürger schützten, ohne den Gang der nationalen Rechtspflege zu lähmen.

Der Convent hörte diese Rede in tiefem Schweigen, jeden Augenblick die Namen der einzelnen Opfer erwartend und am Schlusse überrascht, daß Robespierre ohne bestimmten Antrag endigte. Die Einschüchterung war noch so groß, daß ein Gegner selbst, Lecointre von Versailles, den Antrag auf Druck der Rede stellte, und der Convent, nachdem Couthon sich zührend gegen jedes Bedenken erhoben hatte, einmüthig den Druck und die Verfertigung an die Departements verfielgte. In diesem Augenblick aber riß Cambon's Festigkeit durch alle Schranken hindurch. „Ehe ich entehrt werde,“ rief er, „will ich zu der Nation reden.“ Er vertheidigte seine finanziellen Maßregeln, und, im Sprechen sich immer heftiger erbitternd, schloß er mit dem Ausrufe: „Ein einziger Mensch lähmt die Arbeiten der Regierung, und dieser Mensch ist Robespierre!“ Das Eis war gebrochen, Billaud und andere kamen ihm zu Hilfe; die Forderung erhob sich, daß Robespierre's Rede vor dem Drucke an die Ausschüsse zum Berichte gehn sollte, und daneben ertönte laut und lauter, von allen Seiten wiederholt, der Ruf, Robespierre solle die Übelthäter, deren Tod er suche, namhaft machen und damit die Unschuldigen beruhigen. Dies traf mehr als alles andere in das Gemüth der rechten Seite; es gingen Gerüchte, daß Robespierre von dem ganzen Convente nur 21 Mitglieder verschonen wolle; als er hartnäckig jede Erläuterung darüber weigerte, schlug die Meinung bei der Masse durch, es heute zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, und mit großer Mehrheit wurde das Decret über den Druck der Rede zurückgenommen. Eben in diesem Sinne faßte Robespierre das Ergebniß der Sitzung auf; er hielt sich keineswegs für geschlagen und hatte noch das beste Vertrauen zu der Mehrheit des Convents. Vor allem eilte er am Abend mit seinen Freunden zu den Jacobinern, wo die Männer des Stadtrathes in dichten Massen ungebulbig seines Erscheinens harrten. Er wurde mit rauschendem Beifall empfangen, las seine Rede zum zweiten Male und gelangte kaum bis an das Ende vor dem Jubel, der bei jeder kräftigen Wendung hervorbrach. Mehrere Stimmen forderten eine Wiederholung des 31. Mai, ein neues Austreten des Stadtrathes gegen den Convent, und Robespierre erklärte sich einverstanden, daß man den Convent von den Schurken, die ihn bisher unterdrückten, noch einmal reinige. „Vor allem aber,“ rief Couthon, „ist es nöthig, daß der Club selbst seine Reinheit erhalte!“ Er begehrte demnach die Ausschließung aller verbrecherischen Deputirten, aller derer, welche am Morgen gegen den Druck der Rede gestimmt hatten. Collot und Billaud waren anwesend und sahen damit den Sturm unmittelbar gegen sich gerichtet. Ohne Gegenrede, unter lärmendem Zuruf wurde Couthon's Antrag zum Beschlusse erhoben, und ein wildes Geschrei auf Entfernung umgab die geächteten Männer. Vergebens wandte sich Collot noch einmal, Versöhnung stehend, an Robespierre: „Wir lieben dich alle,“ rief er, „du hast Unrecht zu zühnen, wir alle stehn gemeinsam für den Ausschuß ein.“ Robespierre verzog keine Miene; das Toben der Masse wurde drohender, Billaud wurde am Krage ergriffen, Collot sah entblößte Messer gegen sich gerichtet, mit Mühe erreichten sie den Ausgang. Es war nicht weit von Mitternacht, und der Club blieb dann noch eine Weile besammern. Immer hitziger Vorschläge drängten sich, Robespierre aber mahnte, über das Vorbild des 31. Mai nicht hinauszugehen, und dem gemäß erließ Henriot sofort an mehrere Bataillone der Nationalgarde den Befehl, Morgens um 7 Uhr bereit zu sein. Robespierre hoffte stets noch auf die rechte Seite, so daß auch ein gelinder Druck von außen hinreichen würde, ihm die Mehrheit zu sichern; er sagte zu seinem Hauswirth, der ihn bei seiner Rückkehr aus dem Club mit lebhafter Sorge empfing: „Der Convent ist rein; beruhige dich, ich habe nichts zu fürchten.“

Aber in demselben Augenblicke, in dem er diese Stütze pries, wurde sie ihm zerbrochen. Die Montagnards sahn nach der Rede Robespierre's ihr Verderben vor Augen und waren den Tag und die Nacht hindurch in krampfhafter Bewegung. Freron, Cambon, Lecointre eilten in

Paris umher, erfuhren von den Befehlen Henriot's und den Vorkehrungen des Stadtraths und rannten einer nach dem andern auf den Wohlfahrtsausschuß, um Verhaftung der Hochverräther und Schutz für sich selbst zu erwirken. Tallien, Bourdon und einige andere wandten sich nochmals in äußerster Angst an Boissy d'Anglas und Durand. Die Entscheidung sei da, morgen seien sie verloren, wenn sie dem Tyrannen nicht zuvorkämen; alles hänge ab von einem Decrete des Convents; die Rechte, welche dies entscheiden könne, sei verantwortlich für alles Blut, welches Robespierre noch vergießen werde. Boissy d'Anglas war ein Mann von ruhiger Klugheit und fester Überzeugung; er sah, daß es Ernst wurde, und hierüber einmal versichert, besann er sich nicht lange. Er verabscheute die Menschen, die sich jetzt um seine Hilfe krummten, nicht weniger, als Robespierre selbst; aber er verabscheute mehr als die Personen das herrschende System, und es war deutlich, daß dieses nicht mit Collet und Willaud, wohl aber mit Robespierre stürzte. Denn Robespierre war es, der über die Ministerien und die Revolutionsgerichte, über den Jacobinerclub und die Pariser Behörden verfügte; wie die Verhältnisse lagen, mußten in seinen Sturz die Grundpfeiler der Schreckensherrschaft hineingerissen werden, während sein Sieg die Wirksamkeit derselben nur immer schrankenloser ausdehnte. Nach dieser einfachen, aber alles entscheidenden Erwägung gaben Boissy und Durand der Opposition des Berges ihr Versprechen auf Beistand in der nächsten Sitzung.

Während diese wichtige Wendung sich vollzog, verbrachte der Wohlfahrtsausschuß die Stunden der Nacht in nicht geringerer Aufregung. Barere, Carnot, Prieur, Limet saßen mit St. Just zusammen. Man berieth zuerst laufende Verwaltungssachen, die Verhandlung aber stockte bei der tiefen Spannung der Gemüther in jeder Minute. Endlich brach Barere das Schweigen, indem er St. Just aufforderte, den am 22. übernommenen Bericht dem Ausschusse zur Genehmigung vorzutragen. St. Just lehnte es ab, weil er das Aktenstück nicht bei sich habe, und erregte Argwohn, als er auch den Schlußantrag desselben mitzutheilen weigerte. Darüber kamen Willaud und Collet aus dem Club zurück, entrißet, erschüttert, außer sich. Als St. Just in starrer Kälte sich erkundigte, was es bei den Jacobinern gegeben, schrieb ihn Collet an: „Du fragst noch, du Mitschuldiger Robespierre's, Triumvir, Mordgenosse?“ und ein heftiger Streit entstand, in welchem die Rede wieder auf jenen Bericht zurückkam, und St. Just zuletzt erklärte, daß er einige der Collegen angreifen werde, ohne indeß auf ihre Verfolgung anzutragen. „Robespierre,“ sagte er, „kennt alle eure Schritte, er weiß, wie Collet mit Fouché verkehrt und Fouché gegen uns arbeitet.“ Die andern riefen, das alles sei Verleumdung, sicher dagegen sei die verrätherische Absicht des Stadtraths, morgen einen Gewaltstreich gegen den Convent zu führen. Collet forderte die sofortige Verhaftung Fleurio's, Pagan's und Henriot's; da erhob St. Just so nachdrücklichen Widerspruch, daß der Lärm des Streits weit in die Vorzimmer hineindrang. Endlich, als der Morgen dämmerte, machte Willaud den vermittelnden Vorschlag, jene sädlichen Beamten für den Tag in das Local des Ausschusses zu berufen, und St. Just, der dagegen nichts einwenden konnte, schied von ihnen mit dem Versprechen, um 11 Uhr wiederzukommen und ihnen seinen Bericht zu lesen. Allein der Maire, bereits in offenem Aufstand tretend, jagte den Boten des Ausschusses mit schmähenden Reden hinweg, und noch vor elf kam ein kurzes Schreiben von St. Just: „Ihr habt diese Nacht mein Herz zerrissen, ich werde es dem Convente öffnen.“ Sie schriean aus, daß sie verrathen seien, und eilten hinweg zu der Sitzung, wo ihr Leben gewogen werden sollte. Die Deputirten sammelten sich in ungewöhnlich großer Anzahl; ehe die Sitzung begann, sah man sie in den benachbarten Gängen und Sälen, Gemäßigte und Montagnards untereinander; Bourdon drückte Durand's Hand mit den Worten: „O die wackeren Männer der Rechten!“ Eben wollte Tallien zu ihnen treten, als er durch die geöffnete Thüre St. Just bereits auf der Rednerbühne erblickte. „Der Augenblick ist da,“ rief er, „wir müssen reden.“

„Ich gehöre zu keiner Faction,“ sagte St. Just, „ich werde sie alle bekämpfen. Sie werden nicht eher erlöschen, bis die Institutionen vorhanden sind, welche der Staatsgewalt ihre Schranken geben und den menschlichen Hochmuth unwiderlich beugen. Wie die Dinge liegen, wird diese Tribüne vielleicht der tarpejische Fels für den, der euch sagt, daß die Mitglieder der Regierung den Weg der Weisheit verlassen haben. Aber ich glaube, daß ich euch die Wahrheit um jeden Preis schuldig bin. Die beiden Regierungsausschüsse hatten mich mit einem Berichte beauftragt, ihr Vertrauen war mir ehrenvoll, aber es hat jemand diese Nacht mein Herz zerrissen, ich will es nur euch eröffnen.“ Hier fiel Tallien ein. „Ich habe einen Ordnungsantrag zu stellen,“ rief er. „Welch ein Unheil bedrängt das Gemeinwesen? Man sieht nichts als Spaltung. Gestern hat sich ein Mitglied der Regierung vereinzelt und in seinem eigenen Namen geredet, heut thut ein anderes dasselbe, neue Angriffe stehn bevor, das Vaterland wird dem Abgrunde zugebrängt, ich fordere, daß der Schleier ganz zerrissen werde.“ Ein langes tobendes Klatschen folgte diesen Worten. Willaud sprang auf, um die gestrige Scene bei den Jacobinern und St. Just's eigenmächtiges Benehmen gegen den Ausschuß anzuklagen; dann in hitzigem Ergusse wandte er sich gegen Robespierre, schilderte dessen Herrschsucht, erklärte, daß er Edelleute anstelle, den Verräther Danton lange Zeit beschützt, den Ausschuß Monate

lang unterdrückt habe. „Wir werden alle mit Ehren sterben,“ rief er, „denn es gibt hier keinen, der unter einem Tyrannen leben möchte.“ Robespierre stürzte auf die Rednerbühne, aber ein allgemeiner Ruf empfing ihn: Fort, fort mit dem Tyrannen! Wieder ergriß Tallien das Wort und beehrte die Verhaftung Henriot's und seines Stabes und die Permanenz der Sitzung bis zum Sturze der Tyrannei; dahin war es jetzt gekommen, daß dieser Mann, der einst die Septembermörder geführt und in Bordeaux die Opfer zu hundertten geschlachtet hatte, die Nothwendigkeit verkündete, das Revolutionsgericht zu Anstand und Gerechtigkeit anzubahnen und die Freiheit der Presse in Frankreich wieder zu erwecken. Auf der Stelle wurde die Verhaftung Henriot's und Dumas' verfügt und alle Anstrengung Robespierre's, zum Worte zu kommen, mit wüthendem Geschrei erstickt. Barere ließ darauf das Amt eines Generalcommandanten der Pariser Nationalgarde überhaupt abschaffen und den Maire mit seinem Kopfe für die Ruhe der Hauptstadt verantwortlich machen. Vadier und Tallien lenkten die Verhandlung wieder auf Robespierre's Vergeh'n zurück; dieser stand neben ihnen auf der Rednerbühne, bei jedem Worte, das er hervorbrachte, mit Wutren und Rufen unterbrochen. Er wandte sich an den Berg und fand den Ausdruck tödtlichen Hasses. „Ich richte mich an euch,“ rief er dann zur Rechten hinüber, „reine Männer, nicht an die Schurken.“ Aber nur ein dröhnender Ausbruch des Unwillens folgte. „Zum letzten Male Präsident der Mörder,“ schrie er dann, „fordere ich das Wort von dir.“ Seine Stimme brach sich im Zorne. „Danton's Blut erstickt ihn,“ rief Garnier. Der Augenblick war reif; ein sonst unbekannter Deputirter, Louchet, rief in das Getümmel das entscheidende Wort und beehrte Robespierre's Verhaftung. Ein Augenblick überraschten Schweigens trat bei dem Antrage ein, der gestern noch ein unerhörter Frevel gewesen wäre; in wenigen Minuten aber verbreitete sich ein wachsender Beifall durch die Versammlung, und von allen Seiten her wurde die sofortige Abstimmung gefordert. Robespierre erlebte, was er so vielen tausenden bereitet, die Verdammung ohne Rechtsform, ohne Vertheidigung, ohne Richterpruch. In wilder und hastiger Verzweiflung rang er vergebens gegen den Strom, ohne Kraft ihn zu brechen, ohne Kraft sich zu fassen. Es blieb seinen Freunden überlassen, den Sturz ihrer Sache zu adeln, und sie entzogen sich dem Opfer nicht. St. Just starre mit verächtlichem Schweigen in das Getümmel, Coutton bekannte sich zu jeder ihm vorgehaltenen Klage, der jüngere Robespierre und Lebas forderten selbst, unter die ehrenvolle Beurtheilung mitbegriffen zu werden. Nach langem Streiten wurde endlich der Beschluß unter einem weißm hallenden Rufe: Es lebe die Freiheit, es lebe die Republik! gefaßt, und die fünf Deputirten nach verschiedenen Gefängnissen abgeführt. Fast gleichzeitig, 5 Uhr Nachmittags, war auch Henriot, welcher, von einigen Gendarmen begleitet, in den Straßen umhersprengte und zur Empörung gegen den Convent ermahnte, verhaftet worden. Die Sitzung wurde darauf bis 7 Uhr vertagt.

Der eigentliche Kampf stand jedoch noch bevor. Seit dem Morgen waren, wie der Convent, auch die Jacobiner und der Stadtrath in lebhafter Berathung. Dort zeichnete sich der Plan immer lebhafter, wie am 2. Juni den Convent mit den Bataillonen der Nationalgarde zu umringen und die Vernichtung von Robespierre's Gegnern zu erpressen. Der Stadtrath sandte im Laufe des Nachmittags einzelne Mitglieder in die Sectionen, um die Gemüther vorzubereiten, erließ ein Manifest, worin er das Lob Robespierre's, Coutton's und St. Just's verkündete, und zog die, wie er hoffte, zuverlässigen Kanoniere der Nationalgarde zusammen. Abends gegen 6 Uhr erhielt er die Nachricht von den Maßregeln des Convents. Der Maire beantragte sofort, die Männer des 10. August wieder auf das Rathhaus zu berufen, und erklärte, indem er die Tafel der Menschenrechte hoch emporhob, wenn die Regierung diese Rechte verletz'e, sei der Aufstand eine heilige Pflicht. Indeß war die Stimmung gedrückt; man bemerkte, daß die Gallerie sich nicht füllen wollte und sandte hinaus auf den Platz, um trübende Massen der Zuhörer zu werben; dann war die Liste, auf der sich die anwesenden Mitglieder zum Theile eingezeichnet hatten, plötzlich verschwunden, und die Secretäre, welche das Protokoll zu führen hatten, erklärten, daß sie zum Essen nach Hause geh'n wollten. Die Kühneren sahn, daß man nicht zaudern dürfe, wenn der Abfall nicht allgemein werden sollte; sie ließen die Sturmglöcke läuten, sandten in die Gefängnisse, um die verhafteten Deputirten und Henriot zu befreien, und drängten, so rasch wie möglich den bewaffneten Streich gegen den Convent zu führen. Darüber er schien zuerst der jüngere Robespierre und wurde mit Jubel und Umarmungen empfangen. Der ältere war auf das Amt der Polizeiverwaltung gebracht worden und weigerte sich auf die erste Einladung zu kommen; er wollte wie Marat sich vor dem Revolutionsgerichte stellen und hoffte dort auf eine glänzende und siegreiche Freisprechung. Auf eine zweite Botschaft aber gab er nach und steigerte durch sein Erscheinen den Eifer seiner Anhänger auf die höchste Höhe. Es wurde ein Ausschuß von zwölf Mitgliedern zur Leitung des Aufstandes eingesetzt, zahlreiche Verhaftungen im Saale selbst bewirkt, da auch hier Stimmen zu Gunsten des Convents laut wurden, und der ebenfalls befreite Henriot zum Losbruche gegen den Convent befehligt. Dieser hatte seine Sitzung zur anberaumten Stunde wieder eröffnet und wurde Schlag auf Schlag durch eine Unglückspost nach der andern überrascht. Jedoch hielt die Sicherheit des Verderbens, wenn man nicht siegte, die Gemüther aufrecht. Auf die Nachricht von der beginnen-

den Empörung sprach der Convent die Acht gegen jede widerspenstige Behörde und gegen jede Nichtachtung eines Verhaftsbefehles aus, ernannte den Abgeordneten Barras, der früher Offizier gewesen, zum Befehlshaber der bewaffneten Macht und sandte Commissare in alle Sectionen, um sich der Gefinnung der Bürger zu versichern. Diese Maßregeln hatten ihre sofortige und vollständige Wirkung. Die Elemente, welche allein ihn hätten retten können, hatte Robespierre selbst vier Monate früher durch den Sturz der Hebertisten vernichtet. Damals waren die Banden, welche einst am 10. August den König und am 2. Juni den Convent überwältigt hatten, ihrer Häupter beraubt und zu Grunde gerichtet worden. Jetzt hatte man eine Bevölkerung vor sich, welche keinen andern Wunsch als den nach bürgerlicher Ruhe und persönlicher Freiheit hatte und in Robespierre den tief gehafteten Schöpfer und Führer der Schreckensherrschaft sah. Henriot's Kanoniere selbst, welchen er soeben den Befehl gegeben, ihre Stiche gegen die Tuilerien zu richten, ließen ihn im Stiche, als der Achtsbefehl verkündet wurde, so daß er sich in eilfertiger Flucht auf das Stadthaus zu seinen Genossen hinwegrettete. Aus den Sectionen zog die Nationalgarde um die Wette zum Schutze des Convents heran; bald nach Mitternacht war hier jede Gefahr beseitigt, und sofort konnte man daran denken, selbst zum letzten Angriffe überzugehen. Legendre führte eine Colonne gegen die Jacobiner, trieb den Club ohne Schwierigkeit auseinander und verschloß sein Lokal. Mit zwei andern Schaaren setzte sich Leonard Bourdon g-gegen das Stadthaus in Bewegung. Dort war es in dem großen Saale still geworden; man wartete des Ergebnisses in den Sectionen; Robespierre und seine nächsten Freunde hatten sich zu engerer Berathung in ein Nebenzimmer zurückgezogen. Plötzlich vernahm man im Saale aus diesem Cabinete hervor den Schall mehrerer Schüsse, und das Schreckenswort lief blitzschnell umher, daß Robespierre Hand an sich gelegt habe. Bei der Nachricht, daß die Nationalgarde sich aller Orten für den Convent entscheide, hatten nämlich St. Just und Lebas ihren Freund aufgefordert, persönlich hervorzutreten und die letzten Getreuen zum Angriffe gegen den Convent zu führen; als er, in sich gebrochen, alles ablehnte, rief Lebas, der schon Tags zuvor den schlimmsten Ausgang vermuthet hatte: „Wohlan denn, so bleibt uns nichts übrig, als zu sterben!“ Er trug ein Paar Pistolen bei sich, reichte Robespierre die eine und erschoss sich in demselben Augenblicke mit der andern. St. Just blieb hier wie während des ganzen Tages in düstrier Ruhe, Robespierre aber setzte die Waffe an den Mund und drückte mit unsicherem Finger los; in seinem Schwanke zerschmetterte er sich die Kinnlade, traf sich aber nicht auf den Tod. Fast in demselben Augenblicke drang Leonard Bourdon mit seinen Truppen in das Stadthaus ein, wo die Partei in wilder Verwirrung und Verzweiflung zu keinem gemeinsamen Handeln mehr gelangte. Der jüngere Robespierre stürzte sich zum Fenster hinaus auf das Straßensplaster, lebte aber noch, als er unten ergriffen wurde. Henriot wurde von einem über seine Fassunglosigkeit erzürnten Parteigenossen durch die Scheiben gemorfen und fiel, nur leicht verwundet, auf einen Kehrichthaufen. Alle waren binnen wenigen Minuten verhaftet. Nach der Achterklärung bedurfte es keines gerichtlichen Verfahrens weiter, doch dauerte es bis zum Nachmittage, ehe die Vorkehrungen zur Hinrichtung beendet waren. Man hatte Robespierre auf einen Tisch gelegt, einen Koffer unter dem verwundeten Haupte; er war still und starr, und bewegte sich nur, um mit Papiertüchern das reichlich quellende Blut aus dem Gesichte zu wischen. Unaufhörlich gingen Neugierige ab und zu; er hörte rings um sich her nur Worte des Grimmes und des Jubels, verzog aber keine Miene und sah seine Verfolger mit stieren, gläsernen Augen an. Endlich erschienen die Karren, um ihn mit 21 Gefährten auf den Richtplatz zu schaffen. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker den nothdürftig aufgelegten Verband herunter: da stieß er einen grellen Schmerzensruf hervor, den ersten Laut seit seiner Verhaftung und den letzten. Tags nachher folgten ihm noch 71 Mitglieder des Stadtraths im Tode: in einem schreckenvollen Blutbade endigte die Herrschaft des Schreckens.

7. Johann Gustav Droyfen.

(1808 — .)

Die Erstürmung des Montmartre am 31. März 1814.

(Aus: Geschichte der Freiheitskriege. 1846.)

Die Verblindeten standen der Nordostseite von Paris gegenüber. An ihrer Ostseite erhebt sich ein mit Dörfern besetztes Plateau, das, unmittelbar an der Stadt beginnend, sich mit ziemlich steilen Abhängen, Schluchten, Steinbrüchen im Bogen zur Marne hinabzieht und sie, den Wald von Vincennes gegen Osten umschließend, eine halbe Meile oberhalb Paris erreicht. Ein kleineres steileres Plateau, das des Montmartre, liegt auf der Nordseite der Stadt. Zwischen beiden Plateaus, die an ihrem Fuß etwa 2000 Schritt von einander entfernt sind, liegen die Vorstädte La Chapelle unmittelbar am Montmartre und La Villette an der Straße von Coissons

hinausgebaut. Am Nordabhang des größeren Plateau's führt die Chaussée von Meaux nach Paris, erreicht die Stadt in der Barriere Pantin, die nur durch den Durqcanal von La Bilette getrennt wird. Zwischen dem Canal und der Chaussée, eine viertel Meile vom Thor, ist das Dorf Pantin.

Die Disposition des Fürsten Schwarzenberg bestimmte, daß Graf Barclay mit Tagesanbruch mit dem Corps Majestät und den Garden in Reserve über Pantin und das große Plateau vordringen, gleichzeitig der Prinz von Württemberg die Marne hinab über Vincennes vorgehen, Blücher den Montmartre angreifen sollte.

Um 6 Uhr Morgens begann vor Pantin und Romainville am Ausgang des Plateau's der Kampf. Bald wurde er außerordentlich mörderisch, beide Orte waren genommen; sie zu behaupten kostete die äußerste Anstrengung. Und noch immer nicht wurde rechts und links der unterstützende Angriff begonnen. Vielmehr ließ der Kronprinz von Württemberg melden, daß er erst Nachmittags auf dem Kampfsplatz eintreffen könne. Und in Blücher's Hand war die Disposition, nach der er bereits mit Tagesanbruch den Kampf beginnen sollte, erst um 7 Uhr gekommen; erst um 8 Uhr erhielten York und Kleist seine Disposition; sie sollten „gegen La Bilette und La Chapelle vordringen und den Montmartre von dieser Seite angreifen.“ Woronzoff ihnen in Reserve folgen, Langeron von St. Denis her den Montmartre angreifen.

York und Kleist ließen sogleich aufbrechen. Gegen 10 Uhr war die Avantgarde auf der Straße der „kleinen Brücken“, in gleicher Höhe von Pantin. Man hatte keine hinreichend genaue Karte der Umgebung von Paris. York und Kleist ritten mit ihrer Suite vor, sich zurecht zu finden. Zur Linken jenseit des Canals war Pantin bereits von den Russen genommen, doch hielt sich der Feind noch in den letzten Häusern. Von Pantin bis gegen die Stadt zu ein freies Feld, das das große Plateau auf der einen, der Canal auf der andern Seite begrenzte; über diesen Canal, in der Verlängerung der Straße der „kleinen Brücken“, eine eiserne Canalbrücke; zwischen dieser zur Linken und einem einzelnen Gehöft (Le Rouvray), nahe am Canal zur Rechten führte die Straße der „kleinen Brücken“ über jenes freie Feld, um sich etwa 1000 Schritt jenseit Pantin mit der Chaussée zu vereinigen. Die da beginnenden Häuser zur Seite der Chaussée verbargen die Barriere Pantin dem Blick.

So umschauend, war man am Canal hinab weit, bis in den Bereich einer Zwölfpfünder-Batterie, die hinter jenem Gehöft stand, vorgeritten; man konnte die Gesichtszüge der Artilleristen erkennen. Plötzlich begann ein sehr lebhaftes Feuer; gleich einer der ersten Schüsse traf York's Jäger dicht hinter ihm. „Was hat er mir auch so nahe zu bleiben; seht zu, ob ihm noch zu helfen ist.“ Die Ordnung, die zu ihm ritt, ward von der nächsten Kugel getödtet. Lieutenant Below und Hauptmann v. Boff sprachen mit einander, eine Kugel fuhr zwischen beide, Boff sank schwer verwundet. Endlich war die Umschau hier beendet, York ritt rechts weiter, ein noch trockenes Canalbett, das vom Durqcanal am Ausgang von La Bilette vorüber nordwärts führte, zu recognosciren.

Schon hatte Kähler seine zwei reitenden Batterien in Thätigkeit, die Leibfüsiliere und die vom zweiten ostpreussischen Regiment überschritten im Sturmschritt unter dem Feuer der feindlichen Zwölfpfünder die eiserne Brücke, nahmen die Ausgänge von Pantin, erstürmten jenes Gehöft.

Es war hohe Zeit, daß den Russen in Pantin diese Hilfe kam; nur mit Mühe behaupteten sie, da die Garden noch nicht heran waren, hier und auf der Höhe das schon Gewonnene. Um desto sicherer zu stützen, zog Kähler noch zwei Bataillone über die Brücke nach Pantin hinein. Weiteres Vordringen hemmte das mörderische Feuer jener Zwölfpfünder-Batterie, die sich weiter rückwärts aufgestellt hatte.

Bald nach 11 Uhr kamen die Garden heran; sofort gingen sie vor, die russischen auf der Höhe, durch Pantin auf der Chaussée, die preussischen unter Obrist Alvensleben; hier wie dort begann jener fürchtbare Kampf, dem an Hartnäckigkeit vielleicht nur der von Mäckeren an die Seite zu stellen ist.

Um dieselbe Zeit, wo die Garden in Pantin eingetroffen waren, erreichte die Division Horn's auf der Straße der „kleinen Brücken“ die gleiche Höhe; sofort wurden die beiden Zwölfpfünder-Batterien Simon und Stersberg zwischen dieser und der nächsten Chaussée rechts (vor La Bilette) aufgeföhren. Simon blieb im Avanciren, bis der Feind mit Kartätschen auf ihn feuerte. Dann erst begann er sein überlegenes Feuer.

Eben jetzt kam die Weisung des Feldmarschalls, daß die Division des Prinzen Wilhelm hier an der Straße der „kleinen Brücken“ als Unterstützung der Avantgarde bleiben, die Division Horn und das Kleist'sche Corps sich rechts nach dem Dorfe Aubervilliers wenden, das noch trockene Canalbett überschreiten, gegen La Chapelle vorgehen und von dieser, der Ostseite, den Montmartre stürmen sollte, während gegen die Westseite zu stürmen Langeron, der den rechten Flügel der Aufstellung bildete, bestimmt war; zwischen Kleist und Prinz Wilhelm sollte Woronzoff einrücken. Bewegungen, die unter einer beiderseits höchst heftigen Kanonade so ausgeführt wurden, daß Nachmittags nach 3 Uhr alles zum letzten entscheidenden Stoß bereit war.

Schon war auch der Kronprinz von Württemberg bis zur Marne hinabgekommen, rasch gegen Vincennes vorgezogen. Der Feind auf dem Plateau wich in seine letzten Stellungen bei Belleville, der hohen Ede zwischen der Straße von Pantin und der Stadt.

Auf der Straße von Pantin waren die preussischen Garden bis an die Häuser vor der Barriere Pantin, bis zu der Canalbrücke von Bassin, die zur mittelsten Querstraße von La Vilette führt, vorgezogen, hatten jene Zwölfschünder-Batterie genommen. Aber in diesem mörderischen Kampf, unter drei- und vierfachem Kreuzfeuer hatte man vorgehn müssen, waren die Bataillone geschmolzen, die Hälfte ihrer Geschütze demontirt, die Nachhut in Pantin schon im Kampf, zerstörte Bataillone; man mußte vor einem Handstreich von der Höhe links aus, die der Feind noch immer inne hatte, besorgt sein. Von Barclay dringend um Unterstützung gebeten, eilte Prinz Wilhelm, drei Cavallerieregimenter zur Unterstützung Kageler's zurücklassend, über eine rückwärts liegende Canalbrücke nach Pantin hinein.

Indeß war, nachdem bereits manches demontirte Geschütz zurückgenommen worden, Bully's Haubitzbatterie vorgeholt, hatte sich, die Sechschünder des Lieutenant Schmidt zur Seite, zwischen dem Canal und der Chaussée von Soissons der feindlichen Batterie bis auf 600 Schritt genähert, sofort mit so furchtbarer Wirkung feuernd, daß die polytechnischen Schülter an der feindlichen Batterie aufspröhten; schleunigst ward durch das trockene Canalbett vorgegangen und wenigstens noch die Hälfte der feindlichen Batterie erobert.

So günstig stand hier und bei den Garden das Gesecht, als plötzlich, bald nach 3 Uhr, der Feind aus La Vilette und gegen Pantin zugleich zum Angriff vorging. Alte Garde drängte die preussische Garde über die Brücke am Bassin zurück. Gegen die Haubitzbatterie brachen zwei Regimenter Chasseurs und polnische Lanciers hervor, Infanterie zu ihrer Rechten mit lautem en avant. Dort hielt bei den nahen Husaren, den Schwarzen und Brandenburgern. „Die Batterien dürfen wir nicht im Stich lassen.“ Die Totenköpfe trabten vor, freilich in Zügen abgebrochen, um das Canalbett zu passiren, sich jenseits im raschen Trabe formirend, als schon die Polen herangejagt kamen; noch gerade zur rechten Zeit erfolgte das Signal Marsch! Marsch! um mit Hurrah dem Feind entgegenzujagen, Obrist Stöfel und die Offiziere in einer Linie voran. Der Feind erwartete den Ansturz nicht, machte Kehrt, ward verfolgt bis nach La Vilette hinein; dort knäulte sich alles zusammen, so daß man sich bald nur noch mit dem Säbelgesäß bekämpfen konnte. Aber plötzlich knatterte aus den Fenstern herab Kleingewehrfeuer; Obrist Stöfel eilte, seine Leute zurückzuholen; viele mit blutigen Köpfen, jagten sie zurück an den geschlossenen Schwadronen Sohr's vorüber. „Nun steht, Brandenburger!“ rief Stöfel ihnen zu.

Den Moment jener glänzenden Attaque ergriff York, jetzt an Kleist's Seite, um mit dem Vorgehn beider Armeecorps den Sieg zu entscheiden. Er zog den Säbel. Dem Marsch! Marsch! längs der Linien folgte das jubelnde Hurrah der Truppen. Schon war jenseit des Canals auch Prinz Wilhelm mit seinen Brandenburgern und Landwehren im Avanciren, nahm die Brücke am Bassin wieder. Wie dort, so hier belebte sich das Gesecht; fort und fort erklang das schöne Signal der Fittgelhörner „Avanciren“. Man nahte sich dem Montmartre. Schon gingen auch Woronzoff's Jäger im Sturmschritt auf La Vilette los, Prinz Wilhelm, bereits in der Mitte des Dorfes, wandte sich links, die kaum mehr 1000 Schritt entfernte Barriere zu erstürmen; Horn hatte La Chapelle genommen, Kleist ließ das Gewehr fallen zum Sturm gegen die Kuppe der „fünf Mühlen“, und Langeron rückte im Sturmschritt rechts gegen den Montmartre. Da kamen Adjutanten mit wehenden weißen Tüchern daher gesprengt, die Botschaft des Waffenstillstandes; sie wurde als volles Zeugniß des Sieges mit lautem Hurrah! begrüßt.

Nur Langeron nahm sich noch die Zeit, die begonnene Erstürmung zu vollenden; und da die Besatzung der „fünf Mühlen“ freiwillig abzog, besetzten Kleist und Horn auch diese.

Das war um 6 Uhr. Dem Waffenstillstand folgten die Unterhandlungen. Sie zogen sich in die Länge. Es lief Befehl vom Feldmarschall ein, „alle Truppen so in Bereitschaft zu halten, daß sie jeden Augenblick dem Angriff auf den Feind und die Stadt erneuen könnten; es sei keine Aufkündigung der Waffenruhe nöthig; sobald der Angriff von Seiten der Hauptarmee fortgesetzt werde, greife auch die schlesische Armee an.“ Blicher hatte 84 Stück schweres Geschütz auf dem Montmartre auffahren lassen; nach seinem Sinn war die Sanftmuth nicht, die man gegen diesen Feind zu üben wetteiferte.

In den Truppen war das Gefühl des vollsten Sieges, der glorreich errungenen Entscheidung; wie zu ihren Füßen lag nun, im Glanz der sinkenden Sonne, die riesige Stadt, so lange die übermüthige Herrin Europa's, nun völlig gedemüthigt, ohnmächtig — für unsägliche Mühsal der höchste Lohn. Das kühne Wagniß, das auf der Mühle bei Tauroggen begonnen worden, nun war es wundervoll vollbracht.

Und hier sei eines Zuges erwähnt, der, gleichsam zum Schluß, den Anfang des Krieges und mit welcher Meinung er begonnen war, vergegenwärtigt. Wie man dort oben bei den Windmühlen stand, die Bataillone Gewehr beim Fuß, die Cavallerie unten zum Theil abgesehen, da mit einem Male kommt Obrist Below mit seinen alten Lithauern herauf, reitet in langem,

gemächlichen Zuge den Montmartre entlang, zeigt ihnen Paris, und als York, nicht wenig erstaunt und ungehalten, nachreiten und fragen läßt, was das bedeute, entgegnet Below, das habe er seinen Leuten schon in Eifrit versprochen; man wisse doch nicht, ob sie sonst Paris zu sehen bekämen.

Sämmtliche Truppen bivouakirten; ihre Feuer umschlossen die Stadt im weiten Halbkreis. York und Kleist blieben auf dem Montmartre; sie ließen sich zur Seite des vordersten Hauses eine Streu machen, durchwachten, in den Mantel gehüllt, die Nacht.

8. Theodor Mommsen.

(1817— .)

Julius Cäsar's Charakter.

(Aus: Römische Geschichte. 1854—1856.)

Der neue Monarch von Rom, der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation, Cajus Julius Cäsar, stand im sechsunthundertsten Lebensjahr, als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden, wie die dieses einzigen schöpferischen Genie's, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht, und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eignen Untergange sich bewegt hat. Der Sproßling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms, ja auf die beiden Nationen gemeinsame Venus-Aphrodite zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becker des Modelebens den Schaum wie die Hefen gefoitet, hatte recitirt und deklamirt, auf dem Faulett Literatur getrieben und Verse gemacht, Liebeshändel jeder Gattung abgepielt und sich einweihen lassen in alle Rasir-, Frisir- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, sowie in die noch weit geheimnißvollere Kunst, immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zersahrenen und windigen Treiben; Cäsar blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt, wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Schwimmen und Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf, und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinnes halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der prozessionsartigen Langsamkeit, mit der Pompejus sich von einem Ort zum andern bewegte — war das Erlaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewunderungswürdiges Anschauungsvermögen offenbart sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all' seiner Anordnungen, selbst wo er befohl, ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtniß war unvergleichlich, und es war ihm geläufig, mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz. So lange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung, seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia, widmete er eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niederen Ranges, stand er in einem schönen Verhältniß gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals einen der Seinen in Pompejus' kleinmüthiger und gefühlloser Art fallen ließ und nicht bloß aus Berechnung in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche, wie Aulus Hirtius und Gajus Matius, noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Wenn in einer so harmonisch organisirten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß alle Ideologie und alles Phantastische ihm fern lag. Es versteht sich von selbst, daß Cäsar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Er hatte eine Jugend gehabt, und auch in sein Gemüth waren Pieder, Liebe und Wein in lebendigem Leben eingezogen; aber sie drangen ihm doch nicht bis in den innerlichsten Kern seines Wesens. Die Literatur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexandern der homerische Achill nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse wie damals jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessirte ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärmter Jugendzeit der nüchternere Römer denselben durchaus. Wie allen denen, die in der Jugend der volle Glanz

der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unbergänglich auf ihm ruhen; noch in späteren Jahren begegnete ihm Liebesabenteuer und Erfolge bei Frauen und blieb ihm eine gewisse Stuberhaftigkeit im äußeren Auftreten, oder richtiger ein erfreuliches Bewußtsein der eignen männlich schönen Erscheinung. Sorgfältig dachte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in späteren Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glage und hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Aber wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er doch nur mit ihnen gespielt und ihnen keinerlei Einfluß über sich eingeräumt. Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch; und was er angriff und that, war von der genialen Milde durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. Ihr verdanke er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnerungen oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit gesammelter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfasste und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden flügte, wie er seine Feldzugspläne entwarf; ihr die wunderbare Heiterkeit, die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbstständigkeit, die keinem Lieblich, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. — Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früh Jugend an war denn auch Cäsar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes, und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist, sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tief gesunkenen eignen und der noch tiefer gesunkenen, mit der seinigen verschwisterten hellenischen Nation. Die bittere Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie dies Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschwörer auf dunklen Wegen zu ihm hinschlüpfte, wie er als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Von einzelnen Leistungen sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Komposition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmänner aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der wie kein anderer, ungeirrt von Routine und Tradition, nur daran festhielt, daß immer diejenige Kriegsführung die rechte ist, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird; der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien und mit dem Geiste ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegsführung, dessen Behandlung das militärische Genie von der gewöhnlichen Offizierlichkeit unterscheidet, die rasche Bewegung der Massen mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und der massenhaften Streitmacht die mobile, dem langen Vorbereiten das rasche Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln bis zur Verwegenheit vorzog. Allein alles dieses ist bei Cäsar nur Nebensache; er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist eine der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, daß in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Thätigkeit war. Seinem ursprünglichen Plan zufolge hatte er sein Ziel wie Pericles und Gajus Gracchus ohne Waffengewalt zu erreichen gedacht, und achtzehn Jahre hindurch hatte er als Führer der Populärpartei ausschließlich in politischen Plänen und Intriquen sich bewegt, bevor er, ungern sich überzeugend von der Nothwendigkeit eines militärischen Rückhalts, schon ein Vierziger, an die Spitze einer Armee trat. Es war erklärlich, daß er auch späterhin immer noch mehr Staatsmann blieb als General — ähnlich wie Cromwell, der auch aus dem Oppositionsführer zum Militärschef und Demokratenkönig sich umschuf, und der überhaupt, wie wenig auch der Puritanerheld dem lockeren Römer zu gleichen scheint, doch in seiner Entwicklung wie in seinen Zielen und Erfolgen vielleicht unter allen Staatsmännern Cäsar am nächsten verwandt ist. Selbst in seiner Kriegsführung ist diese improvisirte Feldherrnschaft noch wohl zu erkennen; in Napoleons Unternehmungen gegen Aegypten und gegen England ist der zum Feldherrn aufgebende Artillerielieutenant nicht deutlicher sichtbar wie in den gleichartigen Cäsars der zum Feldherrn metamorphosirte Demagog. Ein geschulter Offizier würde es schwerlich fertig gebracht haben, aus politischen Rücksichten nicht durchaus zwingender Natur die gegründetsten militärischen Bedenken in der Art bei Seite zu schieben, wie dies Cäsar mehrmals, am auffallendsten bei seiner Landung in Epirus that. Einzelne seiner Handlungen

sind darum militärisch tadelhaft; aber der Feldherr verliert nur, was der Staatsmann gewinnt. Die Aufgabe des Staatsmanns ist universeller Natur, wie Cäsars Genie; wenn er die vielfältigsten und von einander entlegenen Dinge angreift, so gingen sie doch alle ohne Ausnahme zurück auf das eine große Ziel, dem er mit grenzenloser Treue und Folgerichtigkeit diente; und nie hat er von den vielfältigen Seiten und Richtungen seiner großen Thätigkeit eine vor der andern bevorzugt. Obwohl ein Meister der Kriegskunst, hat er doch aus staatsmännischen Rücksichten das Äußerste gethan, um den Bürgerkrieg abzuwenden und um, da er dennoch begann, wenigstens keine blutigen Vorbeeren zu ernten. Obwohl der Begründer der Militärmonarchie, hat er doch mit einer in der Geschichte beispiellosen Energie weder Marschallshierarchie noch Prätorianerregiment auskommen lassen.

Wenn überhaupt eine Seite der bürgerlichen Verdienste, so wurden von ihm vielmehr die Wissenschaften und die Künste des Friedens vor den militärischen bevorzugt. Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit seines staatsmännischen Schaffens ist dessen vollkommene Harmonie. In der That waren alle Bedingungen zu dieser schwersten aller menschlichen Leistungen in Cäsar vereinigt. Durch und durch Realist, ließ er die Bilder der Vergangenheit und die ehrwürdige Tradition nirgends sich ansetzen; ihm galt nichts in der Politik, als die lebendige Gegenwart und das verständige Gesetz, eben wie er auch als Grammatiker die historisch-antiquarische Forschung bei Seite schob und nichts anerkannte, als einerseits den lebendigen Sprachgebrauch, andererseits die Regel der Gleichmäßigkeit. Ein geborener Herrscher regierte er die Gemüther der Menschen, wie der Wind die Wolken zwingt, und nöthigte die verschiedenartigsten Naturen, ihm sich zu eigen zu geben, den schlichten Bürger und den derben Unteroffizier, die vornehmen Damen Roms und die schönen Fürstinnen Aegyptens und Mauretaniens, den glänzenden Kavalleriegeneral und den kalkülirenden Banquier. Sein Organisations-talent ist wunderbar; nie hat ein Staatsmann seine Blindnisse, nie ein Feldherr seine Armee aus ungelegten und widerstrebenden Elementen so entschieden zusammengedrungen und so fest zusammengehalten, wie Cäsar seine Koalitionen und seine Legionen; nie ein Regent mit so scharfem Blick seine Werkzeuge beurtheilt und ein jedes an den ihm angemessenen Platz gestellt. Er war Monarch, aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteiführer; vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmuthig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen jeden, schien er nichts sein zu wollen, als der erste unter seines Gleichen. Den Fehler so vieler ihm sonst ebenbürtiger Männer, den militärischen Kommandoten auf die Politik zu übertragen, hat Cäsar durchaus vermieden; wie vielen Anlaß das verdrießliche Verhältniß zum Senat ihm auch dazu gab, er hat nie zu Brutalitäten gegriffen, wie die des 18. Brumaire eine war. Cäsar war Monarch, aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfaßt. Er ist vielleicht der einzige unter den Gewaltigen des Herrn, welcher im Großen wie im Kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenspflicht gehandelt hat und der, wenn er auf sein Leben zurücksih, wohl falsche Berechnungen zu bebauern, aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen fand. Es ist nichts in Cäsars Lebensgeschichte, das auch nur im Kleinen sich vergleichen ließe mit jenen poetisch sinnlichen Aufwallungen, mit der Ermordung des Kleitos, oder dem Brand von Persepolis, wie die Geschichte von seinem großen Vorgänger im Osten berichtet. Er ist endlich vielleicht der einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe, auf der Zinne des Erfolges dessen natürliche Schranken zu erkennen. Was möglich war, hat er geleistet und nie um des unmöglichen Besseren willen das mögliche Gute unterlassen, nie es verschmäht, unheilbare Übel durch Palliative wenigstens zu lindern. Aber wo er erkannte, daß das Schicksal gesprochen, hat er immer gehorcht. Alexander am Gypthasis, Napoleon in Moskau lehrten um, weil sie mußten, und zürnten dem Geschick, daß es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt; Cäsar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern bloß wohlterwogene Grenzregulirungen in's Werk zu setzen.

9. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher.

(1768 — 1834.)

1. Aus: Reden über die Religion. (1799.)

Für ein gemeines Auge wäre die Welt nur ein blinder Spiegel, der weder die eigene Gestalt belehrend zurückstrahlte, noch das dahinterliegende zu erblicken vergönnte. Darum sendet die Gottheit zu allen Zeiten hie und da einige, in denen sich beides auf eine fruchtbarere Weise durchdringt; sei es nun mehr als unmittelbare Gabe von oben oder als das Werk an-

gestrengter vollendeter Selbstbildung. Solche sind mit wunderbaren Gaben ausgerüstet, ihr Weg ist geebnet durch ein allmächtiges einwohnendes Wort; sie sind Dolmetscher der Gottheit und ihrer Werke, und Mittler desjenigen, was sonst ewig wäre geschieden geblieben. Ich meine zuerst diejenigen, die eben jenes allgemeine Wesen des Geistes, dessen Schatten nur den mehrentheil erscheint in dem Dunstgebäude leerer Begriffe, in ihrem Leben zu einer besonderen eigenthümlichen Gestalt ausprägen, und eben darum jene entgegengesetzten Thätigkeiten vermählen. Diese suchen auch Ordnung und Zusammenhang, Recht und Schicklichkeit; aber weil sie suchen ohne sich selbst zu verlieren, so finden sie auch. Sie hauchen ihren Trieb nicht im unerhörlichen Wünschen aus, sondern er wirkt aus ihnen als bildende Kraft. Für diese schaffen sie, und eignen sich an; nicht für jene des Höhern entblößte thierische Sinnlichkeit. Nicht zerstörend verschlingen sie, sondern bildend schaffen sie um, hauchen dem Leben und seinen Werkzeugen überall den höhern Geist ein, ordnen und gestalten eine Welt, die das Gepräge ihres Geistes trägt. So beherrschen sie vernünftig die irdischen Dinge und stellen sich dar als Gesetzgeber und Erfinder, als Helden und Bezwingler der Natur, oder auch als gute Dämonen, die in engerm Kreise eine edlere Glückseligkeit im Stillen schaffen und verbreiten. Solche beweisen sich durch ihr bloßes Dasein als Gesandte Gottes, und als Mittler zwischen dem eingeschränkten Menschen und der unendlichen Menschheit. Auf sie demnach möge hinblicken wer unter der Gewalt leerer Begriffe gefangen ist, und möge in ihren Werken den Gegenstand seiner unverständlichen Forderungen erkennen, und in dem einzelnen, was er bisher verachtete, den Stoff, den er eigentlich bearbeiten soll; sie deuten ihm die verkannte Stimme Gottes, sie söhnen ihn aus mit der Erde und mit seinem Plage auf derselben. Noch weit mehr aber bedürfen die bloß Irdischen und Sinnlichen solcher Mittler, durch welche sie begreifen lernen, was ihrem eigenen Thun und Treiben fremd ist von den höhern Wesen der Menschheit. Eines solchen nämlich bedürfen sie, der ihrem niederen thierischen Genuß einen andern gegenüberstelle, dessen Gegenstand nicht dieses und jenes ist, sondern das Eine in allem und alles in Einem, und der keine andere Grenzen kennt als die Welt, welche der Geist zu umfassen gelernt hat; eines solchen, der ihrer ängstlichen rastlosen Selbstliebe eine andere zeigt, durch die der Mensch in und mit dem irdischen Leben das höchste und ewige liebt, und ihrem unstillen und leidenschaftlichen Anstreißen einen ruhigen und sicheren Besitz. Erkennet hieraus mit mir, welche unschätzbare Gabe die Erscheinung eines solchen sein muß, in welchem das höhere Gefühl zu einer Begeisterung gesteigert ist, die sich nicht mehr verschweigen kann, bei welchem fast die einzelnen Pulsschläge des geistigen Lebens sich zu Bild und Wort mittheilbar gestalten, und welcher fast unfreiwillig — denn er weiß wenig davon, ob jemand zugegen ist oder nicht — was in ihm vorgeht, auch für andre als Meister irgend eine göttlichen Kunst darstellen muß. Ein solcher ist ein wahrer Priester des Höchsten, indem er es denjenigen näher bringt, die nur das endliche und geringe zu fassen gewohnt sind; er stellt ihnen das himmlische und ewige dar als einen Gegenstand des Genusses und der Vereinigung, als die einzige unerhöfliche Quelle desjenigen, worauf ihr ganzes Trachten gerichtet ist. So strebt er den schlafenden Keim der besseren Menschheit zu wecken, die Liebe zum Höhern zu entzünden, das gemeine Leben in ein edleres zu verwandeln, die Kinder der Erde auszusöhnen mit dem Himmel, der ihnen gehört, und das Gegengewicht zu halten gegen des Zeitalters schwerfällige Anhänglichkeit an den größeren Stoff. Dies ist das höhere Priestertum, welches das innere aller geistigen Geheimnisse verkündigt, und aus dem Reiche Gottes herabspricht; dies ist die Quelle aller Gesichte und Weissagungen, aller heiligen Kunstwerke und begeisterten Reden, welche ausgestreut werden aufs Dhngefähr, ob ein empfindliches Gemüth sie finde und bei sich Frucht bringen lasse.

Wüßte es doch je gesehen, daß dieses Mittleramt aufhörte, und das Priestertum der Menschheit eine schönere Bestimmung erblicke! Wüßte die Zeit kommen, die eine alte Weissagung so beschreibt, daß keiner bedürfen wird, daß man ihn lehre, weil alle von Gott gelehrt sind! Wenn das heilige Feuer überall brennte, so bedürfte es nicht der feurigen Gebete, um es vom Himmel herabzusehen, sondern nur der sanften Stille heiliger Jungfrauen, um es zu unterhalten, so dürfte es nicht in oft geführte Flammen ausbrechen, sondern das einzige Bestreben desselben würde sein, die innige und verborgene Blut ins Gleichgewicht zu setzen bei allen. Jeder leuchtete dann in der Stille sich und den andern, und die Mittheilung heiliger Gedanken und Gefühle bestände nur in dem leichten Spiele, die verschiedenen Strahlen dieses Lichts jetzt zu vereinigen, dann wieder zu brechen, jetzt es zu zerstreuen, und dann wieder hie und da auf einzelne Gegenstände verstärkend zu sammeln. Dann würde das leiseste Wort verstanden, da jetzt die deutlichsten Äußerungen nicht der Mißbeutung entgegen. Man könnte gemeinschaftlich ins innere des Heiligthums eindringen, da man sich jetzt nur in den Vorhöfen mit den Anfangsgründen beschäftigen muß. Mit Freunden und Theilnehmern vollendete Anschauungen austauschen, wie viel erfreulicher ist dies, als mit kaum entworfenen Umrissen hervortreten müssen in die weite Ode! Aber wie weit sind jetzt diejenigen von einander entfernt, zwischen denen eine solche Mittheilung statt finden könnte! Mit solcher weisen Sparsamkeit sind sie in der Menschheit vertheilt, wie im Weltraum die verborgenen Punkte, aus denen der elastische Urstoff nach allen Seiten

verbreitet, so nämlich, daß nur die äußersten Grenzen ihrer Wirkungskreise zusammenstoßen — damit doch nichts ganz leer sei — aber wohl nie einer den andern anrührt. Weise freilich: denn um so mehr richtet sich die ganze Sehnsucht und Mittheilung nach Geselligkeit allein auf diejenigen, die ihrer am meisten bedürfen; um so unaufhaltsamer wirkt sie dahin, sich die Mitgenossen selbst zu verschaffen, die ihr fehlen.

Eben dieser Gewalt nun unterliege ich, und von eben dieser Art ist auch mein Beruf. Vergönnet mir von mir selbst zu reden: Ihr wißt, niemals kann Stolz sein was Frömmigkeit sprechen heißt; denn sie ist immer voll Demut. Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde; in ihr athmete mein Geist, ehe er noch sein eigenthümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrung gefunden hatte; sie half mir, als ich anfang den väterlichen Glauben zu sichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt; sie blieb mir, als auch der Gott und die Unsterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge verschwand; sie leitete mich absichtslos in das thätige Leben; sie zeigte mir, wie ich mich selbst mit meinen Vorzügen und Mängeln in meinem ungeheilten Dasein heilig halten solle, und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt. Wenn von andern Vorzügen der Menschen die Rede ist, so weiß ich wohl, daß es vor Eurem Richteruhle, Ihr weisen und verständigen des Volks, wenig beweiset für seinen Besitz, wenn einer sagen kann, was sie ihm gelsten; denn er kann sie kennen aus Beschreibungen, aus Beobachtung anderer, oder wie alle Tugenden gekannt werden, aus der gemeinen alten Sage von ihrem Dasein. Aber so liegt die Sache der Religion und so selten ist sie selbst, daß, wer von ihr etwas ausspricht, es nothwendig muß gehabt haben, denn gehört hat er es nirgend. Besonders von allem, was ich als ihr Werk preise und fühle, würdet Ihr wohl wenig herausfinden selbst in den heiligen Büchern, und wem, der es nicht selbst erfuhr, wäre es nicht ein Argerniß oder eine Thorheit?

Wenn ich nun so durchdrungen endlich von ihr reden und ein Zeugniß ablegen muß, an wen soll ich mich damit wenden, als an Deutschlands Söhne? Oder wo irgend wären Hörer für meine Rede? Es ist nicht Vorliebe für den väterlichen Boden oder für die Mitgenossen der Verfassung und der Sprache, was mich so reden macht; sondern die innige Überzeugung, daß Ihr die einzigen seid, welche fähig und auch würdig sind, daß der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge. Jene stolzen Insulaner, von vielen ungebürlich verehrt, kennen keine andere Lösung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaft ist nur ein leeres Spielgesecht, ihre Lebensweisheit ein falscher Edelstein, künstlich und täuschend zusammengesetzt, wie sie pflügen, und ihre heilige Freiheit selbst dient nur zu oft der Selbstsucht um billigen Preis. Nirgend ja ist es ihnen Ernst mit dem, was über den handgreiflichen Nutzen hinausgeht. Denn aller Wissenschaft haben sie das Leben genommen, und brauchen nur das todte Holz zu Masten und Rudern für ihre gewinnlustige Lebensfahrt. Und eben so wissen sie von der Religion nichts, außer daß nur jeder Anhänglichkeit predigt an alte Gebräuche und seine Satzungen vertheidiget, und dies für ein durch die Verfassung weislich ausgespartes Hilfsmittel ansieht gegen den Erbfeind des Staates. Aus andern Ursachen hingegen wende ich mich weg von den Franken, deren Anblick ein Verehrer der Religion kaum erträgt, weil sie in jeder Handlung, in jedem Worte fast ihre heiligsten Gesetze mit Füßen treten. Denn die rohe Gleichgültigkeit, mit der Millionen des Volks, wie der wichtige Reichthum, mit dem einzelne glänzende Geister der erhabensten That der Geschichte zusehen, die nicht nur unter ihren Augen vorgeht, sondern sie alle ergreift und jede Bewegung ihres Lebens bestimmt, beweiset zur Genüge, wie wenig sie einer heiligen Scheu und einer wahren Anbetung fähig sind. Und was verabscheuet die Religion mehr, als den zügellosen Übermuth, womit die Herrscher des Volks den ewigen Gesetzen der Welt Trotz bieten? Was schärft sie mehr ein als die besonnene und demüthige Mäßigung, wovon ihnen auch nicht das leiseste Gefühl etwas zugusflüßern scheint? Was ist ihr heiliger als die hohe Nemesis, deren fürchtbarste Handlungen jene im Taumel der Verblendung nicht einmal verstehen? Wo die wuchselnden Strafgerichte, die sonst nur einzelne Familien treffen durften, um ganze Völker mit Ehrfurcht vor dem himmlischen Wesen zu erfüllen und auf Jahrhunderte lang die Werke der Dichter dem ewigen Schicksal zu widmen, wo diese sich tausendfältig vergeblich erneuern, wie würde da eine einsame Stimme bis zum lächerlichen ungehört und unbemerkt verhallen? Nur hier im heimatischen Lande ist das beglückte Klima, welches keine Frucht gänzlich versagt; hier findet Ihr, wenn auch nur zerstreut, alles was die Menschheit ziert, und alles was gedeiht bildet sich irgendwo, im einzelnen wenigstens, zu seiner schönsten Gestalt; hier fehlt es weder an weiser Mäßigung noch an stiller Betrachtung. Hier also muß auch die Religion eine Freistatt finden vor der plumpen Barbarei und dem kalten irbischen Sinne des Zeitalters.

Wahre Wissenschaft ist vollendete Anschauung; wahre Praxis ist selbsterzeugte Bildung und Kunst; wahre Religion ist Sinn und Geschmack für das unendliche. Eine von jenen haben zu wollen ohne diese, oder sich dünkeln lassen, man habe sie so, das ist verwegene übermüthige

Täuschung, frevelnder Irrthum, hervorgegangen aus dem unheiligen Sinn, der, was er in sicherer Ruhe fordern und erwarten konnte, lieber feigherzig frech entwendet, um es dann doch nur scheinbar zu besitzen. Was kann wohl der Mensch bilden wollen der Rede werthes im Leben und in der Kunst, als was durch die Aufregungen jenes Sinnes in ihm selbst geworden ist? oder wie kann einer die Welt wissenschaftlich umfassen wollen, oder wenn sich auch die Erkenntniß ihm aufdränge in einem bestimmten Talent, selbst dieses üben ohne jenen? Denn was ist alle Wissenschaft, als das Sein der Dinge in Euch, in Eurer Vernunft? was ist alle Kunst und Bildung, als Euer Sein in den Dingen, denen ihr Maas, Gestalt und Ordnung gebet? und wie kann beides in Euch zum Leben gedeihen, als nur sofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, sofern das allgemeine Sein alles endlichen im unendlichen unmittelbar in Euch lebt? Darum werdet Ihr jeden wahrhaft wissenden auch andächtig finden und fromm, und wo Ihr Wissenschaft seht ohne Religion, da glaubt sicher, sie ist entweder nur übergetragen und angelernt, oder sie ist krankhaft in sich, wenn sie nicht gar jenem leeren Schein zugehört, der gar kein Wissen ist, sondern nur dem Bedürfnis dient. Oder wofür haltet Ihr dies Ableiten und Zueinanderschlechten von Begriffen, das nicht besser selbst lebt als es dem lebendigen entspricht? wofür auf dem Gebiet der Sittenlehre diese armselige Einförmigkeit, die das höchste menschliche Leben in einer einzigen todtten Formel zu begreifen meint? Wie kann dieses nur aufkommen, als nur weil es an dem Grundgefühl der lebendigen Natur fehlt, die überall Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit aufstellt? wie jenes, als weil der Sinn fehlt, das Wesen und die Grenzen des endlichen nur aus dem unendlichen zu bestimmen, damit es in diesen Grenzen selbst unendlich sei? Daher die Herrschaft des bloßen Begriffs; daher statt des organischen Baues die mechanischen kunststücker Eurer Systeme; daher das leere Spiel mit analytischen Formeln, seien sie kategorisch oder hypothetisch, zu deren Fesseln sich das Leben nicht bequemen will. Wollt Ihr die Religion verschmähen, fürchtet Ihr der Sehnsucht nach dem urprünglichen Euch hinzugeben, und der Ehrfurcht vor ihm: so wird auch die Wissenschaft Eurem Ruf nicht erscheinen; denn sie müßte entweder so niedrig werden als Euer Leben ist, oder sie müßte sich absondern von ihm und allein stehen; und in solchem Zwiespalt kann sie nicht gedeihen. Wenn der Mensch nicht in der unmittelbaren Einheit der Anschauung und des Gefühls eins wird mit dem ewigen, bleibt er in der abgeleiteten des Bewußtseins ewig getrennt von ihm. Darum, wie soll es werden mit der höchsten Äußerung der Speculation unserer Tage, dem vollendeten gerundeten Idealismus, wenn er sich nicht wieder in diese Einheit versenkt, daß die Demuth der Religion seinen Stolz einen andern Realismus ahnen lasse, als den, welchen er so kühn und mit so vollem Rechte sich unterordnet? Er wird das Universum vernichten, indem er es bilden zu wollen scheint; er wird es herabwürdigen zu einer bloßen Allegorie, zu einem nichtigen Schattenbilde der einseitigen Beschränktheit seines leeren Bewußtseins. Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstobenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt, und sah zu, wie auch Er ihr liebenswürdigster Spiegel war; voller Religion war Er und voll heiligen Geistes; und darum steht Er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Kunst, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht.

Warum soll ich Euch erst zeigen, wie dasselbe gilt auch von der Kunst? wie Ihr auch hier tausend Schatten und Blendwerke und Irthümer habt aus derselben Ursache? Nur schweigend, denn der neue und tiefe Schmerz hat keine Worte, will ich Euch statt alles andern hinweisen auf ein herrliches Beispiel, daß Ihr alle kennen solltet, eben so gut als jenes, auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem alles Kunst ward was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu Einem großen Gedicht, den Ihr, wiewohl er kaum mehr als die ersten Laute wirklich ausgesprochen hat, den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen seltenen, die eben so tiefinnig sind als klar und lebendig. An ihm schauet die Kraft der Begeisterung und der Besonnenheit eines frommen Gemüths; und bekennet, wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben wie Novakis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten.

2. Aus den Monologen. (1800.)

Der Mensch gehört der Welt an, die er machen half, diese umfaßt das Ganze seines Wollens und Denkens, nur jenseit ihrer ist er ein Fremdling. Wer mit der Gegenwart zufrieden lebt und anderes nicht begehrt, der ist ein Zeitgenosse jener frühen Halbbarbaren, welche zu seiner Welt den ersten Grund gelegt; er lebt von ihrem Leben die Fortsetzung, genießt zufrieden die Vollendung dessen, was sie gewollt, und das Bessere, was sie nicht umfassen konnten, umfaßt auch er nicht. So bin ich der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, ein prophetischer Bürger einer spätern Welt, zu ihr durch lebendige Fantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke. Gleichgültig läßt mich, was die Welt, die jetzige, thut oder leidet; tief unter mir scheint sie mir klein, und leichten

Blickes übersteht das Auge die wenn gleich großen verworrenen Kreise ihrer Bahn. Aus allen Erschütterungen im Gebiete des Lebens und der Wissenschaft stets wieder auf denselben Punkt zurückkehrend und die nämliche Gestalt erhaltend, zeigt sie deutlich ihre Beschränkung und ihres Bestrebens geringen Umfang. Was aus ihr selbst hervorgeht, das vermag nicht sie weiter zu fördern, das bewegt sie immer nur im alten Kreise: und ich kann dessen mich nicht erfreuen, es täuscht mich nicht mit leerer Erwartung jeder günstige Schein. Doch wo ich einen Funken des verborgenen Feuers sehe, das früh oder spät das Alte verzehren und die Welt erneuen wird, da fühl ich mich in Lieb und Hoffnung hingezogen wie zu den geliebten Zeichen der fernnen Heimat. Auch wo ich stehe, soll man in fremdem Licht die heilige Flamme brennen sehen, den abergläubigen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, den Verständigen ein Zeugniß von dem Geiste, der da waltet. Es naht sich in Liebe und Hoffnung jeder, der wie ich der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines Jeden schliesse sich enger und erweitere sich das schöne freie Bündniß der Verschworenen für die bessere Zeit.

Beuge dich, o Seele, dem herben Schicksal, nur in dieser schlechtern und finstern Zeit das Licht gesehen zu haben. Für dein Bestreben, für dein inneres Thun ist wenig von einer solchen Welt zu hoffen! nicht als Erhöhung, immer nur als Beschränkung deiner Kraft wirst du deine Gemeinschaft mit ihr empfinden müssen. So geht es Allen, die das Bessere kennen und wollen. Nach Liebe dürstet manches Menschen Herz; es schwebt ihm deutlich vor, wie der Freund gartete müßte sein, mit dem er durch den Tausch des Denkens und Empfindens zur gegenseitigen Bildung und zum erhöhten Bewußtsein sich verbinden, wie die Geliebte, der er ganz sich geben und volles Leben bei ihr finden könnte: doch wenn er nicht, durch Zufall glücklich, im gleichen Kreise des äußern Lebens auf gleicher Höhe der Gesellschaft sie entdeckt, so seufzen beide wohl vergeblich im gleichen Wunsch das kurze Leben hin. Denn noch immer fesselt den Menschen ja sein äußerer Stand, die Stelle die er in jener dürftigen Gemeinschaft nicht sich erringen kann, nein die ihm angewiesen wird, und fester hält der Mensch an diesen Banden, als an der mütterlichen Erde die Pflanze hängt. Warum doch? weil es ihnen wenig kostet das höhere geistige Leben hart zu bedrücken, um sicherer, wie sie meinen, das niedere zu genießen. Darum darf noch keine heitere Gemeinschaft gedeihen, kein freies offenes Leben; darum wohnen sie wunderbar fast klostermäßig gesondert in kleinen dumpfen Zellen neben einander mehr, als mit einander; darum scheuen sie jeden großen Verein, nur einen elenden Schein davon zusammensetzend aus vielen kleinen: und wie das Vaterland lächerlich zersplittert ist, so auch jede einzelne Gesellschaft wieder. Wohl ist Manchem der Sinn geöffnet, um das innere Wesen der Menschheit zu ergreifen, verständig ihre verschiedenen Gestalten anzuschauen, oder in sich zu saugen die Natur und mit Liebe sich einzuschmiegen in ihre Geheimnisse. Doch in öde Wildniß oder in unfruchtbare Uppigkeit ist er gestellt, wo ewiges Einerlei dem Verlangen des Geistes keine Nahrung gibt; es kränkelt in sich gelehrt die Fantasie, es muß in träumerischem Irrthum sich der Geist verzehren, in mißgestalteten Versuchen erschöpfen die gebärende Kraft; denn kein glühender Wind trägt ihn in ein besseres Klima liebreich fort, keinen hilfreichen Freund kann er erreichen, dem Beruf es wäre, mit Nahrungstoff den Dürftigen zu versehen, befruchtend ihm der Erkenntniß Quellen zuzuleiten. Des Schwarzen jammervolles Schicksal, der aus dem väterlichen Lande von den geliebten Herzen fortgerissen, zu niederm Dienst in unbekannter Ferne verdammt ist, täglich legt der Lauf der Welt auch Bessern auf, die zu den unbekannt Fremden in ihre wahre Heimat zu ziehn gehindert, in oder ihnen ewig fremder Nähe bei schlechtem Dienst ihr inneres Leben verzehren. Wohl manchen drängt innerlich der Trieb kunstreiche Werke zu bilden: doch den Stoff zu sichten, und was unschädlich wäre sorgsam und ohne Schaden herauszulondern, oder wenn in schöner Einheit und Größe der Entwurf gemacht ist, auch die letzte Vollendung und Glätte jedem Theile zu geben, das ist ihm versagt. Gewährt ihm Einer, was ihm fehlt, bietet ihm Einer mit Freiheit keinen Vorrath, oder krönt durch seine That das Unvollendete? Nein, vereinzelt muß Jeder stehen und unternehmen was ihm nicht gelingt! der Darstellung der Menschheit, dem Bilden schöner Werke fehlt die Gemeinschaft der Talente, die im äußeren Dienst der Menschheit schon lange gestiftet ist! nur schmerzlich wird dem Künstler das Dasein der Andern bemerklich, indem an seinem Werk ihr Urtheil tadelt, was ihrem Genius fremd ist, und er erfahren muß, daß des schönen Eignen Wirkung gehemmt wird, weil sie Fremdes verlangen! So sucht vergebens der Mensch für das, was ihm das Größte ist, in der Gemeinschaft mit den Menschen Erleichterung und Hilfe. Was hie und dort die Erde bringt, beschreiben Tausende; wo irgend eine Sache, deren ich bedarf, zu finden sei, kann ich in einem Augenblick erfahren, im zweiten kann der glückliche schon besitzen: doch die Gemüther aufzufinden, durch deren Kraft ihr inneres Leben gedeihen könnte, vermögen nur wenige, dazu gibts keine Gemeinschaft in der Welt; die Menschen, die einander bedürfen, näher sich zu bringen, ist keines Geschäft. Ja Hilfe solcher Art zu fordern, ist Argerniß und Thorheit den geliebten Söhnen dieser Zeit; und eine höhere mehr innige Gemeinschaft der Geister ahnden, und beschränktem Sinn und kleinen Vor-

urtheilen zum Troß sie fördern wollen, ist eitle Schwärmerei. Ungeschickte Begierde soll es sein, nicht Armuth, was Schranken fühlen läßt, die so uns drücken; strafbare Trägheit, nicht Mangel an fröhlicher Gemeinschaft, was unzufrieden mit der Welt den Menschen macht, und seinen leeren Wünschen gebietet, auf weitem Felde der Unmöglichkeit umherzuschweifen. Unmöglichkeit ist nur für den, dessen Blick auf niederer Fläche der Gegenwart nur einen kleinen Horizont betreibt. Wie müßt ich traurig verzweifeln, ob jemals ihrem Ziele die Menschheit näher kommen würde, wenn ich mit blöder Fantasie nur an dem Wirklichen und seinen nächsten Folgen haften müßte!

Wie kommt dem Menschen die besonnene Weisheit und die reife Erfahrung? wird sie ihm gegeben von oben herab, und ist's höhere Bestimmung, daß er sie nicht eher erhält, als wenn er beweisen kann, daß seine Jugend verblüht ist? Ich fühle, wie ich jetzt erwerbe; es ist eben der Jugend treibende Kraft und das frische Leben des Geistes, was sie hervorbringt. Umschaun nach allen Seiten; aufnehmen Alles in den innersten Sinn, besiegen einzelner Gefühle Gewalt, daß nicht die Thräne, sei's der Freude oder des Kammers, das Auge der Seele trübe und verdunkle seine Bilder; rasch sich von einem zum andern bewegen, und unerschütterlich im Handeln auch fremdes Thun noch innerlich nachahmend abbilden: das ist das muntere Leben der Jugend, und eben das ist das Werden der Weisheit und der Erfahrung. Je beweglicher die Fantasie, je schneller die Thätigkeit des Geistes, desto eher wachsen und werden beide. Und wenn sie geworden sind, Dann sollte dem Menschen nicht mehr ziemen jenes muntere Leben, das sie erzeugt hat? Sind sie denn je vollendet die hohen Tugenden? und wenn sie durch die Jugend und in ihr geworden sind, bedürfen sie nicht immer derselben Kraft, um noch mehr zu werden und zu wachsen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen sich die Menschen um ihr schönstes Gut, und auf den tiefsten Grund der beschränkten Unwissenheit ist die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen sie, sei das Treiben dessen, der noch sucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der schon an des Lebens Ende steht; er müsse sich schmücken mit weiser Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen von der Fülle des Verstandes; so müsse der Mensch einhergehen im Alter, daß er nicht, wenn er noch immer zu suchen scheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab steigen müsse in den Tod. So jene; aber ihre weise Stille ist nur träge Unbeweglichkeit, und ein leeres ist ihr ruhiges Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines suchte, dem sei es ein Ruhm Alles gefunden zu haben! Unendlich ist, was ich erkennen und besitzen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich selbst ganz bestimmen. Von mir soll nie weichen der Sinn, der den Menschen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gesättigt von dem, was gewesen ist, immer Neuem entgegen geht. Das sei der Ruhm, den ich suche, zu wissen, daß unendlich mein Ziel ist, und doch nie still zu stehen im Lauf; zu wissen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege, die mich verschlingt, und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich sie sehe, und doch nicht zu verzögern den Schritt. Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend zu wandeln. Nie werd ich mich alt dünnen, bis ich auch fertig wäre; aber nie werd ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Auch kann es nicht sein, daß des Alters Schöne und der Jugend einander widerstrebe: das nicht nur wächst in der Jugend, weshalb sie das Alter rühmen; es nährt auch wieder das Alter der Jugend frisches Leben. Besser gedeiht ja, wie Alle sagen, der junge Geist, wenn das reife Alter sich seiner annimmt: so verschönt sich auch des Menschen eigne innere Jugend, wenn er schon errungen hat, was dem Geiste das Alter gewährt. Schneller überfließt was da ist der geübte Blick, leichter faßt Jedes wer schon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe sein, die aus einem höhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So soll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir selbst. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle und durchdrungen sei von der belebenden Wärme. Was ist denn worüber sie klagen im Alter? Es sind nicht die notwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schatz der bewahrten Gedanken stumpf des Menschen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem festen Wort zuletzt banger Zweifel, der jedes Handeln zurückhält? Ist die Bildung ein Verbrennungsgeschäft, das in todtte Masse den Geist verwandelt? Was sie klagen ist nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sei die Bemählung. Jetzt schon sei im starken Gemüthe des Alters Kraft, daß sie Dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend Dich schütze gegen des Alters Schwäche. Wie sie es theilen, soll gar nicht das Leben getheilt sein. Es erniedrigt sich selbst wer zuerst jung sein will, und dann alt, wer zuerst allein herrschen läßt, was sie rühmen als jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint; es verträgt nicht das Leben diese Trennung seiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint sein soll zu

jeder Zeit; und das ist die Bildung und die Vollkommenheit, daß beider sich immer inniger bewußt werde der Mensch in ihrer Verschiedenheit, und daß er in Klarheit sondere eines jeden eignen Geschäft.

Für die Pflanze selbst ist das Höchste die Blüte, die schöne Vollendung des eigenthümlichen Daseins; für die Welt ist ihr Höchstes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geschlechtes, das Geschenk was jedes eigene Wesen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit sich vereinigen möge. So ist auch für den Menschen das muntere Leben der Jugend das Höchste, und weh ihm, wenn es von ihm weicht; aber die Welt will, er soll alt sein, damit Früchte reifen je eher je lieber. Also ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzu spät die Menschen erst das Alter lehrt, wohin gewaltsam in ihren Fesseln die Zeit sie führt, das sei schon jetzt aus des kräftigen Willens freier Wahl deine Weise in Allem was der Welt gehört. Wo die Blüte des Lebens aus freiem Willen eine Frucht ansetzt, da werde sie ein süßer Genuß der Welt; und verborgen liege darin ein befruchteter Keim, der sich einst entwickele zu eigenem neuen Leben. Was du der Welt bietest, sei leicht sich ablösende Frucht. Opfre nicht den kleinsten Theil deines Wesens selbst in falscher Großmuth! Laß dir kein Herz ausbrechen, kein Blättchen abspalten, welches Nahrung dir einsaugt aus der umgebenden Welt! Aber treibe auch nicht zornigen Gemüthes gleich hervor täuschenden Austruch, ungestaltet und ungenießbar, wo etwa ein verderbliches Thierchen dich sticht; sondern Alles, was nicht für dich selbst ist Wachsthum der Gestalt oder Bildung neuer Organe, das sei wahre Frucht, aus der innern Liebe des Geistes erzeugt, als freie That seines jugendlichen Lebens Dentmal. Hat sie aber eignes Leben gewonnen, so trete sie allmählig hervor aus ihren Umhüllungen; und dann werde sie weiter gebildet nach des äußern Handelns Gesetz. Dann sei Klugheit um sie geschäftig und nüchtern Besonnenheit, daß auch wirklich der Welt zu Gute komme, was freigebig die Liebe ihr zugedacht hat. Dann wäge bedachtsam Mittel und Zweck, forge und schaue umher mit weiser Furcht, halte zu Rathe Kraft und Arbeit, lege hoch an deine Mühe, und harre geduldig und unverbrossen des glücklichen Augenblicks.

Wehe, wenn die Jugend in mir, die frische Kraft, die Alles zu Boden wirft, was sie einzwängen will, der leichte Sinn, der immer weiter strebt, sich je bemengt mit des Alters Geschäft, und mit schlechtem Erfolg auf dem fremden Gebiete des äußern Thuns die Kraft verschwendete, die sie dem innern Leben entzöge! So mögen nur die untergehn, die den ganzen Reichtum des Lebens nicht kennen, und also mißverstehend den heiligen Trieb jugendlich sein wollen im äußern Thun. Im Augenblick soll eine Frucht reifen, wie eine Blüte sich entfaltet in einer Nacht; es drängt ein Entwurf den andern, und keiner gedeiht; und im raschen Wechsel widersprechender Mittel zerstört sich jedes angefangene Werk. Haben sie so in vergeblichen Verjungen die schöne Hälfte des Lebens verschwendet, und nichts gewirkt noch gethan, wo Wirken und Thun ihr ganzer Zweck war: so verdammen sie den leichten Sinn und das rasche Leben, und es bleibt ihnen allein das Alter zurück, schwach und elend wie es sein muß, wo die Jugend verschwendet und verzehrt ist. Daß sie mir nicht auch fliehe, will ich sie nicht mißbrauchen; sie soll mir nicht dienen auf fremdem Gebiete zu ungebührlichem Geschäft; in den Grenzen ihres Reichs will ich sie halten, daß ihr kein Verderben nahe. Da aber soll sie mir walten jetzt und immer in ungeförter Freiheit; und kein Gesetz, welches nur dem äussern Thun gebieten darf, soll mir das innere Leben beschränken.

Alles Handeln in mir und auf mich, das der Welt nicht gehört, und nur mein eigenes Werden ist, trage ewig der Jugend Farbe, und gehe fort nur dem inneren Triebe folgend in schöner sorgloser Freude. Laß dir keine Ordnung gebieten, wann du anschauen sollst oder begreifen, wann in dich hineingehn oder aus dir heraus! Fröhlich jedes fremde Gesetz verschmäht, und den Gedanken verschneht, der in todtten Buchstaben verzeichnen will des Lebens freien Wechsel. Laß dir nicht sagen, dies müßte erst vollendet sein, dann jenes! Gehe weiter wie und wann es dir gefällt mit leichtem Schritt: lebt doch Alles in dir und bleibt was du gehandelt hast, und findest es wieder wenn du zurückkommst. Laß dir nicht bange machen, was wohl daraus werden möchte, wenn du jetzt dies begönne oder jenes! Immer wird nichts als du; denn was du wollen kannst, gehört auch in dem Leben. Wolle ja nicht mäßig sein im Handeln! Lebe frisch immer fort; keine Kraft geht verloren, als die du ungebraucht in dich zurückdrängst. Wolle ja nicht dies jetzt, damit du hernach wollen könnest jenes! Schäme dich, freier Geist, wenn das eine in dir sollte dienen dem andern; nichts darf Mittel sein in dir, ist ja Eines so viel werth als das Andere; drum was du wirst werde um sein selbst willen. Thörlicher Betrug, daß du wollen solltest was du nicht willst! Laß dir nicht gebieten von der Welt, wann und was du leisten solltest für sie. Verlauche stolz die thörliche Anmaßung, müßiger Jüngling, und leide nicht den Druck. Alles ist deine freie Gabe: denn in deinem innern Handeln muß aufgehn der Entschluß ihr etwas zu thun; und thue nichts, als was so dir in freier Liebe und Lust herborgeht aus dem Innern des Gemüthes. Laß dir keine Grenzen setzen in deiner Liebe, nicht Maß, nicht Art, nicht Dauer! Ist sie doch dein Eigenthum: wer kann sie fordern? Ist doch ihr Gesetz bloß in dir; wer hat dort zu gebieten? Schäme dich fremder

Meinung zu folgen, in dem was das Heiligste ist! Schäme dich der falschen Schaam, daß sie nicht verstehen möchten, wenn du den Fragenden sagtest: darum liebe ich. Laß dich nicht stören, was auch äußerlich geschehe, in des innern Lebens Fülle und Freude! Wer wollte vermischen was nicht zusammen gehört, und grämlich sein in sich selbst? Härme dich nicht, wenn du dies nicht sein kannst, und jenes nicht thust! Wer wollte mit leerem Verlangen nach der Unmöglichkeit hinsch'n, und mit habfüchtigem Auge nach fremdem Gut?

So frei und fröhlich bewegt sich mein inneres Leben! Wann und wie sollte wohl Zeit und Schicksal mich andere Weisheit lehren? Der Welt laß ich ihr Recht: nach Ordnung und Weisheit, nach Besonnenheit und Maaß streb ich im äußern Thun. Warum sollt ich auch verschmähen was sich leicht und gern darbietet, und willig hervor geht aus meinem innern Wesen und Handeln? Ohne Mühe gewinnt das Alles in reichem Maaße wer die Welt anschaut; aber durch das Anschauen seiner selbst gewinnt der Mensch, daß sich ihm nicht nähern darf Muthlosigkeit und Schwäche: denn dem Bewußtsein der inneren Freiheit und ihres Handelns erprieft ewige Jugend und Freude. Dies hab ich ergriffen, und lasse es nimmer, und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen! frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.

10. Friedrich Wilhelm Jos. von Schelling.

(1775—1854.)

Wie und wann erblüht die Kunst?

(Aus: „Ueber das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur.“ 1807.)

Die Forderung, daß die Kunst, wie alles andere Lebendige, von den ersten Anfängen ausgehen und, um lebendig sich zu verjüngen, immer neu auf diese zurückgehen müsse, mag eine harte Lehre dünken in einem Zeitalter, dem so vielfältig gesagt worden, wie es die gebildetste Schönheit, schon fertig, von vorhandenen Kunstwerken abnehmen und so, wie mit einem Schritt, zum letzten Ziele gelangen könne. Haben wir nicht schon das Vortreffliche, Vollendete, und wie sollten wir zu dem Anfänglichen, Ungebildeten zurückkehren? Hätten die großen Stifter neuerer Kunst eben so gedacht, wir hätten wohl niemals ihre Wunder gesehen. Auch vor ihnen standen Schöpfungen der Alten, runde Bildwerke und stach erhabene Arbeiten, welche sie unmittelbar in Gemälde hätten übertragen können. Aber diese Aneignung eines nicht selbst erworbenen und darum unverständlichen Schönen befriedigte einen Kunsttrieb nicht, der durchaus auf das Ursprüngliche ging, und aus dem das Schöne frei und urkräftig sich wieder erzeugen sollte. Sie scheuten sich darum nicht, einfältig, kunstlos, trocken gegen jene erhabenen Alten zu erscheinen und die Kraft lange in unscheinbarer Knospe zu hegen, bis die Zeit der Anmuth gekommen war. Woher kommt es, daß wir diese Werke älterer Meister, von Giotto an bis auf den Lehrer Raphaels, noch jetzt mit einer Art von Andacht, ja mit einer gewissen Vorliebe betrachten, als weil uns die Treue ihres Bestrebens und der große Ernst ihrer fallen, freiwilligen Beschränktheit Hochachtung und Bewunderung abdringt? Wie diese sich zu den Alten verhielten, so verhält sich zu ihnen das jetzige Geschlecht. Ihre Zeit und die unsrige knüpft keine lebendige Ueberlieferung, kein Band organisch fortgewachsener Bildung zusammen; wir müssen die Kunst auf ihrem Wege, aber mit eigenthümlicher Kraft wieder erschaffen, um ihnen gleich zu werden. Kommt doch selbst jener Nachkommer der Kunst am Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zwar einige neue Blüthen auf dem alten Stamme, aber keine fruchtbaren Keime hervorrufen, noch weniger selbst einen neuen Stamm der Kunst pflanzen. Die vollendeten Kunstwerke aber zurücksetzen und die noch einfältigen schlichten Anfänge derselben aufsuchen, um sie nachzuahmen, wie einige gewollt, dies wäre nur ein neuer und vielleicht größerer Mißverstand; nicht sie selber wären auf das Ursprüngliche zurückgegangen, auch die Einfalt wäre Ziererei und würde heuchlerischer Schein.

Welche Aussicht aber böte die jetzige Zeit (1807) für eine aus frischem Kern und von der Wurzel aufwachsende Kunst? Ist diese doch einem großen Theile nach abhängig von dem Sinn ihrer Zeit, und wer möchte solchen ersten Anfängen den Beifall der gegenwärtigen versprechen, wo jene auf der einen Seite kaum die Gleichschätzung mit anderen Werkzeugen verschwenderischer Üppigkeit erlangt, auf der andern Künstler und Liebhaber, mit völligem Unvermögen die Natur zu fassen, das Ideal loben und fordern?

Die Kunst entspringt aus der lebhaftesten Bewegung der innersten Gemüths- und Geisteskräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künste und Wissenschaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus; nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. Denn die Kunst insbesondere ist,

wie die zarteren Pflanzen von Luft und Bitterung, so von öffentlicher Stimmung abhängig; sie bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Medicaischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geister zumal und auf der Stelle hervorrief, einer Verfassung, wie sie uns Perikles im Lob Athens schildert, und die uns die milde Herrschaft eines väterlichen Regenten sicherer und dauernder als Volksregierung verheißt: wo jede Kraft freiwillig sich regt, jedes Talent mit Lust sich zeigt, weil jedes nur nach seiner Würdigkeit geschätzt wird. Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebt, nur dann kann diese durch ihn Vortheil ziehen; denn sie kann sich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Auserem richten. Kunst und Wissenschaft können beide sich nur um ihre eigene Achse bewegen; der Künstler, wie jeder geistig Wirkende, kann nur dem Gesetz folgen, das ihm Gott und Natur in's Herz geschrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er selbst muß sich helfen; so kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um seiner selbst willen hervorbrächte, alsbald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen oder den Weg vorschreiben, welchen er wandeln solle. Ist er beslagenwerth, wenn er mit seiner Zeit zu kämpfen hat, so verdient er Verachtung, wenn er ihr fröhnt. Und wie vermöchte er auch nur dieses? Ohne großen allgemeinen Enthusiasmus gibt es nur Selten, keine öffentliche Meinung. Nicht ein besetzter Geschmack, nicht die großen Begriffe eines ganzen Volkes, sondern die Stimmen einzelner willkürlich ausgeworfener Richter entscheiden über Verdienst, und die Kunst die in ihrer Hoheit selbstgenügsam ist, buhlt um Beifall und wird dienstbar, da sie herrschen sollte.

Verschiedenen Zeitaltern wird eine verschiedene Begeisterung zu Theil. Dürfen wir keine für diese Zeit erwarten, da die neue, jetzt sich bildende Welt, wie sie theils schon äußerlich, theils innerlich und im Gemüth vorhanden ist, mit allen Maßstäben bisheriger Meinung nicht mehr gemessen werden kann, alles vielmehr laut größere fordert und eine gänzliche Erneuerung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem sich Natur und Geschichte lebendiger wieder angeschlossen, auch der Kunst ihre großen Gegenstände zurückgeben? Aus der Asche des Dahingesunkenen Funken ziehen und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anzufachen wollen, ist eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen selbst vorgeht, ist fähig, die Kunst aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wissen, ein neuer Glaube ist vermögend, sie zu der Arbeit zu begeistern, wodurch sie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbar. Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wiederkommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder sein, aber ein anderer, der auf eine gleich eigenthümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist. Lasset nur jene Grundbedingung nicht fehlen, und die wiederauflebende Kunst wird, wie die frühere, in ihren ersten Werken das Ziel ihrer Bestimmung zeigen; in der Bildung des bestimmt Charakteristischen schon, geht sie anders aus einer frischen Urkraft hervor, ist, wenn auch verhüllt, die Anmuth gegenwärtig, in beiden schon die Seele vorherbestimmt. Werke, die auf solche Art entspringen, sind auch in anfänglicher Unvollendung schon nothwendige, ewige Werte.

Wir dürfen es bekennen, wir haben bei jener Hoffnung eines neuen Auflebens einer durchaus eigenthümlichen Kunst hauptsächlich das Vaterland im Auge. War doch schon zu der nämlichen Zeit, welche in Italien wieder erweckte, aus einheimischem Boden das vollkräftige Gewächs der Kunst unsers großen Albrecht Dürer hervorgegangen; wie eigenthümlich deutsch, und doch wie verwandt jenem, dessen süße Früchte die mildere Sonne Italiens zur höchsten Reife brachte. Dieses Volk, von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, dessen Geisteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Gesetze gegeben und am tiefsten von allen die Erde durchforscht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der ersten Ursachen tiefer als irgend einem andern eingepflanzt, dieses Volk muß in einer eigenthümlichen Kunst endigen.

11. Georg Friedrich Wilhelm Hegel.

(1770—1831.)

Das Wesen der Tragödie.

(Aus: Vorlesungen über die Aesthetik, III. 1835.)

Den wahrhaften Inhalt des tragischen Handelns liefert für die Zwecke, welche die tragischen Individuen ergreifen, der Kreis der im menschlichen Willen substantiellen, für sich selbst berechtigten Mächte: die Familienliebe der Gatten, der Eltern, Kinder, Geschwister; ebenso das Staatsleben, der Patriotismus der Bürger, der Wille der Herrscher; ferner das kirchliche Dasein, jedoch nicht als eine auf Handlungen resignirende Frömmigkeit und als göttlicher Richterspruch in der Brust des Menschen über das gut und böß beim Handeln, sondern im

Gegentheil als thätiges Eingreifen und Fördern wirklicher Interessen und Verhältnisse. Von der ähnlichen Tüchtigkeit sind nun auch die acht tragischen Charaktere. Sie sind durchaus das, was sie, ihrem Begriff gemäß, sein können und müssen, nicht eine vielsache episch auseinandergelegte Totalität, sondern, wenn auch an sich selbst lebendig und individuell, doch nur die eine Macht dieses bestimmten Charakters, in welcher derselbe sich, seiner Individualität nach, mit irgend einer besonderen Seite jenes gebiegeuen Lebensinhaltes untrennbar zusammengeschlossen hat und dafür einstehen will. In dieser Höhe, auf welcher die bloßen Zufälligkeiten der unmittelbaren Individualität verschwinden, sind die tragischen Helden der dramatischen Kunst, seien sie nun die Repräsentanten substantieller Lebenssphären oder sonst schon durch freies Beruhen auf sich große und feste Individuen, gleichsam zu Skulpturwerken hervorgehoben; und so erklären auch nach dieser Seite hin die an sich selbst abstrakteren Statuen und Götterbilder die hohen tragischen Charaktere der Griechen besser als alle anderweitigen Erläuterungen und Noten. Im Allgemeinen können wir deshalb sagen, das eigentliche Thema der urprünglichen Tragödie sei das Göttliche; aber nicht das Göttliche, weil es den Inhalt des religiösen Bewußtseins als solchen ausmacht, sondern wie es in die Welt, in das individuelle Handeln eintritt, in dieser Wirklichkeit jedoch seinen substantiellen Charakter weder einbilft, noch sich in das Gegenteil seiner umgewendet sieht. In dieser Form ist die geistige Substanz des Wollens und Vollbringens das Sittliche. Denn das Sittliche, wenn wir es in seiner unmittelbaren Gebiegenheit und nicht nur vom Standpunkte der subjektiven Reflexion als das formell Moralische auffassen, ist das Göttliche in seiner weltlichen Moralität, das Substantielle, dessen ebenso besondere als wesentliche Seiten den bewegenden Inhalt für die wahrhaft menschliche Handlung abgeben und im Handeln selbst dies ihr Wesen expliciren und wirklich machen.

Durch das Princip der Besonderung nun, dem alles unterworfen ist, was sich in die reale Objectivität hinausstrebt, sind die sittlichen Mächte, wie die handelnden Charaktere, unterschieden in Rücksicht auf ihren Inhalt und ihre individuelle Erscheinung. Werden nun diese besonderen Gewalten, wie es die dramatische Poesie fordert, zur erscheinenden Thätigkeit aufgerufen, und verwirklichen sie sich als bestimmter Zweck eines menschlichen Pathos, das zur Handlung übergeht, so ist ihr Einflang aufgehoben, und sie treten in wechselseitiger Abgeschlossenheit gegen einander auf. Das individuelle Handeln will dann unter bestimmten Umständen einen Zweck oder Charakter durchführen, der unter diesen Voraussetzungen, weil er in seiner für sich fertigen Bestimmtheit sich einseitig isolirt, nothwendig das entgegengesetzte Pathos gegen sich aufreizt und dadurch unausweichliche Konflikte herbeiführt. Das urprüngliche Tragische besteht nun darin, daß innerhalb solcher Collision beide Seiten des Gegensatzes für sich genommen Berechtigung haben, während sie andererseits dennoch den wahren positiven Gehalt ihres Zweckes und Charakters nur als Negation und Verletzung der andern, gleichberechtigten Macht durchzubringen im Stande sind, und deshalb in ihrer Sittlichkeit und durch dieselbe eben so sehr in Schuld gerathen.

Den allgemeinen Grund für die Nothwendigkeit dieser Konflikte habe ich so eben schon berührt. Die sittliche Substanz ist als konkrete Einheit eine Totalität unterschiedener Verhältnisse und Mächte, welche jedoch nur in thatlosem Zustande als selige Götter das Werk des Geistes im Genuß eines ungestörten Lebens vollbringen. Umgekehrt aber liegt es ebenso sehr im Begriff dieser Totalität selbst, sich aus ihrer zunächst noch abstrakten Idealität zur realen Wirklichkeit und weltlichen Erscheinung umzusetzen. Durch die Natur dieses Elements nun ist es, daß die bloße Unterschiedenheit, auf dem Boden bestimmter Umstände von individuellen Charakteren ergriffen, sich zur Entgegensetzung und Collision verkehren muß. So erst wird es wahrhaft ernst mit jenen Göttern, welche nur im Olymp und Himmel der Phantasie und religiösen Vorstellung in ihrer menschlichen Ruhe und Einheit verharren, wenn sie jetzt aber wirklich, als bestimmtes Pathos einer menschlichen Individualität, zum Leben kommen, aller Berechtigung ungeachtet, durch ihre bestimmte Besonderheit und deren Gegensatz gegen Anderes, in Schuld und Unrecht führen.

Hiermit ist jedoch ein unvermittelter Widerspruch gesetzt, der zwar zur Realität heraustreten, sich jedoch nicht in ihr als das Substantielle und wahrhaftig Wirkliche erhalten kann, sondern sein eigentliches Recht nur darin findet, daß er sich als Widerspruch aufhebt. So berechtigt als der tragische Zweck und Charakter, so nothwendig als die tragische Collision, ist daher drittens auch die tragische Lösung dieses Zwiespalts. Durch sie nämlich übt die ewige Gerechtigkeit sich an den Zwecken und Individuen in der Weise aus, daß sie die sittliche Substanz und Einheit mit dem Untergange der ihre Ruhe störenden Individualität herstellt. Denn obschon sich die Charaktere das in sich selbst Gütliche vorsetzen, so können sie es tragisch dennoch nur in verletzender Einseitigkeit widerstrebend ausführen. Das wahrhaft Substantielle, das zur Wirklichkeit zu gelangen hat, ist aber nicht der Kampf der Besonderheiten, wie sehr derselbe auch im Begriffe der weltlichen Realität und des menschlichen Handelns seinen wesentlichen Grund findet, sondern die Veröhnung, in welcher sich die bestimmten Zwecke und Individuen ohne Verletzung und Gegensatz einlangsvoll bethätigen. Was daher in dem tragischen Aus-

gange aufgehoben wird, ist nur die einseitige Besonderheit, welche sich dieser Harmonie nicht zu fügen vermocht hatte, und sich nun in der Tragik ihres Handelns, kann sie von sich selbst und ihrem Vorhaben nicht ablassen, ihrer ganzen Totalität nach dem Untergange preisgegeben oder sich wenigstens genöthigt sieht, auf die Durchführung ihres Zwecks, wenn sie es vermag, zu resigniren. In dieser Rücksicht hat Aristoteles bekanntlich die wahrhafteste Wirkung der Tragödie darin gesetzt, daß sie Furcht und Mitleid erregen und reinigen solle. Unter dieser Behauptung verstand Aristoteles nicht die bloße Empfindung der Zustimmung oder Nichtzustimmung zu meiner Subjektivität, das Angenehme oder Unangenehme, Ansprechende oder Abstoßende, diese oberflächlichste aller Bestimmungen, die man erst in neuerer Zeit zum Princip des Beifalls und Mißfallens hat machen wollen. Denn dem Kunstwerke darf es nur darauf ankommen, das zur Darstellung zu bringen, was der Vernunft und Wahrheit des Geistes zusagt, und um hierfür das Princip zu erforschen, ist es nothwendig, sein Augenmerk auf ganz andere Gesichtspunkte zu richten. Auch bei diesem Ausspruch des Aristoteles müssen wir uns deshalb nicht an die bloße Empfindung der Furcht und des Mitleidens halten, sondern an das Princip des Inhalts, dessen kunstgemäße Erscheinung diese Empfindungen reinigen soll. Fürchten kann sich der Mensch einerseits vor der Macht des Außern und Endlichen, andererseits aber vor der Gewalt des Unmuthfürchtensenden. Was nun der Mensch wahrhaft zu fürchten hat, ist nicht die äußere Gewalt und deren Unterdrückung, sondern die sittliche Macht, die eine Bestimmung seiner eigenen freien Vernunft und zugleich das Ewige und Unverleßliche ist, das er, wenn er sich dagegen kehrt, gegen sich selber aufruft. Wie die Furcht hat auch das Mitleiden zweierlei Gegenstände. Der erste betrifft die gewöhnliche Nührung, d. h. die Sympathie mit dem Unglück und Leiden Anderer, das als etwas Endliches und Negatives empfunden wird. Mit solchen Bedauern sind besonders die kleinstädtischen Weiber gleich bei der Hand. Bemitleidet und bedauert will aber der edle große Mensch auf diese Weise nicht sein. Denn insofern nur die nichtige Seite, das Negative des Unglücks herausgehoben wird, liegt eine Herabsetzung des Sittlichen darin. Das wahrhafte Mitleiden ist im Gegentheil die Sympathie mit der zugleich sittlichen Berechtigung des Leidenden, mit dem Affirmativen und Substantiellen, das in ihm vorhanden sein muß. Diese Art des Mitleidens können uns Lumpen und Schufte nicht einflößen. Soll deshalb der tragische Charakter, wie er uns die Furcht vor der Macht der verletzten Sittlichkeit einflößte, in seinem Unglück eine tragische Sympathie erwecken, so muß er in sich selbst gehaltvoll und thätig sein. Denn nur ein wahrhafter Gehalt schlägt in die edle Menschenbrust ein und erschüttert sie in ihren Tiefen. Daher dürfen wir denn auch das Interesse für den tragischen Ausgang nicht mit der einfältigen Befriedigung verwechseln, daß eine traurige Geschichte, ein Unglück als Unglück, unsere Theilnahme in Anspruch nehmen soll. Dergleichen Kläglichkeiten können dem Menschen ohne sein Dazuthun und ohne seine Schuld durch die bloßen Conjunctionen der äußeren Zufälligkeiten und relativen Umstände, durch Krankheit, Verlust des Vermögens, Tod u. s. w. zustossen, und das eigentliche Interesse, welches uns dabei ergreifen sollte, ist nur der Eifer hinzuzueilen und zu helfen. Vermag man dies nicht, so sind die Gemälde des Jammers und Elends nur zerreißen. Ein wahrhaft tragisches Leiden hingegen wird über die handelnden Individuen nur als Folge ihrer eigenen ebenso berechtigten, als durch ihre Collision schuldvollen That verhängt, für die sie auch mit ihrem ganzen Selbst einzustehen haben.

Über der bloßen Furcht und tragischen Sympathie steht deshalb das Gefühl der Versöhnung, das die Tragödie durch den Anblick der ewigen Gerechtigkeit gewährt, welche in ihrem absoluten Walten durch die relative Berechtigung einseitiger Zwecke und Leidenschaften hindurchgreift, weil sie nicht dulden kann, daß der Conflict und Widerspruch der ihrem Begriffe nach einigen sittlichen Mächte in der wahrhaften Wirklichkeit sich siegreich durchsetze und Bestand erhalte.

Indem nun diesem Principe zufolge das Tragische vornehmlich auf der Anschauung sich eines Conflicts und dessen Lösung beruht; so ist zugleich die dramatische Poesie, ihrer ganzen Darstellungsweise nach, allein befähigt, das Tragische in seinem vollen Umfange und Verlaufe zum Principe des Kunstwerks zu machen und vollständig auszugefaltn. Aus diesem Grunde habe ich auch jetzt erst von der tragischen Anschauungsweise zu sprechen Gelegenheit genommen, obschon sie, wenn zwar in geringerem Grade, ihre Wirksamkeit auch über die andern Künste vielfach ausdehnt.

12. Arthur Schopenhauer.

(1788—1860.)

Aus: Die Welt als Wille und Vorstellung. (1819.)

Der Intellekt ermüdet, der Wille ist unermüdetlich. — Nach anhaltender Kopfarbeit hilft man die Ermüdung des Gehirns, wie die des Armes nach anhaltender Körperarbeit. Alles

Erkennen ist mit Anstrengung verknüpft: Wollen hingegen ist unser selbsteigenes Wesen, dessen Äußerungen ohne alle Mühe und völlig von selbst vor sich gehen. Daher, wenn unser Wille stark aufgeregt ist, wie in allen Affekten, also im Zorn, Furcht, Begierde, Betrübnis u. s. w., und man fordert uns jetzt zum Erkennen, etwa in der Absicht der Berichtigung der Motive jener Affekte, auf; so bezeugt die Gewalt, die wir uns dazu anthun müssen, den Übergang aus der ursprünglichen, natürlichen und selbsteigenen, in die abgeleitete, mittelbare und erzwungene Thätigkeit. Der Wille allein ist unaufgefordert, daher oft zu früh und zu sehr thätig, und kennt kein Ermüden. Säuglinge, die kaum die erste schwache Spur von Intelligenz zeigen, sind schon voller Eigenwillen: durch unbändiges, zweckloses Loben und Schreien zeigen sie den Willensdrang, von dem sie strotzen, während ihr Wollen noch kein Objekt hat, d. h. sie wollen, ohne zu wissen was sie wollen. — Von der Unermüdlichkeit des Willens zeugt ferner der Fehler, welcher, mehr oder weniger, wohl allen Menschen von Natur eigen ist und nur durch Bildung bezwungen wird: die Voreiligkeit. Sie besteht darin, daß der Wille vor der Zeit an sein Geschäft eilt. Dieses nämlich ist das rein Aktive und Exekutive, welches erst eintreten soll, nachdem das Explorative und Deliberative, also das Erkennende, sein Geschäft völlig und ganz beendigt hat. Aber selten wird diese Zeit wirklich abgewartet. Kaum sind über die vorliegenden Umstände, oder die eingetretene Begebenheit, oder die mitgetheilte fremde Meinung, einige wenige Data von der Erkenntnis obenhin aufgefaßt und flüchtig zusammengegrasht; so tritt schon aus der Tiefe des Gemüths der stets bereite und nie milde Wille unaufgefordert hervor und zeugt sich als Schreck, Furcht, Hoffnung, Freude, Begierde, Neid, Betrübnis, Eifer, Zorn, Muth, und treibt zu raschen Worten und Thaten, auf welche meistens Reue folgt, nachdem die Zeit gelehrt hat, daß das Hegemonikon, der Intellekt, mit seinem Geschäft des Auffassens der Umstände, Überlegens ihres Zusammenhanges und Beschließens des Rathsamem, nicht hat auch nur halb zu Ende kommen können, weil der Wille es nicht abwartete, sondern lange vor seiner Zeit vorsprang mit „jetzt ist die Reihe an mir!“ — Von zehn Dingen, die uns ärgern, würden neun es nicht vermögen, wenn wir sie recht gründlich, aus ihren Ursachen, verstanden und daher ihre Nothwendigkeit und wahre Beschaffenheit erkannten: dies aber würden wir viel öfter, wenn wir sie früher zum Gegenstand der Überlegung, als des Eifers und Verdrusses machten. — Denn was, für ein unbändiges Roß, Zügel und Gebiß ist, das ist für den Willen im Menschen der Intellekt: an diesem Zügel muß er gelenkt werden, mittelst Belehrung, Ermahnung, Bildung u. s. w.; da er an sich selbst ein so wilder ungestümer Drang ist, wie die Kraft, die im herabstürzenden Wasserfall erscheint, — ja, wie wir wissen, im tiefsten Grunde identisch mit dieser. Im höchsten Zorne, im Rausch, in der Verzweiflung, hat er das Gebiß zwischen die Zähne genommen, ist durchgegangen und folgt seiner ursprünglichen Natur. In der Mania sine delirio hat er Zaum und Gebiß ganz verloren, und zeigt nun am deutlichsten sein ursprüngliches Wesen und daß der Intellekt so verschieden von ihm ist, wie der Zaum vom Pferde: auch kann man ihn, in diesem Zustande, der Uhr vergleichen, welche, nach Wegnahme einer gewissen Schraube, unaufhaltsam abchnurrt.

Daß der Wille das Reale und Essentiale im Menschen, der Intellekt aber nur das Sekundäre, Bedingte, Hervorgebrachte sei, wird auch daran ersichtlich, daß dieser seine Funktion nur so lange ganz rein und richtig vollziehen kann, als der Wille schweigt und pausirt; hingegen durch jede merkliche Erregung desselben die Funktion des Intellekts gestört, und durch seine Einnischung ihr Resultat verfälscht wird: nicht aber wird auch umgekehrt der Intellekt auf ähnliche Weise dem Willen hinderlich. So kann der Mond nicht wirken, wann die Sonne am Himmel steht; doch hindert jener diese nicht.

Ein großer Schreck benimmt uns oft die Bestimmung dermaßen, daß wir versteinern, oder aber das Verkehrteste thun, z. B. bei ausgebrochenem Feuer gerade in die Flammen laufen. Der Zorn läßt uns nicht mehr wissen, was wir thun, noch weniger was wir sagen. Der Eifer, deshalb blind genannt, macht uns unfähig die fremden Argumente zu erwägen, oder selbst unsere eigenen hervorzuuchen und geordnet aufzustellen. Die Freude macht unüberlegt, rücksichtslos und verwegen: fast ebenso wirkt die Begierde. Die Furcht verhindert uns die noch vorhandenen, oft nahe liegenden Rettungsmittel zu sehen und zu ergreifen. Deshalb sind zum Bestehen plötzlicher Gefahren, wie auch zum Streite mit Gegnern und Feinden, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart die wesentlichste Befähigung. Jene besteht im Schweigen des Willens, damit der Intellekt agiren könne; diese in der ungestörten Thätigkeit des Intellekts, unter dem Andrang der aus dem Willen wirkenden Begebenheiten: daher eben ist jene ihre Bedingung, und Beide sind nahe verwandt, sind selten und stets nur komparativ vorhanden. Sie sind aber von unschätzbarem Vortheil, weil sie den Gebrauch des Intellekts gerade zu den Zeiten, wo man seiner am meisten bedarf, gestatten und dadurch entschiedene Überlegenheit verleihen. Wer sie nicht hat, erkennt erst nach verschwundener Gelegenheit was zu thun, oder was zu sagen gewesen. Sehr treffend sagt man von Dem, der in Affekt geräth, d. h. dessen Wille so stark aufgeregt ist, daß er die Reinheit der Funktion des Intellekts aufhebt, er sei entüßet: denn die

richtige Erkenntniß der Umstände und Verhältnisse ist unsere Wehr und Waffe im Kampf mit den Dingen und den Menschen.

Liebe und Haß verfälschen unser Urtheil gänzlich: an unsern Feinden sehen wir nichts, als Fehler, an unsern Lieblingen lauter Vorzüge, und selbst ihre Fehler scheinen uns liebenswürdig. Eine ähnliche geheime Macht übt unser Vortheil, welcher Art er auch sei, über unser Urtheil aus: was ihm gemäß ist, erscheint uns alsbald billig, gerecht, vernünftig; was ihm zuwider läuft, stellt sich uns, im vollen Ernst, als ungerecht und abscheulich, oder zweckwidrig und absurd dar. Daher so viele Vorurtheile des Standes, des Gewerbes, der Nation, der Sekte, der Religion. Eine gefasste Hypothese giebt uns Luchsaugen für alles sie Bestätigende, und macht uns blind für alles ihr Widersprechende. Was unserer Partei, unserm Plane, unserm Wunsche, unserer Hoffnung entgegensteht, können wir oft gar nicht fassen und begreifen, während es allen andern klar vorliegt: das jenen Günstige hingegen springt uns von ferne in die Augen. Was dem Herzen widerstrebt, läßt der Kopf nicht ein. Manche Irrthümer halten wir unser Leben hindurch fest, und hüten uns, jemals ihren Grund zu prüfen, bloß aus einer uns selber unbewußten Furcht, die Entdeckung machen zu können, daß wir so lange und so oft das Falsche geglaubt und behauptet haben. — So wird dann täglich unser Intellekt durch die Gaukeleien der Neigung behört und bestochen.

Der Intellekt, als bloßes Werkzeug des Willens, ist von ihm so verschieden, wie der Hammer vom Schmid. So lange, bei einer Unterredung, der Intellekt allein thätig ist, bleibt solche kalt. Es ist fast, als wäre der Mensch selbst nicht dabei. Auch kann er dann sich eigentlich nicht compromittiren, sondern höchstens blamiren. Erst wann der Wille ins Spiel kommt, ist der Mensch wirklich dabei: jetzt wird er warm, ja, es geht oft heiß her. Ziemer ist es der Wille, dem man die Lebenswärme zuschreibt; hingegen sagt man der kalte Verstand, oder eine Sache kalt untersuchen, d. h. ohne Einfluß des Willens denken. — Versucht man das Verhältniß umzukehren und den Willen als Werkzeug des Intellekts zu betrachten; so ist es, als machte man den Schmid zum Werkzeuge des Hammers.

Die einzige entschiedene, unmittelbare Hemmung und Störung, die der Wille vom Intellekt als solchem erleiden kann, möchte wohl die ganz exceptionelle sein, welche die Folge einer abnorm überwiegenden Entwicklung des Intellekts, also derjenigen hohen Begabung ist, die man als Genie bezeichnet. Eine solche nämlich ist der Energie des Charakters und folglich der Thatkraft entschieden hinderlich. Daher eben sind es nicht die eigentlich großen Geister, welche die historischen Charaktere abgeben, indem sie, die Masse der Menschheit zu lenken und zu beherrschen fähig, die Weltkämpfe durchkämpften; sondern hiezu taugen Leute von viel geringerer Kapazität des Geistes, aber großer Festigkeit, Unterschiedenheit und Beharrlichkeit des Willens, wie sie bei sehr hoher Intelligenz gar nicht bestehen kann; bei welcher demnach wirklich der Fall eintritt, daß der Intellekt den Willen direkt hemmt.

Mit vollem Recht ist das Herz, dieses *primum mobile* des thierischen Lebens, zum Symbol, ja zum Synonym des Willens, als des Urkerns unserer Erscheinung, gewählt worden und bezeichnet diesen, im Gegensatz des Intellekts, der mit dem Kopf geradezu identisch ist. Alles was, im weitesten Sinne, Sache des Willens ist, wie Wunsch, Leidenschaft, Freude, Schmerz, Güte, Bosheit, auch was man unter „Gemüth“ zu verstehen pflegt, wird dem Herzen beigelegt. Demnach sagt man: er hat ein schlechtes Herz; — er hängt sein Herz an diese Sache, — es geht ihm von Herzen; — es war ihm ein Stich ins Herz; — es bricht ihm das Herz; sein Herz blutet; — das Herz hilft vor Freude: — wer kann dem Menschen ins Herz sehen? — es ist herzerreißend, herzermahmend, herzbrechend, herzerhebend, herzzitrend; — er ist herzensgut, hartherzig, — herzlos, herzhast, feigherzig u. a. m. Ganz speciell aber heißen Liebeshändel Herzensangelegenheiten, *affaires de coeur*. Byron, im „Don Juan“, C. 11, B. 34, satyrisirt darüber, daß den Damen die Liebe, statt Sache des Herzens, Sache des Kopfes sei. — Hingegen bezeichnet der Kopf Alles, was Sache der Erkenntniß ist. Daher: ein Mann von Kopf, ein kluger Kopf, feiner Kopf, schlechter Kopf, den Kopf verlieren, den Kopf oben behalten u. s. w. Herz und Kopf bezeichnen den ganzen Menschen. Aber der Kopf ist stets das Zweite, das Abgeleitete: denn er ist nicht das Centrum, sondern die höchste Efflorescenz des Leibes. Wann ein Held stirbt, balsamirt man sein Herz ein, nicht sein Gehirn: hingegen bewahrt man gern den Schädel der Dichter, Künstler und Philosophen.

Wenn von einem Menschen gesagt wird: „er hat ein gutes Herz, wiewohl einen schlechten Kopf“; von einem andern aber: „er hat einen sehr guten Kopf, jedoch ein schlechtes Herz“;

so sühlt Jeder, daß beim Erstieren das Lob den Tadel weit überwiegt; beim Andern umgekehrt. Dem entsprechend sehen wir, wenn Jemand eine schlechte Handlung begangen hat, seine Freunde und ihn selbst bemüht, die Schuld vom Willen auf den Intellekt zu wälzen und Fehler des Herzens für Fehler des Kopfes auszugeben; schlechte Streiche werden sie Verirrungen nennen, werden sagen, es sei bloßer Unverstand gewesen. Unüberlegtheit, Leichtsinm, Thorheit; ja, sie werden zur Noth Paroxismus, momentane Geistesstörung und, wenn es ein schweres Verbrechen betrifft, sogar Wahnsinn vorschützen, um nur den Willen von der Schuld zu befreien. Und eben so wir selbst, wenn wir einen Unfall oder Schaden verursacht haben, werden, vor Andern und vor uns selbst, sehr gerne unsere Stultitia anklagen, um nur dem Vorwurf der Malitia auszuweichen. Dem entsprechend ist, bei gleich ungerechtem Urtheil des Richters, der Unterschied, ob er geirrt habe, oder bestochen gewesen sei, so himmelweit. Alles dieses bezeugt genugsam, daß der Wille allein das Wirkliche und das Wesentliche, der Kern des Menschen ist, der Intellekt aber bloß sein Werkzeug, welches immerhin fehlerhaft sein mag, ohne daß er dabei theilhaftig wäre. Die Anklage des Unverstandes ist, vor dem moralischen Richtersstuhle, ganz und gar keine; vielmehr giebt sie hier sogar Privilegien. Und ebenso vor den weltlichen Gerichten ist es, um einen Verbrecher von aller Strafe zu befreien, überall hinreichend, daß man die Schuld von seinem Willen auf den Intellekt wälze, indem man entweder unvermeidlichen Jrrthum oder Geistesstörung nachweist: denn da hat es nicht mehr auf sich, als wenn Hand oder Fuß wider Willen ausgeglitten wären.

Ueberall berufen sich Die, welche eine Leistung zu Tage fördern, im Fall solche ungenügend ausfällt, auf ihren guten Willen, an dem es nicht gefehlt habe. Hiedurch glauben sie das Wesentliche, das, wofür sie eigentlich verantwortlich sind, und ihr eigentliches Selbst sicher zu stellen: das Unzureichende der Fähigkeiten hingegen sehen sie an als den Mangel an einem tauglichen Werkzeug.

Ist Einer dumm, so entschuldigt man ihn damit, daß er nicht dafür kann: aber wollte man Den, der schlecht ist, eben damit entschuldigen, so würde man ausgelacht werden. Und doch ist das Eine, wie das Andere, angeboren. Dies beweist, daß der Wille der eigentliche Mensch ist, der Intellekt bloß sein Werkzeug.

Hohe Geistesgaben hat man allezeit angesehen als ein Geschenk der Natur, oder der Götter: eben deshalb hat man sie Gaben, Begabung, ingenii dotes, gifts (a man highly gifted) genannt, sie betrachtend, als etwas vom Menschen selbst Verschiedenes, ihm durch Begünstigung Zugefallenes. Nie hingegen hat man es mit den moralischen Vorzügen, obwohl auch sie angeboren sind, ebenso genommen: vielmehr hat man diese stets angesehen als etwas vom Menschen selbst Ausgehendes. Hieraus nun folgt abermals, daß der Wille das eigentliche Wesen des Menschen ist, der Intellekt hingegen sekundär, ein Werkzeug, eine Ausstattung.

Diesem entsprechend verheßen alle Religionen für die Vorzüge des Willens, oder Herzens, einen Lohn jenseit des Lebens, in der Ewigkeit; keine aber für die Vorzüge des Kopfes, des Verstandes. Die Tugend erwartet ihren Lohn in jener Welt; die Klugheit hofft ihn in dieser; das Genie weder in dieser, noch in jener: es ist sein eigener Lohn. Demnach ist der Wille der ewige Theil, der Intellekt der zeitliche.

C. Literaturbilder

aus der Zeit der realistischen Bestrebungen in der Poesie.

1. Heinrich Heine.

(1799—1856.)

1. Aus: Buch der Lieder. (1827.)

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.

Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite!

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen.
Wenn du eine Rose schaust,
Sag', ich lass' sie grüßen.

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Ich stand gelehnt an dem Mast
Und zählte jede Welle.
Ade, mein schönes Vaterland!
Mein Schiff, das segelt schnelle!

Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck mir fast die Augen aus,
Doch will mir Niemand winken.

Ihr Thränen, bleibt mir aus dem Aug',
Daß ich nicht dunkel sehe;
Mein krankes Herze, brich mir nicht
Vor allzu großem Wehe.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur eine kennt meinen Schmerz;
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluren des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rothblühender Garten
Im stillen Mondenschein;
Die Lotusblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.

Die Veilchen kichern und kosen
Und schaur'n nach den Sternen empor;
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen in's Ohr.

Es hülfen herbei und lauschen
Die frommen, klugen Gazell'n;
Und in der Ferne rauschen
Des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir nieder sinken
Unter dem Palmenbaum,
Und Liebe und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Auf deine schönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Mit deinen schönen Augen
Hast du mich gequält so sehr,
Und haßt mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh';
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'.

Es fallen vom Apffelbäume
Der weißen Blätter viel;
Es kommen die nackenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es singt der Schwan im Weiher
Und rudert auf und ab,
Und immer leiser singend
Taucht er in's Futengrab.

Es ist so still und dunkel!
Berweht ist Blatt und Blüth',
Der Stern ist knisternd zerstoßen,
Bertlungen das Schwanenlied.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfschen,
Und fürchte dich nicht so sehr,
Vertrau'st du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut.
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Gesanglos war ich und bekommen
So lange Zeit — nun dich' ich wieder!
Wie Thränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder.

Melodisch kann ich wieder klagen
Von großem Lieben, größerem Leiden,
Von Herzen, die sich schlecht vertragen
Und dennoch brechen, wenn sie scheiden.

Manchmal ist mir, als fühlt ich wehen
Über dem Haupt die deutschen Eichen —
Sie flüstern gar von Wiedersehen —
Das sind nur Träume — sie verbleichen.

Manchmal ist mir, als hört' ich singen
Die alten, deutschen Nachtigallen —
Wie mich die Töne sanft umschlingen! —
Das sind nur Träume — sie verhallen.

Wo sind die Rosen, deren Liebe
Mich einst beglückt? — All ihre Blüthe
Ist längst verweh't! — Gespenstisch trübte
Spült noch ihr Duft mir im Gemüthe.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blühet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Lei gethan.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen —
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, --
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!

Der and're sprach: das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind.
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, --
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen:
Die Fäuste gib mir in die Hand,
Und gilt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis ich einst höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein
Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem
Grab' —
Den Kaiser, den Kaiser zu schlitzen.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Trümmertisch sinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt er riesengroß'
Über Land und Meer;
Es ragt sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebeseliges Licht

Erleuchtend und wärmend,
Über Land und Meer.
Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
Am Rosenbarte, das gleitende Schiff,
Und zogen es spielend an's grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen, in hochgethürmter
Nagender Stadt.

O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwabenden, schwillen Gewerbe,
Und durch die reinen hallenden Straßen
Zogen Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sah'n sie sich an, verständnißsinnig
Und schauernd in Liebe und süßer Entfagung
Rühten sie sich auf die Stirne,
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rothes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimalſelig sprachen sie:
Gelobt sei Jesus Christ!

2. Aus: Reisebilder. (1826—1831.)

In dem unter der Überschrift „Die Stadt Eucca“ mitgetheilten Bilde hält der Reisende ein Gespräch mit einem alten Cybechs, der auf Rücken und Schwanz allerlei Hieroglyphen verzeichnet hat, die er für die wahre Philosophie ansieht. Er spricht:

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen manches Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, nichts zu enthüllen. Ich weiß nicht mehr als Schelling und Hegel.

„Was halten Sie von diesen beiden?“ frug mich der alte Cybechs mit einem höhnischen Lächeln, als ich einmal diese Namen gegen ihn erwähnte.

„Wenn man bedenkt,“ antwortete ich, „daß sie bloß Menschen und keine Cybechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie ein und dieselbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen zu bilden weiß dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldäthen sieht, die aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei andern Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingrebiengens, durch abenteuerliche Verichlungenen zusammengesetzt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulstrend wärmer, alles darin lebt, statt daß die abstract Hegel'schen Chiffren uns so grau, so kalt und todt anstarren.“

„Gut, gut,“ erwiderte der alte Cybechs, „ich merke schon, was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?“

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanserei zu Berlin die Kameele sich sammeln um den Brunnen Hegel'scher Weisheit, davor niederkauern, sich die kostbaren Schläuche aufzuladen lassen und damit weiter ziehen durch die märkische Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des Schelling'schen Geistesranthes sich drängen, als wär es das beste Bier, Brehhahn des Lebens.

Den kleinen Philosophen überfiel der gelbe Neid, als er hörte, daß seine Collegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: „welchen von beiden halten Sie für den größten?“ „Das kann ich nicht entscheiden,“ gab ich zur Antwort, „eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Scheckner größer sei als die Sonntag, und ich denke —“

„Denke!“ rief der Cybechs mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, „denken! wer von Euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Functionen der Thiere, ich habe besonders Menschen,

Affen und Schlangen zum Gegenstande meines Studiums gemacht; ich habe so viel Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Linné auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischer Vergleichen kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es widersagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie ohne Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels! ich habe schon unzählige solcher Wolken staß, und sicher über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgenröthe hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es gibt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht in ewigen Hieroglyphen auf meinem eigenen Schwanz.“

Bei diesen Worten, die mit einem bedäunanten Pathos gesprochen wurden, drehte mir der alte Encheas den Rücken, und indem er langsam fortschwänzelte, sah ich darauf die wunderlichsten Charaktere, die sich in bunter Bedeusamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

2. Ludwig Börne.

(1784—1837.)

1. Über Wilhelm Tells Charakter in Schillers Drama.

(Gesammelte Schriften, 1829—1831.)

Aus Schillers liebevollem, weltumflutenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüth und seine kleine enge That; die Fehler des Gedichts sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur diesmal möchte ich nicht mißdeutet sein — ich vermiße, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem lebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Kristalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig und zeigt den warmen blauen Himmel: das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint. Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen, im Angesichte grenzenlosen Glends und unermesslicher Berge, ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer firslichen That Gewatter stellen, und durch dessen firsliches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinen schlichten Verhältnissen zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Überlegung, was seine Landsleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidenen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären und die abergläubische Wirkung der Ammenmärchen zu zerstören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den schönen Muth des Herzens, der, selbst unermesslich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist muthig mit dem Arm und furchtlos mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmüthige Bedenksamkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schändlichen Mord zu begehen, statt, mit edlem Troste, eine schöne That zu thun.

Tells Charakter ist die Untertänigkeit. Den Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt sieht er in den Übeln des Landes und seinen eignen nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschick und bereit den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Noth, ist er unsäglich und unflüchtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung, als an den Beistand, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hilfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hilfe leisten;

doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhindern können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängstigten zuruft: Fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen, ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen und eine Wirkung hervorbringen, die der ersten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth sich zu verschwören; wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —
so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Uberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagte dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgerte sich darüber. Es ist nicht der edle Trost der Freiheit, dem schönsten Troste der Gewalt entgegen gesetzt: es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Gessler wegen seines Ungehorsams zu Rede stellt, ist er demüthig, so demüthig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Räthsel, ja mehr ein Wunder. Es soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Gesslers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that; so hätte auch Tell dem Befehle nicht gehorcht oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch befohlen genug, wie ein Weib zu bitten und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrseigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne gefühlt, das war wieder Philisterei; die ehrliebe Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell entsprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie wir später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmann gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man müsse das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr, dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrießlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sachen willen, schlechte Streiche machen zu müssen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiff entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme Preis gibt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubt nicht, den Landvogt getäuscht zu haben; er verspricht, ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau' ich mir's und helf' uns wohl hindammen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlechte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung gerathen? . . . Jetzt kommt Gesslers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich und tödtet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft, und dieser mit den Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!

Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — sollte diese ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich stattfinden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geflers Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, noth auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: Wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauch ummodelln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige Überlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben und wird zerstört, wenn der Glaube ungeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Überlieferung ist das Ereigniß mit Tell, aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller fühlte uns mit Bedacht und Geschicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden stießen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt in Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz, und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken, wie mit Menschen; sie können bei den größten Fehlern lebenswürdig sein. Was heißt aber ein lebenswürdiges Schauspiel? Ein lebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das lebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr als jedes andere Frauenzimmer.

2. Aus: Dentrede auf Jean Paul. (1826.)

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Bitterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was die Natur versagt: eine goldne Zeit, die nicht roset, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel selbst auf die Stirn gedrückt und wenn er nicht um schänden Botenlohn die himmlische Vorkast bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sängler der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. . . .

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß suchen wir unsre Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter den Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens oder in den Sälen alltäglichen Geschwäzes, all den mächtigen vorjährigen Dingen, die hier getrieben, dort gesprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt; scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hingewunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer vernommen! Dann tritt Jean Paul an dich heran und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freude, weil sie dir zu kindisch scheint für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlicht deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstoßene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinst, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Reizung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor der Wiege, und vielleicht waren es nur seine Fieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. . . .

Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen

am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er erlernt, seinen eigenen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, daß jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetz lebe, sondern daß Jeder sein eigener Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsre Enkel die Saat der Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! Ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthale oder in der Schattenhütte mitten im Glanze der Welt, und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen alles, alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch hätte er vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadel ein Räscheln abzuschmeicheln, aber er hat es nicht gethan. Er tritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heillofes Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Fragt ihr: Wo Jean Paul geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wadern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampnerthale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Stern er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint und geliebt und geduldet wie er.

3. Nicolaus Niembsh Edler von Strehlenau (Nicolaus Lenau).

(1802—1850.)

1. An mein Vaterland.

(Gedichte, 1832.)

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
Bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verichwand
Mir, wie mein Jugendglück!

Ich steh allein' und denk' an dich,
Ich schau' in's Meer hinaus,
Und meine Träume mingen sich
In's nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Flut,
Ergreift mich Freude schier:
Da wird so heimisch mir zu Muth,
Als hört' ich was von dir.

Mir ist, ich hör' im Winde gehn
Dein heilig Eichenlaub,
Wo die Gedanken still verwehn
Den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
Braust mir dein Felsenbach,
Mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang
Ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
Zu mir herüberzieht,
Und leise der verlorn'ne Hall
Von deinem Alpentied.

Der Vogel im Gezweige singt,
Wehmüthig rauscht der Hain,
Und jedes Blatt am Baume klingt
Und ruft: gedenke mein! —

Als ich am fernen Grenzesfuß
Still stand auf deinem Saum,
Als ich zum trüben Scheidegruß
Umzing den letzten Baum,

Und meine Jahre trennungsscheu
In seine Hände lief:
Gelobt' ich dir die ew'ge Treu
In meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein so sehnsuchtschwer,
Wo manches Herz mir hold,
Und ströme dir in's dunkle Meer
Den warmen Thränenfold! —

2. Der Postillon.

Gieblig war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd klagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf den Straßen.

Leise nur das Küstchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
Al der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bäcklein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufeteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillon,
Nieß die Geißel knallen,
Über Berg und Thal davon
Fröhlich sein Horn erschallen.

Und von stinken Rossen vier
Scholl der Hufen Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Fluß im schnellen Zug
Raum gegrüßt — genießen;
Und vorbei, wie Traummessflug
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu erstem Sinnen.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spiele, umglistht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,

Hingelehnt an Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Driiben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!“

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unterm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!“

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillon
Stimmt in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

3. Die drei Zigeuner.

Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Rohr ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flecken,
Aber sie boten trotz'ig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verachtet, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaum
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern, dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

4. Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld, und grolltet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn heruntersprüht
Die heißen Mittagsbrände;
Von ihrem Flammenkuffe glüht
Das Schwert an seiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürftendem Ermatten.
Der sankt gern zu kühler Ruh
In seinen eig'nen Schatten;
Der tränke gern vor dürrer Blut
Schier seine eig'ne Thränenflut.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tief'res Kränken.
Er schreiet fort, vom Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitteldeids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft. Der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Helbentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegesgesang.

Schon kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenchaar
Die blanken Säbel stimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wilson's nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windberwandten Fliehern,
Die, heißgejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegenwiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht;
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich schauen sie erstaunt

Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie seh'n der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn und Wange:
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunk'nen Helben naht,
Mit Schritten gastlich leise,
Ein alter, finsterner Nomad,
Und Rabetrunk und Speise,
Das Beste, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor in's Gras,

Nimmt wieder seine Stelle dann.
Noch starrt die stumme Kunde
Den Bleichen an, ob auch verrathen
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zu Ehre
Gesänge tief und Schlachtenwild
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie fast und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berüchtelt!

— Er steht auf Ostrolenka's Feld: —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht,
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabien's freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint:
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

5. Schilflieder.

Drilben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschleif;
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebste meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlst des Abendsternes Bild.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes heller Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

6. Bitte.

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Erkste, milde träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von himmen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

7. Eichwald.

Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen süßern,
Wie das Gebet von einem Kind;
Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnißvoll,

Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;
Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will;
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

8. Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenprunge,
Und lächelt seinen Gruß;
Und schickt sich gleich mit frohem Necken,
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Necken,
Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die er in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschmäß,
Und spötteln über des Tyrannen
Zeronnenes Geseß.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmten durch's Gefild,

Und wie sie scherzend sich erhaschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harn;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd fest
Das sanfte Weichen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gefinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Luft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

9. Liebesfeier.

An ihren bunten Federn klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,

Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom;
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

10. Savonarola's Tod.

In dem aus Einzelgedichten bestehenden Irtischen Epos „Savonarola“ (1837) behandelt der Dichter hervor-
ragende Jilge aus dem Leben des florentinischen Reformators, der 1498 den Feuertod starb.

Als kaum der frühest Morgen dämmert,
Wird auf dem Marktesplatze laut
Gesägt, gezimmert und gehämmert
Von tausend Händen, und gebaut.

Doch heute gibt es keine Buden,
Die lockend sonst an diesem Platze
Das heit're Volk zum Kaufe luden
Mit all' des Lebens buntem Schatz.

Die Sonne mit dem Frühlingstrahle
Bauwerk des Todes heut begrüßt:
Sie schlagen auf drei Tribumale,
Sie richten ein Schaffotgerüst.

Savonarola's Freunde müssen,
Genedt von Scherz und scharfem Spott,
Der Feinde Nachelust versüßen
Und mitarbeiten am Schaffot.

Der Bischof von Vasona schreit
Jetzt auf das erste Tribunal,

Von seinen Mönchen hingeleitet,
Zu thun, was ihm der Papst befaßl. . . .

„Im Namen Gott des Vaters, Sohnes,
Und heil'gen Geistes, und in Kraft
Des römischen Apostelthrones,
Girolamo, wirst du bestraft,

Wirst du des geistlichen Gewandes
Und aller Weihen, jeder Macht
Und jeder Günst des Priesterstandes,
Dem du nur Schand' und Schimpf gebracht,

Gutseht, beraubt und ausgezogen,
Dich stößt die Kirch' aus ihrem Kreis,
Die du gelästert und betrogen;
Hier giebt sie dich den Henslern preis!“

Jetzt nimmt, in umgekehrter Reihe,
Die Kirche, was sie gab, zurück,
Von Grad zu Grad, Gewand und Weihe
Wird ihm entzogen, Stülck für Stülck.

Gelassen trägt der Gottesstreiter
Der Schande förmlichen Verlauf;
Es blüht sein Auge himmlisch heiter
Nach seinem Gott zum Himmel auf. . . .

Dies Antlitz auf dem Sterbensgange
Ist nicht des Sünders Angesicht,
Der an dem steilen Todeshange
Voll Schwindelangst zusammenbricht;

Auch ist es nicht das eh'rne Trotzen
Fanatikers, voll Blut und Kraft,
Dem noch die Todesblicke strogen
Bon Flüchen wilder Leidenschaft.

Sein Antlitz ist ein hoher Friede,
Sein Schweigen seliges Gebet,
Ein Lauschen nach dem Heimathliede,
Das tröstend ihm herüberweht.

Nun ist sein Auge hell erglommen,
Und blühend sich die Wange malt:
Das ist der himmlische Willkommene,
Der auf den Dülber niederstrahlt.

Und als er zum Schaffotte schreitet,
Und mancher seiner Freunde jetzt
Nach ihm die Arme weinend breitet,
Spricht er den Trauernden zuletzt:

„Verbrennt man mich, seid unerfroden;
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blüthenflocken
Bon schönem Frühling Gottes sind!“

Wer drängt sich heftig durch die Schaaren?
Wer ist der alte, graue Mann?
Der von der hohen, wunderbaren
Gestalt den Blick nicht wenden kann?

Es ist der wilde Christenhasser;
Tubal des Ausganges sicher harrt,
Aus seinen Augen stürzt das Wasser,
Indem er auf den Helben starrt.

Und als an ihm der kühne Streiter
So todesfroh vorilberzieht,
Als ihm sein Auge mild und heiter
Ins gramverstörte Auge sieht:

Da fühlt der Jude sich bezwungen,
Ihm ist der Blick mit Zaubermacht
Zus haßverstockte Herz gedrungen,
Die Liebe ist in ihm erwacht.

Dem Judengreis, voll heißer Wunden,
Ward nun der kranke Geist erquickt,
Girolamo macht ihn gesunden,
Hat Christus ihm ins Herz geblüht.

Der Alte ruft: „Laß dich umfassen!
Ich glaube dir! mit dir ist Gott!
Man geht so selig und gelassen
Nur für Messias in den Tod!“

Er will ihm nach, doch hemmt die Menge
Unwillig den entflammten Greis;
Durchdringend schreit er im Gedränge:
„Girolamo! Heil dir, und Preis!

D laßt mich los! o laßt mich laufen
Und ihm zu Füßen stürzen mich!
Er soll, bevor er stirbt, mich taufen!
Jesus Messias! laßet mich!

Wollt' ihr das Wasser ihm verwehren,
Behrt ihm zu sprechen sein Geschick,
So tauf' er mich in meinen Zähren,
Er segne mich mit seinem Blick!“

Girolamo hört' sein Begehren,
Er spricht zum Juden feierlich:
„Ich taufe dich in deinen Zähren
Und segne mit dem Kreuze dich!“ . . .

Die Knechte zünden auf ein Zeichen
Den Scheiterhaufen mit dem Span,
Die Winde durchs Gerüste streichen
Und eifern frisch das Feuer an.

Niemand wird mehr auf Erden schauen,
Girolamo, dein Angesicht!
Die Liebe und das Gottvertrauen
In deinem klaren Augenlicht;

Die Helbestirn, Freiheit begehrend,
Die Furche drauf, den tiefen Pfad,
Den, rastlos immer wiederkehrend,
Dein mächtiger Gedanke trat!

Die himmlische Gedankeneinheit,
Die strahlend aus dem Schmerze schien,
Die blumenhafte Sittenreinheit,
Auf deinem Antlitz — ist dahin.

Das ist verloren und vergangen,
Das Alles wird gebrannt zu Staub!
Die Flammen züngeln auf wie Schlangen,
Verzehrend hastig ihren Raub.

Doch plötzlich hat, die Flammen trennend,
Der Wind den Rauch zurückgerollt,
Die rechte Hand erhebt sich brennend,
Ob sie das Volk noch segnen wollt'. —

O Menschen, Menschen, arge Thoren.
Behr euch! was habt ihr hier gethan!
Wer gibt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerstört in eurem Wahn?!

Ihr habt den freundlichen Genossen,
Der eures Zammers sich erbarmt,
Das treuste Herz habt ihr verstoßen,
Und wisset nicht, wie ihr verarmt! . . .

Den grünsten Wald habt ihr zerlittet,
Der Schatten euch und Frucht gereicht,
Den reinsten Quell habt ihr verschüttet,
Den hellsten Vogel fortgeschickt! —

Allmählich löschen jetzt die Flammen;
Verglommen ist der letzte Brand,
Der Scherge segt den Rest zusammen
Und eilt damit zum Arnostrand.

Was nicht der Wind den Feuerstellen
Entführt, der Erde wiedergab,
Die Asche streu'n sie in die Wellen
Mißgönnernd ihr ein stilles Grab —

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tört mächtig fort und fort und — siegt.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genehngslust ins Angeischt. . . .

4. Anton Alex. Maria Graf v. Auersberg (Anastafius Grün).

(1806— .)

1. Sieg der Freiheit.

(Spaziergänge eines Wiener Poeten, 1831.)

Freiheit ist die große Lösung, deren Klang durchjauchzt die Welt:
Traum, es wird euch wenig frommen, daß fortan ihr taub euch stellt!
Mild und bittend sprach sie einstens; eure Taubheit zwang sie jetzt,
Daß sie in Kanonendonner nun ihr Wort euch übersezt.

Freiheit, die erorne Jungfrau, schwingt das Banner unsrer Zeit;
Daß fortan ihr blind euch stellet, o fürwahr, es hilft nicht weit!
Da ihr nicht gesehn das Banner, als es weiß und rein und hell,
Ei was Wunder, wenn mit Blute sie's gefärbt nun roth und groll!

Ihr nur habt die schöne Jungfrau mit dem Kriegesgott gepaart!
Waffenpiel und Blutgewänder sind wohl sonst nicht ihre Art;
Aber siegen muß sie immer! dieß bleibt ihre Art und Macht,
Ueber Herzen in dem Hause, über Speere in der Schlacht!

Wenn mit Roden nicht und Spindel, und mit Wort' und Blicken süß,
So als erzgeschuppte Pallas mit dem Schwert und Schild gewiß!
Und bei uns auch wird sie siegen, ja ich kind' es laut und frei:
Wunsch und Hoffnung meines Herzens riefen gern den Sieg herbei!

Dort auf dem vulkanischen Boden muß wohl ein Vesuv es sein,
Der die Luft mit Flammenruthen wieder sege hell und rein!
Dort auf stürmereichem Meere tobt sich erst das Wetter aus,
Eh' erhellt, gereint, geläutert prangt des Aethers blaues Haus!

Doch in unsrem Rebenlande, Saatenfeld und Blüthenau,
Gnügt ein lauer Frühlingregen, frische Luft und Morgenthau!
Fürchtet nicht die edle Gährung; gährt ja doch auch unser Wein,
Daß er zwiefach dann erquide, doppelt golden, süß und rein!

Nicht das Schwert sei unsre Waffe, nein, das Wort, Licht und Gesetz!
Denn der fröhlich heitre Sieger ist der schönste Sieger stets!
Seht den Lenz, den Freiheitshelden, lernt von ihm es, wie mau siegt,
Wenn mit dem Tyrannen Winter er im harten Kampfe liegt!

Ein Despote ist der Winter, gar ein arger Obscurant,
Denn in seine langen Nächte hüllt' er ewig gern das Land;
Winter ist ein arger Zwingherr; in den eis'gen Felsen fest
Hält des Lebens freihelust'ge, frische Quellen er gepreßt.

Sieh, im Lager überrumpelt hat den trägen Alten schnell
Jetzt mit seinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell!
Sonnenstrahlen seine Schwerter, grüne Halme seine Speer!
O wie ragen und wie blißen Speer' und Schwerter ringsumher!

Seine Trommler und Trompeter das sind Fin' und Nachtigall,
Seine Marschellaife pfeifen Kerchen hoch mit lautem Schall,
Bomben sind die Blumenknochen, Kugel ist der Morgenthau!
Wie die Bomben und die Kugeln stiegen über Feld und Au!

Und den Farbelosen, denen die drei Farben schon zu viel,
Zeigt er feck des Regenbogens ganzes, buntes Farbenpiel!
Als Cocarden junger Freiheit hat er Blüthen ausgesät,
Ja, wie rings das Land voll bunter, farbiger Cocarden steht!

Rundum hat die Städt' und Dörfer der Rebell in Brand gesetzt;
Ja, im goldnen Sonnenbrande glänzen hell und blank sie jetzt!

Drüber flatternd hoch sein Banner ätherblau und leuchtend weht,
Drin als Schild ein Rosenwölkchen mit der Inschrift: Freiheit! steht.

Hei, der Winter ist geschlagen! und mit seinem Fesselband,
Seinem Froste, seinen Nächten, flieht er fort nun aus dem Land!
Frei und fröhlich zieht statt seiner rasch der junge Sieger ein
Mit Gesang und grünen Kränzen, Blüthenschertz und Sonnenschein!

Und in grüne Farbe kleidet er Gebirge, Thal und Hain:
Freiheit geb' ich euch, und Gleichheit! Gleich beglückt sollt all' ihr sein! —
Solch ein heitrer Sieg des Lichtes kröne dich, mein Oesterreich,
Und dem schönsten Frühlingstage werde deine Freiheit gleich!

2. Sein Bild.

Dicht umwoigt von Volkemenge ragt ein lustig, farbig Zelt;
Er, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich, in schlichtem Schrein?
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz, wie ein neid'scher Schleier ein?

Glockenklang, Kanonendonner! — Sieh, des Zeltes Hülle sank,
Und enthüllt ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank!
Wie zur Huld'ung, trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Juchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granitnem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbsterrungnen Kranz!
Hoch zu Ross, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen, über sein geliebtes Land.

Ja, du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft, und Mark, und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel du erkannt,
Und an deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand!

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch, fürwahr, ein solcher blos,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab dir der Bildner Brust und Stirn' und Hand von Erz!
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,
Aber eine Rose gerne sah' ich in der ehrnen Hand!

All dein Ringen nach dem Lichte, all dein Thun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose heut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrne Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
Drum im Kampf er ausgedauert, stammt' es nicht aus Morgenlicht?
Drauf einst unverrückt sein Auge, war's nicht ro'sger Freiheit Pfand?
Drum die Rose allzugerne sah' ich in der ehrnen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeihn!
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erztoloß, sein Bild du sein!
Nur ein Bildniß unsrer Zeiten dünkst du mir zu dieser Frist,
Dem die ehrne Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist.

3. Der letzte Dichter.

(Gebichte, 1837.)

„Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?

Wann wird einst ausgesungen
Das alte ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn?
Gespflückt nicht alle Blume,
Erschöpft nicht jeder Born? — —

So lang der Sonnenwagen
Am Azurgleis noch zieht,
Und nur ein Menschenanflitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang die Nacht den Äther
Mit Sternensaat besät,
Und noch ein Mensch die Ritze
Der goldnen Schrift versteht;

So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauscht,
Und einen Müden küßt;

So lang noch Lenze grünen,
Und Rosenlaubem blühen,

So lang noch Wangen lächeln,
Und Augen Freude sprühen;

So lang noch Gräber trauern
Mit den Cypressen dran;
So lang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange walt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus. — —

Noch hält der Herr in Händen
Den Weltbau unverrückt,
Wie eine frische Blume,
Auf die er lächelnd blickt.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenbälle
Als Blütenstaub versprüht:

Erst dann fragt, wenn zu fragen
Die Lust euch noch nicht mied,
Ob endlich ausgefungen
Das alte, ew'ge Lied.

4. Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimathland,
Tief unter mir Hügelkreihen,
Thalgründe, Saatenland!

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt:

Er, lustig grüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Hwarahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,

Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Fur entlang!

Und weiterhin die Ebne,
Die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln,
Und frisches Wäldergrün,
Und Wolken, die zur Ferne,
Wie meine Sehnsucht, ziehn!

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen
Vom Ring der Lieb' umspannt
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

5. Mannesthräne.

Mädchen, faßt du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Thräne dünkelt
Mir der klare Thau des Himmels,
Der in Blumentelchen blüht.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Ob der Morgen lächelnd bringt,
Stets doch labt der Thau die Blume
Und ihr Haupt hebt sie verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edlem Harz aus Ostens Fuir,
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillts freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Raß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und treibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Mädchen, den' des wunden Baumes
Auf des Ostens fernen Höhn;
Denke, Mädchen, auch des Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

6. Baumpredigt.

Um Mitternacht, wenn Schweigen rings,
Beginnt's durch Waldeskäume,
Und wo sonst Büsch' und Bäume stehn,
Zu flüstern, rascheln und zu wehn;
Denn Zwiesprach halten die Bäume.

Der Rosenbaum loht lustig auf,
Dust raucht aus seinen Blüten:
„Ein Rosenleben reicht nicht weit!
Drum soll's, je kürzer seine Zeit,
So voller, heller verbluten!“

Die Esche spricht: „Gesuntner Tag,
Mich täuscht nicht Glanz und Flittern!
Dein Sonnenstrahl ist Todesstahl,
Gezückt auf's Nojenherz zumal,
Und bangend muß ich zittern!“

Die schlanke Pappel spricht und hält
Zum Himmel die Arm' erhoben:
„Dort strömt ein lichter Segensquell,
Der rauscht so süß und glänzt so hell,
Drum wall' ich sehrend nach oben!“

Die Weide blickt zur Erd' und spricht:
„D, daß mein Arm dich umwinde!
Mein wallend Haar neig' ich zu dir,
Dreiß schlechte deine Blumen mir,
Wie Mütterlein dem Kinde.“

Drauf seufzt der reiche Pflaumenbaum:
„Ach meine Füll' erdrückt mich!
Rehmt doch die Last vom Rücken mein!

Nicht trag' ich sie für mich allein:
Was ihr mir raubt, erquickt mich!“

Es spricht die Tanne guten Muths:
„Ob auch an Blüten ich darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit;
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
Nie ändre ich meine Farbe!“

Der hohe, stolze Eichenbaum spricht:
„Ich zittere vor Gottes Blüten!
Kein Sturm ist, mich zu beugen, stark,
Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark,
Ihr Schwächern, euch will ich schlitzen!“

Die Epheuranke thät an ihn
Sich umiger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
Mag an den Freund sich schmiegen!“

Drauf sprachen sie so manches noch,
Ich hab' es halb vergessen;
Noch flüsterte manch heimlich Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die trauernden Cyressen.

O, daß die leisen Sprüchlein all'
Ein Menschenherz doch trafen!
Was Wunder, wenn sie's trafen nicht?
Die Bäume pred'gen beim Sternensicht,
Da müssen wir ja schlafen.

7. Der Thurm am Strande.

(Aus: Schutt, 1835.)

„Ich war bescheidener Sonnettendichter,
Im Dualm Venedigs zündend Himmelslichter,
Gebundene Rede meisternd wohlbedächtig,
Gebundner Hände jezo minder mächtig.

Da sieg' ich nun gleich einem schlechten Verse,
Berrückt, gezwängt, vom Wirbel bis zur Ferse,
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,
In üble Form verwischt die schönsten Reime!

Vor'm Thor San Marco's hielt ich Siesta
gerne,

Betrachtend irdische und Himmelssterne;
Einst ungefähr, vertieft ganz in ihr Blüten,
Blieb einer Profession im Weg ich sitzen.

Einst in Fenice's höchstem Logenrange
Sah ich ein schönes Kind mit heitrer Wange;
Ich slog empor, — da saß der alte Doge
In einem Winkel, ach, derselben Loge!

Zum Unglück reimt ich einmal auf: Thyramen
In einem Klinggedicht das Wort: von dammen!
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren
Kein anderer Reim just ein, als: Midasohren!

Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrin, auf mein Son-
nette

Gab's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!“

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Lehre
Und hielt sie lang vor's Aug' in meinen Händen;
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre,
Konnt' ich die Blicke nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben stieg vor meinen Blicken!
Ha, wie sie flüstern durcheinander gaukeln,
Geschäftig mit den goldnen Häuptern nickten,
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!

Von blanken Sichel, durch die Schwaden
ringend,
Ist, Silberfähen gleich, dies Meer befahren,
Und Schnittermädchen, aus den Wogen sprin-
gend,
Es sind der Meeresgöttin Dienerschaaren.

Und blanke Dörfer rings und grüne Hügel,
Darüberhin der ew'ge Himmel blauend,
Und Lerchen drin, von Morgenroth die Fittigel,
Und von Gesang die Kehlen überthauend!

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,
Dort um die Linde tönt's von Flöt' und Geigen,
Daß Bursch und Dirne sich im Ringen schwingen,
Und selbst die Blüthchen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfrau nun zu
Füßen,
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;
Ich fasse einen, um in eines süßen,
Geliebten Hauptes Locken ihn zu schmiegen; —

Da raffelt mir am Arm die Kett' entgegen,
Der Hand, der bebenden, entfliehet die Lehre! —
Du dürrer Halm, wie hätt' ich's denken mögen,
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!

8. Die Martinswand.

Aus: Der letzte Ritter. (1830.)

Willkommen, Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft!

Wer ist der feste Schütze im grünen Jagdgewand,
Den Gamsbart auf dem Hütlein, die Armbrust in der Hand,
Deß Aug' so flammend glühet wie hoher Königsblick,
Deß Herz so still sich freuet an kühnem Jägersblick?

Das ist der Max von Habsburg auf lust'ger Gamsenjagd,
Seht ihn auf Felsen schweben, wo's kaum die Gams waget,
Der schwingt sich auf und klettert in pfeilbeschwingtem Lauf,
Hei, wie das geht so lustig durch Klust und Wald hinauf!

Jetzt über Steingerölle, jetzt über tiefe Gruft,
Jetzt kriechend hart am Boden, jetzt stiegend durch die Luft!
Und jetzt? — Halt ein, nicht weiter! jetzt ist er festgebannt,
Klust vor ihm, Klust zur Seite, und oben jähe Wand.

Der Ar, der sich schwingt zur Sonne, hält hier die erste Rast,
Des Fittigs Kraft ist gebrochen, und Schwindel hat ihn erfaßt;
Wollt' Einer von hier zum Thale hinab ein Stieglein daun,
Müßt' traun, ganz Tirol und Steyer die Steine dazu behaun.

Wohl hat die Annm' einst Maxen erzählt von der Martinswand,
Daß schon beim leisen Gedanken das Aug' in Nebeln schwand,
Jetzt kann er's sehn, ob dem Bilde sie treue Farben geborgt;
Daß er's nicht weiter plaudre, dafür ist schon gesorgt.

Da steht der Kaisersprosse, Fels ist sein Throngezelt,
Sein Scepter Moosgestechte, an das er schwindehend sich hält;
Auch ist eine Aussicht droben, so schön und weit zu sehn,
Daß ihm vor lauter Schauen die Sinne fast vergehn.

Tief unten, ein grüner Teppich, das schöne Thal des Inn,
Wie Fäden durch's Gewebe ziehn Straß und Strom dahin,
Die Bergkolosse liegen rings eingeschrumpft zu Hauf
Und schaum wie Friedhoshügel zu Maxen mahnend auf.

Jetzt stößt er, Hülfe rufend, mit Macht hinein in's Horn,
Daß es in Lüften gellert, als dröhnte Gewitterzorn;
Ein Teufelchen, das kichert im nahen Fessenspalt:
Es bringt ja nicht zu Thale des Hülferufs Gewalt.

In's Horn nun stößt er wieder, daß es fast plägend bricht;
Ho, ho, nicht so gelärmet! da hilft das Schreien nicht.
Denn liebte ihn sein Volk nicht, was er auch bieten mag,
Herr Max, er bliebe sitzen bis an den jingsten Tag!

Was nicht das Ohr vernommen, das hat das Aug' erkannt;
Die unten sahn ihn schweben auf pfadlos steiler Wand,
Gebet und Glocken rufen für ihn zum Himmelsdom,
Von Kirche zu Kirche wallfahrtet der bange Menschenstrom.

Nest an dem Fuß des Felsens erscheint ein bunter Chor,
Ein Priester inmitten, weisend das Sacrament empor.
Max sieht nicht das bunte Wimmeln auf ferner Thalessturz,
Er sieht das blitzende Glänzen der Goldmonstranze nur.

„Jahr' wohl nun, Welt und Leben! schwer fällt der Abschied mir;
D unerforschlich Wesen, du winkst, ich folge dir!
Ich schien ein Baum voll Blüten, dein Blitz hat ihn erschlagen,
Ach gerne hätt' er früher noch süße Frucht getragen!

So mag dies Herz denn brechen, von Lieb und Segen voll,
So modre nun mein Busen, der thatenkräftig schwoll,
Verwelke Hand, denn nimmer krönt deine Weilh' Gedeihn!
Nur Gottes bester Engel kann hier mein Retter sein!“

Er spricht's und hebt zum Himmel nun Angesicht und Arm,
Und in die Kniee sinkt er und betet still und warm,
Da klopft's auf seine Schulter, er fährt erschreckt empor:
„Komm heim, du bist gerettet,“ so ruft es an sein Ohr.

Und einen Bergmann steht er froh lächelnd vor sich stehn,
Der faßt ihn fest beim Arme und winkt ihm fúrder zu gehn:
Mit Leitern, Stahl und Seilen wird kúhn ein Pfad gebahnt,
Wo Maxens Fußtritt strauchelt, stúkt ihn des Retters Hand.

Der ládt ihn auf den Rücken, wo Klüfte schwindehd drohn,
Wohl sind der Treue Schultern des Fürsten schönster Thron!
Rasch geht's zu Thal, wo jauchzend Tirol empfängt die Zwei,
Kein Spötter kann belächeln die seltne Reiterei.

Wohl kúndet uns die Sage aus grauer Ahnengeit
Von einem Himmelsboten, der schúgend ihn befreit;
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kúhn,
„Des treuen Volkes Liebe“, so nennt zu deutsch man ihn.

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend des Habsburgs Sprosse stand.
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manches Sängers Munde durch aller Tiroler Herz!

9. Max vor Ruffstein.

Es blickte Max gen Ruffsteins hochtrogende Felsenwand
Mit Hohn und sicurem Troste auf Maxens Heereschwarm,
Wie'n Alpengeier sorglos auf den Verfolger blickt,
Der fern im tiefen Thale auf ihn die Büchse zúckt.

Es blickte Max gen Ruffsteins hochtrogende Felsenwand
Voll Zuversicht und Ruhe, so kúhn und muthentbrannt,
Gleichwie zum Horst des Geiers der Schlitze blickt empor;
Erreicht ihn auch sein Fuß nicht, erreicht ihn doch sein Rohr.

Aus hundert Mörsern aufwärts flog donnernd Ball an Ball.
Dhnmáchtig, spurlos prallen zurück die Kugeln all,
Gleichwie wenn Blütenflocken auf einen Panzer fielen,
Gleichwie wenn Schaumestropfen um einen Felsblock spielen.

Da sah man Binzenauern hoch auf der festen Wand,
Ein tlichtig Ruthenbúndel hielt er in seiner Hand;
Wo Maxens Kugeln schlugen, da búckt' er sich hinab
Und segte die Stellen höhnisch mit seinem Wesen ab.

„Ei, ei, du spött'scher Vogel, sieh dich nur weislich vor,
Daß dir aus deinem Bündel ein Beil nicht springt empor!“
So rief nun Max, sein Auge zúckt wie ein Wetterschlag;
Hohn schlägt viel tiefere Wunden, als es ein Schwert vermag.

Den Becktranz ließ er prasselnd jetzt auf zur Feste fliegen;
Umsonst, unschädlich blieb er auf breiten Mauern liegen.
Der Pinzenauer lochte dabei sein Mahl in Ruh;
„Geduld!“ rief Max, „ich send’ euch als Gast den Hunger zu.“

Drei Wochen schon entschwandten. Max hielt im Zelte Mast,
Schon lud zu seinem Mahle der Hunger sich als Gast;
Besprach er nicht, zu senden den Gast an Kuffsteins Thor?
Man muß ja selbst erst kennen, wen man zum Boten erkor.

Da brüllt es vor den Zelten, — hoho! was soll es sein?
Sieh, Hirt und Heerden ziehen in’s Lager drängend ein:
„Hans Pinzenau läßt grüßen und schickt was er vermag,
Auf daß ihr euch einmal macht einen guten Tag.“

Da wurde König Maxen die Zeit wohl etwas lang,
Daß pochend schon sein Herzschlag bis durch den Panzer klang!
Da sandt’ er gegen Innsbruck hinauf ins Waffenhaus:
„Schickt doch einmal den Bedauf mir und den Burlepaus!“

Der König, statt des Scepters, faßt nun den Luntenbrand,
Wie führt so gut er beide mit sicherer Meisterhand!
Zu Throne saß kein König, an Macht und Pracht ihm gleich,
Im Schlachtfeld socht kein Kriegsknecht, an Muth und Kraft so reich!

Die Mauern Kuffsteins manken, wo seine Kugel traf;
Der Bedauf, statt zu wecken, singt Manchen in den Schlaf,
Der Burlepaus schlug grimmig in’s starke Bollwerk drein;
Hurrah! die Miesentwände laut donnernd stürzen ein!

Sieh, blank im Sammtgewande, mit grünem Friedensreis
Zieh’n aus der Burg zwei Knäblein, so zart und blendendweiß,
Wie die zwei ersten Blüthhen entkeimt dem Frühlingsblick;
Doch ernst und finster weist der König sie zurück.

Und wieder, sieh: hernieder wallt aus der Beste Thor
In feierlichem Zuge ein eruster Männerchor,
Ein Heldenbild, ein düstres, der Pinzenau voran,
Umwallt vom schwarzen Barte, in schwarz Gewand gethan.

Ha, wie auf Maxens Stirne sich finstre Wolken türmen!
Sein Antlitz glüheth furchtbar, wie Abendroth vor Stürmen,
Sein Auge zuckt und flammet, wie Wetterleuchten wild,
Weh’ dem, nach dessen Haupte des Blitzes Keil nun zielt!

Die ält’sten Krieger bebten, so sahn sie ihn noch nie,
Mit scheu gesenktem Auge und schweigend standen sie:
Sein Wort im bangen Kreise jetzt dröhnend wiederhault,
Wie von dem Wetterchlage das Echo tief im Wald:

„Auf, wegt das Beil, ihr Henker! Tod sei der Schurken Lohn!
Wie steht das Bußkleid schmählich dem aberwitz’gen Hohn!
Wer für sie steht, ich schwör’ es, dem schreiet es meine Faust
Wohl hinter’s Ohr, daß ewig die Antwort driu ihm sauft!“ —

„Mein Filzst, nicht will ich betteln um meinen nicht’gen Leib,
Längst modern meine Schätze, mein Vater, Kind und Weib,
Mein Kleid und Herz, sie deuten mir beid’ in’s Grab hinein;
Um Eins nur wollt’ ich bitten: um einen Becher Wein.“

So sprach der Pinzenauer. Nicht bebte seine Hand,
Nicht bleichte sich sein Antlitz, als er vor Maxen stand,
Gleich einem eh’rnen Kreuzbild auf einem Marmorfarg,
So traurig und so düst’er, doch auch so fest und stark.

„Auf euer Heil, mein König! — O, daß ihr’s tief erwägt,
Wie viel es heißt, wenn einer, deß Haupt zum Bloch ihr legt,

Aus voller Lust des Herzens noch zecht auf euer Heil!“ —
Er sprach's und beugte nieder sein Haupt dem rothen Beil.

Rehn der Genossen folgten ihm treu in Tod und Leben.
Schon sah man mild Erbarmen des Königs Blick umschweben,
Schon will sein Herz begrad'gen, sein Eid verwehrt's ihm nur,
Und insgeheim verwünscht er den argen, bösen Schwur.

„Halt, halt, mein Fürst!“ rief Erich von Braunschweig unverzagt,
„Mag euer Horn mich treffen, doch sei dies Wort gewagt!
Hinweg, ihr blut'gen Schergen! und wahr! die Beile fromm,
Die roth vom besten Blute, das je durch Adern glomn.

Für Schurkenpack, doch nimmer für Heldenvolk der Schlacht
Ist jenes Beil geschliffen, der Schandblock ausgedacht;
Wenn Tapferkeit und Kühnheit ihr so zu lohnen glaubt,
Mein Fürst, dann beugt zwörderst dem Block eu'r eignes Haupt!“

Mar, treu dem Schwur, gab leise ihm einen Backensreich,
Drückt' ihm die Hand und stützte ihm an die Brust zugleich:
„Gepriefen sei, mein Erich, dein edles, hiedres Wort!
Ihr andern aber ziehet in Ruh' und Frieden fort!“ —

5. Emanuel Geibel.

(1815— .)

1. Gebet.

(Gedichte, 1840 u. ff.)

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage, sei du mit mir;
Behilte mich am Born der Freude vor Übermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir.
Gib deinen Geist zu meinem Liebe, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verlage, sei du mit mir.
Dein Segen ist wie Thau den Reben; nichts kann ich selbst,
Doch, daß ich kühn das höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

2. O Jugendzeit.

O Jugendzeit, du grüner Wald,
Darin der Liebe Röslein blüht,
Wie ist dein Kauschen mir verhallt,
Verhallt im Ohr und im Gemüth!
Voll Liedeslust der frische Muth,
Der helle Blick, der feste Sinn,
Das rasche, rothe Dichterblut,
O sprich, o sprich, wo find sie hin!

Es kamen Zeiten, schwer wie Blei,
Der Zweifel schlich in diese Brust,
Der Traum der Neigung sloh vorbei,
Und blasser wurden Licht und Lust;
Und wenn ich in die Zukunft schau',
Das ist nicht mehr das alte Gold,
Ich seh' ein trübes Nebelgrau,
Wie's herbftlich um die Berge rollt.

Und doch getrost! Die Blüthenzeit
Verweht hat sie des Windes Flucht,
Doch reißt in tiefer Einsamkeit,
Und unter Schmerzen reißt die Frucht.
Die Sehnsucht laß ich nimmer los,
Sie wächst in kranker Brust und schwüllt,
Wie in der dunkeln Muschel Schooß
Empor die lichte Perle quillt.

Drum klag' ich nicht, drum zag' ich nicht,
Sie halt' ich fest in Noth und Pein,
Und wenn mein Herz im Kampfe bricht,
So muß die Sehnsucht Flügel sein.
Da schwingt sie kühn sich auf mit mir,
Daß hell wie Liedesgruß es schallt,
Und schwebt und trägt mich heim zu dir
O Jugendzeit, du grüner Wald.

3. Leichter Sinn.

Und wie wär' es nicht zu tragen
Dieses Leben in der Welt?
Täglich wechseln Lust und Plagen,
Was betrübt und was gefällt.

Schlägt die Zeit dir manche Wunde,
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Aber Eine sel'ge Stunde
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf.

Wisse nur das Glück zu fassen,
Wenn es lächelnd dir sich beut;
In der Brust und auf den Gassen
Such' es morgen, such' es heut.
Doch bedrängt in deinem Kreise
Dich ein flüchtig Mißgeschick,
Räcke leise, hoffe weise
Auf den nächsten Augenblick.

Du feuchter Frühlingsabend,
Wie hab' ich dich so gern —
Der Himmel wolkenverhangen
Nur hier und da ein Stern.

Wie leiser Liebesodem
Hauchet so lau die Luft.

Vorüber ist die Rosenzeit,
Und Lilien steh'n im Feld,
Doch drüber liegt so klar und weit
Das blaue Himmelszelt.

Fahr' hin, du qualenvolle Lust,
Du rasches Liebesglück!

6. Ich sah den Wald sich färben.

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben
Und rufst' es kaum, warum.

Durch's Feld vom Herbstgestäude
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: deine Freude
Ward so des Windes Raub.

Dein Lenz, der blüthenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt.

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht
Und singt den Wollenslämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternentreise
Der Schall in's Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein;
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mißstrahs Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.

Nur kein müßig Schmerzbehangen!
Nur kein weichlich Selbstverzeihn!
Kommen Grillen, dich zu plagen,
Biege sie mit Liedern ein.
Froh und ernst, doch immer heiter,
Leite dich die Poesie,
Und die Welle trägt dich weiter,
Und du weißt es selbst nicht, wie.

4. Im April.

Es steigt aus allen Thalen
Ein warmer Veilchenduft.

Ich möcht' ein Lied ersinnen,
Das diesem Abend gleich;
Und kann den Klang nicht finden
So dunkel, mild und weich.

5. Vorüber.

Du lässest doch in meiner Brust
Ein ruhig Licht zurück.

Und nach dem Drang von Freud' und Leid
Däucht mir so schön die Welt; —
Vorüber ist die Rosenzeit,
Und Lilien stehn im Feld.

Da plötzlich kloß ein klares
Getön in Lüften hoch;
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Silden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied in's Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wunderscham.

Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

7. Gute Nacht.

Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür' zu Thüre waltet
Der Traum, ein lieber Gast;
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Palaß;
Im Rachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten un's Feuer Mast.

Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschten durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,

Die Sonn' und Tag gebracht;
Und säufeln die Cypressen,
Ein festges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.

Schlafer in Ruh, schlafer in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wo von heißen Thränen
Ein schmachend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht,
Der Traum kommt leif' und linder
Und singt dem frankten Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht;
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Beherrscht im deutschen Land.

Er ist herauf gestiegen
Zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben
Und haumet Traubenduft.

O eine Eiche pflanzt auf diesen Hügel,
Die grünste sucht, so weit die Amsel ruft;
Sie streue Schatten auf des Helden Gruft,
Und lieber rausch' in ihr des Windes Flügel.

Denn gleich dem Roß, das knirschet in die
Hügel
Und scharrt und stampfet, spürt es Morgen-
luft:

So wittert' er zuerst der Freiheit Dufte,
Da alles schlief, und schwang sich in den Blügel.

10. Gegen den Strom.

(Gedichte.)

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch haß' ich eins noch grimmer als Despoten.
Das ist der Böbel, wenn er sich den rothen
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Die Keinen Seelen glühen in solchen Tagen,
Sich aufzupreizen als des Himmels Voten;
Und frech verlästern sie die großen Toden,
Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu
ragen.

Schlafer in Ruh, schlafer in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gut' Nacht denn, all' ihr Müden,
Zhr Lieben nah' und fern;
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott den Herrn.

Schlafer in Ruh, schlafer in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schall;
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

8. Rheinsage.

Bei Mildesheim, da funkelt
Der Mond in's Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Dufte.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

9. Schill.

Fürwahr, o Schill, du warst ein ächter Reiter,
Und schneller als die Zeiten ritst du gern,
Mit dir wie Blitze deine blauen Streiter.

Dein Jagdhorn klang: „Der Tag ist nicht
mehr fern!“

Da ging der Morgen auf so roth und heiter;
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern.

10. Gegen den Strom.

(Gedichte.)

Ja, wem das Herz nur höher wagt zu
pochen,
Aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte,
Erhaben zürnt, sein Urtheil ist gesprochen.

Hat doch der Böbel einst, der wuthentbrannte,
Auf Aristides Haupt den Stab gebrochen,
Und in's Etil verstoßen einen Dante.

11. Herbstlieder.

(Juniuslieder, 1847.)

Nun strömet klar von oben
Der Tag in's Land herein,
Von tiefem Blau gemoben
Und lichthem Sonnenschein.

Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er starb;
Er prangt in goldnem Glühen
Und lächelt purpurfarb.

Und fern im Glanze schließt
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabbathstille fließt
Im Thale weit und breit.

Was will dichs Wunder nehmen,
O Freund, zu dieser Frist,
Daß deine Brust ihr Grämen
Wie einen Traum vergift?

Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gebest,
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh verenkst?

O gieb dich hin dem Frieden,
Und sauge diesen Glanz,
Der aller Welt beschiedn,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh und Lieb sich gatten
Bei frommem Harfenklang,

Der letzten Trauer Schatten
Verfühne mit Gesang.

Der Sonne heb' entgegen
Den Becher jungen Weins,
Und heischt der Trunk deu Segen,
So wiltsche segnend ein:

Daß, wenn nach Freud' und Leide
Dein Herz einst brechen will,
Wie dieser Herbst es scheidt
So heiter, groß und still.

Ach in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche stillverklärte Ruh!
Heiter ist das Blut gezügelt,
Leichter Schlaf und klarer Morgen
Wissen nichts von bangen Sorgen,
Und die Seele schweift beflügelt
Jeder lieben Stelle zu.

Ach in diesen blauen Tagen,
Die wie Wellen so gelinde
Mich in's Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie dich wiederfinde
Liebling meiner Seele du!

12. An Georg Herwegh. (Februar 1842.)

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertescharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Brust empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufrühr säuten;
Daß Jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Woh! — schieß' er ohne fest zu zielen;
Doch wer vom Wetterlicht umblißt
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr, ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerflörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh,
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gotteschein
Zur Fadel Herostrats entweih'n,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerteskir'n,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die haß'ge Blut, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! Das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Um's Freiheitsbanner dichtgeschaart
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Vajschir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüth'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Miste möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort. —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klängen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gesochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend naht:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus that, da er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht auf aus Nord,
Blick nach Paris, das dir's verkündigt.
Vom Geist will sie gewonnen sein;
Und wer ihr Kleid so rein und heiter
Mit blut'gem Makel mag entweih'n,
Und fang' er Engelsmelodei'n:
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Günst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die wers' ich led dir in's Gesicht,
Reck in die Flammen meines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

6. Heinrich August Hoffmann (von Fallersleben).

(1798 — 1874.)

1. Mein Vaterland.

(Unpolitische Lieder, 1840.)

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten, nur in Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Auf' ich's Freund' und Feinden zu;
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand;
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

2. Mein Lieben.

(Gedichte, 1834 u. f.)

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.

Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
So lang' ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suche nichts, als dich allein,
Als deiner Liebe werth zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

3. Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten, schönen Klang,

Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

4. Auf der Wandrung.

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald
Da wachsen unsre Neben.
Grüß' mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen.
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Thät mein Herz verlangen.

Ist ein Land, es heißt Italia,
 Blüh'n Orangen und Citronen.
 Sänge, sprach die Römerin,
 Und ich sang zum Norden hin:
 Nur in Deutschland,
 Da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glüh'n
 Hell in der Morgensonne:
 Größ' mein Liebchen, goldner Schein!
 Größ' mir meinen grünen Rhein!
 Nur in Deutschland,
 Da wohnet Freud' und Wonne.

5. Morgenlied.

Es taget in dem Osten,
 Es taget überall.
 Erwacht ist schon die Lerche,
 Erwacht die Nachtigall.

Wie sich die Wolken röthen
 Am jungen Sonnenstrahl!
 Hell wird des Waldes Wipfel
 Und lücht das graue Thal.

Die Blumen richten wieder
 Empor ihr Angesicht;

Mit Thränen auf den Wangen
 Schau'n sie ins Sonnenlicht.

Und könnt' ein herbes Leiden
 Je trüben deinen Muth;
 Schau' hoffend auf gen Himmel,
 Wie's heut die Blume thut.

Und Frieden kehret wieder
 Zu dir und Freud' und Lust,
 Und wie's auf Erden taget,
 So tagt's in deiner Brust.

6. Waldlied.

Im Walde möcht' ich leben
 Zur heißen Sommerzeit!
 Der Wald, der kann uns geben
 Viel Lust und Fröhlichkeit.

In seine kühlen Schatten
 Winnt jeder Zweig und Ast;
 Das Blümchen auf den Matten
 Nicht mir: komm, lieber Gast!

Wie sich die Vögel schwingen
 Im hellen Morgenglanz!
 Und Firsch' und Rehe springen
 So lustig, wie zum Tanz.

Von jedem Zweig und Reife
 Hör nur, wie's lieblich schallt!
 Sie singen laut und leise:
 Kommt, kommt in grünen Wald!

7. Maiglöckchen und die Blümlein.

(Kinderlied, 1843.)

Maiglöckchen läutet in dem Thal,
 Das klingt so hell und fein:
 So kommt zum Reigen allzumal,
 Ihr lieben Blümlein.

Die Blümchen blau und gelb und weiß,
 Die kommen all' herbei,
 Bergigmeinnicht und Ehrenpreis,
 Zeitlos' und Afelei.

Maiglöckchen spielt zum Tanz im Nu
 Und alle tanzen dann,
 Der Mond sieht ihnen freundlich zu,
 Hat seine Freude d'ran.

Den Junker Reif verdroß das sehr.
 Er kommt in's Thal hinein!
 Maiglöckchen spielt zum Tanz nicht mehr.
 Fort sind die Blümlein.

Doch kaum der Reif das Thal verläßt,
 Da ruft wiederum
 Maiglöckchen zu dem Frühlingsfest
 Und läutet bim bam bum.

Nun hält's auch mich nicht mehr zu Haus,
 Maiglöckchen ruft auch mich:
 Die Blümchen geh'n zum Tanz hinaus,
 Zum Tanze geh' auch ich.

8. Der Mutter Grab.

Dort unter den schattigen Linden,
 Wo frische Blumen blüh'n,
 Ruht aus eine gute Mutter
 Von ihres Lebens Müh'n.

Sie sieht nicht ihre Kinder,
 Sie ahnt nicht ihren Schmerz,
 Geschlossen ist ihr Auge,
 Und ruhig bleibt ihr Herz.

Mit jedem Frühling wurden
 Die Linden wieder grün,
 Und an dem Grabeshügel
 Die Blumen wieder blüh'n.

Dann blicken die Linden und Blumen
 Gar fröhlich himmelwärts,
 Doch unsern Blick beugt nieder
 Zum Grabe tief der Schmerz.

9. Die Mäuse.

In einer Scheune waren
 Acht Mäuselein,
 Die wollten wandern
 In's Städtchen hinein,

In's Städtchen auf den Markt,
 Da gab' es mancherlei
 Backwerk und Leckerei.

Da sprach die alte Mutter:
 „Seid auf der Hut!
 Wenn ihr in's Städtchen kommet,
 Bedenket, was ihr thut!
 Bleibt hier, ihr Kinder mein!
 Bedenkt, der Städter ist
 Voll Schlaueheit, List und List.“

Die Mäuslein aber zogen
 In's Städtchen fort,
 Sie wollten gar nicht hören
 Auf Mütterchens Wort.
 Sie schlüpfen alle acht,
 Zu halten einen Schmaus,
 Wohl in ein Bäckerhaus.

Der Bäcker höret pfeifen
 Die Mäus' im Haus:
 Ich werd' euch jetzt bereiten
 Zur Nacht einen Schmaus.
 Er stellt die Fallen auf
 Und fängt sie alle acht
 In einer einz'gen Nacht. —

So geht es allen Kindern
 Auch noch wie dort,
 Wenn sie nicht hören wollen
 Auf Mütterchens Wort.
 Drum nehmt das Sprüchwort wahr:
 Es kommet nach der That
 Zu spät der gute Rath.

10. Mausstäßchen.

Mausstäßchen, wo bleibst du?
 Mausstäßchen, was treibst du?
 In unserem Häuschen
 Sind schrecklich viel Mäuschen.
 Sie pfeifen und rappeln,
 Sie trippeln und trappeln
 In Kisten und Schränken,
 Auf Tischen und Bänken;
 Sie stehen und naschen,
 Und will man sie haschen,
 Wupp! sind sie fort!

„Du ruffst mich, da bin ich!
 Sei still, nun beginn' ich
 Ein Tänzchen mit allen,
 Das soll dir gefallen.
 Erst sitz' ich, dann schleich' ich,
 Dann nah' ich, dann weich' ich,

Dann leg' ich mich nieder,
 Dann heb' ich mich wieder.
 Raum schwing' ich mein Schwänzchen
 Und schnurre zum Tänzchen,
 Wupp! sind sie da!“

Sie tanzen im Kreise
 Auf närrische Weise,
 Hopp heissa! so munter
 Hinauf und herunter.
 Dann fass' ich beim Ohr sie,
 Dann werf' ich empor sie;
 Und fallen sie nieder,
 Dann fang' ich sie wieder.
 Und will dann die Maus doch
 Nun endlich in's Mausloch,
 Wupp! beiß' ich sie todt!

11. Ein schweres Räthsel.

Auf unsrer Wiese gehet was,
 Watet durch die Sumpfe,
 Es hat ein weißes Fäcklein an,
 Trägt auch rothe Strümpfe,
 Fängt die Frösche schnapp wapp
 Klappert lustig klapper die Klapp —
 Wer kann das errathen?

Ihr denkt, es ist der Klapperstorch,
 Watet durch die Sumpfe,
 Er hat ein weißes Fäcklein an,
 Trägt auch rothe Strümpfe,
 Fängt die Frösche schnapp wapp
 Klappert lustig klapper die Klapp? —
 Nein, nein! 's ist eine Storchin.

7. August Kopisch.

(1799—1853.)

1. Masey und Malone.

(Gedichte, 1836. Alerlei Geister, 1848.)

Auf einer Insel im Meere
 Da lebten der Hirten zwei;
 Der eine hieß Malone
 Der andere hieß Masey.

Sie hatten eine Heerde
 Von Schafen beid' ererbt;
 Die Erbschaft hat Malonen,
 So wie Masey'n verderbt.

Erst trieben sie zusammen,
 Doch wie im Kriege ging's:
 Der wollte rechtshin treiben,
 Der trieb dann wieder links!

Und endlich kam's zum Theilen,
 Da blieb zuletzt ein Schaf:
 Der Zant um dieses brachte
 Sie erst um Ruh und Schlaf!

Malone wollt' es schlachten:
 „Wir hau'n es dann entzwei!“
 „Erst soll es Wolle geben!“
 Behauptete Masey.

Masey bedurfte Strümpfe:
 „Komm, scheeren wir es heut!“
 Malone meint', es wäre
 Zum Scheeren nicht die Zeit.

So scheer' ich meine Seite,
Scheer' du die andre dann!"
Malone wollt's nicht leiden;
Doch hat's Maley gethan. —

Nun fiel das Schaf vom Winde
In einen Fessenspalt,
Man zog es vor am Morgen,
Da war es todt und kalt.

„Maley, das Schaf erfor da,
Weil du's geschoren hast!"
„Nein,“ sprach Maley, es stürzte,
Weil es der Sturm gefaßt!

Hätt'st du es auch geschoren,
So faßte Sturm es nicht;
Und faßt' er's auch, — es hielt sich
Doch mehr im Gleichgewicht!"

Sie gehen vor die Richter
Und klagen mit großem Schall —
„Ei,“ klagten da die Herren;
„Welch interessanter Fall!"

Sie schlagen nach die Bücher,
Man zankte manch ein Jahr,
Bis Maley und Malone
Ohne Schaf' und Wolle war.

2. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!

„Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ —

„Der Feind? — dahier!“

„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“

„Paris? — dahier!“ —

„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlägt die Brücken über'n Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten fein!"

3. Der Schneiderjunge von Krippstedt.

In Krippstedt wies ein Schneiderjunge
Dem Bürgermeister einst die Junge;
Es war im Jahr Eintausend siebenhundert.
Der Bürgermeister sehr sich wundert
Und find't es wider den Respect,
Weshalb er in den Thurm ihn steckt.
Es war nach der Nachmittagspredigt,
Die Kirche noch nicht ganz erledigt,
Am heil'gen Trinitatis-Tag:

Da geschah auf einmal ein großer Schlag!
Es schlug, mit Gedonner, im Wettersturm
Der Blitz in denselben Sanct Nicolasthurm.

Der Schreck durchfährt die ganze Stadt,
Die kaum sich vom Brand erhoben hat.
Was innen ist im Gotteshaus;
Was außen ist, das will hinein! —
Da sieht man auf einmal Flammeerschein
Von außen an des Thurmes Spitze;
Da rief man: „Feuer! Wasser! Wo ist die
Spritze?“ —

— Die Spritze, ja, die ist dicht dabei:
Doch Kasten und Hähnen sind entzwei! —
Wie saure Milch läuft alles zusammen!
Man schreit und blickt auf die Feuerflammen.
Dazwischen — es war ein böser Tag —
Hält mancher Donner- und Wetterschlag! —
Nun sammelt sich der Magistrat,
Und jeder weiß etwas und keiner weiß Rath!
Der Bürgermeister, ein weiser Mann,
Sieht sich das Ding bedenklich an
Und spricht: „Hört mich, wir zwingen's nicht!
Der Thurm brennt nieder, wie ein Licht.
Es kommt, wer hätte das gedacht sich,
Wie Anno sechzehnhundert achtzig!
Erst brennt der Thurm, die Kirche, die Stadt
sodann;

Drum ist mein Rath: Rett' jeder, was er kann!"

Da laufen die Bürger; mit aller Kraft
Ein jeder das Seine zusammenrafft.
Das ist ein Gerenne, wie fliegen die Zöpfe,
Wie stoßen zusammen die Puderköpfe!
Auf einmal — krabbelt dort aus dem Loch
Am Thurm? — der Junge! — Nein! —
und doch!

Er ist's, er klettert zu Thurmes Spitze —
Der Schlingel! — Er nimmt vom Kopf die
Milze,
Er schlägt auf das Feuer und — daß dich
der Dank!

Er löscht es mit seiner Milze aus!
Er tupft am ganzen Thurm umher,
Man sieht nicht eine Flamme mehr!
Und während alle jubelnd schrein,
Schlüpft er von neuem in's Loch hinein.
Er scheut des Magistrates Wesen
Und sitzt, als wär' gar nichts gewesen. —
Das mehrt den Jubel, die Bürger alle
Rufen ihm „Bivat!“ mit großem Schalle;
Der Bürgermeister aber spricht,
Indem sein großer Zorn sich bricht:
„Holt ihn heraus, ich erz'ig' ihm Ehr'
Und thu' für ihn zeitlebens mehr!“ —
„Da kommt er ganz rußig, der Knirps, der
Zwerg!"

Hoch lebe der kleine Nienenberg!" —
Der Bürgermeister sprach: „Komm, Junge!
Streck' noch einmal heraus die Zunge!
Ich leg' dir lauter Dukaten drauf!
So, sperr' den Mund recht angetweit auf!
Nur immer mehr herausgerecht! —
Wir haben alle vor dir Respect!
Und morgen wird, daß nichts manquirt,
Die große Spritze hier probirt
Und, was entzwei ist, reparirt!" —

4. Die Zwerge auf dem Baume.

Sonst wimmelte das Haslsthäl
Von niedlichen Zwergen überall,
Die halfen im Felde, die halfen im Wald,
Und trugen uns Holz ein, wurd' es kalt.
Sagt an, ihr Leute, was ist geschehn:
Es läßt sich keiner mehr da sehn?!

Was ist geschehn? — Ein böser Streich!
Sie wurden verlacht — da flohn sie gleich.
Sie hufchten so gern auf den Ahornbaum
Und träumten da nidend den Mittagstraum;
Da sägt ein Schelm den Ast entzwei,
Wo sie neulich geessen in einer Reih'.

Und nun, den andern Mittag drauf,
Hufcht wieder das Zwergleinvolk hinauf;
Sie hatten so fleißig gemäht das Gras,
Es war jedwedem sein Stürlein naß.
Und, wie sie trocknen, so bricht der Ast,
Zersägt wie er war, — von der vielen Last!

Sie purzeln herunter, und alles lacht;
Da haben sie sich davon gemacht.
„O Himmel, wie bist du so hoch überall,
Wie groß ist die Untreu' im Haslsthäl!“
So riefen sie und schriegen sehr:
„Einmal hierher und nimmermehr!“

5. Die Heinkelmannchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinkelmannchen so bequem!
Denn war man faul . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpfen und trabten
Und putzten und schabten . . .
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, . . .
War all sein Tagewerk . . . bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war,
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil:
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Bisirten wie Falken
Und setzten die Balken . . .
Eh' sich's der Zimmermann versah . . .
Klapp, stand das ganze Haus . . . schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinkelmannchen backten Brod.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinkelmannchen regten sich —
Und ätzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben
Und setzten und backten
Und klopfen und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rücte schon das Brod, . . . das neue, vor!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her

Und hackten das Schwein die kreuz und quer.
Das ging so geschwind,
Wie die Mäh' im Wind;
Die klappten mit Beilen,
Die schnitten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell' die Augen auf;
Wapp, hing die Wurst da schon im Aus-
verkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küßer, bis er niedersank.
Am hohlen Fasse schief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwebelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten,
Und eh' der Küßer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein ge-
macht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrod sollte fertig sein,
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpfen sie frisch
In den Schneiderstich;
Und schnitten und rükten
Und nähten und stücten
Und fasten
Und pasten,
Und strichen und gukten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Blürgermeisters Rod bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinkelmannchen kommen sacht;

Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und pumpen in Rufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmten und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! ver-
schwinden all'.

O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!

Man kann nicht mehr wie sonst ruhn,
Man muß nun alles selber thun!
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein,
Und tragen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegehn
Und klopfen und hacken
Und kochen und baden.
Ach, daß es noch wie damals wär!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

6. Der Wassermann.

Es standen drei Mädchen am tiefen Teich;
Der Wassermann maß die Bänder gleich;
„Ihr Mädchen, wollt ihr Bändchen?
So langet nach den Endchen!“ —

„O Wassermann in kühler Flut
Hast grünen Hut und falschen Muth;
Du willst uns nur belügen,
Bellügen und betrügen!“ —

Er lachte; da sah man die Zähne grün:
„Die Schönste von euch ist stolz und kühn,
Seht doch die vielen Bändchen,
Zupft euch ein hübsches Endchen!“ —

„Er mißt die Bänder, weiß und grün,
„Er will uns in das Wasser ziehn!“
„O Mädchen, langt nur munter,
Die Schönste zieh' ich nicht unter!“ —

Da langten sie all', es rauscht die Flut;
Die Bänder werden so roth wie Blut;
Der Wassermann ist schnelle:
Die Mädchen sind unter der Welle!

Was mögen sie wohl da unten thun? —
Sie müssen beim Schuppenmanne ruhn,
Sie müssen ihm braten und kochen
Sieben Wallfische alle Wochen.

7. Hütchen.

Ich bin ein Geist und geh' herum, und heiße mit Namen Hütchen.
Wer früh aufsteht und fleißig ist, bekommt von mir ein Hütchen.

Husch hin und her
Die kreuz und quer!
Die ganze Stadt ist ledern,
Liegt bis an's Ohr in Federn. —

Da hörch, da kling ping pang, ping pang, bei einem Nagelschmiede,
Und eine Tochter singt dazu aus einem frommen Liede.

Gesegnet seid,
Ihr guten Leut'!
Wie fleißig beide sitzen:
Die Tochter klöpfelt Spitzen.

Nun macht der Schmied viel Nägel sich, die Stange nimmt kein Ende;
Die Tochter mißt die Spitzen nach, o Wunder! auch kein Ende. —

Seid fröhlich heut',
Ihr guten Leut'!
Die fröhlich, segnet Hütchen
Mit seinem Zauberrütchen.

8. Robert Reinit.

(1805 — 1852.)

1. Gefährliche Nachbarschaft.

(Eieder, 1844.)

Ach, was ist das für ein Grausen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in einer Seele hausen!
Nimmer gibt es schlimmere Wächter.

Will ich malen, spricht der Dichter
Gleich mit meinen Traumfiguren,

Daß sie wenden die Gesichter,
Und verwischt mir die Contouren.

Mach' Gebild' ich mir als Dichter,
Schrei' der Maler: „Gruppen! Gruppen!“
Drängt sie dicht und immer dichter
An einander, wie die Puppen.

Schöne Gärten läßt der Dichter,
Nette Häuser auch erstehen;
Gleich wird Maler ein Vernichter,
Muß Ruin und Wildniß sehen.

Wünscht sich dunkle Nacht der Dichter,
Will durch Raum und Zeiten schweben,
Schreit der Maler: „Lichter! Lichter!“
Bleibt an einer Stelle kleben.

Hab' ich drum als guter Richter
Oft den Einen schon verstoßen!

Macht der Andre gleich Gestichter,
Ruft ihn wieder mir zum Pöffen.

Seht, wie boshaft jetzt dem Dichter
Nur für sich die Reime fließen,
Und auf Maler reimet nicht er,
Soll mich das nun nicht verdrießen?

Doch jetzt sag' ich's Jhm, Herr Dichter!
Er fataler, schaler Prahler,
Macht kein besseres Gedicht Er,
Sagt zum Teufel Jhm der Maler.

2. Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tausend Sterne auf,
Und wo die Erd' und Himmel einen
In einem lichten Rebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz in's dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grilßen
Und schwebet hin von Land zu Land;
Das ist ein leises Liebestüssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steigt,
Wie gute Engel, leicht beschwingt,
Das sich zum fernem Liebsten neiget
Und süße Schummerlieder singt.

O Sonnenschein! o Sonnenschein!
Wie scheinst du mir in's Herz hinein,
Wechst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir so enge wird die Brust!

Und enge wird mir Stub' und Haus,
Und wie ich lauf' zum Thor hinaus,
Da lockst du gar in's frische Grün
Die aller schönsten Mädchen hin!

3. An den Sonnenschein.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte alles Bote sein;
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken
Und Stern verlinket es dem Stern.

O Nacht, wo solche Geister wallen
Im Mondenschein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh';
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führest sie emander zu!

O Sonnenschein! Du glaubest wohl,
Daß ich wie du es machen soll,
Der jede schmucke Blume küßt,
Die eben nur sich dir erschließt?

Hast doch so lang' die Welt erblickt
Und weißt, daß sich's für mich nicht schickt;
Was machst du mir denn solche Pein?
O Sonnenschein! o Sonnenschein!

4. Curiose Geschichte.

Ich bin einmal etwas hinaus spaziert,
Da ist mir ein närrisch Ding passiert:
Ich sah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirsche sprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er schoß sie nicht,
Er bliess ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich weiter hin fort spaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passiert:
In kleinem Rahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin;

Kings sprangen die Fischlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fing sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt, ihr Leut', was soll das sein?

Und als ich wieder zurück spaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passiert:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hör' ich drinnen? — Da flüsterten Zwei,
Und's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir, ihr Leut', was soll das sein?

5. Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War g'rade auch nicht dumm dumm dumm.
Sie war von schlaunem Sinne
Und rief die Base Spinne:
„Spinn' mir ein Netzlein um!“

Die Base Spinne kroch heran
Und macht' die Beine krumm krumm krumm;
Sie spann ein Netz so feine
Und setzte sich dareine,
Und saß da mäuschenstumm.

Im Baum, in grünen Blättchen
Hoch oben sich ein Apfel wiegt,
Der hat so rothe Bäckchen,
Man sieht's, daß er im Schlafe liegt.

Ein Kind steht unterm Baume,
Das schaut und schaut und ruft hinauf:
„Ach Apfel, komm herunter!
Hör' endlich doch mit Schlafen auf!“

Es hat ihn so gebeten;
Glaubt ihr, der wäre aufgewacht?
Er rührt sich nicht im Bette,
Sieht aus, als ob im Schlaf er lacht.

Da kam die liebe Sonne
Am Himmel hoch daher spaziert.
„Ach Sonne, liebe Sonne,
Mach' du, daß sich der Apfel rührt!“

Die Sonne spricht: „Warum nicht?“
Und wirft ihm Strahlen in's Gesicht,
Küßt ihn dazu so freundlich;
Der Apfel aber rührt sich nicht.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gefumm summ summ,
Sind sie hinein ausgeflogen,
Und wurden ausgeflogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend sprach,
Und kummert sich nicht drum drum drum:
So geht's, ihr lieben Käfer,
So geht's, ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!

6. Vom schlafenden Apfel.

Nun schau! da kommt ein Vogel
Und setzt sich auf den Baum hinauf.
„Ei Vogel, du mußt singen;
Gewiß, gewiß, das weckt ihn auf!“

Der Vogel weßt den Schnabel
Und singt ein Lied so wundernetzt,
Und singt aus voller Kehle;
Der Apfel rührt sich nicht im Bett.

Und wer kam nun gegangen?
Es war der Wind, den kenn' ich schon,
Der küßt nicht und der singt nicht,
Der pfeift aus einem andern Ton.

Er stemmt in beide Seiten
Die Arme, bläst die Baden auf
Und bläst und bläst; und richtig,
Der Apfel wacht erschrocken auf. —

Und springt vom Baum herunter,
Grad' in die Schilrze von dem Kind;
Das hebt ihn auf und freut sich
Und ruft: „Ich danke schön, Herr Wind!“

7. Die Gänschen.

„Nun sagt einmal, ihr Gänschen, mir, ich seh' euch lange zu,
Was habt ihr saubre Kleiderchen und schöne rothe Schuh'?“

Ihr wollt gewiß zum Tanze gehn;

Nicht wahr, ihr tanzet wunderschön?“

Das schmeichelte den Gänschen sehr, sie thaten gleich maniertlich
Und singen drauf zu tanzen an; 's war aber gar nicht zierlich.

Sie wackelten wohl auf und ab

Und traten fast den Fuß sich ab.

„Nun aber sagt, ihr Gänschen, mir, ich seh' euch lange an,
Was ihr für weiße Hälse habt und rothe Schnäbel d'ran?“

Damit singt ihr wohl allzumal

Viel schöner, als die Nachtigall?“

Da räusperten die Gänschen sich und machten schnell sich niedlich,
Und singen drauf zu tanzen an; 's klang aber nicht gemüthlich.

Sie schnatterten, es war ein Graus

Und schrie'n sich fast die Kehlen aus.

Wohl manches Kind hat hübsche Schuh', und Kleider schön und bunt,

Wohl manches einen weißen Hals und einen rothen Mund;

Doch ist noch sehr die Frage dann,

Ob's tanzen auch und singen kann.

8. Nörriſcher Tanz.

Im Hofe bläst der Hans,

Das hört die Gans

Und spricht zur Ente:

„Ach, wer doch tanzen könnte!“ —

Die Ente spricht:

„Wer kann's denn nicht?“

Sieh mich nur an,

Wie schön ich's kann.“ —

Sie hebt die Pfoten,
Als wär's nach Noten,
Und wackelt daher,
Bald vorwärts und
Bald in die Quer,
Und ziert sich sehr
Und denkt Wunder,
Wie schön es wär'!

Die Gans dabei
Voller Entzücken,
Mit Kennerblicken,
Sie spricht: „Ei, ei!
Was ist das schön!
Doch sollst du sehn,
Obgleich es schwer,
Ich mach' dir's nach.“ —

Und denkt nur, ach!
Sie hebt die Pfoten,
Als wär's nach Noten,
Und wackelt sehr
Und denkt sich Wunder,
Wie schön es wär'!

Und wie nun Ent' und Gans
Beide im vollen Tanz,
Kommen vom Teiche daher
Der Gän' und Enten noch mehr,
Viele, viele,
Und sehen zu dem Spiele. —
Und kaum, daß sie's gesehn,
Fangen sie an sich zu drehn,
Die Beine zu recken,
Die Hälse zu strecken,
Und setzen die Pfoten,
Als wär's nach Noten,
Und wackeln im Hofe herum
Und stoßen einander sich um,
Die närrischen Wichter,
Und schneiden Gesichter,
So dumm, ach so dumm, so dumm!

Wie der Hans den Tanz erblickt,
Er fast ersticht,
So hat er gelacht
Und hat gedacht:
„Jetzt seh' ich's klar,
Wie oft Ein Narr
So viele andre Narren macht!“

9. Julius Moser.

(1803 — 1867.)

1. Andreas Hofer.

(Gebichte, 1836.)

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und
Schmerz!

Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Den Tod, den er so manchesmal
Vom Felsberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch, als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tyrol!“

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Wastel,
Der Mann vom Land Tyrol!

Dort soll er niederknien,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Und wie ich stand und stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz':
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!“

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier;
Andreas Hofer betet
Zum letztenmal allhier;
Dann ruft er laut: „So trifft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach! — wie schießt ihr
schlecht! —

Ade! — mein Land Tyrol!“

2. Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedeckt
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestreckt.
Der Brust entströmt das Blut.
Bremt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,

Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.
Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde,
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettetert
Biktoria in das Land.

Biktoria — so klang es,
Biktoria — überall,

Biktoria — so drang es
Hervor wie Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Ross stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End!“

10. Christian Friedrich Scherenberg.

(1798 —)

1. Der reiche Sänger.

(Gedichte, 1844.)

Ich wieg', ein Vöglein, mich in Blüten-
zweigen
Und singe in den goldnen Tag hinein,
Und Erd' und Himmel tanzt um mich den
Reigen,

Der braune Wald, die alten Berge neigen
Mir ihren sel'gen Morgengruß herem.

Und unsichtbarer Saiten Melodieen
Fühl' ich durch meine trum'ne Seele ziehen.

Euch, Lieder, werf' ich in den Kelch der Rosen,
In alle Winde streu' ich euch hinein.
Schiffst mit der Welle, mit der heimatlosen,

Durchschweift das All in leichter Rüste Rosen
Und wandert mit dem freien Sonnenschein
In alle, alle Welt hinein!
Gefesselt sollen meine Blüten nimmer sein!
Und tausend, tausend Perlen werf' ich hinter-
drein!

Ich werfe, wie der Sturzbach Demant stäubet,
Ich frage nicht, wohin der Sturm sie treibet,
Ich werse Funken in den Sonnenschein,
Thautropfen in die reiche See hinein!
Gezählet sollen meine Gaben nimmer sein!

2. Mein Ostermorgen.

Ich sang den Freunden Frühlingslieder,
Sie zogen aus auf blum'gem Pfad
Und brachten froh vom Juge wieder
Mir eine Lerche aus der Saat.

Mir eine Lerche, die gefangen?
Des Sängers Qual als Sängers Lohn?
Wie seid ihr in den Lenz gegangen,
Daß heim ihr bringt mir diesen Hohn!

Die Hand, die aus verborg'ner Saite
Entfesselt das gefangne Lied,
Daß frei es wandre in die Weite,
Die bannt dich nicht, bestiebert Lied!

Ein freier Gast kamst du hernieder,
Und heilig Gastrecht soll dir sein
Und frei aus Sängers Händen wieder
Zieh' du in deine Himmel ein! —

Und, wie im warmen Nest geborgen,
Trug zu der Saat sie meine Hand;
Es war am heil'gen Ostermorgen,
Wo der begrab'ne Christ erstand.

Wir Säger zogen still selbänder;
Noch dämmerte der heil'ge Tag,
Die Herzen schlugen ineinander,
Ich maß den Schritt nach ihrem Schlag.

Mir war, als ob ein Tempel werde:
Auf stiegen um mich Säulen grau;
Noch dunkel schlief die Saat der Erde,
Noch über mir die Kuppel blau.

Vor mir erglomm die Morgenröthe,
Geläute wehte nah und fern;
Mir war's, wir traten zum Gebete
Hin vor das Angesicht des Herrn.

„Du Vöglein singst, das ist das Deine,“
Hub leise ich zur Lerche an,
„Ich geb' dich frei, das ist das Meine;
Ein jeder bete, wie er kann.“

Und wie Gott über Land und Meere
Aufstut die weite Segenshand,
So that auch ich zu meiner Ehre
Auf meine schwache Menschenhand.

Da schwoß zum Licht auf und scholl nieder
Der tausendstimmig ein'ge Klang,
Der Schöpfung Auferstehungslieder,
Ihr Ostern-Hallelujahsang.

„Stimm' ein!“ rief ich, „zu Gottes Ehren
Sing', freie Lerche, deinen Sang!“
Sie sang — ein Ton — ich werd' ihn hören
Mein ganzes, ganzes Leben lang.

3. Aus: Eign. (1847.)

Die Nebel grau'n, es weicht die Nacht,
Auf blüht der Morgenstrahl. Ins Lager tritt
Lange, Sprachschatz. II.

Blicker, der Feldmarschall, der Schlacht-
verwalter,

Alt ist sein Haupt, das Herz frisch wie der Tag.
Und Blücher stellt sein Heer zu dreien Haufen,
Noch jede Stellung in der Hand behaltend.

„Also,“ spricht er, „erwarten wir den Feind,
Front da, woher er kommt!“ — Und dacht
bei sich:

„Ein träges Ding ist die Vertheidigung,
Ich hab' es mit dem Angriff stets gehalten.“

Eis war's — da regt' allmählig sich der Feind;
Anplänkelnd nahten sich der Heere Spitzen,
Vorhut und Posten erst, Stoßfechtern gleich,
Die erst mit ihres Degens Spitze spielen,
Eh' sie ins Leben führen ihren Stoß.

Und Mittag wird's, und eine Stunde drüber.
Auf seiner Höh' von Bussy stand Fürst

Bliucher,
Auf Fleurus' Höhe stand Napoleon;
Sie hatten Aug' im Auge sich und maßen
Der eine still des andern Kraft. — Heran
Zu Preußens Marschall sprengt der Britten
Herzog.

Rund den Soldaten gab nur Hut und Degen;
Doch an dem kleinen, dreieckspitzen Hut
Bier stolze Farben heißen ihn: Feldmarschall
Hispaniens, Portugals, der Niederlande
Und Großbritanniens.

Vor ihm lässig stand,
Die Feldmilt' auf dem Kopf, im schlichten
Rock,

Zur Seite einen alten Säbel, Blücher,
Und beide Feldherrn hielten kurzen Rath:
Der Preuße schlägt, der Britte kommt zu Hülfe.

Derweil sie sprachen, drang das Kaiserheer
Hinaus schon über Fleurus. Swoisch schaute
Der Britte zu. „Um vier Uhr bin ich da!“
Sprach er, den Fuß im Bügel, und ver-
schwand.

Und immer näher gegen St. Amand
Schob sich heran die dunkle Heeresäule;
Unplötzlich aber, als entfalte sich
Ein Riesenfächer über das Gefilde,
Fällt auseinander sie zu dreien Strahlen.

Und kalten Bluts, gewohnt des Spiels um
Kronen,
Vor'm großen Schachbrett stehn die hohen
Spieler

Von Bussy sich und Fleurus gegenüber,
Und Zug um Zug ziehn sie die heißen Steine.

Der Kaiser hat gezogen — Blücher zieht:
Und zwischen St. Amand und Ligny vor
Wirft er den Ball der schweren Feuerschlinge,
Indeß geschmeidig, glitzernd, wie die Schlange
An's flücht'ge Thier, an seiner Reiter Flanke
Sich rasselnd hängt das fliegende Geschütz.

Aus strecken sich die stahlbeschwingten Fllügel:
Gepanzert ist der Weg, den sie bestrichen.
Vorwält auf Ligny sich der Preußen Mitte:
Lebendig wird das ausgestorbne Schloß,
Und hundert Leben schauen von den Zinnen,
Viel hundert aus den öden Fensterbögen,

Viel tausend ziehen stürzend durch die Gassen;
Zum Kampf bereit, gewaffnet steht der Fried-
hof;

Verhau'n ist jeder Ausweg und vertammelt;
Aus allen Gräben, hinter jeder Hecke
Lauert der scharfen Schützen sichres Rohr.

Des Kaisers Aug', gelbt auf seinem Feld
Vom Tajo bis zur alten Zaarenstadt,
Vom Strand der Düna bis zum Nil, folgt
ruhig,

Festhaltend Freund und Feind, jedwedem Zug.
Nichts regt sich in dem steinernen Gesicht,
Nur je zuweilen zuck't's, wie über'm Spiegel
Der stillen See, wenn unter ihrem Grund
Die tiefen Feuer der Vulkane stürmen.

Auf tracht's — gezündet haben Preußens
Donner,

Und brüllend wecken sie die Schlacht. Vorans
Den Franken schlängeln sich der Pfläcker
Schwärme;

Kartätschen hagelt Blücher drauf und Menschen
Der Kaiser drüber. Massen gegen Massen.
Der Frankenföhner stürzt, das Wüthen stockt —
„Vorwärts!“ ruft Blücher, „Ründer, jetzt ist's
Zeit!

Gethan sei's, eh' der Britte kommt!“ — Und
wie

Der Blitz am Eisen, fährt das Wort von
Mann

Zu Mann, einschlagend in das Herz. Hurrah!
Fort über's Blut der Kameraden braust
Der Sturm.

„In ihre Flanke jetzt!“ ruft Blücher.
Vorbricht ein Hauf in's Feld der hohen Saat.
Doch kaum berührt der Fuß den schwanken
Boden,

Trifft sie ein heimlich, ungeahnet Feuer; —
Erschüttert schwanken sie; jung war das Herz
Und noch das Leben süß. Da stehen auf
Die unsichtbaren Schreden jach, als wär'
Ein jeder Halm ein zielend Rohr. Und Schen
Wird Flucht — forstiebt's — die Föhler
fallen, und

Es hält sie nicht — Nachstürmt der Feind —

Da rückt
Heran ein pommersch Regiment, und wie
Der Höhenwald, der im Granite wurzelt,
Sich vor die rollende Lavine stämmt,
So stämmt es sich dem Frankens Sturm ent-
gegen,

So birgt es seinen scheuen Waffenbruder,
Feststehend zwischen beiden, eine Wand.
Doch hin der Sieg! Und St. Amand des
Kaisers. —

„'s ist nicht zu halten!“ grimmt der alte Fürst,
Zweitausend Leben warf ich schon hinein!“ —
Und selbst der Marschall Vorwärts ruft:
„Zurück!“

Abwendet er den finstern Blick auf Ligny.
Dreimal schon brandete der Feind hier an,
Doch dreimal brach sein ehernes Geflut

Sich an dem Feuerdamm der Batterien.
„Geschütz vor auf Geschütz!“ — Und brüllend
pacten

Die eh'rnen Löwen sich mit heißer Lage,
Und steh! wohin sie greifen, wird es kahl;
Und Reih' rückt gegen Reih', und endlos
rollend

Aus bleicher Wolke streicht der trockne Regen,
Und feucht wird's, wo er fällt — doch ohne
Banken

In heißer Trause dauern aus die Preußen.
Da plötzlich rauscht's, da bricht's durch Heß
und Zweig,

Da klettert's über Maur' und Plan! — und
knatternd

Am Leib der Preußen sitzt der sinke Feind.
Und seitwärts auf den Friedhof wirft der
Kaiser

Der Massen Wucht, die Gräber werden sein.
„Der Feind!“ ruft's in der Preußen Rücken,
und

Wie Hagelschaur' auf Donnerschlag, folgt
Schuß

Auf Schuß dem Wort. Vorrassend Feuer-
schlinde

So schnell, so nah vor'm Leib das Rohr, als
Hätte

Die Erde sie herausgespie'n. Es schaut
Der Mann dem nahen Tod in's hohle Auge,
Und an die Rippen pocht das Herz. Abwenden
Sie sich — und auf der Ferse folgt der Feind.

Doch neu ermannt schon wendet sich der
Preuße,

Und donnernd in die Blüthe tritt die Schlacht.
Vom Flügel bis zum Flügel triefend leucht
Der athemlose Tod; um Ligny brüllen
Awehundert Feuerschlinde; überm Friedhof,
Beim Schloß, am Bach, durch alle Straßen
schreit

Der enge Kampf, ein unentwirrbar Knäuel!
Grobert wird ein Haus und eins verloren;
Die Dächer brennen und die Mauern bersten;
Die Erde stöhnt, die heißen Lüste zittern —
Noch ruhslos schwankt die Woge hin und her.

„Die frischen Völker vor! zurück die Wüden!“
Jagt über Leichen heiser das Kommando:
Und niederrenkt es sich, entgegen steigt's,
Wie ausgebrannte Schlacken aus dem Krater.

Auf seinem Plaze stand der alte Blücher
Und sah die Schatten steigen zu den Höhn.

„Schon Sechs — kein Britte kommt — kein
frischer Mann

Ist übrig mir, doch Ligny muß ich halten!
Verlier' ich es, geht auch die Schlacht zum
Teufel.“

Und spähend harrt er der Verbündeten,
Doch keine Hilfe sah er als sich selbst.

Ihm gegenüber harrt auf Ney der Kaiser.
Da meldet der, er schlage mit den Britten
Und könne nichts entsenden seinem Kaiser.

Der Bote sprach's — und unter'm Wort um-
schuf

Der Schlachtenmeister seine Schlacht: „Ge-
schwind

Auf Ligny! alle meine frischen Völker!
Zu einem Stoß!“ — Schon hat er Ligny's
Höh'.

Da sprengt heran ein zweiter Bote: „„Sire,
Es naht ein feindlich Heer.““ — Der Kaiser
sieht's

Und — „Halt!“ — Er sendet Späher — harrt
— und harrt —

Die Späher kommen — „Und wer ist's?“
— „„Dein Volk.““

„Mein Volk! — „„Die Schar von Erlon,
Sire.““

Und — „weiter!“ donnert er voll tiefen
Hohnes,

Und weiter rückt sein Heer.
Und Blücher steht

Die Schar Erlon's, und seine Flügel melden:
Es weicht der Feind — „Das sind die Britten,
Kinder!

Vorwärts auf St. Amand!“ ruft er und
stürzt

Sich siegesfreudig in den Sturm voraus,
Wie in sein zugeboren Element,
Und Volf zu Fuß, zu Pferde, Feuerschlinde,
Die letzten Waffen nach — nichts bleibt für
Ligny.

Geschlagen war vier lange Stunden hier
Die Schlacht, und matt an Leib und Seele
socht

Der Mann, gleichgültig gegen Tod und Leben.

In Trümmer funkt das alte Schloß, und Stein
Und Mensch rollt mit einander in den Graus,
Und Asche deckt Lebendiges und Todtes.

Auf flammt das Grab und gierig greift's
heraus

Mit blut'gen Feuerarmen in die Gassen,
Es wächst und wälzt sich fort der nächt'ge
Schwall,

So heiß, erstickend, sinnberaubend schwer,
Als höh' aus seinem Grund sich das Ge-
mäuer.

Und Acht schlägt's friedemahnend von dem
Thurm —

„„Wir halten's, General, nicht länger aus
In diesem mordverbrannten Kessel Ligny!

Es ist, als wüch' der Feind aus seinen
Todten;

An Pulver fehlt's““ — Und Gneisenau gibt
Antwort:

„Nur eine halbe Stunde noch; habt ihr
Kein Pulver mehr, so nehmt das Bajonet.“

Und still und stiller wird's. Ab that die
Schlacht

Längst ihre Hoheit, ihre Donnerrechte,
Und losgebunden ward die Bestie,
Das wüste Heer der rasenden Vernichtung;

Nur noch mit Kolben schlägt man still sich
todt.

Wohl mancher Krieger sank und Officier
Durch keine Wunde, unter keinem Hieb:
Er starb den jähen Tod der Todesmühen,
Das Auge starrt auf jenen Tropfen Wassers,
Der unten da so kühl, so nah und doch
So unerreichbar fließt! — Die hohlen Gassen,
Sie stieren grimmig drein, als wollten auf
Einander los die alten Mauern rücken,
Und unten tief erschauernd schleppt der Bach
Himweg die dunklen, unheilvollen Wellen. — —

Und der Moment war da, wo, satt des
Spieles,

Der Schlachtengott die letzten Würfel wirft:
Wer jetzt die meisten Augen hat, ist Sieger.
Und dunkelschattend, wie wenn Fleurns' Wald,
Ein Birnamwald vor Dunfinan, sich lagert
Mit allen seinen hundertarm'gen Riesen,
Rückt jetzt der Kaiser an und seine Gardien:
Die alten Grenadiere von Marengo,
Von Bagram und Smolensk und Austerlitz,
Und die Chasseurs und die Gepanzerten:
Viel Tausende zu Pferd, viel Tausende
Zu Fuß. Vor ihnen zogen ihre Schatten
So groß! im Strahl der untergeh'nden
Sonne —

Und drüber eine schwere Donnerwolke
So hoch! als ob es ihre Fahne wär' —
Und Nacht ward's über Ligny's Ebene.
In dunklen Massen rings um stand die
Schlacht,

In dunklen Massen zieht's auf Preußens
Mitte —

Und: „Halt!“ Feststeht der Linie schwanke
Flucht
Von ihres Haltes Wucht drohnt weit die
Flur —

Und: „En avant!“ — Und Gard' und
Wetter stürmen
Und schlagen krachend drauf und drüber ein,
Als dienten Mensch und Element dem Wort. . .

Und über's Feld der Ähren schnaubt die
Flucht. —

Der Marschall ruft. Umsonst! das Ohr ist
taub,
Das Auge blind und knirschend reißt ihn mit
Die wilde Flucht.

Da trifft ein Schuß sein Pferd, —
Das lichtbleich an dem dunklen Flügel stürzte,
Wie ein verflämter Stern am Wolfensaum.
Der alte Reiter fühlt's: — „Ich bin verloren,
Nostitz“ — spricht er zu dem, der wie sein
Schatten

Ihm treu zur Seite noch auf wundem Thier.
Hinjagt das Ross, so weiß, so pfeilgeschwind,
So todeswild in schauerlichen Sprüngen,
Als wollt's noch bergen seinen edlen Reiter,
Da — stürzt es hin — urplötzlich — still
und todt —

Und unter seinen Leib der greise Held. —

Die Erde seufzt, als sank' mit ihm ein Heer,
Der Adler Preußens, nieder in den Staub,
Und flüsternd über ihm wölbt sich die Saat,
Als möchte sie des Helden Fall verhehlen.

Vorüberstoben seine Regimenter
Bis auf den letzten Mann; nur Nostitz blieb,
Stieg ab und trat vor seinem Feldherrn, ein
Lebend'ger Schild, indeß schon schattensnah
Der Feind heranchnob, rauschend, eine Flut.
Stumm, regungslos und sein Pistol gespannt,
Stand Nostitz da, mit unverwandtem Auge
Entgegenschauend Unvermeidlichem.

Was er gewollt! — Wer sagt's? — Ge-
horchend stand er
Im dunklen Bann des nächsten Augenblicks.

Am seinem Ross vorüber strich der Tod
So hart, daß fast zusammenbrach das Thier.
Doch wie das stiere Aug' des wilden Jägers,
Gefeßt ist an die Spur der flücht'gen Seele,
So an den Huf der Fliehenden gebannt,
Sah keines Reiters Aug' auf ihn, kein Auge
Auf das Palladium des Preußenheeres,
Kein Arm streckt sich nach dieser Hürstenbeute,
Vorüber rasselnd zieht die wilde Jagd.

Und weg sind sie — und da! geworfen wieder —
Und wieder jagt es blind vorbei, daß Halm
Und Kiesel fliebt — und wieder nach die
Preußen.

„Man! hier — unser Vater Blücher!“ —
fällt

Nostitz dem ersten Preußen in die Flügel —
Und abgeessen ist der Mann; kein Hieb,
Kein Schuß, wohl keine feindliche Gewalt
Hätt' ihn so schnell von seinem Pferd gebracht!

Und unter'm todten Ross hervor ziehn beide
Den alten Feldherrn, der betäubt, zerschlagen
Vom jähen Sturz und seiner Jahre Wucht
Und Heldenlebens ungeheurer Last,
Unwirsch dem Leben seine Hand noch reicht,
Und heben ihn auf das Soldatenpferd —

„Geschwind, geschwind, mein Fürst!“ — ruft
Nostitz — „fort!

Schon wieder kommt's zurück!“ — Und wie-
der kam's —

In ihre Ferse fast schlug Feindes Huf,
Doch — wie den Heros der verwandte Gott —
Deckt sie der Abend mit dem dunklen Schilde —
Und über's Schlachtfeld hin verschwinden sie.

Gerettet war dem Heer sein alt Panier!
Stamm durch die Nacht hin ritt der alte Blücher
Und schweigend neben ihm sein Schild. Vom
Rosse

Hinträufelte das Blut und zeichnete
Die Spur geschlagener Helden. Leer die
Straßen,

Die Dörfer öde. — Grollend haltt die Schlacht,
Und ihre Feuer leuchten ihm die Wege.

„Mich dürstet, Nostitz,“ sprach er, „ich bin
müde“ —

Und Nostitz bettet seinen müden Feldherrn,

Vom Roß auf Stroh, inmitten wunder Krieger,
Die sich der Tod bei Seit' gelegt auf morgen,
Tränkt seinen Durst und deckt seine Ruh
Mit Waffen; denn wie der Magnet den Stahl
Zog Blücher seine Preußen um sein Haus.

Umächzt von Sterbenden, umstarrt von Todten,
Verschlagen sein Gebein, lag ohne Klage
Der graue Held, verachtend seinen Schmerz
In seiner Waffenbrüder Leib. Vergeltung —
Sein einziges Gefühl. „Wie sieht's, mein
Fürst?“ —

„Mit mir, Nothiz? Geschlagen, nicht be-
zwungen!
Das schreibt dem König und dem Vater-
land!“ —

Wo ist der Feldmarschall? Wo Vater Blücher?
Geht's fragend durch die Schlacht, und Nie-
mand sagt's.

Und unerwiedert wächst die Frage, wie
Der Ruf an stummer Felsenwand, von Mann
zu Mann, von Schar zu Schar, durch's
weite Heer —

Und jeder Waffe Führer eilt hinauf
Zu Gneisenau, des großen Stabes Haupt: —
Geschlagen ist die Schlacht, und wandelbar
Das Glück. Wohin der Rückzug, General? —
Und harrend, wie vor'm ehernen Geschick,
Auf Antwort stehen sie — und schweigend steht
Der hohe Mann. Da leuchtet's um die Stirn
Ihm wie dem Gott, zu dem die Völker kamen
Um Rath; da wehret's um die Lippe ihm
Wie ferner Donner — und —: „auf Wavre
geht's!“

Spricht er — und mit dem Wort sprach
Gneisenau

Unsterblichkeit aus über seinen Namen;
Mit diesem Wort hielt er die belle alliance;
Mit diesem Wort warf er den schweren Tag
Von Waterloo in seiner Völker Schale,
Daß in die Luft sie schnell des Kaisers Wucht
Und donnernd von Europa's blut'gem Plan
Hinaus ihn schleudert in den Ocean.

11. Joseph Christian Freiherr von Zedlitz.

(1790 — 1862.)

1. Die nächtliche Heerschau.

(Gebichte, 1832.)

Nachts um die zwölfte Stunde
Berläßt der Tambour sein Grab,
Nacht mit der Trommel die Kunde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveil' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todtten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde heiß;

Und die der Nilischlamm decket
Und der arabische Sand;
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Berläßt der Trompeter sein Grab
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf lustigen Pferden,
Die todtten Reiter dabei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,

Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Berläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütlchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhell't den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hütlchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generäle
Schließen um ihn einen Kreis;
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Kunde,
Klingt wieder fern und nah!
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Lösung: „Sanct Helena!“ —

Dies ist die große Parade
Im ehrläich'n Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todtte Cäsar hält.

2. Aus: Todtenkränze. (1828.)

Lanzonen, in welchen der Dichter sich an den Gräbern geschichtlicher Personen über die Vergänglichkeit irdischen Ruhmes ausspricht.

In der Ebne, die von goldnen Bogen
Der Ahnen stutend, dunkelgrün gestreift
Von Busch und Wäldern, man sieht nie-
derrinnen
Bom Hochgebirge, — bis, wo freudig
schweiset

Der Elbe blaue Schlang' in weiten Bogen
Um altberühmter Schösser hohe Zinnen —
Im Thal dort, mitten innen,
Erhebt die Feste von Gitschin sich ragend,
Zur Zeit der Laboriten lang' erbauet,
Die um den Reich gekämpft, und sie schauet
Hin in die weite Gegend, gleichsam fragend:
Was, Fremde, naht Ihr Euch hier dieser
Mauer
Und störet mich in meiner Wittventrauer?

Denn wie die Wittve mit dem Aschenkrüge,
Birgt sie die Urne, die den Staub umschlossen
Des Mannes, den, in stolzem Selbstvertrauen,
Sie einst gesehn auf kriegerischen Rossen
Hinschnauben, kühn, im raschen Siegesfluge.
Dort ein Carthäuserkloster ist zu schauen,
— Er selbst ließ es erbauen, —
Wo fromme Mönche einsam, abgetrennt,
Statt aller Worte sich zum Grusse sagen:
„Gedenk' an's Ende!“ Da, als er erschlagen,
Ward beigeseht, was von ihm blieb hienieden.
Da standen nun an seinem Sarg wir eben,
Deß Deckel unsichtbare Händ' erheben.

Und als die Truhe nun war aufgeschossen,
Lag d'rin ein Weingeripp'; der Schädel ruhte
Auf sammtnen Rissen, und man sah ihn
prangen,

Den längst Entfleischten, mit dem Fürstenhute,
Und seine Schläfe, noch von Haar umflossen,
Des Bließes Kette war ihm mit den Spangen,
Stolz um den Hals gehangen;
Die eine Knochenhand, zur Brust erhoben;
Sie hielt ein Kreuz, die andre schien zu fassen
Den Feldherrnstab, als wollt' sie ihn nicht
lassen,

Bis selbst die Knochen modern nicht zerstoßen.
Das Bahrtuch aber, das die Todten decket,
Sonst rein und weiß, hier war's mit Blut
befleckt.

„Sieh dieses Haupt, verweset und zerfallen!“ —
So sprach der Geist: — „Der Mann war
hoch gehalten,

Deß Seele dies Gehäuf hier ernst hegte.
Kein König, sah man ihn wie Kön'ge schalten,
Von seinem Herrschernwort die Welt erschallen!
Wenn auch sein Blick nur drohend sich be-
wegte,

Da, stumm und lautlos, regte
Kein Athem sich in dreißigtausend Kriegern;
Und Helden, die den Tod mit Lachen sehen,

Sie konnten nicht vor seinem Auge stehen,
Wenn zürnend er entgegen trat den Sie-
geru! —

So taucht' er auf wie blut'ge Himmelslichter,
Des eig'nen Glückes Schöpfer und Vernichter!“

„Ein Sohn der Waffen, fern im Reich ge-
boren,
Trat plötzlich aus dem Dunkel seiner Wiege
Er in des Kaiserhofes hohe Hallen.
Sein Ahnrecht war sein Schwert und seine
Siege!“

Die Fahne faßt' er, die den Ruhm verloren,
Daß flatternd vom erstürmten Feindeswalde,
Bei seines Namens Schalle,
Er Glanz ihr leihe von den eig'nen Strahlen!
Ein Heer ersteht, sobald sein Ruf erklinget,
Und mit gewalt'gem Sturmeschritte dringet
Er aus den heerdenreichen Moldauthalen,
Von der Sudeten schneebedeckten Zinnen
Bis fern zum Belt, wo saß'ge Wogen
rinnen!“ —

„Monarchen sieht man sich dem Wappen
neigen

Auf seinem Schilde, der sonst unbeachtet
Und ungekannt gehalten an den Wänden;
Von Fürsten wird nach seiner Günst getrachtet,
Es knirscht der Reid, doch machtlos muß er
schweigen,

Indeß der Herrscher ungemess'ne Spenden
Mit immer off'nen Händen
Auf diesen herrengleichen Diener häuſet.
Der Herzogsmantel selbst kann ihm nicht
g'nügen,

Ihm, der zum Hohen möcht' das Höchste
fügen,
Und led nach einer Königskrone greiset!
Doch wie die Hand er ausstreckt sie zu fassen,
Muß Leben er zugleich und Krone lassen!“

„Den Blick erhoben in die Himmelsfernen
Prüfft Du der Zeichen Bahnen und Aspekte,
Und späh'st, wie Dein siberisch Haus gestaltet,
Thor, dem die nächste Stunde sich verdeckte!
Was willst Du lesen in den Rigensternen?
Die Hand, die über Menschenschickal waltet,
Sie hat noch nie entfaltet
Die Schleier, die das künst'ge Loos verbergen;
Wir sehn es nur, wenn es sich hat voll-
endet! —

Blick hinter Dich! den Stahl nach Dir ge-
wendet,
Siehst Du ihn sehn, den mordgedung'nen
Schergen,

Der in die Brust Dir schlägt die Todeswunde?
Kein Stern, Du Träumer, gab davon Dir
Runde!“ —

„So sank er hin des Ruhmes stolzer Erbe,
Er, den, gefeit, kein Eisen kann verwunden,
Und keine Kugel in der Schlacht erreichen!
Wie schnell hat doch ein Werkzeug sich ge-
funden,
Als es das Schicksal wollte, daß er sterbe!
Nicht in dem Schmutz der Waffen, unter
Leichen

Der Feinde, die ihm weichen,
Von seiner Hoheit Mittagglanz umlichtet,
War ihm vergönnt den Siegeslauf zu schließen;
Es muß sein Blut der Meuchler Hand ver-
gießen:

Raum angeklagt, ist er auch schon gerichtet,
Und so wie einer, der die That vollbrachte,
Wird er gestraft, weil er vielleicht sie — dachte!“

„Herzog von Friedland! — Ja, er ist ver-
gangen

Der Name, den ein Einz'ger nur getragen,
Und der mit ihm zugleich im Grab verklungen;
Nicht blühen sollt' er in den künst'gen Tagen
Zum Ruhm des Mannes, der ihn hat em-
pfangen!

Ihn erben Kinder nicht, von ihm ent-
sprungen!“ —

Doch auf des Liedes Zungen —
So rief ich — sollt' Unsterblichkeit er finden!
Geartet von dem hohen Dichtermunde
Ward die entstellte, zweifelhafte Kunde;
Doppelt gereint, wird nicht sein Ruhm ver-
schwinden!

Einst kommt die Zeit, wo prüfend die Ge-
schichte

Ihn läutert, wie der Sänger im Gedichte! —

12. Robert Brns.

(1816 — 1872.)

1. Der Rhein. (1840.)

(Gebichte, 1841.)

Der deutsche Rhein, wie klingt das Wort so
mächtig!

Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen, stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom.
Den freien Rhein! Gedächtniß unsrer Siege
Du mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die im heiligen Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich er-
kauf! . . .

Wer hat nun Recht, zu sagen und zu singen
Vom freien Rhein, dem freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so muthig klingen,
Beim ew'gen Gott, sie dünken mich wie Hohn!
Ja, wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niedersinken
Mit bittern Thränen voller Jorn und Scham!

Es gilt dir einst, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen:
Da schließ' im Geist in meinen Arm ich ein!
Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen,
Und nicht im Käfig hast du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen,
Du thatest Recht! und das ist Sängertart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Bajallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt!
Euch Deutschen gilt es, nah und fern, euch
allen,

So weit ein Hauch von deutschem Munde fliegt!

Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverfärbt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei! . . .

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen,
So wird das Andre sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo gibts ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
Das Volk ist reif! Ich wag's und sag' es laut;
Auf eure Weifen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größeres vertraut!

Sei deutsch, mein Volk! Berlern' den krummen
Rücken,

An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts müßt du blicken,
Vom eignen Muth gestützt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht —
Ein offnes Auge! so geziemt es allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künftigen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
Dem dann gelang's, ihn ewig fest zu flechten,
Die goldne Freiheit soll die Fessel sein;
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu sechten,
Dann, deutsch und frei, dann bleibt er unser
Rhein.

2. Aus: Erich, der Bauernkönig. (1861.)

Der Sohn und Nachfolger Gustav Bafa's, Erich, liebt Katharina, ein Bauernmädchen, mit dem er sich später vermählt. Weil er die Bauern gegen den Adel begünstigt, treten seine Brüder gegen ihn auf. Aber die Grausamkeit mit der er seinen Willen durchsetzt (geschichtlich die Folge seines Wahnsinns), empört zuletzt selbst die Bauern, und er wird von einem durch ihn frei gewordenen Leibeigenen getödtet.

Erich und Katharina bei der Leiche ihres Vaters.

Erich.

Die Feinde weigern sich zu sehn, wir müssen Sie westwärts drängen an des Meeres Rand, Damit sie wählen zwischen uns und ihm — Willkommen Räthe. —

Katharina (stumm auf die Leiche ihres Vaters deutend, der König, sie innig betrachtend).

Das ist der König, mein Kind:

Du dauerst mich, es war ein wacker Mann —

Katharina (sich gewaltsam an der Leiche erhebend).

Nein, rühre mich nicht an — du riechst nach Blut! —

(Auf einen Wink des Königs wird die Leiche fortgetragen.)

Weh, daß ich jemals diesen Ort verließ!

Ja schau dich um, es ist derselbe Fleck,

Wo ich vordem gefessen neben Dir!

Horch auf, ob nicht durch diese Zweige noch

Ein linder Nachhall jener Bitten weht,

Mit denen ich zurick Dich halten wollte

Von dem verhängnißvollen Diadem!

Und dann, dann sieh hieher, dann sieh die Asche

Des Heerds, der Dich gepflegt, dann sieh das

Blut!

Das man vergoß, weil es mein Vater war

Und ich Dein Weib! —

Erich.

Es war mein Stern —

Katharina.

So war's ein böser Stern.

Was, war Dein Burpur Dir nicht roth genug,

Daß Du mit Menschenblut ihn hast gefärbt?

O Erich, Erich, beim Allmächtigen,

Du hast nicht gut gehandelt! Es verklagen Dich

Die lauten Beheruse Deiner Blügger,

Die Du mit Gifteln nicht, mit Skorpionen

Gezüchtigt hast.

Ja, es verklagt in meiner eignen Brust

Ein Abscheu Dich, der mit der Liebe ringt

Und los mich reißt aus den Umarmungen

Desselben Mannes, der einst mein Alles war!

Als hielt ein Traum die Sinne mir gefangen,

Als hätt' ein Dämon nächstlich Dich vertauscht,

Steh ich vor Dir und spä' umsonst in diesen

Entmenschten Blügen jenem Antlit' nach,

Bei dessen Lächeln meine Seele schmolz!

Du, einst so mild, so weich, so mitleidvoll,

Es war kein Kind sanftmüthiger als Du — ?!

Erich.

Fluch auf die Sanftmuth, die ich je gezeigt!

Fluch auf das Mitleid, das unwürdige!

Das in den Augen niemals mir geperrt!

Im schwülen Schatten dieser Bärtlichkeit

Wuchs auf und wuchert ihrer Sünde Kraut;

An meiner Liebe schärften sie den Haß,

An meiner Sanftmuth ihren Groll. Hätten

Sie mich gekannt, wie ich jetzt bin, gewaffnet

In dreifach Erz, fühllos und gnadelos,

Taub wie ein Fels und härter noch als er:

Glaub' mir, mein Weib, sie hätten nicht gewagt,

Was sie gewagt! Ich stände jetzt nicht hier,

Und brauchte nicht zu schandern vor mir selbst,

Beim eignen Anblick dessen, was ich bin!

In Sünde kann die Freiheit nicht gedeihn;

Das ist das Räthsel meines dunkeln Seins:

Ich bin ein Zwingherr — in der Freiheit

Namen!

Ich bin Tyrann — im Namen meines Volks!

Katharina.

Es mag so sein, ich glaube Dir — und dennoch

Beflag' ich dich, es ist ein traurig Loos,

Nur des Gesetzes ehrner Mund zu sein,

Nur stets zu strafen, niemals zu verzeihn!

Erich.

Meinst Du, ich fühl' das nicht? Meinst Du,

ich habe

Nicht meine Sunden auch, wo die Natur

Aufwacht in mir, wie ein vergeß'nes Kind,

Und ruft mit lautem, ungestümmen Schrei

Die alte mütterliche Liebe wach?

Des Nachts, mein Kind, Du kennst das nicht,

des Nachts,

Wenn Alles schläft — da kommen sie gegangen

Und sehn mich an — und nicken ohne Kopf —

Und drängen sich — und zeigen ihre Wunden —

Unzählige! Da siehst du sie? Hinweg —

Hinweg von mir — laß los, ihr blut'gen

Schatten,

Ich that ja doch nur, was ich mußte thun —!

Katharina.

O unglücksel'ger Mann!

Erich.

Fort — fort, — hinab!

Du auch — Du auch — Du mit dem blonden

Haar —

Was kehrt Du Dich noch einmal um und stehst

Mich zärtlich an! Hinunter — Alle — so!

Ich will euch ja das Todtenopfer nicht,

Das letzte nicht, und köstlichste, entziehen,

Ich will ja nicht der Einz'ge bleiben, welcher

Gesündigt hat und wurde nicht gestraft!

Ginst, wenn das letzte Unrecht wird getilgt,

Wenn himmelwärts mit fruchtbladnen Zweigen

Aus den versöhnten Herzen meines Volks

Der Baum der Freiheit blüht'nd sich erhebt:

Dann biet' auch ich mich selbst der Strafe dar!

Dann auf dem letzten Blutgerüst sei

Mein eignes Haupt das letzte, welches fällt! —

Nun weißt Du es, nun hab ich Dir gebeichtet,

So wahr und fromm, als stünde ich vor Gott,
Nun, wenn Du willst, verlaß mich —

Katharina (ihm in die Arme stürzend).

Nein, —

Ich kann nicht, nein! Verzeih, du blut'ge Leiche
Des unschuldig Erschlagenen, meines Vaters:
Ich bin Dein Weib — hier meine Hand! ich
bin es,

Und ob du schwärzer als die Hölle wärst!
Nicht Deines Lebens Schutzgeist durst' ich sein,

Ich konnte nicht vor Irrthum Dich bewahren:
So laß denn jetzt in liebevoller Treue,
Laß mich der Schatten Deines Unglücks sein!
Und wie einst David vor dem König Saul
Die Harfe schlug in seinen bösen Stunden,
So will ich bei dir sein, mein Fürst und Herr,
Und will mit heißem brünstigen Gebet
Die Geister bannen, die dich peinigten!
Laß jene Leiche mich bestatten — dann,
Wohin es sei, ich folg' Dir — in den Tod.

13. Gottfried Kinkel.

(1815 —)

1. Ein geistlich Abendlied.

(Gedächte, 1848.)

Es ist so still geworden,
Berrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man aller Orten
Der Engel Flüße gehn.
Kings in die Thale senket
Sich Finsterniß mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!
Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Rosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzenschrei.
hat Rosen sie geschenkt,
hat Dornen sie gebracht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht.

Und hast du heut gesehlet,
O schaue nicht zurück;
Empfinde dich befelet,
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht.
Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät;
In gleichem festen Gleise
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht.

2. Aus: Otto der Schütz. (1843.)

Der junge Jäger Otto trifft auf einer Rheinfahrt den Förster Hugo und zieht mit ihm zu einem Armbrustschießen an den Hof. Er thut den besten Schuß und erhält von Elisabeth, der Tochter des Grafen Dietrich, den Siegespreis. Seine Liebe zu Elisabeth erregt den Neid des Dieners Ebbo, der dem Grafen davon mittheilt. Democh vertraut der Graf bei einer später veranstalteten Jagd auf Auerochsen seine Tochter der Obhut Otto's. Ein Auerochse treibt die junge Gräfin in einen Teich, wo sie, dem Ertrinken nahe, von Otto errettet wird. Otto ist der Sohn des Landmannen von Thüringen, dem er entsprochen war, um nicht Wöndch werden zu müssen. Der Graf, um die Liebe seiner Tochter zu prüfen, verspricht seine Einwilligung zur Verbindung, falls sie sich entschließen könne, einem Dienstmanne ihre Hand zu geben. Elisabeths Liebe siegt über ihren Stolz. Darnach erfährt sie, daß Otto fürstlichen Geblütes ist.

Der Meisterschuß.

Horch! Ein Trompetenstoß! Am Ziel
Erscheinen blanker Schützen viel,
Auf guten Rossen, wohlbewehrt,
Des Grafen Mannen hochgeehrt
Sie reiten langsam durch die Bahn
Und säubern sie vom Gasservolle,
Dann im Galopp zum Ziel heran,
Daß ihnen folgt des Staubes Wolke.
Sie springen ab und jeder nimmt
Den Platz, den ihm sein Rang bestimmt.
Jetzt tritt der Graf aus seinem Feld,
Ein Lebehoch durchbraust das Feld.
Der Edelknappe schenkt ihm ein
Im neuen goldnen Becher Wein.
Den hebt er hoch und schauet mild
Die Schützen an und ruft: „Es gilt
Jedweden Mann der Trunf, der brav

Heut' oder je ins Schwarze traf!
Den Becher aber setz' ich dran
Als Preis dem Schützenfürsten heute,
Er sei nun einer meiner Leute,
Er sei ein fremd und freier Mann!“
Zum zweiten Mal Trompetenstoß.
Die Schützen werfen rasch das Loos,
Das ihrer Schülfe Ordnung mißt
Und abwehrt Zank und Hinterlist.
Nun schweigt das Feld, die Schützen auch,
Und stumm nach Sitten und Gebrauch
Tritt zu dem Scheibenstand heran
Mit seiner Armbrust jeder Mann.
Du hörst mit starker Arme Kräften
Die Sehnen in die Kerben heften
Und drauf der Wolze schneidend Pfeifen,
Die wie ein Bliz die Luft durchstreifen

Und neckisch bald ins Blaue irren,
 Bald trachend in die Scherbe schwirren.
 Da nennt am Ziel des Herolds Stimme
 Der Klinge Zahl mit lautem Schrei;
 Doch blieb das schwarze Rund noch frei,
 Und nur mit schlecht verhöhlnem Grimme,
 Leis' murrend bösgelauntem Glid,
 Kehrt jeder Schütz vom Stand zurück.
 Zuletzt nun tritt der Förster vor.
 Da raunt das Volk sich rings ins Ohr:
 „Der hat so oft den Sieg gewonnen!
 Aus tiefem Waldgrund ist's der Starke,
 Erwachsen fern vom Blick der Sonnen
 Und aufgenährt mit Bärenmarke.“
 Vor trat er fest und led und wild,
 Ein erzgegossen Mannesbild,
 Auch hier in der Entscheidungstunde
 Verlassen nicht von seinem Hunde.
 Als wär' es gleich ihm, ob's ihm glückt,
 Faßt er sein Schießzeug, zielt und drückt.
 Laut klappt's, mit Klang und Gelsohr
 Hilfst munter der Handwurf empor,
 Der, künstlich hinterm Ziel versteckt,
 Vom Bolze ward herausgeschreckt.
 „Sieg!“ ruft der Herold, „Sieg!“ erschallt
 Der laute Ruf von Jung und Alt.
 Der Schütz mit lässig stillem Schritt
 Vor seines Fürsten Auge tritt;
 Ihm winkt der Kranz, Trompetenton
 Begrüßt den Schützenkönig schon.
 Doch „Halt!“ so ruft's vom Scheibenstand,
 Es steht ein schlanker Jüngling dort;
 Euch ist der Jüngling wohlbekannt,
 Er kommt, zu lösen nun sein Wort.
 Er spricht: „Gestrenger Herr und Graf,
 Ihr botet jedem euren Becher;
 Wohl hielt sich euer Schütze brav,
 Doch mir ist Arm und Blick nicht schwächer.
 Gestattet mir, den Schuß zu proben!
 Ihr sollt den bessern Schützen loben.“
 Es winkt der Herr: die Bahn wird leer;
 Rings steht das Volk, ein brausend Meer;
 Durch alle schwirrt ein leiser Ton,
 Mitleid bei Fraun, bei Männern Hohn,
 Und nur dem Förster bange pochte
 Das Herz, wie er's auch hehlen mochte.
 Der fremde Jüngling neigt sich hold,
 Daß ihm der Locken sonnig Gold
 Als Schleier vor den Augen weht;

Dann steht er aufrecht fest und stet,
 Wirft Haupt und Haar sich ins Genick
 Und mißt die Bahn mit freiem Blick.
 Die Armbrust faßt er nun mit Kraft;
 Es war von Ebenholz ihr Schaft,
 Der Bügel, blau von Stahl und blank,
 Wie eine Glocke hell erklang.
 Mit Sorgfalt prüft der Schütz' die Sehne,
 Ob sie sich leicht und fügsam dehne;
 Selbst hatt' er sie in Winterstunden
 Aus wilden Warden's Darm gewunden.
 Inmitten, wo die Sehne faßt
 Des Bolzes tödtlich schwere Last,
 Da schlürzt, daß nicht im Schuß sie springe,
 Zum Knoten er die Doppelschlinge.
 Und als die Spannung wohl vollbracht,
 Die Sehne schnellt er nun mit Macht;
 Laut wie der Harse höchste Saite
 Erklang der schneid'ge Ton ins Weite.
 Nun aus dem Köcher nimmt er Bolze,
 Geschnitten aus festem Eichenholze;
 Er wählt den glättesten, der, scharf
 Gefantet, blankle Lichter warf.
 Er setzt den Bogen vor die Brust,
 Er spannt ihn leicht mit stolzer Lust,
 Und staunend sah die Schützen an
 Den starken Arm bei zartem Mann.
 Wild bligt sein Aug', auf's Ziel gewandt,
 Als wollt' er's sengen mit dem Brand;
 Doch bändigt er des Herzens Wellen,
 Die hoch in Siegeshoffnung schwellen;
 Er kühlt sich den entflammten Sinn,
 Klar, fest und stille schaut er hin.
 Er drückt: der Bügel mächtig klingt,
 Laufschwirrend sich die Sehne schwingt,
 Es faust der Bolz. Er hat getroffen!
 Da stand mit weiter Spalte offen
 Des Försters Bolz, ihn schnitt ins Mark
 Des Jünglings Schuß gerecht und stark.
 Der Herold tritt zum Scheibenhaus.
 Er zieht die Bolze beid' heraus
 Und legt sie in des Grafen Hand,
 Der staunend ob dem Wunder stand.
 Des Försters Bolz war ganz zerschmettert,
 Gleich einer Rose aufgeblättert;
 Es saß darin der zweite Bolz,
 Fest eingekleimt ins harte Holz,
 Und war hinfort kein Zweifel dran,
 Wer hier den Meisterschuß gethan.

14. Ferdinand Freiligrath.

(1810—)

1. Der Liebe Dauer.

(Gedichte, 1838.)

O lieb', so lang du lieben kannst!
 O lieb', so lang du lieben magst!
 Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
 Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und Sorge, daß dein Herze glüht
 Und Liebe hegt und Liebe trägt,

So lang ihm noch ein ander Herz
 In Liebe warm entgegen schlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
 O thu' ihm, was du kannst, zu lieb!
 Und mach' ihm jede Stunde froh,
 Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und blüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht böß gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen, trüb und naß,
— Sie sehn den andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!

Vergieh, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht böß gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfangst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst!

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort. —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

2. Gesicht des Reisenden.

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Kilgebirge Felsen,
Rings im Flugland umgekommener Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pflüßles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel;
Meinen Kasten ausgebreitet hatt' ich über Brust und Hüfte;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille, nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe ein der angebundenen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Da auf einmal beb't die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'ring Schatten; Wüsthenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkarawane!

Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber,
Leppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — tausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunklen Massen,
Wandelt sich zu braunen Wämmern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeschloßen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausen sie, eh' noch mein Reitspferd lösen konnte seine Stränge.

Haltet aus, die Rosse schlagen! jeder Mann zu seinem Pferde!
Rittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Aufet: Allah! — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert schon! ermut'h'gend grüßt ihn meines Thiers Gerieher.

3. Löwenritt.

Wilstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Laune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottentraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Laune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle: lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem Schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; wach ein Reiterpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fährst bestiegen?

In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des stüch'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Izrael im Lande Jemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Wüste;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüste;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hüften räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Jugend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster rigen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röhelt leise.
Tobt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Ross des Reiters Speise.
Über Madagaskar fern im Osten sieht man Fröhlich glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

4. Die Bilderbibel.

Du Fremd aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzen,
Den spielbergessnen Knaben
Nach Morgenland verfesten:

Du schobst für mich die Kiegel
Von fernem Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!

Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helben,
Wovon begeisterte Seher
Im Buche der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einsalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte,
Ihr Ziehn und Heerdenränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

Mir ist, als lägst du prangend
Dort auf dem Sockel wieder;
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen wunderbaren,
Erneuten Farben da;

Als sah' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
Auf's neue die Moresken,
Die bunten, mannigfaltigen,

Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich!

Als trät' ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mir und Lieder;
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuren Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

5. Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsensuhle
Steht der Kelch, der reich geschmückt,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte frischgepflückte.

Brillend hat sich dumpfe Schwülle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Wispelt es und rauscht es lustern.

Aus den Blütenfelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurhohle der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter festen Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiter.
Aus der Lise schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleiter.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Nicht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbenaffnet seine Träger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die andern wild im Kreise:
Drehn und schwingen sich, und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unstre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unstrem Blätterhaus entstiegend.

Hell umstieß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühen, doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!“

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Keht das leise Flüstern wieder.

Welch ein Mäuschen, Welch ein Naunen!
Wie des Mädchens Wangen glühn!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düste wallend ziehn!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Geister weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Auf des Berges höchster Spitze
Sieht die Tanne, schlant und grün;
Durch der Felswand tiefle Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn.

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge,
Streifend, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwere Nadelkissen.

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein und reich an tollen
Launen, wohnen die Kraunen,

Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Wirt läßt sie hinunter hangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen,
Und des Goldes Blut, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Ästen sieht sie schön'res Leben
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben,

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

Oft zur Zeit der Sonnenwenden,
Nächtlich ihr vorüberlauft,
Eine Wildschur um die Leinden,
Eine Kiefer in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmel's in den Wägen.

Offen liegt vor ihr der stille
Hauskalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Eine weiße Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den weißen Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet!

6. Die Tanne.

Menschen fern; — nur Rothwildstapfen
Auf dem moosbewach'nen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niederprengen
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen! —
Tanne, kömmt' ich mit dir tauschen!

Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast
Mit Segel, Flagg' und Matte;
Ihn beugt der Jahre Last.

Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

Was helfen mir die Zahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes, inn'res Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt' ich befahren
Und fremde Länder schauen.

Ich hab' die See befahren;
Meerkön'ge sah ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

Zsländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenpalten;
Mit Balmern auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach' ich gehalten.

Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halbe!
Wie weit seid ihr, wie weit!“

7. Hamlet.

Deutschland ist Hamlet! — Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.

Dasteht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh' dem Schwert!
Man hat mir Gift in's Ohr geträufelt!“

Er horcht mit zitterndem Gebein,
 Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
 Von Stund' an will er Rächer sein —
 Ob er es wirklich endlich wagt?
 Er stumt und träumt und weiß nicht Rath;
 Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
 Zu einer frischen muth'gen That
 Fehlt ihm die frische, muth'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
 Er lag und las zu viel im Bett.
 Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
 Zu kurz von Athem und zu fett.
 Er spann zu viel gelehrten Berg,
 Sein bestes Thun ist eben Denken;
 Er stat zu lang in Wittenberg,
 Im Hörjal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
 Kommt Zeit, kommt Rath — er stellt sich toll.
 hält Monologe lang und breit,
 Und bringt in Verse seinen Groll;
 Stutzt ihn zur Pantomime zu,
 Und fällt's ihm einmal ein, zu fechten:
 So muß Polonius-Rotzebue
 Den Stich empfangen statt des Rechtes.

So trägt er träumerisch sein Weh',
 Verhöht sich selber in's Geheim,
 läßt sich verschicken über See,
 Und kehrt mit Stichelreden heim;
 Verschleift ein Arsenal von Spott,
 Spricht von gestickten Puppenkön'gen —
 Doch eine That? Beihilfe Gott!
 Wie hat er eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
 Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
 Doch ach — das ist im letzten Akt,
 Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
 Bei den Erschlagenen, die sein Haß
 Preis gab der Schmach und dem Verderben,
 Liegt er entseelt und Fortinbras
 Kilst klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
 Hier Alte sahn wir spielen erst!
 Hab' Acht, Held, daß die Ähnlichkeit
 Nicht auch im fünften zu bewährst!
 Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
 O, raff' dich auf, und komm' zu Streiche,
 Und hilf entschlossen, weil es geht,
 Zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach' den Moment zu Nutz' dir!
 Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
 Eh' mit französischem Rapier
 Dich schön'd' vergiftet ein Laert!
 Eh' rasselnd naht ein Nordisch Heer,
 Daß es für sich die Erbschaft nähme!
 O, sieh' dich vor — ich zweifle sehr,
 Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Aufsteht die Bahn —
 Tritt in die Schranken kühn und dreist!
 Denk' an den Schwur, den du gethan
 Und räche deines Vaters Geist!
 Wozu dies Grillbeln für und für?
 Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
 Bin ich ja selbst ein Stilk' von dir,
 Du em'ger Zanderer und Säumer!

15. Georg Herwegh.

(1817—1875.)

1. Das freie Wort.

(Gedichte eines Lebenden, 1841 u. ff. spätere Gedichte.)

Sie sollen alle singen
 Nach ihres Herzens Lust;
 Doch mir soll fürder klingen
 Das Lied nur aus der Brust:
 Ein Lied, um dich zu pressen,
 Du Nibelungenhort,
 Du Brot und Stein der Weisen,
 Du freies Wort!

Habt ihr es nicht gelesen:
 Das Wort war vor dem Rhein?
 Im Anfang ist's gewesen
 Und soll drum ewig sein.
 Und eh' ihr Einen Schläger
 Erhebt zum Völkermord,
 Sucht unsern Bannerträger,
 Das freie Wort!

Ihr habet zugeschworen
 So treu dem Vaterland,
 Doch seid ihr all' verloren
 Und haltet nimmer Stand,

So lang' in West und Osten,
 So lang' in Süd und Nord
 Das beste Schwert muß rosten,
 Das freie Wort!

Ach! es will finster werden,
 Wohl finster überall,
 Doch ist die Nacht auf Erden
 Ja für die Nachtigall.
 Heraus denn aus der Wolke,
 Die, Sänger, euch umflort:
 Erst predigt eurem Volke
 Das freie Wort!

Last eure Adler fliegen,
 Ihr Fürsten, in die Welt,
 Und sie nicht müßig liegen
 Auf eurem Wappenfeld!
 O jagt einmal die Raben
 Aus unsern Länden fort
 Und sprecht: Ihr sollt es haben
 Das freie Wort!

2. Rheinweintied.

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Wo solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.

Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Blicsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht' und Link', das Luft' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühle treiben.

Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist kein Nebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisk in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Slavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher euch schreiben:
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

3. Reiterlied.

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geschwind
Vor'm Sterben, vor'm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühen,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben.

Und schnell den zweiten hinterdrein,
Und der soll für die Freiheit sein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Restchen — nun, wein bring' ich's gleich?
Dies Restchen dir, o römisch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
Die Kugel faust, es blüht der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!

4. An den König von Preußen.

Einst hat ein besser Mann gewagt,
Mit seinem Lied vor dich zu treten;
Du kennst ihn, der so unverzagt
Die Tyrannei bei dir verlag
Und dich um deinen Schutz gebeten;
Um Schutz für jenes arme Land,
Das blutend vor dem Himmel stand
Und keine, keine Hilfe fand,
Als die Verzweiflung der Poeten.

O lebt' er noch, er würde heut
Dich aus dem süßen Schlummer stören;
Ob alle Welt dir Weihrauch streut
Und jeden Siegerkranz dir beut,
Sein stolzes Herz würd' sich empören.
Er spräch dem falschen Jubel Hohn
Und nahte zornig deinem Thron;
Todt ist der Vater, und der Sohn,
Der mächtige, er müßt' ihn hören!

Doch Platan schläft am fernem Meer,
Und Polen ist durch uns verloren;
In Ehrfurcht tret' ich zu dir her,
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor dir, dem Fürst, den Muth

Zu seh'n hat für dein eigen Gut,
Zu flehen für dein eigen Blut,
Für's deutsche Volk, dem du geschworen!

Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluthen eines Meleager,
Wie sie nach Kampf und That begehrt —
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, deinem Schwager!

Die Sehnsucht Deutschlands steht nach Dir,
Fest, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürst, entfalte dein Panier,
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, du thust nicht Recht,
Wenn Du ein moderndes Geschlecht,
Wenn Du zu Würden hebst den Knecht!
Nur wer ein Adler, sei von Adel!

Lass', was den Wüthern längst verfiel,
In Frieden bei den Wüthern liegen;
Dir ward ein weiter, höher Ziel,

Dir ward ein schöner Ritterspiel,
Als krumme Lanzen grad zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde schneiden Witz,
Schon tagt ein neues Austerliß:
Möglst du in seiner Sonne steigen.

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk soll dir entgegenflammen;
Steh' auf und sprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirth,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen!“
Das West- und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte mild;
Du weißt, wonach der Deutsche glüht, —
Wirfst du auch lächeln und verdammen?

Der Fischer Petrus breitet aus
Auf's Neue seine falschen Netze;
Wohlan, beginn mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,

Das soll doch nun und nimmer sein!
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze.

Noch ist es Zeit, noch kannst du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst du treue Herzen sehn,
Die gern mit dir zum Tode gehn,
Zum Tod und Sieg im heil'gen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fährst, auf den man baut.
O eil' dich! Eh' der Morgen graut,
Sind schon die Feinde in der Weite!

Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmolten.
Ich weiß, man hört die Säng'er nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schaar der Tollen.
Gleichviel — wie er auch immer schmolzt,
Ich hab' gethan, was ich gefolgt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

16. Franz Dingelstedt.

(1814— .)

1. Frage und Antwort.

(Fleber eines kosmopolitischen Nachtwächters, 1842.)

„Warum denn nur in allen Sachen
Den unzufriednen Tadler machen?
Was spießt Du, nimmer-müder Kritiker,
Nicht lieber freundlich den Vermittler?“

Dein Sinn besieht mit rechtem Willen
Die Welt durch schwarz-gefärbte Brillen,
Und in Kritik, in Wunsch und Klage
Berträumst Du Deine besten Tage.

Du wirfst durch Predigen und Schimpfen
Kur Nismut in die Menschen impfen,
Und dennoch macht Dein wildes Kästern
Das träge Heute nicht zum Gestern.

Du kannst das Rad der Zeit nicht drehen,
Es wird im alten Gleise gehen,
Das Wort befreit die Erde nimmer,
Es macht nur schlimme Dinge schlimmer.

Genieß doch wie die And'ren thuen,
Die weise dort im Schatten ruhen,
Und statt die Macht keß zu bestreiten,
Euch' schlau an ihr emporzugleiten.

Was kümmern Dich die freien Pressen,
Wenn Du zu trinken hast, zu essen?
Und was das allgemeine Beste,
Wenn Du behaglich sitz'st im Neste?

Sieh' zu, wie hoch's die Klugen treiben,
Willst Du am Boden ewig bleiben?
Du hast die Kraft, nun brauch' sie richtig
Und mach' dein Pfund durch Wucher wichtig!“

— Und hätten so wie Du gedacht
Die unfr'e Väter sind,
So wär's im Land noch immer Nacht
Und wir noch immer blind.

Wol ist es schwach und arm mein Wort,
Weil ich nur Dichter bin,
Doch trägt's vielleicht ein Küstchen fort,
Wer weiß wie und wohin?

Es gleicht dem dunklen Samenorn,
Du kennst das alte Bild:
Eins fällt in Busch und Stein und Dorn,
Eins in ein Fruchtgefil.

Vielleicht blüht über Tag und Jahr,
Wenn längst der Sä'mann todt,
Auf steilen Felsen wunderbar
Ein Blümlein weiß und roth.

Der Frühling kommt schon über Nacht,
Rieh'n erst die Schwalben um;
Weil eine keinen Sommer macht,
Drum sei sie noch nicht stumm.

Und wenn ich nicht, wie Ihr es wollt,
Euch lobe mit Geschrei, —
Ei nun! ich singe nicht um Gold
Und bin kein Papagei.

Ihr miethet Euch des Zeug's genug
Und für Euch sind sie all',
So laßt der Lerche ihren Flug,
Ihr Lied der Nachtigall.

Nach Hohem steht mir nicht der Sinn,
Wie Ihr es meint, Ihr Herrn,
Nach Sternen streb' ich freilich hin,
Doch nicht nach einem Stern.

Mit Euch genießen mag ich nicht,
Ihr weint ja nicht mit mir,
Und was das Herz entzwei mir bricht,
Ach! dazu lächelt Ihr.

Daß ich die Welt nicht anders seh',
Als wie — durch Euch! — sie ward,
Glaubt mir, das thut Euch minder weh,
Als mir und meiner Art.

Geh' du die Wege deiner Pflicht,
Weil ich die meinen geh':
Ich hab're mit dir wahrlich nicht,
Und damit, Mann, Adel!

2. Meiner Mutter.

(Gedichte, 1840 u. f.)

Da schwingt sich über Thal und Hügel
Ein herbftlich Blatt hinauf zu dir,
Und bringt dir auf des Windes Flügel
Den schönsten, wärmsten Gruß von mir;
Der soll sich denen eng vereinen,
Die heute feiernd dich umwehn,
Daß du und alle Lieben meinen,
Mich selbst in ihrem Kreis zu sehn.

Und daß es doch ein Hymnus wäre,
Von tausend Stimmen voll und mild,
Ein Blumenkranz, wie für Altäre,
Ein Licht, wie vor ein Heil'genbild!
Daß Töne in den Saiten schliefen,
Wie Orgelklang und Sturmeseemacht,
Und jubelnd dir entgegenrieseln,
Wie treu dein Sohn an dich gedacht!

O wenn mir schon ein Lied gelungen,
Das aus den jungen Saiten bricht,
Wenn einst mein Sang mit Feuerzungen
An gleichgesinnte Herzen spricht:
Es war, es ist ja deine Seele,
Die, Mutter, sich in mir erschließt,
Bald weinend singt, wie Philomele,
Bald ablergleich gen Himmel schießt!

Wer lehrte mich, durch Frühlingssauen
Mit Frühlingssinn hindurch zu gehn,
Die Wunder der Natur zu schauen
Und ihre Träume zu verstehen?
Wer zog die schwankenden Gestalten
Der Knabenbrust zum lichten Tag,
Und hieß zur Blüthe sich entsalten,
Was keimend und gebunden lag?

Und wenn ich bang durch's Leben irrte,
Das früh zu dunkeln schon begann,
Wenn sich mein Geist, der leicht verwirrte,
Mit düst'rer Träumerei umspann,

So führtest du mit frommer Liebe
Mich in ein fremdliches Aßl,
So fand der Blick, der thränenriübe,
In deinem Aug' ein tröstlich Ziel.

Bohl mit der Sehnsucht Bettelworte
An manche Thüre klopfst' ich an,
Doch ward dem Wandrer keine Pforte,
Kein Herz dem Herzen aufgethan;
Wenn andre kalt mich aufgegeben
Und meinen Liebesdurst verhöhnt,
Hast du mich mit dem kargen Leben,
Mich mit mir selber ausgehöhnt.

Und wie du stets mit Mutterorgen
Den kranken Liebling treu beschirmt,
Wenn durch der Jugend grauen Morgen
Des Todes Schreckenshauch gestirmt,
So hast du auch mit starkem Schilde
Den innern Feind mir abgewehrt,
Und mich mit heil'ger Frauenmilde
Des Lebens Liebe neu gelehrt.

Ach, daß ein Gott mir Macht gegeben,
Nun dir als Schutzgeist nah' zu sein,
Wie wollt' ich deinen Weg durch's Leben
Mit Frucht und Blüthe reich bestreu'n;
Wie sorgsam würd' ich das entfernen,
Was dich gedrückt auf trüb'rer Bahn,
Wie trilg' ich zu den ew'gen Sternen
Auf Ruhmesflügeln dich hinan!

Statt dessen nimm mit alter Güte
Zum reichsten Fest den ärmsten Gruß,
Als wär' er eine frische Blüthe,
Auf deine Hand ein langer Kuß!
Filtwahr, der Gottes-Liebesseggen
Wird heute erst mir werth und lieb,
Weil er auf meiner Mutter Wegen
Ein spätes Blümchen feiernd trieb.

3. Über fremde Gräber.

Über fremde Gräber und Leichensteine
Schreit' ich allein im Abendsehne.
Hab' ich die Schläfer drunten gestört?
Haben sie mein fragend Wort gehört?

Mir ist, als könnt' ich in süßem Grauen
Durch Schollen und Särge hinunter schauen
Mitten hinein in die stille Stadt,
Wo alles Reisen ein Ende hat.

Wie vieles Leid, wie viele Trauer
Innerhalb jener engen Mauer!
Hinter der eisernen Gitterthür
Wie manche Gebete, Gelüb'd' und Schwür'!

Ach! der menschlichen Liebe ist nirgends so viele,
Als hier am letzten Wanderziele;
Ihre Rosen und Dornen streuet sie mild
Ueber das thränenreiche Gefilde.

Nur nicht ohne Liebe allein verderben,
Nur nicht in der Fremde siechen und sterben,
Von Niethlingshand gehegt und gepflegt,
Mit offnem Aug' in den Sarg gelegt!

Und sollt' ich sie lebend nicht wiedersehen,
In die Heimat laßt mich sterben gehen
Und ruhen bei meinem Mitterlein, —
Nur nicht in der Fremde, nur nicht allein!

17. Friedrich Bodenstedt.

(1819—)

1. Aus: Lieder des Mirza-Schaffy. (1851.)

Wieder ist der Frühling ins Land gekommen,
Ist im blumigen bunten Gewand gekommen,
Sonst als einem Freunde bin ich ihm ent-
gegen

Mit einem vollen Becher in der Hand ge-
kommen,

Jetzt meid' ich ihn, denn unter seinen Blumen
Bin ich an der Verzweiflung Rand ge-
kommen,

Bin um Zuleikha, und mit der Geliebten
Ihm Freude, Glück und Verstand gekommen.

Im Winter trink' ich und singe Lieder
Aus Freude, daß der Frühling nah ist —
Und kommt der Frühling, trink' ich wieder
Aus Freude, daß er endlich da ist.

Soll ich lachen, soll ich klagen,
Daß die Menschen meist so dumm sind,
Stets nur Fremdes wiederlagern,
Und in Selbstdachtem stumm sind?
Nein, den Schöpfer will ich preisen,
Daß die Welt so voll von Thoren,
Denn sonst ginge ja der Weisen
Klugheit unbemerkt verloren.

Euch mißfällt mein Dichten, weil ich
Zimmer nur das Eine singe?
Nur von Rosen, Lenz und Liebe,
Nachtigall und Weine singe?

Was ist schöner, daß der Sänger
Freilich, Nacht und Lampe preist,
Oder daß er von der Einen
Sonne ew'gem Scheine singe?

Und wie eine Sonne gieß' ich
Meine Liederstrahlen aus,
Weil ich immer nur das Schöne,
Niemals das Gemeine singe.

Mögen andere Lieder rühmen
Kampf, Mischee und Fürstenglanz —
Nur von Rosen, Wein und Liebe
Sollen immer meine singen!

O, Mirza-Schaffy! wie lieblich
Dufter's aus den Wiesen her!
Denn so schön wie deine Lieder
Kann ein Anderer keine singen.

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge;
Auf schelmische Launen

Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines schwarzen Aug's Gesunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel.

Gute Weise wollen erdacht sein,
Gute Verse wollen gemacht sein.

Wer glücklich ist, der ist auch gut,
Das zeigt auf jedem Schritt sich,
Dem wer auf Erden Böses thut,
Trägt seine Strafe mit sich!

Du, der in Deiner frommen Wuth
Des Jorns und Hasses Sklave,
Du bist nicht glücklich, bist nicht gut:
Dein Haß ist Deine Strafe.

Wer glücklich ist, der bringt das Glück
Und nimmt es nicht im Leben!
Es kommt von ihm, und kehrt zurück
Zu ihm, der es gegeben.

Bohl gibt es Fürsten,
Die nach der Wahrheit dürsten;
Doch Wen'gen ward ein so gesunder Magen,
Sie zu vertragen.

Wer nie verließ der Vorsicht enge Kreise
Und selbst aus seiner Jugend Tagen
Nichts zu bereu'n hat, zu beklagen:
Der war nie thöricht — aber auch nie weise.

Am leicht'sten schartig werden scharfe Messer;
Doch: schneidet man deshalb mit stumpfen
besser?

In jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschichte,
Sein Hassen und Lieben
Deutlich geschrieben;
Sein innerstes Wesen
Es tritt hier ans Licht —
Doch nicht jeder kann's lesen,
Verstehen jeder nicht.

Wo jeder ist, wie er sich zeigt,
Da lernt man sich bald recht verstehen,
Da wird das Finden lieb und leicht,
Doch schwer das Auseinandergehn.

Höre, was der Volksmund spricht:
 Wer die Wahrheit liebt, der muß
 Schon sein Pferd am Zügel haben —
 Wer die Wahrheit denkt, der muß
 Schon den Fuß im Bügel haben —
 Wer die Wahrheit spricht, der muß
 Statt der Arme Flügel haben!
 Und doch singet Mirza-Schaffy:
 Wer da lügt, muß Prügel haben!

Wer seine Augen stets am rechten Orte hat,
 Zum rechten Sinne stets die rechten Worte hat,
 Der ist der wahre Dichter, der den Schlüssel,
 Den rechten Schlüssel zu der rechten Pforte hat.

Der Rose süßer Duft genügt,
 Man braucht sie nicht zu brechen,
 Und wer sich mit dem Duft begnügt,
 Den wird ihr Dorn nicht stechen.

Wer sich beurtheilt nur nach sich,
 Gelanzt zu falschen Schlüssen;
 Du selbst erkennst so wenig dich,
 Als du dich selbst kannst küssen.

Zweierlei laß dir gesagt sein,
 Willst du stets in Weisheit wandeln
 Und von Thorheit nie geplagt sein;
 Laß das Glück nie deine Herrin,
 Nie das Unglück deine Magd sein!

Gott hieß die Sonne glühen
 Und leuchten durch alle Welt,
 Er hieß die Rose blühen
 Auf duftigem Blumenfeld.

Er hieß die Berge sich thürmen
 Und über die Lande erheben —
 Ließ Winde wehen und stürmen,
 Schuf vielgestalt'ges Leben.

Er gab den Vögeln Gefieder,
 Dem Meere sein ewiges Rauschen;
 Mir gab er sinnige Lieder,
 Euch Ohren, ihnen zu lauschen.

Und was die Sonne glüht,
 Was Wind und Welle singt,
 Und was die Rose blüht, —
 Was auf zum Himmel klingt
 Und was vom Himmel nieder:
 Das weht durch dein Gemüth,
 Das klingt durch meine Lieder.

2. Ein Blick vom Kreml.

(Gedichte, 1852 u. f.)

Zum höchsten Thurm stieg ich hinauf
 Des Kreml, in der Mosquastadt,
 Die manchen Thurm mit goldnem Knauf,
 Viel Tempel und Paläste hat.
 Ich stieg hinauf, wo vielbehürmt
 Sich rings die weiße Mauer zog,
 Drauf mancher Held schon angeführmt,
 Schon manches Haupt vom Kumpfe flog.

Und als ich auf Palaß und Dom
 Hinab sah von dem hohen Thurm,
 Krümmt' unten sich der Mosquastrom
 Zu meinen Füßen wie ein Wurm;
 Und wie ein Wurm in meinem Geist
 Ragt das Gedächtniß alter Zeit,
 Und vor mir schwebt und mich umkreist
 Manches Nachtbild der Vergangenheit.

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
 Daß alles ringsum hebt und dröhnt,
 Als ob von altem Kriegessturm
 Ein Nachhall aus dem Erze tönt' —
 Als ob der Thurm mit Glockenmund
 In feierlichem Donnerlaut
 Erzählt, was ihm von alters kund
 Der Stadt, auf die er niederschaut.

Nicht, was die Zaren einst gethan
 In machtvollkommnem Blutgelißt —
 Nicht, wie sie dem Mongolen-Chan
 Feig des Gewandes Saum geküßt —
 Vor mir erhebt ein andrer Held
 Aus blutgetränktem Schlachtgefild —
 Der Mächt'ge, der die ganze Welt
 Erschlüßte mit Schwert und Schild.

Wie eine Sonne sah man ihn
 Einst aus dem Meere auferstehn,
 Wie eine Sonne sah man ihn
 Im Meere wieder untergehn.
 Sein Haupt umschlang ein Strahlenkranz,
 Doch streng und kalt war sein Gesicht —
 Er hatte all der Sonne Glanz,
 Nur ihre Wärme hatt' er nicht.

Hier auf demselben Thurme stand
 Auch er gedankenvoll allein
 Und sah hinab auf Stadt und Land,
 Und alles, was er sah, war sein.
 Noch schwillt sein Herz vor Übermuth,
 Noch ist er großer Dinge voll:
 Da zlingelt schon die rothe Blut
 Des Brands, der ihn verderben soll.

Er sieht's nicht, schließt sein Auge zu —
 Und das Gericht nimmt seinen Lauf.
 Als Herr der Welt ging er zur Ruh,
 Als armer Flüchtling wacht' er auf.
 Wild prasselt's rings im Flammenschein,
 Der Kreml ist kein gastlich Haus;
 Schon manchen ließ er glorreich ein
 Und stieß ihn elend wieder aus.

Wo blieb des Weltbeherrschers Macht?
 Wo blieb er selbst, der stolze Held?
 Der Sieger in so mancher Schlacht
 Gilt jetzt in wilder Flucht durch's Feld —
 Und die im Unglück wie im Glück
 Voll Treue folgten seiner Spur,
 Jetzt elend ließ er sie zurück,
 Bedacht auf eigne Rettung nur.

Des großen Kaisers Ruhm ward stumm,
Die Herrlichkeit schwand wie ein Traum.
Ein Windhauch blies sein Weltreich um,
In Rußland ist für Todte Raum.
Da lagen Völker hingestreckt
In einem einzigen Grab von Schnee;
Jede verstummte Lippe weckt
In ferner Heimat jammernd Weh.

Um Frankreichs Söhne klag' ich nicht —
Sie theilten Ehre und Gewinn
Des Kaisers, wie sein Strafgericht —
Sie haben ihren Lohn dahin.
Doch daß auch so viel deutsches Blut
hier ward zum Opfer dargebracht
Des fremden Kriegsherrn Übermuth,
Das ist es, was mich traurig macht.

Deutschland, mein Heimatland, du warst.
Dem eignen Volk kein gastlich Haus;
Der Besten viel, die du gebarrt,
Stiehest du herzlos von dir aus!
Sie dienten fremdem Herrschertum
Und folgten Feindesfahnen nach:
Ihr Ruhm vermehrte fremden Ruhm;
Doch ihre Schmach war deine Schmach!

Die Glocke schlägt vom hohen Thurm,
Daß alles ringsum bebt und dröhnt,
Als ob vom alten Kriegessturm
Ein Nachhall aus dem Erze tönt' —
Ein Ton, der tief in's Herz mir scholl,
Daß es mich nicht mehr oben litt —
Ich stieg hinauf gedankenvoll
Und lenkte heimwärts meinen Schritt.

18. Theodor Storm.

(1817— .)

1. Aus: Immensee. (1852.)

Ein alter gelehrter Herr Reinhardt kehrt am herbstlichen Nachmittage von einem Spaziergange in seine Arbeitsstube zurück, schaut im Halkbunkel ein kleines Bild in schwarzem Rahmen an und bergewöhnigt sich, dadurch veranlaßt, seinen elegischen Lebensgang: die Zeit seiner Kindheit, wo er mit Elisabeth gespielt, seine Univeritätszeit, während welcher sich Elisabeth mit seinem Jugendfreunde Erich verheiratet hat, weil es die Mutter gewollt, seine Rückkehr in die Heimat, den Besuch bei Elisabeth, seine Abreise. Da tritt die alte Dienerin ins Zimmer, um für ihren Herrn das Licht anzuzünden.

Reinhardts Besuch.

Reinhardt wurde um die Mittheilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Fremde geschickt bekommen hatte. Er ging auf sein Zimmer und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen sauber geschriebenen Blättern zu bestehen schien.

Man setzte sich an den Tisch, Elisabeth an Reinhardts Seite. Wir lesen auf gut Glück; sagte er, ich habe sie selber noch nicht durchgesehen.

Elisabeth rollte das Manuscript auf. Hier sind Noten, sagte sie; das mußt du singen, Reinhardt.

Und dieser las nun zuerst einige Tyroler Schnaderhülperl, indem er beim Lesen je zuweilen die lustige Melodie mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft. Wer hat doch aber die schönen Lieder gemacht? fragte Elisabeth.

Er, sagte Erich, das hört man den Dingen schon an; Schneidergesellen und Friseur, und derglei lustiges Gesindel.

Reinhardt sagte: Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Thun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.

Er nahm ein anderes Blatt: Ich stand auf hohen Bergen . . .

Das kenne ich! rief Elisabeth. Stimme nur an, Reinhardt; ich will dir helfen. Und nun sangen sie jene Melodie, die so räthselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erdacht worden; Elisabeth mit ihrer etwas verdeckten Altstimme dem Tenor secundirend.

Die Mut'er saß inzwischen emsig an ihrer Näherei, Erich hatte die Hände in einander gelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhardt das Blatt schweigend bei Seite. — Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendfülle das Geläute der Heerdenglocken; sie horchten unwillkürlich; da hörten sie eine klare Knabenstimme singen:

Ich stand auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Thal . . .

Reinhardt lächelte: Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund.

Es wird oft in dieser Gegend gesungen; sagte Elisabeth.

Ja, sagte Erich, es ist der Hirtenkasper; er treibt die Starke heim.

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben hinter den Wirthschaftsgebäuden verschwunden war. Das sind Urträge, sagte Reinhardt, sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß wer sie gefunden hat.

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war schon dunkler geworden; ein rother Abendschein lag wie Schaum auf den Wäldern jenseit des Sees. Reinhardt wollte das Blatt auf, Elisabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf und sah mit hinein. Dann las Reinhardt:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor befehlen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter sag' ich an,
Sie hat nicht wohl gethan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was sang' ich an!

Hör all' mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Reid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Über die braune Heid.

Während des Lesens hatte Reinhardt ein unmerkliches Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, schob Elisabeth leise ihren Stuhl zurück und ging schweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter sagte: Elisabeth hat draußen zu thun. So unterblieb es.

Draußen aber legte sich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachschmetterlinge schossen furend an den offenen Thüren vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Gesträuche immer stärker hereindrang; vom Wasser herauf kam das Geschrei der Frösche, unter den Fenstern schlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond sah über die Bäume. Reinhardt blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Elisabeths feine Gestalt zwischen den Laubgängen verschwunden war; dann rollte er sein Manuscript zusammen, griffste die Anwesenden und ging durchs Haus an das Wasser hinab.

Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte desselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Athmen der Sommernacht. Reinhardt ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Wasserlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Lust an, sie in der Nähe zu sehen; er warf seine Kleider ab und stieg ins Wasser. Es war flach, scharfe Pflanzen und Steine schnitten ihn an den Füssen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nöthige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Wasser quirlten über ihm zusammen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und schwamm im Kreise umher, bis er sich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald sah er auch die Lilie wieder; sie lag einsam zwischen den großen blanken Blättern. — Er schwamm langsam hinaus und hob mitunter die Arme aus dem Wasser, daß die herabrieselnden Tropfen im Mondlicht blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwischen ihm und der Blume dieselbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er sich umblickte, in immer ungewisserem Dufte hinter ihm. Er gab indeß sein Unternehmen nicht auf, sondern schwamm rüftig in derselben Richtung fort. Endlich war er der Blume so nahe gekommen, daß er die silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte; zugleich aber fühlte er sich in einem Netze verstrickt, die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten sich an seine nackten Glieder. Das unbekannte Wasser lag so schwarz um ihn her, hinter sich hörte er das Spritzen eines Fisches; es wurde ihm plötzlich so unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Gestric der Pflanzen zerriß und in athemloser Hast dem Lande zuschwamm. Als er von hier auf den See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunklen Tiefe. — Er kleidete sich an, und ging langsam nach Hause zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geschäftsreise, welche am andern Tage vor sich gehen sollte.

Wo sind Sie denn so spät in der Nacht gewesen? rief ihm die Mutter entgegen.

Ich? erwiderte er; ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden.

Das versteht wieder einmal kein Mensch! sagte Erich. Was Tausend hattest du denn mit der Wasserlilie zu thun?

Ich habe sie felther einmal gekannt, sagte Reinhardt; es ist aber schon lange her.

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhardt und Elisabeth jenseit des Sees bald durch die Hölzung, bald auf dem hohen vorspringenden Uferlande. Elisabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während seiner und der Mutter Abwesenheit Reinhardt mit den schönsten Aussichten der nächsten Umgegend, namentlich von der andern Uferseite auf den Hof selber, be-

kannt zu machen. Nun gingen sie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Elisabeth müde und setzte sich in den Schatten überhängender Zweige, Reinhardt stand ihr gegenüber an einen Baumstamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Ruckuck rufen, und es kam ihm plötzlich, dies Alles sei schon einmal eben so gewesen. Er sah sie seltsam lächelnd an. Wollen wir Erdbeeren suchen? fragte er.

Es ist keine Erdbeerzeit, sagte sie.

Sie wird aber bald kommen.

Elisabeth schüttelte schweigend den Kopf; dann stand sie auf, und beide setzten ihre Wanderung fort; und wie sie an seiner Seite ging, wandte sein Blick sich immer wieder nach ihr hin; denn sie ging schön, als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um sie ganz und voll ins Auge fassen zu können. So kamen sie an einen freien, haidebewachsenen Platz mit einer weit ins Land reichenden Aussicht. Reinhardt blickte sich und pflückte etwas von den am Boden wachsenden Kräutern. Als er wieder aufsaß, trug sein Gesicht den Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes. Kennst du diese Blume? fragte er.

Sie sah ihn fragend an. Es ist eine Erica. Ich habe sie oft im Walde gepflückt.

Ich habe zu Hause ein altes Buch, sagte er; ich pflegte sonst allerlei Lieder und Reime hineinzuschreiben; es ist aber lange nicht mehr geschehen. Zwischen den Blättern liegt auch eine Erica; aber es ist nur eine verwelkte. Weißt du, wer sie mir gegeben hat?

Sie nickte stumm; aber sie schlug die Augen nieder und sah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So standen sie lange. Als sie die Augen gegen ihn aufschlug, sah er, daß sie voll Thränen waren.

Elisabeth, sagte er, — hinter jenen blauen Bergen liegt unsere Jugend. Wo ist sie geblieben?

Sie sprachen nichts mehr; sie gingen stumm neben einander zum See hinab. Die Luft war schwül, im Westen stieg schwarzes Gewölk auf. Es wird Gewitter, sagte Elisabeth, indem sie ihren Schritt beulte, Reinhardt nickte schweigend, und beide gingen rasch am Ufer entlang, bis sie ihren Kahn erreicht hatten. Während der Überfahrt ließ Elisabeth ihre Hand auf dem Rande des Rahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; sie aber sah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt sein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und diese blasse Hand verrieth ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug gemeinsamen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Elisabeth sein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ sie sie langsam über Bord ins Wasser gleiten.

Auf dem Hofe angekommen trafen sie einen Scheerenschleiferkarren vor dem Herrenhause; ein Mann mit schwarzen niederhängenden Locken trat emsig das Rad und sumimte eine Zigeunermelodie zwischen den Zähnen, während ein eingeschirrter Hund schnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur stand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verfürten schönen Zügen und streckte bettelnd die Hand gegen Elisabeth aus. Reinhardt griff in seine Tasche; aber Elisabeth kam ihm zuvor und schüttelte hastig den ganzen Inhalt ihrer Börse in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte sie sich eilig ab, und Reinhardt hörte, wie sie schluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte sie aufhalten, aber er besann sich und blieb an der Treppe zurück. Das Mädchen stand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, das empfangene Almosen in der Hand. Was willst du noch? fragte Reinhardt.

Sie fuhr zusammen. Ich will nichts mehr, sagte sie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn aufstarrend mit den verirren Augen, ging sie langsam gegen die Thür. Er rief einen Namen aus, aber sie hörte es nicht mehr; mit gesenktem Haupte, mit über der Brust gekreuzten Armen schritt sie über den Hof hinab.

Sterben, ach sterben
Soll ich allein!

Ein altes Lied brauste ihm ins Ohr, der Athem stand ihm still; eine kurze Weile, dann wandte er sich ab und ging auf sein Zimmer.

Er setzte sich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens versucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war Niemand da, nur kühle grüne Dämmerung; auf Elisabeths Nähtisch lag ein rothes Band, das sie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand, aber es that ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruhe, er ging an den See hinab und band den Kahn los; er ruberte hinüber und ging noch einmal alle Wege, die er kurz vorher mit Elisabeth zusammen gegangen war. Als er wieder nach Hause kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutscher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte; die Reisenden waren eben zurückgekehrt. Bei seinem Eintritt in den Hausflur hörte er Gricch im Gartenfaal auf- und abschreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er stand einen Augenblick still und stieg dann leise die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Hier setzte er sich den Lehnstuhl ans Fenster;

er that vor sich selbst, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Laruswänden schlug; aber er hörte nur den Schlag seines eigenen Herzens. Unter ihm im Hause ging Alles zur Ruh, die Nacht verrann, er fühlte es nicht. — So saß er stundenlang. Endlich stand er auf und legte sich ins offene Fenster. Der Nachthau rieselte zwischen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu schlagen. Allmählich wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Osten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein frischer Wind erhob sich und streifte Reinhardts heiße Stirn; die erste Lerche stieg jauchzend in die Luft. — Reinhardt kehrte sich plötzlich um und trat an den Tisch; er tappie nach einem Bleistift, und als er diesen gefunden, setzte er sich und schrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier. Nachdem er hiemit fertig war, nahm er Hut und Stod, und das Papier zurücklassend, öffnete er behutsam die Thür und stieg in den Flur hinab. — Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskate dehnte sich auf der Strohmatte und sträubte den Rücken gegen seine Hand, die er gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber priesterien schon die Sperlinge von den Zweigen und sagten es allen, daß die Nacht vorbei sei. Da hörte er oben im Hause eine Thür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er aussah, stand Elisabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm, sie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. Du kommst nicht wieder, sagte sie endlich. Ich weiß es, lüge nicht; du kommst nie wieder.

Nie, sagte er. Sie ließ ihre Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Thür zu; dann wandte er sich noch einmal. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit todtten Augen an. Er that einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam ab und ging zur Thür hinaus. — Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte, die Thauperlchen, die in den Spinnweben hingen, blühten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; er wanderte rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große weite Welt.

Der Mond schien nicht mehr in die Fensterscheiben, es war dunkel geworden; der Alte aber saß noch immer mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und blickte vor sich hin in den Raum des Zimmers. Allmählich verzog sich vor seinen Augen die schwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten dunklen See; ein schwarzes Gewässer legte sich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten so fern, daß die Augen des Alten sie kaum erreichten, schwamm einsam zwischen breiten Blättern eine weiße Wasserlilie.

Die Stubenthür ging auf, und ein heller Lichtschimmer fiel ins Zimmer. Es ist gut, daß Sie kommen, Brigitte, sagte der Alte. Stellen Sie das Licht nur auf den Tisch.

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tische, nahm eines der aufgeschlagenen Bücher und vertiefte sich in Studien, an denen er einst die Kraft seiner Jugend geliebt hatte.

2. Ostern.

Es war daheim auf unserm Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,

Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichestrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen:
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Krosen sprangen. —

Entsefelt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles weht und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Flut entsteigt der frische Meeresdust,
Vom Himmel strömt die goldne Sonnensfülle;
Der Frühlingwind geht klingend durch die Luft

Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wankt nicht, du feste Heimaterde!

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgohr das Meer zu gischbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grünen Zähne reiben;
Denn machtlos zischend schoß zurück das Meer —

Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

3. Meeresstrand.

An's Hoff nun fliegt die Möve
Und Dämm'ring bricht herein;
Über die feuchten Matten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her,
Wie Träume fliegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnißvollen Ton,
Einsames Vogelkrusen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Bernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe find.

19. Alfred Meißner.

(1822— .)

Aus: Das Weib des Urias. (1851.)

König David liebt Bathseba, das Weib seines Unterfeldherrn Urias. Dieser, ein alter, harmloser Krieger, garra Soldat, ist mit dem Kriebsplan seines Oberfeldherrn Joab, der ihm bei der Belagerung von Rabbah zu faumfelig ist, nicht zufrieden. Da schickt ihn der König, der seine Liebe vor ihm verheimlichen will, zumal Bathseba die Absicht hat, dem Gatten ihre Neigung für den König zu gestehen, in das Kriegslager mit einem Briefe, der die Forberung enthält, Urias so in das Vorderreffen zu stellen, daß er vom Feinde getödtet werden kann. Um sicher zu gehn, gibt Joab seinem Bruder Absai den Auftrag, während des Kampfes den Urias mit einem vergifteten Weine zu ver-
wunden. Nachdem Urias gestorben, wird das Hochzeitsfest des Königs mit Bathseba veranstaltet. Da inzwischen David seinen Kämmerer, den Schreiber des Briefes, vergiftet und befohlen hat, den Mörder des Urias zu beleidigen, entsteht über alle diese Vorfälle unter den Kriegern Verdacht, der zu einem Aufstande wächst, welchen David's Sohn Absolon benutzen will, um sich die Krone zu erringen. Inbessern enthüllt der Prophet Nathan, Bathseba's Oheim, das Dunkel, er zieht den König und die Königin vor den Richterstuhl der Priester. Diese verurtheilen ihn zur Buße und die Königin zum Tode. Bathseba tödtet sich selbst, David rafft sich auf und zieht, da ihm die Sühne zutheil geworden, die Priester aber seinen Sohn betrachten, diesem entgegen.

Der Prophet Nathan erscheint beim Hochzeitsfeste des Königs.

Nathan (die zurückgebliebenen Gäste bemerkend).

Nathan. David.

Ha, ihr tafelt hier,
Und draußten tobt das wilde Strafgericht.
Wo ist der König?

David.

Du schmähst in meinem Haus die Königin —
Was willst du, Priester!

David (seht).

Nathan.

Hier!

Kenne dieses Kleid

Nathan (zu den Gästen).

Und dieses heil'ge Schild auf meiner Brust!
Dein Richter komm' ich her. Wo ist Urias,
Dein Feldherr?

Fort, fort mit euch,

Ch' euch der Sturm von dannen segt!

(Die Gäste ab.)

David.

Bathseba.

Wo er vor dem Feinde fiel!

Mein Ohm!

Du weißt's so gut wie ich.

Nathan.

Nathan.

Du nennst mich Ohm? Wer bist du, bleiches
Weib

D falscher Mund!

Im königlichen Prunke, mit der Krone
Auf dem zerwühlten Haare? Hat der Sturm
Dich schon so rauh gestreift? So viel ich weiß,
Ist meine Nichte des Urias Wittwe,
Doch diese sitzt daheim im Trauerkleid,
Bier Wochen sind's erst, daß ihr Gatte starb!

Willst du es leugnen, daß du ihn erschlagen,
Er schlagen hast durch deiner Feinde Schwert?
Geschlachtet hast du ihn, ich sag's: geschlachtet!
Du hast, als er abwesend mit dem Heer,
Sein reines Weib zum Bruch der Treu' bethört,
Hast dann, die erste That durch eine zweite
Zu decken, ihn gemordet durch Verrath.
Nun geht durch's Land von Gibeah bis Gilgal
Wie eine Pest die Kunde deines Thuns,
Entsetzt lehrt sich das Volk von seinem König,
Der Mord, Verrath und Ch'bruch auf sich lud.

Bathseba.

D Nathan! —

David.

Nathan

(Bathseba bei Seite nehmend, mit Nachdruck).

Sprich! hab' ich dich nicht gewarnt?
War's denn zu spät schon?

Das wagst du mir zu sagen?

Nathan.

David (drohend).

Priester!

Denkst du so

Nathan.
Auf dein Zimmer!
Zieh' wieder Trauerkleider an. Ich fürchte,
Du legst sie nie mehr ab.

Der Gnaden, die der Herr auf dich gehäuft!
Er hat dich aus den Händen Saul's gerettet
Gesalbt zum König über Israel,
Zum Hüter des Gesetzes dich gemacht,
Und jede höchste Günst auf dich gehäuft,
Die eines Mannes Herz erfreuen konnte.
Da hast du selber das Gesetz zerstört,
Hast, du, dem aller Reichthum offen stand,

(Bathseba geht ab. Auf einen Wink Nathan's verläßt
auch das Gefolge der Priester den Saal.)

Dem armen Mann sein einz'ges Lamm geraubt!
 Sprich, als du ihm sein holdes Weib entlockt,
 Wo sandt'st du, ihn zu morden, noch das Herz?
 War Einer treuer dir? War Einer besser?
 Schließ er nicht noch zuletzt vor deiner Thür?
 Du sandt'st ihn fort! Lug war dein letztes Wort,
 Und Lug dein Gnadenbrief in seiner Hand.
 Selbst in das Lager eilst du ihm nach,
 Wir priesen dich dafür. Selbstlüt'ches Herz!
 Was war dir Nabab? Ob dort unser Volk
 Noch zwanzig Jahre blute, galt dir gleich.
 Ein ganzes Heer beweinte den Verlust
 Des großen Kriegers — und du freustest dich,
 Du triumphirtest, daß du ihn gefällt!

David.

Bist du im Bunde mit dem Böbel, Nathan,
 Daß du der Feinde Klagen wiederholst?
 Ich schuld am Tod Urias'? Stelle mir
 Die vor's Gesicht, die es bezeugen, die,
 Die daran Theil genommen! Rede, sprich,
 Wer hat's gesehn? Auf weß Geständniß hm
 Wagst du mich zu beschuld'gen? Stell' ihn her,
 Und ich will Rede stehn!

Nathan.

D leugne zu!
 Und wärst du schuldlos, wie du es nicht bist,
 Es hilft dir nicht, denn Niemand glaubt es dir.
 Man glaubt die That. Geh', sag's dem Auf-
 stand unten,
 Daß du nicht schuldig bist! So wenig als
 Das Meer im Sturm vor deinem Worte
 Weicht,
 Weicht diese Menschenflut davor zurück!
 Kannst du beweisen, daß du's nicht gethan?
 Du kannst es nicht. Ich aber sage dir:
 Du hast's gethan, du hast den ew'gen Grund
 Des Rechtes und der Ordnung selbst zerstört.
 Vor Gottes Antlitz ein Verwor'ner nun,
 Der Krone unwerth, die du schänd' besleckt,
 Trogest du noch, ich aber sage dir:
 Kraft meines Amtes, das das Höchste ist,
 Entleid' ich dich des königlichen Schmucks!
 Bekennen wirst du die begang'ne Schuld,
 Und Buße vor dem Herrn der Kön'ge thun!

David.

Bekennen, blühen — Schiller Samuels,
 Ist das dein Anschlag? Ha, ehrgeiz'ger Priester!
 Demüthigen willst du das Königthum,
 Um deiner Kaste Herrschaft zu erhöh'n!
 Wie der den Saul gebrochen, hoffest du
 Auch mich zu brechen! O, ich bin kein Saul,
 Ich hab' ein fest'res Herz — und hab' noch
 Macht,
 Und hab' noch Feldherrn, welche deinem Haufen
 Das Schwert entgegensehen!

Nathan.

Läst're zu!
 Der, dem die Waffe seiner Unthat in
 Der frech erhob'nen Hand zerbricht, mag
 schmäh'n,
 Doch seine Läst'ring entführt der Wind!

Nein, König, was heut' gegen dich sich kehrt,
 Es ist kein Krieg, den dir die Bosheit schürt,
 Ein heil'ger Aufstand ist es, ein Geschick
 Von Gottes Zorn ergossen über dich!
 Hier steh' ich — nicht dein Feind — o nein,
 nein, nein,
 Der einz'ge Retter, welcher noch dem Sturm,
 Der unten heult, gebieten kann: sei still!
 O trotz' nicht dem Herrn! Zu deinem Heil,
 Zu deinem eignen Frommen rath' ich dir:
 Umarme den Altar; wohin dein Aug'
 Auch reicht, du hast kein anderes Aß!
 Demüth'ge dich vor Gott!

(Krieger eilen im Hintergrund über die Bühne.)

David (dumps).

O meine Krone!
 Das Ungeheuer des Gerichts verschlingt
 Mir meine Krone! Warum kam dies so?

Nathan.

Weil du gestündigt hast! O sieh dich an,
 Wie du entwaffnet schon vom Zorn des Herrn!
 Wer kniet vor dir? Wer ruft: es leb' der
 König?

Du zählst auf's Heer? Hast du den Lieblich-
 ihm
 Nicht todtgeschlagen durch der Feinde Schwert?
 Schon haben sich die hier geliebten Schaaren
 Zum Volk geschlagen; wenn die Kunde erst
 Das Heer ereilt, sprich, was wird dann ge-
 sehen?

Verlassen bist du, wie der Sünder ist,
 Und deine Zuflucht nur bei Gott allein.
 Drum, Sohn Isai's, auf die Knie! Bereu'!
 (Als David zaudert, zum Fenster gehend und es auf-
 schlagend.)

Vor Gott! vor Gott! bereu'!

(Man vernimmt das wilde Toben des Volks.)

David.

Was kann ich thun?
 Ob schuldig oder schuldlos, gilt hier gleich!

Nathan (mit erhobtem Nachdruck).

Erkenn' dich schuldig!

David.

Schuldig? Fühlst du nicht,
 Daß es mein Sturz ist, den du von mir
 forderst?

Nathan.

Ein Sturz, von dem du dich erheben kannst,
 Wenn Gott dir gnädig ist! Die Hand des
 Herrn

Ist stark und gnadeweich!

David.

O brich, mein Knie!

Nathan.

Du flücht dich? Gut. Es ist dein eignes Heil,
 Ich geh' hinab, dem Volke zu verklären
 Des Königs Buße und den Sieg des Herrn!
 (Nathan ab.)

David (allein).

Da stünd' ich, wie auf einem Felsenstück,
Ringsum vom Meer umbraust, ein nackter
Mann,

Ein Stündstuthflüchtling, wohl vor Zeiten stand!
O grauenhafter Wechsel! Fiel ein Blig,
O fiel ein Stern auf mich und schlig' mich
todt!

David. Bathseba.

Bathseba.

Nun kannst du nicht mehr leugnen! Ich weiß
Alles —

Du hast ihn umgebracht, Entsetzlicher!

David.

Nun ja! ich hab's gethan! Ich that's für
dich,

Weil du doch anders nicht zu retten warst,
Ich that's für mich, weil der verletzte Mann
Empörung gegen mich getragen hätte.

Ich that's — ich mußst' es thun; es galt ja
dich

Und mich — die Ehr' und Sicherheit des
Throns.

Sieh' mich deshalb nicht so erschrocken an,
Es haben hundert Könige vor mir
Millionen Leben hingeopfert, um

Ein Königreich zu retten — ich nur zwei,
Um dich nicht zu verlieren — und mein Reich.

Dich sollt' es nicht berühren. Kein so großes
Gewichtheil Reue, als in Thau verwandelt

Ein Rosenblatt zerknickte, wollt' ich dir
Aufbürden — doch der Zufall wollt' es nicht.

Ich fluche nur, weil es mir nicht gelang!
Bathseba.

Grausames Herz, das so mit Leben spielt,
Wie konntest du mich lieben? Bin ich doch
Auch nur ein Menschenherz, ein Leben nur!

Ihn täuschen erst, dann tödten! Während ich
Mich selbst zum Opfer weihte meiner Schuld,

Warst du ihn selber als ein Opfer hin!
Nun ward ich selbst sein Mörder. Auf mich
selbst

Fällt nun der Frevel, den ich nicht verübt,
Zurück und bricht mein Herz — —

David.

Ich that nur das,
Was mir die Noth erpreßte! Wär' die That
Noch heint zu thun, ich müßt' sie wieder thun!

Bedenke dies! Du, die so stark und muthig
Dein eignes Leben opfern wolltest, bist du
So schwach, wo es ein fremdes Leben gilt?

Bathseba

(in innerlicher Erregung fortfahrend).

Du, welcher einst so herrlich vor mir stand'st,
Von jeder Huldigung der Welt umgeben,
Geehrt vor allen Menschen — ohne Gleichen

Auf aller Erd' vom Niedergang zum Aufgang,
Was bist du nun? O! konnte so viel Lug
In deinem Herzen nisten? Dieser Mund

So meisterhaft betrügen? Deine Rede
Die glatte Larve sein solch grausen Thuns?
Du hast dich meiner Phantasie geraubt
Und meinem Herzen — du bist klein, ein
Heuchler,

Du, dessen Bild ich neben Gott gestellt
Und frevelnd angebetet! Bundeslade
Und Tempel war mir nichts, du Alles, Göze!

(Da sie innehält, hört man Nathan vom Söller zum
Volke sprechen:)

Nathan.

— Er wird im Tempel, laut, dem Volk ver-
nehmlich

Ablegen ein Bekenntniß seiner Schuld,
Dann dreißig Tage stehen auf der Erde,
Das Haupt bestreut mit Asche, kronenlos,

Als ein Verworfenner vor dem Antlitze Gottes!
(Der Körn im Volke läßt das Übrige nicht betnehen.)

Bathseba

(mit einem Griff an ihr Herz).

Ha!

David (sie umfassend).

Gott! sie sinkt — sie stirbt — o Bathseba,
Leb' auf, leb' auf, es wird noch Alles gut —
Und was auch kommen mag, ich rett' dich
doch —

(Nathlos.)

O Achab, Achab, warum bist du tod?
Dir hätt' ich sie vertraut! Wem nun, wem
nun?

Ein Krieger (hereinstürzend).

Fort, Königin! Ihr seid hier nicht mehr sicher!
Das Volk, kaum noch zurückzuhalten, drängt
Wuthschraubend vor —

David.

Mein alter Krieger, höre!
Ich kenn' dich nicht, doch dein Gesicht ist
ehrlich —

Dir anvertraut' ich dies mein theures Weib!
Du führst sie mir durch den verborgnen Gang
Hinaus und rettetest sie, bis dieser Sturm
Vorüber ist, und forderst du zum Lohn

Die schönste der Provinzen — ist sie mein —
Du sollst sie haben!

(Bathseba wirft sich um David's Hals. Er reißt sich
los und übergibt sie dem Krieger. Als dieser mit ihr
abgehen will, tritt Nathan mit dem Gefolge der Priester
ein. Alle Ausgänge werden besetzt.)

Nathan (zu den Priestern).

Ihr, die Vollstrecker seid des Willens Gottes,
Entkleidet David der Insignien
Des Throns — —

Dies Weib, das vielleicht Schuld hat an dem
Mord —

David (surchtbar losbrechend).

Sie schuld an einem Mord? Sie ist so rein
Wie nur die Unschuld selber! Sieh' sie an
Und nimm dein thöricht-grausam Wort zurück!
Sie schuld an einem Mord! Ein Teufel kann's
Behaupten, doch ein Thor nur kann es glauben!

Jurld! — Bis jetzt bekannt' ich nichts —
 jetzt sag' ich:
 Ich hab's gethan! Sie aber laß mir los —
 Sie hat um nichts gewußt!

Rathan (da die Priester zögern).
 Rasch, Priester, rasch!

Entleidet ihn des königlichen Schmucks. —
 Dies Weib nehmt zwischen euch und stellet es
 Vor das Synedrium. Es wird bei ihr
 Des herben Wassers nicht bedürfen, daß
 Sie ihre Schuld gestehe! — Führt sie fort.
 (Die Priester nehmen die Königin in ihre Mitte.)

20. Oskar von Redwitz.

(1823 — .)

Aus: *Amaranth*. (1849.)

Der junge Walthër, der zu seiner Vermählung mit Ghismonde nach Italien reist, lernt unterwegs im Schwarzwald die fromme Amaranth kennen. Beide lieben sich. Als er nach Italien kommt, findet er die ihm zuge dachte Braut stolz und ungläubig; er kehrt nach dem Schwarzwald zurück und vermählt sich mit Amaranth.
 Das Gedicht ist ein lyrisch-epischer Lieberecyclus.

Aus Walthers und Amaranths Liedern.

Komm, geh mit mir in Waldesgrün,
 Ich muß ein Wörtchen dir vertrauen!
 Doch steh dort erst die Blumen blühen,
 Die Täubchen ihre Nester bauen!
 Leg' erst dein Haupt in Sonnenschein,
 Und hör' die Nachtigallen schlagen!
 Blick' in den Himmel erst hinein!
 Erst dann sollst du mir Antwort sagen.

Es muß was Wunderbares sein
 Um's Lieben zweier Seelen!
 Sich schließen ganz einander ein,
 Sich nie ein Wort verhehlen!
 Und Freud und Leid und Glück und Noth
 So mit einander tragen,
 Vom ersten Kuß bis in den Tod
 Sich nur von Liebe sagen!

Walddöglein! Wie singst du heut
 So herzlich lieb, wie nie zuvor?
 Möcht' fliegen ja vor lauter Freud',
 Ein Vöglein hoch zu Gott empor!
 Hast du denn auch heut über Nacht
 Die Frühlingstlieb im Traum gesehen?
 Walddöglein, gieb du nur Acht,
 Mit dir und mir wird was geschehen!

Ich will mich in dein Herz gewöhnen,
 Daß ich erfülle deinen Willen;
 Will nur dir leben zum Verjöhnen,
 Dir muthig jede Thräne stillen,
 Und was dich freuen mag vom Tage,
 Will froh am Abend ich dir sagen,
 Und alles Trübe, alle Klage,
 Will ich allein verschwiegen tragen.

21. Otto Roquette.

(1824 — .)

1. Aus: *Waldmeister's Brautfahrt*.

(Ein Wein-, Wein- und Wandermärchen, 1851.)

Während eines Spazierganges, welchen ein wohlstuurter Kaplan mit seinem Freunde, einem Professor der Botanik, zur Pfingstzeit macht, zieht eine lustige Studentenschar an des ersteren Wohnung vorüber. Der Base des Kaplans ist eben ihr Kanarienvogel entflohen; ein Student fängt ihn ein, und die Gesellschaft wird zum Dank dafür mit den Schänen des Kellers bewirthet. Unter den Pflanzen, welche der Professor gesammelt, ist auch Pring Waldmeister, der um Pfingsten seine Hochzeit mit Prinzessin Nebenblüthe feiern soll. Die Pflanzen des Waldes sorgen für seine Befreiung aus der Kapel des Botanikers. Prinzessin Nebenblüthe, die nur Macht über weibliche Herzen hat, bittet den Prinzen Waldmeister, zu Ehren ihres Hochzeitsfestes das Herz eines Jägers für eine junge Winzerin zu gewinnen. Im Wirthshaus „Zur schönen Aussicht“ findet sich die ganze Gesellschaft zum Maitrantsfeste zusammen.

Der Jäger und die Winzerin.

Auf eines Hügels sanfter Hebung
 Da steht des Winzers kleines Haus,
 Das schaut aus blühender Umgebung
 In's weite, schöne Land hinaus.
 Hinauf, hinab, um die Gelände
 Zieht sprossend sich der Rebe Grün,
 Unspinnend selbst des Hauses Wände,
 Die ringsum raulen, ringsum blühen.
 Und aus des Hauses niedrer Pforte
 Maria tritt, des Winzers Kind,
 Und wie vor seinem Liebeshorte
 Reigt sich das Laub im Morgenwind.

Sie ist so schön, die goldnen Böpfe
 Umgeben sie wie Heilgenschein,
 Und reinster Jugendglanz umflieht
 Das wunderliebliche Gesicht.
 Sie kommt, benezt die Blumentöpfe,
 Die blühend stehn um's Fensterlein;
 Da blühen Goldblat und Reife
 Und jungfräuliches Myrthenreis,
 Es ist, als dankte ihr jedwede
 Mit schönstem Duft in ihrer Weis'.
 Und dann — ein langer, feuchter Blick
 Schreift suchend dort zum Wald hintüber,

Er schweift umsonst, er lehrt zurück,
Das schöne Aug' umhüllt sich trüber.

Noch oben in der Sonne Glanz,
Die lustig durch die Ranken sprühte,
Zu freud'ges Schau'n versunken ganz
Waldmeister faß und Nebenblüthe.

Es spricht der Prinz: „Dies schöne Kind
Den wilden Jäger soll's nicht führen?

Ei komm, Geliebte, komm geschwind,
Den rauhen Waidmann aufzuspüren!“

— Da knallt von fern ein Schuß im Walde,
Das Echo trug ihn durch die Halde.

Maria blickt schnell noch hinaus
Und flieht erröthend in das Haus.

Spricht die Prinzessin: „Wo die Buchen
Des Waldes schattig dämmern her,

Dort mußten wir den Wilden suchen,
Da drüben knallte sein Gewehr.“

Gesagt, gethan. Mit ihrem Schätze
Eilt Nebenblüthe hin zum Plaze.

O tief geheimnißvolles Träumen
Der duftdurchwehnen Waldesnacht!

Tritt ein, und rings aus Busch und Bäumen
Erblickt dir goldne Märchenpracht.

Lebendig wirt in grünem Golde
Der Sonnenstrahlen buntes Licht,

Es streift des Grases Blüthendolde
Den Blumen nekend um's Gesicht.

Die Riesentanne hebt sich rauschend
Aus nachbarlichem Buchengrün,

Der Borwelt dunkle Worte tauschend,
Ein Greis und doch noch lebensfühn.

Und um der Wurzeln schwarze Knorren
Springt hell aus frischer Felsenbrust

Der Bach; mag mancher Ast auch dorren,
Er bringt ihm neue Frühlingslust.

So tränkt mit jugendlichen Bronnen
Die ewig klare Lebensflut

Den reinen Trieb verglühter Sonnen,
Den nicht gewelket Sturm noch Blut.

— Doch sieh, da fällt ein gelbes Blatt,
Das fragt im Fallen todesmatt:

„Wie lange glänzt auf Thal und Halde
Der Frühlingshimmel rein und blau?

Wie lang', ihr Blumen in dem Walde,
Unspielt euch noch der Fimmetthau?

Wie lange springt aus Felsenspalten
Der lust'ge Quell noch fühn und hoch?

Wie lange trotz des Sturms Gewalten
Der Riesentanne Wipfel noch?

Kurz ist die Lust! die grüne Halle
Und alles fällt, wie ich nun falle!“ —

Und ringsum fragend rauscht's und düstern,
Vom Wurzelschaft zur Kron' hinauf,

Die Blumen zittern, die noch flüsternd
Sich duff'ge Räthsel gaben auf.

Es kommt das Reh vom Berg geschritten,
Des Baches Kühlung ist sein Ziel,

Es lauscht und schaut empor inmitten
Dem dämmern dunklen Fragenpiel.

Es kann der Fels nicht Antwort sagen,
Die Tanne dunkelt schweigend fort —

Da bringt der Fülste Wellenschlagen
Von fern ein Nachtigallenwort.

Und klingend geht es in die Runde
Zum grün umschirmten Dämmerdach,

Und niederrauscht holdsel'ge Kunde,
Der ganze Sängerkhor ist wach.

Der singt von sprossend jungem Leben,
Von erster Liebe goldnem Glück,

Das klingt umher mit Wonnebeben,
Das bringet Lied um Lied zurück.

Das fragt nicht bang und trüb: Wie lange?
Das ruft: Leb', wem das Leben lacht!

Genießt den Mai mit ros'ger Wange
Und träumt von goldner Märchenpracht! —

Dort, wo der Gießbach vom Gebirg
Heruntertanz mit hellem Ton,

Durch grüner Dämmerung Bezirk
Schweift wandelnd just des Waldes Sohn.

Früh blickt er drein, als wär' der Wald
Sein Königreich, sein Thron die Felsen,

Hoch, jugendkräftig von Gestalt,
Schlank, wie die üppig grünen Esen.

Ein Jägerhut, die Feder drauf,
Beschattet die gebräunte Wange,

So steigt er fühn den Fels hinauf,
Der schräg sich hebt am Bergeshange.

Dort überblickt man weit das Thal
Im morgenhellen Sonnenstrahl.

Hoch in der Bäume grünen Wipfeln
Mit leisem Rauschen spielt die Lust,

Und fernher zu den Bergespipfeln
Dringt Blodenton und Frühlingsduft.

Und unter eines Eichbaums Schatten
Streckt er sich nieder in das Gras.

In seinem dunklen Auge gatten
Sich Stolz und Muth — doch noch etwas

Zieht oftmals durch der Seele Spiegel
Mit weicherm Glanz, als läge tief

Im Busen ein geheimes Siegel,
Noch ungelöst, noch unverstanden,

Und doch zur Lösung immer mahnend,
Und sanftere Gedanken fanden

Den Weg, ein tief Geheimniß ahnend.
Und sieh, was zieht des Jägers Hand

Verstoßen, zögernd jetzt hervor?
Es ist — ein einfach blaues Band.

Wie? Ob das jemand hier verlor?
Ob er es nahm? Ob's ihm gegeben?

Wie ist dem Jäger nur geschehen!
Er blickt es an, als könnt' im Leben

Ihm nichts so süßen Anblick geben.
Und ist doch dran nicht viel zu sehn!

Nun schaut er auf. Sein treuer Hund
Zu seinen Füßen blickt verständig

Ihn wedelnd an, als sei ihm kund
Was ihn bewege so lebendig.

Da springt der Jäger auf, erschreckt,
Als ob Verrätherblick hier lauschte,

Er horcht, und hat doch nichts entdeckt,
Als daß es in den Zweigen rauschte.

Er späht umher, rings in die Rund',
Und strafft mit stolzem Trost die Glieder,

Und — war's doch nur sein treuer Hund,

Der ihn belauscht, der sagt's nicht wieder!
 Doch gleich als sei sein Stolz verletzt
 Von einem spöttlich innern Wort,
 So drängt es nun und treibt und hezt
 Ihn aus dem Waldreviere fort.
 Sein Antlitz deckt dunkle Röthe,
 Als sei das Räthsel von dem Band
 Dem ganzen Walde schon bekannt!
 O, daß sich jetzt nur etwas böte,
 Mit einem Ruck die wilde Regung,
 Das widerstrebend troh'ge Blut
 Zu dämmen aus geschweller Flut
 In die gemessene Bewegung!
 Ha, dort die Büchse! Schnell ein Schuß,
 Und wär's nur in die blauen Klitte!
 Und wie es donnert durch die Triste,
 Bogt schon in ruhigerem Fluß
 Die heiße Lebensströmung wieder,
 Als wären so mit Donneren
 Verschleucht die Lauscher und die Späher.
 Die aber waren nicht entflohn,
 Die saßen fest und saßen näher
 Als er's geahnt, als er's gewußt,
 Die saßen in der eig'nen Brust.
 Doch glaubt er's nicht und pfeift im Gehn
 Ein Stüchchen seiner Jägerlieder
 Mit hellem, gellendem Gevön.
 So steigt er von den Felsen nieder.

Waldmeister schaut ihn lächelnd zu
 Und spricht zur Freundin an der Seite:
 „Mein hold Gemahl, und wähest du,
 Daß dem das Wild nur Lust bereite?
 In dessen Herzen ward's schon reger,
 Waldmeister kennet ja die Jäger!“
 Spricht Nebenblüthe: „Jenes Band,
 Maria hat es einst getragen.“
 Waldmeister drauf: „In seiner Hand
 Ist's nun, was lannst du mehr noch fragen?
 Warf er es weg? O nein, behende
 Verbargen's bebend fast die Hände.
 Und, hör' mich an, ich will dir künden
 Warum sein Wesen stolz und starr:
 Glaub' mir, Natur schafft wunderbar
 Tief in des Menschenherzens Gründen.
 Sieh diesen an. Die junge Brust
 Noch ungelöster Räthsel voll,
 Ward nur der Kraft sich erst beruht,
 Das frisch, ursprünglich sie durchquoll.
 Das Waldrevier war seine Welt,
 Hier unter'm grünen Laubgezelt
 Fand er Entzücken, fand Genügen,
 Und schlürfte es in vollen Zügen,
 Und horch, da schmetterte eines Tages
 Ein fremdes Vöglein durch den Hain,
 Das schönste ist's des ganzen Hages,
 Wie triller's hell im Sonnenchein!
 Er horcht, er hat's noch nie vernommen,
 Wo ist das Vöglein hergekommen?
 Und voller stets tönt seine Weise,
 Und all' die andern horchen leise.
 Doch, wie gekommen, ist's entflohen,
 Der Jäger sucht's, er spürt's nicht auf,

Der ganze Wald ist schon durchzogen,
 Er wiederholet seinen Lauf.
 Er findet's nicht, es kam nicht wieder,
 Es sucht sich einen andern Wald,
 Allein die Töne seiner Lieder
 Sind nimmermehr dem Ohr verhallt.
 Sie summen immer süß're Weisen,
 Die andern Lieder sind entflohn,
 Sie säufeln stets in innig leisen
 Akkorden, wohlbekanntem Ton.
 Wie? Sind sie wirklich denn verloren,
 Die andern Klänge? Knall und Schuß
 Und Sturmgebraus aus Wolfenthoren?
 Des muntren Jagdhorns helles Dröhnen,
 Der Meute Loben durch den Wald,
 Des Wiederhalles Antworttönen,
 Daß das Gebirge donnernd schallt?
 Will sich denn stets zum Ohre drängen,
 Und weiter noch, in's Herz sogar,
 Mit immer weicherem Gesängen
 Das fremde Liedlein? Wunderbar!
 Bald ist es Last, bald ist's Genuß,
 Er sträubt sich, daß er's dulden muß,
 Der kräft'ge Jäger, nicht gewöhnt,
 Daß ihn ein fremd Gefühl verhöht.
 Er muß es dulden ohne Wahl,
 Der Baum der Kraft, er treibt Blüthe,
 Nun weht es duftend durch's Gemüthe,
 Und sieh, er liebt zum erstenmal!
 Doch noch ist nicht das Wort gesprochen,
 Das schwer gefundene Zaubervort,
 Das all' die Knospen aufgebrochen.
 Nun hält's zurück, nun treibt es fort,
 Nun möchten alle Töne klingen,
 Nun heben, senken sich die Schwingen,
 Und was Geheimniß ist gewesen,
 Das treibt, das drängt, das muß sich lösen.
 Komm, komm, in jenen dunklen Gründen
 Den Jäger wieder aufzufinden.
 Da ist er! Tritt an ihn heran —
 Er spürt's — er lauscht: — er ist im Bann!“

Und sieh, der Jäger fühlt ein Fächeln,
 Als ob ihn Nebenduft umwehe,
 Er träumt von einer holden Nähe,
 Von zweier Weichenaugen Lächeln.
 Er träumt — der Wald wird ihm zu enge,
 Und der Gedanken bunt Gedränge
 Macht ihn vergessen, daß schon neben
 Ihm, statt des Waldes, blühen die Reben.
 Er athmet auf aus seinen Träumen,
 Er sieht sich fern des Waldes Bäumen,
 Er schwankt, ob weiter? ob zurück?
 Mit zögerndem, verstoß'nem Blick
 Sieht er des Winzers Haus, den Hügel —
 Und wie dem Knaben, der, dem Bügel
 Der Streng' entsprungen, nach der Frucht
 Des Nachbargartens goldner Spende,
 Klopfsend Herzens, halb in Flucht
 Und halb in Angriff, streckt die Hände,
 So klopft das Herz des Jägers heftig.
 Doch lustig tanzen und geschäftig
 Prinz und Prinzessin vor ihm her,

Und locken, bis von ungefähr
Er steht dicht vor des Winzers Haus.
Sie sichern, wie er sich geberdet,
Als sei die halbe Welt gefährdet,
Und lachen den Verlegnen aus.
Jetzt blickt er an der Gartenthür
Zum kleinen stillen Haus empor.
Wie sind die Blumen all' in Flor,
In bunter Reih', in schönster Hier!
Sein Hund stieg freudig mit Gebelle
Hinauf die überlaubten Stufen;
„Jingal, zurück!“ Da hilft kein Rufen,
Er bebt, kaum kann er von der Stelle.

Maria hört's, erschrickt und zittert,
Soll sie dem Aug', den Ohren traun'n?
Von Lust halb und von Angst erschittert,
Bagt sie es kaum, hinauszuschau'n.
Da springt schnell durch die offene Pforte
Jingal mit lust'gem Sprung herein;
Als wär' er längst bekannt am Orte,
Umtänzelt er die Herrin sein.

Erstehend sieht Maria nun
Des treuen Thiers gelehrig Schmeicheln,
Und sie erwidert schnell sein Thun
Liebkosend ihm mit sanftem Streicheln.
Sie tritt heraus, der Jäger steht
Dort grüßend unter'm Laubengange
Und durch zwei junge Seelen geht
Ein Himmelsodem, selig bange.
Noch wechseln sie kein Wort, doch bellend
Springt Jingal hin und springet her,
Sich ihm bald, und bald ihr gesellend,
Den strengen Herrn nicht fürchtend mehr.
Sie nähern sich, sie sehn sich an —
Nicht hält sich mehr der Jägersmann.
Er faßt des Mädchens beide Hände,
Ein langer Blick — wer Worte fändel
Und dann — die Knospe ist gesprungen,
Sie halten innig sich umschlungen.

Doch oben in der Sonne Glanz,
Die warm schon durch die Ranken sprühte,
In freud'ges Schau'n versunken ganz
Waldmeister spricht zur Rebenblüthe:

„Glückselige Stunde, wo die Liebe
Die jungfräulichen Schwingen löst,
Der Jugendkraft vollglüh'ndem Triebe

In's Herz des Himmels Odem flößt!
Rein, unverfälscht milßt ihr euch finden,
Dem Schnee der Silberlilie gleich,
Wollt ihr das Zauberwort ergründen
Aus jenem tief verschloss'nen Reich.
Sie nennen's eine holde Sage,
Die meisten ahnen kaum das Glück
Und schau'n, wie auf verträumte Tage,
Mit wehmuthsvollem Blick zurück.
Ihr könntet ew'ge Schätze heben,
Wenn ihr das Leben nicht versäumt,
Nicht träumen sollt ihr euer Leben,
Erleben sollt ihr, was ihr träumt!

Die Liebe ist ein Blüthensegel,
Der heilig in der Seele ruht,
Ein Röslein nicht, das von den Wegen
Man pflückt für seinen Wanderhut.
Wenn ihr der Seele Mai geküßt,
Veslagt ihr nicht der Träume Flucht,
Die Knospe, der ihr einst erglühet,
Brangt als lebend'ge Lebensfrucht.

Aus reinsten Tiefe muß es stammen,
Und wie des Himmels Blau so treu,
Was eure Seelen süßt zusammen,
Dann bleibt's euch ewig frisch und neu.
Aus erster Lieb' und erster Wonne
Sproßt jede Blüth' am Lebensbaum.
Wie ging die Zeit, wie ging die Sonne
Dahin? ihr wißt es selber kaum.

Komm,“ fährt er fort, „es glüht der Tag,
Und bis wir bei der Nacht Erscheinen
Mit unserm Hoffstaat uns vereinen,
Wo jeder sich ergötzen mag,
Laß uns entfernt in kühlem Schatten
Noch ruhn auf blüh'nden Ufermatten.“
Spricht die Prinzessin: „Ja, ich weiß
In der Ruine dort, die greis
Hintrauert, ein gar herzig Plätzchen.
Dort führte mancher schon sein Schätzchen
Zum selig süßen Liebesthum,
Komm, komm, dort laß uns glücklich ruhn.“
— Und wie die Sterblichen im Ruffe
Bergeffen Tag und Stund' und Ort,
Umshlingen sie im Liebesgruße
Sich auch, und springen grüßend fort.

2. Neuer Frühling.

(Liederbuch, 1852.)

Neuer Frühling ist gekommen,
Neues Laub und Sonnenschein,
Jedes Ohr hat ihn vernommen,
Jedes Auge saugt ihn ein,
Und das ist ein Blühen und Sprießen,
Waldesdüften, Quellenfließen,
Und die Brust wird wieder weit,
Frühling, Frühling, goldne Zeit!

Von dem Felsen in die Weite,
Fliege hin, mein Frühlingsfang,
Ueber Ströme und Gebreite,
Durch Gebirg und Blüthenhang!

Darf nicht wandern, muß ja bleiben,
Ob mich's ziehn auch will und treiben,
Doch so weit der Himmel blaut,
Singen, singen will ich laut!

Wie die Welt auch wechselnd gehe,
Wie das Schicksal auch mich treibt,
Komme Glück und komme Wehe,
Fest doch weiß ich, was mir bleibt:
Fester Muth der freien Seele
Und die freud'ge Liederkehle,
Lebenslust und Lebensdrang,
Goldnes Leben im Gesang!

22. Robert Hamerling.

(1832— .)

1. Aus: Ein Schwänenlied der Romantik. (1862.)

Waterland, du starkes, wo blüth'n im Sonnenschein
Vom Elbstrom hundert Städte bis an den grünen Rhein,
Wo von den Alpenhängen bis an den Nordseestrand
Viel tausend Brüder wohnen — Gott segne dich, du starkes Land!

Waterland, du schönes, wo stolz die Ströme geh'n,
Wo hoch die Dome ragen und erst die Burgen steh'n,
Wo sich in zwei Meeren spiegelt der Ufer Rand
Und grün die Hügel glänzen — Gott segne dich, du schönes Land!

Waterland, du Kühnes, wo eichenlaub-umkränzt
Noch Hermanns Schild nicht rostet, wo noch verborgen glänzt
Das Schwert der Hohenstaufen, und wo deutsche Hand
Weiß beides noch zu führen — Gott segne dich, du Kühnes Land!

Waterland, du hehres, wo jedem dunklen Trug
Kühn und stolz begegnet lichten Geistes Flug,
Indeß doch Lieb' und Treue, rein wie Opferbrand
Stühet in den Seelen — Gott segne dich, du hehres Land!

Waterland, du theures, das wie ein holder Stern
Erglänzet lieben Brüdern auch in weiter Fern',
An welches treu gebunden hält ein festes Band.
Alle deutschen Herzen — Gott segne dich, du theures Land!

Waterland, du heil'ges — wohlauf im Morgenroth!
Für dein Banner geh'n wir freudig in den Tod,
Wenn es schwarzrothgolden weht am Nordseestrand
Und von den Alpen flattert — Gott segne dich, du heil'ges Land!

Ja, Waterland, geliebtes! umströme dich Glück und Heil!
Was Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
Nur, fleh' ich, nie mißachte, in neuen Strebens Drang,
Was deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

Entfache des Geistes Leuchte zu niegeseh'nem Glanz,
Doch pflege du das Herz auch; pflege den keuschen Kranz
Tieffünniger Gefühle; wahre dustig zart
Die Blume deutschen Gemüthes im frost'gen Hauch der Gegenwart.

Was Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze slicht,
Mein Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
Steh'n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
In ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

Wenn sie dich Träumer schelten, mein Volk, erröthe nicht!
Nicht höre den falschen Propheten, der tabelnd zu dir spricht,
Du müßtest „staatsflug“ werden, es heiße das Völkerglück
Den nackten Egoismus, des Urwalds Raubthierpolitik!

Nein, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
So halt' es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrals;
Hoch halt' es unter den Völkern, und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

Ruhmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
So bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
Wem ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
Wer ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

Herzensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
Recht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
Auf diese starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreis't,
Gründe für alle Zeiten dem Weltreich dir, o deutscher Geist!

2. Aus: Ahasverus in Rom. (1865.)

Das in sechs Gefängen gedichtete Epos behandelt das Leben des Kaisers Nero in seinen Haupttugden. Ahasverus ist nicht der ewige Jude, sondern der ewige Mensch mit seiner Sehnsucht nach dem Tode, während Nero den unendlichen Lebensdrang des sterblichen, selbstthätigen Individuums darstellt. Ahasverus tritt bei den wichtigsten Momenten der Handlung dem Nero waarend entgegen.

Nero's Tod.

Nero schreitet durch den hallenden Palast und ruft

Nach seinen Sklaven. Doch die Sklaven eilen An ihm vorüber, achten nicht auf ihn.

Er droht, er wüthet, doch sie merken's nicht. Ohnmächtig ist sein Jorn.

Er will mit Edelsteinen und mit Gold Bestechen seine eignen Leute, doch Sie nehmen Gold und Edelsteine selbst Aus seinen goldnen Hallen ohne Scheu. —

Noch einmal irrt er durch das Haus und findet Nicht einen Diener mehr — doch nein! noch Einem:

Ein Mann ist's von der kaiserlichen Wache German'schen Stamm's — mit Waffen-ehre grüßt

Ihn dieser noch als Kaiser und als Herrn. Des Waders Treu' mit Rührung fast bestaunend, Winkt Nero: „Folge mir!“ und fällt gehorsam, Apatischen Gesichts, vorbet Germane.

Von ihm begleitet wendet Nero sich Nun einem tief verborgnen Gange zu, Der unterm Valatinus hin zuletzt In eine abgelegne Gegend führt.

Bei einer Fackel Glanz durchschreiten sie Die unterird'sche Finsterniß und treten Auf einsam-öder Stelle, unter Gräbern Am stillen, menschenleeren Esquilin An Tageslicht hervor. Verkleidet ist Der kaiserliche Flüchtling, unerkennbar.

Ermüdet nun auf einem Grabdenkmal Der Gräberstraße rasten sie. Zwei Männer, Von Nero sprechend, tauchen auf, und arglos Geh'n sie vorüber. Von bewohnteren

Stadttheilen her schallt ein verworrender Lärm. Wohin sich wenden? Um die Stadt her liegt Des Vinder Heer wie Feuer um den Kessel,

Und in der Stadt, dem Kessel, kocht und siedet Und braust des Aufbruchs wallende Bewegung. Nicht von der Himmel selbst sich in den Streit? Sieh, finstre Wetterwolken steigen auf, Ein Wirbelwind beginnt den Staub zu kräufeln, Bald fängt der wilde Donner an zu rollen, Und Blitze sprüh'n und Regen prasselt nieder! Es kehrt zurück die kaum verflornte Nacht!

Ha sieh, der funkelrothe Blitz, er zuckt Wie eine rothe Schlange, die der Adler Entführt hat in die Luft und die sich jetzt In seinem Schnabel krümmt in wildem Bickack — Und immer tiefer nachts — immer greller Aufflammt der Blitze Schein, und wilder krachen Die Donner, langhütröllend, wie verdoppelt Vom Echo des Gebirgs — ha, all' dies grause Geleucht' der Flammen, all' dies Donnertrollen, Des Windes Brausen und der Wasser Sturz, Snd's Stimmen des Triumphes für den Galba?

Ist's Nero's Grabgesang? Verklärt die Flamme Mit Blüthesprach und Donnerklang den gähnen Titanensturz des „Flammen-Dionysos? . . .

Es kommen Wasserbäche wild geschossen, Und waten muß durch hochgeschwellte Lachen Der beiden Wand'rer Fuß. Durch Windesbraus Und Regenguß und grelles Blüthgefumel Hineilen sie voll Grausens. Endlich bietet Sich zum Asyl verfall'nes Mauerwerk.

Ermüdet schon ist Nero, fast verschmachtet Vor Durst in seines innern Fiebers Brand. Gutmüthig sammelt der Germane Wasser, Wie es vom Himmel stürzt, in seinen Helm, Und reicht's dem Schmachthenden, um ihn zu laben.

„Hier sind wir sicher,“ tröstet er den Herrn. „Ja sicher,“ gibt mit bitt'rem Lächeln der Zur Antwort, müd' auf harten Grund sich streckend —

„So sicher wie ein Perchameß im Korn Zur Erntezeit. — Horch, horch, wie's stürmt und wettet —

Wir aber sind zur Ruhe hier verdammt. Was schweigst du, treuer Kämpfe? sprich doch, plaud're!

Sieh, Nero ist gewöhnt an Zeitvertreib! — Warum bist du, der Einz'ge, mir gefolgt?

Was spornte dich, den Einem, auszuhalten Bei mir getreu, als all' die Andern sloh'n?“

„Ei, Herr,“ berseht befremdet der Germane, „Sieh' ich denn nicht in deinem Sold? und ist's Nicht Dienerpflcht, dem Herren treu zu sein?“ —

„Pflcht — Treue — Mann, du sprichst in Germanismen! Wie lang bist du in Rom?“ „Zehn Jahr'!“ —

„Und hast Die Treue nicht verlernt? und folgst nun so Mir ohne Grund, aus angestammter Treu'? Ei, ihr Germanen seid ein braves Volk! Bist du nicht stolz drauf, daß du ein Germane?“

„Ich bin ein Bructerer!“ — „Oh weh, er weiß kaum, daß er ein Germane!“

Erzähle mir, indeß wir rasten, Freund, Ein wenig doch von deinem Vaterlande! Wie bringt ihr wohl den langen Tag so hin In euren finstren Wäldern?“ — „Ei, wir jagen Das Hochwild, Eber, Wolf und Ur, und Stenn, Und Abends ruht man auf der Bärenhaut, Trinkt aus dem Horn des Auerstiers, verfürzt Wohl auch die Winternacht mit Würfelspiel.“ —

„Wohl besser lebst du jetzt bei uns im Silden?“ „Doch jezuweilen sehn' ich mich zurüd. Wir haben nur Gefümpf und Taunenwälder, Und südwärts lockt uns oft ein Wanderdrang;

Doch seit ich leb' in Rom, da dünkt michs oft,
Als wär's doch nirgend schöner als daheim."

"In euren Sümpfen, euren Tannenwäldern?"
"Wie schattig grünt der Wald zur Sommerszeit!

Doch schöner, mein' ich, ist er noch im Winter:
Da hängt der weiße Nebel in den Aesten,
Windbrüche hört man knirschen im Gebirg,
Und geht der Wanderer durch den Frost, da
Klingen

Des Eises Rapsen, schimmernd in der Sonne,
Aus allen Wipfeln wie ein Glockenspiel,
Und unterm Fuß des Wandrers tracht der
Schnee:

Bei Nacht die Stürme brausen, Sterne glitzern,
Aus dem Gestrüpp zuweilen schaut der Wehr-
wolf —

Dann schlägt man sich wohl abseits in den
Busch,
Und hüllt sich schauernd tiefer in die Wild-
schur.

In solcher Zeit, o da ist's wohligh ruhn
Bei dicker Tannenlöse rother Blut,
Bei Gerstentrank und Meth und Liederklang." —
"Wie? Habt ihr Lieder auch? wem singt ihr
sie?"

"Den Helden und den Frau'n." "Die Frauen
gelten

Bei euch so viel?" — "Mehr als in Rom.
Wir haben

Auch Seherinnen, hochgeehrt im Volk." —
"Ihr ehrt die Helden auch?" — "Wenn sie
gestorben,

Erweist man ihnen hohe Grabeshren." —
"Ei, wie bestattet ihr den todten Helden?"
"Schwert, Lanze, Schild, Trinkhörner, Roffe
werden

Mit ihm verbrannt. Bei Stämmen an der
See

Da üben sie noch and're Todesfeier:
Des Helden Leib wird auf ein Schiff gesetzt
Mit Waffen, Beute, Schätzen, prächt'ger Zier:
Man zieht die Segel auf und steckt das Schiff
In Brand, und so, mit hochgeschwellten Segeln,
Im Glanz der Flammen fährt der todte Held
Von dannen, und verbrennt auf hoher See." —

"Ein seltsam Volk," (spricht Nero still bei
sich)

"Kraft mit Herz und Phantase verschwifert —
Dies Volk erobert, wenn es will, die Welt!" —

In diesem Augenblicke zuckt ein Blitz —
Ein wilder Donnerschlag erschragt zugleich,
Und das Asyl der Beiden steht in Flammen.
Austaumeln sie entsehblich, und tappen
Im wachsend wilden Graus der Elemente,
Die wie im Wettkamp durcheinander toben,
Sich weiter an dem dnen Trümmervort.
Und wieder hat im Schein des Blitzes
Nero
Aufleuchten sehn das Bild des Alten,
ruhend

Auf grauem Stein, unheimlich nach ihm blickend,
Mit Augen, triumphirender als je.

"Fort, fort," ruft Nero, "sitz doch wie ein
Büttel

Im Nacken uns das Wetter, unerbittlich
Uns weiter scheuchend — ha, gibts keine Stelle
Im Grund der Erde, wo ich rasten darf,
Wo ich den wüsten Braus nicht mehr vernehme,
Und das verhaßte Späherangesicht

Des wllen Bettlers mich nicht mehr belästigt?" —
Es schleppen pfadlos weiter sich die Beiden.

Da strauchelt des Germanen Fuß — er stürzt,
Indeß er nach des Himmels Wolken späht,

In eine tiefe Grube. Hier erschließt,
Indeß er schwer bemüht empor sich rafft,

Vor seinen Spilverblickten in der Dämm' rung
Zur Höhle sich des Raumes Hintergrund.

Er ruft hinab den Nero. Beide dann
Erasten eines schmalen Ausgangs Thür,

Die weiter führt ins unterird'sche Dunkel.
Voran kriecht der Germane, Nero folgt,

Sein eignes Loos belächelnd, das ihn zwingt
Auf Bierem jetzt zu kriechen, ihn, den Gott. —

"Weiß ich doch selber nicht, wovor ich fliehe,
(So spricht er zu sich selbst) vielleicht vorm
Leben?

Vorm Tode wahrlich nicht — dünkt doch das
Dasein

Mich nur mehr ein zerflozner, wüster Traum!"
Die Donner krachen in der Ferne noch,

Und wie ein mildes Thier, das sie verfolgt,
Brüllt hinter'm Flüchtlingspaar das Ungewitter.

Doch plötzlich, sieh, wie von der Oberfläche
Der sturmgepeitschten Wasser in die Tiefe

Tritonen tauchen Mogen, auf den Grund
Des Meeres, in krystall'ne Zaubergrotten,

Wo süßer Friede winkt, indeß hoch oben
Die Bogen rollen und die Säfte brausen —

Von all' dem Wirral klingt kein Ton hinab —
So plötzlich, sieh, umgibt das angstgehetzte,

Das milde Paar, dem von des Wetters Brausen
Das Ohr noch gellt, ein wunderbarer Ort,

Ein Ort voll still-erhabnen Götterriedens,
Geheimnißvoll erhellt von einer Ambel,

Die von des Raumes Decke niederhängt.
Und klein're Lichter reih'n symmetrisch sich

Um eine hochgebühnte Stelle her,
Wie Sternchen schwebend in der Dunkelheit,

Verbreitend einen milden Dämmerchein,
Der das Gemüth mit hehrem Schauer füllt.

Die hochgebühnte Stell' ist ein Altar,
Und davor steht ein Greis in priesterlichem

Gewande, flüsternd, mystischen Gebrauch
Vollziehend, während ringsum ernste, bleiche

Gestalten knie'n die Häupter tief gesenkt. . .

In diesen heilig-stillen Friedenstraum
Tritt plötzlich jetzt der düst're Flüchtl'ing Nero.

So mitten unter einen Taubenschwarzin
Mag pfeilgetroffen aus den Lüften fallen

Ein Aar, ohnmächtig, doch noch Gram er-
weckend.

Ausblick der Peter Schaar, und von den Lippen

Bebt unwillkürlich als ein Schreckenslaut
Der Name Nero!

Finst'rer kreist der Blick

Des Düstren rings und haftet am Altar,
Wo ihm sich zeigt ein wundersames Bild:
Ein edel Menschenbild, ans Kreuz geschlagen,
Mit einem Dornenkranz uns bleiche Haupt.
Und Nero denkt der Kunde, die vorlängst
Durch Tigellin ihm ward vom Gott der
Christen . . .

„Wenn ich das Leben liebte, mißst' ich nun
Vielleicht erzittern (spricht er bei sich selbst),
Denn wie in eine Löwenhöhle fiel
Ich unter meine schlimmsten Feinde jetzt.“
Und zu den Christen kehrt er trotzend sich,
Die ihm mit Grausen schau'n ins bleiche Antlitz:

„Ja, Nero bin ich! und in Händen habt
Den Todfeind ihr! So rächt euch, tödtet ihn!
Bollzieht das Werk — seht, meine Treuen
haben

Zum Tod mir nicht einmal das Gift ge-
lassen — —

Der Mann hier ist zu ehrlich, mich zu tödten,
Ich fürcht' er zittert bei dem Stoß — ei, wißt,
Der Schmach entfloh ich nur, doch nicht dem
Tod —

Den such' ich — seht, ich bin's, der eure
Väter,

Der eure Brüder, Schwestern, grausenhast
Zum Fraße vor die wilden Thiere war! —
Ich bin's, der euch verfolgte, der die Brände
Des Circus häufl' auf Petrus und auf Paulus . . .
So rächt euch denn, ihr Männer, tödtet mich!“ —

Da wendet vom Altar der greise Priester
Zu Nero sich und spricht: „Wir tödten nicht,
Wir rächen uns am Feinde nicht, wir lieben
Den Feind auch — unser heiligstes Gebot
Ist Liebe!“ — „Liebe? wach' verhasstes
Wort

Sprichst du mir da? Habt ihr so großen Vor-
rath

Von Dingen, die so selten in der Welt,
So einzig, sabelhaft sind wie der Phönix?
O Schwärmer, eitle Thoren, wißt, erkundet
hab' ich, wie Keiner sonst, das schreckliche
Geheimniß, daß es keine Liebe gibt!
Ich liebte nicht und wurde nicht geliebt,
Und war doch Nero, war der Herr der Erde!“ —

„Du fand'st auch das nicht, was du Liebe
nennt?“

Unseliger, du stelltest dich zu hoch,
Und alles And're stelltest du zu tief,
So blieb denn endlich nichts mehr über dir,
Zu dem du liebend, sehnend blicken konntest:
Denn über uns muß sein, was liebend wir
Ersehnen sollen — ewig sieht die Sehnsucht
Nur über sich, nie unter sich ihr Ziel! —

So knüpfe denn der Sehnende so-
gleich
Der Sehnsucht Zauberband an's höchste
Wesen.“

„Das ist ein Evangelium der Liebe
Seltamer Art. Ihr liebet euern Gott?
Die alten Götter wollten Opfer bloß,
Und wollten mir geehrt, gefürchtet sein!“ —
„Der uns're will die Liebe, will das Herz.“ —
„Seid ihr gewiß, daß er euch wieder liebt?“ —
„Er stieg vom Himmel nieder, starb für uns.“ —
„Sein Bildniß ist's, das ich dort ragen seh'?“ —
„Er ist's — der Gottmensch ist es, Jesus
Christus.“

Des Heidenthums lieblose Götter schweben
In ihrer kalten Höhe eigenmächtig,
Wir aber wissen, daß das Göttliche
Heruntersteigt von seiner Himmels-
höh',
Daß es verkörpert wandelt auf der
Erde
Und daß es leidet, lebt, und stirbt für uns!“ —

„Ein Gott, der leidet! Seltam! Wie
Prometheus!

Ihr folgt dem Beispiel wohl und leidet gerne,
Und sucht den Schmerz, und stoßt die Lust von
euch?“

„Es ist die Lust nicht, wie du glaubtest,
Nero,

Der Schmerz nur ist es, der die Welt er-
löst!“ —

„Ei, ihr verklärt den Schmerz euch, wie die
Liebe!

Des Schmerzes Wollust, in der That, die seht
In meinem goldnen Haus. Ich merk' es
wohl,

Ihr seid mein übermüthig Widerspiel:
Ich pred'ge Eignsucht, ihr predigt Liebe!
Ich preise den Genuß, ihr preist den Schmerz.
In eurem ganzen christlichen Olymp
Ist wohl kein Platz für Nero-Dionysos?“ —

„Vielleicht . . . Siehst du den Fürsten
der Dämonen,

Die Schlangenbrut mit menschlichem Gesicht,
Die wild verzerrt auf jenem Bilde dort
Sich krümmt zu Füßen eines Götterjünglings
Mit gold'nem Flammenschwert? —
Sein Nam' ist Lucifer — das ist der
Dämon

Der Eignsucht, der stolze, der sich los
Gerissen hat vom ew'gen Liebesgrund
Und auf sich selbst gestellt, vom Gött-
lichen

Getrennt, einsam, unselig immerdar,
Sich in der kalten finstern Tiefen wälzt —
Aufs Haupt ihm, siehe, setzt den Fuß der
Seraph,

Ihm, der doch selbst ein Seraph konnte sein,
Hätt' er sich aus dem sel'gen Reich
der Liebe

Hinausgestürzt nicht in die ew'ge
Nacht,

Die Nacht der Selbstsucht und des
Eigendünkels!“ —

„Mich dünkt, ich habe Worte dieser Art Gehört schon einmal — in dem Brande Roms — Doch sage mir, welch reizend Wunderbild Von Frauen schöne leuchtet mir entgegen, Dem düstern Schreckensbild hier gegenüber, Umstrahlt von milder Lampe gold'nem Schein? Ein Frauenbild, das, hold bekränzt mit Rosen, Zum Himmel lächelnd schwebt.“ —

„Maria ist's, Die heil'ge Gottesmutter, im Geleit Der Engelknaben. — Dort sahst du den Seraph, Der lieb-los stürzt als Dämon in die Tiefe, Und hier siehst du die irdische Natur, Vom Göttlichen erwählt und durch die Liebe Begnadet, feiern ihre Himmelfahrt!“

Auf die geheimnißreichen Bilder lange Blick Nero sinnend, und er spricht zuletzt: „Ich seh's, der wunderbare Mutterstoß Des menschlichen Gemüths ist nicht erschöpft! Zerfällt in Staub die abgelebte Welt, Das Menschenherz gebiert sie ewig neu! Der Gott-Mensch hier, und hier die Jungfrau-Mutter, Und hier der Dämon, der ein Seraph war: Mit diesen Typen, fromme Christen schwärmer, Erobert ihr die Welt — das sind Gestalten, Die das Gemüth in seiner Tiefe packen, Und mich bedünkt, sie werden ewig leben Im Pantheon unträflicher Weltsymbole, Wie Venus, die dem Schaum des Meers ent-

stieg, Und Pallas, die aus Jovis Haupte sprang! — So tauchen welterlösende Gedanken Verkörpert fort und fort aus Schwärmerhäuptern! Ha, ich auch wollte neue Götter schaffen: Die morphen Throne der Olympier Hinstürzend, stellt' ich mich auf den Altar — Doch Nero-Dionysos, er erleuchtet Vor diesen neu'n Göttern. Ei, ihr Männer, Mit eurem Gott am Kreuz, ihr tragt es besser, Was dieser Zeit geziemt. Ich wähnte, daß Die neue Zeit mit mir beginnt, und seh — Ich war der alten stolzer Ausgang nur! Ich war ein Gott, doch meine Herrlichkeit Sie ist vorbei — glüh'n seh' ich meines Lebens Und meines Glücks herabgebrannte Kerzen, Brustlampen gleich, im letzten Flackerschein! . . .

Ich suchte die Unendlichkeit des Glücks — Vielleicht beginnt sie erst mit der Entsayung; Ich suchte die Unendlichkeit des Ich's — Vielleicht beginnt sie dort erst, wo wir uns Des eignen Ich's entäußern. — Solches ist Wohl eures Herzens Meinung auch, ihr Christen, Und eurer Lehr' und Bilder tiefer Sinn!“ —

„Begreift du,“ spricht der Priester, „daß sich hier Ein Port des Friedens und der Ruh' dir öffnet?“ —

„Nicht mir! die neue Lehre wendet sich An schlichtere Gemüther als das meine. Ich beuge mich den neuen Göttern nicht, Nur weichen will ich ihnen — und den Kelch Von dem Altare hier ergreifend, seht, Ausgieß' ich, an des Hades Schwelle stehend, Den em'gen Mächten ihn zur Opferspende, Den ewigen, geheimnißvollen Mächten, Die in den Tiefen des Gemüth's thronen; Ausgieß' ich ihn den Sternen meiner Jugend, Der schönen Glut, die auch mein Herz geschwellt!

Ihr holden Täuschungen der Menschenseele, Ich lebte nur, als ich in euch noch lebte! Ich war zu groß, zu klug für Menschenglück! Ob's besser, groß, ob's besser glücklich sein? Ich will die dunkle Frage nicht entscheiden — Gebrochen bin ich, todesmüd. Den Mächten Der Unterwelt und der Vernichtung weih' ich

Dies Dasein, dies entgötterte, dies öde . . . Ha, gab's nicht eine Zeit, wo ich allein Mir unerschüttert dazustehn bedünkte, Inmitten einer Welt, die rings um mich In Glut und Trümmer sank? Und nun, nun seh' ich, Daß ich allein zusammenbreche, während Die Welt um mich sich neu verjüngt, und neu Zu frischem Leben wunderbar erstarkt!“

Er spricht's, und von der Seite des Germanen Reißt er das Schwert, und stößt es sich in's Herz.

Er stürzt zu Boden und ein rother Stral Von seinem Blut bespritzt die Heiligthümer. Mit schreckgelähmter Zunge bebt der Christen Gemeine schauernd vor dem grausen Opfer, Das auf des Altars Stufen blutend stürzt.

Da plötzlich, sieh, wie aus dem Boden wachsend, Tritt vor das Aug', das brechende, des Nero Ein Greis hervor, und Nero's wirrer Blick Erkennt den Mann, der sprach: „Es kommt die Zeit,

Wo ich in deines Aug's Pupille rächend seh.“ „Du, Alter,“ (flüstert Nero noch) „ja, du Gemannst die Wette! Todesseh'n suchst hat Mit Lebensdrang in mir getauscht die Rolle!“

„Geh ein,“ so ruft er, „in die heil'ge Stille Des Todes, seine sanfte Schwung' umschotte Dich lühnend, stolzverirrter Menschenlohn! — So schwebe hin, ein unvergänglich Bild — Filt alle Zeiten eine Grauererscheinung, Und doch im Tiefsten nur ein Spiegelbild Des em'gen Götterdrangs der Menschenbrust.“ . . .

So spricht der Greis. Auf ihn blickt die
Gemeine
Der Christen still, der Priester fragt: „Wer
bist du?“

Aufrichtet sich der wildumlockte Fremdling
Und gibt zur Antwort: „Ich bin Ahas-
verus!“ —

„Der Jude von Jerusalem, der Christo
Getroht mit ledem Wort an seiner Schwelle,
Von dem geheimnißvolle Sage meldet,
Daß er zur Sühne ewig wandern muß?“ —

Der Greis, sein tiefes Flammenauge rollend,
Versetzt: „Der eurem Heiland trostete, war
Nicht bloß der Jude von Jerusalem,
Das war schon Ahasver, der ur-alte,
So alt schon als die Welt: sein Barthaar war
Längst weiß wie Schnee, sein Nacken trug gebeugt
Schon eine Bürde von Jahrtausenden:
Seit Herzen schlagen auf der Erde,
wandert
Schon Ahasver und ewig wird er
wandern,
So lang noch Herzen auf der Erde
schlagen!“

23. Ernst Kaupach.

(1784—1852.)

Aus: Die Schleichhändler. (1830.)

Julie von Rielesbusch, ein nicht mehr junges, aber reiches Fräulein, ist durch Romanlectüre so närrisch geworden, daß sie für den Gedanken schwärmt, das Leben einer Zigeunerbande kennen zu lernen. Ihre Nichte Minna wird von dem Sohne des Zollinspectors Harber geliebt, darf aber ohne weiteres nicht auf die Zustimmung der Tante rechnen. Der Zollassistent Till, ein pflüßiger Kopf, erkümt nun einen Plan derart, daß Fräulein von Rielesbusch durch einen mystisch-romantischen Brief zu einem Zigeunerfeste in den Wald geladen wird, wo sie mit dem lustigen und närrischen Barbier Schelle, der durch einen gefälschten Liebesbrief zu einem Rendez-vous eben dahin bestellt ist, zusammentrifft. Schleichhändler, welche das Terrain zu ihrem Schmuggel benutzen, die übrige Gesellschaft, welche in den Scherz verwickelt worden, Hölletheilnehmer betheiligen sich an der Aufklärung der Geschichte, die schließlich den Liebenden zu ihrem Ziele verhilft.

Schelle jubelt wegen des bevorstehenden Rendez-vous.

Till und Schelle.

Till.

He da! Fremd Schelle! Wo hinans?

Schelle (vorrennend).

Aus der Welt, aus der Welt.

Till.

Nicht doch! der Weg ist weit und es ist schon spät.

Schelle.

Thut nichts. Ich möchte in die Erde sinken; ich möchte in die Wolken fliegen; ich möchte alles.

Till.

Was ist denn geschehen?

Schelle.

Alles ist geschehen; eine Welt ist geschehen. Ich bin desperat vor Freude und Jubel. Ich kann weder Glück noch Unglück ertragen, und das Glück ist da, Freundchen, das Glück ist da, thurmhoch, riesengroß.

Till.

Was für ein Glück?

Schelle.

Von dem Ihr heute früh sprach, das Glück von drüben. Es ist da, und ich bin ein schlechter Kerl, daß ich nicht aus der Haut fahre. O! wenn ich nur nicht schweigen müßte, ich wollte bei allen meinen Kunden herum rennen und in die Fenster schreien: Das Glück ist da!

Till.

Es ist also zur Erklärung gekommen? Nun,

ich gratulire. Das Mädchen ist hübsch, und wenn einmal der Vater stirbt — —

Schelle.

Vater stirbt? Von wem spricht Ihr, Freundchen?

Till.

Von derselben, auf die ich heute früh anspielte, von des Schenkwirths Tochter.

Schelle.

Schenkwirthstochter? Mir Schenkwirthstochter? Die schenke ich Euch. Also von der spricht Ihr?

Till.

Allerdings. Ihr habt ihr neulich ein Hühnerauge ausgeschnitten, und Dankbarkeit führt zu Liebe.

Schelle.

Nein, Freundchen, Ihr müßt höher steigen.

Till.

Wie? etwa gar des Schulmeisters Schwester?

Schelle.

Auskehricht! pures Auskehricht! Ihr müßt höher hinauf.

Till.

Das laß' ich bleiben. Adieu!

(Er stellt sich, als wollte er gehen.)

Schelle (ihn padend).

Ihr sollt mich hören, ich lasse Euch nicht los, ich laufe Euch nach, ich setze mich neben Euch, ich kriech mit Euch in's Bett, bis Ihr mich hört. Ich habe niemanden, dem ich es

erzählen könnte, als Euch, und so etwas kann der Mensch nicht bei sich behalten, es ist über seine Kräfte.

Till (sch losmachend).

Seid Ihr denn ganz des Guckucks? Nun so sprecht!

Schelle.

Ich war bei Euch gewesen, hatte den Hauptmann rasirt: schlenderte mit meinem Becken unter dem Arme ganz gemächlich nach Hause. Wie ich an Eure Gartentede komme, schießt hinter dem Hollunderstrauche wie eine Blindschleiche, ein Betteljunge hervor, auf mich los, steckt mir einen Brief in die Hand: „das ist für Euch, schöner Herr.“ und rennt wie ein Donnerwetter davon. Ich stand wie versteinert und mein Verstand auch; aber ihr kennt meine Geistesgegenwart, ich ließ mich nicht verblüffen, brach den Brief auf, las — und (indem er ihm den Brief gibt) hier ist er — hier ist er. Leset, leset! Aber um des Himmels willen überspringt keine Sylbe.

Till (tief).

„Geliebter Benjamin.“

Schelle.

Das bin ich. Ich heiße Benjamin. Ihr wißt doch, daß ich Benjamin heiße? Ich kann Euch mein Taufzeugniß — —

Till.

Ich weiß ja. (liest.) „Meine Vermunft hat einen langen, schweren Kampf gekämpft gegen Dein liebezendes Bild, das mir im tiefsten Herzen wohnt. Aber mit Deinem Bilde war meine Schwachheit, und diese Verblindeten haben gesiegt und der Überwundenen die süße, seltsame Pflicht auferlegt, Dich zu lieben bis an's Grab. Doch noch darf das Auge der Menschen, ja, nicht einmal das Auge des Tages mich als Überwundene schauen. Darum, wann die romantische Nacht ihren Mantel ausgebreitet hat über die Erde und die neunte Stunde verhallt ist, wirfst du mich im Walde bei der hohlen Eiche am Katzensteine finden. Deine Brust ist nicht hohl, wie diese Eiche, es schlägt ein fühlendes Herz darin; darum wirfst Du nicht fruchtlos harrten lassen Deine liebende Julie Kiefebusch.“

Schelle (sehr gerührt).

Julie Kiefebusch!

Till (lesend).

„Postscriptum.“ Ächt weiblich.

Schelle.

Himmlich! himmlich!

Till (lesend).

„Die Lösung, um uns im Dunkeln zu erkennen, heißt: die Eul' ist ausgeflogen, die Kön'gin eingezogen.“ — Ich falle aus den Wolken!

Schelle.

O! ich bin noch höher herabgefallen. Was sagt Ihr?

Till.

Ich wünschte Euch Glück. Sie ist freilich schon in männlichen Jahren, aber wohl erhalten, verständig und steinreich.

Schelle.

Nun sagt! sollte ich nicht aus der Haut fahren?

Till.

Im Grunde genommen, sehe ich nicht ein warum; es ist doch nichts Außerordentliches. Ihr seid — nun Ihr werdet nicht glauben, daß ein Freund Euch schmeicheln will.

Schelle.

Wenn ich es glaube, so will ich ein Hanswurst sein.

Till.

Ihr seid zwar nicht mehr ganz jung, aber doch noch ein kluger und hübscher Mann.

Schelle

(Nach in seinem Barbierbetten behebend).

Ha — ha! Gott sei Dank! ich kann zufrieden sein.

Till.

Ein witziger Kopf seid Ihr auch; das kann Euch niemand nehmen.

Schelle.

Ja, der Wit' war von Jugend auf meine schwache Seite. Was wollt Ihr? Der Wit' ist eine Gabe Gottes. Bei meinen Kameraden hieß ich immer nur der Tausendfappermenter. Wenn ich mich im Wirthshause nur blicken ließ, schrien sie alle: Na, da kommt der Tausendfappermenter. Na, sagte ich, da kommt der Tausendfappermenter. Ha, sagten sie, nun wird es was setzen. Ha, sagte ich, nun wird es was setzen; und so immer fort, und so ging der Wit' immer weiter, Schlag auf Schlag.

Till.

Ich glaube es gern. Und dabei habt Ihr auch etwas Männliches, Althnes, ich möchte sagen Verwogenes. Ihr müßt in Eurer Jugend ein wahrer Satan gewesen sein.

Schelle.

Das will ich meinen; und wenn ich nicht ein Satan gewesen bin, so will ich ein Schafstopf gewesen sein. Als ich in Halle studirte — —

Till.

Was? Habt Ihr in Halle studirt?

Schelle.

Versteht mich, Freundchen! Insofern ich in Halle in der Lehre gewesen bin und tüchtig Breihahn getrunken habe, kann ich wohl sagen, daß ich in Halle studirt habe. Nun, ich ver-

sichere Euch, wenn es eine Prügelei gab, war ich gewiß nicht tausend Schritte weit davon.

Till.

O Wagehals! Und wie mögt Ihr den Mädchen mitgespielt haben!

Schelle.

Ja, da bringt Ihr mich auf das rechte Kapitel. Ich denke, wo ich gewesen bin, erzählen die Mädchen noch von mir. Sie wußten auch alle, daß bei mir weiter nichts zu machen wäre, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; und so thaten sie. Ja, ich habe es erlebt, daß mir eine im Finstern auf dem Kirchhofe begegnete, und, sobald sie meine Stimme hörte, sich niederwarf und sagte: Alle guten Geister loben Gott den Herrn. So hatte ich sie in Respect gesetzt.

Till.

Und Ihr könnt noch erlauben und aus der Haut fahren wollen, weil sich das Fräulein Kiefebusch in Euch verliebt hat?

Schelle.

Nichts da, Fremdchen, nichts da! Ich bleibe in meiner Haut.

Till.

Wäre ich an Eurer Stelle, so würde ich thun, als wäre mir die Sache höchst gleichgültig, als kämen mir solche Bestellungen tagtäglich vor. Je länger man ein Weib schmachten läßt, desto mehr wächst die Liebe; und ich wollte sie nicht eher erhören, bis sie mir zu Füßen fiel.

Schelle.

Sie muß mir zu Füßen fallen; ich thue es nicht anders.

Till.

Nun, ich muß nach Hause. Geht Ihr mit?

Schelle.

Nein! nein! Ich kann mich nicht zwischen vier Wände einschließen; ich muß Raum haben, freien Raum in Feld und Wald.

Till.

Nun, so wünsche ich Euch eine glückliche Nacht

(Er geht zur Linken im Hintergrunde ab.)

Schelle.

Glückliche Nacht — hehe! — Ich mache mir nichts aus der Sache, gar nichts; aber ich weiß doch nicht, ob mein Barbierbeden am Himmel scheint und ich die Sonne unterm Arme habe, oder umgekehrt.

(Fräulein Kiefebusch kommt im Vordergrund von der Linken.)

Das Fräulein und Schelle.

Fräulein (für sich).

Ja, es wird eine entzückende, wonnevollte Nacht werden.

Schelle (für sich).

Wird es? (Er stellt sich in Positur und hustet.)

Fräulein (ihn gewahrend).

Ah, Herr Schelle!

Schelle (grob).

Guten Tag, Fräulein!

Fräulein

(nach einer kurzen Pause der Verwunderung).

Es ist heute für einen Septembertag sehr heiß.

Schelle.

Heiß? Wirklich? ist es heiß? Ja, ja; es gibt gewisse Flammen und Gluten, die einem sehr heiß machen. Aber unsereiner — pah! — man ist daran gewöhnt — man bleibt ganz kühl.

Fräulein.

Wohl möglich; die Hitze wirkt nicht auf alle Naturen gleich. Ich glaube, wir bekommen in der Nacht ein Gewitter.

Schelle.

Das wäre wohl sehr unangenehm, entsetzlich unangenehm? Der Himmel wird Donner und Blitz aufheben bis zu einer gelegeneren Zeit. Aber wenn auch heute — wenn auch — was wäre das für ein armseliges Strohfeuer, das Regen löschen könnte? Und ein gewisses zärtliches Herz kann auf ein gewisses muthiges Herz rechnen, ich will nicht sagen ausgemacht, aber doch wahrscheinlich rechnen.

Fräulein.

Sie sind heute sehr spaßhaft; schade nur, daß ich Ihren Scherz nicht verstehe. Ich fürchte mich nicht gerade vorm Gewitter; aber es kann doch einschlagen.

Schelle.

Es kann einschlagen? Haha! Ich denke, es hat schon eingeschlagen und Feuer gefangen — hahaha! — Aber freilich, es wäre schrecklich, wenn es wirklich einschläge in einem gewissen Augenblicke, in eine gewisse Ecke.

Fräulein

(erstaunt einen Schritt zurücktretend).

In eine gewisse Ecke?

Schelle.

Ja, ja! immerhin! Einen gewissen kümmert es nicht; was kümmert es einen gewissen? Es ist ungewiß, ob der Gewisse überhaupt auf die Ecke Rücksicht nehmen wird. Wer kann das auch bestreiten? Heute ist es eine Ecke, morgen eine Buche, übermorgen ein Haselstrauch oder ein Erlensbusch; und der Mensch will Ruhe

und jeder Tag nur seine eigene Plage haben. (Er stellt sich in einiger Entfernung gebieterisch vor sie hin.) Aber wenn man auf den Knieen — (er macht das Zeichen, daß sie niederknien soll. Sie starren einander einige Augenblicke an, das Fräulein höchst erstaunt, Schelle erwartend). Ich thue es nicht anders.

Fräulein (für sich).

Betrunken. Lambourne! (Halblaut) Pflui!
(Sie wendet sich zum Abgehen nach der Rechten.)

Schelle.

Pflui! O Verstellung! dein Name ist Kiekbusch. (Er wendet sich der Linken zu.)

24. Michael Beer.

(1800—1833.)

Aus: Der Paria. Trauerspiel. (1826.)

Gadhi, dem Stamme der Parias angehörnd, dabei aber ein Muster edler und reiner Gesinnung, hat sich mit Maja aus dem Stamme der Rajas vermählt. Sie leben mit ihrem Kinde in einsamer Hütte. Da erscheint Venascar, von einem Tigerbiß gefährlich verwundet, in der Hütte. Maja reicht ihm ein Linderungsmittel, das er anfangs zurückweisen will, weil er noch eine Frucht bei sich trägt, von der er Erquickung hofft. Maja entwindet ihm die Frucht, da sie dieselbe als starkes Gift kennt. So rettet sie ihn. Er gibt sich als ihren Bruder zu erkennen, den sie todt geglaubt. Dieser rächt die schmachliche Verbindung der Schwester mit einem Paria dadurch, daß er ihr und ihrem Gatten den Tod bereitet. Bevor sie durch Braminen getödtet werden sollen, geben beide sich durch den Saft der giftigen Frucht den Tod.

Schluß des Drama's.

Gadhi.

Verfucht ist mein Geschlecht. Wo sich das Leben
In friedlicher Gemeinschaft fröhlich eint,
Wo Haus an Haus, wo Mensch an Mensch
sich reihet,

Wo sich der Tempel heil'ge Dächer wölben,
Darf nimmer ein Verworfener sich nah'n.
Mir hat der Tag nur in der Wälder Nacht,
Nur in der Höhlen dunkeln Grund geleuchtet,
Doch drängend zog mich's zu des Lebens
Freuden;

Denn menschlich wie mein Antlitz ist mein Herz.
Und wenn des Tags verrätherischer Glanz
Erlosch, die Nacht sich hüllend niedersentte,
Dann schlich ich bebend in der Städte Nähe
Und weilte gern, wo auf dem Feld des Frie-
dens

Die Menschen schlummern, sonder Lieb und Haß,
Den Schlaf des Todes in dem dunkeln Bette.
Einst — —

Maja.

Beh' uns!

Gadhi.

Heil uns, ruf' ich, Heil!
Wir haben einen kurzen Tag gelebt,
Doch war's ein Tag an heißer Liebe reich.
Einst ruht' ich so; die Nacht war rein und mild,
Und vor den Blicken weitgebreitet lag
Das herrliche Benares, leicht verhüllt
Vom Silberschleier der gestirnten Nacht.
Erstorben war das tosende Gewühl,
Und tiefe Stille herrschte rings umher.
Selbst die geschwät'ge Luft entführte leise
Dem vollen Kelsche reich durchwürzte Düste.
Nur ferne her aus leuchtenden Paqoden
Klang der Braminen nächtliches Gebet,
Und friedlich an die blühnden Ufer trieb
Des Ganges edler Strom die Silberwellen,
Treu in der vielbewegten Wogenbrust
Das ew'ge Bild des bleichen Räthes tragend.

So trug auch ich ein ewiges Gefühl
In dem zerriss'nen Herzen. Sehnsucht war's
Nach Liebe und Erbarmen. Diese Schöpfung,
Die mich verwarf, war so unendlich schön!
Ich war ein Fremdling unter gleichen Wesen,
Und doch vertilget, wie mit einem Hauch,
War all mein Haß — mein ganzes Wesen Liebe.
Ein Thränenstrom drang aus dem heißen Aug',
Da blickt ich auf, und vor mir hingegossen
In tiefem Schmerz, auf einem Grabe seh' ich
In namenloser Schönheit — dieses Weib.

Maja.

Halt ein!

Die Wunden bluten der gequälten Brust.
Entsetzliche Erin'ung! Meine Mutter!
Auf ihrem Grabe war's, wo er mich sah.
Verloren fröhlich hatt' ich die Eltern beide,
Und war verbunden einem greisen Gatten,
Dem Pflicht, nicht Liebe mich zu eigen gab.
Krank lag er mir daheim. Ein gräßlich Uebel
Brach ihm die morschen Glieder, und der Tod
Traf uns, nach furchtbarem Geletz vereint.
Ich sah das Flammengrab, die frische Jugend
Dahingegeben gräßlicher Verwesung,
Und in der stillen Nacht, mit heißen Thränen,
Verzweiflungsvoll, neht' ich der Mutter Grab.
Da sah ich ihn. — Nur einen Augenblick
Entsetzte mich die angeborne Scheu
Vor der Verworfenen Stamm. Der Wahrheit
Licht

Traf sonnenhell den nachtumbüllten Blick.
Bald, bald erkannt' ich dieses schöne Herz.
Und wie den innersten Gedanken schnell
Das Wort zurückgibt mit beredtem Flügel,
So leuchtete die Liebe wahr und hell
Aus seines Auges demantreinem Spiegel.
Allnächtlich schmückt' er mir mit frischen Blumen
Der Mutter theu'res Grab, und bebend wand ich,
Bethaut vom Perlen Schmucke meines Jammers,
Die stillen Zeichen edler Lieb' zum Kranz,
Mein elend Haupt zu krönen in der Stunde,

Die mich zum Tode rief mit glüh'ndem Munde.
Neun Nächte harret ich — und die Stunde kam,
Mein Gatte starb —

Benascar.

Und Du, Unglückliche,

Du lebst?

Gadhj.

Entsetzlicher! klagst Du sie an,
Daß sie des Daseins allgewalt'gem Ruf,
Dem ew'gen Trieb gehorcht der ird'schen Brust?
Durchspähe die Natur: wach ein Geschöpf
Verleugnete in wüthender Verblendung
Der Selbsterhaltung angeborne Wehr? —
Sie kam in jener Nacht, ein bleiches Bild
Des blühenden Entsetzens. Dunkle Locken,
Gelöst von der Verzweiflung Schredenshand
Umschlungen Geißeln ähnlich ihr die Brust,
Und hoch auf wallte der empörte Busen,
Und schlug im Wettstreit mit den frechen Lüften
Zurück des Hauptes sessellose Pier.
Das glüh'nde Auge startete kalt und todt
In die erhellte Nacht, und lautlos zuckten
Die bleichen Lippen — da erblickt sie mich,
Und plötzlich in gewalt'gen Zammerschrei
Löst sich der starre Schmerz — „Mein Gatte
starb!“

Auft die Unglückliche — „und ich, Geliebter,
Ich sterbe mit ihm!“

(Zu Benascar.)

Züde Deinen Dolch,
Reiz mir den Tod in jeglicher Gestalt;
Was ich empfand bei jenem Schredenswort,
Empfind' ich nie mehr — nie. Kein Laut,
kein Wort

Erschütterte die grauenvolle Nacht;
Mit stummen Thränen netzten wir das Grab.
Da schwand das Dunkel, — und mit glühn-
den Sohlen

Und Purpurwangen, wie ein festlich Kind
Beschrift der Tag die Höhn, mit heißen Lippen
Himweg die nächt'gen Thränen alle küssend
Der lichtberaubten Erde. Wir allein
Wir blickten meidend noch empor — da strahlte
Mit blut'gem Schein, das heitre Licht entsetzend,
Ein zweiter, ferner, dampfumschüllter Tag.

Der Holzstoß flammte, er schlug empor,
Und schien hochlobend zu begehren
Die köstliche Beute zu verzehren. —

Schauerlich hallten die Todtengesänge,
Aber schon wogte in gräßlichem Chor
Fernher die Opfer suchende Menge,
Pflügte Priester mit heiligem Munde
Luden segnend zum feurigen Bunde,
Und die Weiber mit jubelndem Schrein,
Drängen sich in die entsetzlichen Reihn,
Alle umschlungen die wallenden Locken
Mit dem fröhlichen Zimmergeirn.

Aber wir sehen sie näher ziehn,
Und fühlen das Blut uns wie Flammen glühn,
Und fühlen's wie Eis in den Adern stoßen.
Sie erblickte und wankte und söhnte: „Er-
barmen!“

Da rief ich ihr zu: „Gentigt Dir ein Herz
Voll unendlicher Lieb' und ein Dasein voll
Schmerz,

So trag ich Dich fort mit männlichen Armen.“
Sie blickte empor, sie sprach keinen Laut,
Doch fühlst' ich's lebendig, sie hatte vertraut,
Fest umschlang ich den sinkenden Leib,
Kettend entführt' ich die Flammengeweichte,
Und mir gehörte, mir die Befreite,
Sie ward mein — ward mein liebendes Weib.

Benascar.

Sie ward Dein Weib, und Brama's Rache
schwieg!

Wie durch des Himmels Plan die Wetterwolke,
Durchzieht ein Unheil kündendes Gefühl
Die ahnungsvolle Brust. — Bervorfener, nenne
Den Namen ihres Vaters mir —

Maja.

Halt ein!

In dunkeln Kreisen wälzet nah und näher
Sich die Erin'nung lang vergangner Zeit.
Die Ahnung ist ein dränendes Gespenst,
Sie ist der Tod, wenn sie die Wahrheit ist.
O schweig', Geliebter! nenn' den Namen nicht!

Benascar (zu Gadhj).

Nenn' ihn! soll ich nicht eitel Truggespinnst
Die list'ge Rede halten.

Gadhj.

So vernimm:

Die ich mein Weib mit stolzer Liebe nenne,
Des Rajahs Tochter ist's — Delhi-Benascar.

Benascar

(stößt einen Schrei des Entsetzens aus).

Die Indianer

(wenden sich bestürzt ab).

Maja (verhüllt sich).

Gadhj (zu Benascar).

So groß einst — jetzt so elend, und Du willst
Sie tiefer stützen in unnehmbar Leid?
Dich rühmt, ich seh's, der Treue heil'ge Macht,
Du bist gerührt —

Benascar.

Gerührt? — es ist die Wuth,
Die auf den Lippen mir das Wort erstarrt.

(Zu Maja.)

Berruchte, rede: lebt denn keiner Dir,
Der Rechenschaft von Deinem Handeln fordern
Und Deiner Väter Ehre rächen darf?

Maja.

Was fragst Du?

Die Eltern starben früh; den einz'gen Bruder
Entführte mir in früher Kindheit schon
Ein ferner Krieg, ich sah ihn niemals wieder.

Benascar.

Wenn Du ihn wiedersehst, wenn er käme
Und frage: „Weib! was hast Du mir gethan?
Wo ist das Kleinod meiner Ehre? wo
Der unbefleckte Name meiner Väter?“

Maja.

Mein Blut erstarrt.

Benascar.

Laß seine rothen Wellen
Den Frost des Todes überfliegen. Rede,
Gib Antwort, wenn Du kannst, — ich bin
Dein Bruder.

Maja (stürzt zu Boden).

Gadhi

(nach einer Pause zu Benascar).

Herr, ich bin schuldig, tödte mich!

Benascar.

Das will ich.

Gadhi.

Doch rasch, eh' sie erwacht!

Benascar.

Der Rath ist gut,

Er sei dein letztes Wort!

(Indem er mit geklüftem Dolche auf Gadhi einbringen
will, erwacht Maja.)

Maja.

(abwesend, starr auf Benascar blickend).

Wo bin ich? weh!

Die Gräber geben ihren Raub zurück,
Mit bleichem Antlitz, zührend naht mein Vater,
Das ist sein Geist!

(Mit zurückkehrendem Bewußtsein.)

Mein Bruder — ja — mein Bruder!

O wie so süß der ungewohnte Klang
Des theuern Namens mir zum Herzen dringt!
Mein Bruder, du wirst menschlich sein —

(Den Dolch in seiner Hand erblickend.)

Weh mir!

Dein Herz ist Eisen, Deine Blicke Mord,
Und Dein Umfangen Tod.

Gadhi (zu Benascar).

Was zögerst Du?

Ich bin bereit zu sterben.

Benascar.

Ich zu tödten.

Empfange Deinen Lohn!

Maja.

(sich zwischen Beide werfend).

Entsetzlicher!

Halt' ein! was willst Du thun?

Benascar.

Die Gottheit rächen,
Die Du geschändet hast, wie meine Ehre.

Maja.

Entweicht' ich diesen Gott durch Lieb' und will
Er Blut dafür, so sag' Dich los von ihm
Und stell' Dir in Dein goldnes Heiligthum
Ein friedlich Lamm, es knieend anzubeten.
Es ist mehr Göttliches in ihm, als in
Dem Rachebürtenden, den Du verehrst.

Die Indianer.

Weh!

Benascar.

Fluch Dir!

Maja.

Ja, auf mich die Flüche!

Auf mich die Rache! mein ist das Verbrechen!
Und freveln werd' ich, ist die Liebe Sünde,
So lang' ein Hauch des Lebens mich besetzt!
Denn dieses Herz ist ein unsterblich Buch,
Deß voller Inhalt Liebe ist für ihn,
Für ihn, für den Verworfenen. Hörst Du's,
Bruder?

Triff rasch und räche Deine Schmach.

Gadhi (zu Benascar).

O höre sie nicht an! Mein ist der Frevel. ^{Sie raft}
Beredet hab' ich sie und überlistet,
Verführt zum Bruch des heiligen Gesetzes,
Geleitet an mich mit den Zauberbänden
Verwegner Lieb', und Deiner Rache Donner
Entlade sich auf dieses Haupt. Sei gnädig
Und tödte rasch!

(Er wirft sich vor ihm nieder.)

Maja

(sich ebenfalls vor Benascar hinwerfend).

Du wirst barmherzig sein
Und nicht die einz'ge Günst der Schwester
weigern.

Der Rasende mit thatensücht'ger Wuth
Stürzt sich in diesen Tod: ich aber lebe,
Ein traurig Angebenken Deiner Schmach.
Du bist entehrt, wenn nicht im stummen Grabe
Mit meinem Dasein meine Schande schläft;
Drum end' es, — wähle — —

Gadhi (einfallend).

Wähle mich zum Opfer.

Maja.

Ich bin's, nur ich bin schuldig.

Benascar.

Beide seid Ihr's.

(Zu Maja.)

Drängst Du Dich zu dem Tod der Schande?

Lebe,

Ein süßes Leben reuevoller Buße,
Und dan' es meiner unnenbaren Liebe,
Dem mächtig ungeheueren Gefilhl,
Das auf sich Dich in diesem Busen flammte,
Seit ich zum erstenmal Dich sah.

(Zu Gadhi.)

Du stirbst!

Und wie sich hier vor den Gefährten frei
Die Schmach enthüllt, die mein Geschlecht ge-
troffen,

So will ich auch, daß sichtbar jedem Auge
Das Schreckensbeispiel meiner Rache sei.

(Zu seinen Gefährten.)

Nicht mich allein, Gott selbst hat er geschändet,
Und wenn er fällt, und wenn er blutig endet,
Sei's am Altare durch des Priesters Beil.

Gadhi und Maja

(stürzen einander in die Arme und halten sich fest
umschlingend).

Benascar (zu den Indianern).

Der Morgen graut. Ihr eilt hinweg und sucht
Den Diener Drama's in dem nahen Tempel.
Bescheidet ihn hierher; aus meiner Hand
Empfang' er dieses Opfer.

(Die Indianer gehen ab.)

Benascar (für sich).

Fassung, Herz!

Er ist gekämpft, der schwere Kampf der Pflicht.

Benascar (zu Maja).

Unglückliche.

Maja.

Kein Wort des Trostes, Bruder!

Geschehen muß, ich fühl' es, was geschieht.
Nur eine Bitte hab' ich. Ich bin Mutter.

Gadhi.

O woran mahnst Du mich! mein Kind! mein
Sohn!

Maja.

Sein Sohn — doch auch der meine. Rett'
ihn mir.

Du wirst ihm Vater werden, wirst ihn lehren
Erkennen Deinen Gott und sein Erbarmen.
Mein Gatte sterbe, nur den Knaben nicht
Sieh Preis dem opferlehzenden Braminen.

Gadhi.

Was willst Du ihm ein traurig Leben fristen?
Laß den Verwaiseten sterben.

Maja.

Nein, er lebe!

Ich soll ja leben; gönne mir den Trost.

(Zu Benascar.)

Dort schläft das Kind den sorgenlosen Schummer,
Und ahnet nicht, daß um die blüh'nde Stirne
Der Todesengel schon den Fittig schlägt.
O sei barmherzig, Bruder, rett' ihn mir;
Durch treue Diener send' ihn rasch hinweg,
Oh' der Bramine naht.

Benascar.

Welch ein Gefühl!

Hat in der starken Brust mein Herz gewandelt! —

Maja.

Die Stimme der Natur, der Menschlichkeit
Spricht laut zu Dir: vernimm den heil'gen Ruf
Und rette mir den Sohn.

Benascar

(in die Kammer eilend).

Ich will ihn retten.

(Vorige, ohne Benascar.)

Gadhi.

Was thatest Du!

Maja

(Sie stößt mit der Freude eines gelungenen Entourfes aus
ihres Gatten Arm gerissen.)

Was mir der Himmel eingab.

(Die brennende Fadel vom Baumstamme reißend.)

Die Fadel schlendern will ich in die Kammer.
Und Vater, Mutter, Kind und Feind verderben,

Gadhi

(ihr die Fadel entreisend.)

Weh' Dir! das ist des Unglücks höchster

Jammer,

Daß es zur Rettung das Verbrechen ruft.

(Die Fadel umstürzend.)

Stirb, Flamme! wie ich lebte, will ich sterben.
Versöhnt und rein geh' ich hinab zur Gruft.

Maja.

Großherziger! Gewalt'ger!

(Die giftige Frucht am Boden erblickend; für sich.)

Dank dir, Himmel!

So bleibt ein andres Mittel, wir sind frei.

(Sie verbirgt die Frucht, ohne daß es Gadhi bemerkt.)

(Vorige. Das Kind. Benascar.)

Benascar (von Jmen).

Wer löscht das Licht?

Gadhi.

Der Tag ist angebrochen,

Die Nacht ist aus, was brauchts der Leuchte mehr?

Das Kind

(vor Benascar stiehend.)

O! Vater! Mutter!

Maja.

Gott! mein Kind!

Gadhi.

Mein Sohn!

Benascar.

Schnell! Schnell!

Verzug ist Tod, nur Eile rettet.

Maja

(den Knaben fest umklammernd.)

Weh' mir!

Das Kind.

Ich will nicht mit dem fremden Manne.

Gadhi.

Folg' ihm:

Er führt dich in das helle, grüne Thal
Des Lebens ein. Wie hold es ist und schön,
Weiß der allein, der es verlassen soll.

Benascar

(hat sich inbessen entfernt und kehrt nun zurück.)

Maja (ihn erblickend).

Er kommt! Er kommt! er will ihn mir entreißen.

Benascar.

Der Tag bricht an und Drama's Diener naht:
Gebt mir den Knaben.

Maja

(niederstürzend und das Kind an sich pressend.)

Meine Kraft verläßt mich.

Benascar

(ihr den Knaben entreisend.)

So tödtest Du Dein Kind.

Maja

Mein Kind!

(Benascar mit dem Knaben ab.)

Gadhi. Maja.

Maja (außspringend).

Jetzt Muth!

Gadhi.

Was hast Du vor?

Maja

(ihm die Frucht zeigend).

Sieh, Gadhi, diese Frucht:

Entrissen hab' ich sie dem Wütherich,
Den die Natur zum Bruder mir gegeben.
Mitleidig gönnt' ich ihm ein feindlich Leben.
Ich sä'te Liebe, und ich ärnte Tod.

Gadhi.

Versteh' ich Dich —

Maja.

Du wähestest doch wohl nicht,
Ich könnte leben ohne Dich? mein Freund,
Das — sage nein — das hast Du nie geglaubt.
In dieser kleinen Frucht ist für uns Beide
Des Todes gmug. Ich theile sie mit Dir.

Gadhi.

Weib! heldenmüth'ges Weib! Und ich — ich
murrte.

Wem neid' ich jetzt das schönste Dasein noch,
Wenn solch ein Tod der Wonne mir beschieden!

Maja

(hat den Saft der Frucht in einen Becher gedrückt; ihn
emporhebend).

Willkommen, Tod der Wonne! nur die Schuld
Erbleicht, wenn sich die dunkle Stunde naht.
Mit hellem Blick und muthvoll stirbt die Treue.
Auf Wiedersehn, mein Freund!

(Sie trinkt.)

Gadhi.

O Gott!

Maja

(ihm den Becher reichend).

Und dies für Dich.

Gadhi (leert den Becher).

Dank!

(Sie sinken einander in die Arme.)

Benascar.

Geborgen ist der Knab' —

Maja.

So fliege muthig
Aus deiner dunklen Haft, gebeugte Seele,
Du wandelst dich zu glänzender Gestalt,
Und schwebst mit schützend heller Flügelndamm
Um des geliebten Kindes Haupt.

Benascar.

Jetzt — trennt Euch!

Der Priester naht, und Eurer Hütte Wand
Stürzt nieder unter schnell geschäft'ger Art;
Daß nicht besleckt auf verworfener Schwelle
Den reinen Fuß der Diener des Gewalt'gen,
Der neunmal Deinem Stamm und Dir ge-
flucht.

Gadhi.

Dein Gott des Fluches ist ein Gott des Abscheus.
Ich glaub' an seine Lieb'; von seinem Haß
Spricht Blödsinn, Habgier oder Frevel nur.
Wer sich's von seinen Priestern überliefert,
Von ihren Ammenmärchen lehren läßt,
Was Glaube sei und Gott, der schmäht sich selbst.
Er ist unläugbar, wie sein himmlisch Licht;
Des eignen Busens flammende Erkenntniß
Macht seine Welt zum Spiegel seines Wesens.
Und hast Du ihn erkannt, — mußt Du ihn —
glauben;

Nothwendiger ist Dasein nicht und Tod.
Ich war verworfen, und mit reinem Herzen
Blick' ich zurück auf meines Lebens Bahn.
Gefunden hab' ich, was des Bettlers Hütte
Zum Paradiese stiller Lust geschaffen:
In treuer Brust sitz' mich ein glühend Herz...

Maja (droht zu sinken).

Gadhi.

Weh' mir!

Maja.

Die Blut wird kalt.

Benascar.

Wie bleich Du wirst!

Maja (zu Benascar).

Was starrst Du so? Es war Dein eigner
Wille,

Du wähnst, ich liebte, und ich könnte nicht
Für meine Liebe sterben — —

Benascar.

Welche Ahnung!

Maja.

Die Frucht — die gift'ge —

Benascar.

Die Du mir entrissest?

Gadhi.

Sie gibt uns Beiden jetzt den Tod.

Benascar (zu Gadhi).

Ha, Ungeheuer! das hast Du gethan!

Maja.

Ich selbst — ich selbst — oh, wie das schmerzt —
wie's brennt!

(Schleier und Stirnband abreißend.)

Hinab den ird'schen Tand — ah! Freiheit
Luft!

Das Leben ist ein Feuermeer und sprengt
Gewaltsam mir die Adern, um hinaus,
Hinauszuströmen in die ew'gen Lüfte.
Mir wird die Welt zu eng.

Indianer

(in die Hütte stürzend).

Nieder mit des Paria Hütte!

Nieder mit dem Paria selbst!

Heil Brama! Heil!

(Die Hütte wird niedergedrückt. Man erblickt ein reizen-
des Thal. Morgenröthe. Aus dem Hintergrunde naht
langsam, unter rauschender Musik der Zug mit dem
Braminen.)

Maja.

Mein theurer Freund,
Du schauderst! — O geliebte Sonne, komm,
Laß deiner goldnen Wangen Purpurglanz
Erröthen mir das bleiche Angesicht;
Daß ihn der Tod, den er erleiden soll,
In dieser Ungestalt nicht schrecke.

Gadhj.

Gott!

Maja.

Es war ein kurzer Kampf — es ist vorbei!
Kein Schmerz — Entzücken — Freiheit —
Licht —

Mein Gadhj — folge mir — —
(Sie stirbt.)

Gadhj.

Ich folge bald — ich fühle schon — den Tod. — —
So recht — laßt unter diesem Dach das Leben
Sich schmerzenseiter lösen; diese Lust
Und dieses Licht ist allen gleiche Wohlthat.
Heberall

Nur Liebe, Lieb' — und Ihr seid nichts als
Haß.

So dunkel — Nacht — dort! dort! das Licht
Und alle — alle — gleich — mein Kind —

Benascar

(an Maja's Leiche, von seinem Gefühl überwältigt, ihm
die Hand reichend).

Ich schilt's es Dir.

Gadhj

(Setzt den Blick starr auf ihn und stirbt).

Borige. Den Zug mit dem Braminen, der auf
einem Palankin getragen wird, ist in den Vordergrund
gekommen.

Bramine.

Wo ist das Opfer?

Benascar.

Zwei für eins, Bramin':

Frage' Deinen Brama, ob sie ihm gefallen!

25. Friedrich Halm (von Münch-Bellinghausen).

(1806 — 1871.)

Aus: Grifeldis. (1835.)

Bei einem Feste des Königs Artus sind die Ritter der Tafelrunde versammelt, nur Percival von Wales fehlt. Dies fällt der Königin Ginevra und ihren Hofdamen auf, und auf näheres Befragen erfährt man, daß Percival durch seine junge Gattin Grifeldis, des Köhlers Cedric Tochter, zurückgehalten werde. Als Percival endlich erscheint, muß er über sein Weib Auskunft geben und erregt, weil er sich standeswidrig vermählt, den Spott der Königin und der Frauen bei Hofe. Das Wort der Königin: „Rehrt Ihr heim, so bringt der Köhlerin Ginevra's Grüsse!“ erwidert Percival also: „Eh' Gift und Dolch und eilen Ausfluß, als Deines Namens Klang.“ Da Percival diese Beleidigung nicht widerrufen will, wird von der Königin als Strafe das Wort gesprochen: „Ich knie vor dem Köhlerkind, wenn Ihr mir Proben gebt, daß Eure Hausfrau so tugendreich und treu und liebevoll ist, und Eurem Wohl so ergeben, daß, gings auf Erden nach Verdienst und Recht, sie Königin war und Englands Krone trüge! Erprobt Ihr dies, so will ich vor ihr knien.“ Percival geht auf die Strafe ein und unterwirft Grifeldis den härtesten Proben, indem er ihr Kind dem König überliefert, sie nicht zu ihrem todeskranken Vater ziehen läßt u. s. w. Schließlich wird sie mit ihrem Vater an den Hof befohlen, und der König entscheidet über die bestandne Probe.

Schluß.

König Artus.

Nicht knieend sprich zu mir! Steh auf, Gri-
feldis;

Was du auch flehen magst, ich will's ge-
währen,
Und meines Schutzes sollst du nie entbehren.

Grifeldis.

Ich bitte nicht für mich, mein Herr und König,
Für Percival's Geschick fleh' ich zu dir.

Laß deiner Gnade hellen Frühlingschimmer
Im alten Glanz um seine Stirne strahlen;
In seine Hand zurück gib Macht und Herr-
schaft,

In seine Hand, nicht in die meine, Herr!
Wohl kenn' ich meinen Werth, und meine
Stelle

War nimmer in des Grafen stolzem Haus.

Cedric.

Und darum, Thörin, stieß er dich hinaus!

König Artus.

Grifeldis! Gern verschwiegen wir aus Scham,
Was dir zum Heile sich enthüllen muß.

Erfahre denn; dich täuschte leerer Schein;
Wir rissen nicht dein Kind aus deinen Armen,
Noch trennte unser Wille euren Bund;
Nie drohten deinem Percival Gefahren:

Du hebtest Schrecken, die nicht sind, noch
waren,
Du zittertest vor einem Schattenbild.

Grifeldis.

Was sagt ihr? Leerer Schein — und Schatten-
bilder?

Mein Knabe — Percival — nur leerer Schein?
Was ich erlitt? — Der Schmerz, den ich ge-
nähret

Mit meiner Lebenskraft, der sie verzehret! —
Und leerer Schein? — Erhellst mir dieses Dunkel!
Nach Licht, nach Wahrheit dürstet mein Gemüth!

Cedric.

Wie, hielt uns täuschend leerer Wahn umstrickt?

Driane.

Ein Wort, Grifeldis, löst dir diese Räthsel
Und lüftet jeden Schleier deinem Blick.
Was du erlebt, war nur ein Fasnachtscherz,

Den Percival, der Schall, mit dir getrieben,
Ein Mummenschanz; der Anlaß — eine Wette,
Der Preis — der Fußfall einer Königin,
Und deine Thränen gingen in den Kauf.
Es galt ja nur, dich würdig zu erproben,
Daß er das Köhlerkind zu sich erhoben
Und nicht getrübt das Vollblut seines Stammes.

Cedric.

Darum! Darum! O frecher Übermuth,
Der Herzen prüft in herber Thränenflut!
(Percival drängt sich aus der Menge hervor und stürzt
sich zu Griseldens Füßen.)

Percival (stehend).

Griseldis, zürnst du mir? Vergib, Geliebte!
Lösch' von der Tafel der Erinnerung
Das Angedenken deines Leidens weg;
Laß deinen Blick Veröhnung niederstrahlen,
Und in den Abgrund nie erschöpfter Liebe
Versenke das Gedächtniß meiner Schuld.

Griseldis

(tritt zurück; ihr Blick heftet sich eine Sekunde ausdrucks-
los auf Percival, dann spricht sie, wie aus einem Traum
erwachend:)

Ein Fastnachtspiel! — Sprich du! — Laß
du mich's hören,
Von deinen Lippen, Percival! Sprich Wahrheit,
Ist's Probe nur, ist's nur ein Spiel gewesen?

Percival (nach einer kurzen Pause).

Du sagst es, Probe war's. — Sie ist vorbei!
Geborgen ist dein Kind, dein Vater frei,
Dein ganzes Glück ist dir zurückgegeben!
Vergib auch du! — Nicht länger den' des
Spieles,

Das deinen Werth gepriift; es ist vorüber;
Laß es vergessen und vergeben sein.

Griseldis.

Ein Spiel, und ich! —

(Sie drückt einen Augenblick heftig die Hand aufs Herz,
schlägt dann rath beide Hände vor die Augen, stellt einige
Sekunden schweigend halb abgewendet, dann spricht sie:)

Es war ein hartes, thränenreiches Spiel!

Percival.

Du weinst! O laß verstechen diese Thränen.
Sie wollten mich um meine Wahl verhöhnern,
Weil dich des Waldes dunkler Schooß gebar;
Weil dich der Schönheit Bild umfing, der
Armuth Rahmen,

Da stellte ich dem Prunke stolzer Namen
Dein Herz entgegen, deinen reinen Sinn!
Ich führte dich durch schwere Leiden hin;
Du hast gestegt, gestegt in jeder Probe,
Vor dir im Staube muß Ginevra knie'n,
Und England wiederhallt von deinem Lobe! —
Willst du mir zürnen um so hohen Ruhm?

Ginevra

(die indes mit König Artus vom Throne herab gestiegen).
Griseldis, er spricht wahr! Wir läugnen nicht,
Ein Antheil seiner Schuld drückt meine Schul-
tern;

Was er vollbracht, wir haben es erfunden,
Wir haben Reue, du den Sieg gewonnen;

Und frei bekennen wir nach unserm Worte
Zim Angesicht von Englands Ritterschaft,
Daß Kronenglanz vor deinem Werth erblindet,
Daß, ging's auf Erden nach Verdienst und
Recht,

Du Kön'gin wärst und Englands Krone
trügest;

Und hier zu deinen Füßen knie ich hin;
Vergib, was frevler Stolz an dir verbrochen!

Percival (in stolzer Freude).

Sie kniet! O ruft es aus in alle Winde,
Die Königin kniet vor dem Köhlerkinde!

Griseldis.

O Königin! Steht auf! — Erhört mein
Flehen!

Ihr sollt nicht knien vor dem Köhlerkind!
Der Sieg ist mein, laßt mich den Preis ver-
schmähen,

Den bittere Täuschung qualvoll mir verdient! —
Ihr meint den Lorbeer um mein Haupt zu
schlingen,

Es ist ein Dornenkranz, den ich erstirrt;
Denn alle Angst des Todes, die ich litt,
War minder herb, als was ich jetzt erleide.
Der Glaube ging mit mir im Wollenkleide,
Als ich getäuscht aus diesen Hallen schritt;
Nun floh die Täuschung, doch mein Glaube
mit.

Percival.

Wie? Hat dein Aug' nicht einen Blick der
Liebe,

Dein Mund kein Lächeln mehr für Percival?
Was Stolz verbrach, die Liebe wird's erstatten;
Dem Winde hin gib überwund'ne Sorgen,
Das Dunkel schwand, und heiter strahlt der
Morgen.

Wenn ich den Vermuthsbecher dir gereicht,
Nun misch' ich dir den süßen Trank der
Freude;

Ein Blüthenkranz soll dir das Leben sein;
Die tief geheimste Regung deines Herzens
Verkehr' ich dir in frohe Wirklichkeit;
Selbst deiner Träume Wunsch will ich erfüllen,
Und kaum erwacht, dir jedes Sehnen stillen,
So, daß Besitz dir eins wird mit Verlangen;
Wie Meeresslut um dieses Eiland kreist,
So soll Entzücken rauschend dich umfängen,
Vergessen sollst du, was entbehren heißt.

Griseldis

(langsam mit halbgebrochener Stimme).

Was du versprichst, vermagst du nicht zu
geben!

Nicht Freude mehr wird diesen Busen heben,
Nicht Wonne mehr begeistern meinen Blick! —
Kann Macht und Glanz das arme Leben
schmücken,

Nicht Hoheit, Pracht, nur Liebe kann ent-
zücken! —

O Percival, du hast mein Glück verwettet!
Ein Spielszeug war dir dieses treue Herz;
Am Pfahl der Schmach hast du mich an-
gefettet

Und preisgegeben immer tieferm Schmerz!
Du zagtest nicht, ich möchte unterliegen;
Dein Fürchten war, sie könnten dich besteu-
gen! —

Berge' dir Gott, so wie ich dir verberge! —
Du aber, Vater, sprich, die schwere Schuld,
Der du mich zeihst, ist sie nun abgetragen?
Wenn frevelnd meiner Liebe Übermaß
Zur Gottheit ihn erhöht, den Sohn des
Staubes,

Hab' ich's nun abgebilft mit meinen Thränen,
Mit der getäuschten Seele tiefstem Schmerz?
Darf liebend nun dich dieser Arm umschlingen,
Darf ich nun sinken an das Vaterherz,
Von dem mich Liebe riß, nicht Sucht zu
prangen,
Der Seele Drang, nicht sündiges Verlangen.

Cedric.

Komm, armes Kind; ruh' aus an diesem Herzen,
Trinf' Heilung aus dem reichen Born der Liebe,
Der unverfälscht im Vaterbusen quillt.

Griseildis.

Hier drückt die Luft; mir bangt in diesen
Hallen! —

Komm, führe mich hinaus in unsre Wälder,
In deiner Hütte friedlich stillen Schooß.
In den treuen Busen der Natur
Dies todeswunde Herz mich träumend legen,
An deiner Seite laß mich liebend stehen,
Bis wir im Licht die Mutter wieder sehen.

Cedric.

Komm, komm; laß diese hier erwöthend sagen:
Sie trug den Schmerz, Schmach hat sie nicht
ertragen.

Percival.

Mir starrt das Blut im Herzen, deine Worte
Erschüttern mir der Seele tiefsten Grund;
Doch nimmer täuscht mich deiner Mienen
Ernst;

Was ich an dir verbrach, willst du vergelten
Mit finst'rer Drohung, neckend mir verbittern
Den stolzen Siegesjubil dieser Brust?
Griseildis, thu' es nicht! Laß dich versöhnen!
Nur strahlender wird Siegesglanz dich krönen,
Wenn Hulb und Liebe deine Rache ist.

Griseildis.

O Percival! mein Blick sucht dich mit Thränen,
Die Lippe hebt, die dich begrüßen soll.
Doch sprechen muß ich, denn es muß ent-
schieden,
Klar muß es sein; in Klarheit wohnt der
Frieden! —
Mein Herz war dein, du hast es nie ver-
standen:

Es brach in deiner Hand! — Du konntest
spielen

Mit seiner reinen Blut, du konntest prahlen
Mit seiner Treue, seinem Opfermuth!
Du hast mich nie geliebt! — Dahin ge-
schwunden

Ist meines Lebens froh beglückter Wahn,
In Trümmer ist mein Paradies gesunken,
Und eine Wüste starrt mich freudlos an! —
Ich kann nicht mit dir gehen, Hand in Hand,
Wenn Herz vom Herzen nüchtern sich gewandt,
Ich kann's nicht, Percival! Es hängt mein
Leben,

Die Achtung meiner selbst, mein letztes Streben
An meiner Träume göttergleichem Bild,
An deinem Bild! — O laß mich es bewahren,
Wie's hell und funkelnd meine Seele füllt.

Percival.

Was stunst du, Weib, und was willst du
vollbringen?

Griseildis.

Wenn auch in Dunkelheit, war ich geboren,
Der Willkür Spiel, der Laune Ball zu sein,
Mit einem Wurf gewonnen und verloren? —
Du hast mich nie geliebt, und ohne Liebe
War ich je würdig dein Gemahl zu sein,
Wenn ich es bliebe? Percival, du weißt,
Ich hab' an dir, an dir allein gehangen! —
Zum Haus der Niedrigkeit, das mich gebar,
Kehr' ich zurück, in meiner Wälder Schatten,
Und wie ihr Flüstern Wiegenlied mir war,
Soll rauschend mich ihr Grabesang bestatten.

Percival.

Verlassen willst du mich, du willst mich fliehen?
Mein bist du, mein! Wer darf dich mir ent-
ziehen?

Ich halte dich, wer darf dich mir entreißen? —
Wer löst der Treue Schwur, die du ver-
heißest? —

Griseildis

(mit unterdrückten Thränen).

Du selbst! Du hast der Liebe Band zer-
rissen! —

Wir müssen scheiden! — Percival, wir
müssen! —

Bergönn' mir, meinen Knaben zu behalten,
Bis meiner Tage karger Rest sich füllt.
Denn wohl erkenn' ich, meine Zeit ist um,
Und wie die Schwalbe scheidend südwärts
zieht,

So heimwärts strebt die lebensmüde Seele!
Dann magst du als Vermächtniß ihn em-
pfangen;

Der Ritterschre Bahnen führ' ihn hin;
Was du an mir verbrach'st, erlöst' an ihn!
Du aber steh' in lebensfrischem Brangen,
Ein hoher Stamm, von Ruhmesglanz um-
strahlt,

Und will mit neuen Banden dich umfängen
Beglückter Liebe siegende Gewalt —
O laß dich nicht von finst'rer Macht bewegen,
Auch ihr der Prüfung Schlingen hinzu-
legen, —

Denn nur um Liebe gibt sich Liebe hin! —

(Sie geht mit Cedric langsam ab.)

Percival

(will ihr in den Weg treten).

Griselidis, mich verlassen? Nimmermehr!
Du darfst nicht! Bleib', Percival!

König Artus (ihn zurückweisend).

Halt! Zurück!

Herr Percival! Fortan will ich sie schützen;
Du hast das Recht verwirkt, sie zu besitzen,
Und ungehindert soll sie hinwärts ziehn.

Wohl jeden Kampf bestehet Lieb' um Liebe;
Doch dienen nicht soll sie dem rohen Triebe,
Der ihr die Knie auf den Scheitel setzt!
Dein Haus ist leer, dein Glück ist fortgezogen,
Versunken deines Sieges Freudenbogen!
Nun wohne einsam in den öden Hallen,
Dir selbst genug, und in dir selbst zerfallen! —
(Der König entfernt sich mit seinem Gefolge und der
Vasallen Percival's, der, sein Antlitz in seinen Händen
verbergend, allein im Vordergrund der Bühne zurück-
bleibt.)

26. Heinrich Raabe.

(1806— .)

Aus: Die Karlsruhler. (1846.)

Die Gräfin Franziska von Hebenheim, Gemahlin des Herzogs Karl von Württemberg, die Generalin Rieger und deren Pflgetochter Laura interessieren sich für das aufsteigende dichterische Talent des jungen Schiller, nachdem er eben die Karlschule verlassen und als Regimentsfeldscheer in des Herzogs Diensten steht. Schiller und seine ehemaligen Genossen, unter denen der später berühmte gewordene Maler Anton Koch, kommen noch öfters zu ihren poetischen Übungen zusammen, lesen sich ihre Gedichte vor, unter denen „die Räuber“ besonders vor sich reden machen, so daß dergleichen Dinge als offener Landesverrath zu den Ohren des Herzogs gelangen. Insbesondere ist General Rieger zu den strengsten Untersuchungen aufgelegt und hat nicht wenig Luſt, Schiller, wie es ehemals mit dem Dichter Schubart geschehen, auf den Höhenasperg zu bringen. Bei einem Besuche des Großfürsten von Rußland am Stuttgarter Hofe will der Herzog mit seinen Karlsruhlerparadiren und befehlt, daß sie Göthe's „Clavigo“ auf seiner Hofbühne darstellen. Zugleich aber wird die Entdeckung von Schiller's „Räubern“ gemacht; die jungen Leute spielen ihre Rollen schlecht, und der Herzog nimmt um so mehr Anlaß, in der Bestrafung möglichst streng zu Werke zu gehen. Obwohl der junge Schiller durch seine Liebe zu Laura, die von seinem dichterischen Genie entzückt ist, es bis zum Äußersten kommen lassen will, um Stuttgart nicht zu verlassen, halten die Frauen bei der ihnen bekannten Härte des Herzogs, es doch für rathsam, den Dichter zur Flucht zu drängen, mit welcher das Gedicht abschließt.

a. Nachdem die Aufführung des „Clavigo“ mißlungen, die „Räuber“ in des Herzogs Hände gelangt sind, hält dieser mit Schiller ein Verhör.

Herzog

(geht über die Bühne zum Stuhle rechts und setzt sich darauf. Sobald er sitzt, winkt er, ohne sich umzusehen, Schiller, und dieser kommt in die Mitte des Theaters).

Wie alt ist Er?

Schiller.

Dreißundzwanzig Jahr.

Herzog (für sich).

Und richtet schon solches Unheil an! (Rant) Einer von Euch sagte gestern, die Menschen ließen sich nicht erziehen. Was hat Er denn werden wollen, ehe ich mich Seiner angenommen?

Schiller.

Ich wollte Prediger werden, Durchlaucht.

Herzog (sieht ihn von der Seite an).

Schiller.

Ich hand mir schon als Knabe eine schwarze Schürze vor und stieg auf den Stuhl und predigte — was hab' ich zu sagen gemußt als unkundiger Knabe! Es war also nur der Drang, ein volles Herz auszusprechen, die Wunder der Welt zu verkünden und die Menschen aufzurufen zur Sammlung, Begeisterung und Thätigkeit. So ist es noch in mir, Durchlaucht. Ich glühe, ich zittere und bebe dafür, Gutes und Großes zu bewirken.

Herzog (halb für sich).

Ich glaube wahrhaftig, es wäre ihm besser gewesen! Im Tübinger Stifte die steife Me-

thode, und dann hinaus in die dicken Nebel zwischen Diesseits und Jenseits. Herrgott und Satan vertragen mehr, als wir auf Erden. (Rant und streng.) Was soll denn nun aus Ihm werden? Ein Poet, daß Gott erbarm!

Schiller.

Ein Prediger von der Schaubühne herab durch die begeisterte Stimme des Schauspielers. Durchlaucht, eine belebende Zukunft für deutsches Schauspiel öffnet sich unserm Vaterlande, Schröder hat in Hamburg vorgearbeitet, Kaiser Joseph hat ihn jetzt an die Burg berufen, Dalberg wirkt in Mannheim, und ein Fürst von Ihrer Erfahrung und Thatkraft ist der Mann dazu, in Deutschland solche neue, lebensvolle Epoche für Literatur und Kunst gründlich zu fördern.

Herzog (Ihn ansehend ohne Heftigkeit).

Zum Aufschwung Eurer wilden und rohen Gedanken! (Ihn groß ansehend.) Er ist doch wohl verrückt! Steht hier, um sich für Leib und Leben zu verantworten wegen eines frechen Werks und frecher Verbreitung desselben, und beginnt seine Defension damit, unerhörte Dinge zu behaupten —! Deutsches Theater! Karrethei! Schaff Er erst eine gebildete deutsche Sprache! Schaff Er erst Geschmack! Ihr Schwaben, die kein Satan zum guten Geschmack erziehen wird, Ihr wollt ein deutsches Theater machen! Schwabenstreiche könnt Ihr machen, weiter nichts!

Schiller.

Schwabenstreiche sind besser, als Puppenspiel.

Herzog.

Schweig' Er still, bis ich Ihn frage. Deutsches Theater! Den Voltaire habt Ihr neben Euch gehabt und lernt doch nichts! Der junge Göthe, von welchem der von Weimar solch Aufhebens macht, hat mir bei seiner Durchreise hier gesagt, er hätte in Straßburg die Franzosen studirt, und was bringt er zu Stande? Ist's nicht ein klägliches Ding mit diesem „Clavigo“? Ein Frauenzimmer stirbt fünf Alte lang an der Schwindsucht! Auf so einen geschmacklosen Einfall geräth man nur bei uns! Und das spricht von deutschem Theater! (Aufstehend.) Das Publikum verderben, verwirren, aufrühren, das allein könnt Ihr mit Euern wüßten Phantastereien, und das Handwerk soll Euch gelegt werden. (Umbergehen.)

Schiller.

Durchlaucht —!

Herzog.

Stillschweigen — Wie ist Er auf die absurde Idee dieser Räuber gekommen?

Schiller.

Im schwäbischen Magazin stand eine Geschichte, wie ein verstoßener Sohn seinen Vater rettete —

Herzog.

Und —

Schiller.

Und ich hatte im großen Britten Shalespeare gesehen, welche Leidenschaften ein Drama bilden konnten —

Herzog.

Immer dies verderbliche England! und —

Schiller.

Und — ich war Karlschüler!

Herzog.

Nun was soll das? (Stützt sich auf die Stuhllehne.)

Schiller.

Ich ward als Schüler in soldatischer Disziplin gehalten, wie ein Wesen, das keinen eignen Gedanken, keinen eignen Willen haben durfte, und war doch erregt von eignen Gedanken, war doch erhoben von eignen Willenskraft und gerieth solchen Wegs —

Herzog.

In Empörung?

Schiller.

Ja, in innere Empörung! — Sei's denn gesagt! — Ich bin zu dieser Unterredung gekommen mit vollem Vertrauen auf meine gute Sache und auf Ihr edles Herz, Durchlaucht. Ich habe mich nicht irren lassen durch Abmahnung, Warnung und Einschüchterung,

ich habe gehofft, meinem und allgemeinem Interesse zu nutzen durch offene, muthige Rede. So sei denn alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe, vielleicht zündet ein Funke Wahrheit in Ihrer Seele — ja, in innere Empörung gerieth ich über mein Schicksal und das Schicksal meines Vaterlandes. Ich fühlte mich gemißhandelt Tag und Nacht bis in die innerste Seele hinein. Das Ideal eines Volksrebners ward mir spöttisch entrisen; denn in der Karlschule, hieß es, gibt es kein Volk und keine Gottesgelehrsamkeit. Willst Du aufgenommen sein, so werde Jurist oder Mediciner. Ich war arm, die Aufnahme galt uns für die größte Wohlthat, besonders weil ich nur bürgerlicher Herkunft war. Ich mußte die Hand lüffen, welche mir die ersehnte Zukunft entzog; ich ward Jurist und verward mit Schmerzen diesen ersten Ruck, der meinen tiefsten Wünschen angethan wurde. Aber ich war nicht nur arm, ich war auch ein ungewandter und nun vollends eingeschüchterter Knabe, der wegen seines linksichen Wesens fortwährend gescholten und gestraft wurde. War das meine Schuld? Warum gab die Natur gerade mir ein ungestüm inneres und ein so trüg nachhinkendes äußeres Wesen? So ward meine Jugend ein fortdauerndes Leiden, und als ich mich endlich mühsam in die aufgedrängene Bahn gefunden, da hieß es wiederum halt! Kein Jurist! Mediciner soll der Dursche werden, das paßt besser für den armen Teufel, und zum zweitenmale gewaltsam wurde der Ruck meines Innern erzwungen, ob auch alle Fugen in mir krachten und schmerzten. Was da! hieß es, der Mensch ist eine Maschine, man dreht sie und stellt sie und zwingt sie in Gang. Der Mensch ist keine Maschine! schrie es auf in meiner Brust und schrie es so lange, bis wir alle mußten, solche Erziehung sei Mißhandlung, bis wir alle fest entschlossen waren, uns aufzulehnen. War's nun ein Wunder, daß die verschrobene Seele krampfhaft hineingerissen wurde in wilde Phantastien, war's nun ein Wunder, daß wir Ideale ausbrüteten von ungethümlicher Natur?! Die Seele braucht Speise und Trank wie der Leib; das Ideal ist ihr Speise und Trank. Konnte unser Ideal dem Herrn der Karlschule wohlgefällig werden? Vor unsern Augen war Kampf und Gewalt gegen die Vertreter des Landes, vor unsern Augen war Verhöhnung des Freiheitsgedankens, welcher jenseit des Meeres schmetternde Siege ersocht, vor unsern Augen Verhöhnung deutschen Dranges nach eigener Literatur und Kunst, vor unsern Augen allüberall Druck auf Hirn und Herz: mußte da nicht jener entsetzliche Zustand in uns entstehen, welcher die Augen schließt und blind mit dem Haupt gegen die Schranke rennt, mußten da nicht die Räuber entstehen, welche man nun so entsetzlich findet?! Sie mußten entstehen, und die deutsche Karls-

schule ist die Mutter des Stücks, der Herzog von Württemberg ist der Vater desselben!

(Pause.)

(Es donnert.)

Herzog.

Wenn Du horchst, Franziska, so erfährst Du, daß ich Recht gehabt, und daß er reis ist, wie ich mir gedacht.

(Er geht hinten nach dem Ausgange, als wolle er nach dem Wetter sehen, geht dann rasch auf die zweite Thür links zu, als wolle er Rieger rufen, bleibt aber plötzlich stehen, betrachtet wie mitleidig Schiller und kommt an seinen Platz zurück, das nächste mild, aber immer verhalten sprechend.)

Du ruinirst Dich, mein Sohn, durch Deine Heftigkeit. Ich hätte es lieber gesehen, wenn ich Dir verzeihen gekonnt. Du bist aber wohl für nichts zu brauchen, nicht einmal zum Hofpoeten; denn Du übertreibst alles, wie Du die Willkür und Immoralität Deiner Räuber übertrieben hast — siehst Du dies ein?

Schiller.

Durchlaucht, ich sehe ein, daß das Buch in der Schilderung seiner Menschen übertrieben ist. Aber unmoralisch ist es nicht.

Herzog.

So?

Schiller.

Die Welt wird im Innersten bewegt, aber es wird das Laster fürchtbar bestraft, und die Tugend geht triumphirend hervor.

Herzog.

Und Du glaubst, solch ein Stück werde dem deutschen Publikum gefallen?

Schiller.

Ich — hoffe es.

Herzog.

Ich fürchte es nicht, so tief ist der Sinn des Volkes noch nicht verdorben, und solche Empörung findet nur in jungen, überspannten Köpfen einen Anflang. Gefiele es wirklich, dann müßten wir Herren des Landes von unsern Stühlen herab und in die Gräber hinuntersteigen, um Euch Platz zu machen. Verstehst Du mich?

Schiller.

Ja, Durchlaucht.

Herzog.

So? Nun dann höre meine aufrichtige ganze Meinung über Dein Werk! Wenn ich Gott selbst und im Begriff wäre, diese Welt zu schaffen, und ich sähe voraus, daß Deine Räuber in dieser Welt geschrieben und mit Beifall aufgenommen werden sollten (mit fürchtbarem Ernst) — ich ließe diese Welt ungeschaffen.

Schiller.

Durchlaucht —!

Herzog (ebenso).

So tief ist mein Abscheu! Nun wirst Du's

begreiflich und gerecht finden, daß ich auf gründliche Abhilfe oder Strafe denke.

Schiller.

Mein Fürst —!

Herzog (strenger).

Bin ich in Wahrheit Dein Fürst, so folge mir. Ich sehe aus dem zweiten Stück, welches man im Manuscript bei Dir gefunden, daß Du auf dem begonnenen Wege des Aufstiehs fortwandelst. Dies zweite Stück heißt „die Verschwörung des Fiesco“, ein republikanisches Trauerspiel. — Mein Sohn, auf diesem Wege wirst Du vielleicht ein großer Dichter, vielleicht, — ich bezweifle es; denn ich vermisse Maß und Schönheit — oder Du wirst, und das ist wahrscheinlich, ist für mich gewiß, Du wirst ein großer Staatsverbrecher —

Schiller.

Durchlaucht —

Herzog.

Der ein schmachliches Ende nimmt! — Willst Du an meiner Hand umkehren? Ich will Dir die Hand dazu bieten — Dein Herz ist schöner Regungen fähig — ich kenne Deine Geheimnisse und will Dich deshalb nicht schelten —

Schiller.

Mein Fürst!

Herzog.

Ich will Dich deshalb nicht schelten. Weil Dein Herz die wahre Lebenswürdigkeit erkennen und empfinden kann, deshalb will ich Deine Besserung für möglich halten —

Schiller.

O mein Fürst!

Herzog.

Willst Du mir Besserung versprechen?

Schiller.

O mein Gott! — Was heißt Besserung?

Herzog.

Das heißt Änderung!

Schiller.

Änderung?

Herzog.

Totale!

Schiller.

Änderung! Wie soll ich — wie kann ich sie zu Wege bringen? Ich bin ja nur etwas, indem ich — eben Schiller bin, der Mensch mit eben diesen und diesen Empfindungen, Erfahrungen, Ansichten und Wünschen — wie kann ich mich gänzlich ändern, ohne mich gänzlich zu verlieren —?

Herzog.

Das wird meine Sorge sein. Jeder Mensch ist zu ändern, sonst wär' er nicht zu regieren —

Schiller.

O nein —

Herzog.
Still, und hör' Er zu! Er muß mir künftighin alles zeigen, was Er schreibt, ehe Er es durch den Druck oder sonst wie veröffentlicht.

Schiller.

Censur!

Herzog.

Damit ich es entweder unterdrücken oder ihm die nöthigen Änderungen angeben kann.

Schiller.

Römische Censur! — Aber wir jungen Leute haben ja eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche Welt, als die Welt Eurer Durchlaucht ist!

Herzog.

Die soll Euch eben ausgetrieben werden!

Schiller.

Das heißt, wir sollen vernichtet werden!

Herzog.

Er soll ferner bei höchster Leibesstrafe nicht mehr mit dem Auslande verkehren durch irgend eine Schrift, ja nicht durch irgend eine Zeile — will Er mir beides versprechen?

(Kurze Pause.)

Schiller (leise).

O, meine Täuschung! — Versprechen, daß ich zertreten lasse, was Lebendiges, was Eigenthümliches in mir ist, versprechen, daß ich mein besseres Selbst tödten lassen will — (ausbrechend) beim allmächtigen Gott im Himmel, das kann ich nicht!

Herzog (heftig).

Nicht? (Sich zusammennehmend.) Überleg' Er sich's! Sein ganzes Leben steht auf dem Spiele! Das Herzensleben wie das bürgerliche.

Schiller.

Das Herzensleben — o Gott — — Nein! — Nein! Lieber Sterben als Verderben!

Herzog (weggehend).

So fahre hin! (Stehen bleibend und mit voller Kraft.) Für diese Welt bist Du verloren!

(Von hier an sehr schnell.)

Schiller.

Verloren, weil ich nicht Sklave werden will.

Herzog.

Weil Er Seinem Fürsten und Herrn widerstrebt.

Schiller.

Die Welt meines Geistes gehört meinem Vaterlande, meiner Nation.

Herzog.

Sein Vaterland und Seine Nation bin ich!

Schiller.

Das sind Sie nicht! — Verzeihung! Aber ich muß sagen, was ich weiß! Der Größte

und Gewaltigste ist nur ein Theil des Ganzen, und nur der Tyrann überhebt sich dessen und tastet an das verschleierte Bild des Weltgeistes, des Vaterlandes und der Zukunft.

Herzog.

Und reißt den Schleier herunter vom Götzenbilde und stürzt es sammt den Baalpriestern in den Abgrund! Solch ein Tyrann will ich sein, so wahr der Himmel über mir donnert!

Schiller.

Und wenn dies Götzenbild „Weltgeist, Vaterland und Zukunft“ eine Gottheit ist und den Tyrannen mit einem Wetterstrahle in Staub und Tod darniederwirft bei der Berührung?!

(Kurze Pause.)

Dies Bild ist eine Gottheit, Fürst! Bergreisen Sie sich nicht an der Zukunft, Sie sind auch nur ein sterblicher Mensch!

Herzog (mit größter Kraft).

Bewegener —! —

(Kurze Pause.)

(Nahe zu ihm tretend und ihn mit den Händen messend, anfangs leise.) Dreister Schiller! Ich bin als Herr was Besseres, denn Ihr. Das willst Du verläugnen und daher der tödtliche Zwiespalt. Bringt Ihr die Welt einmal zu Eurem Unglauben, dann sehet zu, wie's Euch bekommt. Ich will und werd's nicht erleben, und will dafür sorgen, daß ich's nicht erlebe — (ausbrechend) wenn ich ihm jetzt den Kopf vor die Füße legen lasse, so trägt kein Hahn darnach, ich kann's; Gott gab Seine Zukunft in meine Hand, ich mach' ihn, zu was ich will, wenn ich will, zur Leiche, ich bin Sein Herr!

Schiller (erschrocken, halblaut).

Ebenso wäre der Mörder auf der Landstraße mein Herr, weil er mich tödten kann. (Schafft.) Herzog von Württemberg, Sterben ist kein Kinderpiel, und Sie haben dem höhern Richter Rechenschaft zu geben.

Herzog.

Die werd' ich geben!

Schiller.

Sie werden nicht einer zornigen Wallung gehorchen! Sie werden mein Herr sein in einem größeren Sinne! Mit Wahrscheinlichkeit stehe ich einst an Ihrem Sarge! Was werd' ich sagen können an der sterblichen Hülle dessen, der mein Fürst und väterlicher Erzieher gewesen —?

Herzog (steht ihn einen Augenblick an).

Sag' Er, die Hülle dieses Fürsten hatte ein starkes Herz, welches mir nicht gefiel, aber der Mann that nach seiner Einsicht seine verdammte Schuldigkeit. Das sag' Er mit gutem Gewissen, wenn Er mich überlebt. General Krieger! (Krieger erscheint an der Schwelle.) Es bleibt beim alten! (Zu Schiller, nachdem er bis über die

Mitte des Theaters hinausgetommen ist.) Und somit Gott befohlen, Poet der Zukunft! Er hat das letztemal zu Seinem Herzoge gesprochen!
(Wendet sich zum Abgehen.)

a. Schluß des Gedichtes.

Schiller.

Wenn der Mensch im Schiffbruch alles verliert, so klammert er sich noch an die Hoffnung, an diesen Himmelsstrahl, als ob er an einem körperlosen Lichtstrahle sich festhalten und retten könnte.

Gräfin

(mit dem Manuscript in der Hand erscheint links an der Thür).

Das thut er, wenn er ein gewöhnlicher Mensch ist, nicht aber, wenn er berufen ist, einem großen Volke Dichter und Prophet zu werden. Wer unter Millionen allein ausgewählt wird zu solcher einsamen Größe —

Schiller

(enthusiastisch während dieser Rede auf sie blickend und enthusiastisch ausbrechend).

Der muß die Kraft in sich tragen, in schauerlicher Einsamkeit durch sein Leben dahin zu wandeln und ohne Zucken seinen Blick abzuwenden vom Reize des heimischen Herdes, vom Zauber des geliebten Weibes. Das ganze Volk sei ihm die Heimat, die ganze Menschheit seine Liebe! (Zu ihr eilend und das Manuscript aus der Hand nehmend.) Ich dank' Euch für diese Mahnung, hohe Frau, ich will ihr folgen, ob auch mein Herz bricht, will scheiden aus der Heimat, von der Liebe — auf Nimmerwiederkehr! (Er stürzt zu Laura und schließt sie in seine Arme.)

Generalin.

Mein Sohn!

Laura.

Mein Schiller!

Gräfin.

Also sei's!

Schiller (Laura auf die Stirne küßend).

Dieser erste und letzte Kuß sei alles, was mir die Liebe gewährt. Der einzig glückliche Augenblick meines Lebens ist der traurigste — ein Lebewohl für immerdar!

Laura (weinend).

Und doch bringt er ein ganzes Leben für diejenige, die — Deiner bis zum Tod gedenken wird — in Lieb' und Treue.

(Es wird in der Halle ganz dunkel, im Hintergrunde Abendroth.)

Schiller (in höchster Weichheit).

Die mein gedenken wird, auch wenn wir alle uns getäuscht in mir! auch wenn ich unbekannt und werthlos bleibe in der Dichterswelt —?

Laura.

Auch dann! — Ich liebe Dich, wer Du auch seist, was Du auch werdest!

Schiller

So werd' ich sterben, und die Zukunft wird uns richten. (Der Herzog ist wie betroffen stehen geblieben und winkt nun mit einer Handbewegung Schiller, sich zu entfernen.)

Schiller.

So ist es eine Seligkeit — zu weinen!

(Schon bei den Worten „was Du auch werdest“ rechts hinten aus großer Entfernung Jagdhörner ruf, der in kurzen Zwischenräumen, näher kommend, sich wiederholt.)

Roch

(schon hinter der Thür links, aus welcher er eilt; er trägt zwei Pistolen).

Frisch auf, Kamerad! Das ist der Jagdschluß, der von der Solitude herab dringt, der Herzog kommt! Die Sonne geht unter, Neger's Regiment beginnt, nimm Deinen Hut und diese Waffe, (er holt den Hut rechts von der Steinbank und reicht ihn Schiller mit einem Pistol) auf und davon!

Laura (in größtem Schmerz ausbrechend).

Mein Friedrich!

Schiller.

Laura!

Laura

(sich wendend und nach der Bank rechts schwankeud).

Auf Nimmerwiedersehen!

Generalin (Schiller umarmend).

Mein Sohn, Gott segne Dich!

Schiller.

Meine Mutter!

Gräfin

(mit herzlichstem Entschlussumd und rasch).

Auch an mein Herz, Schiller! Sei ein Mann, mach' Deinem Schwabenlande Ehre und herrliche das deutsche Vaterland! (Er sinkt vor ihr auf's Knie.) Ich weiß, Du kannst es, und Du wirst es, ja ich ahne, daß kommende Geschlechter Deutschlands uns noch segnen werden den Friedrich Schiller frei gemacht zu haben.

(Links in mäßiger Entfernung bei den Worten „ja ich ahne“ gedämpfter Gesang der Schiller „Ein freies Leben führen wir“ mit diskreter Begleitung der Clarinette.)

Roch

Unser Signal! Endigt!

Schiller (auffpringend).

In Deine Arme werf' ich mich, o deutsches Vaterland! Nimm ihn auf, den aus Heimat und Liebesglück verstoßenen Schwärmer, nimm mich auf an Dein großes Herz! Und kannst Du's nicht, weil meine Kraft zu schwach und zu gering erkunden wird, und kannst Du's nicht, o so schenke mir, mein Vaterland, doch einen frühen Tod und widme mir zur Grabchrift diese Worte:

Der arme Schwabe trachtete nach Großem.

Wir segnen ihn für das, was er geträumt! (Schiller und Roch eilen hastig bis an das Ende des Boianganges. Dort hemmt Roch einen Augenblick Schiller's Schritt, indem er rechts hinaus nach der Schildwache — welche übrigens seit der ersten Scene nicht mehr sichtbar gewesen ist — blickt. Dann gehen beide durch die Luke des Kränensalles und verschwinden

links. Die Gräfin und Generalin sehen ihnen nach in gespannter Angst mit ausbreiteten Armen. Laura steht zusammengesunken auf der Bank. Man hört immer aus der Ferne das Lied „Ein freies Leben führen wir“. Sobald Schiller und Koch etwa bis in die Coulisse links gelangt sind, knallt rechts hinter dem Walle ein Schuß, dem unmittelbar in gleichmäßiger Entfernung ein zweiter, dritter, vierter und in äußerster Entfernung ein fünfter folgt. Im Hintergrunde sieht man Raketen und Leuchtbügel aufsteigen. Das Lied, welches von seinem Beginn an ununterbrochen gesungen worden ist, hört plötzlich auf.)

Generalin.

Barmherziger Gott, man schießt auf sie!

Gräfin.

Allmächtiger Gott! das ist entsetzlich — das ist nicht möglich!

Rieger (schon innen rechts sprechend).

Das Zimmer leer! Die Thür offen! (Tritt hastig und aufgeregt aus der Thüre.) Er ist fort — ?!

Generalin.

Du hast auf ihn schießen lassen, Unglückseliger?

Gräfin.

Wehe Euch, wenn eine Kugel getroffen!

Rieger.

Auf ihn? Er ist also eben fort — holla!

(Wendet sich nach rechts zur Thür und ruft mit starker Stimme:) Reiterpatrouille marsch! (Unterdes ist der Hauptmann eingetreten von rechts aus der Thür und hat die Fragen gehört.)

Hauptmann.

Beruhigen Sie sich, erlauchte Frau, die Schüsse sind nur Signale zum Feuerwerk, (Trommel und Ringendes Spiel rechts.) welches nach der Solitude hinaus signalisirt wird. — Durchlaucht der Herzog kommt eben an, Euer Gnaden abzuholen.

Rieger

(bat sich nach hinten rechts gewendet und sich links vom Trommler, der sich neben den Grenadiern an den Wäulen aufstellt, postirt, nach rechts hinausblickend, von wo der Herzog an dem trommelnden Trommler und den präsentirenden Grenadiern vorüber eintritt; vor dessen Eintritt noch ruft er:)

Durchlaucht der Herzog!

Herzog

(hinten vor Rieger stehen bleibend).

Was ist?

Rieger.

Der Jerobeam Schiller ist soeben entflohn — die Wache am Thor erwartet, und die Reiterpatrouille verfolgt ihn.

Herzog

(kommt langsam vor und betrachtet die Frauen).

Was ist das? (auf einen großen Brief in der Hand des Hauptmanns deutend).

Hauptmann.

Das Packet meines Kuriers aus der Pfalz, welches das Exemplar der Räuber und Herrn von Dalberg's Entschuldigung enthält.

Herzog (zur Gräfin).

Hast Du um diesen eiteln Fluchtversuch gewußt?

Gräfin.

Ja, ich hab' ihn befördert.

Generalin.

Ich auch.

Herzog (zum Hauptmann).

Les' Er — (zur Gräfin) und höre nun das Urtheil eines Unparteiischen, um es Deinem Schlüsselringe mitzutheilen, sobald er eingebracht ist.

Hauptmann (bricht das Siegel).

Kein Buch darin!

Herzog.

Lesen!

Hauptmann.

„Euer Hochwohlgeborenen Schreyben um Friedrich Schiller's Schauspiel „die Räuber“ zeigt eine Besorgniß, welche hier zu Lande niemand theilt. Jedermann, der von deutscher Dichtkunst etwas zu verstehen glaubt, war hier in Mannheim freudig überrascht von der erstaunlichen Genialität, welche schon aus der Lektüre dieses Schauspiels entgegenpringt.“ —

Herzog.

Was?

Gräfin.

Siehst Du!

Hauptmann.

„Ew. Hochwohlgeborenen Verlangen, das Sülk möge unterdrückt werden, hätte also schon darum große Schwierigkeit gefunden; denn ich könnte es vor meinem Vaterlande nicht verantworten, solch eine seltene Schöpfung der öffentlichen und allgemeinen Prüfung vorzuhalten.“ —

Gräfin.

Ein Dalberg!

Generalin.

Ein braver Dalberg!

Laura (richtet sich auf).

Herzog.

Weiter!

Hauptmann.

„Es hieße dies auch Ihrem Durchlauchtigen Souverain, der ein so feiner Kenner ist in ästhetischen Dingen, einen schlimmen Dienst erzeigen; kurz, Hochwohlgeborener Herr, unter allen Umständen wäre ich nicht im Stande gewesen, Ihren Wünschen hierin dienstbar zu sein, wenn es auch noch Zeit dazu gewesen wäre.“

Herzog.

Was?

Hauptmann.

„Es war aber nicht mehr Zeit. Schon vor Ankunft Ihres Kuriers hatte die Aufführung stattgefunden.“

Generalin.
Gräfin.
Laura.
(Pause.)
Herzog.
Aufgeführt? — Weiter.

Hauptmann.

„Die Zuschauer waren von weit und breit dazu hergeströmt; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, das Stück sei etwas außerordentliches. Das Theater war schon Nachmittags überfüllt. Ich gehe so in's Detail wegen Ihres Durchlauchtigen Herrn, welchen das Debüt seines Karlschülers sehr interessieren und erfreuen wird“ — verzeihen Durchlaucht (ihm den Brief hinhaltend), mich überfällt ein Schwindel —

Herzog.

Nehm' Er sich zusammen und les' Er zu Ende.

Hauptmann.

„erfreuen wird. Das Publikum zeigte sich sehr einsichtsvoll und unbefangen und war drei Akte lang larg mit Beifallspenden, trotzdem daß Böa als Karl Moor und Veil als Schweizer vortrefflich spielten; erst im vierten Akte, als der junge Pfiland den furchtbaren Charakter des Franz Moor vollständig entwickelte, erst da brach der Beifall aus“ —

Laura.

Oh!
Gräfin.
Oh!
Generalin.

Oh! — geb' Er her, Er liest schlecht. (Rieft.) „Da, da — brach der Beifall aus, aber auf eine Weise, wie ich es in meinem Leben nicht erfahren habe; es war ein Sturm, es war ein Jubel, als ob eine große Schlacht gewonnen würde. Und es war auch eine gewonnene große Schlacht, es war der Sieg deutschen Talents über das französische Theater, von welchem wir bisher abhängig, ja, welchem wir völlig dienstbar waren, es war ein Sieg, welcher Deutschland eine große, dichterische Zukunft verspricht, und deshalb hab' ich von Herzen eingestimmt in den allgemeinen Jubelruf: Es lebe der schwäbische Jüngling, in welchem der Genius unsers Vaterlandes einen großen Dichter

erweckt, einen Dichter, welcher außerordentliches leisten und unsre Kinder und Kindeskinde nach entzücken wird; es lebe Friedrich Schiller!“

Gräfin.
Generalin.
Laura (welche sich begeistert genähert hat).
Es lebe Friedrich Schiller!

Gräfin.

Herzog Karl, haben die Frauen das Genie erkannt, und soll der Frevler sich erfüllen, daß Wachen und Reiter den Dichter, den gekrönten Dichter auf der Landstraße verfolgen und wieder hierher schleppen — ?

(Kurze Pause.)

Herzog.

General Nieger! Die Thormachen instruiren, die Reiterpatrouillen zurückziehen, der junge Mann soll ungehindert von dannen gehn.

Gräfin (ihm an die Brust fallend).
Mein Karl!
Generalin.
Mein Herzog!
Laura.

Gott lohn' es Dir!

Herzog.

Er selbst, Nieger, kehrt spornstreichs auf den Hohenasperg heim, und der Prediger Hahn soll mir einen Bericht erstatten über Schubart — Marck!

Nieger (wendet sich mürrisch und geht rechts ab).
(Der Hauptmann hat sich langsam in den Hinterrang gesetzt.) (Pause.)

Herzog.

Ich bin scheinbar vor Dir zu Schanden geworden, Franziska. Der Erfolg ist gegen mich! meine Welt wird unter dem Beifallsgeschrei eines neuen Geschlechts zu Grabe getragen. Ich habe die Worte des Poeten Schwabenstreich genannt, jetzt wird man Schwabenstreich des schwäbischen Herzogs nennen, was ich dagegen gethan und gelassen — die Welt richtet nach dem Erfolge und nennt ihn Gottesgericht. Was soll mir jetzt der Schüler, da sein wildes Werk nicht mehr zu hemmen ist! (Zu Laura.) Mein Kind! wir beide müssen mit Schmerzen bezahlen, was die Welt ihren Gewinn und Fortschritt nennen wird, tröste Dich an meinem Herzen!

Laura

(ihm die Hand reichend).

Meines Dichters Zukunft ist mein Trost!

(Die Generalin hebt die Hände zum Himmel, die Gräfin wie segnend gegen Laura.)

(Der Vorhang fällt.)

27. Robert Griepenkerl.

(1810 — 1868.)

Aus: Die Girondisten. (1852.)

Die Deputirten der Gironde und der Bergpartei im National-Convente 1793 bilden den Hintergrund des Gedichtes. Charlotte Corday erscheint, von einem treuen Schwärdenknaben Jean geleitet, an der Barriere von Paris, wo sie noch mehrere Girondisten trifft und auf einen derselben, Charles Barbarour, einen solchen Einbruch macht, daß er sie in das Haus Roland's führt, wo die Mitglieder der Partei sich zu versammeln pflegen. Die Geliebte Barbarour's, Lambertine de Mericourt, wird auf Charlotte Corday eifersüchtig und will sich an dem Sturze der Girondisten, den die Bergpartei längst im Sinne hat, betheiligen, dies um so mehr, als sie auf Marat, das damalige Haupt derselben, einen großen Einfluß ausübt. Die Bergpartei hat den Tod von 22 Girondisten beschlossen, die in Roland's Hause gefangen genommen werden sollen. Lambertine hat inbeß aus besonderer Verehrung für den alten Roland für ihn und seine Gattin bei Marat einen Freibrief erwirkt. Im Augenblick der Geiangennehmung der Girondisten erscheint Barbarour zur Rettung der Charlotte Corday um seiner Liebe willen. Da erblickt Barbarour, daß Charlotte ganz und gar keine Neigung für ihn empfinde, worüber Lambertine so erfreut ist, daß sie sich auf's innigste an Charlott' anschließt, sie zur Bergpartei hinüberzuführen hofft und mit Marat bekannt macht. Sie gelangt in das Haus Marat's, vollführt den Mord und stirbt schließlich mit den Girondisten.

Charlotte Corday nach der Ermordung Marat's.

Marat (hinter der Scene).

Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ich sterbe!

(Alle fahren entsetzt auf.)

Lambertine.

Vater Paul!

(Lambertine stürzt in den Kofen. Man hört einen fürchtbaren Schrei von ihr. Alle stürzen in den Kofen.)

Jean.

Charlotte! Charlotte!

Weiber (aus dem Kofen springend).

Zu Hilfe! (Sie reißen das Fenster auf.) Zu Hilfe! Mord!

(Es stürmen mehrere von außen herein. Charlotte wird aus dem Kofen geschleift.)

Schlagt sie todt! Bindet sie! Schlagt sie todt!

Erstes Weib (die andern abwehrend).

Zurück!

Zweites Weib.

Zurück! Sie hat Mitschuldige.

Lambertine

(mit dem Dolch aus dem Kofen stützend).

Du — Du tödtetest ihn? Mit meinem Dolche tödtetest Du ihn? — Das ist schön! Alle sollen sterben, alle!

(Man hat Stricke geholt, Charlotten werden in rohester Weise die Hände auf den Rücken gebunden. Laurent kommt.)

Laurent.

Vater Paul! (Er stürzt in den Kofen und gleich wieder heraus.) Wo ist die Mörderin? Wer ist die Mörderin?

Lambertine (auf Charlotte deutend).

Da ist sie!

Laurent.

Du bist es? Du?

(Er zieht sein Messer. Jean springt vor Charlotte.)

Vermaledeiter Bläser, Dein Spiel hat uns beehrt. In Dein Departement, Murrelthier! Da — (Er wirft dem Knaben das Messer in die Brust.)

Charlotte

(flüßt einen herzzerreißenden Schrei aus).

Jean —

Lambertine (den Schrei nachahmend).

Schöne Musik! Wilde Musik!

(Laurent wird von den Weibern zurückgehalten und gescholten.)

Jean

(der vor Charlotte niedergefallen ist).

Charlotte! (Das Lied des Knaben wird in der Ferne gespielt.) Es wird — dunkel — hinter den Bergen. Die Sterne kommen — Mutter — Mutter! Maria, hilf.

(Er stirbt.)

Charlotte

(neigt sich langsam zu Jean nieder und küßt ihn).

Jean — es wird Licht — die Engel kommen — harre mein! (Zu Laurent. Was Du gethan, vergiß nicht, bis Du Dich selbst vergessen! — (Charlotte steht milksam wieder auf. Zwei Weiber unterstützen sie und trocknen ihr die Thränen.)

Lambertine.

Ist er todt? (Sie stürzt auf die Leiche und horcht nach dem Athem.) Echo! Echo! Er ist noch nicht todt? Ach, könnt' ich mit, sterben in Ruh wie Du!

(Das Lied schweigt.)

Er ist todt. Das ist schön, das ist schön.

(Hébert und Dobsent kommen mit Nationalgardisten. Das roheste Volk tobend hinterdrein.)

Hébert (zu den Nationalgardisten).

Schützt sie, daß sie lebend unten in den Wagen kommt.

Das Volk.

Nieder mit der Mörderin!

Hébert.

Wer brachte sie in's Haus?

(Alle schweigen.)

Dobsent.

Kam sie allein? Wer brachte sie in's Haus?

Lambertine.

Lambertine! Mich schützt mein Freibrief von Paul Marat. (Sie zeigt das Papier.) Was Lambertine thut, das ist wohlgethan.

Hébert.

Bindet sie und schafft sie nach der Salpe-

triere; ihr Wahnsinn gefährdet das öffentliche Wohl. Greift sie!

Lambertine.

Was wollt Ihr thun? Ich weiße, wenn Ihr mich anfaßt. Wo ist der Myrthenkranz für die Braut des Volkes? (Sie faßt nach dem Kopfe, ihre Haare lösen sich auf.) Sie haben mir meinen Kranz genommen. (Zu Charlotte.) Gib mir Deinen Kranz! Du hast einen schönen Kranz. Ich steige nicht ohne Kranz auf das Schaffot — Charles — Charles — meinen Kranz — (Sie führt hinaus.)

Hébert.

Bindet sie und werft sie unten in den Wagen. Vorwärts, in die Conciagerie! (Zu Charlotte.) Du stirbst mit denen, für die Du diesen Mord verübt — alle sterben, mit denen Du gelebt!

Charlotte.

Alle leben, für die Charlotte Corday stirbt! So spote ich Eurer Wuth. Ist keiner unter Euch, der meine That begreift? — Führt mich zum Tode, daß mein Tod sie Euch erkläre. Die That ist rein; Gott war dabei in eines Knaben Liebe. Sein Name sei gepriesen, keinen Sohn des Vaterlandes traf meine Hand; Frankreich gebar ihn nicht. — Führt mich hinweg; die Krone der Märtyrer winkt! Nur das Verbrechen bringt die Schmach, nicht das Schaffot. Für Frankreich sterbe ich selig, wie meine Schwester starb — Johanna d'Arc!

(Charlotte wird von Gen darmen gefaßt. Alle in wildem Tumult ab.)

Hoi im Gefängniß der Abtei. Im Hintergrunde ein verschlossenes eisernes Gitter. Außerhalb gehen Gen darmen auf und ab. Vergniaud kommt von rechts.

Vergniaud.

Wir sind verloren, unrettbar! Paris ist einig, seine Feinde sind es nicht. Jede Nacht selbstsüchtig, dem Scheine nach offen, doch mit Hinterhalt — einer des andern Pläne kreuzend und verstimmelnd.

Gen sonné.

Paris ist einig; doch einem Sturme von ganz Europa steht es nicht.

Vergniaud.

Es wird sich aufrichten gegen ganz Europa, erst sich vertheidigend, dann erobernd, kometen gleich die Welt überraschend, Paris der Kern, sein Schweiß die willigen Provinzen.

(Vollstärm hinter der Scene.)

Gen sonné (an das Gitter tretend).

Was ist das?

Brissot.

Wollen sie uns ermorden, wie sie die Gefangenen des September hier gemordet?

(Ducos und Fonfrede kommen.)

Ducos.

Sie ermorden uns, Fremde!

(Außerhalb zeigt sich Volk.)

Fonfrede.

Da sind sie.

(Andere Girondisten sind bis zur Zahl 21 gekommen und haben sich an einer Seite der Bühne grubirt.)

Vergniaud (vorn).

Verblendetes Volk, vollende!

(Sektionsmänner marschiren hinter dem Gitter auf. Das Gitter wird aufgeschlossen. Charlotte Corday, Hébert, Dobsent und einige Birger treten ein. Gen darmen folgen. Das nachdrängende Volk wird zurückgehalten und vertheilt sich auf der Mauer und hinter dem Gitter.)

Hébert

(zu den Girondisten, indem er Charlotte vorstößt.)

Kennt Ihr das Scheusal?

Dobsent.

Ihr wißt um ihre That. (Er greift Charlottens fliegendes Haar und reißt ihr den Kopf in die Höhe.)
Zig' Deine Frage!

Hébert.

Kennt Ihr sie?

Vergniaud.

Verfehont uns.

Gen sonné.

Laßt uns.

Duperret

(leise zu Balazé und Duchâtel.)

Ich kenne sie; ihr Name ist Corday, sie kommt von Caen.

Balazé.

Corday? Barbaroux kannte sie.

Duchâtel.

Was that sie nur?

(Die Girondisten wollen sich entfernen.)

Dobsent.

Halt! Keiner verläßt den Hof.

(Dobsent geht an das Gitter und winkt. Es wird ein Tisch gebracht und ein Stuhl. Die Gen darmen besetzen die Ausgänge.)

Brissot.

Erspart uns das lächerliche Schauspiel; wir haben nichts damit gemein.

Hébert.

Das findet sich.

Vergniaud.

Edele Völker schmückten ihre Opfer mit Blumen und mit Bändern; Ihr Feiglinge, Ihr verhöht sie.

(Dobsent sitzt am Tisch und schreibt.)

Hébert (am Tisch stehend zu Charlotte.)

Wer hat Dich zu dem Morde bewogen?

Die Girondisten

(mit dem höchsten Erstaunen.)

Zu dem Morde?

Hébert.

Wer hat Dich zu dem Morde bewogen?

Charlotte.

Ihr nennt es Mord; ich nenne es eine That, die tausendfältiges Leben gibt. Betrachtet mich recht; steht Mord auf dieser Stirn, blickt Mord aus diesen Augen? Begreift Ihr nicht, daß ich nicht ich gewesen? Ein Engel kam und that durch mich die That.

Hébert.

Wie lange kanntest Du Marat?

Die Girondisten

(mit dem höchsten Erstaunen.)

Marat?

Hébert.

Ja, Marat, Marat! Sie hat ihn ermordet — (er zeigt den Dolch) mit diesem Dolche, den Ihr geschliffen.

Charlotte.

Nein! Nein! Und dreimal nein; sie haben keinen Theil.

Hébert.

Antworte! Hast Du einem Priester gebeichtet zu Caen?

Charlotte.

Ich beichtete vor Gott allein. Gott allein ist mein Richter. Ich habe nur einen Menschen getödtet, um tausende zu rächen — hunderttausende zu retten. Gott allein gab mir den Muth.

Hébert.

Was nennst Du Muth?

Charlotte.

Von sich selber zu lassen, sich selber zu vergessen, um alles, alles für das Vaterland zu thun.

Hébert.

Hast Du einem Manne Dich vertraut?

Charlotte.

Nein!

Hébert.

Du hattest einen Geliebten zu Caen.

Charlotte.

Das lügst Du!

Hébert.

Belzunce mit Namen. Das Volk erschlug ihn; Rache dafür zu nehmen kamst Du nach Paris.

Charlotte.

Das lügst Du; das lügt die Welt, wenn sie es sagt. Ich sehe es klar. Ihr möchtet meine That besudeln, aus eitler Selbstsucht sie erklären. Ihr seid im Wahn, Betrüger (sie zeigt auf das Volk) und Betrogene. Im Himmel ward die That beschloffen; mit dem Himmel mußte sie gelingen!

Bergniaud.

Größer als Brutus!

Gensonné.

Wir sind gerettet.

Hébert.

Du hattest einen Geliebten zu Paris; auf den Boulevards schlüfst Du mit Barbaroux.

Charlotte.

Ich beklage Dich; Du erröthest, weil Du lügst.

Hébert

(auf die Gruppe der Girondisten deutend).

Kennt Du einen von diesen Bürgern?

(Duperré versteckt sich.)

Charlotte.

Mich kennt keiner — keiner von diesen Bürgern.

Laurent (von der Mauer sprechend).

Sie lügt! Sie kennt den Bürger Duperré; sie war bei ihm und er bei ihr. Sie erzählten's im Gasthof, wo sie wohnte.

Duperré

(aus der Gruppe der Girondisten tretend).

Es ist wahr; doch verrieth sie nichts von solcher That. Sie hat eine Freundin um Fürsprache bei Marat.

Charlotte.

So ist es!

Hébert.

Ausflüchte! Die That geschah für Euch; Ihr alle seid im Bunde mit den königlich-gefinnten. — Im Namen und auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses fordere ich Euch, einundzwanzig Deputirte der Gironde, vor das Revolutionstribunal. Macht Euch bereit! Gensdarmen, herbei! Führt sie in die Conciergerie.

(Großer Jubel des Volks.)

Die Girondisten.

Das ist der Tod.

Charlotte.

Was sagt Ihr? Diese Männer zum Tode um meine That? Was that ich denn? Laßt mich besinnen. — Den rothen Drachen erschlug ich; Frankreich und seine Edelsten zu retten, kam ich nach Paris. — Ihr wendet Euch weg? Auf Euren Lippen brennt der Tod? — Bindet meine Hände los, daß ich sie ringen kann, Licht zu ersehen in dieser Nacht. (Sie reißt die Stricke, die ihre Hände fesseln, durch.) Nein! Nein! Es kann nicht sein. Sprecht, ist es so? — Es ist. Weh mir! Es ist! Von dieser Welt ist meine That; Menschenwitz wälzt sie auf Euer Haupt.

(Balazé wirft sich einen Dolch in die Brust und fällt in Gensonné's Arme.)

Gensonné.

Du wirst schwach, Balazé.

Balazé.

Nein, ich sterbe.

Bergniaud.

Du gibst uns den Tod, Mädchen; aber Du lehrt uns zu sterben.

Charlotte.

Gott, mein Richter, strafft Du an andern meine That, nicht an mir selbst allein, so — so bin ich verflucht — verflucht! O Gott! Herr Gott — erbarme dich mein! (Sie fällt mit dem Gesichte vor den Girondisten nieder.)

28. Karl Gutzkow.

(1811— .)

Aus: Das Urbild des Tartüffe. (1844.)

Der französische Lustspieldichter Molière hat seinen „Tartüffe“ gedichtet, in dem er das Laster der Scheinheiligkeit und Heuchelei geißelt. Lionne, der Minister Ludwig's XIV., trägt kein Bedenken, das Lustspiel zur Aufführung gelangen zu lassen. Inzwischen verlautet aus den zur Aufführung veranstalteten Proben, daß der Dichter im Tartüffe die Person des Präsidenten Ramoignon als Urbild dargestellt habe. Der Parlamentsrath Lefèvre erzählt, daß der Dichter den Stand der Richter, der Leibarzt Dubois, daß er die Ärzte, der Akademiker Chappelle, daß er die klassische Poesie gegeißelt habe, und nun vereinigen sie sich, die Aufführung zu hintertreiben. Ramoignon ist ganz besonders thätig, da in diesen Intriquen offenbar wird, daß die beiden Schauspielerinnen Armande und Mabelame die Töchter einer Familie sind, die er durch Heuchelei um Gut und Ehre gebracht hat. Armande, der der König gewogen ist, setzt es durch, daß das Verbot zurückgenommen wird. Die Darstellung wird mit rauschendem Beifall aufgenommen und der Heuchler entlarvt.

Molière entwickelt dem Minister den Inhalt seines Stückes.

Lionne.

Lionne.

Man hat mir das neue Stück, das Sie demnächst aufzuführen gedenken, zu verdächtigen gesucht.

Nicht nur die Nation, sondern auch Se. Majestät Ludwig XIV. haben Molière in diesen ruhmwürdigen Bestrebungen anerkannt.

Molière.

Lefèvre (bei Seite).

Nein, Excellenz, nicht zu verdächtigen. Man hat mit läugerischer Entstellung der wahren Tendenz dieses Stückes die Aufführung desselben in das religiöse Gewissen eines Mannes schießen wollen, der zu billig, zu gerecht sein wird, die Sache der Kunst den Heuchlern zu opfern.

Ein Glück, daß Chappelle bei diesen Lobeserhebungen nicht zugegen ist.

Lionne.

Molière.

Die Sache der Kunst, lieber Molière, darf den gesellschaftlichen Institutionen keinen Anstoß geben. Indessen, theilen Sie mir aufrichtig den Inhalt des Tartüffe mit und Sie werden finden, daß ich die Satire vom Passquill zu unterscheiden weiß. Setzen wir uns.

Nach einer Reihe komischer Charaktere, die die Leidenschaft des Geizes, der unbegründeten Eifersucht, der Titelsucht darstellten, bin ich endlich auch an eine der gefährlichsten Gattungen von Betrügnern gekommen, an die Scheinheiligen, an die im Dunkeln schleichenden religiösen Heuchler. Fern sei es von mir, wahrhaft fromme Gemüther zu beleidigen, fern sei es, durch den Scherz der Bühne die Sache der Religion beeinträchtigen zu wollen — aber liegt nicht wie ein Alp auf dem Staat, auf der Gesellschaft jene falsche Religiosität, die die alles umfassende allgewaltige Liebe Gottes zum Privilegium einer einzelnen kleinen Coterie machen will? Sehen wir nicht täglich in die Herzen der Familien, auf die Gatheder der Schulen, in die Cabinette der Minister, an die Stufen des Thrones Männer schleichen, die unter dem Deckmantel der Religion nur ihren persönlichen Ehrgeiz verbergen und nichts lieber an sich reißen möchten, als die Herrschaft der ganzen Welt, während doch der Stifter unserer Religion gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Diesen Feinden der Gesellschaft, Excellenz, die da verfolgen, wie sie sagen, aus Mitleid, die da hassen, wie sie sagen, aus Liebe, diesen hab' ich in meinem Tartüffe den Handschuh hingeworfen zu einem ehrlichen Kampfe, und ich erwarte von allen denen, die ein reines Gewissen haben, daß sie mich in diesem Kampfe unterstützen.

(Setzt sich.)

Dubois (bei Seite).

Es ist schon elf, — indessen — Molière zu hören — (nimmt sich einen Stuhl.)

Lefèvre (bei Seite).

Wenn ich auch eine Sitzung des Gerichtshofes versäume — so etwas kommt nicht wieder! (Nimmt einen Stuhl.)

(Sie sitzen.)

Molière

(immer in großer Erregtheit, aber doch den Ort, wo er spricht, bedenkennd).

Excellenz, ich muß sie daran erinnern, welche Aufgabe ich der französischen Bühne gestellt habe. Ich habe das Lustspiel von meinen Vorgängern in der Form sittenloser und ausgelassener Possen übernommen und habe mit meinen schwachen Kräften versucht, ihm einen edleren, einen tieferen Ausdruck zu geben. Ja, Excellenz, ich habe in der Poesie eine Waffe zu finden gesucht für den Kampf der Aufklärung gegen die Lüge, ich habe den Egoismus, die Eitelkeit, den gesellschaftlichen Betrug in allen seinen Spielarten auf der Bühne darzustellen gewagt, und man hat mir das Zeugniß gegeben, daß durch mich die Bühne wenigstens eine würdigere Bedeutung gewonnen hat.

Lionne.

Entwickeln Sie mir den Schachplan, den Sie sich dabei vorgezeichnet haben.

Molière.

Ich habe in meinem Tartüffe die Verwirrung einer Familie geschildert, die einst das Opfer eines solchen Heuchlers wurde. Mein

Vater war mit einem Manne befreundet, der sich auf die redlichste Art von der Welt ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Um es zu genießen, zog Duplessis auf's Land und lebte eine Zeitlang glücklich im Besitze einer schönen und liebenswürdigen Frau und zweier kleinen, holden Mädchen, ihrer einzigen Kinder. Da führte ein böser Stern in den Schooß dieser Familie einen Mann ein, der unter dem Deckmantel der Frömmigkeit das Verderben aller wurde. Geschützt zuerst von Duplessis' alter Mutter, erwarb er sich bald die Freundschaft des reichen Mannes und benutzte sein Vertrauen zu einer Oberherrschaft, die er zuletzt über alle Angelegenheiten des Hauses gewann. Seelenfreundschaft, Herzensverschmelzung waren die Worte, die er stets im Munde führte. Duplessis, von Natur zur Melancholie geneigt, verlor allen Sinn für die praktischen Bedingungen des Lebens und überließ dem heuchlerischen Freunde die Verwaltung seines Vermögens. Vortrefflich verstand es dieser Bösewicht, davon Vortheil zu ziehen. Man warnte Duplessis, aber blindes Vertrauen festelte ihn an einen Menschen, dessen drittes Wort die Religion war. Eudlich aber wurde er auf eine furchtbare Art enttäuscht. Er entdeckte, daß der schändliche Freund durch eine falsche, verhimmelnde und sinnliche Philosophie auch sein Weib Adels bethört hatte, und so schwach war sein Geist durch diese falsche Religiosität geworden, daß Duplessis in dem Augenblick, wo er Weib und Freund ihrer Schändlichkeit überführen konnte, statt sich zu rächen, in einem Anfall von Daseinsüberdruß und Geistesverwirrung sich das Leben nahm. Mit dem geraubten Vermögen verließ der Betrüger das Haus und gab das entwürdigte Weib und die armen Kinder dem größten Elend preis; die Mutter starb an gebrochenen Herzen, ihre Kinder geriethen in fremde Pflege. Unmöglich war es, von den Tausenden, die ihnen gehörten, aus den Händen des Betrügers nur ein Almosen zu entreißen. Gegen gerichtliche Verfolgung hatte er sich durch Clauseln verschanzi, er stieg von Stufe zu Stufe, er steht jetzt — doch nein! er ist jetzt keine Person mehr, sondern nur eine Idee, die ich mir erlaubt habe, zu meinem Tartiffes zu benutzen.

(Lionne steht auf, die andern auch.)

Lionne.

Molière, Ludwig XIV. stellte mich an den Posten, den ich bekleide, um die Feinde der sittlichen Ordnung seines Landes zu bekämpfen. Ein solcher ist aber ein Dichter nicht, der sein schönes Talent nur dazu anwendet, treu der Mit- und Nachwelt zu dienen. Unter diesen Umständen hab' ich gegen die Aufführung Ihres Tartiffes nichts einzuwenden.

Dubois und Lesèvre.

Brav, Lionne!

Molière.

Sie beschämen mich, Excellenz; was ich vermag, entlehnt' ich ja nur meiner Kunst, die ich liebe und die, das ist mein ganzer Stolz, mich dafür auch wieder liebt.

Lionne.

Und wer ist dies Urbild Ihres Tartiffes?

Molière (ausweichend).

Er — lebt wohl — nicht mehr. Und ohnehin, Herr Minister, die Tartiffes dieser und jeder Art laufen ja auf der StraÙe herum, daß man mit einem einzigen Griff Duzende an den Fingern hat.

Lionne.

Weichen Sie mir nicht aus, Molière! Sagen Sie ehrlich, könnte vielleicht irgend jemand den Tartiffes, abgesehen von dem verstorbenen Urbilde, noch ganz besonders auf sich beziehen?

Molière.

Ich gestehe, daß ich mich bemüht habe, die und da einzelne Züge von solchen Scheinheiligen zu entdecken. Ich erfuhr, um damit zu schließen, folgende Anekdote. Zu einem Hauptchef dieser finstern Partei kam eine junge Bäuerin aus Limoges, ein allerliebstes, junges, frisches Ding, das nirgends einen bessern Dienst zu finden glaubte, als in einem so frommen Hause. Mein Tartiffes fing an, sie zu examiniren. Er wollte untersuchen, ob sie fest im Glauben wäre, zugleich aber auch, ob sie kräftige Schultern hätte, um — ihre Sünden zu tragen. Die junge Dorfschöne trug ein rothgewürfeltes Baumwollentuch. Tartiffes faßt einen Zipfel des Tuches und zerrt erst leise und dann immer stärker an dem rothen Tuch. Die junge Bäuerin zieht sich zurück. Tartiffes folgt und endlich hat er das Tuch in der Hand. In dem Augenblick geht die Thür auf. Ein Geistlicher besucht den Tartiffes! Um des Heilands Wunden, was machen Sie da, Tartiffes? fragte der fromme Freund. Todtenblaß vor Angst sammelte sich der überraschte Heuchler und stotterte die Antwort: Lieber Bruder im Herrn, ich suchte mir nur Aufklärungen über die Baumwollenindustrie von Limoges zu verschaffen.

(Alle lachen.)

Lesèvre.

Sieh! Kürzlich hab' ich jemanden in ähnlichen industriellen Studien überrascht. Es ist doch nicht der Präsident Lamoignon?

Molière.

Lamoi — ? (Paus.) Ich habe in meinem Tartiffes — keine einzelne Person, sondern eine — Gattung geschildert.

Lionne.

Molière, wenn in Ihrem Tartiffes keine staatsgefährlicheren Dinge vorkommen, so seien

Sie unbekümmert. Lartiffe darf existiren, existiren für die französische Bühne — wenn noch Vogen übrig sind, ich bitte um eine — meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem vor-
auszusehenden glänzenden Erfolge!

Molière.

Ach, meine Brust erweitert sich bei dem Gedanken, daß der Dichter, Hand in Hand mit der Weisheit der Fürsten und der besonnenen

Mäßigung der Staatsmänner, dem großen Verufe leben darf, wie mit Rosenfingern über die Erde zu schweben und Morgenröthe auszustreuen, wo nächstiger Schlummer noch die Menschen gefangen hält. Diese eben erlebte Stunde, Exzellenz, gibt mir den Muth, freudig fort zu wandeln auf meiner dornenwollen Bahn. Es ist Zeit zur Probe. Entschuldigen Sie, daß ich mich verabschiede.

(Geht rasch ab.)

29. Friedrich Hebbel.

(1813—1863.)

Aus: Die Nibelungen. (1862.)

Die Tragödie zerfällt in drei Theile, deren erster, „der gehörnte Siegfried“, diesen am Hofe Gunther's auftreten läßt, wo er von seinem Drachenkampfe, dem daraus gewonnenen Nibelungenschatze und Brunhildens Burg erzählt und von Gunther aufgefordert wird, Brunhilde für ihn zu erlösen. Bei einem Kampfspiel, welches die Fürsten im Burgsaal veranstalten, sieht Kriemhild Siegfried, und die Königinmutter Ute deutet auf ihn, als ihrer Tochter künftigen Gemahl. Im zweiten Theile, „Siegfrieds Tod“, wird der Zug zu Brunhilde unternommen, von Siegfried die Nachricht, daß Gunther sie gewonnen, nach Worms gebracht, der Zwiehals zwischen Brunhild und Kriemhild, die Jaad am Brunnen und die Ermordung Siegfried's durch Hagen dargestellt. Im dritten Theile, „Kriemhild's Rache“, wirbt Hübeger bei Gunther für König Etel um Kriemhild, es wird auf der Donau die Fahrt in Etel's Land unternommen, unterwegs bei Hübeger die Verlobung seiner Tochter Gudrun mit Giselher beschloffen, die Burgunder werden in Etel's Burg empfangen, der Kampf vorbereitet und zu Ende geführt.

a. Siegfried wirbt um Kriemhild und verspricht Gunther Beistand bei der Werbung um Brunhild.

Siegfried.

Hast Du es nicht bemerkt? Ein Mägdlein sah Vorhin auf uns herunter in den Hof,
Und als sie, ihre goldnen Locken schüttelnd,
Die, wie ein Vorhang, ihr die Augen deckten,
Mich unter Euch erblickte, fuhr sie rascher
Zurück, wie ich, als sich im Reich der Zwerge
Die Erde, die mein Fuß betrat, auf einmal
Zu einem Angesicht zusammen zog,
Das mir die Zähne zeigte!

Gunther.

Bloße Schen!
Versuch's nur immer weiter, Wenn's Dir
aber
Am Werber fehlt: ich leiste Dir den Dienst,
Nur mußt Du mir den gleichen auch erweisen,
Denn Kriemhild, meine Schwester, darf nicht
zieh'n,
Bevor hier Brunhild ihren Einzug hielt.

Siegfried.

Welch einen Namen nennst Du da, o König?
Die nord'sche Jungfrau denkst Du heimzu-
führen,
Der flüss'ges Eisen in den Adern locht?
O, gib es auf!

Gunther.

Warum? Ist sie's nicht werth?

Siegfried.

Nicht werth! Ihr Ruhm durchfliegt die Welt!
Doch keiner
Kann sie im Kampf bestehen, bis auf Einen,
Und dieser Eine wählt sie nimmermehr.

Gunther.

So sollte ich aus Furcht vor ihr nicht werben?
Welch eine Schmach! Viel lieber gleich den
Tod
Von ihrer Hand, als tausend Jahre leben
Zu dieser Dohnmacht schimpflichem Gefühl.

Siegfried.

Du weißt nicht, was Du sprichst. Ist's
Schmach für Dich,
Daß Dich das Feuer brennt und daß das
Wasser

Dich in die Tiefe zieht? Nun, sie ist ganz
Wie's Element, und Einen Mann nur gibt's,
Der sie bewält'gen und, wie's ihm gefällt,
Behalten oder auch versenken kann!
Doch möchtest Du sie wohl von einem nehmen,
Der nicht ihr Vater, noch ihr Bruder ist?

Gunther.

Erst werd' ich sehen, was ich selbst vermag!

Siegfried.

Es gliückt Dir nicht, es kann Dir gar nicht
gelingen,
Sie wirft Dich in den Staub! Und glaube
nicht,

Daß Mitleid wohnt in ihrer eh'rnen Brust,
Und daß sie etwa, wenn sie Dich erblickt,
Es gar zu einem Kampf nicht kommen läßt!
Das kennt sie nicht, sie streitet um ihr Magd-
thum,

Als wär' ihr Leben selbst daran geknüpft,
Und wie der Blitz, der keine Augen hat,
Oder der See, der keinen Schrei vernimmt,
Vertilgt sie ohne Mitleid jeden Reden,
Der ihr den Jungfrau'ngürtel lösen will.

D'rum gib sie auf und denf' nicht mehr
an sie,
Wenn Du sie nicht aus eines Andern Händen,
Wenn Du sie nicht von mir empfangen magst!

Gunther.

Und warum sollt' ich nicht?

Siegfried.

Das frag' Dich selbst!
Ich bin bereit, mit dir hinab zu ziehn,
Wenn Du die Schwester mir als Lohn ver-
sprichst,
Denn einzig ihrethalben kam ich her,
Und hättest Du Dein Reich an mich ver-
loren,
Du hättest es Dir zurückgekauft mit ihr.

Hagen.

Wie denkst Du's denn zu machen?

Siegfried.

Schwere Proben
Sind zu bestehen! Sie wirft den Stein,
wie ich,
Und springt ihm nach, so weit er steigt, sie
schleudert

Die Lanze und durchbohrt auf hundert Schritte
Ein flebensfaches Erz, und so noch mehr.
Allein, was thut's, wir theilen uns in's
Werk,

Mein sei die Arbeit, die Geberde dein!

Hagen.

Er soll den Anlauf nehmen, Du willst werfen
Und springen?

Siegfried.

Ja, so mein' ich's! Lud dabei
Ihr selbst noch tragen!

Hagen.

Ehorheit! Wie ist's möglich,
Sie so zu täuschen?

Siegfried.

Durch die Nebeltappe,
Die mich schon einmal ihrem Blick entzog!

Hagen.

Du warst schon dort?

Siegfried.

Ich war's! Doch warb ich nicht,
Auch sah ich nur, ich wurde nicht gesehen! —
Ihr staunt und schaut mich voll Bewund'-
rung an?

Ich merk' es wohl, ich muß den Kuckuk
machen,

Oh! Ihr mir trauen könnt, doch denke ich,
Wir sparen's für die Fahrt, denn die ist
lang,

Auch kann ich, wenn ich von mir selbst er-
zähle,
Dabei in's Wasser sehn!

Gunther.

Nein, sprich uns gleich
Von Iesenland und Deinen Abenteuern!

Wir hören's gern, und waren schon dabei,
Es selbst zu thun.

Siegfried.

Auch das! Mich trieb die Lust
Am Kampf so weit hinunter, und ich traf
Dort gleich den ersten Tag bei einer Höhle
Zwei junge Recken, die sich grimmig stritten.
Es waren Bröder, König Niblung's Söhne,
Die ihren Vater kaum begraben hatten —
Erschlagen auch, wie ich nachher vernahm —
Und schon um's Erbe zankten. Ganze Haufen
Von Edelsteinen lagen aufgeschürmt
Um sie herum, dazwischen alte Kronen,
Seltzam gewundene Hörner und vor allem
Der Valmung, aus der Höhle aber bligte
Das rothe Gold hervor. Als ich erschien,
Verlangten sie mit wildem Ungeflüm,
Dafß ich den Schatz als Fremder theilen sollte
Und gern gewährt ich's, um den Mord zu
hindern,

Mit dem sie sich bedrohten, doch umsonst.
Denn als ich fertig war, sand jeder sich
Verfüßt und tobte, und ich warf die Hälften
Auf ihr Begehren wieder durcheinander
Und theilte abermals. Da wurden sie
Noch zorniger und drangen, während ich
Gebückt auf meinen Knien lag und still
Auf einen Ausgleich sann, in toller Wuth
Mit rasch gezo'nen Degen auf mich ein.
Ich, um der Rasenden mich zu erwehren,
Griff zu dem Valmung neben mir, weil ich
Die eig'ne Klinge nicht mehr ziehen konnte,
Und eh' ich's dachte, hatten alle beide,
Wie Eber, welche blind auf's Eisen laufen,
Sich selbst gespießt, obgleich ich liegen blieb
Und ihrer schonte, und so ward ich Erbe
Des ganzen Hortes.

Hagen.

Blutig und doch redlich!

Siegfried.

Nun wollt' ich in die Höhle gehn! Wie
staunt' ich,
Als ich den Eingang nicht mehr fand. Ein
Wall,
So schien's, war plötzlich aus dem Schooß
der Erde

Hervorgestiegen, und ich stach hinein,
Um mir den Weg zu bahnen. Doch, da kam
Statt Wassers Blut, es zuckte, und ich glaubte,
Ein Wurm sei in dem Wall versteckt. Ich irrte,
Der ganze Wall war nur ein einz'ger Wurm,
Der, tausend Jahre in der Felskluft schlafend,
Mit Gras und Moos bewachsen war, und
eher

Dem zad'gen Rücken einer Hügellette,
Als einem Thiere glich, das Odem hat.

Hagen.

Das war der Drache!

Siegfried.

Ja, ich schlug ihn todt,
Indem ich ihn bestieg, eh' er sich bäumte,

Und ihm von hintenher, den Nacken reitend,
Das blaue Haupt zerschmetterte. Es war
Vielleicht das schwerste Stüd, das ich voll-
brachte,

Und ohne Balmung wär's mir nicht gegliickt.
Dann hieb ich mich durch seinen Riesenleib,
Durch all das Fleisch und die gewalt'gen
Knochen,

Wie durch ein festigtes Gebirg allmählig
Bis an die Höhle durch. Doch hatte ich
Sie kaum betreten, als ich mich unklammert
Von starken Arminen fühlte, die mein Auge
Nicht sah, und die mir dennoch fast die
Rippen

Zusammendrücktten, ganz als ob die Luft
Es selber thäte! Es war Alberich,
Der wilde Zwerg, und niemals war ich wohl
Dem Tod so nah, als in dem grausen Kampf
Mit diesem Ungethüm. Doch endlich wurde
Er sichtbar, und nun war's um ihn geschehn.

Denn, ohne es zu wissen, hatt' ich ihn,
Derweil ich mit ihm rang, die Nebelkappe
Vom Kopf gerissen, und mit seiner Hülle
Verlor er auch die Kraft und stürzte hin.
Nun wollt' ich ihn zertreten, wie ein Thier,
Da löste er, schon unter meinen Fersen
Mit seinem Hals, sich rasch durch ein Ge-
heimniß,

Das ich nicht ahnte, er entdeckte mir
Den Zauber, der im Blut des Drachen
steckte,

So lange es noch rauchte, und ich ließ
Ihn eilig frei und nahm mein rothes Bad.

Gunther.

So hast Du Dir an einem einz'gen Tage
Den Balmung und den Hort, die Nebelkappe
Und Deine Haut von Horn erkämpft?

Siegfried.

Ja, auch die Vögelsprache! Als ein Tropfe
Des Zauberbluts mir auf die Lippen sprang,
Verstand ich gleich das Zwitschern über mir,
Und hätt' ich nicht zu rasch ihn abgewischt,
So würd' ich auch, was hilft und springt,
verstehn.

Denkt Euch: auf einmal säßert es im Baum,
Denn eine alte Linde deckte alles,
Dann kichert's, lacht und höhnt, so daß ich
Menschen

Zu hören glaube, die, im Laub versteckt,
Mein Thun verspotten. Wie ich um mich
schaue,

Erblick' ich nichts, als Vögel, Krähen, Dohlen
Und Gulen, die sich streiten. Brunhild wird
Genannt, auch ich. Ein Knäuel dunkler Nebel
Hinüber und herüber. Eins nur klar,
Daß noch ein Abenteuer meiner harret.
Die Lust erwacht. Die Dohle fliegt voran,
Die Gule folgt. Bald sperrt ein Flammensee
Den Weg und eine Burg, wie glühendes
Metall in bläulich-grünem Schimmer leuch-
tend,

Taucht drüben auf. Ich halte an. Da ruft
Die Dohle: Zieh' den Balmung aus der
Scheide

Und schwing' ihn dreimal um das Haupt!
Ich thu's,

Und schneller wie ein Licht erlischt der See.
Nun wird's lebendig in der Burg, Gestalten
Erscheinen auf der Zinne, Schleier flattern,
Und eine stolze Jungfrau späht herab.

Da kreischt die Gule auf: Das ist die Braut!
Nun mit der Nebelkappe fort! Ich hatte
Sie bloß zur Probe aufgesetzt und wußte
Nicht einmal, daß ich sie noch trug. Doch
jetzt

hielt ich sie mit den Händen fest, weil ich
Die keden Vögel darnach haschen sah.
Denn Brunhild rührte, wie sie droben stand,
In aller ihrer Schönheit nicht mein Herz,
Und wer da fühlt, daß er nicht werden kann,
Der grüßt auch nicht.

Volker.

Das ist ein edles Wort.

Siegfried.

So schied ich ungesehen und kenne doch
Die Burg und ihr Geheimniß, wie den Weg.

Gunther.

So führ' mich Held!

Volker.

Nein, König, bleib' daheim,

Es endet schlecht.

Siegfried.

Du meinst, ich kann nicht halten,

Was ich versprach?

Volker.

O, doch, ich meine nur,
Daß falsche Künste sich für uns nicht ziemen!

Gunther.

Mit andern geht's ja nicht.

Volker.

So stehst Du ab.

Das rath' ich auch.

Hagen.

Ei nun! Warum?

Gunther.

Mir scheint's
So wenig schimpflich, als in's Schiff zu
steigen,

Wenn man das fremde Ufer nicht durch
Schwimmen

Erreichen kann, und statt der Faust den De-
gen

Zu brauchen.

Siegfried.

Nimm es so, und schlage ein!

Gunther.

Wohlan! Für Brunhild gebe ich Dir Ariem-
hild,

Und unsre Hochzeit feiern wir zugleich!

Hagen

(legt den Finger auf den Mund und schlägt an's Schwert).

Siegfried.

Bist ich ein Weib? Zu Ewigkeit kein Wort!
Ich stelle mich, wenn Ihr zum Kampfe eilt,

b. Kriemhild reizt die Heunen zum Kampf gegen Hagen.

(Tiefe Nacht. Kriemhild mit Gefolge steigt herunter.
Fackeln.)

Hagen.

Wer naht sich da?

Volker.

Es ist die Fürstin selbst.

Geht die so spät zu Bett? Komm, stehn wir auf!

Hagen.

Was fällt Dir ein? Nein, nein, wir bleiben sitzen.

Volker.

Das brächt' uns wenig Ehre, denn sie ist
Ein edles Weib und eine Königin.

Hagen.

Sie würde denken, daß wir uns aus Furcht
Erhöhen. Balmung, thu' nicht so verschämt!
(Legt den Balmung über's Knie.)

Dein Auge funkelt dräunend durch die Nacht,
Wie der Komet. Ein prächtiger Rubin!
So roth, als hätt' er alles Blut getrunken,
Das je vergossen ward mit diesem Stahl.

Kriemhild.

Da sitzt der Mörder.

Hagen.

Wessen Mörder, Frau?

Kriemhild.

Der Mörder meines Gatten!

Hagen.

Wacht sie auf,

Sie geht im Traum herum. Dein Gatte lebt,
Ich habe noch zur Nacht mit ihm gezecht,
Und stehe Dir mit diesem guten Schwert
Für seine Sicherheit.

Kriemhild.

O pfui! Er weiß

Recht wohl, von wem ich sprach, und stellt
sich an,

Als wüßt' er's nicht.

Hagen.

Du sprachst von Deinem Gatten,
Und das ist Egel, dessen Gast ich bin.

Doch, es ist wahr, Du hast den zweiten schon,
Denkst Du in seinem Arm noch an den ersten?
Nun freilich, diesen schlug ich todt.

Kriemhild.

Ihr hört!

Hagen.

War das hier unbekannt? Ich kann's er-
zählen,

Der Spielmann streicht die Fiedel wohl dazu; —

Als hätt' ich was an un'rem Schiff zu rich-
ten

Und geh' zum Strand hinunter, daß sie's
sieht,

Doch in der Nebelkappe keh'r' ich wieder
Und kneif' Dich in den Arm und steh' Dir
bei!

(Als ob er singen wökt.)

Im Odenwald, da springt ein munt'rer Quell —
Kriemhild (zu den Heunen).

Nun thut, was Euch gefällt. Ich frag' nicht
mehr,

Ob Ihr's zu Ende bringt.

Hagen (steht auf).

So gilt's hier wirklich Mord und Überfall?
Auch gut!

(Stoßt auf den Panzer.)

Das Eisen kühlt schon allzustark,
Und nichts vertreibt den Frost sobald, wie
dies.

(Zieht den Balmung.)

Heran! Ich seh' der Köpfe mehr als Klümpfe!
Was drückt Ihr Euch da hinten so herum?
Der Helme Glanz verrieth Euch längst.

(Legt aus.)

Sie fliehn!

Noch ist Herr Egel nicht dabei! — Zu Bett!

Kriemhild.

Pfui! Seid Ihr Männer?

Hagen.

Nein, ein Haufen Sand,
Der freilich Stadt und Land verschlitten kann,
Doch nur, wenn ihn der Wind in's Fliegen
bringt.

Kriemhild.

Habt Ihr die Welt erobert?

Hagen.

Durch die Zahl!
Die Million ist eine Macht, doch bleibt
Das Körnchen, was es ist!

Kriemhild.

Hört Ihr das an
Und rächt Euch nicht?

Hagen.

Nur zu! Brauch' Deinen Hauch,
Ich blase mit hinein!

(Zu den Heunen.)

Kriecht auf dem Bauch
Heran und klammert Euch an uns're Beine,
Wie Ihr's in Euren Schlachten machen sollt.
Wenn wir in's Stolpern und in's Straucheln
kommen

Und durch den Purzelbaum zu grunde gehn,
Um Hilfe schrei'n wir nicht, das schwör' ich
Euch!

Kriemhild.

Wenn Ihr nur wen'ge seid, so brauch't Ihr
auch

Mit wen'gen nur zu theilen!

Hagen.

Und der Hort
Ist reich genug, und kam' die ganze Welt.
Ja, er vermehrt sich selbst, es ist ein Ring
Dabet, der immer neues Gold erzeugt,
Wenn man — doch nein! Noch nicht!

(Zu Kriemhild.)

Das hast auch Du
Vielleicht noch nicht gewußt? Ihr könnt mir's
glauben,

Ich hab's erprobt und theile das Geheimniß
Dem mit, der mich erschlägt! Es mangelt nur
Der Zauberstab, der Todte wecken kann!

(Zu Kriemhild.)

Du siehst, es hilft uns allen beiden nichts,
Wir können diesen spröden Sand nicht ballen,
D'rum stehn wir ab.

(Setzt sich nieder.)

Kriemhild (zu Werbel).

Ist das der Muth?

Werbel.

Es wird

Schon anders werden.

Völker (mit dem Finger deutend).

Eine zweite Schar!

Die Klüftung blüht im ersten Morgenlicht
Und abermals ein Geiger, der sie führt.
Hab' Dank, Kriemhild, man sieht's an der
Müß,

Zu welchem Tanz Du uns geladen hast.

Kriemhild.

Was siehst Du? Wenn der Jorn mich über-
mannte,
So tragt Ihr selbst durch Euren Hohn die
Schuld,

Und wenn der Gast nicht schläft, so wird doch
auch

Wohl für den Wirth das Wachen räthlich
sein.

Hagen (lacht).

Schickt Egel die?

Kriemhild.

Nein, Hund, ich that es selbst,
Und sei gewiß, Du wirst mir nicht entkom-
men,

Wenn Du auch noch die nächste Sonne siehst.
Ich will zurück in meines Siegfried's Gruft,
Doch muß ich mir das Todtenhemd erst färben,
Und das kann nur in Deinem Blut geschehn.

Hagen.

So ist es recht! Was heucheln wir, Kriemhild?
Wir kennen uns. Doch merke Dir auch dies:
Gleich auf das erste Meisterstück des Hirsches,
Dem Jäger zu entrinnen, folgt das zweite,
Ihn in's Verderben mit hinab zu ziehn,
Und Eins von beidem glückt uns sicherlich!

(Gunther im Nachtgewand; Giselher, Gerenot u. folgen.)

Gunther.

Was gibt es hier?

Kriemhild.

Die alte Klägerin!

Ich rufe Klage über Hagen Tronje
Und fordre nun zum letztenmal Gericht.

Gunther.

Du willst Gericht und pocht in Waffen an?

Kriemhild.

Ich will, daß Ihr im Ring zusammen tretet,
Und daß Ihr schwört, nach Recht und Pflicht
zu sprechen,

Und daß Ihr sprecht und Euren Spruch voll-
zieht.

Gunther.

Das weigre ich.

Kriemhild.

So gib den Mann heraus!

Gunther.

Das thu' ich nicht.

Kriemhild.

So gilt es denn Gewalt.

Doch nein, erst frag' ich um. Mein Giselher
Und Gerenot, Ihr habt die Hände rein,
Ihr dürft sie ruhig an den Mörder legen,
Euch kann er der Genossenschaft nicht zeih'n!
So tretet Ihr denn frei von ihm zurück
Und überlaßt ihn mir! — Wer zu ihm steht,
Der thut's auf seine eigene Gefahr.

Gerenot und Giselher

(treten Hagen mit gezogenen Schwertern zur Seite).

Kriemhild.

Wie? In den Wald seid Ihr nicht mit ge-
ritten,
Und habt die That verdammt, als sie geschah,
Jetzt wollt Ihr sie vertheidigen?

Gunther.

Sein Loos

Ist unsres!

Kriemhild.

Doch!

Giselher.

O Schwester, halte ein,
Wir können ja nicht anders.

Kriemhild.

Kann denn ich?

Giselher.

Was hindert Dich? Wir häuften ew'ge Schmach
Auf unser Haupt, wenn wir den Mann ver-
ließen,

Der uns in Noth und Tod zur Seite stand.

Kriemhild.

Das habt Ihr längst gethan! Ihr seid mit
Schmach

Bedeckt, wie niemals noch ein Heldenstamm.
Ich aber will Euch an die Quelle führen,
Wo Ihr Euch waschen könnt.

(Stößt Hagen vor die Brust.)

Hier sprudelt sie.

Hagen (zu Gunther).

Nun?

Gunther.

Ja, Du hätt'st zu Hause bleiben sollen,
Doch das ist jetzt gleichviel.

Kriemhild.

Ihr habt die Treue
Gebrochen, als es höchste Tugend war,
Nicht einen Fingerbreit von ihr zu wanken,
Wollt Ihr sie halten, nun es Schande ist?
Nicht die Verschwäg'ung und das nahe Blut,
Nicht Waffenbrüderschaft noch Dankbarkeit
Für Rettung aus dem sichern Untergang,
Nichts regte sich für ihn in Eurer Brust,
Er ward geschlachtet wie ein wildes Thier,
Und wer nicht half, der schwieg doch, statt zu warnen

Und Widerstand zu leisten —

(Zu Giseler.)

Du sogar!

Fällt alles das, was nicht ein Sandkorn wog,
Als es Erbarmen mit dem Helden galt,
Auf einmal, wie die Erde, in's Gewicht,
Nun seine Wittve um den Mörder klopft?

(Zu Gunther.)

Dann siegest Du die That zum zweitenmal
Und bist nicht mehr durch Jugend halb ent-
schuldigt,

(Zu Giseler und Gerenot.)

Ihr aber tretet bei und haftet mit.

Hagen.

Bergiß Dich selbst und Deinen Theil nicht
ganz!

Du trägst die größte Schuld.

Kriemhild.

Ich!

Hagen.

Du! Ja, Du!

Ich liebte Siegfried nicht, das ist gewiß,
Er hätt' mich auch wohl nicht geliebt, wenn ich

Erschienen wäre in den Niederlanden,
Wie er in Worms bei uns, mit einer Hand,
Die alle unsre Ehren spielend pflüchte,
Und einem Blick, der sprach: Ich mag sie
nicht!

Trag' einen Strauß, in dem das kleinste Blatt
An Todeswunden mahnt, und der Dich mehr
Des Blutes kostet, als Dein ganzer Leib
Auf einmal in sich faßt, und laß ihn Dir
Nicht bloß entreißen, nein, mit Füßen treten,
Dann küsse Deinen Feind, wenn Du's ver-
magst.

Doch dieses auf Dein Haupt! Ich hätt's ver-
schluckt,

Das schwör' ich Dir bei meines Königs Leben,
So tief der Groll mir auch im Herzen saß.
Da aber kam der scharfe Zungenkampf,
Er stand, Du selbst verriethst es uns im Zorn,
Auf einmal eid- und pflichtvergessen da,
Und hätt' Herr Gunther ihm vergeben wollen,
So hätt' er auch sein edles Weib verdammt.
Ich läugne nicht, daß ich den Todesipeer
Mit Freuden warf und freue mich noch jetzt,
Doch Deine Hand hat mir ihn dargereicht,
D'rum büße selbst, wenn hier zu büßen ist.

Kriemhild.

Und büß' ich nicht? Was könnte Dir geschehn,
Das auch nur halb an meine Qualen reichte?
Sieh diese Krone an und frage Dich!
Sie mahnt an ein Vermählungsfest, wie keins
Auf dieser Erde noch gefeiert ward,
An Schauderküsse, zwischen Tod und Leben
Gewechselt in der fürchterlichsten Nacht,
Und an ein Kind, das ich nicht lieben kann!
Doch meine Hochzeitsfreuden kommen jetzt,
Wie ich gelitten habe, will ich schwelgen,
Ich schenke nichts, die Kosten sind bezahlt.
Und mißt ich hundert Brüder niederhauen,
Um mir den Weg zu Deinem Haupt zu
bahnen,

So würd' ich's thun, damit die Welt erfahre,
Daß ich die Treue nur um Treue brach.

30. Otto Ludwig.

(1815 — 1865.)

Aus: Die Mattabäer. (1854.)

Zur Zeit der syrischen Herrschaft unter Antiochus Eupator um's Jahr 165 v. Chr. lebt zu Modin ein jüdischer Priester Mattathias mit seinem Weibe Lea und sieben Söhnen, unter denen Judah und Eleazar im Vorbergrunde der Dichtung stehen. Die Mutter hat in Folge einer Vision den ehrgeizigen und gewandten Eleazar zum Erretter des jüdischen Volkes ausersehen; er tritt in syrische Dienste, um ein von irischer Herrschaft abhängiger König des jüdischen Volkes zu werden. Der andere Sohn Judah ist schweigsam, im Kampfe heldenmüthig und baut auf seine und des Volkes Kraft. Neben der Familie des Mattathias strebt die des jüdischen Priesters Simei mit drei Söhnen nach dem höchsten Einfluß. Über diesen Familienverhältnissen stirbt Mattathias und hinterläßt seinem heldenmüthigen Weibe Lea die Geschichte des Volkes. Antiochus benutzte die Zerwirrinisse zu einem Kampfe, in dem aber seine Feldherren Gorgias und Mitaneer dem Muth und den Waffen Judah's weichen mußten. Doch gerathen die Söhne beider Familien in syrische Gefangenschaft und werden zu martervollem Lode verurtheilt, von dem Lea um ihres Glaubens willen sie nicht erretten kann, vielmehr in Folge der gewaltigen Aufregungen in dem Momente stirbt, als Judah vor den Thoren Jerusalems einen neuen Sieg über Antiochus davon getragen und damit das jüdische Volk frei macht.

Vor den Thoren Jerusalems. Schluß des Gedichtes.

Gorgias.

Eleazar (für sich, erschreckend).

Die Wache bringt ein Weib. Für Judah's Mutter
Gibt sie sich aus, die Dich zu sprechen fleht.

Meine Mutter? jetzt? Weh mir! Was bringt
sie her?

Antiochus.

Des Judah Mutter? Geh' und heiß' sie kommen.
(Der Hauptmann ab.)

Und muß ich's tödten, um's zu unterwerfen,
Will ich auf dieses Volkes Leichnam sehn.

Lea (wird vom Hauptmann hereingeführt, sie kniet am Eingang des Zeltes nieder; Nitanor führt sie auf den König zu; sie wirft sich schweigend vor dem König nieder; während deß):

Elezar.

Sie ist's! O welch ein Anblick, Tiger zähmend!
O Mutter! Mutter! kaum noch halt' ich mich,
Dein heilig Knie in Staub gebeugt zu sehn.
Sturm Gottes, wie du dieses Prachtgefäß
Zerschlugst, von Menschenhoheit überfüllt,
Du konntest seinen Inhalt nicht verschütten;
Noch predigt jede Scherbe Majestät. —
Klag' ich das Schickal an um meine That?
Still, Elezar! dort liegt Graun und Schwindel.
Was ich gethan, hätt' ich umsonst gethan.
Verbirg Dein Mitleid, schling's zurück in Dich;
Ihr häll' es nicht, und Dich wüird' es verderben.

Antiochus (nachdem Lea eine Weile vor ihm gelegen).
Wer bist Du?

Lea.

Herr, ein Weib, verarmt an allem
Und selbst an Thränen; eine Mutter, Herr,
Die Deine Majestät zu sehen kommt:
Herr, bist Du Gottes Bild an Macht und
Größe,
Sei's auch an Gnade: gib mir meine Kinder.

Antiochus.

Sind sie in meiner Hand?

Gorgias (der mit dem Hauptmann gesprochen).

Drei Brüder, Herr,

Des Judah, von dem Hause Simee
Als Zeichen seiner Treue Dir gebracht.
Sie harren Deines Spruchs.

Elezar (für sich).

Auch meine Bräuder?
Aus allen Adern strömt mein Leben fort.

Lea.

Um Deinen Elezar! gib sie mir.
(Sieht sich um und bleibt auf Elezar haften, der sich abwendet.)

Elezar (für sich).

Nacht, sei mitleidig! birg mich ihren Augen!

Lea.

O meiner Seele Kind, noch ungeboren
Begnadigt schon mit göttlicher Verheißung,
Mußt Du nun so der Mutter Auge stiehn?
Und weh mir! durch der Mutter eigne Schuld?
Herr, sich ihn an; wie angenagt vom Wurm
Die süße Blüthe welkt; gib mir auch ihn;
Wenn Du ihn liebst und Herr, ich weiß, Du
liebst ihn,

Willst Du nicht seinen Tod und gibst ihn mir.
Reig' Deinen Scepter, Herr, und sieh, wie
schön

Sich Majestät in Dankesthränen spiegelt.

Elezar (für sich).

Halt', Elezar, dich! Du darfst nicht reden!
Antiochus.

Du flehst um Deiner Kinder Leben?
Lea.

Ihr nacktes Leben.

Antiochus.

Tod und Leben liegt

In ihrer eignen Wahl.

Lea (erschreckend).

Wie meinst Du das?

Antiochus.

Befehung heißt ihr Leben, Weig'ung Tod.

Lea.

Das wolltest Du? Herr! Herr! was sprichst
Du da?

Antiochus.

So will es das Gesetz Antiochus.

Lea.

Nein, Herr! sprich: das Gesetz, das ich gemacht,
Kann ich vernichten.

Antiochus.

Bald, das schwör' ich Dir,
Soll es Euch heil'ger sein, als das von Moses.
(Zu Nitanor.)

Führ' sie zum Marterofen; thu' mit ihnen,
Wie das Gesetz gebet.

Nitanor.

So thu' ich, Herr. (Will gehn.)

Lea (hält ihn).

Nein, bleibe noch!

(Wirft sich wieder nieder vor Antiochus.)

Herr, höre mich; laß mich
Nur erst der Schreckensworte Sinn verstehen.
Ihr ungeahnter Klang hat mich erschreckt.
Sieh, meine Sinne schwindeln von dem Schlag,
Abfallen oder sterben? — (Zu Nitanor.) Bleib'
noch! — Sterben?

Du kalter Laut, Du küßt Gleichgültigkeit.
Wer hört die Angst der Kreatur Dir an,
Alles zu lassen, was das Auge sieht,
Das Auge selbst? Und selber was wir hassen
Wird lieb uns, wenn's es lassen gilt. Wie
klein

Der Sprung, und doch liegt eine Welt von
Sträuben,
Anklammern angstvoll zwischen seinen Ufern.

(Sie hält Nitanor wieder auf, der gehn will.)

O alles! alles! Nur nicht Tod! nicht Tod!
Und doch — Herr, bleib' noch. Kann ich sie
erst sehn?

Wie sind sie? Lassen sie von ihrem Gott?

Nitanor.

Sie sind voll Trost.

Antiochus.

Voll Trost? Ich will ihn brechen.
(Er winkt, Nitanor will gehn, Lea hält ihn wieder.)

Lea.

Sie sind voll Trotz? O freilich! Strenge wirkt
Nur Trotz. Mit Droh'n verlangten's fremde
Männer,

Da bäumt sich in dem Kinde schon der Mann;
Doch wenn die Mutter fleht, da wird der Mann
Zum Kind und läßt sich lenken. Herr, ver-
gönne

Die Frage mir: Darf ich die Kinder sprechen?
Antiochus.

Wenn Du zu ihrem Heile reden willst —

Lea.

Wie sonst? Wie anders soll die Mutter reden?
Darf ich allein sie sprechen?

Antiochus.

Laß Dir genügen —

Lea.

Wie Du willst, Herr; ich meinte nur, sprech' ich
Vor Deinem Angesicht, sie würden glauben,
Ich rede Deine Rede. Sei's darum.

(Antiochus winkt; der Hauptmann bringt Johannes
Joarim und Benjamin.)

Eleazar (für sich).

Antiocha, schilt's Du mich, süßes Bild!

Benjamin (Lea erblickend und auf sie zulauend).

Die Mutter! Joarim, da ist die Mutter!

Joarim.

O Mutter! Mutter!

Johannes (umsaßt ihr Knie).

Herrin!

Lea (alle umarmend).

Kinder! Kinder!

Antiochus.

Zur Sache.

Lea.

Ja, mein Herr; so th'u' ich schon.
Dorthin seht. Jener Mann dort ist der König.
Er will Euch leben lassen, wenn Ihr Euch
Von Euerm Gott zu seinen Göttern wendet —

Benjamin.

Wir haben ihm ja nichts zu Leid' gethan;
Weshalb sollt' er uns tödten?

Lea.

Doch; er wird's.

Joarim.

So laß ihn, Mutter. Er ist nur ein Mensch
Wie Du und ich und meine Brüder sind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menschen.

Lea.

Mein Heldenkind! — Vergib mir, Herr; es ist
Ja so natürlich, daß die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgartet find.

Von ihrer Mutter haben sie den Trotz.
Komm her, Du böser Joarim, und Du
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir auf's Haupt, schwört mir, zu
thun,

Was ich Euch sagen werde.

Joarim.

Doch nichts wider

Den Herrn!

Lea.

Ich schwör' Euch zu für Euern
Schwur,

Zu Euerm Heil nur fordr' ich diesen Schwur.

Benjamin, Joarim, Johannes
(die Hände auf Lea's Haupt).

Wir schwören, Mutter!

Johannes.

Und nun sprich!

Eleazar (bewältigt sich, daß er ihnen nicht laut zuruft):
Schwört nicht!

Antiochus.

Zeigt ihr den Marterosen, eh' sie spricht.

(Die hintere Zeltwand fällt; Aussicht auf das Lager, über
dem hinten Jerusalem mit dem Tempel, vom Monde be-
leuchtet; der Himmel übrigens bewölkt; von der Seite
fällt ein Feuerchein auf die Bühne; Wetterleuchten.)

Lea (vor dem Feuerchein entsetzt zurückwankend).

Gott Israels! (nieend) Herr, sei ein Mensch!
Du hattest

Eine Mutter und Du weintest, wie sie starb,
Gewiß! Du weintest. Herr, Du selbst hast
Kinder

Und liebst sie, Herr; gewiß! Du liebst sie, Herr!

Gehorch' ich Dir, gehorch' ich nicht, ich muß,

Ich selbst, die Mutter ihre Kinder tödten.

O, denke Deiner Mutter, Deiner Kinder

Und sprich: es ist genug; lebt Euerm Gott!

Antiochus.

Nun komm zum Ende.

Lea.

Ja, zum Ende komm ich,
Zu meinem Ende. — Nur so lange, Herr,

Laß ich den Athem, bis ich sie gerettet

Nicht vor des Königs, nur vor Deinem Zorn.

Mein Fluch auf den, der brechen wird den
Schwur!

Nun hört, was Ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein ist Gott.

Und Du nun, Herr, nicht mehr um Gnade
fleh' ich;

Sei nur gerecht. Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß sterben; ich allein bin schuldig.

Antiochus.

Nur Du sollst leben! Meinen Schwur an
Deinen!

So fremd sei mir Barmherzigkeit, als Dir
Die Mutterliebe ist. — Führt sie zur Martyr,

Den ältesten zuerst, zuletzt den jüngsten.
(Von hier an ferner, allmähig näher kommender Donner.)

Lea.

Du bist ein Henker, kennst das Mutterherz;
Ein feiger Henker, der sich schmähen läßt!

Wär'st Du ein Mann, ich lebte schon nicht
mehr,

Um Dich zu schmäh'n.

(Antiochus winkt Milanor, dieser will die Kinder abführen.)

Lea (hält Mikanor auf, ununterbrochen sprechend).

Was ras' ich, Herr? Hör nicht,
Was Wahnsinn aus mir redet. Bei dem Gott
Des Himmels und der Erde! sei ein Mensch!
Nur diesmal sei ein Mensch!

Antiochus.

Was flehst Du mich?
Ihr Tod und Leben steht in Deiner Hand.
Du hörst, ich schwur. (Wendet sich, zu gehen.)

Lea (kleine Pause des Kampfes).

So schwurst Du Dein Gericht! —
Denn diese wird der Herr, ihr Gott, erwecken,
Wenn Du ein Schatten bist im Todtenreich.
Thor, der Du meinst, die Kinder zu verderben,
Und bist das Werkzeug nur, sie zu erhöh'n,
Denn über ihrer Marter wird der Herr
Von seinem Volke wenden seinen Zorn.
So lang' ein Obem weht, wird er sie preisen,
Doch Du wirst ewiglich verworfen sein!

Eleazar (für sich).

Sie reißt mich fort, so wie auf Adlerschwingen.
(Da Antiochus wieder winkt, stürzt er vor ihm auf die Knie;
Mikanor bleibt noch erwartend.)

Herr, laß sie leben! Herr, laß sie! um mich,
Herr laß sie leben, ihrem Gotte leben!
Herr, sieh: ich bin ihr Bruder; sieh, ihr Volk
Ist mein Volk, sieh, ihr Gott, mein Gott; ich
muß

Ihr Schicksal theilen, welches auch es sei.

Antiochus.

Wirfst Du zu früh die Larve hin, Verräther?

Eleazar (aufschreiend).

Verräther? ich, der alles Dir geopfert,
Volk, Vater, Mutter, Brüder, Gott und mich?

Antiochus.

Dem sollt' ich trauen, der sein Volk verrieth?

Eleazar (auflachend).

Das Herz gerissen aus der Brust und Dir
Geopfert und nun weggeworfen, wie
Ein todt's Werkzeug, das man nicht mehr
braucht!

Du bist gerecht, furchtbarer Gott, Du straffst
Verräther durch Verräther. Zitt're d'rum,
Thyran, auch Dein Verrath wird sich bestrafen.
Vor Deinem Diener zitt're, der Dir treu ist,
Und zwing' durch Mißtrau'n selbst ihn zum
Verrath!

Antiochus.

Aus meinen Augen!

Eleazar.

Straffst Du so, Thyran?
Aus Deinem Aug'? das heißt aus Nacht und
Tod

In's Leben, in das Licht und in die Freiheit!
(Wirft sich den Seinen in die Arme.)

Ich hab' Euch wieder!

Lea.

Zweimal mir Gebor'ner,
Doppelt mein Kind!

Eleazar.

Ich hab' Euch wieder, Mutter,
Euch Brüder! Aus des dunkeln Thales Irreweg
Gerettet sieh' ich an des Vaters Thür.
Sieh, wie sich Dir des Herrn Geficht erfüllt;
Wir alle tragen Kronen jetzt, sind Fürsten
Des Duldens, Du der Schmerzen Königin.
Daß der Thyran nicht meine, seine Ohnmacht
Füll' uns mit Bangen! — Judah grüß' mir
noch.

Sag' ihm: ein Königreich warf Eleazar
Von sich — und sag' ihm, daß ich ihn geliebt
Wie — Nun leb' wohl! — Sieh her, Thyran,
der Du

Dich Sieger meinst, sieh her: wir sind die
Sieger.

Wir höhnen Deiner Dual und Deiner Götter,
Denn mit uns ist der ewig einz'ge Gott.

(Er umschlingt Johannes und Joarim und eilt mit ihnen
ab, indem er anstimmt und die beiden einstimmen.)

Wen Er behütet, der kann lachen,
Denn wer ist herrlich so wie Er?
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Schick seinen Sieg vor ihnen her.

Hallelujah!

(Mikanor und Gorgias folgen. Die folgenden Reden be-
gleitet der Psalm, bald schwächer, bald stärker melodramatisch;
Donner immer stärker und in kürzeren Zwischenräumen.
Der Sturm reißt am Felde und verlöset eine Aepfel
nach der andern; das Mondlicht immer düsterer unter
den Gewitterwolken.)

Lea (unwillkürlich nach).

So laßt die Mutter Ihr' ohn' Eine Thräne,
Ohn' Einen Kuß, eh' noch das Mutterherz —
Weh' mir! Was thu' ich? Fallsche Thränen,
fort!

Wollt Ihr dem Henker feile Helfer sein?
Wenn jeht du weinst, hast du sie nie geliebt.
Zu fühlen gilt es jetzt, nicht zu erweichen! —
Geht hin, zu kämpfen, wie ein Löwe kämpft,
Geht hin, zu sterben so, wie Lämmer sterben.
Hörst Du, mein Kind? (Nach dem Himmel zeigend.)

Benjamin.

Jehovah's Stimme donnert;
In Wolken donnert hoch der große Gott.

Lea.

Er ist Euch nah'; der Herr steht, wie Ihr
leidet,

In seines Athems Sturm ist er Euch nah'.
In seinem Donner redet er zu Euch,
Daß über Euerm Haupt er wenden will
Den Zorn von seinem Volk. Er will Euch
rächen

Und euch erwecken wieder von dem Tod.
Vergebens birgst Du unter Deinem Lächeln
Der Seele Angst, die Deine Blässe plaudert;
Wo willst Du hinsiehn? wo, Thyran, wenn er
Herniederfährt im Sturm, um Dich zu richten?

(Der Sturm verlöset zwei Aepfen.)

So wie er Deine Lampen jetzt verlöset,
So wird er Dich verlösen! — Benjamin,
Hörst Du Schaddai's Ruf?

Benjamin.

Hast keinen Fenster,
Tyrann, Du mehr für Benjamin?

Antiochus.

Welch Weib!
Und Welch ein Kind! — Im Schein der letzten
Ampel

Sieht er so wie mein Persens vor mir da.
Soll's heißen: seine Heere schlug Ein Mann,
Ihn selbst ein sterbend Weib mit ihrem Knaben?
Schent' seinen Schwur ihm, Weib; gehorch'
und rett' ihn.

(Eine etnjige Lampe flackert noch; der Mond ist unter.)

Lea.

Rette Dich selbst.

Antiochus.

Und er soll groß —

Lea.

Er ist

Größer als Du.

Antiochus.

Gib ihn dem Leben.

Lea.

Wird er, wenn Dich des Todes Nacht um-
fängt.

Antiochus.

Auf Deiner Seele laß' er denn. Sprich
selber
Sein Urtheil ihm.

Lea.

Er sterbe. Nehmt ihn hin.

(Sie hält ihn, bei ihm knieend, unwillkürlich fest.)

Geh! — Seid barmherzig! nehmt ihn mir!

(Matt, indem sie ihn mit Gewalt fortstößt.)

Geh! Geh!

Benjamin (geht, die Hände erhoben, in den Gesang
einstimmend, ab).

Lea (stiet; sie stemmt mit Anstrengung sich auf eine
Hand, um nicht zu sinken; ohne zu hören, was gesprochen
wird, steht sie Benjamin starr und athemlos nach).

Gorgias (kommt eilend zurück).

Antiochus.

Behorchen sie?

Gorgias.

Für solche Menschen, Herr,
Gibt's keine Marter. Sieh und hör' sie selbst.
Ein solch Verachten aller Qual sah ich
An keinem Wesen noch.

Rikanor (eilend herein).

Herr, laß' es enden!
Die Krieger stehn entsetzt. Von Brust zu Brust,
Von Zelt zu Zelt schleicht die Entmuthigung.
Die Mauterei hebt schon ihr Schlangenhaupt.
Die Schar, die die Gesang'nen soll bewachen,
Bekreit sie selber. Aus der Brüder Qual
Befragen sie das Ende Syriens.
Die Simeiten, die sie Dir gebracht,
Zerissen sie im Zorn; ich konnt's nicht hindern.

„Fort,“ hört' ich einen rufen, „eh' das Weib,
Das riesige, den Himmel niederbetet,
Uns zu erdrücken!“ And're schwuren d'rauf,
Judah's Posaunen klingen durch das Donner.
Herr, laß' das Schauspiel enden.

Antiochus (nach einer kleinen Pause).

Macht ein Ende.

(Der Hauptmann ab.)

Zum Ausbruch blas't. Zurück nach Syrien.
(Noch ein aufjubelndes Hallelujah, dann schweigt der
Psalm plötzlich.)

Lea (zusammenbrechend).

Gelobt sei Gott, der Herr! es ist vollbracht.
Nun — end' — Dein Werk an mir — sonst
— trägt, Dir untreu,
Dein — Scherge Tod — Dich um — die
Marterlust.

(Die letzte Ampel verlöscht. Von allen Seiten Posaunen
in den Donner.)

Antiochus.

Posaunen? Sind's die unsern?
(Erstes Frühroth; das Gewitter verzieht sich.)
Judah's Gefolge (erst nach in der Scene).

Schwert des Herrn

Und Judah!

Geschrei im Lager.

Ein Überfall! Ein Überfall!

(Von der einen Seite kommt Judah mit Gefolge, von
der andern Syrier, alle mit bloßen Schwertern.)

Judah.

Birg, Syrierkönig, Dich im Kern der Erde,
Der Judah gräbt sich nach! — Du bist's;
sonst liegt

Dein stolzes Angesicht. Steh' meinem Schwert!

Rikanor.

Den König schützt!

(Die Syrier scharen sich um Antiochus; sie stehn bis in
die Coulissen hinein, so daß man an ihre Menge gegen
Judah's Häuflein glauben kann.)

Antiochus.

Halt' ein! Bist Judah Du,
Scheuch' an die Seit' zurück der Deinen
Schwerter

Und hör' mich reden. Nicht aus Furcht —
sieh her,

Unübersehbar folgen meine Treuen.
Ihr seid vom Hunger abgezehrt, die Meinen
Sind stark; was irgend Sieg verspricht, das
steht

Auf meiner Seite.

Judah.

Wer den Sieg verspricht,
Ist unser Gott, der Herr, der uns befehlet.

Bist Deines Schwerts Du so gewiß, was
ziehst Du

Die Zunge? Zieh' Dein Schwert!

Antiochus.

Wollt' ich's bekränzt
Vom Siege sehn, so zög' ich's; doch den
Frieden

Zu reichen, g'nügt die unbewehrte Hand.
 Ich will Euch nicht vertilgen. Leb' fortan
 Und herbet Euerm Gott; bei meinen Göttern
 Und Euerm Gott schwör' ich's.

Judah.

Gib mir die Mutter,
 Die Brüder, die Gefang'nen meines Volkes
 Und zieh' in Frieden.

Antiochus.

Deine Brüder kann
 Kein Gott Dir wiedergeben.

Judah (wütend, will auf ihn ein).

Kindermörder!

(Die Seinen folgen, die Syrier setzen sich zur Wehr, da
 erhebt sich Lea zwischen beiden mit dem Aufwand der
 letzten Kraft.)

Lea.

Zurück, Sohn Mattathias! laß ihn ziehn.
 Im Namen des, der war und ist und sein
 wird!

Er spricht durch mich: Zieh, Syrier, hin in
 Frieden.

(Die Syrier ziehen ab; Lea hält Judah zurück.)

Und Du — seh' nicht der Brüder Sieg auf's
 Spiel,

Den sterbend sie erstiegen. — Hier hat Gott
 Geweilt; bet' an.

(Sie sinkt, Judah hält sie.)

Judah.

Wie wird Dir?

Lea (immer schwächer).

Meine Leiche

Und Deiner Brüder bring' zu Mattathias
 In unser Erdbegräbniß nach Modin.
 Dann nach Jerusalem und reinige
 Sein Haus vom Heibengreu'l und weih's ihm
 neu.

Noch nach Jahrtausenden wird unser Volk
 Das Fest von Judah's Tempelweihe feiern. —
 Wie Mosen das gelobte Land, so zeigt
 Du meinem letzten Blick die Herrlichkeit,
 Die neue Deines Volkes, und so — wie Mose —
 Sterb' ich — Dich — preisend —

(Sie stirbt; Judah läßt sie nieder und kniet bei ihr.)
 Jonathan, Simon, jüdische Krieger, Priester und Volk.
 (Sonnenaufgang; der Himmel ist rein; ein feiner Donner
 verhallt leise bis zum Ende des Stücks.)

Krieger, Priester, Volk.

Fort ist der Tyrann!

Judah sei König! Judah sei's, der Retter!

Judah (halb für sich).

Er braucht den Starken nicht; Er haucht die
 Schwäche

Mit seinem Odem an, und sie wird Sieger;
 Es überhebe keiner sich vor Gott. —
 Nehmt auf den todten Leib.

(Es geschieht; er steht auf.)

Sein Priester will

Ich sein, doch König ist allein der Herr.

(Er erhebt den Speer; indem man sich zum Abzug ordnet,
 einige Rosamenaccorde; der Vorhang fällt schnell.)

31. Gustav Freytag.

(1816— .)

1. Aus: Die Fabier. (1862.)

Das patrizische Geschlecht der Fabier steht in stolzer Herrschucht der aufkeimenden Macht der Plebejer gegenüber, dies um so mehr, als des Plebejers Spurius Sohn, der edle Icilius, die schöne Fabia, Tochter des Consuls Caeso Fabius, liebt. Einer ihrer Brüder hat den Volkstribun Sicanus ermordet. Caeso Fabius, der die Pflicht des Consuls über die des Vaters stellt, hält über seine Söhne Gericht, die in übermüthigem Adelsstolz sich von ihm wenden. Glücklicherweise wird der unglückliche Vater genöthigt, einen Kampf mit den Plebejern aufzunehmen. In diesem Kampfe fällt die Witte des fabrischen Geschlechts. Nachdem der neue Volkstribun Spurius ein Ehegeleis zwischen plebejischem und patrizischem Stande im Senate durchgesetzt, begibt sich Icilius, der im Kampfe umkommt, mit seiner Schar auf das Schlachtfeld, erringt den Sieg und bewirkt so die Ausöhnung der beiden Stände.

Icilius geht in den Kampf.

Spurius.

Das große Haus
 Der alten Fürsten schied von unsrer Sonne.

Publius, Landleute.

Die Fabier?

Annius.

Welch Unheil kündest Du?

Spurius.

Sprich leiser. Unter den Vestalen steht
 Des Consuls Kind und hört die Trauerkunde.
 Nur wenig weiß ich. Eschluchzend, staub-
 bedeckt

Trug's von der Cremera ein Hirtenknabe.
 Im engen Thale stößt des Consuls Heer
 Auf große Herden von Bejentervieh,
 Die längs dem Bach im Römerlande grasen,

Siegtoll und hungrig wirft der Vortrab sich
 Die Kinder zu erlegen, in den Paß.
 Da rauscht und schwärmt es durch den dichten
 Wald,

Von allen Höhen stürzt gewaffnet Volk,
 Und zwischen Stiere, Holz und Fels gedrängt
 Erliegt die Schar der Wölfe den Verfolgern.
 Vergebens stürmt der Consul in's Gedränge,
 Er selbst, ein kleiner Hause, der gescharrt
 Den Führer einschließt, hauen sich in's Freie,
 Der Feind verschwindet schnell, wie er genah,
 Und auf dem Boden liegt das Heer der Sieger.
 Die noch am Leben, dect mit seinen Zweigen
 Ein jeder Waldbaum.

Bürger.

O verruchte That!
 Publius.

Und steht der Consul?

Spurius.

Seinen Victor sah

Der Hirt. Und Tarchna führte die Vejenter.

Annus.

Doch die dem Unheil sich entschlugen, ziehn
Gerettet nach der Heimat?

Spurius.

Merket auf!

Sie kehren nicht, gen Beji zogen sie.

Publius.

Gen Beji? wie? dem Gegner vor die Zähne?

Spurius.

Was jetzt zu thun, vielleicht zu meiden ist,
Berathen wir in Stille. Mich verweist
Hier ernste Pflicht.

Annus.

O traure, Volk der Römer!

(Publius, Annus, Kandleute und Bürger ab.)

Scilius (eilig).

Weiß sie das Ärgste?

Spurius.

Alles hörte sie.

Scilius.

Wie, Herr? so wenig ängstet Dein Gemüth
Die bittere Kunde? Mächtig schallt Dein Ruf,
Das Volk bewaffnen, retten kannst Du sie,
Und Du erstarrst und zauderst mit der That?

Spurius.

Bin ich so mächtig? Wohl, ich bin gewillt,
Noch nicht zu retten.

Scilius.

Vater, Vater, Du?

Du weigerst Hilfe, wo ein Römer stirbt?
Verlassen ringt der letzte Hauf' im Felde,
Die Sieger, Feldherrn, Ehre, Stolz der Gaue,
D ew'ge Götter, mir versagt die Stimme,
So große Herrlichkeit ein leichter Raub
Den Hunden der Vejenter und den Geiern,
Die um das Schlachtfeld ihre Kreise ziehn.

Spurius.

Hochfönnig willst Du Fremde retten, Thor,
Und schleuderst achtlos, Dein und mein ver-
gessend,

Abwärts die jungen Blüthen unsres Heils;
Daß jene schieben, Rettung ward es uns,
Und kehren sie, uns sinnen sie Verderben.

Scilius.

Ich fühle nichts, als daß sie Römer sind.
Die Gaugenossen sind sie unsrem Hof,
Aus Einer Quelle rinnt die klare Flut
Zu ihnen und an unsern Hausaltar,
Die Heerden weiden auf derselben Trift,
Und jetzt an unsrer Grenze bluten sie,
Und wir stehn friedlich mit gestülptem Arm
Und harren, ob sie sterben. Schande, Schande!

Spurius.

Die Seele zittert Dir wie Raub im Winde.
Sieh's ruhig an, sie schufen sich Vernichtung,
Nicht wir erkannten, was sie fortgeschucht. —

Daß Heerschau ich und Auszug fest verweigre,
Bedrängt den Adel, bändigt den Senat.

Nicht lang', und er bewilligt uns die Ehe,
Und Dich vor andern schmückt der Siegespreis;
So schnell naht Deinem Hoffen die Erfüllung,
Und Du, so hoch geflogen, hemmst den Schritt?

Scilius.

Wohl hob das Schicksal plötzlich mich empor,
Und einen Abgrund seh' ich vor mir gähnen
Und unten tief des Consuls todt'nen Leib.

Spurius.

Was ich gewagt, als Römer that ich's doch,
Für Dich hab' ich's begonnen, Dein Gelüßt,
Das ungebillig in die Wolken griff,
Ich hab's geschmiebet an's gemeine Wohl.
Was Du Dir forderst, will ein ganzes Volk,
Was Frevel war, es ist ein großer Kampf:
Die Gattin Dir und Rettung unsrer Stadt;
So sind wir beide jetzt mit Blut und Leben
Dem Volk verpflichtet, so ward ich Tribun.

Scilius.

Furchtbare Weisheit, die verderben muß,
Wo treue Einfalt zu erretten fliegt.
D nenne nicht die Jungfrau, ihr zerbricht
Der Gram um die Entfernten Kraft und
Leben.

Ich aber laure, bis der Feinde Schwert
Den letzten Stammgenossen ihr erschlagen,
Und über Leichen tanz' ich mit der Fadel.
O Schande, Schmach und Schande treffe mich,
Wenn ich dem Weib mit solcher Werbung nahe,
Ihr Blut verrathend die Verlass'ne roh
An's Feuer des entehrten Herdes schleppe.
Ihr Himmelsgötter seht mein tiefes Weh!
Nicht trag' ich, so vor ihrem Blick zu stehn,
O Herr, Erbarmen, weiche meiner Angst,
Nur einen Sturm auf Beji für die Arme!

Spurius.

Hinweg!

Zum zweitenmale beugst Du nicht mein Herz.
Vor wenig Tagen rangst Du um die Braut,
Jetzt graut Dir vor dem Lager. Schneller
Thor!

Meinst Du, mir sei das Herz zu Stein ge-
härtet,

Das Mitleid mir geschwunden, wie mein
Haar?

Ihr Vater war's, den ich vor allen ehrte,
Und trauend sucht' ich Rettung ihm und uns;
Er aber wählte, was ihn tödten muß.

Jetzt zwingt das Schicksal furchtbar mich und
ihn,

Und niemals send' ich Mannschaft ihm in's
Feld,

Bis der Senat uns volle Lösung zahlt
Mit Brautlied und Vermählung. Darum still!
Unkräftig zieht, wie Schwirren der Cicade,
Dein Ziehen durch die Luft.

Scilius.

Ich schweige, Herr,
Und keine Bitte kränkt Dir noch das Ohr,
Nur eine, — nur die Jungfrau will ich sehn.

Spurius.

Weshalb? Zu klagen? Doch es sei, vielleicht,
Siehst Du ihr Antlitz, denkst Du andrer
Pflicht. —

Gib Dich, mein Gains. — Und erwäge dies:
Was jene von uns schreckte, blieb geheim.
Drum prüfe wohl, eh' Du mit schneller Hand
Die Waffe such'st, die andre retten soll,
Ob ihre Rettung selbst sie sich begehren.

(Ab.)

Scilius.

Undankbar bin ich Dir, o Vaterherz!
Doch seht wie Dir, steht Deinem Sohn der
Wille.

(Fabia aus der Mitte.)

Du arme Weise!

Fabia.

Was beklagst Du mich?
Sie sagen, von den Göttern stammt mein
Haus,

Sie sagen, nicht geziemt die feige Klage,
Still wagen wir, was uns von Erdenleid
Das Schicksal auflegt, bis gehäuftes Maß
Die Glieder bricht, dann, sagen sie, ist Friede.

Scilius.

D fleh' um Thränen für die bleichen Züge!
Was Recht der Frauen ist, mir löst's die
Kraft.

Fabia.

Du weinst? Du weinst um mich? so elend
bin ich?

Die Mutter hab' ich früh verloren, ja
Den Vater auch; er schied in bitterm Zorn,
Die Brüder weigerten den Scheidegruß.
Jetzt alles tobt, in schwarzer Nacht ver-
schwunden,

Ich blieb allein, verzweifelt! Lüge war
Die Fassung, endlos tobt der wilde Schmerz.
Mit lautem Schrei will ich den Lüften klagen,
Wie elend, elend ich Verlass'ne bin.

Scilius.

Dies Leid zu sehen, reißt mein Herz entzwei.

Fabia.

Errette sie! ich sah, Du bist ein Held,
Bejenter fallen, wenn Dein Speer entfliegt.
Ich weiß am besten, wie Du helfen kannst.
Du kannst? Du zauderst? bist Du Eis und
Stein?

Des Consuls Tochter willst Du, Tapftrer,
werben,
Den Vater läßt Du vor dem Schwert der
Feinde!

Scilius.

Berecht ist Deine Klage, lebe wohl!

Fabia (ihn haltend).

D gehe nicht, geh' nicht, sie zürnen Dir,
Sie raunen mit einander, gegen Dich;
Er wußte, wem ich hold war, und er wies
Zurück die Hände, die nach seinem Segen

Ich ausgestreckt. O bleib', sie morden Dich
Und ich Verruchte sandte Dich zum Tod.
O fliehe wie die Pest den Rath der Jaber,
Vom Stamm der Wölfe bin ich, und ich reisse
In Stücke, was mir freundlich naht, —
hinweg,

Hinweg von mir, ich tödte Dich, auch Dich.
(Sinkt an ihm nieder, seine Hand festhaltend.)

Scilius.

Bezähme solches Leiden, das die Glieder
Im Fieber schüttelnd, Dir den Sinn zerstört,
Unglücklich sind wir, doch das Elend würgt
Nur schwache Herzen.

Fabia.

O verlaß mich nicht!

Scilius.

Du selber hemmst die Schritte, Deine Hand
So heiß umklammert sie den Arm des Freun-
des! —

Hilflos, ergeben liegt das holde Weib
Mir vor den Füßen. Mein der Glieder Bracht!
Den wilden Schlag des Herzens fühl' ich
schauend,

Ihr heißer Athem haucht auf meine Hand
Und jagt das Blut in Flammen. Herr der
Welt!

Hält so das Leben fest, wer möchte sterben?
Reize, Geliebte, mir Dein Antlitz zu,
Licht meines Himmels, geh' mir segnend auf!
Oft ruht' ich trunken bei dem Sternenschein
Der treuen Augen, helfst, daß ich vergeße
Die Pflicht des Mannes auf der finstern
Erde. —

Ha, furchtbar mahnt der Jammerblick zur
Eile,

Wir sind nicht, die wir waren. Hoffnung
schwand
Und sehnend Harren, nur das letzte blieb,
Der Stolz, das Ende würdig zu erwählen.
O suche, suche, Du geliebtes Weib,
Was aus Verzweiflung uns die Seele hebt.

Fabia.

Du sagst es, ich gehorche, denn Du bist
Mein Herr, den ich in dreistem Mädchen-
traume

Zum Gatten heimlich vom Geschick ersehnte,
Doch zürnend sandten uns die Götter Leid.
Sie schweben über uns in reiner Luft
Und immer fordern sie sich Opferegaben,
(ihn furchtsam ansehend)

Das Liebste fordern sie von unserm Schmerz.

Scilius.

Fleh' ihnen, Jungfrau, denn sie fordern heut
Von uns ein Opfer.

Fabia (schreiend).

Dich begehren sie!

Scilius.

Sie rufen mich, wir scheiden.

Fabia (angstvoll).

Gehe nicht!

Erhalte Dich dem Vater, hefte nicht
Mit wilder That Dein Schickal an das unjre.
Ich will Dich meiden, nie Dich wiedersehen,
Entsagen will ich, täglich such' ich Sühne
Zu den Altären ireud. — Öffne die Erde,
Du Geist der Tiefe, reiße mich hinab,
Schuldlos ist er, o schöne sein, o schöne!

Zeilus.

Bewegen war der Wunsch, der in uns
stürzte,
Doch niedrig nicht. Und heut bewahren wir's.
Pflicht ruft und Ehre zu dem Grab der
Deinen,

Dem strengen Vater sende den Gemahl,
Dem Feldhern seinen Krieger und dem
Herrn

Empörter Bürger ein getreues Haupt. —
Du schweigst — Du zauderst, Kind der
Fabier?

Einst legtest Du die Hand auf meine Schläfe,
Und Antheil stehst Du an meinem Loos.

Heut, Jungfrau, mahn' ich Dich an jenen
Schwur,

Und scheidend fordr' ich mir denselben Theil

Vom Loos der Deinen. Und mein Haupt
zu weihen,
Segne noch einmal mich mit frommer Hand.

Fabia (in tiefer Bewegung).

Ich sende Dich — ich segne Dich — zum
Tode.

Weh' mir — das Liebste weih' ich dem Ver-
derben, —

So löß ich mich von Dir auf alle Zeit.

Zeilus.

Und so den süßen Mund berührend grüß' ich
Mein holdes Weib.

Fabia (an seiner Brust).

Verloren bist Du mir! —

(zurücktretend)

Und siehst Du meinen Vater jemals wieder,
Sag' ihm, sein Mädchen, das er zürnend mied,
Nicht unwerth war sie doch sein Kind zu sein.
So geh' ich still, die Seele fest verschlossen,
Durch eine öde Welt.

(Wendet sich auf der ersten Stufe zurück, die Hand nach
ihm ausstreckend, ab.)

Zeilus.

O lebe wohl!

(Schnell ab.)

2. Aus: Soll und Haben. (1855.)

Anton Wohlhart, der Sohn eines Calcuttators in einer kleinen Provinzialstadt, begibt sich, nachdem er seine Gymnasialbildung absolviert, nach der Residenz, um in ein großes Handelshaus einzutreten, mit dem sein verstorbener Vater in freundschaftlicher Beziehung gestanden hat. Auf seiner Wanderung führt ihn ein Verthum über die Fehler des Barons von Rothfattel, dessen Tochter Lenore ihm in dem Park des Gutes begegnet und durch ihr freundliches Wesen einen tiefen Eindruck auf ihn macht. Beim Weiterwandern trifft er einen ehemaligen jüdischen Schullammeraden Beitel Jzig, der ebenfalls nach der Residenz geht. Anton tritt in das renommirte solide Handelshaus Schröter, Jzig in das weniger ehrenhafte aber reiche Haus Ehrenthal ein. Anton lernt bei Herrn Schröter den amerikanischen Bolontair v. Jink kennen, einen an Geld und praktischen Erfahrungen reichen, durch Reckheit, Reichthum und Herzensgüte originellen Charakter. Durch diesen wird Anton in die gesellschaftlichen Beziehungen der Residenz eingeweiht, in denen er Gelegenheit findet, seine Bekanntschaft mit Lenore zu erneuern. Er wird aber auch mit dem Hause Ehrenthal bekannt, da der in orientalischen Studien bewanderte Sohn des Ehrenthal ein Freundschaftsverhältniß mit ihm angeknüpft hat. Inzwischen wird Jink durch den Tod seines Oheims nach Amerika zurückgerufen. Sein Wunsch, in der jungen Schwester Schröters, Sabine, sich eine Gattin in die neue Welt mitzunehmen, mißglückt, wenn er auch durch seine Originalität bis dahin das höchste Interesse des jungen Mädchens erregt hat. Um so mehr schließt sich Anton an das sanfte und arbeitame Wesen Sabines an und wird Liebhaber des Hauses. Unterthänige Spekulationen bringen den adelstolzen Baron in die Hände des Juden Ehrenthal, und seine Verhältnisse werden insbesondere auch durch die thätige Beihilfe Jzigs so bedenklich, daß er sein Gut ausgeben und eine Grundbesetzung in Polen annehmen muß, auf der er Gelder stehen hat, die aber in ihrem Ertrage um so unsicherer ist, als in dem Lande die Revolution ausgebrochen ist. Anton macht alle Versuche um Lenores Willen die Familie zu retten, zieht sich dadurch den Unwillen seines Prinzipals zu und verläßt dessen Haus. Als Landweir im Dienste des Barons, der von seinen aristokratischen Grundfassen nicht lassen kann, insaltet er zwar Unsiht und unwillkürliche Kraft, kann aber wesentlich doch nicht eher nützen, als bis Jink aus Amerika anlangt und durch eigene Geldmittel und Sachkenntniß die Verhältnisse umgestaltet. Der Baron erblindet, die Baronin stirbt, Jink heiratet Lenore, Anton wird Companion des Hauses Schröter und heiratet Sabine. Ehrenthal wird blind, Jzig, im Begriff Ehrenthals Tochter heimzuführen, wird als Erbtöchter entlarvt und ertränkt sich, der Sohn Ehrenthals, der eine höchst interessante Episode in dem Romans spielt, stirbt an der Schwindsucht. — Die Bedeutung des Romans liegt darin, daß die gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart seine Grundlage bilden, und auf ehrenhafte Arbeit das Lebensglück basiert wird.

a. Der Werth der landwirthschaftlichen Arbeit.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünen Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen stark, gesund und gut macht, das ist dem Landwirth zu Theil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stiehlt die reine Gotteslust die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Frucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Thätigkeit veralten, die seine ist so ewig, wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt; in die Tiefen der Erde oder zwischen die Holzplancken des Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze

und Thier, das wächst unter seiner Hand zu eigenem frohen Leben auf. Auch dem Städter ist die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppirende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtsein über seine Thätigkeit, dies Alles ist mein, meine Kraft erschuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müßlosem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft sich ein Wunsch, an jeden Eindruck ein Vorsatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn Alles, das fruchtbar Feld, das Thier und der Mensch soll Neues schaffen nach seinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit ist sein Genuß, und in diesem Genuße wächst seine Kraft. — So lebt der Mann, welcher selbst der arbeitsame Wirth seines Gutes ist.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehrere Menschenalter ein starker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt ist. Die Pflugschar greift tief in den gereinigten Boden, anspruchsvolle Culturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht, auf den Stengeln bräunen sich große Dolben und körnerreiche Schoten, und unten in der Erde rundet sich mächtig die fleischige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo sich kunstvolle Industrie auf den Ackerhöfen ansiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Gestalten der Maschinen nach dem Wirtschaftshof, der ungeheure Kupferkessel fährt mit Blumen bekränzt heran, große Räder mit hundert Zähnen drehen sich gehorham im Kreise, lange Röhren verschlingen sich in den neugebauten Räumen, und die mechanischen Gelenke bewegen sich rastlos bei Tag und Nacht. Eine edle Industrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder diese Kraft. Wo der eigene Grund des Gutes seine Früchte der Fabrik reichlich spendet, da arbeiten im Freien die uralte Pflugschar, im gemauerten Haus der neue Dampfessel brüderlich mit einander, um ihren Herrn reicher zu machen, stattlicher und weiser. So lange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Thiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preise auf dem nächsten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der Welt am meisten interessirte; und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn austrumpfte, so war ihm das vielleicht der größte Arg. Und mit abschließendem Stolz sah er aus seinem umgrenzten Kreise, wie in die blaue Ferne hinein in das geschäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältnisse, welche durch eine neue Zeit geschaffen sind. Jetzt steht er selbst mitten zwischen den Rädern des modernen Schaffens, er beobachtet viele Strömungen des menschlichen Geistes auch außerhalb seiner Feldmark. Viele Gesetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken der Menschen, er gewinnt einen andern Maßstab für den Werth des Mannes, jetzt wo er das Gemüth des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für sich braucht. Er knüpft seine Fäden an Leute von anderm Beruf, und Fremde freuen sich, ihm die Hand zu reichen und ihren Vortheil mit dem seinen zu verbinden. Immer größer werden die Kreise, in welche ihn sein Interesse zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf Andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagesöhner baut ein neues Geschlecht arbeitsamer Menschen seine Hütten auf dem Ackerboden, in jeder Abstufung von Wissen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. In starker Zunahme wächst die Kraft seiner Landschaft, der Werth des Bodens steigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Gleise alter Gewohnheit. Der schlechte Feldweg wird zur Chaussee, der sumpfige Graben zum Kanal. Zwischen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang, auf wüsten Stellen erheben sich die rothen Dächer neuer Wohnungen; der Briefbote, der sonst nur zweimal in der Woche seine Ledertasche durch die Thüren trug, erscheint jetzt alle Tage, sein Ranzen ist schwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimat zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erstreute an der Thür reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang ihm sonst der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindische Wase jedes Fortschritts. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen, zwischen den Bauerhäusern stellt der kleine Kaufmann seinen Kram auf, er legt seine Citronen an das Schaufenster, den Tabak in schönen Packeten und lockende Flaschen mit silbernen Zetteln. Und die Schullehrer in den Dörfern klagen über die Menge der Schüler, ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere Klasse eingerichtet; in einem Schrank seiner Wohnstube legt der Lehrer die erste Leihbibliothek an, und der Buchhändler in der Stadt übergibt ihm neue Bücher zum Verkauf. — So wird das Leben des starken Landwirths ein Segen für die Umgegend, für das ganze Land.

Wehe aber dem Landwirth, dem der Grund unter den Füßen fremden Gewalten verfällt! Er ist verloren, wenn seine Arbeit nicht mehr ausreicht, die Ansprüche zu befriedigen, welche andere Menschen an ihn machen. Die Geister der Natur gönnen ihren Segen nur dem, welcher ihnen frei und sicher gegenüber steht, sie empören sich, wo sie Schwäche, Eile und halben Muth ahnen. Keine Arbeit wird mehr zum Heil. Die gelbe Blüthe der Saat und die blaue Blume des Flaches vertrocknen ohne Frucht, Frost und Brand fallen über das Ge-

treide, in tödtlichem Fausfieber schwindet der kleine Leib der Kartoffel; sie alle, so lange an Gehorsamkeit gewöhnt, wissen so bitter jede Nachlässigkeit zu strafen. Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch; wenn die Lerche aus dem Roggen aufsteigt, muß er denken, daß die Frucht schon auf dem Halme verkauft ist, wenn das Gespann der Rinder den Alee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von Milch und Fleisch schon von fremden Gläubigern gefordert ist, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche seinem Acker durch das Wiederkäuen der efluftigen Thiere im nächsten Jahre kommen soll, noch ihm selbst zum Vortheil werden wird. Jünsler, mürrisch, verzweifelt lehrt er nach dem Hofe zurück. Leicht wird er dann seiner Wirtschaft und den Feldern fremd, er sucht jenseit seiner Flur den lästigen Gedanken zu entfliehen, und durch die Flucht beschleunigt er seinen Untergang. Was ihn vielleicht noch retten könnte, ein vollständiges Hingeben an die Arbeit, das wird ihm unerträglich.

Und dreimal wehe dem Landwirth, der übereilt in unverständigem Gelüßt die schwarze Kunst des Dampfes über seine Schollen führt, um Kräfte aus ihnen hervorzuloden, die nicht darin leben. Ihn trifft der härteste Fluch, der Sterblichen beschieden ist. Nicht er allein wird schwächer, er macht auch viele Andere schlecht, die er zum Dienst an sein Leben gebunden hat. In dem Schwunge der Räder, die er vorwichtig in seinem Kreis aufstellte, wird zerrissen, was in seiner Wirtschaft noch unversehrt war; die Kraft seines Bodens verzehrt sich in fruchtlosen Versuchen, seine Gespanne erlahmen an schweren Fabrikfuhren, seine ehrlichen Landarbeiter verwandeln sich in ein schmutziges, hungerndes Proletariat. Wo sonst ruhiger Gehorsam wenigstens das Nöthige schuf, wuchert jetzt Hader, Widersetzlichkeit und Betrug. Er selbst ist hineingezogen in die Wirbel lästiger Geschäfte; wie brauende Wellen stürzen die Forderungen auf ihn herein, im verzweifeltsten Kampf, ein Ertrinkender, sucht er ohne Wahl Hilfe bei Allem, was in den Bereich seiner Hände kommt, und ermattet vom fruchtlosen Ringen sinkt er hinab in die Tiefe.

b. Letzte Unterredung Ehrenthals mit seinem Sohne.

Es wurde still im Hause, in den Zimmern Ehrenthals hörte man nichts, als die schweren Athemzüge des Kranken. Nur unter ihm im Boden rasselte es. Eine Maus nagte am Holz. Unruhig hörte Bernhard ihr zu. „Wie lange wird sie noch nagen, bis sie sich eine Öffnung ausgeschöhlt hat, dann kommt sie zu mir in die Stube.“ Ein Frösteln überlief ihn, er warf sich auf seinem Lager herum, die Dunkelheit war ihm heut beengend, die Luft dick. Er klingelte so lange, bis die Aufwärterin kam und die Lampe hereinsetzte. Jetzt sah er sich ermüdet um. Die Stube sah ihm heut alt und verschossen aus, sie kam ihm fremd vor wie ein Gastzimmer, und er sich als ein Fremder, der hier nur zum Besuch war. Theilnahmslos blickte er auf seinen Bücherschrank und auf die Schublade, in welcher die theuren Manuscripte lagen. Den Brandstiel auf der Diele, den Ritz in der Thür, durch den das Licht in der Nebenstube alle Abende durchschimmerte, das Alles wollte er morgen verlassen, um mit Anton aus der engen Stube auszugehen. Er dachte daran, ob sie nicht auf dem Wege fahren könnten, auf dem das Fräulein nach dem Gute fuhr und wieder zurück. Vielleicht würde er sie treffen. Sein Auge strahlte, er hoffte sicher, daß er das Fräulein auf dem Wege treffen müßte. Sie saß stolz aufgerichtet in ihrem Wagen, der Schleier flog um das blühende Gesicht, ihr weißer Arm hob sich und winkte grüßend zu seinem Wagen herüber. Ja, sie erkennt ihn, sie weiß, daß er ihrem Vater einen Dienst geleistet hat, vielleicht läßt sie stillhalten und fragt herüber in seinen Wagen, wie es ihm ergehe. So wird er mit ihr sprechen und den edlen Klang ihrer Stimme hören. Noch einmal wird sie ihm zunicken, dann werden die beiden Wagen auseinander fahren, einer hierhin und der andere dorthin. — Und wohin würde er fahren? „Hincin in die Sonne,“ flüsterte er. — Und wieder lauschte er ängstlich auf das Ragen der Maus.

Ein eisiger Fuß durchschritt den Vorsaal, Bernhard richtete sich auf, und das Blut stieg ihm in's Gesicht. Es war der Vater Lenorens, der zu ihm kam. Leise öffnete sich die Thür, eine häßliche Gestalt schlüpfte herein und sah sich schein im Zimmer um. Erschrocken rief Bernhard: „Was wollen Sie hier?“

Haftig trat Ihig an sein Bett und sprach mit kurzem Athem und einer Stimme, die eben so gepreßt klang, wie die des Kranken: „Der Baron ist jetzt in das Comtoir gegangen. Er hat mir gesagt, ich soll zu Ihnen gehen und Ihnen zureden, damit Sie die Forderung unterstützen, die er stellt an Ihren Vater.“

„Ihnen hat er das gesagt?“ rief Bernhard. „Wie kann der Freiherr einem Mann, wie Sie sind, einen Auftrag geben?“

„Schweigen Sie still,“ entgegnete Beitel rauh, „es ist jetzt keine Zeit für Ihr Gerede. Hören Sie meine Worte. Der Baron hat Ihrem Vater mit seinem Ehrenwort die Sicherheit für zwanzigtausend Thaler versprochen, und er kann ihm diese Sicherheit nicht geben, weil er dasselbe Document einem Andern verkauft hat. Er hat sein Wort gebrochen und verlangt jetzt

von Ihrem Vater, daß er auf seine gute Sicherheit verzichtet. Können Sie zureden, daß Ihr Vater zwanzigtausend Thaler verliert, so thun Sie es.“

Bernhard zitterte, daß ihm die Hände flogen. „Sie sind ein Lügner,“ rief er. „Jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, ist Betrug und Heuchelei und Hinterlist.“

„Schweigen Sie,“ wiederholte Veitel in seiner Fieberangst. „Sie sollen Ihrem Vater nicht reden zu Schaden. Dem Baron ist nicht zu helfen, er ist eine Fliege, welche sich die Flügel am Licht verbrannt hat, er kann nur noch kriechen. Und wenn der Ehrenthal als Narr einem schlechten Rath folgt, den Sie ihm geben, weil Sie nichts verstehen, so kann er doch den Freiherrn nicht erhalten auf seinem Gut. Wenn er ihn nicht wirft, so thut's ein Anderer. Ich habe keinen Vortheil dabei, wenn ich Ihnen das sage.“ fuhr er unruhig fort und horchte nach einem Geräusch vor dem Hause, „ich thu' es nur aus Anhänglichkeit an Ihre Familie.“

Bernhard rang nach Luft. „Gehen Sie hinaus,“ rief er endlich, „es ist Alles Betrug und Klüge auf dieser Welt.“

„Ich hole den Baron und Ehrenthal herauf,“ sprach Veitel und stürzte hinaus.

Laut scholl in dem Hausflur die zornige Stimme Ehrenthals: „Ich werde gehen zu den Gerichten, ich werde Sie anzeigen und Ihre Intriguen.“ Veitel riß die Thüre auf. Auf dem Ledersstuhl saß der Freiherr und verberg das Gesicht mit der Hand, vor ihm drohte Ehrenthal im Born zitternd, auf dem Pult stand die Cassette des Freiherrn mit den verhängnisvollen Schuldscheinen und der Hypothek. Veitel rief in das Zimmer: „Hören Sie auf, Ehrenthal, Ihr Bernhard ist sehr krank, er liegt oben allein und ruft nach Ihnen, und ruft nach dem Herrn Baron, er will Sie Beide haben an sein Bett.“

„Was ist das?“ schrie Ehrenthal, „spielen Sie Intrigue hinter meinem Rücken auch mit meinem Sohn?“

„Haben Sie ihm die neue Hypothek gezeigt, die Sie für ihn bestellt haben?“ frug Veitel den Freiherrn in fliegender Eile.

„Er hat sie gar nicht sehen wollen,“ sagte der Freiherr finstern.

„Geben Sie her,“ sagte Veitel hastig und legte ein neues Dokument vor Ehrenthal auf den Tisch.

„Sie wollen mir geben ein Stück Papier für mein gutes Geld, ein Wisch, welcher nicht werth ist, daß ich ihn verbrenne.“

„Halten Sie sich nicht auf,“ rief Veitel wieder mit ängstlicher Stimme. „Es ist Niemand oben beim Bernhard, er schreit nach Ihnen und dem Baron, er wird sich einen Schaden thun. Machen Sie, daß Sie hinaufgehen, er hat gestöhnt, ich soll Sie im Augenblick zu ihm schaffen.“

„Gerechter Gott!“ rief Ehrenthal und ergriff seinen Hut, „was ist das wieder? Ich kann nicht kommen zu meinem Sohn, ich habe jetzt Sorge um mein Geld.“

„Er wird sich schreien zu Tode,“ rief Veitel, „wegen dem Geld können Sie nachher noch genug reden. Machen Sie schnell.“

Der Freiherr und Ehrenthal traten aus dem Comtoir. Jzig folgte. Ehrenthal verschloß die Thüre, er legte die eiserne Stange vor und befestigte das Vorlegegeschloß. Sie eilten die Treppe hinauf, Veitel als letzter. Auf den Stufen klang ein Geldstück, Ehrenthal sah sich um. „Es ist mir aus der Tasche gefallen,“ sagte Veitel.

Der Freiherr und Ehrenthal traten in das Zimmer des Kranken, hinter ihnen schob sich Jzig herein und fuhr längs der Wand bis an das Fenster, hinter das Haupt Bernhards, damit dieser ihn nicht erblickte. Der Freiherr setzte sich zu Häupten des Lagers, der Vater an das Fußende; aus der Lampe fiel ein mattes Licht auf die Parteien, welche zu dem Todtkranken kamen, um über Capital und Sicherheit zu habern. Der Edelmann begann mit höflicher Rede, er erinnerte sich der früheren Besuche Bernhards und sprach von der Hoffnung, ihn bald wieder auf seinem Gute zu begrüßen, aber seine Augen sahen surchtbar auf das entstellte Gesicht, und in ihm rief eine Stimme: es war die höchste Zeit. Bernhard saß ausgerichtet in seinem Bett, den Kopf zur Brust hinabgeneigt, er erhob die Hand und unterbrach die Rede des Freiherrn: „Bitte, Herr Baron, sagen Sie mir, was Sie von meinem Vater wollen, und nehmen Sie Rücksicht darauf, daß ich kein Geschäftsmann bin.“

Der Freiherr setzte ihm das auseinander, Ehrenthal versuchte oft, ihn zu unterbrechen, aber Bernhard winkte mit der Hand, worauf der Alte wieder abbrach und sich begnügte, heftig den Kopf zu schütteln und vor sich hin zu brummen.

Als der Freiherr geendet hatte, winkte Bernhard seinem Vater: „Komm näher heran, höre ruhig auf meine Worte.“ Der Vater fuhr mit seinem Ohre bis nah an den Mund des Sohnes. „Was ich sage,“ sprach Bernhard leise, „ist mein fester Wille, und nicht erst heut bin ich zu dem Entschluß gekommen. Wenn du Geld erworben hast, so war dein Gedanke, daß ich dich überleben sollte und nach deinem Tode dein Erbe werden. War's nicht so?“ Ehrenthal nickte stark mit dem Kopf. „Wenn du in mir deinen Erben siehst,“ fuhr

Bernhard fort, „so höre auf meine Worte. Wenn du mich liebst, so handle nach dem, was ich dir sage. Ich verzichte auf mein Erbtheil, während wir beide leben. Was du für mich gesammelt hast, das wirst du umsonst gesammelt haben. Ich verlange nichts für meine Zukunft. Wenn es mir beschieden ist, wieder gesund zu werden, so will ich mir durch meine eigene Arbeit forthelfen, ich will lernen auf mich selbst vertraun; außer deiner Liebe und deinem Segen begehre ich nichts mehr für mich. Daran denke.“

Ehrenthal erhob die Arme und rief: „Was ist das für eine Sprache, mein Bernhard, mein armer Sohn? Du bist krank, du bist sehr krank.“

„Höre mich weiter,“ bat Bernhard. „Was du für Recht auf das Gut dieses Herrn hast, das soll hier gleich sein. Du hast lange Jahre mit ihm in Verkehr gestanden, du darfst nicht die Ursache sein, daß seine Familie unglücklich wird. Ich verlange nicht, daß du die große Summe wegnehmen sollst, das würde dir zu wehe thun und würde dem Herrn demüthigen; aber ich fordere von dir, daß du die Sicherheit nimmst, die er dir anbietet. Hat er dir früher Anderes versprochen, vergiß das; hast du Papiere in Händen, die ihn ängstigen, gib sie ihm zurück.“

„Er ist krank,“ stöhnte der Vater, „sehr krank ist er.“

„Ich weiß, daß dich das schmerzen wird, mein Vater. Seit du aus dem Haus des Großvaters weggingst, als ein armer Judenknabe, barfuß, mit einem Thaler in der Tasche, seitdem hast du nichts Anderes gedacht, als an Erwerb. Niemand hat dich etwas Anderes gelehrt, dein Glaube hat dich ausgeholfen von dem Verkehr mit Solchen, welche besser verstehen, was dem Leben Werth gibt. Ich weiß, daß es dir an's Herz geht, eine große Summe in Gefahr zu setzen. Aber du wirst es doch thun, du wirst es thun, weil du mich liebst.“

Ehrenthal rang die Hände und sagte unter strömenden Thränen: „Du weißt nicht, was du forderst, mein Sohn! Was du verlangst, das ist ein Diebstahl an deinem Vater.“

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters. „Du hast mich immer geliebt. Du hast gewollt, ich sollte anders werden, als du. Du hast immer auf meine Worte gehört, und ehe ich einen Wunsch aussprach, hast du ihn erfüllt! Was ich jetzt von dir will, das ist die erste große Bitte, die ich an dich thue. Und diese Bitte werde ich dir in's Ohr sprechen, so lange ich lebe, es ist die erste, mein Vater, und es wird meine letzte sein.“

„Du bist ein thörichtes Kind,“ rief der Vater außer sich, „du verlangst mein Leben, du verlangst mein ganzes Geschäft.“

„Hole die Papiere,“ erwiderte Bernhard. „Ich will mit meinen Augen sehn, wie du dem Herrn zurückgibst, was er geschrieben hat, und wie du aus seiner Hand empfängst, was er dir noch geben kann.“

Ehrenthal holte sein Taschentuch hervor und weinte laut: „Er ist krank. Ich soll ihn verlieren und ich soll verlieren auch mein Geld.“ Der Freiherr saß unterdeß schweigend auf seinem Stuhl und sah vor sich nieder. An dem Fenster aber ballte zügig krampfhaft die Hand, und ohne daß er es merkte, zerrte er die Gardine von der Stange.

Der Sohn sah unverwandt auf die Windungen des Vaters und rief endlich mit Anstrengung: „Ich will es, Vater, hole die Papiere.“ Dann sank er in die Kissen zurück. Der Vater wollte sich auf ihn stürzen, aber mit einer kurzen Geberde des Widerwillens wies Bernhard ihn zurück, und mit Mühe aufathmend, sagte er: „Es ist genug, du thust mir weh.“

Da fuhr Ehrenthal auf, ergriff seinen Comtoirleuchter und wankte aus dem Zimmer. Still war es in dem Raum, nur die ängstlichen Athenzüge der Zurückbleibenden wurden gehört. Immer noch saß der Freiherr gebeugt, aber in der Abspannung fühlte er etwas durch seine Seele zuden, was ansah wie Freude. Er sah eine Stelle an seinem Himmel, wo die Sonne aus den dunkeln Wolken brach. Er war gerettet. Sein Ehrenwort war ihm zurückgegeben, und neue achttausend Thaler von dem Manne am Fenster in Aussicht. Jetzt konnte er wieder aufblicken, er durfte wieder sein Haupt hoch tragen. Er faßte die Hand des Kranken, drückte sie und sagte ihm leise: „Ich danke Ihnen, mein Herr, o wie danke ich Ihnen, Sie sind mein Retter, Sie schützen meine Familie vor Verzweiflung und mich vor der Schande.“

Bernhard hielt die Hand des Freiherrn fest, und ein seliges Lächeln flog über sein Gesicht. Unterdeß schlug am Fenster Einer mit den Zähnen zusammen in verzweifelter Spannung und presste seinen Leib fest an die Mauer, um das Fieber zu bändigen, das ihn schüttelte.

So blieb es lange still in der Stube, Niemand sprach, Ehrenthal kam nicht zurück. Plötzlich wurde die Entree Thür aufgerissen, in voller Furie stürzte ein Mann in das Zimmer, das Gesicht verstört, die Haare zerrauft. Es war Ehrenthal. — Er hielt das flackernde Licht in der Hand, aber nichts Anderes.

„Verschwunden!“ schrie er und schlug die Hände zusammen, daß das Licht auf den Boden fiel. „Alles ist fort, gestohlen ist Alles.“ Er stürzte auf dem Bett seines Sohnes

nieder und streckte die Arme nach dem Kranken aus, als wollte er von ihm Hilfe ersuchen. Der Freiherr sprang auf, nicht weniger entsetzt als Ehrenthal. „Was ist gestohlen?“ rief er den Andern an.

„Fort ist Alles,“ stöhnte Ehrenthal, nur auf seinen Sohn blickend, „die Verschreibungen sind fort, die Hypotheken sind fort. Ich bin beraubt,“ schrie er aufspringend, „Diebstahl, Einbruch! Schickt nach der Polizei!“ und wieder stürzte er hinaus, der Freiherr hinter ihm.

Betäubt, halb ohnmächtig sah Bernhard ihnen nach. Da trat vom Fenster er, der zurückgeblieben war, an das Bett. Der Kranke warf sein Haupt zur Seite und starrte auf den Mann, wie der ermattete Vogel auf die Schlange. Es war das Gesicht eines Teufels, in das er bliete, rothes Haar stand borstig in die Höhe, Hölleangst und Bosheit saß in den häßlichen Zügen. Bernhard schloß die Augen und hielt die Hand vor. Aber das Gesicht kam näher an ihn heran, und eine heisere Stimme flüsterte in sein Ohr.

Unterdes standen unten im Comtoir zwei Männer einander gegenüber und sahen einander mit nichts sagenden Blicken an. Die Cassette mit ihrem Inhalt war verschwunden, was der Freiherr auf das Pult gelegt hatte, war verschwunden. Ehrenthal hatte mit seinen Schlüsseln geöffnet wie immer, nichts an den Schlössern war versehrt, Alles im Comtoir lag an seiner Stelle. Wenn in dem offenen Geldschrank Geld fehlte, so konnte es nur wenig sein. An den wohlverwahrten Fensterladen war keine Spur von Verletzung, es blieb unbegreiflich, wie die Documente genommen waren.

Die beiden Männer liefen in den Hausflur, dort leuchteten sie umher, hinter der Treppe, hinter einer alten Kiste, in dem Eingang zum Keller, in dem schwarzen Hofraum, nirgend war etwas zu sehen. Sogar die Hausthür war verschlossen; sie erinnerten sich, daß der vorsichtige Buchhalter beim Herausgehen das gethan hatte. Und wieder rannten sie zurück in das Comtoir und durchsuchten jeden Winkel immer hastiger, immer angstvoller. Dann saßen sie einander gegenüber mit blutlosen Wangen in einer Angst, welche mit jeder Minute stieg, Jeder dem Andern mißtrauend, Jeder mit feindslichem Blick auf den Andern schielend, ob nicht ein Zeichen das böse Gewissen verrathe. Und wieder sprangen Beide auf und überschütteten einander mit Vorwürfen, wie sie die Verzweiflung eingibt, und während sie wie Wilde gegen einander die Hand erhoben, empfanden Beide, daß der Andere ebensoviel verliere, als der Eine und daß sie Grund hatten, ihre Stimme zu mäßigen, damit kein Fremder ein Zeuge des Austritts werde.

Aus Ehrenthals Comtoir waren die Papiere verschwunden in dem Augenblick, wo er widerwillig dem Drängen seines Sohnes nachgab, sich mit dem Freiherrn zu versöhnen. Er hatte noch kaum in die Versöhnung gewilligt, er allein war gegangen, die Papiere zu holen. Würde man ihm glauben, daß sie gestohlen waren? Würde sein eigener Sohn ihm glauben?

Und wieder dem Freiherrn hing an den Papieren Alles, o sein Verlust war der größte. Eben erst hatte er sich einer Hoffnung auf Rettung hingegeben, jetzt sank er in einen Abgrund, dessen Tiefe das Auge des Fallenden noch gar nicht ermessen konnte. In fremden Händen waren die Scheine. Wenn der Dieb sie zu benutzen verstand, ja wenn der Diebstahl nur vor Gericht angezeigt wurde, so war er verloren. Und wenn sie sich nicht wieder fanden, auch dann war er rettungslos verloren. Jahre konnte es dauern, bis ihm die verlorenen Hypotheken vom Gericht neu ausgefertigt wurden, und sein Schicksal mußte sich in Wochen entscheiden. Er war nicht im Stande, sich mit dem feindseligen Ehrenthal auseinanderzusetzen, er war nicht im Stande, andern Gläubigern Deckung zu geben. Jetzt war er unrettbar verloren. Vor ihm lag Armut, Verfall, Schande. Wieder fiel ihm jenes Ehrengericht ein, seine Kameraden und der unglückliche junge Mann, der sich selbst gerichtet hatte. Er hatte damals den Todten ansehen müssen, er wußte, wie Einer ansah, der so gestorben war. Sonst hatte ihm gegraut, wenn er an das Bild des Todten dachte, jetzt fühlte er kein Grauen mehr. Seine Lippen bewegten sich, und wie im Traume sprach er zu sich selbst die tröstenden Worte: „Das ist die letzte Hilfe.“

So saßen die beiden Männer einander gegenüber und brüteten vor sich hin, und die Minuten, welche über ihr Haupt zogen, entstellten ihr Antlitz und ihr Urtheil.

Hastiger flackerte das Licht, die Thüre wurde aufgerissen, langsam wendeten die Beiden ihr Gesicht dem Eintretenden zu. Ein häßlicher Kopf erschien an der Thür, und ein wilder Ruf wurde gehört: „Hinauf, Hirsch Ehrenthal, Euer Sohn stirbt.“ Die Erscheinung verschwand, mit einem lauten Schrei stürzte Ehrenthal nach der Thür, der Freiherr wankte als ein müder Mann zum Hause hinaus.

Als der Vater am Bett seines Sohnes niederfiel, hob sich noch einmal eine weiße Hand drohend in die Höh, dann sank ein todtler Leib zurück. Bernhard fuhr nach der Sonne.

3. Aus: Die Brüder vom deutschen Hause. (1874.)

Der Roman bildet den dritten Theil des großen geschichtlichen Romans: Die Ahnen, in welchem der Dichter mit feinstem Charakteristk kulturgeschichtlicher Zustände und Sitten die Schicksale eines deutschen Fürstengeschlechts von den Zeiten der Völkerverwanderung bis in die Neuzeit schildert. Es liegen bis jetzt drei Theile vor. Der erste „Ingo und Ingraban“ (1872) knüpft an das Jahr 857 an und behandelt die Geschichte eines königlich-hohen Jugo aus dem Thüringerland, der Haptinge, der Helsen und Frauen, welche seinem Bereiche angehören. Aus seinem und seiner Helden Geschlechte treten dann um's Jahr 724, sich um Ingram gruppierend, Heldengestalten auf, welche bei der Christianisirung der deutschen Lande durch den Apostel Winfried theilhaftig sind. Ueberall mochten die heidnischen Beziehungen vor, so daß der heidnische Volkgeist der Zeit ganz und gar von poetischerer Romantik durchdrungen wird. Dasselbe gilt von dem zweiten Theile: „Das Nest der Zaunönige“, (1873), welches um's Jahr 1003 in die Zeit des zweiten Heinrich von Deutschland versetzt, der hier mitten im Kampfe der Vasallen unter sich und gegen ihn steht; vornehmlich aber wird der Gegensatz der sich bildenden weltlichen und geistlichen Autorität im Volke zur Anschauung gebracht. „Die Brüder vom deutschen Hause“ (1874) führen in die Zeit des Kreuzzuges Kaiser Friedrichs II. um's Jahr 1226. Im Vordergrund steht Held Ivo, ein Ritter mit kleinem Grundbesitz, der sich als freier Mann an dem Kreuzzuge theilhaftig. Wir hören den Ruf der Geistlichkeit zu den Kreuzfahrten, sehen das Leben der Ritter im Ritterpiel, die Verehrung der Frauen, welche sich die Ritter erloren, das Leben der Ritter im gelobten Lande, die freie, geistvolle, leichtfertige, aber doch deutsche Natur des Kaisers, vor allem die Ritter vom deutschen Hause, welche sich in Affon eine Burg bauen und zu ihrer Kreuzfahrtsart vorbereiten, den Orden der Assassinen mit seinen merkwürdigen Gebräuchen. Auf allen diesen Gebieten spielt Ivo eine hervorragende Rolle. Durch Friderum, die Tochter des christlich aufgeklärten alten Richters Bernhard, wird er aus der Gefangenschaft der Assassinen gerettet, und wie er bekehrt nach länger Fahrt, findet er seinen Hof verödet. Der berüchtigte Inquisitor Conrad reizt zum Kampfe gegen Abtrünnige, zu denen auch der alte Bernhard und seine Tochter gehören. Ivo rettet beide aus den Händen des mordbrüderlichen Mönchs. Dieser treibt zur Belagerung der Burg. Schon führen die rauchenden Trümmer des Hofes über Ivo zusammen, als die Brüder vom deutschen Hause erscheinen und Friderum und deren Vater Sicherheit gewähren. Bei der Belagerung wird Ivo's Marichall, der treue Henner, tödtlich verwundet. Ivo will als freier Mann sterben. Der Führer der deutschen Brüder, Amirich, gewinnt ihn für die Kreuzfahrt, wo er schließlich mit Friderum als Burgmann von Thorn ein christlich frommes Leben führt. (Der Roman, soweit er bis jetzt vorliegt, verspricht ein deutsch-nationales Epos zu werden, wie ein solches die Literatur bis jetzt noch nicht besitzt. In ihm ist die Kunst der Composition und der poetische Geist eben so hoch zu schätzen, wie der kulturgeschichtliche Blick, mit dem sich der Dichter in die deutsche Vergangenheit verient.)

Die Belagerung der Burg Ivo's.

Die Brücke stieg auf, kurz darauf klang von der Landstraße Gesang der Wallfahrer, eine rauhe Stimme sang vor und die andern wiederholten die Worte. Dorjo (der Führer der Konrad'schen Bande) ritt auf seinem Esel gegen die Zugbrücke und schrie über den Graben: „Wer mit Irigläubigen Gemeindschaft hält, wer den Verdamnten Odbad genährt, Speise und Trank, und wer eine Hand hebt für ihre Vertheidigung, der wird theilhaftig ihrer Missethat und theilhaftig der irdischen und der ewigen Flamme. Geht heraus, ihr groben Burgleute, die ihr mir entführt habt.“ „Ihr seid ein unverschämter Narr,“ sprach Henner zurück. „Vernehmt die lustigen Worte der Abtrünnigen,“ rief der Mönch zu seinem Haufen, „verflucht sei dieses Ketzerneist und preisgegeben euren Fäusten.“ Ein gellendes Geschrei antwortete. Der Mönch ritt zurück, lud seinen Haufen zusammen, und Henner erwartete einen Anlauf. Aber nichts dergleichen wurde versucht, der Schwarm theilte sich, ein Theil zog in das Dorf, andere bewachten in einiger Entfernung das Thor, noch andere draußen oberhalb durch den Bach und stellten sich dort als Wächter auf.

Unterdess war Friderum im Gemölbe des Thurmes um den verwundeten Vater bemüht, welcher nach dem furchtbaren Schlage auf das Haupt lange in Betäubung gelegen hatte, jetzt aber in wilde und irte Reden ausbrach; sie sah, wie dem Schütler, der ihr zu helfen bemüht war, die Hände in der Angst flogen, und sprach gefast: „Längst habe ich in der Stille einen solchen Tag gefürchtet; ich weiß, daß wir dem Tode geweiht sind, und daß auch Herr Ivo uns davor nicht bewahren wird. Aber weshalb wollt ihr euch dem Mönche in die Hand geben? Vielleicht könnt ihr euch noch retten. Entflieht, auch um unsertwillen.“ Sie holte aus ihrem Gewande ein kleines schwarzes Kreuz, welches in geschlossener Hand zu bergen war. „Eilt nach Erfurt, Nicolaus, zum Hause der deutschen Brüder, gebet dies dem ersten Bruder ab, den ihr dort findet und sagt ihm, wir senden dies, und der Vater liegt hier in Noth. Vermögen die Brüder auch nicht, uns das Leben zu retten, lieber wollen wir in ihrer Haft vergehen, als unter den Händen des wüthenden Mönchs.“ Nicolaus nahm das Dargebotene und lief dem Stege zu, der nach dem Hof des Marschalls führte; gerade als Luy in Begriff war, den Steg zu heben, sprang er hinüber, wand sich unbemerkt hinter dem Dorfe herum und rannte der Stadt zu. — Es war still geworden im Hof und draußen, nur der Wind heulte und in der Höhe flogen die Wolken. Ivo trat zu Friderum, und als er ihr Trost zusprechen wollte, antwortete sie mit verklärtem Blick: „Ihr habt an uns gehandelt, wie eurer würdig ist, ich klage auch nicht um eure Gesah, ich flehe zu unserm Vater im Himmel, daß er mich annehme als Opfer und euch errette.“

So verrann Stunde um Stunde, bis die Sonne sich zum Abend nigte. Ivo stand bei Henner auf dem Thorthurme. „Sie haben sich Hilfe geladen und wollen wie Krieger uns belagern. Verstehen wir sie bis zur Nacht hinzuhalten, so kann uns wohl gelingen, über sie hinwegzureiten.“ „Der Mönch versteht sein Handwerk,“ versetzte Henner und wies auf den Weg, der von der Mühlburg heranzuführte. „Seht dort Gewappnete, sie kommen schwerlich, um

euch das Gefindlein zu verschrecken.“ Lutz kam eilig herzu: Von Gotha zieht ein Haufe Kreuzfahrer heran, ich vernahm das Lied der Wallenden, der Mönch ritt ihnen entgegen. Dort hebt sich das Banner des Landgrafen in der Faust des Mühlburgers. Der Bannerträger blickt nach dem Raben unsers Hofes umher, denn er hat von je seine Freude an dem schwarzen Vogel gehabt.“ Von der andern Seite rief eine befehlende Stimme: „Im Namen des Landgrafen, öffnet das Thor!“ . . . Die Bedrängten eilten nach dem alten Thurne, ihrer letzten Zuflucht. „Ich rathe, den Steg nicht zu werfen,“ sprach Henner, „damit den ritterlichen Feinden der Anlauf leichter werde.“ Und er stellte sich mit Schild und Schwert am Grabenrande auf. Sie vernahmten das Geschrei und Brausen der Menge, welche von allen Seiten mit Balken und Dachleitern gegen das Thor anlief. Nicht lange, und sie sahen hie und da Bewaffnete über die Mauer springen, hörten das Klirren der Ketten und das Dröhnen der geöffneten Brücke. In hellen Haufen drangen die Belagerer über den Hof, ein Theil rannte nach Haus und Stall, Beute zu holen, der größere Schwarm zog sich zu dem Thurne, voran Ritter Konz, der vom Pferde gesprungen war und in wildem Muth, den Schild erhebend, gegen den Steg lief. Als Henner den Verhafteten im Ansprunge sah, vermochte er sich nicht zurückzuhalten, er stürzte ihm über die Bretter entgegen, und die beiden Starken schlugen auf einander. Aber dem Marschall war kein ritterlicher Kampf gestattet, die Knechte des Mühlburgers stachen mit ihren Speeren gegen ihn, und während er sich ihrer erwehrte, traf ein starker Schwertschlag des Ritters seine Schulter, daß er blutend zurückfiel. Konz schrie freudig auf, doch es war sein letzter Ruf, denn in demselben Augenblick fuhr ein mächtiger Pfeil des Stellbogens ihm durch Harnisch und Brust, daß er stöhnend zurückfiel. Während die Mühlburger erschrocken zu ihm hiefen, sprang Lutz vor, hob seinen Gefellen und half ihm über den Steg. Dann riß er das Brett, welches auf dem jenseitigen Grabenrand ruhte, zurück, und einen neuen Pfeil auf den Stellbogen legend, drohte er: „Heran, wer die zweite Gabe begehrt!“

Von der Landstraße ritt ein Geistlicher, begleitet von Dorso und einem andern Mönch, in den Hof. Es war Meister Konrad selbst. Tretet zurück, gebot er dem Haufen, damit nicht ohne Noth das Leben frommer Christen gefährdet werde. Euch aber, der ihr Herr dieses Hofes seid, mahne ich noch einmal, daß ihr den rucklosen Widerstand aufgibt gegen das Gesetz des Himmels und der Menschen, und daß ihr euren Leib überantwortet dem irdischen Richter, damit die Fürbitte der Heiligen eure Seele errette aus der ewigen Verdammniß.“ Vom Thurne her antwortete Joo: „Vergeblich ist eure Ladung, stolzer Priester; die hier versammelt sind, vertrauen einem barmherzigeren Richter als ihr seid.“ Der Meister erhob die Hand. Die Mönche begannen ein Bußlied, zu welchem die Andern das Kyrie eleison schrieten, und die Haufen strömten von allen Seiten gegen den Graben, schichteten Holzscheite, trugen Balken und schossen mit Brandpfeilen nach den Fensteröffnungen des Thurmes. In dem Thurmgerölbe war Joo mit Friderun um die Wunde Henners beschäftigt, nur Lutz kniete, gedeckt von seinem Schilde, draußen am Standbogen und wartete auf die Gelegenheit, um an einem Verhafteten die letzte Rache zu nehmen.

Eine Dampfwolke brach aus dem Lustloch des Thurmes. Brennendes Weich und Theer, die um einen Pfeil gewickelt waren, hatten in dem Raume gezündet, wo den Koffen für einen Fall der Noth das Heu geschichtet war. Mit den Windstößen wogte der Dampf um die Mauern und umhüllte den Fuß des Thurmes. Ein wildes Freudengeschrei erscholl aus dem Haufen. Da schmetterte von draußen eine Posaune. Über die Brücke ritten vier Brüder vom deutschen Hause mit ihren Knechten, und Bruder Arnfried von der Raumburg rief über die Menge. „Wo weilt der Herr des Hauses, damit wir ihn grüßen und fragen.“ Meister Konrad antwortete: „Er birgt sich in Thurne, verstrickt in dem Dampfe, den fromme Christen ihm entzündet: Was führt euch her, ihr Brüder?“ Arnfried versetzte: „Einer, der die Heimlichkeit des Ordens weiß, liegt hier in Noth und sandte uns sein Zeichen.“ „Die dort liegen, sind Verbrecher an der heiligen Kirche und Verächter des Landesherren, die Boten des Landgrafen und meine Schergen begehren ihren Leib, und ich vertraue, die frommen Brüder deines Hauses werden uns nicht hindern.“ „Du weißt, wir gehen in Frieden unsern Weg und üben unsre Werke. Wir hindern dich nicht in deinem Recht, wir suchen nur das unsre; wir kommen, weil wir gerufen sind, und wir begehren, nur was uns gehört.“ „Einen Alten und ein Weib, die meinen Boten höhndend trotzten und rucklose Kezerei ausschrieten, hat der Mönch gefast für mein Gericht, Beide gehören mir.“ „Ist der Alte mit dem Weibe ein Zugervandter unsrer Bruderschaft und sünden deine Späher Irnglauben in ihm, so soll ihn ein frommer Priesterbruder dieses Ordens belehren, und wenn er der Belehrung widersteht, so straft und richtet ihn die Bruderschaft, nicht du, nicht der Landgraf, auch nicht der Kaiser. Erst wenn er sich unsrer Strafe versagt und aus dem Orden scheidet, magst du ihn nehmen und mit ihm thun, was deines Amtes ist.“ Und er ritt vor gegen den Grabenrand. Da sprang der Mönch Dorso müthend hervor und schrie: „Hinweg, waagt es nicht, das brennende Kezernest zu betreten, denn verdammt sind Alle, die dort im Qualme haufen.“ „Ob die Flamme lodert, ob der üble Teufel im Wirbel fährt, wir reiten, wohin uns die Pflicht führt,“ versetzte Arnfried, und an

den Grabrand sprengend, rief er hinüber: „Ist ein Christenmann dort drinnen, so öffne er den Weg. Die Jungfrau mit dem Kinde begehrt Einlaß.“ Zwo trat aus dem Thurm und grüßte den Bruder. „Nicht freiwillig drangen wir in euren Hof, edler Zwo,“ sagte Arnfried, „wir kommen euch nicht zu Hilfe und nicht zu Leide, nur eure Gäste holen wir, weil sie sich das begehren.“ „Nehmt sie und seid gesegnet für eure gute That,“ sprach Zwo dagegen. Lutz hatte bebend die Bretter des Steges zusammengeklappt, er hob mit Zwo den alten Bernhard vom Boden, trug ihn über den Graben und legte ihn vor die Kasse der Bärtigen; Friderun folgte. Die Ritter traten zurück in den Thurm, Bruder Gottfried, der Sarazene, stieg ab und schloß den Alten in seine Arme. Da rief Meister Konrad unwillig: „Du hast genommen, Arnfried, was deiner Bruderschaft gehört, jetzt fordere ich, weiche von jenem Andern, der mir gehört.“ Friderun warf sich vor dem Kasse Arnfrieds nieder: „Rettet ihn, ehrwürdiger Bruder; nur weil er meinen Vater und mich dem rasenden Haufen entriß, hat der böse Mönch die Menge gegen ihn aufgehört.“ „Vertheidige ihn nicht,“ antwortete Arnfried traurig, „ich bin nicht Kläger und Richter über Unglauben, aber jene sind die Kläger, und sie üben ihr heisses Recht; ein freier Mann ist Herr Zwo, und frei hat er sich sein Schicksal gewählt. Wir aber vermögen nur den zu schützen, der zu uns gehört.“ Und er sprach über den Graben: „Habt ihr, edler Zwo, mir noch etwas zu sagen, was man einem wohlmeinenden Manne vor dem letzten Scheiden anvertraut, so spricht.“ „Sorgt mit der Treue, die ich an euch kenne, für die Magd, die dort vor euern Füßen liegt.“

Da ritt Meister Konrad aufs neue heran und begann: „Wieder bitte ich dich, Arnfried, daß du nicht freundlich zu dem Schuldigen redest, der gegen meine Rechte gefrevelt hat, denn du irrst mir die Menge und minderst das Ansehen meines heiligen Amtes.“ „Ich ehre und schaue dein schweres Amt, Konrad, wie dem frommen Christen geziemt. Aber denke auch, daß Jener dort in unsern Augen nichts Arges that, als er deinen Schergen die entzog, welche nicht vor dein Gericht gehörten, sondern vor das unsere. Hat er dir die Ehre des Amtes gekränkt, so siehe zu, was dir dein Amt und dein Gewissen gegen ihn erlauben; uns aber zürne nicht, wenn wir ihm in seiner letzten Noth noch danken, soweit wir dürfen.“

Meister Konrad wandte sein Roß, sprach leise zu dem Mönche Dorso, der ihm mit rachsüchtiger Freude zustimmte, und verließ darauf den Hof. Er hielt vor der Brücke noch bei dem Haufen der Milhbürger an, welche um den todwunden Korz versammelt waren, und sprach über diesem die Gebete, dann ritt er abwärts. Im Hofe hielten die Bärtigen finster gegenüber dem brennenden Thurme; die Flamme schlug aus den Öffnungen und züngelte an dem Mauerwerk empor; Dorso aber und seine Begleiter thürmten aus der Windseite Holzwerk und was sie sonst an Brennbarem fanden, zu einem Walle, und Dorso rief höhnend hinüber: „Ihr habt die Keßerküchlein mir entführt, jetzt halten wir euch in eurem Bau umschlossen; kommt ihr nicht gutwillig heraus, so räuchern wir euch,“ und er hielt eine Pechfackel an den Holzstoß. Zwo legte die Hand auf die Schulter des jungen Mitters, der sich hinter seinem Schilde am Graben niedergesetzt hatte, und wies über den Steg; doch dieser schüttelte das Haupt. Da neigte sich Zwo gegen die deutschen Brüder zum letzten Gruß, und die Hand gen Himmel hebend, rief er mit heller Stimme: „Aus feuriger Lohe stieg mein Geschlecht hernieder in dies Land, hier stehe ich unter der letzten Mauer, die mir von dem Erbe meines Geschlechtes geblieben ist; in ihrem Brande will ich vergehen als ein Freier; ehrlich habe ich gelebt, und ehrlich sterbe ich, und meine Seele empfehle ich der Gnade des erbarmenden Gottes.“ Und er wandte sich nach dem Thurme. Aber ein alter Bruder ritt an den Grabenrand und rief zornig hinüber: „Willst du als ein König der Spielleute untergehen auf den Trümmern deiner Herrschaft? Ich denke, du hast gelernt, neue Burgen zu bauen. Ich mahne dich, Geselle, daß du mir im Preußenlande die Meßschnur haltest.“

Als Zwo die Stimme hörte, hielt er an und hob das Haupt; da sprang von der Seite des wunden Vaters Friderun empor und rief: „Vater, ich thue, was ich muß,“ und über den Steg eilend, warf sie die Arme um den geliebten Mann: „Hast du den Willen, in den Flammen zu sterben, so will auch ich nicht leben. Darfst du im Leben mir nicht gehören, so will ich dem sein im Tode.“ Zwo umschlang die Magd und küßte sie auf den Mund, er hielt sie in seinen Armen und rief: „Ich will mit euch leben, Sibold.“ Wie eine Beschwörung klangen diese Worte zwischen Erde und Himmel. Einem Wunder gleich erschien es, daß zugleich das Tosen des Sturmes aufhörte. Die Flamme, welche der Mönch am Grabenrande entzündet hatte, um die Eingeklossenen durch Dampf zu tödten, flackerte aufwärts, und die Rauchsäule stieg gegen die Wolken. Die Brüder aber rühten um den Steg, und Arnfried sprach: „Wer unser Bruder sein will, der muß um Bruderschaft bei uns werben.“ „Ich werbe,“ antwortete Zwo. „Wer Bruderschaft des Ordens begehrt und dabei in weltlichen Ehren leben will,“ fuhr Arnfried fort, „der muß uns einen Antheil geben, groß oder klein, an seiner Habe und an seinem Gut, an seinen Gedanken und an seinem Willen, damit der Welt kund werde, daß er mit uns diene, und ich muß euch fragen, seid ihr dazu bereit?“

„Ich bin bereit,“ antwortete Zwo, der Magd in die Augen blickend. „Harret, während

ich die Brüder frage, ob sie euch als Mitbrüder empfangen wollen in unsere Gemeinschaft.“ Die Bärtigen stiegen von den Rossen, traten zusammen und verhandelten leise. Und Arnfried begann aufs neue: „Komm zu uns, Zoo, und kniee nieder.“ Da trat Zoo mit Friderun auf den Steg und beugte das Knie, während Arnfried die Worte der Aufnahme sang: „Deus meus, salvum fac servum tuum, mein Gott, errette deinen Knecht.“ Er segnete ihn mit dem Kreuz, hob ihn auf, küßte ihn auf den Mund und gebot: „Legt ihm das Gewand um.“

Dorso aber rief in Wuth: „Heillos seid ihr selbst, und mit Kezern haltet ihr Gemeinschaft. Herbei, ihr frommen Pilger, helfet gegen die Verräther!“

Da erhob sich unter den Brüdern ein zorniger Ruf: „er lästert den Orden, werft den bellenden Hund in den Graben.“ Doch Arnfried gebot: „Nicht so, fñhrt den Mönch an der Hand über die Brücke und entlast ihn in Frieden, denn er hat nicht Theil an unsrer Arbeit, und wir nicht an der seinen. Ihr Brüder aber entrollt das Banner der Jungfrau und stoßt es in die Zinne des Thores, damit die Pilger und das Landvolk erkennen, daß die deutschen Brüder hier eine Heimat haben und ein Hospital. In dem Hause unsers Mitbruders bereitet die Lager und sorgt um den Verwundeten, denn das ist unser erstes Amt.“

Dem Befehle des Bruders gehorchten nicht nur die Bärtigen, auch viele der Eingebungenen riefen ihm Heil zu; die erschrockenen Knechte kamen eifrig hervor, und dieselben Hände, welche vor Kurzem das Holz geschichtet hatten, zerwarfen jetzt die Flammen.

Arnfried aber sprach zu Zoo: „In Freuden fasse ich deine Hand, mein Bruder; denn dieser Tag verbindet einen Mann von edlem Sinne zu ehlichem Dienste mit Andern, welche auch zu den Guten unsers Volkes gehören. Du selbst magst den Antheil bestimmen, den du der Bruderschaft an deinem Erbe gewähren willst, und sei er groß oder klein, du wirst gut dabei fahren, denn der Orden vermag jetzt dein Recht zu vertreten, und unter dem schwarzen Kreuze wirst du der meisten Gegner ohne jeden Kampf lebig. Mit unsrer Mitschwester Friderun wird einer von den alten Priestern gutwillig wegen ihres Irrglaubens sprechen, ihr Vater aber wird bald vor einem Richter stehen, der die Seelen und Gedanken der Menschen mit anderm Maße mißt, als wir zornigen Sünder.“

An Henners Lager knieete neben der Hausfrau des Ritters Friderun und klagte, über seine Hand gebeugt: „Nißt mich und meinen Vater empfängt ihr die Wunde, und bitter schmerzt mich, daß ich euch geizt habe.“ „Gehabt euch darum nicht pleurant, liebe Magd,“ versetzte Henner rücksichtsvoll, „ich that euch Willkommenes und eurem Bruder Widerwärtiges, beides in meinem Amte.“ Und die Hände Zoo's festhaltend, sprach er mit Anstrengung: „Sorgt für die Kummervollen, welche ich zurücklasse. Zu den lieben Engeln nehme ich den Ruhm, daß ich mit dem adlichsten Herrn in Thüringen geritten bin, Keinem war er untreu, und Keiner hat ihn jemals vom Pferde gestochen, ich aber war sein Marschall. Speere her! Luß, mein Geselle, halte auf Kernholz!“ Er sank sterbend zurück.

Aus den Wolken sank friedbringender Regen, und das Himmelswasser rauschte hernieder auf die Mauern des ausgebrannten Thurmes.

32. S. Hermann Mosenthal.

(1821— .)

Aus: Deborah. (1849.)

In einem steiermärkischen Dorfe lebt eine streng katholische Gemeinde. Des Ortsrichters Lorenz Sohn Joseph nimmt seit einiger Zeit an dem Gottesdienste keinen Theil und erregt dadurch den Zorn des Vaters, insbesondere aber des zelotischen Schulmeisters. Bald zeigt sich's, daß er die schöne Jüdin Deborah liebt, die er in einer armen sächlichen Judenfamilie kennen gelernt hat. Der Vater wird bei dieser Nachricht vom Schlage getroffen, und als er wieder zu Kräften gekommen, ist er bemüht, durch Geldspende die Familie aus der Gegend zu entfernen. Die beglückte F-mille zieht von dannen. Filz Joseph sollte dieses der Probrüderin von Deborah's Liebe sein. Er wird aber durch läugerische Nachricht getäuscht und verbindet sich nun mit des Pfarrers Nichte Hanna, die längst für ihn aussersehen und seit früher Jugend ihm befreundet war. Inzwischen geht der Judenhaß der Gemeinde so weit, daß sie auch ihren trefflichen Pfarrer vertreibt, weil er jüdischen Stammes ist. Joseph und Hanna leben fünf Jahre glücklich. Da erscheint

Deborah in Gesellschaft auswandernder Juden noch einmal, und es findet zwischen ihr und Joseph eine Einnbe statt.

a. Deborah nach der Trauung Joseph's mit Hanna.

Deborah

(bleich, mit herabhängendem Haar, tritt langsam auf).

Was will ich noch? Ich kann mir's selbst nicht sagen,

Und dennoch muß ich weilen, denn ich muß Erst eine große Sendung noch erfüllen.

Was, weiß ich nicht; doch fñhlt' ich es, die Sehnen

Der Seele spannen sich mit letzter Kraft,
Ich sehe schwirren schon den scharfen Pfeil,
Nicht weiß ich noch das Ziel, allein er trifft!

(Ruhiger.)

Schon sind es sieben Tage. Sieben Tage!
So lange trauert man um einen Todten.
Man stellt ein Licht zu Häupten seines Lagers
Und setzt sich stumm zu seinen Füßen nieder

(Sich langsam auf die Erde setzend.)

So sitz' ich sieben Tage, sieben Nächte
Und traume an der Leiche meiner Liebe.

(Mit schmerzlicher Inbrunst.)

Gott, großer Gott, was hab' ich Dir gethan!
Bin ich nicht auch ein Menschentind? Ist Liebe
Nicht aller Eigenthum, was Luft und Licht?
Und wenn ich danach griff, wo ist die Sünde?
Was gabst Du mir seit meiner Kinderzeit?
Den frommen Vater liebest früh Du sterben,
Mich gabst Du fremder Leute Willkür preis;
Kein Strahl der Liebe fiel in dieses Herz,
Das doch so heiß, so glühend schlug und
fühlte,

Nur schmerzlicher, weil es sich ganz begriff!
Was hab' ich Dir gethan, daß Du mich schuffst?
Und wie ich so in einer stillen Nacht
Mit Gott um dieses Leben rechten wollte:
Da sah ich ihn, da klang mir seine Stimme,
Da schlang sich's schmeichelnd heiß um Brust
und Herz,

Da fühlst' ich es, wozu Du mich geschaffen,
Und dankte Dir für meines Daseins Dual.

(Gesteiget.)

Und aus den Klippen, aus dem Wellentod
Hob sich das Herz mit verzweifelter Gewalt
Und klammerte sich um den rettenden Ast,
Des Lebens froh, mit segnendem Vertrauen.
Da braust das Meer, der höhnische Ast zer-
bricht —

— Und in den Abgrund stürz' ich und ver-
sinke!

(Pause.)

(Aufstehend.)

Ich lebe noch! die Erde sank nicht ein,
Die Sonne scheint, als wäre nichts geschehn,
Grün ist das Gras und noch nicht schwarz
verdorrt,

Noch singen Vögel! — Unbarmherz'ge Welt!
Ich lebe noch! es wirbelt, braust und schwirrt.

(Nach der Stein greifend.)

Fassung, mein Geist und denke. Löse Dir
Die wirren Fäden. — Was ist denn geschehn?
Als ich ihn sah zum letztenmale, gestern —
Nein, gestern nicht, acht Tage sind vorbei —
Wie war er da so ganz voll sel'ger Liebe.
Du kommst — sprach er. — Ich komme! Und
wir stehn!

Ich kam, ich ließ sie, ließ in Nacht und Sturm
Das kranke Weib, den Säugling und den Greis,
Ich riß das Herz von seinen Fäden los
Und bracht' es ihm, da warf er Geld mir vor,
Geld für ein Herz; und stieß mich in die Nacht!
Herz, und du schlägst noch und ich lebe noch!

(Mit leiser, gepreßter Stimme.)

An seiner Seite stand ein schönes Kind
Und zog ihn fort mit schmeichelnd sanfter
Hand —

(Aufschreiend.)

Wo bin ich denn! Wo waren meine Sinne?
Sie liebt er, und die Jüdin heißt er gehn,
Der Jüdin waagt er schnödes Geld zu bieten,

Der Jüdin kündigt er den Dienst, wie einer
Magd!

Nein, nein! sie geht nicht, sie verlangt von Dir,
Was Du ihr zugesagt, was Du ihr schwurst,
Bei Deinem Gott, (in Tönen ausbrechend)

Bei Deinem Gott der Liebe.

(Entschlossen, mild.)

Ich will ihn sehn, ich will das Antlitz sehn,
Das — — (Orgelton aus der Kirche.)

(Mit nach und nach schmelzender Stimme.)

— läugnerische — — schöne Angesicht —
Ich will ihn fragen, was hab' ich gethan,
Daß Du — (In Thränen ausbrechend.)

— o Gott! mein Herz, liebst du denn noch!

(Sie verbirgt ihr Gesicht, Orgelton, mild, erbebend.)
(Sanfter.)

Vielleicht hat ihn ein falscher Wahn bethört,
Und jene andern haben ihn benützt,
Den Argwohn angefaßt, das Vorurtheil.
Sein Blick, sein Wort war schmerzlich, vor-
wurfsvoll.

Was schwieg ich auch? Du stolzer Mund,
warum

hast du ihn nicht gefragt, warum er zürne?

(Freudig verkärt.)

Vielleicht — liebt er mich noch — vielleicht
vergeht

Sein Herz wie mein's in namenloser Dual,
Und nur die bösen Menschen liegen kalt
Noch zwischen unsern liebarmen Seelen.
Warum schmilzt all mein Haß bei diesem Ton,
Als rief der Christen-Gott mir flüsternd zu:
„Er glaubt an mich, ich bin der Gott der
Liebe!“

(Rauschend, die Orgel schweigt.)

Horch! Stimmen jetzt! Es klingt wie Segens-
spruch,
Vielleicht ein liebend Brautpaar.

(Die Hände fallend.)

Amen! Amen!

Wer Du auch sei'st! Dort könnt' ich's sehn,
das Pförtchen
Verstohlen öffnen, keiner steht mich dort.

(Sie schleicht gegen die Kirche, lauscht, öffnet das Pfört-
chen, plötzlich stürzt sie gegen den Vordergrund und
spritzt.)

Ha!

(Außer sich.)

Wo bin ich! träum' ich? Er, er ist's! Er ist's!
(Den Arm gegen Himmel hebend.)

Nein, Du hast's nicht gehört, mein Amen,
nein!

Ich ruf's zurück, Allmächt'ger, Du war'st
taub!

Fällt mir kein Dolch vom Himmel?

Rache! Rache!

(Sie eilt gegen die Kirche, prallt aber vor dem Eingang
zurück.)

Halt! Halt! Du sollst nicht richten! Dein,
Jehova,

Dein ist die Rache, Du sollst sie vollziehn!

Als Klägerin nur steh' ich hier,

(Mit erdbener Staub.)

Den Christen
Lad' ich vor Deinen Richtersstuhl; ich harre!
(Sie tritt an die zerbrochene Säule, lehnt den rechten
Arm darauf, der linke hängt schlaff herab, die Augen
sind starr gen Himmel gerichtet.)

(Deborah, Joseph von der Seite, den Rosenkranz
in der Hand.)

Joseph.

Ach, hier ist's einsam, ich ertrag' es nicht,
Daß alles froh und heiter um mich ist.
Wie Spott klang mir des Priesters frommes
Wort,

Und wie ich nach dem Kirchenfenster sah,
Sah ich's wie ein Gesicht, ein dumpfer Schrei
Und ihre Stimme glaubt' ich —

Deborah (kalt, fest).

Glaubtest Du?

Joseph (erstarrt).

Deborah!

Deborah.

Was?

Joseph.

Du bist es?

Deborah.

Ja, ich bin's!

Joseph (zitternd).

Was willst Du? —

Deborah (leidenschaftlich).

Ich? Du fragst!

Joseph.

Deborah!

Deborah (wütend).

Schweig'!

Kann dieser Mund, der zweimal log, noch
reden?

Der selbe Athem, der mich Weib genannt,
Der einer Andern jetzt den Eid geschworen,
Er traut sich noch an Gottes Lust hinaus,
Und hebt nicht, daß er sich in Pesthauch
wandle?

Bist Du es denn, bist Du's, den ich ge-
liebt —

Ist das der Mensch, an dessen Bürgen sich
Das Auge durstig, selig weidete? —

Nein, nein, sie sind es nicht; die Hand des
Herrn

Hat sie zerdrückt, zerschlagen und vernichtet,
Der Gottheit Siegel ist hinweggerissen.

Glender Staub! Du reizest mich nicht mehr!
(Sie wendet sich.)

Joseph.

Wer brach den Schwur zuerst? Du nahmst
das Geld!

Deborah.

Geld? Welches Geld?

Joseph.

Das Dir mein Vater sandte!

Deborah.

Mir Geld! mir? und wofür?

Joseph (zögernd).

Damit — Du — gingst.

Deborah (gebeimt).

Damit ich ging, das wußtest, littest Du?

Joseph.

Ich schwur darauf, daß Du's nicht nehmen
würdest.

Deborah.

Und gabst es zu? Und glaubtest, daß ich's
nahm?

Joseph.

Ich mußte es ja!

Deborah (weinend vor Wuth).

Du glaubtest, daß ich's nahm?

Glender Christ! und gabst mich gläubig auf;
Nicht eine Frage war die Jüdin werth?

(Mit leiser Stimme.)

Das war Dein Glauben, das die Ewigkeit
Der Liebe, die Dein Gott gepredigt hat?

(Auf die Knie stützend, mit heißer Inbrunst.)

Herr Israels, vergib mir meine Schuld;
Ich seh' es ein, verdient war meine Strafe;
Dich gab ich hin, Dich, Gott der Eiferucht,
Und glaubte an das Götzenbild der Liebe.

Ich kehre reuig wieder, nimm mich auf!
Ich glaub' an Dich, fest, wie ich nie geglaubt;

Falsch ist die Liebe, endlich, ungerecht,
Doch ewig und unendlich ist die Rache!

(In Verzückung gen Himmel starrend.)

Joseph.

Vollende Deinen finstern Rachespruch,
Frei wird mein Herz bei Deinem wilden
Treiben.

Ich hab' gefehlt, ich fühlte es ohne Dich,
Ich hab' gefehlt, doch menschlich war mein

Fehl,
Und menschlich wär's, wenn Du verzeihen
könntest.

Deborah, sei barmherzig!

Deborah (kalt).

Wofür Du wieder?

Ich kenne diese Stimme nicht!

Joseph.

Ich will es sühnen, was ich Dir gethan,
Ich will es zehnfach sühnen!

Deborah (etwas milder).

Tritt sie zu Tod' und sühne, was Du thatst.
(Stürmisch.)

Nein, nein, nein, Aug' um Auge, Zahn um
Zahn,

Und Herz um Herz, so spricht der Herr, mein
Gott!

Joseph.

Ha, Schreckliche! Ich bitte Dich nicht mehr.
So grauenhaft, wie Deine wilde Liebe,

So grauenhaft ist mir Dein wider Haß.
Du aber selbst versuche nicht den Himmel,
Daß er nicht richte zwischen mir und Dir.
Ich sündigte im Übermaß der Liebe,
Du sündigst in des Hasses Übermaß.

Deborah (wilt).

Des Hasses Übermaß, Du sprichst es aus.
Ich fühle meinen alten Reichthum wieder,
Der Jugend düst're Bilder ziehn heran,
Die Harfen Babels hör' ich um mich rauschen;
Wohl dem, der Dir vergilt, wie Du gethan!

(Mit prophetischer Ertaufe.)

„Du sollst nicht Meineid schwören“ — und
Du schwurst;
„Du sollst nicht Treue brechen“ — und Du
brachst sie;
„Du sollst nicht stehlen“ — und Du stahlst
mein Herz;
„Du sollst nicht morden“ — und Du hast's
genordet!

Joseph

(ihren erhobenen Arm fassend).

halt ein!

Deborah (mit gesteigert' Hast).

Der Greis, der wankte, weil ich
Dich geliebt,

Das Weib, das hungerte, weil ich Dir folgte,
Der Säugling, der für Dich verdurftet ist,
Sie sollen sich an Deine Sohlen hängen,
Sie sollen Deiner Nächte Träume sein;
Sei unsät, wie wir unsät irren müssen,
Und wie wir Schmach erdulden, dulde
Schmach.

Verflucht die Scholle Erde, die Du haust —

Sie halte Wort, wie Du mir Wort gehalten!
Verflucht die Frucht in Deines Weibes Schooß —
Sie falle ab, wie Du mir abgefallen,
Und wenn sie je das Licht der Welt erblickt,
So trage ihre Stirn ein Rainszeichen!
Verfluchmachten soll sie an der Mutter Brust,
Wie an der Brust der Jüdin Säugling
schmachtet,

Und wie der Judengreis in Blindheit irrt,
So soll der Vater irren, der Dich zeugte!
Fluch! dreimal Fluch!

Und wie mein Volk am Berge Ebal sprach,
So sprech' ich dreimal Amen, Amen, Amen!

(Sie bleibt mit erhobenen Armen stehen.)

Joseph

(der wie zusammengebrochen bei der letzten Rede stand,
rafft sich auf, macht einen Schritt gegen Deborah, bebt
aber vor ihrem Anblick zurück. — Pause.)

Deborah

(läßt erschöpft die Arme sinken).

Es ist vollbracht. Nun kann ich weiter ziehn!
Fort in die Ferne will ich — betteln gehn;
Dich aber seh' ich wieder, über Jahre
kehr' ich zurück und ernte meine Saat.

(Den Rosenkranz ergreifend.)

Die Schnur von Perlen nehm' ich mit, ich
will

Daran die Tage zählen, bis ich wiederkomme.

(Langsam.)

Leb' — elend! Denke mein! Auf Wiedersehn!

(Sie geht langsam ab.)

Joseph

(sieht ihr mit angehaltenem Athem, schlägt die Hände
vor's Gesicht, wankt ihr nach und sinkt bewußtlos zu-
sammen.)

b. Schluß des Gedichtes.

Joseph.

Geliebtes Weib!

Hanna.

Du bist's, gesund! dem Himmel sei gedankt!

Joseph.

Und unser Kind?

Hanna (zum Haus eilend).

Kind, schnell, der Vater ist's!

Kind (aus dem Hause tretend).

Grüß' Gott! Hast Du mir auch was mit-
gebracht?

Joseph.

Das will ich meinen, liebes, goldnes Kind!

Kind.

Bier Klüchlein sind schon wieder ausgetrocken,
Und unsre Bläskuh hat ein kleines Kalb.

Joseph.

hab' ich Euch wieder? Habt Ihr mich denn
lieb?

Kind.

Von Herzen lieb!

Hanna.

Von ganzem Herzen lieb!

(Umarmung.)

Joseph.

Wo ist der Vater?

Hanna.

Gleich kommt er zurück.

Er ging in's Thal und speißt die flücht'gen
Armen.

Doch sag', was bleibst Du auch so lange fort?

(Das Kind ab.)

Joseph.

Ich war in Wien, ich war bei unserm Kaiser!

Hanna.

Beim Kaiser! Du! o sag', wie ging Dir's
dort?

Joseph.

Sie machten mir den alten Schlendrian
In Graz und wiesen mich von Amt zu Amt.
Da riß mir die Geduld, ich sprang auf's Pferd
Und fort nach Wien, zu unserm guten Kaiser.

Hanna.

Und ward Dir's nicht erschwert, zu ihm zu
gehn?

Joseph.

Man geht zu ihm, wie man zur Kirche geht;
Die Thür ist offen, alles drängt sich hin,
Und jeder findet Platz zu seiner Zeit.
Mein Lebttag den! ich d'ran, wie ich ihn sah.
Ich dacht' ihn mir so groß, wie einen Gott,
Und vor mir stand ein schlächter, milder
Mensch

Und fragte mich in unsres Volkes Sprache:
Ob ich ihn brauchte und was mein Begehrt?
Nun sing ich an; zuerst ging's freilich schwer,
Doch wie er gar so freundlich daren schaute,
So faßt' ich Muth, und nun erzähl' ich alles:
Wie wir den Lehrer wieder haben wollen,
Und wie er nicht von seinen Brüdern läßt,
Die sich aus Ungarn her zu ihm geflüchtet,
Und die wir alle bei uns haben wollen,
Doch weil es einmal das Gesetz verbietet,
So möcht' er milder sein, als das Gesetz,
Und uns die armen Juden überlassen.

Hanna.

Und was sprach er?

Joseph.

Er sah mich lächelnd an
Und legte mir die Hand so auf die Schulter
Und sprach: „Behaltet sie in Gottes Namen!
Denn das Gesetz stammt aus der alten Zeit,
Ich aber will Euch neue Zeiten geben;
Wir selbst liegt d'ran, daß meine Bürger gleich
sind;

Und meine Juden sind auch meine Bürger.“

Hanna.

Gott segne Dich, Du guter, edler Kaiser!

Joseph.

Die Nachricht brannte heiß auf unserm Herzen.
Wie flogen wir hieher! Der Vetter ging
Und bringt dem alten Mann die Freuden-
botschaft;

Mich zog's hieher; denn soll ich Dir's ge-
stehn,

Bang ward mir doch inmitten meiner Freude;
Ich dachte an ein längst gebroch'nes Herz.

Hanna.

Du armer Mann! Mußt Du denn immer
sorgen?

Siehst Du denn nicht, wie Dich der Himmel
liebt;

Wid' nur um Dich, wie alles blüht und lacht!

Joseph.

Ach, alles strahlt gegnet mir entgegen!
Kein Blitz hat mir des Hauses Dach versengt,
Kein Pesthauch meines Kindes Haupt gebleicht,
Kein Rainszeichen sieht an seiner Stirn.

Hanna.

Was redest Du?

Joseph

(sein Gesicht verbergend).

D unglücksel'ger Fluch!

Hanna.

Es war ein Fluch aus eines Menschen Mund,
Und tausend haben Dich dafür gegnet.
Glaubst Du, daß Gott die Liebe überhört,
Wenn er beherzigt, was der Haß gesprochen?

Joseph.

Ach, Deinetwegen, Hanna, ist der Segen,
Denn Du verdienst ihn, reines, edles Weib!
Ich aber lann nur zagend ihn genießen;
Denn tief im Herzen fühl' ich meine Schuld.
Indeß ich hier im Glückes Überfülle
Ein treues Weib die meine nennen darf,
Ein holdes Kind in meine Arme presse:
Irrt fern im Glend jenes arme Mädchen,
Das leiden mußte, weil ich sie geliebt.
Es ist nicht mehr ihr Fluch, vor dem mir
graunt,

Ihr Haß war nur der Prüßstein ihrer Liebe;
Es ist ihr bleiches, mildes Angesicht,
Das oft im Traume mir entgegen tritt
Und schmerzlich sagt: Ich habe Dir vergeben!
Ach, Hanna, könnt' ich sie noch einmal sehn,
Nur einmal ihr gestehn, wie ich es fühle,
Wie schwer ich einstens mich an ihr verging:
Könnst' ich mit Thränen ihre Hand benetzen —
Ach Hanna, dann glaubt' ich den Fluch ge-
fühlt!

Dann fand' ich alle meine Ruhe wieder.

Hanna (rasch).

Mein Joseph! Ein Gedanke! Dort im Thal
Sind flücht'ge Juden, die nach Westen wan-
dern;

Vielleicht kann einer dort Dir Auskunft geben,
Und findest Du sie, zwingst Du sie zu kommen.
Sie soll den Segen unser's Hauses theilen,
Sie soll mir eine theure Schwester sein.
Ha, jene Bettlerin, die zu mir kam,
Vielleicht ist sie vom Stamme der Ver-
trieb'nen,

Vielleicht weiß sie, wo wir Deborah finden.

Joseph.

Was sagst Du? Eine Bettlerin?

Hanna.

O komm!

Sie ist im Haus, gewaltsam hielt ich sie,
Vielleicht war mir's ein Fingerzeig von Gott,
Komm mit, vielleicht wird aus's wieder gut.

(Sie zieht ihn in's Haus.)

Deborah

(Aus dem Gebüsch tretend).

Was war das? Er'ger, hab' ich recht gehört?
Des Herzens Eisesdece will zerschmelzen,
Es regt sich, pocht, das alte Leben quillt!
Joseph! — (In Thränen schmelzend.)

O Gott, was machst Du denn
aus mir!

Nein, nein, ich liebe nicht, wie einst ich liebte;
Die Altarflamme nahm ihr Opfer hin,
Und nur der Menschenliebe ew'ge Lampe
Glüht wieder in dem Friedhof meiner Brust.

Nein, Hanna, nein, ich bleibe nicht bei Dir,
Ich will Euch nicht ein stummer Vorwurf sein,
Nicht Eurer Seele schönen Frieden stören.
Fort mit den Meinen will ich wieder ziehn,
Ein Bild des Stammes, der seinen Haß ge-
opfert,

Seitdem er weiß, daß Ihr ihn lieben könnt.
(Fortstreichend.)

Still, daß mich keiner steht, das Thor ist offen.
(Es wird dunkler, das Haus erleuchtet sich von innen.)
Man kommt! — Sein Kind! Ach, einmal
muß ich's sehn!

(Auf das Kind zueilend.)

Kind, fürchte nichts!

Kind.

Bist Du es, arme Frau?

Der Vater sucht Dich.

Deborah.

Gott, sein Ebenbild! (Küßt es.)

Wie heißest Du?

Kind.

Deborah!

Deborah.

Wie sagst Du? Deborah! —

(Sie weint.)

Kind.

Kennst Du vielleicht die andere Deborah?
Der Vater und die Mutter nennt sie oft,
Und jeden Abend muß ich für sie beten.

Deborah

(in äußerster Gemüthsbevegung, bedeckt das Kind mit
Küssen und zieht den Rosenkranz hervor.)

Nimm, süßes Kind!

Kind.

Wie? Einen Rosenkranz?

Deborah

(fortgehend, kommt zurück, schließt das Kind nochmals in
die Arme, mit erstickter Stimme.)

Gott segne Dich!

(Begen das Haus die Arme ausbreitend.)

Und Dich, und alle — alle! — —

(Ab durch das Thor.)

Das Kind. Joseph und Hanna ihn entgegen.

Kind.

Schau' Mutter, was das arme Weib mir gab,

Hanna (ohne hinzusehen).

Wo ist sie?

Kind.

Eben ging sie fort. Schau', Vater!

Joseph

(nimmt den Rosenkranz.)

Allmäch'ger Gott! Mein Rosenkranz! De-
borah!

Deborah

(erscheint auf dem Hügel über dem Hause, ohne von
beiden gesehen zu werden.)

Hanna (herzweilend).

Deborah? —

Joseph.

Ja, sie war's, wir sind veröhnt!

(Er kniet auf die Knie, den Rosenkranz an die Lippen
drückend, Hanna, das Kind führend, legt die Hand sanft
auf seine Schulter. Deborah ist hinter dem Hügel
verschunden.)

33. Rudolf Gottschall.

(1823 —)

Aus: Katharina Howard. Trauerspiel.

(Dramatische Werke, 1864.)

Heinrich VIII. von England ist seiner Gemahlin Anna von Cleve, über deren Schönheit er durch ein Holbein'sches Bild getäuscht worden war, überdrüssig. Er hat sein Auge auf Norfolk's schöne Nichte, Katharina Howard, gerichtet. Die kirchlichen Wirren, in denen der Tyrann eine Hauptrolle spielt, werden benutzt, Katharina für ihn zu gewinnen. Es ist nämlich eine Verschwörung der Katholischen, unter denen sich Arthur Derham, Katharinen's Geliebter, befindet, vom Reichstanzler Cromwell entdeckt worden, und die Verschworenen sind vom Könige bereits für das Schaffot bestimmt. Das Leben des Geliebten zu retten, verspricht Katharina dem Könige ihre Hand, wenn er das Urtheil zurück nehme. Es geschieht. Während Heinrich in seinem Glücke schwelgt, entzünden Lady Rochford und andere, die von der Liebe Derham's wissen, die Eifersucht des Königs. Derham will die Königin entführen und zieht sie so mit in sein Schicksal. Eine interessante Figur des Drama's ist des Königs Hofnar William.

a. Katharina, nachdem ihr das Leben der Verschworenen als Brautgeschenk
versprochen worden.

Katharina (allein).

Welch' namenlose Dual! O Menschenleben!
Wie Wog' auf Woge kommt, anfangs ein Spiel,
Ein lustig Bad — dann ein verschlingend
Grab!

Verzweiflung hier und dort, wohin ich blicke!
O Arthur, Arthur, wie's auch kommen mag,
Das Eine steht mit schauernder Gewisheit
Vor meinem Geist: wir sind geschieden,
Arthur!

Weiß' ich dem Tode dich, sind wir geschieden,
Weiß' ich dem Leben dich, wir sind es auch!
Erbarungslos Geschick, zermalmt du jetzt
Die Seele, die nicht gleich der Gauklerin
Durch eines Reises Dolche springen kann,
Die rechts und links ihr drohn? — Und ist's
dann möglich,
Daß ich von solchen Women scheiden kann?
Sein Wort — sein Blick — sein Fuß, o
glühend Leben!

O Glück der Jugend, unerfättlich Glück,
Das ewig dürstend nie des Trunks entbehrt!
Die Blumen, die es heute wild zertritt,
Blühen morgen schöner auf, und heißer Duft
Strömt wonnig selbst aus den zerdrückten
Rosen.

Ich schließ' die Augen, träume mich zurück,
Die Bilder dieser Welt zerfließen alle.
Ich ruh' an seiner Brust, da schwebt ein
Leuchten

Um Erd' und Himmel, und die Erde wird
Leicht wie ein Rosenblatt vom Wind entführt;
Und wie das Rosenblatt den Tropfen Thau,
Trägt das Entzückten himmelwärts die Seele. —
Wer jagt mich auf aus meinem süßen Traum?
Wer scheucht ihn fort auf ewig? Ha, da
kommt er

Mit seiner schweren Krone, und er neigt
Sich über mich und grüsst mich an und
spricht:

Ich brauch' ein Liebchen. Komm, mein holdes
Täubchen!

Mich lockt das Farbenspiel auf deinen Federn,
Und kommst du nicht, zerpfliud' ich dich! —
Ha ha!

Du Königsaar! Ich fühle deine Krallen,
O, sie sind blutig! Schauerlich Entzückten
Im Arme des Tyrannen, der noch eben
In seiner Opfer Todeskampf geschwelgt!
Und seine Lieb' ist grausam wie sein Haß:
Mord, Mord sein Odem; über seine Schultern
Blickt leichenfahl — Verwungung! Anna Bo-
leyn,

Ich sehe dich, du schiebst mit welker Hand
Den Vorhang fort des blutbefleckten Bettes.
Wie hat er dich geliebt — und so — ge-
richtet!

b. Der Hofnarr kündigt der Königin den Besuch Derham's an.

Katharina.

Was willst du im Gemach der Königin?

William.

Oho, ist hier die Narrheit ausgeschlossen?

Ich such' die Frauen auf, da ist mir wohl,
Da sitzl' ich mich zu Hause! Und man liebt
mich,

Und ob ich gleich auf meinem Rücken mehr
Als andre Menschen trage, nehm' ich doch
Ein Bündel Frauenlieb' mit in den Kauf.
Liebt ihr die Schönheit? Nein, — das ist ge-
mein!

Wo die Natur nur einen Schnitzer machte,
Da macht ihr ihn durch eure Liebe gut!
Liebt ihr den Geist? O nein — nichts küßt
sich besser

Als Lippen, welche lebenswürdig schweigen,
Weil sie auf Erden nichts zu sagen wissen.
Liebt ihr den Ruhm? Er stellt euch selbst in
Schatten.

Liebt ihr die Macht? Vielleicht — aus Eitelkeit,
Ihr seht im Spiegel, wie die Krone steht!
Und weil ihr denn nichts liebt, was schön und
weise,

O sein Umarmen ist die Probe nur,
Wie's einst dem Buhlen Tod gelingen wird!
Brautführer ist der Hentler, und in Myrten
Trägt er das Beil versteckt!

Und doch — und doch —

Wo ist die Rettung als in seinem Arm?
Als unter Englands blutbefleckter Krone?
Denn wenn ich nach der andern Seite blicke,
Da seh' ich, was nicht auszusprechen ist
Und nicht zu denken, weil's die Seele schau-
dert!

Da jammert auf der Folter der Geliebte,
Sie schnüren ihm den süßen Leib zusammen,
Bis der erstickte Angstschrei der Verzweiflung
Die Folterknechte schaudern macht — und
dann —

In einer Nacht, wo nur die Raben sich
In Londons Nebel wagen, schaukelt sich
Auf Tyburns Hochstatt der willkomm'ne Raub!
Sieh' näher hin — du kennst die Züge
wohl —

So starb ein Held, den du nicht retten woll-
test! —

Es muß, es muß geschehn! So waffne dich,
Verzweiflung, mit der gleißnerischen Klüge
Und zaubr' ein Lächeln dir in's Angesicht!
Die Hand mag kosen, statt zum Dolch zu
greifen,

Und unerhörte, ob gekrönte Schmach
Geb' Leib und Seel' dem Wütherrich zu eigen!
Ein Opfer wie kein zweites thraüenwerth:
Ihn rett' ich treulos, dem ich Treu schwur,
Und höchste Liebe muß sich selbst verrathen!
Nicht eine Kön'gin auf ersehntem Throne,
Die Sklavin schmückt sich mit der Dornen-
krone!

So darf der Narr auf eure Liebe rechnen!

Katharina.

Aufdringlich ist mir eure Gegenwart!

William.

Aufdringlich wie die Wahrheit — mit Ver-
gunst!

Wär't ihr, wie Eva einst die erste Frau,
Die erste Königin des Königs Heinrich —
Ihr könntet mich verbannen, ohne daß
Ich mich beklagen dürfte; doch ich habe
Hier freien Zutritt schon seit langer Zeit.
Vier Königinnen schenkten ihr Vertrauen
Dem Narren, weil sie keinem Weisen hier
An diesem Hofe zu vertrauen wagten.
Die fromme Katharina — seht ihr Bild!
Sie betete und nähte Tag und Nacht;
Doch hielt sie oft mit ihrer Nadel ein
Und lauscht' auf meines Wises Adellische.
Und Anna Boleyn — ach, ein herrlich Weib,
So schön wie ihr — seht dort ihr treues
Bild —

Da war ich Hahn im Korb, und wenn ich
krähte,

Da lachte sie von Herzen. Ach, ich wußte

Von dieser Königin mehr als selbst der König,
Sein Parlament und ihre Richter alle.

Johanna Seymour, ach, das war ein Kind;
Sie lächelte und wußte nicht warum;
Sie lief mir nach mit ihren Fräulein allen
Und haschte mich, um mich zu züchtigen,
Wenn ich ihr Engelsangeficht verspottet.
Und neben ihrem Bild hängt das der letzten
Vorgängerin, der ehrlich guten Anna;
Gebrochen war ihr Englisch — und ihr Herz!
Jetzt herrscht ihr hier, und ihr gefällt mir
wohl;

Den Wechsel liebt der König so wie ich,
Doch sein Geschmack wird mit den Jahren
besser,

Wie sein Burgunder. Königin, empfangt
Des Narren Hulbigung, die ihr verdient!
Ein Blick auf diese Bilder mag's euch lehren:
Ihr seid bereit, die Sammlung zu vermehren!

Katharina.

Dein Witiz ist feck, und harmlos doch dabei;
Er gleicht dem Glühwurm, der im Grase
sumfelt

Und nicht den Halm verengt, indeß ringsum
Die Rattern zischen. Darf man dir vertrauen?

William.

Ich bin der Narr, den man als Zeugen selbst
Verschmäht! Ich hab' in meinem Amt bei
euch

Mich eingeführt — erlaubt dem Menschen jetzt,
Dem ungestalten Wesen, das Natur
Geformt bei einer ungeschickten Probe,
Die Hände seiner Königin zu küssen!

Katharina.

Was soll's? Du wirfst weichherzig, Narr?

William.

Ich bin's.
O Stern der edlen Menschlichkeit, wie strahlend
Bist du an diesem Himmel aufgestiegen,
Wo nur die schrecklichen Kometen haufen!
Die Gnade war dein erstes Wort — die

Gnade!

Mit diesem Worte machst du mich zum
Sklaven,

Der dir in Noth und Tod die Treue schwört!

Katharina.

O Gott — du ahnst nicht, was dies Wort
mich kostet!

William.

Sein Werth ist größer noch, als jeder Preis.
Und einem meiner Freunde schenkest du
Das Leben, der dem sichern Tod verfallen!

Katharina.

Wie ist sein Name?

William.

Arthur Derham.

Katharina.

Ha!

William.

Er ist mein Freund seit meiner Kindheit Tagen
Und hat mich, als die Welt den Bucligen
Verstieß, mit treuem Herzen fortgeliebt.
Du siehst jetzt, ich verdiene dein Vertrauen.

Katharina.

Wie? Mein Vertrau'n, weil du des Derham
Freund?

William.

Ja, mein Vertrauen, weil du Derham liebst.

Katharina.

Gerechter Gott — in welchen Händen bin ich!

William.

In guten Händen. Meine Narrheit ist
Ein Brunnen, tief genug, um zu verdecken,
Was da hineinplumpft. — Fürchtet nichts!

Ich kam

Sogar, Euch etwas in das Ohr zu flüstern —
Sir Arthur Derham will Euch danken kommen.

Katharina.

Was sagst du, Unglücksel'ger?

William.

Gestern Abend

Bestell' er durch ein Briefchen in den Park mich,
Sir Derham kommt.

Katharina.

Doch wie — in welcher Maske?

William.

Mit seinem eig'nen schönen Angeficht.
Seid unbesorgt! Seit Anna Boleyn's Zeit
Besitz' ich zum geheimen Gang die Schlüssel.
Ich habe oft Marc Smeaton hergeleitet,
Der sich der Kunst der Königin erfreut.
Sie ward verhaftet, und die Schlüssel blieben
In meiner Hand vergessen. Niemand kennt,
Selbst nicht der König, die geheime Thür
Zu dies Gemach.

Katharina.

Und wo, wo sind die Schlüssel?

William.

In Derham's Händen.

Katharina.

Heilige des Himmels!

Ich will ihn, mag ihn nicht mehr wiedersehn!
Eilt, eilt, und sagt ihm das!

William.

Das ist zu spät.

Wenn Ihr nicht ihn und mich ermorden
wollt,

So stellt, sobald der König in den Staats-
rath

Gegangen ist, sobald Ihr ganz allein,
Ein Licht an jenes Fenster! Auf dies Zeichen
Wird Derham blicken, und bald öffnet sich
Dann die geheime Thür.

Katharina.

O du Verräther!

Verräthst du deinen König nicht — und wie
Soll ich dir traun?

William.

Den Sklavendienst verrath' ich
Vielleicht, doch nie die Freundschaft, nie die
Liebe;

Denn ohne sie wär' diese ganze Welt
So mißgestaltet, wie ich selber bin.

O Ihr seid schön und gut — Euch liebt mein
Freund —

So geb' ich meinen letzten Hauch für Euch;
Dann hat der Klumpen Erde Werth gewon-
nen

Und trägt zerbröckelnd noch des Himmels
Stempel.

Ich geh' hier unverbüchlich aus und ein,
Mir öffnen alle Pforten sich im Schloß.

Ich werde draußen in dem Corridor,
Der Euch von Eurer Damen Zimmer trennt,
Gleich einem Pudel Eure Thür bewachen,
Und wer hinein will gegen meinen Willen,
Der muß erst über meine Leiche stolpern.

König Heinrich. Vorige.

Heinrich

(den Hut auf den Tisch legend).

Mich ruft der Staatsrath; doch noch einmal
komm ich,

Zu sehn, ob deiner Wangen Rosen blühen!
Hat dich mein Narr nicht aufgehheitert, Rätchen?

William.

O ganz und gar. Sie ist vergnügt und lustig
Wie eine junge Witwe, und sie blüht
Der Rose gleich, die auf den Falter wartet.

Heinrich.

Fort jetzt!

William.

Frau Heinz, nehmt nur die Fliegen-
klatsche,

Wenn ich noch einmal komme und Euch störe,
Denn wo ich sitze, sitzt ein garst'ger Fleck.

(Singt.)

Lalalala!

Das ist des Narren Art!

Er ist höchst ungebüchlich,
Geht keinem Manne um den Bart
Und keiner Frau — natürlich;

Sagt, was er denkt, denkt, was er spricht,
Und taugt zum Diplomaten nicht;

Sein Witz dreht sich ohn' Unterlaß,
Wie's Eichkäzchen im Kabe;

Sein Leben ist ein dummer Spaß,
Doch wenn er stirbt, ist's schade!

(Springt zur Thür hinaus.)

Heinrich.

So bist du mein — laß mich an's Herz dich
drücken!

Zum erstenmale gönnt der Himmel mir

Ein ganz unschuldig Weib, ein holdes Kind!
Mein süßes Täubchen, wirst du tren mich
lieben?

Katharina.

Ich kenne meine Pflicht.

Heinrich.

Was? Pflicht? Nein, nein!
Das ist ganz schön, ganz gut — ich liebe
das;

Ich laß in England jedermann erinnern
An seine Pflichten wider Gott und mich,
Nachdrücklich oft mit Feuer und mit Schwert.
Doch hier, in deinem Arm, mein süßes Rät-
chen,

Will ich das Wort nicht hören — glüh'nde
Liebe

Und süße Trunkenheit besel'gen mich —
Was soll dies kalte Wort auf deinen Lippen?

Katharina.

So küss' es fort!

Heinrich.

Mit Freuden, schelmisch Kind!
Mit deinem Lächeln hast du mich erobert,
So lächle, lächle — ewig bin ich dein!

Katharina.

Gern will ich lächeln, doch du mußt du mir
Auch eine fröhliche Gesellschaft geben.

Heinrich.

Du meinst —

Katharina.

Den König und das Volk von
England,

Denn beide blicken finster.

Heinrich.

Nichts davon!
Hier ist kein Staatsrath.

Katharina.

Doch hier rät' das Herz,
Das eine Großmacht ist im Reiche Gottes!
O, keine Opfer mehr, mein Herr und König!
Sei jetzt ein milder Herrscher diesem Lande!
Du bist beglückt — laß alle glücklich sein!
O führ' mit sanfter Hand die Irrenden
Zurück auf den verlass'nen Pfad der Wahr-
heit!

Irthum ist Krankheit, und die Welt ist
krank.

Nicht deine Gattin — deine Skavin will
Ich sein, mit Leib und Seele dir verfallen,
Wenn aus dem goldnen Reif, den du mir
gabst,

Wie aus dem Zauberkreife einer Fee
Sich segnend Englands goldne Zeit erhebt!

Heinrich.

Wohl bist du schuldlos; doch die Welt ist arg.
Der Irthum ist der Tod; ich zeichne nur,
Was Gott gezeichnet hat. Doch deine Bitte
Ist lieblich meinem Ohr und bannt mein Herz.
Erkennen mag das Volk, das all sein Glück

Nur aus dem Blitze seines Königs wächst,
Die Ungewitter seines Jornes Boten,
Der Regenbogen seiner Freude Schein!
Wohl, ich gelobe dir, so lang' wir glücklich
Und du ein Weib nach meinem Herzen bist,
Wird diese Hand die Feder nicht ergreifen,
Den Tod zu schleudern auf ein schuldig
Haupt!

Jetzt in den Staatsrath! Grammer, Gardiner,
Ihr werdet staunen über meine Milde!
Leb' wohl, auf Wiedersehen, mein holdes
Kätzchen!

O lächle jetzt, ich bin ein gnäd'ger König!
(Ab.)

Katharina.

O Mutter des Erbarmens, sieh' dein Kind,
Von Schuld beladen, deine Wade wandeln,
Das Schwert im Herzen, das dich selber traf!
Doch Sübne für die Schuld und für die
Dual,

Ein milder Balsam ist das Werk der Gnade.
Mit allen Mitleid, Mitleid und Erbarmen —
Wer hat's mit mir, der unaussprechlich Ar-
men?

Er will mich sehn, mich sprechen — ew'ge
Mächte!

Ihn sehn — das heißt ihn lieben, glühend
lieben,
Und wenn er spricht — o diese Krone schmilzt
Im Feuer seiner Worte! Rettung, Rettung!
Und doch — ich muß! Denn ohne dieses
Zeichen,
Da kommt er blindlings, stürzt in seinen Tod!

(Oeffnet leise die hintere Thür.)

Hier wacht der Narr, und dieser Kiegel
schilzt.

(Sie riegelt zu.)

Und jetzt — das Licht!

(Sie stellt eine Kerze dicht an's Fenster.)

Einmal — zum letzten-
mal!

Rechtfert'gen muß ich mich vor ihm, ich muß;
Denn keinen andern Richter gib't's auf Erden,
Der mich verdammen darf. Mir klopft das
Herz!

O, die begrab'ne Liebe steigt empor
Und sieht mich fragend an mit großen Augen,
Und dies Gespenst ist glühend, lebenswarm —
Das Leben aber ist gespensisch arm!

34. Gustav Hans Edler zu Putlitz.

(1821— .)

1. Aus: Das Testament des großen Kurfürsten. (1859.)

Um das vom großen Kurfürsten hinterlassene Testament, nach welchem die Kinder seiner zweiten Gemahlin Dorothea sich in das brandenburgische Erbe theilen sollen, durchzuführen, hat die Kurfürstin sich in Polen und Frankreich nach Weistand umgesehen. Der polnische Gesandte fordert die Vermählung der jungen Wittve des verstorbenen ältesten Sohnes, Louise, mit dem Erben des polnischen Thrones und damit die Vernichtung früherer Traktate; der französische Gesandte verlangt die französischen Flüchtlinge, welche der Kurfürst in sein Land aufgenommen hat. Pfalzgraf Karl von Neuburg, den Louise längst liebt, kommt vom Kaiser von Oesterreich mit der Originalschrift des Testaments, auch von dieser Seite Forderungen geltend zu machen. Der junge Kurfürst Friedrich III., von seiner Stiefmutter wegen seiner Prachtliebe und Schwäche gehaßt, greift im entscheidenden Momente dergestalt in die Handlung ein, daß er durch eine tühne That die Stiefmutter verböhnt, indem er aus dem Fläschchen trinkt, welches angeblich das Gift enthält, mit dem Dorothea mehrere ihrer unbequemen Verwandten aus dem Wege geräumt haben soll. Die Pläne der Gesandten werden schnell dadurch vernichtet, daß sich Louise mit dem Pfalzgrafen ohne Cerimonie vermählt. Die Stiefbrüder Friedrichs erkennen in seiner thatkräftigen Handlungsweise sein Recht an den Thron und überlassen ihm, zumal Dorothea das Testament vor seinen Augen zerreißt, das Regiment.

Aufstand gegen Dorothea.

Im Schloß. Die Thüren werden mit Gewalt aufgerissen.
Offiziere verschiedener Regimenter, Ca-
balliere, Damen, Bagen drängen herein. Doro-
thea steht unbeweglich. Ihre Damen stellen sich mit
süchtlichen Zeichen des Schreckens hinter sie.

Offiziere.

Wir fordern Rechenschaft!

Andere.

Für diese Schriften,

Die Polens Hilfe suchen —

Andere.

Frankreichs Beistand —

Andere.

Mit falscher Ordre rief man zu den Waffen
Die Regimenter.

Verschiedene Stimmen.

Rechenschaft!

Dorothea (steht unbeweglich).

Derfflinger.

Gebt Antwort,

Bei meinem Eid, dann schüß' ich Euch vor
Unbill!

Dorothea (steht unbeweglich).

(Louise, gefolgt von ihren Damen, tritt schnell durch die
Mitte ein. Alles macht Platz, sie schreitet bis in den
Vordergrund.)

Louise.

Sie fordern Rechenschaft und ich nicht minder;
Sie sind gereizt — zumeist bin ich gekränkt,
Getäuscht, verrathen, unerhört betrogen.

Dorothea.

Was meint Er. Liebden?

Louise

(Halblaut mit immer mehr hervorbrechendem Zorn).

Gebt die Schrift zurück,

Die Ihr, durch welche Klünste weiß ich nicht,

Die Sinne täuschend und den Geist verwirrend
Mir abgerungen hier in Seelenangst.

Dorothea.

Welch eine Schrift?

Louise.

Die mich verkauft an Polen
Mit Hab und Gut und Blut, mit Leib und Seele.

Starost Bielinsky bringt mir seinen Glückwunsch,
Ich weiß ihn ab, er zeigt die Acte vor
Mit meiner Unterschrift. Ich bin verrathen,
Betrogen schändlich, und durch Euch betrogen.

Dorothea.

Ihr seid von Sinnen!

Louise.

Nein, ich war von Sinnen
Als ich Euch traute, als mit schlauen Worten
Vom Wunsch des Herzens Ihr mich abgelenkt
Und mich umstrickt mit Euren Zauberkünsten.
Schafft mir die Schrift zurück, und macht
mich frei.

Dorothea.

Ihr thöricht Kind, Euch selbst klagt an, nicht mich,

Was laßt Ihr nicht, bevor Ihr unterschreibt?

Louise.

Ich schrieb von Eurem dunkeln Blick gefesselt
Im Bann des Schreckens, den um Euch Ihr
breitet,

Und eingeschüchtert, nicht der Sinne mächtig.
Was weiß ich, welche Künste Ihr gebraucht,
Bis ich die Schrift gezeichnet, die mir fremd.

Dorothea.

Macht zum Gespött! Euch nicht mit solchen
Worten,

Und deckt nicht eig'ne willenlose Schwäche
Mit Ammenmärchen zu von fremder Schuld.

Louise.

Wollt Ihr's denn wissen, nun so will ich's
künden,

Was mir den Geist verwirrt, jetzt weiß ich's
wohl.

Ein Fläschchen löstet Ihr von Eurem Halse,
Den Duft der grünen Tropfen sollt' ich athmen,
Und da vergaß ich mich in Todesangst.

Dorothea.

Was soll das heißen?

Louise.

Soll ich's Euch erklären?
Blickt rings im Kreis umher. Der Felonie
klagt man Euch an, die Feinde rief't Ihr
auf

Zu Eurem Schutze gegen Brandenburg,
Das Heer zum Aufstand wolltet Ihr verleiten,
Und all dies rief man laut Euch in's Gesicht!
Doch seit ich jene grünen Tropfen nannte,
Ruht jeder Blick mit Grauen und Entsetzen
Auf jener Kapsel dort an Eurer Brust.

Stumm sind die Lippen, doch verklagt dies
Schweigen

Euch härter, als der laute Vorwurf that.
Was jene Kapsel birgt, das weiß man wohl;
Was Feder weiß, das brauch' ich nicht zu
künden,

Und schweigen darf ich, wo die Gräfte reden.
(Man hört in der Ferne Trommeln rühren.)

Dorothea.

Nein, das ist unerhört —

Stimmen von Außen.

Macht Platz — macht Platz,
Der Kurfürst kommt!

Offiziere (auseinander weichend).

Der Kurfürst!

Friedrich (schnell eintretend).

Nun, was gibt's?

Was geht hier vor?

Dorothea.

Durchlauchter Herr und Sohn,
Man drängt sich mit Gewalt in meine Zimmer
Mit bösem Wort und Drohung. Jene da
Ruft auf die Gräber gegen mich als Zeugen,
Mit offenen Worten fast des Mord's mich
zeihend.

Friedrich.

Frau Schwester, wie?

Dorothea.

Ihr wißt, wir sind im Streit
Um Eurer Bräuder Erbtheil. Wohlgesinnt
War't Ihr mir nie, — doch, denkt' ich, wollt
Ihr nicht,
Daß man beschimpft die Wittib Eures Vaters.

Friedrich.

Bei Gott, das will ich nicht, noch werd' ich's
dulden!

Zurück! Doch Keiner weich mir aus dem
Zimmer.

(Alle ziehen sich zurück. Im Vordergrund bleiben nur)

Dorothea. Derfflinger. Friedrich.

Louise.

Friedrich (nach einer Pause, in der er auf- und ab-
geht, vor Dorotheen stehen bleibend).

Bergebt, der schnelle Ritt hat mich erschöpft.
Die Hast, die Treppen nahmen mir den Athem,
Frau Mutter, Ihr erlaubt, daß ich mich setze.

(Er setzt sich erschöpft in den Sessel.)

Louise.

Hört mich, durchlauchter Herr!

Friedrich.

Nein Augenblick
Bitt' ich um Ruhe. Habt Ihr nichts zur Hand?
Nicht einen kühlen Trank?

Dorothea (einem Pagen winkend, der herantritt).

Wein!

Friedrich.

Laßt, Frau Mutter!
Da steht ein Becher Wassers, der genügt;
Zwei Tropfen Stärkendes traußt mir hinein,
Ihr habt ja dessen —

Dorothea (betroffen).

Ich —

Friedrich.

Wie, habt Ihr nicht?
Zu jener Kapsel, mein' ich, an der Kette
Die Tropfen, die Ihr Carl Emil gereicht
Und meinen Kindern —

Dorothea (zweifelnd).

Wie aus diesem Fläschchen
Die grünen —

Friedrich.

Ja, ganz recht, die grünen Tropfen!
Von diesen gebt mir, bitt' ich Euch, Frau
Mutter.

Dorothea (ihn prüfend und zweifelnd ansehend).
Und die begehrt Ihr?

Friedrich.

Kräftigend, so hört' ich,
Und kühlend sind sie, dess' bedarf ich jetzt.
Drum gebt!

Dorothea.

So wollt Ihr wirklich? Nun, wohlan.
(Sie macht das Fläschchen aus der Kapsel los.)
Hier sind sie, wenn Ihr wollt —

Friedrich.

Ja, ja, sie sind's!
Das Fläschchen kenn' ich wohl —
(Das Fläschchen zurückreichend.)

Frau Mutter, mischt
Mir, bitt' ich, selbst den Trank nach Eurer
Einsicht.

Dorothea (erst zögernd, dann plötzlich entschlossen).
Ihr wollt's, und wohl bekom' es.
(Sie träufelt einige Tropfen in den Becher.)

Derfflinger.

Gnäd'ger Herr!

Louise.

Was wollt Ihr thun? Um Gottes Willen,
Bruder!

Offiziere

(sind unterdessen allmählig näher gekommen).

Einzelne Stimmen.

Trinkt nicht!

Durchlauchter Herr!

Gift! Seht Euch vor!

Friedrich (aufspringend, gebieterisch kräftig).
Still, sag' ich, still! und merkt, was ich Euch
künde.

Wer meines Vaters Witib, meine Mutter,
Mit Worten, Blicken, oder sonst beleidigt,
Den achte ich, als ob er's uns gethan,

Und werd' ihn strafen, daß er deß gedenke!
Dann weiß ich, daß ein böß' Gerücht, erdacht
Von Arglist, blind von Unverstand geglaubt,
Im Stillen schleichend, schwerer Schuld sie
zeiht!

Dorothea.

Wollt Ihr gestatten, daß ich mich entferne?

Friedrich.

Ich bitt' Euch, bleibt — — der Schuld als
hätte sie,
Was Gott verhängt, verbrecherisch vollbracht.
Die Brüder sah ich sterben, und die Kinder,
Auch meine erste Gattin ruht im Grabe.
Und hier, hier steh' ich, dem kein Stammes-
erbe

Bis jetzt erblickte, und nach dessen Tode
An Markgraf Philipp, unsern theuern Bruder,
Und ihren Sohn des Landes Herrschaft
fällt —

Hier steh' ich, sag' ich — und merkt Alle auf,
Und halte diesen Trank, den sie mir mischte
Aus jenem Fläschchen, das der Leumund
nennt.

Und daß Ihr einseht, was ich selber halte
Von dem Gerüchte, hebe ich den Becher
Und leere ihn auf meiner Mutter Wohl,
Auf Brandenburgs Gedeihen, und darauf,
Daß keiner mehr in diesen meinen Marken
An Ammenmärchen aberwizig glaube.

(Er trinkt.)

(Bewegung unter den Offizieren. Louise wirft sich in die
Arme ihrer Damen.)

Derfflinger (zu Dorothea hinübertretend, halb laut).
Nun, gnäd'ge Frau, was sagt Ihr zu dem
Herrn?

Dorothea (sie thut einen Schritt zum Kurfürsten und
will reden; die Stimme verfaßt ihr, sie hält sich an einen
Sessel, für sich).

Kein Drohen schreckte mich, verläumdet hob
Ich stolz das Haupt — davor brech' ich zu-
sammen.

(Sinkt in den Sessel.)

Philipp.

Was geht hier vor? — Der Bruder! —

(Zu Dorothea.)

Er. Liebden

Wir haben nichts zu fürchten mehr! Der
Palzgraf —

Dorothea.

Still, nichts davon in dieser Stunde, still!

Friedrich (zu Louise).

Ihr habt, Frau Schwester, schwer Euch hier
vergangen,
In Hestigkeit vergessen, was die Sitte,
Was eig'ne Würde heißt. Auf Eure Zimmer
zieht Euch zurück, den Fehl zu überlegen.

Louise

(will reden, und tritt auf ihn zu, er weist sie ab mit
einer Bewegung der Hand. Louise geht ab, gefolgt von
ihren Damen.)

Friedrich.

Ihr kommt, Ihr Herrn, zufällig ganz gelegen,
Des Markgraf Albrecht's Regiment, das eben
Aus Spandow eingerückt, — auf meine
Ordre —

Philipp.

Auf Eure Ordre? —

Friedrich.

Ei, weißt sonst, Herr Bruder? —
Mit uns, wie's Brauch und Sitte zu emp-
fangen.

Ich will sogleich die Truppen inspiciren.

(Die Offiziere verlieren sich bis zum Schluss der Scene
durch die Mitte.)

Friedrich (zu Dorothea).

Erschöpft scheint die Frau Mutter. Von Ge-
schäften

Ein ander Mal.

(Zu Derfflinger.)

Ei, Derfflinger, wie stumm?
Ihr seht, der Lärm war nicht der Rede werth.

Derfflinger.

Stumm macht das Glück mich, daß ich das
erlebt;

Ich werde, hoff' ich, wohl der Erste droben,
Dem sel'gen Herrn darüber rapportiren!

Friedrich (im Abgehen).

Und was denn werdet Ihr ihm rapportiren?

Derfflinger.

Daß er den Kurhut ließ auf wild'ger Stirn,
Die ihn zu seinem Ruhme tragen würde,
Wenn's allensfalls auch eine Krone wäre.

Friedrich.

Wie, eine Krone? — Ihr wollt hoch
hinaus! —

Nun, wenn es Gott gefällt, wird sie sich
finden.

(Ab. Ihm folgt Derfflinger und Philipp, der verun-
dert auf seine Mutter sieht, die ihm eine Bewegung der
Hand macht, worauf er abgeht.)

Dorothea.

In Einem hab' ich Unrecht ihm gethan,
Eins hat er dennoch, eins — Er hat ein Herz!

2. Aus: Was sich der Wald erzählt. (1850.)

Wohnblume, Tannenbaum, Waldbach und Stein erzählen jedes ein Märchen, ihrer Natur und Stellung zum Walde
entsprechend.

Der Tannenbaum.

Warum knarrte denn der Tannenbaum, als das Gänseblümchen erzählte, der Winter sei
böse und könne die Blumen nicht leiden? fragte die Linde.

Weil er sich ärgerte, erwiderte die Eiche; wenn er sich ärgert, knarrt er. Hast du das
noch nicht gehört? Wenn der Wind kommt und durch den Wald braust, dann ruft er uns
Bäumen zu: beugt euch! aber der Tannenbaum sagt: steht fest! und wenn die Bäume des
Waldes dann doch Furcht haben und dem Wind ihr Compliment machen, so bleibt der Tan-
nenbaum ganz steif stehen, dreht sich nur mißbilligend und knarrt, weil er sich ärgert.

Was hat das nun mit dem Winter und dem Gänseblümchen zu thun? sagte die Linde.

Frag ihn doch, frag ihn doch! plapperte die Pappel, du wirst ja hören, was er sagt;
er gibt oft spitze Antworten. Aber die Linde war doch neugierig. Wer kann's ihr verdenken?
Wenn man Jahr aus Jahr ein auf demselben Flecke steht, läßt man sich nicht gern eine Ge-
schichte entgehen, aus Furcht, eine spitze Antwort zu erhalten. Wird's zu spitz, so schüttelt
man sich's ab, und das können die Bäume auch. Die Linde war aber klug und besann sich
auf einen passenden Anfang.

Tannenbaum, sagte sie, wie kommt's, daß du immer dasselbe Kleid trägst, Winter und
Sommer, in kalten wie in warmen Tagen?

Weil ich nicht eitel bin und immer etwas Neues haben muß, wie ihr, antwortete der
Tannenbaum.

Da hast du's, steck's ein, sagte die Pappel.

Unrecht hatte der Tannenbaum aber doch; das war nicht der Grund, denn am Ende
konnte er Nichts gegen seine Natur. Doch die Menschen machen's auch nicht besser und rech-
nen sich's immer als besondere Tugend an, was in ihrer Natur liegt. Wer keinen Sinn für
Putz hat, schmäht auf die Eitelkeit; ja, es gibt Leute, die auf die Poesie schelten, weil sie keine
Empfänglichkeit dafür besitzen, und die haben noch mehr Unrecht, als der Tannenbaum. Die
Linde hätte die Antwort auch beinahe übel genommen und sich mit dem Tannenbaum nicht
wieder abgegeben, aber dazu war sie zu neugierig, und das war gut; denn einerseits hilft das
Prauln nichts, andererseits hätte sie dann nicht die Geschichte vom Winter erfahren, und wir
auch nicht. Die Linde murmelte also etwas in sich hinein, dann wandte sie sich aber wieder
zum unfreundlichen Nachbar und sagte:

Du könntest uns doch wohl Etwas von dem Winter erzählen; du kennst ihn ja, und,
wie es heißt, hast du ihn lieb. Wir Anderen, wir wissen nichts von ihm; denn wir schlafen,
wenn er kommt, du aber wachst und erzählst dir die lange, lange Zeit Etwas mit ihm.

Der Tannenbaum schwieg eine Weile, und alle Bäume lauschten, begierig, was wohl
daraus würde; nur die Weide sagte:

Linde, du hast Courage, gibst dich mit ihm ab!

Endlich erwiderte der Tannenbaum:

Laß mich zufrieden, und wenn du von dem Winter Etwas wissen willst, so bleib wachen. Wer Etwas wissen will, darf nicht die Zeit verschlafen.

Jetzt wäre die Unterhaltung aus gewesen, wenn nicht die Eiche sich in's Mittel geschlagen hätte. Die stand nun sehr in Ansehen unter den Bäumen des Waldes, weil sie die älteste und die stärkste war. Wer weiß, ob ihr ersteres Respekt gegeben hätte, wenn nicht letzteres dazu gekommen wäre! Tannenbaum, sagte sie, du scheinst ein unfreundlicher Gesell, aber du bist nicht so böse und kehrst nur immer deine rauhe Seite nach außen. Ich kenne dich besser; denn ich sah dich schon, als du kaum ein Jahr zähltest und erst einen grünen Sproß gethan hattest. Aber warum bist du barsch gegen deine Gefährten? Hat uns nicht ein Boden erzeugt? Umarmen sich nicht unsere Wurzeln in der Tiefe, wie unsere Zweige in der Höhe? Trogen wir nicht gemeinsamen Gefahren, denen wir einzeln nicht widerstehen könnten? Es ist nicht gut, sich abzusondern, noch dazu um so wichtige Dinge. Weil jene sich mit Blättern schmücken und du mit Nadeln, weil deine Rinde vielleicht rauher ist, als die der Buche, darum willst du dich abschließen, unfreundlich scheinen, was du nicht bist? Nicht doch, erzähle deinen Gefährten; sei jetzt am guten Tage mit ihnen froh, da du doch in schwerer Zeit mit ihnen zusammenhalten mußt.

Das waren ernste Worte; die Tanne nahm sie sich zu Herzen, mancher Andere könnte es auch noch! Tannenbaum besann sich, dann erzählte er:

Ihr wollt von dem Winter hören? Nun, wohlan! Legt euer Vorurtheil ab gegen ihn; denn ich weiß, ihr mögt ihn nicht leiden. Glaubt nicht, daß ich parteiisch bin, weil er mein Freund ist; ich bin nur wahr, weil ich ihn kenne. Aber zur Sache! Als Gott der Herr die Welt erschaffen hatte, als die Blumen prangten auf dem Felde und die Bäume im Walde, rief er die Jahreszeiten und sprach: Seht meine Welt, wie schön sie ist; euch übergebe ich sie; theilt euch in Blumen und Bäume, aber liebt und pflegt sie auch. Da waren die Jahreszeiten sehr glücklich und schwelgten mit den Kindern der Natur. Das ging eine kurze Weile, aber da fing hier und da eine Uneinigkeit an, sich zwischen ihnen zu bilden. Der lecke, unstäte Frühlings konnte sich mit dem langsam bedächtigen Winter nicht vertragen; der glühende Sommer fand den Herbst phlegmatisch; der Herbst schalt den Frühling, daß er die Blumen verzöge; — kurz der Streit wurde immer heftiger, und Blumen und Bäume standen sich am schlechtesten dabei. Da sagte der Herbst: Das geht nicht länger, — gemeinsam können wir uns nicht vertragen, kommt her und laßt uns theilen. Und so geschah es. Die Jahreszeiten theilten die Erde. An den beiden Polen baute sich der Winter sein Haus; mitten um die Erde schlang sich der Sommer, und Frühling und Sommer schufen sich dazwischen ihr Reich. Daß es nicht ganz bei dieser Theilung blieb, werdet ihr später erfahren; aber fast ist es noch so, und der Winter wohnt noch in seinem alten Hause.

Woher weißt du das? fragte die Linde.

Mein Better hat mir's erzählt, der ihn einmal dort besuchte.

Geht Acht, der lügt uns was vor, flüsterte die Pappel dem Nachbar zu.

Wie konnte dein Better ihn besuchen? fragte die Linde, muß er nicht feststehen wie wir?

Das ging so zu, erwiderte der Tannenbaum. Es kamen einmal Kühne, unternehmende Männer und suchten Holz aus, um ein Schiff zu bauen. Mein Better, ein schlanker, hoher Tannenbaum, stand recht stolz unter den übrigen Bäumen des Waldes. Kaum hatten sie ihn erpäht, so wurde er gefällt, und sie machten ihn zum Mastbaum. Nun ging's in die See. Meinem Better gaben die Seeleute ein großes Tuch um und sagten: Halt's fest! Auf seine Spitze aber pflanzten sie ein buntes, weitschimmerndes Wimpel. Der Better war ganz lustig auf der Reise und verah seine Pflicht wohl, und wenn der Wind kam und ihm das Tuch wegnehmen wollte, hielt er es fest und beugte sich nicht; damit ehrten ihn auch die Schiffsleute vor allen Hölzern des Schiffs. Die Fahrt ging immer nach Norden, und siehe da, auf einmal kamen sie an das Haus des Winters. Das Haus sah zwar einfach, aber mächtig aus, und als das Schiff anlopfte, trat der Winter heraus, ganz verwundert über den seltenen Besuch. Doch aber fiel ihm ein, daß wenn er kommt, er oft sehr wenig freundlich aufgenommen wird; er fühlte sich also nicht zur Gastfreundschaft angeregt und schüttelte sein Haupt, daß die weißen Flocken nur so herumstoben. Da gewahrte er meinen Better, und da er uns Tannenbäumen ganz besonders gewogen ist, wurde er gleich freundlich, und mit ging's an's Plaudern. Da wollte er wissen, wie's jedem einzelnen von seinen Brüdern ginge, und als der Mastbaum Alles berichtet hatte, fing auch er an, zu erzählen, lauter wunderbare Geschichten, und was ihr jetzt von mir hört, ist eine davon.

Die Geschichten nahmen gar kein Ende, und der alte Herr war so glücklich in seinen Erinnerungen, die er nun alle austramte, daß er das Schiff nicht wieder fortlassen wollte und

sich mit festen Armen um dasselbe legte. Mein Vetter kann gar nicht genug sagen, wie schön das war; aber je besser er sich befand, desto schlechter ging es der Schiffsmannschaft. Eines Morgens hörte er, daß sie unter einander berietßen. Unser Holz ist verbrannt, unsere Speisevorräthe gehen zu Ende, sagte der Steuermann, und wenn das Eis nicht bald aufgeht, so müssen wir jämmerlich umkommen; laßt uns den Mastbaum zerhauen und verbrennen, das wird uns wenigstens eine Zeitlang hinhalten.

Als mein Vetter das hörte, lag er dem Winter mit Bitten an, das Schiff frei zu lassen, und der Winter erhörte ihn, um seinen Liebling zu retten, was er den Menschen zu Gefallen nicht gethan hätte. Er ließ das Eis aufgehen, und das Schiff mit seiner Mannschaft kam glücklich in seine Heimat zurück.

Das war gut, riefen die Bäume einstimmig. — Aber nun laßt mich wieder auf meine Geschichte zurückkommen, nahm der Samenbaum das Wort. Die Erde war also eingetheilt, und die Jahreszeiten hatten jede ihr eigenes Reich. So wäre es wohl nun auch geblieben, wenn nicht der Frühling in seiner unbeständigen Art eine Änderung hervorgerufen hätte. Dem gefiel es nicht, immer an derselben Stelle zu bleiben; er rief die Jahreszeiten zusammen und machte ihnen folgenden Vorschlag. Laßt uns anders theilen, sagte er, und, da uns ja die Erde gemeinjam gehört, nicht auf einen Raum angewiesen bleiben. Jeder von uns soll eine bestimmte Zeit haben, wo er die ganze Erde besißt, wo er allein zu herrschen hat. Ich bin's zufrieden, sagte der Sommer, wenn ich nur den Gürtel der Erde für mich behalte. — Und ich meine Pole, sprach der Winter. — Der leichtfertige Frühling willigte in Alles, wenn er nur seinen Zweck erreichte, und der Herbst hoffte darauf, sich auf andere Weise zu entschädigen. So war der Vertrag geschlossen, und der Frühling wollte schon sein Reich antreten, da sprach der bedächtige Winter: Aber damit nicht Einer alles Schöne der Erde für sich nimmt, laßt uns auch das theilen.

Gut, sagte der Frühling, ich nehme die Knospen!

Wir gehören die Blüten! sprach der Sommer.

Die Früchte sind mein! rief der habßüchtige Herbst, — und die Blätter der Bäume soll der Winter behalten.

Der Winter hatte nichts dagegen; der Vertrag war geschlossen, und der Frühling begann sein Reich. An Baum und Blumen küßte er die Knospen hervor, und alles lächelte ihn an. Als nun die Knospen brachen, als tausend Farben an Blatt und Blumen hervorglänzten, nahm der Sommer den Thron der Erde ein. Aber da fing gleich die Ordnung an zu wanken; denn der Herbst, der immer auf seinen Vortheil bedacht war, schloß einen besonderen Vertrag mit dem Sommer. Der Sommer mußte ihm Blumen lassen; er gab ihm Früchte dafür; doch, wie man sagt, soll er nicht zu kurz gekommen sein und das Beste für sich behalten haben. Nun bekam er allein die Herrschaft und sammelte mit geschäftigen Händen die Früchte ein; denn dazu hatte er ein Recht. Aber es hatte sich noch etwas Anderes begeben, wodurch der arme Winter sehr betrogen wurde. Ihr erinnert euch, daß nach der Theilung die Blätter der Bäume dem Winter zugefallen waren. In der glühenden Liebeszeit aber, als da oben Blatt an Blatt hing und unten im Grase die Blumen glänzten und coquett ihre tausend Farben entfalteten, hatte ein Liebeln angefangen zwischen Blättern und Blumen. Wie so oft begann diese Liebe mit allerlei Neckereien. Wenn die Sonne warm und glänzend auf die Blumen scheinen wollte, stellten sich die Blätter der Bäume dazwischen; aber ehe die Blumen sich's versahen, beugten sie sich ab, daß der Sonnenglanz plötzlich herniederfiel und die Kleinen da unten blendete. Die Blumen drückten die Augen zu, und die Blätter kicherten in den Zweigen. Oder wenn ein erquickender Regen kam, hoben die Blätter Tröpfchen auf, und wenn die Blumen dachten, Alles sei vorüber, ließen sie sie herniederfallen, daß die Blumen erschrafen und mit dem Kopfe schittelten. Was zuerst nur Neckerei war, wurde bald Liebesdienst; denn die Sonne wurde heißer und heißer, und die armen zarten Blumen wären alle verdorrt, wenn die Blätter nicht wie ein Schild die feurigen Pfeile der Strahlen aufgefangen hätten. Nach diesem tieferen Ernst der Neigung waren ihnen auch die Neckereien nicht mehr genug, und sie suchten nach einem Mittel der Verbindung. Doch da oben hingen die Blätter und die Blumen glänzten im Grase. Die Liebe weiß immer Wege zu finden. Es hatten auch Blätter und Blumen bald einen Boten gewählt, der ihnen die Seufzer und Schwüre herauf und hernieder trüge, — den Epheu. Unten bei den Blumen war er entsprossen und schlang sich, ein grüner Kranz, zu den Blättern der Bäume empor, Blatt an Blatt gedrängt, die Leiter süßer Schwüre, eine verschwiegene Liebeskette. Wer erkannte nicht diesen holden Verus auf den ersten Blick, — wen wehete es nicht aus den ewig grünen Ranken an wie verschwiegene Seufzer der schwärmenden jungen Liebe! Und die Blumen und Blätter begnügten sich mit dieser Botschaft. Da ging des Herbstes Reich zu Ende, und die letzten Blumen wollten er pflücken auf der Furt. Die Blätter blickten hin vor Sehnsucht und lagen dem Herbst an mit inständigen Bitten, nur

einziges Mal sie hernieder zu lassen, zu den sterbenden Geliebten. Und der Herbst erhörte sie, obgleich er nicht das Recht dazu hatte und dem Winter vorgriff, dem allein die Herrschaft zustand über die Blätter. Der Herbst schüttelte die Bäume, und hernieder statterten die freien Blätter zur Erde. Nun ging erst recht ein tolles Liebesleben an. Der Herbst, der seine Freude daran hatte, spielte eine helle Weise auf; es flogen die Blätter im wirbelnden Tanze um die Blumen herum, bis diese matt und müde ihr Haupt senkten, und die Blätter bei dem letzten Liede, das der Herbst brausen ließ, sich niederlegten zum ewigen Schlummer. Da kam der Winter gezogen. Kahl und öde empfing ihn Flnr und Wald. Nichts grünte ihm entgegen, als wir armen Tannenbäume; denn mit unseren Nadeln hatte kein Blümchen ein Liebeszärtel anfangen wollen, und der Ephen schlang sich noch von Baum zu Baum, als wollte er dem Winter eine Ehrenpforte schmücken, und von Ast zu Ast, als wollte er die Treulosigkeit der Blätter verbergen und den Bäumen einen Schmuck leihen für das verlorne, verwehte Laub. Der Winter sah es bewegt, und während er zürnend die letzten Blätter, die wider Willen verlassen und einsam hier und da an den Zweigen hängen, hernieder peitschte und umjagte über Eis und Schnee, sprach er feierlich zu den Blättern des Ephen: Euch will ich schlißen, euch will ich bewahren zu dem freundlichen Geschäft, das ihr euch wähltet; seid und bleibt Liebesboten, tragt verschwiegene Grüße herüber von Blume zu Blatt, vom Herbst zum Lenze; schlagt eine ewige Brücke von Jahreszeit zu Jahreszeit! Euer Beruf ist: umschlingen und vereinen; ihr, die immer grüne Erinnerung der Flnren und Wälder, ihr sollt selbst die Strenge des Winters brechen.

So sprach der Winter zum Ephen; aber uns Tannenbäumen schenkte er seine vollste Neigung und bereitete uns Ehren, deren ihr anderen Bäume nicht theilhaftig werdet.

Und das wäre? fragten verlegt die übrigen Bäume.

Der Winter ist die Jahreszeit des Gemüths, fuhr der Tannenbaum fort, darum hatte er das auch beim Ephen gleich erkannt und geehrt. Die Menschen wissen das; denn zu keiner Zeit schließen sie sich enger an einander an, als gerade im Winter. So bringt er auch mit sich das gemüthreiche, heilige, geheimnißvolle Weihnachtsfest; so seht ihr auch in seiner Begleitung den freundlichsten Geist, den Weihnachtsmann. Die Menschen sagen: der Weihnachtsmann, das ist die Liebe der Eltern, der Freunde; aber das ist nicht wahr. Wenn der seinen Zauber ausübt, so ist's um die Menschen geschehen. Tag und Nacht summt in der ersten Winterzeit die Mutter, aber nur, weil ihr der Weihnachtsmann beständig in's Ohr flüstert. Und wer um Weihnachten ausgeht, um zu kaufen, der bringt immer mehr nach Hause, als er wollte, der kützt seinenbeutel immer mehr, als er beabsichtigte. Das sind nicht die schönen Sachen, die ihn reizen, nein, das ist der Weihnachtsbaum, der überall winkt und flüstert und an dem Herzen zieht, daß die Hand sich öffnet, und immer wieder, bis er die reichste Weihnachtsfreude bereitet hat. Wir Tannenbäume, wir wissen das, denn wir stehen immer mitten dazwischen; wir sind die Weihnachtsbäume, und in dem schönsten Weihnachtsjubiläum stellt uns der gute Weihnachtsmann in die Mitte. Wir fehlen nirgends, weder im Schloß noch in der Hütte. Mögen die Eltern noch so arm sein, ein Paar Lichtchen stecken sie doch an unsere grünen Zweige für die jauchzenden Kinder. Gold und Silber hängt an uns hernieder, schimmernde Früchte tragen wir, und die Kinder schlagen vor uns in die Hände; denn wenn alles Andere auch noch so schön ist, der Weihnachtsbaum bleibt das Schönste, — ihn hat der Weihnachtsmann in seinen eigenthümlichsten, wunderbarsten Zauber eingehüllt. Vielleicht lieben die Kinder den Weihnachtsbaum so sehr, weil er selbst ist wie ein reiches Kindergemüth. Um die grünen Zweige der Hoffnung schlingen sich allerlei glänzende Bilder; reich und golden steht er da, geheimnißvoll und unerklärt. Aber ein glänzendes Bild nach dem andern fällt ab; das Gold war Schaum, die Hoffnungen welken, das Geheimniß löst sich; mit dem letzten Flitter, den man abnimmt, schwindet das ganze Wunder, und es ist nichts übrig, als ein welker Tannenbaum. In dem Gemüth des Kindes verweht ein goldener Traum nach dem andern; ein Geheimniß nach dem andern, in das es sich einhüllte, löst sich; und wie ist das Leben anders, als des Kindes Gemüth es in sich trug!

Wenn die Flitter alle fielen, ist deine Herrlichkeit vorüber? fragte die Espe. Dann steckt man den Baum in den Kamin, sagte die Tanne, und da hört er oft manch schönes Märchen, das die Menschen sich erzählen, wenn sie hineinblicken in die Glut. Er hört gut zu; aber wenn etwas vorkommt, was ihm nicht gefällt, dann knackt er, daß die Funken aufspringen und die Menschen zusammensfahren am Kamin. Und wenn auch die goldenen Apfel verzehrt sind, die Kinder blicken doch traurig aus ihrer Ecke, wenn der Weihnachtsbaum aufbrennt.

Seht ihr, das ist die Geschichte vom Winter und vom Tannenbaum. Ein andermal erzähle ich euch ein Märchen, das ein Weihnachtsbaum im Kamine gehört hat; denn die Menschen wissen auch gar schöne Geschichten.

Ja, ein andermal! —

35. Albert Bizius (Jeremias Gotthelf).

(1797—1854.)

Aus: Geld und Geist. (1846.)

Im Vergebet auf dem Bauernhof zu Liebivohl wohnt das Ehepaar Christen und Anneli, der Mann langjamem Weisens und die Frau rüdrig und lebendig. Sie sorgen für Haus und Hof und werden wohlhabende Leute. An häuslichem Zwiß fehlt es nicht. Der jüngste Sohn Resli soll sich verberaieren. Er lernt Anne Marcili, des Bauern von Dorngrüt Tochter kennen, wird aber von dem geldgierigen Vater derselben, der sich um die Bedingungen von Hab und Gut mit ihm nicht einigen kann, zurückgewiesen. Beim Tode von Anneli erscheint Anne Marcili, der es gelungen ist, den Sinn ihres Vaters zu wenden.

a. Wie der Pfarrer mit dem Schweizer Bauer redet.

„Es leben Tausende dem reichen Jünglinge gleich, wissen nicht, daß die Hauptsache ihnen fehlt. Sie leben in stiller Rechtlichkeit, im Geleise, in welchem Vater und Mutter gegangen, geben keinen Anstoß und finden keinen Anstoß im Leben, aber ihnen unbemerkt leben sie doch für etwas, und dieses etwas ist ein Zeitliches, es ist ihr Gut, und ihnen unbemerkt leben sie für dieses Gut, in einer immer sefesteren Angewöhnung auf besondere Weise, und diese Gewohnheit wird ihr Meister und regiert sie, sie merken es nicht. Tritt nun etwas Besonderes in ihr Leben, fordert Gott ein Opfer von ihnen, streckt er seine Hand nach ihrem Gelde aus, rüttelt er an ihren Gewohnheiten, machen sie Verluste, oder thun ihre Ausübungen, welche gegen kein Gebot verstossen, andern weh, verbittern sie ihnen das Leben, dann, dann zeigt es sich, was ihnen fehlt, und an was sie ihr Leben gesehet, und wie ihr Leben ihr Meister geworden und nicht sie ihres Lebens Meister; denn der Geist ist's, der ihnen fehlt. Ob der Angst um's Geld vergessen sie Gott, haben weder Vertrauen auf ihn, noch ein Ergeben in seinen Willen, sie werden betrübet, gehen hinweg vom Heile, dem reichen Jüngling gleich. Werden erbittert im Gemüthe über die Menschen, vermögen ihrer Gewohnheit keinen Zwang anzuthun, Friede und Eintracht werden gebrochen, weil sie nur gebaut gewesen auf die äußeren Verhältnisse, auf des Lebens gewohnten Gang, und nicht auf den lebendigen Geist, der zu jeder Stunde zu jedem Opfer bereit ist, bereit ist, das Auge auszureißen, die Hand abzuhauen, von denen Argerniß kommt. Sie sollten doch nur nachdenken, wie oft ihr Friede auf diese Weise gestört würde, wie oft ihr eigenes Gemüth Zeugniß rede, daß Gott ihnen nicht über alles sei, wie sie zu schwach seien für das kleinste Opfer, der geringsten Anforderung erliegen und betrübet werden. Ja, sie sollten nachdenken, wie viele Menschen und Haushaltungen auf diese Weise äußerlich und innerlich zu Grunde gegangen seien, eben weil sie nie erkannt, was ihnen fehle. Heute sei der Pfingsttag und so lange er wiederkehre, sei gültig die Verheißung, daß Gott seinen Geist geben wolle denen, die darum bitten. So sollten sie erkennen, daß dieser Geist die höchste Gabe sei, welche Gott uns Menschen werden lasse, sollten an sein Gewinnen das Leben setzen.

„Dies ist der Geist, der in Christo die Welt überwunden hat, in jedem sie überwindet, der in Christo ist; er ist köstlicher als Silber und Gold; die Welt nimmt ihn nicht, der Tod raubt ihn nicht, er bewahret das Glück in jedem Verhältnisse, den Frieden in jedem Hause, das Genügen in jedem Herzen; es ist der, der uns den Vorgeschnack der Seligkeit gibt, und der Schlüssel zum Himmelreich ist.

„Dieser Geist war's, der dem reichen Jüngling fehlte, der noch so vielen fehlt, und ohne diesen ist's dem Menschen schwerer ins Himmelreich zu kommen, als es einem Kameel wird durch ein Nadelöhr zu gehen; und schwer besonders ist's dem Reichen, weil er sein Genügen in sein Besitzthum sezet, und es vergißt, daß weit über dem Gelde etwas anderes ist, in dem einzig das Genügen wohnet, das fest bleibet im Leben und im Sterben, in gefunden und in kranken Tagen, in jeglichem Wechsel dieser Welt, und wenn ihm dann sein Geld Jammer bringt, oder kein Genüge mehr gibt, dann geht es ihm wie dem Menschen, der ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, in zappelnder Angst beschleunigt er seinen Untergang. Die Besonnenheit hat er nicht, die Hand zu sehen, die rettend sich ihm bietet, er fasset sie nicht, er stößt sie von sich, er geht unter.“

b. Anneli auf dem Sterbebette.

„Komm und sitz da neben mich,“ sagte die Mutter zu Resli, „ich habe mit dir zu reden, und öppe laut mag ich nicht mehr. Los, Kind, lang' macht es nicht mehr mit mir und da möcht ich ab dem Herzen thun, was noch auf demselben ist.“ „O Mutter, öppe das nit, es wird sicher bessere, wollt ihr nicht einen Augenblick schlafen?“ sagte Resli. „Es ist jetzt nicht Zeit zum schlafen,“ sagte Anneli, „meine Zeit ist aus, ich fühl es, es gibt de bald e länge Schlaf zum leue (ruhen). Los, schwieg, u gib m'r d' Hand, es ist ja Gottes Wille, daß die einen gehen, die andern kommen. Aber eben dar ist jetzt mein großer Kummer und das einzige,

wo ich auf dem Herzen habe, daß die noch nicht da ist, die nach mir hier sein wird, daß ich mein Tagewerk niemand abgeben, Mann und Kinder Niemand anempfehle kann. Das drückt mich. Fragen habe ich dich nicht wollen, wie es dir sei im Herzen, ich habe gesehen, daß du viel zu verwercken hast, und das lieber alleine machst. Aber jetzt möchte ich deinen Sinn doch wissen: liebst das Weitschi, oder fannest an ein anderes? Denn eine Hausfrau mußt du haben; Anneli folgt dem Mann, ich den Vater droben, da muß jemand anders herbei.“ „Nein wäger, Mutter, an kein ander Weitschi habe ich gsinnet, wie wollte ich auch!“ „So liebst das andere noch?“ fragte Anneli. „Mutter, ich sollte nicht, aber aus dem Sinn bringen kann ich's nicht, und wenn ich schon etwas anderes denken will, es ist immer wieder da und steht mir vor den Augen.“ „Los, Kind, das freut mich, du nimmst es also, wenn ich nicht mehr bin?“ „Was denkt ihr, Mutter,“ antwortete Resli, „da wär's ja, als hätte ich auf euren Tod gewartet und ihr wäret mir jetzt aus dem Weg gegangen. Nein, Mutter, das soll niemand glauben. Auch kann ich's nicht vergessen, wie es mir Augen gemacht hat, so zornige, Mutter, sie haben frey zündet, und kein gutes Wort hat es mir geben wollen, d'r lustig Gottes Wille habe ich darum bete, wie ich noch die Mönch bete ha, un keis Wörtli het's m'r g'feit, u so het's miß lah gah. U so könnte ih Niemere lah gah, u wär's mi ärgst Fiind. U da soll ih ga ane kneue, u ga säge: „„Gottlob, d'Mutter ist jetzt todt!““ U für was für es Weitschi; wo m'r keis guts Wort hett welle gäh. Mutter, wenn's als Frau so thät, so wüßt un läß, ih wär d'r unglücklichst Trost uf d'r Welt u müßt miß ja schäme vor alle Lütte, vor Knechte u Mägde.“ „Kind, du mußt das nicht so nehmen,“ sagte Anneli. „Daß du nicht auf meinen Tod gewartet, das weiß öppe, wer uns kennt, und die andern machen uns nichts. Und wegen Weitschi mußt du nicht so sein, und das sövli höch ihm näh. So wege einem einzigen Augenblick es zu verstoßen aus deinem Herzen, und z'Meitschi hanget a d'r, denk doch, wenn unser Herrgott auch so sein wollte!“ „Nein, Mutter, wenn's mich lieb hätte, so hätte es ni so tha, es het scho bie so nes g'päßigs G'sicht g'macht, ih ha nit g'wüßt, was ih drus mache soll, es het m'r himmelangst g'macht,“ antwortete Resli. „Ja hab der Sach auch nachgedacht, Kind, und anfangs het's miß duret, ich habe geglaubt, es gesalle ihm hier nicht, man warte nicht gut genug auf und erweise ihm nicht genug Ehre, und bin fast mißtreus worde. Da ist's mir aufgegangen auf einmal, es het miß dücht, sein Mänteli sei ein Fenster, und was dahinter sei, könne ich sehen, so deutlich, wie wenn es mir vor Augen wäre, und doch ist der Spiegel eigentlich in meinem Herzen gewesen, und was ich in dem des Weitschis erkannte, las ich eigentlich ab in mir. O Kind, glaub', wenn man sich zurückbesinnt, wie es einem gewesen und was man gedacht und erfahren, so ist das gerade, als ob man lesen könnte eine unbekante G'schrift, wo die meisten Menschen nicht einmal die Buchstaben sehen, geschweige dann sie verstehen. So ist's mir gegangen. Von meinem Vater habe ich nie viel gesagt, aber betet für ihn viel. Er hat viel wüßt gethan, daheim und in den Wirthshäusern, es het mich mängist dücht, ih möcht i Bode schliffe, un wenn Lüt d'rby gsi sy, ju ha niß nit viel g'feit, aber es G'sicht g'macht akurat wie dhs Weitschi, u ha so wenn as mügli voruf g'luet, damit ih d'r Vater nit g'säch, u nit, was d'r Lüt für Auge mache, un es quils Wort hätte ich keinem Mönch chönne gäh, und hätt's z'Lebe golte, es het miß dücht, ih möcht entweder pläre oder täuble, daß es lei Gattig hätt. Und mein Vater wäre mir doch noch lieber gewesen, als der andere, e so wüßt mit Wärme und uf e Ght hi z'esse ist er doch de nit g'fi. Das hat das Mädchen drückt, hier hat's ihm gefallen und viel ist ihm ungewohnts gewesen, ich habe mich dann wohl geachtet, wie es dies und jenes g'schauet het, und wie es ihm fremd gewesen, und daheim wär's grusam gerne fort, b'fongerbar, wenn's so e Wiste hütatke sött, und grusam Angst ist's ihm worde, es gab aus allem nüt, b'fongerbar, wo d'r Alt so w'r'schanti Geding g'stellt het. Es hätte gerne was mögen dazu reden, aber es hat sich nicht trauet, hatummer gehabt, es müßt afah pläre u zeige, wie's ihm drum wär' oder es chönnt d'Sach verstöre, ih ha recht Erbarme mit ihm g'ha. Und grad so, es dücht miß, ich sehe es, wird ihm daheim gewesen sein, wo du und der Alte die Köpff gegen einander gemacht, es ist ihm übers Herz cho, und was es so lang v'cha (verhalte) het, ist usbroche, die meisten, glaub mir's, hätten no wüßter tha.“ „Mutter, ich will euch glauben,“ sagte Resli, „daß es ihm so gsi ist, aber thue hätt's nit so sölle, ih hätt tes Herz meh zu nere Frau, die so Auge macht, und tes Wort meh vo re gäh will, gäh wie me a het. Eine schücht das, e Angere dieses, aber selligs ist mir grusam z'wider, wo de vor all Lüt chunt un d'Chilche- und d'Märitlüt d'roo rebe, wie die Frau aber tha heng un usg'wüthet, si syg gar nit byre selber gsi meh.“ „Höre, Kind,“ sagte die Mutter, „du bist unbarmherzig, wegen einem Male willst du das arme Kind verwerfen, welches nicht so gethan hätte, wenn es dich nicht so lieb gehabt. Glaub mir, eben die, wo an einer Frau keinen Fehler wollen, die werden am meisten bestraft; eben die, wo nicht genug auslesen können, werden am öftersten betrogen, von wegen, die aufrichtigen Mädchen denken nicht daran, die Heuchlerinnen zu machen, die pfiffigsten aber merken, was Trumpf ist, verstellen sich und führen sie an. Glaub mir, eine ohne Fehler erhaltest du nicht, und wohl dir, wenn du die Fehler vorher weißt. Glaub mir, wenn wir jung sind, können wir alle recht

böse werden. Lies aus, wie du willst, behaltest du nicht Geduld und Liebe, übest Sanftmuth, wirst ein rechter Mann, den die Frau ästimiren muß, und hilst Gott nicht nach, so hilst dir alles Auslesen nichts. Du hast mich so lieb, und willst z'Wuster für eine Frau an mir nehmen, willst von einer jungen fordern, daß sie sei wie eine alte, die dir so vieles dure müsse het, Resli, ist das recht? Glaub mir, wenn du mich jung gekannt hättest, du hättest mich nicht genommen, ich wäre dir z'wilt und z'wid g'si. Aber für was ist me uf d'r Welt, als für sie z'bettere? Du willst das Meitschi v'rstoße und denkst nicht, wie es so einem armen Kind sein muß, wenn an einem einzigen Wörtchen sein Glück hanget, und vielleicht das zeitliche und ewige Glück, und das Wörtlein wird nicht gesprochen, und das Glück geht unter, denk dir das! Und das Mädchen muß da zusehen und darf nicht viel dazu sagen, darf nicht zeigen, wie es ihm um's Herz ist, und soll da gleichmüthig bleiben, aber Resli, denk! Eine Abgefeymte wäre dir um den Hals gefallen, und hätte es mit Plattiren versucht, das Meitschi that aufrichtig, that, wie es ihm war, und das, Resli, willst du ihm übel nehmen! Nein, ihu mir das nicht, versprich mir, du wollest ihm verzeihen und es wieder suchen. Versprich mir's, denk daran, du hast auch Sünden und mangelst Barmherzigkeit. Das wär noch mys einzig Digehe uf d'r Welt, de wetst ih gern sterbe. Glaub m'r, ih ha's lang überlegt, ih weiß, was es Hus v'rmah, in einem andern Hus wär ich auch anders geworden. Es ist i mängem Hus, als ob e gute Geist drin wär, mi cha nit anders, un es wird m'r meh un meh, als wenn ih neh g'spirt, wer weiß, vielleicht g'seh neh bald.“ „Mutter, redet nit so, wollt ihr was?“ sagte Resli. „Wottsch m'r's v'r'prache, wieder um das Meitschi z'luege?“ „Mutter, aber wie soll ich, soll ich mich wieder lassen wegzagen wie ein Hund? Ja, wenn ich ein gutes Wort hätte von ihm, aber so muß ich glauben, es habe mich nicht lieb, und kein Zeichen hat es seither gethan.“ Da sah er einen eigenen Schein fahren über der Mutter Gesicht, sie faltete die Hände, er erschraf. „Mutter, Mutter, was hast?“ frug er. Er sah ihre Augen gegen die äußere Stube blicken, dorthin deutete sie, er sah sich um, dort stand in der Zwischenthüre, den Kopf an den Posten gelehnt, sein Meitschi, Anne Mareili, blaß, mager, und weinte bitterlich. Da stand Resli, als ob ein Geist vor ihm stünde, weber Laut noch Schritt wand in seiner Macht. Da streckte Anne Mareili ihm die Hand entgegen. „Bring m'r's,“ sagte Anneli leise. Was sie gebot, that Resli willenlos und Anneli faßte beider Hände und sagte: „Jetzt sehe ich, daß ich Gott lieb bin, was ich noch gewünscht, hat er mir gegeben. Jetzt bleib beisammen, seid treu einander, seid aufrichtig, und was eins im Herzen hat, das zeig's dem andern, daß es kein Mißverständniß gebe. Mißverständnisse sind schρόdlich, sie wachsen mitten aus der Liebe heraus, sie wachsen zwischen die Herzen hinein und sprengen sie von einander. — Sinnet daran, denkt an uns und habt einander immer lieb, denket dra, ih luege uf ech. — Resli, gang, lauf, rüß se, es duret nimme lang, ih g'spire's — es wird m'r so kalt, ih möcht se noch alli g'seh. Lauf, spring.“ Als er draußen war, frug Anneli Anne Mareili: „Gäll, du heft m'r ne lieb un lebst ihm z'G'falle?“ Da sank Anne Mareili vor dem Bett auf die Knie und schluchzte: „O Mutter, o Mutter, ihr seid kein Mensch, ein Engel seid ihr, o, wenn ich sein könnte, wie ihr!“ „Nein, kein Engel, e schwache Wönsch,“ sagte Anneli, „aber ilse Herrgott macht mi vielleicht d'ru. Wenn'd d'r Wille heft, u nit vo ihem Heiland laßt, du wirst o eine, wirst besser als ih, du heft e härteri Schul g'ha, als ih. — Lieb m'r ne geng, u bis ufrichtig, er ist m'r o grusam lieb g'si, ume z'lieb, aber er ist o ne gute, e bessere Bub git's nit uf d'r Welt. — Gäll, du heft m'r ne lieb, u schickst di i ne! — Glaub m'r, es geit d'r gut, du weißt noch nit, wie gut er ist, u wie er es Herz het. — Es het mi hert von ihm, er ist m'r lieb, ih cha's nit sage, aber ilse Herrgott wird m'r's wohl v'rzeih, er het m'r neh ja gäh. — Hüb mi e weneli, ih möcht uffste. — Es wird m'r so wunderbar, so kalt, und doch so heiter vor de Auge; geit m'r scho di anderi Welt uf? — Wenn sie doch kämen, ih würd se gern g'seh, alli bi enander, e nu so de, so ha nih doch dih g'seh. — Wenn er krank wird, gäll, du heft Sorg zu nihm, und wehst ihm z'Werche ab? — G'hörst nit, chöme si? — Wenn sie nume chämte. — Deck mi besser, es ist, als wett's mi hirtle um's Herz. — Wenn'd zornig wirst, erz eig's nit, gang dünne u bet es Vater Unser. — O Gott, Gott, witt mi, es dücht mi, ih g'seh mi Mutter!“ Da kamen die Gerufenen, weinend, in voller Hast. Anne Mareili erschraf, wollte Platz machen am Bette, es war ihm, als hätten die andern näheres Recht, es ward ihm auf einmal wieder so fremd und leid um's Herz. Aber Anneli hielt seine Hand und sagte leise: — „üßes King! Heit's lieb! Es ist jeh die neu Mutter. — Zürnet m'r nit, u sinnet alle einist a mi. — U du, b'hüb mi lieb,“ sagte Anneli zu Christen, „ih will d'r o nes Plätsli suche im Himmel.“ — Dann nahm es seine Hände zusammen, die blaffen Lippen bebten, in eigenem Glanze schlug es seine Augen empov. So betete es leise, leise neigte sein Haupt sich auf die Seite — um eine gute Frau, um eine gute Mutter war die Erde ärmer.

36. Wilhelm Häring (Wilibald Alexis).

(1798 — 1871.)

Aus: Der Wärtwolf. (1847.)

Der Roman behandelt in mehr oder weniger zusammenhängenden Zügen das ritterliche, bürgerliche und kirchliche Leben zur Zeit des Kurfürsten Joachim's I. in Brandenburg, vor allem das Eindringen der Reformation in die Mark, den Glauben und Aberglauben des Volks. Neben der kurhänftlichen Familie behauptet der junge Bredow mit seiner Gemahlin eine hervorragende Stelle. Der Roman gibt mit den „Höfen des Herrn von Bredow“, deren Fortsetzung er ist, ein höchst anschauliches Bild der Zeit Joachim's I. Er führt seinen Namen nach einem Jagdritt, auf dem zwei Ritter, die sich in das Schloß des Herrn von Bredow retten, von Wälfen verfolgt werden, die man aber schließlich doch für eine Art Hingespinnst der Herren zu halten geneigt ist, ebenso wie am Schluß die Zauberfantasten des sterbenden Kurfürsten von ihm selbst so erklärt werden: „Der ewige Wolf stirbt nicht, der Wärtwolf der Welt, der von Anbeginn losgelassen ist — er wird sie fressen. Altäre und Throne, oen Mond, die Sterne auch, und warum bauen, fitten, leimen wir? — Für den Kochen des Unthiers!“

Die erste Communion in der Mark.

Die Kurfürstin legte die Hand auf Eva von Bredow's Schulter und sprach: „Meine liebe Freundin, habe ich Dich je gekränkt, so vergib mir. Habe ich harte Worte gegen meinen Gemahl ausgestoßen, sage es mir, ich bereue sie; habe ich auf mein Kind gescholten, ich nehme es zurück. Ach mich durchschauert es so bang und heilig; ich möchte alle fragen, ob ich ihnen kein Unrecht gethan, ob sie mir vergeben? Was Priesterlist zum so viel hundert Jahre tausendmal Tausenden meiner Mitmenschen entzogen, soll ich Glückliche in dieser Stunde genießen! Es ist fast zu viel, dünkt mich, der Bönne. Warum bin ich denn die Beglückte, Erwählte, frage ich mich, wo in dieser Stadt, in diesem Schlosse selbst, so viele Seelen sind, die gleich mir nach der Himmelsnahrung schmachten, und die sie mehr verdienen, als ich Sünderin.“

„Gnädigste Frau, wer ertrug darum so viel Prüfungen und Trübsale, als Ihr!“

„Und dennoch, frage ich mich, liebe Bredow, ob ich nicht auf's neue sündige, weil ich es nur heimlich thue? Wär' es nun nicht gerade meine Pflicht, offen vor aller Welt zu bekennen, komme was da will?“

„Ihr habt es ja gewollt; und es ist nur auf den ausdrücklichen Wunsch Seiner Majestät, Devo königlichen Bruders, daß Ihr kein öffentliches Argerniß durch die heilige Handlung geben wollt. Und König Christiern ist wieder aufrichtig zum protestantischen Glauben zurückgekehrt.“

„Aufrichtig!“ seufzte die Fürstin. „Das Unglück mag seine Seele erweicht haben. Aber denkt er nicht noch immer daran, daß mein Gemahl andern Sinnes werden und ihn unterfützen könne, seine irdische Krone wieder zu erobern. Das ist der Grund; er will's nicht mit ihm ganz verderben. Ach, diese irdische Krone glänzt noch wie ein Zirkstern vor seinen Augen.“

„Aber er pflog mit Eurem Ohm, dem frommen Johann von Sachsen, darüber Milttsprache. Beide, und auch der Doctor Luther wurden endlich einig, daß es so am besten sei.“

„Der Mann Gottes hat es gebilligt; das ist mein Trost, das mein Vertrauen! — Wie spät ist es?“

„Der Nachtwächter hat schon die zehnte Stunde abgesungen.“

„So naht meine heiligste. — Ach, daß er auf der Schloßwache unter den rohen Kriegsknechten seine Zeit verbringen muß!“

„Er ist dort am sichersten. Sorgt nicht, gnädige Frau, wir haben uns vorgeesehen. Hans von Doltzig ordnet und überwacht alles; er kann nirgend, nicht auf der Treppe, nicht auf den Gängen, wem begegnen, der ihn verriethe. Es ist angeordnet, daß mein Mann ihn laut rufen läßt, und zugleich bescheiden, daß er sein Pferd sattle, um sofort eine Sendung auszubringen. Für die Wächter an der Mauer hat er einen Paßschein. Und hier kann niemand lauschen und horchen; alle Thüren sind abgeschlossen, bis auf die nach der Kinderstube.“

„Was war das? — Er kommt!“

Sie horchten mit angehaltenem Athem. Ein Reiter war im Hof vom Roß gesprungen und seine schweren Stiefeln knarrten jetzt auf der steinernen Treppe; aber andere laute Stimmen begleiteten ihn, sie kamen den Gang herauf und gingen an der Thür vorüber.

Eva war, den Finger an den Mund, zur kleinen Thür auf den Rehen hinausgeschlichen und brachte bald die Nachricht zurück, daß es nur ein Bote aus dem Reiche sei, mit wichtiger Meldung an den Kurfürsten; um so sicherer könne man nun sein, daß Ankunft und Weggehen des Boten, welchen Elisabeth erwartete, zu keinem Argwohnen Anlaß geben werde.

Ein kurzer, pfeifender Ton ließ sich jetzt draußen hören; es mußte ein Zeichen sein, weil beide Frauen sich zurückzogen; bald darauf hörte man feste, männliche Tritte und das Klirren einer Degenscheide auf den Fliesen des Ganges. Je näher sie kamen, so banger schien die Kurfürstin zu werden. Sie stand am Tische, mit der einen Hand darauf gestützt, ein leises

Zittern schüttelte sie, und ihr Gesicht ward unter den langen Athemschlägen blaß und roth, wie vielleicht die Sünderin im letzten Augenblicke vor dem ersten Fehltritte. Die Verführung hat schon lange ihre Netze um sie enger und enger geschlungen, die Gedankenflunde ist vollbracht, und mit hämischem Herzschlag ist sie in die laue, geheimnißvolle Nacht geilt, aber noch einmal vor dem letzten Augenblick, vor dem Nausen des Busches, vor dem Aufstinken einer Thür, vor'm ersten Händedruck hebt sie zurück. Was Wit und heißes Blut längst vertheidigt und gerechtfertigt, erscheint in dem Augenblick wieder als Sünde; es rieselt ihr durch die Aern, sie möchte zurück, fliehen, und hebt wie der Dieb in der Nacht, heimlich, zur eigenen Befriedigung an den Tisch des Herrn schlich mit betrügerischen Veranstaltungen? Betrug sich das mit der Würde, der Heiligkeit der Handlung? Konnte sie jetzt dem Kurfürsten, oder irgend wem, noch strafend in's Auge sehn mit dem Stolz gekränkter Unschuld?

„Ach Gott, Bredow, ich wünschte, er wäre es noch nicht. — Schließ' die Thür zu, rufe Deinen Mann. Ich will mich besinnen.“ —

Es war zu spät. Die Thür zur Nebenkammer ward geöffnet. „Wachtmeister! setzt Euer Paß in die Kammer hier,“ rief eine Stimme. „Wenn Ihr Bescheid habt, mögt Ihr es wieder abholen.“

Laute Fußtritte hallten weiter durch die Gänge, ein anderer Fußtritt näherte sich der Thür zum sitzlichen Gemache. Eva öffnete, und herein trat, während die Kurfürstin noch einmal ihre tiefste Bewegung und ihre Angst vor dem Crucifix auf dem Betpult ausschüttete, ein Mann im Kleide der Kriegstuchte zu Fuß; im Lederkoller, ledernen, knapp anschließenden Hofen, hohen Stiefeln. Ein Eisenhemd hing um seinen Leib und eine Stahlhaube bedeckte sein Haupt, unter deren Schirm ein festes, männliches Gesicht mit prillenden Augen zum Vorschein kam. Der Wachtmeister trug einen Kasten unter'm Arm, den er keinen Anstand nahm, sofort auf den kostbaren Teppich des Tisches, der in der Mitte des Zimmers stand, zu setzen. Dann aber trat er halb an die Thür zurück und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen.

„Die Kurfürstin ist sehr bewegt,“ flüsterte die Edelfrau ihm zu. „Sprecht, ich bitte Euch, mit sanfter Stimme.“

„Sie wird stark werden,“ entgegnete der Reiter mit einem Blick auf den Kasten.

Elisabeth hatte sich umgewandt und schritt wieder mit sitzlicher Haltung dem Fremden entgegen.

„Ihr seid an mich gesandt?“

„Ich bin's.“

„Eure Beglaubigung?“

Der Wachtmeister reichte ihr einen Papierstreifen mit Zeichen.

„Es ist genug,“ sprach sie, nachdem sie einen Blick darauf geworfen. „Von meinem Bruder Christiern. Gott nahm ihm viel, und er sendet mir doch so viel. Euer Name?“

„Buchholzer, aus Pommern, der Gottesgelahrtheit Bekiffener, Prediger, Doctor, Baccalareus.“

„Und im Rock eines Kriegsmannes! Giltiger Gott!“

„Das ist das Kleid, was jetzt sich für uns schickt. Wir sind Krieger im Dienste des Herrn; allzeit müssen wir gewappnet gehen, denn es wird Krieg geben, weil ohne Krieg keine Wahrheit.“

„Muß es denn so sein!“

„Es muß. In diesem Kleid saß unser Feldherr Martin auf der Wartburg.“

Die Kurfürstin, der man bis da trotz der entschiedenen Sprache eine Angstlichkeit vor der rauhen Hülle des Gesandten angemerkt, betrachtete ihn jetzt mit andern Blicken.

„In dem Kleide schrieb er an der heiligen Überetzung!“ rief sie, und schien das Wammis jetzt mit einer freudigen Neugier zu mustern, vielleicht ob sie Spuren der Arbeit daran gewahre.

„Wem er dies Kleid anvertraut,“ sprach sie mit einiger Verwirrung, „ich meine, wen er eines solchen Auftrags würdigt, den muß er hoch halten.“

„Ich saß lange Jahre zu seinen Füßen.“

„Was macht der fromme Mann? Ich höre alles, das allerkleinste, gern von ihm. So sparjame, oft so falsche Nachrichten kommen uns über ihn zu. Sein Bild kenne ich. Gleich ist es ihm? Erzählt mir von ihm, kräftigt mich zu dem hochheiligen Geschäfte. Er hat viel Anfechtungen in letzter Zeit?“

„Vom Satan, ja.“

„Er weiß auch Satan zu überwinden.“

„Neulich warf er ihm das Dintensaß an den Kopf.“

„Man spricht auch von andern Anfechtungen. Es betrübt ihn manches in dieser Welt. Den aufrührerischen Bauern —“

„Wird er den Kopf waschen.“

„Man sagt auch, daß die wilden Fanatiker, die sie Bilderstürmer nennen und die seine Lehre so mißverstanden, ihn in gerechten Zorn gebracht.“

„In Zorn ja, ob in gerechten, das weiß ich nicht.“

„Ehrwürdiger Herr, ein Schüler Luther's vertheidigt —“

„Nicht die tobenden Rotten, doch auch ihm kann ich nicht Recht geben; er ist zu nachsichtig noch gegen den Bildertram und Firselsanz. Seine Seele ist makellos, sein Glaube rein, aber —“

„Luther kann nicht irren!“

„Luther irrt; aus Rücksicht für die Schwachen, so noch zaudern, drückt er ein Auge zu und läßt ihnen die Zipfel und Falten des Heidenthums, daran sie hangen und nicht sehen, daß in den Falten Satan selbst sich versteckt. Er ist der Held, der Ritter Sancti Görge, der mit seinem starken Arm die Gewänder nur zu schütteln braucht, so fallen die Teufelschen wie das Ungezeifer heraus; aber er gedenkt nicht, daß die andern nicht der Stärke sind; daß die Goldstückeri ihr Auge blendet, der weiche Sammet ihrer Wange schmeichelt und der Weihrauch durch die Nase in ihr Gehirn kitzelt.“

„Es wird ja anders werden. Statt des Weihrauchs werden die Töne der Lieder unsere Seele in den Himmel reißen.“

„In den Tönen aber sitzt absonderlich der Verderber, und das Rauschen der Orgel, diese lateinischen Choräle wirken verführerisch auf den Sinn. Luther will das nicht Wort haben; er ist eigenmächtig, er liebt die Musica mit Leidenschaft, er meint, wenn er nur die lateinischen Lieder in's Deutsche überträgt, dann schade die Melodie nicht. Das ist nicht meine Meinung. Wie man aus den Zeiten des Heidenthums weiß, gab es Sirenen- oder Nixenlieder, das sind Weisen, die wie dünne Fädchen um die Seele sich legten und das Gemüth verstrickten, bis der arme Mensch ihnen folgen mußte in sein Verderben. Diese alten Melodeien sind nun gar nicht auszurotten, sie summen durch alle Völker und Sprachen; wissen wir's, ob sie nicht auch in den Chorälen nisten, so die Seele bald mit tiefer Betrübniß erfüllen, bald mit schrillender Freude? Gott spricht anders zum Menschen. Demnächst kann ich auch das Glockengeläut nicht ohne weiteres gut heißen. Ist das nicht Gottes Stimme nachhören wollen? Wissen wir, ob das Gott angenehm ist? Sehen wir nicht vielmehr, daß sein Blitz so oft in die Glockenthürme fährt? Und ist denn dies Gefummel, das wir da oben anstellen, auch wirklich nur der Nachhall seiner Stimme? Hat er so zu Moses, zu Elias gerufen, oder rief so der Gott Wodan, Thor und Jupiter zu den Teufelsdienern? Aber der käme übel an, der Luthern ein Wörtlein über die Glocken fallen ließe.“

Die Kurfürstin blickte den kriegerischen Prediger ängstlich an.

„Was aber soll man nun erst sagen zu jenem Feste, dem einige unter uns bisher noch das Wort geredet, zu jenem rechten Teufelsabbath, wo die Glocken durch die ganze Stadt summen, aus den Gotteshäusern die Choräle schallen und durch die Straßen das Volk strömt, von der Heidenpriesterschaft in ihren gequollen, schillerndsten Messgewändern aufgeführt! Glocken, Lieder, Weihrauch, Gözenbilder, geschwenkte Kessel, brennende Kerzen, Blumen, Tand, Gold, Edelsteine, die Summa aller Summen von Sinnenverführung und Teufelspfad. Auch dafür konnten Stimmen sich erheben, auch das konnten sie entschuldigen; man möchte es ihnen lassen. Nein, endlich hat die Vernunft gesiegt, und das rechne ich recht eigentlich als den Anfang unserer Reformation oder Kirchenbesserung. Hätten wir es nicht verdammt, hätten wir es nur geduldet, das Frohnleichnamsfest, so wäre mit all den übrigen Reformationen nichts gethan.“

Die Kurfürstin hatte dem Redner anfänglich mit Erstaunen zugehört, das an Unwillen grenzte. Wie durfte ein Abgesandter es wagen, gegen die Autorität dessen zu sprechen, der ihn gesendet hatte; wie durfte überhaupt jemand, der sich seinen Schüler und Anhänger nannte, gegen Luther das Wort erheben und an etwas zweifeln, was Luther gesprochen und gemeint! Sie war im ersten Augenblicke willens gewesen, die heilige Handlung zu unterlassen, wenigstens nicht die Speiße des Herrn aus Eines Hand zu empfangen, der gegen den einzigen Mann sich auflehnte, welchen sie für untrüglich hielt.

Aber die entschlossene Weise des kriegerischen Predigers, der sich durch keinen ihrer mißbilligenden Blicke auch nur etwas einschüchtern ließ, wirkte gütlich für ihn. Es war von Luther's Geist und Mannheit auf ihn übergegangen; so, wie vor ihr, würde dieser auch vor dem ganzen Hofe, vor ihrem strengen Gatten selbst, gesprochen haben. Sie empfand das natürliche Vertrauen des Weibes zu einem starken Mann, dem es in Gefahren folgt, weil er es zu schützen wissen wird.

Seine flammende Strafrede gegen die Frohnleichnamsp procession erschütterte sie wieder.

„So wäre dieses Fest in der That so gefährlich?“

„In Neßen fängt da der Erbfeind die Herzen der Menschen. Das war, das ist das rechte Erntefest für ihn, wo er wieder sammelt, was er an andern Tagen verlor. Die unglücklichen Kindlein bedauere ich allzeit, wenn sie so vergnügt und unschuldig spielend hinspringen.“

Die Fürstin war mit einem Stohseufzer in den Sessel gesunken: „Mein Herr und Erlöser! auch meine Elisabeth war dabei.“

„Ihr werdet sie nicht wieder dazu herleihen. Vor der heiligen Handlung fordere ich als Verordneter des Herrn und Diener seiner reinen Lehre dies Gelöbniß von Euch.“

„Was an mir, es soll nimmer geschehen. Aber —“

„Sprecht Eure Bedenken aus.“

„Wenn nun schon der Verderber das Herz meines Kindes umstrickt hätte.“

„So treiben wir ihn wieder aus. Ging sie frohen Herzens hin? Hatte sie schon lange vorher mit dem Gedanken sich umgetragen? Hatte sie heimlich dazu Fuß zurecht gelegt? Hatte sie vielleicht gar die Mutter, deren Abneigung sie kennen mußte, zu hintergehen gesucht? Glänzten nachher ihre Augen schlaun und verstoßen? Vermieden ihre Blicke die ihrer Mutter? Ist das so, so ist es schlimm, aber noch nicht zu spät.“

Es bedurfte keiner Antwort der Fürstin, ihre stummen Gebärden bejahten alle diese Fragen.

„So ist es gerathen, daß man zum Exorcismus schreitet,“ sagte Buchholzer, „ehe der böse Feind sich fester einnistet.“

„O wenn Ihr der Macht seid, auf der Stelle, lieber Doctor, es quält einer Mutter Herz. Es hat mich nie so etwas gequält. Hier nebenan schläft sie. Soll ich sie wecken? Wollt Ihr an ihrem Bette die Beschwörungen vornehmen?“

„Dazu ist jetzt nicht Zeit; nachher!“ sprach Buchholzer und war an den Tisch gegangen, wo er die Hefeln des Kastens löste.

„Derweil ich hier an seinem Tische schwelge, soll ich mein Kind in seinen Krallen wissen!“

„Das sind noch weiche Krallen.“

„Ach, welche Vorstellungen, welche finsternen Gedanken habt Ihr mit einemmal in mir geweckt!“

„Weg mit Furcht und Angst, weg mit allen irdischen Gedanken, Weib, als an Deiner eignen Seelenheil. Eine Angst nur durchschauere Dich, die, daß Du würdig und im Glauben das Brod issest und den Wein trinkest. Um Dich nur, Elisabeth von Dänemark, sandte mich ein Höherer, daß Du theilhaft würdest der Gnaden. Nur um Dich unternahm ich den schweren Weg, nur darum stehe ich hier, gehorsam dem, was mir aufgetragen ist. Wenn Du reuig und bußfertig aufgenommen, wenn Du gestärkt und geheiligt bist durch das Mahl des Herrn, dann laß uns misammen an das Lager Deines Kindleins treten, dann wird die Beschwörung leichter sein; vor dem Gebet der christlichen Mutter wird der Verführer selber weichen.“

Er hatte Degen und Picelhaube abgelegt und über Koller und Panzerhemde den schwarzen Priesterrod geworfen. Dann nahm er aus einem Futteral einen silbernen Pokal:

„Kurfürstin Elisabeth, diesen Becher übergab mir Martin Luther. Trage ihn an Deinem Herzen und wahre ihn mit Deinem Schwerte,“ sprach er, „denn nur um der dürstenden Befehrerin willen, die in Brandenburg auf den Trank des Heils wartet, laß ich das Kleinod aus meinen Händen. Es ist das Gefäß, edle Frau, aus welchem Euer Ohm, Johann von Sachsen, und seine erlauchte Familie zuerst das Blut des Erlösers tranken. Die Lippen Eures königlichen Bruders berührten zum letztenmale diesen Rand, mit heißen Wünschen war es für die geliebte Schwester.“

Elisabeth war, von tiefster Bewegung erschüttert, auf ihre Knie gesunken und küßte den Fuß des Bechers, den der Prediger ihr hinhielt: „Es ist des Heils zu viel!“

Auch Eva von Bredow stand tief bewegt am Fenster des Vorgemaches, wohin sie gegangen, als die Communion beginnen sollte. Die Kurfürstin wollte niemand bei der heiligsten Handlung ihres Lebens zugegen haben, entweder weil sie in ihrer Erschlitterung die Seligkeit allein genießen wollte, oder um alle zu entfernen, die als Zeugen im schlimmen Falle sie und sich gefährden konnten. Doch schien die junge Frau unwillkürlich auf die Laute, die aus der Thür kamen, zu lauschen und wischte eine Thräne aus dem Auge: „Wenn die Zeit doch erst für uns alle da wäre!“

Aber es mußte vom Geist der Mutter in ihr sein, daß die Gefühlstimmung, so rein und heilig sie war, nicht lange, wenigstens nicht allein anhält. Den Mann, der so sicher, so bewußt seiner heiligen Mission aufgetreten war, so kräftig, unerschrocken vor der Fürstin gesprochen, den selbst die Gefahr, in der er schwebte, die Worte nicht abwägen ließ, hatte auch sie mit Bewunderung und Hingebung betrachtet. Die Wahrheit hatte ihn gesendet und die Wahrheit war in ihm; aber war alles Wahrheit, was er sprach? Woher kamen die Zweifel

der lebensfrischen Frau, und in einem Augenblick, wo sie ganz der Rührung sich hingeeben wähnte? Sie war ärgerlich, daß sie zweifeln, forschen, sich fragen konnte; damit waren sie aber nicht fortgeschweucht, sie kamen immer wieder. War Buchholzer nicht ein ganz anderer Mann als Musculus, der zu einem so gefährlichen Alte nicht zwanzig Meilen weit geritten wäre, und wenn — wie anders, wie ängstlich würde er aufgetreten sein. Und doch stand jetzt Musculus vor den Augen ihrer Seele, wie er das vertheidigt, was Buchholzer so unerbittlich angriff, die Procession des Frohnleichnamstages. Waren beide nicht vom heiligsten Eifer für die Wahrheit durchdrungen? Wer hatte nun Recht? Wer entschied darüber? Die alte Kirche? Deren Autorität war ja gestürzt. Luther? Buchholzer griff ja auch dessen Autorität an, weil er zu nachgiebig gegen die Ceremonie sich zeigte.

Und sie erschraf über ein Lächeln, das als ein halber Laut über ihre feinen Lippen schwebte, und der Gedanke, der das Lächeln hervorrief, hätte ungefähr gelaute: daß Buchholzer, der so ritterlich wie nur Luther für die Wahrheit stritt, in diesem einen Punkte nicht wahr sein könne. Wahr nicht, weil er sich selbst täusche, weil er in seinem Eifer so weit ginge, daß dieser heilige Eifer selbst lächerlich erscheine. Komme nicht ein Anderer, Stärkerer ihn bei dieser schwachen Stelle fassen und zum Gespött den Leuten hinstellen, über die er sonst so weit hinaus stand an Urtheil und Werth. Und hatte Buchholzer allein diese Schwäche? In welcher andern Franke nicht der gute Musculus? Und wer nicht noch, nicht auch ihr Mann, nicht die Kurfürstin, der Kurfürst? Wo sie hinsah, hatte nicht jeder ein etwas, das ihn stach, wo es nicht stechen sollte. Und wer hat es gemacht, daß die besten daran leiden müssen? Gott, der die Welt schuf und die Menschen zu seinem Ebenbilde, oder der Teufel, der sie verkehren wollte zu seinen Affen?

Sie hatte aber nicht länger Zeit, über etwas nachzudenken, worüber sie sich selbst schämte und ärgerte, denn die Thür ging auf und Hans von Dolzig fuhr rasch, aber leise wie ein Gespenst herein.

„Ist er noch drin?“

„Die Communion scheint noch nicht zu Ende.“

„Sie muß zu Ende sein!“ rief er und stürzte nach der innern Thür, ehe Eva ihn zurückhalten konnte. „Man hat verdächtiges Geräusch gehört. Der Kurfürst tobt in seinem Zimmer.“

„Wo ist mein Mann?“

„Er ist zu ihm gerufen. Wir können das Schlimmste besorgen. Der Doctor muß fort. — Aus dem Schlosse wenigstens — aus der Kurfürstin Zimmer!“

In wenigen Sekunden hatte der Eifrige den Prediger aus dem Zimmer fast mit Gewalt herausgezogen, an dessen Thür Elisabeth wie eine Verklärte segnend die Hände über ihn ausbreitete. Er duldete es nicht, daß Buchholzer nur einen Augenblick zögerte, um seinen Kasten mitzunehmen. Nur den Salar riß er ihm ab, nur den Degen drückte er ihm in die Hand und riß ihn in den Corridor. Von draußen hörte man seine Stimme laut am Fenster rufen: „Der Wachtmeister paffirt! Ein Befreiter mit ihm bis an's Thor nach dem Teltow!“

37. Wilhelm Hauff.

(1802 — 1827.)

1. Aus: Richtenstein. Romantische Sage. (1826.)

Georg von Sturmsfeder, von der Universität heimkehrend, dient im Heer des schwäbischen Städtebundes, den er aber bald verläßt, weil man ihn zu unritterlichen Spionergeschäften verwenden will. Er liebt Marie von Richtenstein, deren Vater aus Seite des Herzogs Ulrich von Württemberg sieht. Er geht zu diesem über. Die Kämpfe beider Parteien werden geschichtlich ziemlich getreu geschildert. Schließlich stegen die Städtebündler und Georg, der inzwischen mit Marie vermahlt worden, wird gefangen genommen. Der Ritter Frondsberg, welcher die Tapferkeit und Treue Georg's auch im Feinde zu schätzen weiß, gewährt ihm und den Seinigen sichern Schutz auf der Burg Richtenstein. Ulrich gelangt erst später in den Besitz seines Landes.

Schluß des Romans.

Einen Blick des Dankes warf Georg auf die ehrwürdigen Züge des Mannes, der ihn auch jetzt wieder aus der drohenden Gefahr rettete. Der Truchses aber winkte mürrisch den Knechten, dem Befehl des Oberfeldhauptmanns zu folgen, und Georg folgte ihnen durch die Straßen des Lagers nach Frondsbergs Zell.

Nicht lange nachher stand der Mann vor ihm, dem er so unendlich viel zu danken hatte. Er wollte ihm danken, er mußte nicht, wie er ihm seine Ehrfurcht bezeigen sollte; doch Frondsberg sah ihn lächelnd an und zog ihn in seine Arme. „Keinen Dank, keine Entschuldigung!“ sprach er; „sah ich doch Alles dies voraus, als ich in Ulm von Dir Abschied nahm; doch Du wolltest es nicht glauben, wolltest Dich vergraben in die Burg Deiner Väter. Ich kann Dich

nicht schelten; glaube mir, das Feldlager und die Stürme so vieler Kriege haben mein Herz nicht so verhärtet, daß ich vergessen könnte, wie mächtig die Liebe zieht!“

„Mein Freund, mein Vater!“ rief Georg, indem er freudig erröthete.

„Ja, das bin ich: der Freund Deines Vaters, Dein Vater; drum war ich oft stolz auf Dich, wenn Du auch in den feindlichen Reihen standest; Dein Name wurde, so jung Du bist, mit Ehrfurcht genannt, denn Treue und Muth ehrt einen Mann auch an dem Feinde. Und glaube mir, es kam den Meisten von uns erwünscht, daß der Herzog entkam; was konnten wir mit ihm beginnen? Der Truchses hätte vielleicht einen überreifen Streich gemacht, den wir Alle zu büßen gehabt hätten.“

„Und was wird mein Schicksal sein?“ fragte Georg. „Werde ich lange in Haft gehalten werden? Wo ist der Ritter von Lichtenstein? O mein Weib! darf sie mich nicht besuchen?“

Frondsberg lächelte geheimnißvoll. „Das wird schwer halten,“ sagte er; „Du wirst unter sicherer Bedeckung auf eine Feste geführt und einem Wächter übergeben werden, der Dich streng bewachen und nicht so bald entlassen wird. Doch sei nicht ängstlich, der Ritter von Lichtenstein wird mit Dir dorthin abgeführt werden, und Ihr Beide müßet auf ein Jahr Urfehde schwören.“

Frondsberg wurde hier durch drei Männer unterbrochen, die in das Zelt stürmten; es war der Feldhauptmann von Breitenstein und Dietrich von Kraft, die den Ritter von Lichtenstein in ihrer Mitte führten.

„Hab' ich Dich wieder, wackerer Junge!“ rief Breitenstein, indem er Georgs Hand drückte. „Du machst mir schöne Streiche; Dein alter Oheim hat Dich mir auf die Seele gebunden, ich solle einen tüchtigen Kämpen aus Dir ziehen, der dem Bunde Ehre mache, und nun laufft Du zu dem Feind, und haust und stichst auf uns, und hättest gestern beinahe die Schlacht gewonnen, durch Dein tollkühnes Stückchen auf unsere Geschütze.“

„Jeder nach seiner Art,“ entgegnete Frondsberg; „er hat uns aber auch in Feindes Reihen Ehre gemacht.“

Der Ritter von Lichtenstein umarmte seinen Sohn. „Er ist in Sicherheit,“ flüsterte er ihm zu, und Beider Augen glänzten vor Freude, zu der Rettung des unglücklichen Jüngers beigetragen zu haben. Da fielen die Blicke des alten Ritters auf den grünen Mantel, der noch immer um Georgs Schultern hing: er erstaunte, er sah ihn näher an. „Ha! jetzt erst verstehe ich ganz, wie Alles so kommen konnte,“ sprach er bewegt, und eine Thräne der Freude hing in seinen grauen Wimpern; „sie nahmen Dich für ihn; was wäre aus ihm geworden, wenn Dich der Muth nur einen Augenblick verlassen hätte? Du hast mehr gethan als wir Alle, Du hast gesiegt, wenn wir jetzt auch Besiegte heißen; komm an mein Herz, Du würdiger Sohn.“

„Und Marx Stumpf von Schweinsberg?“ fragte Georg; „auch er gefangen?“

„Er hat sich durchgehauen, wer vermöchte auch seinen Hieben zu widerstehen? Meine alten Knochen sind mirbe, an mir liegt nichts mehr, aber er ist dem Herzog nachgezogen und wird ihm eine bessere Hilfe sein als fünfzig Reiter. Doch den Pfeiser sah ich nicht; sage, wie ist er entkommen aus dem Streit?“

„Als ein Held,“ erwiderte der junge Mann, von der Wehmuth, der Erinnerung bewegt; „er liegt erstickt an der Brücke.“

„Todt?“ rief Lichtenstein und seine Stimme zitterte. „Die treue Seele! Doch wohl ihm, er hat gethan wie ein Edler, und ist gestorben, treu, wie es Männern ziemt.“

Frondsberg näherte sich ihnen und unterbrach ihre Reden. „Ihr scheint mir so niedergeschlagen,“ sagte er; „seid muthig und getroßt, alter Herr! Das Kriegsglück ist wandelbar, und Euer Herzog wird wohl auch wieder zu seinem Lande kommen; wer weiß, ob es nicht besser ist, daß wir ihn noch auf einige Zeit in die Fremde schieben. Leget Helm und Panzer ab; das Gefecht zum Frühstüd wird Euch die Lust zum Mittagessen nicht verderben haben. Setzet Euch zu uns. Ich erwarte gegen Mittag den Wächter, unter dessen Obhut Ihr auf eine Burg gebracht werden sollet. Bis dahin lasset uns noch zusammen fröhlich sein.“

„Das ist ein Vorschlag, der sich hören läßt,“ rief Breitenstein. „Zu Tisch, Ihr Herren; wahrlich, Georg, mit Dir habe ich nicht mehr gespeist, seit dem Imbß im Ulmer Rathhause. Komm, wir wollen redlich nachholen, was wir veräumten.“

Hans von Breitenstein zog Georg zu sich nieder, die Anderen folgten seinem Beispiel, die Knechte trugen auf, und der edle Wein machte den Ritter von Lichtenstein und seinen Sohn vergessen, daß sie in mißlichen Verhältnissen im feindlichen Lager seien, daß sie vielleicht einem ungewissen Geschick, und wenn sie die Reden Frondsbergs recht deuteten, einer langen Gefangenschaft entgegen gehen. Gegen das Ende der Tafel wurde Frondsberg hinausgerufen; bald kam er zurück und sprach mit ernster Stimme: „So gerne ich noch länger Eure Gesellschaft genossen hätte, liebe Freunde, so thut es jetzt Noth aufzubrechen. Der Wächter

ist da, dem ich Euch übergeben muß, und Ihr müßt Euch sputen, wolleet Ihr heute noch die Feste erreichen.“

„Ist er ein Ritter, dieser Wächter,“ fragte Lichtenstein, indem sich seine Stirne in finstere Falten zog. „Ich hoffe, man wird auf unseren Stand Rücksicht genommen haben, und uns ein anständiges Geleite geben?“

„Ein Ritter ist er nicht,“ antwortete Frondsberg lächelnd, „doch ist er ein anständiges Geleite; Ihr werdet Euch selbst davon überzeugen.“ Er listete bei diesen Worten den Vorhang des Zeltes und es erschienen die holden Züge Mariens; mit dem Weinen der Freude stürzte sie an die Brust ihres Gatten, und der alte Vater stand stumm vor Überraschung und Rührung, küßte sein Kind auf die schöne Stirne und drückte die Hand des biedern Frondsberg.

„Das ist Euer Wächter,“ sprach dieser, „und der Lichtenstein die Feste, wo sie Euch gefangen halten soll. Ich sehe es ihren Augen an, sie wird den jungen Herrn nicht zu strenge halten, und der Alte wird sich nicht über sie beklagen können; doch rathe ich Euch, Töchterchen, habet ein wachsameres Auge auf die Gefangenen, lasset sie nicht wieder von der Burg, gestattet nicht, daß sie wieder Verbindungen mit gewissen Leuten anknüpfen; Ihr hastet mit Eurem Kopf dafür.“

„Aber, lieber Herr,“ entgegnete Marie, indem sie den Geliebten inniger an sich drückte und lächelnd zu dem strengen Herrn aufblickte; „bedenket, er ist ja mein Haupt, wie kann ich ihn etwas befehlen?“

„Eben deswegen hütet Euch, daß Ihr dieses Haupt nicht wieder verlieret; bindet ihn mit einem Liebesknoten recht fest, daß er Euch nicht entlaufe, er ändert nur gar zu leicht die Farbe; wir haben Beispiele.“

„Ich trug nur eine Farbe, mein väterlicher Freund,“ entgegnete der junge Mann, indem er in die Augen seiner schönen Frau und auf die Feldbinde nieder sah, die seine Brust umzog; „nur eine, und dieser blieb ich treu.“

„Wohlan! so halte ferner nur zu ihr,“ sagte Frondsberg, und reichte ihm die Hand zum Abschied. „Lebe wohl! Die Pferde harren vor dem Zelt; bringet Eure Gefangenen sicher auf die Feste, schöne Frau, und gedenket huldreich des alten Frondsberg.“

Marie schied von diesem Eblen mit Thränen in den Augen, auch die Männer nahmen bewegt seine Hand, denn sie wußten wohl, daß ohne seine Hilfe ihr Geschick sich nicht so freundlich gewendet hätte. Noch lange sah ihnen Georg von Frondsberg nach, bis sie an der äußersten Zeltgasse um die Eckebogen. „Er ist in guten Händen,“ sagte er dann, indem er sich zu Breitenstein wandte, „wahrlich, der Segen seines Vaters ruht auf ihm. Ein gutes, schönes Weib und ein Erbe, wie wenige sind im Schwabenland.“

„Ja, ja!“ erwiderte Hans von Breitenstein, „seiner Klugheit und Vorsicht hat er es nicht zu danken; doch wer das Glück hat, führe die Braut heim; ich bin fünfzig alt geworden und gehe noch auf Freiessküssen. Ihr auch, Herr Dieterich von Kraft, nicht wahr?“

„Mit Nichten und im Gegentheil,“ sagte dieser, wie aus einem Traum erwachend; „wenn man ein solches Paar sieht, weiß man, was man zu thun hat. In dieser Stunde noch setze ich mich in meine Sänfte, reise nach Ulm und führe meine Base heim; lebt wohl. Ihr Herrn.“

Als der schwäbische Bund Württemberg wieder erobert hatte, richtete er seine Regierung wieder ein und beherrschte das Land wieder wie im Sommer 1519. Die Anhänger des vertriebenen Herzogs mußten Urfehde schwören und wurden auf ihre Burgen verwiesen. Georg von Sturmfeber und seine Lieben, die dieses Schicksal mit betraf, lebten zurückgezogen auf Lichtenstein, und Marien und ihrem Gatten ging in ihrem stillen häuslichen Glück ein neues Leben auf.

Noch oft, wenn sie am Fenster des Schlosses standen und hinabschauten auf Würtbergs schöne Thäler, gedachten sie des unglücklichen Fürsten, der einst hier mit ihnen auf sein Land hinabgeblüht hatte; und dann dachten sie nach über die Verkertung seiner Schicksale, und wie durch eine sonderbare Fügung auch ihr eigenes Geschick mit dem seinigen verbunden war; und wenn sie sich auch gestanden, daß ihr Glück vielleicht nicht so frühe, nicht so schön aufgeblüht wäre ohne diese Verknüpfung, so wurde doch ihre Freude durch den Gedanken getrübt, daß der Stifter ihres Glücks noch immer ferne von seinem Lande, im Elend der Verbannung lebe. Erst viele Jahre nachher, gelang es dem Herzog, Württemberg wieder zu erobern. Doch als er, geläutert durch Unglück, als ein weiser Fürst zurückkehrte, als er die alten Rechte ehrte und die Herzen seiner Bürger für sich gewann, als er jene heiligen Lehren, die er in fernem Lande gehört, die so oft sein Trost in einem langen Unglück geworden waren, seinem Volke predigen ließ, und einen geläuterten Glauben mit den Grundgesetzen seines Reiches verband, da erkamten Georg und Marie den Finger einer gütigen Gottheit in den Schicksalen Ulerichs von Württemberg, und sie segneten den, der dem Auge des Sterblichen die Zukunft verhüllt und auch hier wie immer durch Nacht zum Lichte führte.

Der Name der Lichtenstein im Württemberg Land ging mit dem alten Ritter zu Grabe; doch erlebte er noch im hohen Alter die Freude, seine blühenden Enkel waffenfähig zu sehen. So geht Geschlecht um Geschlecht über die Erde hin, das Neue verdrängt das Alte, und nach dem kurzen Zeitraum von fünfzig oder hundert Jahren sind biedere Männer, treue Herzen ver-
 gessen; ihr Gedächtniß überläßt der rauschende Strom der Zeiten, und nur wenige glänzende Namen tauchen aus auf den Fluten des Vethe, und spielen in ihrem ungewissen Schimmer auf den Wellen. Doch wohl dem, dessen Thaten jene stille Größe in sich tragen, die den Lohn in sich selbst findet, und ohne Dank bei der Mitwelt, ohne Ansprüche auf die Nachwelt entsteht, ins Leben tritt — verschwindet. So ist auch der Name des Spielmanns von Hardt verklungen, und nur leise Nachklänge von seinem Wirken wehen uns an, wenn die Hirten der Gegend die Ulerichshöhle zeigen und von dem Mann sprechen, der seinen unglücklichen Herzog hier verbarg; so sind selbst jene romantischen Züge aus Ulerichs Leben zur Fabel geworden, der Geschichtschreiber verschmäht sie als unwesentliche Außendinge, und sie erscheinen uns nur, wenn man auf den Höhen von Lichtenstein von dem Herzog erzählt, der allnächtlich vor das Schloß kam, und wenn man uns auf der Brücke von Königen die Stelle zeigt, wo jener Unerschrockene den Sprung auf Leben und Tod in die Tiefe wagte.

Und sie erscheinen uns da, diese Sagen, wie ungewisse Schatten, die eine große Gestalt vom Berge in die Nebel des Thales wirft, und der kältere Beobachter lächelt, wenn man ihnen wirkliches Leben und jene Farben verleihen will, die ihr unsicheres Grau zu einem Bild des Lebens umwandeln. Auch Lichtensteins alte Feste ist längst zerfallen und auf den Grundmauern der Burg erhebt sich ein freundliches Jägerhaus, fast so lustig und leicht wie jene spanischen Schlöffer, die man in unsern Tagen auf die Grundpfeiler des Alterthums erbaut. Noch immer breiten sich Württembergs Gefilde so reich und blühend wie damals vor dem entzückten Auge aus, als Marie an des Geliebten Seite hinabsah, und der unglücklichste seiner Herzoge den letzten Scheideblick von Lichtensteins Fenstern auf sein Land warf. Noch prangen jene unterirdischen Gemächer, die den Geächteten aufnahmen, in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit, und die murmelnden Wasser, die sich in eine geheimnißvolle Tiefe stürzen, scheinen längst verklungene Sagen noch einmal wieder erzählen zu wollen.

Es ist eine schöne Sitte, daß die Bewohner dieses Landes, auch aus entfernteren Gegenden, um die Zeit des Pfingstfestes sich aufmachen, um Lichtenstein und die Höhle zu besuchen. Viele hundert schöne Schwabenfinder und holde Frauen, begleitet von Jünglingen und Männern, ziehen herauf in diese Berge, sie steigen nieder in den Schoos der Erde, der an seinen kristallinen Wänden den Schein der Lichter tausendfach wiedergibt, sie füllen die Höhle mit Gesang und laufen auf ihr Echo, welches die murmelnden Bäche der Tiefe melodisch begleiten, sie bewundern die Werke der Natur, die sich auch ohne das milde Licht der Sonne, ohne das fröhliche Grün der Felder, so herrlich zeigt. Dann steigen sie herauf zum Lichte, und die Erde will ihnen noch schöner bedünken als zuvor; ihr Weg führt immer weiter zu den Höhen von Lichtenstein, und wenn dort die Männer im Kreise schöner Frauen, die Becher in der Hand auf die weiten Thuren hinabschauen, wie sie bestrahlt von einer milden Sonne im lieblichsten Schmelz der Farben sich ausbreiten, dann preisen sie diese lichten Höhen, dann preisen sie ihr gesegnetes Vaterland. Dann kehrt, wie in den alten Tagen, Gesang und Jubel und der fröhliche Klang der Pokale auf den Lichtenstein zurück, und weckt das Echo seiner Felsen, und weckt mit ihm die Geister dieser Burg, daß sie die fröhlichen Gäste umschweben, und mit ihnen hinabschauen auf das alte Württemberg. Ob auch das holde Fräulein von Lichtenstein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufschwebt, ob jener treue Spielmann in den Tagen des Frühlings seinem Grab entsteigt und, wie er im Leben zu thun pflegte, hinaufzieht nach der Burg, das Fest mit Gesang und Spiel zu schmücken? Wir wissen es nicht; doch wenn wir im Abendseine auf den Felsen gelagert, die Landschaft überschauten, wenn wir von den alten guten Zeiten und ihren Sagen sprachen, wenn sich die Sonne allmählig senkte, und nur das Schloßchen noch selig und freundlich in seiner Einsamkeit, von den letzten Strahlen mit einem röhlichen Schein umgossen, auf seinem Felsen ruhte — da glaubten wir im Wehen der Nachtlust, im Rauschen der Bäume, im Säuseln der Blätter bekannte Stimmen zu vernehmen, es war uns, als flüsteren sie uns ihre Grüße zu, als erzählten sie uns alte Sagen von ihrem Leben und Treiben. Manches haben wir an solchen Abenden erfahren, manches Bild stieg in uns auf und schien sich vor unseren Blicken zu verwirklichen; und die es uns woben und malten, die uns ihre romantische Sagen zuflüsteren, wir glauben, es waren — die Geister von Lichtenstein.

2. Soldatenliebe.

Steh ich in finst'rer Mitternacht
 So einsam auf der fernern Wacht,
 Dann den' ich an mein fernes Lieb;
 Ob es mir treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
 Hat sie so herzlich mich geküßt,
 Mit Bändern meinen Hut geschmückt
 Und weinend mich ans Herz gedrückt.

Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth,
Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es aus ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehst Du wohl in Dein Kämmerlein,
Und schickst Dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'.

Doch wenn Du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst,
Sei ruhig; sieh' in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald naht die Rund
Und löst mich ab zu dieser Stund:
Schlaf wohl im stillen Kämmerlein
Und den' in Deinen Träumen mein!

3. Reiters Morgengefang.

(Nach einem schwäbischen Volkslied.)

Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Raum gedacht,
War der Luft ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz die deinen Wangen,
Die mit Milch und Purpur prangen?
Ach! die Rosen welken all'!

Darum still,
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

38. Adalbert Stifter.

(1806—1868.)

Ans: Der Hochwald.

(Studien, 1844.)

Auf dem bairisch-österreichischen Hochlande liegt die Schloßruine Wittinghausen. Die beiden sich innig liebenden Töchter des Schloßherrn, Clarissa und Johanna, befanden sich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in einem Gemache des noch in Pracht alänzenden Gebäudes und erzählen einander von einem Wildbiebe, der die Gegend heimlich mache und dessen kleine Kugel stets treffe. Der eintretende Vater theilt den Töchtern mit, daß er sie, um vor den Gefahren kriegerischer Überfälle geschützt zu sein, in ein versteckt liegendes Waldhaus seiner ausgedehnten Besitzungen führen wolle. Die kleine Reife wird unternommen, und die beiden Mädchen leben nun in ihrer Abgeschlossenheit unter dem Schutze des alten, treuen Jägers Gregor. Ein Schuß auf einen über dem See schwebenden Geier führt das Gespräch wieder auf den Wildschützen. Der alte Gregor beruhigt die Mädchen, da er ihn kenne. Der Wildschütz ist Clarissens Geliebter Donald. In einem Gespräche zwischen beiden stellt der Dichter ein Liebesverhältniß voll Innigkeit und Zartheit dar. Der Geliebte, Vater und Bruder Clarissens kommen im Kriege um; die beiden Schwestern leben unvermählt in treuer Schwesternliebe auf ihrem vereinsamten Schlosse.

Die Wanderung in das Waldhaus.

An dem Laufe eines frischen Waldwassers, das so klar wie süßiges Glas unter naßgrünen Erlengebüschen hervorschießt, führt ein gewundenes Thal entlang, und in dem Thale geht heutzutage ein reinlicher Weg gegen das Holzdorf Hirschbergen, das seine malerischen hölzernen Waldhäuser zu beiden Seiten des Baches auf die Abhänge herumgestreut hat. Diese Abhänge prangen mit Matten der schönsten Bergkräuter und mit mancher Heerde, deren Geräusche mit einzelnen Klängen sanft emporschlägt zu der oben harrenden Stille der Wälder. Damals aber war weder Dorf, noch Weg, sondern nur das Thal und der Bach, jedoch diese noch schöner, noch frischer, noch jungfräulicher, als jetzt, besetzt mit hohen Bäumen der verschiedensten Art. An der einen Seite des Wassers standen sie so dünne, daß sich der grüne Rasen wie ein reines Tuch zwischen den Stämmen dahinzog, ein Teppich, weich genug selbst für den Fuß einer Königstochter. Aber kein Fuß, schien es, hat seit seinem Beginne diesen Boden berührt, als etwa der leichte Tritt eines Rehens, wenn es zu dem Bache trinken kam, oder sonst zwischen den Stämmen und Sonnenstrahlen lustwandeln ging. Heute aber war der Tag gekommen, wo die Heerschaar der Gräser und Blümlein dieses Rasens, ungleich ihren tausendjährig stillen und einsamen Ahnherren, zum erstenmale etwas anderes sehen sollten als Laubgrün und Himmelsblau, und etwas anderes hören als das Gemurmel der Wellen.

Klare, liebliche, silberhelle Menschenstimmen — Mädchenstimmen — drangen zwischen den Stämmen vor, unterbrochen von dem theilweisen Anschlage eines feinen Glöckleins. — Gleichsam wie lauschend dem neuen Wunder hielt die Wildniß den Athem an, kein Zweig, kein Läubchen, kein Halm rührte sich — die Sonnenstrahlen traten ungehört auf das Gras und prägten grüngoldne Spuren — die Luft war unbeweglich, blank und dunkelblau — nur der Bach, von seinem Geleise gezwungen, sprach unaufhörlich fort, flüchtig über den Schmelz seiner Kiesel schlüpfend wie über eine bunte Glasur. — Näher und näher klangen Stimmen und

Glöcklein. — Ploglich sprang eine Gestalt vor — eilig, wie einst Abussa's Mutter in schnee-weißem Kleide saß sie auf schneeweißem Pferdlein, das so zartfüßig wie ein Reh kaum den Rasen eindringend, halb hüpfend, halb spielend, seine Last wie eine schwebende Feder zwischen den Stämmen hervortrug; — zwei Demanten leuchteten voran, neugierig das fernere Geheimniß des Waldes suchend — Johanna's Augen waren es, die heiter, glänzend, freudig vorausflogen, um die Schönheit des Tages und die ausnehmende Lieblichkeit des Plätzchens vorweg zu genießen — auch das Pferdchen, Luft gerwinnd zwischen den hochschäftigen, weißstehenden Bäumen, spielte neckisch vorwärts, baumelnd und neigend mit Kopf und Hals, als wollte es zu eigener Freude recht oft das silberne Glöcklein erklingen lassen, das es an himmelblauem Bande um den Nacken trug. Hinter Johanna erschien nun auch Clarissa, auf einem ähnlich gezäumten Pferde, das aber hellbraun und ohne den kindischen Schmuck des Glöckleins war. Sie trug ebenfalls ein weißes Kleid.

Auch der stattliche Ritter wurde sofort sichtbar und ihm zur Seite ein schöner blonder Jüngling, oder vielmehr fast noch ein Knabe, der oben angeführte Felix, der Bruder der Mädchen, beide zu Pferde, und endlich noch ein finstler Reiter, ein hoher Mann mit sprechendem Antlitze, nachlässig edel sein Pferd zwischen den schlanken Waldbäumen vorwärts geleitend, — und, wie es schien, in seine dunklen Augen nachdenklich einprägend die so schönen vor ihm schwebenden schuldlosen Gestalten.

Die Waldblumen horchten empor, das Eichhörnchen hielt auf seinem Buchenast inne, die Tagfalter schwebten seitwärts, als sie vordrangen, und die Zweiggewölbe warfen blitzende grüne Karfunkeln und fliegende Schatten auf die weißen Gewänder, wie sie vorüberkamen; der Spedht schoß in die Zweige, Stamm an Stamm trat rückwärts, bis nach und nach nur mehr weiße Stülchchen zwischen dem grünen Gitter wankten — und endlich selbst die nicht mehr — aber auch der Reiter tauchte in die Tiefe des Waldes und verschwand, und wieder nur der glänzende Rasen, die lichtbetupften Stämme, die alte Stille und Gnüde und der dareinredende Bach blieben zurück, nur die zerquetschten Kräutlein suchten sich aufzurichten, und der Rasen zeigte seine zarte Verwundung. — Vorüber war der Zug — unser lieblich Waldblätzchen hatte die ersten Menschen gesehen.

Immer entlang dem Waldbache, aber seinen Wassern entgegen geht der Zug, sich vielfach wühdend und biegend, um den tiefer hängenden Ästen und dem dichterem Stande der Bäume auszuweichen. — Sie betrachten und vergnügen sich an den mancherlei Gestaltungen des Waldes. Die vielzweigige Erle geht am Wasser hin, die leichte Buche mit den schönfarbigen Schäften, die feste Eiche, die schwanken Halme der Fichten stehen gefellig und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen, die Espe rilhrt hierbei gleich alle ihre Blätter, daß ein Geizter von Grün und Silber wird, das die Länge lang nicht auszutaumeln und auszuschwingen vermag — der alte Ahorn steht einsam und greift langarmig in die Luft — die Tannen wollen erhabene Säulengänge bilden, und die Blüthe, Beeren und Ranken, gleichsam die Kinder, sind abseits und zurück in die Winkel gedrängt, daß mitten Raum bleibe für hohe Gäste. Und diese sind auch gekommen. Frei und fröhlich ziehen sie das Thal entlang.

Wer die Gesichter der Mädchen ansieht, wie sie doppelt rein und zart neben dem dunkeln Grunde des Waldlaubes dahinschweben, wie sie blühend und vergnügt aus dem wallenden weißen Schleier des Kopfschmuckes herausblicken — der hätte nicht gedacht, daß sie sich noch Mitzlich so sehr vor diesen Wäldern fürchteten und schauten. Johanna blieb fast immer an der Spitze, wie sie, ihrer Natur gemäß, sich vorher unmäßig fürchtete, so freute sie sich auch jetzt unmäßig — und von dem zarten Noth, das sie sich beim Abschiede vom Hause in die Augen geweint hatte, war keine Spur mehr sichtbar.

Die Pracht und Feier des Waldes mit allem Reichthume und aller Majestät drang in ihr Auge und legte sich an ihr kleines Herz, das so schnell in Angst, aber auch so schnell in Liebe überfloß — und jeder Schritt gab ihrer Einbildungskraft neuen Stoff, war es nun ein seltsamer Strauch, mit fremden glühend rothen Beeren überschüttet, oder war es ein mächtiger Baum von ungeahnter Größe — oder die schönen buntsfarbigen Schwämme, die sich an Stellen schoben und drängten, oder war es ein plötzlich um eine Ecke brechender Sonnenstrahl, der die Blüthe vor ihr in seltsames grünes Feuer setzte und aus unsichtbaren Waldwässerschen silberne Funken lockte, — oder war es endlich dieser oder jener Ton, der als Schmelz oder Klage, als Ruf oder Mahnung aus der Kehle eines Waldvogels tief aus den ferneren geahneten Waldschooßen drang. — Alles fiel in ein schon aufgeregtes empfangendes Gemüth. Clarissa's edles Angesicht lag lieblich ruhevoll dem Himmel offen, der zwischen den Ästen festlich wallend sein Blau hereinhängend ließ, und erquicklich seine Lust um ihre lieben sich färbenden Wangen goß; — wie ein schöner Gedanke Gottes senkte sich gemach die Weite des Waldes in ihre Seele, die dessen unbewußt in einem stillen und schönen und sanften Fühlen dahinwogte. Selbst der alte Freiherr empfand sich in der freien Luft wie gefäht und von einem frischen Hauche jener Jugend angeweht.

So ritten sie Alle vorwärts, und wenn auch die Bäume und Gesträuche oft stellenweise

sich zusammendrängten und sich ihnen entgegenstellten, so fanden sie doch immer wieder einen Ausweg, der sie vorwärts geleitete, tiefer und tiefer in das Thal hinein, das die Wiege des ihnen begegnenden Baches war.

Der Vater, wo es die Stellen zuließen, ritt gerne an die Seite der Mädchen und sprach und kostete mancherlei mit ihnen. Felix war bald vorne bei den Schwestern, bald hinten bei dem nachdenklichen Reiter.

Endlich wurde der Boden so ansteigend und der Waldbestand so dichte, daß das Weiter-vordringen immer beschwerlicher ward, bis sie zuletzt zu einem Felsen gelangten, der jede weitere Aussicht zu verstellen schien; aber eben dieser Felsen war auch das glücklich erreichte Ziel, das sie vor der Hand mit ihrer Wanderung anstrebten; auch war der Gegenstand, den sie hier antreffen sollten, bereits allen Augen sichtbar. Ein alter Mann saß in der Nachmittagssonne an dem glänzenden Gesteine und hatte den Kopf in seine Hände gestützt, als schlummere er oder denke nach. Zu seiner Seite lag ein Feuertgewehr und ein langer Waldstock. Die Mädchen stützten, und eine heftige Furcht schien Johann zu fassen, obwohl sie wußte, daß man einen Führer erwartete. Bei dem Annähern der Reitergesellschaft, insbesondere der zögernden Mädchen, stand er auf und entblözte sein Haupt, indem er den breiten beschattenden Hut von demselben herabzog — schneeweiße Haare malten den Blicken der Mädchen entgegen, zurückweichend von einer Stirne, die hoch und schön gewölbt, aber tiefbraun und von den Linien des Hochalters gefurcht war — zwei große treuherzige Augen sahen zu ihnen hinauf, in ihrer Schwärze selbstam abstechend gegen die zwei schneeweißen Bogen, die sich über ihnen spannten. Auf den harten Wangen lag Sonnenbrand, Alter und Gesundheit.

Von aller Furcht erlöst, erwiderte Johanna zierlich seinen Gruß, und bei dem zweiten und dritten Blick mußte sie ihm schon gut sein — eine solche eiserne Einsicht und die Güte prägte sich in der ganzen Gestalt aus, wie er da stand und sie alle mit den klugen Augen ansah.

Man war nach und nach abgestiegen, und der alte Freiherr trat auf den Erwartenden zu, schüttelte ihm die Hand, die der Andere ohne Zögern dargereicht hatte, und sagte freudig: „Gott grüße Dich, Gregor, Gott grüße Dich tausendmal; so haben wir uns doch noch einmal in diesem Leben gesehen — aber, Knabe, alt sind wir geworden, seit wir in dem Jungwalde zum letzten Male miteinander jagten — alt, alt —“

Freilich waren sie alt geworden, das sahen die jungen Begleiter alle, die seitwärts standen und sämmtlich ihre Blicke auf die zwei Greise hefteten. — Es war ein schöner Anblick wie sie da standen, Beide so ungeheuer verschoben und Beide doch so gleich. Der Freiherr, wie gewöhnlich, im schwarzsammetnen Kleide, der Andere in dem größten, grauen Tuche, der Freiherr, obwohl gebräunten und gefurchten Antlitzes, doch fast mädchenhaft weiß gegen die dunkle Sonnenfarbe des Andern, ein Stubenbewohner gegen den Genossen des Mittagsbrandes und des Sturmes; der Eine ein Sohn der Waffen, die er einst geführt mit Grazie und Kraft, jetzt zum Danke von ihnen geschmückt; der Andere ein Bruder des Felsens neben ihm. Siebenzig Jahre sind Regen und Sonnenschein vergeblich auf Beide gefallen, sie sind Beide nur ein wenig verwittert — der Eine mit dem Anstande der Säle, der Andere mit dem der Natur; aber schön sind sie Beide und ehrwürdig Beide, Beide der Abglanz einer großgearteten Seele, und das Haarfilber liegt mit all der Unschuld des Alters auf ihrem Haupte.

„Ja,“ erwiderte Gregor, „wir mögen wohl um eine Handvoll Jahre gealtert sein. Herr, — Eure braunen Haare sind seitdem auch alle ganz weiß geworden. Ich bin sehr erfreut, Euch noch einmal zu sehen, Ihr waret damals ein freundlicher, zugänglicher Herr.“

„Und Du ein lustiger, goldtreuer Jäger. Siehe, das habe ich nie vergessen, und wie mir der Knabe da von Dir erzählte, daß er Dich in dem Walde gefunden, und daß Du ihn so lieb habest, so erfreute sich mein altes Herz darüber, und ich dachte, er wird wohl des Vaters nicht vergessen haben, und deshalb, Gregor, gebe ich Dir meine Kinder in den Schutz — Gott gab mir den Gedanken, Dich dazu auszuwählen, als alten wohlbekannten Freund und Kameraden. Siehe, diese zwei Mädchen sind mein; sie werden Dir recht gut sein, und die Hand und das Haupt ehren, so über ihnen wacht.“

Des alten Mannes Augen erglänzten wie von einem melancholischen Strahle der Freude, als er dieses hörte, und seine Blicke, wie zwei Adler, gegen die Mädchen lehrend sagte er: „Sie sind zwei schöne Waldblumen; es wäre schade, wenn sie verkämen.“ — Und er konnte seine Augen ordentlich gar nicht zurückziehen, als ihm die sanften glänzenden Blicke der zwei schönen Wesen vor ihm begegneten.

„Tritt näher, Johanna,“ sagte der Freiherr, „und reiche diesem Manne die Hand; er wird nun längere Zeit bei Euch leben.“

Johanna that es augenblicklich. Der alte Mann reichte die seine fast verschämt zögernd hin, und es war eine seltsame Vermählung, ein lieblicher Gegensatz, als sich ihre weiche kleine Hand wie eine Taube in die Felsen seiner Finger duckte, — auch Clarissa reichte ihm ungeheiß ihre schöne Rechte, und auch Felix und der fremde Ritter hießen ihn willkommen.

Der alte Jäger hatte sichtlich Freude an den Mädchen; das sah man an der Art, wie

er dem Freiherrn alle die Anstalten auseinandersetzte, die er zum Weiterkommen getroffen habe. Von hier aus sollen die Pferde zurückgeschickt werden, sobald des Freiherrn Beauftragter eingetroffen, dann gehe man über den Hirschfelsen zu Fuß, und jenseits warte schon eine zweifelhafte Sänfte für die Jungfrauen. Die Männer müssen sie alle zu Fuße begleiten.

Die Nachmittagssonne war schon ziemlich tief zu Rüste gegangen und spann schon manchen rothen Faden zwischen den dunklen Tannenzweigen herein, von Ast zu Ast springend, zitternd und spielend durch die vielzweigigen Äugen der Himbeer- und Brombeergesträuche — daneben zog ein Hänfling sein Netz wie ein anderes dünnes Goldfädchen von Zweig zu Zweig, entfernte Berghäupter konnten sich ruhig, die vielen Morgenstimmen des Waldes waren verstummt, denn die meisten der Vögel arbeiteten oder suchten schweigend in den Zweigen herum. Manche Waldlichtung nahm sie auf und gewährte Blicke auf die rechts und links sich dehnen- den Waldrücken und ihre Thäler, Alles in wehmüthig feierlichem Nachmittagsdusse schwimmend, getaucht in jenen sanftblauen Waldhauch, den Verkünder heiterer Tage, daraus manche junge Buchenstämme oder die Waldwiesen mit dem sanften Sonnengrün der Ferne vorleuchteten. So weit das Auge ging, sah es kein ander Bild als denselben Schmelz der Forste, über Hügel und Thäler gebreitet, hinausgehend bis zur feinsten Linie des Gesichtskreises, der draussen am Himmel lag, glänzend und blauend, wie seine Schwester, die Wolke. Selbst als sie jetzt einen ganz baumfreien Waldhügel erstiegen hatten, und der alte Gregor der wundervollen Umficht halber sogar die Sänfte etwas halten ließ, ging der Blick wohl noch mehr in's Weite und Breite, aber kein Streifen nur linienbreit wurde draussen sichtbar, das nicht dieselbe Jungfräulichkeit des Waldes trug. — Ein Unmaß von Lieblichkeit und Ernst schwebte und webte über den ruhenden dämmerblauen Massen. — Man stand einen Augenblick stumm, die Herzen der Menschen schienen die Feier und Ruhe mitzufühlen; denn es liegt ein Anstand, ich möchte sagen ein Ausdruck von Tugend in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem sich die Seele beugen muß als etwas Keuschem und Göttlichem, — — und doch ist es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Gleichniß der Natur legt.

Die Gemüther der Mädchen, wie sie so dasaßen in ihrer Sänfte und wie zwei Engelsbilder aus einem Rahmer herauschauten, erweiterten sich und hoben sich, und fast war alle Sorge um zu Hause verlassene Erbenkinder von ihnen abgefallen — die Blumen ihrer Herzen, die Äugen, schauten glänzend hinaus in die schöne Welt und waren selbst schöner als sie — auf ihrem schmalen Bretchen mußten sie Jede den einen Arm um die Andere schlingen, und die Herzen, die sich fast gegenseitig schlagen hörten, hätten sich gerne noch fester an einander gedrückt, um sie nur zeigen zu können, die unbegrenzte Fülle von Liebe und Güte, die sie zu einander hatten.

Der alte Gregor tupfte endlich mit der Hand an den Sänftenrand und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen, schwarzblau hereingehenden Waldrücken, von grauen Felsenbändern schräge gestreift, die aber kaum sichtbar waren in dem Finstern und Dämmern der Luft. — „Seht,“ sagte er, „das ist das Ziel unsrer Reise, und wir müssen heute noch fast bis auf zwei Drittel gegen seine Schneedelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas wunderbar Zuthunliches, und ich wußte, daß er Euch gefallen müsse; aber die Sonne neigt sich der Wand zu und wir müssen weiter.“ —

Das Reiseziel war erreicht. Weibliche Diener der Mädchen stürzten gegen das Ufer, Hand und Kleider ihrer holden Gebieterinnen küßend, und voll Freude, daß sie endlich gekommen. Das sämmtliche Dienstgesinde, das aus zwei Mägden und drei Knechten bestand, wurde einige Tage vorher mit der größten Mühseligkeit über die Felsenrücken herübergebracht, da man den weiteren aber leichteren Weg durch den Urwald noch nicht wußte, den Gregor erst für den Freiherrn ausgekundschaftet hatte. Mit fremdblichen Worten dankten die Mädchen den Sänften-trägern und Ruderern, und dann, der Freiherrn Johann, der Ritter Clarissen am Arme nehmend, führten sie dieselben die Treppe hinan in eine Art Tafelzimmer, wo für Alle, die Diener und Träger mit eingeschlossen, ein Abendmahl bereitet stand. Nach Beenbigung desselben und tausend Gutenachtwünschen führte der Freiherr mit schmerzlich freudigen Gefühlen seine Töchter in die zwei für sie bestimmten Gemächer. Ein Ruf der Überraschung und ein doppeltes Umschlingen der schönen Arme lohnte ihm; denn bis zum Erschrecken ähnlich waren die Zimmer denen, die sie zu Wittinghausen bewohnt hatten. Der Vater küßte Beide auf die Stirne, wünschte ihnen eine friedensreiche gute erste Nacht und ging zur Thür hinaus — die Mäde wurden sogleich entlassen — und nun, als die Thür verriegelt war, gleichsam als hätte ein Hemmiß bisher die Flut zurückgehalten, brach sie vor: die Mädchen stürzten sich in die Arme, Herz an Herz verbergend, ja fast vergrabend in einander und, sich die zarten Siegel der Lippen anpressend, so heiß, so inbrünstig, so schmerzlich süß, wie zwei unglücklich Liebende und fast eben so trennungslos. — — Also ist es wahr, die Heimat, das gute Vaterhaus ist preisgegeben und verloren, all ihr früher Leben ist abgeschnitten, sie selbst wie Mitspieler in ein buntes Märchen gezogen, alles neu, alles fremd, alles seltsam und dräuend — in dem drohen-

den Wirrsal kein Halt, als gegenseitig die warmen Lippen, das treue Auge und das klopfende Herz.

Aber als bei den Mädchen Thränen und Rosen in Ruhe übergegangen, traten sie auf den hölzernen Söller, der vor ihren Fenstern lief, heraus und blickten noch, ehe sie schlafen gingen, in die kühle beruhigende Nacht. Der See lag zu ihren Füßen, Stücker schwarzer Schattten und glänzenden Himmels unbeweglich haltend, wie erstarrte Schlacken — der Wald dehnte seine Glieder weithin im Nachtschlummer, die feuchten Mondenstrahlen spannen von Berg zu Berg, und in dem Thale, woher die Wanderer gekommen sein mochten, blickte ruhender Nebel auf.

Gute Nacht, ihr lieben schönen fürchtenden Herzen, gute Nacht!

39. Berthold Auerbach.

(1812—)

Aus: *Edelweiß*. (1861.)

Der junge Lenz, ein geschickter Schwarzwalder Uhrmacher und Orgelbauer, hat seine Mutter verloren und wird gedrängt, sich eine Frau zu nehmen. Er wählt sich des reichen und übermüthigen Löwenwirths Tochter Annele. Lenz ist ein sanfter und frommer Mann, Annele ein hübsches, aber hartherziges Weib. Die Ehe, obwohl mit zwei Kindern gesegnet, ist eine unglückliche, und es kommt so weit, daß Lenz daran denkt, seinem Leben ein Ende zu machen. Da wird das Haus des Lenz von einer Lawine verschüttet, und das Unglück bricht die Hartherzigkeit der Frau. Das Pfänzchen Edelweiß ist nach dem Willen der Mutter die Hochzeitsgabe, welche der Sohn seiner jungen Frau überreichen sollte.

Lenz wird mit Frau und Kind verschüttet.

Faller ging nach dem Hause des Lenz. Es regnete und schneite durcheinander und ein heftiger Wind peitschte Regen und Schnee, daß man nicht durchschauen konnte. Faller schritt, den Blick zur Erde geheftet, immer vorwärts. Plötzlich schaute er auf und rieb sich die Augen: Wo bist du denn? Bist du verirrt? Wo ist das Haus des Lenz? Er drehte sich im Kreise umher und konnte sich nicht zurechtfinden. Halt! Da sind die Tannen, die stehen beim Hause des Lenz; aber das Haus! das Haus! In der Angst war Faller ausgeglitten und in eine Schneewehe gesunken, und je mehr er sich herausarbeiten wollte, um so tiefer sank er ein. Er betete, er schrie um Hilfe, niemand hörte ihn. Er arbeitete sich glücklich nach einem Baume durch, aber er konnte nicht weiter, er hielt sich an den Asten; da kam eine frische Lawine den Berg herabgerollt, sie nahm den Schnee unter ihm mit, er war frei. In der Höhlung, welche die Lawine gemacht hatte, eilte er zu Thal. Schon blinkten ihm Lichter entgegen, es war Nacht geworden, und mit einem Zetergeschrei, das die Schlafenden erweckt hätte, schrie Faller durch das Dorf: Hilfe! Hilfe!

Alles eilte an's Fenster, auf die Straße, und Faller erklärte, daß das Haus des Lenz auf der Morgenhalde verschüttet sei.

Faller eilte in die Kirche und läutete Sturm. Es kamen nur wenige aus der Ferne, das Wetter war zu unbarmherzig, und der Wind trug das Sturmgeläute nicht weit.

Pilgrim und der Techniker waren die ersten, die auf dem Platze bei der Kirche waren.

Alles klagte über das entsetzliche Unglück, jetzt in der Nacht, bei diesem Sturm. Pilgrim konnte kein Wort reden, er war wie erstarrt.

Der Techniker bewährte sich als umsichtiger und tapferer junger Mann. „Leitern und Stricke so viel als möglich herbei und Schaufeln und Hacken!“ rief er.

Fackeln wurden angelöhnet, die der Sturm mächtig anblies.

Die Frauen kamen herbei, sie hatten vor dem Regen und Schnee ihre Oberkleider über den Kopf gestülpt, und es war ein graufiger Anblick, wie die geigensterhaft verüllten Frauen beim Fackelschein an ihren Männern und Söhnen zerrten und sie nicht ziehen lassen wollten, damit sie nicht auch im Schnee versinken.

Der Techniker band sich das Ende eines langen Strickes um den Leib und befahl — es ergab sich von selbst, daß er befahl —, daß je sechs Männer in ziemlich weiten Zwischenräumen sich zusammenbinden sollten, damit man nicht einander zu suchen habe und damit man sich gegenseitig heraushehlen könne.

Pilgrim band sich zum Techniker in die Kette, und nach ihm wollte gleich Don Bastian eintreten, aber der Techniker bat ihn, daß er eine besondere Kette führe.

Man nahm dürres Holz mit zum Feueranzünden, und mit Hacken, Schaufeln und Leitern ging es bergan. Etwa fünfzig Schritte vom Hause — man konnte nicht näher heran — wurde an einer gedeckten Stelle ein Raum frei geschaufelt und ein Feuer angezündet. Man legte die Leitern auf den Schneeberg, sie sanken ein, sobald ein Mann sich darauf stellte, dazu verlöschte der Wind die Fackeln, da und dort schrie einer: Ich versinke! Es wurden allerlei Versuche gemacht. In der Nacht ist nicht zu helfen! hieß es zuletzt. Man zog heimwärts.

Bei dem Feuer wurde eine Wache gelassen. Faller erbot sich sogleich, dabei zu bleiben, auch Pilgrim wollte ausharren, aber der Techniker sah, wie ihm die Zähne klapperten, und er zog ihn mit heimwärts, tröstend, daß, wenn die Verschütteten noch am Leben, ihnen am Tage die Hilfe noch zeitig genug käme.

Im Dorfe wurde es kund, daß auch Petrowitsch verschüttet sein müsse, er sei am Morgen nach dem Hause des Lenz gegangen und nicht wiedergekehrt; sein Spielfkamerad, der Ibrahim, war beim Sturmfläuten mit dem Spiel Karten in der Hand auf die Straße gekommen und sagte immer: „Ich warte auf den Petrowitsch.“ Pilgrim sagte zu seinem neuen Freunde, dem Techniker: „Entsetzlich, wenn Petrowitsch endlich Hilfe bringen wollte und dabei zu grunde ging!“

Pilgrim machte sich schwere Vorwürfe, daß er den ganzen Tag in kindischem Spiel verbracht; es hatte ihn immer wie eine Ahnung nach der Morgenhalbe gezogen, es muß dort ein Unglück geschehen, er hatte sich's wieder ausgerebet und war wohlgemuth mit seinem Pathen. Jetzt saß er, bis ihm die Augen zufanken, am Bett des Kindes, das schlief ruhig und ahnte nicht, welch ein Schicksal diese Nacht ihm bringen konnte, ja, vielleicht schon gebracht hatte.

Faller blieb auf dem Posten wie ein Soldat im Feld, und er hatte einen Kriegskameraden, der mit ihm aushielt, es war ein Gefellmacher, der ehemals bei den Pionieren gestanden. Sie hielten Rath, wie die Schneefestung zu nehmen sei, sie fanden aber kein Mittel. Faller schürte indeß das Feuer am Berge, voll Zorn, daß er derweil nichts helfen konnte.

Ein Fremder gesellte sich zu denen am Wachfeuer, es war ein Bote aus der Stadt, der Ammele zu ihrer Mutter holen sollte, die im Sterben lag.

„Hol sie heraus!“ sagte Faller in bitterm Grimm, „dort steckt sie.“ Er erzählte, was geschehen sei, und der Bote ging durch die Nacht heimwärts.

Faller wagte sich auf einem Umwege den ausgerodeten Wald hinan. Wenn er nur zu den Tannen am Hause kommen konnte, dann war die Hilfe näher. In Gemeinschaft mit dem Gestellmacher rollte er viele abgezweigte Stämme, die am Berge lagen, hinab nach den Tannen, mehrere rollten darüber weg und blieben aufrecht im Schnee, während einer sich längs vom Berge aus auf die Tannen legte.

„O weh!“ sagte der Kamerad, „die Stämme, die wir da hinuntergerollt haben, werden das Dach zusammendrücken und die Verschütteten zerquetschen.“

„Ich bin der dummste Kerl von der Welt, der dummste, der einfältigste. Jetzt bin ich's, der dich ungebracht hat, du guter Lenz!“ jammerte Faller.

Nach einer Weile rutschte er aber doch hinaus auf der Brücke, die der eine Stamm gebildet hatte, und es gelang ihm, mehrere Stämme, die sich hier zusammengeschoben hatten, mit den Fackeln anzuzünden.

„Die werden den Schnee schmelzen!“ rief er frohlockend.

„Ja, und jetzt kann das Strohdach andrennen,“ erwiderte der Kamerad.

Faller stand in stummer Verzweiflung. Er kugelte große Schneeballen und rollte sie in das Feuer, das Feuer erlosch eben, als der Tag anbrach.

Es war ein heller, fast frühlingswarmer Tag. Die Sonne schien warm auf die Morgenhalbe, sie suchte das Haus, das sie schon so lange grüßte, sie fand es nicht; sie suchte den Meister, der still und emsig am Montag Morgen dort am Fenster arbeitete, wie einst sein Vater, wie einst sein Großvater, sie fand nicht Haus, nicht Meister, und gar seltsam blinzelten die Sonnenstrahlen und zitterten hin und her, wie wenn sie sich verirrt hätten; der türkische Schnee legte sich breit hin: thu' mir was, wenn du kannst! Die Sonne schickte feurigere Strahlen nach, gegen die ersten Feiglinge, die zurückwichen, es hilft nichts, solch eine Beste will Tage lang belagert sein.

Die Kameraden alle waren da, der Techniker ihnen voran, und auch vom obern Dorf und aus andern Gemeinden waren hilfbereite Menschen genug.

Die von Faller hinabgerollten Stämme boten nun doch einen festen Anhalt, es wurde bergmännisch ein Gang von unten angelegt, und auch von oben wurde fleißig und nach festem Plan gearbeitet.

Ein einzelner Kabe flog immer unter den Schaufelnden auf und nieder und ließ sich nicht verschrecken. Die Kameraden in der Luft riesen ihn an, er kümmerte sich nichts darum und schaute die Schaufelnden an, wie wenn er ihnen was zu sagen hätte.

Lenz saß starr und stumm und wachte in Tod und Nacht hinein.

Petrowitsch war der erste, der sich wieder erhob, und er erzählte Lenz, daß in seiner Jugend auch einmal solch ein Haus so verschüttet worden, und als man die Versunkenen ausgrub, fand man sie alle plattgedrückt, vier Bauern lagen zerquetscht um einen Tisch und hatten noch die Spielkarten in der Hand. Es schauerte den Alten, da er diese Erinnerung aussprach, und doch konnte er sie nicht bei sich behalten, er mußte sich erleichtern und sie erzählen, wenn auch dem Hörer das Mark darüber erstarrte. Schnell setzte er indeß hinzu, Gott werde sie um

des unschuldigen Kindes willen retten, und er zankte fast mit Gott, wenn er das thun könne, daß er das Kind mit verschützte.

„Sie ist auch wieder gut wie ein Kind geworden,“ erwiderte Lenz. Petrowitsch schüttelte den Kopf und ermahnte ihn, wenn er wieder heraus komme, nicht so schnell belehrt zu sein: er solle sich so halten, daß Annele täglich und stündlich um seine Liebe werben müsse. Lenz widerstritt und erklärte dem Ohm, daß er noch nie verheiratet gewesen sei: in Annele stecke ein Engel, der einen in den Himmel heben könne, und das sei ja eben der Jammer gewesen, daß sie in der Verbitterung ihr eigenes gutes Herz eben so sehr unterdrückt und mißhandelt habe, wie das Anderer.

Petrowitsch schüttelte den Kopf, aber erwiderte nichts mehr.

Das Kind schrie plötzlich laut auf, auch Annele erwachte und schrie: „Die Decke sinkt ein! Die Decke sinkt ein! Wo bist du, Lenz? Bleib' bei mir! Wir wollen mit einander sterben. Gib mir das Kind in den Arm.“

Annele wurde beruhigt, sie war wieder gekräftigt und sie gingen allesammt mit einander in die Stube. Lenz zerflopte hier die Kaffeebohnen, es war noch der Vorrath, den die Krämer-Ernestine gebracht. Man saß wieder bei dem dürftigen blauen Flämmchen. Der Kaffee erheiterte alle. Es schlug auf den Uhren. Annele sagte, sie zähle nicht mehr, sie frage nicht mehr, ob es Tag, ob es Nacht sei, sie lebten jetzt schon mit einander in der Ewigkeit; wenn nur der schwere Schritt schon überstanden wäre. Sie hatte gehofft, daß man ihre Furcht, ihre Gewißheit des Todes widerlege, aber niemand antwortete.

Man saß lange stumm beisammen, es gibt jetzt nichts mehr zu reden. Nach geraumer Weile sagte Lenz zum Ohm, es sei jetzt alles so klar und glatt, nur möchte er noch wissen, warum der Ohm allzeit so herb und verschlossen gegen ihn gewesen.

„Weil ich den da, dessen Schlafrock ich anhave, gehaßt habe, ja, gehaßt; er hat mich unterdrückt in meiner Jugend und er ist schuld, daß man mich Geishirtle geheißt hat. In's harte Holz, da an der Feile, gib't durch langes Aufdrücken eine Höhlung, wie viel mehr in's Menschenherz, und das hat immer drauf gedrückt: dein einziger Bruder hat dich verstoßen! Und wie ich endlich heim bin, ich habe mich doch drauf getreut, das Bündel Haß, das ich mit mir heruntrage, endlich abzulegen. Ich kann in Wahrheit sagen, ich habe ihn in den Tod hinein gehaßt; warum ist er mir weggestorben und läßt mich allein, und wir haben das rechte Wort einander nicht gesagt? Auf dem ganzen langen Weg habe ich mich getreut, daß mir wieder einer Bruder sein soll, und jetzt ist niemand mehr da, der das kann. Und eigentlich, ehrlich gestanden, habe ich ihn doch nicht gehaßt. Wäre ich denn sonst heim? Ich höre das Wort Bruder auf dieser Welt nicht mehr, bald anderswo . . .“

„Ohm,“ sagte Annele, „in derselben Minute, wie der Bülbe an der Thür getragt hat, in derselben Minute hat mir mein Lenz erzählt, wie sein Vater einmal, da er hier verschneit war, aber nicht verschüttet, wie wir, wie er da gesagt hat: Wenn ich jetzt sterben müßte, ich habe niemand auf der Welt, der mir feind ist, als meinen Bruder Peter, und ich möchte ihn doch auch veröhnen.“

„So? So?“ sagte Petrowitsch, er drückte sich mit der einen Hand die Augen zu, mit der andern faßte er krampfhaft den Feilengriff, diesen Griff, den der Bruder Jahrzehnte lang in der Hand gehalten.

Man hörte lange nichts, als das Ticken der Uhren, bis Lenz wieder fragte, warum denn der Ohm gegen ihn so lieblos gewesen sei; es habe ihm das Herz zerrissen, daß fast ein Jahr lang da der einzige Bruder seines Vaters umhergehe und ihn nicht kennen wolle; er wäre gern, so oft er ihm begegnet, auf ihn zugeeilt und hätte seine Hand gefaßt.

„Hab's wohl gemerkt,“ erwiderte Petrowitsch, „aber ich war böse auf dich und deine Mutter, weil ich hörte, daß sie dich verkindelt und dir alle Tage siebenmal sagt: O, was bist du für ein guter Mensch, und der beste Sohn und der geschickteste und der geschickteste! Das ist nicht gut. Die Menschen sind wie die Vögel. Es gibt Mückenfresser, die müssen jede Minute was im Kröpfe haben, und so ein Vogel bist du, jede Minute ein Patschhändle und ein Vöble.“

„Er hat Recht, nicht wahr, Annele, er hat Recht?“ sagte Lenz bitter lächelnd.

„Kann wohl sein,“ entgegnete Annele.

„Sei ruhig du!“ rief Petrowitsch, „du bist auch ein Vogel, bist wenigstens einer gewesen, und weißt du, was für einer? Ein Raubvogel, die können tagelang hungern, dann fressen sie aber, was sie kriegen, einen unschuldigen Singvogel, ein junges Kitzen mit Knochen und Haut und Haar auf.“

„Er hat leider Gottes auch Recht,“ erwiderte Annele; „mir ist's am liebsten gewesen, wenn ich Einses habe recht zauen und mitten von einander reißen können. Ich hab's schon damals gespürt, wie es mir bei unserer ersten Ausfahrt so eine Herzenslust gegeben ist, die Krämer-Ernestine zu ärgern, und du hast mich gefragt: machst dir das Freude? Die paar Worte sind mir in's Herz gesunken und ich habe mir vorgenommen, auch so gut zu werden, wie du,

es ist einem viel wohler dabei. Und wie du bei der Heimfahrt den alten Bröbber hast wollen mitfahren lassen, ich hätte dich gern zum Wagen hinausgeworfen über solch eine Entfältigkeit. Wie du dann aber wieder davon abstehest und dich vor Gott und deinem Gewissen entschuldigst, daß du einen Armen am Wege nicht mitnimmst und wie du so glücklich bist — ich hätte dir gern die Hände geküßt für deine Gutheit, aber der Stolz leidet's nicht, und ich hab' mir nur still vorgenommen, auch so zu sein wie du, und doch habe ich im alten Trummin fortgelebt, und ich habe mir nur vorgenommen, dann und dann fängt du anders an, aber es darf's niemand merken, mein Mann vor allem nicht, und da ist der alte Teufel wieder gekommen, und ich habe mich zuerst geschämt, daß die Menschen merken sollen, daß ich jetzt anders sein will, und bald habe ich gar nicht mehr anders sein wollen. Ich bin das Löwen-Annele, an dem die ganze Welt Freude gehabt hat, wie es gewesen ist. Ich brauche nicht anders zu werden. Und ich bin böß auf dich gewesen, grimmig böß, weil du der erste Mensch bist, der mir tadelst, was andere gelobt und belacht haben, und da habe ich dir beweisen wollen, daß deine Sache auch nichts ist. Und zuletzt hat sich alles auf das Eine hinausgespißt: Wirthin mußt du wieder werden, dann weißt du wieder, wer du bist, und die Welt weiß es auch. So habe ich fortgehaust und übel gehaust. Noch gestern — war's gestern? Wie der Pfarrer da gewesen ist — Horch, der Ohm schläft. Das ist mir lieb. Ich will noch eine Stunde mit dir allein sein, bevor wir in die Ewigkeit gehen. Es kann doch kein Drittes wissen und kann es Keines verstehen, wie wir zwei einander im Herzen haben, bei allem und bei allem, was gewesen ist. O Lenz, gestern, wie ich so ganz mit mir allein gewesen bin, da ist mir's zum erstenmale in meinem Leben aufgegangen, daß ich nie gewußt habe, was es eigentlich ist, einen Menschen von ganzer Seele lieben. Ich bin deine Frau gewesen und hab's nicht gewußt, wie lieb ich dich habe, bis gestern, und wenn du da gekommen wärest, ich hätte dir die Augen und die Hände geküßt, du weißt gar nicht, wie lieb ich dich haben kann. Und da ist der Faller gekommen und hat mich zuerst erschreckt und dann berichtigt, daß du mich mit der Bürgschaft betrogen hast, und da bin ich auf einmal wieder befehen gewesen vom alten Teufel, der redet und thut aus mir, was er will, und nicht, was ich möchte. Jetzt ist er fort. Er hat jetzt keine Macht mehr. Ich will dich auf Händen tragen. Wenn ich dich nur noch einmal sehen könnte, nur noch Einmal, ganz, im hellen Tag! Bei dem blauen Flämmchen sieht man nichts. Wenn ich nur noch Einmal dein gutes Gesicht, deine getreuen Augen hell sehen könnte! So ungesehen sterben, den Blick nicht mehr sehen, wie weh thut das! Und wie oft habe ich den Blick weggerwandt, wenn ich gesehen habe, daß dein Auge mich sucht! O, nur ein Blick, nur ein Blick, daß ich dich noch ein einzig Mal sehen könnte!"

Petrowitsch that indes nur, als ob er schlief. Er hatte es wohl gemerkt, daß Annele jetzt ihr Herz aufstium will und daß da kein Fremder dabei sein kann. Das Kind spielte mit Bülble, und Annele fuhr fort: „O wenn ich nur die Jahre wieder herauf rufen könnte! Du hast einmal am Mittag gesagt: Gibt's was besseres, als die Sonne — und einmal am Abend: O die gute frische Luft, das ist doch lauter Glückseligkeit! Ich habe dich verspottet über diese Entfältigkeit, ich habe mich an allem versündigt, und du hast doch Recht gehabt; du bist glücklich. Dich macht alles glücklich, und so muß es sein. Und wie ich damals die Feile deines Vaters wegwerfen habe, daß die Spitze gebrochen ist, die Spitze ist mir in's Herz gefahren, ich habe aber nichts davon merken lassen, im Gegentheil; und die gute Schrift und das Andenken deiner Mutter habe ich zum Fenster hinaus geworfen. Es gibt nichts, nichts, woran ich mich nicht versündigt habe. Ich weiß, ich weiß gewiß, du verzeihst mir; bitte auch Gott für mich, daß er mir verzeiht, im Leben wie im Sterben.“

Die Spieluhr begann zu spielen, der Ohm wandte sich unwillig im Sessel hin und her, schlief aber, wie es schien, doch weiter. Als das Stück zu Ende gespielt war, rief Annele wieder: „O Gott, ich meine, ich müßte alles um Verzeihung bitten, die Spieluhr auch. Jetzt zum erstenmal in meinem Leben höre ich, wie heilig das klingt, und wie oft habe ich dich damit beleidigt! Lieber Gott! Ich bitte dich nicht für mich, o, rette, rette uns! Laß mich beweisen, daß ich alles gut machen kann.“

„Es ist alles gut, und wenn wir auch sterben,“ erwiderte Lenz. „Derweil das Stück da spielte, ist mir in Gedanken gekommen: wir haben das Edelweiß wieder, unter'm Schnee ist es in deinem guten Herzen und in uns allen aufgewachsen! Warum zitterst du so?“

„Mir ist so kalt, meine Füße sind wie erfroren.“

„Zieh die Schuhe aus, ich will dir die Füße wärmen. So, so will ich dir mein Lebenslang die Hände unter die Füße legen. Wird's besser jetzt?“

„O, viel besser, aber im Kopf da ist's wie wenn aus jedem Haar Blut flösse. Horch! Ich höre den Hahn krähen, und auch der Haba schreit. Gottlob, es ist Tag!“

Sie erhoben sich, wie wenn die Rettung schon da wäre, auch der Ohm erhob sich aus seinem Scheinschlaf; aber jetzt polterte es plötzlich. „Wir sind verloren!“ schrie Petrowitsch. Es ward wieder still. In der Schlafkammer war die Decke eingebrochen, die Thür ließ sich

nicht mehr öffnen. Nach dem ersten Schreck sprach Lenz seinen Dank gegen Gott aus, daß Frau und Kind im Schlafe der Eiusartz geahnt hatten, und er sagte zur Beruhigung, daß die Schlafkammer ein neuer Anbau sei, der das eigentliche Haus nicht gefährde; der Durchzugsbalken im alten Hause stand fest und unberührt. Es schien ihm zwar — er sprach es indefs nicht aus —, daß er sich auch nach der Kammer hin beuge, aber das war wohl nur Täuschung bei dem unsichern blauen Licht.

Wiederum war lange, lautlose Stille, nur wenn aus der Ferne der Hahn krächte, bellte Blübe, und der Rabe krächzte drein.

„Das ist ja eine wahre Arche Noah!“ sagte Petrowitsch, und Lenz erwiderte: „Ob wir jetzt zum Tode oder zum Leben gehen, wir sind jetzt auch aus der Sündflut gerettet.“ Annele legte ihm die Hand auf das Gesicht.

„Wenn ich nur eine Pfeife Tabak hätte! Es ist dumm, daß du nicht rauchst, Lenz!“ klagte Petrowitsch, und beim Gedanken an die Pfeifenreihe daheim mußte ihm sein feuerfester Geldschrank daneben in den Sinn gekommen sein, denn er fuhr fort: „Das sage ich Euch: wenn wir auch gerettet werden, Geld bekommt Ihr nicht von mir. Gar nichts.“

„Wir brauchen keins mehr,“ sagte Lenz, und Annele fragte mit heller Stimme: „Wißt Ihr, wer Euch das nicht glaubt?“

„Du?“

„Nein, die Welt wird es nicht glauben; und wenn Ihr hundertmal schwört, es wird kein Mensch glauben, daß wer mit uns im Tode war, nicht mit uns leben will. Die Welt wird uns auf Euch hin borgen und uns reich machen, wenn wir wollen.“

„Du bist noch der alte Schelm,“ schalt Petrowitsch, „ich habe geglaubt, deine lustigen Poffen wären dir vergangen.“

„Gottlob, daß sie sie noch hat!“ rief Lenz; „Annele! Bleib' lustig, wenn uns Gott wieder heraushilft. Fleißig und fidel, sagt der Pilgrim.“

Annele faßte Lenz um den Hals und herzte und küßte ihn. Alle Drei fühlten plötzlich, daß sie so heiter geworden waren, als sei alle Gefahr vorüber, und doch war sie jetzt am höchsten. Keines wollte es dem andern hind geben, und doch zitterte es in jedem nach, die Wände zitterten und der Durchzugsbalken schien sich senken zu wollen.

Annele und Lenz hielten sich umschlungen. „So wollen wir sterben und das Kind decken,“ rief Annele. „Fahr' hin, Welt! Herr Gott, rette nur unser Kind!“

„Horch, es tönt dumpf; das sind die Retter, sie kommen, sie kommen, sie retten uns . . .“

„Jetzt sind's zwei Schläge nach einander!“ rief Lenz. „Ich will ein Zeichen geben, ich lasse die Uhren zusammen spielen.“

Er brachte die beiden Musikwerke in Gang, aber nun merkte er, daß ihn das entsetzliche Longewirre fast sinnlos machte; noch in der Todesangst war ihm der Mistklang unerträglich. Er stellte die Musikwerke, und als ob ihm eine Herzader risse, so war's, da er merkte, daß beim ungehobelten Einhalt im großen Werke etwas riß.

Wieder horchten sie mit angehaltenem Athem, man vernahm nichts mehr.

„Ihr habt zu früh jubelt,“ brachte Petrowitsch kaum vor Zähnelappen hervor, „noch sind wir dem Tode näher als dem Leben.“

Es klopfte wieder von oben — „bum! bum!“ ahmte das Kind nach, und Petrowitsch klagte, daß das Hämmern über dem Haupte ihn tödte, ihm gehe jeder Schlag durch's Hirn.

Lenz mußte die Musikwerke nicht gut gestellt haben, denn plötzlich begann das eine die Melodie des großen Halleluja, und Lenz sang laut: „Halleluja! Lobt Gott den Herrn!“ Annele sang mit und hielt dabei die eine Hand auf der Schulter des Lenz und die andere auf dem Kopfe des Kindes. Und von oben rief jetzt eine Stimme: „Halleluja! Halleluja!“

„Mein Pilgrim! mein Herzbruder!“ schrie Lenz. Das war jener markerschütternde Schrei, den er schon einmal gethan hatte.

Die Kammerthür wurde mit einem Beil zerschlagen.

„Seid Ihr noch alle am Leben?“ rief Pilgrim.

„Gott Lob und Dank, alle!“

Pilgrim umarmte zuerst den Petrowitsch, den er für Lenz hielt, und Petrowitsch küßte ihn nach russischer Manier auf beide Backen.

Gleich nach Pilgrim kam der Techniker, ihn folgten Faller, Don Bastian und die Kameraden vom Liedertranz.

„Ist mein Wilhelm gesund?“ fragte Lenz.

„Ja wohl, er ist bei mir im Hause,“ sagte Don Bastian.

Jetzt wurde draußen der Schnee von den Fenstern weggeschaufelt.

„Sonne! Sonne! du bist da!“ rief Annele und sank in die Knie.

Das Musikwerk spielte fort Halleluja, der Duzlehrer stimmte ein und der ganze Lieder-

franz sang mit, volltönend und stark. Und es war, als ob die Schneemassen von dem mächtigen Gesang niedervollten, denn jetzt wälzte sich die ganze Lawine von der vorderen Seite des Hauses thalwärts.

Das Haus stand frei.

Die Stubenthür war offen geblieben, und als man nun die Fenster öffnete, schoß der Rabe über das Haupt des Kindes hinweg, hinaus in's Freie.

„Rab' fort!“ rief das Kind. Draußen aber harrte des Raben ein anderer und slog mit ihm, bald sich höher, bald sich tiefer schwingend, hinüber über das Thal.

Die erste Frau, die bei Annele eingetreten, war die Krämerin Ernestine, sie hatte das Unglück vernommen und noch dazu den Tod der Löwenwirthin, und war Annele zu Hilfe geeilt. Sie kniete neben ihr. Lenz lehnte an der Brust Pilgrim's.

Petrowitsch wollte schon grimmig werden, daß sich niemand um ihn kümmerte, als noch zu rechter Zeit der Techniker auf ihn zukam, ihm Glück wünschte zu seiner Errettung und sich eifrig um ihn bemühte. Das ist gut. Das ist doch der vornehmste von der ganzen Bande. Auch Pilgrim that freundlich und sagte laut: „Bitt' um Verzeihung für die Umarmung. Jetzt gebt mir aber Eure Hand.“

Petrowitsch reichte sie ihm dar.

„Ich hab' eine Schrift deiner Mutter im Schnee gefunden,“ sagte Faller mit heiserer Stimme, „alles andere ist verwischt, aber da steht noch: Dies Pflänzchen ist genemmet Edelweiß. Marie Lenzin.“

„Das Blatt gehört mir!“ rief Annele, sich aufrichtend. Alle sahen sie staunend an, und Ernestine schrie: „Annele! Um Gottes willen! Was hast du auf dem Kopf? Du hast ja weiße Haare!“

Annele ging vor den Spiegel, sie stieß einen Jammerruf aus und schlug die Hände über'm Kopf zusammen.

„Eine alte Frau! Eine alte Frau!“ jammerte sie und sank an die Brust des Lenz. Nach einer Weile erhob sie sich schluchzend, trocknete die Thränen und sagte Lenz leise in's Ohr: „Das ist mein Edelweiß, das mir unter'm Schnee gewachsen ist.“

40. Melchior Meyr.

(1810—1871.)

1. Aus: Annemarie.

(Erzählungen aus dem Ries, 1856. Neue Folge, 1870.)

Das Ries ist ein Gau im Schwabenlande, einige Stunden nordwärts von der Donau. Der größte Theil gehört zu Baiern, der nordwestliche Strich zu Württemberg. Die Reichsstadt Nördlingen und die kaiserliche Residenz Wallerstein sind darin die hervorragenden Punkte. Der Dialekt ist schwäbisch, an der nordöstlichen Grenze fränkisch. — Ludwig, der Sohn des reichen Angerbauers, soll seine reiche Base Eva heiraten, liebt aber die schöne und tugendhafte Annemarie, eine Waise. Der stolze Angerbauer sieht mit Arger die Neigung seines Sohnes zu dem Mädchen. Der starrköpfige Ludwig verläßt das Haus seiner Eltern, die nichts von ihm wissen wollen. Er tritt als Knecht in Dienst eines reichen Verwandten, der ihn wegen des Stolzes seines Vaters unbarmherzig streng behandelt. Der verständige und menschenfreundliche Pfarrer des Dorfes vermittelt die Rückkehr des Sohnes, dessen Arbeitskraft und Treue durch das vorangegangene Leid genügend geprüft ist. Der Vater gibt endlich die Verbindung seines Sohnes mit Annemarie zu und freut sich seiner schönen und bescheidenen Schwiegertochter.

Der erste Tanz Ludwigs mit Annemarie.

Auf dem Dorfe tanzt man nicht Touren, sondern Reihen, und zwar derer so viel, als man wünscht und aushalten kann. Ein Bursche singt ein Lied vor — in Altbaiern „Schneiderhüpf“, im Ries „Schelmenliede“ genannt — und die Musikanten spielen es zum Tanz. Ist der Reihen aus, so führt der Bursche sein Mädchen gehend an der Hand, während ein neues Lied einen neuen Tanz einleitet. Diese Sitte verursacht manchmal Streit, und die Spielleute kommen in große Noth, wenn zwei tückische Bursche verschiedene Lieder singen und jeder verlangt, daß seines aufgespielt werde. In der Regel läßt indeß einer dem andern schon beim Singen den Vorrang und wird auch wohl beim Streite noch zum Nachgeben berebet. Ludwig hatte nicht bemerkt, daß während des Tanzes sein Vater aus der Stiege gestanden, ihn mit Annemarie gesehen und sehr verfinsterten Angesichts das Wirthshaus verlassen hatte. Ein boshafter Nachbar hatte ihm gesagt, sein Ludwig tanze heute so schön, und der Alte, dem es ganz recht war, daß sein Sohn sich auch darin auszeichnete, wollte sich das Vergnügen machen, ihn zu sehen. War es ihm nun schon sehr fatal, daß sein Ludwig ein Aug' auf sie habe, so ärgerten ihn noch mehr die zärtlich glücklichen Mienen des Paares. Er ging sehr verstümmt nach Hause, um zunächst der Ehehälfte seinen Verdruß mitzutheilen, am nächsten Morgen aber mit dem Burschen selbst ein ernsthaftes Wort zu reden. Von alledem ahnte Ludwig nichts, seine

Freude blieb daher ungestört. Nach einer Weile kam ein junger Bursche und forderte Annemarie zum Tanz auf. Ludwig sah ihn groß an und hatte gute Lust, ihm zu sagen, er solle sich fortziehen und eine andre suchen. Allein er besann sich, daß er dazu kein Recht habe und ließ sie ziehen. Er sah dem Tanzen zu und freute sich an der sitigen Haltung Annemarie's und an der Art, wie sie den etwas unbeholfenen jungen Menschen leitete. Als dieser, der sich gewaltig abgearbeitet hatte, den Schweiß von der Stirne wischte, trat Ludwig zu ihm und sagte: „Du bist müde, ich will dich ablösen“. Ohne weiteres nahm er das lächelnde Mädchen bei der Hand und mischte sich unter die Paare.

Den ganzen Abend kam er Annemarie beinahe gar nicht von der Seite, und sie hatte dabei ein Ansehn, als ob's nie anders gewesen wäre. Beide waren in der Stimmung, wo man ganz in dem Richte seliger Empfindungen lebt, und das trunkene Auge in den Menschen umher nur Schattengestalten erblickt, die wie in einer andern Welt ihr Wesen treiben. Sie sahen nicht, wie man um sie her in die Ohren zischelte und den Kopf schüttelte; sie bemerkten nicht, wie die zwei langgewachsenen Töchter eines reichen Bauers, vor deren Augen Ludwig ebenfalls Gnade gefunden hatte und die mit Bruder und Wette da waren, regelmäßig, so oft sie an dem glücklichen Paare vorübergingen, den häßlichen Mund verzogen, wodurch er keineswegs schöner wurde.

Endlich kam Mitternacht, und die gesammte Jugend begab sich in die große Stube, um sich zum Schmause zu setzen. Ludwig blieb auf dem Tanzboden mit Annemarie zurück; die Talglichter waren herabgebrannt und der Raum beinahe dunkel. Er nahm die Geliebte bei der Hand und führte sie zum offenen Fenster und beide blickten in die laue, trübte Mainacht hinaus. Nachdem sie eine kurze Zeit schweigend vor sich hinstahen, sagte Ludwig: „Was ist das für ein schöner Anfsing! (der zweite Theil der Lustbarkeit bei einem Hochzeitsfeste). In meinem Leben bin ich nicht so vergnügt gewesen wie heute. Aber du,“ setzte er herzlich hinzu, „bist auch die schönste und liebste Tänzerin, die man finden kann.“ — „Mach' mich nicht roth,“ erwiderte sie, und wurde roth vor Freude, „du thust mir zu viel Ehr' an.“ — „Dir kann man gar nicht zu viel Ehr' antun,“ rief Ludwig, um sein volles Herz durch Lobpreisung zu erleichtern, „du bist das erste Mädchen im ganzen Ries!“

Annemarie schwieg. Mit einem leisen Seufzer und als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte, sagte sie endlich: „Wenn ich deinesgleichen wäre!“ Sie wollte sagen: wenn ich die Tochter eines reichen Bauern wäre! — Ludwig, den Unterschied ohne weiteres zugehend, erwiderte: „Das ist mir einerlei, du bist mir die liebste, lieber als alle Bauerntöchter miteinander. In meinem Leben wünsch' ich mir keine bessere wie dich!“ — Und er bekräftigte diese Bethuerung mit einem zärtlichen Händedruck

Regine (die Tochter des Vormunds von Annemarie) trat aus der Stube, die Beiden zu suchen. Ludwig kam später nach, strahlend vor Vergnügen. Er ließ in der Freude seines Herzens eine Flasche Wein kommen und auftragen, was gut und theuer war. Nachdem in der ganzen Stube die Messer und Gabeln beiseite gelegt waren, begannen die Spielleute „auf den Tisch hinein zu machen“, nämlich Musik. An jedem Tisch pflegt der Bursche, der's versteht, ein längeres Lied vorzusingen; die Musikanten setzen einen zinnernen Teller auf den Tisch und spielen das Lied nach. Wenn dies ein paarmal geschehen, so wirft jeder Bursche mit Art ein Geschenk auf den Teller — größer oder kleiner, je nachdem es die Ehre und der Beutel leidet — und die Musikanten treten zu einem andern Tisch, um eine neue Ehre zu halten. Der Meister der jungen Leute ist hier derjenige, der mit einem neuen Liede auftreten kann. Denn auch auf dem Lande will man nicht immer dasselbe, sondern was frisches hören und seine Kenntnisse bereichern. Geviffe alte Volkslieder, die jetzt in gebildeten Kreisen Hohn machen, sind bei solchen Gelegenheiten gradezu verpönt; und als diesmal der junge Mensch, der mit Annemarie getanzt hatte, sich ein Ansehn gab und begann: „Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein —“ brach ein allgemeines Gelächter aus. „Das hast du wohl von deim' Vele (Mhlein, Großvater) gelernt!“ rief ihm einer zu, und eine runde Dirne an seinem Tisch sagte mit mütterlichem Ausdruck: „Besinn' dich auf ein anderes, Jacob; so ein junger Mensch darf kein so altes Lied singen!“ Dem verdunkten Jungen fiel jedoch nichts ein, so sehr er auch in die Lust hinstarrte, als ob es dort abzulesen wäre. Er mußte es einem andern überlassen, die Ehre des Tisches zu retten.

Die Zeit nach dem Essen ist überhaupt die, wo verschiedene Späße losgelassen werden. Ein anderes Burschen, das zum erstenmal bei einer solchen Gelegenheit war, sang ein bekanntes Lied in herzbrechend falschen Tönen; ein geschickter junger Clarinettist copirte ihn Ton für Ton, was große Heiterkeit verursachte und dem Musikanten von den „Ausgelernten“ großes Lob zuzog. Der junge Bursche kam zum erstenmal über seinen Gesang zur Erkenntniß und wurde roth. Ein alter Musikus mit gemüthlicher Kupfer Nase, der das Horn blies, sagte schmunzelnd: „Daß dich nicht irre machen, Matthes, und halt's nur immer recht mit den Musikanten, dann erleb' ich's noch, daß du die andern alle herunterstichst.“ Das Burschen,

das nicht dumm war, verstand den Wink; um sich wenigstens auf eine Art auszuzeichnen, nahm es aus seinem nagelneuen ledernen Beutelchen das Doppelte heraus, was es erst hatte geben wollen, nämlich zwei Reichsbätkner, und warf sie in den Teller, daß es klang. „Siehst du,“ sagte der geriebene alte Hornbläser, „der Ton ist schon besser!“

Zuletzt kamen die Musici an den kleinen Tisch, wo Ludwig mit Annemarie saß, und spielten eine kleine Einleitung. Über das Gesicht des Bauers verbreitete sich ein wohlgefälliges Lächeln. Er hatte von Augsburg ein Lied mitgebracht, das wenigstens für die anwesende Gesellschaft vollkommen neu war und wollte sich nun gehörig damit zeigen. Als die Musik zu Ende war, setzte er sich in Postur und hob an: „Wir wünden dir den Jungferntanz“. Allgemeine Aufmerksamkeit! Die Musikanten, der Clarinetist voran, fanden sich bald in die einfache Weise und nach einigen Variationen ging's. Der Erfolg war außerordentlich. Als unter vollkommener Stille das letzte „G'setz“ gesungen war, riefen einige Mädchen: „Ah, das ist aber schön!“ und sahen mit einer Art von Andacht auf Ludwig. Mehrere Burtschen kamen herbei und sagten, das müßten sie auch lernen. Der Sänger wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Er mußte auf allgemeines Verlangen sein Lied wiederholen und erntete noch größeres Lob. Seine schöne Nachbarin erhörte auf's neue bei den bedeutungsvollen Worten „Jungferntanz“ und „Freiersmann“ und zeigte die liebenswürdigste Freude über den Sieg ihres Tänzers. Aber noch blieb etwas übrig, was seinen Effekt nicht verfehlen konnte. Er griff ruhig in die Tasche und legte, als wär' es ihm eben nichts, einen Kronenthaler auf den Teller. Die Gesichter der Musikanten leuchteten. Sie setzten mit Leidenschaft einen Marsch darauf, der wie ein Tusch klang, und der Hornist blies, daß ihm beinahe die Backen platzten. Als das Stückchen zu Ende war, strich er das Geld ein und sagte mit schelmischem Schmunzeln: „Bleibt gesund, bis ihr's wieder kriegt!“ — Ludwig ging in die Stube zurück, um das letzte Glas Wein auszuschlürfen. Er war aber heute zu glücklich gewesen, als daß nicht ein Dämon sich gereizt fühlen sollte, in den Honigtrank einige Tropfen Galle zu mischen; und so trat denn ein solcher in der Gestalt des Vaters zweier Mädchen, die auf dem Feste waren, zu ihm und sagte: „du hast dich ja heute recht lustig gemacht, Ludwig. Allen Respect vor deinem Tanzen und Singen! Dein Vater hat dich mit der schönen Annemarie auch tanzen sehen, aber dem scheint's nicht gefallen zu haben, denn er ist gleich wieder fortgegangen.“ „Weinetwegen!“ erwiderte er trotzig; der andere, der seinen Zweck erreicht hatte, ging wieder auf den Tanzboden. Eine halbe Stunde später ging Ludwig nach Hause, glücklich im Nachgefühl des Erlebten.

Nach einem unruhigen Schlaf erwachte Ludwig zur gewöhnlichen Zeit. Als er überdachte, was gestern geschehen war, fing sein Herz an zu klopfen. Freude und Angst erhoben sich und wechselten in seinem Herzen, bis die Angst zuletzt die Oberhand gewann. Eine zeitlang ließ er sich ruhig von ihr quälen; dann sagte er einen Entschluß, kleidete sich an und ging mit festem Schritt, dem man aber doch das Absichtliche ansah, in die Stube hinüber. Die Morgensonne schien durch die Fensterscheiben, und die friedliche Scene bildete einen eignen Contrast zu der Verwirrung in seinem Herzen. Er ging in „das Kanzley“, das in den Bauernhäusern gewöhnliche Nebenstübchen zum besondern Gebrauch der Familie, von der Stube durch eine hölzerne, mit brauner Oelfarbe gestrichenen Wand getrennt, welche mit der einen Seite des Ofens zusammenzulaufen pflegt. Der Vater saß an dem Wandtisch mit tieferstem Gesicht, und die Mutter brachte eben den Kaffee. Ludwig bot ihnen mit etwas unsicherer Stimme Guten Morgen und setzte sich zum Frühstück. Zu gleicher Zeit kamen die „Egehälter“ (Knechte und Mägde) in die Stube, um die Morgensuppe zu verzehren. Der Oberknecht und die Magd waren auf dem Anfsing gewesen; sie blinzelten sich nun zu und sahen auf das Kanzley mit jenem Vergnügen, welches die schwache menschliche Seele zu empfinden pflegt, wenn unter Höherstehenden ein skandalöser Streit zu erwarten ist. Allein der Angerbauer war nicht der Mann, sich und seine Familie preiszugeben, wenn der Jorn über seinen Verstand nicht Herr wurde. Er wartete mit der Anrede, die er Ludwig zudachte, und erst als der letzte der Ehehalten die Stube verlassen hatte, begann ein Dialog, den wir, um den Lesern eine kleine Probe davon zu bieten, in dem rieser Dialekt wiedergeben wollen.

Der Alte sagte mit bitterm Spott: „No, du hast de ja gestert recht aufg'führt! Macht mer a rechta'n Ehr, das muß i saga.“ „Auf'm A'seng, wo Bauratöchter send, tanzt du da ganza'n Obed mit'r Magd! Und net g'muag damit, setzt sie ah wo' neba' de he' und regalirt sie!“ — Ludwig, der sah, daß dem Vater schon geflaudert worden war, und die Thatsache nicht leugnen konnte, hing sich an ein Wort und sagte: „No, a Magd ist sie grad net!“ Der Angerbauer fuhr auf und blickte ihn mit drohenden Augen an; „Schweig“, sag i d'r! Mag sie sei', was sie will, sie ist net dei's Gleicha', und es ist a Schimpf und a Schand, daß du di so mit'r abgeba' hast! Wann du des Mübaur's Bäbe“ (die Reichste im Dorfe) „so tractirt härt'st, so wär's a' schidtleng g'wesa! Was wird die Er' saga' und ihr Vater? Die weara' se recht fräa', wenn se hädara', wie du di aufg'führt hast, und“ (setzte er verächtlich hinzu) „mit weam!“

Der Angefahrene war von diesen Worten sichtlich getroffen. Er wußte nichts Besseres zur Entschuldigung zu sagen, als: „Sie tanzt so guat!“ — „Tanzt so guat!“ rief der Alte mit grimmigem Lachen. Ist das a'n Ausred? Tanzt ander Mädle net ah guat? Muaf ma dorom a hergeloffens Mädle mit Wei' traktiera! Psi, schäm' di!“ — Er war aufgestanden und wendete dem Schuldigen den Rücken zu. Sein Zorn hatte offenbar den jetzt möglichen höchsten Grad erreicht. Ludwig entrißtet über den Ausdruck „hergeloffens Mädle“ und fühlend, daß jetzt überhaupt nicht mehr mit ihm zu reden sei, verstumte und sah finstern vor sich hin. — Nach einer Weile drehte sich der Alte wieder zu dem Tisch und sagte: „I will mi ietz net erzürna! Gescheha'n ist gescheha! Der dumme Strovich ist gemacht! Aber“ setzte er mit drohendem erhobnem Zeigefinger und mit entsprechend verstärktem Tone hinzu, „das roth i d'r in Guatam: loß mi so ebbes net widder böara! dem sonst — — du kennst mi!“ Er wendete sich ab und verließ mit festen Schritten die Stube.

Man sieht, der Vater war nur über das öffentliche Aergerniß entrißtet, welches Ludwig gegeben, und strafte nur dieses. Daß sein Sohn auf Annemarie ernstliche Absichten haben und um ihretwillen die Eva lassen könnte, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Hätte er Ursache gehabt, an so etwas nur zu denken, so wäre natürlich ein ganz anderer Sturm losgebrochen.

Der Delinquent athmete auf; denn im Grunde war er noch gut weggekommen. Von der Mutter strichete er wenig. Er war ihr Lieblich und wußte, daß Frauen solche Verirrungen des Herzens überhaupt glimpflicher aufzufassen pflegen. Er täuschte sich nicht. Während der Alte sprach, hatte die Mutter zu wiederholten malen mit dem Kopfe genickt, dadurch ihr vollkommenes Einverständnis an den Tag legend. Als er fort war, nahmen ihre Züge einen mildern Ausdruck an, und den Sohn bei der Hand fassend, begann sie: „Aber ietz sag m'r nor, Ludwig, wie ist's mögling, daß du di so host vergeffa' und dei'm Vater und mer so ebbes a'hoia lönnä?“ Ludwig hatte seinen ganzen Humor wieder. Da er noch keinen Plan über die Zukunft gemacht hatte, nach welchem er handeln konnte, so folgte er instinctmäßig dem Trieb, sich mit seinen Eltern wieder gut zu stellen, und sagte, allerdings nicht sehr ritterlich: „Du woest ja, Muater, wie's oem get, wama lusteng und Bier und Wei' im Kopf hot!“ — „Ja wohl,“ versetzte die schon halb beglütigte Mutter, „aber wos zwiel ist, ist zwiel! Die ganz Nacht mit o'em Mädle ztanza, die öm nex a'get! I hätt' die wärle für gscheiter ghalta!“ — „I hab d'r ja scho' g'salt,“ erwiderte Ludwig, „sie tanzt so guat, und“, fügte er nicht ohne schlaue Absicht hinzu, „i hab g'scha', daß sie ah geara' mit mer tanzt!“

Die Angerbäuerin konnte nicht umhin, heiterer auszu sehen. Sie hielt natürlich ihren Ludwig für den schönsten und geschicktesten Burschen in der ganzen Umgegend, und daß er den Mädchen so sehr gefiel, konnte ihr nichts weniger als unangenehm sein. Sie sagte daher mit dem Lächeln einer etwas eiteln Mutter: „Des glob i, daß se so a Mädle frät, wenn du mit'r tanzt, aber das is toe Entschuldigung für di!“ Eine bessere Regung machte sich in ihr geltend und sie fügte hinzu: „Die Annemarie ist zu guat dafür, daß so a junger Mensch 'n Spaß mit'r macht. Sie ist brav und ordentlich, und 's wird se gewiß a passender Ma' für se finda. Es wär' a Sünd und a Schand, wann du ihr da' Kopf verdreha!“ — „No,“ sagte Ludwig, „so arg wird's net weara!“ Mit Eifer versetzte die Mutter: „I hoff's ah nei! du host dein' Vater gehöart und woest, er hält, was er sagt! I hoff, 's ist dei' legta Dummheit gwesa!“ Ruhiger setzte sie hinzu: „So ietz gang naus zu dei'm Vater und mach'n wieder guat!“

Ludwig folgte diesem Rath. Er fand Gelegenheit seinem Vater bei einer Arbeit zu helfen, und da sie nothwendig mit einander reden mußten, so stellte sich zwischen ihnen bald wieder ein äußerlich friedliches Verhältniß her.

2. Zweierlei Zeit.

(Die Religion des Geistes, religiöse und philosophische Gedichte, 1871.)

Wenn du der Zeit dich weihst,
Dann hast du deine Zeit,
Und du gedeihst und blühst,
Gefeiert weit und breit.

Doch diese Zeit, die dir,
Dem Dienenden, ersteht,
Das ist dieselbe Zeit,
Die mit der Zeit vergeht.

Sieh jenen an, der sich,
Von ihr im Geist verlehrt,
Der stolzen Forderung
Der Zeit entgegensetzt!

Der ihrer Eitelkeit
Vorhält das Ideal,
Damit sie fühle Scham,
Damit sie leide Dual —

Die Dual, die brennend heilt!
Er hat den Streit erkoren
Und seine Zeit fürwahr
In dieser Zeit verloren.

Doch seine Zeit, sie kommt;
Und das ist jene Zeit,
Die, trönend sein Verdienst,
Besteht in Ewigkeit.

41. Paul Heyse.

(1830— .)

Aus: *La Rabbiana*. (1854.)

Der junge Fischer Antonino ist im Begriff, einen Pfarret von Neapel nach Capri hinüberzufahren, als sich zu ihnen ein 18jähriges Mädchen, Laurella, gesellt, die auf der Insel Gari und Seide verkaufen will. Während der Fahrt erfährt der Pfarret von Laurella, welche die jungen Burtschen gewöhnlich la Rabbiana (die Bissige) nennen, Näheres über ihren Charakter, der in Folge der unglücklichen Ehe ihrer jetzt kranken Mutter sich zu jener abstoßenden Härte ausgebildet hat. Antonino liebt das Mädchen seit langer Zeit, ist aber von ihr stets kurz zurückgewiesen worden. Nachdem Laurella ihre Geschäfte auf Capri besorgt hat, erscheint sie zur Rückfahrt an dem Landungsplatze, und Antonino fährt sie, da sie zur Nacht wieder bei ihrer kranken Mutter sein muß, zurück. Auf der Rückfahrt spielt die folgende Scene. (Die Novelle gehört zu den gelungensten Dichtungen P. Heyse's.)

Laurella hatte sich vorn in den Kahn gesetzt und Antonino halb den Rücken zugekehrt, daß er sie nur von der Seite sehen konnte. Ihre Züge waren jetzt noch ernsthafter, als gewöhnlich. Über die kurze Stirn hing das Haar tief herein, um den feinen Nasenflügel zitterte ein eigenstümiger Zug, der volle Mund war fest geschlossen. — Als sie eine zeitlang so stillschweigend über Meer gefahren waren, empfand sie den Sonnenbrand, nahm das Brod aus dem Tuch und schlang dieses über die Flechte. Dann fing sie an, vom dem Brode zu essen und ihr Mittagsmahl zu halten; denn sie hatte auf Capri nichts genossen.

Antonino sah das nicht lange mit an. Er holte aus einem der Körbe, der am Morgen mit Orangen gefüllt gewesen, zwei hervor und sagte: „Da hast du was zu deinem Brod, Laurella. Glaub' nicht, daß ich sie für dich zurückbehalten habe. Sie sind aus dem Korb in den Kahn gerollt, und ich fand sie, als ich die leeren Körbe wieder in die Barke setzte.“

„Iß du sie doch. Ich hab' an meinem Brode genug.“

„Sie sind erfrischend in der Hitze, und du bist weit gelaufen.“

„Sie gaben mir oben ein Glas Wasser, das hat mich schon erfrischt.“

„Wie du willst,“ sagte er, und ließ sie wieder in den Korb fallen.

Neues Stillschweigen. Das Meer war spiegelglatt und rauschte kaum um den Kiel. Auch die weißen Seevögel, die in den Uferhöhlen nisten, zogen lautlos aus ihren Nist.

„Du könntest die zwei Orangen deiner Mutter bringen,“ fing Antonino wieder an.

„Wir haben ihrer noch zu Haus, und wenn sie zu Ende sind, geh' ich und kaufe neue.“

„Bringe sie ihr nur, und ein Compliment von mir.“

„Sie kennt dich ja nicht.“

„So könntest du ihr sagen, wer ich bin.“

„Ich kenne dich auch nicht.“

Es war nicht das erstemal, daß sie ihn so verlängnete. . . .

Und nun saßen sie im Kahn wie die bittersten Feinde, und beiden klopfte das Herz tödtlich. Das sonst gutmüthige Gesicht Antonino's war bestig geröthet; er schlug in die Wellen, daß der Schaum ihn übersprigte, und seine Lippen zitterten zuweilen, als spräche er böse Worte. Sie that, als bemerkte sie es nicht, und machte ihre unbefangenes Gesicht, neigte sich über den Bord des Rachens und ließ die Flut durch ihre Finger gleiten. Dann band sie ihr Tuch wieder ab und ordnete ihr Haar, als sei sie ganz allein im Kahn. Nur die Augenbrauen zuckten noch, und umsonst hielt sie die nassen Hände gegen ihre brennenden Wangen, um sie zu kühlen.

Nun waren sie mitten auf dem Meer und nah und fern ließ sich kein Segel blicken. Die Insel war zurückgeblieben, die Küste lag im Sonnenduft weitab, nicht einmal eine Wölfe durchflog die tiefe Einsamkeit. Antonino sah um sich her. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen. Die Röthe wich plötzlich von seinen Wangen, und er ließ die Ruder sinken. Unwillkürlich sah Laurella nach ihm um, gespannt, aber furchtlos.

„Ich muß ein Ende machen,“ brach der Bursch heraus. „Es dauert mir schon zu lange und roundert mich schier, daß ich nicht drüber zu Grunde gegangen bin. Du kennst mich nicht, sagst du? Hast du nicht lange genug mit angesehen, wie ich bei dir vorüberging als ein Unsiniger und hatte das ganze Herz voll, dir zu sagen? Dann machtest du deinen bösen Mund und drehstest mir den Rücken.“

„Was hatt' ich mit dir zu reden?“ sagte sie kurz. „Ich habe wohl gesehen, daß du mit mir anbinden wolltest. Ich wollt' aber nicht in der Leute Mäuler kommen um nichts und wieder nichts. Denn zum Maune nehmen mag ich dich nicht, dich nicht und keinen.“

„Und keinen? So wirst du nicht immer sagen. Weil du den Maler weggeschickt hast? Pah! Du warst noch ein Kind damals. Es wird dir schon einmal einsam werden, und dann, toll wie du bist, nimmst du den ersten besten.“

„Es weiß keiner seine Zukunft. Kann sein, daß ich noch meinen Sinn ändere. Was geh't's dich an?“

„Was es mich angeht?“ fuhr er auf und sprang von der Ruderbank empor, daß der

Rahn schaukelte. „Was es mich angeht? Und so kannst du noch fragen, nachdem du weißt, wie es um mich steht? Müsse der elend umkommen, dem je besser von dir begegnet würde als mir!“

„Hab' ich mich dir je versprochen? Kann ich dafür, wenn dein Kopf unsinnig ist? Was hast du für ein Recht auf mich?“

„Oh,“ rief er aus, „es steht freilich nicht geschrieben, es hat's kein Advokat in Latein abgefaßt und versiegelt; aber das weiß ich, daß ich so viel Recht auf dich habe, wie in den Himmel zu kommen, wenn ich ein braver Kerl gewesen bin. Meinst du, daß ich mit ansehen will, wenn du mit einem andern in die Kirche gehst, und die Mädchen gehn an mir vorüber und zuden die Achseln. Soll ich mir den Schimpf anthun lassen?“

„Thu' was du willst. Ich lasse mir nicht bängen, so viel du auch drohst. Ich will thun, was ich will.“

„Du wirst nicht lange so sprechen,“ sagte er und bebte über den ganzen Leib. Ich bin Manns genug, daß ich mir das Leben nicht länger von solch einem Trostkopf verderben lasse. Weißt du, daß du hier in meiner Macht bist und thun mußt, was ich will?“

Sie fuhr leicht zusammen und bligte ihn mit den Augen an.

„Bringe mich um, wenn du's wagst,“ sagte sie langsam.

„Man muß nichts halb thun,“ sagte er, und seine Stimme klang leiser. „'s ist Platz für uns beide im Meer. Ich kann dir nicht helfen, Kind,“ — und er sprach fast mitleidig, wie aus dem Traum — „aber wir müssen hinunter, alle beide, und auf einmal, und jetzt!“ schrie er überlaut und faßte sie plötzlich mit beiden Armen an. Aber im Augenblick zog er die rechte Hand zurück, das Blut quoll hervor, sie hatte ihn heftig hineingebissen.

„Muß ich thun, was du willst?“ rief sie und stieß ihn mit einer raschen Wendung von sich. „Laß sehn, ob ich in deiner Macht bin!“ — Damit sprang sie über den Bord des Rahns und verschwand einen Augenblick in der Tiefe.

Sie kam gleich wieder herauf; ihr Röschchen umschloß sie fest, ihre Haare waren von den Wellen aufgelöst und hingen schwer über den Hals nieder, mit den Armen ruderte sie emsig und schwamm, ohne einen Laut von sich zu geben, kräftig von der Barke weg nach der Rüste zu. Der jähe Schreck schien ihm die Sinne gelähmt zu haben. Er stand im Rahn, vorgebeugt, die Blicke starr nach ihr hingekichtet, als begebe sich ein Wunder vor seinen Augen. Dann schüttelte er sich, stürzte nach den Rudern und fuhr ihr mit aller Kraft, die er aufzubieten hatte, nach, während der Boden seines Rahns von dem immer zuströmenden Blute roth wurde.

Im Nu war er an ihrer Seite, so hastig sie schwamm. „Bei Maria Santissima!“ rief er, „komm in den Rahn. Ich bin ein Toller gewesen; Gott weiß, was mir die Vernunft benebelte. Wie ein Blitz vom Himmel fuhr mir's in's Hirn, daß ich ganz aufbrannte und wußte nicht, was ich that und redete. Du sollst mir nicht vergeben, Laurella, nur dein Leben retten und wieder einsteigen.“

Sie schwamm fort, als habe sie nichts gehört.

„Du kannst nicht bis an's Land kommen, es sind noch zwei Miglien. Den' an deine Mutter. Wenn dir ein Unglück begegnete, sie stürbe vor Entsetzen.“

Sie maß mit einem Blick die Entfernung von der Rüste. Dann, ohne zu antworten, schwamm sie an die Barke heran und faßte den Bord mit den Händen. Er stand auf, ihr zu helfen; seine Jacke, die auf der Bank gelegen, glitt in's Meer, als der Nachen von der Last des Mädchens nach der einen Seite hinübergezogen wurde. Gewandt schwang sie sich empor und erklimm ihren früheren Sitz. Als er sie geboren sah, griff er wieder zu den Rudern. Sie aber wand ihr triefendes Röschchen aus und rang das Wasser aus den Flechten. Dabei sah sie auf den Boden der Barke und bemerkte jetzt das Blut. Sie warf einen raschen Blick nach der Hand, die, als sei sie unverwundet, das Ruder führte. „Da!“ sagte sie und reichte ihm ihr Tuch. Er schüttelte den Kopf und ruderte vorwärts. Sie stand endlich auf, trat zu ihm und band ihm das Tuch fest um die tiefe Wunde. Darauf nahm sie ihm, so viel er auch abwehrte, das eine Ruder aus der Hand und setzte sich ihm gegenüber, doch ohne ihn anzusehn, fest auf das Ruder blickend, das vom Blut geröthet war, und mit kräftigen Stößen die Barke forttreibend. Sie waren beide blaß und still. Als sie näher an's Land kamen, begegneten ihnen Fischer, die ihre Netze auf die Nacht auswerfen wollten. Sie riefen Antonino an und neckten Laurella. Keins sah auf oder erwiderte ein Wort.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über Procida, als sie die Marine erreichten. Laurella schüttelte ihr Röschchen, das fast völlig über'm Meer getrocknet war, und sprang an's Land. Die alte spin nende Frau, die sie schon am Morgen hatte abfahren sehen, stand wieder auf dem Dach. „Was hast du an der Hand, Tonino?“ rief sie hinunter. „Jesus Christus, die Barke schwimmt ja in Blut!“

„'s ist nichts, Commare,“ erwiderte der Bursch. Ich riß mich an einem Nagel, der zu

weit vor sah. Morgen ist's vorbei. Das verwünschte Blut ist nur gleich bei der Hand, daß es gefährlicher aussieht, als es ist."

"Ich will kommen und dir Kräuter auflegen, Comparello. Wart', ich komme schon!"

"Demilcht Tuch nicht, Commare. Ist schon alles geschehn und morgen wird's vorbei sein und vergessen. Ich habe eine gesunde Haut, die gleich wieder über jede Wunde zuwächst."

"Addio!" sagte Laurella und wandte sich nach dem Pfad, der hinaufführt.

"Gute Nacht!" rief ihr der Bursch nach, ohne sie anzusehn. Dann trug er das Geräth aus dem Schiff und die Körbe dazu, und stieg die kleine Steintreppe zu seiner Hütte hinauf.

Es war keiner außer ihm in den zwei Kammern, durch die er nun hin und her ging. Zu den offenen Fensterchen, die nur mit hölzernen Läden verschlossen werden, strich die Luft etwas erfrischender herein, als über das ruhige Meer, und in der Einsamkeit war ihm wohl. Er stand auch lange vor dem kleinen Bilde der Mutter Gottes und sah die aus Silberpapier daraufgelebte Sternenglorie andächtig an. Doch zu beten fiel ihm nicht ein. Um was hätte er bitten sollen, da er nichts mehr hoffte.

Und der Tag schien heute still zu stehn. Er sehnte sich nach der Dunkelheit, denn er war milde, und der Blutverlust hatte ihn auch mehr angegriffen, als er sich gestand. Er fühlte heftige Schmerzen an der Hand, setzte sich auf einen Schemel und löste den Verband. Das zurückgedrängte Blut schoß wieder hervor, und die Hand war stark um die Wunde angeschwollen. Er wusch sie sorgfältig und kühlte sie lange. Als er sie wieder vorzog, unterschied er deutlich die Spur von Laurella's Zähnen. "Sie hatte Recht," sagte er. "Eine Bestie war ich und verdien' es nicht besser. Ich will ihr morgen ihr Tuch durch den Giuseppe zurückschicken. Denn mich soll sie nicht wieder sehn." — Und nun wusch er das Tuch sorgfältig und breitete es in der Sonne aus, nachdem er sich die Hand wieder verbunden hatte, so gut er's mit der Linken und den Zähnen konnte. Dann warf er sich auf sein Bett und schloß die Augen.

Der helle Mond weckte ihn aus einem halben Schlaf, zugleich der Schmerz in der Hand. Er sprang eben wieder auf, um die pochenden Schläge des Bluts im Wasser zu beruhigen, als er ein Geräusch an seiner Thür hörte. "Wer ist da?" rief er und öffnete. Laurella stand vor ihm.

Ohne viel zu fragen, trat sie ein. Sie warf das Tuch ab, das sie über den Kopf geschlungen hatte und stellte ein Körbchen auf den Tisch. Dann schöpfte sie tief Athem.

"Du kommst, dein Tuch zu holen," sagte er; "du hättest dir die Mühe sparen können, denn morgen in der Früh hätte ich Giuseppe gebeten, es dir zu bringen."

"Es ist nicht um das Tuch," erwiderte sie rasch. "Ich bin auf dem Berg gewesen, um die Kräuter zu holen, die gegen das Bluten sind. Da!" Und sie hob den Deckel vom Körbchen.

"Zu viel Mühe," sagte er, und ohne alle Herbigkeit, "zu viel Mühe. Es geht schon besser, viel besser; und wenn es schlimmer ginge, ging' es auch nach Verdienst. Was willst du hier um die Zeit? Wenn dich einer hier träge! Du weißt, wie sie schwachen, obwohl sie nicht wissen, was sie sagen."

"Ich kümmere mich um keinen," sprach sie heftig, "Aber die Hand will ich sehen und die Kräuter darauf thun, denn mit der Linken bringst du es nicht zu Stande."

"Ich sage dir, daß es unnöthig ist."

"So laß es mich sehen, damit ich's glaube."

Sie ergriff ohne weiteres die Hand, die sich nicht wehren konnte, und band die Lappen ab. Als sie die starke Geschwulst sah, fuhr sie zusammen und schrie auf: "Jesus Maria!"

"Es ist ein bißchen aufgelaufen," sagte er. "Das geht weg in einem Tag und einer Nacht."

Sie schüttelte den Kopf: "So kannst du eine Woche lang nicht auf's Meer."

"Ich denk' schon übermorgen. Was thut's auch?"

Indessen hatte sie ein Becken geholt und die Wunde von neuem gewaschen, was er litt wie ein Kind. Dann legte sie die heilsamen Blätter des Krautes darauf, die ihm das Brennen sogleich linderten, und verband die Hand mit Streifen Leinwand, die sie auch mitgebracht hatte.

Als es gethan war, sagte er: "Ich danke dir. Und höre, wenn du mir noch einen Gefallen thun willst, vergib mir, daß mir heut so eine Tollheit über den Kopf wuchs und vergiß das alles, was ich gesagt und gethan habe. Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Du hast mir nie Veranlassung dazu gegeben, du wahrhaftig nicht. Und du sollst schon nichts wieder von mir hören, was dich kränken könnte."

"Ich habe dir abzubitten," fiel sie ein. "Ich hätte dir alles anders und besser vorstellen sollen und dich nicht aufbringen durch meine stumme Art. Und nun gar die Wunde —"

„Es war Nothwehr und die höchste Zeit, daß ich meiner Sinne wieder mächtig wurde. Und wie gesagt, es hat nichts zu bedeuten. Sprich nicht von Vergeben. Du hast mir wohlgethan, und das danke ich dir. Und nun geh schlafen, und da — da ist auch dein Tuch, daß du's gleich mitnehmen kannst.“

Er reichte es ihr, aber sie stand noch immer und schien mit sich zu kämpfen. Endlich sagte sie: „Du hast auch deine Jacke eingeblißt um meinetwegen, und ich weiß, daß das Geld für die Drangen darin steckt. Es fiel mir alles erst unterwegs ein. Ich kann dir's nicht so wieder erlesen, denn wir haben es nicht, und wenn wir's hätten, gehört es der Mutter. Aber da hab' ich das silberne Kreuz, das mir der Maler auf den Tisch legte, als er das letztemal bei uns war. Ich hab' es seitdem nicht angesehen und mag es nicht länger im Kasten haben. Wenn du es verkaufft — es ist wohl ein paar Pfaster werth, sagte damals die Mutter —, so wäre dir dein Schaden ersetzt, und was fehlen sollte, will ich suchen mit spinnen zu verdienen, Nachts, wenn die Mutter schläft.“

„Ich nehme nichts,“ sagte er kurz und schob das blanke Kreuzchen zurück, das sie aus der Tasche geholt hatte.

„Du mußt's nehmen,“ sagte sie. „Wer weiß, wie lang' du mit dieser Hand nichts verdienen kannst. Da liegt's, und ich will's nie wieder sehn mit meinen Augen.“

„So wirf es in's Meer.“

„Es ist ja kein Geschenk, das ich dir mache; es ist nicht mehr, als dein gutes Recht und was dir zukommt.“

„Recht? Ich habe kein Recht auf irgend was von dir. Wenn du mir später einmal begegnen solltest, thu' mir den Gefallen und sieh mich nicht an, daß ich nicht denke, du erinnerst mich an das, was ich dir schuldig bin. Und nun gute Nacht, und laß es das letzte sein.“

Er legte ihr das Tuch in den Korb und das Kreuz dazu und schloß den Deckel darauf. Als er dann aufsaß und ihr in's Gesicht, erschraf er. Große, schwere Tropfen stürzten ihr über die Wangen. Sie ließ ihnen ihren Lauf.

„Maria Santissima!“ rief er, „bist du krank? Du zitterst vom Kopf bis zu Fuß.“

„Es ist nichts,“ sagte sie. „Ich will heim!“ und wankte nach der Thür. Das Weinen übermannte sie, daß sie die Stirn gegen den Pfosten drückte und nun laut und heftig schluchzte. Aber eh' er ihr nach konnte, um sie zurückzuhalten, wandte sie sich plötzlich um und stürzte ihm an den Hals.

„Ich kann's nicht ertragen!“ schrie sie und presste ihn an sich, wie sich ein Sterbender an's Leben klammert, „ich kann's nicht hören, daß du mir gute Worte gibst und mich von dir gehen heißest mit all der Schuld auf dem Gewissen. Schlage mich, tritt mich mit Füßen, verwünsche mich! — oder, wenn es wahr ist, daß du mich lieb hast, noch, nach all dem Bösen, das ich dir gethan habe, da nimm mich und behalte mich und mach' mit mir, was du willst. Aber schick' mich nicht so fort von dir!“ — Neues heftiges Schluchzen unterbrach sie.

Er hielt sie eine Weile sprachlos in den Armen. „Ob ich dich noch liebe?“ rief er endlich. „Heilige Mutter Gottes! meinst du, es sei all mein Herzblut aus der kleinen Wunde von mir gemichen? Fühlst du's nicht da in meiner Brust hänumern, als wollt' es heraus und zu dir? Wenn du's nur sagst, um mich zu versuchen, oder weil du Mitleiden mit mir hast, so geh', und ich will auch das noch verzeihen. Du sollst nicht denken, daß du mir's schuldig bist, weil du weißt, was ich um dich leide.“

„Nein,“ sagte sie fest und sah von seiner Schulter auf und ihm mit den nassen Augen heftig in's Gesicht, „ich liebe dich, und daß ich's nur sage, ich hab' es lange geflüchtet und dagegen getrotzt. Und nun will ich anders werden, denn ich kann's nicht mehr aushalten, dich nicht anzusehen, wenn du mir auf der Gasse vorüberkommst. Nun will ich dich auch küssen,“ sagte sie, „daß du dir sagen kannst, wenn du wieder in Zweifel sein solltest: Sie hat mich geküßt, und Laurella küßt Keinen, als den sie zum Manne will.“

Sie küßte ihn dreimal, und dann machte sie sich los und sagte: „Gute Nacht, mein Liebster! Geh nun schlafen und heile deine Hand, und geh nicht mit mir, denn ich fürchte mich nicht, vor Keinem, als nur vor dir.“

Damit huschte sie durch die Thür und verschwand in den Schatten der Mauer. Er aber sah noch lange durch's Fenster, auf's Meer hinaus, über dem alle Sterne zu schwanen schienen.

Als der kleine Padre Curato das nächste Mal aus dem Beichtstuhl kam, in dem Laurella lange gekniet hatte, lächelte er still in sich hinein. „Wer hätte gedacht,“ sagte er bei sich selbst, „daß Gott sich so schnell dieses wunderlichen Herzens erbarmen würde! Und ich machte mir noch Vorwürfe, daß ich den Dämon Eigensinn nicht härter bedrängt hatte. Aber unsere Augen sind kurzichtig für die Wege des Himmels. Nun so segne sie der Herr und lasse mich's erleben, daß mich Laurella's ältester Bube einmal an seines Vaters Statt über Meer fährt! Ei ei ei! La Rabbia!“

42. Ida, Gräfin Hahn-Hahn.

(1805— .)

Aus: Gräfin Faustine. (1841.)

Gräfin Faustine lebt mit Baron Andlau in Dresden. Sie ist das schönste, geist- und talentvollste Weib in der Gegend. Man weiß nicht, in welchem Verhältnis sie zu Andlau steht; alle Welt nimmt an, sie sei seine Gattin. Bei ihrer gutmüthigen, glücklich verheirateten Schwägerin lernt sie deren Schwager Clemens von Waldorf kennen, einen etwas beschränkten, harmlosen, aber innig empfindenden Charakter. Er sagt eine tiefe Leidenschaft zu Faustinen, die er bei längerem Aufenthalt in Dresden viel bemerkt, von der er aber entschieden zurückgewiesen wird. Außer ihm ist Graf Mario Mengen ein häufiger Gast, fein, gebildet, geistvoll und gern gesehen, zumal er seine Leidenschaft zu verbergen weiß. Nachdem Clemens sich von Faustins Neigung für Graf Mengen überzeugt, erschließt er sich in ihrer Gegenwart. Diese Vorfälle finden statt, während Andlau sich zur Regulirung seiner Vermögensverhältnisse bei seinen Verwandten aufhält. Bei dem Faustinen gewaltsam von Graf Mengen abgenötigten Bekenntnis ihrer Liebe erzählt man, daß Faustine in frühesten Augen mit Oberman vermählt gewesen, daß sie dann Andlau kennen gelernt habe, diesen, als er durch einen Pistolenschuß von ihrem Manne sehr gefährlich verwundet worden, bis zu seiner Genesung gepflegt, und nachdem sie von ihrem Manne getrennt, an der Seite Andlaus ein Leben reinsten Glückes in Ausübung der Kunst und geistig-geselligen Genusses geführt habe. Indessen hat an Andlau sie doch vorzugsweise das Gefühl der Dankbarkeit gefesselt. Andlau lehrt nicht zurück, Mengen und Faustine leben glücklich und bringen mit ihrem Söhnchen Bonaventura in Italien zu, als dort Faustine dem kranken Andlau, dessen Schutzwunde einen Besuch italienischer Bäder notwendig gemacht hatte, begegnet und auf seinem Sterbelager sich mit ihm ausöhnt. Diese, das reizbare Wesen Faustins untergrabenden Schicksalsschläge treiben sie mit dämonischer Gewalt, der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen, wo sie nach kurzer Zeit stirbt.

Charakter und Lebensansichten Faustinsens.

In Faustinsens Charakter waren viele Anomalien und manche Schatten; doch der vorherrschende Zug ihres ganzen Wesens war eine Liebenswürdigkeit, die jene ausglich und diese überfrachtete. Worin ihre Liebenswürdigkeit bestand, konnte man nicht definiren — vielleicht blos darin, daß sie natürlich und ohne Ansprüche war, und von Niemand weder Lob, noch Beifall, noch Hulldigung verlangte. Die tiefe Sorglosigkeit über den Erfolg ihrer Erscheinung oder ihres Gesprächs gab ihr eine solche Frische, daß am alltäglichen Handlungen, am gewöhnlichen Worte ein reizender Schmelz gehaucht war, wie er auf frischgepflückten Früchten liegt. Es ist ein Hauch, ein Duft, eben Nichts! — doch wenn die Früchte zwölf Stunden im Zimmer gestanden, so ist dies liebliche Nichts verschwunden und dann, wenn man es vermisst, wird es erst erkannt. Trotz ernster Lebenserfahrung, die oft muthlos — trotz herben Kummers, der oft trübe macht — trotz der Verhältnisse, die sie beengten — war Faustine an Körper und Geist, an Sinn und Seele jung und frisch, als hätte sie nichts erfahren, nichts gelitten; und fremd in den Verhältnissen des Lebens, als bewohne sie den Regenbogen etwa, oder den Orion, und komme nur zufällig bisweilen auf die Erde herab. Sie war ganz und ungetheilt Eins, nicht zerstückelt, nicht zersplittert, das gab ihr Klarheit. Sie blickte weder rechts noch links auf Wege, wo andere gingen; sie wandelte unbekümmert auf dem ihren: das gab ihr Sicherheit. Sie griff nicht hier und dort nach Haltung umher, nach Liebe und Freundschaft suchend: sie war begnügt im tiefsten Wesen; doch wenn man ihr entgegenrat und ihr die Hand bot, oder wenn sie erkannte, daß sie die Hand bieten durfte, so that sie es gern, nahm und gab dem fremden wie dem eignen Bedürfnis und Wunsch. Aber wer nicht mit ihr Schritt hielt, wer ihr kein Stab war, woran sie sich heraufranken konnte aus Nicht, kein Fels, woran sie empor klettern konnte zur Luft — den ließ sie los, gleichgültig, unbesangen, wie man eine welcke Blume nicht wegwirft, aber fallen läßt. Menschen, Zustände, Welterscheinungen, eigene Fehltritte — Alles war ihr Mittel, um sich daran fort- und auszubilden. Sie sagte oft:

„Helden, Künstler, große Herrscher, was thun sie anderes, als daß sie in ihrem Wirkungsbereich, der freilich nicht kleiner als die Welt ist, sich selbst zur Vollkommenheit durcharbeiten suchen. Das ungemessene Streben, Dursten und Ringen nach Vollendung kennt Jeder, aber nicht Jeder kann zu seiner Bildung in die Zeit hineingreifen und sich einen Thron in ihr errichten, oder in den Stein hauen und sich ein Monument daraus hauen. Es ist eine große Erleichterung für den Menschen, ein Genie in irgend einer Kunst, d. h. in irgend einem Zweige des geistigen Lebens zu sein: er hat, woran er sich üben kann. In seine Schöpfungen legt er den Überfluß des Daseins nieder und taucht frischgewaschen aus diesem Bade hervor, wie die großen Bergströme erst dann klares Wasser bekommen, wenn sie durch einen See geflossen sind. Wir Nicht-Genies müssen uns helfen, wie wir eben können, und ich bilde mir ein: Alles kann uns dienen, ohne daß wir deshalb geistige Blutjäger werden müßten.“

Aber unter dienen verstand sie eine Behülfslichkeit zur Erlangung kleiner Absichten und Zwecke. Niemand besaß weniger Geschick als sie, die Menschen zu gewinnen und zu lenken für ihre Pläne; schon deshalb, weil sie schwerlich je einen andern Plan als den einer Reise oder Spazierfahrt gehabt. Die Menschen dienten ihr wie anatomische Präparate oder wie seltene Pflanzen — als Studien, nicht einer Wissenschaft oder einer Kunst, sondern des Lebens, das sie nach allen Richtungen, in allen Ausprägungen verfolgen und verstehen wollte. „Ein Vogel singt, der andere fängt Mücken, jedes Ding hat seine Art,“ sagte sie, und jede Art war ihr

interessant: mitunter freilich nur auf zwei Minuten. „Ist das meine Schuld?“ fragte sie unbefangen, wenn Andlau oder andere Freunde ihr vorwarfen, daß sie leicht der Dinge überdrüssig werde, und heute gähne, wo sie gestern Beifall geklatscht: — „ich habe wirklich noch nie Überdruß an meinem Gott und meiner Liebe empfunden.“

Fast alle Frauen ohne Ausnahme hatten Faustine lieb, denn in keinem Stile rivalisirte sie mit ihnen. Sie gönnte ihnen ihre Triumphe, ihre schönen Kleider, ihre Anbeter, ihre Verdienste und begnügte sich — das Alles nicht zu haben. Zwar stellte sie die schönsten und glänzendsten Frauen in Schatten, doch so, daß beide Theile keine Ahnung davon hatten. Die schönen sagten: „Sie hat sehr viel Verstand, aber schön ist sie durchaus nicht.“ Die klugen: „Verstand hat sie nicht viel, aber sie ist allerliebste.“ Keine verglich sich mit ihr, so wie prächtige Gartenblumen sich vielleicht nicht mit einer Alpenpflanze vergleichen möchten. Ein Wilder sagte einst, als er das Gemälde eines Engels sah: „Er ist meines Geschlechts.“

Faustine, wie fast alle einsam, d. h. ohne großen Familienkreis, lebende Personen, hatte eine leise Stimme. Wo eine bedeutende Schar von Geschwistern ist, mit denen man doch auf gleichem Fuße stehen — oder von Kindern, denen man befehlen muß — da wird die Stimme von selbst laut und tönend; sie soll gehört werden und bisweilen dominiren; aus dem Hause bringt man diese Gewohnheit in die Gesellschaft hinüber. Wer allein lebt, ohne Kinder, ohne Hauswesen, nur mit einem oder zwei Menschen in vertrautem Umgang, der ist nicht im Stande, in einem übervollen Salon zu sprechen, es müßte denn sein, daß Alles schwiege, wenn er redete. Faustine hatte eine leise Stimme, die immer leiser wurde, je inniger und eindringlicher sie sprach. Es ward zuletzt wie ein Klingen der Seele, aber ganz verständlich, so wie man die Aeolsharfe und das Marmeln des Baches ganz genau versteht. Daher sprach sie in der Gesellschaft nur mit ihren Nachbarn rechts und links, sie machte kein allgemeines Aufsehen, aber der jeweilige Nachbar war captivirt, wenn sie sprach, — was auch nicht immer geschah. Den Wecker an der Uhr stellt man auf eine bestimmte Stunde: dann schnurrt er sein Stüchken ab; der Mensch ist keine Sprechmaschine, die ihr gegebenes Thema abhaspelt. Von innen muß er angeregt werden, nicht von außen, wenn er etwas Gescheites hervorbringen soll. In Faustinen war Alles vereinigt, um sie Andlau gegenüber am lebenswürdigsten zu machen; ein Hauptgrund aber war der, daß er sie liebte. Es ist die schwierigste Aufgabe für eine Frau, auf die Dauer und durch lange Jahre hindurch, lebenswürdig wie keine Andre für den Mann zu bleiben, mit dem sie verbunden ist. Die entwerdende Gewohnheit weht über ihn hin, wie feuchte Luft über eine Harfe, und die Saiten erschlaffen. Ihre Liebe reicht nicht aus. Aber die Sache wird ihr sehr leicht gemacht, sobald er sie liebt; und dies seltene Glück hatte Faustine.

Die Begeisterung ist dem Manne doch viel eigenthümlicher, als dem Weibe! Ich neme nicht die augenblickliche Exaltation, welche Leib und Leben, Seel' und Seligkeit wagen und opfern läßt, allein Begeisterung, sondern auch festes Beharren, unverbrüchliche Richtung, ausdauerndes Handeln in einem und demselben Sinne, für eine und dieselbe Idee, mit einer und derselben Wärme und Kraft.

„Das ist Charakter“ — sagte Faustine.

„Aber was alimentirt den Charakter, wenn nicht Begeisterung? welsch' ein dülres, unerquickliches, unwirkliches Wesen wird daraus, wenn der Charakter nur wie ein Maulthier immer vorwärts trabt, und seine Last über das Gebirge fort schafft. Ohne Freudigkeit an dem einmal Erfaßten, ohne Andacht zu ihm, ohne Befriedigung in ihm, ohne Triumph mit ihm — ward nie etwas Großes geleistet, und was ist die Quintessenz dieser Empfindungen, wenn nicht Begeisterung? Was ist der Pulsschlag, der ihnen Leben zuflößt, wenn nicht Begeisterung? Begeisterung ist der elektrische Schlag, der die Kette der Existenz durchströmt, und die Geschichte beweist, daß nur Männer ihn empfangen.“

„Nur Männer?“ unterbrach Faustine; „und die Prophetinnen der Hebräer! und die todverlachenden Römerinnen! und die Priesterinnen der Germanen! und die Heldinnen von Saragossa!“

„Die Richtung nehme ich aus. Wo das Herz des Weibes getroffen wird, wo die Liebe es berührt, sei es ausschließlich für einen Menschen, oder für das Vaterland, oder für Gott — da schlägt der elektrische Funke ein, da lodert die Begeisterung auf. Aber selbst dann begnügt sich das Weib damit, für das Geliebte zu leiden und zu sterben. Zum Schaffen, zum Handeln, zum die Welt aus ihren Fugen Heben, wird das Weib nie angeregt, nie wohl verstanden, nie durch Begeisterung. Durch Intriguen, durch Laune — ja, damit amüßirt sie sich zuweilen. Noch keiner Frau ist es eingefallen, den Geliebten unsterblich zu machen, wie Petrarca die Laura und Dante die Beatrice; sie beherrschen nicht einmal die Kunst, viel weniger die Wissenschaft! die Frau soll noch geboren werden, welche im Stande ist, für eine abstracte Idee sich zu begeistern bis zum gelassenen Erdulden von Kerker und Verfolgung, wie z. B. Galilei mit seinem „e pur si muove!“ Ein weiblicher Socrates läßt sich nun vollends gar nicht denken.“

„Doch war die schöne und weise Hypatia, welche unter Kaiser Theodosius II. einen Lehrstuhl zu Alexandrien einnahm, wie Socrates, Lehrer der Jugend; und gleich ihm fand sie den Märtyrertod, welchen ihres Ruhmes und ihrer Wissenschaft neidische Feinde über sie verhängten. Übrigens — da Männer die Geschichte schreiben, und da die Geschichte sich überhaupt mehr mit Darstellung der Thatfachen, als mit Entwicklung der Motive beschäftigt — kann Niemand wissen, ob nicht, während ein Duzend Männer auf der Lebensbühne agirt und tragirt, eine Frau im Souffleurkasten ihnen ihre Rolle vor spricht.“

Das Leben war ihr eine Aufgabe, sich zur möglichsten Vollendung durchzuarbeiten, und jede Begegnung sollte ein neuer Hammer Schlag sein, um das Götterbild aus der rohen Felsmasse befreien zu helfen. Sie war von einer tiefen Herzensreinheit; nicht von der des Kindes, welches überhaupt von keiner Schuld weiß. Ihr heißes Herz verstand jede Schuld, jede Schwäche — nur nicht für sich selbst. Sie maß sich nie bei, die Absicht des Schöpfers mit den Geschöpfen erkannt zu haben: nur für sich hatte sie dieselbe erkannt und sie lag in dem kleinen Wort: aufwärtsstreben. Jede Gemeinheit der Ullge, der Heuchelei, der Gefallsucht war ihr fremd — eben ihrer reinen Natur nach, welche jeden Schein verachtete, und zu der hatte sie eine Zuversicht, die auf nichts begründet und durch nichts gerechtfertigt war. Was ihr begabte, nahm sie von höherer Hand gesendet an, um es zu ihrem Besten zu verarbeiten, ohne Jemand dadurch zu beeinträchtigen. Aber wo zieht sich der Faden einer Existenz so einsam hin, daß kein fremder sich mit ihm verschlinge und verwebt? daß dieser nicht breche, wenn der Knoten in jenem zerrissen wird?

43. Fanny Lewald.

(1811 —)

Aus: *Diogena*. Roman von Iduna Gräfin Hahn-Hahn. (1847.)

Diogena stammt von Diogenes ab und sucht in Europa, Asien, Amerika mit der Laterne den „rechten Mann“. Die Bekanntschaften, welche sie macht, sind widerwärtig; in Paris befehligt sie sich unter Leitung des sie liebenden Professors Wahl anatomischer Studien, vermählt sich mit Bonaventura und lebt zuletzt unheilbar im Irrenhause. (Der Roman ist eine Satire auf die „Faustine“ der Gräfin Hahn-Hahn, ja überhaupt auf deren Romane, daher die mit Fremdwörtern übertrieben ausgefallene Sprache.)

Ein Zug aus dem Leben Diogena's.

Eine finstere, lugubre Melancholie kam über mich, ich fing an die Welt und die Menschen zu hassen, dem Schicksal zu zürnen. Ich wollte versuchen, mir die Thüren des Jenseits zu eröffnen. Es schien mir pikant, grade in Paris, wo alle Welt die Genüsse der Erde sucht, diese gänzlich zu verschmähen und, umgeben von einem wahrhaft eblouirenden Luxus, das Leben eines Anachoreten zu führen.

Ich ließ neben meinem pompösen, comfotablen Boudoir ein kleines, schlechtes Zimmer seiner Tapeten berauben, alle Möbel daraus entfernen, den Kamin vermauern und das Fenster verhängen. Aus einem Kloster schaffte ich mir das abgelegte Gewand einer verstorbenen Nonne. Als ich es angelegt hatte, sah ich mich zum letzten Mal im Spiegel. Strahlender als je erschien meine faszinirende Schönheit in dieser Verhüllung. Dann zog ich mich in meine Zelle zurück und beschloß, den Pater Benoit holen zu lassen, der berühmte war durch seine strenge Abcese, seine große Schönheit und sehr en vogue in der beau monde, um mich mit ihm über den Zustand meiner Seele und meines Herzens zu berathen.

Als er die Prachtsäle meines Hotels durchwandert hatte, vermuthete er sicher, in eines jener eleganten Bezimmer geführt zu werden, in denen die vornehmen Damen, kokett vor ihren brie-dieu hingegossen, die Siliden des vorigen Tages bereuen. Wie sehr war er erstaunt, eine Zelle, eine von allem eitlen Lande entblößte Frau, in voller Schönheit der Jugend vor sich zu sehen. Aber nicht minder frappirt war ich selbst.

Der Pater war ein Mann von kaum dreißig Jahren. Behn Jahre lang Missionair in dem Innern von Afrika, war von der Sonne des Südens sein edles Antlitz gebräunt. Seine Züge waren scharf geschnitten wie des Nero oder August; sein Blick ruhig und sicher, sein Mund fest geschlossen. Schwarzes, glattes Haar legte sich weich um seine Schläfe, und er trug sein einfaches Priestergewand mit der Eleganz, mit der Distinction eines Fürsten. Seine Hände waren aristokratisch fein und soignirt, wie er denn auch vortreflich Chau sirt war.

Einen Moment betrachtete er mich mit schweigendem Erstaunen. Dann sagte er: „Sie haben mich rufen lassen und ich finde Sie hier in einem Zustande, meine verehrte Gräfin, der mich zu der Frage ermächtigt, welch Leid Ihre Seele bedrückt?“

„O mein Vater!“ rief ich, „ich bin von Gott verlassen!“

„Das ist Niemand, der ihn sucht.“

„Mein Vater, ein schwerer Fluch ruht auf meinem Geschlechte, hören Sie mich an. Ich

stamme von Diogenes, ich muß einen Menschen suchen, wie er es that, einen Menschen, einen Mann in der vollen Idealität des Wortes, den rechten Mann. Unzählige Frauen unsers Geschlechts sind daran zu Grunde gegangen, denn nur das Herz und die Seele sind die Wünschelruth, mit denen man Herz und Seele, mit denen man den Rechten findet, und — wir Alle haben weder Herz noch Seele!“

„Sie freveln, meine Tochter!“ sagte der Vater. Aber ich ließ ihn nicht weiter sprechen. „D!“ rief ich, ihn unterbrechend, „hören Sie mich an. Submiss dem Schicksalspruch unsers Geschlechtes, habe ich die Liebe und den Rechten gesucht mit einer Ardeur, mit einer Behemenz, die Ihnen adorabel scheinen würde. Ich bin erst siebenzehn Jahre, und schon war ich einem Grafen verheiratet, von dem ich geschieden bin; schon ist ein Lord zum Selbstmorde getrieben durch mich, ein Vicomte für mich im Duell geblieben, ein Fürst folgt mir mit stupider Hundestreue, ohne zu wissen weshalb, noch warum? Unter unzähligen Hidalgo's der pyrenäischen Halbinsel habe ich umher gesucht nach Liebe und nach dem Rechten, ich habe Nichts gefunden als passagere Emotionen und gewöhnliche Cavaliere. Ich bin der Verzweiflung nahe. Ich finde es unter meiner Würde, zu den Regionen der Bourgeoisie hinabzusteigen, und doch fürchte ich fast, ich finde nicht in der Aristokratie, was ich erstrebe. Da habe ich mich in meinen Zweifeln an Sie gewendet, mein Vater! Rathen Sie mir, que faire?“

„Frau Gräfin!“ sagte der Vater, „wenn Sie nicht ein unwürdiges Spiel mit mir treiben, vor dem schon die Heiligkeit meines Gewandes mich schützen sollte, so ist es hohe Zeit, daß Sie Ihre Seele in sich sammeln zum Gebete, ehe Sie der Schwindel erfaßt, der Sie hinabreißen muß in den Abgrund des Wahnsinns.“

Er wollte sich setzen, um mit ihr zu sprechen, es war kein Sessel in dem Gemach. Da ich in Allem gern ganz war, so hatte ich, nun ich daran dachte, mich von allem Luxus zu debarassiren, auch die gewohnte Bequemlichkeit eines Stuhles verschmäht und lag an der Erde.

Der Vater ging in das Boudoir, nahm einen Fauteuil und trug ihn in meine Zelle, wo er sich darauf niedersetzte. Ich kniete vor ihm nieder.

„D!“ sagte ich, „Sie sehen aus, mein Vater, als ob Sie eine Seele hätten, aus Ihren Augen spricht ein mildes, liebendes Herz. Haben Sie Erbarmen mit mir, geben Sie mir von dem Überflusse Ihrer Seele, Ihrer Liebe einen Funken, daß es in mir ein Mirakel wirke. Sehen Sie, ich bin das unglückliche Götterbild des Hygmalion, die Schönheit ohne den belebten Hauch der Liebe. Lieben Sie mich, mein Vater! Sie, dessen Herz, dessen Seele groß und mächtig genug waren, den in Heidenthum verfuntenen Völkern den Geist der Liebe einzufloßen, Sie müssen die Kraft haben, auch mir eine Seele, ein Herz zu geben, auch mir die Gnade der Liebe zu gewähren. Lieben Sie mich, mein Vater! Es ist ein Gott wohlgefälliges Werk.“

Ich war außer mir. Aufgelöst in Thränen, umklammerte ich seine Kniee und preßte meine brennenden Lippen auf seine eleganten Hände, die er mir entzog, um sie segnend auf mein Haupt zu legen. Er betete leise, ich blickte zu ihm empor, er sah wunderschön aus.

„Gräfin!“ sagte er dann ruhig, „Sie haben wohlgethan, daß Sie sich zu Buße und Andacht wendeten, denn Gott muß ein Wunder thun, um Sie von Ihrer furchtbaren Verblendung zu heilen. Sie haben Gott gelästert und vergessen, und sich an seine Stelle gesetzt. Sie haben sich angebetet in fürchterlichem Egoismus und dem Gözen Ihrer Eitelkeit die Herzen und das Leben von Männern geopfert. Nicht in der Natur des elendesten Kasserweibes fand ich die Grausamkeit spielender Selbstsucht, die sich in Ihren kofetten Worten verräth. Nicht Liebe haben Sie gesucht, sondern Befriedigung für Ihre unerfüllte Phantasia. Suchen Sie Gott im Geiste, nicht in der makellosen Schönheit eines Mannes, und Gott wird sich Ihnen offenbaren in jener heiligen, unvergänglichen Liebe, die nicht zu suchen braucht nach dem Rechten, weil jeder Mensch, auch der elendeste, einer rechten Liebe werth ist. Aber Sie wollen Nichts lieben als sich selbst und das ist Sünde, das ist Tod.“

Er war aufgestanden, ich hielt ihn zurück. „D, mein Vater!“ rief ich, „sprich, sprich immer weiter, Deine milde Stimme calmirt den wilden Sturm meines Herzens, wie D! das Meer; die Bogen meines Innern legen sich zur Ruhe, die Fluten aplaminen sich, und wie der Mond sich spiegelt im ruhenden Meere, so schwebt Dein heilig ernstes Antlitz auf dem Spiegel meines Innern. Verlaß mich nicht, mein Vater! halte mich nicht unwerth Deines Gebetes, Du, der hinabstieg zu dem Stumpffinn miserabler Wilden, häßlicher Negerinnen, niedrigen Pöbels. Sieh, mein Vater! ich bin Gräfin, ich bin von edelstem Stamme, ich bin schön, ich bin jung, o bete, bete mit mir, daß ich das Einzige erlange, was mir fehlt; gib mir die heilige Liebe Deines Herzens, gib mir Dein Herz, damit es lebe in meiner Brust und Deine Liebe mächtig werde in meiner Seele!“

Ich sprang empor und schloß ihn in meine Arme, ein flammender Kuß Benoit's brannte auf meiner Stirn, dann riß er sich los und verschwand. Ich sank auf die Erde zurück, ich träumte von den langen, unabsehbaren Wüsten Afrikas, verschmachtend lag ich da im oden Sonnenbrand, ich hörte den Tritt von Kameelen, lange Karavanan zogen an mir vorüber,

Niemand beachtete mich, Niemand hörte den leisen Ruf, den meine erschöpften Kräfte mir gestatteten. Da kroch ich mühsam weiter und fand das Lager eines Negerstammes. Schwarze, garstige Weiber, affenartige Kinder wälzten sich unter den Zelten umher, die elend aus Fellen und Luchern bereitet waren. Ein schöner Mann stand inmitten des Lagers und theilte Worte der Liebe und Gnade den geistig Dürstenden aus, während ich ihn vergebens um einen Tropfen Wasser flehte, meine glühenden Lippen zu kühlen, um ein Wort des Trostes, meine Seele zu erfrischen. Ich sah ihn ungerührt an mir vorüberstreifen, er sagte, sich abwendend: „Sieh, Diogena! diese elenden, schwarzen Weiber sind glänzende Engel des Lichts gegen Dich, denn sie lieben den Mann, deß harte Hand sie schlägt, und Du liebst Nichts.“

„D, Dich liebe ich!“ wollte ich rufen, aber er war schon verschwunden.

44. Joseph Victor Scheffel.

(1826— .)

Aus: *Etkehard*.

(Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. 1855.)

Auf dem Hohentwiel im Schwabenlande wohnt Frau Hadwig, seit dem Tode ihres Gemahls, des Herzogs, den sie in seinen alten Tagen geheiratet und nie geliebt hatte, die Herrin über Land und Leute. Ein ariechischer Prinz hatte früher erfolglos um ihre Hand geworben, und aus jener Zeit befindet sich in ihrer Gesellschaft eine junge griechische Dienerin Praxedis, durch Bescheidenheit und Anmuth gleich ausgezeichnet. Die in ihren Einfällen wunderliche, aber doch interessante Fürstin kommt auf den Gedanken, die Mönche des Klosters St. Gallen, dessen Schirmherrin sie ist, zu besuchen, und nachdem sie dort von der Gelehrsamkeit der Bewohner Kenntniß genommen, sich den Mönch Etkehard auf einige Zeit für ihre Burg zu erbitten, damit sie von ihm Latein und insbesondere den Dichter Virgil lesen lerne. Während des Aufenthalts auf dem Hohentwiel entwickelt sich in beiden eine tiefe Neigung für einander, welche die Fürstin zeitweise andeutet, der Mönch aber gewaltiam in sich zurückdrängt. Die Lektüre des Virgil wird durch die Ungarn- oder Hunnenzüge zur Zeit der sächsischen Kaiser unterbrochen, Etkehard erweist sich muthig und entschlossen in den Kämpfen, ist außerdem nach allen Richtungen hin thätig für den Sieg des christlichen deutschen Volkes. Nachdem die Ungarn vertrieben, wird die frühere Thätigkeit wieder aufgenommen, aber doch nicht mit dem Interesse seitens der Herzogin, da sie sich von dem Mönche verschämmt glaubt. In der Burgkapelle, wohin der fromme Mönch sich in seiner Herzensangst zum Gebete begeben, erscheint die Fürstin in gleicher Abicht: die Liebe des Mönchs bricht hervor, der Kellermeister des Hauses ist Zeuge dieser Scene, und die in ihrem Stolz gekränkte Fürstin gibt zu, daß der Mönch in das Burgverließ geschleppt wird. Aus demselben befreit ihn die gutmüthige, ihm schweigsam zugethane Griechin, er flieht und gelangt in die Alpenregion des Wildkirchleins, wo er Einsiedler wird, einen Läuterungsprozeß in seinem Innern durchläuft, dann das Waltharlied (vergl. oben I. S.) dichtet, das er in die Hände der Herzogin gelangen läßt, da er ihr noch eine Erzählung schuldig geblieben war. (Ob Etkehard der später am sächsischen Hofe auftretende gelehrte Prinzenerzieher ist, läßt sich nicht bestimmen. Die Erzählung zeichnet sich durch phantastische und gewandte Benutzung geschichtlicher Quellen und durch meisterhafte Schilderungen der Natur und des menschlichen Herzens aus.)

a. Etkehard und die Fürstin in der Burgkapelle.

„Frauendienst ist ein schlimmes Ding für den, der gerecht bleiben will,“ sprach Etkehard, und goß sich das Jordanwasser über's Haupt und neigte die Augen. Es war zu spät. Auch die Blut heiliger Ströme lösch die Blut des Herzens nicht; nur dem, der sich hinunterstürzt, um nimmer aufzutauchen . . . Doch kam ein Auslug von Ruhe über ihn. Ich will beten; sprach er, es ist eine Verführung. Er warf sich auf die Knie, aber bald war's ihm, als schwirrten die Tauben um sein Haupt, wie damals, als er zuerst die Thurmstube betrat, aber sie hatten ihn trübende Gesichter und einen höhnischen Zug um die Schnäbel.

Er stand auf und ging langsam die Wendeltreppe hinunter zur Burgkapelle. Der Altar drunten war Zeuge frommer Andacht an manchem guten Tag. In der Kapelle war's wie ehedem, dunkel und still. Sechs schwere Säulen mit würfelförmigem, laubverziertem Knauf trugen die niedere Wölbung; ein feiner Streif Tageslicht fiel durch's schmale Fenster herein. Die Nische der Nische, wo der Altar stand, war schwach erleuchtet: nur der Goldgrund um das Mosaikbild des Erlövers glänzte in mattem Flimmern. Griechische Künstler hatten die Formen ihrer Kirchenaus schmückung einst auf den deutschen Fels getragen; in weißem, wallendem Gewand, goldrothen Schein um's Haupt hob sich des Heilands hagere Gestalt, die Finger der Rechten segnend ausgestreckt.

Etkehard neigte sich vor den Stufen des Altars; seine Stirn ruhte auf den Steinplatten — so blieb er, in sich versunken. „Der du die Leiden der Welt auf dich genommen, laß ausgehen einen Strahl der Gnade auf mich Unwürdigen!“ Er hob den Blick und schaute starr hinauf, als müsse das ernste Gebild aus der Wand niedersteigen und ihm die Hand reichen. „Ich liege vor dir, wie Petrus vom Seesturm umbraust, die Wellen tragen mich nicht, Herr, rette mich! Rette mich, wie jenen, da du über die Sturmflut wandelst ihm die Hand gereicht und gesprochen: Kleingläubiger, warum zweifelst du?“

Aber es geschah kein Zeichen.

Etkehard's Denken war zertrütert.

Es rauschte durch die Kapelle wie Frauengewand. Er hörte nichts.

Frau Hadwig war heruntergestiegen, eine seltsame Anwandlung trieb sie. Seit sie dem

Mönch gram geworden, stand das Bild ihres alten seligen Ehgemals öfter vor ihrer Seele, denn ehedem. Natürlich. Wenn sich dieser niederlegt, muß sich Jener heben. Das neuerliche Lesen im Virgilius hatte auch dazu beigetragen; es war so mannigfach vom Gedächtniß an Sichäus die Rede.

Morgen neute sich der Todestag Herrn Burkard's. In der Kapelle lag der alte Herzog mit Schild und Lanze begraben. Eine rothe Platte deckte sein Grab, seitwärts vom Altar. Matt brannte die ewige Lampe drüber. Ein Sarkophag aus grauem Sandstein stand dabei, unförmliche kleine Halbsäulen mit jonisch gewundenem Knauf waren an den Ecken angefligt; sie ruhten auf fragenhaften Thiergestalten. Den Steinsarg hatte Frau Hadwig einst für sich selber anfertigen lassen. Zeweils an des Herzogs Gedächtnistag ließ sie ihn mit Korn und Fröchten gefüllt hinaustragen und vertheilte seinen Inhalt den Armen — die Mittel zum Leben aus der Ruhestatt der Todten: es war ein frommer Brauch so.

Sie wollte heute an ihres Gatten Grab beten. Des Ortes Halbdunkel deckte den knieenden Ekkehard. Sie sah ihn nicht.

Da schreckte sie aus ihrer Andacht. Halbtaut, aber schneidig schlug ein Lachen an ihr Ohr, sie kannte die Stimme. Ekkehard hatte sich erhoben, er sprach ist die Worte des Psalms: „Beschirme mich, o Herr, unter dem Schatten deiner Flügel, beschirme mich vor dem Antlitz der Gottlosen, die mich plagen. Meine Feinde haben meine Seele umgeben; ihr Herz ist mir verschlossen, ihr Mund hat Hochmuth geredet.“ Er sprach's mit bösem Tone. Das war kein Beten mehr. —

Frau Hadwig neigte sich zum Sarkophag. Sie hätte gern einen zweiten drauf gethürmt, daß er sie verberge vor Ekkehard's Blick. Sie wünschte kein Alleinsein mehr. Ihr Herz schlug ruhig.

Er ging zur Pforte.

Da plötzlich wandte er sich; die ewige Lampe schwebte leise über Frau Hadwig's Haupt hin und her, das schwebende Dämmerlicht hatte sein Aug' getroffen . . . mit einem Sprung, mächtiger als der, den der heilige Bernhard in späteren Tagen durch den Dom zu Speier that, da ihm das Marienbild gewinkt, stand er vor der Herzogin. Er schaute sie lang und durchbohrend an. Sie erhob sich vom Boden, mit der Rechten den Rand des Steinsarges fassend, stand sie ihm gegenüber, an seidener Schnur wiegte sich die ewige Lampe über ihrem Haupt.

Glücklich sind die Todten, man betet für sie! brach Ekkehard das Schweigen.

Frau Hadwig erwiederte nichts.

Betet Ihr auch für mich, wenn ich todt bin? fuhr er fort. O, Ihr sollt nicht für mich beten! . . . einen Pösal laßt Euch aus meinem Schädel machen, und wenn Ihr wieder einen Pfortner holt aus dem Kloster des heiligen Gallus, so müßt Ihr ihm den Willkommtrunk draus reichen — ich laß ihn grüßen! Dürst auch selber Eure Lippen drau setzen, er springt nicht. Aber das Stirnband müßt Ihr dabei um's Haupt tragen, und die Rose drin . . .

Ekkehard! sprach die Herzogin, — Ihr frevelst!

Er fuhr mit der Rechten an die Stirn: O! sprach er wehmüthig — o ja! . . . der Rhein frevelt auch: sie haben ihm mit riesigen Felsen den Lauf verbaut, aber er hat sie durchnagt und braust drüber weg in Schaum und Sturz und Vernichtung, Glück auf, du freier Jugendmuth! . . . Und Gott frevelt auch, denn er hat den Rhein werden lassen, und den hohen Tiviel und die Herzogin von Schwaben und die Tonsur auf meinem Haupt.

Der Herzogin begann es zu grausen. Solchen Ausbruch zurückgepreßten Gefühles hatte sie nicht erwartet. Aber es war zu spät. Sie blieb gleichgiltig.

Ihr seid krank! sprach sie.

Krank? sprach er — es ist nur eine Bergeltung. Vor Jahr und Tag am Pfingstfest, als es noch keinen hohen Tiviel für mich gab, hab' ich beim festlichen Umgang aus unserer Klosterkirche den Sarg des heiligen Gallus getragen, da hat sich ein Weib vor mir niedergeworfen; sieh' auf, hab' ich ihr zugerufen, aber sie blieb liegen im Staub, schreit' über mich, Priester, mit deinem Heiligthum, daß ich gesunde! sprach sie, und mein Fuß ging über sie hinweg. Sie hat am Herzweh gelitten die Frau. Jetzt ist's umgekehrt . . .

Thränen unterbrachen seine Stimme. Er konnte nicht weiter sprechen. Er warf sich zu Frau Hadwig's Füßen und umschlang den Saum ihres Gewandes. Der ganze Mensch zitterte.

Frau Hadwig wurde mild; mild gegen ihren Willen, als zude es vom Saum des Gewandes zu ihr herauf von unsäglichem Herzeleid.

Steht auf, sprach sie, und denkt an Anderes. Ihr seid uns noch eine Geschichte schuldig. Verwindet's!

Da lachte Ekkehard in seinen Thränen.

Eine Geschichte, rief er — o, eine Geschichte! Aber nicht erzählen . . . kommt, laßt sie uns thun, die Geschichte! Droben von des Thurmes Zinnen schaut sich's so weit in die Lanbe und so tief hinunter, so süß und tief und lodend, was hat die Herzogsburg uns zu halten?

Keiner braucht mehr zu zählen, als drei, der hinunter will . . . und wir schweben und gleiten in Tod, dann bin ich kein Mönch mehr und darf den Arm schlingen um Euch —

Er schlug mit der Faust auf Herrn Burkard's Grab — und der da unten schläft, soll mir's nicht wehren! Wenn er kommt, der Alte: ich laß Euch nicht, und wir schweben wieder zum Thurm empor und sitzen wo wir saßen, und lesen den Virgil zu Ende, und Ihr müßt die Rose im Stirnband tragen, als wäre nichts geschehen . . . Dem Herzog schließen wir's Thor zu und über alle bösen Zungen lachen wir, und die Menschen sprechen dann, wenn sie am Winterrosen sitzen: das ist eine schöne Geschichte vom treuen Ekkehard, der hat den Kaiser Ermannich erschlaagen, da er die Harlungen aufhing, und dann ist er mit seinem weißen Stab vor Frau Venus Berg gefessen, viel hundert Jahr und hat gemeint, er wolle bis zum jüngsten Tag die Leute warnen, die zum Berg wallen; aber hernachmals ist's ihm langweilig worden und er ging durch und ward ein Mönch in Sanct Gallen und fiel sich zu Tode, und jetzt sitzt er bei einer blassen Frau und liest Virgil, und es klingt mitternächig durch's Hegau: den unsäglichen Schmerz zu erneuen gebeußt du, o Königin, mir! und sie muß ihn küssen, ob sie will oder nicht — der Tod holt nach, was das Leben veräußt!

Er hatte gesprochen mit irrem Blick. Jetzt brach er zusammen in leisem Weinen. Frau Hadwig war unbewegt gestanden, es war, als ob ein Fimner von Mitleid ihr kaltes Aug' durchleuchte, sie beugte sich nieder.

Ekkehard! sprach sie, Ihr sollt nicht vom Tod sprechen. Das ist Wahnsinn. Wir leben, Ihr und ich . . .

Er bewegte sich nicht. Da legte sich ihre Hand leicht über das fieberheißes Haupt. Es strömte und flutete durch sein Gehirn. Er sprang auf.

Ihr habt Recht! rief er, wir leben. Ihr und ich! Tanzende Nacht legte sich um seinen Blick; er that einen Schritt vor, seine Arme schlangen sich um das stolze Frauenbild, wüthend preßte er sie an sich, sein Kuß flammte auf ihre Lippen, ungehört verklang der Widerspruch.

Er hob sie hoch gegen den Altar, als wäre sie ein Weihgeschenk, das er darbringen wollte: Was hältst du die goldglänzenden Finger so ruhig und segnest uns nicht? rief er zum düster ernstern Mosaikbilde hinauf . . .

Die Herzogin war zusammengesproden wie ein wundes Reh; — ein Augenblick, da ballte und bäumte sich Alles in ihr von getränktem Stolz; sie stieß den Nasenden mit starker Hand vor die Stirn und entstrickte sich seinem Arm.

Noch hielt er ihre Hüfte umschlungen, da that sich die Pforte der Kirche auf; ein greller Strahl Tageslicht drang in's Duster — sie waren nicht mehr allein.

Rudimann, der Kellermeister von Reichenau, trat über die Schwelle, Gestalten erschienen im Grunde des Burghofs.

Die Herzogin war entfarbt in Scham und Zorn, eine Flechte ihres dunkeln Haupthaares wallte aufgelöst über den Nacken.

Entschuldiget, sprach der Mann von Reichenau mit grinsend höflichem Ausdruck, meine Augen haben nichts geschaut.

Da rang Frau Hadwig sich von Ekkehard los. Doch — und doch — und doch! einen Wahnsinnigen habt Ihr geschaut, der sich und Gott vergessen . . . Es wär' mir leid um Eure Augen, ich müßte sie austechen lassen, wenn sie nichts erschaut . . .

Es war eine unsäglich kalte Hoheit, mit der sie's dem Betroffenen entgegen rief.

Da erklärte sich Rudimann den seltsamen Vorgang.

Ich habe vergessen, sprach er mit Hohm, daß dort Einer von denen steht, auf die weise Männer das Wort des heiligen Hieronymus gezogen, ihr Gebahren ziemt sich mehr für einen Stuber und Bräutigam, denn für einen Geweihten des Herrn.

Ekkehard stand an eine Säule gelehnt, die Arme in die Luft erhoben wie Odysseus, da er den Schatten seiner Mutter umfassen wollte; Rudimann's Wort riß ihn aus dem Fiebertraum. Wer tritt zwischen mich und sie? rief er drohend. Aber Rudimann klopfte ihm mit unverschämter Vertraulichkeit auf die Schulter: Beruhigt Euch, guter Freund, wir haben nur ein Brieflein an Euch abzugeben, der heilige Gallus kann seinen weitesten Schüler nicht länger draußen lassen in der wandenden, schwanckenden Welt, Ihr seid heimgerufen!

b. Ekkehard als Einsiedler auf der Ebenalp.

Melancholisch Gemüth zehrt lang' an erlittener Beschädigung und vergißt in seinem Brüten, daß tadelhafte That nur durch nachfolgende bessere im Gemüth der Menschen verwischt wird.

Darum war Ekkehard noch nicht reif für die klärenden Bonnen der Einsamkeit. Der haftende Eindruck verkangenen Leids that eine seltsame Wirkung; wenn er in seiner Höhlenstille saß, glaubte er Stimmen zu hören, die spottend mit ihm plauderten von thörichten Hoffnungen und Täuschungen der Welt, Flug und Ruf der Vögel klang ihm wie kreischender Schrei der

Dämonen, und sein Gebet half nicht dawider. Wenn Schauer der Wildniß den Geist erfüllt, täuscht sich Ohr und Auge und glaubt die alten Sagen, daß Alles von Mitte der Luft bis her-
nieder und die Erde selber, da wo sie umbauhast, erfüllt sei vom Reigentanz ewig lebender Geister.

Es war eine weiche, wülrige Späthommernacht, er wollte sich auf sein einfach Lager werfen, da schien der Mond in scharfem Glanz die Höhle an, zwei weiße Wolken zogen langsam einander nach, er hörte, wie sie zu einander sprachen, und die eine Wolke war Frau Hadwig, die andere Parædis. Ich will doch sehen, wie die Ruhestatt eines stüchtigen Thoren ausfieht, sprach die vordere weiße Wolke und streifte eilend über die Scheitel der wagrechten Wände und stand gegenüber der Höhle über dem Ramor, dann senkte sie sich nieder zu den Tannen, die thalab in unzähligen Reihen standen: Er ist's! rief die Wolke, greifet den Frevler! und die Tannen wurden lauter Mönche, tausend und abertausend und wurden lebendig und zogen wimmelnd aus und begannen die Abhänge des Wildkirchleins zu ersteigen, psalmend und rufschwiegend — da sprang Ellehard schauernd auf und griff seinen Speer — icht war's, als wenn Felslichter aus der Höhlentiefe vorhülpften: hinaus aus den Alpen! rief's hinter ihm — alle Aern fieberten, da rannte er fort über den schmalen Steg an den dräuenden Fels-
überhängen, hinaus in die Nacht wie ein Verzweifelter. Noch stand die zweite Wolke beim Mond: ich kann dir nicht helfen, sprach sie mit Parædis' Stimme, ich weiß den Weg nicht.

Er rannte bergab, das Leben war ihm eine Qual, und doch tastete er am abspringenden Boden und stemmte den Speer ein, um nicht hınabzustürzen und den herankletternden Spuck-
gestalten in die Hände zu fallen.

Der nächtliche Rutsch den Hohentwiel hinab war ein Kinderspiel gegen dieses Klimmen; über schwindelnden Abgrund, der Gefahr unwissend, kam er zur Tiefe. Die Ziegen stürzen dort in zerschmettertem Fall zu Thale, wenn sie die Augen von Gras und Bergabhang weg zur halzbrechenden Schlucht wenden.

Jetzt stand er unten; da lag geheimnißvoll lockend der grüne Seealpsee, vom Mondlicht umzittert. Von den verkauften Stämmen am Ufer ging ein gelpenstig Schreien. Es ward trüb vor Ellehard's Blick: Nimm du mich auf! rief er, mein Herz will Ruhe!

Er rannte hinein in die stille glatte Flut, — aber der Boden wich nicht unter ihm, wohl-
thätig kühlend drang ihm des Bergsees Frische durch Mark und Bein.

Schon stund er bis an die Brust im Wasser, da hemmte er seinen Schritt. Wirt schaute er auf: die weißen Wolken waren verschwunden, vom Mond in Duft zerlöst, traurig prächtig funkelte Stern an Stern ihm zu Häupten.

In kühn phantastischer Linie schwang die Mäglistalp ihren bis zur höchsten Höhe gras-
umwachsenen Gipfel mondaufwärts; ihr zur Linken ruhig und ernst das durchfurchte Haupt des alten Mann, zur Rechten, aus geboppeltem Eiseid sich emporstühnend, die graue Pyra-
mide des Säntis, Zacken und Felshörner ringsum wie furchtbare Schrecken der Nacht. Da kniete Ellehard auf dem Steinboden des Sees, daß ihm die Flut über dem Haupte zusammen-
schlug, dann tauchte er wieder auf und stand unbeweglich, die Arme hoch erhoben wie ein Veter.

Der Mond ging über dem Säntis unter, bläulicher Schimmer leuchtete auf dem alten
Schnee der Gletscher, da zuckte ein stechender Schmerz durch Ellehard's Gehirn, die Berge um
ihn tanzten und schwanken, saufendes Getön strömte durch die Wälder, aufschäumte der See,
viel tausend werdende Frösche in schwarzer Kaulquappengestalt wimmelten in den Wogen . . .
Aber in thauiger Schöne stieg die Gestalt eines Weibes empor und entschwebte bis zum Gipfel
der Mäglistalp, dort saß sie im sammtweichen Grün und strich das Wasser aus dem tiefe-
senden Haar und flocht sich einen Kranz aus Alpenblumen, in den Schluchten erhob sich ein
Krachen, der Säntis reckte sich auf, der alte Mann zur Rechten nicht minder, Gestalten himmel-
stürmenden Ursprungs tobten sie gegen einander, der Säntis griff seine Wände und schleuderte
sie herüber, und der alte Mann riß sich sein Haupt ab und warf's auf die Säntispyramide —
icht stund der Säntis zur Rechten und der alte Mann stoh vor ihm zur Linken, aber die
Jungfrau des Sees saß in lächelnder Ruhe auf ihrer Alpe und spottete der feineren Zwei-
kämpfer und rang ihr felsgelbes Gelock, draus enströmte perlender Wasserfall und strömte
stärker und strömte wilder und wirbelte die Maid mit den feuchten Augen rauschend hinab in
den See — da schwichtigte sich das Toben der Berge, der Altmann griff sein weggeworfenes
Haupt und setzte es auf und wandelte schmerztraurig jodelnd zurüd zur Klust, in die er
gehörte, und der Säntis stand wieder am alten Platz, und seine Schneefelder leuchteten wie
vordem.

Als Ellehard des andern Tages erwachte, lag er in seiner Höhle, von feibrigen
Frost durchschüttelt — in den Knien todtmiße Zerbrochenheit.

Die Sonne stand in der Mittagshöhe.

Benedicta huschte draußen vorbei und sah ihn zitternd daliegen, den Wolfspelz umge-
schlagen. Die Kutte hing riesend und wasserschwer über einem Felsstück.

Wenn Ihr wieder Forellen im Seealpsee fangen wollt, Bergbruder, sprach sie, so laßt

mich's wissen, daß ich Euch führe. Der Handbub, der Euch vor Sonnenaufgang begegnete, hat gesagt, Ihr seid den Berg herauf gewankt wie ein Nachtwandler.

Sie ging und läutete die Mittagsglocke für ihn.

Das ist das Fiktrereffliche gewaltiger Natur, daß sie nicht nur sich selber als ein mächtig wirkend Bild vor den Beschauenden stellt, sondern den Geist überhaupt ausweitend anregt und fernliegende verschwindende Zeit im Gedächtniß wieder heraufbeschwört.

Es ist mit der Menschen Geist, wie mit der Rinde der alten Erde; auf den Aufschwemmungen der Kindheit thürmen sich in stürmischer Hebung neue Schichten auf, Fels und Grat und hohe Bergwand, die bis in den Himmel zu reichen wähnt, und der Boden, darauf sie ruht, ist mit Trümmern überschüttet und gerissen, — aber wie die starren Gipfel der Alpen oft sehnlichst zu Thale schauen und sich heimwehbewältigt hinabstürzen in die Tiefe, der sie entstiegen, so fährt die Erinnerung zurück in die Jugend und gräbt nach den Schätzen, die sie unbeachtet beim tauben Gestein zurückließ.

Jetzt slog Ekkehard's Denken oftmals zu seinem treuen Gespan, er stund wieder mit ihm unter der rundbogigen, säulgetragenen Vorhalle, er betete mit ihm an den alten Königsgräbern und am Steinsarg des blinden Herzogs Thafilo, er wandelte mit ihm durch die schattigen Gänge des Klostergartens und lauschte seinen Worten, — und was Conrad damals gesprochen, war hehr und gut, denn er schaute mit dem Aug' eines Dichters in die Welt, und es war als müßten Blumen am Weg aufsprießen und die Vögel lustig begleitend drein schmettern, wenn sein Mund sich aufthat zu honig süßer Rede.

Schau' auf, Kind Gottes! hatte Conrad einmal zum jungen Freund gesagt, da sie von der Warte des Gartens hinabschauten in's Land, dort wo die weißen Sanddünen aus dem Feld aufragen, ist ehemals Fluß gewesen und Strömung des Neckar, so geht die Spur vergangener Menschengeschichten durch die Felsen der Nachkommen und es ist schön, wenn sie des Aht haben. Und hier am Rhein ist heiliger Boden; es wäre Zeit, daß wir das sammeln, was drauf gewachsen, eh uns das leidige Trivium und Quadrivium den Sinn dafür abtödtet.

Und an fröhlichen Bacanztagen war Conrad mit ihm in den Odenwald gewandert, da rieselte im grünen Birkenhal verflucht eine Quelle, daraus tranken sie und Conrad sprach: Reige dein Haupt, hier ist der Todtenhain und Hagen's Buche und Siegfried's Bronn, hier ward dem besten aller Recken vom grimmen Hagen der Speer in den Rücken gerannt, daß die Blumen allenthalb vom rothen Blut erthauten, dort auf dem Sedelhof hat Chriemhildis um den Erschlagenen getrauert, bis des Hunnenkönigs Boten kamen, um die junge Wittib zu werben — und er erzählte ihm all die alten Mährchen von der Königsburg zu Worms und vom Nibelungen Schatz und von Chriemhildis' Rache, und seine Augen sprühten: Schlag' ein! rief er dem jungen Freunde zu, wenn wir Männer sind und des Sanges gelibt, wollen wir ein Denkmal setzen den Geschichten am Rhein; es gährt und braust schon in mir wie ein gewaltig Lied von Helldentapferkeit und Noth und Rache und Tod, und die Kunst des hörnen Siegfried, sich zu festen und zu seuen, weiß ich, wenn's auch keine Drachen mehr zu erschlagen und kein Blut mehr abzufochen gibt: wer mit heiligem Sinn die Waldluft schlürft und die Stirn mit dem Morgenthau neßt, dem geht das gleiche Verständniß auf, er hört, was die Vögel von den Zweigen singen und was der Sturmwind von alten Mährchen kündet und wird stark und fest, und wenn er das Herz am rechten Fleck hat, schreibt er's nieder zu Nutz und Frommen der Anderen.

Ekkehard aber hatte schier furchtsam den fröhlichen Übermüthigen angeschaut und gesagt: Mir wird schier schwindlig, wenn ich dir zuhöre, wie du ein anderer Homerus zu werden gedenkst. Und Conrad sprach lächelnd: Eine Ilias soll Keiner singen nach Homerus, aber das Lied der Nibelungen ist noch nicht gesungen und mein Arm ist grün, und mein Muth ist stark und wer weiß, was die Folge der Zeiten bringt.

Und ein andermal gingen sie am Gestade des Rheines, und die Sonne spiegelte sich über den Bergen des Wasgauwaldes herunter in den Wellen, da sprach Conrad: Für dich wußt' ich auch einen Sang, der ist einfach und nicht allzuherb und paßt zu deinem Gemüth, denn du horchst lieber dem Schalle des Jagdhorns als dem Rollen des Donners. Schau auf! so wie heute hat einst die Zinne von Worms herübergeglänzt, da der Held Waltari von Aquitanien aus der Hunnengesangenschaft fliehend in's Frankenland ritt; hier hat ihn der Ferg' übergesahren sammt seiner Liebsten und seinem Goldschatz, nach dem Walde ist er geritten, der dort blandunkel ragt, das gab am Waschenstein ein hartes Fechten und Funkensprühen von Helm und Schilden, da ihm die Wormser nachrückten, aber die Lieb' und ein gut Gewissen hat den Waltari stark gemacht, daß er sie Alle bestand, den König Gunther und Hagen selbst den Grimmen.

Und er hatte ihm die Sage weitläufig erzählt: um große Niesenbäume treibt allerhand wilder Schoß, sprach er, so ist auch um die Nibelungenlage ringsum viel ander Buschwerk aufgespritzt, aus dem sich etwas zuschneiden läßt, wenn Einer Freude dran hat: Sing' du den Waltari!

Aber Elsheard ließ damals Kiesel über die Rheinstut tanzen und verstand seinen Freund nur halb; er war ein frommer Schüler und sein Sinn auf's Nächste gerichtet. Die Zeit trennte die Beiden, und Conrad mußte die Klosterschule fliehen, weil er einst gesagt, des Aristoteles Logica sei eitel leeres Stroh, und war in die weite Welt gegangen, Niemand wußte wohin, und Elsheard kam nach Sanct Gallen und hatte fort und fort studirt und war ein verständiger junger Mann geworden, den sie zum Professor tauglich fanden, und dachte an den Alzeher Conrad oft schier mit einem vornehmen Mitleid.

Aber ein triebkräftig Samen Korn kann in des Menschen Herz lange verborgen ruhen und geht zuletzt doch auf, wie der Waizen aus den Mumienfärgen Agyptenlands.

Daß Elsheard jezo freudig jener Erinnerungen pflegte, war ein Zeichen, daß er seither auch ein Anderer geworden.

Und es war gut so. Die Launen der Herzogin und Praxedis unbefangene Grazie hatten sein blödes, schwerfällig gründliches Wesen geläuert, die große Zeit, die er durchlebt, das Sausen der Humenschlacht hatten Schwung in seine Gesinnung getragen und ihn das Getrieb kleinen Ehrgeizes verachten gelehrt, jetzt trug er einen großen Schmerz in sich, der ausgetobt sein mußte — so war der Klostergelehrte trotz Rutte und Tonsur in der glücklichen Umwandlung zum Dichter begriffen und schritt einher gleich der Schlange, die sich aus der alten Umhüllung losgerungen und nur der Gelegenheit wartet, ihre ganze Hülle wie einen abgetragenen Rock an der Hede abzustreifen.

Täglich und stündlich, wenn er die allezeit schönen Gipfel seiner Berge anschaute und die reine Luft mit vollen Zügen einsog, kam es ihm mehr als ein Räthsel vor, daß er seines Lebens Glück erst im Erklären und Deuten vergibtlicher Schriften gesucht, und hernachmals an einer stolzen Frau schier den Verstand eingebüßt; laß stürzen, Herz, sprach er, was nicht mehr stehen mag, und bau' dir eine neue Welt, bau' sie dir tief innen, lustig, stolz und weit, frömen und verträumen laß die alte Zeit!

45. Fritz Renter.

(1810—1874.)

1. Ut mine Stromtid. (1862—1864.)

Den örtlichen Hintergrund der Erzählung bilden die drei mecklenburgischen Dörfer Girtlich, Pümpelhagen und Herow in der Nähe des kleinen Landstädtchens Rahnstädt. Karl Hawermann, der aus dieser Gegend stammende Wächter eines pommerischen Bauernhofes, ist, obwohl ein sehr tüchtiger Landwirth, durch Unglück und Gutmüthigkeit dahin gekommen, Hab und Gut zu verlieren. Nachdem er seine Frau, die vor Kummer gestorben ist, bestattet hat, zieht er mit seinem kleinen Kinde im Arm in seine Heimat, wo er von seiner treuen Schwester, Frau Müßler, und einem alten Freunde, dem Inspector Bräsig, auf's freundlichste aufgenommen wird. Ein kinderloses Ehepaar, der Pastor Welbrens in Girtlich und seine Frau, nimmt Hawermann's Töchterchen Louise an Kindesstatt auf; Hawermann selbst, wenn auch nicht mehr jung, tritt als Inspector in den Dienst des Kammerraths v. Rambow auf Pümpelhagen. Durch sachkundige und uneigennütige Verwaltung bringt Hawermann das Gut in den besten Stand. Nach des Kammerraths Tode wird das Gut von dessen Sohne, Axel von Rambow, übernommen. Dieser ist Lieutenant gewesen und hat von Landwirthschaft fast gar keine Kenntnisse. Sein gedankenloses und leichtsinniges Wesen, das ihn in seiner Stellung bereits in verwickelte Schulden geführt hatte, treibt ihn immer mehr auf die abschüssige Bahn; er bringt zuletzt sogar das Vermögen seiner unversehrten Schwwestern durch. Die brave, redliche Natur und die ökonomischen Kenntnisse Hawermann's sind ihm so zuwider, daß er den alten Mann aus seinem Dienst entläßt, sogar mit dem Verdacht, als habe dieser einen Mord an ihm begangen wollen. Seine Gemahlin Frida wird von allen diesen Zuständen in Unkenntniß erhalten. Inzwischen sind zur Erkennung der Landwirthschaft ein Neffe der Frau Pastorin, Fritz Eridelst, und ein Better Axel's, Franz von Rambow, nach Pümpelhagen gekommen, jener ein gutmüthiger, aber nährlicher Kauz, dieser ein strebsamer, lebenswürdiger Jüngling und Erbe bedeutender Güter. Louise, die ihr 17. Jahr erreicht hat, wird von Franz geliebt, muß aber auf ihre Liebe verzichten, da an dem Namen ihres Vaters der Makel der Ehrlosigkeit haftet. Franz hat nach Beendigung seiner landwirthschaftlichen Studien sich eine Zeitlang nach Paris begeben und kehrt in dem Augenblicke zurück, als Jammer und Elend über Axel's Stellung hereingebrochen ist. Der Besitzer von Girtlich, Herr Pomudel, derselbe Mann, welcher einst den alten Hawermann aus seiner Pacht herausgetrieben, ein in der ganzen Gegend verhaßter Garger und Gutsber, hat seine auf Pümpelhagen haltende ziemlich große Hypothek gekündigt, Axel's Verluße Geld aufzunehmen, sind überall gescheitert; ein Brief seiner Schwester an Frida setzt diese von der Sachlage in Kenntniß und sie flüchtet in ihrer Herzensangst zu Frau Müßler. Diese, ihr Bruder Hawermann, der Inspector Bräsig, ein mit Menschenfreundlichkeit reich ausgestatteteter Sonderling (er spricht nicht plattdeutsch, sondern „messingisch“, ein fehlerhaftes Hochdeutsch) vereinigen sich, den leichtsinnigen, von Uebeltathen befangenen Axel von seiner Gattin willen zu retten. Der alte reiche Moses, ein Wulfsrude in seiner Art, soll das Geschäft machen. Nachdem die Angelegenheit geordnet, kehrt Frida in der Nacht nach Pümpelhagen zurück, wohin ihr Gatte in der Frühe des Morgens in verzweiflungsvollem Zustande gelangt. Franz löst in Girtlich den Knoten der Dichtung. Bräsig, der vor innerer Bewegung die Nacht zum Tage umschaffen mußte, geht seinem Lieblingsbergmüthen, dem „Barsangeln“, nach und findet an dem Herow'schen See Axel, der eben im Begriff ist, sich das Leben zu nehmen. Bräsig führt ihn durch eine musterhafte „messingische“ Strapazie zur Befinnung zurück. Franz übernimmt schließlich die vollständige Regulirung der Gutsangelegenheit. — Eine interessante Episode des Romans ist das häusliche Leben der Frau Müßler mit ihrem Namen Jung Joseph und ihren beiden Töchtern, die, zum Theil durch Bräsig's humoristische Vermittelung, an zwei Bettern, einen orthodoxen Pastor und einen landwirth verheiratet werden.

Hawermann rettet den Herrn von Rambow aus seiner Bedrängniß, und Franz von Rambow kehrt aus Paris zurück.

Als Hawermann mit Moseffen in de Dör von Fru Pastern ehre Pustflum kamm, stunn de junge Fru mit ein Stich in den Harten von den Sopha up; Moses verstuhte st. — „Die

gnädige Frau von Rambow," säd Havermann un wendte sit an de junge Fru: "Dies ist mein alter Freund Moses; aber er ist sehr angegriffen von dem Gange. Sie entschuldigen, gnädige Frau," un dormit bröchte hei em an den Sopha ran un läd' em verlangs dorup un söchte Külggenküssen un Nackenpummel un läd' em de unner den Kopp. — As de Dll sit en beten verhält hadd, frog Havermann: "Moses, kennen Sei de gnedige Fru?" — "Hab' ich se doch gesehn zu fahren vor meinem Haus; hab' ich se doch gesehn zu spaziren zu Pimperhagen an der Landsträß; hab' ich se gegrüßt, hat se den alten Juden freundlich wieder begrüßt." — "Moses, Sei wetten, de Herr von Rambow hett Schulden, vele Schulden." — "Weuß ich." — "Sei bewo'n em of verklagt." — "Weuß ich." — "Moses, Sei möten ehr Klag' taurilig nemen; Ehr Geld steiht säter indragen." — "Was heißt sicher? — Hab' ich doch gesprochen mit Ihnen schon darüber im Frühjahr." — In de jetigen Szaiten is mer nich sicher das Gut, sicher is mer der Mann, und der Herr von Rambow is nicht der Mann, der mer is sicher, er ist en schlechter Wirth, er ist en Pferdenarr, er ist en Sp. . . . " — "Holt! Bedenken S', dat sin Fru hir bi uns sitt." — "Nu, ich bedenk." — Frida stünn Höllenqualen ut. — "I was 'ne Tittling still; Havermann sung wedder an: "Wenn nu 'ne Utkunft drapen würd, dat dat Gaud verpacht' würd. . . . " — "Wer pacht' zu die Szaiten?" smet Moses dormang. — "Ober dor würd mit den Herrn von Rambow en Utkamen drapen, dat hei en oridlichen Entspekter wirthschaften let un gor nich in de Wirthschaft redte. . . . " — "Havermann," söll Moses in: "Se sind en alter Mann, und Se sind en kluger Mann, Se kennen de Welt und kennen den Herrn von Rambow, haben Se schon mal gesehn einen Herrn, der gesagt hat: ich will nicht mehr Herr sein, ich will lassen einen andern Herrn sein?" — Havermann würd drapen von dese Frag', hei smet en fragwisen Blick up de junge Fru, un Frida slog de Dgen dal un säd: "Ich fürchte, der Herr Moses hat Recht, ich fürchte, mein Mann versteht sich nicht dazu." — Moses kel mit Wollgefallen nah ehr räwer un brummelte vör sit hen: "S ist 'ne kluge Frau, 's ist ne ehrliche Frau." — Havermann was in Verlegenheit, hei satt in deipen Bedenken, taulezt säd hei: "Na, Moses, wenn nu de Frau von Rambow, oder it, oder de Umstän'n den jungen Herrn dortau bringen, dat hei dorup ingeiht, un wenn dat tau de Säkerheit von de Gläubiger gerichtlich — so unner de Hand — fast set' ward, dat hei sit dat Wirthschaften entsegg' un en dächtigen Entspekter för sit wirthschaften laten deiht, nemen Sei denn de Klag' taurilig?" — "Ich nehm se auf en Jahr zaruck; na, sagen Se swai Jahr." — "Na, Sei laten ehr Geld also in't Gaud stahn; äwer nu sünd dor noch anner Schulden, de möten betahlt werden, dor 's Pomuchelskopp mit 8000 Daler." — "Weuß ich," säd Moses vör sit hen. — "Denn sünd dor Schulden an Kopplid', an Handwarkslid', de in Johr un Dag nich betahlt sünd; of Lid'lohn möt betahlt, un 't Inventorium in'n Stand set' warben, dat kann of gegen 6000 Daler utmaken." — "Weuß ich," säd Moses. — "Awer denn is noch en Posten von 13,000 Daler in Smerin, de vör allen Dingen betahlt werden möt." — "Gott, Du gerechter!" sohrte Moses tau Höcht, "weuß ich kein Wort." — "Ja, un denn," säd Havermann, ahn sit an wat tau sähren, "möten wi noch en 2000—3000 Daler achter de Hand hewwen, dat wi de Wirthschaft kräftig un vernünftig up't Frisch ansaten können." — "Lassen Se mich! de Geschichten sind faul, sind sehr faul," rep Moses un make 'ne Bewegung, als wull hei von den Sopha upstahn. — "Holt, Moses! It bün noch nich tau Gn'n." — "Lassen Se mich! Lassen Se mich! Ich bün en alter Mann, ich werd' mich nicht lassen ein in solche Geschichten," dormit richt' hei sit äwer Gn'n un make Anstalt weg tau gahn. — "Sähren Sei mi doch irst an, Moses! Sei sälen dat Geld — t' sünd jowoll gegen 31,000 Daler — nich gewen; Sei sälen's blot tau den Jehannisttermin anschaffen." — "Gott Abraham! Ich soll schaffen an in die Szaiten in vierzehn Tagen ein und dreißig tausend Thaler! ein und dreißig tausend Thaler! und dat for Karren, de sich lassen ein mit so'n Geschäft!" — "Na, Moses, dat laten S' ni man! Schriwen S' sit mal de Namen un de Posten an, de if Sei seggen ward. — Sei kennen doch de Fru Pastern? Schriwen S' mal för de Fru Pastern 5000 Daler an." — "Nu, ich kenn Se, 's is 'ne gute Frau, se hilft de Armen; wofu soll ich aber schreiben?" — "Na, schriwen S' doch mal." — Moses halte ne Dreiwitach ut den Slaprock, make den Bleistift nati un schrew: "nu, 's schteht: 5000 Thaler." — "Sei kennen doch Brästigen?" — "Nu, was wollt ich nicht kennen Brästigen? — Wer kennt nich Brästigen? — Is en guter Mann, is en unterhaltfamer Mann, hat er mich immer besucht, als ich war krank, hat er mich machen wollen zum Demekraten, hat er verlangt, ich soll Reden halten in de Reform; aber 's is en guter Mann." — "Schriwen S' en mal an mit 6000 Daler. — Minen Swager Nihler kennen Sei doch of?" — "Hab' ich doch immer gekauft von ihm de Wull. — Er ist en stiller Mann und guter Mann, er raucht Toback; aber er ist nicht der Mann, der Mann ist de Frau." — "Na, denn schriwen S' för min Smeester mal 13,000 Daler." — "Schreib' ich nicht. — Sie is 'ne Frau, sie is 'ne vorsichtige Frau; hat se doch gehandelt bei'm Schtain un swai Groschen." — "Schriwen S'! Min Smeester ward Sei dat hilt Nacht noch süßst seggen. — So! un nu schriwen S' för mi of noch 7000, nu sünd 't tau-

samen 31,000 Daler.“ — „Gott, Du gerechter!“ rep' Moses, „er will geben sein Geld, was er hat verdient sauer, was er hat gespart for seine alten Tage, for sein einzigst Kind! — Und for wen denn? — For en jungen Menschen, der is gegangen mit Schießen auf seinen Leib, der ihm hat geschnitten de Ehr ab, der ihn behandelt hat, as en Hund!“ — „Dat geit Sei nicks an, Moses, dat is min Sal. Wi . . .“ — So lang' hadd de junge Fru in furchtbore Qualen dor seten un hadd dat bitterste Gefäuhl in ehre Seel dal drückt, nu kunn sei sil nich länger hollen, sei sprung up un up Hawermannen tau, läd de beiden Hän'n up sine Schultern un rep: „Nein, nein! Das soll nicht sein! Nicht diese braven Leute, nicht Sie sollen in unser Unglück hineingezogen werden. Ist es unsere Schuld, wollen wir's auch tragen. Ich will's tragen, oh, und Arel wird's auch lieber tragen — Unglück und Schande! — aber — aber —“ hir brö't unwillkürlich herut: „die armen Schwestern!“ — Hawermann fot sei sachten üm un bröcht sei in ehren Steud tawillig un flusterte ehr lising tau: „Fassen Sie sich! Sie haben die Angelegenheit in meine Hände gelegt; ich führ' sie zum Ende, zum glücklichen Ende.“ — Ut Frida ehre Dgen bröf en Strom von Thränen. — „Gott, Du gerechter!“ säd Moses for sil hen un läd den Blisist in dat Taschenbunt, „nu fängt se auch an mit de Großmuth. — Ist das en Geschäft? Das is kein Geschäft. Und allens is doch ehrlich! 's is blos zu bringen en alten Mann auch in Thränen,“ un hei wischte sil mit de Slaprocksflupp de Thränen ut de Dgen. „Nu, wollen sehn, wo schieht der Jud.“

Hawermann was ut de Dör gan un hadd Bräsiggen von Jenseid rute raupen, hadd em up de Del all vörlopig Bescheid gegat von dat, wat in de Lust wir, un kamm nu mit em rin. — Bräsig tred vör un hadd 'ne ganz verrückte Min annamen, dat sil Hawermann in'n Schallen äwer em argern milßt, halw sach hei ut, as wenn hei up den Johrmark wat verköpen, halw as wenn hei tau Wihnachten wat bescheren wull. — Mit den ävernsichtigsten Beinsatz gung hei up Moseffen los un säd: „Moses, was korr Hawermann for mir unterzeichnet hat, unterschreib' ich, Zacharias Bräsig; is mich ganz engal, baar Geld oder Obligatschonen; aber erst zu Antoni.“ — „Schön.“ säd Moses, „Se sind en sicherer Mann, Herr Entspekter, ich werd's schaffen an.“ — Bräsig gung nu an de gneibde Fru ranne, de den Arm up den Tisch stilt' un de Hand äwer de Dgen legat hadd, as bed ehr dat Licht weih, makte en deipen Diner, frog nah't Besimmen, un als sei dit lichter beantwort' hadd, frog hei: „Und woans befindet sich denn der junge Herr von Rambow?“ — Frida tuckte tausam, un Hawermann, de eigentlich in den Sinn hatt hadd, de Einzelnen nah un nah tau raupen, sach, dat dat an de Tid was, dat hir en Zmpaß inföll, dormit dat Bräsig nich in aller Unschuld de junge Fru mit Fragen un Reden ut Hand un Band bröchte. „Zacharias,“ sed hei, „danh mit den Gefallen un raup de Fru Pastern un min Schwester räwer, Louise kamm of mitkamen.“ — „Ja wull, korr,“ nu nah en beten kamm hei mit de Fragenslid' heräwer. — Fru Pastern fohrte nu glit up de junge Fru los un drückte sei so del an dat Hart un kunn sil nich hollen un sung bitterlich an tau weinen, un dorneben stunn Louise mit dat deipste, äwer of süßste Nitzgefäuhl in de Bost. — „Gott Abrahams“ säd Moses for sil hen, „was is dies for 'ne Nacht! Se wollen machen ein Geschäft, un se weinen an einander und drücken sich de Händ' un fassen sich um den Hals und sind großmüthig zu einander un liebraich, und nich alten Mann lassen se sitzen bis an den Morgen. — Mamsell Hawermann,“ säd hei lud', „wenn Se fertig sind mit de schöne Geföhlen, bringen Se mir en Schnäpschen Wein; ich bin en alter Mann.“ — Louise sep un bröchte 'ne Buddel Win un en Glas, un Bräsig säd: „Lowifung, bring' mich auch en Glas!“ un hadd jo woll den passlichen Infall, noch in de Nacht mit Moseffen 'ne lütte fröhliche Kneiperei tau veranstalten, denn hei sel'te sil an em ranner un sung an, mit em antaustöten: „Auf Ihrem Wohle, Moses!“ — Awer't würd nich recht wat, Moses schinte nich recht Lust tau herwoen, un Hawermann bröchte sine Schwester ranner, Moses makte den Blisist natt un schrew. Nah de Fru Nüßlern kamm de Fru Pastern, Moses schrew wedder, un ahn dat de junge Fru, de mit Louise in 'ne Ed tausam satt, jichtens dor wat von gewohr würd, was allens in Nichtigkeit, un Moses stunn up un säd: „Wissen Se was Neues? Ich will Se was sagen: de einunddreißigttausend Thaler sind gedekt, und alle Leute sind gut; aber's ist kein Geschäft, de Großmuth ist mit Se weggelaufen; nu wie haist? ich bin en Jud, mit mir ist se auch weggelaufen; ich schaff' an das Geld. Aber ich bin en alter Mann, ich bin en vorsichtiger Mann. — Wenn der Herr von Rambow sich nich will stellen unter den Entspekter und macht's nicht gerichtlich, denn is de Sache saul, und ich schaff's nicht an; denn dann is de Sache for de Katz. — Wenn se mich begaben auf den Kirchhof, da bei die Lannen, wo ich hab' machen lassen 'ne Bewährung for mein Geld, denn sollen de Leute nicht sagen: nu, er hat machen lassen 'ne Bewährung; was ist 'ne Bewährung von eichen Holz? Hat er doch gebracht kurz vor seinem Tod lauter ehrliche Leute in's Unglück, blos um zu machen en Geschäft. — Da is de Madamme Nüßlern, da is de Madamme Pastern, da is der Hawermann, un da is auch der Herr Bräsig. — Ich bin gewesen en Geschäftsmann von Jugend an, zuerst mit dem Paden und dann mit de Perdukten und mit de Will und zuletzt mit das Geld, und als en Geschäftsmann will ich sterben, aber als en vorsichtiger. — Kommen

Se, Hawermann, fassen Se mich an, bringen Se mich wieder nach Hause. — Gute Nacht, Madamme Küßlern, grüßen Se den Herrn Jochen, soll mich mal besuchen. — Gute Nacht, Herr Entpeter Bräsig, besuchen Se mich auch, aber predigen Se nicht mehr von de Reform, ich bin en alter Mann. — Gute Nacht auch, Mamfell Hawermann, wenn Se gehn vor meinem Haus' vorbei, grüßen Se mer wieder so freundlich, wie das letztmal. — Gute Nacht, Frau Pastoren, wenn Se heute gehn zu Bedd, können Se doch sagen: hab' ich gehabt hen! doch lauter ehrliche Lent unter memem Dach; auch der alter Jud' war en ehrlicher Mann. — Nu gung hei up Frida tau: „Gute Nacht auch, quiebige Frau, Se haben heute geweint, weil Se nicht sind gewohnt; aber lassen Se sein, es wird allens werden gut; Se haben en neuen Fremd, 's ist en alter Jud'; aber der alter Jud' hat stießen lassen die Thränen über Sie, und das vergißt er nicht, denn sie sind ihm geworden knapp, die Thränen.“ — Hei dreihete sit im un sad noch mal: „Gute Nacht!“ ahn sit ümtaunwen'n, un Hawermann bröchte em ut de Husdör, Lowise licht' te. Binnen was allens still; jeder hadd sine Gedanken. De erste, de sit verhalten ded, was Fru Küßlern, sei rep Krischannen, de up de Del sleg, hei sill anspannen. — Krishan was an den hiltigen Dag oder Nacht dat ungefähre Gegendeil von dat, wat hei sill was, denn as Hawermann von Moessen taurigg kamm, slegen de gnädige Fru un Fru Küßlern all in den Wagen, um hei hadd grad' noch Lid, de junge Fru en poor fründliche, hoffnungs-vulle Wörd' tau seggen, dunn sad Fru Küßlern: „Gut Nacht, Kork! Sei möt tau ehr Kindting. Krishan, nach Blimpelhagen!“ un dormit führten sie af.

Hawermann stunn noch so verluhren up de Strat un kel achter den Wagen her un woll all in't Hut gahn, dunn kamm en annern Wagen in langsamen Schritt de Strat hendal, un vör den Wagen bläuferten in den Mahnschin en poor Schimmels. De oll Mann was taurigg treden un stunn nu in de Dör, sin Döching hadd en Licht för em up de Del stellt, un hei stunn nu dor, as en düßlichen Schattenriß gegen de Helligkeit. Hei woll doch sehn, wer so spääd oder so früh dörch ehre stille Strat führte; de Wagen kamm neger, hei höll vör den Hus' still. — „Faß die Leine!“ rep 'ne Stimm, Ibe em sonderbor besamt vörkamm, un en Mann up de vördesle Bänk smet de Lin nah achter den Kutscher tau un was mit einen Satz ut den Wagen rute. „Hawermann! Hawermann! Kennen Sie mich noch?“ — „Franz! Herr von Rambow!“ — „Was ist hier los, daß Sie so spät auf sind?“ un hei schow em taurigg, „doch kein Unglück?“ — „Rein — Gott sei Dank! — nicht; ich werd's Jynen gleich sagen.“ — Un de junge Mann fot den Ollen üm un drückte em an dat Hart un küßte em, un immer wedder, un't was kein Unglück, 't was idel Glück, 't was doch hadd't en Unglück warden kinnt, denn in de Stuw satt en Mäien, de Farw was ut ehr frisches Gesicht verbleken, un de groten Dgen würden immer gröter un starten up de Stuwendör, un de Hän'n drückten up ehren Harten, un wenn sei upstah woll, denn was't, as wenn de Jrd bewen ded, un banen rullte de Dunner, un de Stimm von buten slog Blitz up Blitz in ehren Harten. Sei wilß't nich, sei kunn't sit ol nich dlidlich maken in desen torten Dgenblick; äwer de Goren, den sei sid Jochen anplant hadd mit stille, bescheidenen Blaumen, mit schatige Lauwen, von wo ut sei so oft up den Abendstirn sehn, woräwer sie immer stille Nacht deckt hadd, de stunn nu dor in hellfes Licht von Blitzen un von Weberflüchten, un as dat voräwer treckt un dat Hart dal drückt was, dunn gläuchte 'ne Sün'n dorup, so blennig, so heit, dat sei ehr Dg' hadd afwen'n mülag; äwer sei kunn't nich, denn in ehren stillen Goren bläuchte Wunner up Wunner in den Sünnenstrahl tau Höchten: ut de bescheidenen Beilchen gläuchten rode Rosen herut, as sei ut Brutkränz' lüchten, un de Geruch von de düßtern Nachtwijolen rellid taum Nachtigahlsensang, de lockt un röppt, dat nu en Nest bugt warden fall för Frühjohr'stid im Leiwesleben. Un de Hän'n sacken ehr von den Harten, und dat Hart slog hell up un vill dörch, un as hei rin kamm in de Dör an Hawermannen sine Hand, dunn smet sei sit an sin Hart, un de Jrdboden bewte nich mehr unner ehr, un de Dunner rullte nich äwer ehr, un kein Blitz slog bi ehr in; äwer Licht was üm ehr rilm, luter Licht! — Un sei redten mit enanner, vel redten sei mit enanner: „Franz!“ — „Wiße!“ un keiner verstunn ehr Spral, un sei stummen Alle üm ehr rilm un kunnien s' nicht verstaun, denn't was all lang' her, as sei de Spral hört hadden, un en Verständniß müßte doch sin, dunn erbarmte sit Dntel Bräsig äwer de jungen Lid', de äwer de Jrd un äwer de Wolken för immer wegsteigen wullen, un bröchte sei wedder mit en lütten Kuck up de faste Jrd taurigg: „Frau Pastern,“ sad hei, „als ich dazumalen die drei Brauten mit einmal hatte, da . . .“ — „Schämen Sie sich, Bräsig!“ rep de Fru Pastern midden dörch de Rührthranen dörch. — „Frau Pastern, das Selbige haben Sie mir gesagt, as ich dazumalen durch den Dokter Urklingen an den jungen Herrn von Rambow nach Paris schreiben that; aber ich habe mir damals nicht geschämt; ich werde mir heut auch nicht schämen; ich hab' mir überall in meinem ganzen Leben mein Tag' nich geschämt. Denn sehn Sie, Frau Pastorin,“ un hei stellte sit vor de Fru Pastorin hellscheu utwärts hen un snow wedder mal an sine Näs', äwer wedder wat bawenwärts, as wenn em trat in de Dgen kamen wir: „Sehn Sie, Frau Pastorin, ich habe in der leyten Zeit männigen Rangderwuh zu Stande gebracht: erstens in dem Wassergraben . . .“ — „Bräsig!“ rep de

stitt Fru Pasturin. — „Sein Sie ganz ruhig, Frau Bastorin, ich sage nichts, und ich klige auch for Sie, wenn's verlangt wird. Zweitens: Gottlieb und Lining in dem Kirchsbaum; drittens: Rudolph und Mining, wieder in dem Kirchsbaum; aber das nehmen Sie mich nicht übel, wenn en Menschen ein gewissermaðenes Gefühl von Stolz überfleicht, wenn der Mensch Nahnstädt und Paris zu 'ner Rangveruh bringt; und das hab' ich gethan.“ — „Ja,“ säd Franz un kamm mit einen Bein all up de Jrd dal, „das haben Sie gethan, und ich dank' Ihnen recht von Herzen für Ihren schönen, schönen Brief; hier ist er, ich hab' ihn stets bei mir gehabt.“ — „hm!“ säd Onkel Bräsig, also lümmel bei sich. — „Sehr obhschirt for mir! Nu sagen Sie mich aber mal so ganz pöh a pöh, so ganz aufrichtig: haben Sie den Brief eingestochen wegen meinen Styl — denn Korl, das kannst Du nicht streiten, in dem Style war ich Dich bei Paster Behrendsen über — oder haben Sie ihn gestochen, weil das Postpapier von Lovise ist?“ — „Aus beiden Gründen!“ rep Franz mit hellem Lachen, „aber auch wegen der frohen Nachrichten, die in Ihrem Briefe enthalten sind. — Ja,“ säd hei un gung up Hawermann tau un fot em um, „nun hat diese Duälerei, diese Selbstquälerei ein Ende, nun ist auch der letzte Scheingrund für unsere Trennung gefallen,“ un hei gung up Lovise tau un garw ehr en Kuß, un dese eine Kuß was en sonderboren Kuß, denn in desen einen kunn Einer mit twösf dividiren un dat Facit was immer noch en ganzen Kuß. — „Lieber Gott,“ säd de Fru Pastern endlich, „der Morgen scheint schon in das Fenster hinein.“ — „Ja, Fru Pastern,“ säd Bräsig, „und Sie hülhswaten hier rum, und sünd 'ne alte Dam und das nich gewennt; Sie sollten zu Bett gehen.“ — „Bräsig hett Recht,“ säd Hawermann, „un Du, Wifing, gah of tau Bedd.“ — „Komm, Kind,“ säd de Fru Pastern un namm Lovise in den Arm, „morgen ist auch em Tag, auch ein Freudentag,“ un sei küßte sei. — „Oh, nun kommen Deine Freudentage, un in Deinen werden meine wieder ausleben!“ — „Sei gungen. — „Sie, Herr von Rambow,“ säd Hawermann . . . — „Warum denn nicht: Franz?“ frog de junge Mann. — „Nun denn Franz, mein lieber Sohn, Du kannst oben auf meinem Bette bei Bräsigens schlafen, ich . . .“ — „Ich kann nicht schlafen,“ föll Franz in. — „Korl,“ säd Bräsig, „mich is auch gar nich sleplich zu Sinn, meine nachtschlafende Zeit un meine nächtliche Ruh is vorüber“ — hei gung an't Finster, makte dat up un kel in't Weber — „Korl, mich is das so, as wenn das vermornzu en Tag is, wo woll der Vors beissen kann. Kaus muß ich, hier is mich das zu beängstlich, ich geh nach Angeln; in de Kerox'schen Dannen, in den Lauban, da weiß ich en Schlag, da sieht en hartlicher Vors. — Also — gun Mornn, junger Herr von Rambow, aun Mornn, Korl, unterhalt Dir gut mit Deinem jungen Herrn Zufünftigen.“ Dormit gung hei of.

„Was heißt das aber, lieber Vater,“ säd Franz, „daß ich Euch hier so spät noch alle munter fand? — Ich bin gleich nach dem Empfang von Bräsig's Schreiben von Paris abgereist, bin Tag und Nacht gefahren, und vorgestern kam ich auf meinem Gute an. Aber da war so mancherlei zu besorgen — mein Inspektor geht ab, er verheiratet sich —, daß ich erst gestern Morgen um diese Zeit hierher fahren konnte. — Ich hatte aber Relais vorausgeschickt, und als ich hier ankam — nun, ich will's nur gestehen“ — un hei lachte so'n beten verlegen — „mußte ich wenigstens das Haus sehn, in welchem Luise schlief. Und da find' ich Euch noch munter.“ — „Ach,“ süßte Hawermann, „es war eine traurige Veranlassung. Es war wegen des Herrn von Rambow auf Pümpelhagen, die junge Frau war selbst hier. Sie hat schrecklich geittent; aber es war ihr nicht zu ersparen; und doch ist noch alles in der Schwebe. Wollte Gott, Sie . . . Du wärest eine halbe Stunde früher gekommen, dann glaube ich, wäre alles im Reinen.“ — Un nu vertellte hei, wat passiert was, vöher un nahher, un dat alles mit so'n uprichtiges Beduren, mit so'ne hülprike Afficht, dat in Franzens sine Post de helle Wunsch sil rögen ded: hir müßgst Du woll helfen; un dat Beste was: hei kunn helpen. Hei hadd dat Glück hatt, ihrenwithe Vormümmen tau herwoen un düchtige un ihrliche Inspektors; siu Hab un Gaud was wüssen unner ehre Hän'n un nahsten of unner de fringen, denn hei hadd't nich tau 'ne Ledder makt, um daran heraf tau stigen in de Aßgrün'n von Viderlichkeit un Verkommenheit, un vör de Durheit bewohrte em sin richtige Verstand. — Nu kunn hei äwer sin Glück den Segen sprekten, denn hei hadd nich blot den Wunsch taum Gauden, hei hadd of de Macht.

Bel würd nu hen un her redt unner de Beiden, un wat de Ein wull, wull de Annere, un sei Beid wullen helpen; un't würd asmat: Franz süll hilt noch mit Moseffen tausam lamen; äwer trotz alle Uprechtigkeit hadden Beid' noch en Geheimniß vör sil: Hawermann dürfte den jungen Mann nicks seggen von Areln sine Schuld bi de Swestern, dat hadd em de junge Frau mit bläubige Xhranen un Harten anvertrun, dat was nich sin eigen, dat was frömdes Gaud, un't was dör kößt un dör worben. — Franz hadd of sin Heimlichkeit; äwer dat müßte ne gaude sin, denn sin Gesicht sach so fröhlich nahdentlich ut, un mit Behagen slog hei den einen Bein up dat Sopha, un mit Behagen treckte hei den annern nah, un hei nickte Hawermannen so fründlich tau, as de wider vertellte, un hei nickte sich taulest in den Slap. De Jugend un de Natur wullen ehr Recht herwoen. Un de oll Hawermann sumn sachten up un kel in sin

Gesicht, un dor spelten de letzten frohen Gedanken noch up riim, as Abendsünnenstrahlen spelen up flore, ruhige, dörsichtige Seen, un hei gung hen un halte 'ne Deck un deckte sie em sachten äwer, un gung rute in den lütten Achtergoren von de Fru Pastern un set'te sit in de Laun, de hei vör eglische Johren in Kummer un Trübsal süßwst auplant't hadd, un set nah dat Finster, wo sin Döchtung slep. — Je, slep sei? Wer kann slafen, wenn de helle Sinn in dat Hart schint; wer kann slafen, wenn jeder Ton tau 'ne Melodie ward, de von Lew un von Glück singt? — Ist' kling de Klirr an de Gorenpurt, un in en lichten Morgenantog kamm en schönes Mäten herin un wendte ehr Gesicht tau Höchten nah den Sünneumgang un folgte de Hän'n äwer de Bost un sach in de Morgenstimm herinne, as würd sei von keinen Glanz mir blennt; äwer de Thranen lepen ehr äwer de rosenroden Baden. — Recht, Louise! De Sinn is Gottes-Sinn, un dat Glück is Gottes-Glück, un schint dat uns mal hell un grell in dat Og', denn sünd de Thranen dorför gaud, de dresen den Strahl. — Un sei biichte sit dal tau de Jrd un böhrte 'ne Ros' tau Höchten un sog ehren Duft in sit, pflückte sei äwer nich. — Recht, Louise! — Rosen sünd Jrden-Rosen, Freuden sünd Jrden-Freuden, sei blänhen beid' ehre Tid, lat ehr de Tid! Willst du sei äwer geneiten vor de Tid, denn heft Du 'ne verwelkte Blaum an de Bost un 'ne verwelkte Freud' in de Bost. — Sei gung langsam wider in den Goren, un as sei an de Laun kamm, wo ehr oll Vater satt, sprung sei up em tau, smet sit an sin Hart un verkröp sit mit den Kopp an sine Bost: „Vater, Vater!“ — Recht, Louise! Dat is Din richtiges Flag: In Dines Vaders Hart schint Gottes-Sinn, in Din Vaders Hart blänhen Jrden-Rosen.

2. Dat Gn'n.

(Austschen und Rimelz, 1853.)

As ik tau Klostok in der Kopmannlihr,
Hadd ik en gauden Fründ, de 'n Beten dursig
wir.

Mit den'n gung ik des Sünddags mal
Verluren an den Strand hendal,
Um uns de Schöp mal antusihn.

Na gaud, wir gingen riim un siln'n
Un sefen tau, wo um dat iim
De Klid en Tau herupper wiin'n.
De Kirks, de rögten fix de Hän'n,
Doch hadd dat Tau noch immer nich en Gn'n.

„Ne,“ segg ik, „will'n man wedder gahn!
Wat säi wi hir as Naren stahn?

De Sal schint hilt kln Gn'n tau finnen.
De kän'n noch äwerommen winnen.“

„Na,“ seggt min Fründ, un maft en klaut
Gesicht,

„Paß up, dit ward 'ne snurige Gescht.
Dat Gn'n, dat frigen f'nich tau Städen;

It wedd dorup, sei finnen kein,
Paß du mal up, du wardst dat sehn:
De Jung's, de herw'n dat Gn'n awfnäden.“

3. Die Besorgung.

„Hir sünd twei Breiw, verstah mi recht,“
Seggt Herr von Busche tau den Knecht,
„De kammst du mi gelegentlich besorgen,
Un is't nicht hilt, so is dat morgen.
Wenn Einer mal nach Trepptor geit,
Denn gibw's em mit und segg mi denn Bescheid“ —

Nah ein'ge Tid, doa süht hei sinne Knecht
Un röppt em tau: „Zehann!“ un fröggt:

„Heft du de Breiw' herinner bröcht?“

„Ne, Herr! dat wull sit noch nich schicken.““
„Du büst doch gestern 'rinne west.“ —
„Ja! dat, dat was jo mit de Widen,

Dat was jo ganz expref,
Un Sei, Sei säden mi jo kloar,
Dat mit de Breiw, dat hedd noch ganz un goar

Kein It, dat ded nich dringen,
It füll f' gelegentlich herinner bringen.““

„Du bist en Kln un blinwst of ein!“
Röppt Herr von Busche. „Na, du mein;“

So 'n Dummheit is doch schir tau dull!
Du bist noch dummer as en Kind!

Wenn ik en Esel schicken wull,
Denn hadd 't dat süßwst besorgen künnt.“

46. Friedrich Spielhagen.

(1829—)

Aus: Hammer und Amboss. Roman. (1868.)

Zwei Primaner des Gymnasiums einer mittlern Provinzial- und Seestadt, Arthur von Zehren und Georg Hartwig, entlaufen dem Unterricht, um an einer Land- und Wasserpartie sich zu betheiligen, welche die Familien des Steuerath's von Zehren und des Commerzienrath's Streber unternehmen. Nach der Rückkehr findet Georg den Director des Gymnasiums bei seinem Vater, einem schlichten Unterbeamten, der, von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, auf den Sohn so ergrimmt ist, daß er ihn aus dem Hause treibt. Georg, der Held des Romans, verläßt die Stadt und sucht am Strande Aufnahme bei einem alten Schmied. Dieser verweigert ihm die Herberge und ist eben im Begriffe, ihn hinauszuwerfen, als die Stimme eines edeln Herrn dazwischen fährt und den Jüngling auffordert ihm zu folgen. Der Ehle ist der Bruder des Steuerath's, überall „der wilde Zehren“ genannt. Georg folgt ihm auf die Zehrenburg, die er als der älteste des alten Hauses Zehren bewohnt. Er ist ein reich begabter, weit gereifter Sonderling, der stets auf die Weiber schmäht, Spiel und Jagd treibt, im geheimen aber das Haupt einer großen Schmugglerbande,

welche Waaren aller Art in seinen Kellern beherbergt. Er sorgt für Georg mit väterlicher Liebe. Im Schlosse befindet sich Constanze, die Tochter seiner aus Spanien entführten Gattin, welche letztere sich im Wahnsumme ertränkt hat. Georg, mit glänzenden praktischen Fähigkeiten ausgestattet, und von seltener Körperkraft, beginnt nun seine Lehrjahre. Er liebt Constanze, die sich aber von einem jungen Fürsten aus der Nachbarchaft erfüllen läßt, mit ihm nach Italien zieht, von ihm verlassen wird und später in der Residenz als große Schauspielerin auftritt. Bei einem großen Schmuggelgeschäfte, welches die Gegenwart des „wilden Jähren“ erbeißt, wird dieser von bewaffneten Steuerbeamten verollet, rettet sich mit Mühe, wird verwundet, schießt sein Dorf in Flammen aufgehen, und erschießt sich in halb wahnfinnigem Zustande. Georg, seinem Herrn in unbedingter Treue ergeben, hatte denselben mit Lebensgefahr retten wollen, seinen Tod aber nicht verhindern können. Die Untersuchung des Vorgefallenen hatte eine siebenjährige Gefängnißhaft Georgs zur Folge. Der Director des Gefängnisses, der dritte Jähren, ist ein von wahrhafter Humanität durchdrungener Charakter. Georg wird unter seiner Aufsicht ein tüchtiger Mensch und bildet in verschiedenartiger Arbeit seine Talente, in gefährlichen Gefängnißaufritten seine Thatkraft aus. Die Tochter des Directors, Paula v. Jähren, ein 15jähriges Mädchen, die Geschwister derselben hängen an dem Gefangenen mit zärtlicher Zuneigung. Am Schluß seiner Gefängnißhaft verliert Georg seinen Director durch den Tod. Die Familie begiebt sich in die Residenz, wo Paula durch ihr seltenes Maletalent Aufsehen erregt und für Mutter und Geschwister sorgt. Inzwischen ist das Gut Zehrendorf durch Kauf an den Commerzienrath übergegangen, dessen Tochter Hermine schon als Kind eine Zuneigung zu Georg geiaßt hat. Der Commerzienrath besitzt in der Residenz eine große Fabrik, in welche Georg als Arbeiter eintritt. Seine Talente werden gewürdigt. Er ist bald Leiter des Ganzen in der Stadt und auf dem Gute. Hermine wird Georgs Gattin, stirbt aber bald, ebenso der Commerzienrath, dessen nicht zuverlässige Unternehmungen ihn zu einem Selbstmörder veranlassen. Später verbindet sich Georg mit Paula, die er immer in seinem Herzen getragen. (Der Roman ist der bedeutendste des Dichters, durch Lebendigkeit der Schilderung und Charakteristik werthvoll; seine Tendenz: „Nur die Arbeit kann uns frei machen“.)

Tod des wilden Jähren.

Wir hatten die Dünen überflogen und schritten auf der andern Seite über sandig öde Strecken dahin, der Eine immer in den Fußstapfen des Andern. Kein Wort wurde gesprochen; es hatte Jeder mit sich selbst genug zu thun, Jeder an seinem Nacken schwer genug zu tragen, ich vielleicht am schwersten, trotzdem mir an Körperkraft von all' den Männern höchstens Jochen Swart gleichkam; aber in diesen Dingen ist die Gewohnheit beinahe Alles. Und dann trug ich außer meiner Last, die leicht einen Centner wiegen mochte, noch eine ganz andere, welche die andern nicht trugen, und die viel schwerer drückte; die Last der Schmach, daß meines Vaters Sohn diesen Ballen Seide schleppte, um den man das Zollamt betrog, schleppen mußte, wenn er den Mann, dessen Brod er seit zwei Monaten gegessen, nicht um „das Seine“ bringen wollte. Und dann dachte ich, daß ich heute Morgen, selig wie ein Gott, von Zehrendorf ausgegangen war, und daß ich jetzt zurückkehren würde, betrogen von der Tochter, beschimpft von dem Vater, besudelt von dem Schmutz des schnöden Gewerbes, zu dem ich mich hergegeben, und daß dies das Ende von der erträumten Herrlichkeit, von der angebeteten Freiheit war! Es sollte noch nicht das Ende sein!

Und rastlos weiter ging es; der nasse Sand knirschte unter den Füßen der Eilenden, und jetzt kam ein Wort von der Spitze des Zuges, das halblaut weiter und weiter gegeben wurde, bis es zu mir kam, der ich es nicht weiter geben konnte: „Halt!“

Wir waren an dem Rande des Moores angelangt. Es war an dieser Seite nur eine schmale Stelle, die überhaupt passirbar war; dann kam trodenes Terrain, eine Art von Insel, indem sich die Sümpfe von beiden Seiten heranzogen, um auf der entgegengesetzten, vielleicht zweitausend Schritte entfernten Seite wieder zusammenzustoßen, wo es dann abermals nur eine schmale Furt gab, die ein mit einer Centnerlast beladener Mann, ohne einzusinken, überschreiten konnte; dann folgte die Heide, die sich zwischen den Feldern von Trantowitz und Zehrendorf auf der einen und den Dünen von Zanowitz auf der andern Seite erstreckte, und über die ich heute schon dreimal geschritten war.

Die Stelle, wo wir Halt machten, war genau dieselbe, an welcher ich drei Abende vorher mit Herrn von Granow gestanden. Dann ging es weiter in das Moor hinein auf der schmalen Furt; rechts und links blinkte hier und da zwischen den Binsen, die im Nachtwinde nickten, ein schwacher Schimmer von dem Sumpfwasser auf, das in großen Lachen zu Tage stand, und selbst der Boden, auf den wir traten, gerieth in eine sonderbar schwankende Bewegung, als wir im Trabe darüber hin eilten.

Die Furt war passirt; die Leute gingen wieder langsamer; und plötzlich schlug ein Ton an mein Ohr, wie von dem Knacken eines Hahnes am Gewehr. Der Ton war hinter mir gewesen, das hatte ich deutlich gehört; ich wußte auch, daß Niemand von unserer Schaar ein Gewehr führte. Ich stand unwillkürlich still und horchte, und abermals hörte ich denselben Ton, und zugleich sah ich genau an der Stelle, die wir eben passirt, zwischen den Binsen eine Gestalt auftauchen, der gleich darauf eine zweite und dritte folgte. Ohne daran zu denken, die Centnerlast auf meinem Rücken abzuwerfen, ja ohne sie auch nur zu fühlen, lief ich mit Blitzschnelle die Reihe vor mir entlang und berührte Herrn von Zehren, der mit Jochen vorausschritt, an der Schulter.

„Wir werden verfolgt!“

„Albernes Zeug!“

„Halt! steht!“ schrie jetzt eine kräftige Stimme hinter uns.

„Vorwärts!“ rief Herr von Zehren.

„Halt! halt, steht!“ und mindestens ein halbes Dutzend Gewehre knatterten auf einmal los, und die Kugeln pfffen uns über die Köpfe.

Zu Nu war unsere ganze Schaar auseinandergestoben, wie es die Weise der Päscher ist, sobald sie ernstlich verfolgt werden, und sie, wie diesmal, Widerstand zu leisten nicht vorbereitet oder gewillt sind. Nach allen Seiten, mir nicht nach der, von welcher die Verfolger kamen, sah ich die schlauen Gefellen, die wohl sämmtlich ihre Paden weggeworfen hatten, davonhulchen; Einer oder der Andere mochte wohl auf allen Vieren kriechend zu entkommen suchen; in der nächsten Secunde waren Herr von Zehren und ich allein.

Hinter uns klapperten die eisernen Ladestöcke in den Läufen. Man lud die abgekösteten Gewehre. Das gab einen kleinen Aufenthalt.

Herr von Zehren und ich waren stehen geblieben. „Wie viel sind es?“ fragte er leise.

„Ich kann es nicht unterscheiden,“ antwortete ich ebenso, „mir scheint, es kommen immer mehr herüber; es mögen jetzt leicht ein Dutzend sein.“

„Sie werden sich nicht weiter wagen bei der Dunkelheit,“ sagte er.

„Sie kommen schon,“ sagte ich dringend.

„Halt, wer da!“ erscholl es von unsern Verfolgern, von denen wir wohl kaum hundert Schritte entfernt waren (doch ließ sich die Distanz schwer taxiren), und wieder pfffen ein paar Kugeln über unsere Köpfe.

„Ich bitte Sie!“ sagte ich, indem ich Herrn von Zehren am Arme ergriff.

Er ließ sich ein paar Schritte förmlich weiterschleppen. Mit einem Mal, wie wenn er aus einem Traume erwachte, ganz mit seiner alten Stimme und in seiner alten Weise sagte er:

„Wie zum Teufel kommen denn Sie dazu? Fort damit!“ und er stieß mir gewaltsam den Paden von dem Rücken.

„Ich habe ihn den ganzen Weg getragen,“ murmelte ich.

„Schändlich!“ murmelte er, „schändlich, aber das kommt davon! Armer Junge, armer Junge!“

Der Rausch, den er sich gemerkt, das Gefühl seiner Schmach so weit als möglich zu betäuben, war verfliegen; ich merkte es wohl. Er war wieder, der er in seinen guten Stunden sein konnte, und sogleich lehnte auch bei mir die alte Liebe zurück.

„Lassen Sie uns eilen!“ sagte ich, seine kalte Hand ergreifend, „es ist bei Gott die höchste Zeit!“

„Sie werden sich nicht weiter hinaufwagen,“ erwiderte er, „wenn sie auch einen Führer bei sich haben; es kann Einer nicht Alle führen. Aber Verrath ist im Spiel. Sagten Sie mir nicht vorhin schon davon?“

„Ja, und Winnow und Jochen Swart sind die Verräther.“

„Jochen hat gerade zu diesem Wege gerathen.“

„Um so mehr.“

„Und der Hallunke hat sich zuerst davon gemacht!“

„Er hatte Eile, zu seinen Freunden zu kommen.“

So sprachen wir in kurzen, abgerissenen Worten, während wir über den ebenen Plan eilten, auf dem das Dunkel, welches jetzt wieder besonders dicht war, den einzigen, freilich auch ausreichenden Schutz vor den Verfolgern gewährte. Es begann leise zu regnen; man konnte im eigentlichsten Sinne kaum noch die Hand vor den Augen unterscheiden. Von denen hinter uns war nichts mehr zu sehen und zu hören.

„Die dummen Teufel sind zu spät gekommen,“ sagte Herr von Zehren; „sie haben uns offenbar vor der Furt ablassen wollen. Hätten unsere Hallunken nicht gleich Reißaus genommen, würden wir jetzt in aller Gemächlichkeit weiter ziehen.“

„Nach Zehrendorf können wir doch nicht zurück,“ sagte ich.

„Weshalb nicht?“

„Wenn Jochen Swart, wie ich beschwören möchte, uns verrathen hat, würde man sicher Hausfuchung auf Zehrendorf halten.“

„Das sollten sie nur thun,“ rief der Wilde; „ich wollte sie mit blutigen Köpfen heim-schicken! Nein, nein, das wagen sie nicht, oder sie hätten es schon gewagt! Auf Zehrendorf sind wir so sicher wie in Abrahams Schooß.“

Gerade als er diese Worte sprach, zuckte es plötzlich in der Richtung vor uns auf, wie ein schwacher Blitz. Aber ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mir von dem, was ich gesehen, eine klare Vorstellung zu machen, als es wieder aufblitzte, stärker diesmal und nicht wieder verschwindend — eine Helligkeit, die mit jedem Augenblicke an Stärke zunahm und mit jedem Augenblicke, einen rothen Streifen über den andern legend, an dem schwarzen Nachthimmel emporstieg.

„Trantowitz brennt,“ rief Herr von Zehren.

Es war nicht Trantowitz; es konnte nicht Trantowitz sein, das weiter links und tiefer

lag. Dort gab es auch die mächtigen Bäume nicht, deren Kruppen ich jetzt in dem Scheine, der bald gelb, bald röthlich, aber immer heller und immer heller aufleuchtete, deutlich unterschied.

„Zum Henker, es ist mein Hof,“ rief Herr von Zehren, indem er unwillkürlich vorwärts stürzte. Aber nur ein paar Schritte, dann blieb er stehen und lachte. Er lachte laut, es war ein gräßliches Gelächter.

„Das ist lustig,“ rief er, „nun brennt auch noch das Gerümpel ab! das heißt denn doch den alten Bau gründlich austräumen!“

Es klang fast, als glaube er, daß auch dies von seinen Verfolgern ausgegangen sei. Mir aber fielen die Drohungen schwer auf die Seele, welche die alte Wahlen ausgestoßen hatte, als ich sie vom Hofe trieb. Ich erimerte mich, daß etwas vom „rothen Hahn auf's Dach setzen“ dabei gewesen war.

Aber wie auch das Feuer entstanden sein mochte, welches da drüben vom alten Herrenhause aufloderte, es konnte für den Herrn des Hauses in keinem verhängnißvollern Moment ausgebrochen sein. Obgleich wir noch eine Viertelmeile außernt waren, leuchteten die Flammen, die jetzt hoch über die Riesenbäume des Parks emporstiegen, bereits bis zu uns, und indem die ungeheurere Helligkeit von den schwarzen Wolken, die jetzt in Purpur zu glühen begannen, aufgefangen und zurückgeworfen wurde, verbreitete sich bald eine unheimliche Dämmerung über die ganze Gegend. Ich konnte Herrn von Zehren's Gesicht deutlich erkennen; es war oder erschien mir todtbleich.

„Um Gottes willen, lassen Sie uns eilen, daß wir von hier fortkommen,“ rief ich.

„Die Jagd wird gleich beginnen,“ sagte er.

Und die Jagd hatte bereits begonnen. Der Trupp, der die Eingangsfurt besetzt und wohl ursprünglich keinen andern Auftrag gehabt hatte, als uns den Rückweg abzuschneiden, machte von der Möglichkeit, weiter vorzudringen, die ihm der sonderbarste Zufall bot, den besten Gebrauch. Indem sie sich zu einer Art von Tirailleurlinie ausbreiteten, ohne sich indeß den Stümpfen rechts und links allzusehr zu nähern, und rasch vorwärts gingen, trieben sie die Pächter, die über die weite Fläche nach der Ausgangsfurt geschlichen waren, zum Theil auch wohl an den Boden gedrückt oder in irgend einer Vertiefung kauend, abgewartet haben mochten, ob sie weiter verfolgt werden würden, vor sich her, aus ihrem Lager empor. Bald suchte es hier und da in der rothen Dämmerung auf; Schüsse knatterten und überall sah ich die Gestalten der Fliehenden und der Verfolger durch die Dämmerung huschen; wilde Rufe: „Halt, Kerl! steh!“ und ein lautes Halloh und Lachen, wenn sie wieder einen gefangen hatten.

Mir stockte das Blut in den Adern, und dann strömte es mir wild zum Herzen. So niedergebeugt zu werden, niedergeschossen zu werden wie Hasen auf einer Klapperjagd!

„Und keine Waffe!“ knirschte Herr von Zehren.

„Hier!“ rief ich, die Pistolen aus dem Gürtel reißend und ihm eine in die Hand drückend.

„Geladen?“

„Ja!“

„Nun denn, en avant!“

Wir waren im schnellen Lauf fast bis zur Ausgangsfurt gelangt, die durch eine verdorrte Eiche und ein paar Haselbüsche dem Kundigen kenntlich war, als ich über die Büsche herüber Flintenläufe blinken sah. Was ich gestrichelt, war eingetroffen; auch die Ausgangsfurt war besetzt.

„Ich kenne noch eine andere Stelle,“ raunte mir Herr von Zehren zu; „vielleicht trägt sie uns, wo nicht —“

Ich ließ ihn nicht ausreden. „Weiter, weiter!“ rief ich.

Wir wendeten uns rechts an den Binsen hin, die den Rand des Sumpfes bezeichneten. Aber bereits hatte man uns erkannt. Man rief: „Halt!“ und schoß nach uns, es kamen auch Einige hinter uns hergelaufen.

„Hier muß es sein!“ sagte Herr von Zehren, indem er, die hohen Binsen auseinanderbiegend, zwischen denselben verschwand; ich folgte ihm auf dem Fuße.

Wir drückten uns langsam, vorsichtig weiter mit gekrümmten Rücken. Es war ein verzweifelttes Stüd. Mehr als einmal sank ich knietief in den schwarzen Moorgrund; ich war entschlossen, wenn ich stecken bleiben sollte, mir im letzten Augenblicke das Gehirn zu zerschmettern.

„Es geht,“ sagte Herr von Zehren, leise über die Schulter zu mir; „das Schlimmste haben wir hinter uns; ich kenne es genau; ich war noch im Frühjahr hier auf dem Schuepfenstrich; Jochen, der Schwurk, war dabei. So, nun sind wir durch.“

Er hob sich aus den Binsen heraus und in demselben Momente sprangen drei Männer, die sich in dem Augenblicke, als wir auf die Zollwache stießen, von den Ubrigen abge sondert und seit wenigen Minuten vielleicht zwölf Schritte von der Furt auf der Lauer gelegen haben mußten, auf uns ein. Der erste war der lange Jochen Swart.

„Hund,“ knirschte Herr von Zehren. Er hob die Pistole, und der lange Jochen fiel vornüber, um nicht wieder aufzustehen.

Ich hatte fast in denselben Momente Feuer gegeben. Einer der zwei andern Männer wankte und sank schreiend in die Knie. Der dritte schoß sein Gewehr ab und lief, was er konnte, an den Rand des Sumpfes zurück, von wo er hergekommen war. Der Verwundete richtete sich auf und hinkte, immer noch schreiend, aber mit verhältnißmäßig großer Geschwindigkeit davon.

Herr von Zehren war an Jochen Swart herangetreten. Ich sprang hinzu; ich faßte den Mann an beiden Schultern in der Absicht, ihn, der mit dem Gesicht auf dem Boden lag, aufzurichten. Als ich ihn ein wenig hob, fiel der Kopf schwer vornüber. Es durchrieselte mich kalt. „Mein Gott, er ist todt,“ rief ich. —

„Er hat es nicht anders gewollt,“ sagte Herr von Zehren.

Der Leib des todtten Mannes entglitt meinen Händen; ich richtete mich, an allen Gliedern zitternd, auf; mein Kopf war wie wirbelig; was war denn geschehen? Da stand ein Mensch, die abgeschossene Pistole in der schlaff herunterhängenden Rechten haltend; da lag ein anderer Mensch auf dem Boden, wie ein Baumstamm, und ein röthliches Licht, wie aus dem Thor einer Höhle, streifte über den Menschen, der regungslos aufrecht stand, und über den andern, der regungslos auf dem Boden lag; in der Luft schwebte Pulverdampf und in den Binsen des Sumpfes zischelte es wie von tausend Schlangen.

Aber wie fest sich auch das Grauenbild und die schaudervolle Empfindung, mit der ich es betrachtete, meiner Erinnerung eingepägt haben mögen — der Zustand starren Entsetzens kann doch nur einen Moment gedauert haben. Dann, weiß ich, versank Alles in dem einen Gedanken: Rette ihn; er darf nicht in ihre Hände fallen! Ich glaube, ich wäre im Stande gewesen, den Unglücklichen, hätte er sich gesträubt, auf meinen Armen davonzutragen, wie eine Löwin ihr Junges, wenn die Jäger hinter ihr her sind, im Raschen davon trägt; aber er sträubte sich nicht. Ich weiß jetzt, daß er nicht floh, sein Leben zu retten; ich weiß jetzt, er wäre keinen Schritt von der Stelle gewichen, hätte er gewußt, daß ich den Lederbeutel mit der Munition zu den Pistolen in meiner Tasche trug; aber so wußte er nicht anders, als daß er ohne Waffen sei, und lebend wollte er den Häschern nicht in die Hände fallen.

An den äußeren Rand des Sumpfes, wo wir uns jetzt befanden, lehnte sich ein Bruch, aus welchem zwischen mehr oder weniger versumpften, mit langem Niedgras überwucherten tiefern Stellen dichte Gruppen von Erlen, Haseln und Weiden unseliglich hervorragten. Für einen Andern, der nicht wie Herr von Zehren jeden Fuß breit dieses schwierigen Terrains kannte, wäre unmöglich gewesen, sich hier einen Weg zu suchen; aber der alte Jäger, der jetzt zum Fuchs geworden war, welchem die Huude auf der Fährte folgten, irrte auch nicht einen Augenblick, weder über die einzuschlagende Richtung, noch über den pfadlosen Pfad, der uns durch diese Wildniß führte. Ich habe nachmals nie begreifen können, wie ein Mann in seinen Jahren, abgesetzt, wie er bereits war, und dazu verwundet — wie er mir später sagte — im Stande gewesen ist, so ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, an denen fast meine Jugendkraft erlahmte; und so oft ich später ein altes Kassepferd gesehen habe, das, zu Schanden geritten und gefahren, dennoch, sobald ihm das edle Blut erregt ist, durch sein Feuer, seine Kraft und Ausdauer die jugendlichen Concurrenten beschämt, habe ich immer an den wilden Zehren in dieser Schreckensnacht denken müssen. Er brach durch fast undurchdringliches Gestrüpp, als wären es Kornähren gewesen; er setzte wie ein Hirsch über die breitesten Gräben und hielt nicht eher inne in dem tollen Lauf, als bis wir aus dem Bruch heraus in die Dünen kamen.

Hier verschauften wir und hielten kurzen Rath, wohin wir uns jetzt wenden sollten. Rechts von uns lag Zanowitz. Hätten wir es ungehindert erreichen können, so würde uns gewiß einer oder der andere unserer Freunde über das Meer zu retten versucht haben, im schlimmsten Falle war ich Seemann genug, ein Segelboot allein regieren zu können; aber es war nur zu wahrscheinlich, daß das Stranddorf und seine Umgebung mittlerweile bereits von den Soldaten besetzt war, um die dorthin Entrinnenden aufzufangen. Zu versuchen, über die Haide zwischen Zehrendorf und Trantowitz in das platte Land zu einem der Fremde des Herrn von Zehren zu gelangen, wäre jetzt, wo von dem immer noch zunehmenden Brande der ganze Himmel geröthet war und zumal die Haide in Tagesklarheit getaucht sein mußte, offener Wahnsinn gewesen. So blieb uns nur die Eine Möglichkeit: uns am Strande links zu halten, bis zum Vorgebirge, dort, in der Gegend der Ruine, das Kreideufer zu erklettern, um von hier aus in den Buchenwald des Parkes zu gelangen, der nur der letzte Ausläufer eines fast zwei Meilen langen, sich an der Küste hinziehenden Forstes war.

„Wenn ich nur bis dahin komme,“ sagte Herr von Zehren; „mein Arm fängt an, mich sehr zu schmerzen.“

Jetzt erst erfuhr ich, daß er am Oberarme verwundet war. Er hatte es selbst im Anfang nicht gewußt, dann geglaubt, er habe sich an einen spitziqen Ast gestoßen, bis jetzt die zunehmenden Schmerzen unter dem stockenden Blut uns eines Andern belehrten. Ich bat ihn, mich

nachsehen zu lassen; er sagte, wir hätten zu dergleichen keine Zeit, und ich mußte mich damit begnügen, ihm sein Taschenbuch so fest ich konnte um den Arm zu binden, womit freilich nicht viel geholfen war.

Hier zwischen den Dünen war es auch, wo mir zum ersten mal einfiel, daß ich noch Munition in der Tasche habe, und wo ich auf Herrn von Zehren's Geheiß die Pistolen wieder lud. Mich durchzuckte es seltsam, als er mir die fettnige reichte und ich das naßkalte Eisen berührte. Aber es war kein Blut, obgleich es in dem rothen Dämmerlicht so schien; es war nur die Feuchtigkeit aus der regenschweren Luft.

Wir traten aus den Dünen heraus auf den Strand, um auf dem harten Sande schneller fortzukommen zu können. Die Helligkeit war jetzt, wo vermuthlich der ganze Hof brannte, so groß, daß selbst über das Meer von dem Widerschein der rothangestrahlten Wolken ein mattes Purpurlicht ausgegossen war. Ja, auch die hohen, steilen Kreideufer, unter denen wir etwas später dahinschritten, blickten in geisterhaft hellem Schein auf uns herab. Es lag etwas sonderbar Unheimliches darin, trotz der bedeutenden Entfernung, in welcher wir uns von der Brandstätte befanden, trotzdem Berg und Wald dazwischen lag, trotzdem wir unmittelbar unter dem Schutze der mehr als hundert Fuß hohen steilen Uferwand dahinschritten, immer noch von dem Lichte getroffen zu werden, als hätte, was geschehen, die Erde dem Himmel und der Himmel dem Meere gesagt, und Erde, Himmel und Meer riefen uns zu: „Führt euch gibt es kein Entrinnen!“

Den unglücklichen Mann an meiner Seite mußte dieselbe Empfindung beherrschen; er sagte ein paar mal, als wir die Schlucht hinaufkletterten, in welcher vom Strande nach der Uferhöhe zwischen dichtem Gebüsch ein steiler Pfad emporführte: „Gott sei Dank, hier wenigstens ist es dunkel.“

Er hatte während des Aufstimmens wieder über seinen Arm geklagt, der ihm heftige Schmerzen verursache, und zuletzt kaum noch weiter gekonnt, trotzdem ich ihn stützte, so viel ich vermochte. Ich hoffte, daß, wenn wir nur erst oben angelangt wären und er sich ein wenig erholt hätte, seine Kraft, von der er noch eben so ungeheure Proben gegeben, wiederkehren würde, aber in dem Augenblicke, als wir die Höhe des Plateaus erreichten, brach er in meinen Armen zusammen. Zwar raffte er sich sofort wieder auf und erklärte, es sei nur eine momentane Schwäche gewesen und der Anfall vorüber; dennoch konnte er sich kaum auf den Füßen halten, und ich war froh, als ich ihn endlich bis zur Ruine geführt hatte, wo eine halb verschüttete kellerartige Vertiefung zwischen dem Mauerwerk wenigstens einen Schutz vor dem Ostwinde gewährte, der scharf und kalt über den ebenen Rücken des Vorgebirges strich.

Hier bat ich ihn, sich niederzusetzen, bis ich im Stande gewesen sein würde, aus der Schlucht, wo in der Hälfte der Höhe ein ziemlich reichlicher Quell zum Meere floß und wo wir bereits beim Heraufsteigen einen kurzen Halt gemacht hatten, abermals Wasser zu holen, nach welchem er ein brennendes Verlangen äußerte. Glücklicherweise hatte ich am Morgen, um mich gegen den Regen zu schützen, den wachüberzogenen Schifferhut, mit dem ich nach Zehrendorf gekommen war, und den ich seitdem, da er Konstanze so entschieden mißfiel, nicht wieder getragen hatte, aufgesetzt. Der Hut mußte mir jetzt als Wassereimer dienen, und ich war glücklich, als es mir, obwohl nicht ohne einige Mühe, gelang, ihn bis an den Rand zu füllen. So schnell ich, ohne die kostbare Beute zu verschütten, konnte, eilte ich zurück, das Herz schwer von Sorge um den Mann, zu welchem in dem Maße, als das Unglück über ihn mit so fürchterlichen Schlägen hereinbrach, mich mein Herz gewaltiger als je zuvor zog. Was sollte aus ihm werden, wenn er nicht bald wieder im Stande war, die Flucht fortzusetzen? Nach dem, was am Sumpfesrande gesehen, würde man sicher alles aufbieten, unser habhaft zu werden, und daß man über eine hinreichende Anzahl von Leuten verfügen konnte, war mir zu gewiß. Die zweite Furt war mit Militär besetzt gewesen; ich hatte es deutlich gesehen. Wie lange konnte es dauern, bis sie auch bis hierher kamen? Wollten wir entinnen, mußten wir, bevor der Morgen kam, mindestens ein paar Meilen von hier entfernt sein, und ich dachte mit Schaudern an sein zweimaliges Zusammenbrechen in meinen Armen und an die wirren Worte, in denen er mich um Wasser gebeten hatte: „das nicht brennen dürfe, das ja nicht brennen dürfe.“ Vielleicht erholte er sich, nachdem er getrunken; ich hatte einen so festen Glauben an die Unverwundlichkeit seiner Kraft!

So suchte ich mir selbst Muth einzusprechen, als ich mich vorsichtig-eilig mit dem Wasser im Hute der Ruine näherte und, aus Furcht zu straucheln, kaum einen Blick nach der Richtung zu werfen wagte, von der die Flammen über den Buchenwald zu uns heraufschleuderten. Schon aus einiger Entfernung glaubte ich Herrn von Zehren's Stimme zu hören, die meinen Namen rief, dann ertönte ein gelles Lachen, und wie ich voller Entsetzen herzusprang, sah ich den Unglücklichen in dem Eingange der Mauerhöhle stehen, das Gesicht dem Feuer zugewendet, indem er heftig mit dem gefunden Arme gestikulirte und bald Verwünschungen ausstieß, bald gell anlachte, oder nach Wasser rief, das nicht „brennen dürfe“. Ich schleppte ihn wieder tiefer zwischen das Mauerwerk, und es gelang mir, ihm aus dem Haidekraut, das dort oben reichlich wuchs, und über das ich dann meinen Rock deckte, eine Art Lager zurecht zu machen; endlich trank er

auch, als er aus einer kurzen Ohnmacht, in die er gefallen, zu sich kam, reichlich von dem Wasser. Er dankte mir mit einer Stimme, deren weicher Ton wunderbar gegen das gelle Kreischen von vornhin abfiel und mich sehr rührte. . . .

Ich hatte während der Nacht den Weg zur Duelle noch mehrmals gemacht; Herr von Zehren war mir, wenn ich zurückkam, immer sehr dankbar gewesen, wie er denn überhaupt, je näher die Nacht dem Morgen kam, ruhiger geworden war, so daß ich mich schon der Hoffnung hingab, wir würden trotz alledem bald aufbrechen können. Endlich mußte ich doch, von der ungeheuren Ermattung überwältigt, eingeschlafen sein und längere Zeit geschlafen haben, denn als ich von der Berührung einer Hand, die sich auf meine Schulter legte, emporsuhr, dämmerte bereits das Zwielficht in die Mauerhöhle. Herr von Zehren stand vor mir; ich blickte ihn mit Entsetzen an. Jetzt erst sah ich, was er in der Schreckensnacht gelitten hatte. Sein sonst so frisches, braunes Gesicht ersahlt, die großen glänzenden Augen tief in die Höhlen gesunken und wie gebrochen, der volle Bart zerzaust, die Lippen bleich, die Kleider zerrissen und mit Schmutz und Blut besudelt — es war nicht mehr der Mann, den ich gekannt, es war das Gespenst dieses Mannes, ein schauerliches Gespenst.

Und jetzt zuckte um seine bleichen Lippen ein seltsames Lächeln, in dem doch noch eine Spur der alten Liebenswürdigkeit war, wie ein Einwas von der einstigen Heiterkeit in dem Klange der Stimme, mit der er sagte: „Es thut mir leid, armer Junge, daß ich Dich wecken mußte, aber es ist die höchste Zeit.“

Ich sprang auf die Felle und zog mir den Rock an, den er mir sorgsam über die Schulter gedeckt hatte.

„Das heißt, es ist Zeit für Dich,“ sagte er.

„Wie das?“ fragte ich erschrocken.

„Ich würde nicht weiter kommen,“ fuhr er mit düsterm Lächeln fort: „ich habe eben eine kleine Probe gemacht; aber es ist unmöglich.“

Und er setzte sich auf einen Mauervorsprung und stützte den Kopf in seine rechte Hand.

„So bleibe ich auch,“ sagte ich.

„Man wird uns bald genug hier oben aufgefunden haben.“

„Um so mehr werde ich bleiben.“

Er hob den Kopf.

„Du bist ein großmüthiger Narr,“ sagte er mit melancholischem Lächeln, „einer von denen, die ihr Leben lang Amboß bleiben. Was in aller Welt hätte ich davon, daß sie Dich mit mir fingen? und weshalb wolltest Du Dich fangen lassen? weshalb wolltest Du die Partie verloren geben? Bist Du auf nichts reducirt, auf weniger als nichts? Bist Du ein alter angeschoffener Fuchs, den man zum Bau hinausgebrannt hat und dem die Hunde auf der Fährte find? Mach, daß Du fortkommst, und laß mich nicht so lange bitten, denn das Sprechen wird mir schwer. Leb' wohl!“

Er reichte mir eine eiskalte Hand, die ich festhielt, indem ich mit Thränen in den Augen rief:

„Wie können Sie das von mir verlangen? Ich wäre der erbärmlichste Wicht, wenn ich Sie so verlassen könnte; mag geschehen, was will, ich bleibe.“

„Ich will, daß Du gehst — ich befehle es Dir!“

„Das können Sie nicht; Sie müssen selbst fühlen, daß Sie das nicht können. Sie können mir nicht befehlen, mich mit Schande zu bedecken.“

„Nun denn,“ sagte er, „so will ich Dir gestehen: es ist ein Zufall, daß ich nicht fort kann; aber wenn ich auch im Stande wäre, zu fliehen, ich wollte es nicht und will es nicht. Ich will nicht, daß man Steckbriefe hinter mir her schreibt wie hinter einem Vagabunden, daß man mich durch's Land hegt wie einen gemeinen Verbrecher. Ich will sie hier erwarten, hier, wo meine Vorfahren so manchen Angriff der Krümer zurückgeschlagen haben; ich will mich wehren bis auf's Aeußerste; sie sollen mich nicht lebendig von diesem Platze bringen. Ich weiß nicht, was ich thäte, wenn ich ganz allein stünde. Wahrscheinlich wäre dann dies Alles nicht geschehen. Ich habe die Dummheit, meinem Bruder aus der Noth helfen zu wollen, theuer bezahlt. Und dann habe ich eine Tochter; ich liebe sie nicht, so wenig, wie sie mich; aber gerade deshalb soll sie mir nicht nachsagen können, ihr Vater sei ein Feigling gewesen, der nicht zur rechten Zeit zu sterben wußte.“

„Denken Sie nicht an Ihre Tochter!“ rief ich außer mir. „Sie hat das Band zerrissen, durch das Sie sich noch mit ihr verbunden wähen.“ Und ich erzählte ihm in kurzen, fliegenden Worten Konstanzens Flucht.

Es war meine Absicht gewesen, koste es, was es wolle, ihm jeden Vorwand zu entreißen, den er anführen konnte, um nicht das zu thun, was er für eines Zehren's unwürdig hielt. Es war gewiß sehr unüberlegt, ihm dies in diesem Augenblicke zu sagen; aber meine Menschenkenntniß, die heute noch nicht eben groß ist, war damals sehr gering; auch war mein

Kopf zerrüttet von dem Graus der letzten sechshunddreißig Stunden und der Angst um den unglücklichen Mann, der da vor mir saß.

Und ich schien meine Absicht erreicht zu haben. Er stand auf, als ich meine kurze Erzählung beendigt, und sagte ruhig: „Steht es so mit mir? so darf ich ja wohl auch thun, was andere Leute an meiner Stelle thäten! Aber vorher hole mir noch einen Trunk, Georg! Er wird mich erquickern, und ich darf nicht sobald wieder zusammenbrechen. Geh!“

Ich ergriff den Hut, froh, daß ich ihn endlich überredet. Als ich schon ein paar Schritte gemacht hatte, rief er mich nochmals zurück.

„Sei nicht böse, Georg,“ sagte er, daß ich Dir so viel Mühe mache — habe Dank für Alles!“

„Wie mögen Sie nur so reden,“ sagte ich. „Treten Sie aus dem kalten Zugwind; ich bin in fünf Minuten wieder hier.“

Ich sprang davon. Es war keine Zeit zu verlieren; schon legte sich im Osten ein heller Streifen über den andern; die Sonne mußte in einer halben Stunde aufgehen. Ich hatte gehofft, um diese Zeit Meilen von hier im tiefsten Walde zu sein.

Die Quelle in der Schlucht war bald erreicht; doch es kostete mir Mühe, den Hut zu füllen; ich hatte in der Nacht das Erdreich zertreten, Steine waren herabgerollt und hatten den Mund der Quelle verstopft. Als ich mich blühte, das Hinderniß wegzuräumen, drang ein dumpfer Knall zu meinem Ohr. Ich stutzte und fühlte unwillkürlich nach der Pistole, die noch in meinem Gürtel saß. Die andere war bei ihm zurückgelassen! War es möglich? konnte es sein? Er hatte mich weggeschickt!

Ich war nicht im Stande, abzuwarten, bis das Wasser wieder floss: ich mußte zurück. Wie ein gehetzter Hirsch setzte ich die Schlucht hinauf, lief über das Plateau zur Ruine.

Es war geschehen.

Auf derselben Stelle, wo ich ihn zuletzt gesehen, wo ich ihm zuletzt die Hand gedrückt, hatte er sich erschossen. Der Pulverdampf schwebte noch in der Mauerschlucht. Die Pistole lag neben ihm; sein Kopf war seitwärts an die Mauer gesunken. Er athmete nicht mehr — er war todt. Der wilde Jähren wußte, wo ein Schuß treffen muß, wenn er tödtlich sein soll.

47. Lyriker und Didaktiker.

1. Franz von Gaudy. (1800—1840.)

1. Hoffnung.

(Lieder und Romane, 1837.)

Hoffnung schlummert tief im Herzen, wie im Vliesentelch der Thau.
Hoffnung taucht wie aus den Wolken nach dem Sturm des Himmels Blau;
Hoffnung keimt, ein schwaches Halmchen, auch aus nackter Felsenwand;
Hoffnung leuchtet unter Thränen, wie im Wasser der Demant.

Schon so tausendfach betrogenes, armes, schwaches Menschenherz,
Zimmer wendest du dich wieder gläubig trauernd himmelwärts;
Wie Arachne unverdrossen täglich neue Netze spannt,
Kreuze auch durch ihre Fäden täglich rauh des Schicksals Hand.

2. Berliner Mai.

Die Nachtigall und der Reißig,
Die leiden am Schnupfen beid,
Berkriechen sich stumm im Reißig
Und sträuben ihr Federkleid.

Blaßgrüne Eichenblätter,
Sie zittern nackt und bloß;
Gern kröchen sie bei dem Wetter
Zurück in den Knospenschloß.

Es fror von der Kastanie
Die Blüthe starr und steif,

Dem als satirische Frange
Umspinnst sie Schnee und Reif.

Doch wenn auch die Vögel verstummen,
Rollt auch der Frost das Blatt —
Maikäfer summen und brummen
Diensteifrig vor der Stadt.

Maikäfer, drei ganze Duzend
Ließ schwärmen die Polizei,
Sonst wädhnten Berliner stuzend,
Verboten wäre der Mai.

2. Karl Johann Wilhelm Smets. (1796—1848.)

1. Heinrich Frauenlob.

(Gedichte, 1824.)

Zu Mainz am Mainstrom möchte wohl
Ein braver Säng' er sterben,
Wunn' er ein solches Grabgeleit,

Wie einst zu Meister Heinrich's Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

Das war Herr Heinrich lobesam,
Ein Domherr gar in Meissen,
Der ward nach seiner Lieder Art,
Zu Lob und Preis der Frauen zart,
Ein Frauenlob geheissen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten hoch ihm lohnen
Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein, hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter still
Die Bahr' mit sammt dem Sarge;
Er hatt' es wohl verdient um sie,
Ihr Lob gesungen spät und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann senkten sie den Leichnam ein
Mit lautem Weh und Weinen,
Und Kranz und Blumenstrauß zuhauf
Mit vollen Händen streuten drauf, —
Die mochten's magdlich meinen!

Jedoch das Beste kam zuletzt:
Aus großen Zubern flossen
In Kannen blank und Bechern fein
Die Ströme hell von duft'gem Wein,
Zu Hochheim aufgeschossen.

Und mit die Mägdlein allzumal
Und Frauen, unverdrossen,
Aus Kannen blank und Bechern fein,
Auch manches Thürächgen tropfte drein,
Mit Wein das Grab begossen.

Da ward das Grab ein goldner See,
Die Kränze schwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab;
Es ist schon lang', daß sich's begab, —
Die Zeiten sind vorüber.

Doch möchte wohl zu Mainz am Main
Ein braver Säng'ler sterben,
Könn' er ein solches Grabgeleit,
Wie einst zu Meister Heinrich's Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

2. Der Schmied von Aachen.

Graf Wilhelm war's von Füllich, rausflüchtig gar und schlimm,
Der hielt auf Aachens Bürger noch einen alten Grimm,
Und als er sicher glaubte die Stadt in Dämm'rungruh',
Da zog mit seinen Mannen er rüftig auf sie zu.
Wohl von den Warten riesen die Wächter auf zum Streit;
Doch wollt' es nicht viel nützen, das Heer war schon zu weit.
Er stürmte durch die Thore, es hielt ihn nichts mehr auf,
Und drang schon bis zum Markte im raschen Siegeslauf.
Doch plötzlich wird er stutzig, er zaudert und erschrickt,
Wie er das Werk gewahret, das Bürgerzorn besücht.
Er sieht, wie sie sich mühen mit Stangen, Art und Beil,
Die Häuser einzureißen, nicht scheuend Speer und Pfeil.
Sie wollten ihm verammen die Weg' so hier wie dort,
Und wird er nicht erschlagen, soll er nicht lebend fort.
Da sprengt' er, was er konnte, mit seiner Söhne zweien,
Er wähnt, zum Jakobsthore, da könn' er noch entgehn.
Doch, als er war gekommen an's Stift der weißen Frauen,
Da ist grad' gegenüber ein Schmiedehaus zu schauen,
Der Schmied mit seinem Hammer hervorrennt kalt und feck,
Schlägt todt die drei zusammen wohl auf demselben Fleck —
Und geht zur Schmied' gelassen und schürt der Esse Brand;
Das war der Schmied von Aachen, sein Nam' ist nicht genannt.

3. Helmine von Chezy. (1783—1856.)

St. Johannes und das Würmlein.

(Gebichte, 1812.)

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Er schritt durch Gras und Blümelein
Und schaute wohl mit Liebe drein:
„Wie frisch das blüht, wie hold zu sehn!
Gott, wie ist deine Welt so schön!
Die Blümelein lächeln allzumal
Und alles grünt und quillt im Thal;
Da ist kein Kraut, da ist kein Blat,
Das nicht Gefühl vom Leben hat;
Des Seins sich jedes Würmlein freut,
Und trüß' es noch so schlichtes Kleid;

Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in sich trägt.“
Wie nun Johannes liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Zwar schlicht und grau, gar klein gestalt't,
Johannes hätt's zertreten bald.
Da hebt er's auf vom Boden feinst
Und setzt es auf ein Blümelein
Und spricht: „Du lebe, lebe nur!
Dir blüht ja auch die Frühlingsflur.“
Das Würmlein fühl't sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt;

Entbrannt von reiner Liebesglut,
Es plötzlich lieblich leuchten thut.
Auch wuchsen bald ihm Schwingen an,
Die traagen's durch der Lüfte Bahn;
Durch Wipfel zieh't's bei lauer Nacht,

Hell, wie ein blitzender Smaragd;
Auf Blumen liegt es weit und breit
Wie lichte Sternlein ausgestreut.
So ruht es friedlich süß im Grin
Und muß in Liebe still verglihn.

4. Annette von Droste-Hülshoff. (1798—1848.)

Der Brief aus der Heimat.

(Gedichte, 1844.)

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht
Und starrte in das aufgeschlagne Buch,
Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht,
Ach weithin, weithin der Gedanken Flug!
Was sind so ängstlich ihre näch't'gen Träume?
Was scheint die Sonne durch so öde Räume!
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,
Hat bebend an der Wiege sie gelauscht,
Wenn plötzlich am Gemäuer knact der Schrein,
Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, —
Es kommt, es naht, die Sorgen sind geendet;
Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet
Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Liebeszeichen von der liebsten Hand,
Von jener, die sie sorglich hat gelenkt,
Als sie zum erstenmal zu festem Stand
Die zarten Kinderfüßchen hat gelenkt;
Verpöngter Tropfen von der Quelle Rande,
Hart sie vergebens in dem fremden Lande;
Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?
Ach! Eine Leiche sah die Heimat schon,

Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt
Auf fremden Grund und hörte fremden Ton;
Sie küßte Scheidend jung' und frische Wangen,
Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfangan;
Ist's Wunder, daß sie tödtlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,
Und Züge dämmern, wie in halber Nacht;
Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt
das Ohr,

Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht;
Dann fährt sie plötzlich auf beim Windes-
rauschen
Und glaubt dem matten Strömen noch zu
lauschen

Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie über glatter Flur,
Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund,
Und zitternd ruft sie mit des Weinen's Spur:
„Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
Die übertoll aus ihren Ufern schwellen;
Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

5. Karl von Holten. (1797— .)

Frühlingsathem.

(Gedichte, 1826 u. f.)

Frühlingsathem weht entgegen,
Blumenduft verkündet frei,
Nahe sei mit reichem Segen
Der geliebte, holde Mai.

Und ich trete bang in's Grüne,
Laue Luft lockt weit hinaus,
Ängstlich flieh' ich unsre Bühne,
Unser kaltes, düstres Haus.

Als ich nun die feuchten Blicke
Hebe, wo gerieth ich hin?
Geh' ich vor — geh' ich zurücke,
Weil ich auf dem Kirchhof bin?

Nein, ich bleibe! Laßt mich sehen,
Wie aus diesem großen Grab
Aweig' und Blümchen froh erstehen —
Nur ein Beilchen pflück' ich ab.

Alle Keime, die das Leben
In der Erde Tiefen barg,
Dürfen heiter sich erheben
Aus dem kalten Winterfarg.

Alle Vögel singen Lieder,
Neu erblüht der Blumen Heer,
Blatt und Gras erstehen wieder,
Nur die Todten nimmermehr!

Nur ihr Lebensfeuer lodert
Aus dem großen Aug' nicht mehr,
Ihre zarte Hülle modert,
Tiefe Nacht bedeckt sie schwer.

Aber was in ihr gewaltet,
Ihre Seele, ihr Gemüth,
Lebt, so lange unveraltet
Noch ein Geist des Guten glüht.

Ja, sie lebt zum Eigenthume
Mir in der Erinnerung,
Ja, sie lebt in jeder Blume,
In dem Laube, grün und jung.

Dieser Trost soll mich erlaben,
Meine Hoffnung setz' ich d'rauf.
Die ein Winter hat begraben,
Jeder Frühling weckt sie auf.

6. Abraham Emanuel Fröhlich. (1796—1865.)

1. Wiederfinden.

(Fabeln, 1825.)

„O du lieblicher Geselle,
Sprachen Blumen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle!“

Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder,

Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden.
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niedertbauen.“

2. Höher nur.

Ihren Feind, den Habicht, sieht
Nah'n die Lerche und entflieht
Hoch und immer höher noch,
Aber singet immer doch;
Denn ihr ist bekannt, wie er
Nur erhascht von oben her,

Und daß, wenn sie höher strebt,
Ihm dazu die Kraft gebricht.
So denn steigt sie, singt und spricht:
„Wer in rechter Höhe schwebt,
Schweiget vor dem Feinde nicht.“

3. Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfäumchen?“

„Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!“

Es sagt: „Ich bin erfreut,
Daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!“

4. Die Jünglinge.

„Laß uns,“ sagt ein Bach zum andern,
„Lustig in die Thäler wandern;
Blumenmatten, Bald und Lieder
Rufen uns zu sich hernieder!“
„Warte doch,“ sprach der Geselle;
„Noch zu klein ist unsre Welle.
Du verlorest dich in Bälde
Auf dem breiten Sonnenselde.
Birg dich vor den gier'gen Strahlen,
Stärke dich in Bergesgründen;
Doppelt wirst du dann in Thalen
Freuden finden und verkünden!“

Doch, umsonst zurückgerufen,
Sprang von des Gebirges Stufen
Zener mit Gejauchz hinab
In sein Jugendfreuden-Grab.

Und der andre suchte Nahrung
In des tiefen Schachts Verwahrung.
Und es sprudelt seine Welle
Jezo von des Berges Schwelle,
Heißsam jedem, der begegnet,
Alle segnend, allgesegnet.

5. Unausprechliches.

Aber Wörter sind's doch nicht,
Was du singest! — Also spricht
Zu der Nachtigall der Staar,
Dem die Zung' gelöset war,
Der auch mit den Wörtern bald

Will bekehren seinen Wald.
's ist drum, sagt sie, sonderbar,
Daß so viel zum Herzen dringt,
Was man nicht in Worte bringt.

6. Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?“

„Auch aus Gräften,“ sagt die Blüthe,
„Ruht mich Gottes Macht und Güte
Heller noch, denn todte Schriften
Sein Gedächtniß hier zu stiften,
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort.“

7. Gustav Pfarrius. (1800— .)

1. Der Trunk aus dem Stiefel.

(Das Rabelthal in Riedern, 1845.)

Da droben saßen sie allzumal
Und zechten im alten Mittersaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
Und schimmerten weit in die Nacht hinein.

Es sprach der Rheingraf: „Ein Courier
Ließ jüngst mir diesen Stiefel hier;
Wer ihn mit einem Zug wird leeren,
Dem soll Dorf Hüffelsheim gehören!“

Und lachend goß er mit eigner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand
Und hub ihn mitten wohl in den Kreis.
„Wohlan, ihr Herren, ihr kennt den Preis!“

Johann von Sponheim hielt sich in Rath'
Und wünschte dem Nachbar Glück dazu,
Und dieser, Meinhard war's von Dhaun,
Zog scheu zusammen die dunklen Frau'n.

Berlegen den Bart sich Flörsheim strich,
Und Kunz vom Stromberg schüttelte sich;
Und selbst der mutzige Burgkaplan
Sah den Kolofß mit Schrecken an.

Doch Boos von Waldeck rief von fern:
„Mit her das Schläfchen! Zum Wohl, ihr Herrn!“
Und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer,
Und warf sich zurück in den Sessel schwer

Und sprach: „Herr Rheingraf, ließ der Courier
Nicht auch seinen andern Stiefel hier?
Wasmaßen in einer zweiten Wette
Auch Rörheim gern verdient hätte.“

Des lachten sie alle und priesen den Boos
Und schätzten ihn glücklich als bodenlos.
Doch Hülfelsheim mit Maus und Mann
Gehörte dem Ritter Boos fortan.

2. Wie es den Sorgen erging.

(Waldbieder, 1850.)

Einst wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Grab erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,

Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort,

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im dufstigen Thau.

Da habt ihr's, rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus:
Da seht ihr, was euch im Walde droht,
Ein andermal bleibt ihr zu Haus.

8. Johann Nepomuk Vogl. (1802—1866.)

1. Heinrich der Vogelsteller.

(Berschelebene Sammlungen, seit 1850.)

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgenuth;
Aus tausend Perlen blinkt und blüht
Der Morgenröthe Blut.

In Wies' und Feld und Wald und Au —
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's? Heut' gib't's 'nen guten Fang!“
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterchar?“

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang.

„Das Gott! die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang!“

„Ei nun! — Was gib't's?“ — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr Herr'n? sagt an!“

Da schwenken sie die Fahulein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn! —
Hoch lebe Kaiser Heinrich! — Hoch
Des Sachsenlandes Stern!“ —

Dies rufend, knie'n sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will!“

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang! —
Herr Gott, wie dir's gefällt.“ —

2. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wol zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die Beiden vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche, und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schädel fromm,
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“

Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straf' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da mankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her,
„Gott grüß' euch!“ — so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!“ — und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

9. Karl Johann Philipp Spitta. (1801—1859.)

1. Ruhe in Gott.

(Psalter und Psalme, 1831 u. ff.)

Aus dir selber strebst du nur vergebens
Licht zu schöpfen, Friede, Freud' und Glück;

Darum zu der Quelle deines Lebens
Eile du, zu deinem Gott, zurück.

Dahin, wo dein Leben angefangen,
Dahin richte Sehnsucht und Verlangen,
Deine Seele findet dann erst Ruh',
Wendet sie sich ihrem Schöpfer zu.

Aber ach, du kannst nicht zu ihm gehen,
Denn du siehst wie eine Scheidewand
Zwischen ihm und dir die Sünde stehen.

Sieh', da reicht dir liebevoll die Hand
Dein Erlöser, hebt dich voll Erbarmen
Auf zu Gott mit seinen Liebesarmen,
Der die mächt'ge Scheidewand zerthut,
Als der Mittler deine Sünde trug.

Sieh', so gab dein Schöpfer dir das Leben,
Und dein Heiland gibt dir's noch einmal,
Und es will dein Gott noch mehr dir geben,
Einen Führer durch dies finstre Thal,
Seinen heil'gen Geist, den Geist der Wahrheit,
Der dem Herzen Ruh', dem Geiste Klarheit,
Kraft und Trieb zu allem Guten gibt,
Und dich lehrt, wie dich der Vater liebt.

Es wird mein Herz mit Freuden wach,
Ein Segenstag ist dieser Tag;
Da ruft's mit hellem Klang hinaus:
„Komm heut in deines Gottes Haus!“

Am Tage, da er reden will,
Thu' auf dein Herz und halt dich still;
Da er sein Werk an dir will thun,
Laß deiner Hände Werke ruhn.

Heut hält der Herr ein offnes Haus,
Da theilt den Hungrigen er aus

Und nun bist du zu der Lebensquelle
Umgekehrt, und durch den Flor der Zeit
Sehen deine Blicke freudenhelle

In die wonnevollste Ewigkeit;
Fühlst dich selig und mit Gott versöhnet,
Siehst dich mit Barmherzigkeit gekrönt,
Und genießest in des Lebens Streit
Schon in Hoffnung deine Seligkeit.

Darum suchst du Ruhe, such' sie nimmer
Weder in dir selbst, noch in der Welt;
Solch' ein Suchen macht die Unruh' schlimmer,
Ist mit tausendfachem Weh vergällt;
Solch' ein Suchen macht wohl matt und müde,
Aber ist ein müder Schlaf denn Friede,
Glaubst du, daß ein Mensch, vom Suchen matt,
Schlafend schon die Ruh' gefunden hat?

Bett' ein Kindelein in die weichste Wiege,
Wieg' es ein mit Sang und Spiel und Lust,
Aber siehe, ob's nicht sanfter liege,
Stiller schlumm're an der Mutter Brust;
Wo's den ersten Lebensstrahl gefunden,
Will es müde, schlafen: krank, gefunden. —
Seele, wende deinem Gott dich zu,
Nur in ihm ist für dich wahre Ruh'.

2. Sonntagsfrühe.

Sein theures Wort, das Lebensbrot,
Wer das genießt, dem schad't kein Tod.

Heut wird der gute Sä'mann gehn,
Den edlen Samen auszusä'n,
Der in den Herzen, da er haft't,
Vielsältig edle Früchte schafft.

Heut führt der treue Hirt ins Thal
Die Schaf' und Lämmer allzumal
Zu guter Weid' an rechter Stell',
Auf grüner Au', zum frischen Quell.

Heut ist der Arzt, der Wundermann,
Der allen Schaden heilen kann,
Mit Hilf' in Rath und That bereit
Für jedes Wunden, Schmerz und Leid.

Das ist ein Tag, ein Segenstag,
Da wird mein Herz mit Freuden wach,
Und lieblich klingt der Ruf hinaus:
„Komm' heut in deines Gottes Haus!“

10. Victor Friedrich von Strauß. (1809 — .)

1. Meiner Mutter.

(Gedichte, 1841.)

Längst haben sie dich geschlagen
In's weiße Leichentuch,
Du, deren Schooß mich getragen,
Du, die mich im Herzen trug.
Liegst selber im Mutterschooße,
Das Moos wächst über dem Stein;
Die Welt, die verwandelte, große,
Hat lange vergessen dein.
Die dein gedachten mit Danken,
Die vordem längst nicht mehr,
Es waren die Armen, die Kranken;
Sie schlafen rings um dich her.
Wie haben, so früh begrabend
Sie dich hinuntergebracht!

Mein Frühroth war dein Abend,
Mein Morgen deine Nacht.
Voll Lieb' und Dankes küssen
Wollt' ich die Hände dein,
Da hab' ich dich suchen müssen
Tief unter dem kalten Stein.
O könnt' ich dich umschlingen!
Wie wird meine Liebe so neu:
O Mutter, was kann ich dir bringen
Für all deine Lieb' und Treu?
Deine Entel will ich führen
Einst an den moosigen Stein;
Da soll dein Hauch sie berühren,
Dein frommer Geist sie weihn.

2. Volksthümlich.

Schön prangt dir in der Hand die zerbrochene Blüthe des Apfels;
Doch von dem Stamme getrennt, schwellet sie nimmer zur Frucht.
Siehe, so fruchtlos wird dein edles Streben verwelfen,
Das du, getrennt von des Volks Leben und Glauben, verfolgst.

11. Karl Joseph Simrock. (1802— .)

Die Propheten.

(Gedichte, 1844.)

Deutsches Volk, nun kannst du lachen,
Frankreich will dich glücklich machen,
Dich und dein verwaistes Land.
Sieh', es hat den Halbunmündigen
Völkerfrühling zu verflüchtigen
Zwei Propheten ausgesandt.

Deine Fürsten abzudanken
Rathen dir die edeln Franken,
Rath der liebe welsche Hahn.
All dein tausendjähriger Jammer,
Sagt die Deputirten-Kammer,
Sei auf einmal abgethan.

Freiheit wird dir Frankreich schenken,
Kernst du erst vernünftig denken;
Darin bist du noch zurück.
Auch gebildet sollst du werden,
Dich nicht linksich mehr geberden,
Sieh', so machst du noch dein Glück.

Laß dich nicht zum Glücke zwingen,
Denn sie haben scharfe Klängen
Und Kanonen-Mordio!
Hilte dich, sie zu erboßen,
Wohl gar vor den Kopf zu stoßen,
So ein Kopf brennt gleich wie Stroh.

Thu, was die Propheten sagen,
Sonst wirst du auf's Haupt geschlagen,

Und das wäre Schade drum,
Denn du hast doch gute Gaben,
Ja, es sind sogar die Schwaben,
Wie man sagt, nicht alle dumm.

Frankreich will mich glücklich machen,
Nun gewiß, das ist zum Lachen,
Aber heute lach' ich nicht;
Thränen will ich auch nicht weinen,
Denn ich weiß wohl, daß die Meinen
Kein so fahler Glanz besticht.

Alle haben sie's erfahren
Wie wir kaum vor sechzehn Jahren
Freudig gaben Gut und Blut,
Uns mit gottgeweihten Waffen
Dieses Glück vom Hals zu schaffen,
Weber Tag noch Nacht geruht.

Was auch die Propheten künden,
Die zur Buße läß'ger Sünden
Wohl des Himmels Zorn gesandt,
Gühen bau'n wir nicht Altäre;
Nur ein Spott den Fremden wäre
Freiheit ohne Vaterland.

Will mich Frankreich glücklich machen,
Sag' ich (denn ich muß doch lachen
Über solchen Unverstand)
Nicht wie jener in der Tonne:

Lieber, geh' mir aus der Sonne,
Sondern: bleib' mir aus dem Land.
Und dies aus dem Lande bleiben
Solltest du sein grünllich treiben,

Recht mit deutscher Gründlichkeit;
Deine beiden deutschen Länder
Gib heraus als Friedenspfänder,
Dann ist auch mein Lenz nicht weit.

12. Louise von Blönnies. (1803—1872.)

1. Warum schlägt so laut mein Herz?

(Gedichte, 1844.)

Warum schlägst so laut, mein Herz?
Ist es Wonne, ist es Schmerz?
Ist es Glück und Schmerz zugleich,
Ach, ein Glück so schmerzreich,
Ach, ein Schmerz so reich an Glück,
Daß ich nie ihn geb' zurük.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

Fadem Glück auf dieser Welt
Ist kein Schmerz auch zugefelt;
Beide lassen nie sich los,
Werden mit einander groß.

Darum birgt die höchste Lust
Tiefsten Schmerz in ihrer Brust.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

Liebesglück ist sel'ger Schmerz,
Liebeschmerz ist Glück fürs Herz.
Fern, ach fern floh Liebesglück,
Liebeschmerz nur blieb zurück.
Doch im Schmerz noch liebt die Brust
Des verschwundenen Glückes Lust;
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

2. Schlittschuhläufer.

O welche Lust, zu ist der Fluß!
Da liegt er, wie ein Silberguß.
Jetzt schnall' ich meine Schlittschuh' an
Und fliege auf der Silberbahn,
Als wenn ich Flügel hätte.

Wie scheint der Mond so herrlich klar!
Wie leuchtet alles wunderbar!
Der Fluß ist ein Krystallpalast,
Mit Diamanten eingefaßt,
Es blüht und strahlt und funkelt.

Und glühend flimmert rings der Schnee,
Als wie der Thron von einer Fee.
Es flammen Sterne ohne Zahl;
Ich streife hin im Mondenstrahl,
Als wie ein schwarzer Schatten.

Ich neide keines Vogels Flug,
Ich neide keines Rosses Aug,
Den Wind nicht, der so stüchtig reist;

Ich fliege selber, wie ein Geist,
So schnell, wie der Gedanke.

Ach, frör' doch zu der Ocean!
Dann slog' ich auf der Riesebahn
Rasch von Karthago bis zum Belt,
In einem Fluge durch die Welt,
Bis an des Nordpols Grenzen.

Der Ocean, der ist ein Mann,
Den Silber selbst nicht fassen kann.
Kommt noch so stark der Frost herbei,
Er sprengt das Joch und macht sich frei,
Der Starke, Kühne, Große.

Drum, bleib' auch kleiner meine Bahn,
Bleib' du nur groß, du Ocean!
O rolle hin in freier Lust
Mit ungebundner, starker Brust
Bis an der Welten Ende!

13. Theodor Franz Rugler. (1808—1858.)

1. Nachtgruß.

(Gedichte, 1840.)

Vor meinem Fenster dämmert
Das trübe Mondenlicht,
Auf meinem Tischlein hämmert
Die Uhr und rastet nicht.

Die stille Nacht durchschallet
Ein einsam haß'ger Gang,

Der wiederum verhallt
Die leere Straß' entlang.

Auf Traumeschwingen heben
Sich die Gedanken mir,
Und heimlich, o mein Leben,
Träum' ich mich hin zu dir.

2. Rudelsburg.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen, stolz und kühn,
Ihre Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erscheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Gestalten, zart und mild.

Droben winken holde Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund,
Wandrer schaut wohl in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne,
Herz ist heiter und gesund.

Und der Wandrer zieht von daunen,
Denn die Trennungshunde ruft,
Und er singet Abschiedslieder;
Lebewohl! tönt ihm hernieder,
Tlicher wehen in der Luft.

14. Eduard von Feuchtersleben. (1806—1849.)

1. Nach altdeutscher Weise.

(Gebichte, 1836.)

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am liebsten hat,
Muß meiden;
Wiewohl nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden! ja Scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thur' es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse, ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb besichert,
Und häßst du sie recht innig werth,
Die deine; —
Es werden wohl acht Bretter sein,
Da legst du sie wie bald! hinein;
Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

2. Lebensgewinn.

Zwischen Schmerz und Freuden,
Leben, fliehe hin!
Hab' ich doch von beiden
Reichlichsten Gewinn!

Gottes Schönheit seh' ich,
Wenn ich froh bin, ein;
Holde Pflicht — versteh' ich —
Soll mir Freude sein.

Kommen dann die Schmerzen —
Kommt nur immerhin!
Lehrt bereitem Herzen
Kraft und Menscheninn!

So, in dunkler Lage,
Wie in heller, Lauf,
Baut aus Lust und Klage
Sich die Weisheit auf.

Rinne, Strom des Lebens,
Rinne nur so zu!
Kann'st, doch nicht vergebens,
Füßch'ge Welle, du!

Liebe war am Quelle,
Liebe war im Hain —
Liebe wird, o Welle!
Wo du landest, sein.

15. Karl Egon Ebert. (1801— .)

1. Der Rhonegletscher.

(Gebichte, 1845.)

Ich hatte längst dich lieb gewonnen,
Geschäftig waltende Natur,
In deinen Blumen, Sternen, Sonnen,
In deinen Quellen, deiner Flur;
Und so mich schweres Leiden drückte
Und arm ich war, dem Armsten gleich,
Wenn ich in deinen Reichthum blickte,
Da ward ich gleich auch wieder reich.

So bin ich denn hinauf gezogen
Bis an der Erde höchste Höh'n,
Dort oben in den blauen Bogen
Dein Wirken, Herrliche, zu sehn;
Ich ließ den Wassersturz zur Seite,
Ich flog vorbei am blüh'nden Hang,
Hinauf, und höher stets in's Weite
Trieb mich der Sehnsucht heißer Drang.

Doch immer mehr begann zu zaudern
Der kurz vorher noch flinke Schritt,
Ich sah um mich und sah mit Schaudern
Ein öd'res Land bei jedem Tritt;

Da war nur Steingeröll' und Klippe,
Was rings sich bot zu banger Schau,
Vergelbtes Gras am Felsgerippe,
Sonst alles kahl und nackt und grau.

Und trauernd klagt' ich: „Glühend Streben,
Wie täufchest grausam du mein Herz,
Ich finde Tod und suchte Leben,
Ich suchte Lust und finde Schmerz!“
Ich rief's und innerlich erbittert
Klamm ich zum Gipfel, der schon nah',
Und blickte auf, und wie erschüttert
Vom Schlag des Donners stand ich da.

Denn unter mir in Stundentiefe
Lag Eis, gethürmt zu mächt'gen Höh'n,
Als ob allhier der Winter schlief,
So, wahrlich, war es anzusehn.
Und wundersam im Sonnenscheine,
In Gelb und Blau und Grün und Weiß,
Wie Millionen Edelsteine,
So stammt' und stimmerte das Eis.

Auch rief ich nun: „Ich Thor der Thoren!
Die höchsten Kräfte klagt' ich an;
Sie, die so Herrliches geboren,
Hat dieses Wunder auch gethan,
Und bildet sich, gewohnt zu wirken,
In diesem oden Felsverließ,
In diesen eifigen Bezirken
Aus Frost ein neues Paradies.

Und wo kein Baum, erquickt vom Strahle,
Kein Strauch lebt, keine Stimme schallt,
Schafft sie aus Eis sich Berg' und Thale
Und Kluft und Eb'ne, Busch und Wald,

Und läßt Paläste mitten innen
Und Thürm' und Warten sich erbau'n,
Die mit den Gold- und Silberzinnen
Die sel't'ne Schöpfung überschau'n.

Und, daß sie auch der Drang erfülle,
Zu nützen all und überall,
So rieselt aus der schnee'gen Hülle
Die rege Flut in stetem Schwall,
Und stürzt hinunter in die Lande
Und schwillt und stärkt sich mehr und mehr,
Und schlingt als Strom die Segensbände
Um viel beglückte Fluren her.“

2. Schwerting, der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß beim Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend im eisernen Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho gegenüber Schwerting saß,
Mit staumender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Traur'gerwand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich Euch zu finden in güldenem Gewand.“

„Herr König, Gold dem Freien und Eisen für den Knecht;
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht!
Ihr habt in Eisenbände der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zerprengt. —

Doch mein' ich, gib't's noch Mittel, zu lösen solches Erz;
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen und tilgen niedre Schmach!“

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal.
Die harrten stumm und ruhig auf Schwerting's leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang', da schwall von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerwuth empör;
Nicht lang', da ward's im Saale gar schwill und sommerheiß,
Und: 's ist die Stund' gekommen! sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh' und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand:
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!“

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knien betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei der Seele gnädig, die selber sich befreit!“
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden; er reißt ihn willthend auf:

„Schau' hin, du stolzer Sieger! erzitt're, feiges Herz!
So löst man Eisenbände, so schmilzt dein mächtig Erz!“
Er ruft's und ihn erfasset der Flamme wild Geheul,
Und nieder stürzen alle und nieder stürzt das Haus.

16. R. Rudolf Hagenbach. (1801—1874.)

1. Luther und Melancthon.

(Luther um seine Zeit, 1830.)

Mit Art und Säge schreitet
Dort Einer durch den Wald,
Hat sich den Weg bereitet
Durch Dick und Dünne bald;
Daß er die Dorn' und Hecken
Auf eins zusammenhau,
Nimmt er's mit Stumpf und Stecken,
Mit Klößen nicht genau.

Und wo sich in dem Wege
Hat Unkraut angehäuft,
Flech rankend durchs Gehüge
Ein Wildfang sich verläuft,
Da segt ers all zusammen
Nach Waldesrecht und Brauch
Und wirft es in die Flammen,
Was kimmert ihn der Rauch?

Dem strengen Mann zur Seite
Ein milder Gärtner steht,
Der gibt ihm das Geleite,
Wenn in den Forst er geht;

Wo jener sägt und hauet,
Da fährt er säuberlich,
Er pflanzet, gießt und bauet
Und freut am Wachssthum sich.

Und wo er baut und gießet,
Gedeiht die Saat so mild,
Die frei und kräftig sprießet
Auf grünendem Gefild.
Viel jungen Nachwuchs ziehet
Er liebevoll heran,
Und wo er die Bäumlein siehet,
Hat seine Freude drau.

Der fromme Gärtnermeister
Am Namen wird erkannt,
Philipp Melancthon heißt er,
Schwarzerd zu Deutsch benannt;
Daß mit dem Mildten werde
Gepaart die stille Kraft,
Dringt aus der schwarzen Erde
Ins Mark des Baumes Saft.

2. Der Wittve Haus zu Eisenach.

Hörch! durch des Winters Sturmgesaus
Ertönt mit Nacht ein neues Lied,
An manchem stolzen Herrenhause
Der stumme Chor vorüberzieht;
Doch vor der Wittve stiller Wohnung,
Da wird der Mund ihm aufgethan,
Und mit gar festlicher Betonung
Stimmt er die frommen Weisen an.

Sin zu der Schiller Lobgesängen
Neigt sich der frommen Wittve Ohr.
Ihr ist's, als ob in's Herz ihr klängen
Der Engel Gruß' aus höherin Chor;
Doch weitaus vor den Stimmen allen,
So fest und frisch und doch so rein
Hört sie des einen Stimm' erschallen, —
Wer mag der junge Sänger sein?

„Den Sänger, ja, den muß ich kernen,
D bring den Knaben her zu mir!
Komm, sollst mich deine Mutter nennen,
Du lieber Sänger, weile hier!“
Und unter's Dach führt sie den Armen
Und fragt und forschet nach seiner Noth.
An ihrem Herd soll er erwärmen,
Sich sättigen an ihrem Brod.

So wuchs heran der Martin Luther,
Erzogen in der Wittve Haus,
Und es erblickt der frommen Mutter
Ein ewig friischer Kranz daraus.
Denn wo von Luther wird gesungen,
Fängt man mit diesem Liebe an,
Und dankbar rühmen's alle Zungen,
Was an dem Kleinen sie gethan.

17. Otto Gruppe. (1804— .)

1. An der Katzbach.

(Gebichte, 1835.)

Wie einst bei Rossbach auf dem Feld, so an der Katzbach Wellen,
Gelang es wohl dem Preußenmuth den Erzfeind zu zerschellen!
Feld Blücher, der den Augenblick, den rechten, recht erpaffet,
Er hat das Glück, er hat den Feind scharf bei dem Schopf gefasset.

Aus donnernden Kanonen warf er ihm den Tod entgegen,
Dann Sturm auf Sturm; in Strömen stieß dazu des Himmels Regen;
Kein Schuß mehr, nur das Bajonnet, das manchen Tapfern streckte;
Der Pommer schlug mit Kolben drein, weil's besser fluscht' und flecte!

Heut, Vater Blücher, geht es gut! Und der rief: „Vorwärts, Kinder!“
Da ging's im Sturmschritt wieder drauf, geschwind und noch geschwinder!
Was da nicht schwimmen konnt', ertrank; den fliehenden Franzosen,
Durchnäst wie Katzen, sank das Herz, es sank bis in die Hosen!

Erschlagen viel, gefangen mehr; und was da noch entkommen,
Die Wagen, die Kanonen hat's in Eil' nicht mitgenommen.
Den Blicker wolltest du zuerst, weil er dir schien der Schwache;
Er wächst, ein Riese, schnell empor, der Mann des Volks, der Rache!

2. Das eiserne Kreuz.

Ein eisern Kreuz war's, das der König schuf;	Dies heil'ge Kreuz ziert manche Heldenbrust,
Die Zeit war eisern, und durch Preußens	Die um den Kranz des Sieges kühn erworben!
Land	Die ihr noch lebet, zeigt es siegsbewußt,
Zu einem heil'gen Kreuzzug ging der Ruf,	Und zeigt's am Himmelsthor, die ihr ge-
Das Dasein galt's, die Ehre stand zum Pfande.	storben!

18. R. Heinrich Wilhelm Wackernagel. (1808—1869.)

1. Ein Tropfen.

(Neuere Gedichte, 1842.)

Ein Tropfen fällt, es klingt	Wo kam der Tropfen her?
Das Meer nur leise,	Wo fiel er nieder?
Die Stelle wird umringt	Es war ein Leben nur
Von Kreis' an Kreise,	Und nur ein Sterben,
Und weiter, immer mehr.	Und kam, auch eine Spur
Nun ruht es wieder.	Sich zu erwerben.

2. Zu's Meer.

Ohne Segel hoch im Winde,	Sei es nicht mit Sturmesschnelle,
Tief im Wasser ohne Kiel,	Hin zum Meer gelangst du auch.
Fahre, Schiffelein, das aus Minde	Lohnet Ruhm dereinst dein Wandern?
Schnitt ein stüchtig Knabenspiel!	Deckt Vergessenheit dich zu?
Dich auch trägt dahin die Welle,	Fahre, Schiffelein, mit den andern!
Dich auch treibt des Windes Hauch;	Hin zum Meer gelangst auch du.

19. Dräxler = Manfred. (1806— .)

Lenzbrief.

(Freud und Leib, 1858.)

Dieses schrieb mit Abendgolde	Überei't dein Wasserspiegel,
Lenz in's blaue Firmament	Deine frohen Säng'er fort.
An die liebereiche, holde	Alle sollen wiederkommen,
Mutter, die sich Erde nennt:	Lerche, Nachtigall und Fink,
„Sei gegrüßt zu tausend Malen!	Bis in Wonne sie vernommen
Meinen vollen Liebesgruß	Meinen ersten Liebeswink.
Send' ich dir in tausend Strahlen	Aber vorbereitet halten
Und in Dülsten meinen Kuß.	Magst indeß du Hof und Haus;
Seit ich bin von dir geschieden,	All' die alten Frostgestalten
Bielgeliebte Mutter mein,	Treibe sorglich mir hinaus.
Ist kein Frieden mehr hienieden	Sende Sonnenstrahl entgegen
Und für mich kein Fröhlichsein.	Mir als Boten für mein Glück,
Ach, und deine Klagen tragen	Feuchten Regen, der als Segen
Auch die Lüfte zu mir her,	Berkt im holden Mutterblick.
Die mir sagen, daß ertragen	Daß ja keine Blume säume
Du die Trennung kannst nicht mehr.	Anzuziehn ihr grünes Kleid;
Darum will ich wiederkehren,	An die Keime sende Träume
Kommen bald zu dir zurück,	Von der Auferstehungszeit.
Deine Zähren sollen klären	Bäume sollen sich bemoosen
Sich in meinem Sonnenblick.	Und bereit die Rosen stehn;
Scheiden sollen deine Leiden,	Denn mit Rosen will ich losen
Übertönt durch meine Lust,	Und auf Rosen schlafen gehn.
Und an Freuden möge weiden	Mahnung schicke deiner Quelle,
Sich beseligt deine Brust.	Daß ich steigen will in's Bad,
Überschneit sind deine Hügel,	Ihre helle Silberwelle
Deine Blumen abgedorrt,	Gaukle, wenn der Frühling naht.
	Und vor allem lasse ahnen

Deine Menschen Frühlingslicht;
Doch Profanen gilt dies Mahnen
Und der ganze Himmel nicht.

Haßt du Liebe, Treugefünte
Vollen Herzens, gut und still,
Denen Kunde lei' und kinde,
Daß ich sie besuchen will.
Tröste Liebende mit Güte,
Ihre Leiden ziehn vorbei;
Denn Gemüthe, wie die Blüthe,
Leben wieder auf im Mai.
Bringen will ich manche Gaben,
Manch ein neues, buntes Kleid,
Will begaben und will laben,
Spenden will ich Seligkeit.
Allen send' ich stillen Frieden,
Sende buntes Glück herab,
Und den Müden, die geschieden,

Pflanz' ich Blumen auf das Grab.
Und so mögen Seligkeiten,
Fröhlichkeiten aller Art
Durch die Weiten sich verbreiten,
Rings um meinen Thron geschart.
Aber du, o Mutter, schau
Auf mit heiterm Angesicht,
Bis die laue Luft, die blaue,
Dir verkündiget mein Licht;
Bis dir naht das Wonnetreiben
Meines frohen Elements.
Bis dahin will ich verbleiben
Liebevoll dein treuer Lenz."

Als sie diesen Brief bedachte,
War das Abenddunkel nah;
Und als morgens sie erwachte,
War der schöne Schreiber da.

20. Hermann von Gilm. (1812—1864.)

1. Alpenglühen.

(Gedichte, 1864.)

Die Sonne sinkt, von ihrem letzten Blitze
Verglühn die Wälder, mehr und mehr verblassen
Des Himmels Rosen, nur die Bergesspitze
Kann von dem glüh'nden Sonnenfuß nicht lassen.

Die Dunkelmänner rümpfen ihre Nasen;
Ja, mein Herr, was nützen alle Klagen?
Die Lichter sind einmal nicht auszublafen,
Und diese Leuchter sind nicht wegzutragen.

2. Frühlings Heilkraft.

Der Vater ist seit Jahren blind:
Blind sein ist mehr als sterben.
Die Mutter hat ein krankes Kind
Und kann nicht viel erwerben.
Der Knabe war noch nie so warm,
Obgleich das Fenster offen,
Seidern des Winters harter Arm
Die Erde hat getroffen.

Die Sonne küßt das kranke Kind
Zum erstenmal im Jahre;
Es spielt ein weicher, warmer Wind
Mit seinem seidnen Haare.

Und wie fein Aug' am Himmel hängt,
Als möchts dahin entfliehen;
Im Wangengrübchen langsam fängt
Ein Köselein an zu blühen.

Und, süßes Wunder! Plötzlich, als
Sei alles Leid zu Ende,
Schlingt lächelnd um der Mutter Hals
Es seine beiden Hände.

Die Mutter weiß vor Freud' nicht Rath,
Bricht aus in lautes Weinen . . .
Das war des Frühlings erste That
Und keine von den kleinen.

21. Julius Sturm. (1816— .)

1. Nimm Christum in dein Lebensschiff.

(Gedichte, 1850 u. f.)

Nimm Christum in dein Lebensschiff
Mit gläubigem Vertrauen,
Stoß' ab vom Strand und laß vor Riff
Und klippe dir nicht grauen!
Und flog' auf wilder Wogenbahn
Dein Schifflein auch hinab, hinan,
Und schütigen selbst die Wellen
In's Schiff hinein,
Kannst ruhig sein:
Er läßt es nicht zerfellen.

Und sollt' er bei des Sturmes Wuth
Das Steuer nicht gleich fassen,
Nur Wuth, nur Wuth! mußt seiner Hut
Dich gläubig überlassen!
Wie mächtig auch die Woge gröllt,

Die Blitze sprühn, der Donner rollt,
Dein Schifflein ist geborgen;
Trägt's doch den Herrn,
Dem treu und gern
So Wind wie Meer gehorchen.

Drum sei nur wach und sei bereit
Und laß nicht ab zu beten,
So wird der Herr zu seiner Zeit
Gewiß an's Steuer treten;
Dann schweigt der Sturm, von ihm bedroht,
Dann legen sich auf sein Gebot
Die wildempörten Wogen,
Und ausgespannt
Von seiner Hand
Wölbt sich der Friedensbogen.

2. Wenn deine Lieben von dir gehn.

Wenn deine Lieben von dir gehn,
Blick auf in deinen Thränen!
Gott will, du sollst gen Himmel sehn
Und dich nach oben sehnen.
Und schied er durch des Todes Hand
Dich von den Lieben allen,
So wirst du nach dem Vaterland
Nur um so leichter wallen.

Ein Pilger gehst du durch die Welt,
Die Heimat aufzufinden;
Bricht ab der Tod dein Wanderzelt,
Wird all dein Kummer schwinden.
Die letzten Thränen sind geweint,
Nichts kann dich mehr betrüben,
Du bist auf Ewigkeit vereint
Mit allen deinen Lieben.

3. Komm, o Nacht.

Komm, o Nacht, und nimm mich hin,
Daß ich schlafend mich vergesse,
Länger nicht mit wachem Sinn
Meines Kummers Tiefen messe.

Schlafe, mildes, wundes Herz,
Deine Klagen sind vergebens;
Schlaf ist Balsam deinem Schmerz,
Traum die Blüthe deines Lebens.

4. Der Kinderengel.

Einen Engel, liebes Kind,
Hat dir Gott gegeben,
Der wenn du recht fromm gesinnt,
Stets dich wird umschweben.

Wenn du bei des Morgens Schein
Nicht versäumst zu beten,
Dann wird in dein Kämmerlein
Still der Engel treten;

Bleibt bei dir den ganzen Tag,
Wird dich treu bewahren,
Daß kein Leid und Ungemach
Dir kann widerfahren;

Hält dir alles Böse fern,
Daß du nicht mußt weinen,
Bis der goldne Abendstern
Ruft zu Bett die Kleinen.

Sprichst du dann vor'm Schlafengehn
Fromm den Abendsegen,
Wird der Engel bei dir stehn,
Wiegen dich und pflegen;

Wird auch einen bunten Traum
Dir, mein Kindchen, schicken,
Läßt wohl gar den Weihnachtsbaum
Dich im Traum erblicken.

Wie der Engel angethan,
Soll ich dir verfinden?
Weiße Kleider hat er an,
Weil er rein von Sünden;

Auch zwei goldne Flügel sind
Ihm vom Herrn verliehen,
Daß er von dem bösen Kind
Eilig könne fliehen.

22. Karl Gerol. (1815— .)

Der Sturm im Meer.

(Palmbblätter, 1857.)

Es braust der See Liberias,
Es schwankt das leichte Boot,
Die Jünger kämpfen schreckensblaf
Mit schwerer Sturmesnoth,
Er aber schläft mit Frieden
Als wie im sichern Haus
In seligem Ermüden
Vom heißen Tage aus.

Er schläft, umrollt vom Donnerhall,
Vom Wetterschein umblickt,
Er schläft, gewiegt von Wogenschwall,
Von Gischt und Schaum unspritzt,
Er schläft, die Wellen decken
Das schwache Schifflein schier,
Da kreisch't's in jähem Schrecken:
Herr, hilf, sonst sinken wir!

„Kleingläubige, was zagt ihr doch?“
Sieh da, vom Sturm umwallt,
Ersteht im Schifflein still und hoch
Die herrliche Gestalt,
Recht in die Wetzernächte,
Recht in das Sturmgebrüll

Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.
Und ob der See noch leise schäumt
Und tief im Grunde kocht,
Die Elemente sind gezäumt,
Der Abgrund unterjocht:
Der Donner kennt die Stimme,
Davor die Welt erbleicht,
Daß er in dumpfem Grimme
Sich ins Gebirge schleicht.

Mit blankem Schlegel wie ein Schwan,
Gelassen schwebt das Boot
Dahin auf spiegelheller Bahn
Im milden Abendroth;
Die Menschen aber fragen:
Was ist das für ein Mann,
Vor dem die Stürme zagen? —
Und beten Jesum an.

Ja, bet' ihn an, und wenn dein Schiff
Auf wilden Wogen schwebt,
Und wenn vor Klipp' und Felsenriff
Dein schwaches Herze bebt,

Und wenn in Sturm und Wetter
Auf Menschen kein Verlaß,
Dann, Seele, ruf' den Retter
Vom See Liberias!

Und schweigt er dir und schläft er noch:
Halt' an und ruf' mit Macht,
Zur rechten Stunde hört er doch,
Ist nie zu spät erwacht,
Recht in die Winternächte,
Recht in das Sturmgebrüll'
Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.

Und wenn durchs Herz das wilde Heer
Der Leidenschaften stürmt,
Die Seele wie ein zornig Meer
Sich hoch in Wogen thürmt,
Dann wech' vom Schlummerkissen
Im Herzensgrunde tief,

Im innersten Gewissen
Den Meister, der da schlief.

Erhebt im Herzen still und mild
Die himmlische Gestalt,
Dann legt vor seinem Friedensbild
Sich Säurm und Unruh bald;
Dann schwebt auf ebnem Pfade
Dein geistgeladner Sinn
Im Friedenshauch der Gnade
Sanft ob dem Abgrund hin.

Herr Jesu, bleibst nur du am Bord,
Mein göttlicher Pilot,
Dann schwinnt mein Schiffein fröhlich fort;
Dann fürcht' ich keine Noth;
In deinem Gotteschirme
Land' ich auf ebner Bahn
Durch Sonnenschein und Stürme
Im Port des Friedens an.

23. Leopold Schefer. (1784—1862.)

Aus: Lateinbrevier. (1834.)

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeld;
Daß du, wenn der Vater niederblidet,
Seist sein liebstes Augenmerk, wie Abends
Unwillkürlich hies des Wandrers Auge
An den schönsten Himmelsstern sich heftet;
Daß du, wenn die Sonne dich erschließet,
Eine reine Perle ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dem Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanftsten Flöte.

Versäume keine Pflicht und übernimme
Nicht eine neue, bis du allen alten
Genug gethan! Was sich mit diesen nicht
Verträgt, das weise von dir; sonst verwickelst
Du dich in Dornen, die du nicht mehr lösest.
Sprich nicht: Ich muß voran im Leben, muß
In gleichem Schritt mit allen andern wandeln!
O glaube mir, wie du die Menschen siehst,
Das ist nur ihre äußere Gestalt,
So, wie und wo die Zeit sie mitgeführt,
Der Feige gleich, da wo der Baum sie trieb;
Doch, wo und wie sie selber sich empfinden,
Ob sie, der Feige gleich, nach ein'ger Zeit
Gut abgeblüht, — ihr Innres siehst du nicht!
Der Weis dort, mit dem einen Fuß im Grabe,
Ist noch ein Kind; er kann mit aller Kraft
Nicht aus dem Jugendhain; er hat der Mutter
Einst Herzeleid gethan. Die Witwe dort
Ist noch nicht Braut: sie hat des Vaters
Rath

Einst rauh und bö' verschmäht. Doch sieh!
Der Jüngling,
Der, dort mit seinem Pfluge Acker stützend,
Des armen Vaters Schulden treu bezahlt,
Er ist schon alt, so alt wie Kindesliebe

Und Tugend, so befehlt wie die Frommen,
Und hat ein groß Vermögen sich erworben:
Nichts zu begehren, was er nur als Schuld
Besäße, nichts zu scheuen, was ihn ruhig
Auf seinem Lager schlummen läßt. Mein
Kind,

Die Weisheit nur hat Augen; alle Thoren
Sind blind! Drum sieh: versäume keine
Pflicht!

Verstehest du nicht des Lebens Kleinigkeiten
Und reihst sie mit Vernunft an eine Kette,
Die leicht, wie in der Luft, sich selber trägt,
Wie eine Bienen-Kette, wenn sie schwärmen,
So wie ein Kranichzug auf Morgenwolken,
Wie auf dem Meer ein voller Blumenkranz —
Wie willst du, gleich dem alten blinden Manne,
Dir ungeordnet nur ein Bündel Holz,
Geschweige all die tausend kleinen Aste
Heim aus dem großen Wald des Lebens
tragen!

Du mußt so leicht an dir die Dinge fühlen:
Leicht wie die Fichte ihre tausend Nadeln,
Leicht wie die Eiche ihre schweren Aste.
Leicht wie der Mensch die eignen Arme trägt,
Leicht wie der Rosenstrauch sein Volk von
Rosen —

Sie müssen dir aus deinem Sinne wachsen!
Dann trägt sie die Natur, wie ihre Sterne,
Und sie erfreuen dich dann, wie deine Sterne.

Von selbst ist alles ewig. Darum war es
Das höchste Meisterstück, Vergängliches
Hervorzubringen, etwas, das nicht schein
Schon da gewesen; was verschwunden schein
Vielleicht verschwunden sei, wenn's nicht mehr
da ist,
Und was doch, wunderbar, den Raum er-
füllend,
Die Zeit ausdauernd, ganz unlegbar da sei.

Den unergründlich tiefen See der Kräfte
 Dieß darum einst der Meister überströmen
 Zu unaufhörlich breitem, vollem Sturze
 In unabsehlich jähe Tiefe. Schweigend
 Nun stürzt der See und wird ein ruhig Bild
 Aus immerfort zum Abgrund fliehenden Massen;
 Hell blüht er in der Sonne; fest, nie wankend
 Steht auf dem ew'gen Sturz der Regenbogen
 Und deckt mit heitren Farben Graues zu.

Wir schiffen droben auf dem uferlosen,
 Rathlosen See, still, unaufhaltsam nah
 Und näher und in seinen Sturz gezogen
 Und singen Lieder, Abschiedslieder an
 Die Lieben, die fern hinter uns noch schiffen,
 Die bald auch singend an den Sturz gelangen
 Und jäh verschwinden, wo wir erst verschwanden,
 In Schaum und Donner, in den Strom der Welt.

24. Friedrich von Sallet. (1812—1843.)

Wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.

(Laienevangelium, 1839.)

„Wahrlich, wer aufnimmt, so von mir gekommen,
 Der hat mir selber Gastfreundschaft gespendet,
 Und wer, im Bruder, mich hat aufgenommen,
 Hat aufgenommen den, der mich gesendet.“

Nicht ist's genug, daß ein begeistert Wissen
 In eigne Tiefen steigt, Gott anzuschauen,
 Und ein's mit ihm, ganz in ihn gerissen,
 Verschwindet, wie der Bach im See, dem blauen.

Der Geist muß, sich gestaltend, wirklich werden,
 Und soll er wirklich sein, muß er auch wirken,
 Und nachgestalten sein Gebiet auf Erden
 Des reinen Denkens ewigen Bezirken.

Das Wissen muß zu Liebesthaten reifen,
 Doch mit der Liebe hilfsbereiten Händen
 Läßt Gott, der nur ein Geist, sich nicht er-
 greifen.

Der alles ist, was könntet ihr ihm spenden?

Nur der in Endlichkeit und Noth Verflocht'ne
 Bedarf, daß ihr mit Lieb' ihn tränkt und speiset;
 Nicht der in Ewigkeit Unangefocht'ne,
 Der sicher in sich selber ruht und kreiset.

Doch, daß ihn eure Liebe kann erlangen,
 Und euer Wohlthun seiner sich bemessern,
 Ist aus sich selber er hervorgegangen
 Und lebt in seinen abgsandten Geistern.

So ist er nah, ihr könnt' mit ihm verkehren
 In euren Brüdern schon auf Erdenfluren;
 Dem Schöpfer selbst könnt Liebes ihr gemähren
 In seinen gottbewußten Kreaturen.

Wer einen aufnimmt, den ihm Christus sandte,
 Nimmt Christum auf, den Gott, der Mensch
 geworden,
 Durch den in allen Brüdern er erkannte
 Nur einen gottgeboren Geisterorden.

Und wer, im Bruder, Christum aufgenommen,
 Nahm Gott auf, der in Christo sich verklärte,
 Und der in ihm zu dir herabgekommen,
 Dieweil er deiner Liebesthat begehrt.

So in der Menschheit draußen gegenwärtig
 Ist Gott dir, wie er's drinnen ist im Geiste.
 Zum Dienst der Menschheit denn sei allzeit
 fertig,

Wer da begehret, daß er Gott was leiste.

„Drum, wer auch nur dieser Geringsten einen
 Mit einem Becher kalten Wassers tränket,
 Weil Sohn und Vater ihm als Eins erscheinen,
 Der wird von Gott mit Lohn und Dank beschenkt.

Wer aber kränkt dieser Geringsten einen,
 Die Gott und Christum glaubend in sich haben,
 Dem wäre besser schier, beschwert mit Steinen
 Wird' er im tiefsten Meeresgrund begraben.

Seht zu, daß ihr mir keinen mögt verachten
 Von diesen Kleinen, die in Seelenleine
 Des Vaters Bildniß allzeit betrachten
 Im eignen Geist, der Gottheit Wiedersehene.“

Darum, als hättet ihr's mit Gott zu thun,
 Begegnet liebend euren Brüdern allen.
 In eurem Denken laßt ihn thronend ruhen,
 Für euer Thun seht ihn auf Erden wallen!

25. Klaus Groth. (1819— .)

1. Min Modersprak.

(Quidborn, 1852 u. f.)

Min Modersprak, wa klingst du schön!
 Wa bist du mi vertrent!
 Weer ol min Hart as Stahl un Steen,
 Du drestst den Stolt herut.

Du bögst min stüwe Nack so licht
 Als Moder mit ern Arm,
 Du sichelst mi umt Angesicht
 Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
 De ganze Welt is weg.

Du pußt mi as en Baerjahrswind
 De franke Boß wrecht.

Min Obbe (Großvater) solt mi noch de Hann'
 Un segt tu mi: Nu be!
 Un „Vaterunser“ fang it an,
 As it wul froher de.

Un föhl so deep: dat ward verstan,
 So spricht dat Hart sik ut,
 Un Rau vunn Himmel weicht mi an
 Un allns is wedder gut.

Min Moderspraak, so slicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vater“ seggt,
So klingt mi't as en Bed.

Sa herrli klingt mi keen Mufft
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopi ja glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

2. Grotmoder.

Grotmoder nühlt in'n Lehnstohf
Un holt de Husposfill.
Zi weet ni, wat de Dlsche
Nu jimmer lesen will!

Se kiekt sik doar ehr Brillglas
De Dg'n noch redi blind.
Se is noch orri strewi, (ruffig)
Doch lang ni mer keen Kind.

Vermorgens is se gänzli
Verbistert un verbaaft,

Se sicht in, dort de Muppe, (Mops)
Ehr aime Roden tast,

Se markt ni, dat de Kater
Ehr inne Nachtmiltz stöppt
Un de Kanarjenvagel
Ehr op de Fingern löppt.

De Sinn schint doch so fründli
Un maft ehr Backen roth — —
Du lewe Gott im Himmel —
De Dlsche — — — de is dod!

3. Dat Moor.

De Bortn (Boden) beweegt sik op un dal,
Als gingst du langs en böken Bahl, (Bobte)
Dat Water schülpert (fließt) inne Graff,
De Grasnarv bewert op un af;
Dat geit hendal, dat geit wohöch
So lifen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Bullgras schint so wit as Dun,
So weel as Sid, so rein as Snee;
Den Habbar recht dat bet ant Kneer.

Hier hüppt de Boe int Reith hentlant,
Un singt uns Abends sin Gesant;

De Boff de bru't, de Wachtel röppt,
De ganze Welt is still un stöppt.

Du hörst din Schritt ni, wenn du geist,
Du hörst de Mütchen, wenn du steist,
Dat levt un wevt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lutt w Mod:
Bull weet, wa lang he doer de Heid
Noch frisch un kräftig geit!

26. Julius Hammer. (1810—1862.)

1. Guter Rath.

(Schau um dich und in dich, 1851.)

Willst du ein Kölein ersehen,
So merke zweierlei:
Dass es zu früh nicht am Tage,
Dass es zu spät nicht sei!

Es färbt die Morgenröthe
Zedwede Rose roth,
Und Abends siehst du den Dorn nicht,
Der deine Hand bedroht.

2. Fasse dich.

Je mehr du in der Jugend träumest, Herz,
Um so gestrenger acht' auf deinen Schlag!
Man sagt: an jeden Reibeltag im März
Gemahn' ein grauer Sommerregentag.

Dein Sommer auch führt triib' Gewölk heran
Und graue Tage ohne Sonnenschein;
Drum fass' in Zeiten dich, daß, wenn sie nah'n,
Es in dir selbst mag klar und heiter sein!

3. Veründigung.

Es glänzt die Sonne mild und licht,
Wir flohen vor ihrem Schein;
Es blühten die Rosen, wir pflückten sie nicht
Und suchten die Dornen allein.

Es grüßte uns lächelnd die holde Luft,
Wir ließen sie von uns ziehn;
Den guten Engel in unsrer Brust,
Wir überhörten ihn.

Wir waren jung, nun sind wir alt,
Wenn auch an Jahren nicht;
Wir glühten so heiß, jetzt sind wir kalt,
Zwei Schattien im Winterlicht.

Nun sind wir arm, so bettelarm,
Uns selber ein trauriger Spott;
Wir haben uns wohl in thörichtem Gram
Veründigt an unserm Gott!

27. Wolfgang Müller. (1816—1873.)

1. Widher.

(Gebichte, 1847.)

Fern von des Rheines Heimatstrand
Jag in's gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon schlecht und recht

Widher, ein deutscher Lanzknecht.
Durch Palästina's Berg und Thale
Ward's manchem heiß im Sonnenstrahle.

Die Rüstung, die der Recke trug,
 Drückt ihn und seinen Gaul genug;
 Da dacht' er an den grünen Rheim
 Und seinen kühlen, goldnen Wein;
 Und wie er dachte, wie er träumte,
 Kam's, daß er hinter dem Zuge säumte.
 Er sprach: „Die Hitze drückt zu sehr,
 Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer.“
 Und legte sich in die hohe Haide,
 Das Pferd erlabt sich auf der Weide.
 Doch will ihn kaum ein Schlaf umhüllen,
 Da störet ihn ein furchtbar Brüllen,
 Und sieh, es stürzt ein mächtig Thier
 Auf's Köflein aus dem Waldrevier.
 Der wackre Deutsche war nicht faul,
 Er liebte seinen treuen Gaul,
 War gleich bereit, mit Schild und Schwert
 Zu kämpfen für das gute Pferd.
 Kaum sieht das Thier den kecken Mann,
 Läßt es das Roß und fällt ihn an.
 Da sieht er wehn die langen Mähnen,
 Dazwischen den weiten Rachen gähnen,
 Die Augen blitzen wie Feuer hell,
 Der Leib ist stark, die Füsse schnell,
 Es springt an den Schild mit der Krallentage.
 „Ei,“ rief der Knecht, „verfluchte Kage!“
 Und rüstig spaltet er fogleich

Des Thieres Haupt mit Einem Streich.
 Voll Schmerzen brüllt's zum letztenmal
 Und röchelnd stürzt es dann zuhal.
 Der Deutsche sieht's mit kaltem Blut,
 Da scheint der Pelz ihm gar so gut;
 Er trennt ihn sauber mit dem Schwert
 Und legt ihn hinten auf das Pferd.
 Der Abend kam indeß heran
 Und weiter zog der deutsche Mann.
 So kam er in ein Dorf geritten,
 Da liefen die Leute aus den Hütten
 Und staunten an die zottige Haut,
 Riefen ihm zu und jubelten laut,
 Sagten: „Nun wäre die Gegend frei,
 Er hab erlegt den großen Leu.“
 Als er die Männer höret sagen,
 Daß er der Thiere König erschlagen,
 Von dessen Muth und wilder Stärke
 Man ihm erzählt viel Wunderwerke:
 Da wendet sich der Knecht fürbaß,
 Der längst den harten Strauß vergaß,
 Besieht die Haut sich für und für:
 „Eine gelbe Kage schien es mir.
 Längst hätt' ich gern den Leu gesehn,
 Nun ist's mir schier im Traum geschehn,
 Daß ich gar einen hab' erschlagen!“
 Und ritt voran mit gutem Behagen.

2. Nächtliche Erscheinung zu Speier.

„Wach' auf! erklingt's in des Schiffers Traum,
 „Wach' auf, du Wächter am Strome!“
 Und über ihm rauschet der Lindenbaum
 Und Zwölfe schlägt es vom Dome;
 Groß vor ihm steht einer im dunkeln Gewand,
 Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
 Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
 Beginnt es um ihn zu leben,
 Viel riesige, hohe Gestalten nahen,
 Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
 Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
 Wie Nebel durchziehen sie die Dunkelheit;
 So steigen sie all' in den Rachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
 Stößt schweigend und fürchtend vom Lande,
 Raum braucht er zu rudern, es flieget der
 Kahn,

Bald sind sie am andern Strande.

„Wir kommen zurück, da find'st du den Lohn.“
 Gleich Wolken verschwunden im Felde sie schon,
 Fern scheinen ihm Waffen zu fluren.

Er aber rudert sinnend zurück
 Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
 Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
 Das dunkelthürmige Speier,
 Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
 Und war es Wahrheit und war es ein Traum,
 Er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
 Als Wächter wieder zum Strome;
 Wol hält er schlaflos heutte die Wacht,

Da schlägt es Zwölfe vom Dome;
 „Hol' über!“ ruft es vom andern Strand,
 „Hol' über!“ Da stößt er den Kahn vom Land
 In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schar,
 Die schwebend den Rachen besteiget,
 Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
 Doch jeder der Dunkeln schweiget,
 Und als sie gelandet zu Speier am Land,
 Gibt jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
 Er aber harret und staunet.

Den unter den Mänteln blinken voll Schein
 Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
 Goldkronen und funkelndes Edelstein
 Und Seiden- und Sammtgebilde;
 Dann aber einhüllt sie wieder das Kleid,
 Wie Nebel durchziehen sie die Dunkelheit
 Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
 Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
 Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
 Als blendend der Morgen erglühete;
 Er hält in den Händen das lohnende Geld,
 Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
 Viel stolze Kaiserbilder.

Wol sah er manchen Tag sie an
 In forschenden, stillen Gedanken;
 Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
 Das waren die flüchtigen Franken:
 Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
 Das Vaterland frei von des Fremdlings Nacht;
 Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und löstet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbände
Und haltst in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande:

Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyramnei!
Denn es thut noth des Wachens.

28. Nicolaus Becker. (1810—1845.)

Der deutsche Rhein.

(Gedichte, 1841.)

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heifer darnach schrein.

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerweing;

So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,

So lang' sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um schlante Dirnen frei'n;

So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sängers Mund!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Mann's Gebein.

29. Karl Beck. (1817— .)

Heimweh.

(Gedichte, 1844.)

Allein, allein am Weihnachtsfest
Im großen, deutschen Land!
Und häit' so gern an's Herz gepreßt
Manch warme, liebe Hand.

Allein! Ich ging betrübt hinaus
Durch Nebelnacht und Wind
Und dachte an das Elternhaus,
Ein arm, verloren Kind.

Des Mondes Scheibe rollte leis,
Mein Auge rollte schnell;
Es hing der Reif an kahlem Reiz,
Die Fenster brannten hell.

Dort sah ein Kind, im Hochgenuß,
Die Weihnachtsbäume blühen,
Daran so manche Silbernuß
Und bunte Kerzen glühen.

Dann schlief es ein auf Pflüchlen weich,
Nicht ahnend, was ich litt;
Es nahm die Nüsse silberreich
In seine Träume mit.

Ich aber ging verstört nach Haus
Und nahm den kahlen Baum
Und nahm des Sturmes hohl Gebraus
Mit mir in meinen Traum.

30. Moriz Hartmann. (1821—1872.)

Böhmische Elegie.

(Keltch und Schwert, 1845.)

O Böhmen, fremdes grünes Blatt
Von einem fremden Wunderbaume,
Nach dem sich sehnt ein Autokrat
In seinem wüsten Kaisertraume.

Gen Westen kehre dein Gesicht,
Die Freiheitssonne kommt aus Westen:
Siehst du das junge Morgensicht
Wie Rosen über Kron' und Ästen?

Im Osten ist es Nacht und kalt —
Auf einem Thron von Bruderleichen
Sitzt dort die blutige Gestalt
Mit ihrem neuen Rainszeichen.

An Deutschlands Halbe wein' dich aus,
An seinem Schmerzverwandten Herzen,

Geöffnet steht sein weites Haus
Für alle großen, heiligen Schmerzen.

Vergiß, vergiß den alten Groll —
Mein deutsches Herz kann dir verklären:
Auch Deutschland süßt, das Maß ist voll
Und küßt seine alten Sünden.

Laß mich dein treuer Herold sein,
Mein Vaterland, in deutschen Landen,
Laß mich mein treues Lied dir weihn
Und deinem Weh, das ich verstanden.

Jetzt steh' ich ferne deinem Schmerz,
Doch will's in meiner Seele lenzen,
Schickt dir sein Lied dies Dichterherz,
Die blasse Stirne dir zu kränzen.

31. Hermann Ringg. (1820— .)

1. Lied.

(Gebichte, 1854.)

Wenn etwas in dir leise spricht,
Daß dir mein Herz ergeben,
So zweifle nicht,
Du leuchtest in mein Leben.
Doch nie wirst du von mir begehrt;
Wo schön're Sterne funkeln,
Sei dir ein Loos beschert,
Ich bete nur im Dunkeln.
Ich liebe dich, wie man Musik
Und wie man liebt die Rose,

Du bist mir wie ein Blick
In's Blaue, Wolkenlose.
In Freude nur gedenke mein,
Mir aber wird ein Segen
Dein Angedenken sein
Auf allen meinen Wegen.
Denn Glück genug best' ich doch,
Und wär' mir nichts geblieben,
Als dieses eine noch,
Ein Herz, um dich zu lieben.

2. Mondaufgang.

Ferne, blasse Blitze sprühen
Leuchtend durch die schwüle Luft,
Und der Blumen erstes Blühen
Haucht im allerstärksten Duft;
Nachtigallen in trunkenen Luft,
Fluten im Springquell heben die Brust,
Süßlich im Ather entdämmert ein Glühen.

Dunkler wird's im Schattenreiche,
Hoher Bäume Wipfelgold,
Bergesküfte, tiefe Teiche
Zittern lichter. Mond und hold
Neigt sich herüber das Mondgesicht,
Lieblich, ein schlafendes Sonnenlicht,
Glänzend in ruhiger Bleiche.

Und wie einst in Delphi's Hainen,
Wie an Isis Tempelthor,
Tönend noch in Baum und Steinen,
Flüsternd noch in Laub und Rohr,

Ringt die Natur nach lebendigem Wort,
Nächte mit uns auch wieder wie dort
Leben und reden und jauchzen und weinen.

Ach! verstummt ist ihre Lippe,
Fern am tauben Himmel ziehn
Die entseelten Thiergerippe
Leerer Sternbilder hin.
Welch ein Geheimniß umschleiert den Pol?
Was uns zu klagen verworren und hohl
Murmelt der Sturm und die Flut an der
Klippe?

Nicht mehr weckt aus Fesselschranken
Nymphenchor und Elsentanz
Über Flut und Epheuranen,
Weiches Licht, dein Mythenglanz;
Wandle dahin in erloschener Pracht,
Klagende Seele der einsamen Nacht,
Deine Geschlechter versanken!

32. Moritz Graf von Strachwitz. (1822—1847.)

1. Pharaos.

(Lieder eines Erwachsenen, 1842.)

An dem rothen Meer mit bekümmertem Seel',
Mit der Stirn im Staube lag Israel,
Vor ihnen der See tiefflutender Born
Und hinten des Pharaos flirrender Zorn:
„Jehovah, erbarme dich meiner!“

Und Moses schlug mit dem Stab in den
Schwall,

Da thürmte der Herr die Flut zum Wall,
Und das Volk des Herrn durch die Gasse zog
Und auf beiden Seiten stand das Gewog'
Und drilben fehlte nicht einer.

Und Pharaos kam an das Ufer gebraust,
Auf der Lippe den Grimm, das Schwert in
der Faust;
Sein strahlendes Heer, weit kam's gerollt,

Und Ros und Reiter war eitel Gold;
„Nun König der Könige, rette!“

Und hinab in das Meer mit Wagen und
Trost!

Doch vornen sprengte des Todes Ros,
Und als in der Gasse ritt Mann an Mann,
Aufbrüllten die Bogen und schlossen sich
dann

Hoch über ihr altes Bette.

Schwer war der Harnisch und tief die See,
Nicht Ros, noch Reiter kam wieder zur Höh',
Und Juba kmet, und der Herr war nah,
Und es sanken die Wasser und lagen da
Und still ward's über der Glätte.

2. Die Heimkehr.

Sei mir gegrüßt am Straßenrand,
Mein alter Markenstein;
Ich fahre in mein Vaterland,
Mein Vaterland hinein.

Du Land, in dem ich strebt' und stritt,
Wie bist du grün und schön!
Die Luft, in der ich lebt' und litt,
Wie duftig ist dein Wehn!

Du Strom, auf dem mein Segel schwall,
Wie leuchtet deine Flut,
Du Wald, in dem mein Horn erscholl,
Wie klingt dein Raufschen gut.

Du aber bist noch, herz'ger Schatz,
Wie immer schön und süß.
Und alles steht am alten Platz,
Da, wo ich's stehen ließ.

3. Liebeslied.

Ich habe nie das Knie gebogen,
Den starren Nacken nie gebeugt,
Mit Stolz ward ich aufgezogen,
Mit Freiheit ward ich aufgesaugt.

Doch allem Stolz in Sinn und Handeln
Entsaagt' ich und der Freiheit mit,
Könnt' ich mich in den Staub verwandeln,
Den Deines Schutzes Sohle tritt.

33. Spiller von Hauenschild (Max Waldau). (1825—1855.)

1. Canzone.

(Canzonen, 1848.)

Man kann das Herz verhärten und umeisen,
Das Auge wird es immer Klagen strafen;
Es wird ihm gramverzerrte Bilder zeigen,
Und mag die Liebe trugumschattet schlafen,
Es wird mit seiner Mahnung, seiner Leiden,
Sie endlich rütteln aus dem stieren Schweigen.
Es wird im tollsten Reigen

Gestalten plötzlich aus dem Boden heben,
Die Schreck und Trauer in den Jubel mischen,
Und allen Glanz verwaschen,
Mit dem wir gern geträumtes Glück umweben,
Wir wagen bei der Menschheit stillem Weinen
Nie froh zu sein, wir wagen's kaum zu scheinen.

2. Mannheim.

Wahrhaftig, wie des Sonntags zur Parade,
So stehen aufmarschirt die Häusermassen,
Getilcht, gepuzt und zierlich Zeil um Zeile;
Es ist, als wenn das Leben sie verlassen,
Sogar der alte Vater Rhein wird fade,
Er langweilt und hat selber Langeweile.
Auf eine halbe Meile

Sieht man Verwaiste stehn und mächtig gähnen;
Was ist zu thun? so hört man sinnig fragen.
Ich weiß es nicht zu sagen!
So brummt ein jeder zwischen seinen Zähnen.
Sieht man zehn Menschen durch die Straßen
rennen,
Bei Gott, man muß es einen Auflauf nennen.

34. Theodor Fontane. (1819— .)

1. Der alte Derffling.

(Männer und Helden, 1850.)

Es haben alle Stände
So ihren Degenwerth,
Und selbst in Schneiderhände
Kam einst das Helden Schwert;
Drum jeder, der da zünftig
Mit Nadel und mit Scheer',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derffling sein Honneur.

In seinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut,
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut,
Und wenn er als Geselle
So saß und fädel' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle selbst zu sein.

Einst, als das Nadelhalten
Ihm schier an's Leben ging,
Dacht' er: „Das Schädelspalten
Ist doch ein ander Ding“;
Fort warf er Maß und Elle,
Boll Kriegslust, an die Wand,
Und nahm an Nadel's Stelle
Den Säbel in die Hand.

Sonst focht er still und friedlich
Nach Handwerksburschen - Recht,
Jetzt war er unermüddlich
Bei'm Fechten im Gefecht;
Es war der sünke Schneider
Zum Stechen wohl geschickt
Dit hat er an die Kleider
Dem Feinde was gestickt.

Er stieg zu hohen Ehren,
Feldmarschall ward er gar,
Es mocht' ihn wenig kehren,
Daß er einst Schneider war;
Nur, fand er einen Spötter,
Versund er keinen Spaß
Und brummte: „Für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaß!“

Krank lag in seinem Schlosse
Der greise Feldmarschall,
Keins seiner Lieblingsstoffe
Kam wiehernd aus dem Stall;
Er sprach: „Als alter Schneider
Weiß ich seit langer Zeit,
Man wechselt seine Kleider, —
Auch hab' ich deß nicht leid.“

Es fehlt der alten Hülle
In Breite schon und Läng',
Der Geist tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng;

Gesegnet sei dein Wille,
Herr Gott, in letzter Noth!"
Er sprach's und wurde stille, —
Der alte Held war todt.

2. Der alte Ziethen.

Joachim Hans von Ziethen,
Husaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er die hundertmal.
Sie haben's all' erfahren,
Wie er die Pelze wusch
Mit feinen Leibhusaren,
Der Ziethen aus dem Busch.

Sie stritten nie alleine,
Der Ziethen und der Fritz,
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz.
Es wies sich keiner träge,
Drum schlug's auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pfliegten gut zu sein.

Der Friede war geschlossen;
Doch Kriegeslust und Qual
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marichall Damm gezaubert
Und Fritz und Ziethen nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch, in Sansjouci.

Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
Und sich, der Ziethen schlie;,
Ein Hösling will ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten, —
Der hat genug gewacht!“

Hei, wie den Feind sie bläuten
Bei Lomowitz und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter, Schlag auf Schlag!
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Mit selbst der Fritz nach Haus,
Doch Ziethen sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus!“

Und als die Zeit erfüllt
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllt,
Hans Ziethen, der Husar.
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Hufsch,
So war der Tod gekommen
Wie Ziethen aus dem Busch.

3. Herbstmorgen.

(Gebichte, 1851.)

Die Wolken ziehn wie Trauergäste
Den Mond zu Grabe zu geleiten;
Der Wind durchfegt die starren Äste
Und sucht ein Blatt aus bessern Zeiten.

Bald wird er tief in Schnee begraben
Die Erde — seinen großen Todten.

Die grünen Tannen schau'n so düster
Auf eine jung geknickte Eiche,
Als blickten trauernde Geschlechter
Auf der geliebten Schwester Leiche.

Ein Bach läuft hastig mir zur Seite;
Er ahnt des Winters Eisesfetten
Und stürzt sich fort und sucht das Weite,
Als könnt' ihm Flucht das Leben retten.

Schon flattern in der Luft die Raben,
Des Winters unheilvolle Boten;

Da mocht' ich länger nicht inmitten
So todesnaher Ode weilen;
Es trieb mich fort mit hast'gen Schritten,
Dem flücht'gen Bache nachzueilen.

35. Emil Rittershaus. (1834— .)

1. Heimweh.

(Gebichte, 1855.)

Die holde, liebe Nachtwiole,
Sie ist ein Kind der fremden Zonen,
Wo bunte Papagei'n sich wiegen
In schlanken, grünen Palmentronen.
Sie öffnet in der Nächte Schweigen
Den duft'gen Kelch, den thauig-seuchten,

Weil dann die goldnen Sonnenstrahlen
Der fernen Heimat Flur beleuchten.

Sie wärmet nicht des Südens Sonne;
Sie schaut empor zur Himmelsferne
Und klaget, denn die Sterne droben
Sind nicht die hellen Tropfensterne.

2. Winterlied.

Es hängt am blätterlosen Baum
Arglistig eine Epheuranke,
Sie spricht zu ihm vom Frühlingstraum,
Wo schnell genesen alles Kranke.

Ob er wohl kommt der Frühlingstraum,
Und bringt dem Baum er Blüten wieder? —
Mein Herz, du bist der kahle Baum,
Und Epheuranken sind die Lieder!

3. Sprüche.

Das Leben wird trüb und trüber!
So seufzst und klagest du gern. —
Die Wolken, sie ziehen vorüber,
Und ewiglich strahlet der Stern!

Die Freude, o nenn' sie nicht Schimmer!
Nur froh dem Gescheide vertraut! —

Du hast nach den Wolken nur immer
Und nie nach den Sternen geschaut.

Ein jeder glaubt, auf ihn gefallen
Sei vorzugsweise Licht und Geist,
Und zwar die Kleinsten unter allen,
Die glauben das zu allermeist!

4. Im Kreise.

Es zieht die Erde ihre Bahn;
Von wo sie ausging, kommt sie an;
Und also alle Sterne reisen,
Denn alles, alles geht in Kreisen.

Es reißt das Kind zum Mann geschwind,
Der Mann wird Greis, der Greis wird Kind;

Den milden Leib empfängt die Erde,
Auf daß der Staub zu Staube werde.

Fort ströbt die Welt, der Riesengeist;
Sie geht im Kreis, wie alles kreist.
Habt ihr vom Paradies gelesen?
Die Welt wird einst, was sie gewesen.

36. Bernhard Endrulat. (1824— .)

1. Das Glück.

(Gedichte, 1857.)

Was ist das Glück?
Nach jahrelangem Ringen,
Nach schwerem Lauf ein kümmerlich Gelingen,
Auf greise Locken ein vergoldend Licht,
Ein später Ruhm mit gelähmten Schwingen?—
Das ist es nicht!

Das ist das Glück:
Kein Werden, kein Verdienen!
Im tiefsten Traum, da ist es dir erschienen,
Und morgens, wenn du glühend aufgewacht,
Da steht's an deinem Bett mit Göttermienen
Und lacht und lacht!

2. Bescheide dich!

Wer hätte sich im Traume stolzer Stunden
Nicht einst auf Gipfeln voller Glanz gesehen?
Nicht tief in sich des Geistes Götterwehen
Wie eines Frühlings mächt'gen Hauch emp-
funden?

Doch ach! bald ist der holde Wahn ent-
schwunden!

Du siehst das Bild, das dich geneckt, zergehen,

Mußt tief in Thales Dämmerung traurig stehen,
Und fühlst den Fuß, der aufwärts will, gebunden.

Dann klage nicht! Nur Wen'gen aufbehalten
Ward dieses Loos: hoch von der Menschheit
Rinne

Ein neues Banner glorreich zu entfalten.

Thu' ab den Reid? Und hellen Blicks beginne
In deinem engern Kreise frisch zu schalten,
Und auch das Kleine thu' mit großem Sinne.

37. Albert Möser. (1835— .)

Sonett.

(Neue Sonette, 1866.)

Verwittert steht und kahl und morsch und grau
Die Remmonssäule fern am Wüstenrande,
Doch goldne Klänge schickt sie durch die Lande,
Hebt sich der Sonnenball ins Aetherblau.

Der Wundersäule gleicht mein Herz genau:
Gezwängt in lähmender Erstarrung Bande
Schweig't's stumm und tot, verstein't vom
Alltagsande,
Und schätzt der Wüste gleich den Weltenbau.

Doch wenn entzückend gleich dem jungen Tage
Empor sich hebt aus meines Lebens Nacht
Ein Sonnenbild geschmückt mit Morgenschöne,

Dann bebt, durchzuckt von seinem Zauber-
schlage,

Mein starres Herz und dehnt sich und er-
wacht,

Und in ihm klingen tausend Himmelsöne.

38. Adolf Bube. (1802—1870.)

Mondnacht im Gebirge.

(Naturbilder, 1854.)

Ich schritt hinunter vom bemosten Gipfel
Auf jähem Pfade zwischen schlanken Tannen,
Die Sonne schien noch auf die höchsten Wipfel,
Als tief im Thal schon Nacht und Nebel
spannen.

Bald wogten düstre Schleier mir entgegen
Und schlugen über meinem Haupt zusammen.
Schwer wollte Angst sich auf das Herz mir legen,
Wie Strauch und Baum in Finsterniß ver-
schwammen.

Da trat ich aus des Waldes tiefstem Dunkel
Und sah den Vollmond hinter breiten Matten.
Schräg ging zur Seite mir in Thaugefunkel
Auf freier Ebne mein gedehnter Schatten.

Senmhütten hier und dort in schönen Gruppen
Und rings um sie, gelagert auf den Almen,
Viel kräft'ge Kinder in gedrängten Truppen,
Das Haupt erhebend aus den hohen Halmen.

Die tiefste Ruhe drüber ausgegossen,
Kein Menschenlaut und keines Hundes Bellen:

Der monderhellte Lagerplatz umschlossen
Von schwarzem Wald auf sanften Hügel-
wellen.

Dahinter Gletscherrücken, prächtig flimmernd,
Und Bächlein über Felsenschultern fallend,
Wie schmale Silberfäden magisch schimmernd,
Melodisch in die Thäler niederwallend.

Ein süßer Zauber war auf mich gekommen,
Ich wußte nicht, wie meiner Brust geschehen.
Was ich geheim im Mondenlicht vernommen,
Das wird mir ewig durch die Seele gehen.

39. Julius Rodenberg. (1831— .)

1. Abendroth.

(Gebichte, 1864.)

Noch glüht so leis das Himmelszelt,
Schon ging die Sonne nieder;
Die Sonne einer andern Welt
Strahlt aus den Wellen wieder.

Die ferne See bewegt sich kaum,
Sie träumt im Goldgewande,
Und ihrer Wellen Silberschaum
Verläuft sich mild im Sande.

Auf der entfernten Felsen Thron
Sitzt schon die Nacht, die fahle,
Und an der Düne hebt sich schon
Der Mond mit gelbem Strahle.

Dampf bricht sich schon am Nörknersgatt
Die Welle mit Gefunkel,
Und auch der Leuchtturm glimmt schon matt
Ins sommernächt'ge Dunkel.

Nun auf, mein Herz! laß deine Bein
Ins tiefe Meer versinken,
Daß dieser nächt'ge Wunderschein
Dich möge ganz durchblinken.

Und wenn kein Morgen dir mehr lacht,
Trat dir die Sonne ferne,
So denk' du hast noch, wie die Nacht,
Deinen Mond und deine Sterne.

2. Um Mitternacht.

Nun ruht und schlummert Alles,
Von keinem Hauch gestört,
Raum daß man leisen Schalles
Den Bach noch rieseln hört.

Der Mond mit vollem Scheine
Ruht breit auf jedem Dach;
In weiter Welt alleine
Bin ich zur Stund' noch wach.

Und Alles, Lust und Schmerzen,
Bracht' ich in mir zur Ruh;
Nur Eins noch wach im Herzen,
Nur Eins: und das bist du!

Und deines Bildes Friede
Folgt mir in Zeit und Raum:
Bei Tag wird er zum Liebe,
Und Nachts wird er zum Traum.

40. Hermann Umerz. (c. 1860.)

Morgen wird's.

(Dichtungen, 1860.)

Morgen wird's — im Thal beginnt
Unheimliches Wogen und Wallen.
Die Sonne naht — die Nebel der Nacht,
Zürnend ob des Lichtes Macht,
Sie beginnen die wilde Geisterchlacht;
Ha, wie sie sich bäumen und ballen!

Nun zuckt es hier, nun zuckt es dort
Vom jungen freudigen Strahle;
Doch der Nebel bleich und kalt

Will nicht weichen des Lichtes Gewalt,
Wälzet und mühlet, aber bald
Zerreißt er mit einem Male.

Und herrlich und voll Majestät
Steigt auf die schöne Sonne,
Und in den blauen Himmel fliegt
Die Lerche und jubelt: Sie siegt, sie siegt!
Und der kalte Nebel der Nacht erliegt,
Und es weinet der Wald vor Sonne.

41. Adolf Böttger. (1815—1870.)

1. Gebet auf den Bergen.

(Gebichte, 1846.)

Die Berge sind die Festaltäre,
Darauf der Sonne Feuer rollt,
Wo edler Herzen freud'ge Zähre
Das Opfer frommen Dankes zollt.

Ich knie' auf deinen stillen Hügeln,
Natur! von dir allein belauscht,
Und betend fühl' ich, daß auf Flügeln
Der Geist der Liebe mich umrauscht.

Wie sich dem Sohn aus Juda's Stamme
Der Herr im Feuerbusch gezeigt,
So in des Waldes grüner Flamme
Seh' ich dein Wesen mir geneigt.

Im Spiegel jener klaren Flüsse
Erkenn' ich deines Auges Licht,
Und in der Blume, die ich küsse,
Stüß' ich dein heil'ges Angeficht!

2. Der Herbst.

Der Junker Herbst im Jagdgewand,
Den blanken Eschenspeer zur Hand,
Riecht durch Gebirg' und Felser;
Der Pfeil zuckt von dem Bogen schnell,
Bei Hussahrs und Hundsgewell
Durchleucht der Hirsch die Wälder.

Und wo ins Thal sein Auge schaut,
Erglänzen Frilchte sanft behaut,
Schwillt blau am Stoc die Traube;
Und wie er spricht ein einzig Wort,
Fliegt rasch das Grün der Bäume fort,
Und Scharlach hängt am Laube.

Wild durch der Eichen alten Forst
Zum adlerhohen Felsenhorst
Schwingt er behebend die Glieder,
Hält Raß dann auf dem moos'gen Block,
Schlingt Weinlaub in des Haars Gelock
Und blickt ins Thal hernieder.

Schlau lächelnd stößt er dann ins Horn
Und stürmt auf's neu' durch Busch und Dorn
Vom felsgethürmten Gipfel —
Und auf den Ruf dahingebraust
Kommt Sturm, sein Jagdgeschell,
Das Laub von Zweig und Wipfel.

42. Otto Band. (1824— .)

Im Sturm.

(Gebichte, 1880.)

Sei tapfer, wenn die Masten krachen,
Daß du nicht schreckversteinert stehst:
Du wirfst die Bogen dienstbar machen,
Sobald du flug das Steuer drehst.

Und nie dein Schiff aus sichern Schranken
Der offenen See zur Brandung irrt.

Laß die verzweifelnden Gedanken,
Daß sich dem Compaß nicht verirrt,

Gern pact das Unglück deine Schwächen —
D kämpfe, daß du nicht erlegst,
Und kannst du auch den Sturm nicht brechen,
So brich nur selbst nicht, und du flegst!

43. Johann Georg Fischer. (1816— .)

1. Reliquien.

(Gebichte, 1854.)

Weißt du es noch, wie dir im Spiel
Am Raine des Gartens ein Band entfiel,
Wie mein bebender Finger mit heimlicher
Haft,

Du süßestes Mädchen, das Pfand erfaßt'
Und meine Wonne ich nun verbörge
Entgegenträumt' dem nächsten Morgen? —
Du weißt es nimmer, denn bald vergißt
Ein Kind sich selber, das selig ist.

Doch mir, mir leuchtet er immerfort
Mit Wunderglanz der gefegnete Ort,
Die sonnige Stelle, so warm und lind,
An der es war, du verklärtes Kind.
Und wie du standest — ich seh' dich noch,
So festlich still, so sinnend hoch;
Versunken steh' ich und schaue dich an,
Den Himmel über dir aufgethan,
Wie dich umstrahlet sein Glorienlicht
Gleich einer Heiligen Angeficht.

2. Daheim.

Ich habe dein Bild am Himmel fern
Gesucht beim bleichen Morgenstern,
Ich schwebte dir nach mit dem Schwalbenzug,
Der gen Mittag nimmt den geschwinden Flug,
Die Arme hob ich nach deiner Gestalt,

Wenn die Berge des Abends Gold umwallt.
An aller hohen Dinge Glanz
Hab' ich dein Bild gebunden,
Und habe dich nirgend so rein und ganz
Als bei dir selbst gefunden.

44. Theodor Creizenach. (1818— .)

Wachen in der Nacht.

(Gebichte, 1851.)

Und hebt mein Geist sich in der grausen,
Geweiheten Mitternacht empor,
So tönt die Nacht mit leisem Saufen
Wie sanftes Beten an mein Ohr
Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in ihrer Stärk' und Schwäche
Die eigne Seele bang und still
Und zitter, wenn des Spiegels Fläche
Mir meinen Schatten zeigen will,
Beim Wachen in der Nacht.

Die Tage, die vorüberzogen,
Der Jugend leicht entschwundnes Glück,
Das Herrlichste, was mir entsflohen,
Das alles ruf' ich mir zurück
Beim Wachen in der Nacht.

Ich fühl' in meines Herzens Pressen
Den Behmuthsstraum vergangner Zeit,
Und möchte gern dafür vergessen

Des Lebens ganze Eitelkeit
Beim Wachen in der Nacht.

Doch dringt des Blutes warme Welle
Wie leise Mahnung an die Brust,
Und tief im Busen klar und helle
Erheb' ich mich zur Thatenlust
Beim Wachen in der Nacht.

45. Theodor Waldmüller. (1822— .)

Morgentaute.

(Dichters Nachtquartiere, 1853.)

Wenn ich dem Schlummer Morgens mich ent-
winde,
Trifft zweierlei Geräusch mein lauschend Ohr;
Zuerst der Kapuziner rauher Chor,
In deren Nachbarschaft ich mich befinde;

Dann eine Mutter, die an ihrem Kinde,
— Uns trennt nur eine Wand von Kalk und
Rohr. —

Mit Kuß um Kuß sich freut; sie hebt's empor,
Sie drückt und herzt das liebe Angebinde.

Welch Gegensatz! Zu Gottes Ehr' und Preise
Die Umatur des trägen Mönchthums dort —
Hier die Natur im freien Vollgenuß!

Was ist dem Höchsten wohl die liebste Weise?
Des Nichtsthuns geistlos hergeplärres Wort?
Der jungen Mutter stillbeglückter Kuß?

46. Albert Träger. (1830— .)

1. Der Abend dämmert.

(Gedichte, 1855.)

Der Abend dämmert und der Tag entflieht;
Sei mir willkommen, süß verschwieg'ne Stunde!
Du weißt es ja, wohin mein Sehnen zieht,
Vertraute Freundin warst du unserm Bunde.

Jetzt triffst du mich verlassen und allein,
Du birgst nicht mehr mein Glück in deinem
Schleier,

Mitleidig hüllst du meinen Jammer ein,
Und meine Thräne fließt zu deiner Feier.

2. Mein Stern.

D laß dein Auge freundlich auf mir weilen,
Es blickt mir Ruhe tief ins Herz hinein;
Wie sich die Wolken vor der Sonne theilen,
Fliehet all mein Schmerz vor seinem milden
Schein.

Wollt' ich als Kind mein Abendsprüchlein lassen,
Dann sah ich fromm zu einem Stern empor:

Es war mein Stern, ich fand ihn unter allen,
Bis ich mit meiner Kindheit ihn verlor.

Doch ruhen auf mir deine lieben Augen,
In denen meiner Kindheit Himmel lacht,
Dann sehe stets aus ihrer Tiefe tauchen
Ich den verlorenen Stern in alter Pracht.

47. Arnold Schlönbach. (1817—1866.)

Mondes-Liebe.

(Gedichte, 1847.)

Hohes Mondlicht! Mildes Leuchten!
Wunderbares Zauberbild!
Sag, was ist das für ein Zauber,
Der aus deinen Strahlen quillt?

Deute mir das hange Sehnen,
Das dein Blick in uns erschleifst,
Jenes weiche, trunkne Träumen,
Das dein Glanz in uns ergießt!

„Liebe! Liebe! ist mein Zauber,
Meines Dankes süße Pflicht;
Denn von ihr, der großen Erde,
Kommt mir erst mein liebes Licht.

Und nun geb' ich ihr zurücke,
Nur mit meiner Lieb' getränkt,
Was mich ihr so herrlich machte,
Was sie liebend mir geschenkt.

Nun erleucht' ich ihre Nächte,
Gebe saftigen Frieden ihr!“ —
O, — das sind ja deine Worte,
Mädchen, die du sprichst zu mir!

Mädchen — Mondlicht meiner Seele!
Hohes, reines Liebesbild!
O, nun kenn' ich auch den Zauber,
Der aus deinem Aug' mir quillt!

48. Eduard Tempelkei. (1832— .)

Ein einmal ausgesprochen Wort.

(Mariengarn, 1859.)

Ein einmal ausgesprochen Wort
Ist nicht zurückzubringen,
Die leichten Lüfte tragen es fort
Auf geflügelten Schwüngen.

Sie tragen's, wohin keine Stimme trägt,
Du kannst es nicht erteilen;
Und wo es eine Wunde schlägt, —
Die Wunde ist nicht zu heilen.

Wieviel du andre Worte sprichst,
Das eine bleibt gesprochen;
Die Treue, die du einmal brichst,
Bleibt allezeit gebrochen.

Thut nur ein einzig Wörtlein kund
Dein Hassen oder Lieben,
Es bleibt auf tiefstem Herzensgrund
Für immer eingeschrieben.

Und wüchse Gras auch dicht und schwer,
Und wär's, wie's einst gewesen:
Ein Sturmwind fährt darüber her,
Und wieder ist's zu lesen.

O, Menschenkraft reicht wunderweit,
Nichts kann mit ihr sich messen;
Doch lernte sie in Ewigkeit,
Nie lernt sie, nie, vergessen.

49. Adolf Stöber. (1810— .)

An Dichter und Leser.

(Gebichte, 1850.)

Willst du dichten — sammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß du seine Rüge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr,
Wie in reinen Marmor hauest.

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

50. Karl Stelzer. (1823— .)

Gute Stunden.

(Gebichte, 1861.)

Zähle nicht die bangen Stunden,
Die des Lebens Nacht entsteigen,
Zähle nur, wenn sie entschwinden,
Wie viel Sterne dir sich zeigen.

Denn aus diesen lichten Sternen,
Die am Abendhimmel leuchten,
Kannst du sichern Trost erlernen,
Daß sie Wolken nie verschleuchten.

Zimmer, wenn die trüben wieder
Zu ihr Nichts zurückgesunken,
Blicken klar und mild sie nieder,
Diese goldenen Strahlenfunken.

So des Lebens gute Stunden,
Reich, unzählig wie die Sterne —
Wüchsten jedem sie bekunden,
Wie er schwere tragen lerne.

51. Karl Siebel. (1836—1868.)

1. Spruch.

(Gebichte, 1856.)

Sei deines Strebens dir bewußt,
Und du trägst Gott in deiner Brust.

Die Liebe weih' dein Herz ein,
So wird's ein schöner Tempel sein.

Daß Gott dich nimmermehr verläßt,
Das sei dein Glaube felsenfest.

Auch unter Angst und Schmerz und Noth
Strahl' dir der Hoffnung Morgenroth.

Und soll' ein Ziel erreicht sein,
Laß neue Wünsche bei dir ein.

Streb' zur Vollendung früh und spät,
Bis daß dein Tag zur Reize geht.

2. Begrabe deine Todten.

Begrabe deine Todten,
Tief in dein Herz hinein,
So werden sie dem Leben,
Lebend'ge Todte sein;

So werden sie im Herzen
Stets wieder auferstehn,

Als gute, lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab' dein eigen Leben
In Andern Herz hinein,
So wirkst du, und bist du ein Todter,
Ein ewig Lebender sein.

52. Hermann Marggraff. (1809—1864.)

1. An einer Währ.

(Gebichte, 1830.)

Wenn heut' jemand nach ihm fragt,
Der ihm Liebe vorgelogen
Und ihm treulos war — dem sagt,
Daß er heute ausgezogen,
Ausgezogen in ein Haus,
Wo er niemand kann empfangen,
Wo nur ein und niemals aus
Die Bewohner sind gegangen.

Wenn heut' jemand nach ihm fragt,
Der sonst niemals nach ihm fragte,
Nicht in Lieb' und Haß — dem sagt,
Daß er schlummert, der Geplagte,
Daß er sich zu langem Traum
Eben hingestreckt ins Bette,
Welches nur für Einen Raum,
Raum für keinen Zweiten hätte.

2. Lebens- und Trostsprüche.

Wenn ein Leid dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es dir den Raum beengt,
Suche selbst dir Raum zu schaffen!

Zeige dich zu jeder Zeit
Stärker als dein Herzensjammer!
Sei nicht Ambos deinem Leid,
Nein, sei deines Leidens Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Überrunden und gebannt ist,

Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!

Herz, mein Herz, o klage nicht!
Tröstend laß mich zu dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Herz, mein Herz, auch du wirst brechen!

Du, mein Auge, weine nicht!
Tröstend laß mich zu dir sprechen:
Alles, was da lebt, das bricht!
Du, mein Aug', auch du wirst brechen!

53. Hans Hopfen. (1835— .)

An Sie.

(Münchener Dichterbuch, 1862.)

Hörbar und faulen Ganges schleicht die Zeit
Dahin in meinem stillen Krankenzimmer;
Wie sehn' ich mich aus dieser Einsamkeit
Nach deiner Augen zauberischem Schimmer!

Als ich zuletzt dich sah — 's ist lange her —
Bin trotz'gen Sinnes ich hinweggegangen;
Seitdem lag ich darnieder lang' und schwer,
Sehnsucht nach dir nahm all mein Sein gefangen.

Und weil ich nun nach mancher Leidensnacht
Genesung fühle durch die Adern rinnen,

So wähnt mein Herz, du habest mein gedacht,
Aus Zufall nur, doch in gemeintem Sinnem.

Denn alles Erdenglück und jede Lust
Scheint mir von dir ein lächelnder Gedanke,
So daß ich alle Freuden meiner Brust
Nur deiner freundlichen Grinn'ung danke.

Ja tritt dereinst der Tod an mich heran,
Fürwahr, ich werd' es anders nicht ermessen,
Als daß ich nun nicht länger leben kann,
Dieweil du meiner ganz und gar vergessen.

54. Bernhard von Sepel. (1818— .)

Leise.

(Gebichte, 1866.)

Der Abendwind streut süßen Duft vom Blütenreife viel herab,
Und Silberklüße wirft der Mond vergnügterweise viel herab,
Zum Preis der Liebe strömen rings von allen Höhen Licht und Lust,
Von allen Wipfeln Melodien zu ihrem Preise viel herab;
Die Rebenlaube lockt zur Ruh, — von üpp'gen Trauben holst Du dort,
Von schönen Lippen holst Du hier der süßen Speise viel herab,
Und jener Augen Wonnegruß streut immer neuen Zauber Dir
In Deines Denkens lieblichste, geheimste Kreise viel herab, —
Was sinnst Du nun! Die Nacht ist still, kaum fühlst Du jenen Hauch, der dort
Das erste Blatt der Rose wiegt, das eben leise fiel herab.

48. Die Poesie der Kinderwelt.

(Vergl. Müldert, Hoffmann von Fallersleben, Reinick, Kopisch, Sturm.)

1. Wilhelm Geh. (1790—1854.)

1. Der Allgegenwärtige.

(Geschichte, 1816.)

Wo wohnt der liebe Gott?
 Sieh dort den blauen Himmel an,
 Wie fest er steht so lange Zeit,
 Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
 Daß ihn kein Mensch erfassen kann!
 Und sieh der Sterne goldenen Schein
 Gleich als viel tausend Fensterlein:
 Das ist des lieben Gottes Haus,
 Da wohnt er drin und schaut heraus
 Und schaut mit Vateraugen nieder
 Auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott?
 Hinaus tritt in den dunkeln Wald!
 Die Berge sieh zum Himmel gehn,
 Die Felsen, die wie Säulen stehn,
 Der Bäume ragende Gestalt!
 Horch, wie es in den Wipfeln rauscht,
 Horch, wie's im stillen Thale lauscht!
 Dir schlägt das Herz, du merkst es bald?
 Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
 Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
 Doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott?
 Hörst du der Glocken hellen Klang?
 Zur Kirche rufen sie dich hin.
 Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
 Wie lieb und traut, und doch wie bang!
 Wie singen sie mit frommer Lust!
 Wie beten sie aus tiefer Brust!
 Das macht, der Herr Gott wohnt da;
 Drum kommen sie von fern und nah,
 Hier vor sein Angesicht zu treten,
 Zu flehn, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott?
 Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
 Doch wenn es ihm so wohlgefällt,
 So wählhet in der weiten Welt
 Er sich die enagte Kammer aus.
 Wie ist das Menschenherz so klein!
 Und doch auch da zieht Gott herein.
 O halt' das deine fromm und rein,
 So wählhet er's auch zur Wohnung sein,
 Und kömmt mit seinen Himmelsfreunden
 Und wird nie wieder von dir scheiden!

2. Gottes Güte.

Frühlingszeit, schönste Zeit!
 Die uns Gott der Herr verleiht!
 Weckt die Blümlein aus der Erde,
 Gras und Kräuter für die Heerde,
 Läßt die jungen Lämmer springen,
 Läßt die lieben Vöglein singen.
 Menschen, eures Gottes denkt,
 Der euch so den Frühling schenkt!

Sommerzeit, heiße Zeit!
 Sonne brennt wohl weit und breit,
 Aber Gott schickt milden Regen,
 Schüttet alles Feld voll Segen,
 Schenkt dem Schnitter volle Ähren,
 Brod's genug, uns all' zu nähren.
 Menschen merkt es: Gott ist gut,
 Daß er so am Sommer thut!

Herbstes Zeit, reiche Zeit!
 Gott hat Segen ausgestreut,
 Daß sich alle Bäume neigen
 Von den fruchtbelad'nen Zweigen;
 Schaut nun her mit Vaterblicken,
 Wie sich alle dran erquicken.
 Menschen, nehmt die Gaben gern,
 Aber ehret auch den Herrn!

Winterzeit, kalte Zeit!
 Aber Gott schenkt warmes Kleid,
 Dichten Schnee der kalten Erde,
 Warmes Wollenfell der Heerde,
 Federn weich den Vogelscharen,
 Daß sie keine Noth erfahren,
 Menschen, Haus und Herd auch euch:
 Lobt ihn, der so gnadenreich!

3. Wandersmann und Lerche.

(Fünfzig Fabeln für Kinder, 1831 u. 1837.)

W. Lerche, wie früh schon fliegst du
 Jauchzend der Morgensonne zu?
 L. Will dem lieben Gott mit Singen
 Dank für Leben und Nahrung bringen;
 Das ist von Alters her mein Brauch;
 Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Und wie so laut in der Luft sie sang,
 Und wie er schritt mit munterm Gang,
 War es so froh, so hell den Zwei'n
 Im lieben klaren Sonnenschein.
 Und Gott, der Herr im Himmel droben,
 Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

4. Der Rabe.

Was ist das für ein Bettelmann?
 Er hat ein kohlschwarz Köcklein an
 Und läuft in dieser Winterszeit
 Vor alle Thüren weit und breit.
 Rufft mit betriübtem Ton: Rab! Rab!
 Gebt mir doch auch einen Kröckchen ab!

Da kam der liebe Frühling an,
 Gar wohl gefiel's dem Bettelmann;
 Er breitete seine Flügel aus
 Und flog dahin weit über's Haus;
 Hoch aus der Luft so frisch und munter:
 Hab' Dank! Hab' Dank! rief er herunter.

5. Knabe und Esel.

An. Esel, wie häßlich siehst du aus!
 Ohren so hoch fast wie ein Haus!
 E. Hab' doch mit meinen Ohren Geduld!
 Glaube mir's, ich bin nicht d'ran schuld.
 Es kommt ja von Gott, der weiß gar eben,
 Warum er sie mir so groß gegeben.

Der Knabe sah umher in der Welt,
 Da fand er's gar wunderbar bestellt:
 Hier groß, dort klein, hier dunkel, dort hell,
 Hier langsam zu kriechen, dort flügel schnell.
 Da sprach er mit Freuden: „Gott hat an allen
 In ihrer Art sein Wohlgefallen.“

6. Sperling und Pferd.

Pferdchen, du hast die Krippe voll;
 Gibst mir wohl auch einen kleinen Zoll,
 Ein einziges Körnlein oder zwei;
 Du wirft noch immer jatt dabei.
 „Nimm, lieber Vogel, nur immerhin,
 Genug ist für dich und mich darin!“

Und sie saßen zusammen, die zwei,
 Litt keiner Mangel und Noth dabei.
 Und als dann der Sommer kam so warm,
 Da fan auch manch böter Fliegenschwarm;
 Doch der Sperling fing hunderi auf einmal,
 Da hatte das Pferd nicht Noth noch Dual.

7. Pudel.

Wer hat hier die Milch genascht?
 Hätt' ich doch den Dieb erhascht!
 Pudel, wärst denn du es gar?
 Pudel, komm doch! ei fürwahr!
 Einen weißen Bart hast du;
 Sag' mir doch, wie geht das zu?

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen:
 Ei Pudel, was machst du mir für Sachen?
 Willst wohl gar noch ein Naschkäschen werden?
 Da hing er den Schwanz bis auf die Erden
 Und heulte und schämte sich so sehr.
 Der naschet wohl so bald nicht mehr!

2. Friedrich Güll. (1812—)

1. Vom argen Wind und vom armen Nußbaum.

(Kinderbeimat in Liedern und Bildern, 1837.)

Meine lieben Kinder,
 Draußen ist der Winter,
 Draußen weht ein arger Wind;
 Von dem will ich euch erzählen geschwind.
 Der mochte den Nußbaum nicht leiden
 Und blies ihn an von allen Seiten,
 So daß es ihn gefroren
 Und er alle Blätter verloren.
 Drauf hat er ihn so angebrummt,
 Als wie der Bär in Pelz verummmt;
 Da ist er so erschrocken darüber,
 Daß er bekommen ein böses Fieber;
 Das hat ihn jämmerlich geküttelt
 Und ihn an Armen und Beinen geschüttelt,
 Und hätte er nicht so fest gewurzelt,
 Er wäre selber umgepurzelt.
 Da fiel ein Nüzlein, dort eine Nuß,
 Bis drumten lag ein Überfluß,
 Und da stund er da so kahl und nackend,
 Als wie im Wasser ein Fröschlein quakend.
 Drauf hat der Winter zum Baum gesprochen:

„Jetzt darfst du ruhen zwanzig Wochen
 Und derweil unter der weißen Decken
 Deine milden Glieder ausstrecken
 Und mit allen andern Bäumen
 Von Ostern und von Pfingsten träumen.“
 Drauf ist der zornige Wind verstummt
 Und hat nicht mehr so wild gebrummt.
 Der Baum ist unterdeß eingeklasen
 Und hat geträumt von den Wolfenshasen,
 Von schönen Blumen und Blättern und Blüthen,
 Und war in seinem Sinn zufrieden.
 Derweil ist das Christkindlein kommen
 Und hat die Nüsse mitgenommen
 Und hängt sie geziert mit goldigem Schaum
 Den frommen Kindern an den Weihnachts-
 baum.
 Und dem Baum bringt es für die Sommer-
 zeit
 Ein weißes und ein grünes Kleid;
 Und mit Duft verstopft es die Nasen
 Dem Wind, daß er nimmer kann blasen.

2. Vom klugen Mäuslein.

Was schleicht im Tennen draußen?
 Es geht das Kätlein mausen.
 Das Mäuslein aber sitzt im Loch
 Und schläft wohl noch und schlummert noch.
 Und ist's etwa schon aufgewacht,
 So nimmt es sich gar wohl in Acht
 Und sagt: Du liebes Kätlein,
 Ich kenn' dein sanftes Täglein;
 Ja, ja, in allen Gäßlein
 Erzählt man deine Späßlein,

Und wie vor allen Nestern
 Du's machst mit meinen Schwestern.
 Drum geh' nur heut, mein Schätzlein,
 Auf's Dach zu einem Späßlein,
 Hi, wenn es dieses fangen will,
 Hält wohl das Böglein auch nicht still! —
 Das Mäuslein mit Gefücher
 Sitzt so im Häuslein sicher;
 Und ausgepottet, leider!
 Schleicht sich das Kätlein weiter.

3. Das Büblein auf dem Eise.

Gefroren hat es heuer
Noch gar kein festes Eis.
Das Büblein steht am Weiher
Und spricht zu sich ganz leis:
„Ich will es einmal wagen,
Das Eis muß doch nun tragen.
Wer weiß!“

Das Büblein stampft und hadet
Mit seinem Stieflein.
Das Eis auf einmal knacket,
Und krach! schon bricht's herein.
Das Büblein plätscht und krabbelst,
Als wie ein Krebs, und zappelt
Mit Arm und Bein.

„D helfst, ich muß versinken
In lauter Eis und Schnee!
D helfst, ich muß ertrinken
Im tiefen, tiefen See!“
Wär nicht ein Mann gekommen,
Der sich ein Herz genommen —
D weh!

Der pakt es bei dem Schopje
Und zieht es so heraus,
Vom Fuße bis zum Kopfe
Wie eine Wassermaus.
Das Büblein hat getropfet,
Der Vater hat's geflopfet
Zu Haus.

4. Das Spätzlein.

Guten Morgen, ihr fleißigen Mädlein!
Habt ihr gesprochen euer Gebetlein,
So gebt auch einem armen, armen Schlucker
Etwas von eurem Kaffee und Zucker!

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein!
Die ihr drüllt und dreht euer Mädlein!
Es sitzt vor dem Fenster ein alter und ein junger
Spatz, die haben einen großen Hunger.

Grüß' euch Gott, ihr fleißigen Mädlein!
Guten Appetit zu eurem Brätlein!
Wir wollen euch nur kürzlich ansagen:
Wir haben auch einen leeren Magen.

Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein!
Ei, wie hispelt und haspelt ihr euer Fädlein!

Wir haben wohl einen braunen Kittel,
Aber zum Schnippen und Schnappen keine
Mittel.

Guten Abend, ihr fleißigen Mädlein!
Ei, wie nädelst und sädelst ihr euer Nählein!
Nacht nur ein warmes Käcklein und ein
Stöcklein,
Und gebt mir ein übriges Bröcklein!

Gute Nacht, ihr fleißigen Mädlein!
Es düffert im Stäblein, schließt euer Lädlein,
Und schlafst und schlummert, und träumt bis
morgen,
Dann könnt ihr wieder außs Spätzlein horchen.

5. Hört nur einmal an und denkt, wie der Geier das Fischlein fängt.

Das Fischlein schwimmt im Weiher
Herum um einen Strauch,
Und oben fliegt der Geier,
Der hat ein scharfes Aug.

Das Fischlein denkt: „In Lüften,
Da ist es gar so schön,
Wo so viel Blumen düften
In Thälern und auf Höhn.“

Da unten in den Fluten,
Da ist es starr und kalt;
Ich will mich drum gemuthen
Und aufwärts fliegen halt.“

Da schwingt es sich und schwänzelt
Und plätschert recht nach Lust;
Es springt empor und tänzelt,
Wie ein Tanzmeister lust.

Das Fischlein in dem Weiher,
Es schaut nicht auf und um,

Sieht oben nicht den Geier,
Und wie er kreist herum.

Das Fischlein, froh und munter,
Wächst immer noch hinauf.
Der Geier schießt herunter
Und sperrt den Schnabel auf.

„D Unheil und o Jammer,
Daß ich dich jetzt erst seh'!
Wie thust mit deiner Klammer,
D Geier, mir so weh!“

So spricht's und ist verschwunden,
Der Geier trägt es fort;
Wär's lieber blieben unten
Im kühlen, sichern Ort!

Und merk dir's wohl, mein Bübchen,
Und du, mein Mädchen, auch:
Wenn ihr nicht bleibt im Stübchen,
So kommt der Geier auch.

6. Vom Hund.

Der Hund an seiner Kette
Liegt da die ganze Nacht;
Ihm ist kein warmes Bette
Wie euch zurecht gemacht.
Er hat nicht Schlaf und Schlummer
Und drückt kein Auge zu,
Lange, Sprachschay. II.

Indeß wohl ohneummer
Der Müller schäft in Ruh.

So ist er auf der Lauer,
Ein Wächter brav und treu;
Ihn schreckt kein Regenschauer,
Ihn macht kein Wasser scheu.

Und während ohne Sorgen
Sein Herr, der strenge, ruht,
Da macht er bis an Morgen
Und hält sein Gut in Hut.

Und bellt und rührt sich wacker,
Hört er nur einen Laut,
Und bleckt die scharfen Hacke,
Wenn einer her sich traut.

Und kommt gar durch die Mauer

Ein böser, arger Dieb,
So spricht er ohne Schauer:
„Ist dir dein Leben lieb,

So mach' nicht auf den Kiegel,
Und thu' nicht auf das Thor;
Sonst pack' ich dich beim Flügel
Und fasse dich beim Ohr.“ —

Und ruht nicht eher wieder,
Bis sauber ist der Ort;

Dann redt er seine Glieder
Und murt in einem fort.

Doch morgens in der Frühe
Stellt sich der Hunger ein.
Da soll für seine Mühe
Ihm auch ein Frühstück sein.

Drum geht die Magd in Keller
Und holt ihm Brod und Milch,
Brodt beides in den Teller
Und gibt es ihm gutwillig.

Und wie sie ihn so streichelt,
Das freut den wackern Hans;
Er schmunzelt und er schmeichelt
Und wedelt mit dem Schwanz.

Und stellt sich auf die Socken
Und macht sein Compliment,
Dann nimmt er erst die Brocken —
Das ist des Liebes End'.

7. Vom Schnecklein.

Ei wie langsam, ei wie langsam
Kommt der Schneck von seinem Fleck!
Sieben volle Tage braucht er
Von dem Eck in's andre Eck!

Ei wie langsam, ei wie langsam
Steigt der Schneck im Gras daher!
Pos, da wollt' ich anders laufen,
Wenn ich so ein Schnecklein wär!

Büblein, merk's! es muß ja schleppen
Mit sich fort sein ganzes Haus,

Mit den Fenstern, Thüren, Treppen,
Da es schlüpfet ein und aus.

Dies nimm wohl in Acht, mein Büblein,
Wenn du über's Schnecklein zankst!
Könntest selber nicht dein Stüblein
Tragen, ohne daß du wankst.

Müßtest ganz entsetzlich schnaufen,
Kämest gar nicht von dem Fleck,
Müßtest selbst so langsam laufen,
Als der Schneck von Eck zu Eck.

8. Der Schneemann.

Schneemann dort am Gartenzaune
Hat gar eine üble Laune,
Steht er dort den ganzen Tag,
Weiß nicht, was er reden mag.
Und die Sonne blinkt und blüht,
Daß er wie ein Kranker schwüht.
Weil der Himmel ist so blau,
Wird er vor Verdruß schier grau;
Weil die Wiesen werden grün,
Ärgert er sich schmal und dünn,
Schneemann ist in großer Noth,
Denn es winkt ihm schon der Tod.
Kommen dann die schwarzen Raben,
Um die Leiche zu begraben.
Und Schneeglöcklein will vor Freuden
Ihm die Sterbeglocke läuten,
Und die Lerch' vor allen Dingen
Ihm ein Schlummerliedchen singen.
Aber, wo ist er zu finden?
Vornen nicht und auch nicht hinten;
Freilich weil ihm ganz zerbrochen
An der Sonne seine Knochen,

Weil zu Wasser er zerronnen
An dem Glanz der goldnen Sonnen.
Kommt der Storch dazu geflogen
Und die Schwalbe hergezogen,
Fragen nach dem todt'n Mann:
Niemand von ihm sagen kann.
Wälzt der Storch mit seinem Bein
An den Raun hin einen Stein;
Und die Schwalbe mit dem Schnabel
Schreibt darauf die ganze Fabel:
Hier liegt einer, der im Leben
Weiter keinen Taug gegeben;
Der sich, faul und sehr verstockt,
Lebenslang daher gehockt;
Und damit er doch nicht länger
Bleiben soll ein Müßiggänger,
Und ein Griesgram und ein Hasser,
Schmolz der Frühling ihn zu Wasser;
Und damit will er begießen
All' die Blumen auf den Wiesen,
Daß sie weiß und gelb und grün
Euch zur Lust und Freude blühen.

3. Georg Scheurlin. (1802—1872.)

1. Das Glöcklein im Herzen.

(Gebichte, 1858.)

Es pocht dein Herz den ganzen Tag;
Was es nur meinen und sagen mag?

Es pocht dein Herz die ganze Nacht;
Haft du das, Kindlein, schon bedacht?

Und pocht's so lang', oft laut, oft still,
Hast du gefragt, was Herzchen will?
Ein rührig Glöcklein ist es eben,
Vom lieben Gott dir zu eigen gegeben;
Er hing's an deiner Seele Thür
Und läutet es selber für und für
Und stehet draußen und harret still,
Ob ihm dein Glaube öffnen will,
Und läutet fürder und harret fein,
Du wollest rufen: „Herein, herein!“

So pocht dein Herz wohl Tag für Tag,
Und endlich — so thut's den letzten Schlag;
Und wie es den letzten Schlag gethan,
Da pocht es selber am Himmel an
Und stehet draußen und harret fein,
Er wolle rufen: „Herein, herein!“
Und sprechen: „Komm nur, mein lieber Gast,
Ich fand bei dir auch fromme Raft;
Wie du gethan, so gesch' dir heut:
Geh' ein in des Himmels ew'ge Freud!“

2. Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläfer auf Flur und Haid!
Es ist nicht länger Schlafenszeit.
Ihr Sänger, hervor aus Feld und Wald!
Die Blüten erwachen, sie kommen bald;
Und wer noch schlummert im Winter-
haus —
Zum Weben und Leben heraus, heraus! —
So läutet Schneeglöckchen durch's weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;

Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesammt aufgewacht;
Und läutet noch immer und schweiget nicht
still,
Bis auch dein Herz erwachen will.
So öffne nun doch den engen Schrein,
Zieh hinaus in die junge Welt hinein!
In das große, weite Gotteshaus
Erschwing' dich, o Seele, und zieh hinaus,
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut!

4. Agnes Franz. (1794—1843.)

Der Schmetterling.

(Gedichte, 1826.)

„Lieber Knabe, ach tödte mich nicht!
Kaum begrüßt' ich das Sonnenlicht,
Habe geschmachtet lange Wochen,
Gh' ich die enge Puppe zerbrochen;
Bin so vergnügt,
Hätte mich gern auf den Blumen gewiegt!
Sieh, wie so herrlich mich Gott geschmückt!
Flügel hab' ich mit Gold gestickt,
Einen Mantel mit Sammet belegt,
Wie ihn der Kaiser nicht schöner trägt; —
Ach, und die ganze prächtige Zier

Wolltest du grausam zerstören mir?
Wolltest mit deinem spitzigen Eisen
Mir das fröhliche Herz zerreißen?
Lieber Knabe, ach laß mich leben!
Gott hat uns beiden den Frühling gegeben!
Mir und dir, auch ein Herz dabei,
Das gerne glücklich schlägt und frei!“
Da ließ der Knabe die Nadel sinken.
„Geh,“ rief er, „wohin dir die Blumen winken!
Wir wollen uns beide des Frühlings erfreuen
Und springen und jauchzen und lustig sein!“

5. Graf Franz Pucci. (1807— .)

1. Das Christkind.

(Dichtungen, 1843.)

Es weht der Wind und ist so kalt,
Es knarrt der Schnee im dürrn Wald,
Die Sterne glänzen hell darein,
Da naht sich ein Kindelein,
Ein Knabe, lieb und wunderhold;
Mit seinem Himmelschein von Gold
Erhell't er mild die Dunkelheit
Und streuet Segen weit und breit.
Er bricht so manches Bäumelein
Im dunkelgrünen Tannenhain
Und bringt's den Kindern, die beglückt
Das Bäumchen schauen viel geschmückt.

Ihr kennt das Knäblein allzugut,
Das opferte sein eigen Blut,
Und gab sein Leben hin für euch,
Ein Leistern für das Himmelreich.
So betet denn zum Kinde fromm:
„Du lieber Jesu, komm, o komm,
Und zieh in unsre Herzen ein,
Zu schenken uns den Frieden dein, —
Den Frieden, den die Engel dort
Verfündigten am stillen Ort,
Den Frieden, den du uns gebracht
In jener heil'gen, ernsten Nacht!“

2. Der Winter.

Nun zieht mit seiner ganzen Macht
Herr Winter wieder ein.
Vergangen ist der Fluren Pracht,
Erbleicht der Sonne Schein.

Beh uns! Schon naht der kalte Mann
Mit seinem weißen Bart! —
Der Arm' und Beine röhren kann,
Kommt, hemmet seine Fahrt! —

Schließt Thür und Thor und Fenster zu,
Und laßt ihn nicht herein,
Daß er uns nichts zu Leide thu!
Es friert ja Groß und Klein.

Gewaffnet ist der Kinder Schar,
Die ihm entgegen tritt.
Was hilft's? Er kommt wie alle Jahr,
Bringt Schnee und Eis uns mit;

Bringt eine lange lange Nacht
Und einen kurzen Tag,
Des Schneegestöbers Flockenjagd
Und noch so manche Plag'.

Doch deut er viele Freuden auch,
Bringt neuer Märchen Traum,
Und hat — es ist sein alter Brauch —
Bei sich den Weihnachtsbaum.

Eisblumen malt an's Fenster er
In weißem Blüthenkranz,
Die freuten uns noch immer sehr
Mit ihrem Zauberglanz.

Schneemänner gar und Blindemaus
Und Schattenspiel bei Licht:
Das bringt der Winter auch in's Haus;
Drum schmäht den Alten nicht!

Herein, herein denn, Wintermann!
Komm, setz' dich zum Kamin!
Wärm' deine kalten Hände dran,
Und auf ein Märchen sinn! —

Erzähl' es dann, wir hören zu,
Wir haben sorgsam Acht.
Und ist es aus, wir gehn zur Ruh
Und wünschen gute Nacht.

3. Die heiligen drei Könige.

Es ziehn aus weiter Ferne drei Könige einher!
Sie kamen von drei Bergen und fuhren über's Meer.
Unzählig sind die Scharen, geschmückt ist das Geleit.
Die Speere glänzen helle im Sonnenlichte weit.

Noch heller aber leuchtet ein Stern am Himmel dort.
Der schwebt, ein lichter Führer, vor ihnen fort und fort.
Die Könige, sie wandern, sie reiten ohne Raß;
Sie fühlen nicht der Reise, nicht der Ermüdung Laß.

Sie bringen viel Geschenke an Myrrhen, Weihrauch, Gold.
Wem wollen sie die bieten? Wem sind sie denn so hold?
Der Stern, er stehet stille und senket nieder sich
Auf eine arme Hütte, die einem Stalle gleich.

Ein Kind liegt in der Krippe, so wunderlieb und klein,
Das schönste Kind auf Erden im goldnen Himmelschein.
Da halten nun die Könige mit ihrer ganzen Macht,
Mit ihren Dienern allen, mit ihrer Gaben Pracht.

Sie rufen: „Heil dem Kinde, das hier in Windeln liegt!
Der Stern hat uns bedeutet, daß es die Welt besiegt.“ —
Und da sie angebetet und Opfer dargebracht,
Zieh'n wieder sie von dannen noch in derselben Nacht.
Woher sie sind gekommen, wohin sie wieder gehn —
Kein Mensch hat es erfahren, kein Mensch hat es gesehen.

4. Waldschule.

Mitten im Walde auf kleinem Fleck
Leben viel Blumen im kühlen Versteck,
Lachen froh, wenn die Sonne scheint,
Weinen mit, wenn der Himmel weint,
Spielen zusamment und haben sich gern,
Beteten gar innig und loben den Herrn.
Seht die Gentianen, die dunkelblauen,
Denen man Alles möcht' anvertrauen!
Gänseblümlein, die Hirtenmaad,
Die Jedem freundlich „Gut Morgen“ sagt;
Augentrost, jenes gute Kind,
Das nur auf Liebe und Hilfe sinn't;
Sein Spielfamerade, die Crifa,
Ist auch mit ihrem Kleidchen da
Von rothem Zeug und nettem Schnitt —
Hilft tüchtig beim Lachen und Weinen mit.
Auch Erdbeerblüte, im Hemdchen fein,

Sieht gar verständig und schalkhaft drein;
Hält viel auf sich und hat hohe Verwandte:
Ananas heißt ihre vornehme Tante.
Die blauen Glocken, die lieben, die schönen,
Wie müssen die herrlich im Mondschein tönen,
Und Frauenschühlein, so denk' ich mir,
Führet die Wirtschaft im Hause hier;
Schlüsselblum' ist Beschließerin
Und Mariengläschen die Kellnerin.
Da kommen die Mücken, Käfer und Bienen,
Lassen sich gern von den Blumen bedienen,
Schwärmen davon und vergessen den Dank
Für den erfrischenden Morgentrank.
Und der Kuckuck auf seinem Ast
Schreit sein: Kuck, Kuck, Kuck ohne Raß,
Möchte schon lang bestallet sein
Als ein sehr hoch gelahrt Schulmeisterlein;

Denkt: Mit den Vögeln ist es nicht viel,
Lernen fast Alles nur so im Spiel
Bei ihren Eltern im kleinen Nest,
Weiben nicht sitzen in der Schule fest;
Hat jeder sein eigen Alphabet,
Daß Einem Hören und Sehen vergeht.
Aber den Blumen, die immer schweigen,
Könnte man Vieles lehren und zeigen,
Schienen mir immer gar aufmerksam,
Wenn ich sonst auf die Wiese kam;

Lernen vielleicht noch herrlich singen:
Muß ihnen mein A B C beibringen.
Und so schreit er den langen Tag,
Daß es die Blumen verdrießen mag,
Treibt es fort mit Beharrlichkeit
Die schöne prächtige Frühlingszeit.
Nun Kinderchen, geht in den Wald hinaus
Und fraget selber die Blumen aus,
Ob sie vom Ruckuck erlernt haben
Einen von seinen Ruckuckbuchstaben.

6. Hermann Klette. (1813—)

1. Gotteshut.

(Gedichte, 1836. Lieder aus dem Kinderleben, 1842.)

Wenn der Schnee an's Fenster schlägt,
Und der Wind auf den Dächern segt,
Und die langen kalten Eispitzen
Vor den Thür'n und Fenstern sitzen,
Betet alle Blumen und Bäume:
Schlüge Gott unsre jungen Keime!

Betet alle armen Leut':
Schlüg' uns Gott in der harten Zeit!
Schlüg' uns unsre Kindelein!
Frieren so sehr und sind noch so klein! —
Und einschlafen sie ohne Sorgen,
Er beschützt sie heut' wie morgen.

2. Blumenball.

Die Blumen im Wiesengrund sprachen:
Wir wollen tanzen einmal!
Die Freude woll'n wir uns machen
In unserm Wiesensaal.
Das Bächlein sagt: Ja Schritt für Schritt!

Jed Vöglein sang, und das nicht schlecht!
Jed Blümlein sprang im Takt schon recht!
Das Bächlein hüpfte so munter,
Der Mond sah auch herunter!

Da tanz' und hüpf' ich auch noch mit!
Ich will die Blümlein haschen,
Die sich die Füßchen waschen.

Da tanzten sie schön und manierlich
Die Blumen die ganze Nacht.
Sie fahsten, schwangen sich zierlich
Im Mondschein recht in Pracht!
Die Blümlein alle groß und klein,
Hinauf, herab, entlang am Rain,
Sie konnten's mild nicht werden,
Bis jedes sank zur Erden.

Die Vögel riefen: Wir singen,
Wie tanzen ihr eben wollt,
Daß hoch im Takte ihr springen
Die ganze Nacht durch sollt.
Der Mond drauf sprach: Das möcht' ich sehn!
Am Himmel oben will ich stehn,
Will meine Lichter anzünden,
Daß ihr euch zurecht konnt finden.

Am andern Morgen da hingen
Sie ganz verchlafen und schwer;
Sie sagten: Vor allen Dingen —
Wir tanzen nun nicht mehr!
Die eine klagt: Ich bin so müd'!
Die andre: und ich rühr' kein Glied!
Wir hätten es sollen lassen!
Ein jedes Ding mit Maßen!

Da liefen sie ganz behende
Die Blumen alle herbei,
Einander reichend die Hände,
Stellten sich in die Reih'.

3. Abendgebet.

Berrauscht ist das Getümmel,
Die stille Nacht bricht an,
Der Mond am hohen Himmel
Geht schweigend seine Bahn.

Du blickst durch's Sterngefunkel
Hier in mein Kämmerlein;
So tief ist dir kein Dunkel,
Du leuchtest doch hinein.

Ich falte froh die Hände,
Ich weiß, du wachst bei mir;
Mein Gott und Vater wende
Dem Antlitze nie von mir!

In Aller Herzen blickst du
Und sendest Frost und Ruh,
Weinende Augen drückst du
Mit leiser Hand barmherzig zu.

4. Wintertag.

Es tracht der Schnee, der Wagen knarrt,
Mit langen Zapfen steht und starrt
Der Tannenwald so silberweiß,
Die Zweige dicht behängt mit Eis.
Es flimmert und flirrt, es blinkt und blizt;
Die langen Zapfen wohlgespißt,

Die feinen Nadeln ohne Zahl,
Sie funkeln froh im Sonnenstrahl.
Der schwarze Rabe tappt im Schnee,
Die Kälte thut ihm gar nicht weh.
Der arme Sperling seufzt und denkt:
D wär' ein Körnlein mir geschenkt!

Ein einzig Körnlein such' ich nur
Vergebens auf der Winterflur.
An's Fenster pükt sein Schnäblein fein,
D macht ihm auf und laßt ihn ein!

Wie blinkt die Abendsonne schön!
In weißem Dampf die Hügel stehn,

Schon dunkel wird der lichte Wald,
Der Mond am Himmel glänzet bald.

Der schöne Tag vorüberging,
Der Mond sein helles Licht empfing
Mit Sternlein füllt der Himmel sich:
Herr Gott, Herr Gott, wir loben dich!

7. G. Christian Dieffenbach. (1822— .)

1. Das Keimchen.

(Kinderlied, 1854.)

Das Keimchen schlummert fest und gut,
Wie in der Wieg' das Kindlein ruht.
Daß nur kein Lüftchen an es weh',
Ist eine Flaumendeck von Schnee
Warm über's Keimchen hingedeckt,
Drin es bis an die Ohren steckt.
So liegt es lang im warmen Nest
Und schlummert süß und schlummert fest
Und sieht nicht, wie so leer die Au,
Spürt nicht, wie's drauß so kalt und rauh.

Der Wind springt hin und her da draußen,
Wöcht' wohl das Keimchen gern zerzausen;
Da schaut er her und schauet hin
Und denket oft in seinem Sinn:
„Wo doch das kleine Keimchen steckt?“ —

Das liegt dieweil warm zugedeckt
Von weißen Flaumen zart und rein
Und träumt von mildem Sonnenschein,
Drum findet's nicht der schlimme Wind,
Schaut er sich auch die Augen blind; —
Gar ärgerlich er da sich dreht,
Brummt mürrisch in den Bart und geht.
Das Keimchen schlummert lange noch;
Zum Wecken ist es endlich doch
Jetzt Zeit, so denkt in ihrem Sinn

Die liebe Sonn', tritt leise hin
An's Bettchen, wo das Keimchen ruht, —
Sie ist dem Keimchen gar zu gut —
Und lachte, daß sie's nicht erschrecke,
Zieht sie jetzt weg die Flaumendecke
Und schaut es an mit hellen Blicken
Und lächelt — möcht' an's Herz es drücken!

Dann klist sie's — da wird allgemach
Das kleine, liebe Keimchen wach,
Reißt sich die Augen hurtig aus
Und schaut aus seinem Bett heraus
Und gähnt und dehnt und strecket sich, —
Das scheint ihm Alles wunderbarlich.
Die Brüber rings sind auch erwacht,
Darob die Sonne freundlich lacht, —
Das Keimchen sieht's in stiller Ruh
Und lächelt auch der Sonne zu.

Die Sonne mit dem goldnen Haar
Sorgt für das Keimchen immerdar;
Hat's Durst, so gibt die gute Frau
Ihm gleich zu trinken frischen Thau; —
So wächst's und wird ein großer Mann,
Zieht schöne, goldne Kleider an
Und winkt dem Bauer fröhlich zu
Und ruft: „Hol' mich! Bring' mich zur Ruh!“

2. Frau Schwalbe.

Frau Schwalbe ist 'ne Schwägerin,
Sie schwätzt den ganzen Tag,
Sie plaudert mit der Nachbarin,
So viel sie plaudern mag;
Das zwitschert, — das zwatschert
Den lieben langen Tag!

Sie schwätzt von ihren Eiern viel,
Von ihren Kindern klein,
Und wenn sie niemand hören will,

Schwätzt sie für sich allein.
Das zwitschert, — das zwatschert
Und kann nicht stille sein!

Hält sie im Herbst Gesellschaft gar
Auf jenem Dache dort, —
So schwätzen die Frau Schwalben all
Erst recht in einem fort:
Das zwitschert, — das zwatschert,
Und man versteht kein Wort.

8. Karl Gnslin. (1819— .)

1. Storch und Spatz.

(Lieder eines Kindes, 1850.)

Es hat der Storch sein Nest gebaut:
Und als er froh umher nun schaut,
Hoch über allen Häusern,
Da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
Und bittet um ein wenig Platz
Zum Nests in den Reisern.

Da spricht der Storch: „Mein Nest ist groß;
Du bist ein kleines Vöglein blos;
Ich thu' dir nichts zu Leide;
Du bist in gutem Schutz bei mir;
Kein Miethgeld nehme ich von dir;
's ist Platz hier für uns beide!“ —

Das Spählein dankt und baut sich an.
Der Storch hat ihm kein Leid gethan
Und hat ihn nicht verstoßen.

So wohnten beide lange Zeit
In Frieden und in Einigkeit,
Der Kleine bei dem Großen.

2. Sonne und Regen.

Die Sonne sprach: Ich will scheinen
So fort und immerfort! —
Der Regen sprach: Ich will fallen
Ohne Ende an jedem Ort!
Die Sonne: Du machst ja Alles
Auf der Erde gar zu naß! —
Der Regen: Du machst zu trocken,
Wenn du scheinst ohne Unterlaß! —

Die Sonne: Ich mache fruchtbar, —
Und Alles freut sich mein! —
Der Regen: Ich thue desgleichen;
Dich mag man nicht allein! —
So haben sie lange gestritten;
Doch wurden sie einig zuletzt:
Sie wollten mit einander wechseln —
Und so ist es denn auch jetzt.

9. Karl Fröhlich. (1821— .)

1. Morgen.

(Fabeln und Erzählungen, 1858.)

Die hellen Sternlein löschen aus,
Noth färbt sich das Gewölk;
Laut kräht der Hahn, froh streicht hinaus
Die Schwalbe vom Gebälk.

Dann bläst der Hirt mit lust'gem Klang,
Gleich kommen Kuh und Geis;
Der Müller bringt die Mühl in Gang,
Und überall ist Fleiß.

Der Wächter steht mit Spieß und Horn
Und blickt das Dorf entlang,
Da steigt empor aus jungem Korn
Die Lerche mit Gesang.

Sei du auch fleißig, liebes Kind,
Wasch' klar dein Angesicht,
Und dann zur Schule geh' geschwind',
Vergiß dein Sprüchlein nicht:

Am Kirchhof rauscht der Lindenbaum,
Das Vöglein trinkt am Bach,
Die Blumen all' an seinem Saum,
Die werden duftend wach.

„Du lieber Gott im Himmelsthron,
Du gabst, daß diese Nacht
Die Schmerzen meinem Bette flohn;
Ich schlief so süß und lach.“

Das Leben regt sich nah' und fern,
Die Esse schiltet der Schmied;
Der Wächter ruft: „Lobt Gott den Herrn!“
Geht heim mit schwerem Tritt.

D habe Dank und steh' mir bei,
Damit ich alle Zeit
Dich bitten darf so kindlich treu,
So dankersüß wie heut'!“

2. Vom Jäger Peter Puhst.

Peter Puhst ging in den Wald,
Er wollte Hasen schießen;
Da kam das Böcklein alsobald
Und wollt' den Jäger speßen.

Da knallte neben ihm ein Schuß,
Und Peter fiel zur Erde.

Als das die klugen Häslein sahn,
Wie Peter Puhst in Nöthen,
Da kamen sie so dicht heran,
Raum konnte Peter treten.

Er lag zwei Stunden um und um,
Eh' er vom Schreck erwachte;
Das Böcklein rief: „Was bist du dumm!“
Und manches Häschen lachte.

Hoch sprang ein dicker Häserich
Mit schönen langen Ohren;
Herr Peter schrie: „Wer rettet mich,
Bevor ich ganz verloren!“

Da hob er zornig sein Gewehr
Und hielt es an den Backen.
O weh, es knallte gar nicht sehr,
Thät nur ein wenig knacken.

Er hob verzweifelt Hand und Fuß
Mit ängstlicher Geberde;

Ach, hätte das vorher gerufenst
Der wilde Jäger Peter Puhst!

10. Rudolf Löwenstein. (1819— .)

1. Die Geschichte vom dummen Häschen.

(Kindergarten, 1845.)

Häschen will ein Tischler werden,
Ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden,
Doch ihm scheint's nicht nobel;

Häschen will ein Bergmann werden,
Müß sich doch nicht bücken;
Häschen will ein Müller werden,
Doch die Säcke drücken;

Hänschen will ein Weber werden,
 Doch das Garn zerreißt er.
 Zimmer, wenn er kaum begonnen,
 Jagt ihn fort der Meister.
 Hänschen, Hänschen, denke dran,
 Was aus dir noch werden kann!
 Hänschen will ein Schlosser werden,
 Sind zu heiß die Kohlen;
 Hänschen will ein Schuster werden,
 Sind zu hart die Sohlen;
 Hänschen will ein Schneider werden,
 Doch die Nadeln stechen;
 Hänschen will ein Glaser werden,
 Doch die Scheiben brechen;
 Hänschen will Buchbinder werden,
 Nicht zu sehr der Kleister.
 Zimmer, wenn er kaum begonnen,

Jagt ihn fort der Meister.
 Hänschen, Hänschen, denke dran,
 Was aus dir noch werden kann!
 Hänschen hat noch viel begonnen,
 Brachte nichts zu Ende;
 Darüber ist die Zeit veronnen,
 Schwach sind seine Hände,
 Hänschen ist nun Hans geworden,
 Und er fñht voll Sorgen,
 Hungert, bettelt, weint und klagt
 Abends und am Morgen:
 „Ach, warum nicht war ich Dummer
 In der Jugend fleißig?
 Was ich immer nun beginne, —
 Dummer Hans nur heiß ich.
 Ach, nun glaub' ich selbst daran,
 Daß aus mir nichts werden kann!“

2. Käferhochzeit.

a. Wie sich Braut und Bräutigam zur Hochzeit rüsten.

Ich will das Eisenhütlein fragen,
 Ob es uns leihen will seinen Wagen.
 Der Wagen hält schon vor der Thür —
 Du schöne Braut komm rasch herfür!

Wir müssen auch noch Reiter haben,
 Die vor uns her zur Kirche traben.
 Es wartet schon der Ritterporn. —
 Du schöne Braut, der reitet vorn!

Doch Eins macht mir noch viele Sorgen:
 Was soll ich mir für ein Kränzchen borgen?
 Die schönsten Blumen sind bereit —
 Nun leg' nur an dein Hochzeitkleid!

Und schmücke dir, o Braut, die Locken;
 Es läuten schon die Abendglocken;
 Die Füllglein zeig' im hellsten Glanz,
 Denn heute geht's zum Hochzeitanz!

Doch sag', wo werden wir einst wohnen?
 Tief in den bunten Blumentronen! —
 Noch Eins — wo werden wir getraut? —
 Bei der heil'gen Kiste, liebe Braut!

b. Was die Gäste zur Hochzeit mitbringen.

Jeder soll willkommen sein!
 Kommt herein! kommt herein! —
 Bienlein! sprich, was bringst du heim?
 „Honigseim! Honigseim!“ —
 Fliege! was schaffst du zur Kost?
 „Milch und Most! Milch und Most!“ —
 Wespe! was trägst du uns ein?
 „Näschereim! Näschereim!“ —
 Schmetterling! bringst du nach Brauch?

„Blumenhauch! Blumenhauch!“ —
 Spinnchen! was hast du bereit?
 „Hochzeitkleid! Hochzeitkleid!“
 Und, Goldkäfer! dein Geschenk?
 „Gold in Meng'! Gold in Meng'!“ —
 Was trägst du Blüthwürmchen! ein?
 „Kerzenschein! Kerzenschein!“ —
 Bremsel! was bringst du für Glück?
 „Tanzmusik! Tanzmusik!“ —
 Mücke! du tamst leer zum Fest?
 „Tanzen ist das Allerbest!“
 Leichte Füße, leichter Sinn!
 Nehmt mich zum Tanzmeister hin!
 „Suche! Suche!“ —

c. Der Tanz.

Die Bremse strich den Conterbaß,
 Die Grille strich die Fiedel,
 Die Käfer all in Laub, in Gras
 Begannen nun ihr Liedel:
 „In den Gezweigen singen und geigen,
 Summen und brummen wir!“
 Schnell wie der Blüthenhauch
 Dringt es durch Baum und Strauch,
 Klingt durch die Auen es weit und breit:
 „Kurz ist das Leben und flüchtig die Zeit!“
 Die Mücke führt an den Tanz,
 Ihr folgt der Bräutigam schnelle,
 Mit ihm die Braut im Hochzeitranz,
 Und nach ihr die Libelle.
 „Über die schnellen, rauschenden Wellen
 Hüpfen und schlüpfen wir,
 Fröhlich im Mondenstrahl
 Hoch über Berg und Thal
 Fliehn wir und ziehn wir im leichten Kleid:
 Kurz ist das Leben und flüchtig die Zeit!“

11. Luise Hensel. (1798— .)

Die Kruppe.

(Diepenbrock's geistlicher Blumenstrauß, 1829.)

Was ist das doch ein holdes Kind,
 Das man hier in der Kirche find't?

Ach, solch' ein süßes Kindelein,
 Das muß gewiß vom Himmel sein.

Die Frau, die bei der Krippe kniet
Und selig auf das Kindlein sieht,
Das ist Maria fromm und rein;
Ihr mag recht froh im Herzen sein.

Der Mann, der zu der Seite steht,
Und still hinauf zum Himmel steht,
Das muß der fromme Joseph sein.
Der thut sich auch des Kindleins freun.

Und was dort in der Ecke liegt,
Und nach dem Kindlein schaut vergnügt,
Ein Ochsein und ein Eslein,
Das mögen gute Thierlein sein!

Und die dort kommen fromm und gut
Mit langem Stab und rundem Hut,
Das ist der Hirten fromme Schar,
Die bringen ihre Gaben dar.

Und was den Stall so helle macht,
Und was so lieblich singt und lacht,
Das sind die lichten Engellein,
Die schau'n zu Thür und Fenster ein.

Und die dort kommen ganz von fern
Und gläubig schauen nach dem Stern,
Das sind der weisen Kön'ge drei
Mit Weihrauch, Gold und Spezerei.

Und ob dem Hüttelein flammt der Stern,
Der leuchtet nah und leuchtet fern;
Er leuchtet auch durch uns're Zeit
Und leuchtet bis in Ewigkeit.

Sei hochgelobt, du dunkle Zell!
Durch die die ganze Welt wird hell.
Klein Kindlein in Mariens Schooß,
Wie bist du so unendlich groß!

12. Dilia Helena. (1816— .)

Der Hirtenknabe.

Es kehrt der Hirtenknabe
Zum Dorf mit frohem Blick,
Ihm blieb die einz'ge Habe,
Die Mutter dort zurück.

Er zieht von Bergeshalde
Hinab mit Liebesgruß,
Zum lustig kühlen Walde
In's Hüttelein an dem Fluß.

Welch jubelvoll Verlangen
Erfüllt die junge Brust!

Wie malt die sanften Wangen
Des Wiedersehens Lust!

Da drüben tönen Lieder
In düstrem Trauerklang —
Was halt das Echo wieder?
Ach! einen Sterbefang.

Dort tragen sie zu Grabe
Die gute Mutter dein, —
Du armer Hirtenknabe,
Du zogst so fröhlich ein!

13. Emil Edel. (c. 1860.)

1. Kindlicher Sinn.

(Kleine Welt, 1852.)

Die Mutter weint. — Auf ihrem Knie
Plaudert ein Knabe und tröstet sie:
„Das Schwesterchen ist nun begraben,
Du sollst es aber wieder haben.
Der Großmama, die's zu sich rief,
Der schreib' ich heute einen Brief.
Der Kranke drüben, stirbt er morgen,

Kann mir den Brief hinaufbesorgen.
Und wenn sie es herunterläßt,
Dann bind' ich ihm die Flügel fest,
Dann soll es wieder bei Dir bleiben;
Gewiß, Mama, gleich will ich schreiben.“
Die Mutter lächelt. Auf ihrem Knie
Plaudert ein Knabe und tröstet sie.

2. Leichenbegängniß.

Mit wunderlicher Vitane
Zieht feierlich ein Zug vorbei
Von Mädchen und von Knaben:
Sie fanden auf dem Zummelplatz
Im Garten einen todt'n Spatz;
Nun spielen die Kinder Begraben.

Ein Mägdelein macht die Leichenfrau
Und trägt ein trüb Gesicht zur Schau,
Als dächt' es an das Sterben;
Ein Bübchen stellt den Pfarrer vor,
Dem Würd'gen folgt der Trauerchor
Mit der Wiene froher Erben.

Sie scharren ihren Sperling ein
Und setzen ihm den größten Stein,
Den Ort und Glück geboten.
Dann klagen sie erst in der That,
Daß jedes Spiel sein Ende hat,
Das Spiel auch mit den Todten.

Wer mag, du räthselhafter Tod,
Der allen unsern Freuden droht,
Dich recht verstanden haben!
Erschrocken blickt der Greis dich an,
Der Jüngling trotzig, ernst der Mann —
Und die Kinder spielen Begraben.

14. Rudolf Reichenau. (1817— .)

Aus unsern vier Wänden.

a. Morgentoilette.

„Halte aber auch hübsch still,“ sagt der Schwamm.

„Dummes Zeug, du mußt still halten,“ sagt das Wasser, nachdem es sich vergeblich tofelt einschmeichelnd als das „schöne, weiche, lauwarme“ Wasser angepriesen.

„Wenn wir nicht ordentlich reiben,“ sagt das Seifläppchen, „kriegen wir keinen Grund.“

„Das eine Ohrchen ist schon gut,“ sagt schlau das Handtuch, „nun bloß noch das andere.“

Kamm und Bürste streichen die verwirrten Löckchen glatt, theilen den Scheitel und sagen: „Gleich sind wir fertig.“

„Erst das rechte Ärmelchen, dann das linke Ärmelchen,“ sagt das reine Hemdchen.

„Über Nacht sind wir auch nicht magerer geworden,“ sagen die Strümpfchen zu den wurstrunden kleinen Wackelwadern.

Die Schuhchen sagen: „Schmuck Pferdchen, blanke Hufchen.“

„Kopfüber, ohne die Frisur zu verderben, das ist die Kunst,“ sagt das Unterröckchen.

„Jetzt komme ich,“ sagt das Kleidchen, wie der vornehmste in der Gesellschaft, auf den alle anderen gewartet haben. Es weiß recht gut, daß es das rothe Kleidchen mit den Glasknöpfchen ist, zu dem das Kind das Zeug sich selbst ausgesucht nach der Probe, es weiß, daß es des Kindes Lieblingskleidchen ist.

„Nun noch das Mäschchen bohnern,“ sagt das Taschentuch, seine unangenehme Commission in eine launige Form kleidend.

„Fiz und fertig,“ sagt der ganze Chor.

„Ach da sitzt noch ein Thürchen, ein dummes kleines Thürchen, das sich nicht abtrocknen lassen wollte, auf der Bude. Das kisse ich schnell weg,“ sagt die Mutter, „und dann gehen wir Papa Guten Morgen sagen, einen freundlichen, reingewaschenen, „angezogenen Guten Morgen.“

b. Abendseggen.

Ohne der Mutter Hand zu halten, ohne der Mutter in das Auge zu blicken, magt sich das Kindergebet nicht heraus aus dem Seelchen, als fürchte es, allein in dem unendlichen Weltraum, des Weges zu fehlen.

Selbst der Vater und die geliebteste Wärterin haben nur eine gewisse Vicariatsberechtigung, nicht die vollen verordneten Weihen eines Gebetbeistandes.

Die Mutter macht die Runde von Bett zu Bett, einem jeden der Kleinen das fromme Sprüchlein abzuhören.

„Weißt du, Mutterchen,“ sagt das eine, als es an die Reihe kommt, „was ich gerne einmal möchte?“

„Nun?“

„Ich möchte gerne einmal so schlafen: mit dem Kopfe nach dort (wo jetzt die Füße liegen) und mit den Füßen hierher“ (wo jetzt der Kopf liegt).

Diesen bedeutungsvollen Wunsch im Herzen, naht sich der gottesfürchtige kleine Beter dem Altare der Abendandacht.

Mit freundlichem Ernste hört ihn die Mutter an.

„So so! Nun sage aber dein Gebetchen.“

Die Hände falten sich, das Gesicht glänzt mild von dem rührenden Ausdruck andächtiger Kindesunschuld.

Ein Engel schwebt über der Stätte, wo eben noch lustige Kobolde sich tummelten. Sollten diese aber ganz und gar verschwunden sein? Stecht nicht vielleicht der eine oder der andere der ausgelassenen Gäste unter der Bettdecke und wartet nur das Amen ab, um wieder hervorzuquaden mit triumphirendem Ausruf: „Aisch Bertha, du warst die letzte im Bett — du bist Schornsteinfeger. Ich war der erste und bin König!“

c. Großmutter stübchen.

Die Großmutter ist schon sehr alt und schwach, sie kann den Kindern nicht mehr viel sein. Aber weiß Gott, wie es zugeht, ihr Liebestübchen ist der gemüthlichste Raum des ganzen Hauses.

In der Fröhe, wenn die Sonne kommt, ihren goldenen Strahlenfinger auf die Kommode am Fensterpfeiler legt und nach dem Kaffeetische zeigt, sieht es doch gerade so aus, als wollte sie sagen: „Da möchte ich auch lieber sitzen, als draußen der Welt zu ihren alten Thorheiten

leuchten“ — und Abends weilt die Dämmerung nirgend länger, als hier; es hat dann das offizielle Plauderstündchen geschlagen, für das jeder in der Familie, wäre er auch noch so beschäftigt, gerne ein paar Augenblicke erlirbt, und zu dem die von ihrem Spaziergange zurückkehrenden Freunde ein sprechen, die frische freie Feldluft noch in den Kleidern mitführend, die das Großmutterstübchen wie ein Hauch aus der guten alten Zeit durchweht, da die Großeltern eben so rüstig mitgingen; aber das ist lange her, der Großvater schläft schon viele Jahre draußen im Schlummergarten vor dem Thore.

Zu Mittag ist's gleichfalls nicht ungenüßlich im Giebelstübchen der Großmutter. „Bei der Großmutter schmeckt doch immer alles besser,“ sagen die Kinder, obwohl in der elterlichen Küche mit verzehlicher Eiferucht behauptet wird, die „alte Lieschen“ — die Köchin der Großmutter — kochte auch nicht anders, als mit Wasser. Die Kinder bleiben aber dabei, oben bei der Großmutter schmecke es am besten, am allerbesten, versteht sich, das Übrige geliebene, das hinter den mit grünen Seidenfächchen verhängten Glashühnen des Schenkfisches aufgehoben wird. Daher die zauberhafte Anziehungskraft der grünen Thürchen auf jeden eintretenden kleinen Gast. Das Institut der grünen Thürchen erstreckt sich einer Popularität, die selbst dem ältesten Stück aus der einmaligen ersten Einrichtung des Großvaters, dem urgeschichtlichen Kissensopha, den Rang abläuft, dem Sopha, auf dem sämmtliche Onkels und Tanten als Kinder gehen gelernt und die Züngelstehere genossen, zwischen Vater und Mutter zu sitzen, wo sie dann Abends nach dem Thee, genau so wie die Jüngsten gegenwärtiger Zeitrechnung, in eine der weichen Ecken gelagert, schon vor dem Zubettbringen einschliefen.

Reichthümer gibt es nicht im Großmutterstübchen, es trifft sich nur zufällig so, daß dort meistens zu haben ist, was eben am dringendsten gebraucht wird und sonst nirgend zu finden war: ein Faden bunter Seide oder Zeichengarns, ein passender Knopf aus dem Knopfstücken, das richtige „Spiel“ Nadeln zu einer kunstreichen Strickarbeit, vor allen Dingen Pflasterchen zum Verbinden bleistricter Entlefsinger; und die alleinige Bedingung, die sich mitunter an die freigebigste Gewährung des Begehrten knüpft, ist die: „Bringt mir nur zurück, was ihr nicht mehr davon braucht, damit auch ein andermal wieder etwas da ist.“

Und nicht nur mit materiellen Anliegen kommen die Kinder, sie wissen recht wohl, daß alles, was ihre jungen Seelen bewegt, hier ein stets geneigtes Ohr findet. Im Großmutterstübchen ist guter Rath nicht theuer, im Großmutterstübchen gewinnt man die wirksamste Fürsprache, wenn der Muth fehlt, die Bitte unermittelt an die Eltern gelangen zu lassen, im Großmutterstübchen wohnt ein so liebevolles Verständniß für die Freuden und kleinen Leiden der Kindheit, das Großmutterstübchen hat ein Wort der Belehrung für jede wißbegierige Frage, eine liebevolle Ermahnung für jeden reuigen kleinen Sünder, einen frommen Kernspruch für jeden Sonntagmorgen, wenn die Glocken zur Kirche rufen, ein Lächeln für jeden Kindercherz, einen Trost für jeden kindlichen Kummer, und erscheinen ungebetene Gäste — Eigensinn, Unart, üble Laune, die selbst nicht weiß, was sie will, so können sie sich darauf verlassen, ihnen wird unverblümt die heilsame, gerade, durchfahrende Wahrheit zu theil.

Nur eine Zeit ist, wenn die Kinder nicht kommen sollen, gleich nach Tische während der Mittagsruhe. „Et! die Großmutter schläft.“ Die Thüre drückt sich leise wieder zu, wie tief beschämt über die Unachtsamkeit, so leise, als ließe sich durch reuevolle Sanftheit des Rückzuges die Störung ungeschehen machen.

Sonst ist im Großmutterstübchen zu jeder Tageszeit Empfangstunde, und Besuch um so willkommener, als die Großmutter selbst fast gar nicht mehr ausgeht. Sogar zu den eigenen Kindern kommt sie äußerst selten einmal.

„Großchen, kommst du heute zu uns? Wenn dir das Treppensteigen schwer fällt, wir tragen dich.“

„Ich weiß, ihr habt über Riesenkräfte zu verfügen.“

„Einziges, bestes Großchen, thu' uns die Liebe!“

„Nun, nun, erdrückt mich nur nicht mit euren Umarmungen, dann kann ich gewiß nicht kommen.“

„Wir sind dir ja nur so unmenschlich gut, Großchen!“

In der That, wenn zärtlichstes Schmeicheln und Streicheln, Handküsse und Fußfälle einigermassen für den Ausdruck unmenschlichen Gutsseins gelten können, so darf die Aufrichtigkeit der geäußerten Gesinnung nicht bezweifelt werden.

„Denke doch an den Weihnachtsabend, wie gut es da ging und wie es dir so wohl bekam!“

Damals hatte die Großmutter den Bitten nachgegeben; sogleich lief die Nachricht durch das ganze Haus, und die Kinder kamen eins nach dem andern heraufgesprungen, sich durch eigenen Augenschein zu überführen, daß es kein schwindelhaftes Gerücht sei. Nein, es war wirklich die Wahrheit. Keines konnte genug rühmen, wie „hübsch es der Großchen liebe“ im glänzenden Seidenrocke, und wie sie lange nicht so wohl und klar aus den Augen gliebt. Ein jedes wollte den geliebten Ehrengast beim Gange die Treppe hinab führen, stützen, das

umhüllende Tuch noch dichter zusammenziehen, vorlaufend die Thüren öffnen oder ungehörig offen stehende Thüren schließen, damit keine Idee eines Zugluftschens die Passage unsicher mache, und wenn gar nichts Positives zur Förderung des so freudig begrüßten Unternehmens beizutragen übrig blieb, der gab wenigstens, um seine herzlichste Theilnahme zu bekunden, dem Zuge das Ehrengelait.

Einen einzigen Fehler hat das Giebelstübchen der Großmutter: man kommt nicht so leicht daraus fort. Da heißt es dann: „Bleibe doch ein bißchen,“ oder „ihr wollt schon wieder laufen?“ oder „wer weiß, wie lange ihr mich noch habt,“ oder „ja, was ich doch sagen wollte,“ oder „warte wenigstens, bis ich die Nadel abgestrickt, den Strumpf zugemacht“ und was sich sonst immer an liebenswürdigen Vorwänden erfinden läßt.

Ja, die Großmutter hat ganz Recht, sie ist so alt und schwach, sie kann den Kindern nicht mehr viel sein, sie selbst sagt das, also muß es wohl wahr sein. Und doch — ihr Giebelstübchen mit seiner traulichen Enge, mit seinem behaglichen Stilleben des Alters, mit seinen sonnigen Morgenstunden, mit seinen gastlichen Familienabenden zur Winterszeit, während im Sommer schattige Baumwipfel vor seinen Fenstern rauschen und ferner Lerchensang herüber tönt, mit seinem altherwürdigen Hausrath, der längst wie zu lebendiger Einheit zusammenwuchs und gleichsam eine Art monumentaler Familiengeschichte darstellt, das Großmutterstübchen mit seiner harmlosen Heiterkeit, seiner Groß und Klein verwöhnenden Nachsicht, mit seinem reichen Schatze von Erfahrung und Lebensweisheit, ist allen, die mit Kindesrechten darin ein- und ausgehen, der Heimat heimattichste Stätte, der gemüthlichste Raum — in unseren vier Wänden.

d. Toga virilis.

„Ferdinand — komm 'mal her! Der Meister Nidelhart ist hier und wird dir Maß nehmen, aber nicht für dich, bilde dir nur nichts ein! Hans Engelrechts' Geburtstag ist nächstens, und da ihr gleicher Größe seid, soll ihm ein neues Habit nach deinem Maß gemacht werden — daß er nichts merkt.“

„Ja so — ja so, kleiner Musje!“ bekräftigte Meister Nidelhart.

„Nun steige auf den Stuhl — Hopp! —“

„Bitte, heben Sie den Arm auf, Musje Ferdinand! Höher, aber auch nicht zu hoch — noch etwas mehr gekrümm! So, so — sehr schön!“ Und schon war die Armlänge gemessen, schon schnappte die Scheere, um das Reichen einzuschneiden in den zusammengenähten Papierstreifen: — knipps, knipps, knipps! Meister Nidelhart kannte noch nicht die eleganten Maßriemen von lackirtem Leder, wie sie die Herren Kleiderfabrikanten jetzt führen.

Der kleine Ferdinand war wie im Traum. Hans Engelrecht sollte Jacke und Hosen kriegen, ihm aber wurde Maß genommen — und außerdem „Musje“ genannt zu werden! Das war etwas zu viel auf einmal.

„Aber doch nur ja recht vollkommen, lieber Meister!“

„Ganz wohl, ich lege auch noch ein.“

„Denn die Engelrecht'schen Jungen schießen in die Höhe, wie das Kraut nach dem Regen.“

Dabei lächelte der Vater wieder so besonders, und der Meister Nidelhart lächelte gleichfalls — also lächelte Ferdinandchen auch, ohne sich recht klar zu sein, warum. Die Sache war ihm doch sehr wunderlich.

Jetzt nahm der Meister das Rückenmaß, erst quer über die Schulterblätter, dann schräge hinab über's ganze Kreuz. Und wieder ging's: knipps, knipps! — Die närrische Scheere! Es klang gar so lustig.

Dann wurde der Papierstreif um die Hüften gelegt, wobei der kleine Musje die dem guten Alten eigenthümliche Atmosphäre, in welcher Schmutztabakdunst vorherrschte, in vollen Zügen genoss und staunend wahrnahm, wie sein schwerfälliger Athem das schwarzseidene Vorhemdchen und die schwarze, etwas abgetragene Tuchweste hob und senkte. Meister Nidelhart betrachtete das Resultat des Taillenmaßes prüfend durch die großen runden Brillengläser, neben denen er immer so komisch vorbeiblickte, schüttelte den Kopf und wiederholte die Prozedur.

„Doch richtig!“ Knipps, knipps, knipps! — Es war bald nach dem Essen.

„Wollen Sie gefälligst die Höschen mehr heraufziehen, Musje Ferdinand!“ sagte der Meister, indem er das Wort „Höschen“ im Tone eines gewissen mitleidigen Wohlwollens sprach. Die eigentliche Hose war für ihn erst das von Männern für Männer gefertigte Beinleid, und Ferdinand's bisherige Tracht gehörte allerdings nicht zu dieser stolzen Gattung. Während Ferdinand oben anzog, stemmte des Meisters Daumen in der bekannten Manier das eine Ende des Maßriemens fest ein, das andere Ende aber reichte die ganze Beinlänge hinunter bis auf das schwarze Stiefelschnäuzchen, zu dem der kleine Musje dabei höchst ehrbar hinabblückte.

Die Ermittlung der Schenkelweite, und was sonst noch geschah, kam gegen die durchschlagende Bedeutung dieses eben geschiderten Aktes wenig in Betracht.

„Gehorsamer Diener!“ sagte der Meister und machte einen tiefen Blickling vor dem kleinen Musje — was ihm auch noch nicht oft in seinem Leben passirt war.

„So, nun brauchen wir dich nicht mehr, du kannst wieder gehen,“ sagte der Vater und hob Ferdinand vom Stuhle. „Ich habe noch was mit dem Meister Nidelhart zu sprechen.“

Ferdinand lief nach dem Garten, kam aber bald in's Haus zurück, und nachdem er eine Weile unschlüssig im Flur gestanden, ging er in die Gesindestube, um sich an eins der Mädchen zu wenden.

„Mine, arbeitet der Meister Nidelhart gut — macht er gut Hofen?“

„Ja, mein Jungchen, ich denke, der Meister Nidelhart macht gut Hofen.“

„Wald kam er zum zweitenmal: „Mine, werden Tuchhofen oben an der Jacke angeknöpft, oder bekommt man Tragebänder dazu?“

„Ja, mein Jungchen, was weiß ich von Tuchhofen! da frage du deine Brüder.“

Aber Ferdinand hatte sein ganzes Vertrauen in dieser zarten Angelegenheit auf Mine gesetzt. Und es währte nicht lange, so stand er zum drittenmal vor ihr, die Hände sinnig auf dem Rücken. „Mine, ich will dich 'mal was fragen, aber du mußt es mir auch sagen!“

„Na was denn?“

„Haben Tuchhofen Schnallen hinten?“

„Nun seh' einer den Jungen! Was er mich mit den verdammten Tuchhofen quält! Freilich haben Tuchhofen hinten Schnallen. Aber jetzt laß mich auch in Ruhe!“

Da lachte der kleine Musje, daß sich die Mädchen platzstramm spannten von einem Ohr zum andern.

Der Spitzbube war nach längerem Simuliren zu dem verwegenen Schluß geblieben: am Ende könnte ihm das Maß doch in seinem eigenen persönlichen Interesse genommen sein.

Und möglich war das allerdings.

e. Gleicher Stärke.

„Nein, das ist nichts. Faßt euch ordentlich!“ Und sie faßten sich ordentlich, mit dem Ausdruck ernstster Bedächtigkeit in den Gesichtern; es war eine Ehrensache, es galt, alle Kraft einzusetzen. Vorher sah man die beiden wie junge Hähnchen gegen einander aufspringen, ein paar bösende Schubstöße von der Seite wechseln und sich vierhändig an den Fadenklappen schütteln.

Die andern schlossen einen Kreis, und nun begann der regelrechte Ringkampf.

Scholten, der etwas voraus war und beinspreizend über die Brellspähle setzte, gab das sofort auf, als er bemerkte, was vorging, und Hoppe, der Schmetterlingsjäger, machte es auch so, obgleich er eben auf dem Grasstücke am Wege hinter einem schönen Zitronenvogel her schlich; vorsichtig hielt er schon den Strohhut bereit zum Überbedecken, doch nun ließ er Schmetterling Schmetterling sein und kam mit Scholten zugleich eiligst zurück. Nichts geht über das Bergnütigen, Kampfzeuge zu sein — es wäre denn, selbst als Held auf dem Plan zu stehen.

Der kleine Pohl piß leichtfertig durch die Zähne und wippte mit dem Fuß dazu, als ob er die Sache obenhin nehme, ohne jedoch den Blick auch nur einen Moment abzuwenden.

Breitspurig, die Hände, die er unter dem ausgenommenen Wämschen durchgestreift hatte, in die Seitentasche versenkend, stand Hübnier da. — Ich führe die patigen kleinen Kerle absichtlich mit ihren Vatersnamen vor; „traut Hänschen“ und „lieb Frischchen“ gehört in die Kinderstube, aber nicht in die Elementarklasse, welche die selbständigen jungen Männer bereits besuchten. Horn fuhr fort, seine Stachelbeeren zu essen, allein eine gewisse zerstreute, mehr mechanische Art, wie er die Beeren in den Mund schob und Kerne und Hülsen wieder ausspuckte, bewies, daß dieser nebenhergehende Genuß sein Interesse an dem fesselnden Schauspiel selbst nicht im mindesten schmälerte.

Meier's Antheil war freilich ungleich lebendiger. Mißbilligend stampfte er mit den Füßen, wenn sein Freund zu unterliegen schien, voll Ungeduld klappte er die Hacken aneinander, wenn dieser seinen Vortheil nicht wahrnahm, und um seinen Muth neu anzufachen, rief er: „Nur zu — nimm ihn — wickle ihn — gib ihm tüchtig!“ ohne zu bedenken, daß es unter Umständen viel leichter ist, einen solchen energischen Rath zu ertheilen, als zu befolgen.

Der junge Wiedemann aber, im fliederfarbenen Sommeranzuge, die Daumen in die Armellöcher der Weste gesteckt, den Kopf prüfend zur Seite geneigt und mit klein gemachten Augen, wie zur Verschärfung des Gesichts, obwohl er nicht kurzichtig war, behandelte die Sache mit jener Mischung von geschäftsmäßigem Ernst und leichtem Wesen, die sich am besten schiat für eine — noble Passion.

Unterdessen schwannten die beiden Gestalten der kleinen Ringkämpfer noch immer fest verschränkt hin und her. Als Meier dem von ihm begünstigten Theile eine kleine Hilfe geben wollte — nur mit antippendem Finger, schrien alle wie aus einem Munde: „Laß sie, laß sie — du läßt sie!“ Der unberufene Helfer wurde mit einigen entsprechenden Rucken und Büßen

auf den Standpunkt der Nichtmischung zurückgeführt und die Sache hatte weiter ihren ehrlichen Fortgang.

Bald suchten die kleinen Ringer, wippend und kippend, sich aus dem Gleichgewicht zu bringen, bald durch einen Druck der Hände und umschlingenden Arme den Rücken des Gegners einzubiegen und so einer den andern „unterzubekommen“. Bald war es ein Wurf rechts herum, bald ein Schwung links um. Bald stemmten sich die Beine, breit auseinander gesperrt, gegen den Boden, bald schleiften die Sohlen mit vergeblichem Strämmen an der Erde hin, wühlten den Sand auf und zogen, nicht zur Verbesserung des Schuhwerks, auch das Oberleder mit in den Conflict. Und wie gut, daß die Figuren rausluftiger kleiner Jungen nicht von Glas sind! Sie hätten sonst unfehlbar abbrechen müssen. So aber gaben die geschmeidigen Glieder nach und schnellten, elastisch wie Damascener Stahl, immer wieder zurück, wenn die zwingende Gewalt nachließ.

Eben sollte ein neuer Gang beginnen, als Wiedemann mit einem Achselzucken der Selbstverständlichkeit ausrief: „Sie thun sich ja nichts!“ und sein unparteiisches Urtheil fand allgemeine Zustimmung: „Ja wohl, sie sind gleicher Stärke!“ —

Die beiden selbst waren es auch zufrieden, ließen sich los, strichen die Haare aus den erhitzten Gesichtern, zogen die weit über den Gürtel heraufgerutschten Röckchen zurecht und hoben ihre Bücher wieder von der Erde auf, wo der Wind so lange ungenirt darin hatte blättern dürfen — damit der Schulstaub verflöge.

Dann stob der ganze Schwarm lachend und schreiend auseinander. Tüchtig Spektakel machen gehörte auch mit dazu.

Es ist nicht anders. Wie die Mädchen nicht müde werden, Hausfrau und Mutter zu spielen, und beim Kommen und Gehen nicht leicht unterlassen, sich zärtlich zu küssen, so gipfelt die Knabenlust am liebsten in lärmenden, kraftprobenden Kampfspielen. —

„Was macht ihr denn immer, Ferdinand, wenn du Sonntags zu Richter's gehst?“
„Ei, Papa — wir prügeln uns.“



Register.

- Abraham a Santa Clara, I. 226.
 Agricola, I. 143.
 Albert, H., I. 179.
 Albers, I. 151.
 Alexanderlied, I. 59.
 Alexis, B. II. 341.
 Almetz, II. 410.
 Amis, Pfafe, I. 77.
 Andersen, II. 172.
 Andrea, Val., I. 173.
 Angelus Silefuf, I. 219.
 Arndt, E. M., II. 104.
 — Job, I. 160.
 v. Arnim, Achim, II. 42.
 — Bettina, II. 41.
 Auerbach, II. 353.
 v. Auersperg, II. 221.
 Aventinus (Zimmayer), I. 158.
 Ayler, I. 152.
 Bant, II. 411.
 Barkhufen, I. 95.
 Beer, Michael, II. 280.
 Bedt, II. 405.
 Beder, R., II. 405.
 Benzel-Sternau, II. 70.
 Bertbold v. Regensburg, I. 91.
 Becheidenheit des Freidank, I. 86.
 v. Birken, I. 192.
 Bignus, II. 338.
 Bedenstedt, II. 259.
 Bolmer, I. 238.
 Böttger, II. 410.
 Böhme, I. 218.
 Börne, II. 213.
 Borer, I. 89.
 Brant, Seb., I. 101.
 Brentano, II. 36 u. ff.
 Brodes, I. 215.
 Bube, II. 409.
 Buch der Abenteurer, I. 95.
 — der Liebe, I. 159.
 Bünger, I. 318.
 Cato, der Sterbende, I. 289.
 v. Camis, I. 213.
 v. Chamisso, II. 60.
 v. Chezy, II. 388.
 Claudius, I. 325.
 Collin, II. 116.
 Cramer, I. 257.
 v. Cronqvist, I. 262.
 Creizenach, II. 411.
 Dack, I. 177.
 Dahlmann, II. 182.
 Decius, I. 111.
 Dieffenbach, II. 423.
 Dietmar von Aik, I. 78.
 Dilia Helena, II. 425.
 Dingelstedt, II. 257.
 Dräcker-Mantred, II. 398.
 Droste-Hülshof, II. 389.
 Drosfen, II. 191.
 Eberhard, I. 403.
 Ebert, J. A., I. 259.
 — K. C., II. 395.
 Eden-Ausfahrt, I. 13.
 Edelstein, der, I. 89.
 Edel, C., II. 425.
 v. Eichenbort, II. 59.
 Eckhard, I. 7.
 Enbrulat, II. 409.
 Engel, I. 384.
 Enßlin, II. 422.
 Eved, I. 46.
 Evangelienharmonie, altsächf., I. 5.
 — Liefrieds, I. 6.
 Faustnachtsspiele, I. 130. 152.
 Faust, Doctor, I. 168.
 Feuchtersleben, II. 395.
 Fichte, I. 465.
 Fischart, I. 140.
 Fischer, II. 411.
 Fleming, I. 175.
 Flös und Blanffos, I. 45.
 Fontane, II. 407.
 Forster, J. G., I. 456.
 Fouque, II. 53.
 Frank, Seb., I. 203.
 Frankfurter, I. 100.
 Franz, Agnes, II. 419.
 Krauenlob, I. 86.
 Freidank, I. 86.
 Freiligrath, II. 250.
 Freitag, II. 310.
 Fröblich, A. C., II. 390.
 — Karl, II. 423.
 Frofchmäufler, I. 147.
 Frundsberg, I. 108.
 Fürterer, I. 122.
 Garbe, I. 390.
 Gast, der wälfche, I. 88.
 v. Gaudy, II. 387.
 Gebet des Herrn bei Mifal, I. 1.
 — in 8. Jahrb. I. 1., in 11.
 — Jahrb. I. 7.
 Geibel, II. 228.
 Geiler v. Kaisersberg, I. 101.
 Gellert, I. 248.
 Gerhard, der gute, I. 72.
 — Paul, I. 183.
 Gerod, II. 400.
 Gerfenberg, I. 310.
 Gefner, I. 353.
 Gilm, II. 399.
 Gilm, I. 273.
 Gluckefüre, I. 42.
 Gluckhoff Schiff, I. 140.
 v. Godding, I. 390.
 v. Goethe, I. 493.
 Götz, I. 279.
 Gottfried v. Straßburg, I. 48. 81.
 Gotthelf, II. 338.
 Gottschall, II. 327.
 Gottfche, I. 233.
 Grabbe, II. 121.
 Gregor auf dem Stein, I. 60.
 Gripenkerl, II. 295.
 Grillparzer, II. 87.
 Grimm, Gebr., II. 169.
 v. Grimmelshausen, I. 225.
 Groth, II. 402.
 Gruppe, II. 397.
 Grim, II. 221.
 Grpphuf, I. 196.
 Gudrunlied, I. 37.
 Güll, II. 416.
 Günther, I. 213.
 Gutlow, II. 298.
 Häring, W., II. 341.
 v. Haedorn, I. 242.
 Hagenbach, II. 397.
 Hahn-Hahn, II. 366.
 v. Haller, I. 240.
 Palm, II. 285.
 Samann, I. 293.
 Samerling, II. 272.
 Hammer, J., II. 403.
 v. Hardenberg, II. 48.
 Harsbüfer, I. 191.
 Hartmann v. d. Aue, I. 46. 47. 60.
 Hartmann, II. 405.
 Hauff, II. 345.
 Haug, I. 397.
 Hebbel, II. 300.
 Hebel, I. 398.
 Hegel, II. 204.
 Heine, II. 210 u. ff.
 Heinrich, der arme, I. 62.
 Heinrich VI., Kaiser, I. 79.
 — von Meifen, I. 86.
 — von Weßel, I. 80.
 Helldenk, I. 92.
 Helianb, I. 5.
 Henfel, P., II. 424.
 v. Herber, I. 416.
 Hermann, R., I. 110.
 Herwegh, II. 255.
 Hey, II. 415.
 — Heße, P., II. 362.
 Hildebrandslied, I. 1.
 — jüngerer, I. 92.
 v. Hippel, I. 410.
 Hölberlin, II. 81.
 Hölzl, I. 334.
 Hörner-Siegfried, I. 21.
 Hoffmann, C. L., II. 95.
 Hoffmann v. Fallersleben, II. 232.
 Hoffmannswaldau, Hoffmann v., I. 205.
 v. Holtei, II. 389.
 Hövner, II. 414.
 v. Houwald, II. 130.
 Hugo v. Trimberg, I. 90.
 v. Humboldt, W., I. 459.
 — A., I. 461.
 v. Hutten, I. 125.
 Jacobi, J. G., I. 279.
 — Fr. P., I. 298.
 Jean Paul, I. 435.
 Jelland, I. 481.
 Zimmermann, II. 111.
 Jung-Stilling, I. 295.
 Jwein, I. 47.
 Kästner, I. 256.
 Kant, I. 463.
 Karich, A. P., I. 277.
 Kadpar v. d. Iren, I. 93.
 Kerner, II. 155.
 Kerner, I. 108.
 Kinkel, II. 249.
 Kirchenlied, I. 103.
 Klai, I. 194.
 v. Kleift, C. E., I. 272.
 v. Kleift, S., II. 47.
 Klette, II. 421.
 v. Klingner, I. 346.
 Klopftod, I. 299.
 Knapp, II. 151.
 Knaut, I. 108.
 Körner, Th., II. 107.
 Konrad, Baffe, I. 43.
 — Flecke, I. 45.
 — von Würzburg, I. 74.
 Koplich, II. 234.
 Reichardt, I. 180.
 Roßgarten, I. 399.
 v. Roßebue, I. 468.
 Stummacher, I. 407.

- Kirenberg, I. 79.
 Kugler, II. 394.
 Kalendach, I. 165.
 Kamprecht, Paffe, I. 59.
 Kangbein, I. 396.
 Kaube, II. 288.
 Kawremberg, I. 224.
 Kaurin, König, I. 14.
 Kavater, I. 296.
 v. Keibitz, I. 230.
 Keifenwig, I. 342.
 Kenau, II. 216.
 v. Koppel, II. 414.
 Kessing, I. 353.
 Kewald, Fanny, II. 368.
 Kichtenberg, I. 414.
 Kichtner, I. 393.
 Kingg, II. 406.
 Kiscow, I. 244.
 Kövenstein, II. 423.
 v. Kogau, I. 181.
 Kobengrin, I. 58.
 v. Kobenstein, I. 209.
 Kubwig, II. 305.
 Kubwigslieb, I. 3.
 Kutter, I. 114.
 Mahlmann, I. 409.
 Marggraff, II. 414.
 Marner, I. 81.
 Matthesius, I. 118.
 v. Matthison, I. 400.
 Meistergeränge, I. 103.
 Meißner, II. 265.
 Meubelsobn, I. 380.
 Meringarto, I. 12.
 Meyr, Reichard, II. 358.
 Müller, I. 331.
 Mürde, II. 157.
 Mürer, A., II. 409.
 — J., I. 453.
 Mommien, II. 194.
 Mofcherofch, I. 223.
 Mosen, II. 240.
 Mosenthal, II. 322.
 Müllner, Joh. v., I. 455.
 — Friedr., I. 350.
 — W., II. 79.
 — Wolfgang, II. 403.
 Müllner, II. 89.
 v. Münch-Bellinghausen, II. 385.
 Murner, I. 89.
 Musäus, I. 488.
 Muspilli, I. 4.
 Narrenbeschwörung, I. 139.
 Narrenschiff, I. 101.
 Neubeck, I. 406.
 Neumark, I. 187.
 Nibelungenlied, I. 28.
 Nicolai, F., I. 371.
 — W., I. 111.
 Niembach v. Strehlenau, II. 216.
 Nithart, I. 83.
 Novatis, II. 48.
 Ohlenschläger, II. 127.
 Opitz, I. 173.
 Otfried, I. 6.
 Otto IV. von Brandenburg, I. 86.
 Parnival, I. 49.
 Paffe vom Stalenberg, I. 100.
 Parnarius, II. 390.
 Pfeffel, I. 394.
 Pünzing, I. 94.
 Püser, G., II. 156.
 v. Platen-Gallermünde, II. 133 u. ff.
 v. Plömmes, II. 394.
 Pock, II. 419.
 Priameln, I. 104.
 Prutz, II. 247.
 v. Puttitz, II. 331.
 Rabener, I. 254.
 Rabenschlacht, I. 16.
 Rachel, I. 189.
 Ramler, I. 278.
 Rante, II. 185.
 v. Raumer, II. 177.
 Raupach, II. 277.
 v. Redwitz, II. 268.
 Reichenau, R., II. 426.
 Reineke Bos, I. 95.
 Reuthart der Fuchs, I. 42.
 Reinick, II. 237.
 Reinmar der Alte, I. 80.
 Reinmar der Zweite, I. 20.
 Renner, der, I. 90.
 Reuter, II. 375.
 Richter, Jean Paul, I. 435.
 Ringwaldt, I. 146.
 Riß, I. 187.
 Rittershaus, II. 408.
 Robertin, I. 180.
 Rosenberg, II. 410.
 Rolandslieb oder Roncevalschlacht,
 I. 43.
 Rosenhagen, I. 147.
 Rojengarten, großer, I. 17.
 — kleiner, I. 14.
 Roquette, II. 268.
 Rother, König, I. 25.
 Rudolf von Ems, I. 72.
 Rüder, II. 157 u. ff.
 Sachs, Hans, I. 127.
 v. Sals, I. 401.
 v. Sallet, II. 402.
 Salomon und Morolf, I. 75.
 Schalling, I. 112.
 Schaffel, J., I. 7. II. 370.
 Schefer, II. 401.
 Scheffler, I. 219.
 v. Schelling, II. 203.
 v. Schenkendorf, II. 109.
 Scherenberg, II. 241.
 Scherwin, II. 418.
 Schildbürger, I. 165.
 v. Schiffer, I. 530.
 Schlegel, A. W. v., II. 1 u. ff.
 — F. v., II. 7.
 — J. A., I. 257.
 Schreiermacher, II. 196.
 Schloffer, II. 174.
 Schlömbach, II. 412.
 Schmidt von Lübeck, I. 407.
 — Berneuchen, I. 410.
 Schopenbauer, A., II. 206.
 Schubar, I. 307.
 Schulz, G., II. 57.
 Schupp, I. 221.
 Schwab, II. 152.
 Schwieger, I. 188.
 Seume, I. 448.
 Siebel, II. 413.
 Siegfried, Hörnerne, I. 21.
 Simrock, I. 13 u. ff. II. 393.
 Smetz, II. 387.
 v. Speer, I. 216.
 Spener, I. 246.
 Spratus, I. 109.
 Spurbogel, I. 79.
 Spielhagen, II. 380.
 Spiller von Sauerhahn, II. 407.
 Spitta, II. 392.
 Stelter, II. 413.
 Stürer, II. 349.
 Stilling, I. 295.
 Stöber, Ad., II. 413.
 v. Stolberg, R., I. 332.
 Storm, II. 261.
 v. Strachwitz, II. 406.
 Strauß, F., II. 393.
 Stricker, I. 77.
 Sturm, II. 399.
 v. Sybel, II. 187.
 Tempelrei, II. 413.
 Teufand, I. 94.
 Tilo, I. 181.
 Thomasin v. Zerlar, I. 88.
 Thümmel, I. 291.
 Tied, II. 12 u. ff.
 Tieboe, I. 395.
 Till Eulenspiegel, I. 164.
 Titurel, I. 56.
 Tis, I. 180.
 Träger, II. 412.
 Tristan und Isolde, I. 48.
 Trojanischer Krieg, I. 74.
 Truhbi, I. 159.
 Turmayer, I. 158.
 Uhlant, II. 140 u. ff.
 Urtas, I. 1.
 Ulrich v. Pöhlstein, I. 84.
 Usteri, I. 402.
 U., I. 276.
 Varnhagen v. Ense, II. 180.
 Vöge, Mich., I. 111.
 Vogt, II. 391.
 Volkstücker, I. 103.
 Voss, I. 335.
 Vackernaet, II. 398.
 Wagner, G., I. 443.
 Waldmüller, II. 412.
 Waldis, Burkard, I. 149.
 Wälsche Gast, I. 88.
 Waltarilied (Walthar v. Aquitanien)
 I. 7.
 Walthar v. d. Vogelweide, I. 82. 86.
 Wartburgkrieg, I. 84.
 Weise, Christ., I. 228.
 Weis, Mich., I. 110.
 — Chr. Felix, I. 375.
 Weckertin, I. 172.
 Werner, J., II. 84.
 Wernicke (Wamke), I. 212.
 Wieland, I. 280.
 Willmann, I. 395.
 Windelmann, I. 383.
 Wittenbergische Nachtigall, I. 133.
 v. Wolff, I. 232.
 Wolfram v. Eschenbach, I. 49. 56.
 Zacharia, I. 260.
 v. Zedlig, II. 245.
 v. Zelen, I. 190.
 v. Ziegler und Klipphausen, I. 210.
 Zischede, II. 74.
 Zingst, I. 195.
 Zimmermann, J. G., I. 267.

MS. 1

Biblioteka WSP Kielce



0163634